MORGENBLATT FÜR GEBILDETE STÄNDE

Digitized by Google

4° Per. 15 (1,1

Digitized by Google

<36603446110012

<36603446110012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Erſter Jahrgang.

1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Januar.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nieſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollona
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtok.

Im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Grosbritannien, ꝛc. — Kleine Aufſäze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte — Gedrängte Auszüge aus ſeltnen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſezungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunſt, Gartenkunſt, ꝛc. Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedrukten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedrukte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen, ꝛc.

V. Kleine Reiſe-Beſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſäze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyriſche Aufſäze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen. Räthſel. Charaden und dergl.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beilagen von Zeichnungen, Kupferſtichen, muſikaliſchen Kompoſitionen, ꝛc. gegeben. In beſondern Intelligenz-Blättern wird die neueſte Literatur, ſo wie andre Anzeigen, bekannt gemacht werden.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige. Am Schluſſe des Jahrs wird ein Regiſter folgen.

Man verbindet ſich nur auf ein halbes Jahr für den Preis von 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthl. Sächſiſch, wofür man auf jedem Poſtamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kan. Die Haupt-Spedition hat das Königliche Ober-Poſtamt in Stuttgart übernommen, das ſolche Verabredungen getroffen hat, daß das Morgenblatt auch in Ulm, Augsburg, München, Schafhauſen, ſo wie in Heidelberg, Mannheim und Frankfurt am Main ꝛc. für den beſagten Preis von 7 fl. 30 kr. der halbe Jahrgang zu haben iſt.

Die HH. Korreſpondenten belieben Ihre Briefe zu addreſſiren an

die Redaktion des Morgenblatts in Stuttgart.

152

Inhalt.

Januar

Nro. 1. Abſchieds=Rede bei dem künftigen Schluſſe des Morgenblatts. Von Jean Paul.

Nro. 2. Kunſt (Danneckers Traum.) — Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache. — Preiß=Aufgaben. — Petrarch und die ſchönen Köllnerinnen. — Epigramme: Europa, von Pfeffel. Hülfe in Noth, von Haug. Gelöste Widerſprüche, von ebendemſelben. An Bavs Sohn, bei einer Feuersbrunſt. — Korreſpondenz=Nachrichten aus Paris, Wien, Berlin, Leipzig. — Literariſche Notiz. — Beilage: 4 Skizzen, von Danneker.

Nro. 3. An die Leſer des Morgenblatts, von Böttiger. — Gemälde von Neapel. — Lichtenberg an Gleim über Bliz=Ableiter. — Anekdote.

Nro. 4. An die Leſer des Morgenblatts, (Fortſezung.) — Klage der Jahrzahl 1806 an die Herrn und Damen, die ſie mit ihrer Vorgängerin zu verwechſeln pflegen. — Das deutſche Sonett. — Korreſpondenz=Nachrichten aus Halle, Paris.

Nro. 5. Götterbekenntniſſe. — Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher u. ſ. w. (Fortſezung.) — Gemälde von Neapel, (Fortſezung.) — Garrik im Lager. — Ordre des Generals Friant. — Miszellen. — Korreſpondenz=Nachrichten aus Paris, Regensburg. — Literariſche Nachrichten aus England.

Nro. 6. Ernſt Moriz Arndts Reiſe durch Schweden im Jahr 1804. — Schreiben einer Dame an den Herausgeber des Morgenblatts. — Rettung Raphaels. — Die Schöpfung der Roſe. — Charaden. — Korreſpondenz=Nachrichten aus London, Dresden, Karlsruhe.

Nro. 7. Verkauf der Gips=Abgüſſe von antiken Kunſtwerken in Paris. — Arndts Reiſe durch Schweden, (Beſchluß). — Aphorismen, von Ernſt Wagner. — Auszüge aus den Memoires Ludwigs XVI. — Epigramme: Pigers Klagen. Der Fall bei Manchem, von Haug. — Korreſpondenz=Nachrichten aus Paris, und Amſterdam.

Nro. 8. Gemälde von Neapel, (Fortſezung.) — Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher u. ſ. w. (Fortſezung.) — Engliſcher Kunſtfleiß. — Etwas von Eduard Young. — Fragen. — An die Harfe. — Miszellen. — Korreſpondenz=Nachrichten aus Wien, Florenz.

Nro. 9. Reiſe nach dem Krater des Veſuvs im Juli 1806. — Verkauf der Gips=Abgüſſe von antiken Kunſtwerken in Paris, (Fortſezung.) — Le Caveau moderne. — Etwas über Marolles. — Gedanken. — Korreſpondenz=Nachricht aus Hamburg.

Nro. 10. Boerhave in ſeinem Alter. — Reiſe nach dem Krater des Veſuvs, (Beſchluß.) — Die Gleichgültigkeit. — Epigramme: Leſer und Recenſent. An die Mondbewohner. — Korreſpondenz=Nachricht aus Dresden.

Nro. 11. Ueber den Mißbrauch des Worts Neu. — Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher, (Fortſezung.) — Die lezten Abende des alten Jahrs in Paris, von Widemann. — Notizen. — Korreſpondenz=Nachrichten aus Karlsruhe, München.

Nro. 12. Die Perlen=Fiſcherei. — Ueber den Mißbrauch des Worts Neu, (Fortſezung.) — Opuscules poëtiques par Madame A. B. Dufrenoy. — Die lezten Abende des alten Jahrs in Paris, (Beſchluß.) — Miszellen. — Charade. Logogriphe. — Literariſche Rüge. — Auflöſung der Charaden in Nro. 6.

Digitized by Google

Nro. 13. Levana oder Erziehungslehre von Jean Paul, von Horſtig. — Die europäiſche Kolonie weiſſer Indianer an den Ufern des Ohio. — Verkauf der Gips-Abgüſſe, (Beſchluß.) — Korreſpondenz-Nachricht aus Wien.

Nro. 14. Ueber den Mißbrauch des Worts Neu, (Beſchluß.) — Ueberſicht der Taſchenbücher, (Fortſezung.) — Epigramme: Pegaſus und der Affe, von Pfeffel. Der verlorne Hund. — Ueber Mävs Trauerſpiel: Phaon, von Haug. — Charlotte, von ebendemſelben. — Phädra auf dem Stuttgarter Theater. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Dresden, Berlin.

Nro. 15. Ausſtellungen im Muſäum Napoleon im September 1806. — Muſikaliſche Incroyables. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin, Paris.

Nro. 16. Herzog Welf der Oheim Friderichs I. — Ueberſicht der Taſchenbücher, (Fortſezung.) — Epigramme: Das Werk unter der Preſſe. Erfüllung. Die Geſtirne und der Menſch. Vertheidigung, von Haug. — Korreſpondenz-Nachricht aus Karlsruhe.

Nro. 17. Ausſtellungen im Muſäum Napoleon, (Fortſezung.) — Beſteigung der Orteles-Spize im Tyrol. — Aphoriſmen, von Ernſt Wagner. — Korreſpondenz-Nachricht aus Karlsruhe.

Nro. 18. Ueberſicht der Taſchenbücher, (Fortſezung.) — Merkwürdige Beſtallung eines Vice-Präſidenten der Berliner Akademie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. — Engliſcher Kunſtfleiß. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Palermo, Wittenberg. — Charade. — Auflöſung der Charade und des Logogryphen in Nro. 12.

Nro. 19. Die alten Bardengeſänge. — Ausſtellungen im Muſäum Napoleon, (Fortſezung.) — Auſſerordentliche Regenten-Epochen. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wittenberg, Paris.

Nro. 20. Gröſſe und Kleinheit des Menſchen. — Ueberſicht der Taſchenbücher, (Fortſezung.) — Schweizeriſche Miszellen. — Epigramme: An den ungläubigen Rapax. An die Freundſchaft. Unmögliche Liebe. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien, Paris.

Nro. 21. Peſtalozzi's Journal für die Erziehung. — Epigrammatiſche Anthologie, herausgegeben von Carl Julius Schüz, Erſter Theil. — Mann und Weib. — Ueber Johannes von Müller. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Kopenhagen, Paris, Marburg.

Nro. 22. Ausſtellungen im Muſäum Napoleon, (Fortſezung.) — Ueberſicht der Taſchenbücher, (Fortſezung.) — Die Unſichtbaren. — Notizen — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, Amſterdam.

Nro. 23. Ueberſicht der Taſchenbücher, (Fortſezung.) — Swedenborg, ein Schädellehrer. — Verbeſſerung der Papiermacherkunſt. — Neuerfundene Lärm-Maſchine. — Briefe aus Paris, (Erſter Brief.) — Korreſpondenz-Nachricht aus Weimar. — Teutſche Karrikaturen. (Beilage, illum. Blatt.)

Nro. 24. Ein Wort über geiſtliche Muſik. — Ueberſicht der Taſchenbücher, (Fortſezung.) — Vermiſchte Bemerkungen über Schottland. — Genauer Anſchlag, Epigramm von Haug. — Leſſings Nathan in dem Schauſpielhauſe zu Stuttgart. — Notizen.

Nro. 25. Blume auf Hubers Grab. — Korreſpondenz-Nachrichten aus München, Paris. — Charaden. — Auflöſung der Charade in Nro. 18.

Nro. 26. Merkwürdiger phyſikaliſcher Verſuch. — Miſcellen nach Mes Riens, par Cuvelier. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Pyrmont, Dresden, Paris.

Nro. 27. Ein Bedürfniß unſrer Literatur. — Reflexionen, von Rommel. — Das Palais de Justice zu Paris. — Die beiden Eichen zu Dodona. Eine Fabel, von F. A. Krummacher. — Korreſpondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Einige Worte an die Leſer des Morgenblatts, beim Schluſſe des erſten Monats.

Digitized by Google

Inhalt.

Nro. 28. Preis-Aufgaben für die bildenden Künſte. — Individualitäten aus und über Paris, von C. F. Cramer, 1. Heſt. — Miszellen aus Hamburg. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 29. Ueberſicht der Taſchenbücher, (Fortſezung.) — Voß an den Verleger des Morgenblatts. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 30. Ueber die Grüße von C. A. Krummacher. — Les Bucoliques de Virgile. — Miszellen aus Hamburg, (Beſchluß.) — Epigramme: Die Schrekliche. Zwei Thoren, von Haug. Die Gefährliche, von ebendemſelben. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 31. Ueber die Grüße (Fortſezung.) — Ueberſicht der Taſchenbücher, (Fortſezung.) — Notizen.

Nro. 32. Kutuſow. — Dülon, der blinde Flötenſpieler. — Das Anerbieten des H. von Högelmüller bei ſeiner orientaliſchen Reiſe, von Böttiger. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, Tübingen. — Charaden. — Auflöſung der Charade in Nro. 25.

Nro. 33. Der Abſchied, Romanze von Auguſt Kuhn. — Dülon der blinde Flötenſpieler, (Beſchluß.) — Züge aus Fox Leben. — Epigramm: An Bella, von Haug. — Korreſpondenz-Nachricht aus der Schweiz.

Nro. 34. Ueberſicht der Taſchenbücher, (Fortſezung.) — Briefe über den wiſſenſchaftlichen und literariſchen Zuſtand Frankreichs. Erſter Brief: Ueber die öffentliche Sizung der erſten Klaſſe des National-Inſtituts ꝛc. — Neue Erziehungs-Anſtalten in Spanien. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 35. Künſtler-Gefühle von H. J. von Collin. — Epigramme: Zwei Kornähren. Feſter Charakter, von Haug. — Samuel Foote. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Hamburg, Kaſſel, Braunſchweig, Erfurt.

Nro. 36. Ueber die Grüße, (Beſchluß.) — Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, von Auguſt Kuhn. — Galerie antique. — Briefe über Wien. Erſter und Zweiter. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 37. Kallirøe, Tragödie. — Baurs Biographieen. — Theater-Nachrichten aus Berlin, von Kuhn. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Braunſchweig, Paris.

Nro. 38. Ueberſicht der Taſchenbücher, (Fortſezung.) — Guidos Klage, von Haug. — Der Zürcher Gelehrten und Künſtler Geſellſchaften für die Jugend. — Miszellen aus Nord-Amerika. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Heidelberg.

Nro. 39. Ueberſicht der Taſchenbücher, (Beſchluß.) Briefe über Wien, Dritter. — Ueber das Trauerſpiel Graf von Eſſex, und deſſen Aufführung in Stuttgart. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien, Paris. — Charaden. — Auflöſung der Charaden in Nro. 25 und 32.

Nro. 40. Das literariſche Jahrhundert Ludwigs XIV. Ein Fragment aus dem Manuſcripte des ſechsten Bandes von Bouterwecks Geſchichte der neuern Poeſie und Beredſamkeit. — Die Künſte des Friedens. — Weidners Scherzrede. — Gall in Heidelberg.

Nro. 41. Das literariſche Jahrhundert Ludwigs XIV. (Fortſezung.) — Die Blumen. — Die Künſte des Friedens, (Beſchluß.) — Epigramme: Taſſo. Clärchens Alter. Der Sandelbaum. Wunſch, von Haug. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien, Baſel, Oldendorf.

Digitized by Google

Nro. 42. Das literariſche Jahrhundert Ludwigs XIV. (Fortſezung.) — A. W. Ifflands Theater-Almanach auf 1807, von Auguſt Klingemann. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin, Frankfurt am Main.

Nro. 43. Das literariſche Jahrhundert Ludwigs XIV. (Fortſezung.) — Ueber die Todes-Anzeigen in den Zeitungen, von W. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Frankfurt am Main, Paris.

Nro. 44. Das literariſche Jahrhundert Ludwigs XIV. (Beſchluß.) — Epigramme: An den Nichtswürdigen. Olls Apologie, von Haug. — Aphorismen und Bemerkungen aus dem Gebiete der empiriſchen Kunſtkenntniß. — Korreſpondenz-Nachricht aus Regenſpurg.

Nro. 45. Die lezten Scenen aus den Choephoren des Aiſchylos, von Conz. — Ueber Galls Organenlehre, von K. St. — Die Briefe des Cicero. — Große und kleine Geiſter treffen zuſammen. — Motivirter Vorſchlag, die Wohlgebohrnheit in Deutſchland für etwas allgemeines gelten zu laſſen. — Charaden. — Auflöſung der Charaden in Nro. 39.

Nro. 46. Die lezten Scenen aus den Choephoren des Aiſchylos, (Beſchluß.) — Ueber Galls Organenlehre, (Beſchluß.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Hamburg und Paris.

Nro. 47. Warnungen vor dem Zufalle bei einer Partie quarrée de Madame de Bouillon, von Jean Paul Fr. Richter. — Der Britte und Indier am Niagara. — Eine Fabel, von F. A. Krummacher. — Minona, von J. Glaz. — Rügen. — Notiz. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien und Paris.

Nro. 48. Aegyptiſche Hieroglyphen. — Briefe über den wiſſenſchaftlichen und literariſchen Zuſtand Frankreichs, (Fortſezung.) — Geſpräche zweier Araber. — Gloſſen über einige Gegenden und Städte des nördlichen Deutſchlands, 1806. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien und Dresden.

Nro. 49. Der Kunſtrichter, von H. J. von Collin. — Neujahrsfeyer im Peſtalozziſchen Inſtitute zu Iferten. — Der Winter 1807 in Heidelberg. Oeffentliche Luſtbarkeiten, geſellſchaftlicher Ton, Ton unter den Studirenden. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Offenbach.

Nro. 50. v. Goethe's Werke. Erſte Lieferung, in 4 Bänden. — An einen ſchlechten Dichter. — Neueſte Erſcheinungen in der Landſchafts-Mahlerei in Rom. — Schreiben von Fr. Müller, Königlich Baieriſchem Hofmahler, über eine Reiſe aus Liefland nach Neapel und Rom, von A. von Kotzebue. — Seit wann nennen die Franzoſen uns Deutſche hommes du Nord? — Korreſpondenz-Nachrichten aus Offenbach und Paris. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 1.

Nro. 51. Briefe deutſcher Gelehrter, aus Gleims Nachlaſſe. Herausgegeben von Körte, 3 Theile. — Unter ein Gemälde, von Haug. — An Pica, von ebendemſelben. — Neueſte Erſcheinungen in der Landſchafts-Mahlerei in Rom, (Beſchluß.) — Das Ave Maria. Eine Abendlandſchaft von H. Wallis in Rom. — Die Peters-Kirche. Ein Mythus. — Deklamatorium in Stuttgart. — Zwei Charaden. — Auflöſung der Charaden in Nro. 45. — Beilage: Ein Lied in Muſik.

Digitized by Google

Inhalt.

Nro. 52. Erinnerung an den älteſten unſerer deutſchen vorzüglichen Briefſteller. — An das Glück, von Haug. — Mon Voyage en Prusse, ou Memoires secrets sur Fréderic le Grand et la Cour de Berlin, par d. M. D. L.... — Reflexionen von Rommel. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus der Schweiz und aus Breslau.

Nro. 53. Friederichs Ruhm. Vorleſung durch Johann von Müller. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin, Wien, München.

Nro. 54. Friederichs Ruhm, (Beſchluß.) — Heinrich das Findelkind, von G. H. Keyſer. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Strasburg. — Neue patriotiſche Geſellſchaft.

Nro. 55. An die Hofnung, von Neven. — Vergänglichkeit, von Matthäus von Collin. — An die Träumende. — Aphorismen und Bemerkungen aus dem Gebiete der empiriſchen Kunſt-Kenntniſſe ꝛc. (Fortſezung.) — Naturwunder. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien und München.

Nro. 56. Literariſche Spaziergänge, (Fragmente aus Briefen an einen Deutſchen in England.) — Fragmente aus dem güldenen A. B. C. — Nekrolog, (D. Müller.) — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Hamburg.

Nro. 57. Literariſche Spaziergänge, (Beſchluß von Nro. 1.) — Verſtändlich, von Haug. — Schiller als Schauſpieler. — Neue Guitarr-Schule. — Noch ein Wort über Leſſings Nathan den Weiſen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris und Heidelberg. — Charaden. — Auflöſung der Charaden in Nro. 51.

Nro. 58. Die Weihe der Kraft, eine Tragödie vom Verfaſſer der Söhne des Thales, von Aug. Klingemann. — Etwas über Luftſchifferey. — Die Stadtmiliz im Morgenblatt an die Helden. — Korreſpondenz-Nachricht aus Hamburg. —

Nro. 59. Das Muſeum der Antiken in Paris, von J. S. Mercier. — Literariſche Spaziergänge Nro. 2. — Nekrolog, (Runde in Göttingen.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus München und Hamburg.

Nro. 60. Literariſche Spaziergänge, (Beſchluß von Nro. 2.) — Reiſebemerkungen aus der Studir-Stube. — Die Gemſen-Jagd auf den Schweizer-Alpen. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Ulm und Amſterdam.

Nro. 61. Michael de l'Hopital, Kanzler von Frankreich. — Ueber die Pariſer Karnevals-Beluſtigungen. — An die geſchmückte Betulla. — Augſtreichte. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 62. Michael de l'Hopital, (Fortſezung.) — Prolog zu der Oper Fanchon, von Jacobi. — Aphorismen, von Ernſt Wagner. — Nekrolog, (Merian in Berlin.) — Literariſche Miszellen aus Holland. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Göttingen. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 2.

Nro. 63. Drey Mährchen von Serena, Berlin 1806. — Portefeuille français pour l'an 1807. — Die Schneelawinen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Weimar. — Charade. — Auflöſung der Charaden in Nro. 57.

Nro. 64. Michael de l'Hopital, (Beſchluß.) — Etwas über Alfieri's Trauerſpiele. — Künſtler-Galerie. — Der Strom und der Fels, von Ewald. — Literariſche Miszellen aus Holland, (Beſchluß.) — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Digitized by Google

Nro. 65. Die Kunſt, müſſig zu gehen. — Briefe über Wien, Nro. 4. 5. — Aſter, von Haug. — Hallos Bitte, von ebendemſ. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Moskau.

Nro. 66. Rath, von F. H. Bothe. — Briefe über Wien, Nro. 6. 7. — Miszellen aus Hamburg. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Bern. — Beilage: Lied, komponirt von Schwegler.

Nro. 67. Ueber das Bedürfniß der deutſchen Schaubühne an feinern Luſtſpielen, von H. J. von Collin. — Die Erſcheinung. — Miszellen aus Hamburg, (Beſchluß.) — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Moskau und Paris.

Nro. 68. Ueber das Bedürfniß der deutſchen Bühne an feinern Luſtſpielen, von H. J. von Collin, (Beſchluß.) — Ueber Neuſchatel 1807. — Merkwürdige Beyſpiele von Feinheit des Geruchs. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom, Kopenhagen, Erlangen.

Nro. 69. Etwas über einen ganz unbearbeiteten Gegenſtand, (eine Galerie der Geliebten groſſer und berühmter Dichter, und zumal der erſten Geliebten.) — Ein Paar Worte über die Jagd der alten Deutſchen, von Rommel. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Charade. — Auflöſung der Charade in Nro. 63.

Nro. 70. Hymne an die Natur, von Schreiber. — Ein hiſtoriſches Fragment, von G. H. Keyſer. — Edle Beſchäftigung im Unglücke. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom, Paris und Frankfurt.

Nro. 71. Homers Ilias und Odyssee, von Joh. Heinr. Voss, 3te verb. Auflage. — Eingezogenheit, von Haug. An Julchen, von ebendemſ. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien und München.

Nro. 72. Ueber poetiſche Anthologieen. — C'ést là bas. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Amſterdam und Kiel.

Nro. 73. Ueber poetiſche Anthologieen, (Beſchluß.) — Ueber Canova's koloſſale Statue des Kaiſers Napoleon. — Henke und Villers. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin und Weimar.

Nro. 74. Einiges über die Schädellehre. — Aphorismen und Bemerkungen aus dem Gebiete der empiriſchen Kunſtkenntniß u. ſ. w. (Fortſezung. Mit einem Kupfer.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Dresden.

Nro. 75. Die Berghöhle Baradla in Ungarn. — Ein Paar Worte über einen blinden Lärm. — Schreiben des Abts Hortenſe zu Hannover an Kaiſer Karl VI. — Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom. — Logogriph. — Charaden. — Auflöſung der Charade in Nro. 69.

Nro. 76. Woher rührt unſer Mangel an gelungenen ſatyriſchen Gedichten? (Briefe an eine deutſche Frau), von Aug. Kuhn. — Etwas aus dem neueſten Gemählde von Malta. — Miszellaneen zur Geſchichte der deutſchen Literatur, neu aufgefundene Denkmäler der Sprache, Poeſie und Philoſophie unſrer Vorfahren enthaltend. Herausgegeben von B. J. Docen. Erſter Band. — Der Molla, von Pfeffel. — Gröſſe. — Die Erhöhung, von L. L. Pfest. — Aus Huygens. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 77. Woher rührt unſer Mangel an gelungenen ſatyriſchen Gedichten, von Aug. Kuhn, (Beſchluß.) — Die zwei Ringe. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, (Fortſezung.)

Inhalt.

Nro. 78. Die zwey Ringe, (Beſchluß.) — Andenken an Meißner. — Timon. — Stärke. — Die Sektirer im Kanton Appenzell der äuſſeren Rhoden. Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 3.

Nro. 79. Lob des Pegaſus. — Ungeſchehene Thatſachen. — Taſchenbuch für Forſt- und Jagd-Freunde für das Jahr 1807. — Mirina, Königin der Amazonen. Dramatiſches Gedicht, von Franz Holbein. — Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Holland im Jahr 1806. Herausgegeben, von P. F. Brede. Erſter Band. — Notizen. — Die Sektirer im Kanton Appenzell der äuſſeren Rhoden, (Beſchluß.) — Beylage: Lied von Goethe, komponirt von Abeille.

Nro. 80. Vauvenargues. — Etwas aus dem erſten Theile von Wenzel Scheffers Gedichten, zum Briege, MDCLII. — Miszellen aus Nord-Amerika. — Anekdote. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, (Fortſetzung.)

Nro. 81. Wallenſtein und Seni. — Die Reiſe nach Mecca. Eine orientaliſche Erzählung, nach Adrien de S. — Schillers Portrait. — Der Repräſentant des Publikums. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Breslau. — Charaden. — Auflöſung des Logogriphs und der Charaden in Nro. 75.

Nro. 82. Lichtenbergs Ideen über Blitzableiter. Nachtrag zu Nro. 3 des Morgenblatts, (von D. Veit, ausübendem Arzt zu Hamburg.) — Die Reiſe nach Mecca, (Forſetzung.) — Sannazars Grabſchrift. — Helden. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Erfurt. — Beylage: Das Monats-Regiſter von März.

Nro. 83. Oeſterreichiſcher Plutarch, von Joſeph Freiherrn von Hormayr. Wien 1807. Erſtes und zweytes Bändchen. — Verſchwenderiſcher Luxus der Vorzeit. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, (Beſchluß.)

Nro. 84. Ein Wort über die deutſche Sprache. — An einen Sänger. — Dem Feldherrn X. — Homer. — Die Reiſe nach Mecca. (Fortſetzung.) — Funken. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 85. Der Frühling. Bruchſtück aus einem größern Gedichte, von Schreiber: Die Jahreszeiten. — Margaretha Klopſtock an Samuel Richardſon. (Ein Beytrag zu der in Nro. 69 des Morgenblatts gewünſchten Galerie.) — Die erſte Sprache der Menſchen. — Komus. — Baisers et Elégies de Jean Second p. P. F. Tissot. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Kaſſel und München.

Nro. 86. Ueber die verſchiedenen Beſtandtheile unſerer Kultur. — Die Reiſe nach Mecca, (Fortſetzung.) — Waring über Perſien. — Miszellen aus Oeſterreich. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Aarau.

Nro. 87. Die Murrhiniſchen Gefäſſe, von Böttiger. — Die Phantaſie-Blume. — Fragmente, von F. W. J. Schelling. (Aus des II. B. 2. Hefte der Jahrbücher der Medizin. — François de Neufchateau poetiſche Epiſtel an Wieland. — Notiz. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Hamburg. — Charaden. — Auflöſung der Charaden in Nro. 81.

Nro. 88. Die Murrhiniſchen Gefäſſe, von Böttiger, (Beſchluß.) — Die Reiſe nach Mecca, (Fortſetzung.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Augsburg und Paris.

Nro. 89. Schluß einer Scene aus dem fünften Akte der Sophonisbe, von Gramberg. — Die Reiſe nach Mecca, (Beſchluß.) Notiz. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien und Weimar.

Nro. 90. Maximilian I. Herzog in Baiern und Kurfürſt. — Le parterre des Muses, dedié aux Graces. — Gedanken. — Impromtu auf ein ſehr ſchönes, aber einäugiges Mädchen. — Peters Zweifel. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Halle und Paris.

Nro. 91. Des Ritters Herz. — Ueber die Schauſpielſucht der Pariſer. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien, und aus dem Oeſterreichiſchen. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 4.

Nro. 92. Leſers Leiden durch literariſche Sprüchwörter, von Jean Paul. — Liebenswürdigkeit. — Schweizeriſche Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin und aus Ungarn.

Nro. 93. Alex. von Humbold und Bonplands Reiſe. Erſte Lieferung. — Ueber die Augen. — Fabeln. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Halle und Heidelberg. — Logogriph. — Charade. — Auflöſung der Charaden in Nro. 87.

Nro. 94. Reiſe nach dem Berg Soracte, von W. Ubben. — Galathee. — Ueber die Augen, (Fortſetzung.) — Was ſollte über die Kraft der mineraliſchen Heilwaſſer noch ausgemacht werden können? — Korreſpondenz-Nachrichten aus Weimar. — Heinrich Füßli's ſämtliche Werke, mit einem Kupfer.

Nro. 95. Reiſe nach dem Berg Soracte, (Beſchluß.) — Ueber die Augen, (Fortſetzung.) — An Guido. — La Napoléide, Poéme en six chants, par Mr. M. de G. Paris 1806. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Breslau.

Nro. 96. Die Waſſerfahrt, (Bruchſtück aus der neueſten Ausgabe der Luiſe von Voß.) — Der Tauſendkünſtler Lippi. — Meißner. — Biographiſche Notiz. — Korreſpondenz-Nachrichten, (Briefe über das Münchner Theater.)

Nro. 97. Die Waſſerfahrt, (Beſchluß.) — Ueber die Augen, (Beſchluß.) — Erdäpfel. — Korreſpondenz-Nachrichten aus München, (Fortſetzung der Briefe über das Münchner Theater) und aus Paris. Berichtigung.

Nro. 98. Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, von Alex. von Humboldt und A. Bonpland. Tübingen. Paris 1807. — Glück und Unglück. Ein Geſpräch, von Ludwig Wieland. — Tugend und Tugenden; Schriftſteller und Autor; Eigner Sinn und Eigenſinn; An Ctriba; Bey Schillers Tode, von Friedrich Lehr. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Göttingen, Wien und Paris.

Nro. 99. Ueberreſte der alten Guanchen, von Horſtig. — Selene, eine Monatsſchrift. — Die neueſten Briefe aus der Schweiz in das väterliche Hauß nach Ludwigsburg. 1. Bändchen. München 1807. — Die Parabel, von F. A. Krummacher. — Literariſche Notizen aus England. — Korreſpondenz-Nachrichten aus München. — Charaden. — Auflöſung des Logogriphs und der Charade in Nro. 93.

Nro. 100. Briefe über die Dresdner Kunſtausſtellung. 1. Brief. — Fragmente, von A. Kuhn, aus Berlin. — Fables diverses tant originales qu' imitées des fabulistes étrangers et quelques autres poésies, par J. L. G. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Amſterdam und Kaſſel.

Nro. 101. Briefe über die Dresdner Kunſtausſtellung, (Fortſetzung.) — Schwärmerey, (Bruchſtücke aus Reinbecks Erzählungen.) — Korreſpondenz-Nachricht aus Paris.

Nro. 102. Noch ein Wort über die neue Ausgabe von Göthe's Werken. — Zum feierlichen Andenken der verwittibten Herzogin Anna Amalia, zu Sachſen-Weimar und Eiſenach. — An ein Brautpaar, von Hg. — Joſeph, Drama mit Geſang in 3 Akten, von Duval, mit einer muſikaliſchen Beylage.

Nro. 103. Abriß der neueſten Welt-Erd- und Staaten-Kunde, von J. M. von Lichtenſtern. 1 Band. — Schwärmerei, (Fortſetzung.) — Die Schweſtern, von W. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris und Wien.

Inhalt.

Nro. 104. Der Frühling, von Schreiber, (Fortſetzung.) — Schwärmerey, (Fortſetzung.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Dresden, München, St. Gallen.

Nro. 105. Ein merkwürdiger Brief Schillers, von Schütz. — Muſäus. — Miszellen aus und über Oeſterreich. — Logogriphiſches Ungeheuer. Erſte Hälfte. — Auflöſung der Charaden in Nro. 99.

Nro. 106. Briefe über die Dresdner Kunſt-Ausſtellung. Zweyter Brief. — Tirols Natur-Schönheiten. — Galerie denkwürdiger Bayern, mit Kupfern, von John. — Naturhiſtoriſche Bemerkungen über den Winter-Aufenthalt der Rauchſchwalbe. — Miszellen aus und über Oeſterreich, (Beſchluß.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Amſterdam.

Nro. 107. Ueber die Deutſchen in Ungarn. — Geiſtes-Gegenwart und Unerſchrockenheit. — Eine Anekdote, von Voltaire. — Der Reim. — Frommer Entſchluß. — Lukrins Gäſte. — Bitte der Schönen. — Literariſche Nachrichten aus Dänemark. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Amſterdam, (Beſchluß.)

Nro. 108. Ueber die Deutſchen in Ungarn, (Beſchluß.) — Maximes et reflexions sur differens sujets de morale et de politique par M. de L—, à Paris. — Guſtav. — Literariſche Nachrichten aus Dänemark. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Regensburg, Neapel. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 5.

Nro. 109. Die Schiffarth oder die Geretteten, von Fr. Brun, geb. Münter. — Briefe über die Dresdner Kunſt-Ausſtellung. Dritter Brief. — Hartes Anſinnen. — Scenen aus Indien. Erſte. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 110. Ueber das Sonett, von H. J. v. Collin. — Vier Briefe, von Juſtus Möſer. 1. 2. — Bemerkungen über Lichtenbergs Schreiben an Gleim über Blizableiter in Nro. 3 des Morgenblatts. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Beylage: Das Monats-Regiſter vom April.

Nro. 111. Frauenſpiegel, von C. A. Tiedge. — Früchte müſſiger Stunden, von Joh. Rudolf Heß. — Die Wünſchel-Ruthe. — Graf Clermont. — Bemerkungen über Lichtenbergs Schreiben an Gleim über Bliz-Ableiter, (Beſchluß.) — Nachtrag dazu. — Neue Erfindungen, die ſeit dem Januar in England bekannt worden ſind. — Logogriphiſches Ungeheuer. Zweyte Hälfte. — Auflöſung der erſten Hälfte.

Nro. 112. Neueſte Reiſe durch England, Schottland und England, von P. A. Nemnich. — Vier Briefe, von Juſtus Möſer, (Beſchluß.) — Nachricht für Theater-Direktionen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom. — Beylage: Zweyte Arie aus der Operette Joſeph.

Nro. 113. Der Knabe von Nantes. — Stiller Sieg. Eine Fabel. — Bekenntniſſe einer ſchönen Seele. Von ihr ſelbſt geſchrieben. — Etrennes d'Apollon. — Ueber Heilmanns Inſtitut der Blinden in Paris. — Maring über Perſien. (Fortſetzung.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin, Wien.

Nro. 114. Johann Arnold Günther, Senator in Hamburg. — Liebe. — Noch eine Anekdote aus Fox Leben. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Augsburg, München.

Nro. 115. Johann Arnold Günther, (Beſchluß.) — Ich Thor, der ich dir zu Liebe meine Harfe verbrannte — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 116. Sollten wir nicht Cytiſus bauen? — Sturmſinn, von Seume. Anekdote. — Sie und Er. Fragſpiel. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin, Kopenhagen, Bern. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 6.

Nro. 117. Sollten wir nicht Cytiſus bauen? (Beſchluß.) — Hervas Gedichte. — Recherches physiques et chimiques ſur la fabrication de la poudre à Canon, par J. F. Charpentier. — Privatſpeiſungs-Anſtalt in Berlin. — Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Logogriphiſches Ungeheuer. Zweytes Hundert. — Auflöſung der 2. Hälfte des Erſten Hunderts.

Nro. 118. Umriſſe von Tirol und den Tirolern, von Georg Heinrich Keyſer. — Zu viel und zu wenig. — Die Roman-Lektüre der Oſtermeſſe 1807, von Hans Helldunkel. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 119. Marwod. Eine Skizze aus der älteſten Geſchichte der Deutſchen, von Rommel. — Jakobi's Namenstag, gefeiert in Freyburg. — Der galante Richter. — Korreſpondenz-Nachrichten aus London.

Nro. 120. Umriſſe von Tirol, von G. H. Keyſer, (Fortſetzung.) — Beſtändig und getreu. — Lotterie-Wuth in Paris. — Hiob und die heilige Familie, von Eberhard Wächter, mit einem Kupfer. — Korreſpondenz-Nachrichten aus London, (Beſchluß), München.

Nro. 121. Brief über das geſungene Drama, von H. J. v. Collin. — Merkwürdiges Urtheil eines deutſchen Reichsfürſten geiſtlichen Standes über deutſche Dichter, aus dem 6. Zehent des 18. Jahrhunderts. — Antwort von Jemand auf eine Frage, die nicht an ihn gemacht worden iſt. — Der Genius mit der umgekehrten Fakel. — Gleichniß. — Uebermuth und Taubheit. — Der erſte Schritt. Geſpräch. — Miszellen aus Dänemark. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin, Hamburg, Heidelberg.

Nro. 122. Friedrich Ferdinand Drück, Profeſſor und Bibliothekar zu Stuttgart. — An H. — Briefe über Wien. 8. 9. — Lenzgeſpräch, von Aug. Kuhn. — Korreſpondenz-Nachrichten aus München. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 7.

Nro. 123. Friedrich Ferdinand Drück, (Fortſetzung.) — Charakterzüge und Naivetäten. — Briefe über Wien 10. 11. — Miszellen aus Dänemark, (Beſchluß.) — Korreſpondenz-Nachricht aus Münſter. — Logogriphiſches Ungeheuer. Zweytes Hundert, zweytes Viertel. — Auflöſung des erſten Viertels.

Nro. 124. Friedrich Ferdinand Drück, (Beſchluß.) — Ueber Wünſchelruthen. — Aphorismen, von Ernſt Wagner. — Rettung aus den Klauen der ſpaniſchen Inquiſition. Eine wahre Anekdote. — Miszellen aus Hamburg.

Nro. 125. Reiſe in Schleſien, von Bernadin de St. Pierre. — Blüthen-Blätter, von dem Verfaſſer der Heliodora. — Corinne ou l'Italie, von Frau von Stael. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Frankfurt am Main.

Nro. 126. Ueber die jüngſten Früchte unſerer dramatiſchen Dichter. — Das Geſchlecht der Frommen. Eine ſizilianiſche Idylle, von F. v. Dalberg. — Hiob und die heilige Familie, von Eberhard Wächter, (Beſchluß), mit einem Kupfer. — Miszellen aus Hamburg.

Nro. 127. Beherzigung. — M. A. Thümmels Geburtstag, gefeiert in Berlin. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro 128. Beherzigung, (Beſchluß.) — Schwärmerey, (Fortſetzung.) — Die Teufelsrolle. — Das Gartenhauß mit Muſcheln. — Auflöſung. — Bubes Renten. — Notizen über Kunſt und Theater in Stuttgart. — Korreſpondenz-Nachrichten aus München, Paris. — Beylage: Lied nach Segür, komponirt von Schwegler.

Nro. 129. Der Frühling von Schreiber, (Beſchluß.) — Goutez la vie. — Schwärmerey, (Beſchluß.) — Der Ausruf in Hamburg, von Profeſſor Suhr. — Die Ueberraſchung, nach Aeſop. — Logogriphiſches Ungeheuer, 2. Hundert, 3. Viertel. — Auflöſung des 2. Viertels.

Inhalt.

Nro. 130. Apologie der Naſe, von Zimmermann. — Walſdteufeley. — Der getreue Hund. — Berichtigung. — Anekdote. — Korreſpondenz-Nachrichten aus München.

Nro. 131. Apologie der Naſe, (Beſchluß.) — Aufklärungen über Aſien, für Bibelforſcher, Freunde der Kultur-Geſchichte u. ſ. w., von Dr. Anton Theodor Hartmann, 2. Band 1807. — Die Mixnixter Höhle am Drachentaurn in Steyermark. — Mein Alter. — Korreſpondenz-Nachrichten aus St. Petersburg.

Nro. 132. Denkmal, (aus Herders poetiſchem Nachlaſſe.) — Heinrich von Kleist's Amphitryon, ein Lustspiel nach Moliére. Herausgegeben von Adam Müller. 1807. — Friedrich Heinrich Jakobi. — Gedanken aus Duclos Werken. — Notizen. — Schweizeriſche Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus St. Petersburg (Beſchluß), und aus Paris.

Nro. 133. Umriſſe von Tirol und den Tirolern. 3. Gebirge und Natur-Erſcheinungen, die mit ihnen zuſammenhängen, von G. H. Keyſer. — Die ſchöne Hand. — Blik auf die deutſche Literatur, von Yſthamarns. — Die Binde des Todes, von G. A. H. Gramberg. — Victoria, von ebendemſ. — Pyiloren, von Pfeffel. — Univerſitäts-Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 134. Die Vögel. Eine Romanze, von Kretſchmann. — Sehnſucht, von A. W. Schlegel. — Umriſſe von Tirol und den Tirolern, von G. H. Keyſer, (Beſchluß.) von 3.) — Fragment aus einem ungedrukten Reiſe-Journal. — Notiz. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 8.

Nro. 135. Grabſchriften denkwürdiger Menſchen, von ihnen ſelbſt. — Fragment aus einem ungedrukten Reiſe-Journal, (Beſchluß.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien (Beſchluß), und aus Paris. — Logogriphiſches Ungeheuer. Zweytes Hundert, leztes Viertel mit einem P. S. — Auflöſung des dritten Viertels.

Nro. 136. Stephanie Napoleone, Kaiſerliche Prinzeſſin von Frankreich, Erbgroßherzogin zu Baden. (Mit ihrem Portrait.) — Ariſt und ein Brownianer. — Bav der Zehentauſendſte. — Kirchenfeſte in Rom. (Aus einem Schreiben.) — Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 137. Die zwey Worte, von F. Lehr. — Grabſchriften denkwürdiger Menſchen, von ihnen ſelbſt, (Fortſezung.) — Bunterlei, von Radlof. — Würde der Geſchichte. — Patru. — Monument für Klopſtok, Herder und Kant. — Korreſpondenz-Nachrichten aus München.

Nro. 138. Epiſoden aus Reiſen durch das ſüdliche Deutſchland, die weſtliche Schweiz, Genf und Italien, von Friderika Brun. Erſter Band. — Ueber den in Nro. 26 des Morgenblatts erwähnten phyſikaliſchen Verſuch. — Einige Züge aus dem Privatleben des bey Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand von Preuſſen. — Das Beten. — Gnomen. — Weiſſagung. — An Betty. — Trajan, von Pfeffel. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Deſſau.

Nro. 139. Epigrammatiſche Anthologie, herausgegeben von Karl-Julius Schütz. Zweyter Theil. — Der Geiſt und das Herz. — Ueber den in Nro. 26 des Morgenblatts erwähnten phyſikaliſchen Verſuch, (Beſchluß.) — Einige Züge aus dem Privatleben des bey Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand von Preuſſen, (Beſchluß.) — Notiz. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Beylage: Monats-Regiſter vom Mai.

Nro. 140. Impromtü-Magazin. Eine Aufforderung an Schriftſteller, von Kaſpar Unmaßgeblich. — Gleichniß, von Friedrich Schlegel. — Opere postume di Vittorio Alfieri, Tomo 1 — 6. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Leipzig.

Nro. 141. Die Silber-Hochzeit. — Die Philoſophen der alten und neuen Welt. — Aphoriſmen, (von Ernſt Wagner.) — Reiſe ins Murgthal. — Literariſche Notizen aus England. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Leipzig, (Beſchluß.) — Charaden. — Auflöſung des lezten Viertels des logogriphiſchen Ungeheuers.

Nro. 142. Umriſſe von Tirol ꝛc., von G. H. Keyſer. 4. — Der Winter; eine Idylle, von Karl Reinhard. — Gascogner Liebes-Erklärung. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin und Wien. — Beylage: Das Leben, komponirt von L. Abeille.

Nro. 143. Die edle Tochter. Eine ruſſiſche Romanze, von F. v. Dalberg. — Histoire de la guerre des Esclaves, en Sicile, sous les Romains, par S. Scrofani, traduite, par J. Naudet. 1807. — An Toſſanus. — Die neue Helena. — Hohe Induſtrie im Norden Deutſchlands. — Konkurs mit Skizzen, welche Scenen aus der Schlacht bey Eylau vorſtellen ſollen. — Literariſche Notizen aus England, (Beſchluß.)

Nro. 144. Springbrief eines Nachtwandlers, von Jean Paul. — Ueber moraliſches und äſthetiſches Gefühl der Blinden, von Auguſt Zeune. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Entſchuldigung. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 9.

Nro. 145. Scenen aus dem ungedrukten Schauſpiele: Die Brüder, von F. H. Bothe. — Die Hortenſe oder der Japaniſche Schneeball. — Briefe eines Reiſenden in Nord-Deutſchland. 1. 2. 3. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 146. Scenen aus dem ungedrukten Schauſpiele: Die Brüder, von F. H. Bothe. — Les basreliefs de Rome et de ses environs, gravés par Thomas Piroli, avec les explications de George Zoega en langue italienne, publiés par Pierre Piranesi à Rome. — Die Vernunft und die Mode. Ein Geſpräch. — Briefe eines Reiſenden in Nord-Deutſchland, 4. Brief. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom. —

Nro. 147. Zoraide, dramatiſches Gedicht, in fünf Aufzügen, von Freyherrn von Putlitz. 1807. — Briefe eines Reiſenden in Nord-Deutſchland; 5. Brief. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Amſterdam. — Charaden. — Auflöſung der Charaden in Nro. 141.

Nro. 148. Die beſtohlne Kaſſe; (aus Meißners hinterlaſſenen Papieren.) — Beſtimmung ſinnverwandter Wörter. — Briefe eines Reiſenden in Nord-Deutſchland; 6. Brief. — Notizen. — Korreſpondenz-Nachricht aus Leipzig.

Nro. 149. Die beſtohlne Kaſſe, (Beſchluß.) — Geborgte Weisheit. — Beredſamkeit. — Die Jahreszeiten, von Friderich Raßmann. — Grenzlinie, von ebendemſ. — Der Kunſtſchwäzer, von Auguſt Kuhn. — Briefe eines Reiſenden in Nord-Deutſchland; 7. Brief. — Korreſpondenz-Nachrichten aus München und Wien.

Nro. 150. Stimmen der Völker in Liedern. Geſammelt, geordnet, zum Theil überſezt, durch J. G. von Herder. Neu herausgegeben durch Joh. von Müller. 1807. — Lied eines Mädchens aus dem zwanzigſten Jahrhundert an Thümmels Geburtstage; von dem Geh. Finanzrathe von Göcking. — Brief eines Künſtlers aus Sicilien. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien, (Beſchluß.) — Berichtigungen.

Nro. 151. Herzog Leopold vor Solothurn, 1307. Von H. J. v. Collin. — Brief eines Künſtlers aus Sicilien, (Fortſezung.) — Avars Freude. — Nekrolog. — Notizen aus dem nördlichen Deutſchland.

Nro. 152. Doktor Feßler. — Rükerinnerungen, von Seume und Münchhauſen. — Brief eines Künſtlers aus Sicilien, (Beſchluß.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin und Dresden. — Beylage: Seufzer eines Gefangenen mit Accompagnement der Guitarre, von Gaetano Trignuolo.

Nro. 153. Doktor Feßler, (Beſchluß.) — Prolog bey Eröfnung des neuen Schauſpielhauſes in Stuttgart. — Artikel aus einem ungedrukten philoſophiſchen Wörterbuche. — Ein Wort über die Inſchrift: Salve; von Seume. — Ueber die neue Inſel bey Berlin. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Prag. — Charaden. — Auflöſung der Charaden in Nro. 147.

Nro. 154. Jakob Philipp Hackert. — Dichtergarten, von Roſtorf. Erſter Gang. Wielen. 1807. — Wort eines Tribuns. — Neue Erfindungen. — Notizen.

Nro. 155. Jakob Philipp Hackert, (Beſchluß.) — Grabſchriften denkwürdiger Menſchen, von ihnen ſelbſt, (Fortſezung.) — An die Muſe der Dichtkunſt, von Sanſovino. — Brief eines Buchhändlers von der Leipziger Oſter-Meſſe 1807 an ſeine Frau. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris und Ulm.

Nro. 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 1. Jänner, 1807.

Aus der Kräfte ſchön vereintem Streben
Erhebt ſich, wirkend, erſt das wahre Leben.

Schiller.

Abſchieds-Rede bey dem künftigen Schluſſe des Morgenblatts. Von Jean Paul.

Man kann dieſes Blatt wohl mit keiner feſtern Wahrheit anfangen, als mit der, daß es einmal aufhören werde, geſetzt auch, es überdauerte die Morning Cronicle.

Da nun in dieſem Falle eine gute Valet-Rede gehalten, und von den Leſern weich Abſchied genommen werden muß: ſo geſchieht vielleicht manchem Intereſſenten, der das Blatt mithält, der aber die Schlußkadenz deſſelben nicht erlebt, eine Gefälligkeit, wenn ich ſie für ihn hier bey ſeinen Lebzeiten im voraus komponire und vortrage, und, gleichſam wie an herkulaniſchen Handſchriften, das Ende zuerſt aufrolle. Am Schluſſe des Werkes wird natürlich die Kadenz oder der Schlußfall wiederholt und wiedergedruckt; und ſo greift und beißt, wie an der Ewigkeits-Schlange, Kopf und Schwanz gut in einander.

Wollte nur Gott, die Menſchheit ahmte mir nach, und bedächte gleichfalls das Ende früher als am Ende, und ſtellte, wie die Spanier, die Frage- und Ausrufszeichen ſchon vornen, an ihre (Geſchichts-) Perioden, anſtatt daß ſie jetzt, wie die Deutſchen, erſt hintennach ſich befragt und verwundert!!

Den Epilog kann ich im Namen der verehrten Verfaſſer und Verfaſſerinnen dieſer Zeitſchrift und folglich auch in meinem eignen vielleicht wie folgt aufſetzen:

° ° °

„Eine Zeitſchrift iſt kein immerwährender Kalender — kein ewiger Friede oder ewiger Schnee oder eiſernes Vieh — ſogar die Acta eruditorum und das Journal des Sçavans hörten auf — die capitulatio perpetua ließ nach, ſo wie das lange Parlament längſt vorher —; daher iſt denn auf ganz natürliche Weiſe auch unter Morgenblättern für gebildete Stände eines (dieſes nämlich) das lezte und ein Abendblatt, das eine Zeitſchrift abſchließt, die (wir dürfen es ſagen) keine gewöhnliche Dauer genoſſen.

Gern wiederholen Menſchen, die ſich trennen müßen, noch auf der Abſchieds-Schwelle ſich ihre Wegs-Geſchichte; Ehegatten, die lange liebend zuſammen gewandelt, geben, wenn ſie geſchieden werden, im Konſiſtorial-Zimmer, die wärmſte Rechenſchaft von ihrem Leben einander und zu Protokoll. Eben ſo, oder noch mehr ſondert ſich auf dieſem Blatt nicht Ein Reiſegefährte von einem zweiten, ſondern eine ganze Schreibgeſellſchaft von einer ganzen Leſegeſellſchaft für immer ab; und was iſt menſchlicher, als daß wir gegenſeitig die Geſchichte unſeres zwar für Zahlen langen, aber für Wünſche kurzen Ineinanderlebens überrechnen?

Wir gehen denn ganz zurück, zur dunkeln Quelle des Nils. Dieſes Morgenblatt wurde ſchon angefangen im Jahr 1807, wenige Monate darauf, als

zu den ſieben Wundern *) von Jena ein Surplus-Wunder, das achte, die berühmte Schlacht bei Jena geſtoßen war; — zu jener Zeit als der Reichsanzeiger ſich zu einem allgemeinen Anzeiger erhob, und als der Sprecher dieſes, noch nicht ſo vielbändig und vieljährig, erſt am 39ten Bande ſeiner Werke und am 43ten Jahre ſeines Lebens ſchrieb: da erſchien, wie gedacht, das Morgenblatt beim gegenwärtigen Verleger.

Es müßen noch jetzt viele Intereſſenten am Leben ſeyn, welche damals gleich anfangs (ſelber Sprecher dieſes kennt ſolche) gelebt und die Zeitſchrift mitgehalten haben; dieſe nun erinnern ſich recht gut, was die damaligen Ausſichten geweſen — unendlich weite —

Welche Vorzeit! Wie viel iſt ſeitdem untergegangen und auf! — Damals richtete ſich noch die Klapperſchlange des Kriegs vor Europa empor, und öffnete den Rachen, und ein Leben und Volk um's andere taumelte hinein. Der Morgen jener Zeit, dem wir den Vornamen unſerer Zeitſchrift abborgten, war um den Horizont mit geſunknem Gewölke röthlich bezogen, und niemand konnte vor Nord-Schein oder Früh-Roth rings um den Himmel herum die Stelle erſpüren, wo die reine lichte Sonne durchſtechen ſollte; darauf aber regnete es, wie bekannt, einen ganzen Tag lang Blut, wie faſt aus einem Wolkenbruch; bis ſich endlich unſer blauer Morgen aufthat, und wir ſahen die weiten Auen voll Roſen ſtehen, blos von Purpurſchnecken bekrochen. Freilich verargten wir es denen nicht, welche damals ſagten: „betitelt euer Morgenblatt ein Nachmitternachtsblatt", weil wir immer leicht verſetzten: „laßt doch ſehen!" — Die Freymäurer geben auf die Frage des Meiſters: welche Zeit iſts — die Antwort: „es iſt hart um Mitternacht." Es iſt etwas Ergreifendes in dieſer Rede. Aber auf allen Erdwelten müßten die Geiſter doch immer ſo wie Freymäurer antworten; denn jede Zeit oder Endlichkeit bleibt und wird doch nur eine Mitternacht zwiſchen den zwey ſonnenhellen Ewigkeiten.

Selber Sprecher dieſes erinnert ſich noch mancher damaligen Verzweiflungen und eines vielſtimmigen Geſchreyes wie aus einem Findelhauſe; er fuhr deshalb oft auf und an, indem er ſtark fragte: ob man geſcheut ſey, und wohin man denke; denn der Lichtſtrahl gehe durch Eistafeln und durch Aether-Wüſten, und Staats-Lichttödter und Augenleder würden Lichtleiter; aber der gelähmten karacterloſen Menſchheit ſey eben die Neßeln-Peitſchkur (Urticatio) des Kriegs vonnöthen. Er beruft ſich auf Perſonen, die ſchon Anfangs des neunzehnten Jahrhunderts lebten, ob nicht damalige Staaten und Moraliſten in großen Handlungen dem ſchönen Rathe nachgekommen, den Roskommon für ſchöne Künſte vorgeſchrieben: „entwirf mit Feuer, und vollführe mit Phlegma"; wiewol allerdings die eine Ausnahme verdienen, die mit Phlegma ſogleich anheben. Sprecher dieſes iſt ſich zweyer Jünglinge erinnerlich, welche ſich auf einmal Abends vorſetzten, die beyden Katos zu werden, wenn ſie aus dem Bette ſtiegen; ein andrer Mann in Mitteljahren entſchloß ſich zu einem Jeſus oder Sohn Gottes, und noch einer, glaubt' er, ſich zu einem D. Luther (oder wars ein Brutus) — worauf ſie ſämmtlich, ſobald ſie nur feurig genug entſchloſſen geweſen, die ganze Sache unterwegs ließen; und dieß heißt eben Vollführen mit Phlegma, und zwar mit dem allergrößten.

Es iſt jetzt nun unſre Pflicht, den Intereſſenten dieſes Morgenblattes Rechenſchaft zu geben, ob wir geleiſtet, was wir verſprochen, wiewohl ſchon deſſen Dauer, ja ſogar deſſen Inhalt die Antwort ertheilt.

Wir verſprachen ein Morgen-Blatt. Wenn es aber einer oder der andere Intereſſent nicht am Morgen geleſen hätte, ſo könnte niemand dafür als er ſelber, nicht einmal die Poſt. Das Blatt ſollte eine tragbare poetiſche Frühkirche des Geiſtes vorſtellen, und dem Tage einen ſchönfarbigen Vorgrund geben. In ſehr alten Zeiten, wo es noch gewiß (wenn wir nicht alle hiſtoriſche Glaubwürdigkeit verwerfen) ſogenannte Morgenandachten, Morgenſeegen und dergleichen in Menge gab, waren Morgenblätter entbehrlicher; aber heut zu Tage muß ſich der Geſchäftsmann auf einer ähnlichen Himmelsleiter, auf der Parnaßleiter über das am Morgen erheben, was ihn am ganzen Tage niederbringen, erſticken und benebeln will. Jeder Geſchäftsmann ſollte am Morgen ſeinen Tag mit einem Gedicht oder anderm Kunſtwerk, oder mit Philoſophie, oder mit Religion gegen das irdiſche Treiben rüſten, um entweder der Natur ähnlich zu werden, welche durch die Aurora die Farben dem trocknen Tageslichte vorausſchickt, oder ähnlich dem theologiſchen Profeſſor Leß in Göttingen, der in der Hand immer eine Blume hielt, bey ſeinen Amtsreden. Wir achten alle den Morgen nicht genug, dieſen Regenten des Tags, ſondern bereichern lieber den Abend, deſſen beßte hinfällige Nachtblume doch nur ein Traum iſt im Schlafe vorher. Wenn körperlich am Morgen die Erregbarkeit ſtärker, die Fieber ſchwächer ſind: ſo iſt dieß auch geiſtig zu verwenden und zu verdoppeln; und wir haben alle, wie Bienen und Blumen, den Stand in der Morgenſeite nöthig, d. h. eine tägliche Lebens-Jugend im Kleinen, eine verjüngte Verjüngung.

*) Nicolai erzählt im I. B. ſeiner Reiſen die septem miracula Jenae auf, den Fuchsthurm, das Uhrwerk mit zungenbleckendem Kopfe ꝛc. ꝛc.

Daher dürfen Dichter in jedes Epos die Metapher ſchreiben: großer Morgen des Lebens, der Zeit, der Ewigkeit; aber ungern läſe man: großer Vormittag, Nachmittag des Lebens, der Zeit, der Ewigkeit.

Wir Verfaſſer und Verfaſſerinnen haben ferner 1807 im Namen des Redacteurs und der Redactrice verſprochen, am Sonntage kein Blatt zu liefern. Wir denken, wir haben es gehalten. Es ſey nun, daß man den Sonntag für einen verlängerten Morgen, für den Vormorgen der Woche halte, oder, wie die griechiſche Kirche, ihn für den letzten Tag derſelben anſehe: immer wird man an ihm die ſechs alten Blätter für gebildete Stände deſto beſſer rekapituliren, weil kein ſiebentes ſtört.

Ferner wurden acht ſtehende Artikel verſprochen. I. ſchöne Literatur — II. Kunſt — III. Sitten- und Kultur-Geſchichte — IV. biographiſche Skizzen — V. kleine Reiſen — VI. Gedichte — VII. Miszellen — VIII. Beylagen von Zeichnungen und Noten. Ob wir uns gleich auf das berufen, was wir in dieſen acht Redetheilen gehalten: ſo berühren wir doch ohne Eigenlob (wir erwarten dieſes von der Spät-Welt) einige der vorigen Artikel unſerer Oktapla.

Der 7te Artikel Miszellen iſt eigentlich der univerſal-monarchiſche Direktorial-Artikel, nicht nur der 7 andern, ſondern aller Zeitſchriften überhaupt, ja des Quodlibets-Säkulums ſelber. Jedes gute Zeitblatt — es hebe noch ſo arm und enge an — arbeitet ſich mit der Zeit zu einer ſchätzbaren Niederlage von Miszellen aus, und reicht allen allerley vom All; ein Reichthum, der zugleich Leſen und Schreiben nicht ſowohl ſchwer macht, als recht bequem und flink. Nur das Verſprechen einiger oder mehrerer Satiren konnten wir den Intereſſenten nicht halten bey dem allgemeinen Mangel ſowohl an Geſchmack und Anlage dafür als an Stoff dazu; und daß überhaupt die Intereſſenten ſo viel dabey gewonnen und geſiſcht hätten, wenn ſie einander oder auch nur ihre Angehörigen wären ſehr lächerlich vorgeſchildert worden, dieß ſehen wir doch auch nicht.

Eine Zeitſchrift, dieſe Dutzend- und Terzien-Uhr der Zeit, muß mit der Zeit fortgehen, wie jede Uhr, und ſogar fortfliegen; ob es nun aber unſere gethan, ob wir uns wirklich von der in akademiſchen Graden und geometriſchen Progreſſionen ungeheuer aufſteigenden Dicht- und Denkkunſt des Länder-Triumvirats von Frank- Eng- und Deutſchland haben nachziehen laſſen, und ob wir jeden Morgen für einen Palm-Sonntag gehalten, an welchem jeder proteſtantiſche Ober-Deutſche durchaus etwas Neues anzieht; auf dieſe Fragen würde man wohl am beßten antworten, wenn man die Jahrgänge unſerer Morgenblätter aufſchlagen, und z. B. die Aufſätze des Jahrs 1807 (ſonſt für ihre Zeit gut genug) mit denen der Jahre 1810, 1817, 1825 (allerdings einiges wäre daraus hinwegzuwünſchen) zuſammenhalten wollte. — Denn gerade dieß ſtellt eben den ſo bedeutenden Unterſchied unſeres Tagblattes von ähnlichen Blättern auf und feſt, daß andere Tagsſchriften, wie die Peſt, blos bey ihrem Urſprung am ſtärkſten wirken und um ſich greifen — daß bey ihnen immer die ſchlechteſten Stücke, wie bey Schaafheerden die Schaafe mit Würmern, die letzten im Zuge ſind — und daß ſie, wie Schweden, Perſer und Ruſſen, die flache Suppe am Ende auftragen, indeß wir unſere Frühſtücke, wie eine Prunk-Tafel, mit Wein-Feuer und Süß-Eis beſchließen, und wie Gewitter gerade beym Abzuge die ſtärkſten Schläge thun. Auch Sprecher dieſes ackerte 1807 noch immer in einem Queer-Stil einander verfolgender Un-Gleichniſſe auf und nieder, den er gegenwärtig herzlich belacht, und der ihn wahrhaft beluſtigt, blos weil er nicht hinter dem hohen Zeit-Alter und ſeinem eignen hohen Alter zurückgeblieben iſt.

Die verheißenen I. und II. Artikel, Kunſt und Dichtkunſt betreffend, zeigen, wie weit und breit in Kurzem Künſte fort- und vorſchreiten. Die damaligen Poltergeiſter der deutſchen und franzöſiſchen Literatur bewohnen nun die Polterkammer. Die Halb-Schatten ſogenannter ſtiliſtiſcher Veteranen heben nun — ſeitdem ſie ſelber zu den Schatten hinabgegangen — blos die Lichter auf den jetzigen Altar-Blättern und Himmelfahrts-Stücken. Die deutſche, alle ausländiſchen Schönheiten verſchmelzende, Literatur iſt jetzt weniger einer griechiſchen Venus ähnlich, die der Meiſter aus zehn Venusdirnen zuſammenmalt, als dem Sonnenſyſtem unähnlich; denn wenn die Irr- und Wandel-Erden nur als Abſprünge aus der Sonne den Urſprung nahmen, ſo wurde umgekehrt der deutſche Phöbus aus Planeten gemacht.

Noch hatten Verfaſſer und Verfaſſerinnen verſprochen, ſich nicht in die philoſophiſchen Partheyen — d. h. in die Philoſophir-Partheyen — zu mengen; nur gar zu klar ſehend, wie die Zeit, die nach Voltaire die Mutter (le père) der Wahrheit iſt, auch die Kindsmörderin des Irrthums wird; ferner nur zu ſehr belehrt, wie das letzte philoſophiſche Syſtem, gleich dem letzten Teſtament, am ſtärkſten entſcheidet — endlich ſelber Augen-Zeugen, wie ſchon damals, wenn ein guter Kopf einen andern köpfen, und den dekolliren wollte, den er ſonſt umhalſete, nemlich widerlegen, (wir denken an Fichte), wie da einem ſolchen ſcharfen Richter der Teufel ſo viele Schein-Häupter um das wahre Sekten-Haupt vorſpiegelte, daß er nur das Schein-Haupt (ohne den Haupt-Schein oder Nimbus) enthauptete oder

weghieb; was ſo ſehr verdrießlich ausfällt, weil alsdann vom Armeſünder- oder Lehn-Stuhl der arme Sünder geſetzt aufſteht, und weit umher lächelt. — Waren wir dennoch polemiſch, ſo waren wir gleichwol höflich; denn warum, (fragten wir uns alle), ſollen wir in der Schreib- oder Souvenir-Tafel der philoſophiſchen Syſteme nicht die letzteren mit dem wohlriechendſten Roſen-Oel auswiſchen, das nur zu kaufen iſt, damit neue eingetragen werden, ohne der alten Geſtank? Eben darum würdigten wir nirgends in den Morgenblättern, (ausgenommen hier zuletzt zuerſt) der vielen einander ablöſenden Philoſophir-Syſteme, namentlich des meta-methemethiſchen Prinzips, der Aphyſik, des Syſtems des Kleinſt-Gröſten, der Vernunft der reinen Kritik, auch nur der Erwähnung, der veralteten Kantiſchen und Fichteſchen nicht einmal zu gedenken. In Oeſterreich allein ſind in 600 Jahren an 2000 adeliche Familien ausgeſtorben *); jetzt ſchließe man von Stammbäumen auf Erkenntnißbäume! Denn eine einzige Schreibfeder wirft oft ein Lehrgebäude um, wie eine verſchluckte Pflaumfeder ein Pferd; bis hingegen ein Sippſchaftsbaum ſtürzt — dazu gehört viel: alle Wurzelheber, Waldhammer und Sägen, Weiber, Hofmeiſter, Poſtillons, Aerzte, Reſidenzſtädte, und der Stamm-Beſchliefer; erſt dann thut ſich vielleicht die Erbgruft auf und — zu auf immer.

Den III. und IV. und V. Artikel, Kultur und Reiſen und Biographie-Skizzen angehend, ſo beſcheiden wir uns redlich und gern, daß alle Triumfbogen und Triumfwägen, die man für uns deshalb erbauen wollte, weit mehr der ſpätern Zeit und Dauer unſeres Blattes, in welcher ſo herrliche Zenith- und Hoch-Menſchen, wahre Potentaten und Großkonſuls ihres Ichs, hinter einander aufſtanden, und Mengen nach ſich zogen, zugehören und huldigen müßen, als uns Morgen-Blatt-Wicklern und Schreibern ſelber; — denn man vergleiche nur jene Notitzen mit denen gleich von unſerm Antritts-Jahre 1807. Himmel! wie falb ſtand gerade im reinigenden Grubenwetter des groſzen Kanonendonner-Wetters noch Europa vor Europa, und wie viele Lügen mußte ein ehrlicher Mann da auf die Zunge nehmen, um dieſe zu behalten und den Hals. Damals lebten viele von uns. Es wurde uns da ſchwer genug, manches zu verſchweigen und zu bejahen; der kritiſchen Sätze (um in den Sprachen der Urin-Propheten und der Kantianer zugleich zu reden) waren zu viele. Kurz, damals, (denn jetzt kann es uns entfahren), gab es noch Hunde oder Hundewärter, welche den ganzen Tag die Eckel-Kur der Sinnlichkeit gebrauchten; deren Leben in Genuß und Eitelkeit wie bei den Raupen in Freßen und Häuten beſtand, bis der Tod ſie zur letzten Larve und Puppe verwandelte — welche gegen ihre eigenen Elektriſir-Maſchinen Wettergebete abſaugen — welche am wenigſten wahrnahmen, daß uns kein Anderer ſo viel ſchaden und nehmen könne als wir ſelber, und daß, ſo wie das Gewitter der Erde (das Erdbeben) zu Tauſenden die Menſchen und Städte eingräbt, und das Gewitter des Himmels dabey oft kaum einen Mann, wir eben ſo weit öfter von unſerer innern irdiſchen Nachbarſchaft, von unſeren Gierden und Laſtern niedergeſchlagen werden als von den zufälligen Flug-Donnern der Zeit, indem ſie doch zur ſelben Zeit über das ſäkulariſche Unglück mehr ſchreyen als über das tägliche. *) — Ohne weiteres, damals gab es Menſchen, die ihre Folterleiter lackirten, und vergoldeten, und ihr Krankenbette mit Federbüſchen, Seidenvorhängen und antiken Säulen verzierten und dann alle Umſtehenden fragten: „hab' ich zu klagen, iſt dieß nicht recht mein Leben?"

Wie anders und beßer iſt es gegenwärtig! Es giebt jetzt, wir hoffens, Menſchen, die nichts haben, ausgenommen Luſt. Auch unſer Morgenblatt für gebildete Stände trug vielleicht bey.

Indeß nun fällt und welket es ab, und geht, wie der Thau auf ihm, zur Sonne zurück. Blattkäfer und Blattminierer, die man bald Rezenſenten, bald Nachdrucker, bald nur im Allgemeinen Schelme nennen kann, haben bisher eben nur Blatt, nicht Stamm benagt. Noch ſind wir, bevor wir ſcheiden und nicht mehr ſind. Gott wie manche Nachahmelei und Nachdruckerei von Zeit-Schrift iſt hinter der unſrigen aufgeſproſſen und morſch und faul abgefallen! — Wo iſt denn das ſogenannte Früh-Blättchen hin, die Morning-Journalière, der Iphit, das blaue Montags-Blatt, die Jambe, die ägyptiſche Katze, lauter Denkmäler eigener Geſchmackloſigkeit, aber nicht ihrer ſelber? Niemand kennt dergleichen, gleichſam als wenn (aber ganz richtig) dieſe Titels-Nachdrucke die letzten ſchwindenden barbariſchen Reſte der ganzen Buchs-Nachdrucke wären, welche erſt im Jahr 1807 und zwar zuerſt in ganz Schwaben und Süd-Deutſchland nach dem franzöſiſchen Vormuſter aufgehoben worden.

Mögen denn beßere Blätter unſeren nachſproſſen! — Auch wir kündigen als Fortſetzung des Morgenblatts ein Mittagsblatt vorläufig an! — Aber nur immer bedenke jeder Zeitſchrift-Steller, daß die armen Menſchen in Maſſa nie wiſſen, was ſie haben wollen, und folglich was ſie verlieren wollen. — Ach, daß ſie wie Hinzurichtende immer rückwärts der Richtſtätte ſo auf ihren Karren zufahren, daß ſie ſich an der weichenden Ferne laben, ohne das aufgeſtellte Fall-Beil zu ſehen. Freylich belehrt die Geſchichte, aber doch mehr den Judas Iſchariot als den Verrathenen, der nichts nach Sterben fragt; die Heilſchule wird ſie den Völkern langſam, und die Gift-Miſchungs-Regel dem Einzelnen leicht. — —

Doch Sprecher dieſes, der mit dem Tagblatt veraltete und ergrauete, geräth vielleicht zu ſehr in die Sprachſeligkeit des Alters. Er beſchließt; — und ſtattet nur noch allen Intereſſenten in Süd- und Nord-Deutſchland und in Weſt- und in Oſt-Deutſchland und in den Gränzländern den wärmſten Dank für den ſeltnen Eifer und Beyfall ab, womit ſie dieſes Morgenkind von ſeiner erſten Tauf-Wäſſerung bis zur letzten Oelung haben in die Höhe bringen helfen.

Es geh' ihnen wohl! Auch Sprecher dieſes legt ſeine Feder, die nicht unfruchtbare Mutter von hundert und ſieben und ſiebenzig Bänden, nieder und ſcheidet; denn der Nachtfroſt des Lebens iſt da, und die letzten gelben Blättchen flattern vom abgepflückten Gipfel." — — —

Aber ich ſchreibe mich ordentlich vor der Zeit in gerührte Stimmungen hinein; — noch wird ja das Morgenblatt kaum angefangen, geſchweige geſchloſſen; und ich ſelber bin ein Drey- und Vierziger und hänge voll Früchte.

*) Königsberger Zeitung von 1764 Seite 250.

*) Da aber der ſtrafende Kriegs- und jeder Zufall ſeltener mit ſeinen Schlägen trifft, als das fortnagende Einwirken ſchlechter Geſinnungen und die unausbleibliche Strafe derſelben: ſo kommt uns jener ſeltene härter vor, als dieſe, ſo wie es ſtärker ſchmerzt, in der Zenteſimazion als in der Dezimazion das Todes-Loos gegriffen zu haben.

Nro. 2.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 2. Jänner, 1807.

Du zählſt die Stimmen: wäge ſie, willſt du nicht
Des Ruhms dich thöricht freuen, der dir erſchallt.

Klopſtock.

Kunſt.

Die vaterländiſche Kunſt hat den erſten Tagen des beginnenden Jahres und den erſten Blättern dieſer Zeitſchrift ein liebliches Angebinde geweiht. Wir überreichen es mit beſcheidener Zuverſicht dem theilnehmenden Publikum als Pfand, daß auch der bildenden Künſte in dieſer Anſtalt mit Würde, mit Sorgfalt und Achtung gepflegt werden ſoll; und hoffen, noch oft in den Stand geſetzt zu werden, durch ſolche Belege die vorwärtsſchreitende Kraft des deutſchen Genius beurkunden zu können.

Die Cotta'ſche Buchhandlung macht es ſich zur angenehmen Pflicht, nicht ſparſam mit ſolchen Beylagen zu ſeyn, und alle ihr zukommende künſtleriſche Erfindungen, wenn ſie durch entſchiedenen Werth Anſprüche an das allgemeine Intereſſe haben, auf dieſe Art anſchaulich mitzutheilen. Es wird deßwegen jeder, beſonders jeder deutſcher, Künſtler, der dem Publikum eine Freude machen will, dringend eingeladen, uns durch gütige Einſendung ſeiner gelungenſten Compoſitionen in beſtimmten Umriſſen zu unterſtützen. Dadurch glauben wir, nicht nur das Gute zu befördern, ſondern auch dieſen Blättern einen Vorzug zu verſchaffen, der ihnen durch keinen Vorgänger ſtreitig gemacht werden kann; nämlich den: Einer Sammlung von Kupferſtichen, die nicht nur dem Künſtler und Kunſtkenner, ſondern jedem gebildeten Menſchen gleich werth ſeyn muß.

Vorzüglich gern werden die Werke der einheimiſchen Kunſt aufgenommen werden; doch ſoll dadurch keineswegs das ausgeſchloſſen ſeyn, was auf fremdem Boden ſproßt und gedeiht, in ſo fern es ſich zu dieſem Weg der Bekanntwerdung eignet. Denn was der Kunſtgeiſt Großes und Schönes ſchafft, das gehört dem ganzen Menſchengeſchlecht an. Aus gleichem Grunde wird man ſich auch nicht an das Neue und ganz-Neue allein halten, ſondern ſo oft aus den claſſiſchen Werken der Vorwelt ſchöpfen, als dieſe zu Erläuterungen dienen, oder einen andern beſondern Zweck erleichtern können.

Dannecker's Traum.

Eine Reihe von vier Basreliefs.
mit Kupfern.

Die geiſtreichen Erfindungen eines genialiſchen Künſtlers, womit wir den Anfang des Morgenblatts zieren, verdanken ihre Entſtehung wörtlich einem Traume, und wir haben einen Bürgen dafür, daß Dannecker gleich am Anfang des Tages, dem die glückliche Nacht vorausgieng, in voller Begeiſterung beſchäftigt war, ſeine Viſion durch Zeichnungen zu fixiren. Man wird leicht es fühlen, wie glücklich der Künſtler iſt, wann er einen ſolchen gediegenen Fund thut. Und doch war er es, und nur er, der zuerſt den Schatz vergrub, und hernach, ſich ſelbſt täuſchend, wieder hervorzog.

Dieſe Ideen, ſo ächt=alt ſie auch ausſehen, ſind doch neu, und es giebt ſchwerlich unter den übriggebliebenen Reſten der alten Kunſt ein Vorbild, das ihnen die Originalität ſtreitig machen könnte. Dannecker glaubte aber ſie als antike Basreliefs zu ſehen, und vertiefte ſich in ihrer Beſchauung. Gewiß wären ſie es werth, in der Halle eines gebildeten Griechen oder in den Frieſen eines athenienſiſchen Tempels geſtanden zu haben.

Es iſt häufig der Fall, daß man auf Koſten der neuen Kunſt die Antiken zu hoch erhebt. Jedem das Seine! Die wenigſten der antiken Kunſtwerke gehören in die Claſſe, von welcher man ſagen kann, daß ſie nicht wieder erreicht wäre. Im Durchſchnitt aber beruht ein großer Theil ihrer Eigenthümlichkeit auf der uns fremd gewordenen Einkleidung der Ideen, und ihr reinſter Werth auf dem feinen Gewand, das ſie ſo glücklich über das Alltägliche zu werfen wußten. Dazu gehörte freilich auch eben ſo viel feiner Verſtand, als tiefes und richtiges Gefühl. Sollten aber dieſe Eigenſchaften von den Menſchen gewichen ſeyn, und die Kunſt gar nicht mehr das leiſten können, was ſie um die Zeiten eines Pericles vermochte? O Nein! Man könnte vielmehr ſagen, die Kunſt ſey nur zu den Bedürfniſſen und zu der Faſſungsgabe der Zeit=Alter herabgeſtiegen; Sie, die Unvertilgbare und ſich ewig Erneuernde, wird ſich wieder in ihrem reinen Lichte zeigen, ſo bald und ſo oft die Welt im Stande iſt, ſie ſo zu ſehen.

Daß die vier vor uns liegenden Bilder eine ſchöne, zuſammenhängende Folge ausmachen, das beweiſt der erſte Blick. So ſpricht ſich auch ihr ganzer Sinn rein und von ſelbſt aus. Es ſcheint deßwegen überflüſſig, nur Ein Wort zu ihrer Erklärung zu ſagen. Doch wollen wir es uns erlauben, eine ganz kurze Deutung beyzufügen, klar, wie die Grund=Idee ſelbſt iſt.

1.) Die reifende Unſchuld wird von ihren eigenen Reitzen und Trieben ihrer Beſtimmung entgegengeführt. Sie fühlt das gewiſſe Etwas, um deſſen Namen ſie gleichſam nur den Himmel zu fragen wagt. Aber beſcheiden und ſittſam ſucht ſie es in ſich zu verbergen, und überläßt das Weitere ſeinem natürlichen Gang. So kommt ſie dann mit ruhiger und ſteter Fahrt

2.) zu dem Ziel, das ihr Alles erklärt. Mit Würde erhebt ſie ſich zu dem Trau=Altar, von der ſüßen Harmonie begleitet, die nur reinen Seelen zur Seite geht.

3.) Aber — aber! wer ſeine Reitze und Triebe ſo mißhandelt; — ſo unbeſonnen ſich den Weg verkürzen will!! Mädchen! wo iſt die Sittſamkeit? wie ſchwankt dein Wagen!

4.) Ach! — und du haſt das Ziel verfehlt!

— a —

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

1. Muſenalmanach. Herausgegeben von Karl Reinhard. Fünf und dreyßigſter und letzter Jahrgang. Göttingen und Münſter, bey Peter Waldeck. 1807.

Die Muſenalmanache ſind ein, man möchte faſt ſagen, rührender Beweis des Wechſels der Dinge auch in der poetiſchen Welt. Einige der zuerſt erſchienenen erlebten, gleich als ob ſie Romane wären, ſogar zweyte Auflagen, und jetzt iſt der letzte Sprößling des Stammvaters dieſer einſt ſo üppig blühenden Geſchlechter ſo tief geſunken, daß er auf Mittel denken muß, wie er ſich im eigentlichen Sinne auf die Toiletten, oder in die Leſebibliotheken — ſtehle. Dieſer fünf und dreyßigſte und letzte Jahrgang des Göttinger Muſenalmanachs, erſchien nähmlich bereits in der Michaelismeſſe 1803, und ſollte damahls nicht der *letzte* ſeyn. Aber im Rathe des Publikums war es anders beſchloſſen. Das Büchlein fand, ungeachtet es ſich neben den beſten ſeiner ältern Brüder mit Ehren zeigen darf, wenig Käufer, und da ſich über einen Kaltſinn dieſer Art jeder Verleger ſchwer zufrieden giebt: ſo läßt Herr Peter Waldeck daſſelbe nun drey Jahre ſpäter ſein Heil unter einem neuen Titel verſuchen. Dieſes Mittel, auf den Strand gerathene Bücher wieder flott zu machen, iſt zwar nicht unerhört, aber wir erinnern uns nicht, daß es jemahls ſonderlich gerühmt worden wäre. Zwar verſichert der Herausgeber, Herr Karl Reinhard, in ſeiner auf Verlangen des Verlegers geſchriebenen Vorrede, daß der neue Titel Niemand täuſchen *ſoll*. Da er aber nothwendig jedermann täuſchen *muß*, der das Büchlein nicht ſelbſt in den Händen hat: ſo kann dieſe Verſicherung die Sache unmöglich beſſer machen. Uebrigens wünſchen wir doch, daß man dieſe *Handelsliſt* nicht ſtrenger richte, als eine *Kriegsliſt*, und wir möchten ſogar bey dieſer Gelegenheit, zum Beſten des armen verwaiſten Büchleins, das Publikum an die unläugbaren Verdienſte erinnern, welche ſich das Inſtitut der Muſenalmanache um unſere lyriſche Poeſie erworben hat. Y.

2. Taſchenbuch für Freunde des Schönen und Nützlichen, beſonders für edle Mädchen, Gattinnen und Mütter, und ſolche die es werden wollen, auf 1807. Herausgegeben von M. Friedrich Herrmann, Hofrath und Profeſſor in Lübeck. Mit zehn Kupfern und vier Strickmuſtern. Leipzig bey J. C. Hinrichs.

Dieſes Taſchenbuch enthält fünf größere und kleinere proſaiſche Aufſätze, meiſtens Erzählungen,

mit welchen die Freunde des Nützlichen ohne Zweifel beſſer zufrieden ſeyn werden, als die des Schönen. Gedichte ſcheinen dem Herausgeber kein Bedürfniß für edle Mädchen, Gattinnen und Mütter zu ſeyn. Der Titel der Sammlung iſt ſchon an und für ſich nicht zum Beſten gerathen, und da man es unter gewiſſen Umſtänden den Mädchen übel zu nehmen pflegt, wenn ſie Mütter werden wollen: ſo trift ihn auch noch der Vorwurf einer kleinen Unſchicklichkeit.

Y.

Preisaufgaben.

An Stoffe zu juvenaliſchen Sittengemählden iſt leider! kein Mangel, und Theaterſtücke bilden einen Hauptartikel im Leipziger Meßkatalog. Dennoch ſind wir an Satiren arm, und an guten Luſt- und Trauerſpielen wenigſtens nicht reich. Die Cotta'ſche Buchhandlung in Tübingen ſetzt daher

1.) auf die beſte Satire in gereimten Verſen über den Egoismus einen Preis von fünfzig Ducaten,

2.) auf das beſte Trauerſpiel einen Preis von Zweyhundert — und für das Acceſſit von fünfzig Ducaten,

3.) für das beſte Luſtſpiel einen Preis von Dreihundert — und für das Acceſſit von fünf und ſiebenzig Ducaten.

Ueberſetzungen und Bearbeitungen ausländiſcher Producte ſind ganz ausgeſchloſſen. Daß jede dieſer Arbeiten dem Ideale der Vollkommenheit in ihrer Gattung ſo viel als möglich entſprechen, und beim Luſtſpiele hauptſächlich auf deutſche Sitten, Gebräuche, Thorheiten u. ſ. w. Rückſicht genommen werden muß, verſteht ſich. Der Termin zur Einſendung iſt bey der Satire auf den erſten Julius, beim Trauerſpiel' auf den erſten October dieſes Jahrs und bey'm Luſtſpiel' auf den erſten Jänner 1808 beſtimmt. Der Nahme des Verfaſſers wird in einem verſiegelten Zettel beygeſetzt, und für den Aufſatz ein Motto gewählt. Die gekrönten Stücke werden das Eigenthum der Cotta'ſchen Verlagshandlung zur Mittheilung an die Schaubühnen, und für die erſte Auflage. Die Richter, welche entſcheiden, wem der Preis gebühre, werden ſeiner Zeit öffentlich genannt. Möge — nicht die Spende, ſondern — der Lorbeer am Ziel' und die Ehre des Siegs unſre guten Köpfe zum edelſten Wetteifer entflammen, und ſich Deutſchland bald neuer Meiſterwerke rühmen dürfen!

U.

Petrarch und die ſchönen Köllnerinnen.

Im Jahr 1333 unternahm Petrarch eine groſe Reiſe in fremde Länder, hauptſächlich in der Abſicht, Handſchriften alter Claßiker aufzuſuchen. Er gieng von Avignon nach Paris; von da wanderte er nach Flandern und Brabant, und kam endlich im Junius nach Kölln.

Gleich nach ſeiner Ankunft hohlten ihn einige Verehrer ab, und führten ihn an den Rhein zu einem ſehenswürdigen Schauſpiele. Eben begiengen nehmlich die Köllnerinnen in großer, herrlicher Schaar, nahe bey Sonnenuntergang, ihr jährliches Abwaſchungsfeſt; indem ſie Händ' und Aerme im Strome ſpühlten.

Petrarch ward bey dieſem Anblick bezaubert. „Welche „Geſichtsbildungen! (ruft er aus in einem Briefe) „welche Geſtalten! welcher Anſtand! Verlieben hätte ſich müſſen bey dieſer Gelegenheit Jeder, der nicht bereits hingeriſſen „war."*)

Sagt wohl Petrarch hier etwas anders, als: Liebe würde ſich meines Herzens bemächtiget haben, wenn nicht ſchon Laura es beſeſſen hätte? Mit Laura hatte ſeine Bekanntſchaft ſchon 2 Jahre vorher angefangen.

Petrarchs Lobſpruch gereicht den Köllnerinnen um ſo mehr zur Ehre, da der Italier gewiß ein feinfühlender, geſchmackvoller, ja in dieſem Puncte etwas verwöhnter Mann war.

P.

Europa.

Europen trug Herr Zeus, als Stier,
Auf ſeinem Rücken, laut der Fabel.
Ein größres Wunder ſehen wir:
Sein Adler trägt ſie nun im Schnabel.

Pfeffel.

Hülfe in Noth.

Anſelmo ward vor Gerichte
Als falſcher Münzer verklagt.
Er ſtarb, und ſein Medicus ſagt:
„Ich half ihm aus der Geſchichte."

Haug.

Gelöste Widerſprüche.

Hofnung, Sorge, Furcht, Verlangen,
Täuſchung, Wahrheit, Schwäche, Kraft,
Krieg und Frieden, Luſt und Bangen,
Freyheit und Gefangenſchaft —
Wer dieß alles gern beſchriebe,
Nenn' es kurz und bündig — Liebe.

Haug.

An Bays Sohn.

Bey einer Feuersbrunſt.

Willſt du noch frömmer als der Sohn Anchiſens ſeyn,
So folge meinem Rath, anſtatt ihn zu verdammen:
Den theuren Vater trag, o trag' ihn aus den Flammen,
Und ſeine Schriften wirf hinein!

W.

---

*) Petrarchs Worte lauten: omnis enim ripa praeclaro et ingenti mulierum agmine tegebatur: obstupui, dii boni! quae forma, quae facies, quis habitus! amare potuisset quisquis eo non praeoccupatum animum attulisset. v. Petrarchae Epistol. famil. et var. (Lugduni 1601.) L. 1. ep. 4. p. 13.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris.

Eine Farce von Garrik, le Valet menteur, fiel im Theatre des Variétés étrangères mit allem Rechte ganz durch. Hingegen ſchaft Kozebues Epigramm unter dem Titel: „Les dangers de la Satire" der Caſſe beträchtliche Einnahme. Es gehört zum Bonton, in dieſes Luſtſpiel zu geh'n, und enthuſiaſtiſch zu preiſen, oder zu verdammen. „L'effet en est trop beau, pour en blamer la cause", ſagt ein franzöſiſcher Kritikus. Auf dem Anſchlag-Zettel iſt nun der deutſche Hausvater, als un drame très-fort, angekündigt. Auch die beyden Klingsberge (l'avis aux Vieillards) gefielen ſehr. —

Daß nächſtens hier ein türkiſcher, arabiſcher, und perſiſcher Curſus in dreyerley Collegien beginnt, iſt gewiß in mancher Rückſicht bemerkenswerth.

Wien, 17. Dec.

Das Theater iſt nunmehr endlich von den bekannten Cavalieren übernommen worden. Die neue Direction wird mit erſtem Jenner des kommenden Jahrs anfangen, und im Schauſpiel ſowohl als in der Oper, wie man allgemein hoft, viel Ausgezeichnetes liefern. Die Literatur ſelbſt fängt in Oeſterreich ſich zu heben an, und in mehrern Fächern iſt bereits manches Ausgezeichnete geliefert worden. Z. B. iſt ein in vieler Hinſicht merkwürdiges Werk: hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Archiv für Süd-Deutſchland erſchienen, welches, im Auslande wie hier, großes Intereſſe erwecken wird. Mit Anfange des Jenner beginnt die Herausgabe des Oeſterreichiſchen Plutarch von dem Freyherrn von Hormayr; bey Doll iſt eine ſehr wohl gerathene metriſche Ueberſetzung des Plautus, in 5 Bänden, erſchienen; drey Almanache für das künftige Jahr haben die Preſſe bereits verlaſſen, worunter ſich der Theater-Almanach von Collin, dem Verf. des Regulus, beſonders auszeichnet. Ein neues Schauſpiel von einem talentvollen Bruder Collin's, Bela's Krieg mit dem Vater, wird in einigen Wochen auf unſerer Bühne gegeben werden. —

Aus Berlin.

Der Krieg iſt ein Ungeheuer. So rufen jezt unzählige, die vor Kurzem noch den Krieg gewünſcht, und ihn für eine heilſame Anſtrengung erklärt haben, die für die heilige und gerechte Sache der Menſchheit geführt werden müße. Und doch kennen wir eigentlich den Krieg nur aus Beſchreibungen, oder urtheilen darüber nach dem Erfolge, den er uns gebracht hat.

Mögen indeß die Politiker über das Rechtmäßige oder Unrechtmäßige des Krieges ſtreiten; mir genügt es, während andere von den Unbilden des Krieges ſprechen, ganz im Stillen einige Züge der Menſchlichkeit aufzubewahren, die auch im Herzen des Kriegers nicht erſterben kann, und die nur zu deutlich beweiſen, daß der Menſch im Allgemeinen weit lieber ſeine Kräfte zum Erhalten, als zum Zerſtören brauchen würde, wenn er nicht ſo oft durch die Uebergewalt feindſeliger Umſtände daran gehindert wäre.

In der Nacht vom 30. zum 31. Oktober wurde die Stadt durch einen Feuerlärm erſchreckt, der bey der Anweſenheit ſo vieler fremden Truppen alle vorhin ſchon beunruhigten Gemüther in die heftigſte Bewegung verſezte. Ich ſage nichts von den voreiligen Urtheilen, die man über die Veranlaßung zu dieſem Schrecken fällte. Unſtreitig würde dieſer bey den muſterhaften Löſchungsanſtalten nicht ſo groß geweſen ſeyn, wie ihn gerade jezt die Furcht gemacht hatte, wäre die Trommel und das Nachtwächterhorn zu einer andern Zeit gehört worden. Aber keiner von allen, die in der Verwirrung hin und her liefen, um das Feuer aufzuſuchen, dachte daran, daß, ehe noch die berufenen Helfer zum Löſchen kommen würden, ein franzöſiſcher Soldat ſchon ins dritte Stockwerk geſprungen, und eine alte Frau, von ſeinen Armen umſchlungen und ein Kind auf ſeinen Rücken gelegt, beyde von ſeinem Mantel umfaßt, mitten aus den Flammen, deren Spuren noch der Mantel trug, herausgeriſſen und in Sicherheit gebracht haben würde.

So natürlich dieſe Handlung auch immer einem Franzoſen ſeyn möchte — denn es giebt der Beyſpiele dieſer Art wohl viele in der Geſchichte — ſo verdient es doch bemerkt zu werden, daß von dieſem Tage an manches Urtheil gemildert, und die erſten Spuren von Zutrauen gegen eine Nation geweckt wurden, die bisher nur von der feindſeligen Seite betrachtet worden war.

Aus Leipzig.

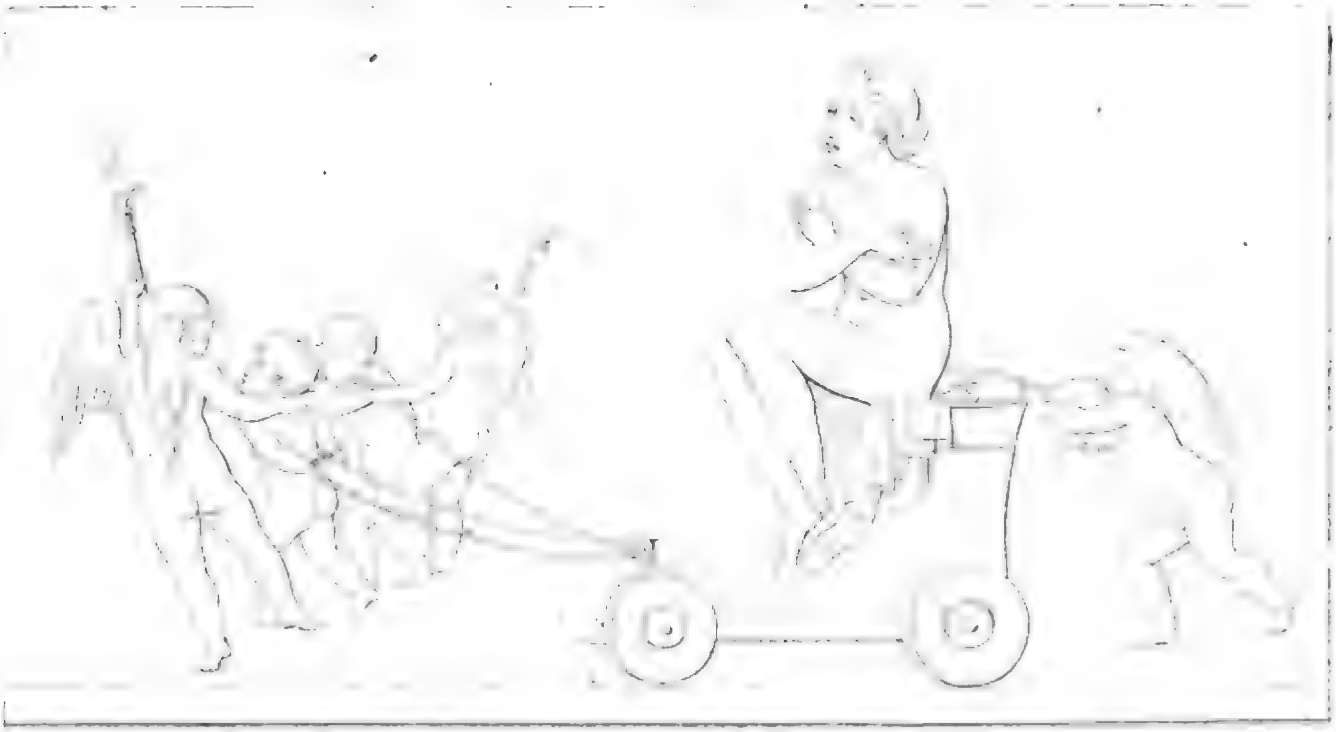
Früher als wir zu hoffen wagten, war die Ruhe wieder hergeſtellt, die grade zu der Zeit der Meſſe, wo die Folgen ſehr ungünſtig für uns hätten ausfallen können, durch das nahe Kriegsgeſchrey unterbrochen wurde. Einige Störungen im Verkehr wurden allerdings dadurch veranlaßt, aber die Vorſichtsmaaßregeln, welche noch zur rechten Zeit dagegen ergriffen wurden, machten, daß die Geſchäfte größtentheils wieder in ihr Gleis zurückgeführt wurden. Nichts deſtoweniger empfinden wir die Laſt, die durch den Druck der Umſtände auf uns gewälzt worden iſt, und die bey unſrer vielſeitigen Verbindung mit Auswärtigen, welche zu gleicher Zeit noch mehr als wir gelitten haben, erſt in der Folge recht empfindlich werden dürfte. Daß die Studien auf unſrer Univerſität nicht unterbrochen worden ſind, rechnen wir zu den Vortheilen, deren ſich wenige unſrer nachbarlichen Univerſitäten zu erfreuen hatten. Selbſt Wittenberg iſt durch die zahlreiche Beſazung und die anſtrengenden Arbeiten an der neuen Befeſtigung des Elbufers in einen Plaz verwandelt worden, der die ſchüchternen Muſen verjagt, und die Zurückgebliebenen in eine zaghafte Stimmung verſezt hat. Von der liebreichen Fürſorge unſers Landesvaters, der in eigner Perſon nach Berlin reißte, um durch ſeine Vermittelung die Sicherung unſers Wohlſtandes zu befeſtigen, erwarten wir, daß alles mögliche werde aufgeboten werden, was zu unſerer Beruhigung und Zufriedenheit für die Folge noch etwas beytragen kann.

Wenn es wahr ſeyn ſollte, was wir durch Briefe erfahren, daß man im Auslande ein ſchiefes Urtheil über unſre Beſtrebungen fälle, uns den Umſtänden gemäß ſo zu verhalten, wie es der Zeitgeiſt und die Lage der Sachen erfordert; ſo werden wir uns damit beruhigen, daß andre oft zu ſpät angefangen haben, Erfahrungen zu benutzen, die wir nicht machen würden, wenn ſie uns nicht zu einem vernünftigen Nachdenken über den Gang der Begebenheiten führen ſollten. Zu keiner Zeit werden wir über die Unfälle anderer ſpotten; aber wenn es uns erlaubt wäre, ſie zu unſerm Beßten zu benutzen, ſo würden wir uns eben dadurch nur deſto mehr in den Stand geſezt finden, die Summe der Widerwärtigkeiten, die das Allgemeine betroffen haben, im Einzelnen zu vermindern, und unſre Theilnahme an dem Schickſale unſerer nähern und entferntern Mitbrüder durch willige Hülfsleiſtungen thätig zu beweiſen.

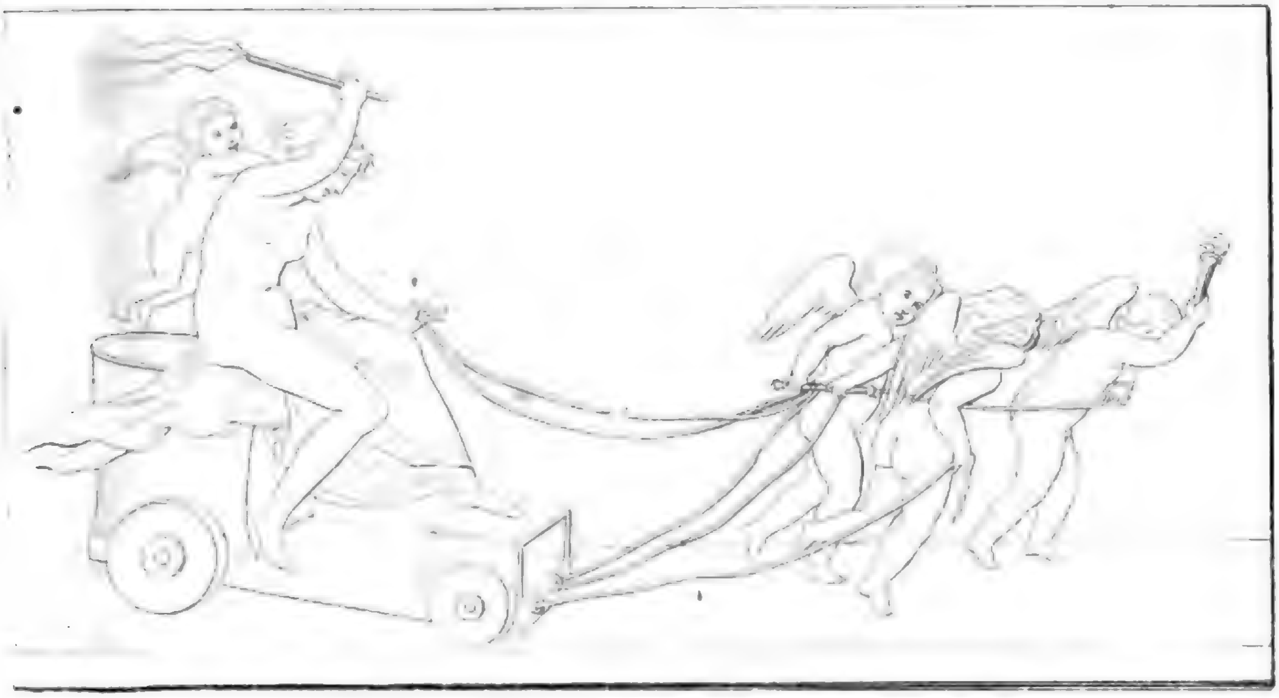
Literariſche Notiz.

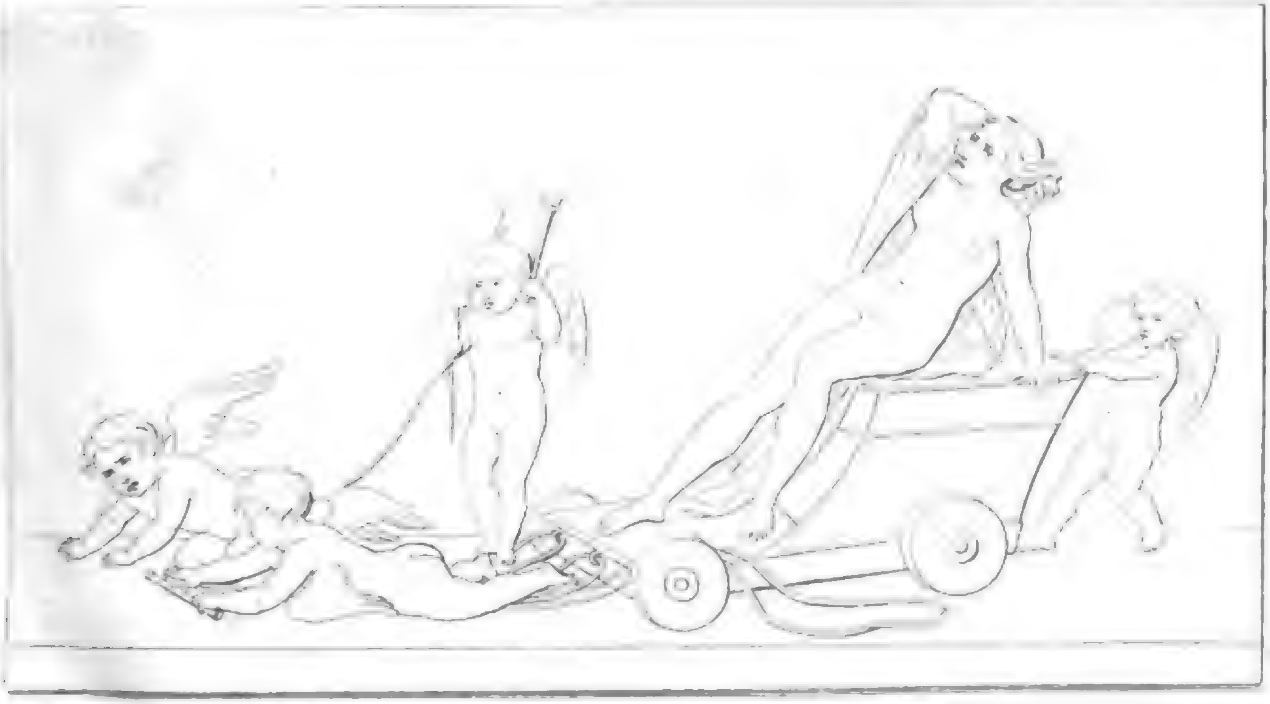
Den Freunden der Naturlehre ertheilen wir die Nachricht, daß von dem vortreflichen phyſikaliſchen Lehrbuche des berühmten Mineralogen Haüy zu Paris kürzlich eine neue, ſehr vermehrte Ausgabe erſchienen iſt, unter dem Titel: Traité élémentaire de Physique; par M. l'abbé Haüy etc. 2me édit. revue et considérablement augmentée. 2 Vol. 8. — Auf ord. Papier koſtet das Exemplar in Paris 5 fl. 30 kr.

Digitized by Google



Digitized by Google





Digitized by Google

Digitized by Google

Nro. 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Jänner, 1807.

Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt.

Schiller.

An die Leſer des Morgenblatts.

Wer unter uns erinnert ſich nicht an eine der lieblichſten Dichtungen im Altvater Homer? Auf den Gefilden vor Troja wird um Seyn- oder Nichtſeyn gekämpft. Oben auf dem quellenreichen, eichenumkränzten Gipfel des Ida thront im nachtenden Donnergewölk Zevs, und ſchaut richtenden Blicks auf die fliehenden und ſiegenden Völker Aſiens und Europens. Endlich wird aber auch dieſer Olympier der wilden Schlachten überdrüßig. Er muß wegblicken, und ſeinem ermüdeten Auge durch Anſchauungen ganz anderer Art Ruhe und Erquickung verſchaffen.

Seitswärts wandt' er den Blick auf die trefflichen Hippomolgen, *)
Welche bey Milch arm leben, ein Volk der gerechteſten Männer,
Doch auf Troja wandt' er nicht mehr die ſtralenden Augen.

*) Man hat von jeher gefragt, an welchem Winkel des ſchwarzen Meeres die trefflichen Pferdemelker — denn ſo müßte das Wort eigentlich überſetzt werden — gewohnt haben mögen. Es waren Scythen, Sarmaten, wo der Pferdekäs (Hippekâs nennt ihn ſchon Hippokrates S. Corav zum Hippokratiſchen Traité des airs, des eaux cet. T. II. p. 283. ff.) von jeher Mode war. Nun ſind aber die Sarmaten die Urältervåter der Polen und Ruſſen. Alſo darf jetzt Jupiter nicht dorthin blicken!

Was dort der Vater der Götter und Menſchen bey ſeiner Heerſchau vom Berg Ida herab gethan, müſſe uns heute noch zur Lehre und zum Beyſpiel dienen. Es iſt erlaubt, in dieſen blutigen Zeiten, ſich mit friedlicheren Gegenſtänden auf Augenblicke zu beſchäftigen, und ſtatt des Argus und der Times, der Allgemeinen Zeitung und des Hamburger Correſpondenten, auch noch eine andere Zeitung in die Hand zu nehmen, die nicht um den Krieg, als um ihr tägliches Brot, fleht, die ſelbſt bey feſt verſchloſſenem Janustempel gedeihen und fortdauren kann, mit einem Wort, auch noch

das Morgenblatt

zu leſen.

Denn kein Morning Chronicle und kein Morning Herald, kein Telegraph und keine Trompete des heiligen Kriegs, nein ein harmloſes, ſelbſt mitten im Krieg nur die Friedenskünſte liebendes und übendes Morgenblatt tritt hier in den bunten Reihen unſrer deutſchen Leſewelt, um wo nicht die Geſchicklichkeit, doch die Lücke manches ſo eben abtretenden Gavotte-Tänzers zu ergänzen. Fern ſey es von uns, zu verlangen, daß, um ein ſolches Blatt anzuſchauen, man das große, ja ungeheure, politiſche Schauſpiel des gegenwärtigen Augenblickes minder betrachten und beachten ſolle. Das verbietet ſich wohl von ſelbſt. Denn eher könnte ein Sperling unter der Luftpumpe fortath-

men, als daß wir das Element der Politik, das uns wie das andere der Luft von allen Seiten umgiebt, auch nur auf einen Tag miſſen oder zurückweiſen könnten. Zu einer Zeit, wo der belobte franzöſiſche Dichter Piis in ſeiner neueſten Siegesode im Journal von Paris vom 26. Nov. ſingt, die ſchnellbeſchwingte Fama habe ſich bey der franzöſiſchen Armee beklagt:

Mein Flügelſchlag reicht nicht an euern Flug! und die Muſe Clio in Verzweiflung, einen Griffel zu bekommen, der ſich beym Eingraben der Groß-Thaten **Napoleons** nicht zu ſchnell abnutze, habe ausgerufen:

Ihr Götter, ſchmiedet aus der Degenklinge
Des Siegers einen Griffel! der hält aus!

zu einer ſolchen thatenſchwangern, ſchickſalsvollen Zeit kann niemand das neueſte Bülletin und das neueſte Zeitungsblatt ungeleſen und unbeherzigt laſſen. Allein man unterſcheide doch nur zwiſchen Abend und Morgen! Was den ganzen Tag, was Abends geſchieht, das liegt nicht in unſerm Kreis. Aber wer mag wohl gleich nach dem erſten Morgen-Traum, — ſey der Gaukler aus der elfenbeinernen oder hörnernen Pforte gekommen, er iſt ein Kind der roſigten Morgenröthe, und will in kein anders Roth getaucht ſeyn! — mit dem Ernſt und der Sorge des heutigen Tags beginnen. Da ſollen uns noch die Bilder des Friedens, und die Licht-Erſcheinungen der holden Göttinnen, die mit Irene und den Horen im engern Schweſterbund leben, die Erſcheinungen der Muſen und Grazien umgeben. Da gilt es, was unſer Schiller in ſeinem herrlichen **Reich der Formen** ſingt:

Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß!
Durch der Schönheit ſtille Schattenlande
Und auf ſeiner Wellen Silberrande
Mahlt Aurora ſich. —

In dieſem Sinn alſo wurde dieß Morgenblatt empfangen und geboren. Man erzählt von einem ältern franzöſiſchen Schriftſteller, deſſen Lebensſprüche und Lebensweißheit ſo lange dauren werden, als eine Menſchenbruſt noch Empfänglichkeit hat, ſie aufzufaſſen, daß ihn als Knabe der zärtliche Vater beim Erwachen mit harmoniſchen Tönen empfieng. Und wer hat nicht von den Wundern des memnoniſchen Coloſſes auf den Ebenen des alten Thebens in Ober-Aegypten gehört? So wie die Morgenſonne aus ihrem Feuermeere heraufquellend ihren erſten vergoldenden Stral auf die entgegengekehrte Natur ſchoß, erklang im ſüßeſten Zauber-Harfenton im Innern dem Licht ein myſtiſcher Morgengruß und dem lauſchenden Fremdling ein ſchauerliches Geheimniß. Es wäre höchſt anmaaßend und des unauslöſchlichen Gelächters aller Sterblichen und Unſterblichen würdig, dieß Morgenblatt auch nur in weiter Ferne mit jenen Morgenbegrüßungen in Vergleichung bringen zu wollen. Aber etwas der Art, etwas freundliches zum guten Morgen, das wenigſtens nicht durch moraliſche oder äſthetiſche Mißlaute, oder gar durch zänkiſches Schulgeſchwätz und literariſche Befehdungen die noch durch keine gehäſſigen oder eigennützigen Begierden im Drang oder Gewühl des Lebens verſtimmte Seele aufreitze und bewege, möchte allerdings das nie zu verrückende Ziel ſeyn, das man bey aller Mannigfaltigkeit der hier abzuhandelnden Gegenſtände einzig und allein im Auge zu behalten wünſchte.

(Die Fortſetzung im nächſten Blatt.)

Gemälde von Neapel.

(Von P. F. R.)

Lage.

Die Stadt Neapel liegt unter dem Gr. 11, 57′, 30″ weſtlich vom Pariſer Meridian, und unterm 40°, 49′, 40″ der Breite. Sie macht den Mittelpunkt eines Meerbuſens von 73 ital. Meilen Umkreis, in welchem das Auge jede Naturſchönheit vereinigt findet.

Ueber die Senkung einer Reihe lieblicher Hügel hin, welche die Morgen- und Mittagsſonne beſcheint, liegt die ungeheure Stadt. Sie vereinigt ſich auf der einen Seite an dem Uferbogen hin faſt unmerklich mit den Häuſern von Portici, und durch dieſes mit einer Reihe gleich ſchön gelegener Städte und Dörfer. Auf der andern verliert ſie ſich in das Vorgebirge von Poſilipo *) und deſſen angenehme Landhäuſer. Von vornen iſt ſie durch das Meer begränzt, von hinten durch eine Reihe lieblicher Hügel geſchützt.

Keine Stadt dieſer Erde darf ſich in der Schönheit ihrer Lage mit Neapel vergleichen. Die Natur hat hier Alles gethan, was ſie vermag, und neben die mildeſten Geſchenke ihres Segens die Geſchöpfe ihrer fruchtbarſten Würkungen geſtellt. Sie ſcheint hier im Widerſpruche mit ſich ſelbſt gehandelt zu haben; wenn man nicht fühlen will, daß gerade durch dieſe Zuſammenſtellung die Gegend einen Karakter von Größe und Erhabenheit erhalten hat, welchen man ſonſt nirgends wieder findet.

Wo du deinen Standpunkt nimmſt, ſey es von der Höhe des Poſilipo, oder des Kloſters von S. Martino, aus der Mitte des Golfs ſelbſt auf einer Barke, oder an den Ufern von Portici — überall

*) So ſchreiben die Neapolitaner. Wer alſo nicht das lateiniſche Pausylipus ſchreiben will, iſt wohl verbunden, ihnen zu folgen.

beynahe überſiehſt du die ganze Stadt mit ihren Umgebungen. Von der See her kürzt ſich der ungeheure Uferbogen mit ſeinen Häuſerkränzen am allerwenigſten. In der Höhe betrachtet, ſteigen alle tiefer empor, und bildet ſich ein ungeheurer, bunter Farbenteppich, auf welchem eine Menge koſtbarer Steine zerſtreut ſcheinen. Aus einigen Landhäuſern über der Grotte von Poſilippo vereinigt ſich das Ganze am ſchönſten zu einer mahleriſchen Darſtellung, und iſt es auch am beßten von Denis und Quins aufgefaßt worden.

Aber unmöglich iſt es immer, den ganzen Reichthum dieſer Gegend in Ein Bild zu faſſen. Wenn du die Inſeln von Capri, Procida und Iſchia nicht miſſen willſt, mußt du auf den Veſuv Verzicht thun, und umgekehrt. Begnügſt du dich mit einem bloßen Umriß der Stadt, und magſt du lieber die große, reiche Natur ganz auf dein Bild zeichnen, ſo ſtelle dich auf die Höhen von Capo di Chino, und faſſe das Ganze zwiſchen den Veſuv und den Berg von S. Martino. Dein Vordergrund iſt die Stadt; der Mittelgrund das Meer mit ſeinen Einfaſſungen, und den Hintergrund bilden die Inſeln, die Vorgebirge, das ſchimmernde Meer und die ſchnellen Segel.

Schnee.

In heißen Ländern, wo alles Waſſer in ſteinernen Condukten unter freyem Himmel oft viele Meilen weit hergeführt wird, iſt der Schnee ein dringendes Bedürfniß. Er wird zum wahren Geſundheitsmittel, und man hat die Berechnung gemacht, daß ſich in Sicilien, ſeit der Einführung des Gebrauchs von Schnee, manche Krankheiten verloren haben, und die Zahl der Sterbenden überhaupt vermindert wurde.

Manche Krankheiten werden in dem Königreich Neapel mit Schnee und Eis geheilt. Man wendet ſie beſonders in hitzigen Fiebern, und ſelbſt in Bruſtkrankheiten mit größtem Vortheil an.

Dieß iſt die nützliche Seite deſſelben. Höher wird die angenehme geſchätzt, wie überall. Man bereitet eine zahlloſe Mannichfaltigkeit von Sorbeten daraus, und es iſt beynahe keine Frucht, deren Saft nicht mit Eis konſolidirt wird, um ſie zu jeder Jahrszeit genieſſen zu können.

Nicht nur des Abends und in der Zwiſchenzeit werden die köſtlichen Sorbete genoſſen; auch auf einer wohlbeſetzten Tafel dürfen ſie nicht fehlen. Gleich nach der erſten Schüſſel, welche der Suppe folgt, giebt man häufig geeißten Eyerpunſch, von dem man zwiſchen jeder Speiſe ein Schlückchen zur Erfriſchung nimmt. Den Mittelpunkt des Deſſerts macht eine Eispyramide, deren Trümmer noch den gefüllten Magen ſtärken müßen. So gefährlich dieß manchem Nordländer ſcheinen mag, ſo iſt es uns und vielen andern doch recht wohl bekommen.

Bewunderungswürdig iſt die Kunſt der Sorbeterie in dieſem Lande. Das Eis wird zu allen möglichen Geſtalten geformt, und man hat Beyſpiele, daß ganze Tafeln blos mit Sorbeten bedient wurden. Alle Arten von Kuchen, Geflügel, Schinken und Früchten waren ſo glücklich nachgebildet, daß jeder dadurch getäuſcht wurde. Die Nonnen beſonders haben es hierin ſehr weit getrieben.

Wein und Waſſer, welche bey Tiſch genoſſen werden, ſtellt man zuvor in Eiswaſſer. Das zum Trinken kauft man gewöhnlich bey den Aquajuoli's auf der Straße. Der gemeinſte Mann muß zu ſeinem Mittagseſſen ein Glas Eiswaſſer haben, das ihn wenig genug koſtet.

Woher aber die Menge von Eis in einem Lande, wo es keinen Winter giebt? — Aus den nahen Apenninen, deren Spitzen ſogar weiter nach Süden beynahe das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt ſind. Im Spätherbſte ſind auch die niedrigern Gegenden des Gebirgs oft überſchneit. An friſchen Wintermorgen ſteigt ſelbſt der Rauch des Veſuvs aus einer leichten Schneehülle auf. In den Bergen befinden ſich die Eisgruben, welche des Winters mit Schnee gefüllt werden, und das ganze Jahr hindurch zur Nachtzeit ihre Vorräthe nach der Hauptſtadt ſenden.

Man hat Beyſpiele, daß der Mangel an Lebensmitteln in Neapel die gefährlichſten Aufſtände erregt hat. Fehlte es einmal des Sommers an Schnee, ſo dürfte die Gefahr für die Ruhe des Landes eben ſo groß werden, als für die Geſundheit ſeiner Bewohner.

Lichtenberg an Gleim
über Blitz-Ableiter.

Im Jahr 1790 veranlaßte Gleim einen Vorſchlag: den nicht unberühmten Halberſtädtiſchen Dom mit einem Blitz-Ableiter zu verſehen; da man über die Anlegung deſſelben nicht einig werden konnte, fragte Gleim bey Lichtenberg an: ob es rathſam ſey, den Dom durch einen Blitz-Ableiter zu ſichern? — Hier die geiſtvolle Antwort des trefflichen Mannes:

Göttingen, den 26. Juli 1790.

Ehe ich Ew. meine Meinung über den Nutzen oder die Schädlichkeit der Blitz-Ableiter erdſſne, ſo muß ich offenherzig geſtehen, daß ich in dieſer Lehre etwas mit unter die Ketzer gehöre, und durchaus wenigſtens nicht ſo davon dencke, wie jetzt bey weitem der größte Theil denket. Ich weiß, es iſt dieſes Geſtändniß eine ſchlechte captatio benevolentiae für die Menge, allein bey Männern von Ew. Geiſt, gibt es, mie ner Ueberzeugung nach keine ſicherere, als die, die man ſich durch beſcheidene Zweifel zu erwerben ſtrebt.

Man iſt, meines Erachtens, ſeit einiger Zeit in der Blitz-Ableiterey zu weit gegangen. Die ungeheure Menge der Stimmen, die ſich dafür b ren ließen, haben den größten Theil des Publ kums glauben gemacht, alles in dieſer Lehre ſey nunmehr geometriſch demonſtrirt. Man

bedachte aber nicht, daß immer unter hundert Stimmen kaum eine befindlich iſt, die mit völliger Sachkenntniß, und nach Prüfung des Ganzen von Grund aus, gegeben wird. Einer ſpricht und ſchreibt dem andern auf ſein Wort und Credit nach, und glaubt ſchon viel gethan zu haben, wenn er hie und da einen kleinen Vortheil anzubringen weiß, der nur Nebendinge betrift; und weil dieſes gar nicht ſchwer iſt, ſo iſt es auch gekommen, daß Leute über Bliz-Ableiter geſchrieben haben, die ſonſt über nichts in der Welt etwas zu ſchreiben wiſſen. — Ich glaube, und werde faſt täglich mehr in dieſem Glauben beſtärkt, daß wir in der Kenntniß der Natur der Donnerwetter noch gar ſo weit nicht ſind, als wir uns zu ſeyn einbilden. Das, was darin völlig ausgemacht iſt, iſt dieſes: daß ſie elektriſchen Urſprungs ſind, und daß daher der bereits entſtandene Strahl, wenn er Metalle erreicht, die entweder ganz zuſammenhängen, oder mit geringen Zwiſchen-Räumen fortlaufen, dieſelben nicht verlaßt, und daher hingeführt werden kann, wo man ihn hin haben will. Allein wie dieſe Elektrizität in den Wolken entſteht, wie es mit der Erzeugung des Blitzes zugeht, und ob ſich daher alles bey den Donnerwettern ſo verhalte, wie bey unſern Maſchienen, davon wißen wir Theils gar nichts, Theils viel zu wenig, um entſcheidend über die Vortheile der Bliz-Ableiter abſprechen zu können. Den ſo eben angeführten ausgemachten Sätzen hätte ſich wohl noch der hinzufügen laßen: Daß die Gewitter-Elektrizität nicht, wie bey unſern Maſchienen, durch Reiben, ſondern plözlich durch irgend ein Ferment und durch chemiſche Entwickelung entſteht. Iſt aber dieſes, wer kann wißen, was die Veranlaſſung zu einer ſolchen Entwickelung werden kan? Zu Gotha ſchlug der Bliz in ein Gebäude, dem ein anderes, mit einem Bliz-Ableiter verſehenes, faſt gegenüber lag; bey Zürich fuhr der Strahl auf einem Landgute, das mehrere ſpitze Ableiter hätte, in ein Gebäude, das dabey lag; ein Arbeitshaus zu Heckingham bey Norwich, wurde, ſeiner Koſtbarkeit und Schönheit wegen, mit nicht weniger als ſechs ſpizen Ableitern verſehen: in dieſes ſchlug der Bliz nichts deſto weniger ein, und zündete es ſogar an; und endlich ſchlug vor einigen Jahren das Donnerwetter zu Presburg in ein Gebäude, das zwiſchen zween hohen Thürmen lag, die beyde mit Bliz-Ableitern verſehen waren, und dergleichen Fälle gibt es mehrere. Ich weiß zwar, was Perſonen, die jede Theorie, die ein großer Mann vor Jahren erdacht hat, und die ſie ſchon in ihrer Jugend ſtudirt haben, für geometriſche Wahrheit halten, dagegen zu erwiedern wißen. Man ſagt, die Ableiter ſichern nicht auf eine große Strecke, oder ſie ſeyen, wie die zu Heckingham, mit überwindlicher Ignoranz angelegt geweſen. Was unüberwindliche Ignoranz hierbey für Folgen haben könne, fällt ihnen nicht ein, man frägt ſich nicht einmal: ſollte nicht, da wir die Natur der Entſtehung des Blitzes gar nicht kennen, ſondern nur ſo viel wißen, daß er auf eine von unſern Foudres de poche ganz verſchiedene Weiſe entſteht, ſollten da nicht vielleicht unſere Spitzen durch einen Zug, den ſie verurſachen, durch eine Bewegung, die ſie den untern Wolken mittheilen, öfters Urſache dieſer chemiſchen Entwickelung werden können? Ich ſollte denken, daß uns bey ſo vielen Beyſpielen die Frage wenigſtens behutſam machen ſollte, ſo bald wir ſie thun hören. Auch hat die Kunſt bis jezt, ſo viel ich weiß, nur ein einzigesmal und zwar durch einen Zufall eine Erſcheinung hervorbringen können, die in der Natur ſo ſehr gewöhnlich iſt. Perſonen, die in Kirchen oder großen Zimmern waren, in welche der Bliz ſchlug, haben zuweilen plözlich eine Feuer-Kugel entſtehen ſehn, die zerplazte, und die Würkung hervorbrachte, die man, aus der Spur zu urtheilen, einem ſolchen herabfahrenden Strahl, dergleichen man häufig ſieht, zugeſchrieben haben würde. Man hat dergleichen Kugeln auf Straßen rollen ſehen; ſie zerplazten, und dann ſagte man: "das Gewitter habe eingeſchlagen"! Als Richmann erſchlagen ward, ſah Herr Profeſſor Kratzenſtein, der auf der Newa fuhr, einen ſolchen blauen Feuerball am Ufer entſtehn, der mit großem Knall zerſprang, und dieſes war derſelbe Bliz, der Richmann tödtete. Dieſe Nachricht habe ich aus Herrn Kratzenſteins eigenem Munde. Eine dieſen Erſcheinungen ähnliche hat Herr Arden einmal bey einem Verſuche mit der Leidenſchen Flaſche bemerkt, aber weder er, noch ſonſt Jemand, hat ſie je zum zweitenmale hervorbringen können, ob man es gleich unter wißentlich gleichen Umſtänden ſehr oft wiederholt hat. Der Verſuch findet ſich in Prieſtley's Experiments and Obſervations relating to various branches of nat. Philoſ. im 5. Bande, S. 379 — Ich dächte alſo, es wäre am Beſten, man gäbe bey den Bliz-Ableitern wenigſtens die Anſtalten auf, die ſo ſehr einer Herausforderung ähnlich ſehen, und die Menſchen, die die Natur des Uebels noch nicht ganz kennen, das ſie ablencken wollen, nicht ganz gut anſtehn. Alte Gothiſche Gebäude, die ſich ſo lange erhalten haben, würde ich ferner ohne Ableiter laßen; will man aber einmal Gebäude ſichern, entweder weil ſie ſchon öfters zum großen Schaden der Eigenthümer ſind getroffen worden, oder weil ſie ſehr entzündbare Sachen, oder Sachen von großem Werth, enthalten, ſo würde ich die Einrichtung treffen, durch welche Häuſer ſchon ſo oft vor dem Bliz geſichert worden, ob ſie gleich nur unvollkommen, und ohne dieſe Abſicht da war. Ich würde die höchſten Theile und die Ecken des Dachs, auch die Dachfenſter mit ſtarken Streifen von Bley, oder, noch beßer, mit ſtarkem Kupfer-Drath belegen, und wiederum unter ſich in Verbindung bringen, und alsdann dieſe Armatur des Gebäudes an mehreren Enden bis noch an die Erde reichen laſſen. Wollte man in manchen Fällen, z. B. bey Bibliotheken ꝛc. ein Uebriges thun, ſo könnte man noch queer über das Dach Kupfer-Drath legen, der, unter ſich verbunden, eine Art von weitläufigem Netz ausmachte, unter welchem das Gebäude ſelbſt ſo ſicher vor dem Bliz ruhen würde, als wir vor dem Regen in einem wohlverwahrtem Zimmer.

Dieſes wären ohngefähr meine Gedanken von den Bliz-Ableitern, womit ich indeſſen der Meynung keines Menſchen vorgreifen will. Ich rede nur nach meiner Ueberzeugung, und nach dieſer würde ich mir, wenn ich in einer Stadt ein Haus bewohnte, das vielleicht ſchon 100 Jahre geſtanden hätte, ohne vom Blitze getroffen worden zu ſeyn, ſo wenig einen Bliz-Ableiter darauf ſetzen laſſen, als ich mir in meinem achtzigſten Jahre die Blattern würde incculiren laßen. Wohnte ich aber in einem einzelnen Hauſe, und in einer Gegend, die den Gewittern ſehr ausgeſezt wäre, ſo würde ich Bley-Streifen oder ſtarken Drath ſo anbringen, daß, wenn der Strahl käme, er ſeinen Weg gebahnt fände, ohne mich, auf eine noch nicht ganz ſichere Theorie hin, mit erhabenem Spieße hinzupflanzen, und mich zum Erbfeind der Donnerwetter und ungebetenen Beſchützer meiner Nachbarn, oder der Gegend umher, aufzuwerfen."

Anekdote.

Sie vergeſſen den Unterſchied zwiſchen einem Menſchen, wie ich, und einem Menſchen, wie Sie! ſprach ein junger Oberſter zu einem alten Oberſtlieutenant.— „O nein! Ich weiß ihn: Ein Menſch, wie Sie, macht ſich mit vierzigtauſend Gulden, ein Menſch, wie ich, nur mit vierzig Dienſtjahren — Aber ein Menſch, wie Sie, ſollte höflicher antworten, dächt' ich." — Ja wohl; allein vor einem Menſchen, wie Sie, bin ich kein Menſch, wie ich. g.

Nro. 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Jänner, 1807.

Es giebt auch ſchöne Seelen, wie es ſchöne Geſichter giebt,
die der Kunſt nichts ſchuldig, und gerade darum nur deſto ſchöner ſind.

Wieland.

An die Leſer des Morgenblatts.

(Fortſetzung).

Täuſchen würde ſich, wer in dieſem Morgenblatt nur perlende Thautröpſchen und duftende Veilchen und Roſen-Kelche in niedlichen Kalathisken erwartete. Es iſt hier nicht von Glycerens Blumenkränzen, von Süßigkeiten und Bonbonnieren an der Toilette einer alten oder neuen Aſpaſia und von ätheriſchen Sylphen um Belindens Locken die Rede. Dafür iſt anderswo ſchon im vollen, überfließenden Maaße geſorgt. Und jede Gattung iſt gut, wenn ſie nur ganz iſt, was ſie ſeyn ſoll. Man möchte hier gern für deutſche Kunſt und deutſche Literatur, die geweſene und die jetzt iſt, einen neuen, willkommnern Vereinigungspunct aufſtellen. Denn nur auf dieſem Einen Punct können und ſollen wir alle, deutſchredende Völker an der Donau, am Rhein, und an der Elbe Eins ſeyn. Und welche mächtige Beweggründe grade jetzt für dieſe einzige Einheit! Denn alſo ſchrieb noch vor wenigen Wochen einer der Achtungswürdigen, deſſen Nahme ſo lange leben wird, als Deutſche deutſch zu ſprechen und zu ſchreiben noch nicht für ſchimpflich halten werden. „Wir haben nur noch ein Vaterland, und das iſt unſere Literatur, und nur noch ein Haus, worin wir alle ohne Haß und Zwieſpalt zuſammenwohnen können, und das iſt unſere Sprache, Können wir dieſe blühend erhalten, oder gar vervollkommnen, ſo wird uns niemand überwinden, des Glaubens bin ich! Und wenn alle 10,000 deutſche Schriftſteller ſo dächten, wie ich, wir legten noch heute Hand ans Werk, und trügen noch geiſtige Waffen ins Zeughaus, das unſere großen Sieger ſelbſt ſchonen und achten würden. Behalten wir nur eine Literatur, ſo bleiben wir auch eine Nation; und wenn unſre Schriftſteller nur nicht auch aus Eitelkeit oder niederträchtigem Ehrgeiz ſich ihrer Mutterſprache und der Edeln zu ſchämen anfangen, die uns im ſchönſten Sinn würdig machten, und deren einige ſelbſt in dieſer letzten Zeit vor dem Helden Frankreichs, vor dem ſonſt nichts beſteht, mit Ehren beſtanden, ſo werden wir die Zeit der Trübſal nicht nur glücklich überſtehen, ſondern auch, geläutert im Feuer derſelben und des ekeln Wuſtes unſerer Sudler entledigt, um deſto gediegener erſcheinen, und nimmer aus der Reihe der durch den Geiſt getauften, nach allen Seiten hin eingreifenden, und alſo wahrhaft univerſal-hiſtoriſchen Völker ausgetilgt werden!"

So etwas iſt aber nicht das Werk eines Einzigen, oder auch einiger Engverbundenen, die nur ein einziger deutſcher Flußgott aus ſeiner Urne tränkt. Alle Flüße, die Schiller in ſeiner berühmten Muſterung ſtreichelnd und züchtigend anfaßt, nur der anonyme 15te nicht, ſollen ſich befreundend anblicken, und einige ihrer geiſtreichſten Anwohner,

mit Vorzeigung des Beſten aus ihrem Füllhorn, zu bewegen ſuchen, damit ein jeder ſeine Gabe ohne Neid und Rückhalt zu dieſem literariſchen Frühſtück beytrage, und, wie die Gewohnheit iſt an geſelligen Brunnen- und Badeplätzen, frölich mittheilend, frölich betheilt werde. Vor allen müſſe das ſüdliche und nördliche Deutſchland jetzt, wo ein unwiderſtehlicher Sieger mit Blitzes-Schnelle alle Scheidewände zu Boden geworfen hat, und wo ſich die Völker des Rheins und Mains, der Elbe und Oder über furchtbare Schlachtgefilde hin die Bundeshand reichen, ſich in dieſem rein literariſchen und von aller Politik durchaus geſchiedenen Vereinigungs-Punkt recht freundſchaftlich begegnen. Könnte auch dieß eine nur durch die Herausgabe dieſes Morgenblattes in der Maaße erreicht werden, als es bisher noch in keinem Tageblatt zu erhalten ſtand; ſo wäre ſchon darum dieſer Verſuch zu aller möglichen Aufmerkſamkeit, Theilnahme und Beyhülfe zu empfehlen. Es iſt durchaus gegen den Geiſt und Plan dieſer Unternehmung, etwas im voraus aufs Aushängeſchild zu ſchreiben und früher zu verſprechen, als zu leiſten. Dennoch darf es uns geſtattet ſeyn, zu verſichern, daß wirklich zu einem ſolchen Verein einige nicht unwirkſame Verabredungen ſtatt fanden, Und gelingt nur der erſte Wurf! Adnabunt thunni.

Ein jeder kann und ſoll nur vor das Seine ſtehen, und ſo darf der Abſender dieſes Vorworts wenigſtens noch bevorworten, wie dieſer Prologus ſelbſt, hätte die Zeit es geſtattet ihn nach altrömiſchem Stil herauszuputzen und auf die Vorbühne zu ſtellen, in Bild und Conterfei ausgeſehen haben würde. Die Umriſſe, welche die gewerbluſtigen Piraneſi in Paris jetzt von dem prächtigen Musée Napoleon eben nicht in allzuprächtiger Geſtalt herausgeben, ſind gewiß — wäre es auch nur um der Wichtigkeit dieſer nun ganz einzigen Antiken-Gallerie willen — in den Händen aller Liebhaber. Man werfe da *) nur einen Blick auf das didascaliſche Marmor-Relief, wie ein declamirender Hiſtrio, ein Schauſpieler in antiker Verlarvung und Coſtumirung abgebildet iſt. Das iſt mein Prologus, wie er leibt und lebt. Nur gebe man ihm, ſtatt des oben gekrümmten Stabes, den ſogenannten Pedum oder Hirtenſtekken, den bekannten Symbol der Comödie, die urſprünglich eine Dorfbewohnerin iſt, das wunderbare Werkzeug in die Hand, das unter unſern Bergleuten mit der Benennung Wünſchelruthe noch immer hochbegabt und wunderthätig erſcheint, und das in dieſem Augenblick in Italien wieder ſo viel Aufſehen erregt, daß einer unſerer ſchärfſten Forſcher in der Naturwiſſenſchaft, Ritter aus München, ſie ſeiner fortgeſetzten Aufmerkſamkeit werth finden ſoll. Sie iſt völlig antik und auch ſchon unter den Alten unter der Benennung: göttliche Ruthe, bekannt. Nun, mit dieſer Wünſchelruthe ſchlägt unſer Prologus, hinter deſſen ächt-klaſſiſcher Maske doch ja niemand einen modernen Tituskopf ſuchen darf, auf allerhand Brunnen und Metalle an, deren Adern und Gänge aus der alten Welt bis auf die neueſte ſich fortſetzten. Den Befund wird er den Leſern dieſes Morgenblattes getreulich mittheilen. So viel an ihm iſt, ſoll weder Sumpferz, noch Sumpf-Waſſer zum Vorſchein kommen. Dazu bedarf es ja des Mannes mit der Wünſchelruthe nicht, ſondern nur eines ehrlichen Torfgräbers.

Ohne Bild! Man wünſchte auch hier das Alte ſtets mit neuen Beziehungen und Parallelen fürs Neueſte, das Neue nie ohne Rückſicht auf das, was früher war, vorzutragen. So würde man den pedantiſchen Roſt und den frivolen Leichtſinn gleich weit von ſich entfernen. Wers nur immer recht anzufangen und allen recht zu machen wüßte! Böttiger.

*) Es iſt ein vorher noch nie edirtes Bas-Relief aus der Villa Albani im Musée Napoleon T. IV. n. XXX, aus griechiſchiſchem Marmor. Schade nur, daß es ſo verſtümmelt war, und durch Reſtauratien manchen unächten Zuſatz erhielt. So iſt, was da als eine Rolle erſcheint (die ſich wohl für den lehrenden Schauſpieldichter ſchicken möchte S. Winkelmann Monumenti inediti n. 189.) im urſprünglichen Relief gewiß ein ſo genannter Krummſtab oder Haſenſpieß (pedum) des alten Hirtenkoſtums geweſen, welches auf die Comödia überging und als Symbol derſelben auf alten Denkmäler eben ſo oft vorkömmt, als die Hercules-Keule zur Bezeichnung der Tragödie.

Klage der Jahrzahl 1806 über die Herrn und Damen, die ſie mit ihrer Vorgängerin zu verwechſeln pflegen.

Sie, meine Herrn und Damen, ließen Sich heute feyerlich zum neuen Jahr, das heißt zum Jahr 1807 gratuliren. Es kann Ihnen alſo unmöglich verborgen ſeyn, daß die Zeit meiner Wallfahrt unter Ihnen vorüber iſt, und doch habe ich die Kränkung, daß Sie, ſo oft Sie eine Jahrzahl brauchen, noch immer fortfahren, Ihre Zuflucht zu mir zu nehmen. Es iſt in der That ein eigenes Unglück, ein Unglück, das nur mir, einer armen Jahrzahl, begegnen kann, daß Leute, die mit leichter Mühe Vater und Mutter, Weib und Kind, die berühmteſten Schriftſteller, den Meſſias und die Meſſiade, ja ſogar den lieben Gott ſelbſt vergeſſen, daß dieſe Leute nur mich nicht vergeſſen wollen. Unmöglich können Sie Sich einbilden,

daß dieſe Ihre Anhänglichkeit an mich mir zur Ehre gereiche, oder mir Freude mache. Im Gegentheil, verſichre ich Sie mit der Aufrichtigkeit einer Zahl, in welcher, wie in der ganzen Arithmetik, kein Falſch iſt, daß der Tag, der mich von Ihnen trennte, das iſt der geſtrige, der glücklichſte meines Lebens war. Es iſt Ihnen mehr als zu gut bekannt, mit welcher beyſpielloſen Geduld ich mich ein ganzes Jahr lang auf allen Urkunden der Argliſt und des Betrugs, des Wahnſinns und des Aberwitzes, auf allen Folianten, Quartanten, Oktav- Duodez- und Sedez-Bänden der Leipziger Oſter- und Michaelis-Meſſe, und ſogar auf den Todesurtheilen der, nicht Gott geheiligten, Arzneykunſt zur Schau tragen ließ. Aber ich müßte keine Zahl, ſondern eine wahre Null ſeyn, wenn ich auch nur Eine Minute mehr, als die mir von dem Schickſale auferlegten dreyhundert fünf und ſechszig Tage, an meinem bisherigen Pranger freywillig zu ſtehen mich entſchließen könnte, und ich ſage Ihnen alſo hiemit, daß ich ſchlechterdings nichts mehr mit Ihnen zu ſchaffen haben will. Leſen Sie meinetwegen weder die Bibel, noch die Ausſichten in die Ewigkeit. Aber mir zu Gefallen zuweilen ein wenig in den Kalender zu ſehen, dieß iſt offenbar das wenigſte, was ich für die weſentlichen Dienſte, die ich Ihnen leiſtete, zu fordern berechtigt bin. Wahrlich, die gröſten Verwirrungen würden ohne meine Hülfe in Ihren Geſchäften entſtanden ſeyn. Nehmen Sie einmal an, ich wäre aus der Reihe der Jahre getreten, und Sie werden zittern und ſchwindeln vor den Folgen, die ſich Ihrer Einbildungskraft darſtellen. Was iſt ein Jahr, das man nicht zählt? Ein Nichts, eine ſchrecklich leere Pauſe in der Zeit. Was ſoll man mit Leuten anfangen, die in keinem Jahr geboren ſind? Und wie wollt ihr Menſchen begraben und beerben, deren Tod eine wahre Nullität iſt, weil, als er ſtatt fand, kein Jahr exiſtirte. Wenn aber auch die Pflicht der Dankbarkeit, wie gewöhnlich, keinen Eindruck auf Sie macht, ſo bedenken Sie wenigſtens Ihren eigenen Vortheil, bedenken Sie, wie verderblich es Ihnen werden könnte, wenn man Ihre Verſprechungen fürs künftige Jahr, durch die Jahrzahl dazu berechtigt, jetzt ſchon gegen Sie geltend machen wollte, oder wenn gewiſſe Grundſätze, zu welchen Sie Sich erſt im Jahr 1807, aber mit der unrichtigen Jahrzahl, bekennen, Ihre Handlungen vom Jahr 1806 verdammten. Ich öffne Ihnen hier ein weites Feld zu Betrachtungen, und ſetze daher weiter nichts hinzu, als daß ich bin, meine Herrn und Damen Ihre

Gegeben im Zeitenſtrome, den 1. Jenner 1807.

freygelaſſene Sclavin, die Jahrzahl 1806.

Nachſchrift.

Jedermann kennt gewiſſe Frauenzimmer, die wenigſtens zwanzig Jahre lang — zwanzig Jahr alt bleiben. Dieſe unvergänglichen und ewig jungen Schönen haben zu gute Gründe, zwey Jahre in eins zuſammenzuſchmelzen, als daß ich grauſam genug ſeyn könnte, auch für ſie nicht mehr exiſtiren zu wollen, und ich ertheile Ihnen alſo hiemit die feyerliche Erlaubniß, nicht nur im Januar, ſondern auch in den übrigen eilf Monaten des gegenwärtigen Ein Tauſend Sieben Hundert und Siebenten Jahrs jeden ſelbſt beliebigen Gebrauch von mir unter der einzigen Bedingung zu machen, daß Sie, damit die Wohlthat nicht an Unwürdige verſchwendet werde, ihren Taufſchein, wenn nicht im Original, doch in beglaubter Kopie an die Redaktion des Morgenblatts einſenden.

W.

Das deutſche Sonett.

Schon unſ're älteren Dichter wählten die Form des italiſchen Sonetts. Flemming ſchrieb mehrere Bücher in dieſer für uns allzukünſtlichen Dichtart. Beſſerer Geſchmack verdrängte ſie. Kaum verſuchte Bürger in neuern Zeiten einige Kling-Gedichte, die gelungene Studien in dieſer Gattung ſind, und empfahl A. W. Schlegel'n, als einen Meiſter in Befolgung der Regeln, welche der Muſengott, wie Boileau in ſeiner Poetik ſagt, aus Bizarrerie für das Sonett ausdachte; ſo wuchs das "imitatorum pecus" zu manoeuvrirenden Batallions an. Unſ're Sprache wußte ſich zu rächen. Der gröſte Theil dieſer gereimten Empfindeleien iſt plump, hart, und übelklingend, oder harmoniſch ans Ohr ſchlagend, aber — leer. Lieſſen ſich wohl unter hundert Sonetten drey bis vier auffinden, bey welchen, (was Bürger von einem vollkomm'nen Sonnette fordert), nach Auflöſung der Reimzeilen in Proſe doch keine Sylbe, kein Wort, kein Satz anders geſtellt werden könnte, als dieß alles im Verſe ſtand, und wo ſogar die Reimwörter an ihrem Platz' unentbehrlich ſcheinen? Ich zweifle. — Mit der italiſchen Sprache, die ganz Melodie iſt, in der es dem Proſaiſten ordentlich ſchwer fallen muß, nicht zu reimen, mit dieſer für Stegreif-Dichter geſchaffenen Sprache darf ſich die deutſche nicht meſſen. Ueberzeugt von dieſer Wahrheit wollten daher einige den verſchollenen Ton der Minneſinger neu herſtellen, und z. B. ſehre, Königinne, ſamt dergl. veralteten Flickſylben, wieder in Umlauf bringen. Vergebens! — Göthe ſagt:*)

Sich in erneutem Kunſtgebrauch zu üben,
Iſt heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen.
Du kannſt dich auch, wie wir, beſtimmt bewegen,
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeſchrieben.

Denn eben die Beſchränkung läßt ſich lieben,
Wenn ſich die Geiſter gar gewaltig regen;
Und wie ſie ſich denn auch geberden mögen,
Das Werk zuletzt iſt doch vollendet blieben.

*) Im erſten Bande ſeiner Werke (S. 95.), wovon die erſte Lieferung noch in dieſem Monat bey Cotta in Tübingen erſcheinen wird.

So möcht' ich ſelbſt in künſtlichen Sonetten
In ſprachgewandter Maſſen kühnem Stolze,
Das Beſte, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Doch weiß ich hier mich nicht bequem zu betten.
Ich ſchneide ſonſt ſo gern aus ganzem Holze;
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Das iſt's was ich meyne. Das Sonett lähmt die Begeiſterung, und die vierzehen vorgeſchriebenen Reime ſind heimliche Boutsrimés, welche der Poet ſich eigenſinnig vorſchreibt. Das Sonett iſt das Rad, worauf die Empfindung mit vierzehen Stößen abgethan, und nur zu oft der Herzſtoß ſchon im dritten Reime gegeben wird. Mühſam überwundene Schwierigkeit rechtfertigt, und adelt ſolche Spielereien nicht; ſonſt müßten wir auch die vergeſſenen Gedichte in Becher- und Pyramidenform preiſen. Wenn ein Göthe mitunter leimen müßte, wer von den Nicht-Göthen wagt noch Kling-Gedichte?

Korreſpondenz-Nachrichten.

Halle, vom 16. Dec. 1806.

Univerſität ſeyn, oder nicht ſeyn! Das iſt die Frage. So ſehr uns Bernadotte's Zuſicherung und die Huld Napoleons, „den jede Nachwelt kennen wird, und ſeinetwegen unſre Zeiten", anfangs beruhigten, ſo ſchmerzlich fällt uns die Stelle im Schreiben des Prinzen von Neufchatel an unſern Prorektor, als ob wir unſre Lehrpflicht überſchritten, und ſo der kaiſerlichen Protektion uns verluſtig gemacht hätten. Mir bangt, ſo unſchuldig wir ſind, vor der Zukunft.— Sie fragen, ob manche Profeſſoren beim Nacheilen der Sieger durch unſre Stadt wirklich litten? — Ja. Nöſſelt, Eberhard, Schmalz, Klügel. Schütz befand ſich in Lebensgefahr. Lafontaine ward aus romantiſchen Geſichten unfreundlich aufgeſchreckt, und erduldete viel Ungemach in ſeiner Villa. — Was ſteht uns bevor? — Das Waiſenhaus, das Pädagogium, der ſchöne botaniſche Garten ſoll bleiben. Aber die akademiſche Lehranſtalt? — Die Profeſſoren ziehen keinen Gehalt, und mehrere ſollen ſchon auf andre Univerſitäten berufen ſeyn, oder emigriren. Auf die Verwendung des vortreflichen Miniſters von Maſſow bauen wir feſt. Napoleon wird uns die Verirrung excentriſcher Studenten nicht ſo hart entgelten laſſen. Noch hoffen wir.

Nachſchrift. Die allgemeine Literaturzeitung wird hier fortgeſezt.

Paris, den 20. Dec. 1806.

So ſtill es in Hinſicht auf alles hier iſt, was auf Politik Bezug hat, ſo wenig man, die ungeheuren Siege und die bedeutende neue Rekruten-Aufhebung ausgenommen, — davon ſprechen hört, ſo thätig iſt Paris in den Künſten des Friedens. Die Bauten, der ſchönſten Zeit der alten Roma nicht unwerth, gehen ununterbrochen fort. Schon iſt der Louvre auf der Seite der Seine abgekrazt, und die neue Einrichtung in ſeinem Innern macht bedeutende Fortſchritte. In der Gegend der Thuilerien, bey dem neuen Quai Deſaix und an der Weſtſeite des Louvre gleicht Paris einer bombardirten Stadt. Der gelinde December geſtattete bis jezt die Fortſezung der Arbeiten, welche erſt der ſpäte Abend endet, und iſt auch jezt der Anblick der Ruinen, der Straßen, die durch alte Plancken gebildet werden, der zerſtreut umherliegenden Baumaterialien nicht ſehr anziehend, ſo läßt ſich dennoch erwarten, daß eine ſchöne neue Schöpfung bald aus dieſem Mittel-Zuſtande hervorgehen werde, indem es dem Gouvernement nie an Willen fehlte, und jezt auch nicht an dem Mittel fehlt, die gute Stadt Paris zu entbäßlichen und zu verſchönern. — Die Judenverſammlung macht weit weniger Lärm als man im Auslande vielleicht glaubt. Eine Geſchichte, welche ſich vor einigen Tagen hier zugetragen haben ſoll, wurde — vielleicht nicht ohne Abſicht — ſehr in einigen öffentlichen Blättern herausgehoben. Ein Jude Abor mit Nahmen kaufte nehmlich in einer Verſteigerung einen Schmuck von falſchen Brillanten um 80 — 90 Franken. Zu Hauſe unterſucht er ihn näher, findet 4 ächte ſchöne Brillanten darunter, bringt ſie dem Beamten, der die Verſteigerung leitete, mit der Aeuſſerung zurück, er habe keine ächten Brillanten kaufen, die Erben ihm keine um dieſen Preis verkaufen wollen. Sie wurden ſogleich um 500 Fr. verkauft. Jezt widerſprechen ſogar einige Blätter das ganze Factum; eines ſagte, man hätte die Brillanten wieder von ihm geholt, er ſey aber der Mann, der ſie freywillig zurükgegeben hätte.

Die Theater befaſſen ſich ſtark mit der hebräiſchen Geſchichte. Seit Omaſis auf dem Theatre François ſo viel Glük machte (und zwar kein ganz unverdientes, indem manche Scenen würklich ſehr ergreifend ſind), ſind zwey Joſephe auf den Boulevards erſchienen, und das Vaudeville und das Theatre des arts droht mit einem.

Im Departement Lozere in der Gemeinde Prinsejoul ſtarb am 28. November eine Frau Eliſabeth Charbonnier im 104. Jahre ihres Alters. Ihr Gatte war nur 30 Jahre alt geworden, und dennoch hatte ſie ihm 10 Kinder gegeben. Sie litt nichts vom Alter, las ohne Brille, und gieng alle Sonntage eine halbe Meile weit in die Meſſe.

Chateaubriand will ſich zu einem epiſchen Gedicht der Cid nicht bekennen.

Am 19. um 1 Uhr ſollte ein mnemoniſches Exercitium im Hotel de Prefecture gehalten werden. Sobald etwas davon bekannt wird, ſoll es gemeldet werden. Auch von Gall iſt wieder ſcharf die Rede in Gutem und Böſem. Man erwartet ihn hier. Wenn er aber der franzöſiſchen Sprache nicht ganz mächtig, wenn er mit der Denkart der Pariſer nicht ganz vertraut iſt, ſo kann man ihm nicht rathen, hieher zu kommen.

Das Journal für Nordamerika, nach Art der Bibliotheque britannique eingerichtet, findet vielen Beyfall; etwas mehr Vollſtändigkeit wäre ihm indeß zu wünſchen, und ich beſorge, daß die politiſchen Ereigniße es bald trocken legen werden.

Die beyden Schlegel und Madame Feith ſind noch hier.

Koulouf, eine Oper, die das Feydeau den 18ten gab, fand vielen Beyfall, ſo abgedroſchen das Sujet (ein Bettler, dem man weis macht, er ſey König) iſt. Nur Koulloufs Aberglaube, und, daß er dem würklichen Könige das Leben rettet, während er den König ſpielt, ſind dem Stücke eigen. Die Decorationen und Tänze waren ſehr ſchön, der Autor wurde herausgerufen, auch die Muſik gefiel, obgleich ſie, wie beynahe alle neueren ihrer Art, von Reminiſcenzen wimmelt.

Vor einigen Tagen gab das Theatre Moliere die Stricknadeln unter dem Titel: Le Mari d'autrui. Die Zeitungen machen ſich über die Gutmüthigkeit Durlachs waidlich luſtig.

Lafonds Debüt fährt fort ſehr zu gefallen.

In Orleans macht ein 16jähriger Harfenſpieler, Zögling der Madame de Genlis, großes Glück. Es werden ſchon Verſe auf ihn in die Blätter gerückt.

Ueberſezungen der Claßiker ſind jezt an der Tagesordnung der Literatur.

Neue Charten von Pohlen, Grundriße von Warſchau, und überhaupt eine Menge Producte, die die bildende Kunſt auf den Altar des Vaterlandes legt, erblickt man in den Bilderbuden des Quai Voltaire.

Druckfehler in Nro. 3.

Im Aufſaze über Neapel lieſt S. 10. ſtatt fruchtbarſten – furchtbarſten, S. 11. ſtatt tiefer tieſen, und ſtatt Quins Kniep.

Nro. 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 6. Jänner, 1807.

— Das größte Glück im Leben
Und der reichſte Gewinn
Iſt ein guter leichter Sinn!
Göthe.

Götter-Bekenntniſſe.*)

„Von der Menſchheit — du kannſt von ihr nie groß genug denken;“
„Wie du im Buſen ſie trägſt, prägſt du in Thaten ſie aus.“

Herkules. Hohe Kraft dem hohen Guten wiedmen! das machte mich zum Gott, eh ich noch Halbgott wurde.

Bacchus. In hoher Kraft des hohen Daſeyns genieſſen! beym Vater Zevs, das gab mir Götter-Wonne, hätte ich den hohen Olimp auch nimmer erſtiegen!

Apoll. Im ewigbildenden Kreislauf hoher Kraft das Hohe nie untergehn laſſen, ſo oft ſich auch die endliche Form verwandelt! das machte mich olimpiſch ſelig, auch da ich verbannt aus dem Olimp unter Hirten wandelte.

Juno. Jenen Herkules beſtimmte der treuloſe Gatte zum Herrſcher; ich zwang an Ates Hand ſeine Kraft zum Gehorſam gegen den Schwachen.

Thetis. Den verzweifelnden Knaben Bacchus empfieng ich auf der erſten Flucht vor Likurgs Beil in meine Arme.

Neptun. Der Nordwind brachte mir die wandernde Latona; aus dem Grund des Meeres rief ich Delos hervor, und Lorbeerbäume beſchatteten Apolls Geburt.

Herkules. Dem Schickſal entwand ich durch Mühe den Kranz; ich helfe der Menſchheit.

Bacchus. Der Fülle entblüht' ich Fülle gebend; die Menſchheit erfreu' ich mit mir!

Apoll. Werdend half ich das Weltall entfalten; ich bilde die Menſchheit.

Merkur. (lächelnd) Am Alfeus opferte ich mir ſelbſt; Maja's heimlich Erzeugter jubelt im hohen Aufgebot der Kraft zu hoher Klugheit — die Menſchheit dient ihm.

Jupiter. Söhne! auch Japets Abkömmlinge tragen das himmliſche Feuer in ihrem Buſen. Meine Macht geb' euch die hohe Kraft, und ihnen das edle Vermögen. Ehrt dieſes im Geſchlecht, hebt es zu euch hinauf, nie ſinkt nieder zu ihm!

*) Aus einer Handſchrift: Gemmen für Schillers Freunde von dem Verfaſſer des gold'nen Kalbs.

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

3. Taſchenbuch für das Jahr 1807. Der Liebe und Freundſchaft gewidmet. Frankfurt am Mayn, bey Friedrich Wilmans.

Wenn ſo vornehme Göttinnen, wie Liebe und Freundſchaft ſind, ſich von ſterblichen Recenſenten rathen laſſen, ſo halten ſie ſich in dieſem ihnen gewidmeten Taſchenbuche vorzüglich an die Miſcellen von Jean Paul Friedrich Richter,

an die Gedichte von St. Schütze, und an einige Gedichte von Z°°°°°. Von den Beyträgen des Herrn Falk hat die Erinnerung an Corone Schröter, aus Weimar, das meiſte Intereſſe. Nur könnten die beygefügten Verſe ein wenig gefeilter ſeyn. Doch eine gewiße Nachläßigkeit gehört ja zum elegiſchen Charakter. Die Erzählung eines Ungenannten, oder wahrſcheinlicher einer Ungenannten, die Marmorbüſte betitelt, macht Anſprüche auf Genialität, die aber Leſer von wahrem Schönheitsgefühle ihr ſchwerlich zugeſtehen werden. Louiſe Brachmann, iſt eine ſehr liebenswürdige, aber etwas ſorgloſe Dichterinn. „Treu oder untreu", Bagatelle aus Ernſt Scherzers Papieren, täuſcht durch den Titel. Man erwartet eine ſcherzhafte Kleinigkeit, findet aber ſehr langweiligen Ernſt. Unter die am meiſten verunglückten Aufſätze gehören die Toilettenſcenen eines Ungenannten. Geiſtreiche Sentenzen und Reflexionen ſind eine eigentliche Morgenlectüre. Die Leſer unſers Blatts wiſſen es uns alſo vermuthlich Dank, wenn wir ihnen zum Beſchluße einige der ſchönſten Blumen dieſer Art aus Jean Pauls Miſcellen mittheilen.

„Jede kühne That macht eine zweyte nöthig, ſonſt bringt ſie Untergang; und eben das Ahnen und Ahnden dieſer Nothwendigkeit entkräftet die Menge, welche ſonſt wohl den gröſten Muth verſpürte, ganz ſo zu handeln, wie Cäſar, oder wie Socrates, oder wie Friedrich II., aber nur einmahl im Jahre, oder im Leben.

„Schlechte Schriftſteller ſollte man vor, große nach ihren Büchern kennen lernen, um jenen mehr die Bücher, dieſe mehr den Büchern zu vergeben.

„Im Raume wirken große Männer ſelten einträchtig und gemeinſchaftlich; aber in den Zeiten reichen ſie ſich alle die Hände aus der hohen Geiſterwelt herunter zu Einem Baue.

„Man fragt den Andern meiſtens um Rath, nicht weil man nicht weiß, was man thun ſoll, ſondern weil man es eben weiß, aber ungern thut, und vom Rathgeber eine Hülfe für die leidende Neigung erwartet.

„Vor Großen muß man ſich niemahls tadeln. Sie glauben zu leicht, man ſage zu wenig.

„Der Muth im Kabinet iſt höher und philoſophiſcher, als der auf dem Schlachtfelde, den am Ende das Pferd lernt. Nur iſt er ſchwerer zu wägen. Ein Staatsmann trägt oft ein ſo bewährtes Bewußtſeyn ſeiner geiſtigen und äußern Hülfsquellen aus jedem Unfall in ſich, daß er kühn handelt, ohne es im geringſten zu ſeyn. Manche Kühnheit des öffentlichen Handelns kommt den Zuſchauern ſo ſchwer und glänzend vor, bloß weil ſie in der Ruhe ſind, wie wildes Wetter dem unbeſieglich, der aus der warmen ſtillen Stube hinausſieht. Reiſet er ſelber draußen durch den Sturm, ſo fragt er, gerüſtet und kämpfend, wenig darnach.

„Warum befürchtet jeder, daß ihn eher das Donnerwetter erſchlage, als einen von ſeinen lieben Freunden in der großen Stadt? Warum wird er hier von der Naturlehre ganz beruhigt, nicht aber dort von der Wahrſcheinlichkeits-Rechnung?

(Antwort: Weil jeder ſein eigener liebſter Freund iſt, und alſo überhaupt mehr für ſich ſelbſt zittert, als für andere.)

„Weiber ſprechen lieber von als in der Liebe. Männer umgekehrt.

„Wie unerſättlich iſt der Menſch, beſonders der leſende! Sogar zerſtreute Gedanken lieſt er wieder zerſtreut, und blättert und ſchaut in Sentenzen, ſtatt ſie von vorn anzufangen, zuerſt ein wenig herum, wie jeder noch vor dieſen Miſcellen ſich erinnern wird. Findet er eine ſententiöſe Kürze und Abwechslung ſchon vor, wie er ſie in keinem weitſchweifigen Werke genoß: ſo will er dieſe gegen die Langeweile noch einmahl abgekürzt und abgewechſelt ſehen, wirklich als ob die Leſer Große wären, oder die Großen Leſer. Ich weiß nicht, wie man dieſem Leſen ein Ende machen ſoll."

Y.

Gemälde von Neapel.

(Von P. J. R.)

Theater.

Wenn das Schauſpiel das treue Gemälde des Lebens iſt, ſo iſt es der Spiegel der Nationen. Mögen ſie vor denſelben treten, um ihre Vorzüge zu bewundern, oder ihre Fehler kennen und verbergen zu lernen, er iſt immer gleich aufrichtig und wahr. Nenne die Neapolitaner glücklich oder unglücklich, daß ſie auf dem Theater ſo herzlich über ſich ſelbſt lachen können; jener drollige Menſch, deſſen Bekenntniß wir anführen werden *), hat völlig recht, wenn er ſie ein Volk von gebohrnen Luſtigmachern nennt.

Darum hat auch die tragiſche Dichtkunſt nie ein Glück in Neapel gemacht, und wenn Signorelli gleich eine Menge ſolcher Dichter aufzählt, ſo muß man ihn nur bedauern, wenn er auch verunglückte Verſuche durch einen Platz in der Geſchichte ehren wollte. Die ernſteſten Männer der Nation und die tiefſten

*) In einem künftigen Artikel: Talent zum Burleſken.

Denker derſelben, wie Jordano Bruno und Porta, haben Comödien geſchrieben, weil ſie ſich der Vorliebe ihres Volks für das Komiſche nicht ſchämten; ja der ernſte Porta und der ſaure Salvator Roſa mit manchen Andern waren ſelbſt als Schauſpieler im komiſchen Fache berühmt. Die neuere Zeit ſogar, welche ſelten eigenen Karakter, gewöhnlich nur Nachahmung zu zeigen gewohnt iſt, hat in Neapel kein ernſthaftes Drama hervorgebracht, welches einer Erwähnung verdiente.

Deſto reicher iſt das komiſche Theater der Neapolitaner. Unter den neuern ſind die Namen eines Federico, Trinchera, Barone, Giuſ. Pasq. Cirillo und Mario Pagano die beliebteſten. Sie ſchildern die Sitten, wie ſie ſie fanden, und Mehrere unter ihnen haben vollſtändige Zeichnungen einzelner Stände gegeben, wie der Letztere in ſeiner Eugenia von dem neapolitaniſchen Forum. Auch unter den komiſchen Opern des Trinchera, Palomba und des Lorenzi — davon beſonders der Socrate imaginario und il Divertimento de' Numi — finden ſich Meiſterſtücke in ihrer Art.

Am entſchiedenſten iſt der Geſchmack der Neapolitaner für das Niedrigkomiſche. Alle Stücke der Art werden im neapolitaniſchen Dialekt gegeben, und, nach vorher verabredetem Plane, meiſtens aus dem Stegreif aufgeführt. Wer das, mit Pfeffer zugeſetzte, Salz der Neapolitaner, den Reichthum ihrer Sprache für komiſche Bezeichnungen, ihre Beugſamkeit und Gefälligkeit für witzige Zweydeutigkeiten kennen lernen will, der beſuche die kleinen Polecenelltheater; aber er ſey nicht zu delikat im Punkte des Anſtändigen, ſonſt wird er bald die gute Laune verlieren, und mit Unwillen ſeine Bank verlaſſen.

Der Polecenella ſpielt hier immer die Hauptrolle, und das Verdienſt deſſelben, wenn er ſich über das Gewöhnliche erheben ſoll, iſt kein Geringes. Jeder Neapolitaner vermag es, einen erträglichen Polecenell zu machen; aber wer ſich den Ruf von Domenicantonio di Fiore und von Maſſaro, in dem, von ihm neugeſchaffenen, Charakter des D. Faſtidio, erworben, iſt ein Mann, der in ſeinem Fache den höchſten Punkt erreicht hat.

Pyramiden.

Darf man ſo die abgeſchmackteſte Ausgeburt der geſunkenſten Baukunſt nennen? Die Neapolitaner heißen es Guglia, welches auch einen, oben zugeſpitzten, Sack bedeutet.

Sie haben mit den Pyramiden wenigſtens das gemein, daß ſie ſehr hoch ſind, und für ihre Maſſe wenig Nutzen leiſten. Ihre Form iſt die eines ungeheuren Kandelabers, an welchen der Ungeſchmack eine Menge von Ornamenten verſchwendet hat. Oben ſteht das Bild irgend eines Heiligen, und die Basreliefs an den, vielfach geſchnörkelten, Seiten enthalten ſeine Thaten. Von innen geht eine Treppe empor, um nach der Spitze zu gelangen.

Wenn dieſes Kunſtwerk, welches wir nirgends in Italien, als in Neapel, geſehen haben, einen Kandelaber vorſtellen ſoll, ſo kann man es noch am leichteſten entſchuldigen. Zu etwas der Art wird es manchmal gebraucht, indem bey Feyerlichkeiten zahlloſe Lampen daran befeſtigt werden, welche einen ſchönen Effekt machen.

Fanſaga und Coſimo haben ſich zu dieſen Pyramiden hergegeben. Es ſind deren drey in verſchiedenen Gegenden der Stadt, welche wenigſtens als eigene Gattung von Architektur einen Blick verdienen.

Garrik im Lager.

Der König von England reißte im Jahr 1778, zu Beſichtigung des Sommerlagers auf der Küſte, durch Wincheſter, und wollte dort zugleich das Kollegium ſehen. Für dieſen kurzen Aufenthalt des Königs hatte Doktor Warton, neben andern ausgezeichneten Männern, auch Garrik zu ſich berufen. Garrik bekam Luſt, die Muſterung mit anzuſehen. Er reitet ins Lager. Beim Abſteigen reißt ſein Pferd aus und läuft davon. Garrik, in der Verlegenheit, ſeines Pferds wieder habhaft zu werden, wirft ſich in die Stellung wie in ſeiner Rolle von Richard, und ruft den ſtaunenden Soldaten zu:

A horse! a horse! My kingdom for a horse!
(Ein Pferd! ein Pferd! mein Königreich für ein Pferd!

Der König hört ihn. „Dieß kann nur Garrik geſprochen haben, ſagte er, man ſehe, ob er vom Pferde gefallen iſt.“ Er wird geſucht und zum König geführt, der ihm ſagt: „Unmöglich, Garrik, können Sie eine Stelle aus Shakespeare ausſprechen, ohne im Augenblik erkannt zu werden.“

Ordre des Generals Friant.

Unter den Generalen, welche Kaiſer Napoleon auf ſeinem Feldzug nach Egypten begleiteten, befand ſich auch der eben ſo liebenswürdige als tapfere General Friant. Er kommandirte eine Diviſion der Armee, welcher unter andern auch eine Anzahl Gelehrter zugetheilt war, und wurde auf dem Marſch bedroht, von einem großen Hauffen Araber überfallen zu werden. Sein Armeebefehl iſt ein Impromptu: La division formera un quarré; les ânes et les savans au milieu! Ein allgemeines Gelächter erſchallt, die Araber, die eben angreifen wollen, glauben ſich auf irgend eine Weiſe bedroht, weil ſie ein allgemeines Lachen aus Jovialität in einem ſolchen Zeitpunkt nicht begreifen, kehren eiligſt um, und die Diviſion ſezt ungehindert ihren Marſch fort.

Miszellen.

Mahomets Sprache klingt zuweilen erhaben. So läßt er z. B. Gott zum Menſchen ſagen: Alles ſchuf ich wegen dir, dich aber wegen mir. — Wem fällt hier nicht die Stelle in Schillers Anthologie bei:

Freundlos war der große Weltenmeiſter,
Fühlte Mangel — darum ſchuf er Geiſter.

Lucian ſagt von den Freunden alles Leckern: ſie gäben ſich um ein vier Finger breites Vergnügen (ſo groß mag ungefähr die Kehle ſeyn) große Mühe.

Manilius hatte wohl recht: "Pro captu lectoris habent sua fata libelli." Wie verſchieden ſind die Meynungen über Schillers Mädchen von Orleans, Schlegels Jon, die Minneſänger, Tiecks Octavian, u. ſ. w.

Bayle ſagt richtig: Wie viele Leute glauben, zu glauben.

Der Weiſe gleicht, in allen Situationen ſeines Lebens, einem maskirten König, der jede Ungebühr, die ſeine Vermummung ihm zuzieht, lächelnd vergißt.

Auf den Geiſt der Zeit ließe ſich aus den Moden, ſo wie über den Menſchen aus der Phyſiognomie ſchließen.

Mancher paſſirt für beſcheiden, weil er ein Dummkopf, oder des Welttons unkundig iſt. Zuweilen iſt Beſcheidenheit die Belohnung unſerer Liebe für die Wahrheit.

Es gibt Prunktugenden, welche die Seele nicht verſchönern, aber ſchminken.

U.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris.

Warnen Sie das deutſche Publikum vor'm Kauſe der "Anténors modernes ou voyage de Christine et de Casimir en France pendant le règne de Louis XIV. in drei großen Oktavbänden! Ludwig XIV. wird als ein Tirann, Chriſtine als eine Buhlerin, Caſimir als Hohlkopf dargeſtellt, über Religion und Politik gefaſelt, das Ganze mit Ana, Bücherauszügen u. ſ. w. durchwebt, und dieſe Misgeburt verwegen l'histoire perfectionnée genannt. Lantier's Antenor ward geleſen, verſchlungen, neu aufgelegt, wieder gekauft. Daher dieſe raſche, wir hoffen, mislungene Spekulation.

Eine ſchäzbare Dame zu Grenoble ſchrieb unlängſt einem Arzt in Paris, daß ein Jüngling daſelbſt durch einen Sonnen-Stich taub und blind geworden ſey, ſeine Naſe hingegen ſeitdem, wie Phosphorus, zur Nachtzeit glänze, ſo, daß er im dunkelſten Zimmer z. B. leſen könne. Sie, die Augenzeugin, radotire nicht, und er ſey kein Betrüger. Alles ſtröme herzu. — Wurden vielleicht durch jenen Unfall ſeine Augen denen der ſogenannten Nachtvögel analog?

Regensburg.

Um die mannigfaltigen Unterſtüzungen zu erwiedern, welche die Bewohner Schwabens im verfloſſenen Jahre von ihren Landsleuten im Norden erhielten, iſt hier eine Subſcription zu milden Beyträgen für die durch die unvermeidlichen Uebel des Kriegs ſo ſehr mitgenommenen Einwohner von Weimar, Jena, Schlaiz, Gera, Plauen, Auma, Auerſtädt, und der umliegenden Dörfer errichtet. Die Herrn Banquiers G. F. von Dittmers Söhne empfangen die eingehenden Gelder, und werden über die Verwendung derſelben ſeiner Zeit öffentliche Rechenſchaft ablegen. Wer einen der genannten Orte, oder ein Individuum, beſonders begünſtigen will, hat es bey Einſendung ſeines Beytrags zu bemerken. *)

Literariſche Nachrichten aus England.

Die Gelehrten in Oxford haben über ihr Review, wovon das erſte Stück mit Anfang des neuen Jahres erſcheint, folgendes bekannt gemacht: 1. Die Recenſenten ſind Gelehrte, welche weder mit literariſchen Partheyen noch mit gewinnſüchtigen Buchhändlern in Verbindung ſtehen. 2. Sie unterziehen ſich dieſem Geſchäft aus freyen Stücken als Beſchützer der Gelehrſamkeit, weil die Critik in vielen Engliſchen Reviews ſeit einiger Zeit ſehr gemißbraucht worden iſt. 3. Da ſie ſich auf der erſten Univerſität der Welt aufhalten, ſo haben ſie beſtändig zu Büchern aller Art Zutritt, erhalten immer literariſche Nachrichten, und genießen noch viele andre örtliche Vortheile, ſo daß ſie vorzüglich dazu tüchtig ſind, das Recenſentenamt zu übernehmen. 4. Jedes Buch ſoll nach der angegebenen Abſicht ſeines Verfaſſers geprüft, und jeder Schriftſteller nach ſeinen eigenen Grundſätzen beurtheilt werden. 5. Da dieſes kritiſche Blatt in einem Sitze der Gelehrſamkeit erſcheint, welcher mit Recht allezeit als der Strebepfeiler der Kirche und des Staats betrachtet worden iſt, ſo wird es ſein Augenmerk unerſchütterlich auf das Beſte der herrſchenden Religion und der Regierung richten. 6. Jedes im Brittiſchen Reiche erſcheinende Buch, das entweder öffentlich angekündigt oder den Herausgebern mitgetheilt worden iſt, ſoll unausgeſetzt drey Monate nach ſeiner Erſcheinung in dieſem Review beleuchtet werden. 7. Die beurtheilten Werke ſollen ſyſtematiſch unter die allgemeinen Abtheilungen der Gelehrſamkeit geordnet werden. 8. Nachrichten von ausländiſchen Werken ſollen regelmäßig in jedem Hefte erſcheinen, und es ſind Anſtalten getroffen, um ſie zeitig und vollſtändig zu erhalten.

Der Baronet Sir William Young hat eine Menge Thatſachen und Urkunden über Weſt-Indien geſammelt, welche er unter dem Titel: The West-India Common Place Book herausgeben will. Man wird darin alles zuſammengeſtellt finden, was den Handel, die Produkte und andre wichtige Gegenſtände in Weſt-Indien betrift.

Dr. Cogan in Bath arbeitet an einer ethiſchen Abhandlung über die Leidenſchaften.

Davis, Verfaſſer der Reiſen in Amerika, läßt eine Lebensbeſchreibung des Dichters Chatterton drucken.

Es erſcheint eheſtens eine neue Geſchichte von Jamaika. Der Verfaſſer hat ſich einige Zeit in dieſer Inſel aufgehalten. Er handelt darin ausführlich von dem Clima, dem Boden, der Topographie, den Geſetzen, dem Handel, den natürlichen und gewerblichen Produkten, dem Zuſtande der Negerſclaven (nebſt Vorſchlägen denſelben zu verbeſſern) den Krankheiten der Europäer und Neger, und den Gebräuchen, Sitten und Charakteren der Einwohner.

Herr Burney, Vorſteher einer Erziehungsanſtalt für junge Seeleute (der Sohn des berühmten Doctors der Muſik) hat folgende Werke herausgegeben: 1. Naval heroes, worin er Lebensbeſchreibungen aller berühmten Seehelden aufſtellt. 2. The British Neptune enthält eine vollſtändige hiſtoriſche Ueberſicht des Urſprungs und Fortgangs der Brittiſchen Marine bis auf unſre Zeiten.

Herr Thornton, welcher ſich viele Jahre in der Türkey aufgehalten hat, arbeitet an einer Beſchreibung der Regierung, der Religion, der Sitten und der bürgerlichen und militäriſchen Einrichtungen dieſes Landes.

In der Mitte Novembers erſchien in drey Großoctavbänden: Pitt's politiſches Leben und Reden im Parlamente. Das Leben ſoll aus gültigen Angaben geſchöpft ſeyn. Man findet hier auch etliche ſeiner Briefe.

Von dem beliebten Dallas erwartet man einen neuen Roman: die Ritter.

Betch arbeitet an einem Werke über die Ophthalmie.

---

*) Die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung in Tübingen wird für die dieſigen Gegenden die Beyträge übernehmen, und ſie an die genannten Herrn Banquiers übermachen.

Nro. 6.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Jänner, 1807.

Im engern Kreis verengert ſich der Sinn;
Es wächst der Menſch mit ſeinen größern Zwecken.

Schiller.

Ernſt Moriz Arndts Reiſe durch Schweden, im Jahr 1804. III. und IV. Theil. Berlin, bey G. A. Lange, 1806. 8.

Der geiſtreiche treffliche Reiſebeſchreiber von Italien und Frankreich bleibt ſich immer gleich; aber das Land, das er hier beſchreibt, iſt ein ganz andres. Der Leſer darf alſo jene Lebhaſtigkeit und Mannigfaltigkeit, die ihn dort unterhalten haben, hier nicht ſuchen; dagegen aber wird er den Abgang derſelben durch manchen andern Vorzug mit Vergnügen erſetzt finden. Er wird gerne mit dem Verfaſſer in einem Lande reiſen, wo der Fremdling, mit oder ohne Führer, auf den unbekannteſten Wegen, bey Tag und bey Nacht, ohne die mindeſte Gefahr vor Räubern oder Mördern ſeinen Weg fortſetzen kann, (Th. III. S. 131.), und wo er überall, wie der Verfaſſer an mehreren Stellen verſichert, offne und uneigennützige Gaſtfreundſchaft antrift, die an einigen Orten ſo weit geht, daß z. B. bey den Jemten, wenn zur Heuerndte-Zeit die Bewohner eines Hauſes ſich auf mehrere Tage in die Wälder und zu entlegenen Seen begeben, ſie zuvor Speiſe und Trank auf dem gedeckten Tiſche zurücklaſſen, damit der durch Zufall oder Geſchäft zu ihnen geführte Wanderer Nahrung und Erquickung auch ohne ſie bey ihnen finden möge. (S. 282.) Häuſer und Zimmer während der Abweſenheit zu verſchlieſſen, fällt bey ihnen keinem ein. Je mehr man bey dieſen guten gaſtfreundlichen Menſchen genießt, deſto mehr glaubt ſich der Wirth geehrt. Hier fand der von inniger Rührung und Bewunderung durchdrungene Verfaſſer, wie er mit einer an Rouſſeau gerichteten Anrufung verſichert, die alte Unſchuld, Einfalt und Kraft noch einheimiſcher, als in den Alpenthälern. "Wie klein und jämmerlich, ſetzt er mit einer Erklärung, die ihn allein groß machen würde, hinzu, ſtand ich vor dieſen lieben, einfältigen Menſchen, ich, den man einen Gebildeten nennt"! (S. 190.)

Nicht weniger anziehend ſind die von dem Verfaſſer aufgeſtellten Gemählde von Fleis, Thätigkeit, Geſchicklichkeit und Wohlhabenheit, wovon er beynahe überall auf ſeiner Reiſe Beyſpiele begegnet hat.

Nicht leicht kömmt man, ſelbſt bey den ſogenannten Honoratioren, in ein Haus, wo nicht neben der Beſchäftigung mit Spinnen mehrere Webſtühle im Gange wären. In Nätraſocken, wo der beſte Flachs wächst, ſpinnt man ein Loth deſſelben zu mehr als 4000 Ellen feinem Garn aus; die feſte davon gewebte Leinwand thut es in jeder Hinſicht der holländiſchen gleich, übertrift ſie aber weit an Stärke; und es iſt ein ſchlechter Bauerhof, der nicht jährlich 300 biß 400 Ellen feinern Leinwand verkauft. (S. 58.)

Neben ſeinem mit Sorgfalt getriebenen und immer noch verbeſſerten Ackerbau macht ſich der ſchwe-

biſche Bauer ſein Ackergeſchirr und Hausgeräth biß auf die kleinſten Theile ſelbſt, und eben ſo zierlich, als zweckmäßig. (S. 56.) Manche, die an den Küſten wohnen, wiſſen noch auſſerdem Böte und Schiffe zu bauen.

Die verdiente Frucht dieſer ſeltnen Thätigkeit iſt ein eben ſo ſeltner Wohlſtand, der beſonders in den Wohnungen ſichtbar wird. Es giebt in Schweden (Th. IV., S. 41.) manche Bauerhäuſer, vor welchen, nach dem Ausdruck des Verfaſſers ein Edelmann mit Sechſen auffahren könnte. Die meiſten ſind von zwey Stock, und haben ſechs biß zehn nette Zimmer; mehrere haben zehn und vierzehn Fenſter an Einer Seite. Innwendig iſt holländiſche Zierlichkeit; alle haben Gardinen, die meiſten ſchöne und große Spiegel. Dabey wird in der übrigen Lebensweiſe demohngeachtet die alte Mäßigkeit und Ordnung beybehalten; man ſieht keinen übertriebenen Staat; die Menſchen leben, kleiden und betragen ſich einfach und beſcheiden, wie es fleißigen Bauern zukömmt.

Auch der unter den Schweden herrſchende Aberglaube hat etwas ſehr intereſſantes und eigenthümliches. Kein andres chriſtliches Volck hat von ſeiner alten Mythologie durch den Wechſel der Zeiten ſo wenig ſich nehmen laſſen; und keine andre kömmt der griechiſchen ſo nah als dieſe; wiewohl ſie dem Lebendigen und Anmuthigen, das ſie mit jener gemein hat, nicht ſelten etwas drohendes und ſchauerliches, ein Abbild der ſie erzeugenden Natur, beygeſellt hat. Die Schweden haben Genien, wie die Griechen; aber ihre Wald- See- und Haus-Geiſter, deren ganzes Heer ſie unter dem Nahmen Troll begreifen, werden in mancherley Geſtalten und Verkappungen ſichtbar. (Th. I. S. 8. ff.) Die Berggeiſter wohnen in kryſtallenen und güldenen Häuſern. Man ſieht ſie oft tanzen und trinken, und ſie winken zuweilen dem, der ſie erblickt, zu ſich hin. Schöne blondlockige kleine Jungfrauen erſcheinen wie Sonnenſtralen in den Wäldern; ſie lächeln und locken mit freundlichen Blicken, aber ſtatt wohlthätiger Hände haben ſie Klauen. (S. 10.) Auch die lieblichen Elfen fehlen hier nicht. Ihre Stimme ſoll leiſe ſeyn wie die Luft. Ihre fröhlichen Tänze halten ſie um Mitternacht; und wer um dieſe Zeit in einen ihrer Kreiſe hineingeräth, dem werden ſie ſichtbar, und ſie treiben dann neckend ihr Spiel mit ihm, doch ohne ihm zu ſchaden. (S. 16.)

Schön iſt die Fabel von dem ſogenannten Strömkarl. Nach dem alten Glauben ſitzt er in ſeiner blauen Tiefe, auf der Harfe ſpielend. Wenn Kinder ihn zufällig in der Einſamkeit geſehen, ſo giebt er ihnen helle Kehlen und Luſt für das Saitenſpiel; denn er lebt immer in einer ewigen Muſik. Er ſpielt an Seen und Strömen auf, wann die Elfen tanzen, die deßwegen gern grüne Auen nahe am Waſſer zu ihren mitternächtlichen Freuden wählen. (S. 17.)

Unter dem Namen Jul hatten die Schweden vor Einführung des Chriſtenthums im Winter ein allgemeines Volksfeſt, wobey alles jubelte oder julte; ob das beginnende Jahr oder das wiederkehrende Licht zu bewillkommen, oder aus anderer Veranlaßung, iſt unbekannt. Dieſes Jubel- oder Jul-Feſt ward in der Folge mit dem für alle Chriſten erfreulichen Weihnachtsfeſt in eines zuſammengezogen, ſo daß auf dieſe Weiſe gleichſam ein doppeltes, und unter demſelben Namen das einzige größte Feſt für die Schweden daraus geworden iſt. Am Weihnachts-Abend giebt es in ganz Schweden keine Hütte und keinen Pallaſt, wo nicht die Freude herrſchte. Alles iſt in Bewegung. In den Städten iſt großer Markt; alle Buden, ſelbſt manche Privathäuſer ſind erleuchtet; überall wimmelt es bis um Mitternacht von Julhaltenden Menſchen. Die Familien ſind beyſammen; die Kinder werden beſchenkt; Geſchenke und Scherze oder ſogenannte Julklapps werden ſelbſt von den Alten einander zugeſchickt. Von allen Seiten ſieht man mancherley Boten und Masken, Poſtillione zu Pferd und zu Fuß, auf Krücken und in Weibskleidern kommen und gehen, erſcheinen und verſchwinden. Es ſind die Saturnalien des Nordens, an denen nichts übel genommen wird. Fröhliche Laune, muntrer, ſelbſt muthwilliger Spott, Liebe, ſcheue Wohlthätigkeit, alles hat freyes Spiel. (S. 76 ff.)

(Der Beſchluß im nächſten Blatt.)

Schreiben einer Dame an den Herausgeber des Morgenblatts.

Ein menſchenfreundlicher Schriftſteller läßt nicht nur die Todten, ſondern auch die Schlafenden ruhen. Von dieſer Pflicht ſcheinen aber Sie, mein Herr! nichts wiſſen zu wollen. Wie hätten Sie ſonſt auf den Einfall gerathen können, ein Morgenblatt, das heißt, ein Blatt herauszugeben, das zu einer Tageszeit erſcheint, in welcher wir ſogar von unſern Liebhabern — nur träumen. In der That, mein Herr! dieſer Mißgriff läßt mich vermuthen, daß Sie, was ſehr ſchlimm wäre, gar nicht, oder, was noch ſchlimmer wäre, an eine Gegenfüßlerin der Mode verheurathet ſind. Die Landſchaftsmahler haben, wie Sie wiſſen, ungleich früher, als Sie, Morgenblätter geliefert. Aber haben Sie je auf einem derſelben andere Frauenzimmer, als Schäferinnen, erblickt? Unter dieſen mögen denn auch Sie Ihre Leſerinnen

ſuchen. Nur Schade, daß die meiſten nicht einmal leſen können. Aber Ihr Blatt iſt ausdrücklich den gebildeten Ständen gewiedmet, und von unſerm Geſchlecht ſind es alſo vorzüglich wir, die Sie an Ihrem Köder zu angeln ſuchen. Uns wollen Sie erbauen und belehren, von uns fordern Sie, daß wir beym Erwachen vor allen Dingen in Ihr Morgenblatt und dann erſt in den Spiegel ſchauen, und einige der bisher erſchienenen Aufſätze laſſen uns ſogar argwöhnen, daß Sie denſelben die Dienſte eines zweyten Spiegels auf unſern Toiletten anzuweiſen die Abſicht haben. Was ſollen wir dazu ſagen? Lachen und uns tiefer in unſer Kopfkiſſen verſtecken. Nicht unſere Herzen, dieß mögen Sie und Ihre überklugen Kollegen Sich merken, ſondern unſere Geſichter wollen wir im Spiegel betrachten, und die moraliſchen Spiegel werden von uns, wenn gleich nicht in Stücke *zerſchlagen*, doch in Stücke *zerriſſen*. Ich ſchlieſſe gähnend — denn es iſt erſt eilf Uhr Vormittags — mit der Verſicherung, daß Ihr Morgenblatt, mein Herr, und das Morgenroth mir gleich verhaßt ſind.

W.

Gern möchten wir den Morgenſchlaf der ſchönen Dame mit einer Antwort unterbrechen. Aber wo finden wir die Namenloſe unter den Vielen, die den Morgen, ſamt allen ihm gewiedmeten Blättern, verſchlafen?

Sollen wir ihren Namen erfragen? Vielleicht eine vergebliche Mühe! denn ſehr oft gehört der wahre Name unter die geheimſten Geheimniſſe, die kein Taufſchein uns enthüllt.

Oder ſollen wir unſere Antwort ins Morgenblatt ſetzen laſſen, das unſere ſchöne Korreſpondentin, eine moderne Halb-Schweſter der ſchlafenden Jungfrauen, nicht lieſt?

So mögen Ihr denn an der Abend-Toilette die Zofe oder die Anbeter ſagen, daß das Morgenblatt auch Charaden und Inpromtus, Luxus- und Moden-Artikel verſprochen habe. Zwey Stunden Ihres Morgens ſind dann für Sie und für uns gewonnen.

So viel Damen es aber ſeyn mögen, die das Morgenblatt nicht leſen, weil ſie ſchlafen — es ſchlafe nur keine, weil ſie es las.

Die Redaktion.

Rettung Raphaels.

Es iſt ein unglücklicher Wahn, daß die höchſte Genialität ſich ſo leicht mit der Lüderlichkeit im Leben vereinige; wenn gleich manche in der leztern die erſte zu beweiſen ſuchten, die ſie nicht beſaßen. Künſtler von hohem Verdienſt hat dieſes Schickſal beſonders betroffen, und Raphaeln iſt jener Flecken immer hängen geblieben. Ein italieniſcher Schriftſteller, welcher die zu Siena erſchienene Ausgabe von *Vaſari* mit vielen Noten bereicherte, führt gegen jene Meinung folgende, uns wenigſtens genügenden, Gründe an.

1) Der berühmte Kardinal Bibbiena wollte ihm ſeine Nichte zur Frau geben, und es wäre wohl auch geſchehen, wenn Raphaels früher Tod nicht die Ausführung des Plans verhindert hätte. Das Grab des Mädchens befindet ſich im Pantheon neben Raphaels Grabe. Die Aufſchrift fängt an:

Mariae Antonii F.
Bibienae sponsae ejus etc.

Sie ſcheint dem Künſtler bald im Tode nachgefolgt zu ſeyn, und es iſt doch nicht wahrſcheinlich, daß der Kardinal an einen ſo ausgelaſſenen Menſchen ſeine Nichte verheirathet haben würde.

2) Wird eine anonyme Stelle eines gleichzeitigen Schriftſtellers angeführt, welche lautet: „Schmerzlicher, als jedem Andern, war Raphaels Tod für Pabſt Leo, und er weinte lange darüber. Auf ſeinen Befehl machte Pietro Bembo die Aufſchrift auf ſein Grabmal. Raphael war in Wahrheit ein wunderſamer Mann, ſchön von Geſtalt, von weiſer Einbildungskraft, bewundernswürdig in ſeiner Kunſt, freundlich gegen Jedermann, dienſtfertig, ohne Eigennuz, beſcheiden, demüthig, aufrichtig, höflich, von feinen Sitten, *tadelloſem Leben* (di esemplarissima vita), kurz ein göttlicher Menſch u. ſ. w.“

3) Gegen die Sitte ſeiner Zeit mahlte er niemals ſchlüpfrige Gegenſtände. Sein Pinſel war keuſch und rein, wie ſein Herz.

4) Die gleichzeitigen Schriftſteller ſagen am wenigſten Böſes von ihm, und *Vaſari*, der doch ſelbſt Künſtler war, kann ihn nicht genug loben. —s.

Die Schöpfung der Roſe.

Holde Blumen ſchufſt du, Tochter, ſprach zu Flora Vater Zeus,
Gieb nun auch den Schönen allen eine ſchöne Königin!
Flora freundlich bittet Gaben von den Göttern des Olymps:
Aether von der hohen Juno, von der reinen Veſta Gluth;
Von Aurora Morgenröthe, milden Glanz von Delius; 1)
Perlen aus Poſeidons 2) Reichen, und vom Zephyr ſüßen Duft;
Küße von der jungen Hebe, von Dione 3) Purpurblut.
All die Gaben nimmt die Göttin, webt in Eine Blume ſie,
Senkend in das Herz der Zarten goldne Strahlen Cynthias 4)
Amor lieh geprüfte Pfeile zu der neugebohrnen Schutz.
Und vom Grün der alten Tellus 5) ward ein kühlumſchattend Laub.
Lächelnd ſah herab vom Throne, ſah das Werk der Flora Zeus.
Und er ſprach: auch meine Gabe ſey dem holden Kind' gewährt!
Sprach's und winkt', und reges Leben quoll empor, die Knospe ſchwillt,
Und entfaltet glüht die Roſe, ſteht in Pracht, in Fülle da;
Und der Chor der Götter grüßt ſie, grüßt ſie: Blumen-Königin!

JKW.

---

1) Apollo. 2) Neptunus. 3) Venus. 4) Diana — hier als Göttin des Monds. 5) Die Göttin der Erde, die Erde ſelbſt.

Charade.

I.

Zwei Worte. Gleichviel, ob voran
Ich dieſes oder jenes ſtelle:
Ein's kündet Kraft, Erhebung, Schnelle,
Ein's Weichheit, weiſen Zög'rungsplan
In fremder Sprache herriſch an;
Doch nennt und kennt mich jedermann.
Mein Ganzes iſt auf beyde Fälle
Zum Spiele ganz dir unterthan.

2.

Le plaisir, les douleurs excitent mon premier
Un insecte hideux offre mon dernier
Heureux qui parmi nous échappe à mon entier.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London.

Seit dem lezten Winter ſind ſowohl in Hinſicht der Geräthe als der inneren Hausverzierung anſehnliche Aenderungen vorgefallen. Die ägyptiſche Mode, mit welcher, um nichts ſchlimmeres zu ſagen, die Meiſten nur mittelmäßig Beſcheid wußten, iſt ganz abgekommen, und an ihre Stelle iſt der reiche joniſche Styl getreten. Wir werden nun nicht mehr durch die abſcheulichen Nachahmungen der ſogenannten Antike beleidigt werden. Die Geräthe, welche man nach ächtgriechiſchen Muſtern macht, haben einen weit ſchöneren Umriß. Der Ueberfluß von Arabesken fällt weg. Die Herren Walſh Porter, Thomas Hope, Heinrich Baring und andre reiche Leute von Geſchmak haben dieſe Aenderung eingeführt. Kein Mahagonygeräth wird jezt mehr eingelegt. Alle Stühle, Sofas u. ſ. w. in Prachtzimmern werden mit Gold oder vielmehr mit einer Miſchung von Gold und Bronze überzogen. Lakirte Stühle findet man jezt blos in Familien vom dritten Range (they are confined to the third class of gentry.) Die neueſte Art, das Studirzimmer eines vornehmen Mannes einzurichten, iſt folgende: In der Mitte ſteht ein Cenotaphium, welches zum Schreibe-Tiſche dient, und zugleich eine vollſtändige Sammlung von Landcharten enthält, die gehörig geordnet und ſo angebracht ſind, daß man ſie bequem herausziehen kann. Es befinden ſich auch darin viele andre Erforderniſſe zum Schreiben, Briefkopixen, Leſen ꝛc. Die Flügel der Studirſtube enthalten Niſchen oder Vertiefungen, in denen 500 große Folianten Plaz haben. In jedem der vier Winkel ſtehen Figuren ganz aus Bronze, in Lebensgröße: ſie halten Lampen, die ein ſanftes, aber zum Studiren hinreichendes Licht geben.

Dresden, 25. Dec.

Unſere durch die Zeitumſtände und die Entfernung vieler Fremdlinge, die ſonſt den Winter hier zubrachten, in den lezten Monathen ziemlich einſam gewordene Reſidenz bot erſt gegen Ende des Jahrs belebtere Szenen und raſchere Unterhaltungen dar. Ein Konzert, zur Unterſtüzung der Wittwen und Wayſen der Soldaten, die in der Schlacht bei Jena blieben, im Saale des Gemeindhauſes am 12. Dec. veranſtaltet, erhielt wegen der edeln Abſicht ungewöhnlich ſtarken Beſuch. Man rechnet die Einnahme auf 800 Thaler. Der wakere Unternehmer, der Fagottiſt Kummer, gab dabei ſelbſt eine trefliche Unterhaltung auf ſeinem Inſtrument, wobei man die Hörner-Harmonika und die nur fürs Freie anwendbare ruſſiſche Hörner-Muſik als Zugabe gern gelten ließ. Einige Tage ſpäter gaben Mad. Bürger und Hr. Lembert, beide von der hieſigen Schauſpielergeſellſchaft, ein in 3 Theile zerfallendes Deklamatorium im Saale der Converſation. Das Unterhaltendſte war das zwiſchen beiden geſpielte kleine Duodram von Kotzebue, die Beichte, die hier unter der Benennung: das Bekenntniß paſſirte. Mad. Bürger nahm die junge Frau ſehr gemein, und bußfertiges Bekenntniß ſchien ihre Sache nicht. *) Hr. Lembert nahm nie den Pater zu barſch und rauh. Das deutſche Hoftheater ſchloß ſeine Vorſtellung durch das von Hrn. v. Holbein in Wien gefertigte Heldenſtük: Fridolin nach Schillers Romanze. Man ſah, daß dieſer Stoff einer unterhaltenden Behandlung fähig geweſen wäre. Aber die Farben waren äußerſt grell aufgetragen, und die Szenen ſtümperhaft zuſammengeflikt. Der lezte Akt tödtet durch Langeweile und allerlei Jammergewinſel. Dazu trugen die Schauſpieler ſelbſt alles noch weit greller vor. Die italieniſche Oper fiel mehrmals ganz aus. Wir haben die größte Zierde derſelben, Signora Pär und ihren Mann, den berühmten Kapellmeiſter Pär, verloren. Beide ſind von hier nach Berlin abgereißt, wo ſie auf allerhöchſten Befehl für die Oper zu St. Cloud engagirt wurden. Da nun auch Dlle. Häſe zu Michaelis uns verlaſſen, und ſich in Wien, wie man ſagt, engagirt hat: ſo ſind freilich fürs erſte große Lüken noch nicht wieder ausgefüllt. Mit Cesare in Farmacesa wird zum neuen Jahr das Theater wieder eröffnet werden. Der brave Kapellmeiſter Seidelmann wurde uns durch den Tod entriſſen. Aber noch immer bleibt die Kirchenmuſik in unſrer katholiſchen Hofkirche ein Triumph der Tonkunſt. Da dirigirt der einſichtsvolle Kapellmeiſter Schuſter noch mit des unvergeßlichen Naumanns Geiſt und Strenge. Da iſt noch die alte, gute Schule. Da wird ſelbſt noch ein Tedeum von Haſſe mit Ehrfurcht und Andacht vorgetragen. Es wurde auch den 21. d. M. dort, unter dem Kanonendonner von den benachbarten Wällen und Salven aus dem kleinen Gewehr von den aufmarſchirten Garden, geſungen, als die Feier des Friedensfeſtes und der von unſerm Churfürſten angenommenen Königswürde alles in frohe und feyerliche Stimmung verſezte. Abends war die ganze Stadt und ſelbſt der größere Theil der Vorſtädte mit ſichtbarem Ueberfluß in gutem Willen illuminirt, ein herrliches Schauſpiel von der ſchönen Elb-Brücke oder einigen der größern Pläze der Stadt anzuſehen. Der Kürze der Zeit ungeachtet, da man nur zwei Tage vorher die Veranlaſſung dazu erfuhr, fehlte es doch nicht an Inſchriften und Emblemen aller Art, ſo daß der hieſige Hof-Buchdrucker Maichold eine Beſchreibung davon auf 3 Bogen herausgeben konnte. Abends um 9 Uhr fuhr der König von ſeinem ganzen Haus und Hofſtaat begleitet durch alle Straßen, und ein tauſendſtimmiges Vivat ſeines treuen Volks, das für einen ſolchen Fürſten Gut und Blut willig hingiebt, und die Ruhe des Steuermanns ehrt, der ſelbſt in dieſem Sturme nicht den Glauben an ſich ſelbſt, nie den Muth beim edelſten Bewußtſeyn verlor. Auf der Brücke konnte das Volk nur mit Mühe zurükgehalten werden, die Pferde abzuſpannen und den Wagen des Königs fortzuziehen.

Carlsruhe, 26. Dec.

Dr. Gall hat hier noch einen zweyten Curs für 80 Zuhörer (das erſtemal waren nur 34) gegeben. Geſtern iſt er nach Raſtadt gegangen, wo er 5 Tage Vorleſung hält, dann nach Freyburg, Pforzheim und Mannheim in die Zucht- und Irrenhäuſer reiſet, um nach dem Auftrage des Großherzogs Verbeſſerungen vorzuſchlagen. Feodor hat ihn gezeichnet, aber nicht vollendet; er wollte ihn radieren. In 4 Wochen gedenkt er wieder hier zu ſeyn. Er läßt hier bey Müller ſeine Vorleſungen von Blöde, verbeſſert und vermehrt, mit ſeinem Bilde geziert, drucken.

---

*) Auf dem Stuttgarter Hoftheater wird dieſe Rolle von Mad. Leibnitz mit Feinheit und Anſtand gegeben. L.

Nro. 7.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Jänner, 1807.

Der Weiſe kann das Glück betrügen;
Auch wahres Uebel fühlt er kaum.
Uz.

Verkauf der Gips-Abgüſſe
von antiken Kunſtwerken in Paris.

Was man auch über die große Decimazion, welche in unſern Tagen viele Länder, beſonders die italien'ſchen Staaten an ihren Kunſt-Schätzen erlitten haben, ſagen mag und ſagen kann, ſo hat ſie doch für das Allgemeine wieder mehr als einen wichtigen Vortheil, weil dieſe Schätze in gute Hände gerathen ſind. Den Beſitz ſolcher Dinge, die einen unausſprechlichen Werth, aber eben deswegen keinen eigentlichen Nenn-Werth haben, die den National-Reichthum auf das glänzendſte erhöhen und doch nicht vermehren, die vielmehr noch großen Aufwand fordern und veranlaſſen, — darf man wohl jedem Staat gönnen, der ihn mit ſo viel Liebe und Freygebigkeit verwaltet. Vielleicht hat man es den Franzoſen nicht zugetraut, daß ſie ſo gute Haushalter ſeyn würden; allein der große Geiſt, der dieſe auſſerordentliche Zuſammenſtellung mit eben ſo viel Eifer als Glück betrieb, wußte auch hier zu vermitteln. Das Volk hat bereits den Begriff vom Heiligthum gefaßt, weil die Regierung die Sache mit ſo großer Feyerlichkeit behandelt; und dieſer Begriff ſtirbt nicht mehr. Er würkt vielmehr in zunehmendem Verhältniß, und der Franzoſe, beſonders der Pariſer, verwandelt ſchon die Anſprüche an den Beſitz in eine Art von Eigenthums-Recht. So wird die gute Sache von dem Einzelnen und von Allen geſchätzt.

Man hat vieles geſchrieben und geſagt, gegen die Anlegung eines ſolchen unermeßlichen Kunſt-Muſäums in der großen Haupt-Stadt; — gegen die Einrichtung deſſelben; — und von der Gefahr, welcher es bey möglichen politiſchen Stürmen ausgeſetzt ſeyn würde. Das letzte hat am wenigſten auf ſich; der Einheimiſche vergreift ſich nicht ſo leicht wieder, da er ſich durch die Schande der erſt vergangenen Revolutions-Barbarey gebrandmarkt fühlt. Und bis es dahin kommt, daß neue Gothen und Vandalen in Paris das verüben dürfen, was ſie einſt in der heiligen Roma thaten, mag es nach allem Anſchein noch lange Zeit haben. Betrachtet man Paris als einen an ſich nicht tauglichen Ort, ſo hat man auch Unrecht. Kein Ort in der Welt würde an Bauwerken ein ſo günſtiges Lokal zur Aufnahme dieſer Schätze gehabt haben. Es iſt wahr, das Gewühl der Haupt-Stadt ſteht im Contraſt mit einem ruheſuchenden Muſen-Sitz, und die Gefahr der Verſuchung und Verführung iſt für junge Studirende ſehr groß. Aber, — gehen Sie in das Muſäum! Hören Sie hier etwas von dem Gewühl, oder nur eine leiſe ſtörende Unruhe? auſſer in den wenigen Tagen, die dem Volk zu ſeiner Erbauung an dieſen Kunſtwerken geweiht ſind. Und wer weiß es nicht, daß man in Paris leben kann, wie man will? Auch häusliche Ruhe, und ſelbſt Wohlfeilheit iſt dort zu finden. Wer ſich aber verführen laſſen will, ja für den iſt kein Ort in der Welt ſicher. Tadelt man die Einrichtung, ſo muß zuerſt gefragt werden,

warum? Da ſoll dieſes und jenes nicht gut ſtehen; man ſieht die Sachen nicht im rechten Licht; ſie ſind zu gedrängt aufeinander, und ſtören wechſelſeitig den Eindruck; u. ſ. w. Ein großer Theil dieſer Einwürfe kommt auf Rechnung der Tadler; denn es giebt wohl auch Leute, die das, was ſie nicht finden, auf äußere Umſtände ſchieben, und doch nicht weiter ſehen würden, wenn man ihnen die Gegenſtände hinſtellte, wo ſie es nur haben wollten. Hochverſtändige Künſtler haben die Einrichtung gelobt; Sie, mit der Kunſt zu ſehen und zu fixiren vertraut, haben alle eigenthümliche Schönheiten der Kunſtwerke wieder gefunden, und ſich nicht von der Fülle, die durch Ueberfluß erzeugt unvermeidlich geworden iſt, ſtören laſſen. Wo bliebe freylich am Ende nicht Etwas zu wünſchen übrig? Wenn aber eine Sache nach Umſtänden möglichſt gut beſorgt iſt, da ſollte man zufrieden ſeyn.

Für die franzöſiſche Kunſt, oder — beſſer zu ſagen, — für die franzöſiſchen Künſtler iſt jetzt der ſchönſte Tag aufgegangen. Es wäre zu viel gefordert, ſchon reiſe Früchte davon ſehen zu wollen; genug, daß geübte Augen bereits vielverſprechende Knoſpen und zarte Blüthen erblicken. Möchte nur bald ein leitender Genius unter ihnen aufſtehen und die Bahn vorzeichnen, die ſie einſchlagen müßen, um alle Abwege, auf welche ſclaviſche Nachahmungsſucht und Uebertreibung führen, zu vermeiden! Und möchte ihr großer Beſchützer, wie einſt Leo X., belohnt werden!

Aber nicht für Frankreich allein, nein! für den ganzen Continent iſt es erfreulich, daß die große Sammlung gerade dahin kam, wohin der Weg ſo leicht und die Aufnahme ſo freundlich iſt. Ohne Anſtrengung und mit mäßigem Aufwand findet der lehrbegierige Künſtler und Kunſtfreund in Paris das beyſammen, was er vor 10 oder 12 Jahren mit erſtaunlichen Koſten und Zeitverluſt doch lange nicht Alles geſehen hätte. Hier kömmt er an eine Quelle, die dem brennendſten Durſt genug ſeyn muß. Und wie findet er ſie? Gerade — möchte ich ſagen — nur zu ſeiner Diſpoſition. Denn nie iſt ein Volk oder ein Gouvernement gütiger und liebreicher gegen den wißbegierigen Fremden geweſen, als das Neu-Franzöſiſche. Das einzige Wort: Fremder, öffnet ihm täglich (den Freytag allein ausgenommen, der zur Reinigung der Säle beſtimmt iſt) Morgens um 10 Uhr die Thüren des Muſäums, und erſt Abends um 4 Uhr werden ſolche wieder geſchloſſen: während der eingebohrne Nicht-Künſtler ſich mit zwey Tagen in der Woche (Samſtag und Sonntag) begnügen muß. Der Künſtler und Studirende hat noch den Vorzug, daß er ſchon Morgens um 8 Uhr eingelaſſen wird. Und das alles iſt unentgeldlich! (Die Fortſetzung folgt.)

Ernſt Moriz Arndts Reiſe durch Schweden, im Jahr 1804. III. und IV. Theil. Berlin, bey G. A. Lange, 1806. 8.

(Beſchluß).

Auf dem Lande hält man noch mehr an dem Alten. Bauern und Vornehmere verleben jezt mit ihren Freunden und Nachbarn eine ununterbrochene Freudenzeit von acht Tagen. Bey den erſtern ſind vom Julabend an die Tiſche gedeckt. Schinken, Fleiſch, Käſe, Butter, gutes Oehl und Branntwein ſind aufgetragen, und jeder der Ankommenden wird bewirthet; ja er muß durchaus etwas genieſſen, ſonſt nimmt er ihnen nach dem Volksglauben die Julfreude hinweg. Die heiligen Tage über wird geſchmaußt, muſiciert und getanzt. (S. 83.)

Am Julabend ſoll alles für die folgenden Tage bereitet werden, die keine ſchwere Arbeit kennen ſollen. Man ſoll auch den Kettenhund löſen, das Vieh etwas beſſer als gewöhnlich futtern, auf daß ſie auch die fröhliche Zeit gewahr werden. — An einigen Orten wird ein ſogenanntes Geſchwiſterbett auf dem Fußboden aufgeſchlagen, wo Kinder und Geſinde beyſammen liegen. Alle Schuhe müßen dieſe Nacht an Einer Stelle dicht bey einander geſtellt werden, auf daß alle das ganze Jahr in Eintracht bleiben u. ſ. w.

Dieſer ehrwürdige Geiſt der Vorzeit, der biß izt unter den Schweden ſich erhalten hat, und vornehmlich in ihren Sitten und Gebräuchen ſich offenbart, kündigt in ihrer ganzen Art zu denken und zu empfinden die Spuren ſeines überall verbreiteten Daſeyns an. Mit der von ihm bezauberten Einbildungskraft erzeugt er einen höheren Sinn, der über die Gegenwart erhaben, nicht nur in einer Melancholie athmenden Gemüthsart und in jener dieſer Nation eignen und allgemeinen Religioſität, ſondern, wenn von Umſtänden gereitzt oder begünſtigt, in auſſerordentlichen zuweilen bis ans Ausſchweifende gränzenden Handlungen ſich zu erkennen giebt; und endlich, wie der Verfaſſer (Th. IV. S. 98.) ſich ausdrückt, ſich ſelbſt überwächßt, und die eigne Größe nicht tragen kann, weil ihr das Gleichgewicht und das Gleichbild zu ſehr fehlt. Wer denkt hier nicht zuvörderſt an Carl den Zwölften, den der an Geiſteshoheit ihm verwandte Peter der Groſſe vergötterte, und der, alles des durch ſeine, man möchte ſagen, überheldenmäßige Unternehmungen über ſein Reich gebrachten Unglücks ohngeachtet, bis auf den heutigen Tag noch immer das Idol ſeiner an Sinnes-Art mehr oder weniger mit ihm gleich geſtimmten Nation iſt?

Bekömmt dieſe erhöhte und idealiſche Geiſtes-Stimmung das Reich der ſchönen Künſte zu ihrem

Wirkungskreis, ſo läßt ſich das Vollkommenſte ſeiner Art von ihr erwarten. Als Beyſpiel nennt der Verfaſſer den noch lebenden ſchwediſchen Bildhauer Sergel, den er unter den jetzigen Künſtlern ſeiner Gattung für den erſten in Europa hält. (Th. IV. S. 92.) Er findet bey ihm jene mit Einfalt verbundene Erhabenheit, die das Höchſte jeder Kunſt ausmacht, und an deren Stelle Canova's geprieſene Kunſtwerke, wie er ſagt, die Ueberzierlichkeit und Weichlichkeit unſers Zeitalters, eine gewiſſe Selbſtgefälligkeit, und etwas kleinliches mitten im Groſſen zu erkennen geben. Mit kühn aufſtrebendem Geiſte fliegt der ſchwediſche Künſtler über ſeine Zeit empor. Freyheit der Bewegung, Majeſtät des Denkens und Willens iſt ſein Charakter. Doch verbunden mit jener ſtillen Hoheit des Alterthums ſpricht aus Sergels Arbeiten, (S. 69.) jeden Schauenden ein weicheres Gemüth, eine tiefere Trauer und Sympathie der Menſchheit an, als aus den Werken der Alten, die alle Bilder des Lebens ſogleich in den höchſten Himmel der Idee zur Allgemeinheit erhuben. *) — Aber auch dieſer treffliche Künſtler, der, nur aufwärts ſtrebend, wahrſcheinlicher Weiſe auf der Unterwelt keinen feſten Punkt weder ſuchte noch fand, unterlag dem Schickſal oder ſich ſelbſt, und ſcheint gegenwärtig, von Lebensüberdruß und Melancholie ergriffen, für die Kunſt verlohren zu ſeyn.

Ihm zur Seite ſtellt Hr. Arndt einen ſchwediſchen Dichter, Namens Bellmann, von dem er viel intereſſantes ſagt, ſo wie von Gegenſtänden andrer Art, von den Lappen und ihren Rennthieren, von einzelnen Städten u. ſ. w. Das Angeführte, ſo wie der rühmlich bekannte Name des Verfaſſers, wird hinreichen, auf das Ganze begierig zu machen.

Aphorismen.

Von Ernſt Wagner.

Das iſt ein königlicher Mann, welchen nichts beſiegt als das Schöne und Göttliche, den nichts beugt als die Andacht.

Laß die Kinder der Phantaſie erſt Greiſe werden, ehe Du ſie zu deinen Vorſätzen machſt; aber zwiſchen dem Vorſatz und der That vertilge jeden Raum durch das Feuer Deiner Kraft.

So oft die Sinnlichkeit der Liebe Mutter iſt, wird ſie auch ihr Grab.

Vergebens hoffſt Du, die Charis durch Streben, That, Wiſſen oder Muth hernieder zu bannen! Nur das Groſſe läßt ſich erringen — das Schöne iſt und bleibt himmliſches Glück.

Im Felde des Wiſſens ſey der Stoff Dein Subſtantivum, dem Du die Form als gefälliges Adjektivum beygeſellen mußt; in der Kunſt und im Leben ſey es umgekehrt.

Holde Natur! Du haſt für alles Leben mütterlich geſorgt. — Deine Pracht läßt die Seele eine höhere Schönheit ahnden — deine Lüfte ſind Geſang — deine Blütenauen zollen dem Menſchen Speiſe und ſüſſe Düfte — und deine kühle Erde ſchenkt ihm für ſeine kleinen Leiden ein Grab.

Nicht die Nachwelt braucht ihr zu fürchten, ihr Skribler; denn ſie richtet erſt, wann ihr dahin ſeyd, und dann ſeyd ihr ſchon längſt gerichtet. Nützlicher iſt es, wenn ihr euch vor der Vorwelt ſchämt, deren Geiſter euch während des Schreibens über die Achſeln ſehen. — Aber, ihr glaubt nicht einmal an Geiſter!

Fürchte die Einſamkeit nicht. Sie iſt harmlos, wie der reine Mondſchein, deſſen Silberſtreifen im Pallaſte des Gottloſen hölliſche Geſpenſter, und in der Hütte des Frommen ſpielende Engel des Himmels abbilden.

Auszüge aus den Memoires Ludwigs XVI.

Ludwig XVI. hoffte, daß ihn ſeine Gemahlin mit einem Dauphin erfreuen würde. Die Gräfin von Beauharnois prophezeihte der Königin einen männlichen Sprößling. Die Weiſſagung traf nicht ein. Auf einen Vorhalt der Königin antwortete ſie:

> Oui, pour ſée étourdie à vos traits je me livre,
> Mais si ma prophétie a manqué son effet,
> Il faut vous l'avouer, c'est qu'en ouvrant mon livre,
> J'avais pour le prémier pris le second feuillet.

Guimard ſagte zum König, als er ein Manuſcript: „le roi de ses peuples“ las: Vergebens, Sire! Ihrer Völker Liebe gewinnen Sie nicht, ſo lange das Brod theuer bleibt.

Sie haben drei Regierungen erlebt, ſagte Ludwig XVI. zum Herzog von Richelieu. Was denken Sie von denſelben? — Sire! Unter Ludwig XIV. wagte man nicht zu „reden; unter Ludwig XV. ſprach man ganz leiſe; jetzt „aber ſpricht man ganz laut.“ — Als ob er die Revolution geweiſſagt hätte!

Ludwig XVI. ward ein Medaillon überreicht, worauf er ſelbſt, unten aber Ludwig XII. und Heinrich IV. abgebildet waren, mit der Umſchrift: „Douze et quatre font seize.“

Durch einen erſchlichenen Ausſpruch des ſogenannten „Conseil des parties“ fand ein Privatmann ſich zu Grunde gerichtet. Er flog zum berüchtigten Abbé Terral. „Ah, Monseigneur! rief er mit Thränen im Auge; „cela n'est pas juste!“ Und was erwiederte der aufgebrachte Controleur-General mit dem Herzen und der Stirn von Erz? „Eh, qui diable vous dit, que cela soit juste!“

Graf St. Germain mußt' in einiger Entfernung von der Armee des Grafen Clermont, eines, wie alle Welt weiß, ſehr ſchlechten Generals, den Feind beobachten. Ein junger Prinz ſandte jenem einen Flügeladjutanten zu, um ſich nach der Poſition des Feindes zu erkundigen. Graf St. Germain führte ihn an's Fenſter, deutete,

---

*) Wer die Antiken und unſers Danneckers trauernde Freundſchaft geſehen und verglichen hat, wird bey dem Anblick des letztern Kunſtwerks daſſelbe empfunden und gedacht haben, was hier von dem ſchwediſchen Künſtler geſagt wird. Wer Sergels und Danneckers Werke geſehen und verglichen hätte, würde vielleicht als ein Zwillingsgeſtirn der neuern Bildhauerkunſt beyde Namen zugleich nennen.

und fragte: Was ſehen Sie da? „Unſer Hauptquartier.“ — Je nun! Da iſt unſer Feind!

Als Ludwig XVI. den Thron beſtieg, war Bourgeois de Boynes Miniſter der Marine, ein eben ſo aufgeblaſener, als unwiſſender Mann. Er fiel in Ungnade, und zog ſich folgendes treffende Sinngedicht zu:

On rit d'un ministre Bourgois
Que chacun abandonne,
Pour n'avoir, dans tous ses emplois,
Fait plaisir à personne:
Je crois que c'est injustement,
Que si fort on le fronde;
Car il va faire, en s'en allant,
Plaisir à tout le monde.

Der Herzog von Angouleme ſtand, als der Vice-Admiral Souffren in's Zimmer trat, vom Leſen auf, trat ihm eilig entgegen, und ſagte: Ich las in dieſem Augenblicke die Geſchichte berühmter Männer. Ich ſchließe mein Buch mit Vergnügen, weil ich Einen ſehe.

Die Gebrüder Bicker, gebohrne Amerikaner, Hutmacher, verwalteten während des Kriegs mit Nutzen und Ruhm anſehnliche Stellen der Adminiſtration, und lieſſen nach dem Frieden folgende rührende und patriotiſche Anzeige in die Journale einrücken: Die Gebrüder Bicker thun hiemit zu wiſſen, daß ſie wieder ihre Hutmacher-Profeſſion ergriffen haben, die ſie zur Vertheidigung der Freiheit ihres Mutterlandes verlieſſen. Sie hoffen von ihren Mitbürgern, zum Lohne für ihren Muth und ihre Dienſte, in ihrem Commerz begünſtigt zu werden.

— g.

Pigers Klagen.

Kein Wunder, daß ſich nach dem Tod
Die klügſten Leute täglich ſehnen!
Das Leben iſt nur Müh' und Noth,
Und eine Arbeit ſelbſt — das Gähnen.
Zwar bringt das ſpäte Abendroth
Gewünſchte Raſt ſelbſt — meinen Zähnen;
Zwar eilt auf meinen Wink ein Chor
Geſchäftger Diener, um den Matten
Ins Grab der Dunen zu beſtatten;
Doch glücklich preiſt mich nur der Thor:
Denn ach! trotz meinen hundert Sclaven,
Muß ich doch täglich — ſelber ſchlafen.

M.

Der Fall bey Manchem.

Er hält die Predigten recht,
Allein das Gepredigte ſchlecht.

Haug.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 24. Dec.

Die Chriſttagsbuden ſchmücken ſich, herrliche Süßigkeiten aller Art ſind in ſchöner künſtlicher Unordnung bey dem berühmten Berthelemot ausgelegt. Neben an iſt eine Bude mit Kinderſpielwerk. Voran Fanchon la Vielieuse, welches der ſchönen Belmont' wohl nur halb, dem Moraliſten ganz nicht gefallen mag, der ſich an das erinnert, was Fanchon wirklich war. Nicht weit davon ſind falſche Waben ausgehängt.

In der Veterinärſchule zu Alfort iſt ein neuer Lehrſtuhl für die Landwirthſchaft errichtet worden. Der Lehrer iſt ein erfahrener Landwirth aus der Nachbarſchaft, Ivard.

Es warten unſer unzählige neue theatraliſche Genüſſe. Die Oper wird ein neues Ballet: die Rückkehr des Ulyſſes nach Ithaka (ein Gegenſtück zum Achill auf Scyros) geben, im Montanſier wird Monſieur Giraffe und le Chapeau des Roses, im Francais le Souper imprévu, in der Opera Comique le Huron, im Louvois le Secretaire merveilleux, im Vaudeville Arlequin Confesseur, im Theatre Porte St. Martin Romulus einſtudirt, und zum Theil ſchon auf den Affichen en attendant angekündigt.

Mlle. Coba, zehn Jahre alt, ſang ſchon in mehreren Concerten mit auſſerordentlichem Beyfall.

Il étoit tems, ein neues Stück des Theaters des jeunes éleves hat eine abgedroſchene Intrike. Ein Anbeter einer jungen Wittwe ſpielt, um alle Nebenbuhler zu entfernen, hintereinander einen Dichter, Philoſophen, Pfandleiher, Stutzer, Jockey, und — was iſt natürlicher? — trägt ihre Hand davon. Gutes, raſches Spiel und einige Couplets erhielten, wie das in Frankreich ſo oft der Fall iſt, ein fades Stück auch dießesmahl.

Pater Federici will, nachdem man uns Deutſchen ſchon ſo viel genommen hat, unſrem Vaterlande auch noch die Ehre nehmen, daß es den Erfinder der Buchdruckerkunſt hervorgebracht habe. Nach ihm hat ein Deutſcher, Fauſt Cammerberg, die Kunſt bey Pamfilo Gaſtaldi zu Feltre 1456 erlernt. Auch nachher ſollen 3 deutſche Buchdrucker 1466 bey Gaſtaldi die Kunſt mit beweglichen hölzernen Lettern zu drucken erlernt haben. Der Verfaſſer zählt 82 Werke auf, welche zu Treviſo im 15ten Jahrhundert gedruckt worden ſind.

Die feinſte Welt von Paris verſammelt ſich in Abweſenheit des Hofs in den Cercles, die alle Montage abwechſelnd bey der Prinzeßin Pauline Borgheſe und der Großherzogin von Berg gehalten werden. Auch die Bälle bey Cambaceres werden ſehr gerühmt. Madame, Mutter des Kaiſers, bewohnt ein Palais in der Rue Dominique, und lebt ziemlich ſtille. Nach dem Kupferſtich zu urtheilen, muß ihre Statue von Canova ihr ſehr ähnlich ſeyn.

Noch immer iſt die Gemählde-Ausſtellung offen, und beſucht. Wie ſonderbar auch oft die Aeuſſerung des gemeinen Volks, und der Conſcribirten, deren man beſtändig viele antrift, ſeyn mögen, ſo muß der Deutſche doch ſich mit Erröthen geſtehen, daß ſeine Nation eine ſolche Ausſtellung weder zu ſchätzen wiſſen, noch mit der tückiſchen Zerſtöhrungsſucht verſchonen würde, deren Beyſpiele ſo manche öffentliche Anſtalten, Promenaden, Denkmähler leider! bey ihm aufzuweiſen haben.

Amſterdam, den 28. Dec.

Unter die das Ausland intereſſirenden literariſchen Neuigkeiten gehört auch das Unternehmen des hieſigen Buchhändlers Heſſe als eine der wichtigſten. Es werden nämlich bey ihm die ſämmtlichen Griechiſchen Klaſſiker in einer Folge von Bänden erſcheinen. Das Publikum iſt hiebey zu den beſten Hoffnungen berechtigt, da Männer, wie Hieronymus de Boſch (der berühmte Lat. Dichter), van Leunep und Willmet die Herausgabe derſelben übernommen haben, und der Verleger nichts unterläßt, um ſie in einem zweckmäßigen Aeuſſeren an's Licht treten zu laſſen: wovon einige Proben, welche bey ihm ſelbſt zu ſehen ſind, die deutlichſten Beweiſe liefern. Heſſe hat von dieſen groſſen Klaßikern drey verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, zwey in Octav und eine in Quart, auf Velin-Papier, wovon jedoch nicht mehr als — fünfzig Exemplare, welche numerirt werden, gedruckt werden ſollen. Die meiſten Unternehmungen dieſes Deutſchen Buchhändlers, der erſt ſeit 4 bis 5 Jahren hier etablirt iſt, zeugen von ſeiner Thätigkeit und von ſeinem guten Geſchmack.

Nro. 8.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. Jänner, 1807.

— Noch denket der Geiſt
Wahrheit, das Herz fühlt noch des Guten Gewalt.
Klopſtock.

Gemälde von Neapel.
(Von P. J. R.)

Bonhommie der Neapolitaner.

Die Neapolitaner beſitzen eine, beynahe unüberwindliche, Bonhommie. Ein einzelner Menſch, der mit einer ähnlichen Doſis begabt iſt, heißt in der Geſellſchaft manchmal ein guter Tropf. Seine Gutmüthigkeit iſt mit einer ſo dauerhaften guten Laune gepaart, daß alle Pfeile des Witzes und der Bosheit unverwundend von ihm zurückprallen.

Wo er ſich beluſtigt, und wo er ſich erbaut, im Theater und in der Kirche, an der Straßenecke, wo ein Franziskaner harankirt, und vor dem Tiſch, von welchem ſein Polecenella herabpredigt, läßt ſich der Neapolitaner unaufhörlich Sottiſen ſagen. Sein Prieſter nennt ihn einen Schurken, ſein Luſtigmacher einen dummen Maulaffen, und er glaubt beiden, dem erſten mit reuevoller, dem zweiten mit lachender Miene.

Wir waren mehreremale Zeuge ſeiner Gutmüthigkeit, und wir wußten nicht, ob wir uns mehr über ſie, oder über die Unverſchämtheit des Sprechers wundern ſollten. In einem Schauſpiele machte der Polecenella einen Erzdummkopf. Die andern Perſonen des Stücks riethen hin und her, von welcher Nation der Pinſel ſeyn müße. Sarà Napoletano, (es wird ein Neapolitaner ſeyn), hieß es endlich, und die Zuhörer brachen in ein lautes Gelächter des Beyfalls aus.

Ein andermal ſollte der Polecenella in ein Thier verwandelt werden, und hatte die Wahl, in welches — Nur in keinen Eſel, gab er zur Antwort; denn da unten, — indem er aufs Parterre deutete, — ſind deren ſchon ſo viele. — Und das Parterre wollte vor Lachen platzen.

Eine ſolche Gutmüthigkeit iſt ein lächerlicher Fehler. Das mag er vielen auch ſcheinen, wenn wir ihnen einige Beyſpiele von dem Verhältniß der Herren zu ihren Bedienten erzählen.

Ein Franzoſe fuhr mit einer vornehmen neapolitaniſchen Dame ſpatzieren. Sie erzählte ihm etwas, und berief ſich immer auf ihren Bedienten, der hinten aufſtand, und es auch jedesmal beſtätigte. Endlich klopfte ſie dieſer auf die Schulter. Sie kehrte ſich um: mi favorirebbe una presa? (möchten Sie mir wohl eine Priſe geben?) frug er; und lachend ſagte ihm die Dame, indem ſie ihm ihre Doſe reichte: briccone, quante volte m'incommodi. (Du Vogel, wie oft incommodirſt du mich.)

Davon ſind wir ſelbſt Zeuge geweſen. Ein vornehmer Neapolitaner kam an eine Bude gefahren, und kaufte etwas ein. Er hatte nicht Geld genug bey ſich, um zu bezahlen, und borgen wollte ihm der Kaufmann nicht. Statt wegzufahren, und das Geld von Hauſe zu ſchicken, gieng der Herr hinaus zu ſeinem Kutſcher, und entlehnte von ihm, was er in der Taſche hatte. Als das nicht zureichte, ſchoß einer von den zween Bedienten, die er bey ſich hatte, das Uebrige zu.

Talent zum Burlesken.

Die Einmiſchung deſſelben in die ernſthafteſten Gegenſtände iſt bey Gelegenheit des Polecenella gezeigt worden. *) Die Neapolitaner ſamt und ſonders ſind gebohrne Polecenelle. Wir ſetzen hier das eigene Bekenntniß eines unter ihnen her.

„Ihr habt eine ſchöne Entdeckung an unſern Poeten gemacht, ſchreibt er ſeinem Freund, und habt ganz Recht, wenn ihr behauptet, daß wir alle ſingen und Verſe machen. Aber das Beßte vergaſſet ihr doch, und das iſt: daß wir alle, ſamt und ſonders, in Neapel Polecenelle ſind. Wenn ein Junge bey uns einen Spaß machen will, ſo zieht er ein langes Hemd an, ſetzt ſich eine Dute von Papier auf, und ſagt, er ſey der Polecenella. Weint dem Kindsmädchen ſein Kind, ſo macht es den Ton eines gewiſſen Windes nach, und heitert es damit auf. Wenn euch einer was erzählen will, ſo fängt er an: jetzt will ich dir etwas Luſtiges erzählen. Sehen wir einen großen Menſchen, ſo nennen wir ihn eine Meßruthe, einen Rebenpfahl, u. dgl. Aehnliche Ausdrücke haben wir für kleine, für magere und fette Leute, kurz, wenn wir alles zuſammennehmen und gerecht ſeyn wollen, ſo müßen wir bekennen, daß wir mehr Talent zu Buffonerieen, als zur Poeſie haben. **)

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

4. Göttinger Taſchenkalender für das Jahr 1807.

Auch unter dem Titel:

Göttingiſches Taſchenbuch zum Nutzen und Vergnügen. Mit Kupfern.

Dieſes Taſchenbuch gewann ſeit Lichtenbergs Tod eine neue Geſtalt. Aber gewann's auch in der neuen Geſtalt? — Schmerzlich vermiſſen wir ſatiriſche und wiſſenſchaftliche Aufſätze im Lichtenbergiſchen Geiſte; nichts deſto weniger empfiehlt ſich das Ganze durch Reichhaltigkeit und Abwechslung ſehr. Die beſtändig bleibenden Artikel gedeihen zu immer gröſſerer Vollkommenheit. Die Anekdote „Gellert und Apollo" hätte, des Käſtneriſchen Witzes ungeachtet, anderwärts erzählt werden ſollen. Obſcönitäten, auch wenn ſie lateiniſch ausgedrückt ſind, taugen wenigſtens in kein Büchlein, welches man gern in die Taſchen der Leſer, und auf die Putztiſche der Leſerinnen ſpediren möchte. Der Perlenfang auf Ceylon iſt intereſſant. Herr Karl Geckhold. Ein (wohlgetroffenes, aber nicht genialiſch ausgeführtes) Portrait. Die Teufels-Epiſtel iſt für die Gottſchediſche Periode, einiges Triviale weggerechnet, ſehr gut, keineswegs hingegen (wie im Eingange behauptet wird) in der Manier des Hudibras geſchrieben. Ein guter Einfall, zu dem Gottſcheds Größe Anlaß gab, iſt folgender: Hofrath Triller aus Wittenberg war, als er einmal in der Meſſe Leipzig beſuchte, von Gottſched zu Tiſche gebeten worden, und wurde von ihm den übrigen Gäſten, indem er an Trillers anſehnlichen Bauch ſchlug, mit den Worten vorgeſtellt: Hier ſehen Sie den ſtärkſten deutſchen Dichter! — „Und hier den größten!" erwiederte ſogleich Triller, und wies auf Gottſched.

Franklins Brief war einer Ueberſetzung werth. Die neuen Erfindungen ſind merkwürdig. Die Miscellaneen, beſonders die Torte, die Anecdote aus dem Privatleben Joſeph des Zweyten, gewähren eine angenehme Unterhaltung.

Voran ſteht Winkelmanns geiſtvoller Kopf. Die übrigen Kupfer ſtellen die vier Jahrszeiten, vier Kopien nach Angelika Kaufmann, und acht pittoreske Landſchaften vor. U.

5. Almanach des Dames, pour l'an 1807. à Tubingue, chez Cotta.

Schon die Namen Delille, Lebrun, Parny, Boufflers, Collin d'Harleville, Hoffmann, u. ſ. w. bürgen für den Werth dieſes Almanachs. Die Lieder: Ma Cabane, l'Isolement, Hymne à l'amour, und Invocation à la Mort verdienen in Muſik geſetzt zu werden. Epitre à un jeune auteur iſt kein unwürdiges Seitenſtück zu Göckingks Epiſtel an einen jungen Dichter. Die Ueberſetzungen aus Catull, Virgil, Horaz, Martial und Metaſtaſio, werden dem Leſepublikum in Frankreich genügen. Die Schottiſche Ballade: „Margarets Ghost" welche von unſerem Eſchenburg glücklich überſetzt wurde, iſt auch dem franzöſiſchen Nachahmer gelungen. Schön iſt und ſinnreich der Schluß eines Gedichts an ein Mädchen, welche dem Sänger auf ſeine Liebeserklärung ein ganz weiſſes Papier zugeſandt hatte:

J'y vois tous les transports d'une âme qui s'epanche;
La pudeur n'y vient point contraindre tes aveux,
Et sans rougir, par ce détour heureux,
à mon amour tu donnes carte blanche.

*) S. ital. Miscellen. B. II. S. 77.

**) Aus dem Vernacchio, einer kleinen, drolligen, im neapolitaniſchen Dialekt verfaßten, Schrift. Die Stelle konnte nicht ganz getreu gegeben werden, indem die deutſche Sprache zu ernſt und trocken iſt.

Hier Eines der wenigen Quatrains:

Ne parler jamais qu' à propos
Est un rare et grand avantage.
Le silence est l'esprit des sots,
Et l'une des vertus du sage.

Zum Schluſs' eine freye Nachbildung von Ponſardin-Simon's l' amour et la pudeur:

„Schamhaftigkeit!
„Was ſoll mir dein Geleit?"
Rief Cypripor. „Laſs mich allein!"
Nein! ſprach die holde Schweſter, Nein!
Denn ohne mich kommſt du nicht weit.

Die Kupferſtiche nach van der Werf, Giorgione, Raphael, N. Pouſſin, und Le Süeur, ſo wie die niedliche Vignette, und der ſchöne Druck gereichen dem Ganzen zu beſonderer Zierde. Dieſer Almanach und das beliebte Taſchenbuch für Damen werden wohl überall einträchtig, wie Kaſtor und Pollux, auf den Toiletten zu finden ſeyn.

A.

Engliſcher Kunſtfleiſs.

Der Engliſche Kunſtfleiſs erhält ſich noch immer auf der Höhe, die er ſchon längſt erreicht hat. Seine Produkte vereinigen Alles, was die Prachtliebe oder die Bequemlichkeit der Reichen, und der Geſchmack des Kenners fordert. Auch für die Bedürfniſse der Mindervermöglichen iſt durch Erfindungen geſorgt, welche, ohne viel zu koſten, den Reiz der Abwechslung haben.

Hieher gehören die neuen Tapeten aus Flocken-Wolle.

Die Wände waren bisher, ſelbſt in den Wohnungen der niedern Klaſſen, mit Papiertapeten geziert. Aber die Allgemeinheit dieſer Tapeten machte das Publikum ſchon längſt nach einer neuen Verzierung der Wände lüſtern. Die Herrn Fricker und Clarke in Newbondſtreet befriedigten dieſe Wünſche durch die Flocken-Tapeten. Die Sache ſelbſt iſt nicht neu. Man findet dieſe Tapeten noch in alten Gebäuden; ſie hatten ſich aber ehedem weder durch Dauerhaftigkeit noch durch Schönheit empfohlen. Dieſen Nachtheilen iſt nun abgeholfen. Man glättet und ebnet die Wand, welche tapeziert werden ſoll, mit Bimsſtein, und überzieht ſie dann mit einem ſtarken Kleiſter. Iſt dieſer trocken, ſo wird die nämliche Operation wiederholt. Nun werden ein Gallon, d. i. vier Quart Leinöl, ein Gallon Terpentin, ein Pfund Gummi Animae und irgend eine Farbe, welche man den Flocken zu geben gedenkt, zuſammengekocht, bis ſie ſo dick wie Theer werden. Wenn der zweyte Ueberzug von Kleiſter trocken iſt, wird er mit dieſer Miſchung überſtrichen, ſo daſs ſie ganz flach und glatt aufliegt. Die Flocken werden aus Abgängen von Tuch, ſeidnen und baumwollenen Zeugen gemacht, und entweder in eine Maſchine gethan, die einem Blaſebalge gleicht, und wodurch die Flocken auf die naſſe Wand geblaſen werden, oder in ein Werkzeug, das wie ein Puderpüſter oder Puderbläſer ausſieht. Dieſe Verbeſſerung ſteht unter den neuen Patenten.

Unſichtbare Unterröcke aus ſpaniſcher Lammeswolle, welche eine Frau Robertshaw in London fabriziren läſst, haben die bekannten Patent-Unterröcke von Gaſton verdrungen. Beide Erfindungen ſollen die Nachtheile verhüten, welche die leichte Bekleidung der Frauenzimmer für die Geſundheit hat. Mögen ſie ſichern oder nicht — das gilt wohl gleich viel — es gehört einmal zur Mode, Spanish Lambswool invisible petticoats zu tragen — und Mad. Robertshaw gewinnt wenigſtens dabei.

Die Indiſchen Shawls werden längſt in allen Ländern Europens nachgemacht. England gab das Beiſpiel dazu. Aber wer unterſcheidet ſie nicht auf den erſten Anblik von den ächten Caſchemiriſchen Shawls? Den Engliſchen Manufakturiſten iſt es indeſſen doch gelungen, ihnen möglichſt nahe zu kommen. Bei Waithmann und Everington in London, 104, Fleetſtreet, werden dieſe neuen Indiſchen Shawls verkauft. Man hält ſie für eine täuſchende Nachahmung der ächten. Eben daſelbſt ſind die ſogenannten Perſiſchen Mäntel zu haben, die aus der nämlichen Manufaktur kommen, und ſehr gefallen. —

In England iſt es beinahe allgemein Sitte, ſich ſelbſt den Bart abzunehmen. Es mag zum Theil aus Bequemlichkeit geſchehen, um dabei an keine Zeit gebunden zu ſeyn; beſſer läſst es ſich aus dem bekannten Hange des Engländers zur Reinlichkeit erklären. Wie in Frankreich, iſt auch in England der Friſeur zugleich Barbier.

Der Luxus äuſsert ſich nun auch bei dem Raſirgeräthe. Gold und Silber ſind daran verſchwendet. Unter den neueſten hieher gehörigen Artikeln erwähnen wir der Barbier-Pinſel, deren Borſten mit Silberdraht eingezogen ſind. Das Stück koſtet 5 1/2 Schillinge, welches, nach deutſcher Währung, für eine ſolche Kleinigkeit gewiſs nicht unbedeutend iſt. —

Eine weitere theure Bequemlichkeit des engliſchen Raſirtiſches ſind die Hohlſpiegel. Die Engländer bedienen ſich ihrer ſchon längſt. Sie waren bis jetzt klein — nun hat der fortſchreitende Luxus ſie noch einmal ſo groſs gemacht wie bisher. —

Den elfenbeinernen Heften zu Meſſern und Gabeln, die in England ſehr gewöhnlich ſind, gibt der Kunſtfleiſs eine neue, einfache, aber niedliche Verzierung. Man ſtempelt den Namen, oder das Wappen des Beſitzers darauf, und füllt die Vertiefungen mit Schwarz aus.

Etwas von Eduard Young.

Der ſovielgeleſene, geprieſene, bewunderte Dichter der Nachtgedanken hatte in ſeinen ſpätern Jahren nicht Einen Vertrauten ſeines Herzens und Geiſtes. Die Perſonen, die er in ſeinem letzten Willen für ſeine Freunde erklärte, waren der Eigenthümer des Hauſes, wo er wohnte, und — ein Hutmacher *).

P.

Fragen.

I.

Im Schilleriſchen Muſenalmanache für das Jahr 1798. ſchlieſst die Erzählung: „Der Handſchuh"

Und der Ritter, ſich tief verbeugend, ſpricht:
Den Dank, Dame, begehr' ich nicht,
Und verläſst ſie zur ſelben Stunde.

Hingegen hat Schiller im erſten Theile ſeiner Gedichte den Schluſs ſo geändert:

Und er wirft ihr den Handſchuh ins Geſicht:
Den Dank, u. ſ. w.

---

*) S. Works of Sam. Johnson. T. 4. p. 268.

Hiezu veranlaßte den unſterblichen Sänger wohl der Text in St. Foix Ess. hist.

„De Lorges descend, ramasse le gant au milieu de „ces terribles animaux, remonte, le jette au nez de la „dame, et depuis, malgré toutes ses avances, ne vou„lut jamais la voir.

Nach der letzten Lesart blieb alſo Schiller der Geſchichte gewiſſenhaft treu. Sollt' aber das:

„Und der Ritter, ſich tief verbeugend, ſpricht,, als würdiger und poetiſcher, nicht dennoch den Vorzug verdienen?

2.

Der Mainziſche Domherr v. Breitenbach nahm im J. 1496 auf ſeine Reiſe nach Paläſtina einen eignen Zeichner mit, den Mahler Rewich von Utrecht, um merkwürdige Gegenſtände an Ort und Stelle abzubilden.

Hat man frühere Beiſpiele von Reiſenden, es ſeyen Italier, Franzoſen, Engländer oder Deutſche, die eben dieſes gethan haben?

An die Harfe.

Vieles mahnt mich aus der Ferne,
Wo die Nähe wenig giebt;
Lockt mich an, wie Glanz der Sterne;
Manches, was ich einſt geliebt,
Manches, was mich ſüß betrübt.
Ahndungen, der Hoffnung Söhne,
Alte längſt verklungne Töne
Werden plötzlich wieder wach,
Und die Seele ruft ſie nach.
Vieles ſah' ich ſchon zerſtieben:
Iſt mir doch dies Herz geblieben.

Stimme dich zu meinem Herzen,
Holde Harfe, ſtimme dich!
Unter Freuden, unter Schmerzen,
Tröſtende, begleite mich!
Meines Lebens Lenz verſchönet,
Ja verherrlicht haſt du mir;
Was von ihm mir wiedertönet
In der Seele, dank' ich dir.
Herbſt und Winter zu erhellen
Dein in Freund, beſchwör' ich dich.
Selbſt zu Lethe's dunkeln Wellen,
Göttliche, begleite mich!
Schmuck dem Leben kannſt du geben,
Und dem Tode ſchönres Leben.

Ez.

Miszellen.

Das Leihhaus zu London erhielt folgenden Brief: „Zwölf Söhne eines verarmten und beynahe hunderjährigen Schneiders, alle in Kriegsdienſten Seiner Königlichen Majeſtät, bitten um ein Darlehen von fünfzig Pfund. Sie verſprechen binnen Jahresfriſt Zahlung und Intereſſen, und geben ihre Ehre zum Pfand." Nun folgten die Unterſchriften. — Das Leihhaus gab ihnen die Summe, und zerriß das Papier. Die Geſchichte wurde kund, der Greis von Hohen und Geringen beſchenkt, und ſeinen rechtſchaffenen Söhnen vom König eine Zulage feſtgeſezt.

König Ludwig XI. von Frankreich lag ſehr krank darnieder, und ließ ein Kirchengebet aufſetzen, worinn man Gott um Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit anrief. Der Verfaſſer gedachte zugleich des Heils der Seele. "Streicht das weg!" ſagte der König; "wir müſſen nicht ſo viel auf einmal bitten."

Die Königin Chriſtina von Schweden lobte eine Bildſäule des Bernini, die Wahrheit, mit einer Art von Entzücken. "Gott ſey gedankt, rief ein Kardinal, daß Eure Majeſtät die Wahrheit lieben." Aber, verſetzte die Königin, nicht alle Wahrheiten ſind von Marmor.

Ludwig XIV. Darf ein Chriſt in die Komödie gehen?
Boſſuet. Es giebt ſtarke Gründe dagegen, und große Beiſpiele dafür.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien.

Holbeins Schauſpiel: „Der Tyrann von Syrakus" gefiel minder, als ſein Fridolin. Lange ſpielte ziemlich gut, Krüger vortrefflich; hingegen waren Zieglers Geſchrey und Verzerrungen im Kontraſte mit dem natürlichen Tone der Madame Rooſe, die jedes Wort im Herzen fühlt, und aus dem Herzen ſpricht, kaum auszuhalten. Beſſer, als „die Fiacres in Wien" wirkte das neue Stück: „Die Dienſtboten in Wien."

Demoiſelle Buchwieſer trat unlängſt zum erſtenmal hier auf. Noch iſt das Urtheil über ſie ziemlich getheilt; aber ſie familiariſire ſich nur mit gewiſſen Wiener Methoden und Manieren, und ſie wird einſtimmigen Beyfall ernden. Freylich ſollten Zuhörer vorgeſtimmten Gefühlen für beſondre Manieren entſagen, die mit der wahren Kunſt in keiner Verbindung ſtehen; aber iſt es denn ſo große Sünde, wenn die liebenswürdige Künſtlerin durch dieſe kleine Befriedigung anfangs dem localen Geſchmacke des Publikums ſchmeichelt? In den wichtiger'n Punkten bliebe ſie doch Meiſterin, und wird allmählig den Geſchmack zum Beſſer'n lenken.

Florenz.

Bekanntlich iſt hier die erſte Lieferung der nachgelaſſenen Schriften des Grafen Alfieri bei Piatti erſchienen, aber gleich verboten worden. Die öffentlichen Bekanntmachungen der Regierung folgten ſich kurze Zeit hintereinander, ſehr widerſprechend. Die erſte: „Florenz den 12. Sept. 1806. Der Präſident del buon Governo macht dem Publicum bekannt, daß Ihro Majeſtät die Königin das dem Buchhändler Piatti im vorigen Juni ausgegebene Privilegium für den Druck der Schriften des Grafen Alfieri dahin zu vermehren geruhet hat, daß die Einführung und der Verſchluß jeder andern Ausgabe der genannten Werke im ganzen Königreich verboten iſt." Die zwote: „Florenz den 15. Sept. 1806. Ihro Maj. die Königin und Regentin, über die Qualität der nachgelaſſenen Werke des Grafen Alfieri belehrt, hat aus Rückſichten auf Religion und Politik, befohlen, alle die genannten Werke, welche ſich in der Handlung des Piatti befinden, unter Siegel zu ſetzen, und den Druck, Verkauf und allen Umlauf genannter Werke in Ihren glücklichen Staaten bis auf weitern Befehl auf das ſtrengſte zu verbieten."

Der päbſtliche Nunzius, Morozzo, welcher durch den Beichtvater der Königin Manches der Art durchſezt, mag wohl auch dieſe Inkonſequenz zu verantworten haben. Er hatte vor Kurzem ſelbſt die Einrichtung der Inquiſizion bewirkt, und war ſchon, von einer Stadt zur andern laufend, mit der Organiſirung dieſes humanen Gerichts beſchäftigt, als ein Befehl von Paris ihm zukam, Toskana zu verlaſſen. Damit war die Freude der Dominikaner wieder aus. Die beiden Biſchöfe von Florenz und Piſtoja hatten ſich bei dieſer Gelegenheit als Gegner der Inquiſizion ausgezeichnet, und dem Nunzius laut geſagt: la Toscana ha in orrore un tal infame tribunale. (Toskana verabſcheut ein ſo ſchändliches Tribunal.)

— 6.

Nro. 9.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Jänner, 1807.

— Wer den Beßten ſeiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.
Schiller.

Reiſe nach dem Krater des Veſuvs im Juli 1806.

Schon ſeit einiger Zeit war es einer meiner liebſten Wünſche, Neapels fürchterlichen Nachbar, nach ſo mancher erlittenen Kataſtrophe, wieder einmal in der Nähe zu ſehn. Eine ſchöne Gelegenheit dazu bot ſich mir dar. Prinz Friedrich von Sachſen-Gotha mit ſeinem Gefolge, und eine deutſche Dame faßten den Entſchluß, den Berg zu beſteigen, und luden mich ein, die Parthie mitzumachen.

Der Prinz war mit ſeinem Gefolge ſchon früher nach St. Jorio abgegangen. Nach Tiſche wurden ſechszehn Maulthiere beſtiegen, und ein ganz eigener Weg nach dem Berge eingeſchlagen, welcher ſich übrigens doch mit dem gewöhnlichen von Reſina aus vereiniget.

Geſchäfte zwangen mich, einige Stunden ſpäter von Neapel abzugehen, als ich gewünſcht hatte. Ich nahm nach Tiſche eine Kaleſche und eilte nach Portici. Am letzten Hauſe von Reſina ſtieg ich aus. Hier fand ich eine allerliebſte Gruppe von Landleuten unter dem Schatten von Pomeranzenbäumen ihr Mittagsbrod verzehren. Ich hatte heftigen Durſt. Ein ſchönes, blondes Mädchen, welche hier zu Lande ſehr ſelten ſind, hohlte mir friſches Waſſer, und gab mir einige Pomeranzen, indeß ihr Vater beſorgt war, mir ein Maulthier zu verſchaffen. Ich beſtieg mein Thier, und nun gieng es raſch vorwärts. Nicht leicht habe ich mehr Hitze ertragen, als an dieſem Tage. Die Sonne brannte heftig, kein Lüftchen bewegte die Athmoſphäre; nur kaum fühlbar war der Meerwind, welcher in den heißen Sommer-Monaten ſich um Mittag erhebt, und die Häuſer am Ufer erfriſcht.

Es war das fünfzehnte Mal, daß ich den Berg beſtieg, und jedesmal verſetzte mich dieſe Reiſe in die angenehmſte Stimmung von der Welt. Sie wiſſen, mein Freund, welche Reitze die Natur über die Gegend von Neapel ausgegoſſen, und wie ſehr ſie beſonders hier die fruchtbare Grazie mit der ſanftern vereiniget hat. Dieſe fruchtbaren Gefilde ſind von alten und neuen Lavaſtrömen zerriſſen, und hat man den Rücken des Bergs erreicht, ſo bildet ein ſchönes Wäldchen die Gränze, hinter welcher die wüſten, grauſen Schlacken-Felder beginnen. Der Abend nahte, und die Sonnen-Strahlen fielen ſchief herab durch die Baumſtämme auf einen großen Raſenplatz. Ein Hirt ſaß mit ſeinen Kindern unter einem Baum, umgeben von ſeiner Heerde, wie im Thal des ewigen Friedens, und nur das Glöckchen der weidenden Thiere unterbrach zuweilen die himmliſche Ruhe, in welcher die Natur lag. Aber über dieſer ſtillen Scene erhob ſich im Hintergrunde der rauchende Berg; und vor mir unten in den Tiefen lag, in einen weißlichen Dunſtflor gehüllt, das ſtolze Parthenope, wie ein ungeheures Amphitheater mit ſeinen nahen und fernen Städten, Vorgebirgen und Inſeln. Wie glücklich könnte man hier ſeyn! Wie glücklich ſind wir hier geweſen, mein Freund, als auch

Sie noch an dieſen Ufern wohnten! O vermöchte der Menſch nur immer feſt und treu den Moment zu halten, ohne in Vergangenheit und Zukunft dringen zu wollen! Aber ſo machte mich die Erinnerung, wie oft Sie mit mir hier geſtanden ſind, wehmüthig; erſchrak ich vor dem Bild, das in meiner Fantaſie aufſtieg, wenn einſt die heimlichen Abgründe dieſes Bodens ſich öfnen, und Alles hinunterſinkt, was uns freute, und das Meer die grauſen Trümmer bedeckt, wie es bereits ein begrabenes Land verhüllt.

Beym Eremiten traf ich die ganze zahlreiche Geſellſchaft. Wir nahmen einige Erfriſchungen, und ſchrieben unſere Namen in das Buch. Der Tag neigte ſich, wir wollten die Nacht abwarten. Ich ſuchte mein Lieblingsplätzchen, den Hügel hinter der Wohnung des Einſiedlers, wo ich ſo oft geſeſſen habe, um den Untergang der Sonne anzuſehn. Ein reiner Aether umhüllte mich, nichts beſchränkte die Ausſicht, tiefe Ruhe herrſchte rings um, die Gebirge kleideten ſich in Roſenflor, und die Sonne tauchte hinter den Inſeln unter.

Die zunehmende Helle im Oſten verkündigte uns, daß das volle Mondeslicht nahe ſey, um unſern Weg zu beleuchten. Es wurde zum Aufbruch gerufen, und mit dem Anfang der ſchönſten Nacht machten wir uns auf den Weg. Kaum waren wir etwas vorwärts gekommen, ſo nahm ich ſchon die Veränderungen wahr, welche nicht nur der Krater, ſondern auch die ganze, ihn umgebende, Gegend erlitten hatte. Wo wir ſonſt auf harter Lava gewandelt waren, lag die Aſche ſchon ziemlich tief, und immer tiefer bis an den Kegel des Bergs, wo ſie in Lapillo *) übergeht, der, je weiter vom Gipfel empor, immer gröſſer gekörnt iſt, und oft den Umfang eines Hühnereies hat.

Wo des Berges Steile anfängt, warteten 16 Mann mit zwo Tragbahren auf uns. Es waren zwo kränkliche Perſonen in unſerer Geſellſchaft, welche den beſchwerlichen Gang nicht machen konnten, und doch Neapel nicht verlaſſen wollten, ohne die Spitze des Berges erſtiegen zu haben. Das Geſchäft der Führer und Träger iſt kein Leichtes, und man ſage mir nichts mehr von der Schwächlichkeit der Südländer. Oft habe ich dieſen Gang gemacht, und oft mit den ſtärkſten Nordländern. Aber ſie hielten die Beſchwerlichkeit nicht lange aus. Auf halbem Wege ergriffen auch ſie die Binde des Führers, und ließen ſich vollends hinaufſchleppen; da hingegen dieſe Träger ſicher mit ihrer Laſt hinaufſchritten, und wir jeden Augenblick einen Fehltritt zu machen fürchteten.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Lapillo nennt der Neapolitaner jene vom Berg ausgeworfene Maſſe, die, aus Waſſer und Aſche beſtehend, während des gleichzeitigen Auswurfs beider Materien durch beſtändiges aneinander Preſſen ſo feſt wird, daß ſie zu einer waſſerdichten Subſtanz wird, wenn ſie ſich verhärtet hat. Sie wird auch ausſchlieſſend zu den Platt-Dächern dieſes Landes genommen. Dieſe Lapilli entſchieden einſt das Schickſal von Pompeii, wo ſie von verſchiedener Gröſſe, und ſo dicht herab fielen, daß ſie die Luft verfinſterten, und das Entrinnen ſehr ſchwer machten. Im Muſeum zu Portici wird ein Stück ſolcher Maſſe aufbewahrt, worin nach 1800 Jahren der ganze vordere Theil des Leibs von einem Frauenzimmer rein abgedrukt iſt, welche das harte Schickſal erreicht hat. Man fand auf der Stelle Armbänder, Halsgeſchmeide und Ohrgehänge nebſt dem Schädel, in deſſen unterer Kinnlade die ſogenannten Weisheitszähne noch nicht ganz gebildet waren. Die Unglückliche war alſo noch nicht über vier und zwanzig Jahre.

Verkauf der Gips-Abgüſſe
von antiken Kunſtwerken in Paris.

(Fortſetzung.)

Die Liberalität des franzöſiſchen Gouvernements beſchränkt ſich aber nicht allein auf den örtlichen Genuß. Es befördert auch, oder erleichtert wenigſtens jede Unternehmung, welche öffentliche Bekanntmachung der Kunſtſachen zum Zweck hat. Es iſt wirklich ſchon erſtaunlich viel von dieſer Seite geſchehen, um auch den entfernten Liebhaber, der die Reiſe nicht machen kann, ſeinen Antheil finden zu laſſen. Doch das gröſte und ſchäzbarſte Unternehmen dieſer Art iſt auf Veranſtaltung und auf Rechnung des Staats ſelbſt begonnen worden; ich meine das Abformen der alten Bildhauer-Werke, um die allergetreueſte Nachbildung in Abgüſſen den Liebhabern überlaſſen zu können.

Wer weiß es nicht, wie auſſerordentlich ſchwürig es war, ſich aus Rom nur einigermaſen erträgliche Abgüſſe der vornehmſten Antiken zu verſchaffen. An ganz gute Abgüſſe durfte man gar nicht gedenken, da der Verkauf von ſolchen Dingen in den Händen der einzelnen Former war, welche neue Formen auf alte Abgüſſe machten, und lange fortfuhren, immer noch eine ſtumpfere Auflage nach der andern zu geben. Geſchah es einmal, was aber äuſſerſt ſelten war, daß mit päbſtlicher Erlaubniß wieder ein Haupt-Bild friſch abgeformt werden durfte, ſo wurden die ſcharfen Abgüſſe um erſtaunliche Preiße verkauft. Rechnet man noch die ungeheuren Fracht-Koſten, die alle Theile des Continents, für welche nur der Landweg aus Italien offen war, auf dieſe voluminöſen und durch nothwendig ſorgfältige Verpackung ſehr ſchwer gewordenen Maſſen bezahlen mußten, ſo wird man ſich nicht mehr wundern, daß ein

gutes Cabinet von antiken Gips-Abgüſſen bis daher eine große und koſtbare Seltenheit war.

Damit iſt es nun ganz anders geworden. Die Franzoſen haben nicht nur die ſchönſten Antiken aus Italien geholt, ſondern auch die geſchickteſten und erfahrenſten Former mitgenommen, und das Gouvernement ſelbſt hat Anſtalten getroffen, daß von den vorzüglichſten Sachen ganz neue und vollkommen gute Formen gemacht wurden. Dieſe Sorgfalt erſtreckte ſich ſo weit, daß von andern großen Bildern, die nicht in franzöſiſchen Beſitz übergiengen — als z. E. der borgheſiſche Fechter, der Hermaphrodit, die Gruppe von Silen und Bachus u. a. — mit Genehmigung der Beſitzer an Ort und Stelle ebenfals Formen gemacht und ſo wenigſtens dieſe mit nach Paris gebracht wurden. Hierinn, wie in ſo vielen andern Sachen, hat die Welt dem vielumfaſſenden und ſcharfſehenden Kunſt-Sinn des genialiſchen *Denon* unendlich viel zu danken.

Dieſe neuen Formen gehören dem Muſäum, und es iſt eine eigene Anſtalt errichtet, wo Abgüſſe aus denſelben, nicht etwan aus beſonderer Vergünſtigung — ach nein! ſondern von Jedem, der ſie verlangt und bezahlt, erhalten werden können. Man darf ſich darauf verlaſſen, daß ſie vollkommen gut beſorgt ſind, und daß nichts Fehlerhaftes ausgegeben wird. Jedes Stück hat ſeinen feſtgeſetzten äuſſerſt-mäßigen Preiß; und ſelbſt die pünktlichſte Verpackung wird gegen eine ebenfalls beſtimmte Taxe übernommen. Ein erleichternder Umſtand iſt auch beſonders noch das, daß die Fuhr-Frachten in Frankreich bis an die Gränzen ſehr billig ſind.

Sollte bey dieſer einladenden Anſicht nicht jeder reiche Beförderer der ſchönen Künſte, jede öffentliche Kunſt-Anſtalt, jede Geſellſchaft von Kunſt-Freunden, und jeder vermögliche Kunſt-Liebhaber ſich beeilen, eine Auswahl der beſten und lehrreichſten Antiken in ſolchen Abgüſſen zu erhalten? Ich ſage *beeilen*, weil es natürlich iſt, daß auch die beſten Formen endlich ſtumpf werden, und daß man zu Schonung der Originale eben nicht gar oft neue Formen machen wird. Auf alle Fälle ſind dieſe vortrefliche Sachen *jetzt* zu haben, — und wer ſteht dem Zögernden für die Zukunft? Je häufiger aber dieſe Bilder auch in unſerem deutſchen Vaterlande vertheilt wären, deſto weniger könnten ſie uns ganz aus den Augen gerückt werden, und deſto weiter würde das Licht würken, das ſie immer mit ſich bringen.

Wer Luſt hat zu kaufen, der kann ſich gerade an Herrn *Getti* (Mouleur du Musée Napoléon, Hotel d'Angiviliers ruë de l'Oratoire à Paris), einen ſehr rechtlichen und gefälligen Mann, wenden, und den ganzen Betrag mit Einrechnung der Verpackungskoſten durch Wechſelbriefe übermachen. Zu Vermeidung aller Mißverſtändniße bemerke man ſich nur noch, daß alle Preiße in Franks zu zahlen ſind, deren 80, — 81 gewöhnliche franzöſiſche Livres ausmachen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Le Caveau moderne.

Nach dem Franzöſiſchen.

Die Pariſer freuen ſich eines neuen Liedertaſchenbuchs unter dem Titel: „Le Caveau moderne ou le Rocher de Cancalle.“ Ehre dem H. *Capelle*, der ſeit zehen Jahren Chanſons für die Franzoſen druckt, verlegt, und — ſelbſt dichtet! ruft Einer von ihren ernſten Sittenrichtern aus. Die *Luſtigkeit* der Skolienſänger iſt ſeit einigen Jahren ſo hoch geſtiegen, als die durch einen ihr geweihten Almanach verherrlichte *Gourmandiſe*, und der *Tanz*. Sonſt durfte man der Köchin nur die Zahl der Gäſte beſtimmen, für guten Wein und ſtarken Kaffee ſorgen, konnte ſich dann ruhig zur Tafel ſetzen, und mit aller Honneur die Honneurs machen. Jetzt aber ſitzt ein Hausherr auf ſpitzen Dornen, wenn er nicht zuvor in den neueſten Annalen der Kochkunſt geſtöbert, nicht ſelbſt die Verkäufer des Leckerſten zu ſeinen Buſenfreunden erkohren hat, nicht über jede Schüſſel ein Hiſtörchen zu erzählen weiß, um die „*Perfection*“ des ſeltnen Gerichts darzuthun. Weiß jemand einen berühmtern Paſtetchenbecker zu nennen, als den des Gaſtwirths, ſo iſt's ein diner manqué, der Tafeldirector verblüfft, und der Gaſt unzufrieden. Traurige Luſtigkeit bei ſolchen Sympoſien! Man lächelt, aber lacht nie, ringt nach Witz, und hat Langeweile. Syſtematiſche Leckerbiſſenjagd verſcheucht die Freuden des Tiſches, wie ſteifer ängſtlich geregelter Tanz die Luſt eines Balls.

Sonſt reichten eine oder zwei Geigen hin, und alle Welt tanzte. Auch die Bejahrter'n nahmen Theil am kleinen Feſte. Jetzt iſt ein kompletes Orcheſter nöthig, wenn vier Perſonen tanzen. Die andern ſehen zu, applaudiren, gähnen, und der Ball iſt am Ende.

Mit den *Chanſons* hat es gleiche Bewandniß. Das künſtliche Leben, das ihnen eingeathmet werden ſoll, iſt ihr Tod. Um ein Skolion, ein Vaudeville zu dichten, bedarf der modiſche Poet ſeiner ganzen Zeit und all des Geiſtes, den er hat, und den er haben möchte. Fürwahr, keine Kleinigkeit! Er muß ſich mit allem Ernſte den luſtigen Ton aneignen, muß die Jovialität mit Wortſpielen, Künſtlichkeit und Tags-Geſchmacke begaben, das heißt, begraben. Es iſt unbegreiflich, wie man in unſerem Frankreich ſich abmühte, um die heit're Laune, die Annehmlichkeit freundſchaftlicher Gaſtmahle, das Zwangloſe des Tanzes, und die Luſt des Lachens aus jedem Cirkel zu bannen; doch mit Anmaßung, Arbeit, und Geiſtesaufwande gelang die glückliche Umbildung!

Und wie viele Liederdichter zählen wir nun? Cordons bleus des franzöſiſchen Vaudeville?

Il en est jusqu'à sept que je pourrois nommer.

und es iſt merkwürdig, daß Frankreich ſo viel *Chanſonniers* beſitzt, als Griechenland Weiſe.

Doch genug aus Veranlaſſung dieſes Caveau moderne, worin kein obſcurer Namen ſteht, und das Vortreflichſte geſammelt iſt, was *Eſprit* in dieſer Gattung heraus-

modekte. Ihr Gourmands, Liederſchöpfer und Tänzer, wißt: Der Scherz, die Freude, dieſe Kinder der Natur, fliehen vor eurem Marſchallſtabe. Seyd, wie unſre Vorväter, und ihr werdet bei Tiſche herzlich lachen, wieder froh tanzen, und einfache Rundgeſänge bei heimiſchem Rebenſaft anſtimmen. A.

Etwas über Marolles.

(g. 1600. geſt. 1681.)

Michel de Marolles hat die franzöſiſche Litteratur mit einer großen Anzahl von Ueberſezungen claßiſcher Schriftſteller bereichert, worunter beſonders die des Athenaus bekannt iſt. Da er in gewißer Art die Bahn der Ueberſezungen gebrochen hat, ſo verdient, was er durch Verwäſſerung ſeiner Originale ſündigte, doch immer unſere Nachſicht.

Manche der Gelehrten, mit denen er lebte, waren hierin unerbittlicher, und verfolgten ihn mit Spott und Tadel. So ſezte z. B. der bekannte Menage auf Marolles's Ueberſezung von Martials Sinngedichten — worin auch wirklich alles Salz des Originals verloren gegangen iſt — in ſeinem Exemplare die Aufſchrift: „Epigramme gegen Martial.“ —

Marolles that ſich beſonders auf die Leichtigkeit viel zu gute, mit der er verſificire. „Meine Verſe, ſagte er einſt zu Liniere, koſten mich gar keine Mühe.“ — „Alſo gerade, was ſie werth ſind“, antwortete dieſer.

Eine komiſche Verſöhnungs-Scene fiel einſt zwiſchen Marolles und l'Etang vor. Lezterer hat nämlich, in ſeinem Werke „über die Regeln der Ueberſezung“, die Beiſpiele von wohlgerathenen Ueberſezungen aus d'Ablancourt und Portroyal, die der ſchlechten aber aus Marolles's Werken entlehnt. Natürlich, daß Marolles über dieſe Art von Celebrität ſehr aufgebracht war.

L'Etang erfuhr Marolle's Groll und ſuchte Gelegenheit, ihn wieder zu beſänftigen. Er glaubte, dieß am beſten bei der Communion zu können. In dem Augenblick alſo, wo Marolles in die Kirche treten wollte, ſtand ihm l'Etang in Weg und ſagte: Marolles, Sie haben Groll auf mich; ich gebe zu, Sie hatten Recht dazu; aber mit Groll im Herzen dürfen Sie doch wohl die heilige Handlung nicht vornehmen? — Ich bitte alſo um Ihre Vergebung.“ — Sie haben eine Zeit gewählt, erwiederte Marolles, wo ich mich Ihrer Bitte nicht erwehren kann; gehen Sie, mein Herr, ich hab' Ihnen verziehen.“

Einige Tage nachher begegneten ſie einander wieder. „Glauben Sie etwa, fieng Marolles an, ſo mit mir abzukommen? — Sie haben mir eine Verzeihung abgetrogen, die ich nicht gemeint ſeyn konnte, Ihnen ſo ohne weiteres zuzugeſtehen.“ — „Aber ich bitte Sie, theuerſter Herr, entgegnet ihm l'Etang, machen Sie nicht ſo ſehr den Unverſöhnlichen; wer, wie Sie, General-Ablaß bedarf, kann ſich doch auch zu einem Special-Ablaß verſtehen.“

Gedanken.

Willſt du die Menſchen beherrſchen? — mache auch den Ungläubigen glauben, du handel'ſt für ihn, nicht für dich.

Der Egoiſt gleicht einem an der großen Landſtraße ſtehenden Wegzeiger ohne Aufſchrift. Hebe ihn heraus: niemand vermißt ihn.

Wer nur in der Abſicht giebt, ſich mit dem Zolle der Dankbarkeit zu bereichern, verdient wohl, daß man Bankrut gegen ihn mache.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, 25. Dec. 1806.

Die lächelnden Sonnentage und die milden Mondnächte mitten in dieſem Frühlings-ähnlichen Winter paſſen zu unſrer jezigen trüben Lage wohl freilich weniger, als die in Nebel gehüllten Stunden, durch die jene oft unterbrochen werden: — aber man muß, ergeben in die Fügung, hoffen, daß das, was auch uns jezt ſchwer trifft, beitragen werde zur Vollendung des erhabenen Plans eines allgemeinen und lang dauernden Friedens, den der große, das Schickſal von Europa entſcheidende, Mann der unglücklichen Menſchheit verheißt. Nur dieſer Blick aufwärts erheitert in etwas die durch die düſtern Umgebungen geängſtigte Seele des patriotiſchen Bürgers. Fremde Truppen und alles, was einer, wenn gleich nicht feindlichen, Okkupation nothwendig Laſtendes anhängt, in unſern friedlichen Mauern; der Mann und Hausvater, durch ſo ganz ungewohnte, wiewohl erträgliche, Einquartierungen in dem ſtillen Genuße ſeines Familienkreiſes geſtört; das Waffengeräuſch der zu- und abgehenden Korps auf allen ſonſt nur durch den emſigen Handelsverkehr belebten Gaſſen; neue durch den Druck der Umſtände herbeigeführte Laſten; — dabei, der Handel unvermeidlich gehemmt, die Gewerbe im Stillſtand; Beſorgniſſe von Repreſſalien Englands; dieſe peinliche Lage, in der wir ſeit ſechs Wochen ſind, verſtimmt jeden Ton der Freude und des geſelligen Vergnügens. Die dieſen gewidmeten Sammelpläze ſind verödet, und bis auf die innerſten Familienzirkel ſcheinen alle Bande der Geſelligkeit gleichſam gelöſet zu ſeyn. Aber in der That dieſe Muthloſigkeit iſt übertrieben; auch fühlen ſie in dieſem Grade nur die Kleinmüthigen — freilich die größre Maſſe unſerer Mitbürger — welche den Geiſtesblick nicht zu erheben vermögen, zum Anſchauen aller phyſiſchen und moraliſchen Naturen: Diruit — aedificat! welches auch unter dieſen Ruinen einer bis jezt glücklichen und wohlbehaltenen Stadt noch hervorſchimmert. — Schon dann lichtet ſich jenes düſtere Bild, wenn wir es mit dem unſerer Schweſter Lübek vergleichen, dieſer, durch die Operationen des Gen. Blücher aufgeopferten und dadurch allen unausbleiblichen Folgen eines Sturms hingegebenen unglücklichen Stadt; wenn wir daran denken, daß Hamburg blos durch Zufall einem ähnlichen, in ſich ſelbſt dann gewiß noch weit ſchrecklichern, Schickſal entgangen iſt. —

Die bisherigen Kommandanten, Marſchall Mortier, Oberſt Bazancourt, General Laval und der jezige Gouverneur der drei Hanſeſtädte, General Michaud und ſein Plaz-Kommandant Oberſt Lallemand haben ſich als ſehr edle, die unabweichlichen Laſten möglichſt erleichternde, Offiziere gezeigt, und jeder gute Hamburger bringt beſonders dem franzöſiſchen Geſandten, Herrn Bourrienne, willig ſeinen Dank für den edlen und thätigen Willen, womit er, ſelbſt in der ernſten Erfüllung ſeiner Amtspflicht, die fremden Militär-Behörden mit unſern bürgerlichen Verhältnißen zu verſtändigen bemühet iſt. — Als in den Tagen der in und um Lübek vorgehenden Schreckensſcenen von Hamburgiſcher Seite viel Kraft-Anſtrengung bewieſen wurde, um Ueberfälle zerſprengter Streifparteien der geſchlagenen Armee mit gewaffneter Hand abzuhalten, ſah man ihn unſere braven ſtädtiſchen Militärpoſten ſelbſt viſitiren und den Muth der Leute, deren Stimmung er ſeinen lauten Beifall gab, zur Ausdauer befeuern.

Dem Scharfblick des großen Ueberwinders ſind dieſe Züge einer bewieſenen faſt althanſeatiſchen Energie auch nicht entgangen, und wir dürfen hoffen, daß ſie, vereint mit den Vorſtellungen unſrer an Ihn geſandten verſtändigen Deputirten, zur Milderung unſrer Lage Vieles beitragen werden; ſo wie uns das hohe Vertrauen auf Sein Wort, der Beibehaltung der Unabhängigkeit der drei Städte, nicht verläßt.

Nro. 10.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. Jänner, 1807.

Ja, du biſt Schatten gegen den Sonnenſtrahl,
Und Schirm, o Freundſchaft, wider den Regenguß.

Klopſtock.

Boerhave in ſeinem Alter.

Große Männer am Abend ihrer Tage in ihrer Lebensweiſe und Sinnesart zu beobachten, gewährt eine eigene köſtliche vermiſchte Empfindung.

Zu dieſen Männern verdient in jeder Hinſicht gezählt zu werden Hermann Boerhave. In ſeiner Jugend rang er mit bitterer Dürftigkeit, aber durch Geiſt und Anſtrengung war er in ſpätern Jahren zur Fülle des verdienteſten Anſehens, Ruhms und Reichthums gelangt, wie er dann ſeiner einzigen Tochter nicht weniger als 2 Millionen Gulden hinterließ. Was waren nun Boerhave's Beſchäftigungen im Alter, was ſeine Angelegenheiten, ſeine Lieblingsfreuden? Hören wir, wie der 67jährige ſich ſelbſt hierüber in der einfachſten, edelſten Sprache ausdrückt! *)

„Ich befinde mich recht wohl. Die Nacht „ſchlafe ich auf meinem Landgut. Früh um 5 „Uhr gehe ich in die Stadt, wo ich bis Abends 6 „Uhr die Leiden Kranker zu lindern bemüht bin. „Ich treibe Scheidekunſt; vergnüge meinen Geiſt „mit Leſen. Wen ich verehre, anbete, iſt Gott „allein. Auf dem Lande zurück, betrachte ich „meine Pflanzen; erkenne und preiſe meines Freun„des Baſſand reiche Geſchenke. Mein Garten „prangt nehmlich mit einer Mannigfaltigkeit üppiger „Bäume, und hier verleb' ich meine Tage unter „Gewächſen und ergraue in der Sehnſucht nach „mehreren. Holde, ſüſſe Schwärmerey!

„Die böhmiſche breitblättrichte und die wun„derſchöne ſchleſiſche Linde, wer ſchaft ſie mir „endlich? So erzeugen Reichthümer unerſättlichen „Hunger nach Mehr, und der Habgierige foltert „ſeines Wohlthäters Freygebigkeit. Verzeihen Sie „der ausſchweifenden Liebhaberei eines ergreiſenden „Freundes, der die Bäume anzupflanzen ſucht, „welche des Enkels Aug' erfreuen und ihm Schat„ten gewähren mögen." P.

*) In einem Brief an ſeinen ehemaligen Schüler und Freund, den kaiſerlichen Leibarzt Baſſand, im J. 1736. Die Stelle verdient in der Urſprache angeführt zu werden. Ego recte valeo, noctu dormio in villa mea. Quinta matutina peto urbem. Ibi ad sextam a maridie querelas aegrotantium lenio. Chemica exerceo. Animum legendo oblecto. Deum adoro, amo, veneror unice. Redux rus stirpes contemplor, agnosco laudoque Amici Bassandi liberalia munera: hortus enim superbit arborum varietate vegetarum; ibi ego plantis immorior, et amore plures habendi senesco. Amabilis, dulcis insania! Tiliam Bohemicam latissimo folio atque miram illam cucullato folio ex Silesia, quis unquam dabit? Ita pariunt divitiae insatiabilem majorum famem, et torquet avarus benefactoris liberalitatem. Ignosce senescentis amici delirio, quaerentis serere arbores, quae adspectum juvent nepotum, iisque umbram faciant. Mihi sic vita transit inter haec, dolenti nihil, nisi quod non simul sis, laetus caetera. S. Boerhave Epistolae ad J. B. Bassand. (Vindobonae 1778.) ep. 85. p. CCLII.

Reiſe nach dem Krater des Veſuvs.
im Juli 1806.
(Beſchluß).

In gewiſſen Zwiſchenräumen wechſeln die Träger zu vier und vier ab, und die ganze Karavane macht alsdann Halt, um wieder Athem zu ſchöpfen. Nichts gleicht der Thätigkeit der Neapolitaner. Nichts können ſie langſam thun; es iſt, als ob ſie bey jedem Geſchäft von einem unaufhaltſam tobenden Feuer getrieben würden. Sie laufen leicht und ſchnell den Berg hinan, ſind nie verdroſſen, und beklagen ſich nur, um beſſer bezahlt zu werden. Kaum wird einige Minuten ſtill gehalten, ſo erſchallen ſchon mehrere Stimmen von der Höhe mit dem Zuruf: anima! anima! womit die ſpekulativen Quaglioni*) zu den Erfriſchungen einladen, welche ſie oben für die Reiſenden bereit haben.

Die letzte Eruption hatte den alten Weg ganz verſchüttet, und die ganze Geſtalt des Berges ſo verändert, daß die Ciceroni und Ciucciaji**) erſt einen neuen Weg bahnen mußten, welcher ſehr beſchwerlich war, aber nicht ſo ermüdend ſeyn wird, wenn er einmal ausgetreten iſt, als der vorige. Man erhitzt ſich beym Steigen ſo ſehr, daß man ganz naß oben ankommt; aber die Luft iſt ſo rein, ſo trocken, daß man ſich in einigen Minuten wieder ganz erhohlt hat.

Der erſte, welcher das Ziel erreicht hat, giebt durch einen Ausruf ein Zeichen. Das geſchieht denn auch gewöhnlich durch einen Quagliane, welcher mit bewundernswürdiger Schnelligkeit hinanklimmt. Schon hörten wir des Rufers Stimme, und nur noch eine kleine Strecke war zurückzulegen. Wir befanden uns nun gerade auf dem Rande des ehemaligen Kraters verſammelt; aber da hatte ſich Alles verändert.

Ich kannte ſonſt den Berg ſehr genau; aber jetzt ſah ich mich in einer fremden, unbekannten Gegend, in einer ganz neuen Schöpfung. Vor dem letzten großen Ausbruch war der Rand der Höhe und eine große Strecke abwärts gegen Süden durch gewaltige Lavagüſſe tief eingefurcht, und in grauſer Verwüſtung thürmten ſich die Seitenwände an dem Riſſe des geſpaltenen Bergs auf, wo zwiſchen den Tiefen Monate lang der Feuerſtrom gerollt hatte. Jetzt ſieht das Auge nicht mehr die furchtbar angähnende Tiefe, nicht mehr die glühende Lava; ſondern nach der Länge ihres vorigen Ganges ragen einzelne Lavahügel, die ſich während ihres Laufes ſtockend verhärtet hatten, aus der ſie verſchüttenden Aſche hervor. Nur da, wo die Lava-Quelle war, iſt in dem Rande des Kegels eine neue Krater-Oefnung übrig geblieben. Vor einigen Jahren ſtieg ich über tauſend Fuß tief in den alten Krater hinab, welcher damals einen umgeſtürzten Kegel bildete; jetzt ſah ich durch ſchreckliche Revolutionen neu entſtandene Berge und Thäler, und zwiſchen durch in eine weit ausgedehnte Ebene, wo vorher eine unabſehbare Kluft geweſen war. Ehedem wandelte ich in der düſtern Tiefe auf einem weiten Schlacken-Meere, wo man überall über rauchende Ritzen hinwegſchreiten mußte, um die drey merkwürdigen, in gerader Linie neben einander ſtehenden, Oefnungen zu ſehen, deren verheerende Glut Torre del Greco zerſtört, und den Einſturz des obern Berges veranlaßt hatte. Jetzt bringt ein jeder Fußtritt auf der Ebene, gleich neben dem Rande des alten Kraters, eine bebende Bewegung des trügeriſchen Bodens hervor, der ein dumpfes, unterirdiſches Getöſe nachfolgt. Noch einige Schritte weiter, und wir ſehen in einer langen, tiefen Spalte die Lava kochen, und bläuliche Flammen in die Höhe lodern.

Unaufhörlich durch Thäler und über Anhöhen geht es auf einem, äußerſt beſchwerlichen, Wege zu dem neuen Krater. Einmal leitet der Pfad über die Mitte des ſteilen Abhangs eines, in dem letzten Ausbruch entſtandenen, und wieder zur Hälfte in den Abgrund geriſſenen, Berges hinweg; ſeine Höhe droht dem Wanderer über dem Scheitel zuſammenzuſtürzen, ſeine Tiefe, ihn zu verſchlingen. Der Schauder mehrt ſich mit jedem Schritt, welcher die ganze Oberfläche des Bergs in Bewegung ſetzt. Sie ſcheint vielfach zuſammen zu beben. Das Herabrollen des lockern Sandes, der Aſche und der kleinen Steine bildet ein ſonderbares Geräuſch, das beunruhigend auf das Gemüth wirkt.

Etwas über eine italieniſche Meile wandelten wir durch die Zerſtörung, bis wir endlich an dem eigentlichen Krater ankamen, welcher nicht über 300 Fuß tief iſt. In ſeiner Mitte ſieht man noch flüſſige Lava, aus welcher unaufhörlicher Rauch aufſteigt. Für diejenigen, welche die großen Lavaſtröme in den letzten zwey Jahren nicht geſehen hatten, war das ein außerordentlicher Anblick. Lange konnten ſie ihr Auge von dem bewundernswürdigen Schauſpiel nicht wegwenden; wie eine flüſſige Feuermaſſe aus der Tiefe der Erde heraufquillt. Aber wie klein war es gegen jene Feuermaſſen, die wir einſt zuſammen geſehen haben! Damals bildeten ſie bey ihrem Hervorſprudeln

*) Man bezeichnet mit dieſem Ausdruk in Neapel die Straſſenjungen und vorzüglich ſolche Knaben, welche den Bedienten oder Köchen zur Aushülfe beigegeben werden.

**) Ciuccio heißt hier zu Land ein Eſel, und Ciucciajo ein Eſelstreiber. Dieſe machen ein eigenes Gewerbe daraus, die Fremden nach dem Veſuv zu bringen, und ſehen das als ein Recht an, das ſie ſich nicht ſtreitig machen laſſen.

feurige Seen, die ſich in reiſſenden Strömen über die Abgründe hinabgoſſen, ſich unten in verſchiedene Arme von ungeheuerm Umfang theilten, bald in wilden Catarakten ſpielten, bald in weiten Feuermeeren fortglühten, und endlich ſich in die kochende See ausſchütteten. So hat jeder ſeinen eigenen Maaßſtab. Wer nur Kleines geſehen, dem iſt Alles groß; aber wer das Wunderbare erfahren, für den giebt es nichts Erhabenes mehr!

Hier am Ziele unſerer Wanderung begegneten wir uns um den Kraten her, und ſahen mit ſtaunender Stille nach der leuchtender Maſſe hinab, als unſer Cicerone auf einmal anfieng, die ſchweigende Betrachtung zu ſtören. Er hatte heute alle Denkmünzen angehängt, welche er von den verſchiedenen fremden Fürſten erhalten, die unter ſeiner Leitung den Berg beſtiegen hatten. Er nannte ihre Namen alle, machte eine Beſchreibung von allen Ausbrüchen, die er erlebt, und ſagte Dinge, die ich ſchon oft genug von ihm gehört hatte. Mich vermochte er nicht in den wehmüthigen Gedanken zu unterbrechen, denen ich mich überließ. Ich ſah hinab in die unabſehbaren, vom blaſſen Mondlicht beleuchteten, Gegenden, deren Hügel und Thäler im Wechſel der Schatten ſanken und ſich hoben, wie die Schickſale der Völker. Wird alles das Morgen noch ſeyn? wo ſich nun ruhig die Meereswelle wiegt, wo ſie friedlich an die Ufer wogt, was birgt ihr Abgrund? Hat ſie ſich nicht ſchon ein Land verſchlungen, worauf vielleicht glückliche Menſchen gelebt haben? Wie lange wird ſie noch dieſe Geſtade ſchonen? Hat ſie vielleicht nicht ſchon in ihre Tiefen eingewühlt, und das Waſſergrab bereitet, in welches das ſchöne Land einſt verſinken ſoll? Leichtſinniger Geiſt, der im Menſchen lebt! du wandelſt ewig über Gräber, und denkſt nie an dein Grab, in welchem du zu denken aufhörſt. Zum Schauſpiel iſt dir die ungeheure Werkſtätte der Natur geworden. Ruhig ſiehſt du ihrem Geſchäfte zu, und lachſt und liebſt, und hältſt Freund und Geliebte an der Hand, wenn vielleicht eben dir und dem Freund, und der Geliebten der Untergang bereitet wird!

Der Mond hatte die Hälfte ſeiner Bahn zurückgelegt, und wir traten unſern Rückweg zum Eremiten an. Das ſchnelle Herabgleiten an dem Sandberg führte zuerſt die heitere Stimmung wieder herbey. Das Nachteſſen in der Einſiedeley belebte ſie mit hohem Schwunge, und unter Scherz und Lachen kamen wir um zwey Uhr Morgens wieder in Neapel an. Leben Sie wohl.

Nachſchrift. Vom 20. auf den 22. Sept. goß der Berg eine Menge ſiedenden Waſſers aus, welches aus der groſſen Krateröfnung hervorſprudelte, und einen dichten Rauch verurſachte. Seit der Zeit erſcheint der Krater wie in einen leichten Flor gehüllt, vor welchem ſich immer eine lichte Wolke ausbreitet. — 6.

Die Gleichgültigkeit.

O glückliche Tage der Jugend, die durch nichts geſtört werden, und wie Zwillingsbrüder einander gleichen! Süße Einförmigkeit des Wohlſeyns! wohin ſeyd ihr entflohn! Warum kann das Leben nicht in völliger Unwiſſenheit deſſen dahin fließen, was wir niemals ganz wiſſen können, oder in völliger Ahnungsloſigkeit deſſen, was wir nicht zu verhindern vermögen! Die Seele ſollte einem reinen, unbeſchriebenen Papiere ähnlich ſeyn, das von keinem ſträflichen Gedanken beſchmuzt, von keinem ſchmerzhaften befleckt iſt. Gleichgültigkeit giebt den Augenblicken Reiz, in welchen wir ein ſichtbares Glück genießen. Hat ſich einmal eine Leidenſchaft unſers Herzens bemeiſtert, ſo verdunkelt ſie Alles, was dieſem Gegenſtande fremd iſt. Die Liebe, ſagt Mad. Riccoboni, beraubt ſelbſt ſolcher Genüße, die ſie nicht zu verleihen vermag. Dagegen läßt die Gleichgültigkeit Alles genießen; und ſticht nichts hervor, ſo fällt Alles auf. Die Kräfte der Seele zerſtreuen ſich, und ſchließen ſich an alles, ſo lang ein tiefes Gefühl ſie nicht alle gefangen und in einem Punkte gefeſſelt hat. Traurig iſt es, daß die glückliche Gleichgültigkeit, einmal verloren, nicht wieder gefunden wird. Die Leere, welche auf Leidenſchaften folgt, iſt keine Ruhe mehr; die Apathie der Schwäche nicht der Friede der Geſundheit, und der Boden, den die Hitze verſengt hat, giebt keine Blumen wieder.

Ja, wie vielen guten Eigenſchaften und Tugenden räumt die Gleichgültigkeit nicht einen Platz ein. Die Vernunft fordert einen Fond von Gleichgültigkeit; ſie iſt von der Leidenſchaft ſo entfernt, als Kaltblütigkeit von Trunkenheit. Die Gerechtigkeit kann der kalten Vernunft, und demnach auch der Gleichgültigkeit nicht entbehren. Was iſt Philoſophie anders, als edle Gleichgültigkeit für alle Glücks-Güter und Lagen? Es iſt die moraliſche Freiheit, die Gewalt über ſich ſelbſt. Muth iſt Gleichgültigkeit gegen das Leben. Auch Wiſſenſchaften können der Gleichgültigkeit nicht entbehren. Iſt das Herz nicht ruhig, ſo hat der Geiſt ſeine Kraft verlohren.

Dieſe ſchulgerechte Schwäche, dieſes Gewebe von unbedeutenden Uebertreibungen, dieſe Complimente, welche man macht und empfängt, ohne je daran zu glauben, all dieſes iſt gewöhnlich nichts anders, als Gleichgültigkeit, die mit Wohlwollen ſpricht. Was in Geſellſchaften liebenswürdig macht, iſt ebenfalls nichts als Gleichgültigkeit. Man gefällt nicht, wenn man nicht ſtets den Einzelnen dem Ganzen aufopfert. Man frägt: warum Fontenelle ſo liebenswürdig war? Er liebte Nichts; und will man die Welt lieben, ſo muß man die Gleichgültigkeit allem Andern vorziehen.

Iſt Koketterie wohl etwas anders, als thätige Gleichgültigkeit? — Eine Gefallſüchtige will Alles um ſich her in Bewegung ſetzen, und ihr Herz ruhig behalten. Würde man ohne Gleichgültigkeit wohl für Alles, was einem begegnet, groſse Koſten machen? Alſo auch, um ſich geliebt zu machen, iſt die Gleichgültigkeit gut.

Nichts iſt lächerlicher, als Zuvorkommenheit zu zeigen. Es gilt für guten Anſtand, wenn man ſpät ankommt. Der

Stolz erfordert ſogar eine wenigſtens anſcheinende Gleichgültigkeit. Sie iſt ein nothwendiger Schleier für alle Empfindungen, die nicht gleichmäßig vertheilt ſind.

In der Geſellſchaft verleiht Nichts einen größern Reiz, als wenn man über ſein eignes Ich gleichgültig zu ſeyn ſcheint, und ſeine Eigenliebe darin ſetzt, keine zu haben. Man ſagt, der Friede einer Haushaltung hänge ebenfalls von Gleichgültigkeit ab, und großentheils gelinge nichts weniger, als eine Heirath aus Zuneigung. Mad. de Duffaut fragte einſt an einem minderheiligen Orte den H. Pondeville: „Woher kömmt es, daß wir uns ſo lange lieben? Nicht etwa daher, weil wir uns nie ſehr geliebt haben?“ Madame, erwiederte Jener nach einigem Nachdenken, ich glaube, Sie haben Recht.“

Wenn die Empfänglichkeit der Jugend, welche Allem Reiz ertheilt, und Alles genießen läßt, auf Gleichgültigkeit beruht, und nur dann Statt findet, wenn noch keine Leidenſchaft eingetreten iſt, ſo findet das Alter in einer andern Art Gleichgültigkeit den Troſt, gegen Alles, was man verliert. Wäre ohne dieſe Abſtumpfung die Kette von Leiden ſo leicht zu ertragen, die unvermerkt zum Grabe führt? —

Leider iſt in dieſem traurigen Leben das größte Gut nach dem Schlafe dasjenige, was ihm am meiſten ähnlich iſt.

Leſer und Recenſent.

Der Schmetterling genießt. Die Raupe frißt,
Bis nur von Baum und Blatt Gerippe übrig iſt.
Sieh dort den Leſer mit humanem Kunſtgenuß,
Hier den zergliedernden gelehrten Kritikus.

B—l.

An die Mond-Bewohner.

Unſer Rohr reicht nicht zu Euch; reicht eures bis zu den Menſchen,
Gebt es uns ab, denn, gewiß! einmal nur habt Ihr's gebraucht.

Erich Au.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, 28. Dec.

Es iſt nicht gegründet, was in einem öffentlichen Blatte geſagt wurde, daß beyde Muſeen oder große Leſeanſtalten mit dem Anfang des Jahrs 1807 hier eingehen würden. Nur das Oldendorpiſche in der Neuſtadt wird geſchloſſen, da der Unternehmer, Oldendorp, einer unſerer talentvollen Mahler, ſich bey ſeiner Kunſt beſſer zu befinden glaubt. Aber das Arnoldiſche am alten Markt wird ununterbrochen fortdauern, ſo wie überhaupt aller literariſcher Verkehr hier ſelbſt in den gefahrvolleſten Augenblicken am wenigſten geſtockt, und in den ſehr häufigen Leſe-Auctionen jedes gute Buch ſeinen alten Preiß gegolten hat. Nur die Verſteigerung der ausgeſuchten Münz- und Medaillenſammlung des Rathskämmerers Schnabel, wovon das gedruckte Verzeichniß 211 Seiten im größten Octav beträgt, iſt noch etwas über den 19. Januar 1807, wo ſie anfangen ſollte, herausgeſchoben worden, weil man noch einige ſtarke Aufträge aus dem Norden erwartet. Jetzt wird an dem Adelungiſchen Katalog gedruckt, wo ſich unter andern die completeſte Sammlung von Fabuliſten aller Sprachen und Zeitalter befindet, die nicht vereinzelt werden ſollte.

Wegen der Integrität unſerer Cabinette und Kunſtſammlungen ſind wir hier kaum einige Tage nach dem verhängnißvollen 14. Oct. in Sorgen geweſen. Alle ſind in ungeſtörter Ordnung jedem, der ſie beſehen will, zu jeder Stunde offen. Die Bildergallerie iſt in ihrem alten Glanze, und die Nacht des Correggio iſt auch während der Chriſtnacht in der katholiſchen Kirche aufgeſtellt geweſen. Unſere Künſtlerwelt iſt in ihrer gewohnten Thätigkeit. Noch iſt des zu Ende des Sommers verſtorbenen Direktors Schenau Stelle nicht erſetzt. Man ſpricht davon, daß der Mahler Matthäi, ein Sohn des wackern Bildhauers und Inſpektors des Mengſiſchen Gyps-Muſeums, im Frühjahr aus Rom hieher zurückkommen werde. Was wir bis jetzt von ihm hier ſahen, berechtigt zu ungemeinen Erwartungen. Prof. Graſſi hat das Portrait des Prinzen Louis Ferdinand geendet, ein Bild voll ergreifender Wahrheit, und das den Helden, der bey Saalfeld fiel, ſehr charakteriſtiſch darſtellt. Auch der Hofmaler Graff, der im Herbſt mehrere Wochen in Leipzig mit jugendlicher Kraft ſeinen Pinſel führte, hat wieder einige ſehr charakteriſtiſche Portraits gemahlt. Der Landſchafter und Kupferſtecher, Prof. Zingg, arbeitet an einem Werk von 12 Blättern, einer ſich ſehr verſtändig abſtufenden Anleitung zur Landſchaftszeichnung. Die hier privatiſirenden Künſtler, Hartmann, Kügelgen, Mechau ſind auch ſehr thätig. Erſterer wird bald ſein großes Bild, die drey Marien, vollendet haben, und ließ einige Gemälde alter deutſcher Meiſter, die er beſitzt, von dem geſchickten Kupferſtecher Seifart in Umriſſen ſehr ſauber ſtechen. Auch ein ſchwediſcher Mahler Haſſelgren übt ſeit kurzem hier ſeine Künſte. Den geiſtreichen, tief empfindenden Friedrich, der die Seeküſten und Gegenden aus ſeinem Vaterland, Schwediſch Pommern, ſo intereſſant vorzuſtellen weiß, hat ein junger Bildhauer Kühn, der ſich über ein Jahr in Italien aufhielt, in einer ſehr braven Büſte dargeſtellt. Ueberhaupt vergeht kaum irgend eine Woche, wo nicht bey einem unſerer Künſtler etwas merkwürdiges entſtünde.

Wir beſitzen ſeit einigen Jahren einen neuen ſehr verſtändigen Kunſthändler Rittner, deſſen Magazin bald ein Vereinigungspunkt und Sammelplatz unſerer beſſern Kunſterzeugniſſe zu werden verſpricht. Er läßt den Muth ſelbſt in dieſen ungünſtigen Zeiten nicht ſinken, und hat eben ein herrliches Denkmahl auf Klopſtock, eine große orientaliſche Landſchaft mit einem Monument auf den Dichter des Meſſias, durch lauter Dresdner Künſtler Mechau, Klinsky und Hervinger ausführen laſſen, wovon bald eine ausführlichere Anzeige gegeben werden ſoll, da dieß Blatt ganz Deutſchland zugehört, und gewiß Aufſehen erregen wird. Der Plan iſt auf 4 Blättern. Das zweyte, das Monument auf Schiller, wird Haldewang in Carlsruhe bald geendigt haben. Dann kommen noch zwey Blätter auf Herder und Kant. Auch hat Rittner jetzt die ſchöne Sammlung von großen colorirten Landſchaften aus den romantiſchen Umgebungen Dresdens und des benachbarten Böhmens, beſonders die Elbgegenden, die bisher Prof. Schütz verkaufte, käuflich an ſich gebracht, und gedenkt ſie Heftweiſe mit einem erläuternden Text, der auch im Auslande geleſen werden könnte, herauszugeben. Keine Provinz deutſchredender Völkerſchaften hat eine ſolche Sammlung von Landſchaften in dieſer Zahl, Größe und Vollkommenheit aufzuweiſen! Auch hat dieſer unternehmende Mann durch den geſchickten Hofconducteur und Landſchaftszeichner Thormayr kleine Proſpekte von Dresden aufnehmen und von Schumann, Frenzel und Hammer, lauter Dresdner Kupferſtechern, ſtechen laſſen. Die erſte Lieferung von 6 Blättern, worunter 4 treffliche, ſehr gut gefaßte Ausſichten von und auf der Elbebrücke befindlich ſind, iſt vor wenigen Tagen erſchienen, und mit zwey Heften Dresdner Coſtüms, die ſehr ſauber colorirt ſind, und wovon das eine Heft bloß Wendiſche Trachten vorſtellt, zugleich ausgegeben worden.

Nro. 11.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 13. Jänner, 1807.

Welch eine Quelle von Genuß liegt nur allein im ſympathetiſchen Gefühle!

Wieland.

Ueber den Mißbrauch des Worts Neu.

Nach dem Franz. des H. du Pont (de Nemours).

Nicht ſowohl wegen der grammatikaliſchen Diſkuſſion über den richtigen Gebrauch des Worts: Neu, welche überdies für Deutſche, deren wiſſenſchaftliche Sprache zwiſchen neuen und neuentdeckten Gegenſtänden meiſtens wohl unterſcheidet, minder wichtig ſeyn muß, als vielmehr wegen der mannigfaltigen, allgemein intereſſanten naturhiſtoriſchen Berührungen, mit welchen dieſelbe durchflochten iſt, theilen wir unſern Leſern eine deutſche Bearbeitung dieſer kleinen Abhandlung, welche in der Klaſſe der phyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften des National-Inſtituts zu Paris vorgeleſen wurde, mit.

Es iſt eine angenommene Gewohnheit, daß man ſagt: ein neuer Stern, ein neuer Planet, ein neuer Trabant, eine neue Inſel, ein neues Thier, eine neue Pflanze, wenn die Rede von einem Sterne, einer Inſel, einem Thiere, einer Pflanze iſt, welche die Aſtronomen, die Geographen, die Zoologen, die Botaniker bisher noch nicht kannten.

Dieſe Art zu reden entſtand zu der Zeit, wo Amerika, deſſen Gebirge höher, als die von Europa und Aſien, und gewiß ſehr alt ſind, nichtsdeſtoweniger den Namen der Neuen Welt erhielt.

Die Wiſſenſchaften waren damals noch wenig angebaut; die todten Sprachen machten beynahe allein das Studium der Gelehrten aus; alle lebenden Sprachen befanden ſich noch in ihrer Kindheit.

Ehe dieſe mit wiſſenſchaftlicher Genauigkeit bearbeitet wurde, war es natürlich, daß man denſelben Ausdruck, den man für einen ganzen Welttheil angenommen hatte, auch auf die kleineren Erdſtriche, die man entdeckte, und auf die bisher unbekannten Pflanzen und Thiere, die darauf enthalten waren, anwendete.

Dieſer, für ſo intereſſante Zweige der Natur-Geſchichte einmahl eingeführte, Gebrauch dehnte ſich ſogar auf die teleſkopiſchen Entdeckungen der Aſtronomie aus.

Seit dieſer Zeit hat nun die Naturkunde des Himmels, die Erdkunde, die Naturgeſchichte bewundernswerthe Fortſchritte gemacht. Zugleich gewöhnten uns jetzt aber auch die beſſeren Schriftſteller, die phyſiſchen Wahrheiten mit ganz genauen Ausdrücken bezeichnet zu ſehen. Man erkannte jetzt die Fälle an, in denen das Prädikat Neu den Gegenſtänden unſerer Unterſuchungen dem Buchſtaben gemäß ertheilt werden kann und muß. Daraus geht heut zu Tage für uns die Nothwendigkeit hervor, auch im Geſpräche die wirklich neuen Gegenſtände von denen zu unterſcheiden, welche bloß neuerlich bekannt geworden ſind.

Ob es neue Planeten gebe, oder auch nur geben könne, vermögen wir nicht mit Gewißheit zu beſtimmen. Indeſſen hegten doch einige Aſtro-

nomen eine zwar unerwieſene, aber nichts weniger als unwahrſcheinliche Meynung, kraft welcher die Erſcheinung und Bildung eines oder mehrerer Planeten, denen der Name Neu vollkommen gebührte, nicht unter die Unmöglichkeit gerechnet werden darf. Dieſer Meynung zufolge müßte man annehmen, daß Pallas, Ceres und Juno Bruchſtücke eines beträchtlichern Planeten wären oder ſeyn könnten, der gleich einer Bombe durch die Exploſion einer innern in Flammen gerathenen Flüßigkeit zertrümmert worden wäre. Man kann zwar noch nicht beſtimmt wiſſen, ob ſich die Sache ſo verhält; aber eben ſo unklug wäre es zu behaupten, ein ſolches Ereigniß überſteige die Kräfte der Natur. Mittelſt dieſer Exploſion lieſſe ſich ſodann nicht nur die geringe Entfernung, in welcher jene drey Planeten zu einander ſtehen, leicht erklären, ſondern auch die große Neigung ihrer Bahn, welche die der Bahnen aller von Alters her bekannten Planeten, und ſelbſt des Uranus, weit übertrift. Denn, wenn bey der vorausgeſetzten Exploſion der Planet, während er zerbrach, auf der einen Seite weniger Widerſtand leiſtete, als auf der andern, ſo mußte der feſteſte Theil einen Stoß erleiden, der ſeine alte Bahn verrückt, und die Bahn aller ſeiner Bruchſtücke geneigt hat.

Sollte nun irgend eine ähnliche Erſcheinung es eines Tags beſtätigen, daß dieſes wirklich der Fall war, ſo könnte und müßte man alsdann ſagen, Ceres, Pallas und Juno ſeyen neue, aus den Trümmern eines alten gebildete, Planeten. Herſchel hingegen, oder vielmehr der durch den berühmten Herſchel entdeckte Uranus, würde ſeinen wahren Charakter als alter Planet behaupten; einen Charakter, der ſchon durch den geringen Unterſchied zwiſchen der Neigung ſeiner Bahn, und der Bahn der anderen alten Planeten unſers Syſtems bezeichnet wird. (Die Forſetzung folgt.)

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

6. Iris. Ein Taſchenbuch für 1807. Zürich bey Orell, Füßli und Compagnie.

Wenn irgend ein Name eine Bürgſchaft für die Güte eines Werks ſeyn kann, ſo iſt es der Name des Herausgebers dieſer Sammlung, ein Name, der ſeit einer langen Reihe von Jahren von dem beſſern Theile unſerer Nation mit Ehrfurcht und Liebe genannt wird. Nur Männer, wie er, ſollten Taſchenbücher und Almanache herausgeben, dann würde die Kritik nichts zu thun haben, als ihr Daſeyn anzuzeigen. Daß man in der Iris eine Auswahl der vortrefflichſten Gedichte und proſaiſchen Aufſätze von dem Herausgeber ſelbſt und von einigen ſeiner ältern, ſeinem Geiſte ſehr nahe verwandten, Freunde alljährlich zu erwarten hat, daß zugleich verſchiedene andere Dichter, deren Werth längſt anerkannt iſt, die gelungenſten Eingebungen ihrer Muſe regelmäßig darin niederlegen, und daß endlich ſelbſt die jüngern Prieſter des Apoll der Geſellſchaft, in welcher ſie erſcheinen, nicht unwürdig ſind, darüber haben ſich bisher alle Stimmen befugter und unbefangener Beurtheiler vereinigt, und weit entfernt, bey einem einmal erreichten Ziele ſtill zu ſtehen, ſucht der Herausgeber mit einer, ſeine Achtung gegen das Publikum und ſeine Einſichten in das Weſen der Kunſt in gleichem Grade beurkundenden, Sorgfalt ſeine Sammlung mit jedem Jahre der Vollkommenheit näher zu bringen. Von dieſer Sorgfalt iſt der vor uns liegende Jahrgang ein bündiger Beweis. Keiner der Beyträge iſt ganz ohne Werth, und die vortrefflichen machen nichts weniger als die kleinere Zahl aus. Den erſten Preis möchten wohl die meiſten Leſer dem Gedichte des Herausgebers: Liebe und Hoffnung, welches die Sammlung eröffnet, zuerkennen. Ihm an die Seite ſtellen wir die drey Briefe über die engliſchen Gärten von ebendemſ. Das fremde Lied von Conz, deſſen erſt kürzlich erſchienene vortreffliche Gedichte-Sammlung mit einem ihn und das Publikum gleich ehrenden Beyfall aufgenommen wurde, iſt ebenfalls eine der ſchönſten Zierden dieſes Blumenſtraußes. Durch Haug ſcheinen die Tauſend Epigramme, mit welchen er den Freunden ächten Witzes ein ſo willkommenes Geſchenk machte, nicht erſchöpft zu ſeyn, und nach den hier gelieferten Proben dürfte ſich die erſte Sammlung der künftigen zweyten nicht zu ſchämen haben. Auſſerdem hat er noch einen Rund-Geſang voll ächt poetiſcher, mit Empfindung und Herzlichkeit ausgeſprochener, Ideen beygetragen, der eine Stelle unter den beßten geſellſchaftlichen Liedern verdient. Des neuen Jahres Morgengruß, von dem Verfaſſer der allemanniſchen Gedichte, iſt vielleicht das ſchönſte, was er in dieſem Fache gedichtet hat. Eine ſehr angenehme Laune, und das ſo ſeltene Talent, mit Leichtigkeit und Feinheit zu ſcherzen, empfiehlt den, einem ungenannten Freunde gewidmeten, proſaiſchen Aufſatz des Hrn. von Ittner, und der Verſucht macht ihm um ſo mehr Ehre, je größere Schwierigkeiten ihm der gewählte Stoff in den Weg legte. Einen verächtlichen Menſchen zu loben, iſt bekanntlich weder eine neue, noch eine ſchwere Kunſt. Aber Herr von Ittner lobt einen Helden, deſſen Namen man vor zarten Ohren nicht einmal ausſprechen darf, einen Helden, der ſo unglücklich iſt, vier Füße zu haben, und dabey weder Elephant, noch Pferd, noch Schooßhund zu ſeyn, mit einem Wort, er lobt das

Thier, auf welchem die Hexen nach dem Blocksberge reiten, und Geßner ſelbſt könnte bey dem nehmlichen Gegenſtand in einer Idylle nicht mehr Delikateſſe beobachten, als hier geſchehen iſt. Die Beyträge von Pfeffel, dem unerſchöpflichſten aller Fabel-Dichter, ſind größtentheils ihres Verfaſſers vollkommen würdig. Ein proſaiſcher Aufſatz des Hrn. von Rotteck, ein gleicher des Herrn Ecker, die Ode: Horaz von Neveu, und das Lied: die Zeit und die Dichterin, von Theone, dürfen ebenfalls nicht überſehen werden. Von den Herrn von Meuſebach und von Weſſenberg, die wenigſtens hier zum erſtenmal auftreten, wird man auch künftige Beyträge gern leſen, wenn ſie den gegenwärtigen nicht nachſtehen. Y.

7. Muſenalmanach für das Jahr 1807. Herausgegeben von Leo Freyherrn von Seckendorf. Regenſpurg in der Montag und Weiſſiſchen Buchhandlung.

Einige der größtentheils ungenannten Verfaſſer dieſes Muſenalmanachs haben ſich durch die bekannten, den Helikon umflatternden, Irrwiſche auf Abwege führen laſſen, und ſind daher auch richtig, ſtatt auf den Parnaß, in Sümpfe gerathen. Schade für die Anlagen, die aus einigen ihrer Verſuche durchblicken! Doch an guten Köpfen darf man nie verzweifeln, und wir hegen daher auch die angenehme Hoffnung, daß die Geſänge dieſer, ohne Zweifel noch ſehr jugendlichen, Dichter dereinſt keine Spur mehr von ihrem jetzigen Tone, von welchem wir Wunders halber einige kleine Proben mittheilen, verrathen werden.

Aus der Linde zu Garten:

„Mit Armen traut umfangen,
So ſchieden ſie von dann,
Sie wurden ſchön empfangen
Von Frau und auch von Mann.
Da wandte ſich mit Freude
Die edle Fürſtin rein,
Und die Geſellen beyde
Hieß ſie willkommen ſeyn.“

Aus der Pilgerin:

„O Knappe, ſchönſter Knappe!
Laß meine Reinheit ſtahn!
Dann ſag' ich, wie kein Schwerde
Dich je verwunden kann.“

Durch eine ſolche Poeſie kann man allerdings auch einen Lorbeerkranz erlangen, aber nur aus der Hand — eines Pfalzgrafen. Der Tod eines gewiſſen Hrn. Präceptors Gerſtner iſt wenigſtens für den Petrarch, deſſen Sonnette er zu überſetzen angefangen hat, kein Unglück. Einige der beſſern Stücke dieſer Sammlung ſind von dem Herausgeber ſelbſt. Y.

Die letzten Abende des alten Jahrs in Paris.

Es iſt etwas Sonderbares mit uns Menſchenkindern oder eigentlicher Kindermenſchen! Heute werfen wir eine alte Gewohnheit ab, begreifen gar nicht, wie wir ſie mitmachen konnten, und fühlen uns nun auf einmal mächtig, weiſe und klug! Das geht ſo ein Paar Wochen, ein Paar Jahre fort — man findet, daß man gerade nichts gewonnen hat, ſich einen Genuß mehr verſagt zu haben; man begreift nicht, wie man in dieſe Entſagung ſo vielen Werth ſetzen konnte, und glaubt etwas recht Vernünftiges und Kühnes zu thun, eine alte Gewohnheit, trotz der Verachtung, oder vielleicht eben wegen der Verachtung, mit der ſie belegt war, wieder ins Leben einzuführen! — Da haben Sie die Geſchichte der Neujahrswünſche und Neujahrsgeſchenke in Paris! Vor ein Paar Jahren noch affektirte man, den Neujahrstag ganz zu ignoriren — jetzt rennt man ſich und fährt man ſich beinahe nieder, um ja nicht zu ermangeln, da geweſen zu ſeyn. Der Neujahrstag wird als hoher Feſttag wieder in ganz Paris gefeiert, den ganzen Januar hindurch dauern noch die Glückwünſche und Geſchenke fort! —

Der Palais royal, der Foyer der Fremden, iſt in den letzten Abenden des Jahres zum Erdrücken voll. Eine Menge Buden ſind mit Nichts als Neujahrsgeſchenken angefüllt, und die Patiſſiers, Epiciers und Confiſeurs, ſowohl dort als in der Stadt, öffnen nun wahre diplomatiſche Büreaus, wo über Krieg und Frieden ganzer — Familien entſchieden, und die Präliminarien neuer Bündniſſe ausgehandelt werden. Sie fühlen auch ihre Wichtigkeit; — Wachen gehen feierlich vor dieſen Janus-Tempeln auf und ab; ein Thron von falſchem Gold- und Silberſtoff erhebt ſich auf Stufen im Hintergrunde, von Glaspilaſtern geſtützt, und mit Spiegeln geſchmückt; in hohen Staat verſetzt, ertheilt die Pythia von demſelben ihre Orakel; Blumen von Taft mahlen himmliſche Gerüche; glänzende Tapeten von — farbigem Papier, mit Rauſchgold feſtonirt, bedecken die Wände, und eine bunte, überfließende Beleuchtung von innen und außen, ſcheint recht abſichtlich angelegt, uns in die holden Täuſchungen des Saturniſchen Zeitalters zu verſetzen. Mit unermüdlicher Thätigkeit ſchweben die Garçons der Boutique, zu Ganymeden umgeſtaltet, in den goldnen Feenpalläſten auf und ab, und manche Confiſeurs, noch raffinirter, mietheten niedliche, blumenbekränzte Heben in ihre Buden, die mit ihren Orangenbäumen und antiken Statuen wahren Göttерſälen gleichen. — Das Leben iſt zu einem Opern-Mährchen umgewandelt, die Laſt des Würkens geht verloren in den ſanften leidenden Zuſtand eines angenehmen Traumes über; der Menſch behängt ſich die eiſernen Wände der Welt mit Tapeten von Gaze, und triumphirt ſo, mit Hülfe der Phantaſie, über die Einrichtungen des Schickſals.

Und was ſind alle dieſe Herrlichkeiten! Ach! Sie können nur für Kinder Werth haben, oder für die arkadiſchen Seelen, die es ewig bleiben! Es iſt nichts als Zucker und Pappe und Seide; nur niedlich umgeformt! — Doch die Form macht alles, und man weiß ja, aus welchem Stoffe Prometheus ſeine Menſchen formte! Hier ſind die Formen etwas gemeiner, obgleich größtentheils noch aus dem Thierreiche genommen: — Fiſche, Vögel, Amphibien — innerlich mit geiſtreichen Bonbons und ſüßen Deviſen beſeelt. Von vierfüßigen Thieren ſieht man nur Hunde, Katzen und Affen in ganzer Geſtalt; denn die eßbaren liegen ſchon, zu Schaubraten umgeſtaltet, vor den gierigen Augen der Menge, für die dieſe Wunderdinge aus Pappe berechnet ſind.

Das Pflanzenreich erfordert einen weniger körperlichen Geſchmack für ſeine Geſchenke. Zwar ſieht man noch Blumenkohl, Kohlköpfe und Früchte aller Art; aber eben dieſes Reich bietet auch die ſchönſten und zarteſten Blumen an, bald einzeln, bald zu zierlichen Sträußen gebunden; in allerliebſten vergoldeten Vaſen von Porzellan, unter gläſernen Stürzen, oder in goldnen ovalen Rahmen. Und wie das Ueble immer nahe am Guten liegt, ſo findet man auch hier neben Roſen Dornenbündel und Ruthen. Die Blumen ſind faſt durchgehends außerordentlich täuſchend und zart der Natur nachgebildet; die Früchte nicht ſo ſehr, aber ſie ſind auch größtentheils nur aus Pappe. Von den ſo treffend ähnlichen Wachsfrüchten, an denen Wien ſo reich iſt, findet man hier nur wenige ausgeſtellt. Endlich gibt es noch eine zahlloſe Menge Kuchen und Paſteten aller Art aus Pappe.

Eine große Zahl Neujahrsgeſchenke ſind der Natur nicht nachgebildet, ſondern Produkte menſchlicher Erfindung. Die Modiſtinnen (Modehändlerinnen) ſind wahrhaft unerſchöpflich in niedlichen Formen, die ſie den Körben zu geben wiſſen. Einen Korb ſeiner Geliebten ſenden, hat in Paris nicht den Sinn wie in Deutſchland; dafür ſchickt man aber hier auch keiner Dame Arbeitskörbchen, ſondern Toilettenkörbchen, Spitzenkörbchen u. dgl. Kleine flache Uhren, mit blauem Schmelz unterhalb, ſind die Favoritgeſchenke der Mode. Einer Eleganten Fingerhut, oder Scheere, wenn gleich von Gold, zu ſenden, hieße ſie den Lingères gleichſetzen. Höchſtens dürfte ſie noch jene niedlichen kleinen Tempel von acht freiſtehenden Säulen aus Ebenholz mit elfenbeinenen Capitälern und Socken goutiren; die goldne Kuppel darüber bedeckt eine Menge allerliebſter Spielwerke, bald einen ganzen Kaffeeſervice aus Silber in Mignatüre, bald Geräthe eines Sekretairs; und wenn auch allen als Werkzeuge weiblicher Arbeiten darunter ſind, ſo wird doch Niemand auf den Gedanken kommen können, daß die Beſitzerinn Gebrauch davon mache; ſie ſind ja zu klein dazu. Die Hülfsmittel gemeiner Arbeit dürfen das Heiligthum der Schönheit nicht entweihen, höchſtens die Werkzeuge der bildenden Künſte haben Zutritt dahin.

Die Buchbinder liefern als ihren Theil zu den eigentlichen Neujahrsgeſchenken Brieftaſchen aller Art, und von außerordentlicher Schönheit, da man das Leder in Frankreich ſo gut bereitet; Souvenirs, niedliche Schreibezeuge u. dgl. Und Almanache werden Sie fragen? — Ach, die haben alle ein zu dürftiges, wahrhaft aſtronomiſches Ausſehen, als daß ſie ſich unter dieſe bunten, glänzenden Ausſtellungen auch nur wagen ſollten! Hier ſieht man nichts von dieſen mit ſo vielem Kunſtaufwande entworfenen, und großentheils auch durch den glücklichſten Verein aller freien Künſte anziehend gemachten Geſchenken, an denen Deutſchland ſo reich iſt; einige magere Chanſonniers, den Parnaſſum im Titelkupfer präſentirend, und mit einem kurzen Kalender verſehen, das ſind die Etrennes der Muſen hier! Die übrigen Almanache ſind entweder bloß politiſch, oder enthalten Anekdoten de toutes les quatre parties du monde! —

Eben ſo wenig findet man hier den deutſchen Luxus der Neujahrskarten, der unſre Künſtler beſchäftigt, und einen geiſtigen Genuß in die geiſtloſeſte Gewohnheit bringt; — nichts als ſimple geſtochene oder gedruckte Nahmen!

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

Der Landſchaft- und Hiſtorienmahler W. Kobel zu München hat drei vortreffliche Gemählde vollendet, Scenen aus dem letzten Kriege, deren Ausführung ihm der Fürſt von Neuſchatel übertrug, und zwar die Eroberung von Ulm, den Einzug der Franzoſen und Baiern in das wiedereroberte München, und die Einnahme von Braunau.

Von dem Pausanias français ſind die vier erſten Lieferungen in Paris erſchienen. Dieſes Werk ſoll den gegenwärtigen Zuſtand der Kunſt in Frankreich in Zeichnungen der Werke, und Porträten der lebenden Künſtler liefern. Jeder Cahier hat 32 Blätter in 8, und für 15 Cahiers abonniert man ſich mit 15 Franks, und auf Velin mit 30.

Von Peyrard, dem Ueberſetzer Euclids, iſt nun eine gelungne Ueberſetzung von den Werken des Archimedes mit deſſen Bild und Leben erſchienen.

Unter den neuen Stoffen dieſes Winters ſind die von Wolle, Seide und Baumwolle, wie Hermelin und Tigerfelle gezeichnet, die beliebteſten in Paris. Die jungen Herren tragen ſie ſogar als Gilets, und ſingen:

Malgré leurs habits tigrés
Nos dames ne sont pas tigresses.

—ſ.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsruhe.

Es iſt bekannt, daß der Großherzog von Baden die Naturkunde, ſo wie alles Gute, liebt und gehörig würdigt, aber es verdient bemerkt zu werden, daß ſich dieſer Veteran der Fürſten auch noch in ſeinem 78ſten Jahre Vorleſungen über phyſikaliſche Gegenſtände halten läßt. Während er nehmlich durch Badens wohlthätige heiße Quellen im Sommer 1806 ſeine dazumal wankende Geſundheit wiederherzuſtellen ſtrebte, mußte ihn und einen Theil des Hofs während 14 Tagen bis 3 Wochen, Sonntags ausgenommen, täglich Abends von 7 — 9 Uhr der Profeſſor Kaſtele aus Heidelberg durch Vorleſungen über die neueſten Entdeckungen in der Phyſik und Chemie unterhalten. Auſſer den wichtigſten neuern Entdeckungen anderer Phyſiker theilte Kaſtele beſonders mehrere eigenthümliche mit, betreffend das Licht, die Elektrizität, die Natur der Salze, Säuren und Alkalien, des Schwefel-Phosphors, der Metalle, der Blauſäure etc., die er theils in ſeinen Beyträgen zur Begründung einer wiſſenſchaftlichen Chemie I. Bd. (Heidelberg, bey Mohr und Zimmer) theils in ſeinen Materialien zur Erweiterung der Naturkunde I. Bd. (Jena bey Maucke) mehr oder minder vollſtändig beſchrieben oder auch nur angedeutet, theils noch gar nicht weiter bekannt gemacht hat. Er belegte jede Behauptung mit einem paſſenden Verſuche, und hatte das Glück, nicht eines der Experimente mißlingen zu ſehen. Dieſer Umſtand, und der vollkommen freye Vortrag (der ſich auch dem Wunſche des Großherzogs gemäß über andere phyſikaliſche Gegenſtände, z. B. über den thieriſchen Magnetiſm, das Verhältniß der Sinne etc. erſtreckte) bewirkten die unzweydeutigſten Aeuſſerungen des Beyfalls Sr. Königl. Hoheit, und der übrigen hohen und kundigen Anweſenden.

München.

Den 31. Dec. wurde die bisherige königlich bayriſche Akademie zu München durch ein allerhöchſtes Reſcript für geſchloſſen erklärt. Indeß hofft man auf die baldige Wiederaufhebung derſelben.

Nro. 12.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Jänner, 1807.

Viel ſind der Zaubereyen der Kunſt,
Und wenig der Tage des Lenzes.

Klopſtock.

Die Perlen-Fiſcherey.

Nichts giebt einen erhabenern Begriff von der Allgewalt des ſchönen Geſchlechts, als — die Perlen-Fiſcherey. Um einer Dame einen Halsſchmuck zu verſchaffen, werden Heere in die Tiefe des Meers auf Eroberungen ausgeſchickt. Was ſind die Argonauten gegen dieſe Helden, und wie mag man noch von den Gefahren *auf* dem Waſſer ſprechen, wenn man von denen *unter* dem Waſſer erzählen hört? Nach den gewöhnlichen Geſetzen der Natur iſt es dem Menſchen eben ſo unmöglich, *auſſer der Luft*, als im *Waſſer* zu leben. Aber ein Perlen-Fiſcher wagt es täglich vierzig- bis fünfzigmal dieſem doppelten Geſetze Trotz zu bieten. Waſſer, ja oft ſogar Blut, fließt ihm bey der Rückkehr von ſeiner Fahrt in die feuchte Hölle aus Mund, Naſe und Ohren, und glücklich, wenn er nur mit dem feindſeligen Element zu kämpfen hätte! Aber nicht ſelten rächt ein auf dem Grunde lauernder Hayfiſch die Auſtern an ihren Verfolgern, und mancher dieſer Unglücklichen erblickt nur als ein Verſtümmelter das Tageslicht wieder. Trotz dieſem Ungemach ſoll es Leute geben, von welchen die *Perlen-Fiſcher* noch beneidet werden, und dieſe Leute ſind niemand anders, als die — *Perlen-Käufer*, verſteht ſich, die nicht Freywilligen, die ſich öfters den Hausfrieden, oder vielmehr nur einen Haus-Waffenſtillſtand durch dieſe koſtbare Waare zu erkaufen genöthiget ſind, und es ſich viel koſten laſſen würden, wenn ein Mittel ausfündig gemacht werden könnte, die Auſtern von ihrer, die Perlen erzeugenden, Krankheit für immer zu heilen. Die Heimath der meiſten und ſchönſten Perlen iſt die Bucht von *Condatchy*, auf der Inſel *Ceylon*. Gewöhnlich bleiben die Perlen-Fiſcher zwey Minuten unter dem Waſſer. Manche aber laſſen ſich bereden, dieſe Zeit zu verdoppeln, und zwar — für ein gutes Trinkgeld! Was ſind auch alle Gefahren und alles Ungemach gegen einige Groſchen, für die man ſich gütlich thun kann? Einer dieſer Waghälſe brachte ſogar einmal die Dauer ſeines Aufenthalts auf dem Grunde des Meers auf volle ſechs Minuten. Dieſem hat aber noch keiner ſeiner Brüder den Beynamen des *Einzigen* ſtreitig gemacht. Jedes Hinabtauchen gewährt eine Beute von ungefähr hundert Auſtern, die natürlich mit der größten Schnelligkeit geſammelt werden müßen. Binnen ſieben Jahren erlangen die Perlen, wie man glaubt, ihre völlige Reife in der Muſchel. Läßt man ſie zu lange wachſen, ſo werden ſie der Auſter durch ihre Größe beſchwerlich, und daher von ihr aus der Schale geworfen. Daß es auch in Europa, wenn gleich keine *Perlen-Fiſcher*, doch *Perlen-Fiſcherinnen* giebt, die aber den Fang nach ihrer Weiſe betreiben, iſt eine bekannte Sache. Zum Beſchluſſe dürfen wir unſern ſchönen Leſerinnen den ſonderbaren Umſtand nicht verſchweigen, daß ſie ohne den Glauben an Beſchwörungen den ihnen ſo theuren Schmuck wahrſcheinlich würden entbehren müßen. Ein Taucher

ſteigt nämlich, ſeine Geſchicklichkeit mag ſo groß ſeyn, als ſie will, nichts deſtoweniger ohne die Ceremonien eines der von der engliſchen Regierung beſoldeten Pillal Karras, zu deutſch; Hayfiſch-Feßler, unter keiner Bedingung in die See. Dieſe Beſchwörungen leiſten alſo der Eitelkeit, dieſer Schlange, die nicht aufhört, unſere Weiber und Töchter zu verführen, die weſentlichſten Dienſte, und die Gegenbeſchwörungen, die man täglich von den europäiſchen Kanzeln vernehmen kann, ſind, zur nicht geringen Betrübniß mancher frommen Seele, ſo gut als in den Wind geſprochen. W.

Ueber den Mißbrauch des Worts Neu.

Nach dem Franz. des H. du Pont (de Nemours.)

(Fortſetzung.)

In Anſehung der Inſeln iſt der in Frage ſtehende Punkt ſchon viel mehr ins Klare geſetzt.

Wir wiſſen ganz beſtimmt, daß es neue Inſeln giebt, und zwar von drey Arten. Erſtlich, die vulkaniſchen, welche durch eine unterirrdiſche Exploſion erzeugt worden, aus Felſen, die dieſe Exploſion emporgehoben hat, beſtehen, und welche gewöhnlich mit Baſalt, Lava, Aſche, Bimsſteinen, die ein Krater ausgeſpien hat, bedeckt ſind. Zweytens, die koralliſchen oder madreporiſchen, welche durch die Arbeit polypenartiger Inſekten aufgebaut werden, die aus ihrer eigenen Subſtanz die Kalkmaterie, aus welcher die Koralle gebildet wird, ausziehen. Drittens, die aufgeſchwemmten, welche unter unſeren Augen entſtehen; entweder in dem Laufe der Flüſſe durch Anwürfe, die ſie zurücklaſſen, oder durch neue Wege, die ſie ſich bey ihrem auſſerordentlichen Anwachſen eröffnen; oder an ihren Mündungen, wo ſie ſich Deltaförmig erheben, durch Anhäufung der Erde, des Sandes, das ſie mit ſich fortführen, und welches das Meer zurückgetrieben hat, oder nicht aufnehmen wollte.

Welch ein großer Unterſchied iſt nun zwiſchen dieſen drey Arten neuer Inſeln, denen man dieſes Prädikat nicht abſprechen kann, deren neuerlicher Urſprung am Tage liegt, und zwiſchen jenen andern Inſeln, die ſo alt ſind, als das feſte Land, welche ein günſtiger Zufall oder mit Abſicht unternommene Seefahrten unſern Schiffern begegnen lieſſen!

In Betreff der Thiere werde ich mit meinen Behauptungen behutſamer ſeyn müſſen. Wir haben bis jetzt nur ſehr unbeſtimmte Muthmaſſungen über die Art, wie die Grundſtoffe die Natur der Pflanzen annehmen, und wie ſodann die vegetabiliſchen Stoffe, die Erden, Säuren und Laugenſalze, welche jene enthalten, die Gasarten, welche in ihre Beſtandtheile eingehen, ſich animaliſiren, ſich mit bereits lebenden Thieren verkörpern. Aber wie das Leben, dieſe glückliche und ſonderbare Bewegung, welche alle faulen Gährungen hemmt, ihnen zuvorkommt, oder ſie bekämpft, entſtehe? wie man das Empfindungsvermögen, das Selbſtbewußtſeyn, den Willen, die Denkkraft, dieſe Attribute des animaliſchen Lebens, erlange? wie es zugieng, daß es Thiere gab, und zwar ſo unendlich verſchiedene Thiere? . . . Dieſes iſt ein ſo altes, dunkles, ſchwer durchdringbares Geheimniß, daß wir nicht einmal wiſſen, ob die Zukunft uns etwas beſtimmteres darüber lehren wird.

Wir haben indeſſen ziemlich ſtarke Gründe, anzunehmen, daß nicht alle Thiere von gleichem Datum ſind. Wir finden viele Knochen, welche heut zu Tage erloſchenen Raçen angehört haben; und dieſe ausgeſtorbenen Raçen ſcheinen älter geweſen zu ſeyn, als mehrere derjenigen, die auf ſie folgten. Mehrere gelehrte Naturforſcher betrachten den Menſchen ſelbſt als ein ziemlich neuerliches, beynahe neues Thier, und ſtützen ſich bey ihrer Meynung auf die merkwürdige Thatſache, daß man noch keine foſſile Menſchen, oder auch nur Bruchſtücke derſelben, geſehen habe. Möglich wäre es allerdings, daß der Menſch, zu der Zeit, als er, ausgeſtattet mit keinen oder ſehr unvollkommenen Waffen, um die noch unbebaute, moraſtreiche Erde mit den Mamnouths, dieſen ehmals in Amerika und ſelbſt in Siberien ſo gemeinen Thieren, mit den ungeheuren Stieren oder Büffeln, von denen wir noch einige Köpfe beſitzen *), und beſonders mit den ſchrecklichen Retrogriffes, von der Größe des Mamnouths, welche die Gelehrten von Philadelphia Megaleonix genannt haben, zu kämpfen hatte, daß, ſage ich, zu jener Zeit der Menſch nur ein ſeltenes Thier war.

Dieſe rieſenartigen, fürchterlichen Thierarten, welche alles rings um ſie her verzehren mußten, werden durch Hunger untergegangen ſeyn; aber gewiß nicht, ohne zuvor eine ſchreckliche Zerſtörung unter ihren Schlachtopfern angerichtet zu haben.

Uebrigens darf man heut zu Tage die neuen Thiere weder unter den Säugthieren, noch unter den Vögeln, noch ſelbſt unter den Fiſchen und Reptilien aufſuchen. Die neueſten dieſer Geſchlechter haben ſchon ein Alter, das nicht zu berechnen iſt.

*) Ganz neuerlich fanden Arbeiter zu Bottesfort, in der Nähe von Grantham, neun Schuhe unter der Erde den Kopf und die Hörner eines ſolchen Stieres von ganz auſſerordentlichem Umfange. Ein Theil der Hörner war an ihrer Spitze verſteinert. (Publiciste.)

Indem ich auf die Inſekten komme, ſteigt meine Schüchternheit, ich fühle noch mehr Scheue, etwas beſtimmtes auszuſagen. Es iſt meines Erachtens ſchwer zu behaupten, und ich möchte es bezweifeln, daß die Käsmilben vor dem Käſe exiſtirt haben; wir haben dieſe Thiere niemals anderswo geſehen.

Steigt man vollends zu den mikroskopiſchen Inſekten herunter, ſo vergewiſſert man ſich beynahe, daß neue Thiere erzeugt werden können, und unter gewiſſen Umſtänden wirklich hervorgebracht werden. Wir kennen mehrere Infuſionsthiere; bey einigen derſelben iſt uns ſogar etwas von ihren Sitten bekannt, wiewohl wir unter dem Mikroſkope nur erſt die Produkte einer kleinen Anzahl von Infuſionen beobachtet haben. Wir wiſſen ferner, daß, obgleich die meiſten vegetabiliſchen Infuſionen viele Aehnlichkeit unter einander haben, doch je nach Verſchiedenheit der infundirten Pflanzen verſchiedene Thiere entſtehen. Wir müſſen daher annehmen, daß mehrere vegetabiliſche oder thieriſche Infuſionen, welche noch nicht verſucht worden ſind, auch eigenthümliche Thierchen erzeugen würden. Und dieſe charakteriſtiſchen Thiere konnten vor der beſtimmten Infuſion ſo wenig vorhanden ſeyn, als die Würkung vor der Urſache ſtatt haben kann. Dieſe Thiere nun, welche durch Vorrichtungen, die noch nicht einmal ausgedacht ſind, ſich erzeugen laſſen, wiewohl uns die Kenntniß ſolcher, die durch ähnliche Vorkehrungen entſtanden ſind, nicht nur ihre Möglichkeit, ſondern auch würklich ihre künftige Exiſtenz anzeigt, werden neue Thiere ſeyn. Diejenigen, deren Geſchlechte der Menſch durch ſinnreiche Verbindungen ſchon das Leben ausgemittelt hat, waren zu ihrer Zeit neue Thiere, und ſind noch jetzt ſehr ſeltene Thiere.

Ganz anders verhält es ſich mit den Kängoru's und Phascolomes. Dieſes ſind offenbar alte Thiere, welche wir nicht kannten, Bewohner eines Landes, das uns unbekannt war.

(Der Beſchluß folgt.)

Opuscules poëtiques, par Mme. A. B. Dufrenoy, vol. in 18. Paris.

Dieſe Dame denkt, nach der Vorrede, beſcheidener von ihren Gedichten, als manche Damen von ihren Vorzügen. Sie gewinnt den Leſer durch Eine der wenigen Entſchuldigungen, welche vor dem Richterſtuhle der Kritik vorgelaſſen werden können, durch eine Berufung auf ihre heiligſten Pflichten, für einen blinden Gatten und einen unerzogenen Sohn zu ſorgen, welche ihr nur wenig Beſchäftigung mit den ſchönen Wiſſenſchaften erlauben. Sie will ſich mit dieſen Verſuchen vor dem Publikum, das ihr ſonſt Zuneigung bewieſen, verabſchieden. Dagegen iſt nichts einzuwenden. In einem ihrer Gedichte: le pouvoir d'un Amant, bewundern wir ſie wirklich. Sie liebt ſogar an dem Geliebten son gout tant soit peu libertin, son air noble et vaurien. Nul n'a plus de defauts, et nul n'est plus aimable; ſogar son infidelité vous semble une faveur, ja:

> Il me feroit, je crois, aimer jusqu'à l'amour
> Qu'il sentiroit pour ma rivale.

Das heißen wir klaſſiſch lieben! Gott gebe jedem ehrlichen Mann eine ſolche Geliebte! —s.

Die letzten Abende des alten Jahrs in Paris.

(Beſchluß).

Für die kleinen Kinder gibt es eine Menge Buden von Spielwerken; da dieſe aber, bis auf die Puppen, faſt alle aus Deutſchland kommen, ſo bedürfen ſie keiner Erwähnung, die bloß originel-franzöſiſchen Polichinels ausgenommen, die ſich durch eine ungeheure Naſe, Höcker rückwärts und vornen, eine ſüßliche Miene, und die Violine auszeichnen, die ſie ſtets begleitet. Sonſt ſind die beliebteſten noch immer die Büchschen, bei deren Eröffnung Teufel oder — Abbés herausſpringen und Bonbons darbieten. Die Puppen ſind wegen ihrer außerordentlichen Aehnlichkeit unter einander merkwürdig; noch mehr dadurch, daß alle, ſelbſt die Negreſſen, blaue Augen haben. Die Boutique endlich im Palais royal, wo alles Stück für Stück um 25 Sols verkauft wird, macht den Schluß. Manche Artikel darunter, beſonders die niedlichen kleinen Geldtäſchchen, die unter dem Namen der Pariſer Geldtäſchchen in Wien um einige Gulden verkauſt werden, ſind wirklich unbegreiflich wohlfeil!

Iſt es nicht auffallend, daß die Pariſer Neujahrsgeſchenke, meiſt nur für den ſinnlichen Genuß berechnet, ausſchließlich nur die Produkte der gemeineren Künſte ſind, während in Deutſchland die ſchönen Künſte faſt den größten Antheil daran haben, und die meiſten auf Nützlichkeit hinzwecken? verräth ſich dort mehr Geſchmack, wo ſie ſelbſt zu Verfertigung vergänglicher Jahresgeſchenke herabgezogen werden, oder dort, wo ſie ganz davon ausgeſchloſſen ſind? — Dieſe Fragen kann nur die Geſchichte der Künſte in Frankreich auflöſen. Im Allgemeinen ſcheinen ſo vergängliche Arbeiten, wenn ſie anders nicht zu Ausſtellungen für junge Künſtler dienen, von höherer würdigerer Arbeit den Künſtler eben ſo, wie die Almanach-Schriftſtellerei den Gelehrten abzuhalten — er opfert den halbjährigen Fleiß ſeines Talentes auf, um den literariſchen Gourmands einige Tage um den Jahreswechſel herum neuen Stoff für ihren leckern Gaumen aufzutiſchen! — Doch wie viele Künſtler werden eben dadurch mehr beſchäftigt! Welche immer neue Wettbahn für ihren Erfindungs-Geiſt; welches Hülfsmittel, Kunſtideen und Schätzung der Künſte durch alle Klaſſen zu verbreiten! Dieſem mehr aufs Geiſtige als Sinnliche gerichteten Spiel-Geſchmack verdankt Deutſchland den Flor ſeiner berühmten Kunſt- und Induſtrie-Comptoire, ſeiner großen Kunſthandlungen, wo man alles antrifft, was alle Künſte und bei allen Nationen je hervorgebracht haben. In Paris darf man dieſen Verein nicht ſuchen — der Bilderhändler handelt mit Bildern, der Gemähldehändler mit Gemählden, ein Paar Boutiquen in den beſuchteſten Paſſagen ausſchließlich mit alabaſternen Kunſtarbeiten, aber dieſen Verein aller Kunſtſchöpfungen, wie bei den Mechettis, Mollos, Artarias, Ber-

tuchs u. ſ. w. ſucht man hier vergebens, denn Piraneſi im Palais royal ſteht ihnen weit nach! —

Alle die erwähnten Neujahrsgeſchenke (worunter ich nicht von jenen ſprach, die koſtbarer ſind, und die des Neujahres nicht bedürfen, um gemacht oder angenommen zu werden) haben nur unter Gleichen oder gegen Mindervermögliche Statt; Kinder bezeigen ihren Eltern, Aermere den Reichern ihre Aufmerkſamkeit durch eine ſimple Orange, die gerade um dieſe Zeit hier friſch anlangen, oder durch ein Cornet de Bonbons. Blumen gibt man ſelten zu Neujahr, obgleich der Hyazinthen, Jasmine und Immortellen genug ſind. Dafür ſind aber Blumen ein ganz unerläßliches Geſchenk an Namens- und Geburtstagen. Die koſtbarſte war heuer die Datura arborea, ein baumartiger Strauch, mit großen blaßgelben, wie Orangenblüthe, duftenden Glocken, wovon manche 15 Louis koſteten, die meiſtens aus Murats Garten zu Neuilly bei Paris kommen, und wie die Hortenſien — Giftblumen ſind. Die Paſteten oder Torten, die man ſich zuſendet, müſſen mit Blumen beſteckt ſeyn, und der ärmſte Junge wird ſeinem Vater an ſeinem Feſte ein Sträußchen bringen, und Verſe dazu ſagen. Dieſe Gewohnheit iſt ſo allgemein, daß ſelbſt die Damen von der Halle am Ludwigstage dem Könige ihren Strauß brachten, den Napoleon ihrer Wetterwendigkeit wegen nicht annahm. Dafür brachten ſeine Braven am Tage von Auſterlitz ihm einen blutigen Strauß zur Feier des Krönungsfeſtes, und das Bulletin machte davon ausdrückliche Erwähnung.

Die Höflichkeit iſt doch ein Hauptzug der franzöſiſchen Nation, ſelbſt bis auf die gemeinſten Glieder! Die Wachen rufen mit der höflichſten Art von der Welt, ohne zu ermüden: Degagés le passage, Messieurs, Mesdames! den zahlloſen Gaffern zu. Kein Bettler, der dieſen Tag nicht eher Glück zum Neuenjahr wünſchte, als um ein Almoſen bäte! — Die, die ſich Glückwünſchen, umarmen ſich, und küſſen ſich auf die Wangen; wenn der Abſtand des Standes gar zu groß iſt, ſo hält der Geringere bloß die Wange hin, ohne aus Ehrfurcht den Kuß zu erwiedern. Es iſt ein Feſt des Fraterniſirens — ein Feſt, das an die Gleichheit der Menſchen als Menſchen erinnert. Für die Kinder iſt es ein wahrer Glückstag, denn die gehen zu allen Bekannten, Glück in artigen Verſen zu wünſchen, und erhalten überall Geſchenke. Die letzte Nacht im alten und die erſte im neuen Jahre wird es auf den Gaſſen nicht ruhig. Aber ungeachtet dieſer Menſchenmenge hört man nichts von Unordnungen.

Widemann.

Miszellen.

Was für ein Mann auch einſt den Poſten eines Finanz-Miniſters bekleiden möge, ſagte Villeroy, der Gouverneur Ludwigs XV., ſo erkläre ich zum Voraus, daß ich ſein Freund und ſelbſt ein wenig von ſeiner Verwandtſchaft bin.

Du Marſais behauptete ſcherzhaft in ſeinem Werke des Tropes, es werden an einem einzigen Markttage mehr Redeformeln auf öffentlicher Straße gebildet, als viele Tage hindurch in einer Verſammlung der Akademie.

Die großen und ſeltnen Revolutionen der politiſchen Welt ſind ein Gähren, wodurch die ſchlechten Geſetze ausgeworfen werden. (Harrington).

Ohne Frauen, ſagt ein gewißer Schriftſteller, wären die beiden Extremitäten des Lebens ohne Hülfe, und die Mitte deſſelben ohne Vergnügen und ohne Genuß.

Mahler Aſpertini, der im Jahre 1552 ſtarb, mahlte zugleich mit zwei Pinſeln.

An den Wänden in la Trappe ſtehen bibliſche Sprüche. Daher die Sage: Dort reden die Mauern, aber die Menſchen nicht.

Racine ſoll die Schwäche gehabt haben, gern für einen Hofmann gelten zu wollen. Ludwig XIV. ſah ihn oft mit Hrn. de Cavoie ſpazieren gehen. Ich errathe, ſagte dieſer König einſt, warum dieſe beiden ſo oft beiſammen ſind. Cavoie hält ſich dadurch für einen ſchönen Geiſt, und Racine für einen Mann vom Hofe.

Die Literatur unſerer Tage kennt den Grafen d'Antraigues als einen geiſtvollen Schriftſteller. So wie in ſeinen Schriften, ſo ergoß ſich auch im Umgange ſein lebhafter Witz. Ein junger Dichterling legte ihm ein Gedicht vor, das er ſo eben verfertiget hatte, mit der Bitte um ſein Urtheil.

D'Antraigues las es durch, und die Antwort war: Je viens de lire votre ouvrage, c'est franchement de la prose pourrie, les vers s'y mettent. Welche Sprache iſt aber auch mehr für ſolche Wortſpiele gemacht, als die ſo fein nüancirte franzöſiſche?

Charade.

Wenn mein Erſtes dich drückt an das liebevoll klopfende Zweite,
Wie fühlſt im Innerſten dann du dich erfreut und beglückt!
Doch wenn das Erſte im Zorn greift nach dem furchtbaren Ganzen,
Dann droht dem Zweiten Gefahr, Wunde, ſelbſt blutiger Tod.
Auf des Tyrannen Geheiß ſchoß einſt ein muthiger Schütze
Mit dem Ganzen dem Sohn glücklich den Apfel vom Haupt.

Guſtav v. Struve.

Logogriphe.

Me deviner, Lecteur, n'est pas chose facile;
Les sages l'ont tenté, j'en ai derouté mille;
J'enchaine des Heros, soumets des Souverains,
Et decide du sort de la moitié des Humains;
Je suis sur mes six pieds et la femme et la mere,
Ote moi tête et queuë, et je serai ton pere;
Veux-tu par le milieu me trancher sans pitié,
Je resterai toujours ta plus noble moitié.

Literariſche Rüge.

Der Biograph (Halle in der Waiſenhaus-Buchhandlung) gehört ſeiner Anlage und großen Theils auch ſeiner Ausführung nach unter die ſchätzbarſten deutſchen Zeitſchriften. Um aber ihren Werth zu erhalten, ſollte der Herausgeber ſich vor Mitarbeitern hüten, die aus ſehr bekannten und überall verbreiteten Büchern Aufſätze, als eigene und ohne der Quellen zu gedenken, abdrucken laſſen. So iſt Jam. Cook's Leben, im neueſten (V. 2.) Hefte, nur ein hin und wieder in den Wortfügungen — nicht verbeſſerter, ſondern verſchlimmerter Nachdruck von Lichtenberg's bekanntem Aufſatze, der im Götting. Magazin und wiederholt im vierten Band (1802) ſeiner vermiſchten Schriften zu finden iſt.

Auflöſung der Charaden in Nro. 6.

1. Forteplano. 2. Critique.

Nro. 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Jänner, 1807.

Das Wahre nur iſt ſchön, und wollt ihr würdig dichten,
So muß die Dichtung nicht auch die Natur vernichten.

Uz.

Levana, oder Erziehungslehre von Jean Paul. — in 2 Bändchen. Braunſchweig, bey Vieweg.

Von Jean Paul — eine Erziehungslehre? Wenn es den Freunden und Verehrern des originellen Schriftſtellers auch wirklich gleichgültig ſeyn könnte, etwas von ihm über die Erziehung zu leſen; ſo dürfte es doch den Erziehern nicht gleichgültig ſeyn, daß ein Mann von ſolchem Geiſte in ihrer Angelegenheit ſeine Stimme abgäbe, geſetzt auch daß er den Beruf dazu nicht durch ſein praktiſches Leben beurkundete. Eine gewiße Bekanntſchaft mit Richters Vortrage wird freylich dazu erfordert werden, um dem Buche vollen Geſchmack abzugewinnen; denn auch hier verleugnet ſich der Mann nicht, dem alle Phantaſien zu Gebote ſtehen, ſeiner Rede die reichſte Anmuth zu geben und ein überſtrömendes Leben einzuhauchen. Aber dieſes Leben zeigt ſich überall in einer üppigen Gedanken-Fülle, die den Redner über das, was er zu ſagen ſich vorgenommen hatte, oft nicht zum Worte kommen läßt. Eh er noch den Menſchen geboren werden läßt, den er erziehen will, hat der Leſer ſchon den halben erſten Band durchlaufen, und ein ganzes Kapitel über den Geiſt der Zeit würde ihm die Beziehung ſolcher Reflexionen auf die Erziehung der Kinder völlig aus den Augen rücken, wenn der Verfaſſer nicht am Ende ſelbſt den Leſer wieder daran erinnerte. Sein Endzweck iſt, daß verſtändige Eltern das Buch mit Vergnügen leſen, und ihre Kinder nach zwanzig Jahren dem Verfaſſer noch dafür danken mögen, daß er es den Eltern zu leſen gegeben habe. Faſt zu anmaßend erſcheint in dieſer Hinſicht der didaktiſche Titel: Erziehungslehre. Eine ſolche muß von Grundſätzen ausgehen, die klar und deutlich abgefaßt ſind, und muß Folgerungen entwickeln, die allen Widerſprüchen und Einwendungen durch ihre Konſequenz begegnen. Hier aber ſpricht ein reines Naturgefühl. Wer das beſitzt, der kann ſich alles übrige verſtändlich machen. Wer es hingegen nicht beſitzt, der findet in dieſem Erziehungs-Lehrer einen zweyten Rouſſeau wieder, und denkt: das alles klingt wohl ſchön und lieblich, aber in der Würklichkeit verhält ſichs anders. Durch ſchöne Worte laßen ſich nur wenige gewinnen. Man muß die Menſchen feſter faſſen. Man muß ſie bey ihren eigenen Grundſätzen angreifen, und den Mangel an Uebereinſtimmung in ihrer eignen Handlungs-Weiſe fühlen laſſen. Dazu ſcheint Richter nicht aufgelegt zu ſeyn. Er reißt den Zuſchauer mit ſich fort, daß ihm Hören und Sehen vergeht; er wirbelt ihn mit ſich hinauf zu einer überirdiſchen Höhe, und läßt ihn fallen, wenn ers nicht mehr aushalten kann, ohne weitere Sorge, ob er die Gegenſtände, die er im Fluge um ſich her kreiſen ſah, beym Erwachen wieder erkennen und für dieſelben halten werde.

Und doch hat Richter nichts, als reine Wahrheit ausgeſagt, und wer ihn näher kennt, der findet ſein kindliches Gemüth in keiner ſeiner Schriften liebenswürdiger ausgeprägt, als in dieſer. Er kann nun einmal ſich nicht anders geben, als er iſt. Im tauſendfarbigen Strahle bricht ſich der Lichtſtrom ſeines Geiſtes. Er will geſammelt ſeyn, wenn man ihn aufgefangen hat. Um ſeinen Geiſt zu faßen, braucht man Herz, und um ſein Herz zu faßen, braucht man Geiſt. Wem beydes fehlt, der ärgert ſich an ihm; und wer das eine vor dem andern hat, dem thut es leid, daß Richter nicht in ſeiner Sprache mit ihm ſpricht. Doch kann es auch wohl ſeyn, daß mancher, der bisher ſich mit Jean Paul nicht recht vertragen konnte, durch dieſes Buch ihn liebgewinnen lernt. Es ſind doch manche Abſchnitte darin — man nehme nur zum Beyſpiele das, was von den Spielen der Kinder, von Muſik und Tanz, und von der Heiterkeit der Kindesſeele geſagt wird — wo jeder Leſer, der durch eigne Erziehung nicht ganz verdorben iſt, von Herzen ſich erfreuen wird, das Menſchlichſte ſo menſchlich ausgedrückt zu finden. Wie unvergleichlich wird hier von Religioſität geſprochen. Wir würden dem Leſer das größte Vergnügen vereiteln, wenn wir einzelne Stellen zum Beweiſe ausheben wollten. Auch wäre es eine ſchwere Verſündigung an der humoriſtiſchen Laune des Verfaſſers, wenn wir die Mittel näher andeuten wollten, wodurch der unerſchöpfliche Geiſt ſich immer neue Formen für ſeinen Vortrag zu erſchaffen weiß.

Horſtig.

Die europäiſche Colonie weiſſer Indianer

an den Ufern des Ohio.*)

Die Sage, daß im Jahr 1170 Madog, ein Sohn des Königs von Nordwallis, Owen Girneth, mit mehrern Walliſern ſich an den höhern Ufern des Miſouri niedergelaſſen habe, iſt bekannt. Auch Reiſende ſprachen von einer europäiſchen Kolonie am Ohio, die Walliſiſch rede. Folgende aus einer medicinſch-phyſiſchen Zeitſchrift, die in Philadelphia erſcheint, gezogene Nachrichten verleihen jener Meynung etwas mehr Glaubwürdigkeit.

Moritz Griffith, ein Walliſer, ward in Amerika von Shawnees Indianern gefangen. Drey Jahre ſpäter zog er mit fünf Indianern aus, um die Quellen des Miſouri zu entdecken. Sie fanden an deſſen Ausfluſſe, daß ſeine trüben kothigen Waſſer ſich mit den klaren des Miſſeſippi vermiſchten, fanden 30 Tage lang den üppigſten Graswuchs, aber keine ſüßen Waſſerquellen, und nur ſelten Wildbret, worunter ſie jedoch ein Thier von 9—10 Fuß Höhe tödteten, fanden Bleymaſſen zum Gebrauche, Felſen voll Kupfer-Erz, Berge mit weiſſem Sand überdeckt. Sie wurden von den indianiſchen Stämmen, deren ſie zehen auf ihrer Pilgerſchaft antrafen, freundſchaftlich behandelt, und ſtießen in einem fruchtbaren Landſtriche mit drey weiſſen Männern in indianiſchem Coſtüme zuſammen, welche rein Walliſiſch ſprachen. Griffith verbarg's, daß er ſie verſtehe. Sie reisten noch 4—5 Tage, und kamen endlich in die Niederlaſſung dieſer weiſſen Männer. Der König und die Vornehmſten der Nation berathſchlagten ſich wegen der Fremdlinge drey Tage lang, hielten ſie wegen ihrer Feuergewehre, Meſſer und eiſerner Tomahawks für Ausſpäher eines kriegeriſchen Volks, und beſchloſſen in ihrer Gegenwart, ſie ermorden zu laſſen. Nun redete Griffith zu ihrem und der Shawnees Erſtaunen ſie in walliſiſcher Sprache an, und beruhigte ſie gänzlich. Der König bot ihm die Hand. Sie blieben noch acht Monate, und gaben ihren Plan auf, weil man verſicherte, daß der Miſouri nach einer zwölfmonatlichen aufwärts gemachten Reiſe noch immer gleichbreit angetroffen werde. Von geſchriebenen Urkunden, von Büchern fand Griffith bey dieſer Nation keine Spur. „Unſre Vorfahren, ſagten die Eingebohrnen, kamen aus fernen Landen. Mehr wiſſen wir nicht. Wir vermiſchen uns nie mit andern Stämmen. Kein Farbiger iſt unter uns." — Griffith glaubt, in einem Diſtrikte von 50 Meilen fünfzigtauſend ſtreitbare Männer annehmen zu dürfen. Ihre Häuſer beſtehen aus Pfählen, mit Baumrinde bedacht. Ihre Werkzeuge ſind ſteinerne. Eiſen fehlt überall. Ihre groben Zierrathen bilden ſie aus Silber. Die Jagd allein nährt ſie. Von Rindvieh, Schaafen u. ſ. w. wiſſen ſie nichts. — Griffith und ſeine Gefährten ſegelten auf einem dort verfertigten Kahne nicht ohne Gefahr den Fluß hinab, legten täglich ungefähr 15 Meilen zurück, und kamen nach dritthalb Jahren bey den Shawnees Indianern glücklich an. Bey einer Jagd-Parthie am Ausfluſſe des Coalniver fand Griffith Gelegenheit, die Niederlaſſungen am Roanock zu erreichen. — Dieß alles hörte Mr. Child von Griffith ſelbſt, der allgemein für rechtſchaffen und wahrhaft gehalten ward. Die Capitaine Lewis und Clark bereiſen auch jene Gegenden, und werden ſeiner Zeit die Exiſtenz dieſer weiſſen Indianer bekräftigen — oder beſtimmt widerlegen.

U.

*) Auszug aus dem Nov. Hefte der monatlichen Correſpondenz des H. von Zach.

Verkauf der Gips-Abgüſſe von antiken Kunſtwerken in Paris.

(Beſchluß.)

Hier iſt das Verzeichniß von allem, was bis jetzt bei Hrn. Getti zu haben iſt. Die beigeſetzte franzöſiſche Benennung iſt nach dem Katalog des Formers genommen, und ſie iſt unter Beifügung des Preiſſes ganz hinlänglich, um das zu bezeichnen, was man zu haben wünſcht. Zu Berechnung der Verpackungs-Koſten wird am Ende ein Leitfaden, nach dem würklichen Maasſtab beigefügt werden; und da die Sammlung noch vermehrt wird, ſo ſolle auch künftig immer Anzeige davon gemacht werden, wann wieder etwas von Belang hinzu gekommen iſt.

Figuren und Gruppen.

Le groupe de Laocoon. Wird ohne die moderne Reſtauration, (d. i. der rechte Arm des Vaters und zwei Arme von den Söhnen) ausgegeben, weil ſolche nicht für gut anerkannt iſt. Die Abgüſſe ſind aber vortreflich. 600 Franks

Le groupe: Silene et le jeune Bacchus 200 —

Le groupe: Castor et Pollux 120 —

La Pallas de Velletri. Im Muſäum unter dem Namen: Minerva aufgeſtellt. Ein unter den bekleideten Statuen ganz vorzügliches Meiſterwerk, das erſt 1797 bei Velletri ausgegraben wurde 400 —

L'Apollon du Belvedére. Das göttliche Bild! Im Muſäum: Der Pythiſche Apoll. 150 —

Le gladiateur Borghése 200 —

Le Germanicus. Die ſchöne Statue, die ſchon unter Ludwig XIV. nach Frankreich kam. Im Muſäum: der römiſche Redner. 140 —

L'Hermaphrodite Borghése. 92 —

La Venus de Medicis (aus der neueſten Form.) 100 —

(Abgüße aus einer ältern Form von dieſem Bild koſten nur 48)

L'Appolline 48 —

Le Lantin. Der Kapitoliniſche Antinous, (der von dem noch weit ſchönern Belvederiſchen unterſchieden iſt). 120 —

Die beiden letztern Figuren ſollen nicht aus ganz ſcharfen Formen ſeyn. —

Le torse antique, dit du Belvedére. Im Muſäum: das Fragment einer Herkules-Statue. — Das längſt berühmte Meiſterwerk. — 72 —

L'Apollon au Lézard. Apoll mit der Eidechſe. 25 —

La Céres. Dieſe kleine liebliche Figur, die nur durch Reſtauration zur Céres geworden iſt, bleibt ein Muſter von ſchön bekleideten Bildern. 25 —

La Venus accroupie 15 —

Bustes. Köpfe.

Rome colossale 25 Franks. — Pallas de Velletri colossale 20 Fr. — Rome 8 Fr. — Faune 8 Fr. — Venus d'Arles 7 1/2 Fr. — Homere 7 1/2 Fr. — Euripide 7 1/2 Fr. — Hippocrate 6 Fr. — Démosthènes 6 Fr. — Ptolemée 6 Fr. — Laocoon pére 12 Fr. — Laocoon fils, 2 Stück, jedes 3 Fr. — Alexandre le grand 12 Fr. — Alexandre Severe 6 Fr. — Apollon du Belvedére 12 Fr. — Gladiateur 5 Fr. — Silene 5 Fr. — Diane 9 Fr. — Bacchus 9 Fr. — Brutus 9 Fr. — Ariane du Capitole (Ariadne) 9 Fr. — Discobole (der Scheibenwerfer) 5 Fr. — Achille 5 Fr. — Castor et Pollux, zwei Stück, jedes 3 Fr. — Niobé mère 3 Fr. — Deux Niobé filles, 2 Stück, jedes 3 Fr. — Niobé fils 3 Fr. — Deux petites filles et un petit fils Niobé, drei Stück, jedes 2 Fr. — Amazone 3 Fr. — Sappho 3 Fr. — Iris 3 Fr. — Carneades 6 Fr. — Lantin (Antinous) 3 Fr. — Minerve 5 Fr. — Vespasien 5 Fr. — Amour grec 4 Fr. — Petit Mercure 3 Fr. — Cicéron 3 Fr. — Venus de Médicis 5 Fr. — Venus pudique 3 Fr. — Venus à la Coquille 5 Fr. — La Vestale 3 Fr. — Hercule jeune 4 Fr. — Meleagre 4 Fr. — Neron 4 Fr. — Titus 3 Fr. — Caracalla 3 Fr. — Mithridate 4 Fr. — Socrate 3 Fr. — Sénéque 3 Fr. — Mercure grec 3 Fr. — Diogène 3 Fr. — Apolline 3 Fr. — Vitellius 3 Fr. — Ulysse 3 Fr. — Faustina 3 Fr. — Caton 3 Fr. — Junon 3 Fr. — Pericles 6 Fr. — Paris 3 Fr. — Petite Minerve 3 Fr. —

Masques. Vordertheile von Köpfen.

Grand Jupiter (außerordentlich ſchön) 8 Franks. — Meduse 6 Fr. — Alexandre mourant 2 1/2 Fr. — Silène 2 1/2 Fr. — Jupiter 4 Fr. — Ebenderſelbe — anders — 3 Fr. — Lucius Verus 1 1/2 Fr. — Phocion 1 1/2 Fr. — Hercule farnese 3 Fr. — Muse 3 Fr.

Bas-reliefs.

De trois provinces 18 Fr. — De Bacchante 3 Fr. — Du Silène 6 Fr. — Des Muses 2 Fr. — De la Chasse 2 Fr. — De Paris 1 1/2 Fr. — Plusieurs de la Colonne Trajane et de l'arche de Constantin, jedes Stück 1/2 Fr. — 3 Fragmens de bas-reliefs d'Athenes, 3 Stück, jedes 5 Fr. — 1 Idem 6 Fr. — 2 Id. jedes 3 Fr. — 4 Id. jedes 2 Fr. — 5 Id. jedes 1 Fr. — L'assemblée des Dieux, Fragment 4 Fr.

Vases.

2 de Medicis, zwey Stück, jedes 9 Fr. — 2 d'ornemens, même grandeur, zwei St. jedes 9 Fr. — 2 plus petits, de la naissance de Bacchus 6 Fr. — 2 d'ornemens 6 Fr. — 2 avec bas-reliefs d'enfans 6 Fr.

Als Studien für Künſtler und in Kunſtanſtalten ſind noch beſonders zu haben:

Torses. Rümpfe.

Venus de Médicis 6 Fr. — Amour grec, avec la tête (dieſem Rumpf fehlen die Arme und Füße, die nicht mehr vorhanden ſind. Er gehört zu den ſchönſten Sachen dieſer Art) 9 Fr. — Laocoon père avec la tête 30 Fr. — Deux de femme, 2 St. jedes 6 Fr. — Un torse de femme à la draperie 9 Fr. — Deux d'homme, 2 St. 4 u. 5 Fr. — Hermaphrodite 6 Fr.

Têtes. Thierköpfe.

Cheval de Venise 18 Fr. — Beller 5 Fr.

Jambes. Füße.

De la Diane 8 Fr. — Du Germanicus 6 Fr. — Du Silène 6 Fr. — De la Venus de Médicis 6 Fr. — Des Castor et Pollux, zwei Paar, jedes 6 Fr. — Du Laocoon père 6 Fr. — id. une cuisse et un genou 6 Fr.

Digitized by Google

Bras. Arme.

Un bras du Laocoon père 6 Fr. — Un bras du Germanicus 5 Fr. — Les bras de la Venus de Médicis 4 Fr. — Les bras du Gladiateur 4 Fr. — Plusieurs bras moulés sur nature 2 Fr. und 1 1/2 Fr.

Pieds et Mains. Vorfüße und Hände.

Les pieds d'Hercule ſarnese 6 Fr. — La main d'Hercule ſarnese 3 Fr. — Les pieds du Laocoon père 3 Fr. — Les pieds du Gladiateur 3 Fr. — Les pieds de la Venus de Médicis 2 Fr. — Les pieds de Castor et Pollux 4 Fr. — Les pieds d'Apollon 4 Fr. — Les pieds du Germanicus 3 Fr. — Les pieds du Meleagre 3 Fr. — Un pied d'Hermaphrodite 1 Fr. — Un pied du Silene 1 Fr. — Les mains du Silene 3 Fr. — Deux pieds de ſemme colossale. Fragment 10 Fr. — Plusieurs pieds et mains, fragmens antiques, et moulés sur nature 1 1/2 Fr. und 1 Fr.

Une vingtaine de bouches et yeux 1/2 Fr. das Stück. Ferner:

Die ſogenannte Anatomie von Houdon; Lebensgroße Figur. — L'Ecorché 150 Fr. (Die kleine Copie deſſelben 5 Fr.)

Der Kopf derſelben einzeln 6 Fr. — 1 Vorfuß derſelben 2 Fr.

Die Verpackung in ſtarken Kiſten, und inwendig mit allen nöthigen Verwahrungs-Mitteln verſehen, verurſacht folgende Koſten, die auf Erfahrungen berechnet ſind:

Für den Laocoon, der in 2 Kiſten verpakt wird, 30 Fr. jede, zuſammen 60 Fr. wägen ungefähr 16 *) Centner.

Für den Apoll von Belvedere, 1 Kiſte 40 Fr. wiegt 10 Ct.

Für Caſtor und Pollux, 1 Kiſte 40 Fr. wiegt 8 Ct.
Für den Germanicus, 1 Kiſte 36 Fr. wiegt 7 Ct.
Für den Hermaphrodit, 1 K. 36 Fr. wiegt 7 Ct.
Für die medicäiſche Venus, 1 K. 18 Fr. wiegt 3 1/2 Ct.
Für die hockende Venus, 1 K. 12 Fr. wiegt 1 1/2 Ct.
Für 6 große Büſten, 1 K. 33 Fr. wiegt 5 1/2 Ct.
u. ſ. w.

Dieſe Kiſten können eine weite Reiſe aushalten. Wer ſie aber aus Sorgfalt in Stroh und Pak-Leinwand gut emballirt haben will, muß für eine große Kiſte immer noch 20 Franks — und für eine kleinere (wie bei der med. Venus) 18 Fr. zulegen.

Die Fracht von Paris bis Straßburg kann, wenn die Parthie beträchtlich iſt, zu 10 Fr. — vielleicht nach Umſtänden auch zu 9 oder 9 1/2 Fr. für den Centner bedungen werden. Wer dieſen Weg einzuſchlagen hat, braucht alſo nur noch ſich um die Fracht von Straßburg bis an ſeinen Wohnort zu erkundigen, um eine ziemlich genaue Berechnung im Voraus entwerfen zu können. —a—

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Anfang Jänner 1807.

Theater und Kunſtneuigkeiten. Polyhymnia hat die lezten Tage des abgeſchiedenen Jahres verſchönert. Hendels Meſſias, ſein Judas Makkabäus konnten das Gemüth zu jenem heiligen Schwunge erheben, worin der Menſch ſeine Würde und Kraft am meiſten fühlt; einige muſikaliſche Kunſtſchöpfungen unſerer erſten Komponiſten, ein Violinkonzert von Beethoven, beſonders aber ein klaſſiſches Doppelkonzert von Eberl, eigentlich eine ſüſſe bezaubernde Symphonie von zwey Klavieren geführt, zeigten uns den Glanz der neueren romantiſchen Muſik, welche Horn und Klarinette, Fagot und Hoboe gleich munteren Feen und Sylphiden beleben.

Mit dem Eintritte des neuen Jahres führte die ernſte tragiſche Muſe ein neues Collinſches Trauerſpiel auf unſere Bühne. Es heißt: Bianka della Porta, und iſt nach folgendem Plane behandelt: Ezzelinos Waffen haben Italien verheerend durchſtreift, ſeiner Wuth und Kriegskunſt ſind ſchon Mayland, Pavia und viele andere Städte gefallen, da bricht ſich der wilde Strom an Baſſanos Mauern. Sie umſchlieſſen Bianka della Porta, vormals Ezzelinos Verlobte, jezt die Gemahlin Battiſtas della Porta, der als Podeſta von Baſſano die Vertheidigung der Stadt mit Muth und Kraft leitet. Er ſieht aber Seuche und Hunger unter den unglücklichen Bürgern wüthen, und ſo entſchließt er ſich, Ezzelino Friedensanträge zu machen, ja er bietet dem Wütherich ſogar ſeine Freyheit und ſein Leben zum Löſepreiſe. Ezzelino ſchlägt alles aus, und verlangt Biankas Hand, die mit Heldenmuthe ihren Gemahl zum Kampfe begleitet, und die feindlichen Belagerungsmaſchinen zerſtört, wobey Referent unwillkührlich an Taſſos Chlorinde erinnert wurde. Ezzelino erhält zu gleicher Zeit Nachricht, daß ſeine Feinde in großen Heermaſſen gegen ihn anrücken; da ihn nun der Moment dringt, ſo beſchließt er von Battiſta eine Unterredung zu verlangen, und ihn zum Kampfe zu reizen. Der Plan gelingt, Battiſta fällt, aber noch ſchützen Baſſanos Bürger die Fürſtin mit feſtem Sinne, obgleich Ezzelino der Stadt die grauſeſte Verwüſtung zuſchwor, träf' er nicht Bianken mehr in ihrer Mitte! Dagegen will ſich auch die Edle wieder für die Einwohner aufopfern, und Ezzelino ihre Hand geben, wenn er der Stadt einen Freyheitsbrief ſchickt, und ſie von dem Sarge ihres Mannes weg zum Altare zu führen wagt. Ezzelino bewilligt die Bedingungen, und will ſie auch erfüllen, will ſie wirklich zum Altare ſchleppen; da ſtößt ſie ſich den Dolch in die Bruſt. Auch Ezzelinos Krieger werden überfallen, und er liefert ſein Schwerdt ſelbſt an den neuen Podeſta aus.

Man wird auch hier jene Würde der Sprache, jene Tiefe der Empfindung erkennen, welche das Trauerſpiel Regulus den Deutſchen ſo werth machten, und eine verſtändige, durchdachte Behandlung vieler Situazionen, die nur durch zu lange Reden öfters von ihrer Wirkung verliehren. Dagegen wird aber auch vielleicht Mancher bemerken, wie alle Motive nicht weſentlich genug auf Biankas Tod hinwirken, und wie die Charaktere bey aller Heftigkeit der Aeuſſerungen doch jener Individualität entbehren, welche durch viele kleine Züge ihre eigenen ſelbſtſtändigen Umriße bezeichnet, und Sophokles, Shakſpeares, Schillers und Goethes Dramen zu ewigen Genieprodukten hebt. Auch dürfte Ezzelino dem Menſchenkenner gegen die, von ältern Aeſthetikern, einem Hugo Blair z. B. ſo ſehr und mit Recht gerühmte „Beſcheidenheit der Natur" anzuſtoſſen ſcheinen, wenn er ſeine Freude darüber äuſſert, daß er ſich als ein Teufel mit Satan im Kampfe werde meſſen können. — Mögen dieſe wenigen Winke nur den förmlichen und umfaſſenderen Beurtheilungen dieſes Trauerſpieles vorangehen, an denen es bey der Menge unſerer kritiſchen Blätter nicht fehlen wird.

Nächſtens etwas über die Aufführung von Gluks Iphigenie in Tauris, und eine neue, leider wieder ſchlechte Seyfridſche Oper: Allamar der Maure betitelt.

---

*) Dieſes Gewicht iſt auf den höchſten Fall, und die Emballage mitgerechnet, angenommen. Es kann etwas geringer werden, wann die Kiſten oder die Abgüſſe ſelbſt dünner und leichter ſind.

Nro. 14.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 16. Jänner, 1807.

Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen, nur
Das Leben lehret jedem, was er ſey.

Göthe.

Ueber den Mißbrauch des Worts *Neu*.

Nach dem Franz. des H. *du Pont* (de Nemours.)

(Beſchluß).

Die *Pflanzen* geſtatten uns ähnliche Beobachtungen. Der Schimmel des Brods und Konfekts zeigt unter dem Mikroſkope Vegetationen, die man als wirkliche Pflanzen anerkannt hat, und die nebſt mehrern ähnlichen die Gattung *Mucor* bilden. Unter dieſelbe gehört auch der ſogenannte *Kahn* der Weine, welcher nach der Verſchiedenartigkeit derſelben noch ſehr wenig unterſucht iſt. Auf dem Rebenwein erſcheint derſelbe zuerſt nur unter der Geſtalt kleiner ſchwebenden Platten, welche man nur durch das Vergrößerungsglas erkennen kann, und, wenn uns nicht die Analogie zu Hülfe käme, ſo könnte man zweifeln, daß es Vegetationen wären; man könnte ſie für bloße chemiſche Produkte halten. Dieſe kleinen Platten nähern ſich einander durch Anziehung, wie jeder Körper, der frey auf einer Flüſſigkeit ſchwimmt. Sie berühren ſich oder häufen ſich ſelbſt in mehrern Schichten an, aber ſie gehen keine Vereinigung ein, ſofern der Wein nicht gekocht worden iſt.

Auf dem Apfelmoſt, Birnmoſt, Bier, Meth, iſt die Vegetation viel beſtimmter erwieſen. Zuerſt erſcheinen kleine byſſusartige Fäden; dieſe verlängern ſich in dem Biere, und durchflechten ſich, wie die Fäden der Conferven; alle ſind mit einer zähen, klebrichten Materie bedeckt. Sie leimen ſich durch die wechſelſeitige Berührung dieſes gallertartigen Stoffs zuſammen; und je nachdem ſich dieſer verdichtet, nehmen ſie zuweilen die Konſiſtenz einer zähen Haut an.

Auf der Dinte hingegen, einer weit neuern Flüſſigkeit, als die Weine, entwickelt ſich jene Art Pflanzen, von der wir unſere Dintenfäſſer oft ſäubern müßen, auf eine ganz andere Weiſe. Die Fäden haben keinen ſchleimigten Ueberzug; ſie entfalten eine Wurzel, die ſich mit den Wurzeln der benachbarten Fäden ſehr ſchnell vereinigt, und ſomit ein vollkommen weiſſes Erdgeſchoß (terre-plein) bildet, deſſen camellenartiger Bau Aehnlichkeit mit einigen Schwämmen hat; und auf dieſem erheben ſich ſodann die kleinen Schwämme, welche dieſem Erzeugniſſe ſeine Stelle unter den *Mucors* (Schimmelarten) anweiſen.

Alle dieſe Vegetationen, die ihren Urſprung erſt den natürlichen Folgen künſtlicher Zubereitungen zu danken haben, ſind ohne Zweifel ſpäter entſtanden, als eben dieſe Zubereitungen, und der Menſch entbehrte ihrer, ſo lange er ſich im Zuſtande ſeiner Rohheit befand, Jahrtauſende lang. Sie waren *neue Pflanzen*.

Die weinigten und andere Gährungen ſind bey weitem noch nicht alle beobachtet worden. Wir kennen noch nicht einmal alle Früchte, deren Saft dafür empfänglich iſt; denn wir entdecken noch täglich dergleichen, welche wir ſodann uneigentlicher Weiſe neu nennen. Wir wiſſen nicht, welchen mi-

kroſkopiſchen Pflanzen die erſt neu hervorgebrachten Pflanzen den Urſprung geben werden. — Für ſie wollen wir wir alſo den Ausdruck der Neuheit aufbewahren, der ihnen gebühren wird, ſoferne ſie nicht bloß die Maſſe unſerer Kenntniſſe, ſondern auch die würkliche Anzahl der Spielarten, Familien, Gattungen oder Geſchlechter der organiſchen Weſen vermehren werden.

Wir haben bereits eine ſchöne Gelegenheit verſcherzt, die Ordnung kennen zu lernen, welche die Organiſation befolgt, ihre chronologiſchen Epochen, die Eigenthümlichkeit, welche die Natur der Erzeugung gewiſſer Geſchlechter gewährt, ihre allmählige Fortſchritte u. ſ. w., und gerade hierauf beſchränkt ſich alles, was wir je hoffen können, über dieſen intereſſanten Gegenſtand in Erfahrung zu bringen. Als die große Aſcenſions-Inſel entdeckt wurde, war ſie ganz neu, hervorgetreten aus dem vulkaniſchen Feuer, das ſie dem Grunde des Meeres entrückt hatte, völlig entblößt von Pflanzen, Thieren und Waſſer. Jetzt iſt ſie grünend, und ihre, freylich noch nicht zahlreichen, Pflanzen ſind mit Inſekten bevölkert. Sie iſt 200 Meilen von St. Helena entfernt, und zwar auſſerhalb des Windes; auſſerdem iſt dieſe letztere Inſel, von derſelben Natur, nicht viel älter, und war nicht im Stande, ihr viele Geſchenke zuzuführen. Vom Cap de Palme iſt die Aſcenſion 300 Meilen entfernt, und gleichfalls nicht unter dem Winde, von Amerika 350 Meilen windwärts; von der Küſte von Afrika, woher ſie den Wind erhält, mehr als 700 Meilen. Damals reißte aber niemand in anderer Abſicht, als wegen Eroberungen, Handlung oder Proſelytenmacherey; es gab noch keine unterrichtete, wiſſensdürſtige Naturforſcher.

Wäre es möglich, zweymal in einem Jahrhundert einen Mann zu finden, der mit den ausgebreiteten und mannichfaltigen Kenntniſſen eines Humboldt's deſſen unerſchütterlichen Muth und brennenden Eifer für alle Wiſſenſchaften in ſich vereinigte; würde demſelben durch ein zweytes Wunder ein Freund und Mitarbeiter, wie Bonpland, zu Theile; fänden beyde, durch ein noch auſſerordentlicheres Zuſammentreffen günſtiger Umſtände, Gattinnen, die ihrer würdig wären, und ſich unter einander verſtänden; wäre es endlich möglich, daß ſo große Talente und ſo vortreffliche Eigenſchaften eine beträchtliche Zeit und nichts zu gering achtende Mühe aufopfern wollten, um mit vieler Anſtrengung und mit verdrießlichen Arbeiten nur ſehr wenig Ruhm, und eine ſehr geringe, aber äußerſt wichtige, Anzahl von Wahrheiten zu erndten, ſo könnte man noch jetzt, indem man auf der Aſcenſions-Inſel zwey Haushaltungen errichtete, und für ihre Bedürfniße ſo reichlich Sorge trüge, als es ein ſo ödes Land geſtattet, indem man ferner mit der Freygebigkeit einer edlen Nation dieſen Männern eine annehmliche Retraite verſicherte, ſo könnte man, ſage ich, noch jetzt bis zur Erzeugung des Lebens auf den Felſen, Schlacken und Lava's hinaufſteigen; man könnte mittelſt anhaltender Aufmerkſamkeit und Scharfſinnigkeit dasjenige unterſcheiden, was die Aſcenſions-Inſel überhaupt von den Seefahrern erhalten hat, was ſie insbeſondere von den Vögeln, die von St. Helena herkamen, erlangte, und dasjenige, was ſie der bloſſen Umwandlung vulkaniſcher Stoffe in Pflanzenerde und der freywilligen Fruchtbarkeit der letzteren zu danken hat. Das Thier- und Pflanzen-Reich dieſer faſt nackten Inſel müßte bald verzeichnet ſeyn. Aber die Veränderungen, und die ſtuffenweiſe Verbeſſerung ihres Bodens, die neue Erzeugung von Pflanzen und Thieren, deren Geſchlechter, wenn ſie auch anderwo exiſtiren, dennoch nicht dahin gebracht worden ſeyn können, die Erzeugung vielleicht von völlig neuen vegetabiliſchen und thieriſchen Raçen, insbeſondere die gleichzeitige Ankunft einer Pflanze und ihres Inſekts, eines Thieres und ſeiner Schmarotzer, endlich die Aufklärungen, die daraus für die wichtigſten Zweige der Philoſophie hervorgehen müßten; alles dieſes ſcheint mir den Aufwand und die Mühſeligkeiten ſo vieler langwieriger, größtentheils mikroſkopiſcher, auf einen ſo kleinen Schauplatz beſchränkter Nachforſchungen wohl zu verdienen.

Man ſehe einmal, was Lyonnet für die einzige Weidenraupe gethan hat; ſie machte ihn unſterblich. Hier iſt es nicht bloß um eine Raupe zu thun, ſondern es iſt die Rede davon, in einer ſehr beſchränkten Einöde zu erfahren, wie es zugieng, daß unſer ganzer Erdball aufgehört hat, eine unermeßliche Einöde zu ſeyn.

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

8. Taſchenbuch auf das Jahr 1807. Von Kotzebue und Huber. Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Der Inhalt dieſes Taſchenbuchs iſt ganz dramatiſch, und beſteht aus zwey Stücken, wovon das erſte, der Ruſſe in Deutſchland, den Herrn von Kotzebue, und das zweyte, der natürliche Sohn, den verſtorbenen Huber zum Verfaſſer hat. Lebhafter Witz und ein raſcher Gang der Handlung machen den Werth des erſten Stücks aus, und verſprechen ihm eine gute Aufnahme auf

unſern Bühnen, wenn gleich gegen den Plan, gegen einige zu grelle Charaktere, und gegen einige Scenen, worin zu ſehr auf die Gallerie Rückſicht genommen iſt, Erinnerungen ſtatt finden dürften. Daß Herr von Kotzebue die Verſe mit einer etwas allzu genialiſchen Freyheit zu behandeln pflegt, ſind die Freunde ſeiner Muſe längſt gewohnt. Der natürliche Sohn erneuert das Angedenken an den edeln, liebenswürdigen und geiſtvollen Huber auf eine ſehr ſchmerzliche Art. Gewiß iſt dieſes Schauſpiel eines der gelungenſten in der Gattung, zu der es gehört. Die ſchönſten und edelſten Gefühle ſind mit einer Wahrheit und Innigkeit dargeſtellt, die ihre Wirkung weder auf der Bühne noch außer derſelben verfehlen können. Huber hatte die würdigſten Begriffe von ſeiner Kunſt, und raſtlos ſtrebte er nach einem höhern Ziele. Wie viel hätten wir daher von ihm noch hoffen dürfen, wenn ihn nicht ein neidiſches Schickſal der Welt zu früh entriſſen hätte. Wird Deutſchland auch ihn vergeſſen? Mag es doch! Er bedarf weiter keines Lohnes, und ein ſtilles und beſcheidenes Verdienſt, wie das ſeinige, findet ihn ohnehin nur in ſich ſelbſt.

Y.

Pegaſus und der Affe.

Der Eigendünkel iſt ein böſer Genius;
Durch ihn ließ einſt ein Affe ſich verleiten,
Den Pegaſus, den er an des Parnaſſus Fuß
Auf einer Wieſe traf, zu reiten.
Flink, wie ein Vogel, ſchwang der Knapp
Sich auf des Hippogriffen Rücken.
Doch ach! nach wenig Augenblicken
Warf ihn das böſe Thier ſchon ab.
Das Reiten wäre hübſch; nur daß man, wie ich ſehe,
Sprach er, leicht Hals und Beine bricht.
Am klügſten thu ich wohl, wenn ich zu Fuße gehe.
So klug ſind unſre Bave nicht.

Pfeffel.

Der verlorne Hund.
(Nach dem Franzöſiſchen.)

Ich bin Eliſens treues Thier.
Wo iſt ſie? Bringt mich hin zu ihr.
Ich kann ſie nicht erſpähen.
Mein Führer fordre nichts dafür;
Er wird ſie ſehen.

—th—

Ueber Mävs Trauerſpiel: Phaon.

Du ſchwöreſt, daß die Langeweile
Die Mutter deines Phaon iſt.
Nein, Mäv, ſo glaubenswerth du biſt! —
Ich las kaum bis zur achten Zeile,
Und ſchwöre, daß die Langeweile
Die Tochter deines Phaon iſt.

Haug.

Charlotte.

Sie, kundig, aller Herz und ihres zu beſiegen,
Regt Gluten auf, ach! ohne ſelbſt zu glüh'n.
Sie iſt Dianas Prieſterin
Mit Venus holden Zügen.

Haug.

Phädra
auf dem Stuttgarter Theater.

Vor einigen Tagen wurde hier Racine's Phädra nach Schillers Ueberſetzung gegeben. Ein würdiges Unternehmen! Dieſes Meiſterwerk der alten franzöſiſchen Bühne wurde von dem zahlreichen Publikum mit Wohlgefallen aufgenommen; was demſelben um ſo mehr zur Ehre gereicht, da ſelbſt die Pariſer die Schauſpiele ihrer ältern Dichter nur ſparſam beſuchen.

Madame Leibnitz gab die Rolle der Phädra mit tiefem Gefühl und Studium, mit eben ſo viel Würde als Leidenſchaftlichkeit in den vorzüglichſten Momenten. Herr Lembert, welcher den Hippolyt ſpielte, hob ſeine Rolle hauptſächlich durch edlen Anſtand, und mahleriſche Stellungen und Bewegungen. Jeder ſeiner Schritte war berechnet, und entwickelte immer wieder neue ſchöne Linien. Nur hätten wir wünſchen mögen, daß er die Jamben weniger hörbar ſkandiert hätte. Herr Reil, als Theramen, hatte ſeine Rolle ſehr ſtudiert, und ſie auch wirklich mit Würde gegeben; nur konnten wir ihm unſern Beifall da nicht zollen, wo er dem Theſeus die Todesart des Hippolyt beſchreibt. Wir haben es wohl gefühlt, daß der Künſtler dieſe Stelle als den Glanzpunkt ſeiner Rolle betrachtete, und ihr durch eifrige Vorbereitung Ehre machen wollte. Wir wiſſen, daß das franzöſiſche, engliſche und italieniſche Theater in denſelben Vorwurf fallen, den wir H. Reil machen, wenn er die ganze Jammergeſchichte ſeines unglücklichen Zöglings dem Vater durch eine lebendige Mahlerei vors Auge ſtellen will. Auch ſind wir überzeugt, daß das Pathos der Diktion des Dichters dem über den Tod ſeines Zöglings untröſtlichen Lehrer eine ruhige und blos rührende Erzählung nicht geſtattet; aber er gieng offenbar zu weit, als er bei den Worten:

> Das Scheuſal ſieht der Himmel mit Entſetzen;
> Auf bebt die Erde,

ſelbſt aufſprang, als fürchtete er, die Erde möchte ſich auch unter ihm öffnen. Muß man ſich hier nicht an den Vorwurf erinnern, welchen Smollet dem, gewiß vorzüglichen, Schauſpieler Quin in einer Rolle machte, wo dieſer bei der Beſchreibung:

> Beſtürzt und bleich ſtand erſt mein Opfer da,
> Hielt einen Seufzer noch zurück, und ſtieß
> Ihn dann heraus; rieb ſeine Stirn und nahm
> Ihn wieder auf.

ſelbſt, als Erzähler ſeiner eigenen Handlung, doch die eines Andern in ſich ſelbſt vergegenwärtigen wollte, „wild hinſtarrte, zweimal jämmerlich ſeufzte, die Stirn rieb, und die Pantomime machte, als ob er etwas von der Erde aufheben wollte.“ Das Publikum bewunderte das freilich; aber wie? Es bewunderte nur Quins Künſtlichkeit; aber wo blieb bei dieſer Bewunderung der Eindruck auf das Gemüth des Zuſchauers? Iſt der Triumph der Kunſt nicht größer, wenn die ganze Menge in tiefer Stille hinhorcht, und manches Auge ſich mit Thränen füllt?

Was wir hier ſagen, iſt kein Vorwurf gegen H. Reil, ſondern gegen die, auf ſehr vielen Theatern herrſchende, Manier, und trifft die Großzahl, welche lieber glänzt, als rührt, mehr die Künſtlichkeit, als die Kunſt bewundert.

Die Architektur der Dekorazionen hätte vielleicht durch mehr Einfachheit und edlern Styl gewonnen. Wohl würde es z. B. gethan haben, wenn ſich zwiſchen den Säulen hindurch im Hintergrunde eine Ausſicht auf irgend eine Gegend von Athen eröffnet hätte, welche leicht in den Werken von Stuart, Choiſeul Gouffier u. a. zu finden geweſen wäre.

—s.

Notitzen.

Die Bahn des von Hr. Pons zu Marſeille und Hr. D. Olbers zu Bremen entdeckten Kometen ſoll, nach Berechnungen des Hrn. Burkhardt zu Paris, ſich mit größerer Beſtimmtheit angeben laſſen, als die Bahn der meiſten von den 96 Kometen, die wir bis jetzt kennen.

Die vorzügliche Gemählde-Sammlung des Propſts Rochlou gieng unweit Rotſchild im Feuer auf. Sie war für 12000 Rthl. verſichert.

Die berühmte Miniaturmahlerin, Thereſe Mengs, von welcher die Nacht von Corregio, der heil. Hieronymus, und die Zigeunerin in der Dresdner Gallerie aufbewahrt werden, ſtarb in ihrem 81ſten Jahre zu Rom.

Die Oper: Semiramis, mit Muſik von Catel, ward in Wien mit großem Pomp' aufgeführt. — In London debutirte Mme. Catalani in dieſem Singſpiel, vermocht' es aber nicht, der beliebten Mme. Billington die Palme des Siegs zu entreißen.

In Collin d'Harville verlor Frankreich einen ſeiner beſten Luſtſpieldichter. Durch Naivetät und rührende Situationen zeichnete er ſich in ſeinen eilf Theaterſtücken aus, und in ſeinen „poesies fugitives" durch Heiterkeit, ſanfte Belehrung, und — Religioſität.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden.

Das deutſche Hoftheater wurde den 6 Dec. mit Kotzebues Unverheiratheten feierlich geöffnet, und da Se. Majeſtät der König von Sachſen ſeit zwey Monaten hier wieder zum erſtenmal im deutſchen Schauſpiele erſchien, ſo wurde unter dem lauteſten und froheſten Jubel aller Anweſenden ein Gedicht von unſerer ſehr geſchätzten Schauſpielerin Mad. Hartwig dabei geſprochen. Mit dem Schluß ſtimmte jeder aus vollem Herzen und Mund ein: Heil unſrem allgeliebten, raſtlos ſorgenden Könige und unſrer Königin! — Das Gedicht iſt von einem unſerer beliebteſten dramatiſchen Dichter, der dem Publikum unter dem Namen Theodor Hell rühmlich bekannt iſt.

Berlin, 12. December.

Kunſt-Nachrichten. An dem Tage, wo die Sieger einrückten, wurde die dießmalige Kunſt-Ausſtellung in den Sälen der Akademie geſchloſſen. Man hatte ja nun auf ganz andere Dinge zu ſchauen und zu achten. Es waren einige vorzügliche und viel gute Sachen ausgeſtellt. Schadows zwey Büſten von Luther, Vorſtudien zu dem vielbeſprochenen Monument im Mansfeldiſchen (deſſen Fond nun ohnbedenklich an die verarmten, überall hart mitgenommenen, lutheriſchen Prediger vertheilt werden mag), und Hommels und Catels Arbeiten, gleichfalls in Beziehung auf Luther, zeichneten ſich vortheilhaft aus. Auch hatte die Porzellan-Fabrik ſich ſehr angegriffen; allein dieß alles iſt nun in die Lethe getaucht, und der 14. October, von jeher ein wahrer dies Alliensis für Preußen, hat auch dieſer Minerva den Sphinx vom Helm gebrochen. Den Künſtlern und Kunſtwerken in der einſt ſo glänzenden Königsſtadt iſt die Sonne untergegangen. Schadow hatte 6 Grenadiere von der kaiſerl. Leibgarde, Jury 3 zu bewirthen. Es ſind ſchöne Leute, wahre Söhne des Mars. Aber natürlich war ihnen der Weinkeller ihrer Wirthe noch weit intereſſanter, als ihre Kunſtwerkſtätte. Nur ein Erzeugniß des Tages in der Zeit fand unglaubliche Gunſt und verdiente ſie zu finden. Des Kaiſer Napoleons Bildniß wurde in allen Stellungen und Größen abkonterfeit und verkauft. Jedermann wollte den Unvergleichbaren wenigſtens im Bildniß beſitzen. Ein ſonſt wenig bekannter Künſtler, Lehmann, ſah ihn beym höchſt feyerlichen und impoſanten Einzug durch die Linden, wo das von Bewunderung trunkene Berliner Volk in lauten Jubel ausbrach. Blos aus der lebendigſten Erinnerung warf er ſein Profil, als er nach Hauſe gekommen war, aufs Papier. Ein da einquartirter franzöſiſcher Soldat ſiehl's, geräth in Entzücken, läuft damit zum Gouverneur, General Hulin, und das Glück des Künſtlers iſt gemacht. In wenigen Tagen waren viele tauſend Exemplare verkauft. Man kann aber auch nichts Frappanters in Aehnlichkeit ſehn, als dieß neue in Medaille auf ein Quartblatt hingeworfene prunkloſe Bild des Kaiſers in der grünen Uniform und im kleinen Huth, mit dem kleinen Stern der Ehren-Legion. Car und andere Künſtler haben ihn gleichfalls, zum Theil weit mühſamer und kunſtgerechter, zu Pferd und bloß ſtehend abgebildet. Aber jedermann will nur das äußerſt wohlfeile, und noch wohlfeiler nachgeſtochene, Lehmanniſche Portrait haben. In Leipzig, Dresden, Hamburg iſt es aufs neue nachgeſtochen worden.

Der General-Direktor der kaiſerl. Muſeen in Paris, der berühmte Denon, iſt nicht vergeblich in unſerer Königsſtadt geweſen. An ein Muſeum Brandenburgicum, wie wirs uns wohl zuweilen im Palais des Prinzen Heinrich träumten, dürfte nun ſchwerlich zu denken ſeyn. Der gemeine Hauſe beklagt die Victoria mit ihrem Viergeſpann auf dem Brandenburger Thor am meiſten, die der Kaiſer ſelbſt bald nach ſeinem Einzug durch dieß Thor abzunehmen und nach Paris zu bringen befahl. Die Demüthigung iſt größer als der Verluſt des Kunſtwerks. Man ſagt allgemein, daß der Kaiſer den Kupferſchmidt Jury aus Potsdam, der dis Denkmal in Metall geſchlagen hat, befragen ließ, wie viel Zeit er zur Verfertigung brauche, und da von 2 Jahren die Rede war, dieſen Aufſchub zu groß gefunden habe. Aber in Sansſonci, im Marmor-Palais am herrlichen See, (das der verſtorbene Erdmanns mit den herrlichen Ueberreſten der Villa Negroni in Rom ausgeſchmückt hatte), in Charlottenburg und im Schloß zu Berlin fand Denon vieles an antiken Seulpturen und neuen Gemälden des großen Pariſer Muſäums nicht unwürdig. Man nennt darunter viele Büſten, Statuen und Gemälde. Die berühmte Stoßiſche Doctyliothek iſt, wie man ſagt, im Gefolge des Königs geblieben. Nach der Menge von Käſten zu ſchließen, die Potsdamer Tiſchler liefern mußten, wird der Transport ſehr beträchtlich ausfallen. Die Statue des großen Churfürſten zu Pferd rettete vielleicht nur ihre Größe. Man fürchtete wegen der unvergleichlichen anatomiſchen Präparaten-Sammlung des geh. Raths Walter, die der König auf Leibrenten ihm abgekauft hat. Von der königl. Bibliothek ſind ſämmtliche Feſtungs-Riſſe, militäriſche Plane und Platten zu den Landkarten für das große militäriſche Depot in Paris requirirt worden. Aber auch die berühmte erſte Luftpumpe von Otto Guericke, die hier als Seltenheit aufbewahrt wurde, und mehrere Prachtausgaben ſind von da weggebracht worden.

Nro. 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Jänner, 1807.

Was uns ein Plato göttlich lehrt,
Braucht der Huronen Beyfall nicht.

Drollinger.

Ausſtellungen im Muſäum Napoleon
im September 1806.

Was die Grazien an den Frauen, das ſind die Künſte an den Nationen: reitzende Umgebungen, die uns für den Gegenſtand einnehmen, ehe wir noch ſeine genaue Bekanntſchaft gemacht haben. Wie jene den Sieg vorbereiten, ſo finden ſich dieſe in ſeinem Gefolge. Frankreich iſt ein redendes Beyſpiel. Was hat es in den Künſten für einen Aufſchwung genommen, ſeitdem es ſeine Siege mit den ſchönſten Modelen jeder Kunſt bereicherten! — Mag man Ludwigs Zeitalter rühmen, wie immer, das Zeitalter des Helden, der die ſchönſten Eroberungen die nennt, die man im Gebiete der Kultur macht, wird es auch in den Künſten übertreffen.

Alle Künſte ſind verwandt; Mahlerey, Muſik und Schauſpielkunſt am meiſten. In ihnen drückt ſich deutlicher als in den übrigen der National-Charakter, oder wenigſtens die National-Vorſtellung von Schönheit aus. Im Grunde haben alle drey auch einerley Zweck: das menſchliche Gemüthe in ſeinen verſchiedenen Aeußerungen anſchaulich darzuſtellen; nur ihre Mittel der Ausführung ſind verſchieden, und bey ihrer Wahl wirkt der National-Charakter mit ein. Und da, obenhin genommen, die Gegenſtände dieſer Künſte entweder heroiſche und tragiſche, oder bürgerliche und komiſche ſind, ſo kann man auch behaupten, daß die Gattung, in der eine Nation in einer Kunſt vorzüglich oder unglücklich iſt, auch die hervorſtehende oder unglückliche Gattung für die übrigen ſey. Dieſe Grundſätze glaube ich als Einleitung vorausſchicken zu müßen.

Zahl der Künſtler und Kunſtwerke.

Die heurige Ausſtellung iſt auſſerordentlich zahlreich; nicht weniger als 303 Mahler, 23 Bildhauer, 13 Architekten und 30 Zeichner haben Beyträge geliefert, die zuſammen auf 705 hinaufſteigen, nicht begriffen, daß mehrere Arbeiten oft mit einer Nummer nur bezeichnet ſind. Unter jener Zahl befinden ſich 573 Gemählde, 56 Bildhauer-Arbeiten, 25 Architekturſtücke, 51 Zeichnungen. Wer die Zahl der Künſtler und Kunſtwerke von der heurigen Dresdner Ausſtellung kennt, wird den Vergleich machen können, welche Nation verhältnißmäßig mehr die Talente kultivirt. Unter Talenten verſteht man hier, nebenbey geſagt, ausſchlieſſend die ſchönen Künſte; und Fremde, die dieſen Sprachgebrauch nicht kennen, ſind daher oft ſehr überraſcht, ganz unwiſſende Geſchöpfe pleins de talens rühmen zu hören, bis ſie erfahren, daß Talente oft weiter nichts, als die Fertigkeit, ein Portrait zu tuſchen, und auf der Guitarre oder Harfe zu klimpern, bedeuten. Es iſt demzufolge wohl überflüſſig, beyzufügen, daß weibliche Arbeiten die Pariſerinnen nicht unter ihre Talente rechnen.

Zahlloſe Kritiken über die Ausſtellung erſcheinen; ſogar Kritiken von Harlekin in Vaudevilles. Das kann von Paris nicht in Erſtaunen ſetzen, wo man auch eine Grammaire und ſogar Todesurtheile in Vaudevilles zu ſehen bekommt. Geoffroi jammerte ſchon zum voraus über die Quantität, die die Qualität erſticken würde. Indeſſen verliert ſich die Verwunderung über die große Anzahl der ausgeſtellten Gemählde, wenn man wahrnimmt, daß ſich darunter nicht weniger als 200 Portraite befinden, ohne mehrere Familien-Gemählde und die zahlloſen Mignaturen zu rechnen, die halbdutzendweiſe in Rahmen hängen.

Portraite.

Portraite ſind ein undankbarer Gegenſtand der Kunſt. Haben ſie das Verdienſt der Aehnlichkeit, ſo geſchieht nicht ſelten der Idealität der Kunſt Eintrag, und ſind ſie idealiſirt, ſo verlieren ſie als Portraite den Werth der Wahrheit. Sie ſind in der Mahlerey das, was die Biographien in der Geſchichte, die Monologe im Drama ſind: Ausſtellungen ſeiner Perſönlichkeit, die durch die durchſcheinende Eitelkeit kalt laſſen, wenn nicht ein berühmter Name dieſe Ausſtellungen rechtfertigt. Hiezu kommt hier noch der Umſtand, daß die portraitirten Perſonen im Kataloge ſelten genannt ſind, wodurch beſonders die weibliche Neugierde, die faſt mehr als die Männer den Salon füllt, um den größten Theil ihres Vergnügens kommt. Es bleibt ihr nichts zu bewundern übrig, als die ſchön vergoldeten Rahmen, die den Portraiten nie fehlen, während manche Kunſtwerke in ſchlicht angeſtrichenen dahängen; oder aus den Umgebungen, in denen eine Perſon ſich mahlen ließ, auf ihren Charakter zu ſchlieſſen. So hängt eine Dame ſich die Ohrringe vor dem Spiegel ein; zwei andere ſehen, Molieres gelehrten Frauen ähnlich, durch ein Fernrohr, eine vierte ißt Trauben, eine fünfte giebt ihrem Liebhaber auf dem Klavier den Akkord zu ſeiner Geige; nur ein Paar ſind mit weiblicher Arbeit oder mit Kindern abgebildet. Doch darüber iſt ſich nicht zu verwundern, da ſo viele galante Pariſerinnen aus dem Mittelſtande ihre Kinder — en nourrice auf dem Lande haben; nur die Neureichen erziehen (in Paris wie in Wien) ihre Kinder faſt durchgehends unter allen am beßten. Erſtern ſcheint le Bel, Davids Zögling, dieſe Gleichgültigkeit zu Herzen führen zu wollen, indem er auf einem rührenden Gemählde eine jammernde Mutter vorſtellt, die ihr Kind bey der Nourrice beſuchen wollte, und es — todt in ſeiner Wiege findet. — Sollte aber ein Gemählde vermögen, was ein Rouſſeau nur theilweiſe vermochte?

Eine ehrenvolle Ausnahme hievon machen die wenigen Familiengemählde, und von welcher Klaſſe glauben Sie wohl? Von einigen der erſten Staatsmänner. Sie ſind neue Beweiſe, daß perſönliches Verdienſt und häusliche Tugenden immer vereinigt ſind. Nur dort ſieht man die Mütter mit Kindern auf dem Arme, und die Väter mit den Erwachſeneren beſchäftigt. Unter dieſen Familiengemählden gehört jenes von Barbier Walbonne unter die beſten im ganzen Saale; unter den einzelnen Portraiten wird das in Lebensgröße des Adminiſtrator des Kriegsdepartements Dejean von Kinſon ſehr geſchätzt.

Man hat wenige Portraite im Salon aufgehangen, die meiſten in der Nebengallerie oder auf der Treppe, und das macht ihre Zudringlichkeit wieder vergeſſen. Vorzüglich nimmt ſich auf letzterer ein Muskadin in ſtattlichen Beinkleidern von Hirſchhaut aus, der, von zwey Pferden und einem Reitknecht umgeben, ſeine Herrlichkeit und ſeinen Geſchmack in Lebensgröße darſtellt.

Portraite des Kaiſers.

Unter den Portraiten erregen die des Kaiſers die allgemeinſte Aufmerkſamkeit, und das von Robert le Fevre ſelbſt den Beyfall der Kenner. Es iſt gewiß nichts ſchwieriger, als in ſolchen Portraiten nicht den Hauptgegenſtand, die Perſon, im Gedränge der prächtigen Umgebungen zu erdrücken. Glücklich hat le Fevre dieſe Klippe vermieden; er hat den prachtvollen Thron rechts ſeitwärts geſtellt, und links eine leicht tingirte Ausſicht in eine Gallerie eröffnet, wo im ſanften Grau die Statuen einiger Helden des Alterthums ſichtbar werden. Napoleon ſteht aufrecht im Krönungsornate, er ſcheint einige Schritte vom Throne vorgetreten zu ſeyn, und wird dadurch ins volle Licht geſtellt. In ſeinem Auftritte iſt Würde und Haltung, und ſein Geſicht ziemlich ähnlich. Dieß Gemählde iſt für den Saal beſtimmt, wo der Erhaltungsſenat ſeine Sitzungen hält.

Man fühlt am beſten le Fevres Verdienſt, wenn man gleich darauf jenes von Ingres (Davids Zögling, jetzt in Rom,) betrachtet, das für den den Saal des geſetzgebenden Korps beſtimmt iſt. Hier iſt der Thron gerade im Angeſichte; der Kaiſer ſitzt darauf, wie auf unſeren großen Gerichtsinſigeln von Friedrich Rothbarts Zeiten, der Ton der Farben iſt matt und einförmig, und im Gewühle der Attribute des Ornates und Thrones iſt nirgends ein freyer Platz, der die Figur mehr heraushübe, der man ſonſt das Verdienſt ei-

ner richtigen Zeichnung allgemein zugeſteht; doch der Künſtler hat ſein eigenes, vielverſprechendes Portrait eben ſo bizarr behandelt. Er ſcheint die Stuffe der Kunſt zu affektiren, wo die Perſpektive noch in der Kindheit war.

Es gibt, in Mignatur, noch mehrere Gemählde des Kaiſers; alle rufen wohl ſeine Umriſſe vor die Augen, aber ſein Geiſt ruht faſt auf keinem. Iſabeys Conſul im Garten von Malmaiſon iſt noch immer das einzige, auch gegenwärtig ſo ſtark geſucht, daß es in kurzem wird vergriffen ſeyn. *) Napoleons Züge ſcheinen ſo ſchwer aufzufaſſen, als ſeine Rieſenideen zu errathen; wie Alexander dürfte er noch ein Geſetz machen müſſen, daß nur ein Praxiteles ſeine Züge abformen ſoll. Indeſſen hat Iſabey (Kabinet- und Zeremonienzeichner des Kaiſers und Davids Schüler) wieder eine Zeichnung geliefert, die den Kaiſer zum ſprechen ähnlich darſtellt, wie er, von der Kaiſerin und ſeinem Hofſtaate begleitet, die gefärbte Leinenzeugfabrik des Hrn. Oberkampf zu Jouy **) beſucht, und dieſem das Kreutz der Legion aus ſeinem eignen Knopfloche übergibt. Des Kaiſers Worte dabey ſind merkwürdig: „Gerne belohne ich ſolche Staats„diener, wie Sie; in Ihren Werkſtätten bekriegt „man am ſicherſten und vortheilhafteſten den Feind, „und ohne daß es meinem Volke einen Tropfen „Blut koſte!“ (Die Fortſetzung folgt.)

Muſikaliſche Incroyables.

Nicht nur das öffentliche Leben, itzt, da das Unglaubliche an der Tagesordnung iſt, hat auch das Reich der Wiſſenſchaften und Künſte ſeine Incroyables. Daß wir, um nur von den letztern zu ſprechen, dieſe ſonderbare Erſcheinung z. B. unter den Schriftſtellern antreffen, läßt ſich erklären; von allen Seiten bietet ihnen die Geſellſchaft Vorbilder ſowohl als Leſer, auf deren Beifall ſie zählen können, im Ueberfluß dar. Aber wer hätte denken ſollen, daß auch im Gebiete der himmliſchen Tonkunſt dieſe Sekte, die man mit den Diſſenters oder unſern Separatiſten vergleichen könnte, ihre Anhänger und ihrer ſo Viele finden ſollte, daß ſie, wie wir leider! ſehen und hören müſſen, eine gänzliche Revolution in demſelben bewirkt haben, und bereits der Oberherrſchaft ſich zu bemächtigen drohen. Allein, was Natur und Geiſt als gut und ſchön bewährt und geheiligt haben, wird von dieſen Nonconformiſten Hohn geſprochen. Weg mit jener altväterlichen dieſer Kunſt ſonſt eigenthümlichen Sprache inniger Gefühle, die, unerreichbar der gewöhnlichen Rede der Menſchen, durch bloße Laute in neuen wohlklingenden Melodien als wie mit Geiſterſtimmen vernehmlich zu machen, ſonſt des Tonkünſtlers höchſtes Ziel und ſein gröſter Ruhm war! Alle bisher beſtehende Geſetze der Natur und Kunſt umſtoßen, allen allgemein anerkannten Muſtern alter und neuer Zeiten zuwider handeln, das Widerſtreitendſte zuſammenpaaren, das Unglaubliche würklich, das Unmögliche möglich machen, die ganze ſichtbare Natur dem Ohre hörbar darſtellen; dies! dies iſt jetzt das große Geheimniß, und das glänzendſte Verdienſt vieler der neueren Tonkünſtler, die dadurch auf den auszeichnenden Beinamen der Incroyables ohne Zweifel vor allen andern das entſchiedendſte Recht haben. Man iſt daher geneigt, folgende Ankündigung neuer muſikaliſcher Compoſitionen, die man zu Ende des vergangenen Jahres in der treflichen Allgem. Muſikaliſchen Zeitung (No. 12.) geleſen hat, für nichts weniger als Satyre, ſondern für ganz ernſtlich gemeint anzuſehen:

„**Ankündigung neuer, großer muſikaliſcher Werke, theils Originale, theils ſehr zweckmäßig arrangiert.**

1) *Missa solemnis militaris*, mit vollem Orcheſter, Janitſcharen-Muſik, obligaten Trommeln, und (wo möglich) einigem groben Geſchüz. Singſtimmen *ad libitum*.

2) Cherubinis Medea, arrangiert für zwey Flageolets.

3) Mozarts große Simfonie aus C dur, mit der Fuge, arrangiert für die Mundharmonika — ſonſt Brummeiſen (oder Maultrommel) genannt.

4) Die lyriſchen Stellen des Chors in Schillers Braut von Meſſina, frei behandelt, und durchkomponiert für eine Sopranſtimme mit Begleitung der Lyra-Guitarre. (Man hat mit großer Ueberlegung eben dies Inſtrument zur Begleitung gewählt, weil jener Chor bekanntlich die antike und moderne Poeſie zu vereinigen ſtrebt, und die Lyra-Guitarre durch ihre Geſtalt an jene, durch ihren Ton an dieſe treflich erinnert.)

5) Bravourarien für jede Prima-Donna, ohne Texte, und überall einzulegen. (Man ſetzt billiger Weiſe voraus, daß jede beliebte Prima-Donna einen Hausfreund habe, der die nothdürftigen Worte zuſchiebt.)

6) Auserleſene Stücke aus dem neuen Sonntagskind, mit neu unterlegtem Text, als Weihnachts-Cantate.

7) Schillers Gedicht, der Handſchuh, als großes, ernſthaftes, muſikaliſch-dramatiſch-maleriſches Tableau, für die Singſtimmen und ein volles Orcheſter. (Es iſt hier alles möglichſt durch Töne dargeſtellt, was irgend im Gedicht erwähnt wird, bis auf das Schwingen des Schweifs des Löwen, ſein Gähnen, ſein Gliederrecken, Mähnenſchütteln; das Auf- und Zumachen des Zwingers, das Fallen des Handſchuhs u. dgl. Die Singſtimmen beſtehen aus dem Rhapſoden, dem Fräulein Kunigund, das den Handſchuh fallen läßt, dem Ritter Delorges, der ihn wieder aufhebt, und den Chören der Menſchen und Thiere.)

A. W. D.
(u.) (ch.) (ndel.)“

Es iſt zu hoffen, daß Tonkünſtler, die vielleicht auf dieſe Ideen nicht von ſelbſt verfallen wären, ſobald ſie ihnen angegeben worden, ſie auszuführen nicht ermangeln werden, um ſo eher, je gewißer ſie ſeyn können, daß es ihnen an einer zahlreichen Menge von Bewunderern nicht fehlen wird. Bei dieſen würde man ſich daher ohne Zweifel nicht wenig lächerlich machen, wenn man bei Gelegenheit eines dieſer neuſten Wunderwerke den Ausſpruch eines Alten in Erinnerung bringen, und was einſt Quintilian in Rückſicht

*) Es koſtet jetzt 36 Franken.

**) Am 20 Juny 1806.

auf Schriftſteller und Leſer geſagt hat, **der mag ſich etwas darauf zugut thun, der an Cicero** (oder überhaupt an dem Ungekünſtelten ächt claſſiſcher Schriftſteller) **vorzüglich Geſchmack findet***), auch auf irgend eine dieſer beliebten und unglaublichen muſikaliſchen Compoſitionen anwenden wollte; am meiſten aber bei dem Schöpfer derſelben, dem Incroyable ſelbſt, der, anſtatt daß er vielleicht durch einfache Töne und Melodien alle noch unverdorbene Herzen entzücken und dem einreißenden Mißgeſchmack hätte ſteuern können, lieber als **Saltimbanco** die vorübergehende Menge an ſich ziehen, und ihren gleich vorübergehenden Beifall erhaſchen wollte, der ihm dann auch, je mehr er ſich deſſen würdig macht, zu wohlverdienter Strafe in deſto vollerem Maße zu Theil werden möge!

— th —

Korreſpondenz=Nachrichten.

Berlin, 12 December.

Kunſt=Nachrichten. (Fortſ.) Von Berlin gieng **Denon** nach Braunſchweig und Caſſel. Wie manches wird auch da mobiliſirt werden! Was auch zurückbleibe, es iſt ein Geſchenk des Siegers. Doch ſagt man, daß der Herzog von Braunſchweig 20 Hauptſtücke von ſeiner Gemäldegalerie von Salzdahlum bey der Flucht mitgenommen habe. Als der nunmehrige König von Sachſen in Berlin war, ſprach ihn **Denon** mehrmals, und er äußerte auch ſpäter in Berlin, daß in den Dresdner Sammlungen nach dem Willen des großmüthigen Siegers ſelbſt nichts angerführt werden ſolle, daß er aber nach Dresden kommen werde, um die Natur= und Kunſtſchönheiten dort kennen zu lernen.

Da man nicht berechnen kann, wann der Kaiſer nach Berlin zurückkommen werde; ſo läßt ſich auch wegen der Einrichtung der großen italiäniſchen Oper für den Kaiſer und die Kaiſerin, deren gehofte Ankunſt würklich wieder ſehr ungewiß wurde, nichts im voraus beſtimmen. Der Kapellmeiſter **Pär** und die Signora **Pär**, die aus Dresden nach Berlin zu gehen veranlaßt worden war, ſind dem Kaiſer nach Poſen gefolgt. Unſer deutſches Theater war, ſo lange die franzöſiſche Garniſon ſo zahlreich ſich einfand, in der Wahl ſeiner Stücke natürlich vom Geſchmack der Gäſte, für welche doch nur in der Ordnung 100 Freybillets gegeben wurden, da ſie übrigens alle zahlten, vielfach abhängig. Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Ballets waren an der Tagesordnung. Der Ankündigungszettel wurde franzöſiſch und deutſch gedruckt, und ſo oft am Ende die Stücke, die morgen gegeben werden ſollten, nur in deutſcher Sprache angekündigt wurden, entſtand ein gewaltiger Tumult, da man auch hier, wiewohl vergeblich, auf die franzöſiſche Abkündigung drang. **Ifflands** Theaterkalender, der ſchon durch ſeine Ankündigungen ſo große Erwartungen erregte, iſt zwar bey **Oehmigke** vollendet, wird aber, wie es ſcheint, auf günſtigere Zeiten verſpart. Denn wer hätte jetzt zu ſo etwas Geld in der Taſche! Es war eine Zeit kurz nach dem Einmarſch der Franzoſen, wo nur zwey Häuſer, ein chriſtliches und ein jüdiſches, ihre Zahlungen nicht ſuſpendirt hatten. Das baare Geld zu der Contribution holt man ſelbſt in Groſchen vermittelſt herumgehender Büchſen zuſammen. Die Treſor=Scheine verloren ſchon 35 Procent, und in dieſen werden vom Januar an die Gehalte und Penſionen gezahlt. Zu Potsdam ſtehen an 70 Häuſer von ihren Bewohnern verlaſſen. In Berlin kann es auch noch dahin kommen, wenn ſich die Einquartierungen wieder vervielfältigen ſollten.

Paris 27 Dec. 1806.

Proſt, bekannt durch ſeinen Essay physiologique sur la sensibilité, hat in Chaillot, wo ſchon das bekannte Institut de St. Perine unter Dechaillas Leitung beſteht, ein Haus für die Wiederherſtellung ſolcher Leute errichtet, welche am Verſtande leiden. Man verſpricht ſich ſehr viel von dieſem Inſtitut. —

Dem berüchtigten **Geoffroy** wird der heilige Chriſt eine Ruthe beſcheren unter dem Titel: Revue des Feuilletons du journal de l'Empire. Es kann ihm, falls er, wie ſo viele, auf Spekulation ſchimpft, nicht anders als willkommen ſeyn; man ſpricht von ihm, und damit iſt ſchon viel in Paris gewonnen. **Freron** verdankte **Voltairen**, auſſer etwas Unſterblichkeit, gewiß viele Leſer!

Die Subſcription für die deutſch=lutheriſche Kirche findet guten Fortgang, obgleich die bei Treuttel und Würz eröffnete Liſte noch nicht vollzählig iſt. Wahrſcheinlich wird **Gambs**, der ſchon 20 Jahre als ſchwediſcher Geſandtſchaftskaplan hier war, und als ſolcher vor Kurzem Paris verlaſſen mußte, zum Prediger berufen werden.

Man haut gegenwärtig die ſchönen Bäume im Jardin de l'Infante vor dem neuen Louvre um. Einige bedauern dieſen Verluſt, da er dieſer ſo ſehr ſtädtiſchen Gegend doch etwas Grün gab, und beſonders vom Pont des arts aus einen ſchönen Eindruck machte. Andere freuen ſich, daß die Anſicht des erneuerten Louvres nun ganz frei wird. Man will das Quai zwiſchen dieſem Garten und der Seine um 10 Fuß erhöhen, ſo daß man von der Loge des Einnehmers auf dem Pont des arts eben in das Louvre, und von dem Widerlager des Pont-neuf bei der Samaritaine eben bis an den Pont royal kommen kann.

Lalande ſagt uns im Journal de Paris vom 23 Dec., daß am 22 der kürzeſte Tag, und der 23 ſchon um 2 Sekunden länger geweſen ſey. Zugleich beſchwert er ſich, daß man ſeine Annoncen läppiſch und ſeines Namens unwürdig finde.

(**Moden**). Die ſo verſchrienen Schnürleiber mit Fiſchbeinen kommen wieder an die Tagesordnung, jedoch mit der Warnung der Educationsräthe, ſich in Allem der linken, wie der rechten Hand zu bedienen, um hohen Seiten u. ſ. w. vorzubeugen.

Bei Meubles, Kleidern, Geſchmeide u. ſ. w. iſt gegenwärtig die Façon das Theuerſte, weil jeder Handelsmann ſeinen Erfinder, Zeichner, und eine Schaar von Unterkünſtlern hat. Wer auf dem Haupte nur **Eine** Feder trägt, iſt nun lächerlich. „Trois demi-plumes formant panaches! lautet nun die Ukaſe der Monarchin Mode.

Die Köpfe der Frauenzimmer ſind ganz mit **Boucles** umgeben, und die große Kunſt beſteht nun darin, daß die Perücke ganz den natürlichen Haaren, und dieſe ganz einer Perücke gleichen.

Roſenknoſpen, Roſenblätter, Roſenguirlanden ſtehen jetzt in beſonderem Kredit. Man trägt ſie auf dem Kopf, um die Arme, an der Bruſt, unten am Kleide. Noch immer erhalten ſich die elaſtiſchen Schlangen von Gold, und die ſogenannten **reseaux d'Arachné.**

Druckfehler.

S. 42. ſtatt: „Durch **Haug** ſcheint" (ſcheinen) leſe man: **Haug** ſcheint durch ꝛc. S. 44. ſtatt **Kaſtele** l. **Kaſtner**.

Bey dieſer Veranlaſſung werden ſämmtliche HH. Mitarbeiter dringend erſucht, den richtigen Abdruck ihrer Aufſätze durch eine deutlichere Handſchrift zu erleichtern.

*) Ille se profecisse sciat, cui Cicero valde placebit. **Quint.**

Nro. 16.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 19. Jänner, 1807.

Es fehlt der Menſch, und darum hat er Freunde.

Göthe.

Herzog Welf, der Oheim Friederichs I. (Barbaroſſa's.*)

Im Jahre 1191 ſtarb der berühmte Welf, Sohn Herzog Heinrichs und ſeiner Gattin Wulfilde (Chron. Mon. Weing. c. X. §. 33.), einer der mächtigſten Fürſten Schwabens und Deutſchlands, König Konrads III. Nebenbuhler und langwieriger Gegner, auch von ſeinem Neffen, Friederich I., wie es ſcheint, noch mehr gefürchtet, als geachtet. Der eiferſüchtige Groll gegen das Hohenſtauffiſche Haus war ihm von Vater und Oheim, von letztem, dem bekannten Heinrich, vielleicht noch mehr, mitgetheilt. Seine ſchönen Beſitzungen, die er an der Iller, Donau, Lech u. ſ. w. hatte, ſah' er beträchtlich vermehrt durch die Heurath mit Fräulein Itha, des reichen Kalwer Grafen Tochter. So breitete ſich ſein Gebiet auch in demjenigen Theile Schwabens aus, der das jetzige Königreich Würtemberg begreift, weit in den Schwarzwald hinein, und von der Nagold bis zur Enz und zum Nekkar herab, in fetten und fruchtbaren Gauen und feſten Burgen, und ſeiner Dienſtmanne waren nicht wenige. Wie leicht hätte er der Stammvater desjenigen Herzogthums und der Herrſchaft werden können, die nun die Würtembergiſche iſt, da die Grafen von Würtemberg damals noch ſo unanſehnlich waren? Aber er wirthſchaftete weder, noch gönnte ihm das Schickſal lange ſeinen wackern einzigen Sohn, den er überleben mußte. Auch war er wirklich für die damalige fehdevolle, keinen Beſitz lange verſichernde, Zeit zu reich, als daß ſein zuſammengebrachtes Gut ſich für die Dauer hätte erhalten, und durch neue Erwerbungen, nach denen er nicht mehr zu trachten nöthig glaubte, hätte vermehren können.*) Zu ſeinem Reichthum in Schwaben und Baiern kam noch ſein Reichthum in Italien und ſeine Herrſchaften und Würden, die er dort beſaß, und abwechſelnd bald ſelber, bald durch ſeinen Sohn verwaltete. Wie er dort ſein Anſehen gegen die Eiferſucht

*) Der Vater Barbaroſſa's, Friederich Herzog von Schwaben, der Einäugigte zugenannt, hatte eine Schweſter des Guelpho, Judith, zur Ehe. S. Mon. Weing. l. X. §. 3. Eine andere Schweſter, Sophie, heurathete den Herzog Berthold von Zähringen. Nach Bertholds Tod freyte ſie den Leopold, Markgrafen von Steyermark. Eine dritte Schweſter ward mit Theobald, dem Sohn des Markgrafen von Voheburg, und nach deſſen Tod mit Gebhard von Sulzbach vermählt. Eine vierte heurathete einen Grafen von Bregenz, Rudolph. So weit breitete ſich dieſe Familie aus. (S. ebend.)

*) Wären die Grafen von Würtemberg damals ſchon ſo reich geweſen, als ſie ſpäterhin durch klugen Haushalt und weiſe Benutzung der angebotenen Umſtände (denn man iſt nur glücklich, wenn man das angebotene Glück geſchickt zu handhaben weiß) geworden ſind, ſchwerlich würden ſie ſich erhalten haben, oder das Reich Würtemberg jetzt vielleicht einen andern Namen führen. Das anfänglich Wenige, Kleine wurde auch damalen groß durch die Zertrümmerung des Größern.

Konrads III. (Mon. Weing. c. XI. §. 1, 2.) und anderer Groſsen, ſpäterhin gegen den Neid Friederichs von Rothenburg, des Sohnes von Konrad, und ſeiner Verbündeten, des Grafen Haug von Tübingen, der Zoller Grafen u. a. zu bewahren ſtrebte, mit ungleichem Glück, immer gleicher Wachſamkeit und Unverdroſſenheit; ſo in Italien gegen die Heere Friederichs I. und ihre übermüthigen Führer. Von ihm und ſeiner Parthey in Italien glimmte der Funke auf, der nachgehends zur Flamme ward, als der Name Guelphen und Gibelliner die Looſung wechſelſeitigen Todhaſſes wurde, der Italien lange Zeiträume hindurch entzündete und verwüſtete. Er war ein tapfrer, kluger, geſchäftsgewandter, durch vieles Reiſen und ausgebreitete Bekanntſchaften mit dem Weltlaufe vertrauter Mann. Ob ſeines Hauſes alter Ehre hielt er wie ob ſeinem Augapfel. Er war gaſtfreundlich, dienſtfertig, zuvorkommend, oft über die Rückſichten der Klugheit hinaus; leicht, behend, jähzornig dabey: In ſpätern Jahren jedoch, beſonders als die italiäniſche weiche Lebensart auf ihn entſcheidend einwirkte, milderte ſich ſein aufbrauſender Haſt durch gefälligere Weichheit. Obſchon ſonſt worttreu gegen Freund und Feind, erlaubte er ſich doch gegen Konrad Wege, die mit der alten Ritterbiederkeit nicht immer ausgleichbar ſchienen, Wege, die ſeinem eingewurzelten angeſtammten Haſſe zuzuſchreiben, von demſelben nicht zu entſchuldigen ſind. Er war der Geiſtlichkeit nicht abgeneigt, beſonders bey zunehmenden Jahren, als die Sünden leichtſinniger Jugend ihn drückten mit der Schwäche des Alters, ihr erklärter Freund. Zweymal war er in Paläſtina, einmal für die Sache der Kreuzfahrer, das anderemal ſchon als Greis, wo er für ſeiner Seele Heil und Frieden zu Abbüſsung wilder Jugendlüſte noch einmal am heiligen Grabe kniete. Sonſt war er prachtliebend, verſchwenderiſch gegen Vornehme und Geringe, gegen Arme und Preſthafte beſonders ungemein mildthätig. Er liebte die Freuden der Jagd, der Tafel und froher luſt'ger Geſellſchaft. Auf dem Konzenlech bey Augsburg ſpeiste er als Greis noch einmal, wie bey der Feyer ſeines Beylagers, öffentlich im Freyen viele hundert Vornehme von allen Enden und Orten. Wie er den Wein und die Gelage liebte, liebte er auch die Weiber, und verpraſste mit gutwilligen Dirnen ſelbſt noch als ein alter Mann viele Summen. Frau Itha liebte er weniger; (ſie ſcheint ſich auch entfernt von ihm lange auf ihren ihm zugebrachten Gütern aufgehalten zu haben): eine gottesfürchtige, tugendhafte Frau, mit deren eingezogener ſtiller Gemüthsart der lebensluſtige üppige Sinn ihres Gemahls wenig zuſammenſtimmte. Vor ſeinem Ende ſühnte er ſich noch mit ihr aus. Er erblindete zuletzt und betete jetzt fleiſsiger, und bedachte die Armen, beſonders die Blinden und Ausſätzigen und die Mönche reichlich. So ſtarb er lebensſatt in Memmingen. Im Kloſter Steingaden liegt er begraben.*) D.

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

9. Strasburg und Paris. Alſatiſches Taſchenbuch für das Jahr 1807. Mit Kupfern und Muſik. 12. S. 203.

„Keine Paulskirche, ſagen die Herausgeber, „nur eine freundliche Kapelle wollten wir erbauen. Möge der Wandrer ſie mit Nachſicht betrachten.“ — Wohl brennen in dieſem Kapellchen nur wenige Kerzen, und viele Lichtlein flimmern; doch begeiſtert vielleicht das Wallfahrten dahin die jungen Architecte, das Ganze nächſtens geſchmackvoller anzuordnen. Genug der Allegorie! —

Voran ſteht ein Gedicht von Pfeffel. Elſaſſiſche Muſenfreunde überreichten ihm an ſeinem poetiſchen Jubelfeſt' einen Lorber mit einem (gutgemeinten) Gedichte. Dieſen antwortet der edle

*) Vielleicht vergleichen unſre Leſer nicht ungerne mit obiger Charakteriſtik eine andere von einem berühmten Geſchichtſchreiber, Radevich, dem Fortſetzer der Geſchichte des Biſchoffs Otto von Freyſingen. (S. Radev. hist. II. c. 38.) Die letzte iſt beſonders als Parallele mit dem Charakter des Oheims von Welf, des Herzogs Heinrich von Baiern, intereſſant. Es iſt von ſeiner Ankunft in Italien im Jahr 1159 die Rede, als gerade Crema belagert ward. — Guelpho, Marchio Tusciae, cum multo adparatu advenit, suoque adventu nostris spem triumphi, adversariis fiduciam paciscendi donavit. Ita duo viri sanguine conjunctissimi, utpote unus eorum alterius fratris filius, diversis inter se virtutibus certabant. Guelpho dando, sublevando, ignoscendo, Dux Henricus severitate et malorum pernicie gloriam adeptus est. Illius facilitas, hujus constantia laudabantur. Guelpho negotiis amicorum intentus, sua negligere, nihil denegare, quod denuo dignum esset, magnas potentias affectabat, exercitum, novum bellum exoptabat, ubi virtus ejus enitescere posset. At Dux Henricus studium modestiae decoris praetendens, non divitiis cum divite, neque factione cum factioso, sed pro pacis negotio absens simul praesensque pugnabat. Ita memoria nostra ingenti virtute, diversis moribus fuere hi viri duo, dux Henricus et dux Guelpho, quos quoniam res obtulerat, silentio praeterire non fuit consilium, quin utriusque naturam et mores, quantum ingenio possem, aperirem, valdeque jocundum, ut in his duobus clarissimis viris nostra tempora suum Catonem in uno, in altero suum Caesarem invenissent.

Greis mit folgender Urkunde ſeiner ewigen Jünglingſchaft:

Meine Muſe.

Eine Rhapſodie ihren Strasburger Freunden gewidmet.

Ey, gutes Mütterchen, wie feſtlich ſtehſt du aus!
Ein friſcher Lorberzweig ſchmückt deine grauen Haare;
Und deine Leyer krönt ein Roſenſtrauß.
So ſteht die Braut vor Hymens Bundsaltare.

„Das bin ich auch; mit holder Emſigkeit
Hat mich ein Freundechor zur Braut geweiht.
Wir zählten heute fünfzig Jahre,
Seit Phöbus mich mit dir in ſeinem Hain vermählt.
So ſagten ſie — du weißt, wir hatten nie gezählt —
Genug, ſie ſchmückten meine Leyer
Und mich zur gold'nen Hochzeitfeyer,
Und ſangen mir ein Lied .... Noch glühet mein Geſicht
Von ſüßer Schaam; ich wiederhohl' es nicht,
Sie haben es auf dieſes Blatt geſchrieben,
Und wann mein Saitenſpiel in deiner Hand erſchlafft,
Wann das Verhängniß mich von deiner Seite rafft,
Mich, die ſo lang dir treu geblieben,
So wird es dir den ſtolzen Troſt verleih'n:
Daß ſie den Sänger nicht allein,
Daß ſie den Freund noch wärmer lieben."

Ha, gutes Mütterchen! deckt einſt der Friedenshain
Mit ſeinen Schatten meine Hülle,
Und es beſucht (dieß iſt der letzte Wille
Des alten Beliſars, den du erfüllen mußt)
Der Edeln einer mich im ſtillen Heiligthume,
So brich von meinem Grab die ſchönſte Wieſenblume,
Und ſtecke ſie an ſeine Bruſt.

Mit Vergnügen lieſt man noch von dieſem Dichter, der

— mit friſchem Geiſt
— kein unrühmlich Alter
Lebet, noch ohne den Klang der Cither,

drey Fabeln in ſeiner bekannten Manier. Mienenſprache von Hebel. Rührend, aber keines ſeiner gelungenſten Lieder. Von Hrn. Lamey, der nur eine Scene: „Clitus Tod" in Jamben lieferte, hätten wir mehr zu leſen gewünſcht.

Die übrigen Beyträger ſingen zwar nicht im Ton' eines Uz, Hölty, Kleiſt; allein ſie jagen auch nicht der neumodiſchen Kindlichkeit, die in's Kindiſche ausartet, der Gemüthlichkeit, bey welcher es dem Leſer ungemüthlich wird, und der berühmten Verunendlichung nach, die kein endlicher Verſtand auszuhalten vermag. Die Herrn Stöber, Mäder, E. St. u. ſ. w. gewännen mehr Beyfall, wenn ſie Wohlklang, Ründung der Strophen, Kürze, Vermeidung der Tavtologien und verbrauchter Ideen, Adel des Ausdrucks, und Gedankengehalt ſich zum ſtäten Augenmerke zu machen weniger vergäßen.

Die „Eſelsſprache" von Mr. kann unmöglich gefallen, und den Hut als das Höchſte des Menſchen characteriſiren, iſt drucksunwerther Kneipenwitz. Die Reliquie: „Was machſt du hier, „lieb Mägdelein?" iſt lange nicht ſo merkwürdig, als der Todte, von welchem ſie herrührt, Dichter Lenz, aus deſſen „Hofmeiſter ꝛc." ſich die Leſewelt noch manchen wahrkomiſchen Auftritt gern zurückruft.

Intereſſant iſt der Aufſatz von Luce: „Die Wunder des Fäßchens" Ein gedrängter Auszug erprobe dieß.

Hr. Luce kam im Jahre 1779 bey ſeinem Gaſtfreunde, dem Paſtor von Hunaweyer, an, welcher gerad' einem Weinfäßchen von etwa zwey Ohmen neue Reiſe anzulegen beſchäftigt war, und es ſein liebſtes Hausgeräth, ein Himmelsgeſchenk nannte, unter Blitz und Donner, wie die Tafeln Moſis, gegeben! Es verſchaffte mir, fuhr der Paſtor mit erhobner Stimme fort, den beſten Freund, der Republik der Gelehrten eine ihrer nützlichſten Anſtalten, und hat ſo eben für Europa den Frieden von Teſchen gemacht. Man gieng zu Tiſche. Das Fäßchen ſtand auf einem Stuhl am Fenſter. Ich war Diaconus zu Münſter; begann er gegen Abend. Heute vor 40 Jahren ſandte mir mein Vater dieß Fäßchen, voll ſeines beſten Weins, zu meinem Majorennitätsfeſte. Der Karrengaul ſcheute vor meiner Thür. Mehrere Reiſe ſprangen. Der edle Rebenſaft rann heraus. Ein zwölfjähriger Knabe hohlte aus eignem Antriebe ſeinen Vater, einen Böttcher, herbey, und das Fäßchen ward mit neuen Reifen in den Keller gebracht. Der Knabe gefiel mir täglich mehr. Ich gab ihm Unterricht. In wenigen Jahren hatte er mich rein ausgelernt. Jetzt iſt er ein verdienſtvoller Gelehrter. Es lebe Herr Andras Lamey, Hofrath und Oberbibliothekar Sr. Churfürſtl. Durchl. von Pfalzbayern! — Aber mein Fäßchen hat noch and're Wunder in Petto. Prof. Schöpflin beſuchte mich. Die Rede fiel auf mein Fäßchen, und — Lamey. Ich und mein Schwager Eccard mußten ihn, auf Schöpflins Bitte, noch in heraldiſchen und ander'n Kenntnißen zu beſond'rem Endzwecke vorbereiten. Schöpflin rief ihn bald nach Strasburg. Lamey ward ſein Freund, und der erſte Mitarbeiter an der *Alsatia illustrata*, und ſeinem Werk über die Marggrafſchaft Baden. Nun wünſchte auch Churfürſt Carl Theodor von der Pfalz einen *Palatinatus illustratus*. Schöpflin, durch Lamey bewogen, lehnte den Auftrag ab, und rieth dem Churfürſten an, zuvor die nöthigen Materialien ſammeln zu laſſen. So und nicht anders entſtand die Churfürſtl. Academie der Wiſſenſchaften in Mannheim, bey welcher Schöpflin zum Ehrenpräſidenten, und Lamey zum beſtändigen Sekretär und Bibliothekar ernannt worden. Dieſe nützliche Stiftung iſt ein großer unverkennbarer Seegen meines Fäßchens.

Vor einigen Jahren ward Lamey von der Familie Senkenberg erſucht, zu Darmſtadt eine ganze Kammer alter Papiere und Urkunden in Ordnung zu bringen. Er verfertigte vom noch Brauchbaren einen Catalog, notirte das Wichtigſte zu ſeinem eig'nen Gebrauch, und fand ein Originalſtück von ſehr hohem Werthe.

Als nemlich der vorige Churfürſt von Bayern (Maximilian Joſeph) den 30 Dec. 1777 ohne Kinder ſtarb, machte Oeſtreich auf ſehr beträchtliche Theile des Landes An:

ſpruch. Preuſſen behauptete, das Oeſtreichiſche Haus habe ſchon längſt auf dieſe Erbſchaft feyerlich Verzicht gethan. Unglücklicher Weiſe fand man im bayeriſchen Archive zu München das Originaldocument nicht. Nun kam's vom Wortwechſel zum Schwertſchlag. Baron von Senkenberg ſandte ſogleich eine Abſchrift jener Verzicht-Akte, die ſich unter ſeines Vaters, ehmal. Reichshofraths, Papiere verlohren hatte, nach München, und der Churfürſt theilte ſie dem Berliner Hofe mit. Letzterer berief ſich nun auf dieſes Document. Senkenberg reiste, aller Warnungen ungeachtet, nach Wien, erklärte ſich über ſeinen Fund, ward anfangs in Verhaft genommen, und mußt' endlich in 24 Stunden die Oeſtreichiſchen Staaten räumen.

Joſeph hatte aber öffentlich zugeſagt, daß er bey Vorweiſung einer ſolchen Urkunde ſogleich von allen Forderungen abſtehen wolle. Alſo haben wir den Frieden von Teſchen meinem Fäßchen zu danken, und Hrn. Lamey, dem erſten Entdecker des wichtigen Documents.

Nun zum Schluße! — Sie kommen von Altwener, und haben doch wohl die uralte Eiche unweit der Fuß-Steige bemerkt? Vor etwa 50 Jahren riß das Feuer des Himmels einen Aſt vom Hauptſtamme los. Mein Vater ließ zum Andenken der Begebenheit mein Kleinod daraus machen. Hab' ich denn zu viel geſagt, wenn ich dem Fäßchen einen höher'n Urſprung zuſchrieb, und gabs nicht, wie auf Sinai, da Blitz und Donner? —

Die Exploſion eines Ungewitters gereichte, ein halbes Jahrhundert nachher, der Menſchheit zum Seegen, und vereinte die Geſandten der meiſten europäiſchen Mächte, zur Erhaltung des politiſchen Gleichgewichts, in der Stadt Teſchen in Schleſien.

Wie unwahrſcheinlich und doch wahr — — Allein man leſe das Ganze! —

Die Kupfer ſind alle glücklicher beſungen, als geſtochen.

U.

Das Werk unter der Preſſe.

An Bav.

Ein Werk von mir für nächſte Meſſe
Iſt, prahlſt du, unter Göſchens Preſſe.
O wäre doch, wie gönnt' ichs dir!
Der Autor ſelber unter ihr!

M.

Erfüllung.

Glücklich kehr' ich dereinſt zum friedlichen Strande der Heimath!
Rufte vom Schiffe Nearch, ſcheidend von Vater und Freund.
Jahre verſchwanden, da trieb zum Ufer ihn wieder die Meerfluth,
Todt, den Wellen ein Spiel. Siehe ſein Wort iſt erfüllt.

JRW.

Die Geſtirne und der Menſch.

Alterthümer beſtaunt der Menſch auf der Neulingin Erde;
Euch ſieht er ohne Gefühl, ew'ge Antiken der Welt!

Erich Au.

Vertheidigung.

Die ihr Themſen Langohr nennt,
Läſterzungen dieſer Stadt,
Hört ihn ſingen, und bekennt,
Daß er keine Ohren hat.

Haug.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, 9 Januar.

Hier ein paar Worte über Gall, der zu Anfange vorigen Monats von ſeinem nahe liegenden Geburtsorte, Tiefenbronn, endlich auch hieher kam, und ſeine Vorleſungen ankündigte. Faſt ſchien es anfangs, es wolle an ihm das alte Sprüchwort ſich bewähren: Der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande; denn man zeigte ſich nicht beſonders lüſtern nach der Schädellehre, und als ſpäter, nach dem Vorgange des Hofs, ſich ein Auditorium für Gall bildete, ſo ſtund dies mit dem gelehrten Publikum von Karlsruhe der Zahl nach nicht im richtigſten Verhältniſſe. Selbſt die Aerzte der Stadt und der zunächſt gelegenen Orte fanden ſich nur zum Theil als Zuhörer ein. Bei Manchem freilich ſchien Mistrauen die Wißbegierde oder Neugierde nur zurückgehalten zu haben; denn ſchon nach den beiden erſten Vorleſungen wuchs die Verſammlung zuſehends, und die urſprüngliche Zahl von etwa 35 Anweſenden ſtieg allmälig bis gegen 50. Auch Damen verſchönerten den Kreis. Künſtler fehlten ebenfalls nicht, und der Großherzogl. Hofmaler Feodor Iwanowitſch, — den Gall ſogleich beim erſten Anblick, gegen die bisherige Meinung, nicht für einen Kalmucken, ſondern für chineſiſcher Abkunſt erklärte, und an deſſen Kopfe er ſpäter das Organ des Farbenſinnes in der höchſten Entwicklung verzeigte; — war einer der eifrigſten Hörer. Als Gall mit der natürlichen Beredſamkeit, die ſeinen Vortrag ſo vortheilhaſt auszeichnet, und die mehr Folge ſeines Gedankenreichthums und ſeiner lebendigen Selbſtüberzeugung, als irgend eines Studiums, zu ſeyn ſcheint, in ſeinen erſten Vorleſungen die Fundamentalſätze der Schädellehre aus ſchön an einander gereihten Thatſachen entwickelte; dem Gehirn ſeine Stelle als Organ der Geiſtesthätigkeit vindicirte, das unabhängige Thätigwerden einzelner Gehirntheile bei Ausübung einzelner Seelenfunktionen mit Gründen behauptete, den formenden Einfluß des Gehirns auf den umgebenden Schädel bewies, und hier ſchon ſo viel verſprechend auf ſeine Entdeckung in Betreff der Struktur des Gehirns hinzeigte, wuchs das Intereſſe für ſeine Lehre bei allen ungemein. Nichtärzte erkannten nun den nicht blos anatomiſchen oder medizinischen Werth dieſer Unterſuchungen, und ahndeten bedeutende Reſultate aus ihnen für Anthropologie; — Aerzte fanden ſich mit einer Fülle trefflicher Beobachtungen und Erfahrungsſätze bereichert, nahmen dankbar die Fingerzeige zu deren Benutzung an, und überließen für diesmal die ihnen ſonſt attribuirte Mimik des Kopfſchüttelns und Achſelzuckens mehr den Philoſophen, die weder Galls Vertheidigung gegen den angeſchuldigten Materialismus zu überzeugen, noch ſeine Anſicht des Gehirns naturphiloſophiſch zu erbauen ſchien. Mit ſteigendem Intereſſe folgte man Galls Vortrage, der jetzt über das Verhältniß des Gehirns zum Rückenmarke gründlich belehrend ſich verbreitete; und dem anſchaulich dargelegten Satze: daß in dem Verhältniße, wie geiſtige Anlagen bei Thiergattungen mehr hervortreten, auch an die dem Rückenmarke zunächſt entſproſſene Hirnmaſſen neue Hirntheile ſich anſetzen — verſagte, als einem tiefen Blicke in die Stufenfolge der Natur, wohl kein Kenner ſeinen Beifall.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 20. Jänner, 1807.

Wer unſer Herz erſt überwand,
Gewinnt auch leichtlich den Verſtand.

U z.

Ausſtellungen im Muſäum Napoleon
im September 1806.

Größere hiſtoriſche Gemählde.

Wenden wir die Blicke auf die vorzüglichſten Gegenſtände der Mahlerey: auf die hiſtoriſchen, die im weiteſten Sinne auch die romantiſch-hiſtoriſchen mitbegreifen, und dramatiſche Mahlerey genannt werden könnten. So viel Gutes man auch von einzelnen ausgeſtellten Gemählden aus dieſer Klaſſe ſagen kann, ſo erweckt doch der Ueberblick aller von dem Geiſte der neuen franzöſiſchen Schule nicht die hohe Meynung, welche viele franzöſiſche Künſtler ſelbſt davon haben, und mit welcher Herr Bruun Neergaard in ſeinen Noten zu Fiorillos Geſchichte der Kunſt in Frankreich ſagt: daß ſeit 10 Jahren bloß eine franzöſiſche Schule in Europa beſtehe, und daß die Deutſchen, Italiäner und Engländer ihr Daſeyn bloß deswegen beſtreiten, weil ſie ihre Ueberlegenheit fürchten. — In vielen Gemählden iſt noch das Kolorit ſo grell und ſchreyend; die Farbe der Haut bey Verwundeten ſo widerlich; die Stellungen und Gruppen ſo theatraliſch; der Ausdruck der Leidenſchaften ſo übertrieben; das Haſchen nach Effekt und Theaterkoups ſo ſichtbar, und viele Süjets, um Erudition auszukramen, ſo weit hergehohlt, daß man Prätenſion, in Erfindung wie in Ausführung, als das Zeichen der neuen franzöſiſchen Schule anzuſehen verführt wird. Doch ich vergeſſe, daß im Salon größtentheils nur Eleven oder Liebhaber und nur wenige Meiſter ihre Arbeiten ausſtellten. Eine kurze Erklärung der vorzüglichſten mag jene Behauptung rechtfertigen oder widerlegen.

Zuerſt von den Gemählden, vor die ſich die Fülle der Zuſchauer drängt. Girodets Epiſode aus der Sündſluth, und Aparicios Epidemie in Spanien. In erſterer ſieht man rechts nackte Felſen, die zwey ungeheure Stuffen bilden, auf deren oberſter ein dürrer Baum ſteht; links ſtürmt ein Strom daher, der am Rande des Gemähldes bereits zum See anwächst. Ein Blitz erhellt die Nacht der Wolken, der Regen ſtürzt in Strömen nieder. Dieß der Schauplatz, und die Perſonen: ein Familienhaupt, der ſeinen Vater auf dem Rücken trägt, mit der Rechten ſein Weib nach ſich zieht, und mit der Linken ſich am dürren Baume anklammert. Das Weib hat gerade die untere Stuffe erſtiegen; die Linke trägt den ſchreyenden Säugling, die Rechte iſt dem Gatten gereicht; an die eine Schulter und in die Haare klemmt ſich der ältere Sohn. Die Situation wäre an ſich beängſtigend genug; aber damit iſt's nicht abgethan; in dem Augenblicke, wo der Mann die untere Gruppe hinaufzuziehen wähnt, bricht der dürre Baum, und der Blitz ſcheint die Gattin ohnmächtig gemacht zu haben. Ihr Körper, unfähig, ſich nachzuhelfen, wird nun doppelt ſchwere Laſt; der Baum iſt keine Stütze mehr, der Sturz aller in den Abgrund ſcheint unvermeidlich.

Das iſt der Stoff dieſes gerühmten Gemähldes. Die Zeichnung iſt korrekt, die Conturen größtentheils

beſtimmt, das Colorit äuſſerſt friſch, der Abſtich der Farben mit Geſchmack geordnet, und das Waſſer mit einer Kunſt behandelt, daß man es für durchſichtig hält. Nur der Blitz ſcheint ein zu helles Licht auf die Szene zu werfen, und Spötter behaupten, um die Schönheit der Conturen mehr bemerkbar zu machen. Aber trotz ſeiner Schönheiten läßt das Ganze kalt, weil es mit Gräßlichem zu überladen iſt, weil nirgends für die Phantaſie des Zuſchauers ein Beruhigungsgrund ſich darbietet.

Es ſcheint in der Mahlerey, wie in der dramatiſchen Kunſt, eine der National-Eigenheiten der Franzoſen zu ſeyn, immer Uebertreibung mit tragiſchem Effekt für einerley zu halten. Kein Tragiker ſchreit ihnen zu heftig, oder macht zu viel Convulſionen, wenn er gleich zur Unnatur ausartet. Sie wollen nicht erſchüttern, ſie wollen die Empfindung zermalmen, und, zu viel bewirken wollend, laſſen ſie nicht ſelten gleichgültig. So verfehlt auch dieſes Gemählde den gehoften Effekt, ſelbſt bey vielen Franzoſen. Dieſer Familien-Vater, deſſen Geſicht mit anatomiſcher Tiranney zum grellſten Ausdruck des gräßlichſten Entſetzens verzerrt iſt, zu einem Grade, das man ihn eher für einen Vatermörder als für den Retter ſeiner Familie hält; — dieſer 10jährige Knabe, der ſich in die Stirnhaare ſeiner Mutter einklammert, ſind Gegenſtände, die das Herz zerreiſſen; das heißt die Kunſt, die uns veredeln ſoll, zur Folterbank herabwürdigen, um ſeine Stärke zu zeigen.

Man kann dem Gemählde gewiß Poeſie nicht abſprechen; aber das iſt nicht die idealiſirende der Griechen, nicht die energiſche des kaledoniſchen Barden; — es iſt die Poeſie eines Theokraten, der ſeinen Gott mit kaltem Blute eine Welt voll Menſchen durch Waſſer vertilgen läßt. Zwar bildeten auch die Griechen eine Niobe, einen Laokoon, aber dieſe Götterbilder bleiben *ſchön* ſelbſt unter dem Drucke des Schmerzes, denn die veredelnde Kunſt idealiſirte Menſchen zu Heroen; dem Gefühle quillt Beruhigung aus dem Gedanken, daß ſie würdig waren, als Nebenbuhler der Götter aufzutreten. Dieſe wählen keine verächtlichen Gegner, und ſelbſt im Unterliegen wird Unſterblichkeit des Beſiegten Antheil.

Zwar ſind auch in dieſem Gemählde lichtere Punkte; zwey liebliche, holde, weibliche Geſichter, (Portraite, wie man ſagt:) die Mutter nähmlich, und ihre Schweſter, die, bereits ein Raub der Fluthen, nur mit dem Kopfe ſichtbar iſt. Aber abgeſehen, daß dieſes zu ſehr auf den Kontraſt mit den grinſenden Köpfen des Vaters und Säuglings berechnet ſcheint: ſo kann man ſich unmöglich überreden, daß man dieſe klare ruhige Phyſiognomie, dieſes roſige Colorit behalten könne, wenn ein zehnjähriges Kind ſich an unſre Stirnhaare einklemmt. Eine Situation, die bey den Haaren herbeygezogen iſt, ſagen die Pariſer; überhaupt regnet es eine Sündfluth von Einfällen auf Girodets Sündfluth, was übrigens mit ein Beweis von des Künſtlers Talenten ſeyn dürfte. — Was ſoll man von andern Unwahrſcheinlichkeiten der Ausführung denken? — Von Kleidern, die ungeachtet des niederſtröhmenden Regens nicht benetzt ſcheinen und im Winde flattern? Von der Idee dieſes Vaters, ſich auf unfruchtbare, unwegſame Felſen zu retten, auf die der Zugang gar nicht bezeichnet iſt, ſo daß die Figuren aus ungemeſſener Tiefe heraufzuſteigen ſcheinen? Von dem Baume, der dem dürren Felſen entwuchs? Von dem nackten Greiſen, der, nicht hineingerückt genug, wie ein gräßlicher Leichnam über den Rücken des Mannes hängt? Von ſeiner Geldbörſe in der rechten Hand, die man bald als eine unpaſſende Satyre auf die Geldliebe der Alten getadelt, bald mit Beyſpielen der Alten aus dem Herkulanum vertheidigt hat? — Einige wollen dieß Gemählde nicht für eine Epiſode aus der Sündfluth, ſondern aus irgend einer Ueberſchwemmung erklären, ohne daß ich ſehe, was dadurch gewonnen würde. *Girodets* Portraite gehören übrigens unter die beßten.

Aparicios (Davids Zögling) *Epidemie* in Spanien im Jahre 1804 macht nach Girodets Sündfluth das meiſte Aufſehen. Es ſtellt das Innere eines Kloſters vor, in das man alle vom gelben Fieber befallenen aus der Nachbarſchaft aufnahm. Die Hauptperſonen ſind ein bejahrter Mann, faſt ganz nakt auf einem Bette ſitzend, dem ſeine Tochter die Portraite ſeiner zwey Söhne auf einem ovalen Tableau zeigt. Einer davon iſt Aparicio, Penſionär des Königs von Spanien, und Mahler des Gemähldes ſelbſt. Er ſchickte ihm dieß Bildniß mit einem Briefe, in dem der Miniſter des Innern ſeiner Athalia vom v. J. den Preiß zuerkannte, und den der Vater voll Rührung an ſeine Bruſt drückt. Der danebenſtehende Biſchoff der Stadt ſcheint ihn zum Dank gegen die Vorſehung aufzumuntern, die die Stunde ſeines Todes noch ſo freudenreich macht. Unter den übrigen Figuren zieht noch eine ſterbende Mutter die Aufmerkſamkeit an ſich, die ihren Säugling zurückſtößt, der von ihrer Bruſt doch nur den Tod trinken würde; und ein junger Menſch, der Speiſen in das Kloſter bringt, aber, vom Anblick des Jammers ergriffen, in die Arme eines Mönchs ſinkt. — Der antike Kopf des Alten iſt voll Ausdruck, die Zeichnung richtig, die Gruppirung und die Vertheilung des Lichtes ungemein glücklich. Des Priors Ornat und der Tochter roſenfarbes Kleid kontraſtiren angenehm mit dem düſtern Kolorite der

halbnakten Sterbenden. Aber ungeachtet der dichteriſchen Anordnung und hineingeflochtenen Handlung machte das Ganze einen unangenehmen Eindruck. Auch wäre die Empfindung des Zuſchauers vielleicht reiner, wenn der Vater, der durch das Bild ſeiner Kinder mit dem Tode verſöhnt wird, nicht des Mahlers eigener Vater wäre.

Es iſt doch ſonderbar, daß die zwey gerühmteſten Gemählde der heurigen Ausſtellung gerade einen ſo empörenden Stoff haben. Man ſollte faſt glauben, die gräßliche Poeſie der Künſtler, die unſre Pantaſie in eine ſo gewaltſame Erſchütterung zu ſetzen wußte, habe eben ſo vielen Antheil am glücklichen Erfolge, als ihre Kunſt in der Ausführung; denn im Durchſchnitte fangen die Franzoſen an, das Tragiſche zu lieben; es iſt neu für ſie, und je ſeltner es ſich mit glücklicher Phantaſie bisher bey ihnen bearbeitet findet, deſto mehr bewundern ſie es dort, wo es mit Effekt, wenn gleich mit Uebertreibung, behandelt iſt. Soll aber die Kunſt in Lazarethen und auf der Folterbank ihre Ideale ſuchen? — Die Griechen hatten freylich auch eine δεινη χαρις (Grazie des Schrecklichen); aber im Salon hier iſt ihr Walten nicht ſichtbar. „Ungeheuers ewig ſingen", ſagte Leſſing, iſt Begeiſterung? Nein, iſt Wuth. (Die Fortſetzung folgt.)

Beſteigung der Ortelesſpitze in Tyrol.

Der öſtreichiſche Bergofficier, Doctor Gebhard, bereiſte mehrere Jahre lang Tyrol nach allen Richtungen. Eine der intereſſanteſten Folgen dieſer Unternehmung, welche für Geologie, Botanik, Mineralogie und die Naturkunde überhaupt eine ſehr reiche Ausbeute verſpricht, war unſtreitig die im Sept. 1804 gelungene Erſteigung der noch nie betretenen oberſten Spitze des Orteles, des höchſten Bergs im Tyrol, der mit Gletſchern umgeben, und mit ewigem Schnee bedeckt iſt.

Als D. Gebhard ſich am Fuße dieſes Bergs befand, ertönte von allen Seiten die traurige Sage: „Der Orteles iſt unerſteiglich." Durch gute Worte und Geld lieſſen einige Waghälſe ſich anſpornen, das Abentheuer zu beginnen. Fünf Verſuche mislangen. Schon war alle Hofnung in ihm erloſchen. Da kam ein Männchen, Joſeph Pichler, (ſein Namen gehe nicht unter!) der kühnſte Gemſenjäger, erbot ſich, den (14466 Schuh hohen) Orteles zu beſteigen, und erhielt zwey Bauern aus dem Zillerthale (auch ihre Namen ſollte man wiſſen) zu Gefährten, die den D. Gebhard auf ſeinen Bergreiſen ſchon begleitet hatten, und von welchen Einer zur richtigen Beobachtung der beyden Barometer, die ſie mitnahmen, die nöthigen Kenntniße beſaß. Am 27 Sept. 1804 traten ſie von Droſui aus Morgens um halb zwey Uhr ihre Reiſe an, und erreichten erſt zwiſchen 10 und 11 Uhr die Spitze. Allein kaum vier Minuten konnten ſie hier aushalten. Dieſe benutzten ſie zur Beobachtung der Barometer, und Abends um 8 Uhr kamen ſie nach Droſui zurück, Pichler mit halberfrornen Füſſen, und der jüngere Zillerthaler mit ſtarren vor Kälte geſchwollenen Fingern. Alle drey fühlten ſich anfangs ſelbſt der Sprache beraubt. Ohne mehr als jene 4 Minuten auszuraſten, waren ſie 17 volle Stunden über Felſen, Schnee und Eis, auf manchen Punkten mit Lebensgefahr, gewandert.

Vorläufig ergab ſich aus der Beobachtung der beyden trefflichen genau mit einander übereinſtimmenden Barometer auf dem höchſten Standpunkte, daß die Ortelesſpitze wenigſtens 14200 Pariſer Fuß über das mittelländiſche Meer erhaben iſt.

Späterhin wurden über und unter dem Gletſcher Hütten und Schützſtellen erbaut, Wege in die Wände gehauen, und Seile längs derſelben gezogen, um Freunden der Geographie und des Erhabnen in der Natur einen gefahrloſen Zugang auf eine Bergſpitze zu eröffnen, die nach dem Montblanc die höchſte in Europa iſt.

Das Nähere, und die Barometermeſſung im Detail findet man im erſten Bande der Alpina, einer ſehr intereſſanten, der genauer'n Kenntniß der Alpen gewidmeten, Schrift. Die Herausgeber ſind C. U. von Salis in Marſchlins, und J. R. Steinmüller, Pfarrer in Rheineck. Würdige Männer, die verdienen, daß ihr Wunſch, von Schweizer und auswärtigen Gelehrten mit Beyträgen unterſtützt zu werden, in Erfüllung gehe.

A.

Aphorismen

(Von Ernſt Wagner.)

„Selbſtkenntniß! Viel zu wenig ſtreben die Menſchen nach ihr!" Ich kann Viele deßhalb nicht tadeln — denn, wie gar wenig verlohnen doch manche dergleichen Bekanntſchaften die Mühe!

Die gemeinen Geiſter ſehen in der Natur nur Erde, und machen aus Erde Staub, dem ſie angehören — aber der himmliſche Genius ſchafft aus dem Stoffe des Gemeinſten das Wort der Ewigkeit, die ſein Vaterland iſt.

Willſt du die ſchöne Jungfrau in ihrer höchſten Anmuth ſchauen — ſieh die Keuſche, wann ſie im Roſenſchein der erſten Liebe ſchimmernd daſteht, bis an das Stirnhaar in Scham getaucht!

Ich ſah einſt Thränen aus den Augen eines Grenadiers träufeln, indem er vor ſeinem kleinen lieblichen Fürſten-Sohne, welchen die Amme trug, das Gewehr präſentirte. — O wüßtet Ihr doch, Ihr Fürſten, welche leidenſchaftliche Treue Euch aus ſo manchem Herzen entgegenpocht — wahrlich, Ihr müßtet alle gut ſeyn!

Liebet Euer Leben — aber nicht mehr als Alles. Die allzugroſſe Liebe zum Leben hat ſchon oft das Abſcheulichſte erzeugt. Blickt empor, wie freye Geiſter, wann die ernſte Wahl ſich nähert! — Und — betrachtet doch das Leben — iſt es nicht eine unheilbare Krankheit, an welcher Jeder, und der Geſundeſte nur am langſamſten ſtirbt?

Der freye Menſch weicht gern der Gewalt der Gründe; er iſt ja der Sohn des Schickſals. So gehorcht der edle Kaiſer dem guten Rathe des Bauers. — Wer aber Willkühr zu ſeinem einzigen Handlungsgrunde macht, der iſt ein feiger Knecht ſeiner Sinne und zugleich ein Tyrann ſeiner Geſellſchaft, der er Gewalt anthut.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, 9 Januar.

Ueber die Organe des Geſchlechtstriebs und der Jungenliebe ſprach Gall für die meiſten klar und befriedigend. Nur im Verfolge ſeiner ſpeziellen Organenlehre erhoben ſich mehr oder minder die Zweifel der Zuhörer. So bemerkte man z. B. allgemein, daß Gall, indem er ſein Kunſtorgan bei der Puzmacherin, und beim Hamſter, wie bei Raphael, nachwies, einen ſehr ungewohnten Begriff von Kunſt dabei zum Grunde lege; daß die von ihm angenommene Identität des Hochmuths und des Höhesinnes der Thiere nur auf ein Wortſpiel hinauslaufe; daß wohl ohne Konſequenz das Organ der Eitelkeit Thieren abgeſprochen werde; (warum ſollte in Galls Sinn der Pfau und das Pferd nicht eitel genannt werden, wenn der Biber und Hamſter Künſtler heiſſen?) u. ſ. f. Ein Organ der Perfectibilität konnte man Gall nicht gelten laſſen, nachdem er die Regel aufgeſtellt hatte, für Abſtracta dürfe kein Organ aufgeſucht werden, z. B. für Einbildungskraft keines, keines für Urtheilskraft.

Galls Mimik fand man launig, mitunter wizig; ein höheres Verdienſt würde ihr ſchwerlich jemand zugeſtanden haben. Von jenem Vorurtheile der Menge: man werde nach angehörten Vorleſungen einen betaſteten Kopf nun auch ohne weiteres ſeinem Gehalte nach richtig beurtheilen können, u. ſ. f. waren am Ende Galls Zuhörer insgeſamt völlig zurückgekommen, und maßten ſich jene Fertigkeit ſo wenig an, als ſie ſich hätten einfallen laſſen, unmittelbar nach erhaltener Belehrung über den Fingerſaz fertige Klavierſpieler ſeyn zu wollen.

Gall hatte verſprochen, bei erſter Gelegenheit ein Menſchengehirn vor ſeinem Auditorium nach ſeiner Methode zu zerlegen, die vom Rückenmarke entſprungene eintretende Hirn-Maſſe durch mehrere Verſtärkungsknoten zu verfolgen, das Gehirn endlich in eine Membran zu entfalten — und dies war es, worauf ſeine ärztlichen Zuhörer mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit harrten. Die Gelegenheit fand ſich, und Gall hielt Wort. Dr. Spurzheim verrichtete mit groſer Geſchicklichkeit die Gehirnzerlegung, und Schritt vor Schritt mußte ihm, auf Galls ausdrückliches Verlangen, jeder der anweſenden Aerzte ſelbſtſehend folgen. Manipulationen, wodurch dem Gehirne Gewalt geſchehen wäre, bemerkte hiebei niemand, wohl aber eine, den Lauf auch der zarteſten Faſern ſchonende, Entwicklung der Theile, die ſonſt bei Gehirnſectionen vielfach zerſchnitten und verſtümmelt wurden. Keiner war, nach dieſer höchſt intereſſanten Demonſtration, der nicht gerne den Wortkram älterer Terminologie (denn auf dieſen beſchränkte ſich faſt einzig unſere Kenntniß des wichtigſten aller Eingeweide) für das, was er hier ſah, hingegeben, ſich einen belehrten Schüler Galls genannt, und dieſem das Verdienſt zugeſprochen hätte: zuerſt in einem, Jahrhunderte lang durchirrten, Labyrinth einen leitenden Faden aufgegriffen zu haben, und ihm gefolgt zu ſeyn, zuerſt die Löſung jenes gordiſchen Knotens der Gehirnſtruktur glücklich verſucht zu haben, den vor ihm Anatomen nur zu zerhauen wußten.

Kaum hatte Gall ſeinen erſten Kurs geendigt, als er von mehreren Seiten her dringend zu einem zweiten aufgefordert wurde. Er verlängerte deßhalb ſeinen Aufenthalt, und erklärte nun zum zweitenmal ſeine Gehirn- und Schädellehre vor einer Verſammlung von beinahe 100 Perſonen. Auch jene Aerzte, die an den erſten Vorleſungen nicht Theil genommen hatten, fanden ſich jezt ein, und wenn es Gall auch nicht gelang, ſie, die überhaupt ſchwerere Zweifel gegen ihn zu hegen ſchienen, für ſeine Organenlehre zu gewinnen, ſo entgieng ihm doch die Genugthuung nicht, ſie ſeinen Verdienſten um die Zerlegung des Gehirns huldigen zu ſehen.

Gall verließ Karlsruhe, nicht ohne Beweiſe vorzüglicher Achtung von Seiten des Hofes ſowohl, und namentlich des Grosherzogs, als des Publikums überhaupt erhalten zu haben, und gewiß läßt er ein ehrenvolles Andenken in den Gemüthern ſeiner hieſigen Zuhörer zurück; denn viele verdanken ihm bedeutende Winke zu ſcientifiſchem Fortſchreiten, viele zu humanerm Urtheil über Thun und Laſſen des Menſchen, und alle — eine geiſtvolle Unterhaltung.

Die Sachkenntniß und Wärme, mit der Gall von einer zweckmäßigeren und menſchlicheren Einrichtung der Irrenanſtalten und Zuchthäuſer ſprach, erregte bei unſerm Fürſten, dem edlen Greiſe, der mit voller Jugendwärme alles Gute umfaßt, den Wunſch, von Gall ins Einzelne gehende, den Lokalumſtänden angepaßte, Vorſchläge zu ſolchen Verbeſſerungen ſich vorlegen zu laſſen, und Gall nahm dieſen ſchönen Auftrag, den erſten dieſer Art, der ihm bisher auf ſeiner Reiſe gegeben ward, mit Enthuſiasmus an. Er beſucht nun in Begleitung eines dazu ernannten Mitgliedes der Arbeitshaus-Kommiſſion die Zuchthäuſer und Irrenanſtalten in Freiburg, Pforzheim, Bruchſal, Mannheim u. ſ. f., und wer wird nicht im Voraus für die leidende Menſchheit ſich der Reſultate dieſer Wanderung freuen! Den Leſern dieſes Blattes ſollen ſie nicht vorenthalten werden. —

Florenz. Oktob. 1806.

Unſer Felix Fontana, ein Bruder des unvergeßlichen Gregor's, iſt noch immer mit der Verfertigung ſeiner anatomiſchen Wachspräparate, an denen er nun ſchon 35 Jahre arbeitet, beſchäftiget. Mehr Ehre noch, als die lezteren, macht ihm ſeine in Holz gearbeitete dekomponible Anatomie, die gleichfalls noch unvollendet iſt. Leztere reift einem Meiſterwerke entgegen, von dem ſich nur der Augenzeuge eine genügende Vorſtellung machen kann. Sie erſtreckt ſich nicht blos auf das Syſtem der Knochen, Bänder und Muskeln, wie manche der Meinung ſind, ſondern auch auf das Syſtem der Blutgefäße, der Saugadern, der Nerven, der Eingeweide; ja ſie umfaßt ſogar die Haut und die Nägel des Menſchen. Sie ſtellt ferner nicht nur die Geſtalt, Größe und übrigen anſchaulichen Verhältniſſe im menſchlichen Körper aufs befriedigendſte dar, ſondern zeigt auch mittelſt innerer verborgener Reſſorts die Bewegungen und Gebrauchsarten der einzelnen Theile. Kurz, ſie ſezt in ihrer Vollendung uns in den Stand, in wenigen Monaten eine genauere und richtigere Kenntniß des menſchlichen Körpers zu erwerben, als es bisher mittelſt jahrelangen Arbeitens am Kadaver möglich war.

Nro. 18.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Jänner, 1807.

— Es bildet
Nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte.
Göthe.

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

10. Helvetiſcher Almanach für das Jahr 1807. Zürich bey Orell, Füßli und Compagnie.

Das Aeußere und Innere dieſes Almanachs iſt anziehend. Hundertvier Seiten füllt eine kurze geographiſch-ſtatiſtiſche Darſtellung der Kantone Schwyz und Zug.

Die Schlacht am Morgarten. Der Beſchreiber ruft in edelm Style den Schweizern das Andenken ihrer biderben und tapfern Vorfahren in's Gedächtniß zurück. Auch der Ausländer wird bey dieſem gelungenen Tableau gern verweilen.

Der Bergfall bey Goldau. Die Erzählung, wie in wenigen ſchickſalsvollen Minuten die Hälfte eines der fruchtbarſten Thäler im Kanton Schwyz zur grauſen Einöde, und dieſe zum ſchauervollen Grab eines Sechzigtheils ſeiner ganzen Bevölkerung wurde, muß jedes Herz durch das Einfach-Große, Schauerlichwahre tief erſchüttern. Vierhundertachtundſechzig Einwohnern und 16 Auswärtigen ſchlug plötzlich ihre letzte Stunde. Folgende Geſchichte iſt ſehr merkwürdig:

Eine Viertelſtunde unter Lauwerz ward eine Magd, und ein fünfthalbjähriges Kind am Tage nach dem Bergſturze noch lebendig aus dem Schutte hervorgezogen. Der Vater des Kindes war mit zwey Knaben glücklich der Gefahr entronnen. Die Frau lief nach einem Kinde, das ſie in ihre Arme ſchloß, und wurde ſo vom Erdſtrom' erreicht. Franciska, die Magd, eilte in's Haus, um, wo möglich, noch das vierte Kind zu retten. Indem ſie, nach ihrer eig'nen Erzählung, in die Stube trat, war ſchon alles verfinſtert, und es kam ihr vor, „als wenn ſie, in einem „Haſpel eingeflochten, bald auf die Füße, bald ſeit„wärts hingewirbelt worden wäre.“ Dann habe ſich das Kind ab der Hand verlohren, ſich ſelbſt nicht mehr bewegen können, und aus der fürchterlichen Dunkelheit geſchloſſen, daß ſie tief vergraben ſey. Bald aber hätte ſie das, wie ſie wohl ſpürte, nicht weit von ihr getrennte Kleine wieder nach Suppe und nach ſeinen Aeltern rufen hören, und ihm geantwortet: Der jüngſte Tag ſey gekommen, und niemand lebe mehr auf Erden, der ihnen helfen könne; ſie werden auch ſterben müſſen. So haben ſie ſich mit einander unterhalten, bis ſie dumpf die Abendglocke in Steinen läuten hörten. Daraus habe ſie Hoffnung geſchöpft, daß noch Menſchen am Leben ſeyn müßten, und das weinende Kind getröſtet, man werde ihnen nun ſchon zu Hülfe kommen. So habe ſie die ganze Nacht zugebracht, und alle Stunden ſchlagen hören; das Kind hingegen müſſe eingeſchlummert ſeyn. Indeß brach der Tag an. Der gerettete Mann grub nach, fand Füße, grub tiefer — es war die gute Mutter, erſtickt, und das Kind, todt in ihrem Arm. Franciska, die in der Nähe lag, hörte das Arbeiten und Jammern des Mannes, und rief um Hülfe. Man grub dem Tone nach, und glücklich wurde ſie unter den Trümmern des Hauſes, faſt gerade auf dem Kopfe ſtehend, nur im Angeſichte hart gequetſcht, hervorgezogen. Bald ward auch ſein Kind, noch ſchlafend, zwiſchen Baumäſten eingeſchloſſen, doch ſtark an ſeinen Gliedern beſchädigt, gefunden, und beyde befinden ſich gegenwärtig ſo gut als ganz wieder hergeſtellt.

Der letzte Aufſatz (aus den Epiſoden von Friderike Brun, geb. Münter, die bey'm Verleger des Almanachs erſcheinen werden) iſt voll Lebendigkeit und Grazie. Man höre nur, was ſie vom blinden Bienenbeobachter Huber ſagt:

Dieſer Blinde beobachtete durch die Augen erſt eines geſchickten Bedienten, den die Revolution ihm entriß — und nun durch die Heller'n ſeiner Frau, Bienen und Pflanzen mit Bonnets Beobachtungsgeiſt, und mit vielleicht mehr Genie; ſpielt Klavier, wie ein Komponiſt, und ſingt, wie ein Rhapſode. Er hat die Süßigkeit der Homersbüſten um die Lippen, und im Ausdrucke des ganzen Geſichts; des irdiſchen Bacchus hohe Trunkenheit aber über den großen Augen, welche glänzen, ohne zu ſehen. — — Er verblindete im zwanzigſten Jahre ſeines Lebens, als eben Herz, Geiſt und Phantaſie in der vollſten Blüthe ſtanden. Er ward damals mit ſeiner Frau verlobt: Ihre Aeltern wollten ſie dem blinden hülfloſen Jüngling nicht geben; das ſechzehnjährige Mädchen meinte; „eben weil er blind geworden ſey, wolle ſie ihn um deſto eher heurathen. — Liebe und Treue ſiegten, und ſie wurden die glücklichſten aller Eheleute. Dieſe ſtarke Seele bewohnt eine kleine zarte Geſtalt; allein Feuer und Leben blicken aus ihren blauen Augen, und ſie iſt eine Grosmutter, die man wenigſtens für die Mutter ihrer Enkel hielte. Sie iſt ſein Organ; durch ihre Augen ſieht, durch ihre ſanfte Stimme vernimmt er alles. Jetzt hilft ſie ihm bey einem neuen Werke, welches er und Senebier gemeinſchaftlich ausarbeiten: Sur la germination des plantes. Der älteſte Sohn, Pierre Huber, beobachtet jetzt den unterirdiſchen Gnomen-Staat der Ameiſen, und hat ſchon in ſeiner Abhandlung über die Hummeln gezeigt, was auch er in dieſem Fache zu leiſten vermögend iſt. Auch das Talent des Großvaters für die Decoupüre hat auf dieſen fortgeerbt ..... ſo wie auf den zweyten Sohn die Luſt an der Vogeljagd, und das Beobachten der Raubvögel.

Als ihrer Auserwählten gedenkt ſie der Familie Pictet. Der ältere Bruder, A. M. Pictet, iſt der berühmte Phyſiker; der and're, Charles Pictet, der nicht weniger berühmte Aſtronom. Beyde ſind mit dem Profeſſor Maurice die Hauptredacteurs der Bibliothèque britannique. Charles lebt auf ſeinem Landgütchen zu Lancy in Savoyen, eine halbe Stunde von Genf, eingezogen, mit ſeiner Gattin. Drey Jahre lang führte er ſelbſt den Pflug. Sie erhob die Wollenſpinnerey durch ihr thätiges Beyſpiel auf eine bis dahin unbekannte Höhe, indem ſich ihr Geſpinnſt zu den feinſten engliſchen Wollfäden, wie 23 zu 15, verhält. „Sie ward bald die Minerva der Gegend, und jetzt werden unter ihrer Aufſicht Schawls gewebt, die den berühmten von Kaſchemire weder an Schönheit noch Güte nachſtehen, ſondern nur durch die Verſchiedenheit des Materials ſich von ihnen unterſcheiden; denn jene ſind nicht von Schaafen, ſind nicht Wolle, ſondern von einem Thiere, welches ein Haar hat weich und leicht, wie Seide, und elaſtiſch, wie Wolle.]

Die ſchönen Kupfer ſtellen das ehmalige Goldau, vier Landestrachten, zwey Baurenhäuſer, und vier Proſpekte dar, und ſind am Schluß' erklärt. Angehängt iſt ein ſehr niedliches Landkärtchen von den Kantonen Schwyz und Zug. A.

Merkwürdige Beſtallung eines Vice-Präſidenten der Berliner Akademie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Wie viel man vor hundert Jahren an einen Vice-Präſidenten einer gelehrten Geſellſchaft foderte, davon zeugt das Patent des Grafen von Stein, welches Berlin vom 19 Januar 1732 datirt iſt, und woraus wir einige Züge hier ausheben:

„Wegen ſeiner weit und breit erſchollenen Gelehrſamkeit und Meriten, auch in Antiquitäten, alten und neuen Münzen, in Physicis und Mechanicis, Botanicis, u. ſ. w. nicht weniger in der Cabbala, und Prüfung und Erkenntniß der guten und böſen Geiſter, deren Nutzen, Gebrauch und Mißbrauch, ingleichem in der wunderbaren Lehre von den Präadamitis, und deren vormaligen Wirthſchaft und Haushaltung, auch ſonſt in Historicis u. ſ. w. auch in der weiſſen und ſchwarzen Kunſt erlangten gründlichen und faſt erſtaunenswürdigen Erfahrung" — iſt er zu ſeiner Stelle ernannt worden.

Unter anderm ſoll er dahin ſehen, und feſt darüber halten: „Daß die Societät mit Edirung gelehrter Schriften ſich diſtinguire, und ein jedes Membrum wenigſtens Ein Specimen Eruditionis alle Jahr durch den Druck herausgeben müſſe; der Vice-Präſident aber bleibt von ſolcher Arbeit diſpenſiret, obgleich ſein herrliches und erleuchtetes, und an Fertilität und Fruchtbarkeit dem beſten Klee- oder Waizen-Acker gleichkommendes Ingenium dergleichen Produktionen in der Menge hervorzubringen, mehr als gar zu tüchtig wäre."

Beym Kalenderweſen ſoll er „alle Behutſamkeit gebrauchen, damit ſie dem Publico, und inſonderheit den Curioſis, welche gern zukünftige Dinge vorher wiſſen, zur Freude und zum Nutzen gereichen; damit die Prognoſtica von der Witterung, Geſundheit, Krankheit, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre; ingleichen die Kriegs- und Friedens-Läuffe accurat getroffen, bey dem Druck nicht mehr rothe Buchſtaben, als vonnöthen, gebraucht; der Sonnencirkul nicht verkehrt und viereckicht, ſondern rund gemahlet, die güldene Zahl nach Möglichkeit vermehret, der guten Tage immer ſo viel, als ihrer ſeyn kön-

nen, angeſetzt, die verworfnen oder böſen Tage aber vermindert werden mögen. Daſern auch der Vice-Präſident beſondre Veränderungen anmerken ſollte, e. g. daß der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworfen habe, oder, daß er mit dem Saturno, Venere und Merkurio im Quadrat ſtünde, oder auch, daß der Zodiakus, wie bereits zu des Campanellä Zeiten angemerkt worden, ſich noch weiter aus dem Geleiſe geben und verrücken, oder auch, daß ein Wirbel des Himmels den andern, nach des Cartesii Principiis, abſchleifen und verſchlingen ſollte, und daher eine unmäßige Anzahl von Cometen oder Schwanzſternen zu vermuthen wäre, ſo hat der Vice-Präſident ohne den geringſten Zeitverluſt mit den übrigen Sociis daraus zu konſerieren, auch nicht allein auf die Ergründung ſolcher Unordnungen, ſondern auch auf Mittel und Wege, wie denſelben auch am beſten abzuhelfen, bedacht zu ſeyn.“

„Und ob es zwar durch den Unglauben der Menſchen dahin gediehen, daß die Kobolte, Geſpenſter und Nachtgeiſter dergeſtalt aus der Mode gekommen, daß ſie ſich kaum mehr ſehen laſſen dürfen, ſo iſt dem Vice-Präſidenten doch aus dem Praetorio bekannt, wie es an Nachtmehren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwiſchen, Nixen, Währwölfen, verwünſchten Leuten und anderer dergleichen Satans-Geſellſchaft nicht ermangele, ſondern deren Dinge eine große Anzahl in den Seen, Pfülen, Moräſten, Haiden, Gruben und Höhlen, auch heiligen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird er alſo nicht ermangeln, ſein Aeußerſtes zu thun, um dieſelben, ſo gut er kann, auszurotten, und ſoll ihm ein jedes von dieſen Unthieren, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit 6 Thalern bezahlt werden.“

„Alldieweil auch eine beſtändige Tradizion iſt, daß allhier in der Churmark, ſonderlich in der Gegend von Lennin, Wilsnek und Lebus konſiderable Schätze vergraben ſind, zu deren Beſichtigung, und um zu wiſſen, ob ſie noch vorhanden, gewiſſe Ordensleute, Jeſuiten und ander dergleichen Geſchmeiße und Ungeziefer von Rom kommen, ſo muß der Vice-Präſident dieſem Pfaffenpack fleißig auf den Dienſt paſſen u. ſ. w., auch keinen Fleiß ſparen, daß er vermittelſt der Wünſchelruthe, durch Segenſprechen, Allrunken, oder auf andre Art, wo ſolche Schätze vergraben, ausfindig machen möge, und ſollen ihm zu ſolchem Ende auf ſein Verlangen die Zauberbücher, ſo in unſerm geheimen Archiv vorhanden, nebſt dem Speculo Salomonis verabfolgt werden u. ſ. w.“

— ß.

Engliſcher Kunſt-Fleiß.

Wer kennt nicht die hochgeprieſenen Perſiſchen und Türkiſchen Amulete unter den Londoner Juwelierwaaren? Der Juwelier Edmonds hat ihnen eine neue Geſtalt und Namen gegeben. Sie haben die Form einer Taube, weil es jezt Sitte iſt, allerhand Vögel aus mehreren Arten von Steinen zu tragen. Man nennt ſie Noah's Tauben. Sie haben goldne Kettchen im Munde, an welchen ſich Herzen von Carneol befinden. Sie ſind aromatiſcher Compoſition — Der Geruch wird nur durch Näſſe vernichtet. Durch den Hauch erhalten ſie eine Politur wie Stein.

Der engliſche Kunſtfleiß bemüht ſich das Andenken an Fox noch immer lebendig zu erhalten, und benuzt die Anhänglichkeit an ſeine Manen durch die gelungenſten Spekulationen. Nach ſeinem Tode erſchien eine Medaille mit ſeinem ziemlich ähnlichen Bildniße. Auf der Kehrſeite iſt die Innſchrift: „Der unerſchrockene Vertreter der Freyheit, „der aufgeklärte Vertheidiger des Friedens, der nicht für „ſich ſelbſt, ſondern für die ganze Welt gebohren wurde. „Dieſer ruhmwürdige Staatsmann verblich den 13 Sept. „1806 im 57 Lebensjahre.“

Nun hat man pyramidenförmige Buſennadeln und Petſchafte mit dem Namen: Fox und den Emblemen der Freyheit; und bey Ackermann im Strande ſind Feuer-Schirme zu haben, dem Andenken an Fox gewidmet. Dieſe und andere Kleinigkeiten finden unzählige Abnehmer.

Der engliſche Luxus verlangt Marroquin, wo ſonſt gemeines Leder gebraucht wird. Bisher glättete und verarbeitete man das Leder dazu mit bloſen Händen. Nun hat Willcox in London folgende Maſchine dazu erfunden: Eine Walze oder ein Cylinder wird durch ein Rad umgedreht. Rund um die Walze ſind an Stahlfedern kleine Rollen befeſtigt, welche das unten, entweder flach oder auf einem Cylinder liegende, feuchtgemachte Leder glätten. Hat das Fell die nöthige Glätte, ſo wird eine Kupferplatte darauf gelegt, welche ſo gravirt iſt, wie die Narben ausfallen ſollen. Das Fell und die Platte werden dann durch zwey Walzen gezogen, wie beym Kupferdrucker. Dieſe Verbeſſerung macht es auch leicht, anſtatt der Narben, allerley Figuren, Landſchaften ꝛc. dem Leder aufzudrücken. Nunmehr wird das Fell wieder auf die obengedachte Art geglättet. Soll aber der Marroquin zum Futter für Hüte, zu Einbänden, zum Ueberzuge der Stühle ꝛc. gebraucht werden, ſo wird das Fell, nachdem es den Abdruck der Platte erhalten hat, mit elaſtiſchem Firniß überſtrichen, wodurch es ein ſehr ſchönes Anſehen erhält. Eine ausführliche und deutliche Beſchreibung des ganzen Verfahrens ſteht in dem Repertory of arts, Manufactures and Agriculture, Nro. 54.

Um die Speiſen auf den Tafeln warm zu erhalten, bedient man ſich gewönlich der Deckel aus Weißblech oder Töpferwaare. King in London hat neue Deckel für Schüſſeln erfunden. Sie ſind Patentwaare. Er macht dieſe Deckel aus zwey ganzen Stücken Weißblech, und löthet ſie zuſammen. Anſtatt nun einen Rand unten anzulöthen, wie bey den gewöhnlichen weißblechernen Schüſſeldeckeln geſchieht, legt er den Deckel auf eine Art von Amboß, der eine Vertiefung hat. Der eigends dazu verfertigte Ham-

mer hat auf ſeiner Bahn eine Erhöhung, welche in die Vertiefung des Amboßes paßt; und ſein Stiel bewegt ſich an einem Querbolze, wie in einem Hammerwerke. Wird nun der Schüſſeldeckel auf den Amboß gelegt, ſo erhält er, indeß der Arbeiter den Deckel rings herum bewegt, durch harte Schläge des Hammers einen leiſtenartigen Rand.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Palermo, Nov. 1806.

Unter den, Sie auf unſerer Inſel intereſſirenden, Veränderungen, iſt auch der Tod des engliſchen Arztes Thomſon. Er hatte ſeit langen Jahren in Neapel gelebt, und war der ehemaligen Regierung hieher gefolgt. Wahrſcheinlich haben die Zeitumſtände auf ſeinen, ohnedies kränklichen, Körper, und ſeinen, ſehr reizbaren, Geiſt zerſtörend gewirkt. Sein Verdienſt als Mineralog iſt groß, und bekannt. Er war Entdeker in dieſer Wiſſenſchaft, und die brittiſche Bibliothek enthielt von Zeit zu Zeit Nachrichten von ſeinen Arbeiten. Seine mineralogiſche Sammlung, welche er dem brittiſchen Muſeum in London vermacht haben ſoll, war äuſſerſt reich, und im Fache der vulkaniſchen Produkte ſo vollſtändig, als es nur möglich iſt. Er lebte ſeiner Lieblingswiſſenſchaft ſo eifrig, daß ihm jedes ärztliche Geſchäft unangenehm war. Daß er ein redlicher, dienſtfertiger, aber für Wenige offener, Mann war, wiſſen Sie ſo gut, als ich.

Wittenberg, 15 Dec. 1806.

Die neueſten Schickſale der Univerſität Wittenberg. Unſere kleine Stadt, einſt der Schauplaz einer Weltbegebenheit und eines Sieges geiſtiger Kräfte, wozu es damals noch keiner Theaterweihe bedurfte, wird auch in der neueſten Bezwingung von Nord-Deutſchland durch den Unwiderſtehlichen gewiß ſtets angeführt und als einer der überzeugendſten Beweiſe genannt werden, daß kaum in der neuen Geſchichte ein anders Beiſpiel von der Verblendung und Sicherheit zu finden iſt, mit welcher dieſer unſelige Kampf begonnen wurde. Doch dies mögen die künftigen Geſchichtſchreiber dieſes Kriegs ausmachen. Sie wollen wiſſen, wie es mit unſerer Univerſität ſteht, die in den lezten Jahren, beſonders im juriſtiſchen Fach, (wo der ehrwürdige Ordinarius Wiſand, der wackre Kriminaliſt Stübel, der geiſtreiche Zachariä, der im Prozeß einzige Pfotenhauer ein Profeſſor- und Spruchkollegium bildeten, wie es kaum unſere begünſtigtere Schweſter an der Pleiſſe aufzuweiſen hatte) ſich ſo rühmlich auszeichnete, und neuerlich in der theologiſchen Fakultät an dem gelehrten und ſcharfſinnigen Tſchirner, in der mediziniſchen an dem ſo eben erſt aus Greifswalde angekommenen Klotten einen bedeutenden Zuwachs erhalten hatte. Sogleich beim erſten Einrücken der franz. Truppen, nahm der Reichsmarſchall Davouſt die Deputirten der Univerſität ſehr huldreich auf, und ertheilte ihr durch den General Daultanne einen Schutzbrief, der ſpäter durch den General Morand, der dann der erſte Kommandant der Stadt wurde, noch durch einen beſonderen Befehl, worin die Profeſſoren und alles Eigenthum der Univerſität unter die Sauvegarde de la discipline et loyauté française geſtellt wurden, noch mehr Beſtätigung erhielt. Auch ließ ſich der Kaiſer ſelbſt, der den 22 Oct. mit ſeiner Garde einrückte, gefallen, eine Deputation der Univerſität, die aus dem zeitigen Rector magnificus Weber und dem berühmten Hiſtoriker Schröckh beſtand, anzuhören. Schröckh hielt eine kurze Anrede an ihn. Indeß konnten freilich weder die Häuſer der Profeſſoren, noch die öffentlichen Hörſäle und Kirchen bei der Enghelt des Plazes in einer ſo kleinen Stadt verſchont bleiben, und es war der Natur der Sache nach unvermeidlich, daß nicht viele der öffentlichen Lehrer hart angegriffen und mit mancherlei Drangſalen heimgeſucht worden ſeyn ſollten. Zum Glück waren die gewöhnlichen Michaelisferien erſt geendigt, und daher die meiſten Studenten noch abweſend, ſo daß durch ſie wenigſtens der Plaz nicht ſehr beengt wurde. Auch hier traf die Profeſſoren noch das annehmlichſte Loos, welche vornehme Offiziers bei ſich im Quartier hatten. So wurde des Profeſſor Langguths treffliche Naturalienſammlung dadurch gerettet, daß ein franz. General bei ihm einquartiert war, der häufige Konferenzen mit dem dort anweſenden Marquis v. Lucchesini hatte. So empfand der Theolog, Prof. Schleußner, auch in der Folge faſt gar keine Beſchwerde, da er das Glück hatte, den Kommandanten bei ſich zu bewirthen, deſſen Bedürfniſſe von Dresden aus beſorgt werden. Dagegen ſahen ſich andere harten Bedrängniſſen und Entbehrungen ausgeſezt. Der durch Alter und Verdienſte ehrwürdige Schröckh mußte, da ihm kein andrer Plaz übrig blieb, vier Nächte zwiſchen ſeinen Büchern auf Stühlen kampiren. Die Hungersnoth war fürchterlich, und der Generalſuperintendent Nitzſch mußte nach 24ſtündiger Entbehrung ſich ſelbſt bei einem Becker etwas Brod erbitten. Die Auditorien, worunter auch der große theologiſche Lehrſaal mit der Cathedra Lutheri, über welcher das bekannte Bild Luthers in erhabenem Schnizwerk befindlich iſt, mußten zu Magazinen, die Kirchen, ſelbſt die ſchöne Schloßkirche nicht ausgenommen, zu Ställen und andern Bedürfniſſen dienen. Chladni, der bekannte Akuſtiker und Erfinder des Euphons, hatte die Ehre, den Prinzen von Neufchatel, Miniſter Berthier, in die Hofkirche zu führen, wo dieſer den Dünger von Luthers Grabſtein wegräumen, und nach aufgehobener ſteinerner Bedeckung den in der Gruft ſtehenden Sarg ſich zeigen ließ, und ſich dabei mit vieler Würde benahm. Es konnte kaum fehlen, daß nicht gemeine Soldaten, die freilich von Villers Preißſchrift ſich nichts ahnden ließen, ihren Unwillen gegen den Stifter der Kirchenverbeſſerung gezeigt hätten. Denn wie viel Schmähungen erlaubten ſich ſonſt gewiße Controversprediger auf katholiſchen Kanzeln gegen den edeln Luther. Wirklich kam der Fall vor, daß gemeine Soldaten, nach Wegnahme der Decke, die auf der Platte von Luthers Sarg liegt, auf dieſe Platte gehauen und geſchlagen haben. Allein dieß alles läßt ſich wegen der in dieſer Kirche aufgehäuften Miſthaufen nicht genau unterſuchen. Einer der dort ausgehauenen Kurfürſten ſoll des Schwerts und des Arms beraubt worden ſeyn. So etwas iſt bei ſo gewaltigen Stürmen kaum zu vermeiden. Aber immer muß man im Ganzen die Bemerkung machen, daß die Spur des Fanatismus, die einige bemerkt haben wollten, durchaus nirgends zu bemerken war. Es iſt wahr, die Landgeiſtlichen ſind überall, wo die Heere zogen, hart mitgenommen, und auch wohl hie und da zu allerlei niedrigen Dienſtleiſtungen, Kochen, Stiefelputzen, Botſchaft laufen genöthigt worden. Allein iſt es den Amtleuten, Dorfſchulzen und Pächtern, wo man ihrer habhaft werden konnte, etwa beſſer gegangen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Charade.

Ich brenn' und verleze durch eure Hand,
Ich fördere manchen in's Schattenland;
Zwey Lettern hinweg, ſo ward ich verbrannt.

Auflöſung der Charade in Nro. 12. Armbruſt, und des Logogriphs: Madame.

Bemerkung.

Die Korreſpondenz-Nachricht aus Florenz in dem geſtrigen Blatt iſt aus Verſehen eingerückt worden.

Nro. 19.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Jänner, 1807.

Schilt nicht auf die Natur, ſprich deiner Schwachheit Hohn.

Uz.

Die alten Barden-Geſänge.

Man hat ſich in neuerer Zeit mit der Hoffnung geſchmeichelt, die alten Barden-Geſänge wieder aufzufinden, und es iſt bekannt, daß ſogar Preiſe auf dieſen ſeltenen Fund ausgeſetzt worden ſind. Die Hoffnung gründete ſich hauptſächlich auf die Nachricht, die man allgemein von den Geſchichtſchreibern angenommen findet, daß Kaiſer Karl der Große dieſelben habe ſammeln laſſen, und ſie alſo etwa noch in Mönchs-Bibliotheken verſteckt ſeyn dürften. Wie aber, wenn dieſe Nachricht ſelbſt einer Berichtigung bedürfte? Was Eginhard, der bekannte Biograph Karls des Großen, und nach ihm mit ſeinen Worten Saxo Grammatikus u. a. Chroniker ſagen, geht ja doch nicht auf die Geſänge der eigentlichen Barden, die wir aus dem Tacitus kennen; es geht auf die Dichter älterer Völker überhaupt, und, wenn wir das Wort fremde (barbara) drücken wollen, gar nicht auf die deutſchen. Die Stelle iſt folgende: *)

„Er ließ fremde und die älteſten Gedichte, worin die Thaten der alten Könige und ihre Kriege beſungen wurden, aufſchreiben und aufbewahren zum Andenken der Nachwelt.“

*) Barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit et memoriae mandavit. S. Eginh. vita Carol. M. C. XXIX. p. 107. (ed. Bredow.) und Saxo Gramm. I. 178. (Eccard. corp. script.)

Wo iſt hier von Barden der Deutſchen die Rede? Von Barden in dem Sinne, den Tacitus damit verknüpft (sunt illis quoque carmina, quorum relatu, quem Barditum vocant, accendunt animos etc. — Verglichen mit der Stelle Annal. II. 88. canitur Arminius adhuc barbaras apud gentes, „noch wird Arminius bey den barbariſchen Nationen beſungen.“ — Hatten denn die alten Deutſchen Könige? oder ſollen wir ihre Fürſten, ihren Herrmann, ihren Arioviſt darunter verſtehen? Würde dann nicht der Schriftſteller ein anderes Wort gebraucht haben? Iſt es nicht wahrſcheinlicher, daß die Dichter anderer Völker, die Karl überwand, darunter gemeynt ſind? der Hunnen etwa? Auch unter ihnen war Poeſie nicht unbekannt. Jornandes (de rebus geticis) ſagt: „facta Attilae cantu funereo tali ordine referebant.“ Auch weiß man, daß der Stoff des Liedes der Niebelungen in das fünfte Jahrhundert hinein gehört, wenn es ſchon ſelbſt viel ſpäter, aber wohl nach ältern Gedichten — der Text ſelbſt gibt am Schluſſe an, daß ein lateiniſches Original zum Grunde liege — komponirt wurde. Hier leſen wir von der Hofhaltung mehrerer burgundiſcher Könige zu Worms, zu Mainz, Troneck, und des Königs Siegfried in den Niederlanden u. ſ. w. Wenn ſolche Geſänge die Aufmerkſamkeit Karls erregt hätten, und wir einen Theil dieſer Sammlung vielleicht nur in anderer Form noch hätten! Wie ihm ſey: die rauhen alten Barden-Geſänge, Schreye der Natur, die

ſchwerlich ſich ſo lange erhielten, am ſchwerſten, wenn ſie ſich erhalten hätten, bey der Unverſtändlichkeit für die Deutſchen zu Karls Zeiten und in ihrer unbeholfenen Sprache in Schriftzeichen hätten können aufgefaßt werden — dieſe waren es gewiß nicht, die Karl ſammeln und durch Schrift aufbewahren ließ.

Eine gewöhnliche, aber unbequeme, ſo manchen neuen Schriftſtellern noch eigene Verwechslung der Worte Dichter und Barden hat wohl vorzüglich zur unrichtigen Auslegung der Eginhardſchen Stelle mitgewirkt, und iſt ſonach Anlaß der darauf gegründeten nichtigen Hoffnung, die Geſänge der Deutſchen aus den erſten Jahrhunderten chriſtlicher Zeitrechnung wieder zu erhalten, die wohl kaum auch viel beſſer ſeyn dürften, als ſo manche heiſchere Barden-Lieder aus der bekannten Kraft-Periode, die nun vergeſſen ſind. D.

Ausſtellungen im Muſäum Napoleon
im September 1806.

Gemählde aus der neueſten Geſchichte.

Unter den hiſtoriſchen Stücken haben wohl die das meiſte Anziehende, die aus der thatenreichen Geſchichte unſrer Tage, und vorzüglich aus jener des Helden genommen ſind, von dem man ſagen kann, daß er mehr die Künſtler, als die Künſtler ihn, verewigen werde. Eine Reihe anziehender Anekdoten aus ſeinem Leben finden ſich auch hier wieder bearbeitet, und billig iſt dieſer Tribut der Künſte gegen den, der durch ſeinen mächtigen Schutz ſie in neues Leben ruft.

Eine chronologiſche Zuſammenſtellung dieſer Bearbeitungen, und eine Vergleichung der Arten der Künſtler, ſich Napoleon zu denken, dürfte vielleicht nicht unangenehm ſeyn.

Debret (Davids Zögling) ſtellte Bonaparte zu Pferde dar, wie er, auf einem ſeiner erſten Feldzüge in Italien, vor einem Zuge öſterreichiſcher Verwundeter mit den Worten den Hut abnahm: „Ehre dem unglücklichen Muthe!“ Idee wie Ausführung iſt vortrefflich; das Licht iſt ſo glücklich zwiſchen die zwey Gruppen Verwundeter, die dem Officier auf der Tragbahre vor- und nachgehen, geworfen, daß dadurch der Abſtand zwiſchen beyden außerordentlich verſinnlicht wird. Der Ausdruck in den Geſichtern iſt lebendig und mit außerordentlicher Wahrheit nationaliſirt; Bonapartes Figur iſt edel, wenn gleich nicht leicht und ähnlich genug. Aber die Gruppe hinter ihm verliert viel, daß man nur von zwey ſeiner drey Begleiter die Pferde erblickt, und der dritte daher einer hineingepfropften Büſte gleicht.

Rigo hat auf zwey großen Gemälden Bonapartes Milde gegen den aufrühriſchen Divan von Cairo, und gegen eine arabiſche Familie vorgeſtellt, deren Vater er auf Vorbitte der Mutter, die ihren nackten Sohn in ſeine Hände wirft, das Leben ſchenkt. Aber auf den Gemählden iſt zu wenig Schatten; alles hat in dieſem Lande einerley Colorit, und Spötter fügen hinzu, daß die Gemählde wohl ſelbſt der Milde Napoleons bedürftig wären, da er mit ſo wenig Ausdruck dargeſtellt iſt.

Mit weit mehrerem Erfolge zeigt uns Leroy von Liancourt Napoleon in der Hütte einer Bäuerin im Brienner Walde, bey der er als Zögling der Brienner Cadetten-Schule öfter Milch nahm. „Erkennſt du Bonaparte nicht mehr?“ fragt er die überraſchte knieende Alte, und in dem etwas links geneigten, ziemlich ähnlichen, Geſichte des Kaiſers miſcht ſich eine ſanfte Erinnerung der Jugendzeit mit dem natürlichen Ausdruck von Größe. Angenehm dämmert der Tag durch die Schatten des umgebenden Waldes in die Hütte.

Bonapartes Uebergang über den Bernard, ein ungeheures Gemählde von Thevenin, iſt mit Größe gedacht und ausgeführt; mit glücklicher Eintheilung wendet ſich der Zug durch mehrere Defileen aufwärts, und wird durch die Schneemaſſen bald mehr bald weniger gedrückt. In der Mitte des Schauplatzes ſieht man Bonaparte auf einer Erhöhung, wie er, mit dem Ausdruck der Ruhe und Zuverſicht, den Vorbeyziehenden Muth zuſpricht. Hinter ihm Generale und Adjutanten. Im Vordergrunde ſind mit vieler Wahrheit verſchiedene Situationen und Zufälle eines Marſches dargeſtellt; mit Vergnügen erblickt man darunter Geiſtliche des Hoſpizes thätig. Sie ſind an ihren langen Sondirſtangen und den großen Hunden kennbar, die Verunglückte unter dem Schnee aufſpüren. — Das Gemählde gehört der Regierung.

Deſaix's Tod von Broc (Davids Zögling) iſt nicht glücklich behandelt. Der widerliche Ton des entblößten obern Körpers des Helden, und ſeine hier gemeine Phyſionomie machen einen unangenehmen Eindruck; die Gruppen der Krieger um ihn ſind etwas ſteif, ihre Hände verkrüppelt, und Bonapartes Phyſionomie, für ein ſolches Wiederfinden ſeines Freundes, zu kalt, wenn man gleich eine gute Vertheilung des Lichtes dem Ganzen zugeſtehen muß.

Karl Vernet, Mahler des Kriegsdepots, hat von der Schlacht von Marengo bloß eine Skizze geliefert, indem das große 30 Schuh hohe Ge-

mählde davon für die Ausſtellung nicht fertig werden konnte. Die Haupthandlung iſt der Angriff der Diviſion Boudet unter Deſaix auf die 8000 Mann ſtarke Colonne ungariſcher Grenadiere, unterſtützt von der Reiterey Kellermanns. Le Jeune hat ſchon voriges Jahr denſelben Gegenſtand in ein Gemählde gebracht, wovon heuer ein Kupferſtich von Coiny auf der Ausſtellung hängt, der auf Befehl der Regierung veranſtaltet wurde. Von le Jeune wird in der Folge mehr die Rede ſeyn.

Berthon (Davids Zögling) hat die Uebergabe Ulms, und die Vorſtellung der gefangenen öſterreichiſchen Generale zum Gegenſtand ſeines Gemähldes gewählt. Napoleon ſteht auf einer Erhöhung; vor ihm, etwas tiefer aber, die öſterreichiſchen Generale mit Mack an der Spitze, und hinter ihm in einiger Entfernung ſeine Officiere. In den Geſichtern der Oeſterreicher ſind die verſchiedenen Empfindungen gut ausgedrückt. Napoleons Stellung iſt frey und leicht, aber das Geſicht nicht ähnlich. Im Hintergrunde ſieht man die Mannſchaft außerhalb Ulm das Gewehr ſtrecken. Die Sonne, die hinter ihnen untergeht, wirft jedoch einen zu monotonen Dämmer auf ſie.

Die Schlacht bey Auſterlitz hat noch keinen Mahler gefunden; le Jeune hat indeß drey Partikularzeichnungen davon geliefert. Eine vierte ſtellt den Abzug der in Ulm eingeſchloſſenen Oeſterreicher und die Streckung ihrer Waffen dar; in allen bemerkt man die hiſtoriſche Richtigkeit und die Deutlichkeit, die dieſem Künſtler eigen, und um ſo verdienſtvoller iſt, da er ſie durch Abwechslung in Gruppen und Nebenſituationen vor Trockenheit und Monotonie zu bewahren weiß.

Von einzelnen Vorfällen in jener Schlacht findet man einige kleinere Zeichnungen und Gemählde; unter andern General Thiebault, verwundet aus der Schlacht von ruſſiſchen Gefangenen getragen, denen franzöſiſche Soldaten dieſe Ehre ſtreitig machen; eine Zeichnung von de l'Eturville. In einem niedlichen Tableau hat le Comte (Regnaults Schüler) denſelben Stoff behandelt. Von dieſem iſt auch eine ſehr ſchöne Abendröthe am Gardaſee. Der ſtille Zauber der Gegend und des Silberſees iſt reitzend durch die Bewegung der hineinverflochtenen Gruppe gehoben. Die Kayſerin mit ihrem Gefolge, wie ſie im Jahre 4 ihrem Gemahle entgegenfuhr, aber durch Offiziere von der Annäherung des Feindes benachrichtigt wurde. Drey öſterreichiſche Barken geben bereits Feuer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auſſerordentliche Regen-Epochen.

Wir wiſſen aus dem alten Teſtament, daß es einſt Manna vom Himmel geregnet habe.

In den ſogenannten Profan-Schriftſtellern leſen wir, es habe zur Zeit der Römer einmal Milch, mehrmal aber Blut, Eiſen und Steine geregnet.

In unſern Tagen iſt bis jetzt nur von der letztern dieſer Erſcheinungen die Rede geweſen. An mehrern Orten hat es, wie behauptet wird, vor kurzer Zeit Steine geregnet, und nicht lange hernach ſind, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, Raupen von verſchiedener Größe in häufiger Anzahl aus der Luft auf die Erde herabgefallen. *)

Was die erſte dieſer Regen-Epochen betrift, ſo wird ſie, wie bekannt, von vielen Exegeten allegoriſch erklärt. Die zweyte erklärt ſich wohl ohne Ausleger von ſelbſt dazu. Wenn einſt die Welt noch ungläubiger werden wird, als ſie jetzt ſchon iſt; ſo wird man auch die folgenden als bloße Allegorie deuten, und die Ausleger werden alsdann, um ihre Hypotheſe zu behaupten, und zugleich den Reichthum ihrer hiſtoriſchen Kenntniſſe zu zeigen, wie vorauszuſehen iſt, unbarmherzig mit unſern Zeiten verfahren.

Möge bald der allesbeglückende Friede die mit ihm verſchwundenen Freuden des Lebens zu uns zurückbringen, und früh oder ſpät die Sage veranlaßen, daß es aus heitern Himmel auf die ganze Erde herab Blumen geregnet habe!

— th —

Notitzen.

Voß, der edle Dichter, beſchäftigt ſich in Nebenſtunden mit Sammlungen zu ſeinem deutſchen Wörterbuche.

Die Stricknadeln von Kotzebue wurden unter dem Titel: „les Maris d'autre fois" mit Beifalle gegeben. „La contexture est défectueuse, mais le sujet a de l'interet", ſagen die Pariſer. Da den Scenen zu raſche Abſtufung und Mangel an Zuſammenhange vorgeworfen wird, ſo muß der franzöſiſche Umbilder aus Reformatorſucht das Drama verbildet haben.

Das Kopenhager K. Theater gab im vorigen Jahre 158 Vorſtellungen. Unter den neuen Stücken waren 9 Ueberſetzungen, und nur Ein Original von Prof. Sander, das Hoſpital.

Vier ſchöne Statuen von Thorwaldſon in Rom, Apoll, Venus, Bacchus und Ganymed gehen nach Petersburg ab.

Zu Cambridge iſt ein neues Kollegium, Downing College, vorzüglich für die Arzneikunde geſtiftet worden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wittenberg, 15 Dec. 1806.

Die neueſten Schickſale der Univerſität Wittenberg. (Fortſ.) So gewaltig auch der Sturm in den erſten Tagen vom 20—23 October, beim Durchzug der Haupt-Armee, das Ganze ſo wie das Individuum betraf: ſo würde dies doch den Muth der Profeſſoren, die Kollegien anzufangen und an ihren Poſten zu ſtehen, nicht erſchüttert haben. Allein der alles überſchauende große Sieger befahl, Wittenberg zu befeſtigen, und zu einem Waffenplatz an der Elbe zu machen.

*) S. Verhandlungen der Geſellſchaft zur Beförderung der Naturkunde 2c. Breslau. I. B. I. Heft. S. 217.

Zugleich wurde dieſer Ort ein Hauptpunkt der großen militäriſchen Straße, die über Erfurt und Leipzig durch den Kurkreis gelegt wurde. Der kleine Ort, der mit Einſchluß der Univerſität — im vorigen Sommer ungefähr 300 Studenten — nur 6000 Einwohner zählt, litt an allem, aber vor allem an Raum Mangel. Denn für die dringendſten Bedürfniſſe wurde durch Geldunterſtützungen von Dresden und andere Lieferungen geſorgt. Nur der Platz konnte nicht erweitert werden. Täglich arbeiteten an 6000 aus der ganzen Gegend aufgebotene Schanzarbeiter, unter der Leitung eines anſehnlichen franzöſiſchen Sappeurs- und Mineurskorps, an den Feſtungswerken, wobei die Einwohner, die auf den bewachſenen Wällen und in den Stadtgräben friedliche Gartenpflanzungen angelegt hatten, dies alles verloren, und unter andern der treffliche Botaniker Kuhr, deſſen Pflanzenwerk noch immer das nützlichſte und vollſtändigſte unter ſo vielen koſtbaren iſt, auch ſein kleines, Floras harmloſem Geſchlecht geweihtes, Heiligthum abtreten mußte. Zugleich waren hier die Depots der großen Armee, und in den akademiſchen Gebäuden, dem Fridericianum und Auguſteum, war ein Militärlazareth. Und da die Kirchen in Magazine umgeſchaffen wurden, beſchränkte ſich der ganze Gottesdienſt auf die ſonntägige Communionfeier im Hörſaal des Generalſuperint. Dr. Nitſch, wo auch die beim Wittenberger Konſiſtorium vorfallenden Ordinationen vorgenommen wurden. In den Souterreins der Schloßkirche lagen mehrere 1000 Pf. Pulver, wie denn überhaupt in der ganzen Stadt wohl an 12000 Centner aufbewahrt wurden. Vom 20 Okt. bis 20 Novemb. waren mehr als 160,000 Mann Truppen über die Brücke bei Wittenberg gegangen, und mehr als 60,000 Mann davon waren in der Stadt ſelbſt einquartirt worden. Die Häuſer der Profeſſoren, meiſt der vorzüglichern, mußten die Beſchwerden dieſer Einquartirung am meiſten fühlen, zumal da erſt ſpäterhin einige Bürgerhäuſer zu Kaſernen eingerichtet wurden. Und dabei kein Honorar für Kollegien, keine Ausſicht zu einem andern literariſchen Erwerb!

Denn natürlich war an eine mehr akademiſche Thätigkeit unter dieſen Umſtänden faſt gar nicht zu denken. Auſſer etwa zwanzig Theologie ſtudirenden Ungarn, welchen die Profeſſoren Nitzſch, Tſchirner, Pölitz u. ſ. w. einige Kollegia leſen, waren höchſtens noch dreiſſig andere anweſend, worunter mehrere Juriſten nur auf das Examen warteten, um dann die Akademie auf immer zu verlaſſen. Von den übrigen waren mehrere durch Information oder durch ihre Hilfloſigkeit in der väterlichen, verwüſteten Heimath, an Wittenberg und das doch nur kümmerlich fortdauernde Convictorium gebunden. Was Wunder, daß unter dieſen Umſtänden der Wunſch immer lauter wurde, daß doch die Univerſität lieber ganz von Wittenberg verlegt, und ſo auch den trüben Ausſichten für die Zukunft begegnet würde. Manche Profeſſoren ſprachen von Groſſenhayn, die meiſten von Meißen, wo die mit Grimma zu vereinigende Landesſchule zu St. Afra ſchöne Univerſitätsgebäude, und die Elbe einen wohlfeilen Transport angeboten hätte. Freilich konnten die unter den Profeſſoren, die hier angeſeſſen waren, am ſchwerſten zu einem ſolchen Schritt gebracht werden. Aber die Verſtimmung und der Wunſch nach ſchneller Hilfe war allgemein und vollkommen gerecht, wenn es entſchieden war, daß Wittenberg Feſtung und Waffenplatz bleiben müſſe. Doch eben dies ſchien noch zweifelhaft, und darum vertagte der Kirchenrath in Dresden alle deßwegen an ihn ergangene Vorſchläge und Anregungen. Auch rechtfertigt der Erfolg dieſer Zögerung.

Wittenbergs dauerhafter Befeſtigung ſteht die oft alles in der Nachbarſchaft überſchwemmende Elbe entgegen, und ohne ſehr koſtſpielige und lange Zeit fordernde Dämme läßt ſich durch die hartnäckigſten Anſtrengungen die Natur des Stroms doch kaum überwältigen. Mehr als 20,000 Palliſadenpfäle waren herbeigeſchafft. Die Schanzarbeiter mußten ſelbſt des Nachts ihre Arbeit fortſetzen. Allein als die Elbe nun doch bald über 140 Zoll ſtieg, mußte ſie eingeſtellt werden. Sie riß einen groſſen Theil der Verpfälungen mit ſich fort, und die noch friſchen Schanzen widerſtanden dem Andrang des Stroms nicht ganz. Es iſt unter dieſen Umſtänden wenigſtens noch ſehr problematiſch, ob dieſer Befeſtigungsplan ganz ausgeführt werden dürfte. Die militäriſche Straße mit allen ihren Störungen und Unbequemlichkeiten iſt ganz wo andershin verlegt, und wir dürfen alſo hoffen, daß einige Ruhe uns wieder geſchenkt werde. Darum entſchloß ſich der akademiſche Senat, durch eine Anzeige, die auch dem 51 Stück des (jetzt ſehr zweckmäßig vom Prof. Pölitz redigirten) Wittenbergiſchen Wochenblattes beigelegt wurde, bekannt zu machen, daß mit dem neuen Jahr 1807 alle Kollegien eröffnet, und die ganze Thätigkeit der Univerſität wieder hergeſtellt ſeyn ſollte. Gewiß nimmt auch im Auslande jeder wahre Freund des Lichtes und der Wiſſenſchaft an dieſer Erhaltung eines der achtungswürdigſten Muſenſitze und an unſrer Errettung aus aller Noth aufrichtigen Antheil. Hier iſt die Ankündigung:

„Bei der allmälig für Wittenberg zurückkehrenden Ruhe, und nach der von den franzöſiſchen Behörden erhaltenen Verſicherung, daß vom neuen Jahr an die Militärſtraße nicht weiter über Wittenberg gehen werde, hält es die hieſige Univerſität für Pflicht, ihren abweſenden akademiſchen Bürgern bekannt zu machen, daß nicht nur ſämmtliche ordentliche und auſſerordentliche Profeſſoren hier anweſend ſind, ſondern daß auch mehrere derſelben bereits ſeit zwei Monaten ihre Vorleſungen ununterbrochen halten, und mehrere ihre Vorleſungen ſogleich nach dem Neujahr eröffnen, und den Kurſus derſelben — nach einem ſorgfältig berechneten Plane — zu Oſtern beendigen werden. Zugleich wird hiemit öffentlich verſichert, daß von den theils hier anweſend gebliebenen, theils nach und nach zurückgekehrten Studenten bereits ſechs Tiſche vollzählig im Convictorio — nach erhaltener gnädigſter Unterſtützung von Dresden — haben beſetzt werden können, und daß ſowohl die churfürſtl. Stipendia, als auch die andern, namentlich das Marſchalliſche und Wolframsdorfiſche, zur beſtimmten Zeit ausgezahlt werden." Im Namen der Univerſität Wittenberg."

Paris, 27 Dec. 1806.

Einzelne Züge aus dem Leben berühmter Franzoſen auf die Bühne zu bringen, iſt ſeit der erſten Aufführung des Stückes: La soirée d'Auteuil, Mode geworden. Madame Favart iſt das neueſte Stück dieſer Art, von Moreau und Dumolard fürs Vaudeville verfertigt. Marſchall Richelieu iſt gegen ſie eingenommen. Sie hilft ſich in ſeiner Gegenwart nicht nur bei einer Viſitation der Zollbeamten, die ihr drei perſiſche Kleider konfiſciren wollen, durch ein Kauderwälſch vortrefflich durch, ſondern ſpielt auch gleich darauf ein Bauermädchen gegen den Marſchall ſo gut, daß dieſer ſie für die erſte komiſche Schauſpielerin erkennt. —

Die Aufführung der neuen Oper: Koulouf, koſtete das Theater Feydeau 18000 Fr., welche aber reichliche Zinſen tragen.

Am Chriſttage gab das Theatre des jeunes élèves ein Spektakel-Stück: les quatorze ans de souffrance. Es ſieht hundert andern ähnlich. Es verlohnt ſich daher nicht, mehr davon zu ſagen, als daß eine Erbin der Grafſchaft Valence, und ihr heimlich angetrauter Gatte viel darin leiden, und alles am Ende recht gut geht.

Das Theatre Montansier ſoll von der Truppe bis den 1 Januar geräumt werden. Man ſagt, ſie werde das Theatre de Cité beziehen, bis der neue Saal im Jardin des Capucins vollendet iſt.

Nro. 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Jänner, 1807.

O Welt, du biſt des wahren Lebens Grab!

Kleiſt.

Größe und Kleinheit des Menſchen.

Der Menſch nennt ſich den König der Erde, und in manchem Betracht iſt er es, da er durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes das erſetzt, was ihm in Vergleichung mit den Thieren an körperlichen Kräften abgeht, da er ferner die zerſtörenden Wirkungen mancher Kräfte der Natur weniger nachtheilig machen, ja ſie oft ganz aufheben und ſogar zu ſeinem Nutzen lenken kann. Aber es kommen auch oft Fälle vor, die ihn an ſeine Beſchränktheit auf eine demüthigende Art erinnern.

Hieher gehören die zwiſchen den Wendekreiſen ſo häufige, den Seefahrern ſo furchtbare, Korallen-Felſen (Riffe), ein Werk kleiner Zoophyten, Polype, die man einzeln kaum bemerkt, und die nur durch ihre zahlloſe Menge ins Geſicht fallen. Peron führt in der Beſchreibung ſeiner Reiſe nach den Südländern (Journal de Physique, T. 59.) einige beſondere Umſtände von ihnen an, und prophezeyht den dortigen Gegenden, nahe am Land und auf der offenen See, immer größere Gefahren. Es ſind ſteile, von den Wellen bedeckte, Felſen, die beynahe ſenkrecht aus den größten Tiefen aufſteigen; daher geſchieht es oft, daß das Ankerſeil noch eine große Tiefe anzeigt, und noch nicht bis an den Meeresgrund reicht, wenn man ſchon ganz nahe bey ihnen iſt. Wenn bey einer Windſtille das Schiff vom Strome darauf getrieben wird, ſo iſt es meiſtens verloren. Wahrſcheinlich fand Perouſe ſeinen Tod in jenen Gegenden durch dieſe Zoophyte. Mehrere flache Gründe, über welche man jetzt noch wegſegeln kann, werden in Kurzem furchtbare Klippen ſeyn; ſo ſchnell geht die Arbeit dieſer zahlreichen emſigen Thierchen, denen nichts widerſtehen kann, von ſtatten. Aber auch in anderer Hinſicht bereiten dieſe ſchwachen Thierchen dem Menſchen unabwendbare Gefahren. Sie verengern durch die von ihnen erbauten Riffenſtrecke den Eingang in mehrere Bayen, verbauen Rheden und Häfen, und beſchleunigen das Zunehmen des Ufers. Auf der Inſel Timor fand Peron vorzüglich Gelegenheit, die Zeugen ihrer Macht zu bewundern, und ſie ſelbſt während ihrer Arbeit zu beobachten. Schon kann man in der Gegend von Oſapoe bey der Ebbe mehr als $\frac{3}{4}$ Lieues weit auf dem vom Meere verlaſſenen Geſtade hinausgehen; und hier genießt man mit Erſtaunen das Schauſpiel der Millionen von Korallen-Polypen, die unaufhörlich mit der Bildung der Felſen beſchäftigt ſind, auf welchen man ſteht. Beſchaut man dieſe ſchwachen Weſen mit einer ſtark vergrößernden Loupe, ſo ſcheint es unbegreiflich, wie die Natur durch ſo geringſcheinende Mittel aus dem Meeres-Grunde jene großen Bergmaſſen herauf bauen konnte, die ſich über den Inſeln hinziehen, und faſt ihre ganze Subſtanz zu bilden ſcheinen. Ja Peron führt Gründe an, woraus erhellt, daß mehrere Inſel-Gruppen, die Societäts-Inſeln, mehrere der neuen Hebriden, mehrere Striche von Neu-Guinea, mit

einem Worte, faſt alle die unzähligen Inſeln zwiſchen den Wendekreiſen, ganz oder zum Theil, bewundernswürdige Denkmale ihrer Macht ſeyen. — „Während alſo, beſchließt Peron, der Menſch, der ſich den König der Erde nennt, auf der Oberfläche des Bodens mühſam jene wandelbaren Denkmale des Stolzes errichtet, die der Hauch der Zeit nur zu bald verweht, vervielfältigen ſchwache Thierchen, welche er lange überſah, und die er noch jetzt verachtet, in den Tiefen des Oceans jene wunderbaren Zeugen einer Macht, die Jahrtauſenden Trotz bietet, und die unſere Einbildungskraft nicht einmal zu faſſen vermag.“

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

11. Titania, Taſchenbuch für 1807. Deutſchlands Söhnen gewidmet. Von Carl Lang. Mit Kupfern und Muſikblättern. Leipzig, bey Carl Tauchnitz.

Der Verfaſſer huldigt dem Genius der Mode nicht; ſonſt würd' er dem taſchenloſen zärter'n Geſchlecht ein Ridikül-Buch geweiht haben. Dafür zählt er wohl auf die Beſcheidenheit der Schönen, und auf ihre Güte. Sie ſollen mehr das Herz des Gebers, als die unbedeutende Gabe anſehen; denn großer Aufwand von Geiſt findet ſich nirgends.

Die Züge aus dem Leben der Fürſtin Sophie von Iſenburg, geb. Fürſtin von Anhalt-Schaumburg, ſind das Gefälligſte im ganzen Büchlein. Daß die Edle z. B. ihrem Liebling auf einem Spaziergange die Bruſt reichte, und, ergriffen vom Wimmern des Säuglings einer armen Reiſenden, die vor Hunger und Entkräftung kaum ihre ſüße Laſt fortſchleppen kann, dem Fürſtenkinde die Bruſt entzog, damit ſich jener nach Gefallen daran ſättige, iſt menſchlichgroß und rührend.

Das Gewitter (Scenen aus einem gröſſer'n noch ungedruckten Werke: Bertha von Tiefenbronn) bringt einem betagten Ehpaare den ewigen Schlaf, dem Leſer vielleicht einen kurzen Schlummer.

Die Erzählung: „Zweymal Hochzeitſchmaus“ iſt ein Wageſtück. Nach Voß Louiſe (welche nächſtens umgearbeitet erſcheinen ſoll) und Göthe's Hermann und Dorothea eine ländliche Begebenheit idyllenartig in wohlklingenden Hexametern vorzutragen, mislang ſchon öfters. Exempel ſind gehäßig. Herr Carl Lang ſchritt munter zum Werklein; aber, von den Hexametern nicht zu reden, die bey faſt durchgängig immer gleicher Cäſur unausſtehlich monoton ſind,

— quantum distat ab illis!

Oft wähnt man helle Proſa zu leſen, z. B.

Alſo vernahm ich auch heut von Bauern, es ſtehe die Brücke
Nicht zu paſſiren, und noch iſt wenig das Waſſer gefallen.

oder:

Und voll Ungeduld wird im Stillen manch wohl ſtyliſirter
Glückwunſch oft wiederholt.

Und die Tendenz des Hauptknoten? Sie läßt ſich flugs in Reime faſſen:

Schon war beſtimmt der Tag der Trauung,
Allein der Fluß hochangeſchwollen,
Dem Bräutigen nicht zur Erbauung,
Dem Heißerſehnten, Sehnſuchtsvollen.
Zwar hatt' er anfangs zur Befrauung
Par force hinüber reiten wollen;
Jedoch auf der Gefahr Beſchauung
Mußt' ohne Weib er heimwärts trollen.

Beſſer, als die Lieder des Herausgebers, die alle leicht verſificirt, aber voll längſt verbrauchter poetiſcher Floskeln, und hier und da falſchgereimt ſind, iſt der Liebestraum von Harries, ein ſchon in der Sammlung des letzter'n vom Jahre 1804 abgedrucktes Gedicht.

Unter den Kupfern befinden ſich — wunderbar genug! — zwey, zu welchen die Erzählung auf 1808 erſcheinen ſoll.

Das Bild der Menſchenliebe, und die Anſicht eines Gebäudes von Thouret wird Kunſtkennern gefallen, was Rec. bey der Mutterliebe nicht verbürgen möchte.

Harders Kompoſitionen ſchmeicheln ſich lieblich in Ohr und Herz. Auch die angehängten Walzer finden gewiß Beyfall; nur müßen ſie vorerſt von entſtellenden Druckfehlern gereinigt werden. Möge Titania, des Herausgebers erkohrne Schutzpatronin, ſeine Leyer neu beſpannen, und ihn für ſeine Mühwaltung — zwar nicht mit Hüons magiſchem Horn' — aber doch mit dem gedruckten Wunderhorne beſchenken.

12. Drittes Toilettengeſchenk. Ein Jahrbuch für Damen 1807. Leipzig bey Georg Voß.

Wenn Frauen und Männer noch, wie unter der Königin Eliſabeth Regierung, Reifröcke trügen, ſo fände dieſe Neujahrsgabe unter den Taſchenbüchern Platz; allein vermög' ihres Umfangs und Gehalts iſt ſie zum Zeitvertreibe nicht nur, ſondern auch zum Studium für die Schönen nach vollbrachter Toilette beſtimmt. Schon die ge-

ſällige Auſſenſeite, der ſchöne Druck, und die vielen trefflichen Kupfertafeln, noch mehr aber die Abhandlungen ſelbſt bewähren, daß der Preis von 9 fl. nicht zu hoch iſt.

Was unter der Aufſchrift: „Bildung zur Kunſt und zum ſchönern weiblichen Leben“ geſammelt iſt, gewänne vielleicht ſehr, wenn es hier und da kürzer, und weniger empfindelnd wäre. Im Fache der Satyre möchten wir der ſinnigen Louiſe Brachmann, deren tiefempfund'ne Lieder wir ſo gern leſen, keinen Lorber prophezeih'n, wenn ihre künftigen Sittengemählde den „ſchönen Cirkel“ (S. 51) nicht weit übertreffen.

Die Aufſätze über Zeichenkunſt, Tanzkunſt und Muſik vereinen das Utile dulci. Nur, daß die Damen mit dem Amphibrachys, Trophus, Proceleusmaticus u. ſ. w. Bekanntſchaft machen ſollen, iſt zu viel gefordert.

Für die Brauchbarkeit der Artikel über weibliche Kunſtbeſchäftigungen bürgen ſchon die Namen Kurt, Sprengel und Dem. Jügel.

Für Zimmerverzieruugen hat H. Eſpenhayn geſorgt, und den Frauen wird (S. 192) gerathen, ihrer geſtrengen Ehherrn Stirne durch Gänſeleber-Papilloten, Karpfengrenade, und and're dort beſchriebenen Gerichte zu entwölken.

Die wahre Captatio benevolentiae kommt dießmal am Schluße, meine Holden! Beginnen Sie, wie bey einem ebräiſchen Buch, am Ende, ſo finden Sie Regeln zur Erhaltung und Vervollkommnung der weiblichen Schönheit. Q. F. F. Q. S. A.

Schweizerſche Miszellen.

Die in nicht unbeträchtlicher Anzahl in der Hauptſtadt des Kantons Waadt, zu Lauſanne und in der Nachbarſchaft ſich aufhaltenden Einwohner der römiſch-katholiſchen Religion, meiſt Ausländer, welche bisdahin in einem Privathauſe ihren Cultus übten, haben ſich vor einigen Wochen an die Regierung des Kantons mit dem Anſuchen gewandt, daß ihnen ein bequemeres Lokale, wofür ſie nachher das Chor der Cathedralkirche bezeichneten, möchte zu Haltung ihres Gottesdienſts eingeräumt, oder daß ihnen Unterſtützung für die eigene Einrichtung eines ſchicklichen Verſammlungsortes möchte gegeben werden; der päbſtliche Nunzius in Luzern (unterm 27 Nov.) und ſeither dann auch der franzöſiſche Geſandte in Bern haben dieſes Begehren bei der waadtländiſchen Regierung mit vielem Nachdruck unterſtützt. Die Antwort des Letztern iſt bisdahin noch nicht erfolgt.

Im Kanton Bern iſt „wegen dem beſorglichen Ueberhandnehmen des hohen Spielens zu Stadt und Land „am 20. Dec. ein Geſetz vom groſſen Rath ſanctionirt „worden, welches alle Hazardſpiele ohne Ausnahme verbietet; das übrige Spielen darf in öffentlichen Häuſern aller „Art, nicht bei verſchloſſenen Thüren oder nach 10 Uhr „Abends, oder des Vormittags geſchehen, in Wirthshäuſern und Weinſchenken nicht an Sonntägen, und in Bier„kammern und Weinkellern überall nicht; Taglöhner und „Dienſtboten dürfen gar nie ſpielen, und endlich ſoll in erlaubtem Spiele niemand mehr als 40 Fr. an einem und „demſelben Tage verlieren dürfen.“ Alles bei Strafe der Konfiskation des Spielgeldes, einer Geldbuße bis auf 800 Fr., der Nichtanerkennung von Spielſchulden u. ſ. w. Den Angebern wird, nebſt Geheimhaltung ihrer Namen, der dritte Theil jener Gelder verheiſſen. Die Erſcheinung ſolcher Geſetze iſt immer ein ſehr zuverläſiger Zeuge des vorhandenen Uebels; ob ſie geeignet ſind, daſſelbe zu heilen, daran läßt ſich billig zweifeln. Auch dürfte durch das hier gewöhnlich erlaubte Spiel, welches täglich 40 Fr. Verluſt bringt, ſich noch mancher Hausvater ſchnell genug zu Grunde richten können, wozu er die Gelegenheit im Salon und dem Cercle fände. Ueberhaupt geht es den Spielgeſetzen, ſobald ſie etwas mehr als Polizeiordnung für öffentliche Häuſer ſind, wie allen anderen Geſetzen, welche die Sittlichkeit erzwingen möchten; ſie können das Ziel, das ſie ſich vorſetzen, nie erreichen.

Die Bibliothek des berühmten, vor einigen Jahren zu Zug verſtorbenen, Generals von Zurlauben, war ſeiner Zeit von der helvetiſchen Regierung, und aus ihrem Nachlaß von der Regierung des Kantons Argau angekauft worden. Man hatte dieſe Sammlung als einen reichlichen Schatz für die Schweizergeſchichte angeſehen. Aber es geht den Bibliotheken wie den berühmten Männern; ſie gewinnen durch perſönliche Bekanntſchaft nicht immer. Der Katalog jener Sammlung erſcheint jetzt unter dem Titel: Katalog der Aargauiſchen Kantonsbibliothek (Aarau, obrigk. Buchdr., 325 Seiten, 8.), und bietet nicht viel mehr, als einen Berg kleiner Schriften, welchen eine regelloſe Sündfluth zuſammentrieb, dar. Die Ordnung des Katalogs ſoll die alphabetiſche ſeyn: aber dem muß ein guter Stern leuchten, welcher in einem ſolchen Alphabet ſich zu finden weiß. Im Buchſtaben D findet er nebſt dem „de Voltaire“ und nebſt „der Stadt Nürnberg Reformation“ auch das Buch „de Vita Francisci Xaverii“; und wann die „France litteraire“ da ſteht, wo jedermann ſie ſuchen wird, ſo muß das troisieme supplement deſſelben im Buchſtaben T geſucht werden. Den Grotius aber wird man beim Hugo finden.

Der Genfer Delolme, durch ſein Werk über die Verfaſſung Englands berühmt, iſt in dem Schwyzeriſchen Dorfe Gewen, in einem der durch den Bergfall des 2 Septembers verſchütteten Häuſer, ſechs Wochen vor der verheerenden Erſcheinung geſtorben.

An den ungläubigen Rapar.

Glaub' immer keinen Teufel! Wer
Verzeiht den Irrthum nicht dem Denker?
Allein dieß, Rapar, tadl' ich mehr:
Du glaubſt zugleich auch keinen Henker.

W.

An die Freundſchaft.

Du biſt, was in des Mittags Schwüle,
Dem Wandrer Quell' und kühler Schatten iſt;
Doch Tauſenden iſt Quell' und Schattenkühle,
Was du dem Tauſendſten kaum biſt.

th.

Unmögliche Liebe.

Stets war, Freund Amor, dir mein Herz ein leichter Raub:
Sogar der Häßlichſten gelang's, mich zu entzücken;
Doch nie wird Bella mich, die alberne, beſtricken:
Blind iſt die Liebe zwar, allein ſie iſt nicht taub.

W.

Notitzen.

Pigaut le Brun's Werke ſind auf 40 Bändchen angewachſen. Vierunddreißig davon enthalten Romane.

Dutens in ſeinen intereſſanten „Memoires d'un voyageur, qui se repose", beſtärkt durch eine Aeuſſerung Ludwigs XV. die Vermuthung, daß der Mantuaniſche Miniſter Graf Magni, welcher ein Bündniß gegen Frankreich betrieb, die eiſerne Maske geweſen ſey.

In München gefiel ein Luſtſpiel nach Düval, die Jugendjahre Heinrichs V. wegen der glücklichen Intriguen und komiſchen Situationen, bis auf einige frivole Stellen, ſehr.

Der K. K. Ungariſche Militär- Geſtüts- und Rimontirungs-Oberlieutenant, Ritter von Högelmüller in Wien, erhielt von des Erzherzogs Karl K. H. den Auftrag, in den Orient zu reiſen, und für die Naturgeſchichte des Pferdes neue Aufklärungen zu ſammeln. Er geht am letzten November dieſes Jahres ab, und erbietet ſich, über Fragen, welche ihm von einzelnen Gelehrten oder gelehrten Geſellſchaften zur Erweiterung des Gebietes der Natur-Hiſtorie, Geographie, Philologie, Technologie, Archäologie, Numismatik u. ſ. w. bis Ende Auguſts d. J. zugeſchickt würden, an Ort und Stelle Erkundigung einzuziehen, und ſeiner Zeit die Antworten zurückzubringen. Die Reiſe iſt vorläufig über Ungarn, Siebenbürgen, die Bukowina, nach der Ukraine beſtimmt; dann ſchifft er ſich in Odeſſa nach Konſtantinopel ein, um von da Halep in Syrien zu erreichen. — Möge Fortuna den Edeln geleiten, und Er reich an neuen wiſſenſchaftlichen Schätzen und Belehrungen zurückkehren!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien.

Man erwartet hier allgemein viel Gutes für die hieſige Schaubühne, und ſpricht von verſchiedenen Veränderungen, von Verbeſſerung der Oper, von Engagements auswärtiger Schauſpieler; viele machen ſich Hoffnung, daß wir Iffland wieder in unſern Mauern begrüßen werden. Die neue Direktion eröffnete am erſten Jenner die Bühne mit Collins neuem Trauerſpiele: Bianka della Porta, mit Glucks Iphigenie in Tauris, und mit einer Oper: Alamar der Maure, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und von Seyfried in Muſik geſetzt. Alle drey Stücke ſind mit Beyfall aufgenommen worden. Auch hofft man, daß nunmehr endlich Hr. von Beethovens vortrefliche Oper: Leonore, oder der Triumph ehlicher Treue wieder auf die Bühne kommen werde; denn nach ſo vielen franzöſiſchen Operchen ſehnt man ſich mit Recht nach gehaltvoller Muſik. Vielen Beyfall erhielt in den letzten Wochen der vorigen Direktion die Oper: Agnes Sorel; ſowohl die Muſik, welche von Hrn. Gyrowey iſt, als die Poeſie (eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, die aber beſſer gerathen ſeyn dürfte), gefiel allgemein. Auch Adelheid von Burgau, ein Ritterſchauſpiel von Madame Weiſſenthurn, gewann die Gunſt des Publikums. Auſſer dieſem Schauſpiele und den Stücken des Hrn. Hollbein ſah das Publikum in dem Raume eines ganzen Jahrs im Fache des rezitirenden Schauſpiels nichts neues, was Senſation gemacht hätte; denn es wurden nur Kleinigkeiten von zwey, auch drey Aufzügen, die, überdieß noch, größtentheils aus dem Franzöſiſchen überſetzt waren, auf die Bühne gebracht. Durch die während der Anweſenheit des Feindes verminderte Einnahme war auch die Direktion bewogen worden, das große Ballet und die italieniſche Oper eingehen zu laſſen, ſo daß das Theater im Ganzen ein ziemlich ärmliches Ausſehen hatte.

Fügers 20 Zeichnungen zu Klopſtocks Meſſias werden nun von John in Kupfer geſtochen, und ſind für eine holländiſche Ueberſetzung des Meſſias beſtimmt, die, wie man ſagt, bald vollendet ſeyn wird. Dieſe Zeichnungen Fügers werden von allen Kennern zu ſeinen vorzüglichſten Arbeiten gerechnet; was man davon in Göſchens Auflage des Meſſias bis jetzt ſah, kann von dem Ganzen keine Idee geben, da erſtens nicht die vorzüglichſten Stücke gewählt wurden, und dann auch dieſe wegen des engen Raums nicht ohne Auslaßung ganzer Figuren gegeben werden konnten. Jetzt iſt bereits der Stich von 4 Zeichnungen vollendet, und vortreflich ausgefallen. Wer es weiß, mit welcher Liebe Herr Direktor Füger an ſeiner Meſſiade arbeitete, und wer Herrn Johns Kunſt gehörig zu würdigen verſteht, wird gewiß etwas Auſſerordentliches mit Recht erwarten.

Paris, 31 Dec. 1806.

Zum Beſten ihres um 12000 Fr. beſtohlenen Caſſiers Serrot gab die Truppe vom Montanſier den 28 den Chapeau des roses, welcher gar nicht, und den Mr. Giraffe, oder la mort de l'ours blanc, welcher ſehr gefiel. Giraffe (Brunet) iſt Arzt der Menagerie eines Geiſtlichen. Dieſer hat über die Hand eines Mädchens zum Vortheil deſſen verfügt, der ſeinen kranken weißen Bären kuriren werde. Das Mädchen und ihr Geliebter myſtificiren den armen Giraffe entſetzlich, der Bär verſcheidet, Giraffe wird fortgejagt, das Mädchen erreicht ihren Zweck.

Schneider, Profeſſor der Zeichenkunſt zu Vienne en Dauphiné, wird nächſtens ſeine Unterſuchungen über die Alterthümer dieſer Stadt bekannt machen. Er hat manches ſchätzbare Monument vor der Zerſtörung beſchützt.

Geſtern gab das Vaudeville Arlequin confiseur. Arlequin bringt ſeinen Nebenbuhler bei der Tochter eines Zuckerbäckers dahin, daß er ſich gegen Bezahlung, als Automat, vor der Bude des Zuckerbäckers ausſtellen läßt; er ſticht den Nebenbuhler aus. Das Stück wurde als Farce angekündigt. Mehrere Strophen mußten wiederholt werden, die auf die Zuckerbäckerbuden, die gegenwärtig bekanntlich unendlich viel zu thun haben, auf die Theaterſtücke des Tags, namentlich auf die deutſchen Stücke, die das Theatre Molière gibt, Bezug haben. In einem dieſer Couplets heißt es, es ſey kein ruhmvoller Erwerb, wenn man uns Deutſchen, nachdem man die Städte hinweggenommen habe, auch unſern Witz nehme. Dann ſagt Arlequin, wir hätten den Franzoſen Menſchenhaß gegeben, ſie uns dafür den Menſchenhaſſer von Moliere. Die Namen der Autoren wurden verlangt, und Moreau und Laſortelle, zwei ſehr fruchtbare Dichter für dieſe Bühne, genannt. Gleich darauf wurde Voltaire chès Ninon gegeben. Die ſchöne Belmont ſpielte die graue Ninon. Wo würde in Deutſchland ſich eine Actrice von der Figur der Belmont dazu verſtehen? Sie wurde ſehr beklatſcht.

In allen Straßen werden gegenwärtig Orangen, das gewöhnliche Neujahrsgeſchenk an Damen, feilgeboten. Dieſe ſaftigen Kinder der milden Zone, die Blumen, die an vielen Orten in freier Luſt zum Verkauf ausgeſtellt ſind, und das milde Wetter machen den Winter beinahe vergeſſen.

Nro. 21.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Jänner, 1807.

Die Menſchen fürchtet nur, wer ſie nicht kennt,
Und wer ſie meidet, wird ſie bald verkennen.

Göthe.

Peſtalozzi's Journal für die Erziehung. 1807.

Peſtalozzi, der beſcheidene und bisher nur immer in ſich gekehrte, in ſein eignes Anſchau'n verlorne Peſtalozzi fängt jetzt an, ein wenig aus dem Kreiſe, der ihn vor dem Auswärtigen faſt ganz verſchloſſen hielt, herauszutreten, und durch eine treue Darſtellung ſeiner Individualität, die niemand beſſer als er ſelbſt von ſich geben konnte, dem Freunde ſeines verborgenen, durch Fremde nur beglaubigten, Wirkens ein neues Intereſſe für die Sache einzuflößen, für welche er ſein Leben und ſeine Kräfte opfert.

Wer es der Mühe werth hält, die Originalität des Mannes, dem es gelungen iſt, durch die einfachſten und eben darum oft unbegreiflichſten Mittel unglaubliche Wirkungen hervorzubringen, in ein höheres Licht geſtellt zu ſehn, als ihn bisher die fragmentariſchen Nachrichten von ſeiner Verfahrungs-Weiſe und ſeine Lehrmethode ſelbſt, wie ſie in den von ihm herausgegebenen Elementarbüchern enthalten iſt, den mit ſeiner Perſönlichkeit unbekannten Leſern aufſtellen konnten; der verſuche es, die Anſichten, Erfahrungen und Mittel zur Beförderung einer der Menſchennatur angemeſſenen Erziehungsweiſe in die Hand zu nehmen, die in der genannten Zeitſchrift enthalten ſind. Ganz anders wird er von dem Manne denken lernen, der ihm bisher nur als ein pädagogiſcher Mechaniſt erſchien: ſo viel wahres auch immer in dem Urtheile des Franzoſen liegen mag, der zu ihm ſagte: Vous avés mecanisé l'education.

In dem bisherigen Verfahren der Erzieher fand Peſtalozzi nichts als ein Streben, den Menſchen zu ſeiner wahrſcheinlichen Lebensbeſtimmung ſo gut als möglich abzurichten. So glich der Zuſtand eines Menſchen, den die Erziehung erſt zum Menſchen machen ſollte, dem Zuſtande des Ochſen vor dem Pfluge, des Pferdes mit dem Sattel, des Hundes vor der Hausthüre, der Katze auf der Mausjagd. Jede Berufs- und Kunſtbildung, deren Mittel und Kräfte mit der Geiſtesentwicklung und Herzenserhebung nicht übereinſtimmte, erniedrigte den Menſchen zu einem viehiſch geübten Werkzeuge ſeines niedrigen Brodverdienſts. Peſtalozzi läßt ſeine Zöglinge mehr thun, als irgend einer, und bildet in ihrem Geiſte und den ihm untergeordneten Organen eine Kunſtfähigkeit aus, die ſie zu den geſchickteſten, brauchbarſten und unverdroſſenſten Arbeitern in ihrem künftigen Berufe macht. Aber wie weit iſt er davon entfernt, durch ſeine Schulen eine Induſtrieanſtalt zu gründen, worin Menſchen ſich an eine geiſt- und gedankenloſe Handarbeit gewöhnen, und die Pflege ihrer Denkkraft als unabhängig von ihrem Berufsleben, wo nicht gar unverträglich mit ihren täglichen Beſchäftigungen, für

beſondere Zeiten aufſparen lernen, wodurch früher oder ſpäter in ihnen der Wunſch nach Befreyung von allen mechaniſchen Verrichtungen erweckt werden muß. Lag in dieſem einzigen Fehlgriffe nicht bisher die Urſache zu der Beſchwerde, daß die Menſchen überbildet würden, und zu der unbedachtſamen Folgerung, daß man die Aufklärung nicht zu weit treiben, und die Cultur nicht mehr verfeinern müße? Peſtalozzi will, daß die Menſchen alles, was ſie thun — und im Thun ſelbſt liegt ja eben das Mechaniſche, wovon ſich keiner jemals völlig losſprechen kann — mit Geiſt und Herz thun lernen ſollen. Wer ſich des Gebrauchs ſeiner Werkzeuge ſchämt, wodurch jeder Gedanke erſt in Wirklichkeit verwandelt werden kann, der vergißt, daß die menſchliche Geſellſchaft ohne Hände keinen Kopf gebrauchen kann, und daß die wahre geiſtige Lebendigkeit überall nur in der Wirkſamkeit ihrer Organe ſichtbar wird.

Mit einer liebenswürdigen Aufrichtigkeit bekennt Peſtalozzi die Schwierigkeit der Aufgabe, die er ſich vorgelegt hatte, und die Mangelhaftigkeit der Hülfs-Mittel, die ihm dabey zu Gebote ſtanden. Umgeben, ſagt er, von den vielſeitigſten Hinderniſſen und drückendſten Hemmungen diente das Feuer der Neigung, das in mir brannte, zu nichts. Es verzehrte ſich uubenutzt und trug noch dazu bey, mich für alles übrige, was ich ſonſt in der Welt hätte ſeyn und thun können, immer unaufmerkſamer, unbehülflicher und intereſſeloſer zu machen. Die Menſchen, die mich umgaben, ſahen denn auch nur dieſe damals wirklich in mir wachſende Unbehülflichkeit. Für ihre Urſache hingegen hatten ſie keinen Sinn, und noch weniger boten ſie mir auf irgend eine Art die Hand für das einzige, deſſen ich fähig geweſen wäre. Im Gegentheile, meine ihnen auffallende Untüchtigkeit für ſo viel andres Gewohntes ſchien ihnen ein unwiderſprechlicher Beweis, daß man mir für mein Lieblingsſach keine Handbietung weder leiſten könne noch ſolle. Er zeige ſich für das Geringere tüchtig, ſo wollen wir ihm für das Gröſſere glauben. Er rede ſein eigen Elend, ſo wollen wir ihm zutrauen. Er vermöge etwas gegen das Elend des Volks, er ſtelle Proben auf von dem, was er ſucht. Werden dieſe gerathen, ſo wird ihm dann ſicher weder Zutrauen, noch Handbietung fehlen. Das war weit und breit das Todesurtheil über mich — —

Um verſtändige Leſer aufmerkſam auf den Werth ſolcher pſychologiſchen Wahrnehmungen zu machen, bedarf es wohl nur dieſer kleinen Probe.

Epigrammatiſche Anthologie. Herausgegeben von Carl Julius Schütz. Erſter Theil. Halle 1806. Im Verlage der neuen Societäts- Buch- und Kunſthandlung. 12.

Der Morgen iſt nicht ſo fern vom Abend, als dieſe Epigrammen-Sammlung von dem Werthe der Matthiſſonſchen lyriſchen Anthologie, welcher ſie von dem Herausgeber in einem nichts weniger als beſcheidenen Ton an die Seite geſetzt wird. Wer Blumen zu ſammeln unternimmt, muß wenigſtens die wohlriechenden von den geruchloſen oder gar übelriechenden zu unterſcheiden wiſſen. Daß aber Herr Schütz öfters dieſe ſtatt jener aufgerafft hat, davon dringen ſich dem geſchmackvollen Leſer die Beyſpiele beynahe auf jeder Seite auf. Herr Schütz hat auch Aenderungen gewagt, das heißt, er hat nicht ſelten das, was zuvor gut war, ſchlecht, und das Schlechte noch ſchlechter gemacht. Dieſe Ehre iſt jedoch nur den Dichtern des ſiebzehnten Jahrhunderts widerfahren, zum Beweiſe, daß Herr Schütz nicht an Geiſter-Erſcheinungen glaubt. Vollſtändigkeit darf man ebenfalls in der Sammlung nicht ſuchen, und gerade die minderbekannten Dichter, deren Angedenken zu erneuern das Hauptverdienſt einer Anthologie iſt, ſind am meiſten vernachläßigt. Der neuen Societäts- Buch- und Kunſthandlung muß man nachrühmen, daß ſie das Aeußere der lyriſchen Anthologie ſo ziemlich getroffen hat. Wir ſagen ſo ziemlich: Denn ein häßlicher typographiſcher Fehler iſt es doch immer, wenn ein ſo kleines Gedicht, wie ein Epigramm, am Ende einer Seite abgebrochen wird, und alſo, wie hier öfters geſchieht, von vier Zeilen zwey auf dieſe, und zwey auf die folgende Seite zu ſtehen kommen.

Nach öffentlichen Nachrichten haben wir noch eine epigrammatiſche Anthologie, und zwar in demſelben Verlage, zu erwarten, in welchem die lyriſche erſchienen iſt. Es kann den Herausgebern dieſer neuſten Sammlung nicht ſchwer fallen, ihren Vorgänger zu übertreffen; deſto ſtrenger wird aber auch von Rechtswegen das Urtheil ſeyn, dem ſie ſich werden unterwerfen müßen. Y.

Mann und Weib. *)

Nach bekannten Grundſätzen iſt die männliche Natur mehr epiſch und Reflexion, die weibliche mehr lyriſch und Empfindung.

*) Dieſe treffenden und trefflichen Vergleichungen ſind nur einzelne gediegene Körner aus der Goldgrube: Levana, oder Erziehungslehre von Jean Paul. S. Morgenbl. Nro. 13.

Den Mann treibt Leidenſchaft, die Frau Leidenſchaften, jenen ein Strom, dieſe die Winde, jener erklärt irgend eine Kraft für monarchiſch, und läßt ſich regieren von ihr; dieſe, mehr demokratiſch, läßt umgehend befehlen.

Keine Frau kann zu gleicher Zeit ihr Kind und vier Welttheile lieben, aber der Mann kann es. Er liebt den Begriff, das Weib die Erſcheinung, das Einzige; wie Gott — wenn dieſe kühne Vergleichung nicht zu kühn iſt — nur eine einzige Geliebte kennt, ſeine Welt.

Die Sünden der Weiber ſind, wenn unſere öfter beſonnene ſind, meiſtens unbeſonnene, alſo verzeihlicher.

Jede weibliche Verſchlimmerung iſt nur der Nachwinter einer männlichen.

Der Mann, der mit Grundſätzen ſeine Keuſchheit bewacht, beſitzt daran eine prätorianiſche Cohorte; die Frau aber, welche mit Herz und Sitte ſie beſchirmt, hat daran einen Schutzheiligen, und eine Ehrenwache. Die Cohorte iſt aber ſtärker, als der Heilige und die Wache.

Ueber Johannes von Müller.

Es haben ſich neuerlich zwei Irthümer über dieſen Mann von allumfaſſender Welt- und Menſchenanſicht in öffentlichen Blättern eingeſchlichen, die wohl eine Erwähnung und Berichtigung verdienen. In einem der früheren Stücke der Archives literaires, einem ſehr verſtändig redigirten Journal, das vorzüglich dahin abzweckt, gehaltvolle deutſche Aufſätze und Werke zur Kenntniß der Franzoſen zu bringen, hatte verlautet, als habe die hochachtungswürdige Reiſende und Dichterin, Friederike Brun, (die ſich ſeit einem Jahre faſt beſtändig in Genf aufhält), ohne Wiſſen Müllers ſeinen Briefwechſel mit Bonſtetten, der unter der Aufſchrift: Briefe eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund (Tübingen, Cotta 1802) erſchien, und ſtets ein heiliges Vermächtniß für alle Optimaten im beſten Sinne des Worts bleiben wird, herausgegeben.

Die Herausgeberin vertheidigt ſich nun in einem an die Redakteurs geſchriebenen und von ihnen im 32 Stück der Archives abgedruckten Brief gegen dieſe Beſchuldigung, und wir erhalten bei dieſer Gelegenheit einen Kommentar zu dem Werke auf dem deutſchen Titel jener Briefe: Herausgegeben zum Beſten der Schweizer Waiſen. Mehrere Waiſen aus den kleinen Kantons, deren Väter in jenen ſchrecklichen Kriegen, gegen welche Uſteri ſein berühmtes Schweizer Vaterunſer mahlte, ermordet worden waren, erhielten durch das von Cotta für dieſe Briefe an Füßli nach Zürich gezahlte Honorar, verbunden mit dem Ertrag einer Subſcription, die Frau Brun in Kopenhagen veranſtaltete, in Entlibuch bei dem Prediger Stalder Pflege und Unterricht, und dies geſchah nach der ausdrücklichen Dispoſition des großen und edeln Geſchichtſchreibers der Schweiz. —

Ganz neuerlich hat ſich aus einem Berliner Blatt in mehrere andere die Nachricht verbreitet, daß Johannes v. Müller in einer Audienz, die er beim Kaiſer Napoleon in Berlin gehabt, beſonders über Aegypten viel mit ihm zu ſprechen Gelegenheit gefunden habe. Auch hier iſt ein Irthum zu bemerken. Es iſt allerdings gegründet, daß der große Sieger, der mitten unter der Lenkung der Schickſale unſers Welttheils auch noch zur Unterhaltung mit Männern Zeit behält, die ſchreiben können, was Er that, den in ſeinen geweihten Studienkreis zurückgezogenen Geſchichtſchreiber rufen ließ, und ungefähr anderthalb Stunden mit ihm ſprach. Allein dieſe Unterhaltung betraf ſo wenig die ägyptiſche Geſchichte, daß wirklich faſt von allen Zeiten und Völkern, aber gerade nicht eine Sylbe von dieſem Gegenſtand vorgebracht worden iſt. Der Kaiſer ſprach, mit der höchſten Beſtimmtheit, von der größten Sache in der Geſchichte, den Hauptgrundſätzen in der Politik und andern Theilen des menſchlichen Wiſſens, ſo daß Müller von der Klarheit ſeines Blickes und der Tiefe und Wahrheit ſeiner Beobachtungen und Reſultate nicht anders als ergriffen und zur Bewunderung hingeriſſen ſeyn konnte. „Seit Friedrich, ſo verſicherte Müller einen ſeiner Freunde, hatte ich keine ſolche Unterredung, und ich muß geſtehen, daß in dieſer noch mehr Umfaſſung und Gründlichkeit, als in jener war.“ Wer wollte übrigens die Indiscretion ſo weit treiben, und von dem Inhalt dieſer höchſt zutraulichen und huldvollen Unterredung etwas auf dem Marktplatze ausplaudern? Nur ſo viel noch. Wer verſtehen will, wie groß Müllers Bewunderung Napoleons des Einzigen in ſeiner Art ſeyn muß, der leſe doch ja Müllers herrliche Briefe über Friedrich, wie er ihm erſchien, im zweiten Theile von Heinſes u. Joh. Müllers Briefwechſel mit Gleim (Zürich, Geßner 1806); ein herrliches Labſal in dieſen Tagen!

Notizen.

Das Geſchenk, welches Napoleon den Invaliden mit dem Degen Friederichs des Großen machte, begeiſterte den Arzt le Preux zu einem ſchönen lateiniſchen Gedichte, von welchem Pariſer Blätter vorzüglich die Bitte an ihren Kaiſer ausheben:

— Duces ad praelia mitte!
Te regem servare decet; manet altera laudis
Pars major, mundum regere, en tua gloria princeps!

Die Zöglinge des H. v. Feinaigle, Verfaſſers der Mnemonik, oder „de l'art d'aider et de fixer la memoire“ ſetzten bey einer angeſtellten öffentlichen Prüfung durch ihr Wundergedächtniß in Erſtaunen. Vermöge ſeiner Methode ſoll auch jedes Kind weit ſchneller leſen, rechnen und ſchreiben lernen, als bisher. Ihm und einem gewöhnlichen Schullehrer wurde nun eine gleiche Zahl von Kindern, die noch ganz keines Unterrichts genoſſen, übergeben, um ſich zu vergewiſſern, ob ſeine einfachere Methode wirklich den Vorzug vor der hergebrachten verdiene.

Der berühmte Todtentanz in Baſel exiſtirt ſchon ſeit 30 Jahren nicht mehr. Zum Glücke befindet ſich eine getreue Kopie des Ganzen in der öffentlichen Bücher- und Raritäten-Sammlung in Baſel. Jener Todtentanz rührte von Hans Hugo Glauber, nicht vom großen Holbein her, und wurde wenigſtens 40 Jahre vor letzterm gemahlt. Uebrigens entwarf Holbein in jüngern Jahren auch Skizzen zu einem Todtentanze, die zum Theile noch vorhanden ſind.

Ruhl's erſtes Heft Oſſianiſcher (eigentlich: Oſchiniſcher) Umriſſe iſt erſchienen. Möchte er bald mehrere nachfolgen laſſen!

Die geiſtreiche Dichterin Theone, eine Ungarin, Thereſe von Artner, iſt die Tochter eines Generals, und lebt zu Oedenburg in Ungarn.

Briefe aus Wien enthalten folgende für Freunde der Muſik und der Dichtkunſt beinahe gleich intereſſante Anekdote.

Die Gräſin Rzewuska ſpielte eine Arie auf dem Klavier aus freier Phantaſie, improviſirend; Carpani, ein Dichter, ſetzte ſogleich einen Text dazu, ebenfalls aus dem Stegreif. Er dachte ſich dabei einen Liebhaber, der aus Gram über verſchmähte Liebe geſtorben ſey; — die Geliebte habe ihre Härte bereut, und ſein Grab mit Thränen benetzt, der Schatten des Unglücklichen aber ihr zugerufen:

In questa tomba oscura
Lasciami riposar.
Quando viv' era, ingrata
Dovevi a me pensar.
Lascia, che l'ombre ignude
Godansi pace almen!
E, non bagnar miei cineri
D'inutile velen!

Dieſer Text hat ſo vielen Beifall gefunden, daß ihn in Bälde ſehr große Künſtler in Muſik ſetzten: Pär, Saliere, Weigel, Zingarelli, Cherubini, Aſioli, und noch mehrere Meiſter wetteiferten, den Sinn auszudrücken; und von Zingarelli allein hat man zehn Kompoſitionen. Zuſammen beträgt die Zahl fünfzig, und der Dichter iſt eben beſchäftiget, ſie zu ſammeln und dem Publikum vereint vorzulegen *).

Ohne Zweifel werden darunter auch deutſche Texte ſeyn.

Indeſſen iſt es vielleicht Manchem nicht unangenehm, auch hier ſogleich eine freie deutſche Uebertragung der angeführten Arie zu leſen.

Laß ruhen mich im Stillen
In meiner dunkeln Gruft!
Kein Wunſch läßt ſich erfüllen,
Der erſt den Todten ruft.

Von mir ſtolz abgewendet
Haſt du mich lang verſchmäht,
Mein Sehnen iſt geendet;
Das deine — kommt zu ſpät.

Was ich empfunden habe,
Iſt jetzt verloſch'ne Glut.
Entweich von dieſem Grabe,
Wo kalte Aſche ruht!

Der deutſche Dichter hat den Gedanken des Originals, der in den zwey letzten Zeilen des italieniſchen Textes liegt, geſliſſentlich weggelaſſen. Der Schatten nennt darin die Thränen ſeiner ehemaligen Geliebten ein unnützes Gift — (inutile velen!) und ſcheint damit eine allzugeſuchte Stärke in einem Bilde gewagt zu haben, das einem Improviſatore wohl hingehen mag, das aber keinen ganz edeln Sinn in ſich trägt, und mit reinem Geſchmack nicht wohl verträglich iſt.

Korreſpondenz = Nachrichten.

Kopenhagen, 23 Dec. 1806.

Sie wünſchen das Neueſte aus unſrer ſchönen Literatur zu erfahren? Hier einſtweilen dieß, bis ich Ihnen mehr ſchreiben, und das „Beſte aus dem Beſten" ſelbſt überſenden kann. Oehlenſläger gab uns im vorigen Jahre ein paar Bände göttlich ſchöner Poeſien, erhielt darauf das Reiſe-Stipendium, zog zu Göthen, der ihn einlud, und deſſen Reinecke Fuchs er ins Däniſche überſetzt hat, und iſt nun in Paris. Baggeſen befindet ſich gegenwärtig hier, und läßt vermiſchte Gedichte drucken. Ein Band poetiſcher Epiſteln iſt bereits erſchienen. In dieſen reicht er ſeinem Rival Oehlenſläger die Freundes- und Bruder-Hand. Nach dem neuen Jahre begibt er ſich wahrſcheinlich wieder nach Paris, und wär' ich Sie, ich riſſe mich auf einige Wochen von meinen Verhältniſſen los, um, indem ich die Hauptſtadt der Welt beſahe, zugleich perſönliche Bekanntſchaft mit dieſen zwey Repräſentanten der däniſchen poetiſchen Literatur zu machen. Des Baron von Staffelts Poeſien ſtehen hier nicht in groſſem Credit. Vor einigen Jahren konnte man glauben, es rühre von dem Haß der Demokraten her, gegen einen, der ein Edelmann und Königlicher Kammerjunker iſt. Allein dieſe Stimmungen ſind offenbar vorbey. Man findet, daß er ſich gar zu ſehr zum Catholicismus neigt; ſo wie auch einige von Oehlenslägers Verſen nicht ganz von aller Myſtik frei ſind. Uebrigens würde man in Staffelts Poeſien, das bei Seite geſetzt, den poetiſchen Genius mit Unrecht verkennen. — Suhms nach ſeinem Tode geborne Tochter lebt noch, und wird eine Erbin von 80,000 Reichsthalern. — Mit Gelegenheit der Michaelismeſſe ein Paket zu ſenden, nahmen mir die Umſtände Luſt und Muth. Durch Deutſchlands Ueberſchwemmung mit Armeen war der Poſtengang geſperrt und unſicher. Nulla salus bello. Ich kann nicht ohne Freudenthränen an das Glück meines Vaterlandes denken, das bis jetzt noch von allen Uebeln des Kriegs verſchont geblieben iſt.

Paris.

Ein würdiger Nebenbuhler Gardel's iſt mit einem neuen Ballet: „Ulyſſes Wiederkehr" beſchäftigt, welches die Pirouetten, Gambaden, und Force-Touren verdrängen, und den edeln Tanz wieder in ſeine Rechte einſetzen ſoll.

Sonſt dankten's Thaliens Hofdichter der Güte ihrer Werke, oder ihrem Rufe, wenn ſie Beifall ernteten. Nun gründen die Schauſpieler das Glück eines neuen Produkts. Ellevion und Martin frommen der Kaſſe mehr, als Monſigny und Gretry.

Die komiſchen Vorſtellungen ſind jetzt, die Metromanie und den Miſanthropen abgerechnet, die traurigſten, um ſo mehr, da zwei vorzügliche Komiker, Fleury und St. Thal, krank darnieder liegen.

Die Kopiſten der Opernpartituren verlangten auf Einmal doppelte Bezahlung, weil die Arien, Duette, Chöre ꝛc. mit Noten ungewöhnlich überladen ſeyen. Nun berathſchlagen ſich die Theaterdirektoren, ob ſie den Abſchreiber ein doppeltes Salar zugeſtehen, oder den modernen Kompoſiteurs eine einfachere Muſik zur Bedingung machen ſollen.

Der Direkteur des neuen Theaters à la Salle de Molière wußte ſich großen Zulauf durch den einfachen, aber ſchwer fortzuſetzenden, Kunſtgriff zu ſichern, daß er alle Tage ein neues Stück, und z. B. heut' ein engliſches, übermorgen ein deutſches, in 5 Tagen ein ſchwediſches, und ſpäter ſogar ein ruſſiſches Schauſpiel zum Beſten gibt.

Marburg.

Sie wiſſen, was aus Heſſen geworden iſt. Es thut nicht Noth, Ihnen unſere dermalige Lage zu beſchreiben. Ein drückendes Gefühl iſt es, herrenlos zu ſeyn. Indeſſen können wir über eigentliche Beſchwerden durchaus nicht klagen. Die Univerſitätsarbeiten ſind bisher ununterbrochen ihren Gang fortgegangen, und ich möchte ſagen, Fleiß und Thätigkeit hätten ſich vermehrt.

---

*) Journ. des Luxus u. der Moden. 1806. Nro. 11.

Nro. 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Jänner, 1807.

Kronen laſten, Ruhm beglückt nicht immer;
Tugend fehlt nimmer.

Haller.

Ausſtellungen im Muſäum Napoleon im September 1806.

Drey große Bataillenſtücke aus dem Feldzug in Aegypten werden ſehr geſchätzt, und das erſte derſelben wird unter die vorzüglichſten gerechnet. Es iſt von Gros (Davids Zögling), der im vorigen Jahre die Peſt von Jaffa ſo kunſtvoll darſtellte. Sein Gegenſtand iſt ein Angriff der franzöſiſchen Kavallerie unter Mürat auf die türkiſche Armee bey Abukir, wodurch der Sieg für erſtere ſich entſchied. Muſtapha, General der Türken, läßt, in der Hand verwundet, ſein Schwerdt ſinken. Sein Sohn, der neben ihm focht, überreicht es dem General Mürat, der, gerade im Begriffe einzuhauen, dadurch genöthigt wird, ſein Pferd zu wenden. Das iſt die Hauptgruppe, die ſich durch den Ausdruck der Phyſionomien ungemein auszeichnet. Wer könnte an dieſer beſorgten kindlichen Miene zweifeln, daß es ſich um das Leben und die Ehre eines Vaters handelt? Wer verkennt in dieſem markvoll gezeichneten Kopfe des Greiſes einen ergrauten Krieger, deſſen Karakter noch durch den Zug vollendet wird, daß er in dem Augenblicke, wo ſein Schwerdt übergeben wird, den Kopf abwendet, und einen fliehenden Türken beym Turban zurückzuhalten ſucht, gleichſam vergeſſen wollend, was mit ihm ſelbſt vorgeht? Alle dieſe Züge ſind bloß von des Künſtlers Erfindung, und zeugen eben ſo ſehr von ſeiner reichen Phantaſie, als die übrigen Gruppen ſeinem Pinſel Ehre machen. Das Kolorit iſt lebhaft, und die Vertheilung des Lichts im Vordergrunde ſehr gerathen; nicht ſo im Hintergrunde, wo die Heldentode mehrerer franzöſiſchen Officiere und Sidney Smiths Einſchiffung nur leicht ſkizzirt, und Himmel und Meer ſehr nachläßig behandelt ſind. Doch das ſind Kleinigkeiten; weniger dürfte es die unthätige Haltung Mürats ſeyn, denn ſeine Abſicht, ſein Pferd zu wenden, iſt nur wenigen ſichtbar, und überhaupt hart zu geben.

Die Schlacht bey den Piramiden iſt von Hennequin von Lyon und von Lejeune, Bataillons-Chef im Geniecorps und Valenciennes Zögling, zugleich bearbeitet worden. Wenn man im Gemählde des Erſtern das Schlachtgewühl, die kühngedachten Gruppen und die verſchiedenen Arten Verwundungen bewundert, (worunter der unter ſeinem Pferde Erdrückte, der, deſſen Kleider Feuer fiengen, und einer, der ſeine abgehauene zuckende Hand vor ſich betrachtet, vorzüglich die Augen auf ſich ziehen): ſo fühlt man ſich im zweyten von der Wahrheit und Deutlichkeit ergriffen, mit der dieſe Schlacht, ſelbſt bis auf die Eigenheiten des Landes, dargeſtellt iſt, und die man nur von einem Künſtler erwarten kann, der ſelbſt Augenzeuge der Begebenheit war, die er vorſtellt. Unter der Hand eines ſolchen Künſtlers erhält die nackte Begebenheit hinlängliches Intereſſe, ohne zu Theaterkoups die Zuflucht nehmen

zu dürfen. So bringen hier die verſchiedenen Angriffe der türkiſchen Reiterei auf die Bataillons-Quarrés der Franzoſen, die das Mittel und die rechte Seite des Gemähldes einnehmen, und die Erſtürmung des Dorfes Embabe auf der linken Seite, hinlänglich Leben und Handlung in die Vorſtellung; und die Türken, die aus Embabe herausfielen, aber durch das franzöſiſche Geſchütz genöthigt werden, in den Nil zu ſpringen, bilden ungemein intereſſante Gruppen. Manche im Sprunge Begriffene glaubt man auſſerhalb des Gemähldes ſchweben zu ſehen. Im Hintergrunde erheben ſich die Piramiden, tauſendjährige Zuſeher der blutigen Menſchenſpiele, und um ſie ſchwärmen Araber herum, einzelne Franzoſen verfolgend. Stundenlang verweilt das Auge auf Lejeunes eben ſo anziehendem als belehrendem Gemählde, während man über die Verwirrung auf Hennequins Gemählde unwillig wird, wenn es gleich in Rückſicht des lebhaften, warmen Kolorits den Vorzug behaupten dürfte.

Crepin (Regnaults Zögling) hat mehrere Seeſtücke geliefert, die Vorfälle von Boulogne darſtellen, und unter andern auch das Treffen, das der Redoutable, unter Capitain Lukas, dem Temeraire und der Viktory lieferte, und in dem Nelſon auf letzterer erſchoſſen ward. Dieſe ſehr wohl durchgeführte Gruppe erhält dadurch neues Intereſſe, daß der Künſtler ſelbſt als Kämpfer mitfocht. Von Crepin ſieht man auch den Schiffbruch von la Peyrouſes Kähnen bey Port Français an Californiens Küſten, woran man die Behandlung des Waſſers bewundert. Er verſpricht einen zweyten Vernet.

Auch Genillon hat das Treffen des Redoutable mit den Engländern, und, wie Hüe, mehrere Seeſtücke, und Mondſcheine auf der See behandelt, aber, beſonders letzterer, mit ungleich weniger Erfolg.

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

13. Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen für das Jahr 1807. Leipzig bey Böhme. 12. S. 304.

Dieß Taſchenbuch erhält ſich immer in gleichem Werth, und darf einem ſechzehnjährigen Mädchen nicht nur ohne Gefahr, ſondern ſollt' ihm zu ſeinem Beßten in die Hände gegeben werden. Auf wie wenige unſerer vielen äſthetiſchen Schatzkäſtchen läßt dieſe Zuſicherung ſich anwenden! — Moral in gefälligem Gewand iſt überall bezweckt, und in dieſer Hinſicht läßt ſich über die getroffene Auswahl der Gedichte nicht hadern. Die drey kleinen Erzählungen, Margaretha von Anjou, Randal und ſeine Familie, und Roſalie oder der beſchämte Argwohn, ſind in leichtem anziehendem Tone, mit Menſchenkenntniß, und ohne zu künſtliche Schürzung und Löſung des Knoten geſchrieben.

Unter der Rubrik: Länder- und Völker-Kunde iſt eine Reihe einzelner Charakterzüge aus der Sittengeſchichte verſchiedener Völker in verſchiedenen Zeitaltern zur Belehrung und Unterhaltung aufgeſtellt. Hier einige Beyſpiele im Auszug:

Auf der oſtindiſchen Inſel Ceylon ſind weibliche Perſonen (ſogar weibliche Laſtthiere) von allen Zöllen und Abgaben frey. Gleichwohl darf keine Frau in Gegenwart eines Mannes niederſitzen.

Hingegen darf ſich kein Neger auf der Sierra Leona-Küſte erkühnen, ſeine Hütte zu öfnen, ſo bald ihm die Frau von innen zuruft, daß ſie beſchäftigt ſey.

Der Artikel: Naturgeſchichte iſt der Baumwolle geweiht. Dieſem folgt ein brauchbares wirthſchaftliches Vademecum, und eine Abhandlung von Verfertigung der Strohhüte.

Der weibliche Buſen. Ein Aufſatz, der die Beherzigung des ſchönen Geſchlechts in hohem Grade verdient. Dem Verfaſſer gebührt eine Ehrenſäule, wenn ſeine eindringenden Lehren — eindringen; wenn aber nicht, voluisse sat est. Auch für die Vorſichtsregeln, den ſo oft mit dem Tanzen verbundenen Gefahren auszuweichen, ſo wie für die Rede über Bekleidung der Füße, verdient er Dank und — Befolgung. Die Scenen aus der Familie Ehrenberg laſſen ſich gut leſen. A.

14. Etrennes helvetiennes et patriotiques pour l'an de grace 1807. No. XXV. à Lausanne, chez Henri Vincent. 16. S. 144. mit dem Proſpekt der Brücke und des Schloſſes von St. Moritz in Wallis.

Der Pfarrer Bridel beſorgt ſeit 25 Jahren die Herausgabe dieſes Almanachs, der, auſſer hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Aufſätzen, mannigfaltige Beyträge zur Sitten- und Kulturgeſchichte ſchweizeriſcher Landſchaften liefert. Den größten Raum in dem gegenwärtigen Jahrgang füllt ein Abriß der Geſchichte des Jour-Thals (vallée du Lac-de-Joux) vom J. 1140 bis 1780. Die Schilderung der Bevölkerung, Urbarmachung und Civiliſation dieſes, im Juragebürge auf der franzöſiſchen Gränze liegenden, waadtländiſchen Thales iſt eben ſo unterhaltend als lehrreich, aus einer bisher nicht bekannten handſchriftlichen Thal-Chronik groſſentheils gezogen. Die Belagerung des

chateau d'amour und das Kampfſpiel zwiſchen Verehlichten und Unverehlichten ſind Scenen der Galanterie der Ritterzeiten. Der Bergfall im Kanton Schwyz wird auch hier beſchrieben, und zugleich eine chronologiſche Geſchichte von vierzehn frühern Berg-Fällen in der Schweiz beygefügt, deſſen das Morgen-Blatt gelegentlich ausführlicher gedenken wird. Der übrige Innhalt, aus Anekdoten und wenigen Gedichten beſtehend, wäre einer ſorgfältigern Auswahl fähig geweſen.

15. Apollonion. Ein Taſchenbuch zum Vergnügen und Unterricht auf das Jahr 1807. Wien bey Degen.

Dieſes Taſchenbuch iſt größtentheils um ein halbes Jahrhundert zu ſpät erſchienen; die Beyträge von Hinsberg, Leon und Kreil ausgenommen, wird man wenig Bedeutendes finden. Ein Epigramm an die alternde Thais wirft uns plötzlich in die Zeiten Gottſcheds zurück. Hätte ſich doch der Verfaſſer des Gedichts: Thalia und der Jüngling, da ihm das Gefühl nicht gab, was ſchön iſt, frühzeitig lehren laſſen, was häßlich iſt, um es nie öffentlich als Schönheit aufzuſtellen. Unter einem Wuſte kalten empfindungsloſen Reimgeklingels, von welchem die Mutter der Künſte, die Phantaſie, ferne blieb, nimmt ſich Hrn. Hinsbergs kraftvolle Darſtellung der Schlacht auf dem Lechfelde, ſo wie deſſen Gedicht von der Minne, ſonderbar aus, als hätte ſie ein böſer Genius hineingeworfen. Eben ſo unwürdig der Geſellſchaft ſind Herrn Leons Beyträge, welcher einige allemaniſche Gedichte Hebels mit ungemeiner Zartheit und mit der ganzen Einfalt des Originals in die hochdeutſche Sprache übertrug. Sehr intereſſant iſt ſein Aufſatz: über das Verboth des Weins bey den Römerinnen. Herrn Kreils Ueberſetzung der 14ten Satyre Juvenals erregt den Wunſch, daß er den Dichter ganz in dieſer Art der Uebertragung liefern möchte. Auszeichnenswerth iſt gleichfalls ein Gedicht: Der Schwarzbach-Waſſerfall, von Fr. v. Größing; das Gedicht: An meinen Bruder, von J. Paſſy, obgleich er des Verſes nicht durchaus mächtig iſt; und ein Gedicht: Der deutſche Tanz, von W., welches ſich ſehr heiter und leicht bewegt.

Schwerlich wird dieſer Almanach in Wien gut aufgenommen, wo durch manche ſchöne literariſche Erzeugniſſe, wie die der Zobeis, der metriſchen Ueberſetzung des Plautus, des öſterreichiſchen Plutarchs ꝛc. das Jahr ſo ausgezeichnet begann. Wahrhaftes Gefühl aber für die Vollkommenheit und Vollendung erprobt ſich durch die Verachtung des Mittelmäßigen; denn dieſes iſt der Tod aller edeln Beſtrebungen.

Die Unſichtbaren.

Wer zuckt nicht faſt unwillkührlich die Lippen zu einem mitleidigen Lächeln über die mancherley Verunſtaltungen, durch welche rohe Völker in Afrika, in Amerika und Auſtralien ihren Köpfen und Geſichtszügen einen Zuſatz von Schönheit, oder, was ihnen oft gleich gilt, von Furchtbarkeit und Schrecken zu geben ſuchen. Beſonders zeichnet ſich hierin ein Peruaniſcher Völkerſtamm aus, der ſich durch die Art, wie er die Menſchenſchädel von Kindesbeinen breit quetſcht, den Namen der Omaguos oder Cambeva verdient hat, welches letztere Wort nach Condamins Verſicherung im dortigen portugieſiſchen Dialekt ſo viel als die Plattköpfe bedeutet. Die Reiſebeſchreiber erzählen uns ausführlich die ganze ſchmerzhafte Operation, wie jenes Volk durch zwey viereckigte Breter, zwiſchen welchen der Hinter- und Vorderkopf des Kindes eingepreßt und mit Stricken zuſammengeſchnürt wird, die ſchön gewölbte Kugel der Galliſchen Organenſitze in ein häßliches Kuchenförmiges Planiglobium ausplättet. Fragt man ſie, warum ſie ſich von Jugend auf dieſer ſcheußlichen Verunſtaltung unterwerfen, ſo erfährt man, daß der leidige Schönheitsſinn und die Mode, ſo ſchön als möglich ſcheinen zu wollen, ſie dieſer Tortur von Kopfquetſchung unterwirft. Sie haben am Firmament das große Urbild aller Schönheit. Dem ſuchen ſie ſo ähnlich zu ſeyn, als es nur immer möglich iſt. Wir gleichen ſo, ſagen ſie, am meiſten dem Vollmond!

Wenigſtens haben dieſe Omaguos noch ein himmliſches Vorbild. Aber welchem Muſter ſtreben jetzt unſre Damen nach, mit den noch immer ſo ſehr belobten und beliebten Strohhüten und Capotes, welche durch die von allen Seiten verlängerten Sturm- und Wetterdächer ſo weit vorſtehen, daß, wenn beſonders die ſteifen Halskragen und Pellerinen von unten herauf noch zu Hülfe kommen, eine totale Sonnenfinſterniß ganz unvermeidlich, und von allen Reizen und Holdſeligkeiten eines niedlichen Ovals nichts mehr zu ſehen übrig iſt. Daher haben auch die Pariſer Bilder- und Caricaturläden ſchon im Nov. des vorigen Jahrs ein Spottbild ausgehangen, welches mit der Unterſchrift: les Invisibles, dieſe häßliche Mode in aller ihrer Häßlichkeit dem Gelächter Preis gibt. Wem die Pariſer Caricatur nicht zu Geſicht gekommen iſt, der findet ſie im December-Stück des Weimariſchen Modejournals auch zu Nutz und Frommen unſerer deutſchen Unſichtbaren dem Sterbekittel des abgelebten Jahrs beygelegt. Iſts möglich, daß eine ſo abgeſchmackte und dem Zweck alles weiblichen Putzes, dem — veniunt spectentur ut ipsae, ſchnurſtracks entgegenlaufende Mode auch unter unſern Landsmänninnen Platz greifen konnte?

Ja, wenn die Putzmacherinnen noch Sturmhauben und Helme aus jener Fabrik zu verkaufen hätten, wie ihn in der griechiſchen Fabel der Gott der unſichtbaren Unterwelt, Pluto oder Hades, dem Perſeus zu ſeinen verzweifelten Abentheuern gegen die Gorgonen zukommen ließ, den Helm der Unſichtbarkeit im eigentlichen Verſtand! Da wäre doch mancher Grund auszudenken, warum ein ſchönes Kind ſich gerade heute à l'invisible coeffiren laſſen wollte? Aber dieſe ſichtbare Unſichtbarkeit iſt die Spitze der Lächerlichkeit. Das alte Aegypten mit ſeinen rieſenförmigen Kopfverlängerungen und ſymboliſchen Mützenthürmen, die uns Denon in einer ſchönen Kupfertafel ſeiner Reiſebeſchreibung (Tafel 115.) abbildet, und das neuere mit ſeiner Umzäunung des Untergeſichts durch die bis an die Naſe heraufgezogene Hülle liefern nichts ähnliches zu dieſer Modethorheit.

B.

Notizen.

Herr Hofrath Eichſtädt in Jena bewies neuerlich in zwey lateiniſchen Diſſertationen, daß die Ahnenbilder der Römer bloße Masken waren, und die Prozeſſionen, wo man ſie öffentlich zum Gepränge darſtellte, in Maskeraden beſtanden.

Die K. Däniſche Geſellſchaft zur Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften zu Kopenhagen hat zwei Goldmedaillen, eine für das beſte Gedicht über die Liebe zum Vaterland, die andere für die Lebensbeſchreibung Griffenfeldts, mit einer Ueberſicht der Lage Dännemarks zur Zeit, da er lebte und wirkte, ferner zwei Silbermedaillen, eine für eine poetiſche Ueberſetzung von Euripides Phönicierinnen, die zweite für eine Ueberſetzung von Iſocrates Panegyrik ausgeſetzt.

Von Rabaut, dem jüngern, Mitgliede des geſetzgebenden Körpers und der Ehrenlegion, haben wir eine Sammlung von Nachrichten und Aktenſtücken über die verſchiedenen Vereinigungsentwürfe aller chriſtl. Partheien, von den Zeiten der Reformation bis jetzt, zu erwarten.

Für die franzöſiſchen Lyceen und Secondärſchulen ſind „Chefs-d'oeuvre d'Eloquence“ aus den Werken des Boſſuet, Flechier, Fontenelle und Thomas, nebſt einer Notiz über dieſe vier berühmten Männer erſchienen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 3 Jan.

Die auf 1806 von der Akademie du Gard ausgeſetzte Preis-Frage: In welchen Fällen ſind Urbarmachungen nützlich (in Beziehung auf das Departement), wurde von Jemanden beantwortet, der ſich nicht nannte, ſondern in einem Billet, das man bei der Zuerkennung des Preiſes fand, dieſen zur Verfügung der Akademie ſtellte; deshalb iſt ein auſſerordentlicher Concurs über die Frage beſtimmt werden: Was iſt das Grundprinzip des Geldintereſſes, die zufällige Urſache ſeines Wechſels, ſein Einfluß auf die Sittlichkeit? Der gewöhnliche Preis ſoll dem epiſchen beſten Gedicht in 100—200 Verſen (!!), das den Tod Heinrich des Vierten beſchreiben ſoll, zuerkannt werden. Beide Preiſe ſind goldne Medaillen, 300 Fr. am Werth. Bis den 1 Decbr. ſteht die Concurrenz offen.

Lagrange und Delambre haben als Rapporteurs dem Inſtitut einen ſehr vortheilhaften Bericht über Peyrous Ueberſetzung der Werke Archimeds abgeſtattet. Die Ueberſetzungen aus den Klaſſikern gehen unausgeſetzt fort. Sie ſcheinen durch den Drang einer unter Verwilderung herangewachſenen Generation entſtanden zu ſeyn, die jetzt das Bedürfniß fühlt, ſich zu bilden.

Mantel aus Wien, den der Kaiſer hieher berief, um eine neue Art Orcheſtrion zu verfertigen, der aber bei Verfertigung dieſes Inſtruments die Hand auseinander fiel, wird nun bald wieder im Stande ſeyn, ſeine Arbeit zu vollenden.

Die Männer tragen gegenwärtig dunkelbraune Röcke mit hellen Beinkleidern, und häufig Spencer. Die Röcke bedecken jetzt die Schenkel mehr, die Ueberröcke werden offener, beide Kleidungsſtücke nähern ſich einander.

Geſtern gab das Theatre de l'Imperatrice les trois rivaux. Eine ſchöne reiche Wittwe (bekanntlich eine beliebte Theaterperſon) hat drei Anbeter, einen Stutzer, der durch ihr Vermögen in den Stand geſetzt ſeyn will, ein Haus zu machen, einen Reichen, der, wie Amtmann Riemen, auch die hübſcheſte Frau haben will, und einen liebenswürdigen Militair. Die Wittwe ſtellt ſich gegen ihre Anbeter bald als ob ſie arm, bald als ob ſie häßlich geworden wäre, und gibt dem einzig Treugebliebenen die Hand. Das Stück, welches ein Hr. Maurice verfertigte, hat allgemein gefallen, und iſt ein neuer Beweis, daß man die franzöſiſche Stücke ſehen, und nicht leſen muß.

Für das Jahr 1807 wird der Mercure keine Theaterkritiken, ſondern nur Anzeigen, ob das Stück gefallen habe, oder gefallen ſei, einrücken.

Amſterdam, 11 Jan.

Mit den Theatern wird eine neue Einrichtung getroffen, und der innere Gang des Theater-Weſens wird beſſer organiſirt werden, wozu denn freilich erſt ſehr bedeutende Reformen nothwendig ſeyn möchten. Das Amſterdamer Holländiſche (oder National-) Theater, welches den Namen Théatre du Roi erhält, war bis jetzt der Leitung einzelner, durch den Magiſtrat erwählter, Kaufleute überlaſſen, welchen zum Theil in Hinſicht auf Kenntniſſe und Geſchmack alle Competenz fehlte. Das Franzöſiſche Theater, welches den Namen Théatre de la Reine erhalten wird, iſt weit beſſer organiſirt, wird aber auch einige Reformen leiden müſſen. Wir Holländer wußten wohl lange ſchon, wie es hätte ſeyn ſollen; aber niemand legte Hand aus Werk, die Dichter hatten nichts zu ſagen, und genoſſen die gehörige Achtung und Belohnung nicht; und an kritiſchen Theater-Journalen gebricht es gänzlich. So lag alſo das Ganze, der großen Talente unſerer Ziefenis (geb. Wattier) und unſeres Snoek ungeachtet, völlig darnieder, und Theater und dramatiſche Literatur müßte je länger je mehr verfallen, wenn nicht der König mit einer völligen Reorganiſation ins Mittel träte.

Die poetiſche Geſellſchaft zu Amſterdam unter dem Wahlſpruch: Kunſt wird durch Freundſchaft vervollkommt, hat im Jahr 1806 fünf neue Mitglieder aufgenommen, und zwar zum wirklichen Mitgliede: Hrn. Chr. Fr. Haug aus Stuttgart, (Verfaſſer der Briefe über das Holländiſche Theater und die dramatiſche Literatur in Holland, welche im Jahr 1805 zu Amſterdam gedruckt wurden, und einer, im Jahr 1806 gedruckten, Geſchichte der dramatiſchen Dichtkunſt in Deutſchland bis auf Schillers Tod); zu Ehren-Mitgliedern die Herren: Saldenbach, (Rektor zu Yſſelſtein, Verfaſſer einer Sammlung von lateiniſchen und holländiſchen Gedichten), Stryk van Linſchoten (vormaligen Geſandten am Stuttgarter Hofe, und Verfaſſer einer im Jahr 1805 gedruckten Ueberſetzung des Pervigilium Veneris), A. Simons (holländiſchen Prediger und Verfaſſer einer Sammlung von vermiſchten Gedichten), und Nitchel zu Leiden, einen jungen vielverſprechenden Dichter. Dieſe Geſellſchaft, an deren Spitze die Namen Feith, Barbaz, W. Geysbeek, Uylenbroek u. ſ. w. glänzen, hat den 4ten Theil ihrer ſämtlichen Gedichte herausgegeben; und von den einzelnen Mitgliedern ſind verſchiedene beſondere poetiſche und proſaiſche Werke erſchienen. Von Hrn. Stryk van Linſchoten erhalten wir im Frühjahr eine Sammlung von deutſchen, holländ. und franz. Gedichten, und eine Ueberſetzung des Frühlings von Kleiſt (als Vorleſung in Felix Meritis).

Druckfehler in Nro. 1.

3 S. 2 K. 14 Z. v. unt. ſtatt Philoſophie-Parthien l. Philoſophier-Luſtpartien.
4 — 1 — 2 — ſt. Lehn' l. Lehr'
— — 13 — ſt. meta-methematiſchen l. meta-mathematiſchen.

Nro. 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 27. Jänner, 1807.

Man kann an jedem Ort der Welt
Ein Weiſer ſeyn, wohl gar zufrieden.

v. Gökingk.

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

16. Taſchenbuch der Reiſen von E. A. W. von Zimmermann. 6te Fortſetzung. (Leipzig, bey Fleiſcher, dem jüng. 1807.) mit 11 Kupfern.

Sämtliche Stimmen erhält, wer dem Süßen das Nützende zumiſcht! Auf wenige ſüße Früchte unſerer literariſchen Herbſt-Pomona, die neuerlich ihr ganzes Füll- und Fruchthorn um ſo mehr mit Taſchenbüchern angefüllt hatte, je ſeltener und kleiner die wirklichen Taſchen wurden, paßt jener Horaziſche Spruch ſo gut, als auf die 6te Fortſetzung dieſes Taſchenbuchs. Es macht eine an ſich beſtehende geographiſch-zoologiſche Galerie, und behält ſeinen Werth auch über die ihm auf der Stirn geſchriebene Jahrzahl hinaus. Und man kann ohne Anmaßung ſagen, daß nur ein deutſcher Forſcher in einem ſo engen Raume ſo viel Wiſſenswürdiges ſo lichtvoll und anmuthig über eine der fernesten und im Ganzen unbekannteſten Länderkette von Süd-Amerika aufzuſtellen vermochte. Denn ſeinem ſchon früher entworfenen Plane folgend, wo der 4te Jahrgang Nord-Amerika, der 5te die nördlichen Reiche Spaniens in Amerika, als Florida, die beyden Mexicos, Panama und Guinea umfaßte, kam er nun in dieſem neuen Jahrgange ſüdlicher hinabſteigend auf Peru, Chili, Tukuma und Paraguay. Was der unermüdet einſammelnde Verfaſſer ſchon in der Vorrede zum vorigen Jahrgange gehofft hatte, daß indeß die Reſultate der fruchtbaren Entdeckungsreiſe ders berühmten Landsmanns Alexanders von Humbold in jene Gegenden bekannter und zugänglicher werden würden, iſt zwar in ſo weit noch nicht ganz eingetroffen, als die intereſſanteſten Partien ſeiner Reiſe auch heute noch nicht dem Publikum vor Augen liegen. Allein die Leſer büßen darum nichts ein. Mit ſeltener Uneigennützigkeit und Liberalität theilte Hr. von Humbold dem Verfaſſer alle ſeine handſchriftlichen und bildlichen Schätze in der Abſicht mit, daß dadurch ſeine Nachrichten über das Innere von Peru und einige ſeiner Produkte zuverläßiger, und, da ſie durchaus neue Anſichten enthalten, anziehender werden möchten. Billig ſchmückt alſo Humbolds ſprechendes und ſehr ſauber geſtochenes Portrait, das wir in Umriſſen von Gerard nach Desvoyers ſchon ſehr kenntlich vom Weimariſchen Induſtrie-Comtoir erhielten, den Titel dieſes Jahrgangs. Es würde eine Biographie dazu gekommen ſeyn, wenn Zimmermann den neueſten Theil der Pariſer Connaissance des tems, wo ſich Angaben zu ſeiner Geſchichte befinden, zeitig genug erhalten hätte. Aber es iſt Pflicht jedes literariſchen Blattes, dazu beyzutragen, daß unſer auch im Ausland hochgefeyerter Landsmann das empfange, was wir ihm alle ſchuldig ſind, dankbare Huldigung. Und darum ſtehe auch hier das gewichtige und wahre Zeugniß, das der verdienſtvolle Verfaſſer der zoologiſchen Geographie, vir laudatus laudabili, ſo brav ertheilt:

„Herr von Humbold, dieſer berühmte Reiſende, gehört unter die ſeltenen Menſchen, durch welche Deutſchland ſich abermals vor dem übrigen cultivirten Europa auszeichnet. Großer Scharfſinn, ſeltener Allgemeinblick, umfaſſende, gründliche Kenntniſſe vereinigen ſich in ihm mit den feinſten Gefühlen, mit einem glühenden, ſich ſelbſt aufopfernden, Eifer für die Wiſſenſchaften, mit der edelſten Anſpruchloſigkeit und mit unbegränzter Liberalität. Möge er noch lange zur Ehre unſers Vaterlandes und zum Ruhm der Erd- und Menſchenkunde ſeine großen Talente benutzen!“

Ueber die Art, wie Hr. v. Z. die Reſultate der neueſten Völker- und Länderkunde mit Geologie und Naturwiſſenſchaft zu verbinden, und das Ganze zu einer ſehr anziehenden und nützlichen Lektüre zu verweben weiß, bedarf es nicht erſt eines neuen Beweiſes. Nur ſelten bemerkt man noch Spuren der anhaltenden Unpäßlichkeit, die ihn während des größten Theils der Ausarbeitung dieſer Nachrichten befallen hatte. Sie betreffen gerade eine Gegend, die in den neueſten Weltbegebenheiten aller Augen, die nicht von dem Nächſten zu ſehr gefeſſelt ſind, auf ſich ziehen. Wer weiß nicht, wie gerade jetzt den brittiſchen Seelöwen nach einigen dieſer Länder, als einer leichten und doch ſehr ſüßen Beute, gelüſtet.

Seine Handelsflotten ſtreckt der Britte
Gierig, wie Polypenarme, aus!

gilt gerade jetzt noch mehr, als da es Schiller an der Wiege des neuen Jahrhunderts ſang. Buonos Ayres und Montevideo ſind ſchon in ſeinen Händen, und Peru und Chili können, wenn nicht ein großer Gott aus der Maſchine hervortritt, ihm kaum entgehen. Wie willkommen muß uns in dieſem Augenblick ein Buch in ſo gedrängter Fülle und mit ſo vielem Reitz im Vortrag ſeyn, das nicht nur das Beßte der ältern Reiſebeſchreiber, ſondern auch die noch unbekannten Bemerkungen unſers Humbolds enthält. Der ſpekulativſte der Londner Buchhändler Phillips hat ſchon 2 Werke über Peru und Buonos Ayres in größter Schnelligkeit kompiliren laſſen, und damit bey allen Männern der Börſe und der Themſe großes Glück gemacht. Auch unſers ehrlichen Helms mineralogiſche Excurſionen ſind neuerlich zu ähnlichen Abſichten engliſch eingekleidet worden. Aber wie unterſcheidet ſich auch hier deutſcher Fleiß und Ueberblick! Welche Wunder einer wahrhaft neuen Welt in phyſiſcher und moraliſcher Rückſicht thun ſich hier auf! Sie ſind hier zum Theil aus Hrn. v. Humbolds neueſten Nachrichten, z. B. die von den Kothvulkanen der Cotopari und Tungaruaga ausgeworfenen Fiſche (Prennadilla, der Pimelodus Cyclopum); das Seidenpapier, oder Suſillo, von einer Raupenart, die auf Mimoſen lebt, geſponnen, wovon Hr. v. Humbold eine ſchöne Probe mitbrachte, hier abgebildet und beſchrieben. Dabey war jede Gelegenheit benutzt, um allgemeine Betrachtungen, die uns oft ganz unvermuthet in unſern eigenen Buſen zu greifen nöthigen, einzuweben.

Eine der intereſſanteſten Partien in dieſem Buch iſt die Schilderung der Abiponer, dieſes kriegeriſchen Stammes, der ſich ſo ſehr über andere Völker jenes Welttheils erhebt, nach Dobritzhofer. Dabey geſtattet ſich der Verfaſſer eine Abſchweifung über die Erziehung und Abhärtung dieſes Volkes in Vergleichung mit den Germanen des Cäſars und Tacitus und den ausgearteten Weichlingen, die ſich jetzt noch ihre Nachkommen nennen, die um ſo gewiſſer trifft, je weniger ſie ſich in leere Deklamationen ergießt und nur immer Thatſache gegen Thatſache ſprechen läßt. Wir empfehlen dieſen Abſchnitt allen Herausgebern unſerer Modejournale und Toilettengeſchenke als einen fruchtbaren Text zu einer guten Bußpredigt. Nur über die Miſſionen und das Prieſterreich in Paraguay blieben dem Fleiß des Verfaſſers manche Quellen und Canäle verſchloſſen, die uns vielleicht bald die Engländer eröffnen werden. Das, was er über die bekannte Amazonen-Fabel des Orellana und ſeiner Nachbeter ſagt, iſt unſtreitig der Geſichtspunkt, aus welchem ſich dieſe martialiſchen Weiber in der aſiatiſchen Vorwelt und in der amerikaniſchen Entdeckungsreiſe am richtigſten anſehen laſſen. Doch genug zur Erweckung der Aufmerkſamkeit. Den künftigen Jahrgang ſoll auch eine Karte von Südamerika zieren, zu welcher der Verfaſſer noch die Erſcheinung der Humboldiſchen Reiſe erwarten wollte.*)

Böttiger.

Swedenborg, ein Schädellehrer.

Ein neuer Biograph des berüchtigten Geiſterſehers Swedenborg, der Kapitän F. Walden, in Kopenhagen, liefert aus den Schriften ſeines Helden, einen Auszug, der die Lehre enthält, daß gute oder ſchlimme Eigenſchaften Einfluß auf die Form des Schädels hätten. Ein Menſch, bey dem,

*) Es iſt vielleicht nicht unangenehm zu erfahren, daß nun der Erſcheinung des Humbold-Bonplandiſchen Reiſe-Cyclus keine Schwierigkeiten mehr entgegenſtehen. Das hoͤchſt genialiſche und überraſchende Tableau physique des regions equinoxiales mit der großen Karte iſt in dieſem Augenblick ſchon vollendet. Von den Plantes equinoxiales ſind 3 Lieferungen, die dritte mit 10 Kupfertafeln, von den Monographies de Melastomo iſt eine Lieferung heraus. Auch iſt ein Recueil d' observations de zoologie et anatomie comparée in 4. mit 7 ſchwarzen und colorirten Tafeln erſchienen. Die Reiſebeſchreibung ſelbſt, an die ſich alle jene Werke anſchließen, iſt nun ſchon weit vorgerückt.

wie er ſagt, das Gute durch eine wahre und begreifliche Religion Wurzel gefaßt hat, zeichnet ſich durch einen ſchönen Hirnſchädel aus. Ein Schädel von ungleicher Form heißt bey ihm ein ausgezeichnet ſchlechter Hirnſchädel, und ein ſolcher Schädel iſt das Eigenthum eines Menſchen, bey welchem das Böſe eine eingewurzelte Gewohnheit geworden iſt. Swedenborg gehört alſo unſtreitig in die Klaſſe der Schädellehrer. Aber freylich lag die Kunſt bey ihm noch in der Wiege. Er glaubte nur an ein Organ der Tugend und des Laſters überhaupt, und hatte keine Ahndung davon, daß nicht nur jede beſondere Tugend und jedes beſondere Laſter, ſondern auch jede Leidenſchaft, ſo wie jede Fähigkeit, ein eigenes Organ habe. Wie ſollte auch ein Mann, der mit den Geiſtern der Abgeſchiedenen beſtändigen Umgang pflegt, noch Zeit übrig behalten, um Unterſuchungen über ihre zurückgelaſſenen Schädel anzuſtellen? Uebrigens verwahren wir uns gegen jede muthwillige Deutung des zufälligen Umſtands, daß ein Geiſterſeher zugleich auch auf die Idee einer Schädellehre gerieth. W.

Verbeſſerung der Papiermacherkunſt.

Von großem Intereſſe für die ſchreibende Menſchheit iſt die Erfindung des Papiermachers Illing, zu Erbach, im Odenwalde, Papier in der Maſſe zu leimen und zu färben. Eine andere Kunſt, die Kunſt, geleimtes Papier in Maſſe zu beſchreiben, iſt längſt erfunden. Aber der Erfinder hat ſich nicht verewigt, und die, welche ſeither von ſeiner Kunſt Gebrauch machten, ſollen ebenfalls wenig Hoffnung dazu haben. W.

Neu erfundene Lärmmaſchine.

Ein Uhrmacher im Voigtlande, mit Namen Dietz, hat eine Maſchine, die er Tachypyrtalon nennt, erfunden. Dieſe Maſchine verſchafft nicht nur durch bloſſe Berührung eines Drathes ein brennendes Licht, ſondern läutet auch 10, 15 bis 20 Minuten lang Sturm, und leiſtet alſo bey nächtlicher Feuersgefahr die weſentlichſten Dienſte. Werden von ihr Drathzüge an Orte, wo Geld und Koſtbarkeiten aufbewahrt ſind, hingeleitet: ſo ſind dieſe gegen nächtlichen Raub geſichert, indem der Dieb die Züge ſelbſt in Bewegung ſetzen, und alſo, da dieſe Bewegung mit Lärm verbunden iſt, ſein eigener Verräther werden muß. Da man ſich allgemein beklagt, daß die hölzernen Maſchinen, welcher ſich die Obrigkeiten ſonſt nicht ohne Nutzen gegen die Diebe bedienten, je länger je unwirkſamer werden: ſo iſt zu hoffen, daß es unſerem Künſtler für die ſeinige nicht an Abnehmern fehle. W.

Briefe aus Paris.

Erſter Brief.

An D.

Ich habe einen Tag in Paris verlebt — ſoll ich Dir ſagen, wie? Ich kann es nicht; die Fülle dieſes Lebens hat zu ſehr alle Sinne ergriffen, um Meiſter deſſelben werden, um es in klare Anſichten auflöſen zu können. Von den Wellen des Meeres umgeben, ſieht man nur Himmel und Waſſer, hört man nur der Wogen Gebrauſe; des Widerſtandes unfähig, ergibt man ſich ihrem Treiben in einziger dumpfer Empfindung.

Hat Mahomet Paris im Geiſte geſehen, als er ſein Paradies den Glaubigen mahlte? Ich fühle mich, es zu glauben, gedrungen; groß waren meine Erwartungen von Paris, und ſie wurden erfüllt.

Stelle Dir eine Welt von Menſchen vor, die blos geſchaffen ſcheint, uns von Morgen bis Abend zu unterhalten; eine Stadt voll höchſt romantiſcher Abwechslungen; kein Haus regulär, aber überall Balkone, Terraſſen, Bäume; jeden Schritt neue Gegenſtände der Neugierde; die Boulevards, den Park der Tuillerien, die elyſeiſchen Felder mitten in einer ſolchen Häuſermaſſe; Triumphbogen ſtatt der Thore, breite endloſe Straßen, und Leben und Lärm von fünf Uhr früh bis zwei Uhr Nachts; — denke Dir die ſchönſten mahleriſchen Anſichten von zahlreichen Brücken und Kaien; den kaiſerlichen Pallaſt von allen Seiten frei, auſſer dort, wo ihn eine prächtige Galerie längs der majeſtätiſchen Seine mit dem königlichen Louver verbindet; — den üppigen Palais royal mit ſeinen Arkaden, ſeinen reichen, glänzend beleuchteten Buden, und den zahlloſen Huris, die ſich hier den Gläubigen anbieten; — denke Dir das Gedränge von Tauſenden, die blos überall zu genießen ſcheinen; die Mühen des Lebens ins Innere der Häuſer verborgen, und ringsum Dich noch ungehörte Melodien der Orgeln, beſtimmt ſcheinend die Diſſonanzen des Lebens in Rythmus aufzulöſen — und dann in die Mitte dieſes Alls ein poetiſches Gemüthe, das in das Gemenge Einheit und Genuß bringt, nicht nimmt — der goldnen Regel immer eingedenk:

> An dem Scheine mag der Blick ſich weiden,
> Des Genuſſes wandelbare Freuden
> Rächet ſchleunig der Begierde Flucht —

O ein ſchwaches Bild von dieſem Leben, das Tauſend Leben und Tauſend Louis jeden Tag erforderte, um es auszugenießen!

Was iſt unſer Leben, wenn ſich nicht Hunderttauſende aufopfern, uns Genuß zu bereiten? Glücklich, wer unter die Genießenden gehört — o Schickſal, gebe doch Niemanden das Streben darnach, der nur in die Lage des Hammers kommt, und die Amboße werden glücklich ſeyn.

Wiens und Venedigs ſchönſte Plätze vereint geben noch eine ſchwache Idee von Paris. Das rechte Ufer der Seine gleicht der Riva dei Schiavoni in Venedig; aber Schönheit und Leben hat dort mit ihr, dem großen Kanal und dem Markusplatze ein Ende; hier umfaſſen ſie die ganze Stadt in zwey langen Armen, den Boulevards, von beyden Ufern des Stromes aus.

Die alten Franzoſen hatten nicht unrecht, wenn ſie Paris das achte Wunder der Welt nannten, und Napoleon macht es zum erſten. Erinnerſt Du Dich, was Fiesko ſagt, als er Genua in Schimmer der Morgenſonne vor ſich liegen ſieht? — Hier fühlt man ſeine Empfindungen doppelt natürlich!

Verzeihe es dem leicht beweglichen Gemüthe, wenn es eine Zuſammenſetzung von belebter Materie zu poetiſch betrachtet. Warum hab' ich auch Dich nicht hier, der ein bischen Weisheits-Waſſer in dieſes ſprudelnde Champagner-Leben göſſe! So gerne möchte ich alles vertrauend zweifach neu genießen, wie Göthe ſagt; aber hier herum ſind die Herzen alle zu! Die Gewohnheit macht ſie kalt, wo wir glühen. — Wolle mir nur ſtets mein Schickſal die klare Anſicht der Dinge nebſt der poetiſchen verleihen; während erſtere mich hindert, die Beute der Umgebungen zu werden, ſtaltet letztere dieſe, ſelbſt wider ihren Willen, in Gegenſtände des Genuſſes um, und macht mit kühner Dreiſtigkeit dieſe rege Welt zu ihrem Schauplatz.

Damit Du aber ſiehſt, daß ich nicht alles im bunten Kolorite betrachte, ſo will ich eines Dinges erwähnen, dem ich durchaus nichts poetiſches abgewinnen konnte — des Wagens du courier de malle, in dem ich die Reiſe von Strasburg bis hieher drei Tage und Nächte ohne auszuruhen machte. — Stell' Dir die Qualen des Atlas, des Siſyphus und des Tantalus vereinigt vor; denke Dich in einen Koffer gepackt, wo man weder den Kopf emporheben, ohne ſich an einen Dorn zu ritzen, noch Arme und Füße ausſtrecken kann, ohne daß der Nachbar mon Dieu! ſchreit; — ſtelle Dir, in Hinſicht der Menge Abtheilungen für Effekten und Depeſchen, das Eskurial in den Raum einer halben Quadrat-Klafter zuſammengedrängt vor, und Du haſt noch eine ſchwache Idee von dieſem Käfige, gegen den die des Ludwig XI. wahre Grahamiſche Betten geweſen ſeyn mögen. Wahrhaftig, nur die poetiſche Idee konnte mich am Leben erhalten, daß ich jene Heroen noch übertreffe, und Dir Rechenſchaft davon geben kann.

W.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Weimar.

Einmal nur bin ich vor Winters Einbruche auf dem Schlachtfelde von Auerſtädt und Haſſenhauſen geweſen. Von einem Schlachtfelde bey Jena weiß ich nichts. Sie kennen die Gegend, und würden, wenn Sie General wären, in den engen gekrümmten Thälern der Saale gewiß keine Armee in Schlachtordnung aufſtellen mögen. Durch das Thal hindurch mußten die Franzoſen erſt bis zu den Höhen hinauf ſteigen, um ihren Feind da, wo er es am wenigſten erwarten konnte, anzugreifen. Aus dem Griesbachiſchen Garten ſehen Sie gerade vor ſich linker Hand die Anhöhen, die Napoleon in der Nacht beſetzte, und auf einem der erſten Hügel ſtand das Bivouacq des Kayſers, wo ſich der Knäul entwickelte, der die gegenüberſtehende ausgebreitete Heeresmacht wie mit einem Geſpinnſte überzog. Es war ſchon Abend, als ich von Naumburg aus über Auerſtädt nach Hauſe reißte. Mir iſt die ganze Gegend bekannt, und ich konnte mir alles im voraus ſchon vorſtellen, wie ich es mir nachher von den Auerſtädtern beſchreiben ließ. Die Landſtraße zieht ſich von Köſen den Berg hinauf. Einen ähnlichen noch bequemern Aufgang fanden die Franzoſen hinter Dornburg. Von oben verflächt ſich das Land, welches von der Saale nur den tiefen Thaleinſchnitt erhält. Sparſame Dörfer liegen hier zerſtreut zwiſchen fruchtbaren Aeckern. Die ſchöne grüne Saat, die bey der anhaltenden milden Witterung zum Vorſchein gekommen iſt, zeigt nur wenige Spuren von der Verheerung. Aber furchtbar grinſen die Ruinen der abgebrannten Wohnungen von Auerſtädt den ankommenden Fremden entgegen, denen zum Troſt das nahe dabey ſtehende Poſthaus ſich unverſehrt erhalten hat. Gleich am Morgen des unvergeßlichen 14 Oct. wurden die Einwohner des Orts vom Donner des Geſchützes aufgeſchreckt. Sie verließen ängſtlich ihre Wohnungen, um ſich im Freyen zu retten. Aber überall, wo ſie hinflohen, verfolgte ſie die Wuth der Schlacht, und die noch peinigendere Furcht, die alle Gefahren vergrößerte, denen ſie entgegenlaufen konnten, indem ſie ihnen zu entrinnen ſuchten. Bis zur Ermattung geängſtiget ſehnten ſie ſich, ſo wie der Abend einbrach, wieder in ihre ſonſt ſo friedliche Wohnungen zurück. Aber Himmel, welch ein Anblick! Da giengen ihre Häuſer in hellen lichten Flammen vor ihnen auf, und die Aſche von den Strohhalmen, worauf ſich mancher gern gebettet hätte, wurde von den Winden durch die Luft geführt. Auch unſer Poſtmeiſter, unerachtet die Feuerflammen noch ſein Haus verſchonten, hat bey dieſem allgemeinen Elende ſo viel gelitten, als ihm ſchwerlich wieder erſetzt werden kann. Aber rührend iſt es, in ſeinem Hauſe den Anſchlag von Fremden zu leſen, die das erſte Beyſpiel von milder Unterſtützung der Verunglückten bey ihrer Durchreiſe gegeben haben. Schichtenweiſe hat man die Todten an den folgenden Tagen auf den Feldern begraben, und die nicht minder zahlreich Verwundeten in der Nachbarſchaft, worunter auch ſogar Schulpforte ſich rühmlich ausgezeichnet hat, voll Mitleid aufgenommen. So gar wenig hatten die vereinigten ſächſiſchen und preuſſiſchen Truppen auf eine Niederlage gerechnet, daß auch nicht dieſen Elenden einmal die erforderliche Hülfe geleiſtet werden konnte. Am allerwenigſten hätten ſie dieſe wohl von ihren Feinden erwartet. Und doch waren es die Franzoſen, die ſich willig dieſem Geſchäfte unterzogen. Wer weiß, ob nicht mancher verwundete Krieger grade von demjenigen verbunden worden iſt, der ihm gegen das Geheiß ſeines Herzens kurz zuvor die Wunde geſchlagen hatte.

Deutſche Carricaturen
mit 1 illuminirten Blatt.

Den fröhlichen Lachern, — deren Zahl Gott in unſern Tagen lieber mehren als mindern wolle, und die Er wahrſcheinlicherweiße für den Kreislauf des geſellſchaftlichen Lebens eben ſo nothwendig fand, als das verborgene Feuer im Bauch' und in den Ritzen des Erdballs zur Erhaltung des vegetabiliſchen und animaliſchen Lebens; — dieſen fröhlichen Lachern werden wir von Zeit zu Zeit und aus ſchuldiger Pflicht auch ſolche Blätter in die Hände liefern, zu welchen ſie den Commentar ſelbſt machen, und das unſchuldige Erſchütterungsmittel ſo lang erklären können, bis die wohlthätige Wirkung nach der Complexion ihrer Zuhörer früher oder ſpäter erfolgt.

Den Anfang macht das treue Kontrefey einer Stadt-Miliz nach dem Leben gezeichnet, in 8 Vorſtellungen, wovon die vier erſten hier beygefügt ſind, und die vier andern bald nachfolgen werden. Es iſt etwas mehr als bloſſer Scherz, daß die väterliche Regierung einer vormaligen ſehr berühmten Reichsſtadt mit dieſem geringſcheinenden Vehikel ſich in Ruhe, Sicherheit und Anſehen erhielt. Freylich möchten das unſere Enkel, — mit dem Wehrſtande vertrauter, kaum glauben, wenn man ihnen nicht getreue Kopien hinterließe. — Und weil denn nach der uralten Regel kein Zeitalter mit der Wirklichkeit zufrieden iſt, ſo werden auch ſie die goldenen Zeiten ihrer Voreltern — wenn gleich dieſe ſie gar nicht ſo golden fanden — mit Schmerzen zurückwünſchen.

Möge nun jeder Liebhaber an dieſen Individuen noch die vormaligen Gewerbe entziffern, womit ſie ſich früher nährten, — oder nicht nährten, — eh' ſie zum Dienſte mit den dienſtuntauglichen Musqueten und Säbeln befördert wurden.

Dem ernſten Kunſtfreund aber ſind ernſte Bilder, höherer Genuß vorbehalten.

Nro. 24.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Jänner, 1807.

Es bildet ein *Talent* ſich in der Stille,
Sich ein *Charakter* in dem Strom der Welt.
Göthe.

Ein Wort über geiſtliche Muſik.

Woher kommt es, daß oft ganz gebildete Menſchen mit lebhaftem Gefühl, das dem Eindruck der Tonkunſt offen ſteht, und ſich gern von ihm ergreifen läßt, bey dem Anhören der meiſten Kirchenmuſiken eine gewiſſe unheimliche Empfindung, oder, wenn ſie noch aufrichtiger ſind, geradezu geſtehen, daß ſie Langeweile fühlen? Man darf ſich darüber nicht wundern, denn es iſt wahrhaft nothwendig, und in der Natur der Dinge gegründet, daß uns nichts ſo unangenehm in einem künſtleriſchen Streben anſpricht, als *Halbheit*; und ſie iſt es gerade, die die meiſten muſikaliſchen Erzeugniſſe in dieſer Gattung charakteriſirt. — Nur ein Gemüth, das ganz einig iſt in ſich ſelbſt, wird der religiöſen Empfindung fähig ſeyn; wenigſtens iſt hier der Boden, wo die Blumen und Früchte gedeihen können, die, wie *Schiller* (in ſeinem deutungsvollen Gedicht: „Das Mädchen aus der Fremde") ſagt, eines wärmern Sonnenlichts, einer glücklichern Natur bedürfen.

Es ſey fern von mir, irgend eines unſerer mit Kraft und Fleiß durchgeführten muſikaliſchen Kunſtwerke dieſe Gattung herabſetzen zu wollen; aber es mag mir erlaubt ſeyn, zu geſtehen, daß ich nicht völlig einſtimmen kann in die unbegränzte Bewunderung, mit der man *Graun's* Tod Jeſu gefeiert hat. Es iſt wahr, manche Parthien ſind vortreflich, aber jener heilige Geiſt der Religioſität, den wir z. B. in *Luthers*, *Flemmings* und *Paul Gerhards* Kirchenliedern finden, ſchwebt nicht über ihnen. Die Hymnen von *Schulz* werden von einer zu kühlen Verſtändigkeit getragen, die noch gar ſehr der Erde anzugehören ſcheint, und die ſie nicht zum Himmel führen wird, zu dem ſie doch gerichtet ſind. Selbſt die Worte des Erlöſers am Kreutze von unſerm ehrwürdigen *Haydn* (den, beyläufig ſey es geſagt, der ſchale Spott mancher ausländiſcher Journaliſten, wegen ſeiner Unbedeutenheit niemals treffen, daher denn auch nicht einmal wird — *ehren* können) — ſelbſt dieſes große und kühne Werk erreicht das Ideal nicht, welches mir vorſchwebt. Aber — wo iſt auch das Gemüth, das mehr als ahnden könnte die Muſik jener göttlichen Worte der höchſten Liebe: „Vater vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun," und jene des tiefſten unendlichen heiligſten Schmerzes: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!" — Eine wunderbare Rührung ergreift uns, wenn wir hier die Kraft des Künſtlers ermatten ſehen, denn wir fühlen es wohl, daß Menſchenkräfte kaum hinreichen, dieſen Worten ein muſikaliſches Gewand zu leihen.

Nur in einem einzigen Werke dieſer Gattung ermattet die Kraft *nicht*, und es ſcheint, als werde es ewig einzig bleiben *müſſen*, als werde es ſich niemals wiederholen *können*. Es kann nicht gefragt werden, wie dieſes vollendete Kunſtgebild

überhaupt möglich werden konnte; freuen wir uns, daß es würklich iſt. Man kennt die rührende Geſchichte ſeiner Entſtehung, man weiß, daß der Künſtler nach Vollendung dieſes Werks, das der Erde nicht angehört, der Erde entriſſen wurde.

Es iſt wohl kaum nöthig hinzuzuſetzen, daß ich von Mozarts Requiem rede.

Franz Horn.

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

17. Im Berliniſchen Damen-Kalender für das Gemeinjahr 1807 träumt ſich eine vermummte Rudolphina Teuthold wieder in die Siegwartiſche Empfindlungsperiode, und kann alſo mit Louiſens Abentheuer nicht wirken.

Den Beneideten von Fr. Rochlitz macht ſein Engel von Weibe, der in geſelligen Cirkeln ſerapht, und zu Hauſe beym unbedeutendſten Anlaße rantippt, ſchon in den herkommlichen Flitterwochen unglücklich. Möchten alle Ehemänner den mit ſeiner Menſchen-Kenntniß und Wahrheit gezeichneten Charakter Ottiliens misglückt finden!

Die romantiſchen Briefe ſind zu tavtologiſch und gehaltleer.

Den herrlichſten Genuß gewähren zwey Aufſätze von A. W. Schlegel. Der kleinere ſchildert Ida Brun, die jüngſte Tochter der geſchätzten Dichterin Friederike Brun, in Hinſicht auf ihre unvergleichlichen Anlagen, im idealiſchen Tanz' etwas in der That Vollendetes zu leiſten. Der größere über einige tragiſche Rollen, von Frau von Stael dargeſtellt, iſt mit hinreiſſender Beredſamkeit und ächtem feurigem Kunſtgefühle geſchrieben. Einige Stellen zum Beweiſe:

„Ihre Darſtellung (der Phädra) war, was man eigentlich im großen Styl nennen kann. Mit dieſer Großheit der Blicke, Gebehrden, Stellungen, auch in dem verlorenſten Zuſtande noch, denkt man ſich die Tochter des Minos, die Enkelin des Sonnen-Gottes. Zugleich mit dem Begriff der glorreichen Lebensfülle jenes heroiſchen Zeitalters gab ſie dem Zuſchauer einen Maaßſtab für die Gewalt der Leidenſchaften, denen ſo übermenſchliche Naturen erlagen."—

„Da ſie ſich jedesmal von dem, was ſie ausdrückt, ganz ergreifen und hinreiſſen läßt; ſo iſt es ihr nicht möglich, eine abgeſonderte Aufmerkſamkeit auf den mahleriſchen Theil der Pantomime zu wenden, ſich mit Sorgfalt zu drappiren, oder die Umriſſe einer Stellung zu berechnen. Sie überläßt ſich mit Sicherheit ihrer natürlichen Grazie, und hier, in einer Rolle, welche durchaus die Phantaſie auch durch ſichtbaren Zauber in Anſpruch nehmen muß, vertrat die Begeiſterung vollkommen die Stelle des Studiums. — — Und dann ihre Stimme! Wie verſchmolz (verſchmelzte) ſie alles, daß es nicht mehr einzelne Worte zu ſeyn ſchienen, ſondern ein Zuſammenklang von Seufzern und Accenten des Verlangens!"—

„So manche geflügelte Zeilen — wie ſchwebten ſie von ihren Lippen, und ſchienen in der bebenden Luft noch ſehnſüchtig fortzuleben! In der Scene mit Hippolyt, welche magiſchen Lockungen der Zärtlichkeit! Ihre Augen waren mit allen Theilen der Liebe bewaffnet. Wiederum bey Annäherung der Kataſtrophe — welch ein Abgrund von Schmerzen und Verzweiflung in ihrem Blicke! — Doch es iſt vergeblich, durch Schilderungen erſchöpfen zu wollen, was ſich nur in einem glücklichen Augenblick ſehen läßt, und leider ſeiner Natur nach vorübereilend iſt." U.

18. Der hiſtoriſch-genealogiſche Kalender auf das Jahr 1807 enthält die merkwürdige Geſchichte der ſchönen und muthigen Margaretha von Anjou. Ob der Verfaſſer die ſchwere Kunſt verſtehe, Thatſachen in einfachem klarem Styl angenehm zu erzählen, mag folgende Anekdote, welche in zwey Kupfern verſinnlicht wird, dem Leſer darthun:

„Margaretha hatte ſich in den Wald gerettet, und irrte darin umher, allein, mit ihrem achtjährigen Prinzen, glücklich genug, wann ſie ihn, auf dem ihre ganze Hoffnung ruhte, eine Zeitlang im Dickigt verbarg, bis es ihr gelang, mit ihm nach Schottland zu entkommen. Den geheimſten Ort ſuchend, erblickt ſie Männer, die im Graſe liegen. Sie haben ihren Gang gehört, und ſtürzen auf ſie zu. Geſchmückt mit Reichthum, dem Reſt ihrer königlichen Macht, den ſie, vom Schickſal gejagt, mit ſich trug, war ſie eine lockende Beute für die Räuber, welche ſie ergriffen und ihrer Koſtbarkeiten beraubten. Ein fürchterlicher Zank erhob ſich über die Theilung der Beute, und die Königin, unbewacht, riß ihren Knaben mit ſich, und ſtürzte in's dicke Gebüſch. So lang er Kräfte hatte, wanderte ſie, und Hunger und Entkräftung hatten ſie ſchon mit allen Schrecken umgeben, als ihr ein Räuber mit gezogenem Schwert entgegenkam. Sie trat beherzt auf ihn zu, und, indem ſie auf ihren Eduard zeigte, rief ſie aus: „Hier, mein Freund, deiner Obhut vertraue ich meines Königs Sohn!" Ueberwältigt ließ der Räuber ſein Schwert zu den Füßen des Prinzen ſinken, und erbot ſich zu jedem Dienſt, den ſeine Kräfte vermöchten. Sie befahl ihm, den Knaben zu tragen, und, indem er ihn in die Arme hob, ergriff ſie ſein Schwert, um gegen ihn durch ſeine eigene Waffe geſichert zu ſeyn. Er ſchlug ſein Haus im nahen Dorfe vor als Zufluchtſtätte." A.

Vermiſchte Bemerkungen über Schottland.

Es gibt in Schottland, und beſonders in der Grafſchaft Midlothian, auffallende Beiſpiele von hohem Menſchenalter. Ein Alter von 60 bis 70 Jahren hält man allgemein für ſehr ſicher. In vielen, ſehr gering bevölkerten, Dörfern findet man nicht ſelten Leute von 80 bis 90 Jahren, bei noch guten Kräften. So erreichte William Ritſchie in dem Kirchſprengel Ratho das 105te, und ſein Bruder das 106te Lebensjahr. Der Leztere war zweimal verheurathet und hatte 22 Kinder, von denen zwei nach ſeinem 90 Jahre gebohren wurden; und der Ruf ſeiner Frau war unbeſcholten. Im Jahr 1792 ſtarb William Napier, als er 113 Jahre alt war, und er verrichtete ſeine gewöhnlichen Berufsgeſchäfte bis fünf oder ſechs Jahre vor ſeinem Tode. Er erinnerte ſich genau der Zeit, da die Königin Anna den Thron beſtieg, ſo wie einiger Begebenheiten, die ſich während der Revolution 1688 zutrugen. Ein anderer Landmann, in dem Kirchſpiele Currie, erhielt, nachdem er ſein 90ſtes Jahr erreicht hatte, von den kirchlichen Gerichtshöfen einen Verweis wegen ſeiner unerlaubten Verbindungen mit dem zweiten Geſchlechte. Er lebte noch 15 Jahre darnach.

In Schottland gibt es keine Armentaxe, wie in England. Man erhält zwar die Armen auf öffentliche Unkoſten; aber die Gelder dazu kommen faſt ganz von freiwilligen Beiträgen her. In jedem Kirchſpiele gibt man eine Kleinigkeit von Trauungen und Begräbniſſen ab; das meiſte wird Sonntags an den Kirchthüren geſammelt. Aber die ſteigende Theurung dürfte auch dieſe Laſt endlich in Schottland einführen. Seit etlichen Jahren hat das Volk in Schottland die heilſame Verfügung getroffen, Armenkaſſen zu ſeiner Unterſtützung anzulegen, im Falle Krankheit oder hohes Alter die Arbeit unmöglich machen. Dieſe beſtehen aus Clubs oder Geſellſchaften, deren Mitglieder monatlich oder wöchentlich eine beſtimmte Summe beitragen, woraus ein gemeinſchaftlicher Stock erwächst, den einer auf Zinſen ausleihet. Dieſe Geſellſchaften ſind durch eine Parlamentsakte beſtätigt, aber kraft derſelben müſſen ihre Verfügungen von den Friedensrichtern der Grafſchaft, in welcher der Club iſt, durchgeſehen, und auf den Gerichtstagen gebilligt werden. Was der Kranke oder Alte bekommt, und was zu Leichenbegängniſſen ausgezahlt wird, iſt allerdings ſehr mäßig, beleidigt aber doch nicht das Ehrgefühl der Empfänger, weil ſie die Auszahlungen blos für eine Zurückgabe der beigetragenen Gelder anſehen, welche ſie ſelbſt in beſſeren Tagen ehrlich verdienten, und in der Abſicht verwahrlich niederlegten, daß man ſie ihnen zur Zeit der Noth wieder erſtatten ſollte. Dieſe Geſellſchaften ſind auch den guten Sitten geradezu förderlich; denn eine von ihren Bedingungen bei der Aufnahme einer Perſon iſt, daß jedes Mitglied aller Anſprüche auf die Hülfe der Geſellſchaft verluſtig ſeyn ſoll, ſobald es ſich einen ärgerlichen Lebenswandel oder ein grobes Verbrechen wider die Landesgeſetze zu Schulden kommen läßt.

Das Dorf New Lanark, jezt das Eigenthum der Herren Owen und Comp., hat ſeinen Urſprung bloß der großen hier erbauten Baumwollenſpinnerei zu verdanken. Die leztere liegt in einem romantiſchen Thale, welche von allen Seiten, auſſer nach der Clyde hin, mit Bergen umgeben iſt. Sie wurde hier wegen des überflüßigen Waſſers erbaut. Um das Maſchinenwerk dieſer Spinnerei oder Mühle in Bewegung zu ſetzen, hat man eine unterirrdiſche Waſſerleitung, welche ſich etliche hundert Ruthen weit erſtreckt, durch den Felſen gehauen. Die erſte Mühle wurde 1785 erbaut, ſeit welcher Zeit man noch drei andere daneben aufgeführt hat. Die Baumwollengarn-Spinnerei wird hier mehr ins Große getrieben, als an irgend einem Orte in Schottland oder wahrſcheinlich in Großbritannien. Es ſind über 400 Kinder zu dieſem Zwecke angeſtellt, deren Mehrzahl auf beſtimmte Jahre verdungen wird, und Wohnung, Koſt ꝛc. von den Eigenthümern erhält; die übrigen wohnen bei ihren Eltern, meiſtens in dem nahen Dorfe New Lanark. Die Spinnſtuben erſtrecken ſich über die ganze Ausdehnung der Gebäude, ohne Abtheilungen. Sie ſind 120 bis 130 Fuß lang, 26 bis 30 Fuß weit, und insgeſammt 10 Fuß hoch, von einem Stockwerk zum andern, oder 9 Fuß im Lichten unter den Balken. Dieſe Säle, deren jeder etwa 2000 Spindeln enthält, werden ſorgfältig gelüftet, indem man zu beiden Seiten die Fenſter oberhalb regelmäßig öffnet. Um den Luftumlauf zu vermehren, ſind Luftlöcher, ſechs Zoll ins Gevierte, gleich hoch mit dem Fußboden, unter jedem zweiten Fenſter längs der Wände, vierzehen Schuh auseinander, angebracht; doch ſind dieſe blos im Sommer von Nutzen, weil man ſie im Winter der Kälte halber nicht öffnen darf. Das gewöhnliche Reinigungsmittel beſteht darin, daß man die Wände und Decken der Säle wenigſtens einmal des Jahres mit friſchgelöſchtem Kalke weißt, und die Fußböden nebſt den Maſchinen wöchentlich mit heißem Waſſer wäſcht, wie auch Wände, Decken und Fußböden häufig mit Bürſten abreibt. Die größte Anzahl von Perſonen in einem Saale iſt 75; in etlichen ſind ihrer nur 50. Es wird alle Tage 11 1/2 Stunden von früh um 6 Uhr bis Abends um 7 Uhr gearbeitet, mit Einrechnung einer halben Stunde für das Frühſtück und einer ganzen für das Mittagsmahl.

Brechen Fieber oder andre anſteckende Krankheiten in den Häuſern aus, wo die Kinder wohnen und eſſen, ſo entfernt man die Kranken gleich in einen abgeſonderten Theil des Hauſes, und räuchert und beſpritzt die Schlafſäle öfters mit Eſſig. Es ſind ſechs ſehr große Schlafſäle, wo in jedem Bette drei Kinder ſchlafen. Die Decken und Wände dieſer Säle werden zweimal des Jahres geweißt, und die Fußböden mit heißem Waſſer und Sand geſcheuert. Die Bettſtellen ſind von gegoſſenem Eiſen, und die Bettſäcke mit Stroh gefüllt, welches alle Monate mit friſchem vertauſcht wird. Man kehrt die Bettſäle ſorgfältig, öffnet die Fenſter alle Morgen, und macht ſie erſt des Abends wieder zu.

Das Dorf New Lanark verdankt ſein Daſeyn der Errichtung dieſer neuen Manufaktur: es beſteht aus netten, feſten Häuſern, die ein bis fünf Stock hoch, mit Schiefer gedeckt und ſtraßenweiſe gebaut ſind. In dieſem Dorfe wohnen die in der Baumwollenmühle arbeitenden Leute nebſt ihren Familien; und nach der letzten Berechnung enthält dieſer Flecken, in welchem vor 15 Jahren nicht ein Einwohner zu ſehen war, gegenwärtig über 1500 Seelen. Es wohnen auch Leute hier, die in Lanark und der umliegenden Gegend arbeiten. Den zunehmenden Wohlſtand der Stadt Lanark hat man auch dieſer Manufaktur zuzuſchreiben; Geld iſt nun häufiger dort; der Gewerbfleiß iſt erwacht, und es ſind neue Handelszweige entſtanden, von denen man vorher nichts wußte.

Genauer Anſchlag.

„Wie hoch beſtimmſt du meinen Werth?“
Sprach Koridon zu Philibert.
Neun Louis! — „Faſelſt du?
„Mein Ring allein iſt ſo viel werth?“
Den ſchlug ich ſchon dazu.

Haug.

Leſſings Nathan in dem kleinen Schauſpielhauſe zu Stuttgart den 25 Jänner.

Leſſings Nathan, der Weiſe, ſpielt in einem Zeitalter, und auf einem Boden, wo offenbar ein ſolches Uebergewicht des Gemüths über Religionsmeinungen etwas ſchwer begreifliches hat. Saladins Karakter aber iſt, ſelbſt von chriſtlichen Schriftſtellern, zu einem ſo hohen und edlen Bild ausgemahlt worden, daß er ſich vielleicht am meiſten über Leſſing zu beklagen Urſache hätte, wenn er ihm eine ſolche Sorgloſigkeit in Betreff der Finanzen ſeines Reichs zu Schulden kommen läßt. Indeß war es billig, daß der Sultan hinter den weiſen Juden zurückſtand, deſſen feſter Karakter, tiefe Einſicht, und kindlicher Sinn alles in Einer Perſon vereinigt, was die andern nur einzeln, und nach ihren Verhältniſſen modifizirt beſitzen. Nathan iſt einer der wenigen, dem es genügt, ein Menſch zu heißen, und ſtellt in einer Nazion, die am meiſten durch Intoleranz gelitten hat, einen der Karaktere auf, welche mit ganzen Völkern verſöhnen können. Wenn ein ſolches Stück, bei ſeiner, wirklich zu groſſen, Ausdehnung, ſo ſehr gefallen kann, als Nathan der Weiſe bei der Aufführung am 25 Jänner gefiel, ſo iſt dies ein Lob für den Geſchmack und den guten Sinn der Zuſchauer, aber ein gröſſeres noch für die Schauſpieler, von denen am Ende doch immer der ganze Werth des Stücks für den Augenblick abhängt.

Wir müſſen geſtehen, daß alle unſre Künſtler, von dem Werth des Stückes durchdrungen, jeder nach ſeiner Anſicht und ſeinem Vermögen, ihre Rollen durchgeführt haben. Ihre Vorbereitung war getreulich geſchehen, und das Spiel der Einzelnen griff ſo richtig in einander, als die Handlungen des Gedichts. Wenn wir daher etwas auszuſetzen hätten, ſo träfe das nicht weniger den Künſtler, als den Menſchen, ſo wäre es die Klage, daß auch bei den entſchiedenſten Talenten und dem ſorgfältigſten Studium doch nicht jede Rolle immer ganz vollendet gegeben werden kann.

Herr Schwarz, welcher ſchon in einigen Rollen bei uns als Gaſt mit dem gröſten Beifall aufgetreten war, ſpielte den weiſen Nathan. Anzug, körperliche Haltung, Würde und Ruhe in Gebährden und Bewegung — alles war an ihm Nathans werth. Die ſchwierigſten Stellen, wie der Monolog, in welchem er über Saladins Frage ſich beſinnen ſoll, und die lange Erzählung von den drei Ringen, die Perle des Gedichts, wurden von ihm ſo gegeben, daß kein Wunſch mehr übrig blieb. Er wird es aber nicht unbillig finden, wenn wir in dem, was keine Kunſt zu ändern vermag, in ſeiner Stimme das nicht fanden, was wir an Nathan wünſchen. Unwillkührlich erinnerte ſie uns an Moliere's Tartuffe, der, wir ſind es überzeugt, ſeine Hauptrolle werden müßte. Selbſt das Preciöſe der Ausſprache, das wir zu bemerken glaubten, das Ziſchen, in welches ſich mehrere ſeiner Töne verlohren, iſt für die genannte Rolle das Bezeichnendſte, wird ihm den verdienteſten Beifall erwerben, mag uns aber an einem Nathan nicht gefallen. Aber es iſt immer ein Beweis von hohem Verdienſte, wenn die Kunſt dennoch das Gemüth beſticht; die Wirkung iſt ſo häufig dieſelbe im Leben, daß wir an einem Menſchen, gegen welchen uns im Anfang ein unvortheilhaftes Aeuſſere eingenommen hat, mit freudigem Erſtaunen die ſeltenſten Vorzüge erkennen. Gebe Hr. Schwarz darum gar nicht die Rolle des Nathan auf; ſelbſt mit dem, was ihm abgeht, wird ſchwerlich ein Andrer ſie beſſer machen.

Herrn Vincens kam gerade dieſer zufällige Vorzug für die Rolle des Saladin treflich zu Statten. Sein vortrefliches Organ, der Ausdruck von Treuherzigkeit und Redlichkeit, der in ſeiner Stimme liegt, war ganz für Saladin geſchaffen. Neben richtiger Deklamazion kam es bei dieſem noch hauptſächlich auf Würde und Anſtand an, und auch hier ſind wir befriedigt worden, und der Sultan vergaß ſich keinen Augenblick in dem offenen, leutſeligen Menſchen.

Madame Leibnitz, als Recha, ließ nichts zu wünſchen übrig. Ihr ausdrucksvolles Gebährdenſpiel, ihre zarte Hingebung in die ſüſſen Gefühle der Liebe gegen einen vortreflichen Vater, gegen einen liebenswürdigen Mann, dem ſie ihr Leben verdankte, gegen eine hohe Freundin, wie Sittah, gegen einen zweiten Vater, wie Saladin, und gegen eine gutmüthige, aber ſchwache Geſellſchafterin, wie Daja, war immer dem individuellen Verhältniß angepaßt. Wir könnten manche Stellen ausheben, in welchen ſie ſich als treue Mahlerin ſelbſt dann gezeigt hat, wann ſie ſchwieg; begnügen uns aber nur mit der einzigen, wo Nathan ſie von ihrem Wahn abzubringen ſucht, daß der Tempelherr ein höheres Weſen ſei, und ihr in der ſonderbaren Gnade des Saladin gegen denſelben eine Art von Wunder, welches aber natürlich iſt, zugeben will. Kaum kann ſie ihn ausreden laſſen; ihre Bewegungen und Mienen, während er ſpricht, bezeichnen ſchon, was ſie nachher ſagt:

Das ſchließt für mich, mein Vater. — Darum eben
War das kein Tempelherr; er ſchien es nur.

Den Patriarchen gab Herr Weberling, ganz ſo, wie ein ſolcher Patriarch geſpielt werden muß, hochmüthig, ſcheinheilig, doppelſinnig, und einlenkend, ſo bald es nöthig iſt. — Madame Aſchenbrenner, als Daja, ſtellte wirklich das ungeduldige, Proſelliten- und Chiliſtungsluſtige Weib dar, in welchem ſich jeden Augenblick das angebohrne Vorurtheil gegen den Juden regt, und jeden Augenblick wieder von dem guten Gemüth niedergedrückt wird. Die Herren, Cordemann als Tempelherr, Schlooz als Derwiſch, Keppler als Kloſterbruder, ſuchten ihren Rollen zu entſprechen. Am meiſten that uns Herr Keppler Genüge, und mehr, als es geſchehen, würde uns Herr Schlooz befriedigt haben, wenn er gröſſere Aufmerkſamkeit auf ſeinen Körper gewandt, und uns nicht öfters dadurch an einige komiſche Rollen erinnert hätte, die ſeine Hauptſtärke ſind. — 6.

Notitzen.

Unter denjenigen, welchen der König von Holland den Ridderorde van Verdienſten zuerkannte, bemerkt man auch mehrere verdiente Profeſſoren und Sekretaire, den Direktor des Taubſtummen-Inſtituts zu Gröningen Guyot, den berühmten Geſchichtſchreiber, Prediger Stuart zu Amſterdam, und den trefflichen lateiniſchen Dichter, Jeronimo de Boſch.

Von der höchſtſeltnen Ausgabe der Legenda der hailigſten Frauen Sandt Hedwigis (Breslau 1504) waren bisher nur 4 Exemplare bekannt. Auf der Raths-Bibliothek zu Görlitz hat ſich nun ein fünftes vorgefunden.

Ein berühmter Künſtler in Paris hat die Statue d'Alemberts verfertigt, und das Nationalinſtitut ſucht unter ſeinen Mitgliedern 600 Looſe, à 10 Fr. zu vertheilen, um dieſes Kunſtwerk zu erſtehen, und ſie in einem ihrer neuen Säle unter den Büſten groſſer Männer aufzuſtellen.

Druckfehler in Nro. 21.

Sp. 5 Z. 41 ſt. dem Weiſe l. den Worten.

Nro. 25.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Jänner, 1807.

Die Tugend iſt des Lebens werth zu achten;
Vollendung iſt ihr Kranz, Unſterblichkeit ihr Ziel.

Roſt.

Blume auf Hubers Grab.

Hubers ſämtliche Werke ſeit dem Jahre 1802, nebſt ſeiner Biographie. Cotta'ſche Buchhandlung in Tübingen 1806. (Erſter Theil, welcher H.'s Biographie, nebſt einer Anzahl ſeiner, bisher ungedruckten, Briefe enthält.)

Die Lektüre dieſer biographiſchen Skizze wird alle, die Huber'n, einen der gebildetſten deutſchen Schriftſteller, nicht ſelbſt kannten, aber ſeine Schriften, beſonders ſeine kleinen angenehmen Erzählungen, immer mit Vergnügen laſen, noch mehr aber diejenigen, die ihn perſönlich kannten, und auch in ihm den edeln, anſpruchsloſen Menſchen, den warmen, unbefangenen, redlichen Freund ſchätzen lernten, in nicht geringem Grade intereſſiren. Die Skizze trägt hie und da Spuren, als ob ſie von einer Freundin entworfen worden ſey, die aber ſo ganz in ihrem Gegenſtande lebte, daß man ihr mit Vergnügen auch in die kleinſten Details ihrer Schilderung folgt. Einzelne Unvollkommenheiten einer weiblichen Feder abgerechnet, (wofern wir uns anders nicht täuſchen), finden wir darin oft die feinſten Bemerkungen über menſchliche Gefühle, Situationen und Charaktere, und ein Eindringen in die innern Falten der Seele, die beſonders einen feinen weiblichen Takt, und eine Schriftſtellerin verrathen, die ſonſt nicht ungeübt iſt, das, was ſie dachte und empfand, darzuſtellen. Wir lernen hier den edeln, ſo fein gebildeten (wir möchten ſagen: klaſſiſch-gebildeten Dichter und Schriftſteller, wenn dieſer Ausdruck uns erlaubt wäre) auch in ſeinen frühern, damals oft drückenden, häuslichen Verhältniſſen kennen; ſehen aber zugleich, wie Genügſamkeit und reiner, empfänglicher Sinn für jedes Edle und Schöne, überall, wo es ſich uns zeigt, auch in den drückendſten Verhältniſſen, unter den mißgünſtigſten äußern Umgebungen, immer noch eine eigene Welt kleiner Freuden um ſich her zu erſchaffen wiſſen, und jedem Schickſale, das uns niederdrücken will, froh und muthig gefaßt Hohn ſprechen. Reitzend iſt das Philoſophen-Leben der Huberſchen Familie — wenn man es ſo nennen kann — in Neufchatel und am Neufchateller-See, in der Schweiz, dargeſtellt. Die Einwohner des kleinen Dorfes Bôle ſind in einem anziehenden Lichte geſchildert, und tragen den Charakter der beſſern Einfalt und Menſchen-Natur, der noch jetzt einem großen Theile der Einwohner der Schweiz, aber gleichſam nur in verſtohlenen Winkeln, und nicht ſo allgemein mehr eigen iſt, wie man gewöhnlich auswärts glaubt.

Gern verzeiht man es der Verfaſſerin, ja! es gefällt uns, wenn ſie in edelm Enthuſiasmus den Mann, den ſie ſchildert, „einen Liebling der Götter" nennt. Seine edle, ſchöne Geſtalt, ſeine ſeelenvolle Geſichtsbildung, ſeine reinen, harmoniſchen Züge, ſeine herrliche, reine Sprache, ſein eben ſo herrliches Organ; ſein hochgebildeter Geiſt und ſein feiner

Geſchmack in Werken der Poeſie und ſchönen Literatur; ſein Frohſinn im Zirkel vertrauter Freunde, und ſein leichter ironiſcher Scherz, der immer mit der liebenswürdigſten Bonhommie verbunden war, berechtigen zu einer ſolchen Benennung. Deshalb möchten wir einen Schriftſteller, der immer, nebſt einigen andern, eine Zierde Deutſchlands bleibt, vorzugsweiſe einen klaſſiſch gebildeten Schriftſteller nennen, weil, bey ſeinem ſo fein gebildeten Geiſte und Geſchmacke, alles in ſeinem Leben, ſeinen Sitten, gleich rein, gleich harmoniſch war. Möchte Deutſchland, dem in ſeiner Literatur jetzt nur noch der einzige Mittelpunkt bleibt, uns noch recht viele gebildete Männer und Schriftſteller in dieſem Sinne liefern!

Ueber ſeinen moraliſchen Charakter kann man ſich nicht beſſer ausdrücken, als es die Verfaſſerin S. 27 thut:

„Er ſtrebte jedesmal (heißt es hier) das Beßte zu thun, und ſein leichtes Blut tröſtete ihn, wo er dennoch fehlgriff, mit dem Bewußtſeyn, das Beßte gewollt zu haben. Mit der Reife der Jahre nahm ſeine Sorgfalt in der Wahl des Beßten immer zu; ſein eigenes Selbſt trat immer mehr zurück — Anderer Beßtes immer mehr hervor!.. und ſein ganzes Leben ward endlich dem Wohl Anderer geweiht. Aber bey dem Schönſten, was er that, war nie Aufopferung oder Ueberwindung; — es war Erkennen des Beſſern, und nun ſo im Gange der Dinge, wie das Gewöhnlichſte.“ — —

Dieſe Uneigennützigkeit war einer der edelſten Züge, und vielleicht der Hauptzug in Hubers Charakter. Ihr war nur die reine Freude gleich, mit der er jedes Schöne und Vorzügliche genoß, was in der deutſchen Literatur erſchien — von wem es immer ſeyn mochte! — „ſeine frohe Theilnahme an anerkanntem Verdienſte, ohne irgend eine Rückſicht!“ — Und beweist nicht dies, beſſer als alles zuvor Geſagte, den Mann von wirklich ächtem und wahrhaft gebildetem Geſchmacke?

Huber war in früheren Jahren (1784—86), als er, um in eine diplomatiſche Laufbahn eingeweiht zu werden, in Dresden ſich aufhielt, der vertraute Freund Schillers. „Die beyden jungen Männer wohnten lange in einem Zimmer, hatten gemeinſchaftliche Wirthſchaft. Umſtände vielleicht und Irrthum hatten ſie ſpäter getrennt. Aber immer noch, bis auf die letzte Zeile, die Huber von Schiller laß, loderte eine ſchöne Erinnerung der Jugendtage über ſein ſeelenvolles Geſicht, und er gedachte froh, daß dieſer Dichter einſt ſein Gefährte geweſen, daß er der große Mann geworden ſey, und fühlte mit erhabenem Selbſtgefühle, daß er, des Jugendfreundes würdig, als Menſch und Bürger neben ihm ſtehen dürfe.“

Huber iſt indeß ſelbſt, wie jeder weiß, als dramatiſcher Dichter nicht unbekannt. Sein erſtes Produkt in dieſem Fache, das heimliche Gericht, konnte ſogar eine Zeitlang, da es ohne ſeinen Namen erſchien, die Vermuthung erregen, daß es von Schiller ſelbſt ſey. Seine Juliane, nach der Verſicherung ſeiner Biographie, war ſein Liebling; „in ihr hatte er vorzüglich ſeine Anſicht des weiblichen Charakters niedergelegt.“ Auch ſein letztes dramatiſches Werk, der natürliche Sohn, ein Schauſpiel, gehört immer in Hinſicht einer ſchönen, natürlichen Diction, der Anordnung des Plans, und der Haltung des Ganzen, zu dem Beſten, was in dieſem Fache geleiſtet worden.

In früheren Jahren war er, in Rückſicht ſeines Geſchmacks in der dramatiſchen Poeſie, leidenſchaftlich dem Engländer Shakespeare ergeben, und die Bekanntſchaft Schillers, deſſen Räuber, deſſen Fiesko und deſſen Kabale und Liebe damahls erſchienen waren, ſeine kühne Regelloſigkeit, ſein Schwung der Phantaſie, ſeine glänzenden Bilder, waren wohl nicht geeignet, ihn von dieſem ſeinem Lieblinge abzuziehn, ſo ſehr auch ſein Vater, der alte Huber *), der in ſeiner Jugend, noch unter Ludwigs XV. Zeiten in Frankreich ſeine ganze Bildung erhalten hatte, das franzöſiſche Theater in Schutz nahm. Es gab darüber, zwiſchen Vater und Sohn, oft komiſche Auftritte. „Wenn man mit noch ungebildetem Geſchmacke (ſagt ſeine Biographie) Enthuſiasmus für dieſe Gattung von Darſtellung und tiefes Gefühl verbindet, ſo müſſen jene Stücke wohl mit Zauberkraft würken, da ſie ſelbſt den zarteſten Sinn für Regel und Anſtand durch ihre Schönheiten entwaffnen.“

Indeß fühlte Huber doch, bey genauer Prüfung, daß die dramatiſche Darſtellungsart eigentlich nicht ganz ſein Fach ſey, ſo ſehr ſie ihn auch anzog; und auch G. Forſter, dieſer vielumfaſſende, vielſeitig gebildete und kenntnißreiche Mann, mit dem Huber in Mainz, als Sächſiſcher Legationsſekretair (1789), die innigſte und engſte Bekanntſchaft errichtete, und für deſſen Familie er nachher eine ſo große Stütze ward, glaubte dieß wahrzunehmen, und rieth ihm, ſich mehr mit hiſtoriſchen Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. Dies Räthſel erklärt ſich vielleicht dadurch, daß ein junger lebhafter Mann, voll Gefühl und voll Einbildungskraft, ſich in der Darſtellung dieſer Gefühle durch die ſtrenge abgemeſſene dramatiſche Form unabläßig muß gehindert fühlen, wenn ihm nicht die Natur mit ſei-

*) Prof. der franzöſiſchen Sprache in Leipzig.

ner Geburt eine beſondere Gabe dazu verliehen hat; und es gehört gewiß nicht wenig Geduld dazu, dieſe Schwierigkeiten zu überwinden, oder — mit ihnen vertraut zu werden. Zudem dachte Huber vielleicht, nach dem Beyſpiele Schillers, von ſeinem Gegenſtande zu groß, um, wie ſo viele unſerer neuern dramatiſchen Dichter, blos Scenen zuſammenzuſetzen. *)

Forſter veranlaßte ihn alſo zuerſt, ſich mehr in der hiſtoriſchen Darſtellung zu üben, und forderte ihn auf, um ihm Geſchmack daran beyzubringen, mit ihm gemeinſchaftlich Dupaty's Briefe über Italien zu überſetzen, welche 1785 in Paris erſchienen waren, und wovon Forſter ſelbſt den einen, und Huber den andern Theil übernahm. Dann überſetzte er die Memoires du Siecle de Louis XV. von Duclos. „Dieſe Arbeit (heißt es) hat wahrſcheinlich vielen Einfluß auf ſeine politiſche Denkart gehabt, und ihn auf ſeine nachmahligen Beſchäftigungen vorbereitet. Sie veranlaßte ihn zu einer unglaublichen Menge Lektüren, die er theils allein vornahm, die aber auch gemeinſchaftlich betrieben wurden. Forſter und er ſtudierten ſich in den Geiſt der franzöſiſchen Geſchichte, beſonders der letztern Jahrhunderte, ein. Von den Zeiten der Ligue an durchgrübelten ſie dieſes bunte Gewirr, mit ſtetem Rückblicke auf die damahls unter ihren Augen hervorgehenden Reſultate, und ſo ſpannen ſich die Fäden, welche ihre Begriffe modifizirten, in den vergangenen Jahrhunderten an, und jeder neue Augenblick war gleichſam eine erfüllte Prophezeihung des längſt verfloſſenen.“

Ueber Hubers Verdienſt als politiſcher Schriftſteller mag zu ſeiner Zeit ein anderer urtheilen. Er machte ſich zuerſt vorzüglich durch ſeine Friedenspräliminarien bekannt, die er in Neufchatel, mitten auf der Gränze zwiſchen einem, damahls allen Stürmen und allen Ausſchweifungen der Revolution hingegebenen, Reiche und dem kleinen glücklichen Ländchen der Ruhe, herausgab, wo damahls dieſer allgemeine Geiſt des Aufruhrs ſeinen verderblichen Saamen noch nicht auszuſtreuen vermocht hatte: nur von Frankreichs Gränzen her ſchlugen einzelne ſtürmiſch erſchütternde Wellen hinüber, bis kurz vor Hubers Abreiſe, im Februar 1798, auch dieſes in ſeiner Verfaſſung bisher glückliche Land in den allgemeinen Strudel mit hineingeriſſen wurde.

Auſſerdem gab er noch die Clio und die Humaniora heraus, an denen er aber ſelbſt, wie man ſagt, weit weniger Antheil hatte.

Die allgemeine Zeitung übernahm Huber zuerſt 1798, noch unter dem verſtorbenen Poſſelt, der noch eine Zeitlang Mitarbeiter davon blieb, und ſetzte ſie ſodann ganz allein fort, bis kurz vor ſeinem Tode, wo ſie in die Hände eines andern geiſtreichen Mitarbeiters, eines Mannes von vielen Kenntniſſen und Talenten, übergeben wurde. Er ſtarb als Bayeriſcher Landes-Direktions-Rath in Ulm, den 24 Dezember 1804.

Die Darſtellung der Eigenheiten Hubers iſt in dieſer Biographie, die wir anzeigen, gut ausgehoben; ſein kindlich frommer Sinn, ſein reines Gemüth, welches der Freude, auch der einfachſten, ſo leicht empfänglich war, überall treffend geſchildert. Ueberhaupt kann man ſagen, daß in der ganzen Behandlung ſich eine geiſtreiche Schriftſtellerin ankündigt. Der Vortrag iſt ungezwungen und leicht. Hier und dort nur hätte vielleicht die Darſtellung etwas abgekürzt werden können; auch wäre hie und da etwas mehr Präziſion im Ausdrucke zu wünſchen geweſen. Immer aber wird ſie denen, die mit den Schickſalen und dem Charakter dieſes edeln, liebenswürdigen Dichters und Schriftſtellers näher bekannt zu werden wünſchen, eine angenehme Lektüre gewähren.

E.

*) Wie er in ſeinen letzten Jahren über ſeine Stimmung für die dramatiſche Poeſie dachte, ſehen wir aus einem Briefe an einen Freund S. 142, worin er ſchreibt: „Ich finde, und zwar mit raiſonnirter Heiterkeit, als etwas ſehr gutes und natürliches, daß mit dem heimlichen Gericht und Julianen meine poetiſche Laufbahn vollendet geweſen iſt. Sie und die Lebens-Epoche, in welche ſie fielen, ſind Eins geweſen. Jene Epoche und die jetzige haben beyde ihren eigenen Werth; es braucht ſich keine der andern zu ſchämen. Daß ich jetzt ſo fühle und denke, iſt vielleicht mein größter Vorzug . . . vor allen, die über ihre poetiſche Lebens-Epoche hinaus dichten. Darum verliehrt ihre Poeſie das Leben und ſie müſſen auch noch dazu dichten!“ Auch dieſe Selbſterkenntniß gereicht ihm zur Ehre, und verdiente mehr empfohlen zu werden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus einem Briefe aus München, vom 16 Jan.

Die gegenwärtige Stille iſt nicht unfruchtbar für Wiſſenſchaft und Kunſt und an wohlthätigen Planen zu ihrer Erhebung. Man ſieht der definitiven Organiſation der Akademie der Wiſſenſchaften entgegen, von welcher, wie allgemein verlautet, der würdige Geh. Rath Jacobi Präſident werden ſoll. München iſt ſchon jetzt der Sammelplatz vieler intereſſanten Menſchen, und die Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft, die ſich hier anhäufen, werden wohl noch immer mehrere herbeyziehen. Möchte nur in der Anordnung derſelben und der Einrichtung mehr Rückſicht als bisher genommen werden auf die Reinheit und Freyheit des Genuſſes ſo vieler Herrlichkeiten. Noch aber legt die Beengung des Lokals große Schwierigkeiten in den Weg. Es iſt niemand, der nicht bedauerte, die Werke der Düſſeldorfer Galerie, deren ehemaliger Anblick in allen, denen er zu Theil geworden war, einen ewigen Ein-

druck zurückgelaſſen hat, ſo zerſtreut und getrennt zu ſehen, als ſie jezt ſind. Der kleinere Theil derſelben, auch dieſer nicht auf's Vortheilhafteſte aufgeſtellt, iſt in der hieſigen Galerie geblieben; das Uebrige nach dem eine Stunde von hier entfernten, feuchten und unfreundlichen Schleisheim gebracht, und ſogar nach Augsburg verſchleppt worden. Nähere Details werden erſt möglich ſeyn, wenn die beſſere Jahrszeit wieder erlaubt, zu ſehen, wie an den verſchiedenen Orten mit den Gemählden geſchaltet worden. — Ein Theil der hieher gebrachten Mannheimer Antiken, ſo wie der von Rom mit großen Koſten verſchriebenen Abgüſſe ſteht noch eingepackt, gleichfalls aus Mangel an Lokal. Dieſem allem wird nun aber durch die liberale Sorgfalt der Regierung, wie man verſichert, noch während des Winters abgeholfen werden. Das Lokal zur Aufſtellung der Antiken und Abgüſſe, ſo wie zur Akademie der Künſte, die jezt gleichfalls ihrer Organiſation entgegenſieht, iſt beſtimmt. Zum Direktor dieſer Akademie iſt Herr Langer, vormals in Düſſeldorf, ernannt, dem auch ſein Sohn hieher gefolgt iſt. Dieſe Wahl berechtigt zu den ſchönſten Erwartungen. Der Kunſtgeiſt des Vaters hat ein würdiges Ebenbild in ſeinem Sohne gezeugt, und es iſt nur zu wünſchen, daß vielfach die gebotene Gelegenheit zu größeren Kunſtwerken den Eifer des Hervorbringens allgemeiner errege. Hr. Langer hat mit der Einrichtung der Galerie nichts zu ſchaffen, und iſt von dem ſeiner Pflege ſo lang anvertrauten Schaz durch ſeine jezige Beſtimmung getrennt. — Auch der Kupferſtecher, Hr. Heß, befindet ſich jezt hier, und iſt eben mit einem Kupferſtich des Bildes vom heil. Hieronymus beſchäftigt, das Hr. v. Mannlich in Würzburg aufgefunden und als ein Raphael'ſches Bild hieher gebracht hat. Auſſerordentliche Vorzüge geſteht ihm jeder Kenner zu.

Zu den öffentlichen Winter-Vergnügungen anderer Orte geſellt ſich hier eine nur München eigenthümliche, die ſogenannte maskirte Akademie. Im großen Redoutenſaal iſt eine kleine Bühne errichtet, auf welcher pantomimiſche Vorſtellungen gegeben werden, in welchen die vier italieniſchen Masken die Hauptrollen ſpielen, und deren Erfindung dem Direkteur dieſes kleinen Schauſpiels zu vieler Ehre gereicht. Vor der Aufführung verſammelt ſich die ſchauluſtige Menge in dem weiten Saal, maskirt, beſonders erſcheint das hieſige Frauenzimmer im Glanze der Schönheit und des geſchmackvollſten Puzes. Verherrlicht wird dieſes Feſt gewöhnlich durch die Gegenwart des Hofs. Da ſizt der geliebte König faſt in der Mitte des Saals an einem Spieltiſch, umgeben von den übrigen Zuſchauern; an einem andern Tiſche neben ihm die angebetete Königin; weiter zurück vom Spieltiſche die erſten Perſonen des Hofs. Dieſes wahrhaft populäre Schauſpiel haben uns ſchon viele Auswärtige beneidet. — Auſſer dieſer Akademie ſind die Bälle in demſelben Lokal, die vom Muſäum gegeben werden, die brillanteſten.

Vor einigen Monaten war Hoffnung, daß unſrem Theater ein neuer Schwung durch die Ankunft und ein beſtändiges Engagement von Iffland und einigen andern vorzüglichen Perſonen des Berliner Theaters zu Theil werden ſollte. Die Hoffnung iſt nicht in Erfüllung gegangen; wie ſich die Sache zerſchlagen, iſt nicht genau bekannt. Was unſer Theater noch immer am meiſten emporhebt, ſind, der trefflichen und wirklich einzigen Muſik wegen, die Opern. Auch die Dekorationen übertreffen an Wahrheit, Genauigkeit und Schönheit die der erſten Bühnen Deutſchlands. Dagegen würde man vergeblich hoffen, von einem Schillerſchen oder andern Werk erhabnerer Art irgend eine Vorſtellung zu ſehen, welche mit denen in Berlin, Weimar, Leipzig und mehrern andern Orten, wohin ſich der höhere Styl der Kunſt bereits verpflanzt hat, in Vergleichung zu ſtellen wäre.

Paris, 7 Jan.

Das Muſäum iſt ſeit mehreren Tagen geſchloſſen, wegen des Abnehmens der ausgeſtellten Gemählde, welche von den Mahlern zurückverlangt worden ſind, und weil nun an ihre Stelle andere Gemählde treten, die aus Mangel an Raum bisher nicht zugelaſſen werden konnten.

Der Parleur contrarié, den das Theatre français am 3 gab, gefiel ſehr, obgleich manche das Stück für die Boulevards angemeſſener finden wollten. Ein Schwäzer hat eine Tochter, die Tochter hat zwey Anbeter, einen Offizier, der auch ein Schwäzer iſt, und einen ernſthaften Stammler. Für jenen iſt die Tochter, für dieſen der Vater. Julie ſperrt den Offizier ein, um ihn zu hindern, ſich durch ſeine Zunge mit dem Vater abzuwerfen. Dieſer brouillirt ſich indeß mit dem Stammler, der ſeinen Geiz verräth; indeß ſpringt der Offizier aus ſeiner Gefangenſchaft, und ſtrömt gegen den Vater über; der Stammler kömmt dazu. Die Verſchwornen machen dem Vater weiß, der Offizier habe nur geſpaßt, und dieſer trägt die Hand des Mädchens davon. Der Verfaſſer wurde mit Ungeſtüm begehrt. Man nannte Delaunay, den Verfaſſer von l'un pour l'autre.

Geſtern Abend ſenkte ſich einer der fürchterlichſten Nebel auf Paris, deſſen ſich die älteſten Leute kaum zu erinnern wiſſen. Die Laternen ſah man erſt, wenn man beynahe darunter war. Die Fiacres fuhren nur im Schritt unter beſtändigem Rufen, und es müßte ein ganz eigener Eindruck geweſen ſeyn, den Paris auf den eintretenden Fremdling in dieſem Augenblick gemacht hätte. Die Theater waren deshalb leer, und ſelbſt das Examen im Malade imaginaire hatte das Parterre des Français nicht gefüllt. Es war eine Revüe aller Acteurs und Actricen, und blos leztere examinirten den Candidaten. Die Sprizen und Mörſer waren auch nicht vergeſſen. Viele, beſonders Damas, Lafond, Baptiſte cadet (der durch falſches Singen das Publikum amuſirte), Michot und Dugazon, und alle Actricen wurden mit lautem Klatſchen empfangen, als ſie in der Prozeſſion erſchienen.

Der eitle Pius VI. ließ unter alle Stücke des Clementiniſchen Muſäums, das er nach ſich Pio-Clementinum nennen ließ, ſezen: Ex munificentia Pii VI., was man im hieſigen Muſäum ſo häufig lieſt. Er verſah die Statuen auch mit Feigenblättern, die man hier aber nicht mehr ſieht, und die Spötter krizelten dieſelbe Innſchrift darauf.

Bey den Wagen herrſchen wieder einfache Moden. Die Krümmungen werden gefälliger, die Farben weniger ſchreiend, nur unter dem Bock iſt eine Maſchine angebracht, die von vornen, wo man unglücklicher Weiſe in der Regel ſeinen Standpunkt nicht nimmt, wie ein Triumphwagen geſtaltet iſt, was etwas ſchwerfälliges, geſuchtes hat. Mad. Tallein ſoll die Erfinderin ſeyn.

Charaden.

1.

Mein Erſtes iſt ein Fluß. Mein Zweytes dient zum Glänzen.
Des Ganzen Vaterland will kühner Muth ergänzen.

2.

Stillen Zaubers naht mein Erſtes ſich,
Um die halbe Welt der Ruh zu weihen.
Kühnen Muthes lehrt mein Zweytes dich
Aus den Schälein Wahrheit prophezeihen.
Nun vereine beides durch ein J,
Dann entzückt des Ganzen Melodie.

Auflöſung der Charade in Nro. 18: Schuß.

Nro. 26.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 30. Jänner, 1807.

Wer nicht die Welt in ſeinen Freunden ſieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Göthe.

Merkwürdiger phyſikaliſcher Verſuch.

München.

Die beyläufige Erwähnung der ſogenannten Wünſchelruthe und ihrer Wiederbelebung in einem der erſten Blätter des Morgenblatts bewegt mich, Ihnen das Rechte von der Sache bald zu ſagen, damit ſie Ihnen nicht entſtellt wird, ehe ſie vollſtändig und wiſſenſchaftlich mitgetheilt werden kann. — Im Herbſt des vorigen Jahrs erhielt Hr. Ritter, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, durch einen reiſenden Freund die Nachricht, daß auf der Gränze von Tyrol und Italien am Gardaſee ein junger Landmann exiſtire, der das Vermögen, die Gegenwart von Metallen und Waſſer genau an den Stellen, wo ſie tief in der Erde verborgen ſind, durch körperliche Senſationen wahrzunehmen, in einem hohen Grade beſitze. Er hatte es an ſich entdeckt, als er zufällig Pennet, der durch die Gegend kam, auf dieſe Weiſe experimentiren ſah, worauf er es mit ſich ſelbſt verſuchte, und nicht allein gelangen ihm die Pennet'ſchen Experimente vollkommen, die Baguette belebte ſich in ſeiner Hand, ſondern er hatte die beſtimmteſten Empfindungen vom Daſeyn des Metalls und Waſſers, ohne alles weitere Werkzeug, und war für ſeine Gabe in der umliegenden Gegend ſchon länger bekannt und benutzt worden. Dieſe Botſchaft und die Möglichkeit, ein ſolches Phänomen ſelbſt zu unterſuchen, ergriff Ritter'n, wie Sie ſich es vorſtellen können. Die Nachbarſchaft des Schauplatzes begünſtigte dieſe Möglichkeit, hob aber doch nicht alle Schwierigkeiten. Ritter faßte alſo den Entſchluß, ſich an die Regierung zu wenden, um eine förmliche Sendung zu erhalten. Er ſtellte in ſeinem Memorial die gleiche Wichtigkeit vor, eine ſolche Erſcheinung entweder als wahr oder als falſch zu ergründen. Die lebhafte Mitwirkung Franz Baaders und der vortrefliche Sinn des Geheimeraths v. Schenk beförderten die Angelegenheit, und in dem uneingenommenen freyen Geiſt des, für alles ihm wirklich dargelegte Gute und Große empfänglichen, Miniſters Freyherrn von Mongelas fand ſie ſo wenig ein Hinderniß, daß die Genehmigung von ſeiner Seite auf das eingereichte Memoire allein, ohne weiteres, erfolgte. Im Anfang des Nov. reiſte Hr. Ritter von hier ab. Er fand an dem jungen Campetti nach den ſchärfſten und oft wiederholten Prüfungen, von denen er das Detail ſamt allen übrigen Aktenſtücken demnächſt ſelbſt geben wird, alles beſtätigt, was ihm angekündigt worden war. Nachdem er ſich vollkommen überzeugt hatte, nahm er Campetti, ſeinem gleich anfänglich entworfenen Plan gemäß, mit ſich nach Mailand und Pavia. Er hatte erfahren, daß er in Mailand einen Gelehrten treffen würde, der Campettis Eigenſchaft gleichfalls beſäße, und zwar nicht als blindes Werkzeug der Natur, ſondern als der, mit großen phyſikaliſchen Kenntniſſen ausgerüſtet, auch die Augen dabey habe. Dieſes war der Abbate Amoretti, Bibliothekar der

Ambroſianiſchen Bibliothek. Hier thaten ſich ihm denn auch wirklich neue und bereits bewährte Schätze der Erkenntniß auf. Amoretti hatte mit der Baguette nicht allein nach Metallen geforſcht, ſondern mancherley Fragen an den menſchlichen Organismus damit gethan, und ſeine Erfahrungen in einer Schrift niedergelegt, die eben erſchienen war. — Von Mailand gieng Ritter nach Pavia, und war mehrere Tage mit Volta zuſammen. — In Italien intereſſirte man ſich ſehr für die Sache, ohne ſie für ein Wunder zu halten; ſie fand unter den Gelehrten unverſtockte Hörer, und Verſuche, welche Ritter ſich im Voraus ſorgfältig entworfen hatte, waren von den Landleuten in der Gegend, wo Campetti wohnte, ſchon mit ihm angeſtellt worden. Er brachte es auf ſeiner Rückreiſe bey Campettis Verwandten dahin, daß er ihn mit nach München nehmen durfte, um ihn einige Zeit bey ſich zu behalten. Am Ende Decembers kam er alſo in deſſen Begleitung zurück, beladen mit reicher Ausbeute ſeines Zuges, und beſonders auch darüber erfreut, daß die liberale Geſinnung der Regierung ſo genugthuend hatte benutzt werden können. Es war nun gar nicht die Abſicht, aus dieſem Gegenſtande ein öffentliches Spektakel zu machen, das denn wahrhaftig auch keinen Zweifler überzeugt haben würde. Campetti hält ſich daher ganz häuslich bey Ritter auf; noch hat ihn niemand zu Befriedigung bloßer Neugier bey ſich geſehn, und nur in einem kleinern Kreiſe, hauptſächlich von Ritter, Fr. Baader und Schelling, wurden bisher Verſuche angeſtellt, welche im Großen und Freyen zu machen auch eine andre Jahrszeit erfordert. Um das ſo ganz individuell ſcheinende Phänomen jedoch an ein allgemeiner verbreitetes Vermögen anzuknüpfen und verſtändlicher zu machen, gedachte Ritter mit der ihm eigenthümlichen Ingenioſität der Schwefelkiespendel des Abbé Fortis, deren Schwingungen man längſt wieder unterdrückt und verworfen hatte. Er fand erſt hier, daß dieſer Verſuch nicht nur ihm, ſondern faſt allen gelinge, die ihn bis jetzt unternahmen. In Zeit von wenigen Wochen iſt er ſchon bis in die feinſten Modifikationen und zu höchſt merkwürdigen Reſultaten ausgebildet worden; täglich zeigen ſich neue Erſcheinungen. —

Ich will Ihnen nun kurz andeuten, um was es hier, und wie es zu thun iſt.

Man nimmt einen Würfel von Schwefelkies, oder gediegnem Schwefel, oder irgend einem Metall; (die Größe und Geſtaltung ſind gleichgültig, man kann z. B. einen goldnen Ring dazu nehmen), hängt ihn wagerecht an einen Zwirnfaden, der 1/4 oder 1/2 Elle lang ſeyn kann, und am beſten immer etwas angefeuchtet wird, auf, indem man den Faden mit zwey Fingern ſo ſtät faßt, daß der Würfel ſich nicht mehr mechaniſch hin und her bewegt.

So hält man ihn frey und in nicht zu weiter Entfernung über die Mitte eines Gefäſſes mit Waſſer, oder irgend eines Metalls (eine Münze, Zink- oder Kupfer-Platte), und er wird lebendig werden, und ſich in leiſe anhebenden, länglichte Ellipſen beſchreibenden, allmählig ſich rundenden, regelmäßigen Schwingungen bewegen.

Ueber dem Nordpol des Magneten wird er ſich bewegen: von der linken nach der rechten Seite.

Ueber dem Südpol: von der rechten zur linken.

Ueber Kupfer oder Silber: wie über dem Südpol.

Ueber Zink und Waſſer: wie über dem Nordpol.

Man muß die Verſuche gleichförmig anſtellen, ſo nämlich: daß man immer von oben herab dem Gegenſtand ſich nähert, oder immer von der Seite. Von der Seite verändert ſich das Verhältniß dergeſtalt, daß die Art der Schwingung von der linken nach der rechten Seite, welche oben vom Nordpol angegeben iſt, ſich umwendet und wie beym Südpol wird, und umgekehrt.

Auch iſt es nicht gleich, ob man mit der rechten oder linken Hand operirt, denn zwiſchen der rechten und linken Seite iſt der Gegenſatz bey Manchem bis zu der entſchiedenſten Polarität ausgebildet.

Jede Vermuthung einer Täuſchung, die man hiebey ausklügeln möchte, wird ſich durch das eigne beſtimmte Gefühl widerlegen, daß der Pendel ohne allen mechaniſchen Anſtoß ſchwingt. Die Regelmäßigkeit der Reſultate wird Sie vollends überführen. Sie können darüber alle möglichen Experimente anſtellen, z. B. den Würfel, wenn er ſchon im Schwingen iſt, nach der entgegengeſetzten Seite mechaniſch herumtreiben: er wird wieder in die erſte Richtung zurückkehren, ſobald er den mechaniſchen Anſtoß auserlitten hat.

Wenn man den Würfel über eine Orange, einen Apfel u. ſ. w. hält, ſo wird er über der Frucht, da wo ſie am Stiele feſtgeſeſſen, ſchwingen, wie über dem Südpol des Magneten; wenn man die Frucht auf die entgegengeſetzte Seite wendet, indem man fortfährt den Pendel über ihn zu halten, ſo verändert ſich die Richtung. Eben ſolche enſchiedne Polarität zeigt ſich an den beyden entgegengeſetzten Enden eines friſchen Eys.

Am auffallendſten aber zeigt der Pendel die Polarität des menſchlichen Organismus an.

Der Würfel über den Kopf gehalten ſchwingt wie über Zink. An die Fußſohlen: wie über Kupfer.

An die Stirn und Augen = Nordpol.

Bey der Naſe wendet er ſich = Südpol.

Bey dem Munde = Südpol.

Bey dem Kinn wieder wie an der Stirne.

Auf dieſe Art kann der ganze Körper durchexperimentirt werden. Entgegengeſetzt iſt ſich die innre und äußre Fläche der Hand. Ueber jeder Fingerſpitze ſchwingt der Würfel, und zwar über den vierten oder dem Ringfinger allein nach der entgegengeſetzten Seite von den andern. Dieſer Finger iſt ſogar im Stande, wenn man ihn allein auf den Rand des Tiſches auflegt, wo experimentirt wird, die Schwingungen anzuhalten oder auch ſie zu verändern.

Die Verſuche über die Polarität des Kürzern waren es unter andern, welche der Abbate Amoretti mit der Baguette ſchon unternommen hatte.

Die Baguette iſt in ihrer Wirkſamkeit, nach Ritters Bemerkung, nichts anders als ein doppelter Pendel, welchen in Bewegung zu ſetzen, nur einen höheren Grad der nämlichen Kraft erfodert, welche jene Schwingungen hervorbringt.

Ich habe Ihnen hier nur in Eile einige Vorübungen angezeigt, die Sie weiter kultiviren mögen, und die Sie wahrſcheinlich zu vielen von den Reſultaten führen werden, auf die man hier bereits gekommen iſt. Auch dieſes Vermögen will geübt ſeyn. In Ritters Händen neigte ſich anfangs die Baguette nicht, und nur dann geſchah es, wenn ihm Campetti die Hände auf die Schultern legte. Jetzt geſchieht es ihm und mehrerer andern. Campettis Kraft ſcheint etwas Mittheilendes zu haben. Seine unmittelbare Nähe reicht hin, die Regelmäßigkeit der Experimente, die neben ihm gemacht werden, zu unterbrechen; in ihm ſelbſt hingegen offenbart ſich die äuſſerſte Regelmäßigkeit bey den Verſuchen, die mit ihm angeſtellt werden, welche um ſo reiner ſind, da er weder unterrichtet iſt, wie Kupfer und Zink z. B. wirken, ja ſehr oft nicht weiß, welches Metall man' ihm unter die Hand oder an den Fuß gelegt hat, indem er die Baguette hält, welche ſich ebenfalls ein- oder auswärts nach der Verſchiedenheit des Metalls neigt; da er kein Wort deutſch verſteht, ſo erfährt er auch nicht beyläufig, welche Wirkung man von ihm erwartet. Es iſt ein ganz einfacher, in ſich zufriedner und kräftiger Menſch, der nichts weiß, als daß Gott ihm dieſe Gabe verliehen, und er ſie durch ein mäßiges und frommes Leben bewahren müße.

Miszellen,

nach Mes Riens, par Cuveller.

In ſchlimmer Geſellſchaft iſt die Konverſation mit einer dünnen Gaze leicht umgeben, in guter in einen etwas dichter'n Schleyer gehüllt. Das iſt der ganze Unterſchied.

Die Reize des gröſten Theils der Theaterſchönen ſind ihren Edelſteinen gleich. Beyde glänzen nur bey Lichte.

Der Mann von Geiſt beweißt nie mehr, daß er's iſt, als wenn er's am wenigſten beweiſen will.

Im Vaudeville ermüden mich die faden Wiederholungen allbekannter Arien mit neuem Texte. Die Italiener thun gerade das Gegentheil. Zwanzig Komponiſten verſchönern Einen gefälligen Text mit neuen Melodien.

Nichts auf Erden iſt ſo fein und artig, als eine Modehändlerin zu Paris, ein Banquier zu London, eine Gelegenheitsſchafferin zu Madrid, ein Bettelmönch in Italien, ein Gaſtwirth in Deutſchland, und ein Jude überall.

Prüfe deine Umgebungen! Beinah' immer iſt Freundſchaft — ein leerer Name, perſönliches Intereſſe — die geheime Triebfeder. Aus deinem Nicht-Finden des Eigennutes ſchließe keineswegs auf ſein Nicht-Daſeyn, ſondern auf deine Kurzſichtigkeit.

Lieben und geliebt ſeyn iſt das höchſte Glück hienieden, aber wie ſelten! wie kurz! — Man liebt dich, aber du liebſt nicht; du liebſt, aber wirſt nicht geliebt. Der Sänger hat Recht:

„L'amour aveugle ne frappe qu'au hasard."

Die Schauſpielerinnen haben es ſo ganz in ihrer Macht, Gefühl darzuſtellen, daß wenn ſie ſagen: „Ich liebe dich!" der feinſte Menſchenkenner nicht entſcheiden kann, ob die Liebhaberin oder die Komödiantin ſprach.

Schenke niemand, der oft mit Domeſtiken wechſelt, deine Freundſchaft! Es iſt daher kein Wageſtück, einer Schönen zu huldigen, von der ſich das Kammermädchen nie trennte. Sie wird eine gute Frau und Mutter ſeyn.

Der Meiſterling in Calembourgs und geſuchten Wortſpielen wähnt am Ende geiſtreich zu ſeyn, wie manche Dreh-Orgler ſich für Tonkünſtler halten.

Sieh dieſen oder jenen Menſchen Vormittags in ſeinen Geſchäften, Nachmittags in ſeinen Vergnügungen, und du wirſt deinen Tag mit einem Weiſen und Narren zugebracht haben.

Noch weiß ich kein Beyſpiel, daß einer, dem träumte, er ſey Mitglied der Schuſterzunft, am nächſten Morgen das Publikum beſtiefeln und beſchuhen wollte. Dennoch träumen oft Lehrlinge Meiſter zu ſeyn, und ſchreiben des ander'n Tags Bücher in Proſa und Verſen.

Notizen.

Die Pariſer hoffen zuverſichtlich auf einen Homer, Virgil, oder J. B. Rouſſeau, der die Schlachten von Auſterlitz und Jena beſinge, zeichnen aber en attendant die Ode des Ceremonienſekretärs S. Feltr, und beſonders die Strophe auf die Königin von Preuſſen aus, die ſich nach der Schilderung:

Quelle est cette jeune mortelle?
Son air est noble et sans fierté.
Ses traits sont l'image fidelle
De la douceur, de la bonté.

mit dem Ausrufe ſchließt:

Si la beauté saisit les armes,
Grands Dieux! au milieu des alarmes
Quelles mains sécheront nos pleurs?

Ein anonymer Dichter hat ihr eine eig'ne Epiſtel geweiht, unter dem Titel: „Epitre à une belle et grande reine." Sie iſt voran in einer Uniform, auf ein Schwert gelehnt, abgebildet. Er bedauert, daß ſie den Thron Cytherens verlaſſe, um den galanten Franzoſen den Krieg anzukünden, und fragt ſie:

Helas! ignorez-vous qu'un seul coup de tambour,
Battu dans son domaine, effarouche l'amour?

Künftig wird von ſämmtlichen Facultäten der Univerſität Würzburg jährlich unbemittelten innländiſchen Studirenden eine Preisfrage vorgelegt, und, wer ſie am beſten beantwortet, zur Belohnung, mit Erlaſſung der Gebühren, geprüft, und promovirt.

Der in Nro. 6. enthaltenen Nachricht, daß Hr. D. Gall ſeine Vorleſungen von Blöde bey Müller in Karlsruhe verbeſſert und vermehrt drucken laſſe, können wir nach ſeiner mündlichen Erklärung gänzlich widerſprechen, indem er gar keinen Antheil an dieſem Abdruck hat.

Das Publikum ſollte ſich überhaupt nicht durch Buchhändlers-Spekulationen täuſchen laſſen, die auf Koſten eines berühmten Namens gemacht werden, wenn dieſer ſich nicht ſelbſt dazu bekennt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Pyrmont.

Noch nie, ſcheint es, iſt unſer Bad, ſo zahlreich, wie in dem vergangenen Sommer, beſucht worden, wozu die Anweſenheit der hohen Perſonen, die uns mit ihrer Gegenwart beehrten, vielleicht das meiſte beygetragen haben kann. Aber wie haben ſich ſeitdem die Scenen verändert. Sie können ſich leicht eine Vorſtellung von den Unruhen machen, die wir während der Belagerung von Hameln erlitten haben. Unüberwindlich würde das Elend geworden ſeyn, hätte ſich die Feſtung nicht ſo bald ergeben. Bey weitem mehr, als alle Städtebewohner, haben die Einwohner auf dem Lande gelitten. Viele Dörfer ſind von den Durchmärſchen rein erſchöpft worden; und doch können wir uns noch für glücklich ſchäzen, daß in unſerer Nachbarſchaft vor der Hand nur Requiſitionen, welche von Stadt und Land auch willig geleiſtet worden, und keine Kontribuzionen gefordert worden ſind. Detmold wird durchaus als eine neutrale Stadt behandelt. Ueberall bleibt alles bey ſeiner alten Verfaſſung — die Dienerſchaft in ihren Aemtern und Würden. Jeder zieht ſeine Beſoldung, wie zuvor. Rinteln, welches mit der Grafſchaft Schaumburg dem General-Gouvernement des franzöſiſchen Kayſers und dem von dieſem beſtellten Diviſions-General Gobert, der ſich gegenwärtig in Minden aufhält, untergeben war, iſt für einen offnen Ort erklärt worden, der künftig weder einen Gouverneur noch Commandanten haben, und von aller Garniſon befreyt bleiben ſoll. General Gobert, der zu Minden das Gouvernementshaus bewohnt, genießt aller möglichen Ehrenbezeugungen. Erſt vor kurzem wurde ihm ein Soupee und Ball gegeben, wobey die ganze Stadt erleuchtet war.

Dresden.

Für die Kargheit, welche uns der Winter in Rückſicht auf Kunſt — ich denke an die Oper und das Schauſpiel — beweiſt, ſcheint er uns deſto reicher in Hinſicht auf Wiſſenſchaft entſchädigen zu wollen. Gleich den Tag nach dem Neujahr begann der Hr. Hofrath Böttiger die Fortſetzung der im vorigen Winter gehaltenen archäologiſchen Vorträge. Damals führte er die Wunder des alten Orients, Egyptens und die Herrlichkeit des heitern Hellas vor den Blicken ſeiner Zuhörer vorüber; diesmal geleitet er ſie durch die vorzüglichſten Muſeen, in die die ſpätre Armuth die Schäze der Vorwelt zuſammengedrängt hat, und wie er verſprochen, will er von dem Aeußern derſelben auf ihren Inhalt übergehen, ihn nach gewiſſen Hauptklaſſen und Idealformen organiſch geordnet erläutern, und mit der Reliefs- und Büſtenkunde beſchlieſſen. Ein zahlreicher Kreis gebildeter Zuhörer belohnt und erhebt das Unternehmen, das in einer Stadt, die ſo reich an Kunſtſchäzen iſt, wie Dresden, gewiß vorzüglich verdienſtlich iſt. Und daß es hier nicht an einem edleren Sinne fehlt, der an allem, was Kunſt und Wiſſenſchaft betrifft, innigen Antheil nimmt, das zeigt die bedeutende Zahl der Zuhörer, die ſich hier und bey Hr. Ad. Müller verſammeln. Gewiß iſt's Ihnen aus öffentlichen Blättern bekannt, daß Lezterer vorigen Winter zwölf Vorleſungen über die deutſche Wiſſenſchaft und Literatur gehalten hat. Sie ſind damals blos für die Zuhörer abgedruckt worden, und äußerſt ſelten, aber verſäumen Sie es nicht, wenn Sie eine Gelegenheit finden können, ſie zu leſen. Hr. Ad. Müller hat am 6 Januar wieder eine Reihe von Vorleſungen begonnen. Worüber? das vernehmen Sie ſelbſt mit einigen Worten aus der gedruckten Ankündigung ſeines Unternehmens: „Das eigenthümliche Weſen, welches die dramatiſche Poeſie nach Maaßgabe der verſchiedenen Zuſtände und Bedingungen bey den alten und neuern Völkern angenommen, wird in den Vorleſungen geſchildert werden. Sophocles und Ariſtophanes werden uns zu Stellvertretern der Alten dienen; an Shakespear und Calderon werden wir die Eigenheit des modernen Schauſpiels erkennen. Um dieſe Repräſentanten her werden wir die ausgezeichnetſten theatraliſchen Erſcheinungen leicht an ihre natürlichſte und ſchicklichſte Stelle bringen, und ſo aus richtiger Anſicht den Geiſt, die Geſeze, die Gattungen der dramatiſchen Poeſie zu entwickeln vermögen. — Einfach und verſtändlich wird der Vortrag ſeyn, damit das reine und edle Weſen der theatraliſchen Kunſt nicht durch Dunkelheit und Mißverſtändniſſe entweiht, und damit der Zweck erreicht werde, nämlich Sinn und Urtheil bey den Darſtellungen der reizendſten Kunſt gemeinſchaftlich zu läutern und zu erheben.“ Je ſchwieriger und höher das vorgeſteckte Ziel iſt, deſto beharrlicher und ſtärker muß die Kraft ſeyn, die darnach ringt. Ich darf Ihnen nicht erſt verſichern, daß die zahlreichen Zuhörer mit innigem Antheil bey den Vorleſungen gegenwärtig ſind. — Die Vorträge, welche Hr. Heuſinger über die Geſchichte der Menſchheit hält, erwähne ich Ihnen nur, damit Sie mit einem Blicke den ganzen Umfang der Genüße, die uns im Reiche der Wiſſenſchaften dargeboten werden, überſchauen können. Sein ſchon früher begonnenes Unternehmen iſt Ihnen gewiß ſchon durch öffentliche Blätter bekannt.

Paris, 10 Jan.

Der Verfaſſer des Trauerſpiels Octavia hat dieſes drucken laſſen. So ſehr er ſich über Cabale beſchwert, ſo ſchöne Stellen darinn kommen, ſo ſtimmt doch alles überein, daß der 4te Akt vor jedem Parterre hätte fallen müſſen.

In Spanien dürfen die in Paris und Bayonne herauskommenden ſpaniſchen Journale (die Abeja etc.) nicht mehr eingeführt werden.

Da neben vielen andern Bauten auch von der Wiederherſtellung der abgebrannten Kuppel der Halle au bled die Rede iſt, ſo wird in einem öffentlichen Blatte der Vorſchlag gemacht, eine neue Halle in der Nähe der Boulevards zu erbauen. Wer die Lage dieſer alten Halle und das Gedränge von Wagen kennt, der wird dieſem Vorſchlag um ſo mehr ſeinen Beyfall geben, als dieſes nach Art der morgenländiſchen Baſars eingerichtete Gebäude keiner Erweiterung fähig, und jede Niederreiſſung hier doppelt koſtſpielig iſt. Der Plaz der Baſtille oder der Magdalenenkirche wäre vielleicht der ſchicklichſte.

Der Dom von Amiens, eines der ſchönſten gothiſchen Gebäude Frankreichs, hat an Moriz Rivoire einen Beſchreiber gefunden: Description de la Cathedrale d' Amiens p. M. R. — Amiens chès Mainel fils Nro, 6.

Während der ſtarken Nebel ſind einige ziemlich derbe Gaunerſtreiche vorgefallen. Man hat bis jezt von der Entdeckung der Thäter noch nichts gehört.

Kozebue wird wieder, aus Gelegenheit der Nachricht, daß er nach England gehen wolle, in unſern Blättern heftig herumgenommen.

Ein Inſtitut, deſſen Nothwendigkeit man aber auſſer Paris ſchwerlich einſehen wird, iſt im Palais royal eröffnet, nämlich ein Entrepot für Sachen, die man ſich zu ſenden hat, zu Erſparung der Koſten für Kommiſſionärs, z. B. Schirme, Bücher. Man ſendet mit der kleinen Poſt dem, der es empfangen ſoll, eine Hälfte einer zerſchnittenen Charte, die andere Hälfte mit der Sache aufs Bureau des relations sociales, wo ſie gegen Vorzeigung der halben Charte abgegeben wird.

Nächſtens gibt das Français eine neue Tragödie: Pyrrhus, den Erſtling eines 60jährigen Dichters.

Der Sanhedrin ſoll den 1 Febr. anfangen. Unter den Rabbinern ſind manche herrliche Köpfe, ungefähr wie die Apoſtelköpfe auf der Coena Lionardo's.

Nro. 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Jänner, 1807.

Freundliche, hehre Natur, mild lächelſt du ahndende Weisheit,
Edleren Sinn, Einfalt, Kraft und Entſchluß in das Herz.

Voß.

Ein Bedürfniß unſerer Literatur.

Der Werth der Redekunſt wird ſehr verſchieden angegeben. Einige erheben ihn hoch; andere, wie Kant, ſetzen ihn tief herunter. Ohne dieſe Streit-Frage hier näher beſtimmen und erörtern zu wollen, darf man als entſchieden annehmen daß jede Nation, die auf allſeitigen Geſchmack und höhere Bildung Anſpruch machen will, das Feld der Beredſamkeit und der Wohlredenheit nicht vernachläßigen darf.

Wir Deutſche ſind in einigen Fächern dieſer Kunſt keineswegs zurückgeblieben. Engels Lobrede auf K. Friedrich II. iſt ein Meiſterſtück, das ſich mit allen ähnlichen Werken der Ausländer getroſt meſſen darf. So haben wir auch von Reinhard, von Schleiermacher und mehrern Andern trefliche Vorträge über Lehren der Offenbarung. Allein wie viele Zweige der Redekunſt gibt es nicht, worin wir gar nichts mit Ehren aufzuweiſen haben! Dieß iſt der Fall mit dem ganzen großen Gebiete der Staats-Beredſamkeit.

Man könnte erinnern und ſagen: „unſere Verfaſſung, unſre Lage, alle unſere Verhältniſſe ſind „nicht darnach, daß ſie Redner dieſer Art wecken und „fortbilden können. Gegenwärtig brauchen wir ſolche „Männer gar nicht: bey veränderten Umſtänden werden ſie von ſelbſt kommen." — Dieſe Behauptung kann man in gewiſſer Hinſicht gelten laſſen, indeſſen gleichwohl der feſten Meynung ſeyn: es müße, bey völliger Ermanglung eigner Geiſtes-Erzeugniſſe in dieſer Gattung, durch Verpflanzung ausländiſcher Blumen und Früchte einſtweilen doch etwas geleiſtet werden. Eine auserleſene Sammlung der neuern merkwürdigſten Reden, Vorträge und Zuſchriften in Staats-Angelegenheiten, aus dem Engliſchen, Franzöſiſchen, Italiäniſchen und andern Sprachen überſetzt, wäre gewiß, wo nicht ein wahres Bedürfniß, doch eine höchſt erwünſchte Bereicherung unſerer Literatur.

Ueber die Einrichtung eines ſolchen Werks nur wenige Worte und Rathſchläge, und dann ein kleines Stück zur Probe.

Bey den Engländern müßte der Ueberſetzer ſeinen prüfenden Blick vornehmlich auf die Reden folgender Männer prüfen.

William Pitt der ältere oder Graf Chatham † 1778. Seine Vorträge waren weniger kunſtvolle Ausführungen, als kräftige Ergieſſungen, abgebrochene, mächtige Ausſtrömungen eines ſtark bewegten Gemüths.

William Pitt der jüngere † 1805. Als Redner gröſtentheils fürtreflich, jedoch in einer Manier, die von der Weiſe ſeines Vaters durchaus verſchieden war.

Edmund Burke † 1797, deſſen ſämmtliche Werke in 8 Bänden erſt wieder im J. 1802 neu aufgelegt wurden. Eine ſeiner berühmteſten Reden über die Amerikaniſchen Angelegenheiten hat ſchon Remer *), doch lange nicht gut genug, überſetzt.

Charles Fox † 1806.

Sheridan, Richard Brinsley, geb. 1751 in Dublin.

*) Im Amerikaniſchen Archiv.

Die Franzoſen befliſſen ſich ſeit langer Zeit der Beredſamkeit, in ihren Akademien, auf den Kanzeln, in den Gerichtshöfen und zumal bey den Parlamenten. Die eigentliche politiſche kam indeſſen erſt mit Zuſammenberufung des Reichstags im J. 1789 in Schwung. Bey ihnen wird alſo der Anfang mit den Rednern der erſtern National-Verſammlung gemacht. Das vorzüglichſte hieher gehörige läßt ſich leicht aus beyden folgenden Werken ausheben und zuſammenſtellen.

Politicon ou Choix des meilleurs Discours sur tous les sujets de Politique traités dans la premiere Assemblée nationale de France. (Par de Balestrier Canilhac.) à Paris 1792 T. 1 — 8. in 8.

Ecole de Politique ou Collection par ordre des Matières, des Discours, des Opinions, des Declarations et des Protestations de la Minorité de l'Ass. nat. pendant les Années 1789 — 91. (Par Dugour.) ib. 1792. T 1 — 12. in 8.

In der geſetzgebenden Verſammlung und dann im National-Convent ragte als Redner über alle andere weit hervor **Vergniaux**, ob man gleich nicht läugnen dürfte, daß ſeine Vorträge weniger bündig und überzeugend, als bewegend, erſchütternd, fortreiſſend ſind. Zuſammengedruckt hat man ſeine Reden nicht; ſie müßten etwas mühſam in fliegenden Blättern und dem **Moniteur** aufgeſucht und ausgewählt werden.

Ob und was die Polen auf ihrem letzten [illegible] Tage und die Italiäner während der Ciſalpiniſchen Republik in der Redekunſt geleiſtet haben, wagt der Verfaſſer dieſes Aufſatzes nicht zu beſtimmen. Eben ſo muß er es Andern überlaſſen, anzugeben, ob in den gedruckten Verhandlungen der verſchiedenen Bataviſchen **weiland** Geſetzgebungs-Räthe (weetgewend **Lichaam**) nicht manches Ueberſetzungswürdige zu finden ſeyn möchte.

In eine Sammlung, wie ſie hier vorgeſchlagen wird, dürften aber nicht blos ausführliche Vorträge, es müßten auch kleinere Stücke, Anreden, Anträge, kurze redneriſche Ergieſſungen und Ausbrüche aufgenommen werden. Als Probe möge hier **Mirabeau's** Antrag an die National-Verſammlung in Paris bey der Nachricht vom Tode Benjamin **Franklins** im J. 1790 *) ſtehen.

Meine Herrn!

„**Franklin** iſt todt. . . . Zurückgekehrt in den „Schoos der Gottheit iſt der Genius, welcher Amerika frey machte, und über Europa Licht in ganzen „Strömen ergoß.

„Der Weiſe, auf welchen zwey Welttheile Anſpruch „machen, der Mann, um welchen ſich die Geſchichte „der Wiſſenſchaften, wie die der Staaten ſtreiten, be„hauptete wahrlich einen erhabenen Rang in dem „Menſchengeſchlechte.

„Lange genug haben die Staatskabinette den Tod „von Leuten kund gethan, die nur in ihrer Leichen„Rede groß waren: lange genug hat der Wohlſtands„Gebrauch der Höfe gleißneriſche Trauren vorgeſchrie„ben *). Aber Nationen müſſen um Niemanden leid„tragen, als um ihre Wohlthäter: die Stellvertreter „eines Volkes müſſen ſeiner Huldigung Niemand em„pfehlen, als Helden der Menſchheit.

„Der Congreß hat verordnet, zwey Monate lang in „den vierzehn vereinigten Freyſtaaten um **Franklin** „zu trauern, und Amerika entrichtet in dieſem Augen„blick einem der Gründer ſeiner Verfaſſung dieſe Ge„bühr von Ehrerbietung und Dankbarkeit.

„Sollte es, meine Herrn! Ihrer nicht würdig „ſeyn, ſich bey dieſer frommen Feyer an die Ameri„kaner anzuſchlieſſen; Theil zu nehmen an dieſer Hul„digung, die, im Angeſicht des Weltalls, ſowohl den „Rechten des Menſchen, als dem Philoſophen darge„bracht wird, welcher am meiſten dazu mitgewirkt „hat, ihren Gewinn auf der ganzen Erde zu verbrei„ten? Altäre würde das Alterthum errichtet haben „dieſem mächtigen Genius, der, zum Beſten der „Sterblichen, in ſeinem Geiſte Himmel und Erde um„faſſend, dem Himmel den Bliz und den Tyrannen „den Zepter zu entreiſſen wußte. Das aufgeklärte und „freye Europa iſt wenigſtens einen Beweis von An„gedenken und Bedauern einem der größten Männer „ſchuldig, die jemals der Philoſophie und der Frey„heit gedient haben.

„Ich ſchlage vor: die National-Verſammlung ſoll „3 [illegible] lang um Benjamin **Franklin** trauern.“

P.

Reflexionen

von Rommel.

Vergebens ſtrebt der Menſch, ſich und ſeinen Namen für jetzige und künftige Zeiten wichtig zu machen; nur klein iſt der Kreis, in welchem er lebend oder todt in lebendiger Erinnerung lebt.

Die Religion, wie ſie in den modernen chriſtlichen Staaten herrſcht und geherrſcht hat, ſcheint in gerader Entgegenſetzung mit der wahren Vaterlandsliebe zu ſtehn. Aber für das — mit menſchlichen Augen — betrachtete Wohl der Menſchheit waren die Würkungen dieſer bey den Völkern des Alterthums erfreulicher als die Würkungen jener bey den Nationen der neuen Welt.

Man ſpricht jetzt viel von reiner Vernunft-Religion; aber es gibt wohl eben ſo wenig eine reine Vernunft-Religion, als eine proſaiſche Poeſie.

Die Subjektivität des Menſchen-Gefühls iſt ſo groß, daß wir Heiterkeit und Traurigkeit, Verſtand und Edelmuth, und alles, was zu den Eigenſchaften des Gemüthes und Geiſtes gehört, in Andere hinübertragen.

Genie iſt die natürliche nicht erdrückte Bildungsfähigkeit aller Organe menſchlicher Anlagen und Talente.

---

*) Aus Mirabeau peint par lui-même (à Paris 1791) T. 3 p. 179 s.

*) Assez long-temps l'étiquette des Cours a proclamé des deuils hypocrites.

Es gibt eine Wiſſenſchaft, welche weder Philoſophie, noch Politik noch Jurisprudenz, noch Moral noch Religion iſt, aber von allem dieſem Etwas an ſich hat, und durch die ganze Welt gilt. Man ſollte ſie die Weltweisheit nennen. Es iſt die Weisheit, welche Sokrates hatte.

Der Menſch iſt das intereſſanteſte für den Menſchen, wichtiger als Sterne und Sonnen-Syſteme, Pflanzen und Thiere, Staaten und Arzeneien, und alle jene beziehungsweiſe auch noch ſo wichtige Gegenſtände, deren Studium viele Menſchen höher ſchätzen, als die Kenntniß ihrer ſelbſt und anderer Menſchen.

Die Wiſſenſchaften laufen in einander, wie die Farben eines Gemähldes. So auch die verſchiedenen Dichtungsarten, welche man in der Aeſthetik ſcharf zu ſondern vergebens bemüht iſt.

Das Palais de Justice zu Paris.

Nichts auf der Welt kann einem Fremden auffallender ſeyn, als das franzöſiſche Gerichtsweſen. Weil es bey jeder Nation den Stempel ihres Charakters tragen muß, indem alle Volksklaſſen hier ihr Recht holen, ſo iſt es auch in Paris ſo ganz nationell, daß der Ausländer mehreremale hingehen muß, bis das Gewirre von unzähligen Eindrücken ſich bey ihm zur deutlichen Idee abklärt.

Es iſt keine geringe Arbeit, das Palais de justice dem zu beſchreiben, der noch nie einen franzöſiſchen oder italiäniſchen Gerichtshof geſehen hat. Vielleicht gelingt es indeſſen, einige Züge aufzufaſſen!

Nahe an dem älteſten Pallaſte der Könige von Frankreich, bey der jetzt ſo ſehr mißhandelten alten Hofkapelle, liegt, ungefähr in der Mitte der alten Lutetia, der Sitz ſämtlicher höherer Gerichtsſtellen, welche ſich in Paris befinden. Eine ſchöne breite Treppe führt zu mehreren Gängen, die labyrinthiſch durch das Gebäude ſich ziehen. An den Seiten dieſer Gänge haben ſich Buchhändler, beſonders für Gerichtsbücher, Obſthändler, Kaſtanienbräter, Schreiber, Notare, Schuhhändler ꝛc. gelagert; im Vorhofe iſt unter der alten Innſchrift: Liberté etc., ein Kaffeehaus, auch im Inneren eine Schenke, wahrſcheinlich für Vergleiche. Da eilen Advokaten mit ihren Rollenperücken ſchnell vorüber, du folgſt ihnen, und trittſt in eine Halle ein, deren hohes Gewölbe von ſtarken Säulen getragen wird. Ein dumpfes Geräuſch tönt dir entgegen. Da ſtehen Parteien und wollen ſich vergleichen. Die Advokaten demonſtriren, die Weiber kreiſchen, und die Männer ſtehen gewöhnlich ſo gelaſſen dabey, wie der Joſeph auf den heiligen Familien. Nun ſtürmt ein Advokat mit zerzauſter Friſur, das mißhandelte Plaidoyer in ſeinen Händen, zu einer Thüre heraus. Die Parthie eilt mit fragendem Blick entgegen; die Sache wird ſogleich verhandelt. Die verſchiedenen Thüren, welche auf dieſe Halle gehen, ſind immer mit Aus- und Eingehenden beſetzt. Treten wir in einen Saal: im Hintergrunde ſitzt der Richter in ſchwarzem Talar, mit einem Barret auf dem Kopfe, die Beiſitzer an Tiſchen zur Seite; vornen am Barreau ſind Bänke nach Art der lutheriſchen Kirchenſtühle angebracht. Hier ſitzen die Advokaten, an einem anderen Tiſche die Auſcultanten aus der école de droit. Die Zuhörer beſtehen aus den Partheien, und müßigen Leuten, die da hineingehen, um ſich eine Viertelſtunde zu beluſtigen.

Der Richter ruft die Partheien auf. Die Advokaten erheben ſich. Im Anfange ſpricht nur einer, in der Heftigkeit des Streits häufig beyde, manchmal auch der Richter und die anweſenden Partheien zugleich. Die Advokaten ſprechen ſehr rein franzöſiſch. Mimik, Witz, Ironie, Alles wird angewendet, den Gegentheil zu überwältigen. Der Richter redet ein ernſtes Wort. Endlich wird die Interlocutorie geſprochen, und gewöhnlich ſpricht oder brummt der, welcher zuletzt ſprach, oder der benachtheiligt zu ſeyn wähnt, fort, bis wieder ein neues Kämpferpaar auftritt.

Der Saal des Kriminaltribunals iſt zu lange, als daß die Zuhörer alles verſtehen konnten. Zur Rechten des Richters ſitzt das Jury, zur Linken die Beklagten zwiſchen Gensd'armen. Auch hier wird lange nicht alles protokollirt. Hinter dem Richter ſtehen Artikel aus der Konſtitution auf einer Tafel von gleichem Innhalt, aber nicht von gleicher Kraft mit der Innſchrift im Saale zu Nürnberg:

Eyns Manns Red iſt ein halbe Red,
Man muß die Theyl verhören beed.

Hier nimmt das Publikum lebhafter Parthei, gewöhnlich für den Beklagten. Oft muß man Stille gebieten. Der Huiſſier und die Wache ſind oft in Thätigkeit; beſonders geben die Weiber ihre unmaßgebliche Meinung oft laut an den Tag. Die Art der Verhandlung iſt zu bekannt, um ſie zu wiederholen.

Auffallend iſt es, daß die, alle Monat öffentlich bekannt gemachten, Urtheile des Kriminalgerichts nicht zu kaufen ſind. Der Buchdrucker, ein ſehr artiger Mann, den ich nach vielem Nachfragen in einem Winkel der Cité auftrieb, verſprach mir vom Jahre 1807 die vollſtändige Liſte, ob er gleich ſeine Verwunderung nicht verbarg, wie mich dies intereſſiren könne.

Daß es auch hier, wo ſo viel verhandelt wird, nicht an Affichen aller Art vom Rob antisiphitilique Hrn. L'Affecteurs an, bis zum Eau de Carme, und Biens patrimoniaux à vendre fehle, kann man ſich denken. Daß aber gerade hier Schuhmarkt iſt, ſcheint ſonderbar. Sollte die vergebliche Abnutzung ſo mancher Sohle Schuld ſeyn?

Die beyden Eichen zu Dadona.

Eine Fabel.

Als man noch im Geſäuſel heil'ger Blätter
Der Weisheit ſtillen Ruf vernahm,
Und aus Dodona's Hain das Wort der Götter
Zu Sterblichen hernieder kam,
Erhob ſich aus dem niederen Geſträuche
Ein junger Baum am Fuß der heil'gen Eiche.

„Wird mir, ſo ſprach der Sprößling, nun auch bald
Das Heil von Jovis Odem wiederfahren,
Daß auch aus mir, wie dir, ſeit tauſend Jahren,
Das Wort verborg'ner Weisheit ſchallt?
Und daß zu mir voll Ehrfurcht auch die Frommen
Von Hellas Stamm mich zu befragen kommen?“

Da ſäuſelten der heil'gen Eiche Blätter,
Und im Geſäuſel tönt' ihr Wunderſpruch:
„Seit Troja fiel, verſchmähn ſie ihre Retter,
„Und dünken keck ſich ſelber jetzt genug;
„Es ſchwand ihr frommer Sinn, und nimmer wallen
„Die Trotzigen zu uns — wir werden fallen!

„Bald wird die kühne Axt auch uns zerhauen.
„Sie werden dann aus todtem Holz und Stein
„Den Göttern kalte Tempel-Kerker bauen,
„Und ſie nicht mehr erſchaun im heil'gen Hain!
„Denn mit der Einfalt iſt für ihre Ohren
„Das leiſe Wort des ſtillen Hains verlohren!“

F. A. Krummacher.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Schweiz, 20 Jan.

Seit die eidgenoſſiſche Tagſatzung zu Solothurn im Sommer 1805 die ſo lange vorher ſchon vorgeſchlagnen Hilfsmittel gegen die immer mehr um ſich greiſenden Verſumpfungen der Geſtade des Wallenſtädterſees und des zwiſchen dieſem und dem Zürcherſee liegenden Theil des Linththals (unmittelbar in dem Gebiete der Kantone Glarus, St. Gallen und Schwyz) in Anwendung zu bringen beſchloſſen hat, ſcheint das ſo dringende Geſchäft wieder in neue Vergeſſenheit gerathen zu ſeyn. Zwar wurden Hr. Dekan Ith in Bern und Hr. Eſcher in Zürich alſobald nach jenem Beſchluß von dem damaligen Landammann Glutz eingeladen, einen Aufruf an das eidgenoſſiſche Publikum zur Theilnahme (durch Actienankauf) an dieſer vaterländiſchen Unternehmung zu entwerfen, und der verlangte Entwurf ward auch kurz nachher in die Hände des Landammanns gelegt. Aber im Spätjahr 1805 hinderten die militäriſche Grenzbeſetzung der Schweiz und die damit verbundenen Umſtände die thätige Betreibung der Sache. Aus unbekannten Gründen hat der Landammann Merian während ſeiner Amtsführung im J. 1806 derſelben nie gedacht. Auch die Tagſatzung von Baſel hatte ſie ganz aus dem Auge verloren. Im letzten Spätjahr zog der Bergfall im Lowerzerthal die Aufmerkſamkeit des Schweizeriſchen Publikums in ſo ausſchlieſſendem Grade auf ſich, und die Nationalmildthätigkeit wurde auf alle Weiſe zu Gunſten der übriggebliebenen Bewohner des verſchütteten Thals dermaſſen in Thätigkeit geſetzt, daß man auch davon neue Vergeſſenheit des ſo vielfältig größeren Unglücks der ungleich zahlreicheren Bewohner der Wallenſee- und Linthufer befürchten müßte: wenn nicht neue Hoffnung vorhanden wäre, daß durch die Nähe des itzigen Bundeshaupts der Eidgenoſſenſchaft (in Zürich) bey den unglücklichen Verſumpfungen dieſer höchſt wichtige Gegenſtand zuſammenwirkender Hilfleiſtung dem Gemeinſinn der Nat on neu empfohlen, und Anſtalten zu Rettung der Bevölkerung ſehr anſehnlicher Thäler dürften getroffen werden. . . Oder ſollten die unglücklichen Bewohner der ſonſt ſchon durch Feuer und Krieg ſeit zehn Jahren ſo übel mitgenommenen Städte Wallenſtadt und Weſen fortgehend hilflos den immer höher ſteigenden Waſſerfluthen überl ſſen bleiben, die ihnen nicht nur die Erdgeſchoſſe, ſondern o t auch die erſten Stockwerke ihrer Häuſer ſtreitig machen? Sollten die Bewohner der Dörſer Ober- und Nieder-Urnen, Näfels, Mollis, Bilten, Schänis u. ſ. w. immerfort die Hoffnungen einer ihnen ſo lange verheiſſenen Rettung unerfüllt, und die Verſumpfungen ihrer Wieſen ſich nun auch ihren Baumgärten und Wohnungen mit jedem Jahre näher rücken ſehen, wie dieſelben ſeit 40 Jahren den Ertrag der letzteren immer mehr und mehr gemindert und beſchränkt ſahen? Soll der Freund des Vaterlandes das unaufhaltſam um ſich greiſende Erkranken der Einwohner jener noch vor wenigen Jahrhunderten ſo blühenden, nun immer mehr in Elend und Verpeſtung verſinkenden, Gegenden ſtets vergeblich beklagen, und die warnenden Stimmen immer ungehört verhallen, welche die ſich mit jedem Jahr auffallender darſtellende Thatſache verkünden: daß die Sümpſe vom Wallenſtädterſee mit den Sümpſen von Schänis und dieſe mit dem ſchon ganz verſäuerten Grunde des breiten unterſten Linththals ſich nach und nach vereinigen, bis an den Zürcherſee ausdehnen, und durch ihre Ausdünſtungen alsdann nicht nur die Atmosphäre einzelner Städte und Dörſer, ſondern jene der reichſten und ausgedehnteſten Thäler der nördlichen Schweiz unwiederbringlich verpeſten werden? . . Solche Beſorgniſſe wird der gute Sinn der Schweizernation zu vereiteln wiſſen! Es bedarf nur des Aufrufs der Väter des Landes und einer wahren Darſtellung des ſo ausgedehnten und ſchrecklichen Unglücks, um die mildthätigen Schweizer gegen die erkrankenden, ihrer Wohnungen zum Theil ſchon beraubten und durch ſtinkende Sümpfe aus dem väterlichen Erdgut verdrängten, Bewohner der Geſtade des Wallenſees und der Ufer der Linth eben ſo werkthätig zu machen, wie ſie in den jüngſten Tagen gegen die ſo ungleich viel kleinere Zahl der übriggebliebenen Bewohner des verſchütteten Thales von Lowerz ſich zeigten. Bereits hat die Regierung des Kantons Glarus den neuen Landammann der Schweiz eingeladen, der ſo dringenden Angelegenheit des Vaterlandes ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken und ſie mit dem ſeiner Humanität entſprechenden Eifer zu beſorgen; die Regierung des Kantons St. Gallen ſteht im Begriff, einen ähnlichen Schritt zu thun; und die Regierung des Kantons Schwyz, dankbar für die ächt eidgenoſſiſche Hilfe, die ihren beſchädigten Mitbürgern aus allen Theilen der Schweiz zufließt, wird gewiß auch freudige Hand bieten, um ein Werk zu befördern, das ihre nächſten Nachbarn aus einer jammervollen Lage erretten, und einen Theil ihrer eignen Bürger gegen die nur zu gewiſſe Verheerung, die ihnen drohet, ſchützen ſoll.

Einige Worte an die Leſer des Morgenblatts, beym Schluſſe des erſten Monats.

Das Morgenblatt hat während ſeiner kurzen Dauer eine Aufnahm efunden, wodurch auch minderbeſcheidene Erwartungen, als die unſrigen, ſich übertroffen ſehen würden. Aber wehe dem Schriftſteller, der in der Nachſicht des Publikums etwas anderes, als eine Aufforderung zu ſeiner Vervollkommnung findet! Mögen immer die Leſer nichts mehr bey ihm zu vermiſſen ſcheinen, es iſt ihm dennoch nicht erlaubt, auch nur einen Augenblick auf ſeinem Wege ſtill zu ſtehen. Sollten die Verfaſſer des Morgenblatts dieſem Geſetze jemahls ungetreu werden; ſo haben ſie ſich hier ihr Urtheil ſelbſt geſprochen. Wenn aber das Unmögliche auch ihnen unmöglich iſt: ſo wird man ihnen hoffentlich ihre Menſchlichkeit nicht zum Verbrechen machen. Sie geſtehen es frey, daß ſie der Hoffnung, jede Gattung von Leſern durch jedes Blatt in gleichem Grade zu befriedigen, für immer entſagen, und daß ſie das Geheimniß, auch dem ungerechten Tadel zu entgehen, nicht beſitzen. E ver eht ſich jedoch, daß ſie jeder billigen Forderung Gehör geben, und keine Stimme, woher ſie auch kommen mag, gering ſchätzen. Die heftigſter Gegner einer Schrift ſind übrigens nicht ſelten ihre eifrigſten Leſer, und dem Morgenblatte kann es alſo um ſo weniger ſchwer fallen — auch ſeine Feinde zu lieben.

Nro. 28.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 2. Februar, 1807.

Er ſey mein Freund nicht, welcher die göttliche
Natur nicht liebet! Engelgefühle ſind
Ihm nicht bekannt.

Fr. L. Gr. zu Stolberg.

Da es im Zweck des Morgenblatts liegt, für Kunſt und Kunſt-Sinn das Möglichſte zu thun; ſo werden von der Cotta'ſchen Verlags-Buchhandlung in Tübingen folgende

Preis-Aufgaben für die bildenden Künſte

ausgeſetzt:

1) Ganz ausgeführte Zeichnung, oder Gemählde.

In einer oder der andern Art ein fertiges Kunſtwerk.

Die Aufgabe iſt: „Paris als Gaſtfreund beym Menelaus, wie er das erſtemal die Helena ſieht." Alſo der Augenblick, an dem durch ſeine Folgen der ganze trojaniſche Krieg hieng.

Für Format und Behandlung wird hier dem Künſtler ganz freyer Spielraum gelaſſen. Die einzige Bedingung, daß die Vorſtellung im Geiſt des Zeitalters gefaßt ſeyn muß, liegt in der Aufgabe ſelbſt.

Ganz ausgeführte Zeichnungen und Gemählde werden inſofern einander gleichgeſchätzt, daß nur Beſtimmtheit, Richtigkeit und genialiſche Behandlung über den Vorzug der Compoſitionen entſcheiden müßen.

Der Preis für eine ganz fertige Zeichnung iſt hundert Dukaten; das Acceſſit ſechsunddreißig Dukaten.

Wenn aber ein fertiges Gemählde, das noch durch Wahrheit der Farbe ſich erhebt, den Preis davon trägt, ſo wird ſolcher um den Viertentheil erhöht, und alſo mit hundertfünfundzwanzig Dukaten und für das Acceſſit mit fünfundvierzig Dukaten bezahlt. Wäre hingegen die Farbe verfehlt, und das Gemählde dem Geiſte nach doch das beßte, ſo wird es im Preis der Zeichnung honorirt.

Der Termin für die Einſendung iſt: der 15 Nov. 1807.

2) Contournirte Zeichnungen.

Um nach und nach einen ganzen Homer in Bildern zu erhalten, die der Urquelle in Geiſt und Sinn ſo viel möglich gleich ſeyn ſollen, werden aus dem Anfang der Ilias folgende zwey Gegenſtände ausgehoben;

a) Chryſes, der vom Agamemnon zurückgewieſen wird. Ilias, I. Buch, 10—30 V. nach Voß.

b) Chryſes, wie er auf ſeinem Rückwege den Apollo um Rache an den Achaiern anfleht. Ilias, I. Buch, 33—45 u. ſ. V.

Ohne dem Genie der Concurrenten in irgend etwas zu nahe treten zu wollen, wird nur bemerkt, daß man die Zeichnungen in dem Format der bekannten Flarman'ſchen Zeichnungen, d. h. in Queerfolio, zu erhalten wünſcht.

Es ſteht jedem Künſtler frey, bey Einer oder bey beyden Aufgaben zu concurriren.

Der Preis für a) als reichere Compoſition, iſt vierzig Dukaten; das Acceſſit fünfzehn Dukaten.
b) dreißig Dukaten; das Acceſſit zehn Dukaten.

Termin der Einſendung: der 1 Junius 1807.

3) In Oel gemahlte karakteriſtiſche Landſchaften.

Es wird darunter eine Landſchaft verſtanden, die eine beſtimmte Würkung bey dem Anſchauer hervorbringen muß. Da das Nähere mit Worten ſchwer auszuſprechen iſt, weil die Eindrücke der ſtillen Natur nach unſern menſchlichen Empfindungen gemeſſen werden müßen, ſo lautet die Aufgabe ſo:

Eine Landſchaft, die ſich für die Lieblingsgegend eines ernſten erhabenen Dichters am meiſten eignet.

Die Staffage bleibt willkürlich, weil nicht in ihr, ſondern in der Behandlung der Landſchaft ſelbſt der eigentliche Vorzug geſucht werden wird.

Preis: ſiebenzig Dukaten; Acceſſit: fünfundzwanzig Dukaten.

Termin der Einſendung: der 15 Auguſt 1807.

4) Garten = Kunſt.

Aufgabe: Ein genau ausgeführter Plan zur Anlegung eines kleinen Gartens von anderthalb Morgen oder 50625 Quadratſchuhen Rheiniſch, in einer Gegend, wo Wein und Obſt wächst.

Die Bedingungen ſind: daß Nützlichkeit mit Anmuth und reinem Geſchmack verbunden ſeyn muß — und daß die Unkoſten der Anlegung (Bauwerke ausgenommen) höchſtens auf 300 Gulden ſich erlaufen dürfen.

Preis: zwanzig Dukaten; Acceſſit: acht Dukaten.

Termin der Einſendung: der 1 May 1807.

5) Ländliche Bau = Kunſt.

Aufgabe: Genauer Plan und Aufriß eines Gartenhauſes, für eine Familie von 4 bis 5 Perſonen im Sommer zu bewohnen.

Preis: zwanzig Dukaten; Acceſſit: acht Dukaten.

Termin der Einſendung: der 1 May 1807.

6) Denkſteine und ſinnige Trauer = Denkmale.

Zwey Aufgaben:

a) Für neuzuerfindende, ſchöngeformte Denkſteine in Garten = Parthien; die entweder im Allgemeinen an wichtige Begebenheiten, an große Lebenswahrheiten u. dgl. erinnern; — oder der Verehrung großer und lieber Perſonen geweiht werden; — oder endlich auch nur durch ihre eigene Form als Kunſtwerk intereſſiren ſollen.

b) Für Trauer = Denkmale, entweder in Gärten oder auf Begräbniß = Plätzen zu gebrauchen; die ihren Zweck aber deutlich ausſprechen — und wobey die Ideen neu ſeyn müßen.

Der Preis für Jede dieſer 2 Aufgaben zwölf Dukaten; für das Acceſſit fünf Dukaten.

Termin der Einſendung: der 1 May 1807.

Für Nro. 4, 5, und 6 kann jeder Künſtler mit mehrern Zeichnungen concurriren.

Alle Herren Concurrenten werden erſucht: die Verſendung an die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung in Tübingen zu machen; — ihren Arbeiten den Namen entweder in verſchloſſenen Billets anzuhängen, oder beſſer: ſie mit verſchloſſenen Billets, welche durch deutliche Zeichen mit den Arbeiten ſelbſt zuſammentreffen, zu begleiten. Dabey wird heilig verſichert, daß zu Erreichung der möglich unpartheyiſchſten Beurtheilung und Schätzung ſamtlich eingeloffener Arbeiten mit aller Schonung und Vorſicht an zwey — und nöthigen Falls auch an drey verſchiedene Orte, wo notoriſch eine beträchtliche Anzahl competenter Richter wohnt, verſchickt, und die motivirten Urtheile bekannt gemacht werden ſollen.

Die gewonnenen Preiſe und Acceſſit werden gleich nach der Entſcheidung an die Behörden übermacht. Diejenigen Arbeiten, welche den eigentlichen Preis und das Acceſſit davon tragen, werden Eigenthum der Cotta-ſchen Buchhandlung; alle übrigen aber werden franco zurückgeſandt.

Individualitäten aus und über Paris. Von Carl Friedrich Cramer und ſeinen Freunden. Erſtes Heft. Amſterdam 1806.

Cramer und ſeine Pyrhiaſſe beurkunden ihren Schlag von Genialität durch verworrene Perioden, zahlloſe Digreſſionen, und ein Quodlibetsgeſchreibſel. Doch wollen wir einige Goldkörner aus dieſem trüben dädaliſch ſich fortwindenden Bach erbeuten.

Diderot ſagte einmal zu einem franzöſiſchen Kritiker, der Shakespearn mit den gewöhnlichen Argumenten angriff: „Wie würden Sie wohl erſchrecken, wenn der groſe „Chriſtoph in Strasburg aufſtände, und auf Sie zuge„wandelt käme!“

„Schön!“ rief Gluck einem Tenoriſten zu, der, wie Bertelli, durch Coloraturen ſeine Melodien erſäufte. „Schön! aber meine Noten! Geben Sie mir meine Noten „wieder.“

Thränenweiden und Moosroſen waren Klopſtocks Lieblingsgegenſtände in der Natur. Er hat ſie mehr als Einmal in ſeinen Oden verewigt. — Mit welcher Sorgfalt Er die Weinlaube in ſeinem Sommerhauſe pflegte, die Weinranken ins Zimmer bog, nie Ende finden konnte, ſie ſeinen Freunden zu preiſen! —

Es war einer ſeiner gewöhnlichſten Scherze, daß er uns Jüngere mit unſern Weichlichkeiten, Bequemlichkeiten, Spleen aufzog, und ſich als Muſter des Gegentheils, uns neckend, aufſtellte. Seine Freunde, die mit dem Anbruch jedes Winters für ſeine Geſundheit zitterten, nannten ihn immer, ſeiner „erſtaunlichen“ Heiterkeit wegen, den Makrobier, den ewigen unverwüſtbaren Jüngling.

Wenn dem Göttlichen Ein menſchlicher Fehl noch beywohnte, ſo war es der ſeiner äuſſerſten Empfindlichkeit, Kitzlichkeit, und Unduldſamkeit gegen entgegengeſetzte Meinungen über den Punkt der Revolution. Er, anfangs, ſo lange Fayette und Rochefoucauld noch galten, einer der heiſeſten Anhänger der Revolution, war ihr, der kriminaliſirten, ſagt Mercier, ſo ſpinnefeind geworden, daß er keine Art von Entſchuldigung, keine Hoffnung auf Beſſerwerden mehr annahm. — Seine Gattin beſchwur jedesmal himmelhoch ſeine Freunde, doch ja nie dieſe Materie auf die Bahn zu bringen. Sein Umgang war in den letzten Jahren etwas ſchwierig dadurch; man mußte ſich faſt nur auf äſthetiſches und menſchliches „Lebens-Umſtände-Geſpräch“ mit ihm einſchränken. Da er eben ſo feſt an ſeinem Glauben an's Dogma hieng, ſchloß das gleichfalls eine Klaſſe von Gegenſtänden aus. Als Cramer merken ließ, daß er die Triga ſeines Bardiets faſt noch für unſterblicher hielte, als ſeine Meſſiade, ſagte er bitter: Ich weiß es ſchon längſt, Cramer, Sie lieben die Meſſiglen nicht.

Klopſtock ſchrieb oft, beſonders in deutſchen Buchſtaben, eine ſehr unleſerliche Hand. Seine Freunde neckten ihn bisweilen damit. Er vertheidigte ſich ſcherzend, mahlte bey ſolch einem Anlaß einmal eine Sentenz in ein Stammbuch wirklich ſo ſchön, wie ein Schreibmeiſter nur es kann, und überſchrieb es: Specimen καλλιγραφιας.

Paeſiello rief bey Anhörung der Schöpfung von Haydn aus: „Che porcheria tedesca!“

Wolf ſagte von Voß zu Cramern: „Er ſtelle, auch im Metriſchen, Homer und Virgil bis zu einer Aehnlichkeit zum Erſchrecken dar.“

Meine Herren Grafen! ſagte Böhmer im J. 1773 zu den Stolbergen, die kurz vorher die Maſern gehabt hatten: „Es freut mich recht ſehr, daß Sie denn die Maſern gehabt, und auch hierunter ſind ſatisfaciret worden.“ —

Wie übrigens Cramer die Rolle des Conti in Emilia Galloti ein Hors d'oeuvre nennen kann, läßt ſich kaum begreifen. Daß er in ſeinem bald herauskommenden Theatre étranger Gerſtenbergs Ugolino den Galliern in ungereimten Jamben aufdringen will, iſt ein Wageſtück.

Miszellen aus Hamburg.

(Schreiben vom 17 Januar.)

Der Schritt über die verhängnißvolle Schwelle des Neuenjahrs — für den denkenden Mann immer ein feyerlich ernſter Moment — war für Viele dießesmal wohl mit den traurigſten Empfindungen gemiſcht, und für manchen gewiß eine Stunde der Thränen. Man muß das Ganze unſerer vormaligen und jetzigen Lage und Ausſichten kennen, um dieſe Empfindungen zu würdigen und zu theilen.

Seit dem Tage des über Hamburg verhängten unaufhaltbaren Fatums, dem 19 Nov., dieſer in ihren Folgen noch nicht zu berechnenden Epoche ſeiner Geſchichte, ruhen die Comtoir-Geſchäfte, ſtockt der Börſen-Verkehr, iſt arbeitlos das kleine Gewerbe, und bis auf einige Gewerke, die für den Nothbedarf der Requiſitionen arbeiten, der Verdienſt der übrigen eng geſchmälert. Gärten, Equipagen, Bedienten, werden mehr und mehr abgeſchaft; Geſellſchafts-Cirkel, welche über den engſten Familienkreis hinausgehen, ſind eingeſtellt. Oeffentliche und Privat-Luſtbarkeiten, auſſer dem Schauſpiel und den, meiſtens nur von Fremden — und von Hetären beſuchten Maskenbällen, haben aufgehört .... Und doch ſehen wir einen Augenblick hin auf die Kehrſeite auch dieſes Bildes; ſo können für die beßre Zukunft — ſie wird ja kommen! — ſolche Erfahrungen der Gegenwart, als Lehren, wichtig und nützlich für uns werden. Wenn dieſes ernſte: discite — moniti! — Verbannung des hie und da ſich brüſtenden Geldſchwindels, verſtändige Umſichtigkeit im Handel, Herabſtimmung des kecken Unternehmungsgeiſtes, beſcheidne Reſignation in den Wechſel der Dinge, höhere Kultur, wahres Ehrge-

fühl, mildere und liberale Sitten, beſonders bey dem jüngern Geſchlecht, bewürkte, und ſie hervorſtechende Züge unſers Characters würden; wenn denn ſo mancher prunkende, aber genußloſe Luxus in unſern erſten Häuſern, dem Einfachen, Anpruchloſen in dem Genuß des geſelligen und häuslichen Lebens — dieſem hehen, dieſem guten und ſchönen Erbtheil unſerer Väter! — den uſurpirten Platz wieder räumte: — dann, ja dann laßt uns die Lehre, die wir jetzt erhalten, nicht zu ſtark nennen. — Aber! . . . .

Unſre beyden Schaubühnen — die einzigen Reſſourcen der Zerſtreuung am Abend eines oft geſchäftloſen und ſorgenvollen Tages — haben ihren vorigen Beſtand. Das bey dem erſten Schrecken der Beſetzung mit fremden Truppen einige Tage leere deutſche Schauſpielhaus füllte ſich bald wieder, doch nicht, wie ſonſt. Es gibt viel Neues auf den Brettern, aber des Guten wenig. Kotzebue mit ſeinen Neujahrs-Kleinigkeiten und Faßnachtsſpielen iſt beſonders an der Tagesordnung. — Von der Direktion des franzöſiſchen Schauſpiels wird beym alljährigen Umlauf der Abonnenten-Subſcription Viel verſprochen — aber ſo gut, als nichts gehalten, wenn dieſe vollzählig iſt. Den eigentlichen Vorzug der franzöſiſchen Bühne, die Komödie, die Converſationsſtücke, entbehren wir ſeit mehreren Jahren ganz. Nur Bruchſtücke von großen Opern — denn das Ganze derſelben ſieht und hört man bey dieſem unvollſtändigen Perſonale der Bühne und des Orcheſters nie — und Operetten, in zahlloſen Repriſen und alltäglichen Wiederholungen! und ſollte es auch nur eine premiere répresentation de la réprise, des abgetriebenen Gaules am Thespiskarren der Comediens ambulants, ſeyn — welcher in natura mit ſeinen beſchlagenen Hufen zum Jubel der Gallerie auf den Brettern umherklotzt. — Uebrigens verdienen Mr. Auguſte, Pierſon, Theodor, Mad. Demarthe, vor allen die letzte treſliche Sängerin, den ſich erhaltenden Beyfall, wenn nur ihr oft allzu Arabeskenartig geſchnörkelter Geſang ſo einfach und italiäniſch wäre, als ihre Stimme rein und volltönend iſt. Aber leer bis zum Erfrieren iſt dieſes Theater faſt jedesmal, ſelbſt an den Abonnementstagen. Junge franzöſiſche Officiere erlaubten ſich — in ihrem Sinne in das Pariſer Theater de Montansier verirrt — anfangs, einige mehr als zweydeutige Scenen mit den Odalicken des Concerthofes und — o wie vieler! Harems der Commüne, ſelbſt im erſten Range aufzuführen; von der Zeit an blieben unſre Abonnentinnen weg. Das fanden einige Fremde zwar auffallend — doch ehrt es vielmehr das Zartgefühl unſerer höhern Klaſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notitzen.

Die dritte Sammlung der Bildniße jetztlebender Gelehrten vom Kupferſtecher Lowe zu Berlin enthält zugleich die Selbſtbiographien Dr. Bieſter's, Profeſſors Buttmann, und Fr. Nicolai's.

Aus den Briefen des berühmten Tycho Brahe ergibt ſich, daß er auf der Inſel Huen oder Ween im Sund bey der ihm vom König in Dänemark Friedrich II. erbauten Sternwarte Uranienburg auch eine eigene Papiermühle und Privat-Buchdruckerey hatte.

Groß und benutzbar ſind die Kunſtſchätze in Paris; dennoch ſendet die dortige Akademie junge vorzügliche Künſtler zur Belohnung und weitern Ausbildung — nach Rom.

Der berühmte Mahler Biedermann von Winterthur hat dem Fürſten Primas ein großes Gemählde überreicht, welches die Stadt Frankfurt mit ihren Umgebungen vorſtellt, und mehrere Figuren zeigt, die ſehr paſſend auf die Parabel vom Sämann anſpielen. Dieſer aufgeklärte Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften hat nicht nur den Künſtler reichlich belohnt, ſondern auch den für Frankfurt und den Mahler gleich ſchmeichelhaften Befehl ertheilt, auf den Rahmen das Stadtwappen mit dem Worte: Floreat! zu ſetzen, und ſein Kabinet im Pallaſte Taxis mit gedachtem Gemählde zu zieren.

Luthers Sittenbuch für den Bürger und Landmann (vom Superintendent Tiſcher in Plauen) wird in mehrer'n Lehranſtalten mit wahrem Nutzen gebraucht.

Beauvarlet Charpentier hat die Schlachten von Auſterliz und Jena, nach Voglers Weiſe, ob auch mit Voglers Geiſte? jüngſt in Muſik geſetzt.

Zu Wien erſcheinen gegenwärtig dreierley Theater-Zeitungen, keine mit glücklichem Erfolge.

Ein Londner, Thomſon, erfand ein Clavidion, Poulleau zu Paris ein Orcheſtrino, Dietz zu Emmerich ein Melodion. Das erſte könnte man Klavier-Guitarre nennen. Das zweite ward von Abgeordneten des Conservatoire de Musique geprüft, und mit Beyfalle gekrönt. Das dritte ſoll, nach des Urhebers Angabe, weder aus Saiten, noch Pfeifen, noch Glas beſtehen, ſondern aus — was er verſchweigt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 10 Jan.

Den 8ten gab das Français den Secretaire mystérieux, der aber kein geheimer Sekretair, ſondern ein Mädchen iſt, das ihrem Vater entflieht, der ſie zu einer Heurath zwingen will, und in Mannstracht Sekretair eines wahren Philoſophen wird, deſſen Frau den Herrn Sekretair in Frauen-Kleidern auf einen Ball führt, um einen Hausfreund auf die Probe zu ſtellen. Dieſer verliebt ſich auch ganz entſetzlich. Der Vater des Mädchens kömmt zum Philoſophen, ſeinem alten Freund, klagt ihm ſeinen Verluſt, dieſer leitet die Sache ein, das Stück endet mit Verſöhnung und Heurath.

An demſelben Tage gaben die Nouveaux Troubadours die Königin von Mazulipatan. Zwey Brüder lieben eine Prinzeßin. Einer verſchwört ſich gegen ſeinen Bruder. Die Satelliten greifen aber ihn ſtatt dieſem, der ihn großmüthig befreyt. Zum Dank wirft ihn der Verſchwörer ins Gefängniß, die Wächter, auch hier gutmüthige ſentimentale Menſchen, laſſen ihn los, er gewinnt die Oberhand, der Feige ſtürzt ſich ins Waſſer.

Morgen fängt das Conſervatorium ſeine Uebungen wieder an.

Die leidige Mode der hiſtoriſchen Romane reißt gewaltig bey den Franzoſen ein. Childerich iſt einer der neueſten.

Die Fabrique der ſchönen Gefäße nach etruſciſcher Art, welche die Gebrüder Piraneſi zu Morfontaine errichtet haben, hat guten Fortgang; es iſt jetzt auch eine Fayence-Fabrique damit verbunden.

Unter den Carricaturen, die in fortlaufenden Nummern unter dem Titel: Le suprême bon ton erſcheinen, iſt eine der neueſten: des etrennes nécessaires. Ein Stutzer erhält von einer Dame falſche Waden, ein anderer gibt einer Dame einen wächſernen Buſen. Dieſe Carricatur, ſo wie die, auf welcher Gall 2 Höfe Schädel unterſucht, geben an Derbheit ihren Vorgängern nichts nach.

Nro. 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 3. Februar, 1807.

Der Gute, welcher mich mit Vergnügen labt,
Iſt Nutzenſtifter. (Herzen bedürfen auch).

Klopſtock.

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

(Fortſetzung.)

Das neue Jahr iſt vorüber, und ſo wenig von Rechtswegen auch die Taſchenbücher und Almanache, wenn ſie unter dem Schutz der Muſen ſtehen, dem zerſtörenden Einfluß der Zeit unterworfen ſeyn ſollten: ſo läßt ſich doch, ſo ſonderbar es auch klingt, nicht läugnen, daß jedes Taſchenbuch gerade, wenn die eigentliche Zeit ſeines Würkens eingetreten iſt, für die meiſten Leſer und Leſerinnen ein geringeres Intereſſe hat, als zwey Monate zuvor. Dieſe Betrachtung ſchien es uns zur Pflicht zu machen, bey der Fortſetzung unſerer bisherigen Anzeigen das augenblickliche Intereſſe dem bleibenden unterzuordnen; und da wir bey der neuen Einrichtung an Raum gewinnen, ſo glauben wir von dieſem Gewinn den zweckmäßigſten Gebrauch zu machen, wenn wir auf dem, an Waitzen und Unkraut wenigſtens gleich fruchtbaren, Kalender-Felde eine, von dem letzten ganz gereinigte, Garbe für die Leſer des Morgenblatts zu ſammeln uns bemühen.

Ohnehin fehlt es einem großen Theil des Publikums theils an Muſe, theils an Luſt, theils an Gelegenheit, die Neuigkeiten der jedesmaligen Bücher-Meſſen zu durchlaufen, und wir halten daher zweckmäßige Auszüge aus den vorzüglichſten, dem Unterricht und dem Vergnügen gewidmeten, Schriften für einen der wichtigſten und verdienſtlichſten Artikel unſers Blatts.

Ein großer Theil der erſchienenen Taſchenbücher iſt, wie billig, auch heuer wieder dem ſchönen Geſchlecht gewidmet. Wir haben das Tübinger Taſchenbuch für Damen, ein Mannheimer Taſchenbuch der Grazien, und endlich das Carlsruher Taſchenbuch für edle Frauen und Mädchen. Ueber den Werth des Taſchenbuchs für Damen hat längſt ein Gericht entſchieden, deſſen Befugniß von allen Adams-Söhnen, und ſelbſt von der Gilde der Kritiker, wenn nicht laut, doch ſtillſchweigend anerkannt iſt — das liebenswürdige Geſchlecht ſelbſt, von dem es den Namen hat. Auch der heurige Jahrgang enthält manches, das länger als ein Taſchenbuch zu leben verdient, und der Blümchen, die nur das Auge ergötzen, oder einige Sekunden duften und ſterben, ſind verhältnißmäßig nur wenige. Aus Schillers Nachlaſſe findet man zwey Stücke, eine vortrefliche Zueignung Wilhelm Tells an den Churerzkanzler, und ein Hochzeitgedicht, das uns den großen Mann im Negligee und alſo in einem Koſtüme zeigt, das wenigſtens für einen Theil des Publikums ein eigenes Intereſſe hat. Die Einrückung des erſten dieſer Gedichte danken uns zuverläßig alle Leſer des Morgenblatts, die nicht zugleich Leſer des Taſchenbuchs für Damen ſind.

„Wenn rohe Kräfte feindlich ſich entzweyen,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme ſchürt,
Wenn ſich im Kampfe tobender Parteyen
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laſter ſchamlos ſich befreyen,
Wenn freche Willkühr an das Heil'ge rührt,
Den Anker lößt, an dem die Staaten hängen,
— Das iſt kein Stoff zu freudigen Geſängen.

Doch, wenn ein Volk, das fromm die Heerden weidet,
Sich ſelbſt genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch ſelbſt im Zorn die Menſchlichkeit noch ehrt,
Im Glücke ſelbſt, im Siege ſich beſcheidet,
— Das iſt unſterblich und des Liedes werth,
Und ſolch ein Bild darf ich Dir freudig zeigen,
Du kennſt's, denn alles Große iſt Dein eigen."

Die Erzählung: Noch war es Zeit, oder die goldene Hochzeit, von Thereſe Huber, erinnert an einen theuren Namen — und iſt dieſes Namens nicht unwürdig. Vielleicht würden einzelne Partien, ſo wie der Styl, durch Gedrängtheit noch beſſer herausgehoben worden ſeyn. Die aufkeimende Liebe zwiſchen dem jungen Koſaken Miladowich und Nina, der Gattin ſeines Freundes, iſt eben ſo wahr, als fein geſchildert.

Ein Gedicht von Matthiſſon in einem Taſchenbuche iſt eine ſeltne Erſcheinung, und das Taſchen-Buch für Damen hat um ſo mehr Urſache ſich der von ihm mitgetheilten Elegie: Nachruf an Liſette Jung betitelt, zu erfreuen, je würdiger ſie des Dichters iſt. Wir theilen hier das Schönſte, den Schluß, mit, um die Ungerechtigkeit, die er durch ſein hartnäckiges Verſtummen an ſich ſelbſt begeht, in ein um ſo helleres Licht zu ſetzen.

„Hier ſoll dein Bild, die Roſe, blühn,
Sobald der Lenz in friſches Grün
Die Kirchhofshügel kleidet.
Wir heben dann der Wehmuth Flor
Und ſchaun zum Friedensland empor,
Wo niemand weiter ſcheidet."

Unter Haugs Beyträgen iſt keiner ſeiner unwürdig. Wir heben aber nur ein Paar der kleinern aus.

„An Bella."

„Wenn ich, der längſt um deine Huld
Vergebens buhlte, nun von hinnen eile,
Gieb keiner Herzenskälte Schuld!
Beſorgniß that's, du fühlteſt Langeweile
Ob meiner albernen Geduld."

„Gnome."

„Ja, Genügſamkeit allein
Schafft der Seele wahren Frieden.
Willſt du glücklich ſeyn hienieden,
Wünſche minder es zu ſeyn."

Der trefliche Pfeffel war heuer vorzüglich freygebig gegen das Taſchenbuch. Einige ſeiner kürzern Beyträge mögen gleichfalls hier ſtehen.

„Der Drache."

„Einen Drachen, der einſt zum Krieg die Titanen verhetzet,
Nagelte, ſtatt an ein Kreuz, Pallas an's Firmament;
So wird oft ein Verwüſter der Welt zu den Göttern verſetzet,
Während den Vater des Volks kaum der Enkel noch nennt."

„Das Thierſtück."

„Ein Freund von Thier-Gemählden war
Der Wildgraf Max. Einſt mußte gar
Ihm Dietrich einen Eſel machen.
Der Künſtler ließ für ſeine Müh
Achthundert Gulden ſich bezahlen.
Entzückt ſah Grauchen das, und ſchrie,
So laut, als horchten beyde Welten:
Achthundert Gulden die Kopie!
Was muß nicht erſt das Urbild gelten?"

Die ſchönſte Roſe von Hrn. Rehfues zeigt unverkennbare Spuren dichteriſchen Talents. Kleine Sprachunrichtigkeiten wird er künftig unerinnert vermeiden. Man ſagt nicht zurücke, ſondern zurück. Auch kennen wir keine Blume, die Vergiß mein nie heißt. Wenn ſchon nicht und nie oft gleichbedeutend ſind, ſo ſind ſie es doch nicht immer, und am allerwenigſten darf das eine Wort, wie es hier geſchehen iſt, bey einem Namen mit dem andern verwechſelt werden. Von Herrn Voß würden die Damen, ſo trefflich ſeine Ueberſetzungen auch ſind, doch wahrſcheinlich lieber eigene Beyträge leſen. Dem Herrn Auguſt Lafontaine müßen wir ſagen, daß es nicht artig iſt, die Damen auf das Ende einer Erzählung ein ganzes Jahr lang warten zu laſſen. Die Gnomen eines Ungenannten laſſen zwar eine etwas ſtrengere Auswahl wünſchen, verrathen aber doch einen Verfaſſer, dem es nicht an Witz und Scharfſinn gebricht.

Wer das Taſchenbuch für Damen mit dem Taſchenbuche der Grazien vergleicht, wird zuverläßig lieber eine bloße Dame, als eine Grazie ſeyn wollen. Keiner der Beyträge erhebt ſich über das Mittelmäßige, und mancher möchte ſogar auch dieſes Loos verweigert werden. Auch der Name des Verlegers ſteht unter den Mitarbeitern. Aber er hat ſich offenbar um das Aeußere ſeines Taſchenbuchs verdienter gemacht, als um das Innere. — Für das Kalenderbedürfniß der edlen Frauen und Mädchen wird, wenn gleich nicht ganz ohne männliche Beyhülfe, doch vorzüglich durch ein Frauenzimmer geſorgt; und unſere Verehrung gegen die weiblichen Muſen geht ſo weit, daß wir ſie ſogar

durch unſer Lob zu entweihen fürchten. Wir ſagen alſo unſern Leſerinnen von dieſem Taſchenbuche der Madame Müller weiter nichts, als daß es Proſa und Verſe, und Stoff zum Lachen und zum Weinen enthält.

Voß an den Verleger des Morgenblatts.

Ihrem glücklich begonnenen Morgenblatte, welchem ein heiterer Genius wie ein Morgenſtern vorleuchtet, möchte ich gern eine friſche Roſe, für die heilige Frühe von der befreundeten Muſe gepflückt, einflechten. Die Muſe, die zur Ausſchmückung der Luiſe mich anſtellte, winkt ein lächelndes Verbot: Thue, was du thuſt, mit ganzer Seele, und flattere nicht! Nur ein dürftiges Sprößchen aus dem Eichenhaine der Teutona eine zur vollendeteren Ausgabe der Luiſe gehörige Sprachanmerkung erlaubte ſie mir, den verbreitenden Fittigen der Morgenſtunde zu vertrau'n.

Wenn es wahr iſt, was unſere fremdartig lallenden Groſen und Gelehrten, die Herabwürdiger einheimiſcher Vortreflichkeit, zu ſpät bekennen daß Deutſchlands Söhne, mehr als Regensburg, ihre Geſamtſprache, der Abdruck ihres eigentlichen Geiſtes und Sinnes, zu Einem Brudervolke vereinigte, und troz allen Stürmen vereinigen wird; wenn dieſe gemeinſame Sprache durch urſprüngliche Fülle und Lebendigkeit, durch fruchtbare Anlagen zu Kraft, Beſtimmtheit, Anmuth, redneriſchem Periodenbau, und vielfachen Schwingungen des Rhythmustanzes, endlich durch die raſche Ausbildung, welche ſeit einem halben Jahrhundert die vernachläßigte, die verſchmähete, von wenigen unaufgemunterten Muſengünſtlingen empfieng, — wenn ſie allein, ſage ich, dieſe triebvolle, mit Blüte und Frucht prangende Urſprache uns eines ehrenhaften Rangs unter den geiſtreichen Völkern umher, ja vielleicht des Wetteifers mit der Menſchenblüte des Alterthums, würdig macht: ſo gebeut Liebe des Vaterlands und heilige Bürgerpflicht, ein ſo theueres Gemeingut, als eine Erbſchaft biederer Vorfahren, als ein Kleinod des errungenen Verdienſtes, als ein Pfand der unverfälſchbaren Selbſtſtändigkeit und des anſtrebenden Selbſtvertrauens, als ein Palladium unſerer Fortdauer, mit vereinigten Kräften zu bewahren, vom nachbleibenden Wuſte der langen Verwahrloſung zu reinigen, und gegen des vornehmen und des gelehrten Troſſes ſtumpfſinnigen Ekel und ſchnöde Entweihungen zu beſchützen.

Ihm vor anderen, wer als Schriftſteller in das große Verkehr mit dem Zeitalter ſich wagt, ſey geläufig und zum Noth- und Ehrenpfennige bey der Hand ein nicht zu kärglicher Vorrath des unermeßlichen Sprachſchatzes, in welchem das Edelſte des deutſchen Gemüthes ſich ausprägte, nicht bloß gänges Kleingeld, und landſtreichende, von den Händen des Troſſes abgegriffene und beſudelte Scheidemünze, ſondern ein Spargut harter Gulden und Thaler und vollwichtiger Goldſtücke, auch für feſtliche Gelegenheiten mitunter ein ſinnvoller Schaugroſchen aus der treuherzigen Ahnenzeit. Aber ſelbſt im täglichen Handel und Wandel ſollte ein Ehrenmann weder ausländiſches Geld von unbekanntem Schlag und Gehalt, noch falſche und verrufene Blafferte, unterſchieben, und dem nachgeäfften Weltmann im Weſten vielmehr den löblichen Gebrauch eines gemeingültigen, ächten und reinen Ausdruckes nachahmen.

Einen der böſeſten Blafferte, die auf der Landſtraße ſich umtreiben, haben wir bey der erſten Ausgabe der Luiſe in drey Auflagen bezeichnet: Es gilt einem, in der Bedeutung, es iſt darauf abgeſehn. Da das hartnäckige Ungethüm noch immer in Umlauf bleibt, ja ſeit kurzem wie ein Hexthaler herumwuchert, und vor allen Thüren und Thoren ſich unnütz macht; ſo werde jetzt den geſtrengen Sprachwaradeinen die umſtändliche Prüfung der Verwerflichkeit vorgelegt. Wenigſtens Ihren Verlag, Guter, müſſe hinfort kein Achtbarer mit dergleichen Schoſel, wie: Es gilt dem Siege oder dem Tode, verunreinigen.

Gelten hieß urſprünglich, geben, gewähren (Engl. yield); dann Erſatz geben, den Werth ſtellen, d. i. eintragen, vergüten, bezahlen (woher entgelten, vergelten); endlich von einem Gute, das gleichſam Erſatz des Aufwands gibt, den Werth ſtellt, ſich bezahlt macht, einen erſetzenden, angemeſſenen Werth haben, ſo viel werth ſeyn, oder auch überhaupt Werth und Gehalt haben, gültig ſeyn. Beyde letzte Bedeutungen, eigentlich und verblümt, ſind jetzt herrſchend. Kraft ſeines Urſprungs erfodert dies gelten die vierte Endung des Werthes, er ſey Kaufpreis, oder Preis der Bemühung, Lohn des Beſtrebens, und die dritte Endung der handelnden oder ſtrebenden Perſon. Ein Maas Wein, welches uns einen Thaler gilt, galt den Achaiern ein Lamm. Der Wein trägt als Erſatz, als gleichen Werth, als Preis, einen Thaler oder ein Lamm; er wird ſo viel werth geſchätzt. Die ſelbige Fügung gebührt der Wette, dem Wettſpiele, dem Kampfe. Was gilt die Wette? oder, was gilts? Es gilt, oder, es gelte einen Thaler. Vormals auch, das laſſe ich einen Thaler gelten. So viel ſoll die ſtreitige Behauptung, oder die gewagte Anſtrengung, dem Gewinner eintragen; ein ſolcher Preis wird den anſtrebenden Gegnern beſtimmt. Es galt einen Dreyfuß den Wagenrennern, ein Gewand denen zu Fuß: ſie erſtrebten dieſe Vergeltung, den Ertrag der Mühe, den Lohn. Dem Belagerer, wie dem Belagerten, galt es Sieg oder rühmlichen Tod: beyde ſuchten dieſes belohnende Ziel der gegenſeitigen Anſtrengung. Es galt den Achaiern Troja's Vertilgung und Helena; oder, es galt dem Priamos ſein Reich und Helena: wo als Siegspreis Gut und Perſon beyſammen ſteht. Dieſer Kampf gilt dem Britten die Meerherrſchaft; oder, es gilt die brittiſche Meerherrſchaft; oder dafür, es gilt die meerherrſchenden Britten: als Gegenſtand der Beeiferung, als Satz des Kampfſpieles. Es gilt dir das Leben, das Haupt; oder, es gilt ihnen dein Leben; man ſtrebt darnach, es ſteht auf dem Spiele, in der Schanze (chance). Alſo auch, die Verſchwörung galt dem Könige Thron und Leben; oder, es galt nicht den Thron ſowohl, als den König. Und, es gilt mir nicht das Vermögen allein, es gilt die Meinigen, und mich.

Bey dem Hange der Vorfahren zu Wagſpielen des Guts und Bluts, ging die Formel, es gilt, in ein Sprichwort über; das geläufige Bild ward mit raſcherer Kühnheit angewandt, und karglauter bezeichnet. Man ſagte nicht nur, die Wette gilt dieſen Preis; ſondern, es gilt eine Wette: unſer Streit iſt werth, verlohnt eine Wette, mir oder dem Gegner; ich biete ſie, oder man bietet ſie mir. Eben ſo, es gilt ein Spiel Schach, ich biete es wetteifernd; es gilt hier ein hohes Spiel, man bietet es uns, es muß gewagt werden; es gilt einen Wettlauf, einen Wurf, einen Kampf, einen gefährlichen Kampf. Welches Bild dann jedes

Anſtreben, jede auch geiſtige Beeiferung, alles Widerwärtige umfaßt: Es gilt Arbeit, ſauren Schweiß, Eile, Flucht, den Verſuch, die Probe, Beſonnenheit, die Frage, einen kurzen Entſchluß; ausführlich, es galt dem umzingelten einen kurzen Entſchluß. Oft auch pflegt ſowohl das Beſtreben, als der Gegenſtand des Beſtrebens, das Abgezweckte, im Infinitiv zu ſtehen. Hier gilts laufen, aufmerken, ausharren. Da gilt es unſinnig ſeyn, ſagte Sebaſtian Frank, und könnten noch wir von mancher Literaturſchule ſagen. Wenn ihr Lieblingsdichter nur genießt hat, gleich gilts aufjubeln und Proſit rufen. Vor Alters, da man bey Redensarten wie, des Laufens ſpielen, des Ballens, der blinden Kuh, das Wort Spiel hinzudachte, ward auch elliptiſch geſagt: Gilt es deß? bey Kirchhof; es gilt treffens oder fälens, bey S. Frank; es gilt greifens, bey Fleming; es gilt ſterbens, bey H. Sachs; es gilt keins pochens, es gilt hie nicht harrens, bey Agricola.

In ähnlichen Fällen, wo das Abgezweckte ſich von ſelbſt ergibt, bildet gelten noch andere Ellipſen. Es gilt auf Leben und Tod; nämlich ein Wagſtück. Es gilt auf den Degen, auf den Hieb, auf Piſtolen; einen Zweykampf. Es gilt auf die Wohlfahrt unſerer Stadt; einen Trunk. Luther ſagt: Da es nun gelten ſollte zum Treffen; einen Anlauf. Klopſtock: Es gilt, wie ums Leben; einen Kampf. Agricola: Wolan es gilt hin; wer ehe kompt, der ſoll gewonnen haben; einen Wettlauf dahin. Wie man die Meute loskoppelte, da galt es darauf und daran; einen Anſaz. Kaum waren die Teufel in den Säuen, da galts gerade in den See; einen wetteifernden Sprung. Im ſiebenjährigen Kriege ermunterten ſich Ferdinands Geſchwader durch den Zuruf: Hacke to, Broder; it gelt fört Vaderland! Hacke zu, Bruder, es gilt fürs Vaterland! nämlich zuhacken. Da galts, wer zuerſt käme; oder ſchlechtweg, da galts! Anſtrengung um die Wette. Der elliptiſche Ausruf zum Beſcheidtrinken: Es gilt! oder, Es gelte! ward dem Schottelius zufolge in, Gilt, Bruder! oder, Gelte! abgekürzt; wie, Es behüte Gott! in, Behüte! Noch feuriger fragte man: Gelte, oder, Gelt, du warſt da? ſtatt: Was gilts? ſoll es die Wette gelten? willſt du, es gelte? Dieſes abgebiſſene Gelte und Gelt, welches gewöhnlich mit einer Anrede, du Geſell, ihr Freunde, verbunden iſt, ward in ſpäterer Zeit als Imperativ miskannt, und, gib zu, räume ein, erklärt; unkundige Höflichkeit verkehrte es in, geltet und gelten Sie, von der Saale bis zum Rhein und um die Donau.

Wenn alſo der Gegenſtand, auf welchen es abgeſehen iſt, ſich von ſelbſt darbietet; ſo darf gelten elliptiſch auch mit der Perſon allein in der dritten Endung gefügt werden. Unterjochung galt es bisher dem Italer, dem Karthager, dem Griechen, dem Gallier, dem Iberer; nun galt es dem Parther und dem Deutſchen. So bey Hans Sachs: Geſell, es gilt dir! nämlich einen Trunk zum Beſcheid. Und bey Rachel: Wenn erſt Ukalegon, dein Nachbar, ſteht im Rauch, ſo gilt es deiner Wand und deinem Gipfel auch; nämlich im Rauche ſtehn. Sagen wir, Es gilt die Geſundheit unſerer Tochter; ſo iſt der Zweck, ein geſundheitwünſchender Trunk, bezeichnet: wie man eine Geſundheit ausbringt, und Geſundheiten umgehn. Sagt aber Fleming, Es gilt der Geſundheit; ſo denkt er, nach dem veralteten Sprachgebrauche, den obwaltenden Begrif, einen Trunk, hinzu.

Wenn im Gegentheil ohne vorſchwebenden Zweck gelten mit der dritten Endung der Perſon ſteht; ſo bedeutet es blos, gültig ſeyn, einen Werth haben. Du ſolt jezt ſehen, ob meine wort können dir etwas gelten, oder nicht: ſagt Luther 4 Moſ. XI. 23; und Klopſtock: Dir muß eidlos gelten mein Wort. Folglich verlangt der Sprachgenius: Jener Spott ſollte mich gelten, nicht mir (denn das Ziel des Beſtrebens war ich, der Spott ſollte mich treffen, er war auf mich abgeſehen, gemünzt); aber er gilt mir nichts, ich achte ihn nicht. Dies wird genug ſeyn zur Beſtimmung eines bildlichen Ausdrucks, welchen auch gute Schriftſteller einmal falſch brauchen, und Sprachforſcher entweder ſchen umgingen, oder mehr mit leichten Vermuthungen anregten, als aus dem Kerne entwickelten. Voß.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, 18 Jan.

Man iſt nicht ungerecht, wenn man von den Wiener Schaubühnen behauptet, daß ſie im Ganzen dem beſſeren Theile des Publikums, der freylich der kleinſte iſt, nicht ganz genügen. Ohne daß es uns an einzelnen trefflichen Schauſpielern fehlt, iſt doch der Geiſt, der unter der Truppe im Allgemeinen herrſcht, nicht künſtleriſch, und das Streben nach Vervollkommnung nicht groß genug. Viele wollen von dem lezteren gar nichts bemerken, und wie viel müſſen wir ſchon dadurch entbehren, daß keine Schillerſchen Stücke auf unſre Bühnen gebracht werden!

Indeß hat uns die Veränderung in der Theaterverpachtung mit beſſern Hoffnungen erfüllt. Den erſten Jänner wurde auf einer derſelben eine Tragödie von Collin gegeben, der man mit Sehnſucht entgegen ſah. Es iſt darüber nur Eine Stimme unter den Gebildeten, daß auch dieſes Werk des bereits vortheilhaft bekannten Dichters ſich durch große Charaktere, treffliche Haltung derſelben und eine Diction auszeichnen, die unter öſterreichiſchen Schriftſtellern eine große Seltenheit iſt. Manche Scene tadelt beſonders das weibliche Geſchlecht als zu ſtark erſchütternd. Das Stück iſt vorzüglich gut beſezt, und Lange, der immer etwas Gutes gibt, auch wenn er ſich nicht ganz zuſammen nimmt, ſpielt den Helden deſſelben mit einer Kraft, die mächtig ergreift. Hätten wir nur viele Dichter von Collins Geiſt, die für unſre Bühnen arbeiteten! Aber er ſteht bis jezt als Tragiker einzig da in Oeſterreich. — In voriger Woche war Herr Opiz aus Dresden bey uns. Er trat unter andern in der Rolle des Schwäzers mit vielem Beyfall auf, und das Stück, das nicht von dem geringſten feſſelnden Intereſſe iſt, konnte, ſeines trefflichen Spiels wegen, dreymal wiederholt werden. Die berühmte Sängerin Häſer aus Dresden befindet ſich gegenwärtig auch hier.

Obgleich unſer Hof in Trauer iſt, ſo wird doch die kaiſerliche Redoute ſtark beſucht, und wir haben luſtige Faſtnächte. Zwar klagt alles über theure Zeiten, aber alles huldigt doch dem Vergnügen und dem Gözen Luxus nach allen Seiten hin. Er iſt ſelbſt in die ganz niedrigen Stände, beſonders in die Claſſe der Dienſtbothen, eingedrungen. Die bekannte Bonhommie der Wiener iſt, troz den böſen Zeiten und Anfällen, die Oeſterreich getroffen haben, noch nicht ganz dahin und würde zuverläßig ganz wiederkehren, wenn unſer vieles Papier ſich in Silber und Gold verwandelte! —

Nro. 30.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Februar, 1807.

Das wahre Glück, das Eigenthum des Weiſen,
Steht feſt, indeß Fortunens Kugel rollt.
Wieland.

Ueber die Grüße.

Nil humani a me alienum.

Unter allen menſchlichen Sitten und Gebräuchen iſt die wechſelſeitige Begrüßung in beſtimmten Formeln eine der älteſten und allgemeinſten. Kein Volk des Alterthums und der neuern Zeiten, das nicht ſeine Grüße hätte. Was allen Menſchen gemein iſt, hat ſeinen Grund in der edlern Natur des Menſchen. So ſind auch die Grüße ein Erzeugniß des Reinmenſchlichen, oder, welches einerley iſt, des Göttlichen im Menſchen. Man möchte das, was Kratylas bei Platon von der Sprache überhaupt behauptet, daß ein höheres Weſen ſie den Menſchen herniedergebracht habe, vor allen von den Grüßen glauben. Denn iſt nicht die allgemeine und ſtillſchweigende Uebereinſtimmung der Völker in der Auswahl und dem Gebrauch der Begrüßungsformeln etwas Wunderbares? Iſt nicht hier die Volksſtimme Gottes Stimme? — Der Gruß war das erſte Lächeln der Menſchheit in ihrer Wiege, und weil er aus der klaren Quelle der menſchlichen Kindheit gebohren wurde, ſcheinet er auch den ſpätern Nachkommen heilig geworden zu ſeyn.

Der Gruß in ſeinem Urſprunge war gleichſam eine Libation, die der Menſch dem Menſchen, in ſeinem köſtlichſten Geſchöpfe; dem geflügelten Hauch ſeiner Lippe, darbrachte — eine Huldigung und Anerkennung des Göttlichen im Menſchen; und, menſchlich betrachtet, war er zugleich das gaſtfreundliche Zeichen, das der eine Erdenpilger dem andern darbot.

Darum legten auch die Alten dem Gruß einen großen Werth bey, ſo wie Aegeus in der Medea des Euripides, nachdem er ſie mit dem griechiſchen Gruß bewillkommt hat, hinzuſetzt: „Ein ſchöner Wort vermag der Freund dem Freunde nicht zu geben!“ Die jüdiſchen Rabbinen, dieſe Zerrbildner alles Erhabenen und Schönen des heiligen Landes, geben die Vorſchrift, bey Nacht niemand eher zu grüßen, als bis man ſicher wüßte, der uns Begegnende ſey ein Menſch, und nicht etwa ein böſer Geiſt. Denn dadurch würde der Gruß entweihet werden. — Gehörte es nicht auch zu den Strafen des ſchrecklichen Kirchen-Banns bey den Chriſten, daß Niemand den Geächteten begrüßen durfte? —

Und gewiß ein Gruß, wenn er nicht blos, wie gewöhnlich, über den Zaun der Zähne ſpringt, ſondern aus Herzensgrund geſprochen wird, hat etwas Erquickliches. Man wird es vorzüglich gewahr, wenn man etwa des Morgens in der Frühe aufs Land kommt, und einem dann der Morgengruß des Landmanns kräftig und freundlich entgegentönt, oder wenn man in ſtiller Nacht allein über Feld geht, und dann der Ton des Grußes uns ſagt, daß wir mit dem Begegnenden ſicher eines Weges wandeln mögen. Solches weiß der Fußgänger am beßten zu ſchätzen.

So wie jedes Volk ſeine Münzen, ſo hat es auch ſeine eigenthümlichen Begrüßungsformeln. Wenn in

dem Gruße überhaupt ſich das *Menſchliche* zeigt, ſo erſcheint, in der beſondern Weiſe ſich zu begrüßen, das *Nationale*, welches in dem Clima, der Lebensweiſe, kurz in der eigenthümlichen phyſiſchen und ſittlichen Bildung eines Volks ſeinen Grund hat. Bey jedem Volke gilt der Gruß wie currente Münze. Jeder erkennt ſie an, weiß ihren Werth, und vertauſcht die eine Formel gegen die andere. Sie müßen alſo wohl ein Produkt des National-Charakters ſeyn und dieſem entſprechen.

Der Gruß des Morgenländers heißt *Friede* oder *Ruhe*. (*Schalom* bey den Hebräern, bey den Arabern *Salam*.) *Friede ſey mit dir!* iſt der Gruß; und der Gegengruß: *Mit dir ſey Friede!* — Und dieſes drückt ja eben das aus, was der Orientale für ſein höchſtes Gut hält; und hiemit einen Grundzug ſeines National-Charakters. Mit dem Worte *Friede* und *Ruhe* bezeichnet er alle Arten von Wohlbefinden und Glückſeligkeit. Wenn in den heiligen Geſchichtsbüchern der Hebräer die glückliche Lage eines Volks oder Königs ſoll geſchildert werden, ſo heißt es: Jehovah gab ihm Ruhe. Wenn die Propheten die erwarteten glückſeligen Zeiten eines neuen goldenen Weltalters darſtellen, ſo weiden und wohnen Tiger und Lämmer, Löwen und Rinder, Säuglinge und Nattern ruhig und friedſam mit einander. (Jeſ. 11.) Der Tugendhafte hat, nach dem Ausſpruche des Eliphas im Hiob, „einen Bund mit den Steinen auf dem Felde, die wilden Thiere der Wüſte wandeln ruhig um ihn her, und Friede iſt in ſeiner Hütte.“ Ungeſtört in dem Schatten der Palmen, am Ufer eines kühlen Bachs ſich ausruhen, und den Tag in ſeligem Nichtsthun und Nichtsdenken leben, iſt dem Morgenländer der höchſte Genuß und das Bild aller Glückſeligkeit. Sagten es uns nicht die Schilderungen eines *Niebuhr* und *Denon* u. a., ſo könnten ſchon unſere von dem Orient entlehnten Divans, Sophas und Ottomanen es uns lehren. Und iſt nicht ſelbſt ſein Turban eine Art von Kopfkiſſen, ſein weites Gewand eine Art von Bettdecke. Indeß hat er auch Urſache, die Ruhe zu lieben. Sein warmer Himmel macht ihm jede angeſtrengte Bewegung läſtig, und wenn ſeine ſchlummernden Leidenſchaften erwachen, ſo tritt ein Strom aus ſeinem Beet, der ſein eigenes Geſtade und alles umher mit Zerſtörung bedroht. Darum iſt dem Morgenländer kein ſüßer Wort, denn *Ruhe* und *Friede*. Damit begrüßt er ſich.

Der Gruß des Griechen iſt beynahe das Gegentheil des Morgenländiſchen, ſo wie der Nationalcharakter des Hellenen in vieler Hinſicht dem orientaliſchen geradezu entgegengeſetzt iſt. Die auf ewiger Baſis ruhenden, himmelanſtrebenden Piramiden des letztern, ſeine ungeheuren Schauererregenden Tempel mit verhülletem Heiligthume, ſeine in Felſen gehauenen Todtengrüften, ſeine ruhenden Sphinxe und Cherube deuten auf einen beſondern Sinn für das Erhabene und Unbegränzte, auf ein ſtilles Inſichgekehrtſeyn und Selbſtbeſchauung. Die Grundlage ſeines Charakters iſt dem Quadrat zu vergleichen, bey dem Griechen iſt es die runde Form. Er iſt in ſteter Bewegung, aus ſich ſelbſt hinausſtrebend, immer thätig, immer erſchaffend. Daher lautet ſein Gruß: *Handeln!* oder *Schaffen!* und zwar *Wohl* und *Schönhandeln* (εὐπράττειν), nnd demnächſt, was eine Folge des erſtern iſt: *Freue dich!* — *was ſchaffeſt, würkeſt du?* iſt die Bewillkommungsfrage.

Der Römer dagegen ſpricht in ſeinem Wunſch vale und salve d. h. *ſey ſtark und geſund*, und in der Frage quomodo vales d. i. wie iſt es mit deiner *Stärke*? und in dem ave, (vor allem wenn es von dem gleichlautenden Worte herſtammt, welches *alles haben wollen* bezeichnet), nicht minder den Geiſt ſeines Volks aus. Denn nicht durch Schaffen, Kunſt und heitern Sinn, ſondern durch Gewalt, Strenge und Kraft ragte dieſes Volk hervor. Selbſt die Tugend heißt demſelben urſprünglich *Mannheit*, männliche Kraft; bey dem Griechen hingegen *Harmonie*.

(Die Fortſetzung folgt.)

Les Bucoliques de Virgile, précédées de plusieurs Idylles de Théocrite, de Bion et de Moschus; suivies de tous les passages de Théocrite, que Virgil a imités; traduit en vers français par Firmin Didot, gravé, fondu et imprimé par le traducteur. Paris 1806. (à la librairie de Firmin Didot rue de Thionville.)

Man hat öfters den Verſuch gemacht, das Hemde bis zum Flachsſaamen hinauf zu verfolgen, um das vielfache Jneinandergreifen der menſchlichen Thätigkeit, welches auch bey den unbedeutendſten unſerer Bedürfniße nöthig iſt, recht anſchaulich zu machen. Dieſer Verſuch iſt uns bey dem vorliegenden Werke eingefallen, welches jene manchfaltigen Bemühungen in einem Zweige des menſchlichen Bedarfs etwas abgekürzt darſtellt, und in dem Ueberſetzer der Schäfergedichte des Virgils zu gleicher Zeit den Schriftſchneider, Schriftgieſſer und den Buchdrucker zeigt. *Firmin Didot*, Bruder des bekannten Pierre, und Sohn des verdienten François Ambroiſe Didot des Aeltern, hat ſich die Mühe gegeben, in dieſer Ueberſetzung auch in typographiſcher Hinſicht ein Meiſterwerk aufzuſtellen, und in demſelben die Reſultate ſeiner ſo verſchiedenartigen Studien, über das Mechaniſche der Buchdruckerkunſt, und den Geiſt der Virgilſchen Schäferpoeſie, niederzulegen.

Ein Werk der Art kann nur mit Liebe unternommen und vollendet werden, und es gibt noch in unſern Tagen kindliche Gemüther, bey denen die Verehrung eines Schriftſtellers bis zur Idololatrie der Geliebten geht. Ein Band, welches dieſe verlohren, ein Ort, den ihr Fuß betreten, ein unbedeutendes Geräthe, das ſie gebraucht hat, gewinnen in den Augen des Liebenden einen Werth, den die Unbefangenen nicht erkennen. Er, der keinem König den Schuhriemen knüpfen würde, bindet ihn mit Begeiſterung der Geliebten, und fühlt ſich in dieſem, ihm ſonſt erniedrigend ſcheinenden, Dienſte glücklich. Solche Liebe gab einem verehrten Alten, den wir zu kennen uns freuen, die Geduld, ſeinen Liebling, Horaz, ſelbſt zu ſetzen und zu drucken, ihm, der nichts von dieſer Kunſt verſtand, bey welchem ſich die Schwierigkeiten unendlich vermehren mußten, und der ſie dennoch am Ende beſiegte, um ein Exemplar ſeines Dichters zu beſitzen, das er niemand, als ſich ſelbſt, zu verdanken hätte. Und ſolche Liebe auch muß Firmin Didot bey dem vorliegenden Werke begeiſtert haben. Er wollte ſeinem Virgil ein Opfer bringen, einzig in ſeiner Art, und wohl ohne Nachahmung bleibend.

Wenn wir zuerſt dieſe Seite des Werks auffaſſen, ſo vermeinen wir damit jeden Leſer von unverdorbenem Sinn für daſſelbe zu gewinnen, wenn ihn auch dieſes Virgiliſche Gedicht nicht in dem Maaße anziehen ſollte, wie vielleicht einen andern. Auch mag ſie bey Manchen zur Entſchuldigung dienen, welche mit dem Ueberſetzer und Erklärer des lateiniſchen Textes nicht durchgängig zufrieden ſeyn möchten. Die Fortſchritte einer Kunſt, wie der typographiſchen, der die Welt ſo viel von ihrer jetzigen Geſtalt verdankt, die tiefer und umfaſſender wirkt, als es von Vielen lebhaft genug erkannt iſt, müſſen Viele intereſſiren; und wenn ſie mit Firmin Didot dem Schriftgieſſer und Buchdrucker zufrieden ſind, ſo wird dieſer wohl zuweilen Firmin Didot den Dichter und Ueberſetzer entſchuldigen dürfen. Wenn aber auch dieſer jener Vorſprache nicht zu oft bedarf, ſo muß man ihm einen Kranz zuerkennen, den er verdient, und welchen wir ihm am liebſten aus den Zweigen des Lorbeers flechten möchten, der noch heutzutag auf Virgils Grab in Neapel grünt, überzeugt, daß er ihn der goldenen Bürgerkrone ſelbſt vorziehen würde.

Die Würdigung dieſes Werks iſt, wie man ſieht, eine mehrſeitige. Halten wir uns zuerſt an das Aeuſſere deſſelben.

Und hier darf man wohl bekennen, daß die Mechanik der Kunſt das Ungewöhnliche geleiſtet hat. Die Buchſtaben von verſchiedener Größe und Sprache ſind alle ſo zierlich, fett, gerundet und beſtimmt, daß das Auge mit Vergnügen auf ihnen verweilt. In der brüderlichen Zueignung an Pierre Didot hat der Verfaſſer die ſogenannte Anglaise, die lateiniſche Schrift des täglichen Lebens, auf eine bewundernswürdige Weiſe nachgeahmt. Wer es nicht wüßte, müßte dieſe Blätter für geſtochen halten, ſo treu und unſichtbar hängen die einzelnen Buchſtaben zuſammen! Indeß machte ſie dennoch auf unſer Auge keine gute Würkung; woran übrigens das dünne Papier welches die Buchſtaben der Rückſeite zu ſehr durchſcheinen läßt, in unſerem Exemplar einige Schuld haben mag.

Wenn ſich in der Mechanik ein Fleiß und eine Ausdauerung erkennen läßt, welche man ſonſt mit dem Gemeinſpruch: gallica levitas, den Franzoſen abſprechen wollte, ſo möchte dieſer Vorzug in der Ueberſetzung minder ausgezeichnet erſcheinen. Wir wiſſen wohl, was der Franzoſe an einer Ueberſetzung der Alten fodert, und ſind oft nicht ungeneigt geweſen, ſeine Nachbildungen unſern Ueberſetzungen vorzuziehen, welche ſich zu jenen beynahe, wie eine in der Kopiermaſchiene verfertigte Abſchrift verhalten, an der man bey aller Aehnlichkeit denn doch das Lebhafte, Friſche des Originals vermißt; da ſich hingegen die gelungenſten Nachbildungen der Franzoſen und Engländer mehr einer, von fremder Hand, mit allen Eigenheiten des nationellen Schriftzugs verfertigten Abſchrift vergleichen, welche jedes, daran gewöhnte, Auge mit Vergnügen anſieht. Zuverläßig erkennt ſich der Geiſt des Originals ſchneller in ſolchen Nachbildungen, als in unſern Ueberſetzungen; aber das Wort geht zuweilen verlohren, wie in

> Formosum pastor Corydon ardebat Alexin,
> Delicias domini; nec quod speraret habebat.

> Brûlant pour Alexis, et brûlant sans espoir,
> Le Berger Corydon, dès l'aube jusqu' au soir . . .

und mag man ſich auch über manche tröſten, ſo kann man es doch nicht immer. So wähle man in der ſchönen Stelle der erſten Ekloge zwiſchen Voß und Didot:

> Tu vas donc conserver ton antique héritage!
> Heureux vieillard! ce champ peut suffire à tes voeux;
> Si la pierre importune et le roseau fangeux
> Couvrent tes prés au loin remplis d'herbes amères,
> Tes genisses du moins, au moment d'être méres,
> N'iront pas, s'infectant d'un mal contagieux,
> Dans des champs inconnus dépérir à tes yeux.
> Tu viendras, près du fleuve errant dans ces contrées,
> Respirer la fraicheur des fontaines sacrées;
> Et tandis que, du haut de ces rochers déserts,
> La voix du bûcheron se perdra dans les airs;
> Heureux vieillard! içi, l'abeille qui bourdonne
> En effleurant ces prés que le saule environne,
> Viendra par un doux bruit t'inviter au sommeil:
> Tes ramiers favoris charmeront ton réveil;
> Et sur l'ormeau, témoin de leurs amours fidéles,
> Pour toi roucouleront les tendres tourterelles.

> O glückſeliger Greis, ſo bleiben dir deine Gefilde!
> Groß genug auch für dich! wiewohl rings nacktes Geſtein iſt,
> Und mit ſchlammiger Binſe der Sumpf die Triſten bedecket,
> Nicht ungewohntere Weide verſucht die ſchwächlichen Mütter,
> Noch verletzt heimtückiſch die Seuche benachbartes Viehes.
> O glückſeliger Greis, hier zwiſchen vertraulichen Bächen
> Und an heiligen Quellen erfriſcht dich ſchattige Kühlung.
> Dort der Zaun, der hinab an benachbarter Gränze des Feldes
> Stets hybläiſche Bienen in Weidenblüthe bewirthet,
> Tönt mit leiſem Geſumſe dich oft in gemächlichen Schlummer:
> Hier am hangenden Fels ſingt hoch der ſcherende Winzer;
> Während indeß dein Liebling, die heiſere Taube des Waldes,
> Raſtlos girrt, und die Turtel vom luftigen Wipfel der Ulme.

Und Herr Didot wird es nicht unbillig finden, wenn ſich jeder, welcher deutſche Sprache kennt, für den deutſchen Ueberſetzer entſcheidet. Ueberhaupt aber würde erſterer ſich keine überflüſſige Mühe gemacht haben wenn er wenigſtens den Commentar des letztern benutzt hätte. Die tiefe klaſſiſche Gelehrſamkeit Voßens, und die Kunſt, mit welcher der Alles Ueberſetzende das nach unſern Begriffen des

Wohlſtands Unüberſetzbare umgangen hat, würde ihn aufmerkſam gemacht haben, daß auch die franzöſiſche Sprache das

Novimus et qui te …
Ecl. 3, v. 8.

feiner, und das

… … transversa tuentibus hircis,

richtiger, als mit

… quand tes boucs indignés d'un tel maitre

hätte geben ſollen.

Zuverläßig hätten H. Didots Anmerkungen durch die Benutzung der Voßiſchen um Vieles gewonnen, indem ſie wirklich wenig zur hiſtoriſchen Erklärung einzelner Stellen beytragen.

Sehr intereſſant iſt die Note bibliographique et typographique am Ende, und die, darin angegebenen, Winke zu einer Parallele zwiſchen Aldus Manutius und Heinrich Stephanus. Der erſtere geſteht ſelbſt, daß er oft kaum Zeit gehabt habe, ſeine Korrekturbogen Einmal ſchnell durchzuleſen; und der Letztere hielt dieſes Geſchäft für ſo wichtig, daß er ſich nie bey demſelben unterbrechen ließ. Königin Margarethe, von Navarra, beſuchte ihn oft in ſeiner Werkſtätte, und da mag er wohl eine Ausnahme gemacht haben; aber daß er einſt Franz I. ſelbſt, als dieſer zu ihm kam, abweiſen ließ, weil er gerade korrigierte, beweißt, wie genau es der karakterreiche Mann mit dem nahm, was er der Welt leiſten wollte.

P. J. R.

Miszellen aus Hamburg.

(Schreiben vom 17 Januar.)

(Beſchluß.)

Eine Recreation neuer Art hat ein unbekannter Franzoſe ſeit 6 Wochen — noch nicht gegeben, ſelbſt noch nicht einmal angekündigt, aber doch beym Herumtragen der Subſcription in den beſten Häuſern, gegen Vorausbezahlung von 2 Species Thalern, verſprochen; nehmlich ein Concert spirituel — (avec tout son spectacle). Wir wollen ſehen und hören, ob und wie er Wort hält.

Die täglichen Gewohnheitsorte des Publikums, die Kaffeehäuſer und Hallen — haben wir doch jetzt dem Namen der berühmten Börſenhalle nachgebildete Bacchus- und Bier-Hallen in Wein- und Bier-Kellern! — ſind noch wie immer die beſuchteſten Plätze der Stadt, und, auch wie immer, der Wiederhall von — wie vielen lügenhaften! — Gerüchten, der pour et contre, der on dit ect. der Politik und der großen Tagesgeſchichte — aber auch der unbeſonnenen, indiskreten, vorlauten und unpatriotiſchen Geſchwätze des Neuigkeitskrams und der Deuteleyen Einiger. Das gehört aber zu dem Charakteriſtiſchen aller großen Städte; worüber der ruhig beſonnene Mitbürger vergeblich die warnende Stimme erhebt, und fremde Behörden, zu edel, um auf dergleichen ihnen von gewiſſen mit einem Caveto! ſchwarz bezeichneten Laurern vielleicht hinterbrachte Faulſchwätzereyen, wie Büſch ſie nannte, zu achten, nur mitleidig lächeln. —

Unſre Tageblätter ſind voll von Geldgeſuchen, Verkaufs-Ausbietungen, Miethverzeichniſſen von Häuſern, Zimmern, Gärten, Sammlungen für Abgebrannte, Verarmte des In- und Auslandes, Nachforſchungen nach entwendetem Eigenthum u. ſ. w. Die Rubrik: Angekommene Fremde, enthält faſt nur Namen von fremden Officieren, Kourieren, ausgewanderten Gutsbeſitzern und dergleichen. Holſtein, beſonders Altona, iſt der volle Sammel-Platz der letztern, auch abgereiſeter Geſandten und verwieſener Fürſten. — — Und wem zerreißt nicht der Anblick der letztern Seiten faſt jedes Blattes des unpartheyiſchen Correſpondenten das Herz! Dieſe traurigen Nachforſchungen, dies bange Flehen, dieſe dringenden Aufforderungen, von Eltern, Gatten, Geſchwiſtern, um wegen der verſchollenen, entflohenen, blutenden Ihrigen Nachricht zu erhalten, von ihrem unbekannten Zufluchtsort — oder Grabe. — Gerechter Gott! hat denn der furchtbare Krieg dieſer vierten Koalition uns zurückgeworfen in die Zeiten des finſtern Mittelalters, der Kreuzzüge, der Völkerwanderungen? — — —

Die Schreckliche.

Wer naht ſich ohne Furcht der ſchrecklichen Klimene?
Sie hat ein Tiegerherz und Elephantenzähne.

W.

Zwey Thoren.

Wer iſt der tollſte von beyden? —
Sein Gold verſchwendet Hilar,
Um Gold aus Kupfer zu ſchreiben,
Und Mangel leidet Avar,
Um keinen Mangel zu leiden.

Haug.

Die Gefährliche.

Du ſchenkſt mir einen Kuß? — Auf gleiche Weiſe
Schenkt man den Fiſchen an der Angel Speiſe.

Haug.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 14 Jan.

Bey den vielen Verſchönerungen, die noch auf Paris warten, iſt es intereſſant, daß Prony (Mitglied des Inſtituts) gegenwärtig ſich in Rom befindet, um die Waſſerleitung und Fontainen zu ſtudiren. Schon der Poſten, den er bekleidet (Inspecteur-general des ponts et chaussées), und ſeine erprobten ausgezeichneten Kenntniſſe berechtigen zu nicht geringen Erwartungen.

Im Feydeau ſtudirt man den Amateur de Tivoli, im Français la mort de Duguesclin ein.

Die Gebrüder Nieps haben ein Pyreolophor, das die Feuerſpritzen entbehrlich machen ſoll, und Hr. Belleniere einen einfachern Strumpfſtrickerſtuhl erfunden, von welchen erſt dann wieder die Rede werden ſoll, wenn über ihren Werth oder Unwerth im Publikum etwas bekannt wird.

Der italiäniſche Dichter Monti, der die Franzoſen wo möglich im Preiſen des Kaiſers zu übertreffen ſucht, hat ein ital. Gedicht: Der Barde des Schwarzwaldes betitelt, herausgegeben. Der Schwarzwälder ſieht von einem Gebürge herab dem Kampf bey Ulm zu. Wahrſcheinlich kennt Hr. Monti den Schwarzwald nur vom Kerſchwaſer de forêt noire her, das hier feilgeboten wird.

Eine Mde. Beaupré kündigt an, daß ſie das Drama: Karoline von Roſenthal, aus dem Deutſchen des Göttinger Profeſſors Groſskops (sic!) wörtlich überſetzt habe.

Die Beichte von Kotzebue findet auf dem Theatre Moliére unter dem Titel: La femme par excellence, vielen Beyfall.

Nro. 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Februar, 1807.

Das iſt der Lauf der Welt: Ein Thor rühmt keinen Weiſen,
Und wer erhaben denkt, wird keinen Thoren preiſen.

v. Cronegk.

Ueber die Grüße.

(Fortſetzung.)

Bey den Nationen der neuern Zeit laſſen ſich ähnliche Bemerkungen aufſtellen. Es iſt billig, daß wir mit der unſrigen anfangen, und dabey, nach deutſcher Art, uns über uns ſelbſt luſtig machen. Unſere ſeltſame Frage: *Wie befinden Sie ſich?* zeugt von ſonderlicher Bedächtlichkeit und Reflexion. Es iſt, als ob man damit nach dem endlichen Reſultat der Unterſuchungen über ſich ſelbſt einen andern befragte, und ihm ein visum repertum über ſeinen körperlichen Zuſtand abforderte. Und hierin offenbart ſich auch unſer Nationalcharakter. Wenig feurige Köpfe, die eine Idee *ganz* auffaßten und feſthielten, wie *Hermann*, *Luther* und *Hutten*, hat unſer Vaterland hervorgebracht, aber wohl eine Schaar ſolcher, die über das Taugen und Nicht-Taugen und über eine Menge von Zwecken hin und her überlegten. Daher war es von *Hermanns* Zeiten an bis zu den unſrigen herunter allen fremden Völkern ſo leicht, bey unſerer ſonſtigen Treuherzigkeit, eine Menge von Verräthern und Parteygängern bey uns aufzuthun, und das gemeinſchaftliche Intereſſe zu trennen. Darum haben wir auch unſer Wort *Tugend* von *Taugen* gebildet, und in neuern Zeiten ſo gewaltig — gegen den Eudämonismus proteſtirt. — Auch die Grußformel: *Leben Sie wohl!* iſt eine Redensart, in welcher die Gattung ſtatt der Art, das Abſtracte ſtatt des Concreten geſetzt wird; das allgemeine *Leben* ſtatt des einzelnen *Geſundbleiben*, was man eigentlich will, oder ſonſtiger Wohlfarth. Dieſes verräth ein Vorherrſchen der Vernünftigkeit vor der Phantaſie. — Hieher gehört auch die wunderſame Formel: *ich wünſche wohl geſchlafen, wohl geſpeiſet zu haben.* Sie enthält einen Rückblick auf das Vergangene, woran doch nichts zu ändern iſt, — oder den Wunſch, daß man in der ernſthaften Reflexion über den vollbrachten Schlaf, oder in dem Wiederkäuen der genoſſenen Mahlzeit, mit ſich ſelbſt und der Gegenwart, als Folgen der Vergangenheit, zufrieden ſeyn möge. Auch in dem Anwünſchen einer *geſegneten Malzeit* wird die *Folge* (der Segen und das Gedeihen der Speiſen) ſtatt der Gegenwart genommen. Denn den Seegen ſpürt man erſt, nachdem ſich alles genoſſene in Saft und Blut verwandelt und dem Körper gehörig aſſimilirt hat. *Ich wünſche guten Appetit* iſt viel paſſender; denn man kann ſogleich Gebrauch davon machen, verſteht ſich, bey wohlbeſetzter Tafel. Allein wir Deutſchen haben nicht einmal das Wort. *Eßluſt* iſt Compoſition. Das Begehrungsvermögen äußert ſich nicht ſehr lebhaft bey uns, wir ſind von Natur genügſam, und ſelbſt den größern, wenigſtens den feinern Theil unſerer Küchenartillerie, und die dazu gehörigen Manövers, ſamt den erforderlichen techniſchen Aus-

drücken, haben wir von unſern Nachbarn empfangen. — Unſere alten ehrwürdigen Ahnherrn waren indolent. Darum konnten ſie verordnen, daß der Mann erſt mit dreiſſig Jahren heirathen ſolle, und eben daher auch wohl die Seltenheit mancher, bey andern Völkern deſto häufigern, Seitenſprünge des Gelüſtes, und die ſchweren Strafen, womit ſie dieſelben verpönten, wie wir aus Tacitus Germania wiſſen. Jedoch — Dank der höhern Cultur und Bildſamkeit der Deutſchen! — in jetziger Zeit ſtehen wir andern Nationen hierin wenig nach.

Die Formel: gehorſamer Diener, mit allen ihren Arten und Modificationen, die allen cultivirten neuern Völkern gemeinſchaftlich iſt, ſtammt wohl aus den Zeiten, wo die Menſchen noch in Freye und Knechte eingetheilt wurden: daher iſt ſie auch ſehr alt. Schon Abraham nannte ſich aus Höflichkeit Knecht. Dem Worte ſelbſt übrigens gehet es wie dem franzöſiſchen Livre, welches eigentlich ein Pfund, nemlich Silber, bedeutet, fehlt aber viel daran; — oder wie dem Worte Freund bey den Römern, das ſie damals beſtändig im Munde führten, als ſie Griechenland erſt in innern Zwietracht, dann unter ihre Bothmäßigkeit brachten, und endlich ganz vernichteten. Worte gelten wie Münzen.

In einigen Gegenden Deutſchlands hat man eine ſonderbare Art zu grüßen, nemlich den Gruß: Gelobt ſey Jeſus Chriſt! und den Gegengruß: In Ewigkeit, Amen! Ein ſolcher Gruß iſt ebenfalls charakteriſtiſch. Er zeigt erſtens, welche Menſchenclaſſen den meiſten Einfluß auf die Bewohner ſolcher Gegenden und ihre Bildung hatten, nemlich Prieſter und Mönche; und demnächſt, daß hier der Fanatismus und die Unduldſamkeit, die natürlichen Folgen von jenem, ihr Gebiet haben. Wenigſtens lag bey der Einführung eines ſolchen Schiboleth Frömmeley und Intoleranz zum Grunde. Was ſoll der arme Jude antworten, der ſo begrüßt wird? — Jedoch eine ſolche Formel verdienet den Namen eines Grußes nicht. Sie ſcheinet vielmehr ein Feldwort aus den Kreuzzügen oder Dominikaner-Kriegen zu ſeyn, wobey man die Pike ſtoßfertig einlegte. Ein Gruß muß blos menſchlich ſeyn, weder gläubig noch ketzeriſch.

Um nichts Vaterländiſches aus der Acht zu laſſen, muß hier auch noch des Studentengrußes, ſo wie er auf mancher deutſchen Univerſität üblich iſt, erwähnet werden. Es iſt der nemliche, womit in Bürgers Ballade: Europa, Neptun ſeinen königlichen, unter dem Incognito eines Stiers reiſenden, Bruder auf ſeiner Meerfarth bewillkommt. Jedoch muß man natürlicher Weiſe bey dem Studioſen-Proſit ganz etwas anders, nemlich „den Muſen und dem Vaterlande!" ergänzen. Deutſcher auf jeden Fall, und auch wohltönender und kräftiger iſt der Bergmannsgruß: Glück auf!

Auch in den Grüßen und Bewillkommungsformeln der franzöſiſchen Nation läßt ſich manches Charakteriſtiſche nicht verkennen. Comment vous portez vous? Portez vous bien! — Wie tragen Sie ſich u. ſ. w. deutet auf Agilität und Haltung des Körpers im Zuſtande der Bewegung. Und ſind nicht auch die Veſtris die bewunderten und bewunderungswerthen Ideale unſerer liebenswürdigen Nachbarn? Gewinnen ſie nicht durch dieſe Agilität ihre Siege über die ſich wohlbefindenden Deutſchen? — Auſſerdem haben die franzöſiſchen Gruß-Formeln oft das eigene, daß ſie die gewöhnlichen, nicht beſonders ſtarken Empfindungen mit ſtarken Ausdrücken bezeichnen. Je suis charmé, ravi, (bezaubert, entzückt), de vous — voir en bonne santé. — In dergleichen Formeln und Hyperbeln muß man der franzöſiſchen Sprache einen ſeltenen Reichthum und eine beſondere Gewandtheit zugeſtehen, die nur zuweilen an Yoriks Perücke erinnert. — Der Deutſche hat überall die Ehre; das Vergnügen iſt bey ihm eine Münze von geringerm Gehalt, die er auch nur dem Geringern anbietet. — Keiner aber von allen Grüßen hat ſo ſein Glück gemacht, als das franzöſiſche Wörtlein: Adieu! — Wo würde es nicht geſprochen oder geradebrecht? Der Engländer hat es angliſirt, der Deutſche daraus ſein Ade gebildet und in einigen Gegenden am Niederrhein wird es gar zum Diminutiv (Adekes) gemacht. — Dieſe Allgemeinheit verdankt es wohl weniger ſeinem frommen Sinn, als ſeiner Kürze. Auch dürfte ſein Urſprung nicht ſo wohl aus jenem, als vielmehr aus dem leichten Blut und leichten Sinn ſeiner Stammeltern herzuleiten ſeyn. Dann würde es viel mehr heißen und bedeuten, als wenn eine wohlgelaunte Geſellſchaft in einem Schillerſchen Trauer-Spiele ſingt: „Fürs andre laſſen wir gar fein", und wie die Worte ferner lauten. — Jedoch — um dem unſchuldigen Wörtlein auf keine Weiſe zu nahe zu treten — es könnte auch wohl ſeyn, daß der Gruß auf heiligem Boden, nemlich in der Nähe des Petriniſchen Stuhls entſprungen, und, wie manches andere, aus Italien nach Frankreich gewandert wäre. Es iſt mir bey der Unterſuchung dieſes wichtigen Gegenſtandes blos um die Wahrheit zu thun, und ich überlaſſe es daher dem geneigten Leſer, ſelbſt zu entſcheiden. Indeß muß ich bekennen, daß mir doch unſer deutſches Gott befohlen! und Gott ſey mit Ihnen! treuherziger und frömmer ſcheint; aber freylich iſts etwas aus der Mode.

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

(Fortſetzung.)

Herr Karl Reinhard in Göttingen ſetzte einige Jahre nach Bürgers Tod den Göttinger Muſen-Almanach fort, gab zugleich ein Romanen-Kalender heraus, und vereinigt jetzt beyde Sammlungen unter dem Titel Polyanthea in Eine. Unter vielen Blumen ſind ſelten lauter auserleſene, und dieß iſt allerdings auch bey der Polyanthea der Fall. Doch läßt ſich aus den Beyträgen von Conz, Haug, Lappe, Starke und einiger andern ein vorzüglich ſchöner Strauß binden. Das Brautgeſchenk von Conz ſchildert den Abſchied einer Verlobten aus dem elterlichen Hauſe mit vieler Empfindung:

„Der Eltern Schooß, die mütterliche Hütte
Verläßt die Jungfrau an der Liebe Hand,
Und alle Freud', woran gewohnte Sitte,
Woran Natur ſchon frühe zart ſie band.
Aus zärtlicher Geſchwiſter trauter Mitte,
Wo ſie geliebt und nimmer fremd ſich fand,
Geht ſie hinweg mit heißer Sehnſucht Zähren,
Doch ſehnend auch, dem Gatten zu gehören.

Der fremde Mann, kann er ihr das erſtatten,
Was ſie beſaß, und, folgend ihm, verläßt?
Sie ſteht und ſinnt, und wählt den neuen Gatten;
Hält, alter Treu', an neuer Liebe feſt."

Es iſt ſo ſelten, wenn unſere heutigen Dichter ſich an einen wenig beſungenen Stoff wagen, daß wir das Schiff von Lappe ſchon in dieſer Hinſicht auszeichnen würden, wenn es auch weniger poetiſchen Werth hätte, als man ihm wirklich zugeſtehen muß. Bey der immer mehr zunehmenden Lauheit gegen die Muſen-Künſte iſt es doppelte Pflicht, jedem vorzüglichen Gedicht eine möglichſt große Anzahl von Leſern zu verſchaffen, und ſo mag denn auch das Gegenwärtige hier einen Platz finden.

„Auf hohem Werfte hoch gethürmet, —
Wer biſt du, königlicher Bau,
Der, von der Menge froh umſtürmet,
Die Scheitel ſtreckt zum Wolkenblau?
Ach, die Fregatte, kühn gebettet,
Weitſchauend von des Ufers Rand!
Vollendet von des Meiſters Hand,
Harrt ſie des Winks, der ſie entkettet.

Weit um die Wiege, wo geboren
Das ragende Titanenkind,
Stehn, in Bewunderung verloren,
Die ſeiner Kindheit Pfleger ſind.
Es iſt vollbracht, es iſt gelungen:
Vollendet ſteht und tadellos
Das Schiff, wie aus der Erde Schooß,
Ein Roß Neptuns, hervorgeſprungen.

Die Flagge weht die neue Kunde.
Es ſchmückt ein Kranz die Jubelbraut.
Sie naht die feſtlich ſchöne Stunde,
Da man dem Meere ſie vertraut.
Wann der Drommete Töne ſchallen,
Wann ſich der Menge Huſſah hebt,
Wird ſie, gehoben, wird, belebt,
Zur Woge glorreich niederwallen.

O du Bekränzte, du Geſchmückte,
Du ſchlanke Wellentänzerin!
Du Hoffnungtrunkene, Beglückte,
Nun fahre wohl, nun tanze hin!
Nein, nimm noch, eh' wir dich entlaſſen,
Nimm noch der Weihe letztes Wort,
An deiner Kindheit ſtillem Ort,
Eh' jene Wirbel dich erfaſſen.

Die Welle klatſcht, die Stürme ſauſen,
Des Schaumes weiſſe Blüthen wehn:
Durch dieſer Kräfte wildes Brauſen
Soll ſtrudelnd deine Straße gehn.
Auf ödem Meere ſollſt du ſchweifen,
Den Elementen unterthan,
Wohin, auf graunbewehrter Bahn,
Selbſt nicht des Vogels Schwingen greifen.

Du Jugendliche, Blöde, bebe,
Faſeta, bebe nicht zurück!
Keck, wie dein Wimpel, walle, ſchwebe!
Du trägſt den Menſchen und ſein Glück.
Er hat ſein Loos an dich gekettet,
Dich hüllt ſein Arm, dich führt ſein Geiſt,
Wohin dich Sturm und Woge reißt:
In dieſem Schirm biſt du gerettet.

Geleitet von des Himmels Sternen,
Von hohen Göttern mild umſchwebt,
Spielſt du den Weg der dunkeln Fernen,
Wie die geſchäftge Nadel bebt.
Den Tanz des Kieles zu ermüden,
Iſt ſelbſt des Erdballs Ring zu klein.
Des Menſchen Größe, ſie iſt dein.
Durch dich ward ihm die Welt beſchieden.

Dir ſelbſt vergleichbar, ohne Schranke —
Im ſtolzen, ungemeßnen Lauf,
Schwebt der beflügelte Gedanke
Begeiſtert deiner Bahn vorauf:
Aus Grönlands herben Winterlüften,
Zu Süd-Europens holderm May,
Bis tief hinab zur Tafelbay,
Und Indiens ſüßen Würzendüften.

Er führt nach kühn durchſtrebten Pfaden,
Nach manchem wechſelnden Geſchick,
Mit edeln Schätzen reich beladen,
Dich in der Heimath Port zurück. —
Hier, wo dein ſtolzer Lauf begonnen,
Wo wir der Heldin Wiege ſahn,
Wirf froh des Ankers Eiſenzahn,
Und raſte, da der Kranz gewonnen.

Löſt nun die Bande, laſst ſie walten!
Lang iſt die Bahn, und kurz die Zeit.
Laſst auch die letzte Stütze fallen;
Die Braut des Meeres iſt geweiht;
Und leiſe bebt, und ſchauernd gleitet,
Mit ſcheuem, ungewißem Schwung,
Sie lauſchend noch, und mißt den Sprung,
Wohin die glatte Rinne leitet.

Doch plötzlich auf des Weges Mitte,
Erſtarkt die Bruſt ihr, ſchwillt der Muth,
Und jach, mit einem Rieſenſchritte,
Stürzt ſie von oben in die Fluth.
Zu Staub zerſplittert, drehn die Wogen
Weit ziſchend den empörten Lauf,
Und unermeßlich ſchlägt hinauf
Der Jubel an des Himmels Bogen.“

In folgender Elegie bey dem Tode eines Kindes von Starke herrſcht eine Wahrheit der Empfindung, die beynahe nicht zweifeln läßt, daß es mehr als Gedicht iſt.

„Willſt Du nicht mehr bey mir weilen?
Nicht an meiner Hand mehr gehn, —
Was ich habe, mit mir theilen,
Sonn’ und Blumen mit mir ſehn?
Was ich hab’ im Erdenleben,
Will ich dir mit Freuden geben.

Laſt und Schweiß im Angeſichte
Liebt’ ich, bliebeſt du bey mir,
Und der ſauren Mühe Früchte,
Tochter, reicht’ ich lächelnd dir.
Willſt du nichts mehr von mir haben?
Bleib’, o Lieb’, empfange Gaben!

Kleider geben Kindern Freuden,
Jauchzend ſchmückt das Mädchen ſich,
Feines Linnen, dich zu kleiden,
Iſt herbeygebracht für dich: —
Ach, gekaufet, für den ſtillen
Letzten Gang dich einzuhüllen.

Eine neue Lagerſtätte
Dir zu meſſen, kommt ein Mann:
Ach! er legt, ein enges Bette
Dir zu baun, den Maßſtab an. —
Willſt du nicht mehr bey mir bleiben?
Soll dein Kinderreiz zerſtäuben?

Könnte dich zurück mir weinen
Vaterlieb’ und Vaterſchmerz!
Wohl ſind Andre noch die meinen;
Doch das unruhvolle Herz
Ruft mit brünſtigem Verlangen,
Was entflohn iſt und vergangen.

Ruhe liegt auf deinen Wangen.
Schläfſt du? Freundlich iſt dein Mund,
Wie von Lächeln mild umfangen,
Und als thät er ſanft mir kund:
Länger kann ich hier nicht weilen;
Wonne winkt mir; ich muß eilen.

Hätt’ ich, was du ſonſt begehren
Mochteſt, dir gereicht zur Luſt!
Alles kannſt du nun entbehren,
Und kein Wunſch regt deine Bruſt.
Alles möcht’ ich dir erſtreben;
Und nur Thränen kann ich geben.“

Unter den kleinern Beyträgen von Haug nur Eines der vorzüglichſten:

„An Molly.“

„Dein ſanfter Blick, der Güte Spiegel,
Dein Herz, dein Geiſt ſind meiner Treue Spiegel;
Denn Seelenſchönheit altert nie,
Du gibſt der Zeit geſchwindre Flügel,
Und nimmſt dem Amor ſie.“

Neben einen der glücklichſten Epigrammatiſten ſtellt ſich hier einer der unglücklichſten, Herr Overbeck. Von der verſtorbenen Karſchin hat der Herausgeber, wie es ſcheint, alles zuſammengerafft, was nur aufzutreiben war. Wenn man doch die Todten ruhen ließe!

Notitzen.

Das von Cousineau neuerfundene Clavichord iſt ein ſehr kleines Klavier von wenig Octaven (ſchmalem Diapaſon), der Ton wird durch das Aufſchlagen kleiner Hämmer auf Stäbe von Stahl hervorgebracht, und klingt ungefähr ſo, wie wenn man mit der Stimm-Gabel anſchlägt. Das Inſtrument dürfte, einzeln gebraucht, von weniger Würkung ſeyn, von bewundernswürdiger aber in einem Orcheſter. Es kann ſelbſt zum Accompagnement dienen, woferne man es nicht zu lange Zeit hören läßt. So ſcharfe, ſo durchdringende Töne ermüden zu bald, wie die der Harmonika. Daſſelbe gilt auch von dem Clavichord von Glasſtäben, einem ebenfalls wenig bekannten kleinen Inſtrumente. Die Glasſtäbe ſind von ungleicher Länge, und unbeweglich. Wenn man mit den Fingern darauf ſpielt, ſo erhält man nur einen ſchwachen und unbeſtimmten Ton, der aber, wenn man ihn mit dem Geigenbogen hervorlockt, beſonders bey ausdrucksvollen Arien, Adagio’s und dergleichen hinreißend wird. (A. e. Schr. a. Paris.)

Sehr wohlthätig ſind die Hoſpitäler zum Gebrauche des Seebades zu Brighton, Weymouth, Margate, u. ſ. w. In letzterem wurden im vorigen Sommer neunzig dürftige Kranke verpflegt, und die Koſten groſsentheils vom Erlös aus Konzerten und andern geſellſchaftlichen Vergnügungen beſtritten. Mde. Bianchi z. B. ſang, und Mde. Siddons las den Hamlet vor. Seit zehen Jahren ſind ungefähr 1100 Kranke beynahe gänzlich wieder hergeſtellt worden.

Nun wird auch in London eine Stereotypen-Druckerey von Adam Wilſon angelegt, und mit dem Vicar of Wakefield begonnen.

Grambergs biographiſcher Aufſatz (im April-Stücke der Irene) über Liscov belehrt uns, daß ſein Bruder in einer Lübecker Diſſertation v. J. 1723 als Wittenburgo-Mecklenburgensis aufgeführt werde, mithin der berühmte Satyriker Chriſtian Ludwig Liscov auch ein Mecklenburger ſey.

Nro. 32.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 6. Februar, 1807.

— Unwiſſenden
Hat, was das Herz der Edlen hebet,
Stets ſich in dämmernder Fern' verloren.

Klopſtock.

Kutuſow.

In dem heißen Kampfe, den die Polen für ihre Freyheit kämpften, lag, am Tage eines blutigen Gefechtes, unter den Todten der Wahlſtatt, ſchwer verwundet, Golenitſchef Kutuſow, damals noch Obriſtlieutenant in der ruſſiſchen Armee. Einige Polen, die ihn fanden, erbarmten ſich des Unglücklichen, verbanden ſeine Wunden, warfen über ihn, den Nacktgeplünderten, einen alten Ueberrock, und führten ihn in ein benachbartes Dorf, wo er zwar ein Obdach fand, aber, von aller ärztlichen Hülfe entblößt, einem ſchmerzvollen Tode entgegenſah. Kutuſow ermannte ſich. Er kannte genau die Gegend und die Stellung der Heere, und faßte den Entſchluß, in das, 3 bis 4 Stunden entfernte, preuß'ſche Lager zu flüchten. Er raffte ſich in mondheller Nacht von ſeinem Strohlager auf, und ſchleppte ſich, meiſt auf Händen und Füßen kriechend, bis an die preußiſchen Vorpoſten. Hier verſtand aber Niemand ſeine Sprache, und noch weniger konnte man in dieſer zerriſſenen polniſchen Kleidung einen ruſſiſchen Offizier vermuthen. Er war in Gefahr, von dem Piket zurückgewieſen, oder gar mißhandelt zu werden, als ſein guter Stern einen preußiſchen Offizier, von Horn mit Namen, herbeyführte, welcher zwar der Sprache des Fremden eben ſo wenig kundig war, als ſeine Soldaten, aber doch menſchlich fühlte, und den Verwundeten der Aufſicht eines geſchickten Feldarztes übergab, auch die Koſten zur Verpflegung deſſelben herſchoß.

Kutuſows ſtarke Natur erholte ſich bald, und er hatte inzwiſchen auch Gelegenheit gefunden, ſich dem von Horn über ſeine Perſon und ſeine Schickſale verſtändlich zu machen. Er war nachgerade gänzlich hergeſtellt, und im Begriffe, von ſeinem Retter Abſchied zu nehmen, und zur Ruſſiſchen Armee zurückzukehren, als Horn ihm, beym nahen Abſchied, ein Papier in die Hand drückte, und mit den Worten: Leben Sie wohl, und kommen Sie glücklich nach Petersburg! ſich ſchnell entfernte. Das Papier enthielt 16 Friedrichsd'or, und dabey die wenigen Zeilen: Sind Sie einſt im Stande, mir dieſe Summe wiederzugeben, gut! wo nicht, ſo darf es Ihnen keine Sorge machen.

Horn hörte nichts mehr von Kutuſow, der inzwiſchen die Stufe eines Feldherrn erſtieg, und das ganze Vertrauen ſeines Monarchen ſich erwarb. Nach der Schlacht bey Auſterlitz führte er die ruſſiſche Armee über K....... zurück, wobey ihm von preußiſcher Seite ein Herr von Tr—d als Commiſſär zugegeben wurde. Als Herr von Tr. an Preußens Grenze die Korps empfieng, und ſich dem General Kutuſow als ſeinen Begleiter durch das preußiſche Gebiet vorſtellte, war die erſte Frage des Generals: Kennen Sie einen Herrn von Horn, in Dienſten ihres Monarchen?

Ja, ich kenne ihn, antwortete er; und ich achte in ihm einen meiner beßten Freunde.

„Lebt er? wo iſt er? Geſchwinde ſagen Sie es mir!“

Er befindet ſich als Hauptmann und General-Adjutant in K......

„Vergeſſen Sie ja nicht, mich daran zu erinnern, ſobald wir dort eintreffen, und führen Sie mich zu ihm.“

Dieſer Auftrag wurde überflüſſig, denn kaum erreichten ſie die Thore der Stadt, als Kutuſow ſchon zu Horn geführt zu werden verlangte. Da ihm aber von Tr. bemerkte, daß ſie vorher erſt den Kommandanten der Stadt beſuchen müßten, ſo erwiederte er ungeduldig: wohl, aber dann gleich zu Horn.

Sie betraten die Wohnung des Kommandanten, und Kutuſow ſtürzte, ohne auf dieſen zu achten, mit dem Ausrufe: Retter meines Lebens, mein Wohlthäter! in die Arme Horns, der eben zugegenſtand. Erſt nach der erſten ſtürmiſchen Aufwallung wendete er ſich zum Kommandanten, machte dieſem eine Entſchuldigung, und erzählte Horns edle Handlung. Hierauf entſchuldigte er ſich gegen dieſen wegen ſeines bisherigen Stillſchweigens, und ſetzte hinzu: jetzt will ich wenigſtens meine Geldſchuld zurückbezahlen, und reichte ihm eine Börſe mit 4000 Rubeln dar.

Ohne zu ſprechen gieng Horn zu einem nahen Tiſche, nahm aus der Börſe 16 Friedrichsd'or, und gab das übrige an Kutuſow zurück, mit den Worten: Ich habe genommen, Herr General, was ich Ihnen einſt lieh, und damit hören Sie auf, mein Schuldner zu ſeyn.

Aber kann und ſoll ich denn gar nichts für Sie thun, fragte Kutuſow?

Ich habe, was ich bedarf, und ich weiß mäßig zu leben.

„Haben Sie Kinder, Herr von Horn?“

Einen Sohn.

„O ſo überlaſſen Sie mir den. Ich will ihm Vater ſeyn.“

Das bin ich ihm. Und überdem gehört er ſeinem Vaterlande an.

„Wo iſt er gegenwärtig?“

In dem Militär-Inſtitute zu *.

„Iſt dieß das vorzüglichſte in den preußiſchen Staaten?“

Nein, das vorzüglichſte iſt in Berlin, aber das Jahrgeld in demſelben beträgt 700 Thaler, und ſoviel erlauben meine Umſtände nicht.

Kutuſow lenkte jetzt das Geſpräch auf andere Dinge, und nahm herzlichen Abſchied von dem Retter ſeines Lebens. Acht Tage nach dieſem Vorfalle erhielt Herr von Horn ein Schreiben von der Direktion des Militär-Inſtituts zu Berlin, worin er erſucht wurde, ſeinen Sohn dahin zu ſenden, indem bereits der 4jährige Unterhalt für denſelben mit 2800 Thalern vorausbezahlt ſey. Herr von Horn that dieß, und ſein Sohn iſt ſeit einem Jahr einer der hoffnungsvollſten Zöglinge jenes Inſtituts.

Dülon, der blinde Flötenſpieler.

Wer hat von dem blinden Flötenſpieler Dülon gehört, ohne zu wünſchen, ihn ſelbſt zu hören? Und wer hat ihn gehört, ohne von dem Zauber ſeines Spiels und der Grauſamkeit ſeines Schickſals zu gleicher Zeit innig gerührt zu werden? Mußte dem, der ſo leicht den Weg aller Herzen zu finden weiß, der den gemeinſten Menſchen offne Weg des Lebens durch immerwährendes Dunkel erſchwert werden? Oder war vielleicht ſein unglücklich ſcheinender Zuſtand ein Werk der liebenden Natur, die ihn, abgeſchnitten von der ſichtbaren Welt, noch lebend in eine unſichtbare verſetzen, und in himmliſchen Tönen, die er nur dort hören und lernen konnte, durch ihren Liebling den ihm ſelbſt verliehenen überirrdiſchen Genuß allen ſeinen Zeitgenoſſen mittheilen wollte? — Aller ſichtbaren Hülfsmittel beraubt, wie hat auf ihrem dunkeln Pfade ſeine Kunſt jene Höhe erreichen können, die tauſend Sehende mit aller Mühe nicht zu erreichen vermögen? Wie mag ſein in ſich verſchloſſener Geiſt über Vorſtellungen und Begriffe denken, die bey uns durch den ihm verſagten Sinn erzeugt werden? Wie über ſeine eigene Kunſt? Ueber andre Künſtler u. ſ. w.

Solche und ähnliche Fragen wird mancher theils für ſich, theils unmittelbar an ihn gemacht haben. Einige derſelben ſcheint ſein Spiel hinlänglich zu beantworten; auf andre hat er öffentlich dem ganzen Publikum antworten wollen. *)

Ein kurzer Auszug ſeiner von ihm ſelbſt verfaßten Lebens-Beſchreibung kann dem Leſer nicht unwillkommen ſeyn.

Dülon iſt nicht blind gebohren **), aber ſchon in der ſiebenten Woche ſeines Daſeyns durch die Ungeſchicklichkeit eines Arztes, der ein ihm zugeſtoſſenes ſonſt unbedeutendes Augenübel zu heilen kam, in dieſen unglücklichen Zuſtand verſetzt worden. Doch blieb ihm noch ein Schimmer des verlornen Lichts. „Ich kann, ſo hören wir theilnehmend von ihm „ſelbſt, Tag und Nacht von einander unterſcheiden; ich „ſehe den hellen Glanz der Sonne, den blaſſen Schein „des Mondes, den mich erfreuenden Wiederſchein des „Blitzes, die blendende Weiſſe des Schnees, das Grün „der Felder, wann es von der Sonne beſchienen wird, „den Flimmer der Stubenlichter, das ſanfte Feuer einer „Roſe, wenn ich mir ſie dicht vor die Augen halte, und „ich irre mich ſelten, wann ich äußre, daß mir der Himmel klar oder trübe vorkommt.“

Auſſerdem daß die Kraft, die ſein Geſicht verlor, ſeinem Gehör, wie es ſcheint, hundertfach zugelegt wurde, hat auch der Sinn des Geruchs weit mehr Stärke und Fähigkeit bey ihm, als gewöhnlich bey andern. Noch ſo ſehr zur Fröhlichkeit geſtimmt, kann, wie er verſichert,

*) Dülons des blinden Flötenſpielers Leben und Meynungen, von ihm ſelbſt bearbeitet. Herausgegeben von C. M. Wieland. Erſter Theil. Zürich. 1807.

**) Dülons Geburtsjahr iſt 1769, ſein Geburtsort Oranienburg an der Havel.

ein widriger Geruch ihn auf lange Zeit traurig machen, und ſeine Phantaſie mit den fürchterlichſten Bildern erfüllen. Dagegen kann in mißvergnügten Augenblicken der Wohlgeruch von Blumen und Kräutern ſein Gemüth plözlich wieder umſtimmen. Oft wird bey ihm die Stelle des Geſichts durch den Geruch erſezt. So wurden vermittelſt deſſelben, als er nach langer Abweſenheit wieder in die Thoren ſeiner Vaterſtadt hineinfuhr, alle Bilder der früheſten Kindheit plözlich in ihm rege. Was ihm aber in ſeinem Zuſtande zum Vortheil ſeiner Kunſt die größten Dienſte leiſtete; war ein auſſerordentliches Gedächtniß, das nach ſeinem Gehör durch den Verluſt des Geſichts, wie Dülon glaubt, am meiſten gewonnen hat; ſo daß er z. B. ein ihm völlig unbekanntes Concert innerhalb vier Stunden auswendig zu lernen im Stand iſt.

Alles, was klang, ſezte ſchon in der früheſten Kindheit den noch unentwickelten Geiſt des jungen Dülon in lebhafte Bewegung. So wie von auſſen her ein Ton ſich hören ließ, mußte man ihn ans Fenſter bringen, und es öffnen: er konnte den ſüſſen Tönen der Nachtigall und dem Krähen des Hahns, einem muſikaliſchen Inſtrument und dem Horn eines Hirten oder Nachtwächters lange Zeit aufmerkſam zuhören. Doch war Geſang und Harmonie die erſte und liebſte Luſt ſeines aufkeimenden Lebens. War in der Nachbarſchaft irgendwo Muſik, ſo ſuchte er taſtend den Weg dahin, und kroch mit Lebensgefahr in den Häuſern umher, bis er dem gehörten Wohllaut näher kam. Oft ſuchte er, um ſein herrſchendes Bedürfniß zu befriedigen, unter ſeinen Spielſachen ſolche zuſammen, die ihm gewiſſe Töne oder wenigſtens einen Klang angeben konnten. „Eine Weinachts-Violine, ſagt Dülon, eine Kindertrommel, desgleichen eine Trompete oder ein Waldhorn, ein „Kukuk, eine Leyer, eine Knallbüchſe, ein Pfeifchen, ein „Paar kleine Glöckchen, welche ich an einen Stuhl hieng, „auf dem ich mich ſchaukelte, um das Geläute der „Schlitten nachzumachen, zinnerne Teller, metallene Doſendeckel, Glasſcherben und dergleichen, welche ich untereinander auf den Tiſch warf, und wodurch ich Töne hervorbrachte, worinn bisweilen eine Art von Ordnung herrſchte; „dieſe und mehrere Sachen der Art waren mir die liebſten „Geſchenke."

Indeſſen fühlte der Knabe nicht ſelten das allen lebenden Weſen, ſelbſt den Pflanzen, natürliche Bedürfniß, des Lichts zu genieſſen. Er nahm alsdann Papier, Stroh, oder was er brennbares finden konnte, zündete es an, und hielt es vor ſeine Augen, um ſie an dem ihnen noch vergönnten Schimmer ſo lange zu weiden, daß er zuweilen die Finger ſich verbrannte, und endlich ſein kurzes Troſtmittel auf die Erde fallen laſſen mußte.

Längſt hatte Dülon den Wunſch, die Flöte zu erlernen, geäuſſert. Sein Vater ſpielte ſelbſt dieſes Inſtrument, aber ſo, wie es ſcheint, daß ſein Spiel den nach Wohllaut gierigen Knaben zwar angenehm unterhielt, aber ganz hinzureiſſen dennoch nicht vermochte. Gegen das Ende ſeines achten Jahres bekam er einen blinden Flötenſpieler, Namens Joſeph Winter, zu hören, der ſo wie ſein Schickſal, auch den Erſaz deſſelben, wenn ſchon in geringerem Maaſe, mit ihm theilte. „Als ich ihn hörte, ſagt Dülon, glaubte „ich Töne eines Engels zu vernehmen." An demſelben Tag ergriff er die Flöte. Sein Vater gab ihm den erſten Unterricht, wobey er die Anweiſung des berühmten Quanz zum Grund legte. Die erſten drey Jahre ſpielte er faſt nichts als Quanziſche und Telemanniſche Sachen, deren Studium er noch jezt allen, denen es um gründliche Erlernung der Muſik zu thun ſey, anräth; ſie ſollen, ſagt er, ſich ja nicht von den jezt überall herrſchenden und übel verſtandenen Gemeinſprüchen abſchrecken laſſen, daß ſie bereits zu alt ſeyen. Für die Zuhörer, ſezt er hinzu, ſind ſie dies allerdings; für den Künſtler ſelbſt aber gibt es weder alte noch neue, ſondern nur gute und ſchlechte, nüzliche und ſchädliche Muſik.

(Fortſezung folgt.)

Das Anerbieten des H. v. Högelmüller bey ſeiner orientaliſchen Reiſe.

Ueber den eigentlichen Zweck der (in Nro. 20. S. 80. bemerkten) orientaliſchen Reiſe des Hrn. Ritters mögen unſere Zoologen und Phyſiologen, die Blumenbach, Humbold, Kielmayer, Zimmermann u. ſ. w., unſere Wolſtein, Reuter u. ſ. w. als Veterinar-Aerzte, unſere von Bouwinghauſen, Tennecker u. ſ. w. als Bereuter und Pferdekenner, gar manche intereſſante Frage vorzulegen haben. Allein ſelbſt der Philologe und Alterthumsforſcher wird bey dem würdigen Mann, deſſen Anerbieten ſo viel Dienſtfertigkeit und Liebe zur Förderung alles Wiſſenswürdigen beweißt, ſelbſt über das große Kapitel der Pferde-Erziehungs- und Pferdebändigungskunſt gar manche antiquariſche Frage anzubringen haben. Wie manchen Zweifel wird der gelehrte Herausgeber des Aelian, Oppian, der Schriftſteller vom Ackerbau und der viel zu wenig geſchäzten Eclogae physicae, Schneider, ihm auch in Beziehung auf alte Pferderaçen und die Roßbezähmungs- und Roß-Heilkunſt vorzulegen haben? Beſonders dürfte über die Cappadociſchen, Ciliciſchen und Ciſſäiſchen Pferderaçen durch aufmerkſame Reiſende in jenen Gegenden, die in der Gegenwart den Spuren den Stammbaum des Alterthums noch aufzufinden wiſſen, manches mit Erfolg zu beſtimmen ſeyn. Der Numismatiker wird den Hrn. von Högelmüller bitten, ja darauf zu achten, ob ſich zu dem berühmten Pferd mit dem Menſchenfuß auf einer Münze der Stadt Nikäa in Bithynien, die ſchon Vaillant und Spanheim beſchrieben haben, und die Eckhel ſelbſt noch im Muſeum der Königin Chriſtina in Rom ſah (S. Doctrin. Num. Vet. T. II. p. 426), und zu dem Leibroß des Julius Cäſar beim Sueton pedibus prope humanis wohl noch mehrere Belege in der Natur oder auf Denkmälern und Hieroglyphen des Orients finden laſſen, als der forſchungsluſtige und vielbeleſene Beckmann in ſeinem Vorrath kleiner Bemerkungen, Th. I. S. 123 ff. zu entdecken vermochte? Ueberhaupt würde ſo vieles, was Aldrovandi, Conr. Geßner, Joachim Camerarius in ſeiner gelehrten Sammlung zur Pferde- und Roßarzeneikunſt der Alten, geſammelt haben, manches, was über die ingenia inenarrabilia der Pferde, wie ſich Plinius in der Hauptſtelle über ſie ausdrückt, über ihre Tanzkunſt und Gelehrigkeit aus den Alten erzählt (S. Lipſius Epist. ad Belgas Cent. III, 56. Opp. T. II. p. 1021 ff.) und belacht worden iſt, auf einer ſolchen Reiſe, die ja wohl auch Griechenland und Theſſalien, die Wiege der Centauren oder Kunſtbereiter, mit berühren könnte, genauer erforſcht und beſtätigt werden können. Ich möchte den fabelhaften Baſtard des Pferdes, das Einhorn, dieſe große Hieroglyphe von Tſchelminhar und Nakſtuſtan, die aber neuere Naturforſcher ſich immer noch nicht aus der Natur wegzuleugnen getrauten, wie der ſcharfſinnige Profeſſor Hermann in Straßburg in ſeiner Tabula affinitat. animal. p. 102., und wovon der Bologneſer Barthema, auf ſeinen orientaliſchen Reiſen ums J. 1502 herum

zwey lebende Exemplare in Mecca geſehen haben will, (S. die Stelle in Beckmanns Vorrath kleiner Bemerkungen, St. 2. S. 202.) der ganz beſondern Obacht des Hrn. Ritters im voraus empfohlen haben. Denn iſt irgend eine Räthſelgeſtalt des Alterthums voll tiefen Sinnes und Deutung der Ideen der Urwelt, ſo iſt es dies Einhorn, worüber uns der Seher im Orient, Herder, in ſeiner Vorwelt und in ſeinen perſepolitaniſchen Briefen (im 1ten Theil ſeiner ſämtlichen Werke, ſchon ſo wichtige Winke gegeben hat. Böttiger.

Notizen.

Mr. Barrow verſpricht, Lords Macartney Poſthuma, nebſt vollſtändigen Memoiren über ſein Leben, in Kurzem druken zu laſſen.

Der verſtorbene Rektor Friedrich Höpfner zu Greuſſen hinterließ eine Ueberſetzung des Tacitus.

Unter den Inſchriften bey der Illumination zu Frankfurt am 2 Jänner d. J. war die herzlichſte: Größer, als Er, iſt mancher; Beſſer, wie Karl, iſt keiner, und die geheimnißvollſte: Trois est le nombre parfait, unter drei Monſtranzen oder Sonnen.

In der ſcandinaviſchen Literaturgeſellſchaft zu Kopenhagen iſt im Sept. v. J. vom Kapitän Abrahamſon eine Unterſuchung über den Leichenſtein der Dyveke, nebſt der Beſchreibung von einer neulich im Amte Oderſo entdeckten Ruine, vorgeleſen worden.

Stampeel wird der Mde. Stael Voyage en Italie bald liefern.

Prix hat Wielands Menander und Glycerion ins Franzöſiſche überſetzt.

Kraft einer vom Optikus Rochette zu Paris erfundenen ſehr einfachen Maſchine kann man mit zwey Federn zwey gleichlautende Briefe oder Zeichnungen zugleich verfertigen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 17 Jan.

L'amour et mystère, ou quel est mon cousin fand bey der erſten Vorſtellung am 10 im Vaudeville ſehr vielen Beyfall, und reußirte, wie ſo viele neueren Stücke, en detail. Die Fabel iſt ſehr unwahrſcheinlich. Mad. Derigny (wieder eine liebenswürdige Wittwe) ſoll eine beträchtliche Erbſchaft einnehmen, aber einem Vetter, den ſie nicht kennt, die Hand geben. Sie weiß von dieſem nur, daß er genialiſch luſtig lebt, und mit einem Freunde reiſt. Beyde werden durch Liſt in ein Schloß gelockt, verbergen ihre Namen. Sie wendet tauſenderley Liſt an, zu erfahren, welcher der Vetter ſey, beſonders da ſie einem den Vorzug in ihrem Herzen gibt. Nach einem edelmüthigen Wettſtreit zwiſchen beiden, erklärt ſie, ſie nehme den zum Manne, der ihr Vetter ſey, iſt aber dennoch ſehr froh, daß gerade der der Vetter iſt, dem ſie im Herzen den Vorzug gegeben hatte.

Ein Sieur Haizaïs kündigt auf den 19 Jan. Conferences sur la nature an. In dem Proſpectus ſagt er: Ein glücklicher Gedanke habe ihm das Syſtem der Natur enthüllt. Er theilt alle Weſen in anorgiſche, für welche er die Phyſik, in große Körper, die ſich im Raume bewegen, für welche er die Geologie, in organiſche, für die er die Phyſiologie anwendet, und in Ideen ein, welche in der Ideologie abgehandelt werden ſollen. Der ganze Konferenzenkurs koſtet nur 60 Fr. für den Winter, eine einzelne Entreecharte wird mit 30 Sous bezahlt. Sonderbar iſt es, daß der Mann, der die Natur in ein ſo herrliches Syſtem brachte, nicht einmal mit ſeinem Namen einig iſt. Vornen im Proſpectus nennt er ſich Haizaïs, hinten Aizous.

Schlegel und die Mde. Feith ſind bey Mde. Stael auf dem Lande.

Es iſt eine ſehr ſchlimme Zeit für alle, die vom Luxus leben, und deren ſind bekanntlich ſehr viele hier. Die Nachricht von der Ankunft des Kaiſers und die Hoffnung auf den Frieden wirkt wie ein elektriſcher Schlag. Nur der Friede kann Paris ſeinen vorigen Glanz wiedergeben. Was von Fremden lebt, kann natürlich gegenwärtig kaum beſtehen.

(Moden). Die Damen tragen Halstücher von Schwanenvlies, Shawls und Capotte mit einem langſtülpigen Hut, als halbe Kleidung. Dieſer Mode verſpricht aber das bauſchende Einwickelnde keine lange Dauer. Schwarz und Amaranthe iſt noch immer die Lieblingsfarbe für Schuhe, der Grund iſt, wenn die Dame ausfährt, amaranthe, und geht ſie zu Fuße, ſchwarz.

Die grauen Hüte der Männer verſchwinden immer mehr. In Farben und Schnitt der Kleider gibt es keine bedeutende Veränderung. Alle Ueberröcke ſind braun. Spencer und Gamaſchen ſind noch immer an der Tagesordnung, eben ſo die gelbgeſtreiften Weſten.

Tübingen, 2 Febr.

Geſtern wurden wir hier das erſtemal mit einem Deklamatorium erfreut. Herr Hofſchauſpieler Reil aus Stuttgart trat mit ſeltener Beſcheidenheit und Schüchternheit auf, und trug Schillers Würde der Frauen, Wallenſteins Monolog, der Kaiſer und der Abt von Bürger, Schillers Lied von der Glocke, deſſen Ideale und Klopſtocks Frühlingsfeyer, mit einer Deutlichkeit und Richtigkeit in der Ausſprache, einer Wahrheit der Empfindung, und einem Wohlklang vor, die für diejenigen, welche die Schwürigkeiten ſolcher Deklamationen kennen, wenig zu wünſchen übrig lieſſen. Der Kaiſer und der Abt und das Lied von der Glocke gelangen ihm am meiſten.

In der Würde der Frauen hörte man vielleicht ſtatt der Sprache der Empfindung zuweilen die der Empfindſamkeit; allein es iſt freylich ſehr ſchwer, hier die richtige Mittel-Linie zu treffen.

Charaden.

1.

Mein Erſtes ſpeist, als wär' es Glaubens-Pflicht,
Bey aller Welt, nur bey ſich ſelber nicht.
Von meinem Zweyten wird (wer ſollt' es nicht erheben!)
Dort ein Planet, und hier ein Fürſt umgeben.
Mein Ganzes iſt, was oft der Wanderer beſucht,
Und beym Verlaſſen oft — verflucht. W.

2.

Sein Heil bedenkt, wer in der Welt
Sich weiſe für mein Erſtes hält.
Mein Zweites gibt für blankes Geld
Dem Chriſten, Türken, Weißen, Mohren,
Was ihm, als Erſtem, wohlgefällt;
Doch beyde werden oft geprellt.
Mein Erſtes wird vom Ganzen nicht erkohren,
Doch vom Privatmann oft gewählt;
Mein Ganzes aber iſt verloren,
So bald mein Erſtes fehlt.

Auflöſung der Charade in Nro. 25: Polack.

Nro. 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Februar, 1807.

An dem Geburtsbrief hängt des Todesurtheils Siegel.

v. Creuz.

Der Abſchied,

Romanze.

Der Schnitter frohe Schaaren zogen
Lautjubelnd in das Dorf zurück,
Und an des Himmels blauem Bogen
Verloſch der Sonne Flammenblick.

Und wie der Purpur düſtrer wehte,
Verließ ich raſch das dunkle Haus,
Und eilte in der Abendröthe
Auf die beblümte Flur hinaus.

Und wo ein Kranz von alten Linden
Die Felder ſcheidet und den Wald,
Sah ich in dichten Laubgewinden
Edonens blühende Geſtalt.

Dort ſtand ſie in den grünen Schlehen,
Am ungemähten Waitzenfeld,
Und ſah hinaus auf Thal und Höhen,
Und in die offne, freye Welt.

Es hieng ein Kranz von Sommerblüthen
Ihr in das liebliche Geſicht,
Und ihre keuſchen Wangen glühten
Im roſenfarb'nen Abendlicht.

Mit banger Bruſt, das Auge trübe,
Naht' ich dem holden Mädchen mich,
Für das ſchon längſt die wärmſte Liebe
Mein unbewachtes Herz beſchlich.

Und ſanft, doch mit geheimem Schauer,
Ergrif ich ihre zarte Hand,
Und deutete mit ſtummer Trauer
Hinüber in das ferne Land.

Zur Erde ſah ſie ſinnend nieder;
Der Wange Roſengluth verblich,
Und durch die ſammtnen Augenlieder
Ergoſſen heiße Thränen ſich.

Doch heißer ſtrömten meine Thränen,
Und bänger klopfte mir das Herz,
Und in der Liebe weichſten Tönen
Begann ich nun mit tiefem Schmerz:

„Ein ſchweres Loos iſt uns gefallen,
„Dem Blitze gleich aus heitern Höh'n!
„Wir ſollen durch des Lebens Hallen
„Vereinzelt nun und einſam gehn!

„So lange dieſe Mächte walten,
„Fortſchreitend auf der ew'gen Bahn,
„Und herriſch, kalt und herzlos ſchalten,
„Darf ich mich Dir nicht liebend nahn.

„Die ſchöne Hoffnung hat gelogen,
„Die Licht in unſre Seelen goß;
„Uns hat das eigne Herz betrogen,
„Das zu gewiß ſein Glück umſchloß.

„Nun ſollſt Du auf des Lebens Reiſe
„Hinaus in weite Fernen ziehn,
„Und aus der Liebe Zauberkreiſe
„Mit ſchmerzzerrißner Seele fliehn!

„Des Vaterlandes Blumenfluren,
„Der erſten Liebe ſüßes Glück,
„Und Deiner Kindheit Roſenſpuren —
„Das läßſt Du hinter Dir zurück!

„Und wird wohl über jenen Höhen,
„In jenem fernen fremden Land
„Ein treues Herz Dich ſo verſtehen,
„Wie hier das meine Dich verſtand?

„Wird Dich nicht ein geheimes Sehnen
„Zur Heimath mit Dir ſelbſt entzwein,
„Und Dir die Quelle ew'ger Thränen
„Und herber bittrer Quaalen ſeyn?“

Mit bleichen abgehärmten Wangen
Sank' ſie vernichtet an mein Herz,
Und ſanft von meinem Arm umfangen
Sprach ſie mit ſchwer verhaltnem Schmerz:

„Es muß der Menſch des Schickſals Willen,
„Und wenn ſein Herz in Wehmuth bricht,
„Er muß ja kindlich ihn erfüllen;
„Denn widerſtreben darf er nicht.

„Drum laß uns ſcheiden ohne Klage,
„Und fern ſey uns Verzweifelung!
„Wir lebten g'nug der ſel'gen Tage
„Zu tröſtender Erinnerung. —

„Hinaus will ich die Schritte wenden,
„Und dort in ſtiller Einſamkeit
„Genieſſen, was mit kargen Händen
„Die Parze der Vertrieb'nen beut.

„So durch des Lebens düſtre Fernen
„Will ich mit ſtiller Wehmuth gehn,
„Bis einſt — auf jenen lichten Sternen —
„Sich die Getrennten wiederſehn.“

Und ſchnell riß ſie aus meinen Armen,
Mit denen ich ſie feſt umſchloß,
Sich ohne Schonung, ohn' Erbarmen,
Doch zitternd und mit Thränen los;

Und zog die Straſſe, die durch Felder
Und nächtliches Gebüſch ſich ſchlingt,
Und über Berge, Ströme, Wälder
In ungemeßne Fernen dringt.

Doch hemmen ſah ich ſie die Schritte,
Den Kranz aus ihren Locken ziehn,
Und dann mit zefyrleichtem Tritte
Schnell wie das Abendroth entfliehn.

August Kuhn.

Dülon, der blinde Flötenſpieler.

(Beſchluß.)

In ſeinem achten Jahre fieng Dülon an zu componiren; in derſelben Zeit trat er zum erſtenmal öffentlich auf, und bald hernach begannen ſeine erſten muſikaliſchen Wanderungen. — Für das wichtigſte Ereigniß derſelben hielt er ſeine Bekanntſchaft mit dem groſſen Emanuel Bach in Hamburg, deſſen Urtheil über ihn der junge Künſtler als einen entſcheidenden Orakelſpruch hoffend und fürchtend erwartete. Die erſten Töne ſeiner Flöte entriſſen dem Munde des ihm heilgen Ober-Prieſters Ausdrücke von Beyfall und Bewunderung. Mein lieber kleiner Mann! ſagte der ehrwürdige Greis zu dem dreyzehnjährigen Knaben; und immer pflegte er in der Folge mit dieſem ehrenvollen Namen ihn zu benennen. Er ſetzte ſeine Geſchicklichkeit auf verſchiedene Proben, die er alle rühmlich beſtand. Er ließ ihn in ſeiner Gegenwart nach einem von ihm aufgegebenen Thema componiren, war vollkommen mit ſeinem Probeſtück zufrieden, und ließ ihn ſogleich der muſikaliſchen Welt in einem öffentlichen Blatt als eine neue merkwürdige Erſcheinung ankündigen.

Zum Zeichen ſeines Wohlgefallens ließ auch Bach den jungen Künſtler ſein Spiel hören. Dülons Urtheil hierüber iſt für beyde gleich charakteriſtiſch, indem es zugleich das Ideal eines vollkommnen Clavierſpielers ausdrückt. Wie vermöchte ich, ſagte er, zu ſchildern, was ich dabey empfand? Seine Töne waren Worte, ſein Vortrag Geiſt und Leben, ſein Ausdruck Bezauberung, jede menſchliche Gemüthsbewegung war ſeinem Spiele unterthan, und vor der Macht ſeines erhabenen Genius mußte, mit Schubart zu reden, der Hörer Wonne ſchauern.

Dagegen ſagt er von dem berühmten Abt Vogler, er habe ſeit mehr als achtzehn Jahren durch ſeine Muſik Feld- und See-Schlachten geliefert, Todesfälle erzählt, den Kampf der Elemente geſchildert, Geiſtererſcheinungen bewürkt, das Wehklagen der Bedrängten und das Frohlocken der Geretteten nachgeahmt, und hundert andere Wunder dieſer Art durch bloſſe Töne gewürkt. Dülon gibt dies Verzeichniß, ohne ſein Urtheil hinzuzuſetzen; überzeugt, daß es deſſen nicht bedürfe.

Schön und rührend iſt die Art, wie er den Tod des ehrwürdigen Emanuel Bach betrauert. Nachdem er ſeinen Schmerz darüber zu erkennen gegeben, daß ihn der Zufall nicht habe zwanzig Jahre früher, oder ſeinen unvergeßlichen Meiſter um zwanzig ſpäter habe gebohren werden laſſen; daß er dieſen groſſen Mann noch als Kind kennen gelernt habe, ehe er ſeine Gröſſe und Erhabenheit nach ihrem ganzen Umfang zu faſſen oder zu würdigen vermögend geweſen ſey, und daß er ſchon als Jüngling ſeinen Tod beweinen müſſe, ſagt er: „Wohl dir! du biſt voraus„gegangen in das Land der Harmonie, wo dein reiner „Geiſt ſchon längſt einheimiſch zu ſeyn ſchien, während „du noch unter uns warſt. Wir hingegen“, ſetzt er mit gefühlvollem und beynahe Sterniſchem Wize hinzu, „wir „irren noch immer in den unwirthbaren Wüſten der verbotenen Quinten und Oktaven umher, wo ſo mancher „moraliſche Septimen-Accord unrichtig aufgelöst wird. „O! meine muſikaliſchen Freunde (bekannte oder unbekannte, gilt mir gleich, genug ich nenne euch Brüder, in ſo „fern eure Herzen der reinen Harmonie empfänglich ſind), „auch wir ſind gegenwärtig nichts anders als Septimen„Accorde. Laßt uns alſo dahin trachten, daß dereinſt unſre „Auflöſung vor dem allgemeinen Vater der Conſonanzen „harmoniſch-richtig befunden werde! Dann können wir „ſicher darauf rechnen, uns in jenem unbekannten Lande, „von welchem uns eine innere Stimme mit männlicher „Feſtigkeit zuruft, daß es ein ſchönes Land ſey, als reine „Haupt-Accorde wieder zu finden und wieder zu erkennen.“

Im vierzehenten Jahre trat Dülon ſeine gröſſeren muſikaliſchen Reiſen an, die bekanntlich ſeither durch einen groſſen Theil von Europa ſich erſtreckt haben.

Die Reiſe eines Blinden, der, ausgerüſtet mit Weisheit, Wiſſenſchaft und Wiz, von den ihm vorkommenden Gegenſtänden einige, die gewöhnlich nur durch die Augen beobachtet oder vielmehr überſehen werden, vermittelſt ſeiner übrigen, durch den Verluſt des einen vollkommner gewordnen, Sinne unterſuchen, andre, die von falſchem Schein umgeben das Urtheil der Sehenden ſo oft irre führen, in ihrer natürlichen Geſtalt an das innere Licht ſeines Geiſtes ſtellen, und nach dieſer Anſicht beurtheilen würde, müßte ohne Zweifel etwas ganz eigenthümliches haben, und eine Reiſebeſchreibung von ihm, der vieles richtiger geſehen hätte, als mancher Sehende, dürfte leicht vor mancher andern den Vorzug behaupten.

Auch in Dülons Reiſebeſchreibung finden ſich hier und da Spuren dieſes Vorzugs. Was ſich indeſſen am meiſten darinn bemerkbar macht, iſt eine gewiſſe Redſeligkeit, die natürliche Folge eines Zuſtandes, in welchem der Mangel an äuſſern Beobachtungen den Blinden mehr in ſich ſelbſt verſchlieſt, und ſein Inneres zu einem Spielraum unaufhörlicher Selbſtbetrachtungen macht, deren harmloſe Mittheilung den Leſer unmöglich ſo unterhalten kann, als ſie ſelbſt zu ſeinem Troſt den armen Blinden unterhalten haben. Wer ſich an ſeine Stelle denkt, wird hoffentlich billig genug ſeyn, bey ihm zu entſchuldigen, was bey einem ſehenden Schriftſteller mit Recht für unverzeihlich gehalten wird.

Eine andre nicht minder gefährliche Klippe, wovon ein Blinder im Ausdruck ſeiner Gedanken bedroht wird, iſt der Wiz. Wie kann der Unglückliche, der ſo viele Gegenſtände nur vom Hörenſagen kennt, in ihrer Vergleichung oder Entgegenſtellung immer glücklich ſeyn? Wer aber ſollte ihm dieſes unſchuldige Spiel nicht gönnen, wodurch er auf Augenblicke, wenigſtens in der Vorſtellung, mit wohlthätiger Täuſchung unter die Sehenden verſezt wird.

Manche, beſonders Tonkünſtler, die wie Dülon zuweilen Reiſen machen, werden ſich wahrſcheinlicher Weiſe an der Offenheit ſtoſſen, womit er bey jeder Gelegenheit ſeine erworbenen Dukaten oder Louisdors dem Publikum gleichſam vorzeigt. Ungeſehen werden natürlicher Weiſe auch ſie ihren Gewinnſt eben ſo ſorgfältig nachzählen; aber nur zu oft wollen wir andre Sehende nicht für das angeſehen werden, was wir wirklich ſind: eine falſche Schaam, wovon der Blinde, und nicht zu ſeiner Schande, keinen Begriff hat.

Unter andern guten Eigenſchaften, die Dülon in verſchiedenen Fällen an den Tag legt, zeigt er z. B. bey weitem mehr Beſcheidenheit, als man bey vielen andern reiſenden Tonkünſtlern oder ſogenannten Virtuoſen anzutreffen Gelegenheit hat; und aufgebracht über die häufigen Beyſpiele vom Gegentheil weiß er ſeinen Kunſtgenoſſen, wie überhaupt gute Aufführung und wohlanſtändiges Betragen, beſonders jene erſt genannte Tugend nicht genug zu empfehlen. „Vor allen Dingen, ſagt er unter anderm, „hütet euch vor der Vermeſſenheit, jenen eiteln Thoren „gleich zu denken, die ſich einbilden, das Publikum müße „ſich noch auſſerordentlich viel darauf zu gute thun, daß „ſie ihm die Ehre erzeigen, es die Früchte ihrer wahren „oder eingebildeten Größe (welche leztere, auf die Feuerprobe gelegt, oft gar jämmerlich zuſammen ſchrumpft) „genieſſen zu laſſen. Laßt uns die unpartheyiſche Vernunft „fragen, wer wohl den andern leichter entbehren kann, „das Publikum uns, oder wir das Publikum?“

Die dem Text dieſer Reiſebeſchreibung, die ſo weit ſie im Druck erſchienen iſt, noch nicht über das Jahr 1784 hinausgeht, hin und wieder unterlegten Anmerkungen des Herausgebers ſind theils Beſtätigungen deſſelben, theils Zweifel oder Berichtigungen. Man ſieht mit Vergnügen den blinden Virtuoſen Dülon an der Hand unſers älteſten Muſageten Wieland, der ihn als einen jüngern Bruder oder Sohn liebreich in die literariſche Welt einführt; eine Vorſtellung, die, in ähnlichen Abbildungen dieſem an ſich anziehenden und intereſſanten Werke vorausgeſchickt, daſſelbe noch anziehender und intereſſanter gemacht haben würde.

Züge aus Fox Leben.*)

Carl Fox (geb. am 24 Jänner 1749), von mütterlicher Seite ein Verwandter der Familien Stuart und Braunſchweig, war von Kindheit an der Liebling ſeines Vaters, des Lords Holland. Dieſer entdeckte früh die Keime ſeiner ſchönen Talente, und ſparte nichts, um ſie zu entwickeln. Er behandelte ihn ſchon in ſeiner zarteſten Jugend als Mann, und bildete ihn ſo zu den wichtigſten Geſchäften in einem Alter, worin jungen Leuten Geſchäfte noch fremd ſind. . . .

Lord Holland hatte den Grundſatz, der Natur zu folgen, und ihren Abſichten nie hinderlich zu ſeyn. Wenn ſich Carl in die Unterredung der Geſellſchaft bey ſeinem Vater miſchte, war er immer willkommen, und erregte Bewunderung. Dieſe vorzeitige Fertigkeit, über alles, was er dachte, ſich auszudrücken, trug ohne Zweifel viel zu ſeiner Gewandtheit in ſchnellen treffenden Antworten bey, die in ſeiner politiſchen Laufbahn ihn ſo ganz vorzüglich auszeichnete. . . .

Carl rühmte ſich oft, daß er immer alles gethan habe, was ihm beliebte. Noch vor ſeinem ſechsten Jahre ſagte er zu ſeinem Vater, während lezterer ſeine Uhr aufzog: „Papa, ich hätte große Luſt, dieſe Uhr zu zerbrechen.“ — Das war eine dreiſte Thorheit. — „Ich habe raſende Luſt.“ — Je nun, mein Kind, wenn du ſo gewaltigen Drang dazu fühlſt, will ich nicht entgegen ſeyn. Da nimm! — Das Kind nahm die Uhr, und warf ſie mit aller Macht auf den Boden.

Ein andres Mal hatte Lord Holland, damals noch Staatsſekretär, einen langen ſehr wichtigen Brief geſchrieben. Er wollte ſandeln. Der kleine Carl griff nach dem Dintenfaß, und ſagte: „Papa, mich gelüſtet ſehr, Dinte über dein Schreiben zu gieſſen.“ Gieß zu, mein Kind, wenn dirs Freude macht. Der kleine Schelm ließ es ſich nicht zweymal ſagen, und der Staatsſekretär, mit der Energie ſeines Sohnes wohl zufrieden, ſchrieb ſeine Depeſche ruhig noch einmal.

Dieſe übertriebene Nachſicht legte wahrſcheinlich den Grund zu den Untugenden, welche den Karakter dieſes auſſerordentlichen Mannes befleckt haben.

Im vierzehnten Jahre begleitete er ſeinen Vater auf den Kontinent, und beſuchte die Bäder von Spa, wo viele Geſellſchaft war. Lord Holland gab, wie man ſagt, während ſeines dortigen Aufenthalts ſeinem Sohne jeden Abend fünf Guineen zum Spielen. . . .

Lord Holland ſchickte ſeinen Sohn in die Schule zu Weſtminſter, und, nach ſeiner Rückkehr vom Kontinent, in's Kollegium zu Eaton. Sein beſonderer Lehrer, Dr. Newcome, nachheriger Erzbiſchof von Armagh, betrübte ſich über den Leichtſinn und Muthwillen ſeines Zöglings eben ſo ſehr, als ihn ſeine Talente und ungewöhnlichen Fortſchritte in Erſtaunen ſezten. Er zeigte in allen Klaſſen eine entſchiedene Ueberlegenheit über ſeine Mitſchüler, und wurde, ſo oft ſie eines Sprechers bedurften, von ihnen gewählt. Seine körperliche Stärke kam ſeiner geiſtigen gleich. Er überließ ſich wechſelweiſe ganz dem Studium und der Zerſtreuung, ohne daß eins dem andern Abbruch that. Er war feurig, überſpannt und ausſchweifend in allen Dingen. Des Schwachen nahm er ſich immer an. Seine Kameraden ſchenkten ihm ihr volles Zutrauen, und er war zugleich der Solon und Demoſthenes dieſer kleinen Republik.

Carl war Meiſter in Eulenſpiegelſtreichen, und man erzählt allerley Geſchichtchen von ihm, die es beweiſen. . . .

*) Aus einem engliſchen Werke, das in London erſchien.

Von Eaton kam er auf die Univerſität Oxford, wo er nur zu ſpielen und ſich zu beluſtigen ſchien, und in ſeinen Studien dennoch mit unbegreiflicher Schnelligkeit fortſchritt. Er war ein vortreflicher Literator. Er las den Ariſtoteles im griechiſchen Text mit eben ſo großer Leichtigkeit, als die Profeſſoren, deren einzige Beſchäftigung es ausmachte. Longin und Homer waren ſeine Lieblinge. Er wußte letztern beynahe ganz auswendig.

Das einformige Leben zu Oxford widerte dem feurigen Jünglinge, der bald von ſeinem Vater die Erlaubniß erhielt, Europa zu durchreiſen. Auch hier verließ ihn der glühende Trieb nicht, ſeine Kenntniße zu bereichern, und ſich zu vergnügen. Er ſtudierte zu gleicher Zeit die Politik, die Geſchichte, die Sitten der Völker, die Etikette der Höfe, und weihte ſich allem, wodurch er ſeinem Vaterlande einſt zu nützen hoffte; aber Spiel, Weiber, und die Freuden einer apiciſchen Tafel hielten ihn doch periodenweiſe gleichſam mit Zauberbanden feſt. Seine Unbeſonnenheiten giengen ſo weit, daß endlich ſelbſt die Nachſicht des Lords Holland ermüdete. Er befahl ihm zu öftern Malen, nach England zurückzukehren; ehe ſein theurer Sohn gehorchte, und als er ſeine Schulden zahlte, fand ſich Eine von ſechzehentauſend Pfund Sterling, die er zu Neapel verſchwendet hatte.

Alle, die Fox nur in den letzten Jahren ſeines politiſchen Lebens ſahen, laſſen es ſich wohl nicht träumen, daß er zu jener Zeit, von welcher die Rede iſt, ein ausgemachter Petitmaitre war. Noch leben Perſonen zu London, die ſich lebhaft erinnern, ihn belächelt zu haben, wie er in einem brodirten Kleide, mit rothen Schuhabſätzen, einem ſeidnen Dreieck unterm Arme, und einem ungeheuren Bouquet auf der Bruſt ſeine Annehmlichkeiten entfaltete. Er mühte ſich, für die jungen Hofleute der Tonangeber zu ſeyn.

Er hatte nun ſeine Studien vollendet, Europa durchreist, tauſend tolle Streiche gemacht, und noch ſein neunzehntes Jahr nicht zurückgelegt. Seinem Vater, der mit Ungeduld einem günſtigen Moment entgegenſah, ſeinem zügelloſen Leben Einhalt zu thun, gelangs, ihm eine Stelle im Parlament zu verſchaffen. Ein Burgflecken in der Grafſchaft Suſſex wählte ihn. Fox hatte nicht das geſetzliche Alter. Sein Debut war auſſerordentlich glänzend. In Jahren, wo andre Menſchen nur zu ſchönen Hoffnungen berechtigen, bewunderte man in ihm ſchon den ganz vollkommenen Redner. Sein excentriſcher Wandel, und ſeine Anhänglichkeit an die Maasregeln des Miniſteriums zogen ihm den Haß des Volkes zu. Der Pöbel zerbrach eines Tags ſeinen Wagen, als er ins Unterhaus fuhr. . . .

Lord Holland ſtarb, und vermachte ſeinem Sohne Carl ein Voraus von zwanzigtauſend Pfund Sterling, neunhundert Pfund Sterling Renten, und überdies die ſchönen Landgüter Thanet und Sheppy, die viertauſend Pfund eintrugen. In ſehr kurzer Zeit hatte Fox alles verſchwendet, und fand, als er ſeinen Poſten bey der Schatzkammer verlohr, keine andre Hülfe, als die Spielgöttin, die ſich ihm zuvor immer abhold bewies. Sein Verluſt war eben ſo oft das Reſultat ſeiner Betrügerey, als offenbarer Mislaune des Glücks. Mit all ſeiner Schlauheit, all ſeinen Talenten war Fox taatäglich das Spielwerk liſtiger Gauner, und dennoch ward er nie mistrauiſch. g.

An Bella.

Drey Gebete ſind es, die ich Amorn weihe,
Und mit jedem Morgen andachtvoll erneue:
Eines für Dein Leben, zwey für Deine Treue!

Haug.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Schweiz, 21 Jan.

Die Nachrichten von Theatern und Schauſpielern aus der Schweiz können nur ſehr unbedeutend ſeyn. Die Revolution und die Anweſenheit der Franzoſen hatten zwar den frühern Rigorism gegen dieſes geſellige Vergnügen einigermaßen gebrochen; aber ſie konnten keine wohlberechneten Einrichtungen begründen. Dazu wären anſtändige Schauſpielhäuſer, wenigſtens in den Hauptorten der größeren Kantone, und um gute Theatergeſellſchaften zu erhalten, ein Einverſtändniß mehrerer Kantone oder Städte erforderlich, in denen abwechſelnd die Geſellſchaft ihre Vorſtellungen geben könnte, indem kein Ort groß genug iſt, um für ſich allein ein ſtehendes Theater halten zu können. Aber an ein ſolches Einverſtändniß kann nun gar nicht gedacht werden, zumal die Nichtgeſtattung oder doch die Erſchwerung der Theater wieder Regierungsmaxime in einigen der begütertſten Kantone geworden iſt. Dies iſt der Fall bey Zürich und Baſel, am erſteren Orte hat man zu Ehren des nunmehrigen Direktorialjahrs, durch Privatſubſcriptionen und mit Unterſtützung der Regierung, im letzten Sommer einen ganz artigen Pavillon erbaut, der für Aſſembleen und Bälle beſtimmt wird; aber er durfte durchaus nicht für das Theater eingerichtet werden, und ſomit iſt es in dieſer Stadt ſchon wegen Mangel eines anſtändigen Platzes nicht leicht möglich, Schauſpiele zu geben. Wenn von Zeit zu Zeit eine reiſende Geſellſchaft Bewilligungsbegehren einreicht, ſo iſt die Geiſtlichkeit gewöhnlich im Fall, ihre Gegenvorſtellungen hinwieder einzureichen. Gerade ſo verhält es ſich auch in Baſel. Seit dem Monat Oktober ſpielte hier eine franzöſiſche Geſellſchaft; aber ſie war auch von dem damals in Neuſchatel kommandirenden General Oudinot empfohlen, ſie endigte ihre Vorſtellungen vor etwa 4 Wochen, und die deutſche Geſellſchaft des Hrn. Weiß ward jetzt in ihrem Begehren abgewieſen. In Bern, St. Gallen und Luzern herrſchen für die Freunde Thalia's günſtigere Geſinnungen, auch ſind in dieſen drey Städten artige Schauſpielhäuſer, und in St. Gallen zumal ein ſchönes und neuerbautes. In demſelben wechſeln einſtweilen noch franzöſiſche und deutſche Geſellſchaften; den Sommer durch ſpielte Celicourts Truppe; am 6 Jan. hat die Augsburgiſche Theatergeſellſchaft die Bühne mit dem ſchweizeriſchen Ritterſchauſpiele, Johanna von Montfaucon, eröffnet. Die Mehrheit des Publikums wünſcht deutſches Spiel, und der einſtweilen noch engere Kreis derer, die bey den kleinen franzöſiſchen Stücken für Geiſt und Geſchmack mehr Befriedigung finden, als bey Kotzebue und den Ritterſtücken, erwartet, daß ihn die Sättigung der übrigen vielleicht bald erweitern werde. Zu Bern hat die franz. Geſellſchaft des Hrn. Roche vor einigen Wochen die Bühne eröffnet. In Luzern finden wandernde Bühnen meiſt nur kurze, aber freundliche Aufnahme. Die vom ſchönſten Alpenkranz geſchmückte und durch die Pracht ihrer Naturumgebungen vor allen Schweizer Gegenden hochbeglückte Stadt iſt durch Unbill der Zeiten und durch Mangel gewerbſamer Thätigkeit in ihrem öconomiſchen Wohlſtand tief geſunken: aber was ſie einſt wieder heben wird, iſt ihr geblieben: die günſtige Lage und eine Bevölkerung von Menſchen, denen es weder an Geiſt und Talent noch an gutem Willen gebricht, und die nur in allzuleichtem Sinne den Antrieb erwarten, welchen ſie ſelbſt ſich geben ſollten, damit nicht die — dira necessitas ihn gebe; doch faßt den willigen Frohſinn auch jener eiſerne Arm feſt zwar, aber er preßt ihn nicht ſchmerzend, wie er die ſtörrige Rohheit ergreift. Eine Liebhabergeſellſchaft führt hier (beſſer als es die wandernden Truppen thun) gutgewählte Stücke von Iffland u. a. auf. Die Celicourtſche Geſellſchaft hat in den neueſten Tagen zu Arau im K. Argau ihre Bühne wieder eröffnet.

Nro. 34.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. Februar, 1807.

Die größte Weisheit iſt's, ein wahrer Menſch zu ſeyn.
Den Weiſen ſeh' ich nicht, wo mir der Menſch verſchwindet.

v. Cronegk.

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

(Fortſetzung.)

Die Alruna, oder das Taſchenbuch für Freunde der deutſchen Vorzeit beſteht aus zwey Erzählungen, einem hiſtoriſchen Schattenriß und einem Gedicht. Es befremdet ein wenig, daß der Herausgeber Romantiſche Gemählde und Hiſtoriſche Schattenriſſe liefert. Uns dünkt, ſein Plan hätte gerade das Gegentheil, das heißt, hier Gemählde, und dort höchſtens Schattenriſſe erfordert. Auch iſt der Begriff Vorzeit zu unbeſtimmt, um nicht eine Erklärung des Herausgebers wünſchen zu laſſen, wo ſeine Vorzeit beginnt, und wo ſie aufhört. Das Gedicht: Die Götter Thuiskons, von Münchhauſen, iſt aus dem Bardenalmanach von 1802 entlehnt, ob es gleich ſchwerlich einen zweyten Abdruck verdiente. — Herr Falk hat ſeine Grotesken, Satyren und Naivitäten auch für das Jahr 1807 fortgeſetzt. Die Freunde eines bunten Allerley werden dabey ihre Rechnung vorzüglich finden, und auch die Leſer, die ein wenig mehr zu fordern gewohnt ſind, dürften nicht ganz leer ausgehen. Indeſſen möchte doch der Wunſch nicht unbeſcheiden ſeyn, daß Hrn. Falks Satyren etwas ſatyriſcher, ſeine Naivitäten etwas naiver, und dagegen ſeine Grotesken weniger grotesk wären. Einige Artikel ſind nichts weniger als neu, und ſchwerlich würden ſie hier wieder abgedruckt worden ſeyn, wenn das Manuſcript durch die Reviſion des Herrn Cotta gegangen wäre. Ohnehin dürften manche Leſer den Grund vergebens zu errathen ſuchen, der den Verleger von Herders, Schillers und Göthes Werken bewegen konnte, ſich mit einem Taſchenbuche von Falk zu befaſſen, wenn es gleich nicht zu läugnen iſt, daß man neben jenen Werken leichter ein ſolches Taſchenbuch verlegen kann, als ohne dieſelben. — Aus dem Nordiſchen Almanach des Herrn Albers kann man ſich belehren, daß es im Norden ſo wenig als in Süden an mittelmäßigen Dichtern fehlt. Eine Eigenheit deſſelben beſteht darinn, daß die kleinſten Gedichte, nehmlich die Epigramme, auch die ſchlechteſten ſind. — Das Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, von W. G. Becker, iſt der Neſtor unter den Taſchenbüchern, und ſcheint ſein hohes Alter vorzüglich ſeiner Nüchternheit zu danken. Der heurige ſiebzehnte Jahrgang enthält fünf proſaiſche Erzählungen, die ſich angenehm leſen laſſen, auf ein höheres Lob aber keine Anſprüche machen können. Mit den Gedichten verhält es ſich eben ſo. Keines iſt ganz ſchlecht; aber nur wenige ſind vortrefflich. Unter die beſſern gehören einige von Louiſe Brachmann; einige von Gramberg; einige von St. Schütze; einige von G. P. Schmidt; einige von Tiedge; die Romanze: Der Leyermann zu Tharand, von Kretſchmann; die beyden Ro-

manzen: Die Wehklage und das Hemd des Glücklichen, von Langbein; ein Paar Fabeln von Pfeffel, und die Epigramme von Haug.

Auch aus dieſem Taſchenbuche theilen wir unſern Leſern einige Proben mit.

Von G. P. Schmidt:

Todes Wiegenlied.

„Ich hab' eine Wiege ſo ſchmuck und nett,
Und drinnen ſo weich und ſo warm ein Bett;
Ich wiege Groß, ich wiege Klein,
Und was ich wiege, ſchlummert ein.

Ich hab' eine Weiſe mir ausgedacht,
Es horchet wohl gerne, was weint und lacht;
Sie trällert Kind und Greis zur Ruh,
Das Auge fällt von ſelber zu.

Ich hab' ein faſt liebliches Glockenſpiel,
Das wohl auch dem Könige ſelbſt gefiel;
Es klingelt, klingelt leiſe kaum,
Und was da weh that — iſt ein Traum.

So kommt dann, ihr Kindlein, Hand in Hand,
Was Kronen getragen und Beſen band,
In meine Wiege, gleich bequem
Für Bettelſtab und Diadem.

Was ſteht da die liebliche Braut ſo fern?
Ich habe die blühenden Bräute gern;
Der Roſen achte nicht, mein Kind!
Die Lilien viel ſchöner ſind.

Was hat er die Krücke ſo lieb der Greis!
Was will er auf Erden? Sein Haar iſt weiß.
Komm her, vergiß es, daß du biſt,
Es iſt nur glücklich, wer vergißt.

Wohl ſteht er dir ſtattlich der Doktorhut,
Doch irdiſche Weisheit macht ſchweres Blut;
Das Kopfweh und den kranken Wahn
Verſchaukelt dir mein leichter Kahn.

Laß, arme Verlorne, dir nimmer graun,
Hier iſt noch ein Plätzchen, du darfſt vertraun;
Die Tugend und das Glas zerbricht,
Ich wiege nur und richte nicht.

Ehrwürdiger Biſchoff geſtreng und fromm,
Verſchmähe die Nachbarin nicht und komm;
Ob man die Münze lobt und ſchilt,
Mich kümmerts wenig, was ſie gilt.

Was, ſchöne Prinzeſſin, iſt Hermelin?
Ich habe Cypreſſen und Rosmarin. —
Doch heut iſt nun die Wiege voll,
Drum gute Nacht, ſchlaft alle wohl!"

Von Gramberg:

Schiller.

„Welcher das heilige Feuer herab vom Himmel ſich brachte,
Welcher aus göttlicher Bruſt göttliche Flammen gehaucht,
Schönes und Herrliches weit entzündend im reinen Gemüthe,
Und den Olympiern nah lehrte die Menſchen zu ſeyn:
Ach! ihn ſchauſt du die heilige Kraft in der Blüthe gebrochen,
Und an die Erde ſo kalt band ihn der tückiſche Tod.
Alſo feſſelten dich, o Prometheus, neidende Götter,
Und es empfängt ſtraflos keiner die himmliſche Glut."

Von Haug:

„Fruchtloſes Mitleiden."

„Die häßlichſten drey Jungfrauen auszuſteuern,
Beſchloß der Magiſtrat; allein,
So ſehr es wimmelte von Freyern,
Nicht Eine wollte häßlich ſeyn."

Der Leyermann zu Tharand, von Kretſchmann, zeichnet ſich durch Drollichkeit, durch ein glückliches Sylbenmaß und durch den ächten Ton der Romanze aus. Wir müßen uns aber, wegen der Länge des Ganzen, auf einige Strophen beſchränken.

„Es war in den Ruinen nicht
Geheuer:
Man ſah allnächtlich Irrwiſchlicht
Und Feuer;
Man hört' auch Uhus-Unken-Ton,
Und ſchaut' oft die Proceſſion
Von halbverkohlten Knappen.

Hier war's, wo Jürg' einſt ſich voll Graus
Verirrte,
Wo ihn bald Kauz, bald Fledermaus
Umſchwirrte.
Er ſtolperte, wie Starens Reim,
Von einem Kirchweihtanze heim,
Mit ſeiner Freundin Leyer.

Vom fernen Kirchthurm brummte ſchon
Glock Zwölfe;
Das Kind der Nacht, der Grabes-Sohn,
Die Elfe,
Der Funkendrach und Feuerbär
Spatzierten frank und frey umher,
Und äfften ſpäte Wandrer.

Itzt ſtand (es kanns die Chronika
Verbürgen)
Ein Knappe ſchwarz geharniſcht da
Vor Jürgen,
Und ſprach: (hu hu!) Freund Leyermann,
Komm mit! Du ſollſt nun lobeſan
Auch uns zum Tanze ſpielen!

Nur hüte dich, wenn Gluth und Glanz
Nun lodern,
Und wenn man fragt: Was gilt der Tanz?
Zu fodern!
Bleib ſtumm, und ſchweige wie das Grab;
Nimm unbeſehn, was man dir gab,
Und wohl bekomm dirs, Jürge!

Stracks führt' ihn durch ein Labyrinth
Der Knappe;
Nicht, wie ſie auf Theatern ſind,
Von Pappe,
Von Leinewand und Holz; o nein,
Von Porphyr und von Marmelſtein
Stieß Zimmer hier an Zimmer." u. ſ. w.

P.

Briefe über den wiſſenſchaftlichen und literariſchen Zuſtand Frankreichs.

Erſter Brief. Ueber die öffentliche Sitzung der erſten Klaſſe des National-Inſtituts und die Arbeiten der letzten 6 Monate.

Sie wollen, werther Freund, daß ich Sie mit einer ununterbrochenen Reihe von Briefen über die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und Literatur in Frankreich, oder, was faſt einerley iſt, von deren Fortſchritten in Paris unterhalten ſoll.

Der Januar 1807 ſoll den Anfang meiner fortgehenden Bemerkungen hergeben, und da muß ich Ihnen natürlich Etwas über die öffentliche Sitzung der erſten Klaſſe des National-Inſtituts, welche die Stelle der ehemaligen Academie des Sciences vertritt, ſagen. Dieſe hatte, wie die übrigen, ehemals ihren Verſammlungsſaal im alten Louvre, jetzt iſt ihr aber die ſehr geſchmackvoll verſchönerte Kirche im ehemaligen Collège de Quatre Nations zu dieſem Zwecke eingeräumt worden. Dieſe beſteht aus einem Kreuze, in deſſen Mitte ſich eine von oben erleuchtete Rotonde befindet. Die Hälfte der Rotonde füllen amphitheatraliſch die Mitglieder des Inſtituts, die Tribunen des Redners und Präſidenten; die andere Hälfte und die Winkel des Kreuzgewölbes ſind für die Zuſchauer und Zuhörer. Der Winkel hinter den Tribunen wird gleichſam wie in einem Allerheiligſten die Statue des Kaiſers enthalten, umgeben von den großen Männern, die von der Nachwelt und den großen Künſtlern Frankreichs in Marmor verewigt worden ſind. Wann erſt die Galerie des Louvre vollendet ſeyn, und letzterer ſelbſt die National-Bibliothek enthalten wird, ſo kann man von den elyſäiſchen Feldern und dem Garten der Tuillerien durch das kaiſerliche Schloß, die große Gemählde-Galerie, die große Bibliothek, über die ſogenannte Kunſt- oder Blamen-Brücke einen ununterbrochenen Weg nach dieſem Saale wandern, wo bis den heutigen Tag nach dem Muſter der Vorwelt Rechenſchaft abgelegt wird, was für die Ausbildung der menſchlichen Anlagen im Jahre gethan worden iſt. Schwerlich drängt ſich in irgend einem Winkel der Erde Alles mit ſolcher Opulenz und in ſolcher Verbindung zuſammen, wie hier.

Die erſte Klaſſe des Inſtituts hat dieſes Mal den Geometer, Hr. **Legendre**, zum Präſidenten, und die Hrn. **Delambre** und **Cuvier** vertreten die würdige, überaus hochgehaltene und in Achtung ſtehende Stelle der Sekretärs. Vor der Sitzung wird ſtets ein Blatt, welches die Vorleſungen, die neuen Preisaufgaben der Geſellſchaft und die Analyſe der Arbeiten der Klaſſe, die ſich gleichſam in zwey Hälften, nämlich die **mathematiſche** und **phyſiſche**, theilt, mit Profuſion ausgetheilt. Es wird ſchwer ſeyn, Ihnen aus dieſer 64 Quartſeiten langen Analyſe einen deutlichen Auszug zu machen, aber ein Weniges davon wird Sie vielleicht intereſſiren, weil es einen Begriff von dem Ganzen gibt.

Hr. **Delambre** handelt in ſeiner Analyſe von den mathematiſchen Arbeiten. Vor allen glänzt hier der berühmte **Laplace**, welcher die Theorie der Anziehung, oder des Aufſteigens der Flüſſigkeiten in den Haarröhren und die Anziehungskraft einer Glasſcheibe, auf Flüſſigkeiten ſchwimmend, einer mathematiſchen Rechnung unterworfen, und dieſen Gegenſtand unter allen ſeinen Modifikationen unterſucht hat. Geſtehen Sie, daß es etwas Bezauberndes iſt, die Kräfte der Natur ſo ſtatiſch berechnen und mit Genauigkeit beſtimmen zu können, welche Geſetze die verborgene Allmacht ihnen vorgeſchrieben hat. **Laplace** iſt ſo bewunderswürdig einfach, und doch ſo ſcharfſinnig, wenn er etwas Großes umfaßt, als wenn er ſich im Detail verliert, und dabey ſo klar in Darſtellung und Styl. Er gehört zu den einflußvollſten Mitgliedern der erſten Klaſſe, nicht nur weil ſein Rang als Großkanzler des Senats ihn dem Gouvernement nahe bringt, ſondern auch, weil er einer der erleuchterſten Köpfe Frankreichs iſt.

Rochon beſchäftigt ſich mit der Verfertigung eines unverbrennlichen Zeuges für die Marine, welches aus Eiſendrath mit einem Gipsüberzuge beſteht; er gibt aber ſelbſt zu, daß der Gips nicht nachgiebig genug ſey und leicht abbreche. Sonſt wäre eine ſolche Entdeckung auch für Theaterdekorationen nützlich, wenn nur erſt die Chemiker einen nachgiebigern unverbrennlichen Stoff entdeckt hätten.

Hr. **Lalande** und unſer berühmter Landsmann, Hr. **Burckard**, haben ſich mit aſtronomiſchen Gegenſtänden, als mit der Sonnenfinſterniß vom 16 Jun. 1806 u. ſ. w. beſchäftigt. Letzterer äußerte bey Gelegenheit eines Berichts über ein neuverfertigtes Planetarium den Wunſch, daß geiſtreiche Künſtler doch nicht Zeit und Geld für eine ſo unerreichbare Aufgabe, als die einer Nachahmung der Bewegung des Weltſyſtems iſt, verwenden, und ihre Bemühungen auf nützlichere Gegenſtände richten möchten.

Die berühmten Hrn. **Humboldt** und **Gay Lußac** haben die Beobachtungen über die Intenſität und Neigung der magnetiſchen Kraft, die ſie auf ihren Reiſen in Frankreich und Italien anſtellten, mitgetheilt, und letzterer auch die verſchiedenen Luftarten in ihrem Verhältniße zum Wärmeſtoff. Beyde Arbeiten ſind wohl, ſeitdem Deutſchland ſo glücklich iſt, Hrn. v. **Humboldt** wieder zu beſitzen, Ihnen bereits bekannt. Hr. **Gay Lußac** iſt ſeit Kurzem zum Mitgliede des Inſtituts ernannt worden.

Hr. **Pitter** legte dem Inſtitute 10 Modelle von allen verſchiedenen Entwiſchungen (echappements) an Uhren, die Hr. **Malley** in Genf verfertigt, vor. Sie zeichnen ſich durch Erfindungsgenie und ſchöne Ausführung aus, und Hr. **Prony** hat darüber einen treflichen Bericht abgeſtattet.

Von Hrn. **Bellamère** ſah man einen neuen Weberſtuhl zum Würken geſtreifter geſtrickter Zeuge, deſſen Nutzen er durch eine 2jährige Erfahrung bewährt gefunden hat.

Am meiſten verdient wohl folgende ſehr ſinnreiche Entdeckung des Hrn. **Nieps** Aufmerkſamkeit. Er hat nämlich eine neue Kraft entdeckt, die den Dampf bey Feuermaſchinen zu erſetzen im Stande iſt, und weniger Brennmaterial erfordert. Er nennt ſeine Maſchine Pyreolophor (von πυρ Feuer, Αιολος Eolus oder Wind und Φερω ich trage). Die Erfinder beabſichtigten, durch dieſen Namen die Motoren der Maſchine, nämlich den Wind eines Blaſebalgs, Feuer und die ſchnell ausgedehnte Luft anzuzeigen. Um ſich einen Begriff von dieſer Maſchine zu machen, ſtellen Sie ſich einen kupfernen, feſt auf einem horizontalen Tiſch befeſtigten, Recipienten vor. An eine ſeiner Wände iſt eine Röhre angebracht, durch welche man eine Maſſe Luft in den Recipienten gelangen läßt. Auf ihrem Wege trifft dieſe Luft einige Gran brennbare Stoffe, welche ſie auf eine Flamme bläſt, woſelbſt ſie dann glühend wird. Die entzündete Materie dringt nun in den Recipienten, dehnt mit großer Kraft die darin enthaltene Luft aus; die Luft würkt gegen die Wände und treibt einen Stempel, der in einer andern an einer der Wände befindlichen Röhre ſpielt, vorwärts. Der Stempel kann natürlich eine Waſſerſäule und ſonſtigen Körper, der ihm Widerſtand leiſtet, in Bewegung ſetzen.

Nun kehrt der Stempel von ſelbſt in ſeine erſte Stellung zurück, und die Maſchine kann von neuem anfangen zu ſpielen. Um dieſe Effekte zu bewürken, werden nur 5″ Zeit erfordert.

Bey einem Verſuche, welchen die Erfinder anſtellten, ſtieg ein mit 9 Zentnern beladenes Schiff, deſſen Vordertheil der Kraft des Waſſers eine 6 Quadratfuß groſe Fläche entgegenſezte, mit der doppelten Stromgeſchwindigkeit die Saone hinauf.

Bey einem andern Verſuche hielt der auf einen Stempel von 3 Quadr. Zollen ausgeübte Druck einem Gewichte von 57 Kilogr. das Gleichgewicht. Die innere Capacität des Recipienten betrug 21 Kubikzoll, und an Brennmaterial wurden nur 6 Gran verbraucht.

Die Erfinder beſchäftigen ſich jezt mit der Vervollkommnung ihrer erſten Verſuche, die bereits ſo glückliche Reſultate verſprechen.

Die Kommiſſaire des Inſtituts, denen die Unterſuchung dieſer Sache aufgetragen worden, haben einen Bericht darüber abgeſtattet, welcher nach dem Willen des Inſtituts wörtlich in dem hiſtoriſchen Theil ſeiner Memoiren abgedruckt werden ſoll, um das Andenken und die Zeit der Erfindung dieſer ſo wichtigen Sache für die Nachwelt aufzubewahren.

(Die Fortſezung folgt.)

Neue Erziehungsanſtalten in Spanien.

Spanien, ſagt Arndt in ſeinem Geiſte der Zeit, kann nur durch ſich ſelbſt ſich wieder verjüngen, und nur in ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt wieder aufleben und herrlicher leben. Und wie könnte es dies als durch eine geiſtige Wiedergeburt kraft der Erziehung? — Viele Edle des Reichs ſcheinen durchdrungen und begeiſtert von dieſer Wahrheit, und fangen an zu eifern und mit Anſtrengung zu würken für das, was allgemein Noth thut — für Erziehung und zwar für Nationalerziehung. Sie wollen nicht, daß bloß die Klaße der Begünſtigten auch durch Erziehung begünſtigt werde: ſie wollen jezt vorzüglich das Volk begünſtigt wiſſen — ſie wollen Volkskraft und folglich Volkserziehung. Darum ſind ſie Freunde und Beförderer der Peſtalozziſchen Erziehungstheorie.

Unter dem allerhöchſten und unmittelbaren Schutze des Friedensfürſten iſt bereits eine Königliche — Peſtalozziſche Erziehungsanſtalt in Madrid von dem Schweizerhauptmann Herrn Franz Voitel errichtet und in Gang gebracht. Sie hat 100 Zöglinge aus den erſten Familien der Nation, deren Fortſchritte Jedermann in Erſtaunen ſezen. Eine groſe Anzahl von Erziehern, Geiſtlichen und anderen Freunden der Menſchenbildung wohnen dem Unterrichte bey, um die Methode zu erlernen und mit der Zeit zu verbreiten. Eine königliche Commiſion iſt angeordnet, zu beobachten das Ganze und Einzelne in ſeinen Einwürkungen und Reſultaten, und Bericht zu erſtatten von allem. Wahrſcheinlich wird die Schweizermethode in Spanien nationaliſirt werden.

Herr Voitel ſteht in enger Verbindung mit dem Mutter-Inſtitute in Iferten, um die neuen Entwicklungen der Methode immerfort kennen zu lernen. Die gegenſeitige Mittheilung iſt durch die ſpaniſche Geſandtſchaft in der Schweiz ſehr erleichtert.

Ohnlängſt ſind wieder einige mit der Methode vertrauten Männer aus dem Inſtitute in Iferten nach Spanien abgereist, zufolge dringender und herzlicher Einladungen des Herrn Voitels in Madrid.

Neben dem Friedensfürſten und anderen Edlen des Hofes ſteht unter den Protectoren der Methode auch der Herzog von Frias, der in Arragonien eine Peſtalozziſche Anſtalt errichten lies, und mit ihr zugleich eine Anſtalt zu Verbeſſerung der Handelskultur verband.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, 24 Jan.

Das Theater an der Wien ſollte am erſten Jan. ebenfalls mit einer groſen Oper eröffnet werden. Das Publikum erwartete Leſüeurs Barden, welche zu Paris mit ſo groſem Beyfalle gegeben worden, oder ſollte es ein inländiſches Werk ſeyn, eine Oper von unſern berühmten Tonkünſtlern, einem Weigel etwa, Eberl oder Beethoven. Statt dieſen erſchien ein Singſpiel, vom Ritter von Seyfried komponirt, der Text von Hrn. Caſtelli aus dem Franzöſiſchen überſezt, welches unter den mittelmäßigen Produkten dieſer beyden Herrn das wertbloſeſte iſt. Es nennt ſich Alamar der Maure, und nicht allein daß uns hier wieder eine leidige Befreyungsgeſchichte von einem Kerkervorhofe in den andern führt, ſind auch die Rettungsmittel die allerabgedroſchenſten. Eine alte Wärterinn wird nemlich ſtatt ihrer Gefangenen mit Gewalt in den Kerker geſtoßen, und der Ritter rettet ſich durch einen Sprung vom Fenſter. Die Muſik ſtrebt und drängt mit allen Inſtrumenten, den Zuhörer in Bewegung zu ſezen, welcher aber dieſe Tönemaſſen, von keinem ſchöpferiſchem Geiſte erfunden und von keinem künſtleriſchen Gemüthe geſtaltet, ganz kalt bey ſich vorbeyrauſchen läßt. Mit Mlle. Buchwieſer iſt man hier nicht ganz zufrieden; man findet ihre Manier etwas veraltet, und die Intonazion unſicher. Das leztere bemerkte man vorzüglich in einer endloſen Arie des erſten Aktes, wobey alle Blasinſtrumente wechſelweiſe ihr Weſen treiben. — Wie lange noch? ruft das Publikum ſchon ſeit geraumer Zeit Hrn. von Seyfried zu; er ſcheint aber keine Notiz davon zu nehmen. — Die ſchönen Rüſtungen und Dekorazionen, welche man auf dieſe Oper verwendete, deren Fall doch äußerſt leicht vorauszuſehen war, können glücklicherweiſe in der Folge noch anders verwendet werden.

Eben ſo wenig Glück machte auf dieſem Theater ein neues Kozebueſches Luſtſpiel: Der Ruſſe in Deutſchland. Der Dichter ſoll es als ein Gelegenheitsſtück zu Ehren Alexanders von Rußland verfertiget haben, und zu dieſem Zwecke mag es auch ganz paſſend geweſen ſeyn; hier wurde alles das Gelegentliche weggelaſſen, und der Ueberreſt ohne Intereſſe erregte Langeweile.

Herr von Steigentesch hat ein kleines Luſtſpiel, Verſtand und Herz mit, Glück auf das Hoftheater gebracht.

Von dem Wirbel der lezten Ereigniße wurden mehrere fremde Virtuoſen zu uns hergetrieben. So ſang Demoiſelle Häſer aus Dresden in einem Konzerte im Redoutenſaale mit vielem Beyfalle; auch die Gebrüder Pixis aus Mannheim gefielen, beſonders der Violinſpieler, welcher einen ſehr ſchönen Ton und guten Vortrag hat. Der Klavierſpieler kann ſich mit unſern berühmten Fortepianiſten Hummel, Beethoven, Eberl, einer Fräulein Hohenadl, Kurzböck ꝛc. nicht meſſen; auch bedauerte man, daß er ſtatt des ſehr mittelmäßigen Konzertes von Steibelt nicht eines der vortreflichen Mozartſchen oder Eberlſchen, oder auch ein Beethovenſches gewählt habe. — Von dem preuſſiſchen Kammermuſikus und Violinſpieler Seidler iſt ebenfalls ein Konzert angekündigt worden.

Nro. 35.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Dienſtag, 10. Februar, 1807.

Nur halb iſt der Verluſt des ſchönſten Glücks,
Wenn wir auf den Beſitz nicht ſicher zählten.

Göthe.

Künſtler-Gefühle.

Kunſt iſt das Höchſte!
Sieh, es verblühet die Blume der Schönheit
Mit dem Traume der Jugend;
Es zerfällt das Gebäude der Macht;
Und des Reichthums leuchtende Fülle
Fluthet im falſchen Wechſel umher.
Herzerhebend, ewig iſt nichts,
Was täuſchendes Glück aus goldenem Horne
Thörichtlechzender Habſucht verleiht.
Mir hat die Kunſt
Der Menſchheit ſtrahlendes Siegel
Auf die heitere Stirne gedrückt;
In die getreuen, die liebenden Arme
Mich ſchützend gefaßt:
So ſchreit' ich feſt durch's Leben,
Und frey noch in das Grab. —
Wohlan, begeiſterte Seele!
— Und wären die Völker auch taub —
Hör' es, du Hain, und du Fels!
Nachhall tön' es dem Enkel
In das empfängliche Herz:
Kunſt iſt das Höchſte!

Die Lyra, die Lyra herab!
Reicht mir die Lyra!
Denn nicht länger vermag
Die vor Entzückung wirbelnde Seele
Sich zu verſchließen.
Begeiſterung, ha, treibt ſie mit Herrſcher-Gewalt,
In des Rhythmus freyeſten Stürmen
Auszubrauſen die Fülle,
Sich mit Kühnheit zu ſtürzen
In der Dichtung unendliches Glanzmeer.
Bilder, wie ſie ſelig die Geweiheten
Erſah'n in den beglückteſten Stunden,
Ha, ſie wogen vor mir,
Rieſengeſtalten!
Durch die Lüfte den Sternen zu
Zieht mich ihr magiſcher Glanz; und ich ſchwebe
Schon auf den Höhen der Menſchheit!

Hammergetöſe durchſchallt
Wald und Felskluft; ach, dort ſchmiedet Hephäſtos
Mit der Stahlgurt grauſam Prometheus hin
Am Rücken der felſigen Wand.
Ihn doch ſtören die Quaalen nicht, und er ſinnet
Der Erdumwandlung zum Himmel
Froh nach im ſchaffenden Geiſt.
Schlag auf Schlag zerreißt ihm den Leib; der Heros
Denkt das gelungene Werk.
Keine Klage tönet ſein Mund; verachtend
Straft des Gefeſſelten Blick die Gewalt:
Die ſchleichet murrend weg,
Verläßt ihn unbezwungen.

Schon des erlittenen Unrechts theilnehmende Zeugen
Ruft er, menſchlich, der Menſchenbefreyer
An, die heilige Gaia,
Und Okeanos auch, den liebenden Erdumgürter.
Mächtiger Ruf des Gerechten!
Er dringt durch die Tiefen der Erde;
Jetzt hallt Olympos ihn wieder,
Jetzt tönt ihn Tartaros nach.

Sieh, den Horizont umzieht der Donner;
Flammen fahren herauf vom Orkus;
Die Erde bebt; — doch hallet ſein Ruf,
Mächtiger hallt er empor!

Und es rollt, ſchmettert, kracht
Näher und immer näher
Tauſendſtimmiger Donnerhall.
Rings aus flammenden Wolken geſchlängelt ziſcht
Bliz auf Bliz!
Sturmwind heult laut!
Ha, wie woget und ſiedet und brüllt
Hochaufbrandend die Fluth am ſteilen Geſtad!

Weh! in der weiten Natur, der lebendigen,
Gibt es kein Ohr für dich, Prometheus,
So hinhorchte deinem gewaltigen Ruf,
Der durch Donnergeroll, durch Stürmegeheul,
Durch der brandenden Fluth betäubend Gebrüll
Vortönend den Welterſchütterer Zeus
Anklagt unrecht verübter Gewalt.

Doch aus des Meeres tiefeſtem Grunde
Woget empor, hebet ſich ſchon
Am wildumbrausten Geſtade
Der Nereiden göttliche Schaar.
Schläft ja das heilige Mitleid
Nie in weiblicher Bruſt.
Und ſie nahen dem Dulder Prometheus;
Mit melodiſcher Worte Silbergeliſpel
Süßeindringend in's Herz, warnen ſie ihn:
„Nicht zu läſtern den im Olymp;
„Mächtiger ſey ja Zeus!“

Von Prometheus Felſenbruſt fließt
Leis ab der lockenden Stimmen Getön.
Ungebändigt zürnet er fort:
„Schleudre, Zeus, den ſengenden Strahl!
„In die Graunkluft ewiger Nacht,
„In des Phlegetons Flammengeſtrudel
„Stürz' mich hinab!
„Laß einbrechender Felſen Gewicht
„Mir belaſten die Bruſt!
„Elende Macht!
„Kannſt du den Willen mir beugen,
„Daß ich Wahrheit verläugne und Recht?
„Nimmer! nimmer!
„Vollbracht bleibt Menſchenbeglückung doch,
„Durch Prometheus vollbracht!
„Hör' es, Donnerer Zeus:
„Mächtiger biſt du wohl;
„Aber größer bin Ich!“

Und der Nereiden zärtliche Schaar
Ob des Heros Frevelwort
Zittert, ſchaudert, verſtummt.
Aber es hängt der Staunenden Blick
Mitleidthauend, herzenſchmelzend
An des Gefeſſ.lten Dulders-Geſtalt.

Der Berge Haupt, der Wolkenbekrönten,
Wankt, ha, ſtürzt, rollt
Eichenzerſplitternd, tempelzerſtörend
In des Meeres Tiefen hinab:
Und himmelan bäumt ſich die Fluth!
Weh, das Geſtade verſinkt! —
Aus des Abgrunds glutrothwirbelndem Pfuhl,
Durch aufſteigenden Qualmes Gewölk,
Steigen die ſchlangenbehaarten Töchter der Nacht
Langſam empor,
Fackelſchwingend, dumpfaufheulend:
„Quaal, Thor, dir, der Recht anruft,
„Wo Gewalt vorherrſcht mit bleyernem Stab!
„Quaal und Entſetzen!
„Tief engt Frevler dich bald
„Kluft ein in graunvoller Nacht!
„Heul', Ohnmächtiger, dort,
„Wo nicht aufdringt des Gefolterten Schrey
„Zu dem ewigheiteren Mahle des Zeus!“
Schwer nun hebt Prometheus die Heldenbruſt,
Aber die letzte, die ſterbende Kraft
Rafft er noch auf zum Entſcheidungsruf:
Stürzt mich hinab! —
„Mächtiger preiſ' ich Zeus;
„Aber größer bin Ich!“
Wild empörend praſſelnde Fackelglut
In grimmiggeſchwungener Fauſt
Winken die Töchter der Nacht
Den Nereiden zu flieh'n:
„Eh noch einſtürze der Fels, ſie begrab'
„In der rauchenden Tiefe Geklüft!“
Aber die rufen einſtimmigen Laut's:
„Wo der Gerechte weilt, weilen wir auch!
„Wo die Gewalt herrſcht, laſſet uns flieh'n!
„Abgrund, thue dich weit auf!
„Alle verſchling' uns mit!“
Jetzt vom Gipfel zum Fuße reißt
Weitaufgähnend die Felſenwand.
Ha, Prometheus entfeſſelt, er ſtürzt!
Die Nereiden, ſie folgen!
Ich allein, weh mir, ich bliebe?
Nein, verſchlinge mich auch
Düſtere Nacht, Heldenbegräberinn!
O wie haß ich das Licht! . . . . .
Verſchwunden! verſchwunden! —
War es ein luſtiges Bild,
Das zum Gott mich erhob?
Das in empörter Bruſt mir weckte
Niegefühlte, ſchlummernde Kraft?
Rief ich das Schickſal nicht
Trotzend heraus zum Kampf,
Feſtumarmend Wahrheit und Recht?
Ich that's! ich that's!!
Groß iſt der Menſch!
O ſey geprieſen, göttliche Kunſt!
Du biſt das Höchſte!

H. J. v. Collin.

Zwey Korn-Aehren.

Die eine.
Was drückt dich nieder? (ſprach zur reifen vollen Aehre
Die junge grüne.)

Die andre.
Dich hebt deine Leere.

th.

Feſter Charakter.

Gewöhnlich ändern Glück und Ehre
Die Sitten, ja, die Charaktere;
Doch Putzverkäuferin Glycere,
Obſchon ein Graf ſie zur Gemahlin kohr,
Blieb unverändert, wie zuvor —
Hetäre und Megäre.

Haug.

Samuel Foote.

Es iſt merkwürdig, wie leicht jene witzigen Köpfe vergeſſen werden, die weniger darauf bedacht waren, größere Schauſtücke für die Nachwelt als eine gefällige Scheidemünze für die Geſellſchaft ihrer Zeitgenoßen auszuprägen. Mit dem ſchönen Tage, an dem ſie glänzten, ſcheint auch ihr Andenken zu verſchwinden, wie ein Feuerwerk, welches zwar lebhaft ergötzt, aber mit allen ſeinen blendenden Strahlen ſchnell in der Erinnerung verliſcht. Man kann zwar nicht ſagen, daß Samuel Foote, jener originelle Komiker, welcher dem Geſchmacke ſeiner Nation eine neue obgleich nicht die beſte Richtung gegeben, von ihr ganz vergeſſen worden iſt; es ſcheint aber doch ſein Andenken bey weitem nicht mehr ſo friſch unter den Engländern zu blühen, als es ſein bey den Zeitgenoſſen erlangter Ruhm erwarten ließ. Er hat erſt vor kurzem einen Biographen und Anekdotenſammler gefunden*); eine Ehre, die gemeiniglich verſtorbenen berühmten Britten noch vor Ablauf des Trauerjahres wiederfährt.

Samuel Foote wurde im Jahre 1720 zu Truro in Cornwall geboren. Sein Vater bekleidete ein anſehnliches obrigkeitliches Amt in dieſer Grafſchaft. Seine Mutter war die Tochter des Baronets Edward Goodbere. Sie zeigte noch in ihrem achtzigſten Jahre eine unvergleichliche Lebhaftigkeit des Geiſtes und einen bewundernswürdigen Humor. Der Keim dieſes heitern Mutterwitzes lag auch in Foote's Charakter, und entwickelte ſich bey ihm ſehr früh. Schon als Knabe von eilf bis zwölf Jahren zeigte er die ſeltenſten Anlagen zur Mimik des komiſchen und zur leichten Auffaſſung und Nachbildung der Mienen und Töne lächerlicher Originale. Dabey verrieth ſich zugleich jene ungebundene Ausgelaſſenheit, die ſo gern mit dem ihr Spiel treibt, was von andern, wär' es auch nur aus Vorurtheil, für ehrwürdig gehalten wird. Foote wagte es ſchon in jenem zarten Alter die Gebärden und die Sprache der angeſehenen Gerichtsaſſeſſoren ſeines Ortes auf das lächerlichſte nachzuahmen, und war keck genug, ſeinen eignen Herrn Papa nicht zu verſchonen, der aber den Spaß mit ſo großer Gutmüthigkeit aufnahm, daß er ſich nur an den luſtigen Naturgaben ſeines Sohnes ergötzte. Nach verlebten Schul- und Univerſitätsjahren betrat Foote die Laufbahn junger Rechtsgelehrten im Temple zu London. Hier verlor er in koſtbaren Zerſtreuungen ſeine Zeit und — ſein Vermögen. In der Verlegenheit, in die er dadurch gerieth, ſchlug er einen Ausweg ein, der eben damals erſt eröffnet war. Es hatte ſich Macklin von den Unternehmern des Theaters in Drurylane getrennt, und bey dem kleinen Theater auf dem Haymarket eine Truppe junger Anfänger vereinigt. Foote ließ ſich leicht überreden, ſich zu ihm zu geſellen, und trat zuerſt in der Rolle des Othello auf. Es iſt auffallend, wie gewöhnlich die größten Schauſpieler anfangs ihre Beſtimmung verfehlen und ſich in den Rollen vergreifen. Foote, der von Natur ganz vortrefflich zum Komiker geeignet war, beſaß nicht die geringſten Anlagen zum tragiſchen Schauſpieler. Er fiel daher mit ſeinem Debüt durch; und daſſelbe geſchah noch zweymal hintereinander in zwey andern gleich unpaſſenden Rollen. Es gehörte Muth dazu, ſich nach dieſen unglücklichen Verſuchen wieder vor das Publikum zu wagen. Allein dieſer kühne Schritt geſchah mit dem beſten Erfolg in komiſchen Rollen auf dem Theater Drurylane, zu dem Foote übergegangen war. Bald darauf verſuchte er es aber auf eine neue Weiſe als Autor und Schauſpieler zugleich vor das Publikum zu treten. Dies geſchah zuerſt in ſeinen Morgenbeluſtigungen (diversions of the morning), die er im Jahre 1747 auf dem Theater des Haymarket gab. Er brachte hier eine ganze Galerie in London lebender, bekannter, komiſcher Originale vor das Publikum, und trieb den Muthwillen ſo weit, in dem letzten Theile dieſes Stückes auch ſeine Londner Herren Collegen in der Rolle eines Theaterdirektors von einer lächerlichen Seite aufzuführen. Der Zulauf war anfangs ungeheuer, aber die Polizey ſtörte die Freude und nöthigte ihn, ſein Theater zu ſchließen. Er eröffnete es aber bald wieder, unter dem Vorwande, eine Theegeſellſchaft hier des Morgens zu vereinigen. Zu dieſer ließ er ſich die Eintrittsbillets nach den gewöhnlichen Theaterpreiſen bezahlen, und unterhielt dafür die Geſellſchaft mit ſeinen Poſſen, in denen er unerſchöpflich war. Vorzüglich gewährte es ihm eine reiche Quelle des Komiſchen ſeine Mitſchauſpieler in ſelbſterfundenen, poſſierlichen Scenen aufzuführen, und denen, die in Drurylane in tragiſchen Rollen als Helden und Könige aufgetreten waren, zur nicht geringen Beluſtigung des Publikums auf dem Theater des Heymarket die Narrenkappe aufzuſetzen. Im Jahre 1748 wurden dieſe Beſchäftigungen unterbrochen. Dem leichtſinnigen Verſchwender Foote war damals eine reiche Erbſchaft zugefallen, die er in kurzer Zeit in einer Reiſe auf dem feſten Lande durchbrachte, von wo er 1752 nach London zurückkam. Im folgenden Jahre erſchien er wieder auf der Bühne, und lebte nun ganz für das Theater, abwechſelnd in London und Dublin, wo ſeine Poſſen anfangs nur einen geringen, bald nachher aber einen ganz auſſerordentlichen Beyfall fanden. Sein Streit mit der berüchtigten Herzogin von Kingſton, die er auf der Bühne mit ihren Lächerlichkeiten ausſtellen wollte, veranlaßte gegen ihn eine heimtückiſche Criminalanklage, welche der Irländer Jackſon eingeleitet hatte, ein Pfaffe, der damals die Cicisbeorolle bey der Herzogin ſpielte, nachher in der Irländiſchen Rebellion auftrat, und dem Schwerde der Gerechtigkeit durch Selbſtvergiftung zuvorkam. Ungeachtet das Gericht Footen von der Anklage freyſprach, ſo war doch ſein Gefühl zu ſchmerzlich verwundet, und ſein Körper zu ſehr davon erſchüttert worden. Seit dieſer Zeit war ſein Humer ſo geſunken, daß ſich nur in ſeltenen Augenblicken eine leichte Aufwallung davon verſpüren ließ. Er hatte die Direktion ſeines kleinen Theaters an Colman abgetreten, und wollte es verſuchen, durch eine Reiſe in das mittägliche Frankreich ſeine ermatteten Lebensgeiſter anzufriſchen, als er zu Dover 1777 einem Fieberanfall unterlag.

Foote, als dramatiſcher Dichter und als Schauſpieler, war eben ſo wenig geneigt, als fähig, die feinen Züge des Hochkomiſchen darzuſtellen; allein im Niedrigkomiſchen und in den theatraliſchen Caricaturen, wo die Farben ohne Gefahr etwas ſtark aufgetragen werden können, zeigte er ſich unübertrefflich. Dieſe Seite bildete er ſo an ſich aus, daß er nur ſelten der Verſuchung widerſtehen konnte, ſein Talent da zu üben, wo ſich die Gelegenheit dazu fand. Unglücklicher Weiſe wurde mit dieſem Talente der Hang zur perſönlichen Satyre bey ihm zur ungebundenen Leidenſchaft. Dies mußte der poetiſchen Freyheit ſeines Geiſtes nachtheilig werden, und ihn immer tiefer in die niedrige Sphäre des gemeinen Poſſenſpieles hineinziehen. Die Nachſicht eines

---

*) Memoirs of Samuel Foote, Esq. with a collection of his genuine anecdotes and three of his dramatic pieces not published in his works. By William Cooxe Esq. London 1805. 3 Vols. 8.

Publikums, das ſelbſt an der Zügelloſigkeit ſeiner Laune ſich ergötzte, ſcheint ihn vollends verdorben zu haben. Gewiß iſt es, daß er, wenn auch nicht als der erſte Urheber, doch wenigſtens als ein vorzüglicher Beförderer des ſchlechten Geſchmackes betrachtet werden muß, der im Fache des Niedrigkomiſchen auf der engliſchen Bühne herrſchend geworden iſt. Foote war es, der zum Theil durch die ausgezeichnete Stärke ſeiner Mimik und den originellen Humor ſeines ganzen Spieles auch nichtswürdigen Poſſen den Beyfall des Publikums zu gewinnen wußte. Als ſein Spiel verſchwunden war, blieben nun doch die Farcen auf der Londner Bühne, und wurden Veranlaſſung zu neuen theatraliſchen Ausgeburten, in denen man alles eher finden kann, als Phantaſie, Witz und Verſtand.

Der Witz, den Foote am häufigſten und am glücklichſten übte, war von jener leichten Art, die mit Worten und Antitheſen ſpielt. Dieſe Art des Witzes fand Foote beſonders unter den Irländern herrſchend, mit denen er daher auch wohl eben darum vor andern Engländern auf das glücklichſte und heiterſte zuſammenſtimmte. Keiner ſeiner Zeitgenoſſen konnte ihm hierin den Rang ſtreitig machen; aber die meiſten blieben auch in jener höhern Gattung des Witzes hinter ihm zurück, die nicht blos die halbe Seite eines Gegenſtandes matt berührt, ſondern ihn in ſeinem innern Weſen ergreift und gleichſam von der Mitte aus mit einem hellen Strahle erleuchtet. Solche glänzende Funken des genialiſchen Witzes, in welchem Shakespeare der größte Meiſter iſt, finden ſich aber weniger in dem, was von Foote als witziger Einfall erzählt wird, als in ſeinen Schriften. Die meiſten Anekdoten von ihm beruhen auf Wortſpielen, die ſich eben darum nicht wohl im Deutſchen wiedergeben laſſen. Als Beyſpiele mögen hier einige der weniger bekannten ſtehen:

Einer von Foote's Bekannten pries gegen ihn die perſönlichen Reitze einer Dame, die ſich nicht eben ſehr von dieſer Seite auszeichnete. Warum machen Sie Ihre Anſprüche auf dieſe vollkommene Schönheit nicht geltend? fragte ihn Foote. Mit welchem Rechte könnte ich dies? verſetzte jener. Nach dem Völkerrechte ganz unſtreitig, antwortete Foote, als ihr erſter Entdecker.

Von einem jungen Herrn, der viele Schulden machte, und ſeine zahlreichen Gläubiger nicht befriedigte, pflegte Foote zu ſagen: „er ſey ein vielverſprechender junger Mann.“

Man rühmte gegen Foote die Zärtlichkeit der Weiber in Indien, die ſich nach dem Tode ihrer Gatten den Flammen weihen. Foote bemerkte: „die engliſchen Damen wären noch viel zärtlicher. Vor der Ehe pflegten ſie für ihren erſten Mann und nachher für ihren zweiten zu brennen.“

Es rühmte ſich ein Menſch von etwas verdächtigem Charakter gegen Foote ſeines geraden, offenen Sinnes. Mein Herz, ſagte er, ſchwebt mir immer auf der Zunge. Das habe ich mir wohl gedacht, ſagte Foote, daß es nicht auf dem rechten Flecke liegt.

Ein alter Herr hatte ein junges Mädchen geheurathet. Eine Dame, die hierüber mit Foote ſprach, bemerkte, jener ſey vielleicht verliebt geweſen, und verdiene daher wohl eher Mitleid, als Tadel. Sehr wahr, Madame, ſagte Foote, denn mit der Liebe iſt es wie mit den Blattern; je ſpäter man damit befallen wird, deſto ſchlimmer endigt die Krankheit.

x
—
y.

Notitzen.

Im Hamburger Korreſpondenten lieſt man folgende Anzeige: „der bey Joachim in Leipzig herauskommende Freymüthige für alle Stände iſt nicht der blos unterbrochene Freymüthige von Kotzebue und Merkel, der auf jeden Fall fortgeſetzt, und wovon alles Fehlende richtig nachgeliefert werden wird.“

In Neapel ward im Hintergrund einer weiten Grotte am Fuße des Vorgebürgs Japigio ein prächtiger Tempel entdeckt, der von den ſchönſten Marmorſäulen getragen wird, und in einem Styl erbaut iſt, der aus der ſchönſten Zeit Griechenlands herrührt.

Ein neues engliſches Journal, literariſches Panorama, ſoll die Britten vorzüglich mit der neueſten Literatur des Auslands bekannt machen.

Den 5 Jenner wurde in einer öffentlichen Sitzung der mathematiſchen und phyſikaliſchen Klaſſe des National-Inſtituts in Paris zum erſtenmale der jährliche Preis von einer goldenen Medaille, 3000 Franken am Werthe, den der Kaiſer vor einigen Jahren für die beſte Erfahrung über den Galvanismus geſtiftet hatte, ausgetheilt. Der Berliner Akademiker, Herr Ermann, erhielt ihn.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg.

Grade als der verwundete Herzog von Braunſchweig hier anlangte, wurde auf dem hieſigen deutſchen Theater das Schauſpiel Heinrich der Löwe aufgeführt: ein um ſo ſonderbareres Zuſammentreffen, als der Held des Stücks, (bekanntlich der Stammvater der Herzoge von Braunſchweig), in ſeinen Schickſalen eine auffallende Aehnlichkeit mit denen des nun verſtorbenen Herzogs darbot. Das Stück ſelbſt machte eine lebhafte Senſation, mußte aber, eben jenes Zuſammentreffens wegen, nach der dritten Vorſtellung einſtweilen ſuſpendirt werden.

Caſſel, den 28 Jan.

Die Kunſtſchätze der hieſigen Gallerie und des Muſeums ſind nun für unſere Stadt verloren. So ungern wir der Freude, die ſie uns gewährten, entſagten: ſo würden wir doch gern dem baldigen Frieden noch größere Opfer bringen. Auch der Herkules auf dem Weiſſenſteine wird jetzt auseinander genommen. Sie werden es wohl auch ſehr zweckmäßig finden, daß mit der Kraft auch ihr Symbol verſchwindet.

Braunſchweig.

Die ſchöne Galerie zu Salzthalen iſt eine Beute des Siegers, und ſchon von hier fortgeſchafft worden. An ſchönen Werken niederländiſcher Meiſter hatten wenige Galerien in Deutſchland einen ſo ſeltenen Reichthum, wie man ihn zu Salzthal fand. Der verewigte Herzog hatte dieſen in früherer Zeit beträchtlich vermehrt.

Erfurt, 17 Jan.

Nach den erſten Stürmen, die auch unſere Stadt betroffen, genießen wir jetzt eine erfreuliche Ruhe. Zwar wißen wir nicht, wie ſich die Wolken, die über unſerer Zukunſt hängen, zertheilen werden; aber Sie wißen es wohl ſchon, lieber Freund, man lebt hier ziemlich heiter für die Gegenwart. Die Schreckensſcenen, die wir erfahren, hätten zwar wohl unſern Frohſinn dämpfen können, doch glänzen ſeine Strahlen heiterer als zuvor. Nie war unſer Theater beſuchter, nie waren unſere Bälle, Concerte und Aſſembleen zahlreicher und glänzender.

Nro. 36.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Februar, 1807.

Weisheit! Tugend! — Ehrwürdige Namen, die ſo wenig Bedeutung auf den Lippen der Meiſten haben! Was ſeyd ihr anders, als du, der ſicherſte Weg zur Freude, und du, die beſte Art, ihrer zu genieſſen!

Wieland.

Ueber die Grüße.

(Beſchluß.)

Der Gruß der Britten zeichnet ſich aus durch ſeine Kräftigkeit. How do you do, wörtlich: wie thut ihr thun? eine verdoppelte Thätigkeit! Das Wort thun ſpielt überhaupt eine große Rolle in der engliſchen Sprache; es iſt wie ein Hebel, der die andern Zeitwörter in Bewegung ſetzt. Und wie würket nicht auch das ſchmucke Eiländchen (the little snug Island) auf den ganzen Continent? — Man würde übrigens auch dieſen Phönikern der neuen Welt kein Unrecht thun, wenn man das letzte do ihres Grußes in der ſpeciellen kaufmänniſchen Bedeutung des Worts Handeln nähme, und das Ganze in den Kaufmannsgruß: Wie ſtehn die Geſchäfte? überſetzte. Der Handlungsſtand in der ganzen Welt erkennet nicht leicht ein anderes Geſchäft und Handeln auſſer dem ſeinigen für ein ſolches; wenigſtens wird er demſelben doch den höhern Sinn (sensus eminentior) zueignen. Und ſein Eudämonismus gebietet, wenn auch nicht tiefern Reſpekt, doch den tiefern Reverenz. Darum iſt der brittiſche Gruß ſehr paſſend für eine handelnde Nation. — Der Gruß God bleſs you (Gott geſegne euch) deutet theils auf Religioſität, oder, wenn man will, Kirchlichkeit: gleichfalls ein Charakterzug der Britten; theils vielleicht auch auf Gedeihlichkeit (comfort), worauf John Bull bekanntlich in allen Stücken viel hält.

Bey dem Hauptgruß unſerer fleißigen und phlegmatiſchen Nachbaren, der Holländer: Hoe vaert myn Heer! (eigentlich: wie fährt mein Herr) iſt dem Fremden, der ihn zum erſtenmal hört, beynahe ſo zu Muthe, als ob die Nation auf einem Treckſchuit oder Indienfahrer lebte, und ſich gemächlich von Ort zu Ort bringen ließe. Der Engländer, auch ein ſolches Amphibion, hat den nämlichen Tropus in ſeinem Abſchiedsgruß, worin er ebenfalls eine gute Fahrt (farewell) wünſcht.

Auch in dem Ton der Stimme, womit der Gruß ausgeſprochen wird, liegt oftmals etwas Charakteriſtiſches, das dem genauern Beobachter Gemüthsart, Clima oder Regierungsſyſtem eines Landes oder einer Gegend andeutet. Mit dem Sinn, womit z. B. ein Unterthan ſeine Abgaben hergibt, wird er auch den Gruß geben. Wo das Regierungsſyſtem hart und drückend iſt, wo der Bauer, wie Peſtalozzi ſagt, wie ein geſchlagener Ochs an ſeinem Bahren frißt, und ſonſt nichts achtet, da wird noch der Gruß ſeltener gehört werden, und hart und rauh klingen. Wie ſollte er das Geben lernen, wo man nur von ihm nimmt, und mit Härte nimmt. — Aber auch in den fetten ſchweren Marſchländern, wo der Bauer ſich ein Edelmann dünkt, wird ſein Gruß etwa tönen, wie wenn er ſeinem wohlgenährten Pfluggaul oder Ochſen Hott! und Hüſt! zuruft. Da iſt der Böotismus zu Hauſe, der, wenn eine Doſis Verſtand und Witz ihm zugeſetzt wird, zum Laconismus werden

kann. — Atticiſmus und Feinheit waren gleichlautende Wörter. Der ſteinigte, bergigte, nicht übermäßig fruchtbare Boden erzeuget Gewandtheit, und führt die Menſchen in nähere Berührung. Da wird der Gruß freundlicher klingen.

Ich habe mehrmals auf kleinen Wanderungen durch Dörfer bey Bauern — denn dieſe ſprechen ſich am meiſten ſo aus, wie es ihnen die Natur und der Geiſt gibt — darauf geachtet, wie die Art und der Ton des Grüßens faſt mit den verſchiedenen Erdſchichten abwechſelt. In einigen Gegenden von Weſtphalen z. B. wird das Prädikat, das man mit der Tageszeit wünſcht, ganz verſchluckt, und ſelbſt die Benennung der Tageszeit nur halb, oder, wie man ſagt, in den Bart geſprochen, wie ſtatt guten Morgen etwa nur Morn; da es hingegen an andern Orten recht deutlich mit freundlichem Kopfnicken, guten Morgen, — oder ſelbſt mit einem ſupernumerären Epithet: ſchönen guten Morgen, herauskommt, — oder wohl gar, welches das Höchſte iſt, mit Zuſetzung eines Namens und Titels, wie z. E. eines junger Heer, oder dergleichen, was man doch immer gerne hört, wenn es auch, im ſtrengen Sinne genommen, eben nicht mehr paſſen ſollte. In verfeinerten Städten ſind dergleichen Epitheta ornantia verdächtig; nicht aber alſo bey dem Bauersmann und dem ſchlichten Bürger des Landſtädtchens.

Es ließe ſich noch viel ſonderliches über die Grüße ſagen, allein mir, und wahrſcheinlich auch dem geneigten Leſer, dünket, es ſey hiemit genug. Die Nutzanwendung bleibt jedem Leſer überlaſſen. Sollte er aber noch die Frage auf dem Herzen haben, welche von den vielen Grüßen ſich der Verfaſſer dieſer Abhandlung vor andern auserkohren habe, ſo dienet ihm zur Antwort, daß es die beyden erſten, der Morgenländiſche und Griechiſche, ſind. Und ſo wünſchet er denn aus vollem Herzen allen Leſern, und nicht minder allen Nichtleſern des Morgenblatts, Friede und Freude! E. A. Krummacher.

Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin.

30 Jänner.

Die politiſchen Stürme, in denen wir leben, haben auf die literariſchen Beſtrebungen unſerer Gelehrten nicht den mindeſten nachtheiligen Einfluß. Einen ſehr glänzenden Beweis davon lieferte die geſtrige öffentliche Sitzung der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, zum Wiedergedächtniß ihres Stiftungstages, die durch den Werth der darin vorgeleſenen Abhandlungen ein allgemeines Intereſſe weckte. Nach einer zweckmäßigen Einleitung des Hrn. Direktors Merian, in franzöſiſcher Sprache, in der er die Abſicht dieſer Verſammlung auseinander ſetzte, las der große Geſchichtsforſcher Johann von Müller einen Panegyrikus auf Friedrich den Großen vor, der, Theils in Hinſicht des Reichthums an Ideen, Theils auch wegen der geiſtvollen Anſpielungen auf die jetzige politiſche Lage der Dinge, eine merkwürdige Erſcheinung der Zeit iſt. Herr von Müller begann mit einigen allgemeinen Bemerkungen, worauf er, um die Höhe zu zeigen, auf der Friedrich der Große in Rückſicht der eigenen freyen Thätigkeit ſeines Genies ſtehe, Blicke in die ältere Geſchichte warf, und anführte, daß weder Conſtantin noch Juſtinian, noch irgend einer der vielgefeierten Regenten früherer Zeit würdig wäre, mit ihm verglichen zu werden. Hierauf äußerte er einige Troſtgründe für die Bewohner der Preußiſchen Monarchie, in denen er ſie auf eine ſo zarte als geiſtvolle Weiſe über die neueſten Unglücksfälle zu beruhigen ſuchte, indem er ſagte: „Jedes Volk, an deſſen „Spitze einſt ein Held ſtand, hat auch die gültigſten Anſprüche auf die Achtung und Liebe jedes andern Helden zu „machen, und, ſo lange den Preußen das Andenken an das „Genie und die Tugenden ihres großen Königs heilig ſeyn „wird, ſo lange dürfen ſie, ſowohl in dem überraſchendſten „Wechſel des Glücks als in dem Wechſel der Jahrhunderte, „nicht verzweifeln; denn die Helden jeder Nation werden „an dem Volke Friedrichs des Großen das lebendigſte Intereſſe nehmen.“ — Eben ſo ſchön und wahr als dieſe Worte iſt auch die nun folgende Charakteriſtik des großen Königs, von der ich hier folgende Punkte auszeichne: „Der „erſte Grundſatz, den er mit der ganzen Kraft ſeines Willens zu befolgen ſtrebte, und den er nie aus den Augen „verlor, war, ſobald als er König war, der erſte unter allen Königen zu ſeyn, indem er alle Pflichten ſeines Berufs auf das Pünktlichſte erfüllte. Er liebte die Künſte „des Friedens, und war zwölf Jahre lang der gefürchtetſte „Krieger. Gleich vertheilte er ſeine Zeit unter dem Studium der Wiſſenſchaften, der Muſik, und dem Genuß der „Freundſchaft, und auch nicht der geringſte Zweig der „Staatsverwaltung, mit der er ſich während ſechs und vierzig Regierungs-Jahren täglich beſchäftigte, entgieng ſeiner Aufmerkſamkeit. Er war völlig überzeugt, ein Monarch müße der Erſte ſeines Landes ſeyn, nicht blos durch „ſeine allumfaßende Gelehrſamkeit, ſondern auch dadurch, „daß ſein Geiſt frey ſeyn müße von Einſeitigkeit, verweichlichenden Neigungen und gemeinen verwerflichen Vorurtheilen.“ — Nicht minder merkwürdig iſt auch der Schluß dieſer Vorleſung, der aus einer Apoſtrofe an den Schatten des großen Unſterblichen beſteht, und ſo lautet: „Du aber, „unſterblicher Friedrich, wenn Dein entfeſſelter Geiſt in „Deinen ſeeligen Wohnungen, wo Du mit den Scipionen, „Trajanen und Guſtaven umher wandelſt, einen Augenblick „den großen Weltbegebenheiten Deine Aufmerkſamkeit ſchenken willſt: ſo wirſt Du den Sieg, die Größe „und die Macht immer als ein Eigenthum deſſen erblicken, der Dir am meiſten gleicht. „Und Du wirſt ſehen, daß die tiefe Verehrung „Deines Namens die Franzoſen, die Du ſo ſehr „liebteſt, mit den Preußen, deren Stolz Du „biſt, in der Bewunderung Deiner erhabenen „Tugenden, die das Andenken an Dich in uns „erneuert, vereinigt.“

Nach dieſer gehaltvollen Vorleſung*) theilte der berühmte Reiſende, Herr von Humboldt, in deutſcher Sprache

*) Dieſe Vorleſung iſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, und wird in Kurzem ſowohl im franzöſiſchen Original, als in einer unter den Augen des Hrn. Geheimeraths von Müller beſorgten Ueberſetzung in der Sanderiſchen Buchhandlung zu Berlin erſcheinen, und überall durch dieſe für wenige Groſchen zu haben ſeyn. R.

höchſt intereßante Notitzen über die Steppen Südamerika's mit, deren Merkwürdigkeiten in climatiſcher und naturhiſtoriſcher Hinſicht er in einer blühenden, faſt üppigen, Schreib-Art enthüllte.

Hierauf las der Herr Geheime Ober-Bergrath Karſten eine Abhandlung über den Pariſchen Marmor vor. Er zeigte die Schwürigkeiten, von den aus dem Alterthum geretteten Statuen auf die Marmorart, aus der ſie gebildet wären, zu abſtrahiren, widerlegte einige Irrthümer Winkelmanns mit der Schonung und Gründlichkeit, die eines ſo hochachtungswerthen Gelehrten wurdig iſt, bemerkte, daß der Apoll von Belvedere nicht von Pariſchem Marmor ſey, aber wohl die Statue des Laokoon, machte dann auf die unterſcheidende Merkmale des Pariſchen, Penteliſchen und Carrariſchen Marmors aufmerkſam, nannte nach den verſchiedenen Kunſt-Perioden die antiken Statuen und Reliefs, die würklich aus Pariſchem Stein gearbeitet wären, (wobey er als Autorität den berühmten Berliniſchen Archäologen Hrn. Hofrath Hirt anführte), und ſchloß mit dem Wunſche, daß doch bald ein kenntnißreicher Gelehrter eine Reiſe nach Griechenland in geognoſtiſcher Hinſicht unternehmen und über dergleichen Gegenſtände befriedigende Aufſchlüße mittheilen möchte.

Zum Schluße der geſtrigen Verſammlung las Herr Profeſſor Ancillon in franzöſiſcher Sprache eine Abhandlung über Naivetät und edle Einfalt vor, die ſehr gehaltreiche Bemerkungen, auf eine geiſtvolle Weiſe ausgedrückt, enthielt.

August Kuhn.

Galerie antique

ou collection des chefs d'oeuvre d'architecture, de sculpture et de peinture antiques.

Unter dieſem Titel erſcheint, „bey Treuttel und Würtz in Paris und Strasburg," ein großes Werk in Folio mit Kupfern, das Heftweiſe ausgegeben wird, und zwar in jedem Monat Ein Heft mit 8 Kupfern und Text.

Es ſoll, nach der Ankündigung, beſonders für das Studium der Baukünſtler, der Mahler, der Bildhauer, und für alle Liebhaber des Alterthums und der ſchönen Künſte beſtimmt ſeyn; alles enthalten, was uns aus der alten Kunſt Merkwürdiges übrig geblieben iſt, und die Anſchaffung der vielen koſtbaren und zerſtreuten Werke erſparen. Es wird in Hauptabtheilungen nach den Ländern erſcheinen, wovon Jede ein eigenes Werk ausmachen, und ganz geendiget werden ſoll, ehe eine andere anfängt. Man kann entweder auf das ganze Werk oder nur auf einzelne Abtheilungen ſubſcribiren, ohne Vorausbezahlung; und alle ſolide Kunſt- und Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an. Jedes Heft koſtet 2 Rthl. 8 ggr. ſächſ. — auf Velinpapier 3 Rthl. 18 ggr. frei bis Leipzig.

Der Anfang iſt mit den griechiſchen Kunſtwerken gemacht. Nach dieſen werden die Syriſchen, Egyptiſchen, Sicilianiſchen, die von Groß-Griechenland, von Italien, und dann die Franzöſiſchen folgen. Endlich bleibt noch eine beſondere Abtheilung den orientaliſchen Monumenten gewidmet. Die Kupfer werden in Umrißen von Bouttois und andern geſchickten Mitarbeitern geſtochen; den Text aber hat der Architect Legrand übernommen. —

Was wir bis jetzt ſehen, betrifft die Athenienſiſchen Alterthümer. Zu dieſem Zweck iſt das mit Recht berühmte Werk: „The Antiquities of Athens by James Stuart and Nicholas Revett. 2 Vol." benutzt, und den „Ruines des plus beaux monumens de la Grèce par M. Le Roy" u. a. vorgezogen worden, weil die Meſſungen und Unterſuchungen der genannten Engländer weit genauer ſind.

Die vor uns liegenden 7 Hefte enthalten ſchon den größern Theil der Stuart'ſchen Abbildungen, welche mit aller Genauigkeit, nur in etwas kleinerem Format, nachgeſtochen, und in franzöſiſches Maaß übergetragen ſind. Die Gebäude der Acropolis ſtehen hier vorne an. Es enthalten alſo dieſe Hefte, außer einigen Platten mit andern Fragmenten, Medaillen ꝛc., den großen Minerva-Tempel (Parthenon), die Propyläen mit den dazu gehörigen Gebäuden, die zuſammenhängenden Tempel der Minerva Polias und des Erechtheus mit dem Pandroſium, und das Monument des Thraſyllus in Grundrißen, Aufrißen, Durchſchnitten und Zergliederungen, nebſt dem Plan der Acropolis; von den weiteren merkwürdigen Bauwerken des alten Athens aber einſtweilen den ſchönen Winde-Thurm.

Der Gehalt dieſes Werks erzeugt den gedoppelten Wunſch, daß es ungehinderten Fortgang haben, und immer ſo vortrefliche Materialien finden möge, wie Stuart ſie lieferte. Freylich könnte man ſagen: ſein weit auſſehender Plan, und ſein Umfang, der bey aller Einſchränkung immerhin ſehr ins Große wachſen muß, werden es den wenigſten ſtudirenden Künſtlern erlauben, ſich daſſelbe anzuſchaffen. Aber um ſo weniger ſollte es in Kunſtanſtalten fehlen, wo jene Gelegenheit fänden, es zu benutzen. Auch möchte man jedem, der noch ſo viel thun kann, rathen, wenigſtens die Abtheilung von Griechenland nicht zurück zu laſſen. Dieſer gute Rath erſtreckt ſich beſonders auch auf diejenigen Kunſtfreunde, denen es um Gründlichkeit ihrer Kenntniſſe zu thun iſt. Die griechiſche Baukunſt in ihrer ſchönſten Periode macht eigentlich das gegebene Geſetz für alle Baukunſt; und das Studium der Baukunſt könnte man die Logik der ſchönen Künſte überhaupt nennen. Wer ſich hier recht einſtudirt hat, weiß ſich leicht auch da zu nehmen, wo die gegebenen Geſetze aufhören. Es wird zwar Manchem ein trocknes Studium ſcheinen; es könnte aber gerade deßwegen als Probierſtein angeſehen werden, ob er auch würkliche Liebe zur Kunſt hat. In dieſem Falle wird er in kurzer Zeit keine angenehmere Unterhaltung kennen.

—s—

Briefe über Wien.

I.

Da ich mich bereits einige Jahre in Wien aufhalte, ſo glaubſt Du, lieber Freund, es wäre nun Zeit, Dir auch manches von dem, was ich beobachtet, mitzutheilen; von Wien insbeſondere wünſcheſt Du ein getreues Bild: bedenke wohl, was Du verlangſt. Wie viel Bemerkenswerthes geht dem Einzelnen in jenem Meere durcheinander fluthenden Lebens verlohren, in wie vielem beſchränkt ihn ſelbſt ſeine eigenthümliche Denkart, welche nicht immer die Frucht geprüfter Erfahrungen, ſondern auch die des Zufalls und der Umſtände iſt? Was ich Dir daher immer ſchreibe, nimm es als meine Anſicht.

Zuerſt: was meinſt Du damit, wann Du mich um den Charakter der Wiener fragſt? Die Zahl der Eingebohrnen verſchwindet unter jener Menge, welche Nieder- und Innerösterreich, Hungarn, Böhmen und Mähren und die beyden Gallizien in dieſen Mittelpunkt allgemeiner Thätigkeit ſenden, unter ſo vielen Fremden, welche vom Auslande herbeyſtrömen, und, wie in einem Zauberkreiſe feſtgehalten,

nicht mehr von hinnen wollen. Dennoch aber glaube nicht etwa, daß dieſe in ihrem Charakter ſo verſchiedenen Nationen verſchiedene Zirkel bilden, und in einförmiger Abſonderung nur ſich ſelbſt leben. Vielmehr ſtrebt Jeder ſich mit allen zu verbinden: in vielfältigen Verhältnißen des Lebens verflochten, zu gleichen Freuden vereint, unter denſelben Geſetzen verſammelt, ſehen ſie ſich auch als eines Bodens Kinder an; in allen lebt die gleiche Liebe zur Stadt, der ſie, wie einem zweyten Vaterlande, als Bürger angehören. Vorherrſchend im Ganzen iſt der Charakter der Oeſterreicher, eines biedern, oft verkannten, Volkes. Eine Art gutmüthigen Stolzes, der keineswegs beleidigend iſt, läßt der Wiener gegen das Ausland bemerken; er verhehlt es nicht, daß ſeinem Gefühle nach nur *ein* Wien auf Erden ſey; doch gönnet er es jedem gern, mit ihm zu genießen, und ſich der Vorzüge der Stadt mit ihm zu erfreuen. Nirgends will er ausſchließen, vielmehr alles in ſeinen Kreis herbeyziehen, und iſt zuvorkommend gefällig.

Willſt Du mit Wenigem ein treues Bild des Charakters der hieſigen Einwohner, ſo denke an den vorigen Winter zurück, und ſtelle Dir recht lebhaft vor, wie man voll ungewiſſer Furcht die Ankunft des Feindes erwartet. Er erſcheint: man erniedrigt ſich nicht zu kriechender Schmeicheley; doch läßt man ſich ſo vielfache Aufopferungen willig gefallen; der Bürger in Waffen erhält die Ordnung der Stadt; treu der eingegangenen Kapitulation, geſtattet er es zwar nie, daß ſeinem unwillkommenen Gaſte durch den Unwillen Einzelner Unbilde zugefügt werden; doch duldet er auch nicht von dieſem, was ihm nicht recht ſcheint, und wird ein billiger Schiedsrichter in ſeiner eigenen Sache. Endlich kehrt mit dem Frieden der Kaiſer zurück. Welche zarte Sorge bemerkſt Du da überall, ja alles zu vermeiden, was Ihm eine kränkende Erinnerung des Vergangenen geben könnte; welche feſtliche Zubereitungen, welcher Jubel, da der Monarch durch die Straßen der Stadt zieht! Die Giebel der Häuſer ſind mit Zurufenden bedeckt; von den Thürmen ſelbſt tönt mit dem Laut der Glocke Geſchrey und Muſik: nur dieß einzige fürchtet man, Ihm, der ſo vieles erduldet, vielleicht nicht deutlich genug die alt gewohnte Liebe zu erkennen zu geben.

2.

Welch ein regſames Leben in dieſer Stadt, von der erſten ſchwachen Dämmerung des Morgens bis zur Zeit des holden Schlafs, der die ſüße Vergeßenheit aller Dinge mit ſich führt. Schon um vier Uhr des Morgens hörſt Du im Sommer den einſamen Tritt der Marktleute, die aus den Vorſtädten mit ihrem Gemüſe, Obſt und dgl. herbeyeilen, um ſich eines guten Platzes zu verſichern. Indeß pocht an dem Gitter der Linien, welche Wien mit den Vorſtädten umfangen, das Landvolk unwillig an, ſtürmt an der Glocke, verlangt eingelaſſen zu werden, und ſchilt den langſchlafenden Mauthner. Ganze Caravanen dieſes Landvolks ſtrömen nun der eigentlichen innern Stadt zu; da ſiehſt Du niedliche Mädchen mit ihrer Milchbutte, häßliche Meduſen, Greiſe und Jünglinge, alle denſelben Weg in grotesker Vermiſchung wandeln. Alles wird nun lebendig; um acht Uhr findeſt Du ſchon Käufer und Verkäufer in lebhaftem Verkehre, oft auch im Unwillen und erbitterten Streite. Auch die Buden (Gewölber, wie man ſie hier nennt) eröffnen ſich nun, und Du findeſt plötzlich die vorzüglichſten Straßen und Plätze der Stadt durch Waaren-Auslagen jeder Art ſehr reitzend verziert.

Jetzt füllen ſich die Kaffeehäuſer, die Straßen werden von der Menge der Leute voll, die ihren Geſchäften nachgehen; die Bureaux, die Gerichtsſäle beginnen ihre immer wiederkehrende Thätigkeit. Das Geraſſel der Kutſchen ertönt nun faſt ununterbrochen bis zum Abende fort, eben ſo lang ſtrömt die Menge der Fußgänger. Denn da hier zu ſehr verſchiedenen Stunden die Mittagsmahlzeit eingenommen wird, ſo bemerkt man auf den Straſſen nie eine weſentliche Verminderung des Gedränges. Bürger und Handwerker ſpeiſen gewöhnlich um zwölf Uhr, der Geſchäftsmann um ein oder zwey Uhr, der Adel um drey, vier Uhr, oder auch wohl ſpäter.

Des Abends eilt man, ſich von den Geſchäften des Tags zu erholen; man geht entweder in Geſellſchaften, erheitert ſich durch Spiel, oder verſammelt ſich dort um das Fortepiano einer niedlichen Sängerin, und lobt ihre reitzende Stimme. Wer nicht irgendwo geladen iſt, oder überhaupt nicht das Glück hat, in ſolchen Geſellſchaften Eintritt zu finden, beſucht das Theater. Dort nun nimmt man es in Wien nicht genauer, als irgendwo in Deutſchland; man macht ſelten Prätenzion auf eigentliche Kunſt, ſondern betrachtet die Sache ſchlechthin als Gegenſtand der Unterhaltung. In der Muſik iſt dies nicht ſo der Fall, wo die Wiener nicht allein oft das Feinſte fühlen, ſondern es auch von Kompoſiteur und Sänger verlangen, und oft ſtrenge Richter ſind, wenn ſie es nicht erhalten. Sie gehen hiebey mit einer gewißen Univerſalität zu Werke, und wenn auch nach Händels ernſtem Meſſias den folgenden Tag etwas von Paeſiello gegeben würde, ſo würden ſie das Letztere in ſeiner Art auch zu loben wiſſen. Jedoch hat ſich die gute Meynung, die ich von ihnen in Hinſicht ihres muſikaliſchen Gefühls hege, ſeit längerer Zeit bey mir etwas dadurch vermindert, daß ſie bereits durch ein Paar Jahre die franzöſiſchen Opern mit Geduld ertragen. Es wird da gewöhnlich ein franzöſiſches Opernbuch auf die bereits vorhandene Muſik elend genug überſetzt, das Publikum läßt ſich die Sache vorſingen, beklatſcht die Sänger, erfreut ſich gutmüthig, wenn es ein Paar arme Verfolgte, die gewöhnlichen Helden dieſer Stücke, nach unendlichen mühſeligen Beſchwerlichkeiten zuletzt glücklich gerettet ſieht, klatſcht, und verläßt das Theater ſo ziemlich befriedigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 21 Jan.

Die baieriſchen Kronen, die man bey dem Juwelier Nitot auf dem Carrouſſel-Platze ſehen konnte, erregten wegen ihrer Koſtbarkeit und der geſchmackvollen Arbeit allgemeine Bewunderung, und es gehörte zum guten Ton, dort geweſen zu ſeyn.

Die Damen tragen Roſen auf den Hüten. Die Fichûs de cygne ſind noch immer an der Tagesordnung.

Die ſchwarzen ſeidenen Strümpfe erhalten ſich bey den Damen. Nur muß der Schuh einen farbigen Rand haben.

Man ſieht an den Zwillingen, wie froh das Publikum an einer auch nur halbweg erträglichen italieniſchen Oper iſt. Die Muſik iſt dem allgemeinen Urtheile nach ſehr ſchön, und der Geſang der Mde. Barille ſehr angenehm.

Die Societé de la charité maternelle hat ihre Rechnung von 1806 bekannt gemacht. Fünfhundert Mütter wurden jede mit 128 Fr. unterſtützt. Auſſer der kaiſerlichen Familie und einigen Reichen, beſonders Banquiers, haben 208 andere Subſcribenten 12820 Fr. beigetragen.

Nro. 37.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Februar, 1807.

Forſchung des Wahren, geb' ich dir mich ganz hin,
Ernt' ich Kenntniß, die mir den Geiſt erhellet,
Löſcht des Herzens Durſt.

Klopſtock.

Kalliroe. Tragödie, bey Breitkopf und Härtel in Leipzig 1806. 8. S. 85.

Auch dieſe Tragödie iſt wieder eine Nachbildung der alten griechiſchen Form, wie dieſe jetzt an der Tagesordnung ſind. Ob der Geiſt des alten Kothurns auf ihr ruht, möchte zu bezweifeln ſeyn, wenn man dem Verfaſſer gleich Talent und Studium nicht abſprechen kann. Das Moderne verräth ſich ſchon durch die weit größere Herrſchaft der Sentimentalität, die dann natürlich durch ihren ſeltſamen Kontraſt, zumal bey der Waſchhaftigkeit, mit der ſie ſich ſogleich im Eingange vernehmen läßt, die Illuſion, als ob wir Griechen hier hörten, nicht wenig ſtört. An Einfachheit des Plans, an Träumen und Orakeln und griechiſchen Phraſen fehlt es nicht; dieß iſt wahr. Aber die Einfachheit hat wenig Anziehendes; die Träume und Orakel vertreten ganz die Stelle beſtimmterer fortſchreitender Handlung und ſchöner Entwicklung der Charaktere durch ſie; was man doch bey den muſterhaften alten Tragödien, den Sophokleiſchen z. B., nie vermißt. Wollen unſere Leſer und Leſerinnen etwas Näheres vom Inhalte wiſſen? Sie finden einen Prieſter Koreſos und eine Prieſterin Kalliroe; beyde dienen am Tempel des Bacchus. Auſſer dieſen zwey Perſonen und dem Chor, der, nicht zu vergeſſen, hier eine Hauptrolle ſpielt, aber lange nicht ſo eingreifend in's Ganze wie bey den Griechen, endlich noch dem Boten, der den Spruch des Dodoniſchen Orakels zurückbringt, treffen wir auf keine weiter. Die Fabel des Stücks? — Koreſos iſt in Kalliroe verliebt; aber die Spröde verſchmäht auf die hartnäckigſte Art ſeine Häßlichkeit. Dieß erfahren wir in der Ouvertüre des Stückes in einem 6 volle Seiten langen Monologe. Ein ſeltſamer Unfall hat das Land betroffen, eine eigene Art Wahnſinnes ſich der meiſten Einwohner bemächtiget.

„Der Leib erwacht, doch wird der Geiſt nicht wach;
Von Wahnſinns Banden wird er feſt gehalten.
Vergebens leuchtet glänzend ihm der Tag;
Er ſieht nur nächtlich finſtre Truggeſtalten,
Und kämpfend mit den weſenloſen Schrecken
Erliegt er bald den gräßlichen Gewalten,
Denn nichts vermag ihn aus dem Wahn zu wecken."
S. 14.

Umſonſt verſucht man mit Opfern den Zorn des Gottes zu ſühnen; das Opfer wird verſchmäht, der bekränzte Stier ſinkt, vom Streiche der Opfer-Axt noch nicht berührt, todt zur Erde. Man ſendet nach dem Tempel Dodona's. Unterdeſſen hatte Koreſos Gelegenheit gefunden, ſeine Liebe der Kalliroe wiederholt, aber vergeblich anzutragen; Ja, er gieng gar ſo weit, den Zorn des Gottes — ſeltſam genug — ihrer Härte gegen ihn zuzuſchreiben. Ein Traumgeſicht, von Bacchus ihm geſendet, das ihm die lebhafteſte Hoffnung zu Erfüllung ſeiner Wünſche zu geben ſchien, hatte ihn auf den ſonderbaren Einfall gebracht, der

recht dazu gemacht war, auch eine minder ſpröde Schöne in ihrem Eigenſinne noch zu beſtärken. (S. 41.)

„Die Deutung ſeh' ich klar ſich nun entfalten:
Was ſtrafend Götter unſerm Land geſendet,
Wird ſühnend durch die Liebe nun gewendet.“—

Die Antwort des Zeus aus dem Dodoniſchen Tempel kommt zurück. Der Gott verlangt — Kalliroe zum Opfer. Koreſos ſoll das Opfer vollziehen. Nach einem langen Kampfe entſchließt er ſich dazu; aber er täuſchet im Augenblicke, da die Handlung geſchehen ſoll, Kalliroen und das Volk, ſich ſelbſt den Stahl in die Bruſt bohrend. Jetzt erſt, da er halbtodt niederſinkt zu den Füßen der ſpröden Prieſterin, löſet ſich von den Lippen derſelben das Geſtändniß ihrer Liebe. Im Augenblicke, da ſie es ausgeſprochen, erſticht ſie ſich ſelbſt neben ihm. Koreſos erwacht auf kurze Momente aus ſeiner Ohnmacht, und was in Liebe das Leben nicht einen ſollte, einet der Tod; das Orakel iſt erfüllt und der Traum. Dieß der Inhalt des Stücks. — Die Verſe beſtehen aus Trimetern, d. i. aus ſechsfüßigen Jamben, mitunter auch fünffüßigen. Man wird nicht ſelten an Schillers Braut in Meſſina, einigemale auch an ſeine Maria von Stuart erinnert. Der Verfaſſer des Stücks iſt wahrſcheinlich derſelbe mit dem Verfaſſer des Polyidos, einer Tragödie, die bey allen Fehlern doch entſchiedene Vorzüge hat, und der Aetolier. Wie geſagt, Talent verräth auch das vor uns liegende Trauerſpiel; aber ob der junge Autor mit ſeinen gräciſirenden Dramen den rechten Weg zum Herzen, ich will nicht ſagen den Geſchmack des Publikums, — auch nur des kleineren gebildeten, für das man am liebſten ſchreibt, möchte getroffen haben, dieß dürfte eine andere Frage ſeyn. C.

Baur's Biographieen.

Mit Recht iſt das biographiſche Handbuch berühmter Männer des 18ten Jahrhunderts, welches der Prediger Samuel Baur in Göttingen bey Ulm unter dem Titel: Gallerie hiſtoriſcher Gemälde aus dem 18ten Jahrhundert (1804 u. 5 in 4 Bänden, Hof bey Grau) als ein Handbuch für jeden Tag im Jahr herausgab, indem jeder Theil 3 Monate enthielt, zu ſeiner Zeit empfohlen und fleißig gekauft worden. Viele Freunde einer nützlichen hiſtoriſchen Lektüre haben es als einen kleinen Hausbedarf ihrer Handbibliothek zugeſellt, und ſich ſelten bey einem Tag, wo ſie es aufſchlugen, getäuſcht gefunden. Der Verfaſſer ſchöpft aus guten Quellen, und erzählt ohne Schönrednerey kräftig und angenehm. Das Buch fand Beyfall, und ſo erhielt es noch eine Zugabe von 2 Bänden, welche auch mit einem eigenen neuen Titel: Charakter-Zeichnungen intereſſanter Menſchen aus der neueren Geſchichte (bey eben dem Verleger 1806) erſchienen, und die intereſſanteſten Charaktere des letztverfloſſenen Jahrhunderts, die ſich in jene Kalenderordnung nicht füglich hatten einpaſſen laſſen, unter 25 Rubriken nachholten. Der letzte Band fängt mit No. X., politiſchen Schriftſtellern und Geographen, an, und hört auf mit No. XXV., Rebellen und Betrüger, wo uns Marat und Charette blutdürſtigen Andenkens aus der franzöſiſchen Revolution und Süß Oppenheimer vorgeführt werden. Beyde Bände umfaſſen 155 kleine Biographieen, wovon die meiſten zwar nur 6 Oktavſeiten ausfüllen, aber in dieſem beſchränkten Raum dennoch das Wiſſenswürdigſte und Unterhaltendſte ſo zuſammen drängen, daß zwiſchen ſkelettartiger Trockenheit und ermüdender Ausführlichkeit immer das rechte Gleichgewicht gehalten wird. Zur ſchnellen Ueberſicht dient das Regiſter am Ende. Auch dies anſpruchloſe Buch gehört zu den guten Gaben der holden Göttin Levana, der unſer Jean Paul eine ſo wohlgefällige Opferſpende durch ſein Buch voll Geiſt und Herz dargebracht hat.

Theater-Nachrichten aus Berlin.

Unſere Bühne, ohne Widerſpruch die erſte Deutſchlands, iſt durch den Krieg in ſehr traurige Umſtände verſetzt werden; denn da die ſonſt ſo ſpaßluſtigen Berliner, die unter dem ſchwerlaſtenden Gewicht der Zeit und deren trüben Ereigniſſen beträchtlich leiden, öfters durch ſehr ernſte Sorgen von dem Beſuch des Schauſpielhauſes zurückgehalten werden: ſo ſteht dies meiſtens leer, und das ſcheint denn wieder auf die Regie der Bühne, die in einen lethargiſchen Schlummer geſunken iſt, ſo wie auch auf das Spiel unſerer Künſtler und Nicht-Künſtler (wir haben von beyden Sorten) einen ſehr bedeutenden, wenn auch eben nicht erfreulichen Einfluß zu haben. Zuweilen ſehen wir wohl Shakespears, Schillers und Racines Geiſter über die Bühne ſchreiten; aber ſie kommen ſo äuſſerſt ſelten, daß man faſt glauben könnte, ſie ſeyen mit der Art und Weiſe, wie die meiſten Mitglieder unſers Theaters ſie behandelten, eben nicht ſehr zufrieden. Indeß hoffen wir, daß ſich das zum großen Gewinn der Kunſt bald ändern werde, und wir faßen dieſe Hoffnung um ſo freudiger, da es doch ſcheint, als ſey die Direktion aus dem erwähnten Schlummer erwacht, und wolle uns wieder von Zeit zu Zeit mit einigen neuen Darſtellungen erfreuen. Geſtern ward wenigſtens ein ſehr löblicher Anfang gemacht, mit einem neuen, nach Pikards: Un jeu de la fortune bearbeiteten, Luſtſpiel in fünf Akten: Laune des Schickſals, oder: die Marionetten. Die Fabel des Stücks iſt folgende. Klaus, ein ehrenveſter Dorfſchulmeiſter, hat ehmals in Halle ſtudirt, und dann aus bloßer philoſophiſcher Genügſamkeit die kleine Stelle angenommen, in der wir ihn erblicken, und die alle ſeine Wünſche begrenzt. Erhaben über den niedern, armſeligen Tand der Erde, fühlt er ſich in dem Be-

ſich ſeiner philoſophiſchen Gemüthsruhe, die nie aus dem Gleichgewicht gebracht werden kann, und — einer liebenswürdigen Braut glücklich, die er liebt, und von der er — angebetet wird. Dieſe Verſicherungen hören wir wenigſtens den trefflichen Klaus, der vielleicht nicht ohne die Abſicht des Verteutſchers an ſeinen Namensvetter den berühmten Halberſtädtiſchen Hirten erinnert, einem Schul- und Univerſitäts-Freunde, Namens Kaſpar, geben, der nach mancherley Irrfahrten Direktor eines wandernden Marionetten-Theaters geworden iſt. Unvermuthet bringt ihm der Notarius Flps athemlos die Bothſchaft, daß ſein reicher Vetter in Oſtindien geſtorben ſey, und ihn zum Erben eines Vermögens eingeſetzt habe, das jährlich 50,000 Thaler Intereße eintrage. Das iſt für den philoſophiſchen Klaus denn doch zuviel. Er wankt — er will in Ohnmacht ſinken — doch nein! er ermannt ſich; aber er reißt das Schildchen, das er als Wahrzeichen ſeiner Schulmeiſterſchaft an ſeiner Hütte angehängt hat ab, tritt es mit Füßen, ſchreit laut auf, und hüpft und tanzt wie ein Beſeßener von der Bühne hinweg. Das iſt der Inhalt des erſten Akts. In den folgenden Aufzügen ſehen wir unſern Helden von jenen guten Freunden umringt, die nirgend ermangeln, um Begüterte, wie die Mücken um das Licht, ſich zu verſammeln, und in dieſem Stücke Wolkenfreunde genannt werden, weil ſie gleichſam aus den Wolken herabgefallen zu ſeyn ſcheinen. Vorzüglich bemerkbar machen ſich unter dieſen ein Herr Lehmann, der Beſitzer des Gutes, wo Klaus Schulmeiſter iſt, und ſeine Schweſter, Frau von Seeburg, eine hübſche junge Wittwe. Beyde ſind durch die Niederträchtigkeit eines Kaufmanns, dem ſie ihr ſämmtliches Vermögen in die Hände gegeben hatten, verarmt, und werden nun gegen den Neu-Begüterten nicht nur höchſt freundlich und zuvorkommend, ſondern ſie ſchmieden ſogar allerley Plane, um durch eine projektirte Heyrath zwiſchen ihm und der Frau von Seeburg an ſeinem Glück Theil nehmen zu können. Auſſer ihnen fanden wir auch einen Stadtſchreiber Valberg mit ſeiner Schweſter, einem eingebildeten dummen Stadtgänschen, welches deshalb immer ihren durch juriſtiſche Schwänke und Spitzfündigkeiten gewandt gewordenen Bruder in der Nähe haben muß. Dieſer aber, ein recht ausgelernter Rabuliſt, hat ihr hübſches Geſichtchen zur Angel für Klauſen beſtimmt, dem er auch aus dieſem Grunde auf das Unverſchämteſte und auf Koſten des verarmten Lehmanns den Hof macht, ob er gleich dieſem eigentlich ſein ganzes Glück zu verdanken hat. Ja, ſelbſt den obenerwähnten Marionetten-Direktor, den Beſonnenſten und Vernünftigſten im ganzen Stück, ſehen wir, von der Gewalt des Egoismus ergriffen, allerley kleinliche Plane machen, um ſeinen Jugendfreund für ſich zu gewinnen. Der reiche höchſtſeelige Klaus kauft indeß dem Hrn. Lehmann das Gut mit allem Zubehör um einen ungeheuren Preis ab, und entwirft nun auch ſeiner Seits mancherley weitausſehende Lebensplane; denn daß er nicht immer auf dieſem Dorfe bleiben kann, daß er in die Reſidenz muß, um ſich am Hofe vorſtellen zu laſſen, und daß er ſeine arme Couſine Minchen nun nicht heyrathen kann, da ihm ſein Geld den Weg zu weit vortheilhafteren Parthieen öffnet — das ſind Dinge, die ſich natürlich von ſelbſt verſtehen. Aber — der glückliche Klaus ſoll bald wieder zur Beſonnenheit kommen, und zwar auf Anſtiſten ſeines alten Jugendfreundes Kaſpar. Dieſer ſchämt ſich ſeines Egoismus, und ſucht ſogleich ſeinen alten Freund zu beſſern, theils um ihn den Verführungen ſeiner Wolkenfreunde zu entreiſſen, theils auch um das arme, edle Minchen glücklich zu machen. Er verbreitet daher mit Hülfe des Notarius Fips und einiger Briefe des Oſtindiſchen Erblaßers die Nachricht, daß Klaus von ſeinem Vetter enterbt, und Minchen die einzige Erbin ſey. Klaus iſt wie vom Schlage getroffen — aber zugleich gehen ihm über ſeine Thorheiten die Augen auf, und er fängt an, ſich ihrer recht innig zu ſchämen. Aber das edle von ihm verſchmähte Minchen erklärt, ſie würde, troß ihres Reichthums — nur ihm ihre Hand geben, und da Klaus durch dieſen Edelmuth vollends zerknirſcht wird: ſo tritt jetzt Kaſpar hervor, eröffnet, daß er allerdings der Erbe ſey, und daß in dem aufgefundenen Kodizill Minchen nur 15,000 Thaler ausgeſetzt wären; worauf denn die Geſchichte ſich zur Zufriedenheit der bey dieſen Vorfallen intereßirten Perſonen endet.

Schon aus dieſer kleinen Skitze ſehen meine verehrten Leſer, daß dieſes Fabelchen fähig iſt, manche ſehr beluſtigende Scene zu veranlaſſen. Aber Herr Pikard hat in den auftretenden Perſonen faſt lauter Karikaturen geſchildert. Theils dieſer Fehler, theils auch eine gewiße Oberflächlichkeit, die durch das ganze Stück geht, werden Urſache ſeyn, daß ſelbſt der Fleiß, den die Berliniſchen Künſtler auf die Darſtellung deſſelben wenden, es nicht vor ſehr frühem Veralten wird ſchützen können. Der Dialog iſt ſonſt leicht, fließend und zuweilen treffend witzig, und die Uebertragung zeugt von Fleiß und Sachkenntniß. Iffland als Klaus ſpielte mit der glücklichſten Laune, und beſtimmt iſt dem trefflichen Spiel dieſes Meiſters der Beyfall, mit dem dies Luſtſpiel aufgenommen wurde, vorzüglich zuzuſchreiben. Sein Genie iſt an allen Arten von Hilfsmitteln ſo reich, ſo unerſchöpflich, daß er in jeder Rolle neu erſcheint, und auch die alltäglichſten Charaktere pikant zu machen weiß, wie das z. B. mit dieſem Klaus der Fall war, der, von einem Schauſpieler dargeſtellt, der weniger Künſtler wäre, als Iffland, wahrſcheinlich nur zu einem langweiligen, tölpelhaften Pinſel geworden ſeyn würde. Auſſer ihm verdienen auch noch folgende Schauſpieler und Schauſpielerinnen mit Auszeichnung genannt zu werden: Herr Schwadke, als Valberg, Madame Flek als ſeine Schweſter (beyde beluſtigten ſehr), Hr. Gern als Kaſpar, und die Mlls. Mebus und Maas in den Rollen der Frau von Seeburg und Minchens.

Lehmann wurde durch das Spiel des Hrn. Labes noch unbedeutender und unintereſſanter, als er ohnehin iſt. — Zum Schluſſe dieſes Tages wurde: „das unterbrochene Konzert“, ein Singſpiel, mit Muſik von Berton, ebenfalls zum erſtenmale gegeben. Da dieſes Stück aber nur aus langweiligen, müſſigen Szenen beſteht, und die Muſik völlig werthlos iſt: ſo wußte das Publikum nicht, ob es gähnen oder pochen ſollte, und es würde daſſelbe gewiß nicht haben ausſpielen laſſen, wenn nicht Mlle. Schick, die Tochter der hieſigen geſchätzten Sängerin, Madame Schick, darin zum erſtenmale aufgetreten wäre. Die junge Künſtlerin ſang eine eingelegte Arie von Righini auf eine ſehr einnehmende Weiſe, und verſpricht, wenn ſie ihre Stimme mehr ausbildet, eine ſehr ausgezeichnete Sängerin zu werden.

Unſerer Bühne droht übrigens ein ſehr ſchmerzhafter Verluſt. Nicht genug, daß Madame Meyer und Mlle. Willich dieſelbe verlaſſen haben, von denen die Erſte in Rollen, wie die Jungfrau von Orleans, die Viertelsmeiſterin in den Huſſiten, die Merope u. dgl., die Zweite aber als eine ſchon viel leiſtende und noch mehr für die Zukunft verſprechende Sängerin in der Oper ungern vermißt wird — auch die liebenswürdige Madame Fleck werden wir verlieren, die, wie man hört, ein Engagement bey dem Wiener

Hoftheater angenommen hat. Iffland und Madame Bethmann haben zu unſerer Freude einen Ruf eben dahin ausgeſchlagen.

In Kurzem wird Cherubinis neueſte, viel gerühmte Oper: Faniska, hier aufgeführt werden.

Kuhn.

Notizen.

Madame de Charriere, die Verfaſſerin der Lettres écrites de Lausanne, und anderer Schriften, gab unlängſt keinen Roman (die müßige Neugier findet weder Verwicklungen, noch Ueberraſchungen, noch Liebes-Abentheuer) ſondern eine Erzählung unter dem Titel: Sir Walter Finch et son Fils William heraus, die den Leſer durch ihre Eigenheit, Natürlichkeit, und Kürze, ſo wie durch die zerſtreuten Lebensregeln und Paradoxen angenehm unterhalten wird. Ein Vater ſchreibt Briefe an ſeinen Sohn, über dieſen, von ſeinem erſten Hauch' an bis zum Augenblicke, da er über ſeine künftige Laufbahn entſcheiden ſoll. Hier einige Stellen, welche den Geiſt des Ganzen charakteriſiren.

La Compagnie des femmes, où il faut parler un peu, de peur de passer pour un sot mal élevé, et ne parler de rien de suite, de peur de passer pour un pédant, me déplait. (p. 39.)

Ah! pourquoi l'ennui n'est-il pas admis par les loix comme une cause suffisante de divorce? (p. 70.)

Ah! je le vois, plus femmes que toute autre chose, les femmes ne voudraient s'assurer les suffrages de l'univers et des siècles qu'à condition de ne pas perdre le moindre éloge du moindre fat. (p. 158.)

Je pense que les anges n'ont pas précisément de l'esprit, et qu'on a tort de dire: de l'esprit comme un ange. La placidité d'un ange doit empêcher les saillies d'imagination, en même temps que celle d'humeur; la bonté d'un ange ne permet pas les épigrammes, la pureté d'un ange est un obstacle aux plaisanteries tant soit peu libres, et qu'est-ce-que l'esprit sans ces choses-là? — Il n'est pas de la dignité d'un ange d'amuser; tout ce qu'il peut faire est de se laisser amuser; mais la plus haute dignité seroit de n'avoir pas besoin d'amusement. (p. 33.)

Thellwall in London hat in einem der ſchönſten Stadtviertel ein geräumiges Lokal gemiethet, den Saal mit den Büſten von Milton, Shakespeare, Sterne, Chatam, Garrik ꝛc. geziert, und einen Kurſus unter dem Namen ſhakespeariſcher Charaktere angekündigt. Er will das Vorzüglichſte aus den Werken jener Männer deklamiren, analyſiren, kommentiren, und zugleich das Spiel der Haupt-Schauſpieler und Actricen von Drury-Lane und Covent-Garden beurtheilen.

In Cagliari beſteht ſeit zwey Jahren eine königl. Geſellſchaft der Oekonomie und des Ackerbaus, die ein Deutſcher, Baron von Prunner, geſtiftet hat.

Am 10 Nov. 1806 ſtarb zu Liſſabon D. Juan von Braganz, Herzog von Lafôns, ein Oheim der regierenden Königin, Stifter und Präſident der k. Akademie der Wiſſenſchaften, die fünf Jahre lang auf ſeine Koſten unterhalten wurde. Im J. 1773 durchreiste er Griechenland, das türkiſche Reich und Egypten. Friederich der Große, Katharina II., Klemens XIV., Joſeph II., kannten, liebten, und ſchätzten ihn. Joſeph korreſpondirte ſogar bis an ſeinen Tod mit demſelben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Braunſchweig.

Seit dem Einmarſche der franzöſiſchen Truppen in unſere Stadt hat alles hier eine veränderte Geſtalt angenommen. Anfangs entfernte eine gewiſſe Scheu die Einwohner von ihren neuen Gäſten, und jede Parthei hielt ſich abgeſchloſſen für ſich. Das Schauſpielhaus wurde von den Einheimiſchen nicht mehr beſucht, und das Parterre glich faſt einem Kriegeslager, in dem man nichts als die Helme der Dragoner blincken ſah, und ihre Waffen klirren hörte. Bald aber bewürkte der geſellige Karakter der fröhlichen Nachbarn eine Vereinigung, und beyde Nazionen miſchten ſich luſtig unter einander.

Die franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft, unter der Direktion der Madame Burſay, ſezt ununterbrochen ihre Vorſtellungen fort, und das Theater wird häufiger als ſonſt beſucht. Die Geſellſchaft ſelbſt iſt, bis auf einige neuangekommene Damen, im Ganzen unverändert geblieben. Eine erſte Sängerin, Mad. Auguſte, trug in der Oper: Romeo und Juliette (mit herrlicher üppiger Muſik von Steibelt), die Rolle der Juliette mit vieler Kunſtfertigkeit vor. Dieſe Oper gehört in Hinſicht auf Kompoſizion und theatraliſche Würkſamkeit zu einer der vorzüglichſten, und verdiente vor allen andern, daß auch die deutſche Bühne näher mit ihr bekannt gemacht würde. — Madame Aſtruc, die das Rollenfach der St. Aubin hier ausfüllt, weiß ſich durch naive Grazie im Spiele und weichen ſchmelzenden Vortrag im Geſange den Beyfall des Publikums immer lebhaſt zu erhalten. Die neueſte Oper, in der die Hrn. Colin und Andró und die Damen Burſay und Serigny ſich auszeichneten, war Deux Mots, ou une Nuit dans la Forêt, mit einer ſehr gefälligen Muſik von d'Alayrac. Das Sujet dieſer Oper iſt zugleich ſo intereſſant und Aufmerkſamkeit erregend, daß ſie bereits einen deutſchen Ueberſetzer gefunden haben ſoll.

Die Magdeburger deutſche Schauſpielergeſellſchaft hat einen Refus erhalten, während der diesjährigen Wintermeſſe hier zu ſpielen.

Paris, 21 Jan.

Das Muſäum iſt mit Einſchluß des Salle d'Apollon wieder geöffnet. Die wenigen zurückgebliebenen Gemählde der Expoſition hängen mit einigen neuen von weniger Bedeutung im Salon. Unter jenen ſind Raphaels Tod und Girodets Sündfluth. Ludwig XIV. und die La Vallière im Holz, von Vincennes, iſt beſſer gehängt. Kenner tadeln an dieſem Stück, daß die Figuren für Staffage zu ſehr herausgehoben, für die Hauptſache zu arm ſeyen.

Aus dem Muſäum iſt die Madonna della Seggiola, vielleicht für St. Cloud, weggenommen worden. Auch die Jardinière hängt nicht im Muſäum, ſondern in einem Nebengemach, wo ſie kopirt wird. Man hofft, daß die neue Numerirung und Stellung bald vor ſich gehen werde.

Deſſaix Bildſäule auf dem Siegesplaz wird nun ganz nackt, mit ägyptiſchen Ruinen umgeben, gegoſſen. Das Modell iſt im Atelier des Künſtlers zu ſehen. Anfangs wollte man ihn, wie die Statuen auf der Treppe im Luxenburg, in der Uniform des Tags darſtellen.

Der Triumphbogen auf dem Carrouſſelplaz erhebt ſich ſehr ſchnell, troz der Einwendungen und Spottreden, die ihn wegen ſeiner Lage, mitten in einem freyen Plaze, treffen.

Das Gitter auf der Terraſſe der Tuillerien gegen die Rue de Rivoli (ſie genießt trauriger Celebrität unter dem Namen Terrasse des feuillans) iſt ſeiner Vollendung nahe, und wird ſich ſehr ſchön ausnehmen. Wenn der Friede die vielen Bauplätze der Rue de Rivoli mit ſchönen Häuſern beſezt hat, ſo wird dieſe Straße die erſte in Paris ſeyn.

Am Louvre wird unausgeſezt fortgearbeitet.

Nro. 38.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 13. Februar, 1807.

Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menſchen Bruſt
So freundlich und ſo fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe ſpielt.

Göthe.

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

(Fortſetzung.)

Der vierte Jahrgang des Wiener Hoftheater-Taſchenbuchs hatte das Glück, von dem Verfaſſer des Regulus beſorgt zu werden. Der gröſte Theil der Beyträge iſt von ihm ſelbſt, die übrigen haben ſeinen Bruder Matthäus von Collin, den Herrn Treitſchke und den Herrn Streckfuß zum Verfaſſer. Das Gedicht des Herausgebers, über die Schauſpielkunſt, ſagt ſehr viel Wahres und Gutes; aber es ſagt es nicht immer ganz gut. Noch beſſer haben uns die Briefe über die Nothwendigkeit und die Behandlung der Sylbenmaße im ernſten Schauſpiele gefallen. Der Verfaſſer behandelt den Stoff mit Scharfſinn und mit Sachkenntniß, und in ſeinem Vortrag herrſcht Leichtigkeit und Klarheit. Zum Beſchluſſe eine Scene aus ſeinen vielverſprechenden Proben ſeines Trauerſpiels: Bianka della Porta.

„Bianka.“

„Sind ſie nun endlich fort? Ich höre nichts?
Es wird nun ſtille. — Ja, ich bin allein.
So will ich — Guter Gott! Es zieht mich hin;
Und dennoch graut mir wieder. — Muth, Bianka!
Du ſollſt nicht furchtſam ſeyn, nicht weiblich weich;
Was du vollziehen willſt, das fordert Stärke.
Ich habe nichts verbrochen. Muth! ich muß,
Ich will, ich blicke — —

Ah!
(Sie ſinkt auf einen Sitz zurück, ſieht langſam wieder hin, und dann nach einer Pauſe.)

Wahr ſprach Vinelli.
Noch blühend liegt er da im Sarge ſelbſt.
Wie ſchön er iſt! wie gut er war! Er fiel;
Und zürnte nicht. Er iſt für mich gefallen;
Und zürnte nicht. So ſtrömet hin, ihr Thränen,
Wollüſtige und lang zurückgehaltene!
Er fiel für mich, und zürnte wahrlich nicht.
Was weil' ich hier? Was hält mich noch zurück?
Daß ich die Seele dort verhauchen könnte!
Er lächelt — Hin zu ihm!

O mein Battiſta!
(Steigt die Stufen hinauf, umfaßt den Sarg, und küßt ſeine Hand.)
Ha kalt! ſo kalt! Weh mir! Mein Herz erſtarrt,
Die Pulſe ſtocken; meine Kniee brechen;
Und dunkel wirds um mich, wie dunkel — ach!
Kann dieſer Jammer-Anblick mich nicht tödten?
Und muß ich ſelbſt —

Ha ſtille, was war das?
(Rafft ſich wieder auf und betrachtet ihn.)
Wer ſaget noch: im Tode liegt Entſetzen?
Ich ſah die Abgeſchiednen himmliſch lächeln,
Und glaub' es nicht — Befreyung, ſüße Rettung
Von tauſendfachem Druck und herber Quaal
Des ringsumſchränkten engen Erdenlebens,
Der Himmelsfreuden ſüßer Vorgenuß
Strahlt aus der Todten heiterm Angeſicht;
Was im Moment des Scheidens ſie empfanden,
War ein entzückendes Triumphgefühl:
So fühl' es mit, Bianka, weine nicht!

(Pauſe.)

Daß auch Battiſta ruhig ſcheiden konnte! —
Haſt du im Sterben nicht an mich gedacht?
Wie du zurück mich ließeſt, was mir droht!
Du liebteſt mich, und dennoch ſtarbſt du freudig!
Wohl mir! So hat ihm Gott den Geiſt geöffnet,
Was kommen wird, und muß, er ſahs bevor!
Nicht anders? Ja, ſo wars! Daher ſein Lächeln.
Denn wußt' er mich an ſeines Mörders Hand
Geſchmiedet im verfluchten Ehebund —
Was rauſcht um mich — was regt ſich da ſo plötzlich?
O mein Geliebter, höre! höre! Nie!
Nie werd' ich Ezelinos Weib! — Wie kannſt
Du's fürchten? Nie! Ich komme, folge! folge!
(Steigt entſchloſſen herab.)

Der innre Zwieſpalt iſt in mir geſchlichtet;
Leicht wirds und klar vor meinem Geiſte wieder.
Nun weiß ich, was ich kann und was ich darf.
Will dieſer Wüthrich nicht mein Flehn erhören,
Will von dem Sarge mich zum Altar reiſſen?
Das mußt ich Arme dulden? Nimmermehr!
Mehr gilt dem Weibe Tugend als das Leben.
Ja, ſterben darf ich, ſterben will ich auch.
Sey frey, Baſſano, kämpfe nicht für mich;
Kein andres Blut ſoll flieſſen, als das meine. —
Iſt das ſo recht, Battiſta? Säuſelſt du
Mit kühlem Fittig Ruhe in mein Herz?
Ich ahne deine Nähe, ja du ſchwebſt um mich!
So ſelig fühl' ich mich und weine doch!
Ach! mahnt den Menſchen alles an ſein Loos?
Die höchſte Wonne bricht in Thränen aus! —
Ich will nicht weinen! —
Was hör' ich? Ha Geräuſch! Wenn er nun nahte?
Gewiß, er iſt's! Die Stunde der Entſcheidung ſchlägt!
Sie überraſcht mich nicht! Ich bin gefaßt."
("Steigt hinauf zu dem Sarge.")

Welche Tiefe des Gefühls, und gleichwohl welche weiſe Mäßigung im Ausdruck! Hoffentlich wird der Verfaſſer die Freunde ſeiner Muſe nicht allzulange auf das Ganze warten laſſen.

Die Schriften des Hrn. von Kotzebue ſind nicht ſelten Prozeße, die er bey dem Publikum gewinnt, und bey der Kritik verliert. Auch der fünfte Jahrgang ſeines Almanachs dramatiſcher Spiele hat bey jenem eine ſehr gute Aufnahme gefunden, während dieſe den Kopf nicht wenig dabey ſchüttelt. Das Büchlein gibt freylich des Stoffs zum Tadeln nur allzu viel. Indeſſen hat es doch, wie ſichs bey dem Verfaſſer von ſelbſt verſteht, ſeine beſſern Seiten, und die beſte iſt offenbar die gute Laune, die das Ganze beſeelt. Eine ausführliche Beurtheilung jedes einzelnen Stücks, deren, wie in den vorhergehenden Jahrgängen, ſechſe ſind, wäre hier nicht an ihrem Ort, und wir ſchräncken uns daher bloß auf einige Bemerkungen ein. In dem Sammtrock zwingt ein Magiſter einen Grafen, den er bey einem Verſuch, ſeine zwar leichtſinnige, aber tugendhafte, Frau zu verführen, ertappt, mit der Piſtole in der Hand, ſeinem Freunde ein Amt ſchriftlich zuzuſichern. Das iſt ſchlecht von dem Hrn. Magiſter, und da er ſonſt ein ganz guter und rechtlicher Mann iſt, ſo fehlt ſeinem Charakter die Eigenſchaft, die ſich die Dichter ſo oft vergebens predigen laſſen — die Haltung. Aber beynahe noch ſchlimmer, als um ſeinen Charakter, ſteht es um ſeine Poeſie. Zwar kennen wir leider auch außer dem Theater manchen Magiſter, der ganz abſcheuliche Verſe macht. Aber eben an der Schmach ſeiner Herrn Kollegen hätte der unſrige ſich ſpiegeln ſollen. Es iſt doch würcklich gar zu arg, wenn ein Gelehrter, der die Artem amandi des Ovid überſetzt, bloß um recht geſchwind viele Verſe zu machen, den armen Kupido in einen Kupido verwandelt. (Drollig iſt es, daß in einem andern Stück das dem Schalk hier durch Verkürzung zugefügte Unrecht durch Verlängerung ſeines zweyten Namens wieder gut gemacht wird. Er heißt nämlich dort nicht Amor, ſondern Amor). In dem lieben Dörfchen tritt ein junger Menſch aus Liebe zu einem hübſchen Landmädchen als Knecht in die Dienſte ihres Vaters. Er ward endlich von dem ſeinigen, einem reichen Kaufmann, ausgekundſchaftet, und dieſer, ſeiner Abkunft eingedenk, entſchließt ſich ebenfalls, in den von dem Sohn gewählten Stand zu treten. Eine Geſchichte, wie dieſe, iſt ſehr neu in der Welt, und ſehr alt in den Komödien. Das Stück, das Herr von Kotzebue eine dramatiſirte Idylle zu nennen beliebt, hat übrigens mehrere recht artige Scenen. "Der Kater und der Roſenſtock iſt ein Titel, der die männliche und weibliche Neugierde reitzt, und wir dürfen daher ſie bey unſern Leſern und Leſerinnen nicht unbefriedigt laſſen. Herr Bart, ein reicher Mann, hat einen Sohn und eine Pflegtochter, die einander recht herzlich gut ſind. Das Mädchen unterhält ſich in einem Monolog von einem Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit, von dem ſie ſagt:

„Wie manche ſchöne Nacht hat er bey mir geſchlafen,"
„Ja, wenn er Morgens früh ſich meinem Arm entwand,
Wie ſanft hat ihn geſtreichelt der Geliebten Hand!
Und wenn ihm Abends ſpät die Hausthür war verſchloſſen,
So öffnet ich das Fenſter meinem Bettgenoſſen.
Doch flieht der Böſewicht, und zur Erinnrung hab'
Ich nur noch ein Geſchöpf, dem er das Leben gab.
Kann man es tragiſcher wohl in Romanen leſen?
Mit Ungeduld erwart' ich von dem kleinen Weſen
Die Stunde der Geburt." —

Unſere Leſer glauben ohne Zweifel mit dem lauſchenden Vormund, das Mädchen beklage die Flucht eines Liebhabers. Aber die Rede iſt von einem — Kater. Man ſieht, das Quid pro quo iſt nicht ſehr fein, um nicht platt zu ſagen, und ſchwerlich wird es außer der Gallerie, deren Geſchmack Herr

von Kotzebue nur gar zu viele Opfer bringt, ſein Glück machen. Die Rolle, die der Roſenſtock ſpielt, beſteht darinn, daß er vom Fenſter, wo er ſeinen Platz hatte, bey einem fruchtloſen Verſuch des wirklichen Liebhabers, nicht des Katers, durch daſſelbe ſeine Geliebte zu ſehen, herabgeworfen wird. Die bey dieſer Gelegenheit zerknickte Knoſpe gibt ebenfalls Anlaß zu einem Mißverſtändniß zwiſchen Vater und Sohn, da, was jener buchſtäblich meint, dieſer figürlich verſteht. Kaiſer Claudius iſt ein recht artiges Nachſpiel. Nur iſt der Erzählung darinn ein wenig zu viel. Wie Herr von Kotzebue ein Ding, wie das Luſtſpiel am Fenſter, machen konnte, läßt ſich ſchwer begreifen. Die Intrigue iſt das non plus ultra der Abgeſchmacktheit, und die handelnden Perſonen, ein alter Vormund, eben ſo dumm als verliebt, ein Poet, der an einem Trauerſpiele: Aetna und Veſuv, arbeitet, ein Officier, deſſen Lieblingsfluch: „Da ſoll ihn der Teufel hohlen" iſt, und ein höchſt unbedeutendes Geſchöpf von einem Mädchen, ſind ihrer vollkommen würdig. Mißverſtändniße, Zufälle und Unwahrſcheinlichkeiten ſind die Maſchinen, durch welche das letzte Stück: Das Strandrecht, in Bewegung geſetzt wird. Ein junger, ſeinem Herrn mit der höchſten Treue ergebener, Indianer, zum Beyſpiel, wird von dieſem ein Kleinod genannt; auch beſitzt er einen Pudel, der Diamant heißt. Herr von Hayfiſch, der von dem Strandrecht den abſcheulichſten Gebrauch macht, hört zufällig von beyden ſprechen, und da er glaubt, es ſey von einem würklichen Kleinod und einem würklichen Diamant die Rede: ſo gibt er dem Sohne des vermeinten Beſitzers die ihm bisher verſagte Hand ſeiner Tochter. Auf eine ſinnreichere Erfindung darf man kecklich einen Preis ſetzen. Ein Ungeheuer, wie dieſer Hayfiſch, gehört übrigens gar nicht auf die Bühne, und die Philoſophie, durch welche ſich Karl, der Liebhaber der Tochter, von der Pflicht entbindet, die Unthat ihres Vaters, der durch falſche Beleuchtung die Schiffer an die Klippen zu locken pflegt, den Gerichten anzuzeigen, iſt eine Philoſophie, die jedes rechtliche Gefühl empört, und die man von einem dramatiſchen Dichter, der ſo ſehr auf die Geſinnungen der Menge würkt, am wenigſten erwarten ſollte. — Y.

Guidos Klage.

Kleine traute Siedeley!
Was ich leide, klag' ich dir.
Zwar mein Julchen iſt getreu,
Und mit Liebe lohnt ſie mir;
Aber, ach! Sie iſt nicht hier!

Haug.

Der Zürcher Gelehrten- und Künſtler-Geſellſchaften Neujahrs-Geſchenke für die Jugend.*)

Seit langem war Zürich durch die große Zahl ſeiner gelehrten Geſellſchaften berühmt oder auch nur berüchtigt. Die Liebhaber der Wiſſenſchaften und der Künſte wurden ſehr frühe von jenem alleinherrſchenden Innungs- und Zunftgeiſte, dem ſeit Rudolf Brun's Revolution in dieſer Stadt überall Altäre aufgerichtet waren, ergriffen; auch ſie bildeten Corporationen und zunftmäßige Vereine, die im Fortgang der Zeiten ſich der Herrſchaft wechſelnder Moden zwar nie entzogen, aber auch fortdaurend jenes eitle und zeitfreſſende Treiben darſtellten, welches vor ſiebenundzwanzig Jahren der geiſtvolle Heinſe (Briefe an Gleim. II. 94) ſo treffend geſchildert hat. Den Namen des ſchweizeriſchen Athens haben die einzelnen ausgezeichneten Männer, deren Zürich ſich rühmen konnte, nicht ſeine Geſellſchaften, ihm verdient, und in dieſen ſind jene auch nicht gebildet worden. Daraus folgt jedoch keineswegs, daß die geſellſchaftlichen Vereine, welche ſich ein beſtimmtes Ziel der Thätigkeit vorgeſetzt haben, nicht wohlthätig wirkſam für ihre eigenen Glieder und für ihre Mitbürger ſeyn können, und ſobald das Ziel, das man erreichen will, wohlberechnet und durch die vorhandenen Kräfte erreichbar iſt, ſo fällt auch das Lächerliche jener Umtriebe weg, das die Reize des ernſten Beobachters veranlaßte.

Ein Produkt alſo nützlicher Thätigkeit ſind ohne Zweifel die Jugendgeſchenke, welche zum Theil ſeit Jahrhunderten, zum Theil nur ſeit wenigen Jahren, an dem Kinderfeſte des 2 Januars von verſchiedenen Geſellſchaften in mannigfachen Bilderblättern ausgetheilt werden. Die ſeltener gewordenen Sammlungen der älteren dieſer Geſellſchaften ſind nicht ohne hiſtoriſchen Werth, und manche der neueren werden einſt einen gleichen Werth um ſo vollſtändiger erreichen, als ſeit einiger Zeit Künſtler und Schriftſteller ſich wetteifernd beſtreben — nicht gemeine Arbeit zu liefern.

Von den diesjährigen neun Blättern haben ſich drey die Unglücksſcene von Goldau im Kanton Schwyz, die nun bereits auch durch eine helvetiſche Zeitſchrift (Januarheft der Iſis) im Romankoſtume ausgeſtellt wird, zum Gegenſtande gewählt.

Die naturforſchende Geſellſchaft liefert mit einer von Hegi nach Rahns Zeichnung geſtochenen Abbildung des geborſtenen Roßberges eine lehrreiche Abhandlung aus Eſchers Feder über die Urſachen der Bergfälle, womit die Erzählung mehrerer dieſer gar nicht ſeltenen Erſcheinungen, die man in der neueren Schweizergeſchichte antrifft, verbunden wird.

*) Ein ſchönes Bilderbuch, kleine Kupferchen ſind, wie die Mütter und Lehrer am beſten wiſſen, für Kinder das angenehmſte Geſchenk. Hat ihr Auge ſich an den bunten Farben, oder dem Neuen ergötzt, ſo wird ihre Wißbegier rege. Sie fragen, hören, lernen, behalten. Möchte daher die Sitte doch allgemeiner werden, bey feyerlichen Gelegenheiten, z. E. am Maifeſt, an Geburtstagen u. ſ. w, auch der zarten Jugend bedeutende Kupferchen, die ſie mit intereſſanten Anekdoten aus der Welt- und Vaterlandsgeſchichte, mit großen Männern des In- und Auslandes, der Naturkunde ꝛc. frühe bekannt machen, in die Hände zu ſpielen, und ſo ihren Geſchmack, ihr Herz und ihren Verſtand zugleich zu bilden! a.

Die Hilfsgeſellſchaft hat die Rettungsſcene der Mutter (Agatha von Rikenbach iſt ihr Name) abbilden laſſen, die am Rand des ſinkenden Berges aus der gleich hernach zerſchmetterten Hütte, mit ihrem Kinde im Arm, dem ihr aus der Ferne folgenden Tod zu entfliehen das ſeltene Glück hatte; ſie theilt mit dem Bilde ſittliche Nutzanwendungen aus.

Die Geſellſchaft der Wundärzte endlich, welche ſonſt, zwar nie ohne etwelche Verlegenheit, aus ihrem Berufsſache etwas Gefälliges hervorzuſuchen gewohnt war, hat ſich diesmal an die Krankheiten des Erdballs gewagt; ſie liefert den von dem Zürcherſchen Ingenieur Fehr aufgenommenen Plan des verſchütteten Thales und eine ſehr trockene Erklärung deſſelben. Vielleicht wäre es dieſer Geſellſchaft wohl angeſtanden, von der gelungenen Rettung verſchütteter Menſchen ſo manches vorhandene große Beyſpiel der ſchweizeriſchen Tugend zu erzählen, damit ſie einſt bey ähnlichem Unglück, nicht ihren Vätern gleich, die koſtbare Rettungszeit unter müſſigem Ausruf: „hier iſt keine Rettung möglich!“ verliert.

Die Geſellſchaft der Feuerwerker eröffnete im vorigen Jahr eine, von militäriſchen Planen begleitete, Kriegsgeſchichte der Schweiz, durch die Erzählung des von Cäſar vereitelten Anſchlags der Helvetier, bey Genf in Gallien einzudringen; ſie geht dies Jahr zu der Schlacht bey Vibracte und zu dem von Cäſar erfochtenen Siege über...

Die Künſtlergeſellſchaft hat das Leben und die Charakteriſtik des durch ganz Deutſchland bekannten, am 6 Aug. 1806 im 76 Altersjahre verſtorbenen, Joh. Rudolf Schellenberg von Winterthur geliefert. Sein Bildniß, von Lips geſtochen, iſt ſprechend ähnlich, und eine ſeiner freundlichen Blumen- und Inſekten-Kompoſitionen, in kolorirten Abdrücken beygefügt, bezeichnet die Lieblingsarbeit der ſpäteren Jahre des Künſtlers. Mit der Bildungsgeſchichte des jovialiſchen Mannes wird eine ziemlich vollſtändige Ueberſicht ſeiner ungemein zahlreichen Arbeiten gegeben, unter denen die Menge entomologiſcher Tafeln und die Kupfer für Lavaters phyſiognomiſche Werke ſich auszeichnen.

Die Geſellſchaft der Stadtbibliothek ſetzt die Reihenfolge denkwürdiger Scenen aus der älteren Schweizergeſchichte fort, und der ehrwürdige Greis Salomon Hirzel hat auch diesmal zu ſeinen Enkeln und Urenkeln nicht verlorne Worte der Weisheit und der Vaterlandsliebe geſprochen. Die alternde Königin Agnes, wie ſie zu Königsfelden, als Obmann der Schiedsrichter zwiſchen Herzog Albrecht und den Eidgenoſſen, das härteſte Urtheil gegen die letzteren, die Zerſtörung ihres Bundes, und allen Schadenerſatz, wie ihn der Herzog verlangt hatte, ausſpricht, ſtellt das nach Martin Uſteri's Zeichnung von Lips geſtochene Bild dar; „den großen Unterſchied zwiſchen einem trüglichen harten Ausſpruch, der durch eignen innern Fehler ſich aufheben mußte, und einer redlichen treuen Befriedigung, die dem Vaterland Heil, und einigen um ſeinetwillen leidenden Bürgern Rettung gab“ — lehret der Text.

Die Geſellſchaft der Chorherrn übergibt dem lernbegierigen Knaben das von Lips geſtochene Bildniß des vor 12 Jahren verſtorbenen Antiſtes Ulrich, und erzählt ihm aus dem Knabenalter des vielgeachteten Zürcherſchen Predigers liebenswürdige Züge der Vorſicht und der Klugheit, der Reinlichkeit und der Ordnung, der Gefälligkeit und der Beſcheidenheit...

Von den zwey Blättern zweyer Muſikgeſellſchaften läßt ſich nichts Rühmliches erwähnen; die Zeichnungen Martin Uſteri's ſind durch den Grabſtichel elender Pfuſcher unkenntlich geworden, und die Poeten, welche ſich vornahmen, Zwingli's Jugendjahre und die Gaſtfreundſchaft zu beſingen, haben mit den Kupferſtechern um den Preis der Schlechtheit gerungen.

Miszellen aus Nord-Amerika.

Louiſiana ſetzte ſchon in früheren Zeiten 600000 L. mit den Miſſuri-Indianern um. Ein neuer Beweis, von welcher Wichtigkeit für den Handel dieſes Land werden kann.

Mitchell widerlegt die Mähre, daß es auf dem feſten Lande von Nordamerika eine Nation gebe, die nur mit Zeichen rede, ungefähr denſelben, deren ſich Sicards Zöglinge bedienen. Er behauptet, daß es eine Geſtenſprache ſey, welche die im Geſticuliren bekanntlich ſehr ſtarken Wilden gebrauchen, um ſich verſtändlich zu machen, da jeder Stamm beynahe ſeine eigene Sprache hat.

Joel Barlow, als Dichter bekannt, ſchreibt eine Geſchichte des Nordamerikaniſchen Revolutionskriegs.

Durch einen Herrn Neuf iſt in Washington ein Verſuch mit Peſtalozzis Lehrmethode gemacht worden.

Mac-Neven, ein auf ewig verbannter unirter Ire, ſchreibt gegenwärtig zu New-York die Geſchichte ſeines Vaterlandes während den letzten zwanzig Jahren.

Die Emigranten, die ſich in Louiſiana niedergelaſſen haben, ſind ſehr thätig in Errichtung neuer Schulen. Sie haben den Kongreß um Unterſtützung zu Errichtung eines Colledge gebeten. Es ſoll, wegen der böſen Fieber, die zuweilen in der Stadt herrſchen, 2 Meilen von Alexandria entfernt ſeyn. Auch erſcheint zu St. Louis eine Zeitung: Le Correspondent du Missouri, ou gazetre illinoise, welche, nach mitgetheilten Proben, ein Ausbund von Bombaſt ſeyn muß.

Von Depons Reiſe in die öſtlichen Theile von Nord-Amerika (erſchienen von 1801—4) iſt in New-York eine Ueberſetzung herausgekommen.

Dr. Mitchill, welcher ſchon viele Unterſuchungen über das gelbe Fieber angeſtellt hat, behauptet aufs neue, daß es weder eingebracht werde, noch anſteckend ſey.

Auf dem Vorgebürge von Florida gedeiht die Kaffee-Pflanzung, deren Saamen von Cuba dahin gebracht worden iſt, auſſerordentlich. Man hofft, daß dadurch die kommerzielle Wichtigkeit Florida's ſehr werde vergröſſert werden.

Der berühmte West, Präſident der königl. Mahler-Akademie zu London, wurde in ſeiner Vaterſtadt Philadelphia erwartet, wo er ſeine Tage beſchlieſſen will.

Der bekannte Porträtmahler Stuart iſt noch immer in Boſton, und gegenwärtig mit den Bildniſſen der drey Präſidenten des Kongreſſes, G. Washington, J. Adams und Th. Jefferſon, in ganzer Geſtalt, beſchäftigt. Der Staat von Maſſachuſets trägt die Koſten, und zeigt ſich ſehr freygebig gegen den Künſtler. Auch ſeine Danae macht großes Aufſehen.

Die Mahlerey, wie alle andern ſchönen Künſte, machen bewundernswerthe Fortſchritte in Nordamerika. Auch der Dilettanten werden täglich mehrere.

Korreſpondenz-Nachricht.

Heidelberg.

Durch Schelver aus Jena hat die hieſige medizinische Fakultät einen neuen Zuwachs erhalten. Zur theologiſchen ſind Wette und Mar-Heinicke, zur juriſtiſchen iſt Zachariä gerufen. Wir haben Hoffnung, die 60,000 Bände reiche Bibliothek des vormaligen Kloſters Salmannsweil zu erhalten, wodurch die hieſige Univerſitätsbibliothek wohl die erſte in Deutſchland werden dürfte.

Nro. 39.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Februar, 1807.

Nur die Weisheit iſt ewig. Sie wird auf Erden noch ſiegen,
Und nach langem Tumult Menſchen zur Menſchheit erhöh'n.

Gedike.

Ueberſicht der neueſten Taſchenbücher und Almanache.

(Beſchluß.)

Zobeis, ein romantiſches Schauſpiel in fünf Aufzügen, nach dem Mährchen des Gozzi, macht den Inhalt eines Taſchenbuchs des Herrn Friedrich Treitſchke aus. Eine Eigenheit dieſes Schauſpiels iſt, daß die darin auftretenden komiſchen Perſonen aus bekannten Theaterſtücken (z. B. aus den beyden Billets: der Barbier Schnapps; aus Menſchenhaß und Reue: Peter; aus der Hochzeit des Figaro: die Hauptperſon) entlehnt ſind. Der Verfaſſer beruft ſich wegen dieſes Verfahrens, das an und für ſich nicht verwerflich iſt, in dieſem Stück aber zur Erhöhung des Intereſſe nichts beyträgt, auf den Pantalon, den Brighella, den Tartaglio und den Truffaldino der Italiäner. Treitſchke iſt ein Mann von Talent und Geſchmack, und beurkundet dieſe Eigenſchaften, ſo wie ſeine Kenntniß des Theaters, auch in dem gegenwärtigen Stück. Ob übrigens ſeine Sprache für ein romantiſches Schauſpiel dichteriſch genug iſt, und ob das Komiſche nicht auſſerhalb der Grenzen ſeines poetiſchen Würkens liegt, überlaſſen wir ſeiner eigenen Prüfung. Daß die komiſchen Scenen nicht, wie die ernſthaften, in Jamben, ſondern in Proſa geſchrieben ſind, verdient, unſerm Bedünken nach, keine Nachahmung.— Die Tugenden und Liebenswürdigkeiten des ſchönen Geſchlechts ſind eine nie verſiegende Quelle der Poeſie ſowohl, als der Proſa, eine Quelle, aus der man Folianten ſchöpfen kann, wenn man es gleich vor der Hand, da dieſe leider ein wenig aus der Mode gekommen ſind, bey dem Sedezformat bewenden läßt. Ein bey Unger in Berlin als Taſchenbuch erſchienenes, nicht mehr als 60 Seiten ſtarkes, Gedicht, von Herrn J. H. Eichholtz, das den Titel führt: Euphroſine, oder Schönheit und Würde des weiblichen Geſchlechts, iſt aus eben dieſer Quelle geſchöpft, und hat, mit Inbegriff der Einleitung, ſieben Abſchnitte, worin von dem Unterſchied der männlichen und weiblichen Körperbildung, in Hinſicht auf beyder Beſtimmung, von der äußern (körperlichen) Schönheit des weiblichen Geſchlechts im Allgemeinen, von der innern Schönheit, oder dem moraliſchen Werth, von der nicht als Schwäche zu betrachtenden größern Weichheit und Zartheit der Frauen, und endlich von dem Werthe des Weibes als Gattin, als Mutter, als Freundin des Mannes gehandelt wird. Beygefügt ſind Anmerkungen zu mehrern Stellen des Gedichts, und den Beſchluß machen: „Anmerkungen über Liebenswürdigkeit und Grazie, ſo wie über den Menſchen, als ein höheres, äſthetiſches (lebendiges) Kunſtprodukt.“—

Eine Ueberſicht der neuſten Taſchenbücher iſt offenbar mit weit mehr Unluſt als Vergnügen verbunden. Wie ſollten wir uns daher nicht freuen,

daß wir endlich das letzte von allen, die wenigſtens bis jetzt uns zu Geſicht gekommen ſind, vor uns ſehen? Dieſes letzte iſt aber keineswegs das merkwürdigſte. Es trägt den Namen Mnemoſyne an der Stirn, und der Mann, der es dem Publikum in die Taſchen ſteckt, heißt Karl Gieſebrecht. Was ſeine Poeſie betrift, ſo iſt ſie, wenn gleich durchaus geiſtlos, doch meiſtens geiſtlich. Dieß wäre auf einer Seite recht löblich, wenn es nur auf der andern nicht abgeſchmackt wäre, daß man unter dem Schutz einer heidniſchen Göttin, der Mutter der neun Muſen, ein ſogenanntes Gebet an die Jungfrau Maria, ein Fragment eines epiſchen Gedichts: der Erlöſer der Menſchen, und ähnliche Herrlichkeiten, voll myſtiſcher Salbung, ans Licht treten ſieht. Wahrlich gegen dieſe Erſcheinung iſt der bekannte Uebergang eines gräflichen Poeten zum chriſt-katholiſchen Glauben eine wahre Alltäglichkeit, und wir halten es im Ernſt für unmöglich, daß bey einem Buch Titel und Inhalt lächerlicher kontraſtiren, als bey dieſer Mnemoſyne. Doch bey den Poeten aus der neuſten Schule überhaupt, und bey einem Poeten, wie unſer Herr Gieſebrecht insbeſondere, iſt das Lächerlichſte immer das Natürlichſte, und ein Buch verdient in ſeiner Art vollkommen genannt zu werden, deſſen Titel, deſſen Inhalt und deſſen Verfaſſer in gleichem Grade lächerlich ſind. Was übrigens ohne Zweifel jeden Leſer am meiſten beluſtigen wird, iſt das Gedicht: die Worte am Kreuze, worin der Schächer am Kreuz von dem Schächer an einem andern Holz, am Holz des Schreibtiſches, beſungen wird.

Y.

Briefe über Wien.

3.

Muſik iſt eine der Lieblingsunterhaltungen der Wiener. Man findet bey vielen ſogar hierin ſolide Kenntniße; in manchen Zirkeln iſt dieſe freundliche Kunſt das verknüpfende Mittel ſonſt ſehr widerſprechender Naturen. Wenige Familien werden ſich finden, wo nicht eine Tochter oder ein Sohn muſikaliſch iſt; daher war auch Oper und Ballet jeder Zeit bey den Wienern ſehr begünſtigt; und was im Theater ſein Glück machte, das hörſt Du bald in den öffentlichen Unterhaltungsplätzen, 'm Prater, dem Augarten, auf der Burgbaſtey, von den verſchiedenen Muſikbanden zu Deinem Vergnügen oder Aergerniß wiedergeben; denn manchmal ertönen dort häßliche Diſſonanzen. Sogar in den Speiſe-Häuſern wird man oft plötzlich mit einer Lieblingsarie, mit Stücken aus Balleten ꝛc. überraſcht, welche blaſende Inſtrumente in einem angränzenden Zimmer den Gäſten zur Erluſtigung executiren. Scheint es doch faſt, als wollte der Wiener gerne zu jeder ſeiner Unterhaltungen die Muſik wie eine zarte Freundinn ſich zugeſellen und ſich nie von ihr trennen: eine Empfindungsweiſe, welche ihm gewiß zur Ehre gereicht, und manchen ungerechten Vorwurf beſeitiget; denn nur fein fühlende Menſchen erheben ſich zur Liebe für Kunſt und Schönheit.

Es iſt natürlich, daß bey der ausgebreiteten Liebe für Muſik im Publikum ſich immer viele Tonkünſtler hier befinden. Haidn hat ſich jetzt ganz zurückgezogen; kaum daß man von dem Daſeyn dieſes ehrwürdigen Veteranen der Kunſt manchmal durch ſeine genaueren Freunde etwas erfährt, ſo ſehr hat er ſich der Einſamkeit hingegeben. Salieri, der hier in großer Achtung ſteht, ſcheinet auch nunmehr auf ſeinen Lorbeern ausruhen zu wollen; doch ſieht man ihn noch, beſonders für Gluckſche Muſik, ſehr eifrig, auch ſehr bereitwillig, die Produktionen groſer Werke, wie z. B. die Schöpfung, durch Uebernehmung der Direktion in guter Ordnung zu erhalten. Beethoven, welcher ſeit mehreren Jahren durch Originalität, Größe und künſtleriſche Feinheit ſeiner Inſtrumentalkompoſitionen entzückte, hat nunmehr eine neue Bahn mit gleichem Glücke betreten, und in ſeiner Oper Leonore ein ſo groß gedachtes, in allen ſeinen einzelnen Theilen harmoniſch vollendetes, Werk geliefert, daß nur dieß einzige zu wünſchen bleibt, daß der Dichter, oder vielmehr Ueberſetzer, mit ihm gleichen Schritt gegangen, und nicht ſo tief unter ihm geblieben wäre. Von dem Unfuge, welcher hier herrſcht, den Muſikern zur Compoſition Ueberſetzungen ſtatt Originalwerken zu geben, gleich als fände ſich in Deutſchland keiner, welcher etwas beſſeres als ſolches Machwerk hervorbringen könnte, will ich Dir ein andermal ausführlicher ſchreiben.

Joſeph Weigel behauptet in der Gunſt des Publikums einen hohen Rang. Seine Balletmuſiken, die er vormals für Vigano, Trafieri, Gioja, componirte, erwarben ihm dieſen; ſeine Opern, worunter die neueſten die Uniform und Veſtas Feuer, ſo wie ehemals ſein Amor marinaro, vorzüglich gefielen, haben ihn nur noch mehr darinn befeſtigt. Er beſitzt vorzügliche Leichtigkeit, einen Reichthum lieblicher Gedanken, den er überall geſchickt anzubringen weiß, auch manchmal Erhabenheit, und nähert ſich überhaupt im Ganzen der Empfindungsweiſe des Oeſterreichers am meiſten; daher er auch ſtets der Liebling des Publikums bleiben wird.

Noch gibt es viele andere, auch mitunter vorzügliche, Muſiktalente, die aber entweder erſt im Entwickeln ſind, oder aber einen nicht ſo entſchiedenen Rang wie obige behaupten. Du wirſt mir alſo erlauben, daß ich für jetzt von dieſen ſchweige, bis mich im Laufe meiner Briefe ihre Werke ſelbſt auf ſie zurückführen werden.

Ueber das Trauerſpiel:
Graf von Eſſex, und deſſen Aufführung
in Stuttgart.

Dieſes Stück, ſo wie es hier am 6 Februar gegeben wurde, befindet ſich im 3ten Bande des Nebentheaters. (Leipzig 1786.) Sein Schickſal iſt etwas eigen. Bekanntlich haben Corneille und Calprenede dieſes Sujet bearbeitet, und unter den Engländern Banks, Ralph, Jones und Brooke. Banks Bearbeitung hatte, bey einer ſehr glücklichen Anlage, manche Mängel, und ſeine drey genannten Landsleute fanden es der Mühe werth, das Stück umzuarbeiten. Am glücklichſten war hierin Brooke, welcher unter andrem die Shakespeare's würdige Szene im fünften Akt zwiſchen Eliſabeth Rutland und Nottingham eingeſchaltet hat. Leſſing hatte in der Hamburgiſchen Dramaturgie zuerſt auf Banks aufmerkſam gemacht, und

Mehreres daraus überſetzt. Dies veranlaßte Schmid in Gieſſen zu einer vollſtändigen Ueberſetzung deſſelben im 5ten B. ſeines engliſchen Theaters, mit Benutzung jener Verbeſſerungen; dabey blieb aber der Herausgeber des Nebentheaters nicht ſtehen; er machte wieder manche glückliche Veränderungen, bis es das wurde, was es jetzt iſt.

Eine ſolche Bearbeitung, an welcher ſo viele Hände thätig waren, kann natürlich die einzelnen Spuren derſelben nicht ganz verläugnen, und wir glauben auch, hie und da eine Verſchiedenheit nicht nur in der Diktion überhaupt, ſondern auch in dem ungleichen Fluge des poetiſchen Geiſtes zu erkennen.

Dennoch iſt dieſes Stück eines der vorzüglichſten, welche auſſer den Shakespeariſchen vom engliſchen auf das deutſche Theater verpflanzt wurden. Das Sujet ſelbſt iſt vom höchſten tragiſchen Intereſſe, und der Dichter fand in der Geſchichte Reichthum genug, daß es weniger darauf ankam, ſelbſt zu erfinden, als das Vorhandene geſchickt zu benutzen. So hat der letzte deutſche Bearbeiter gewiß ſehr klug gethan, eine Liebesintrigue zwiſchen der Nottingham und Burlee wegzulaſſen, weil beyder Haß gegen Eſſer, bey jener wegen verſchmähter Liebe, bey dieſem aus Ehrgeiz, durch das große Verdienſt des Eſſer und die ſeltene Gunſt der Königin gegen ihn, hinlänglich motivirt war. Das Intereſſe vereinigte ſich ſo mehr in der Hauptperſon, und die Mithandelnden ſind dennoch durch die Größe ihres Haſſes und ihrer Bosheit merkwürdig genug geblieben. Dadurch wurden aber auch gerade dieſe beyden Perſonen für die Darſtellung ungleich ſchwieriger, indem ſie nur von Einer Leidenſchaft bewegt werden, und dadurch der Charakter ihres Haſſes und ihre Bosheit eine erhabenere Anſicht gewonnen hat. Mde. Pauli, als Nottingham, genügte dieſer Rolle daher nicht ſo ſehr, wie Herr Reil, als Burlee, der ſeinigen, und auch dieſer möchte in der eigenen guten Natur die Schwierigkeiten gefunden haben, eine ſehr ſchlimme darzuſtellen.

Aehnliche Stücke, welche bey einer in der bloßen Begebenheit ſo glücklichen Anlage noch ein ſo hohes, hiſtoriſches Intereſſe haben, erleichtern dem Dichter vielleicht ſeine Arbeit ſehr, machen ſie aber dem Schauſpieler eben dadurch in dem nämlichen Maaſe ſchwieriger. Der Name der Königin Eliſabeth von England und ihre Geſchichte iſt allgemein bekannt, und jeder Zuſchauer bringt ſeine Vorſtellung von ihr ſchon mit in das Theater. Wie ſchwer wird es da dem Schauſpieler, dem hohen Fantaſiebilde, welches ſich das Publikum gebildet hat, zu entſprechen, und was bleibt ihm anders übrig, als in ſeiner Darſtellung die genauſte hiſtoriſche Anſicht wieder zu geben? Aber Frauen, wie Königin Eliſabeth, werden nicht alle Tage gebohren, und für eine Virago ihrer Art gehören Eigenthümlichkeiten der ſeltenſten Weiblichkeit. Wir geſtehen der Mde. Aſchenbrenner, daß ihre Toilette der Königin Eliſabeth nicht unwürdig war; aber ihre ſanfte Weiblichkeit entſprach der heroiſchen einer ſo großen Königin nicht.

Wenn dagegen mancher Zuſchauer von Herrn Schwarz, als Eſſer, mehr Jugend und eine heldenmäßigere Geſtalt fordert, als er wirklich beſitzt, ſo müſſen wir antworten, daß Eſſer kein junger Mann mehr war, als er enthauptet wurde, und daß ſo viele Vorzüge des Geiſtes und Herzens, und ein ſo kühner Muth, ſo große Thaten, dennoch die Liebe dreyer Frauen gewinnen können, wenn auch gleich Eine davon eine Königin iſt, und er gerade keine Alcibiades-Geſtalt hat. Er ſagt ſelbſt einmal zu ſeinem Freunde Southampton, daß er ihn nun ſchon dreißig Jahre geprüft habe — und da muß er doch wohl zum wenigſten ein Vierziger ſeyn. Wenn wir alſo gerecht ſeyn wollen, ſo werfen wir unſrem Eſſer den Mangel an Jugend nicht vor, beſonders wenn er uns die heldenmäßige Ruhe des Eſſer in der gröſten Gefahr, ſein kühnes Aufbrauſen, da ſeine Ehre gekränkt wird, und ſeinen tiefen Schmerz, da ſein Gemüth in der Verzweiflung der Geliebten beinahe untergeht, ſo vortreflich darſtellt. Welcher Monolog, wie der, nach der erſten Unterredung mit Eliſabeth, wo ſie, ohne ihn anzuhören, mit den Worten weggeht: „wer es mit meinem Reiche redlich meynt, wer ſeine Königin liebt, der verlaſſe dieſen Böſewicht, und folge mir!“ iſt je wahrer geſprochen worden, als ihn Herr Schwarz gab? Wir können der Verſuchung nicht widerſtehen, ihn herzuſetzen, da er einer der wenigen Monologen iſt, welche ganz natürlich ſind, und uns von dem Mißbrauch dieſes Theatermittels warnen kann, welches heutzutag ſo gewöhnlich dazu benutzt wird, das Loſe, Unzuſammenhängende durch einen lauten Gedankenſtrich zu verbinden. „Tod und Verderben! ruft er aus; iſt das Traum oder Wachen? — Ha! Ha! Bey Gott, ein fürchterlicher Traum! Ein Geſicht, wie ſelbſt die Hölle es ſelten ſieht! Ich ein Böſewicht? Ich verſchmäht? Im Angeſicht des Hofes? Im Angeſicht meiner Feinde? — Mich nicht einmal anzuhören? Kein Wort von deinem Helden zu hören? Von dem Eſſer, dem du ſonſt ganze Tage zuhörteſt? Von dem Schuzengel deines Throns? Woher deine Macht? Woher dein Anſehn? — Wer hat dem Andern mehr zu danken, du mir, oder ich dir? — Gewiß! Es lohnt ſich der Mühe, für Könige ſein Blut zu vergießen! —“

Corneille läßt in ſeinem Stücke den Eſſer ſeinen ganzen Karakter in den Worten ausſprechen:

Un homme tel que moi, sur l'appui de son nom
Devroit comme du crime être exempt du soupçon.

Welche Demüthigung für ſolch einen Mann, wenn er in der zweyten Unterredung mit Eliſabeth von der Königin ein Verräther genannt wird, und von dem Weibe einen Schlag ins Geſicht erhält! Aber Eſſer brach auch aus, wie die Beſchimpfung es verdiente, und Herr Schwarz gab uns eine Szene voll edler Wuth, die ſchwerlich beſſer gegeben werden kann.

Rutland iſt ein ſanfterer, weiblicher Karakter, als Eliſabeth, und er verlohr offenbar dadurch in ſeinem ganzen Umfange, daß der Gegenſatz in der Königin fehlte. Daran iſt freylich Mde. Leibnitz ſehr unſchuldig; aber es hätte ihrem Spiel die Krone aufgeſetzt. Die vortrefliche Künſtlerin hat ihre Rolle mit einer Einſicht aufgefaßt, und mit einer Wärme, Innigkeit und Kunſt gegeben, welche unübertreflich iſt. Wer erkannte nicht gleich bey ihrem erſten Auftritt unter dem Gefolge der Königin, in der zarten Geſtalt, und dem geſchmackvollen, ihrem Karakter ſo angemeſſenen, Anzuge eine Perſon, die ſpäter ein höheres Intereſſe gewinnen muß? Sie hatte in dieſem und dem folgenden Auftritt kein Wort — aber wer ſah nicht an dem Antheile, den ſie am Geſpräch, und ſpäter an der Anklage nahm, die Frau, deren ganzes Glück an das Glück des verrathenen Eſſer gekettet iſt?

Der Dichter mußte die Rutland in dieſen beyden Auftritten ſchweigen laſſen; aber wehe dem Dichter, wenn hier nicht die mimiſche Kunſt die Lüke der Poeſie ausfüllt, und, ſchweigen die Worte, nicht die Blicke reden! Laut und vernehmlich für jedes Auge ſprach die Miene, die körperliche Haltung und jede Bewegung von Mde Leibnitz; man erwartet jeden Augenblick, daß ſie ſich verrathen würde — aber die weibliche Zucht, und die Furcht, dem Geliebten zu ſchaden, halten

ſie zurück; ſie verſchwindet wieder für uns; aber unſre Erwartung und Begierde, ſie näher kennen zu lernen, wird nur deſto größer.

Durchgängig würdig, innig und ergreifend iſt ihr Spiel in den verſchiedenen Momenten der Leidenſchaft. Und wahrlich, es war nicht leicht, noch für den höchſten Ausbruch des Schmerzens und der Verzweiflung höhere Bezeichnungen des Ausdruks zu ſparen. Aber, als die ganze Welt ihr in Eſſex geſtorben iſt, und ſie in ihrer letzten Szene die Königin Eliſabeth durch den Wahnſinn der Liebe und des endloſen Jammers erſchüttert, ihr Auge wild hinausſtarrt in die leere Welt, und ein Wahnbild nach dem andern ihr aufſteigt, grauſame Wahrheiten ſich unter den Geſichten der erhitzten Fantaſie hervordringen, und ſie nach dem Wahn, daß die Königin die Bitte um ihren Tod erhört habe, nun in die lieblichſte Kindlichkeit zurückſinkt: „Ich gehe nur noch einen Augenblick hinein — ein Paar Gebete herzuſagen. Ich habe von Kindheit auf immer gebetet, eh' ich ſchlafen gieng" — wahrlich, wen hier Madame Leibnitz nicht bis aufs Innerſte ergriffen hat, der verdient, daß man ihm ſtatt Wahrheit Lügen biete! —6.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, 29 Jan.

Sonſt fand unter den zwey hieſigen Hoftheatern in der Stadt und dem Wiedner in der Vorſtadt keine Gemeinſchaft Statt, und die Schauſpieler der Stadtbühnen hielten es unter ihrer Würde, an der Wien aufzutreten. Nur einzelne gaben bisweilen in Ferien in der Vorſtadt an der Wien Gaſtrollen. Jetzt, nach der neuen Verpachtung der drey Bühnen, ſcheint man zwiſchen der Stadt und der Vorſtadt gar keinen Unterſchied mehr machen zu wollen; die Vorſtädter Schauſpieler ſpielen in der Stadt und umgekehrt. Der Beyfall des Leopoldſtädter Theaters, zu deſſen Flor der hier weiland berühmte Kasperl Laroche, der vor einigen Monaten ſtarb, und eine Witwe mit mehreren unerzogenen Kindern in ſehr dürftigen Umſtänden zurückließ, vieles beygetragen hat, dauert immer fort. Das Haus iſt faſt immer voll. Der ſchauluſtige Wiener findet hier für das Auge Sättigung genug. Die Maſchinerie in dieſem Theater iſt unſtreitig vortrefflich, und nicht leicht dürften anderwärts Verwandlungen mit einer ſo auſſerordentlichen Schnelligkeit und Akurateſſe hervorgebracht werden. Mitunter wird auch manches nicht ganz üble Stück gegeben; man hat ſelbſt den Verſuch gemacht, größere und beſſere Schauſpiele, z. B. die Jäger von Iſſland, und zwar nicht ohne Glück, auf dieſe, zunächſt bloß für die niedern Volksklaſſen berechnete, Bühne zu bringen. Wenn nur der geſchmack- und ſittenloſe Schmierer Perinet mit ſeinen Zoten wegbliebe, die, da häufig auch Kinder in dieſes Theater mitgenommen werden, viel verderben können, und auch ſchon aus dieſem Grunde die ſtrengſte Wachſamkeit der Policey und Cenſur erheiſchen! In ſeiner neuen Alceſte, die er ſelbſt eine Caricatur-Oper nennt, läßt der Dichter (ſo nennt er ſich wenigſtens ſelbſt), Ismenen unter anderm ſagen:

„Schweigt, Theſſalier, und blöckt nicht wie die Kälber:
„Wenn die Götter wollen, ſo helfens ſchon ſelber ꝛc."

Paris, 28 Jan.

Feinagles Kredit iſt im Sinken. Man muß jetzt 100 Fr. und einen ſchriftlichen Revers für den Curs geben. Bey ſeiner erſten Probe fanden ſich 46, bey der dritten 14, bey der ſiebenden 5, und bey der letzten ein Liebhaber.

Garnerins Experimente haben fortwährend unter allen Sachen der Art den zahlreichſten und glänzendſten Zuſpruch.

Alle Weiber ſind aus den Lycäen ausgeſchloſſen, ſelbſt die Fenſter müßen zugemauert werden, die auf das Innere der Höfe gehen.

Ein Herr Forioſo und ſeine Schweſter ſammt Truppe ſollen das Theatre Montansier einnehmen.

Die Wiederhervorſuchung vieler alten Trauerſpiele beſchäftigt, bis der Carneval etwas neues bringt, die Schauſpieler, das Publikum, den Abbé Geoffroy und ſeine Gegner.

Ein Beyſpiel, wie Journale, Almanache, Zeitungen etc. einander ausſchreiben! An der Spitze des Merkurs vom 24 d. ſteht das niedliche Gedicht von Le Brun: le jugement d'Amour, das im franzöſiſchen Damenkalender von 1802 gedruckt erſchien.

Geſtern gab die Loge St. Caroline ihrem Mitgliede Cambaceres ein glänzendes Feſt. Das diplomatiſche Corps und alle angeſehenen Fremden waren geladen. Die erſten Tänzer der Oper tanzten, Dupaty dichtete ſehr niedliche Couplets auf das Feſt, alles war ausgeſucht, und ſehr pracht- und geſchmackvoll.

Zu St. Germain hat man in dem Garten der Mde. Campan eine Büſte tief in ſeinem Sande gefunden. Visconti wird ſie unterſuchen, und den Erfund bekannt machen.

Vom 31 Jan.

Zu Mençon wurde 1785 ein Knabe, ein Kind der Liebe, einem Landmann anvertraut, der ſeit 94 ihn ohne Koſtgeld erzog. Jetzt zieht dieſer freywillig für den Sohn des Hauſes ins Feld, und nahm nur nach langem Zureden von ſeinem Pflegevater eine kleine Leibrente von 80 Fr. an.

Wer wiſſen will, wie man in Frankreich über die deutſche Literatur urtheilt, der leſe in dem Journal de l'empire vom 30ten die Recenſion von Wielands Menander und Glycerion, das hier überſetzt erſchienen iſt. Jeder Auszug würde eine deutſche Feder entehren. Die Ueberſetzung iſt aber auch ſo elend, daß z. B. Nannion durch — Nannette überſetzt worden iſt.

Einige Stutzer tragen gegenwärtig die langen Krägen, die man gewöhnlich auf den Chenillen trägt, auf dem Rock, wie man vor Zeiten Mäntel trug.

Man trägt gegenwärtig Cachets, die eine Menge in einander verflochtener Ringe enthalten. Sie nehmen ſich beſſer als die gegitterten auf Lack und Oblate aus, und ſind eben ſo ſicher.

Charaden.

1.

Ein Räthſel, ſelbſt für tiefe Denker
Kaum zu errathen, leſet hier:
Mein Erſtes ſpeist, mein Zweytes trinket ihr;
Mein Ganzes hohlte längſt der Henker.

M.

2.

Zweck, Zufall, Noth, Luſt, Wißbegier
Verſammelt mich bald dort, bald hier;
Und meiſtens bin ich ſchwer zu zählen.
Wenn mir voran zwey Zeichen fehlen,
Bin ich des Hauptes wahre Zier.
Und nimmſt du noch ein Zeichen mir,
So raſt' ich gern in Felſenhöhlen,
Und wog' im Lichtſtrom' über dir.

Auflöſung der Charade 2. in Nro. 25: Nachtigall, und der Charaden in Nro. 32: 1. Gaſthof. 2. Gaſtwirth.

Nro. 40.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 16. Februar, 1807.

— So weit das All der Dinge reicht,
Iſt nur Einer liebeleer, der Tod.

Das literariſche Jahrhundert Ludwig's XIV.

Ein Fragment aus dem Manuſcripte des ſechsten Bandes von Bouterweck's Geſchichte der neueren Poeſie und Beredſamkeit.

Seit dem Untergange der griechiſchen und römiſchen Cultur hat ſich kein Zeitalter in der Weltgeſchichte durch allgemeine Verbreitung und durch Dauer der Veränderungen, die es in den Sitten und dem Geſchmacke ganzer Nationen bewürkte, ſo ausgezeichnet, als das oft und laut genug geprieſene, von Andern unbillig herabgeſetzte, und nur ſelten richtig gewürdigte Jahrhundert Ludwig's XIV. Selbſt das große Ereigniß der Wiederherſtellung der Kunſt und Literatur in Europa während der vorhergegangenen Jahrhunderte macht in der Geſchichte der europäiſchen Sitten und der neuern Denkart überhaupt nicht in dieſem Grade Epoche. Wie eine aufgehende Sonne, bey der jede Nation mit ihren eigenen Augen ſah, hatte das Licht der wiedererwachenden Geiſtes-Cultur, von Italien aus, allen Ländern unſers Welttheils geleuchtet. Aber keiner Nation, die ſich mehr oder weniger dieſes Lichtes erfreute, war es eingefallen, den eigenen Charakter in die eigenen Formen ihrer Nationalität im Denken, Dichten und Leben dem ganzen Europa als Univerſalmuſter anzupreiſen; und keine Nation hatte erlebt, daß ganz Europa ſich bequemte, ſeinen Geſchmack einem andern aufzuopfern, der ſich auch in den Verhältniſſen eine Weltherrſchaft anmaßte, wo er doch nur ein beſchränkter und einſeitig gebildeter Nationalgeſchmack war. Vorher blieben der Spanier und Portugieſe, der Franzoſe, der Engländer, der Deutſche, wie viel ſie auch immer in Kunſt und Literatur von den Italiänern annehmen mochten, doch immer ſie ſelbſt. Niemand dachte daran, die Sitten, und noch weniger die Sprache ſeiner Nation zurückzuſetzen, oder wohl gar zu verachten, um deſto geſchmackvoller Italiäniſch zu leben und zu ſprechen. Aber franzöſiſch zu leben, und franzöſiſch zu ſprechen, wurde ſeit dem Jahrhundert Ludwig's XIV. der ganzen gebildeten Welt zu einer ſo wichtigen Angelegenheit, daß mit dieſer Epoche die moderne Monotonie der Sitten in Europa anfängt, und keine europäiſche Sprache mehr iſt, die nicht durch den Einfluß der franzöſiſchen, oder durch Herabſetzung zu Gunſten der franzöſiſchen, mehr oder weniger gelitten hätte.

Durch Richelieu's ſtarke Hand war die franzöſiſche Monarchie zum erſtenmale in allen ihren Theilen conſolidirt. Alle phyſiſchen und geiſtigen Kräfte der Nation ſtanden nun einem Herrn zu Gebote, wenn er nur die Zügel, an die er ſie lenkte, feſt zu halten, und durch ſeine Autorität die ſchöne ſowohl als die ſchwache Seite des franzöſiſchen National-Charakters zu benutzen verſtand, um, auch ohne ſelbſt groß zu ſeyn, etwas Großes zu wagen, und den glücklichen Erfolg mit ſtolzer Zuverſicht von der Nation zu

erwarten. Wenn es dieſem Herrn gelang, ſeinen Hof zum glänzendſten in der Welt zu machen, ſeine Armeen zu glänzenden Thaten anführen zu laſſen, und in Allem, was er unternahm, den großen Monarchen ein wenig theatraliſch zu repräſentiren, ſo war er der Mann auf dem Throne nach dem Herzen ſeines Volks. Ludwig XIV., ein Fürſt von den mittelmäßigſten Geiſtesgaben, unfähig, im Staat oder im Felde etwas Großes ſelbſt zu erdenken oder zu thun, aber herrſchend in der That durch das Monarchengefühl, das er in ſeinem Buſen trug, und mit dem edelſten Anſtande geltend zu machen wußte, wurde der Held ſeines Jahrhunderts durch die Vergötterung, mit der ihn ſeine Nation auf ihren Schultern trug. Jeder Franzoſe, der huldigend zu ihm hinaufblickte, ſah ſich ſelbſt verherrlicht in einem ſo impoſanten Herrſcher. Und dieſer Ludwig war zugleich der wahre König der eleganten Welt. Ein ſchöner Ueberreſt der alten Ritter-Sitte vereinigte ſich in ihm mit den neuern Formen der geſelligen Feinheit. Er war ein ſtattlicher Weltmann, und nirgends mehr an ſeinem Platze, als bey Hofe. Ein allgemeines Streben nach einer ähnlichen Würde und Eleganz der Sitten verbreitete ſich durch die Nation, und würkte auf die franzöſiſche Literatur, die ſchon vorher in Sprache und Ton den Hof zum Muſter zu nehmen gewöhnt war. Aber am Hofe Ludwigs, der ſich ſelbſt und ſeiner Nation als der Große erſchien, konnte man ſich nur durch etwas Vorzügliches und Glänzendes, nicht durch gewöhnliche Feinheit, empfehlen. Auch in der Literatur und Kunſt ſtrebten alſo nun die Franzoſen als Nation nach dem Vorzüglichen und Ungemeinen.

Aber auch nur durch den Impuls, den die Regierung Ludwigs XIV. der ganzen franzöſiſchen Nation gab, würkte dieſe Regierung vorzüglich mit, die ſchöne Literatur der Franzoſen zur glänzenden Höhe einer klaßiſchen Nationalvortrefflichkeit zu erheben. Denn lange vorher, ehe Ludwig in ſeinem Reiche und an ſeinem Hofe als der größte Monarch figurirte, und ſeine politiſche Uebermacht mit dem ganzen Stolze ſeines perſönlichen Charakters andere Nationen empfinden ließ, blühte die franzöſiſche Poeſie und Beredſamkeit in voller Kraft. Während der beynah zwanzigjährigen Adminiſtration des Kardinals Mazarin (vom Jahre 1643 bis 1661) ſtand der ſtolze Monarch, auch nachdem er ſchon volljährig geworden, unter einer ſo drückenden Vormundſchaft, daß weder ſeine eigene noch eine andere Nation ihn bewundern konnte. Mazarin war viel zu ſehr Italiäner, und viel zu wenig liberaler Menſch, um ſich für die Fortſchritte der franzöſiſchen Literatur ernſtlich zu intereßiren. Das einzige Verdienſt, wenn man es ſo nennen darf, das er ſich um die Literatur erworben, beſtand darin, daß er ihrem Fortgange kein Hinderniß in den Weg legte, und Richelieu's Inſtitute, beſonders die franzöſiſche Akademie, in dem Anſehen ließ, das ſie nun ſchon hatten. Damals wurde auch die franzöſiſche Sprache auſſerhalb Frankreich noch lange nicht ſo geachtet und ſtudiert, als gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts. Selbſt der Impuls, den die Regierung Ludwig's XIV. der ganzen franzöſiſchen Nation geben ſollte, fieng nicht eher an, als mit Colbert's und Louvoi's Adminiſtration. Mazarin, ſo ein feiner und glücklicher Staatsmann er auch war, wenn es galt, nach auſſen des Reichs zu wirken, konnte anfangs nicht ein Mal den Wiederausbruch der bürgerlichen Unruhen dämpfen, die Richelieu ſo energiſch geendigt hatte. Während dieſer unruhigen Zeiten der Fronde, als die Regierung des kaum conſolidirten franzöſiſchen Staats-Körpers von neuem ein Spiel elender Hof-Factionen wurde, ſchien es ſogar, als ob die Epoche, da die franzöſiſche Nation im Gefühl ihrer Einheit und Uebermacht ihren Nationalgeſchmack in der ganzen Welt geltend machen ſollte, noch weit entfernt ſey. Und grade in den Zeiten der Fronde und unter der Adminiſtration Mazarins reifte das Genie Corneille's und Moliere's, ſchrieb la Rochefaucauld ſeine Maximen und Memoires, entwickelte ſich das Rednertalent Boſſuet's, und bildeten ſich überhaupt alle die vorzüglichen Köpfe, mit deren Ruhme das literariſche Jahrhundert Ludwigs XIV. anfängt. Unter einer weniger glänzenden Regierung würde alſo die franzöſiſche Literatur in allen weſentlichen Vorzügen ungefähr dieſelben Fortſchritte gemacht haben. Aber die Celebrität, welche die Literatur bald in ganz Europa erhielt, wäre ihr ohne den Glanz des Hofes Ludwig's XIV. ſchwerlich zu Theil geworden. Mit einem ſo anmaſſenden Stolze, wie ein Theil der franzöſiſchen Dichter und Schriftſteller nun auf einmal ihren Nationalgeſchmack, als den einzig guten, ſelbſt über den antiken und den italiäniſchen zu erheben ſich herausnahm, würde in Frankreich ſelbſt niemand zu ſeinem Zwecke gekommen ſeyn, wenn nicht das Ausland, von der Nachahmung der franzöſiſchen Sitten plötzlich wie von einem austretenden Strom hingeriſſen, die franzöſiſche Nation ſelbſt verwöhnt hätte, alles, was von ihr ausgieng, nachahmungswerth zu finden. Daß ſich ſonſt die franzöſiſche Poeſie mehr nach einer fremden, zum Beyſpiel nach der italiäniſchen, gebildet haben würde, iſt gleichwohl ſehr zu bezweifeln; denn ſchon lange vorher, als die Poeſie auſſerhalb Frankreich eben ſo wenig gekannt und geachtet war, als jetzt etwa in

Frankreich die Poeſie der Deutſchen, beharrte der franzöſiſche Geiſt eigenſinnig bey ſeiner Nationalität, und alle Verſuche franzöſiſcher Dichter, ſich den Geiſt der italiäniſchen Poeſie anzueignen, fielen ſchlecht aus. Aber ſeitdem nun gar die franzöſiſche Nation ſich ohne Einſchränkung und in jeder Hinſicht für die erſte in der Welt zu halten anfieng, wurde auch der Nationalcharakter der franzöſiſchen Poeſie in allen ſeinen Zügen unauslöſchlich. Das franzöſiſche Publikum verlohr völlig den Sinn, zu empfinden, wo es ſeinen Dichtern fehlte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Künſte des Friedens.

In einer Zeit, wo unter dem allgemeinen Waffengeräuſch auf des Krieges blutigen Schauplätzen unſers deutſchen Vaterlandes Kunſte ſchweigen, Wiſſenſchaften ſchmachten, gemeinnütziges Streben erſchlafft, erfreut und hebt die Anſicht der in ihrer Thätigkeit für Bürgerwohl und Humanität ungeſtört auch jetzt fortwirckenden Vereine das gebeugte Gemuth. Liegt nicht in dieſem wohlthätigen Gefühl eine gewiſſe ſtille Ahnung naher Rückkehr des Friedens und der bürgerlichen Ruhe, dieſer einzigen — ach, wie erſehnten! — Heilkräfte der leidenden Menſchheit, dieſer Herſteller und Erhalter des Reichs des Guten und Schönen auf der Erde? — Wir wollen, dem Plan des Morgenblattes getreu, in dieſer Zeit der Schmerzen, dieſem labenden Gefühl Nahrung bereiten, durch mitgetheilte Nachrichten von dem Beſtande wiſſenſchaftlicher und bürgerlicher Inſtitute in Deutſchland, welche zu jenem guten und edlen Zweck hinarbeiten.

Eine dieſer deutſchen ſtädtiſchen Bürgeranſtalten, welche vor beynahe funfzig Jahren, zwar nicht im Abglanz einer Krone, ſondern unter den ruhigen Auſpicien einer freyen republikaniſchen Verfaſſung entſtanden, durch den günſtigen Einfluß dieſes glücklichen Geſtirns in ihrem Bürgerkreiſe um deſto ſelbſtſtändiger, anſpruchsloſer und unmittelbarer wirkte, iſt die Hamburgiſche Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe. Selbſt von dem letzten, für ihre Vaterſtadt traurig denkwürdigen, Jahre darf dieſe Geſellſchaft eine neue Epoche ihres Daſeyns und ihrer gemeinnützigen Würkſamkeit rechnen, wozu von ihren Mitbürgern eben jetzt neue Hilfsquellen ihr eröffnet und erhöhte Kräfte verliehen wurden.

Wenige Wochen vor dem unglücklichen Zeitpunkt, wo der Grimm des jetzigen Krieges — wie wahr wurde von ihm das Donnerwort, er werde ſchrecklicher ſeyn als des Oceans Stürme! — auch über die einzigen bisher noch verſchont gebliebenen Gefilde Transalbiniens hereinbrach, feyerte die Hamburgiſche Geſellſchaft den erworbenen Beſitz des Eigenthums eines im Mittelpunkt der Stadt liegenden, geräumigen, zweckmäßig eingerichteten und mit beſcheidener Eleganz dekorirten Hauſes, deſſen einer weißen Marmortafel eingegrabene Portal-Ueberſchrift: Emolumento publico, auf den ruhigen einfachen bürgerlichen Charakter dieſes republikaniſchen Inſtituts hindeutet. Nicht den geringen Hilfsmitteln ihres bloß zur Unterſtützung ihrer gemeinnützigen Verwendungen gewidmeten Fonds *), ſondern der Liberalität ihrer Mitbürger, welche gegen billige Bedingungen das bedeutende Ankaufskapital des Hauſes zuſammenſchoſſen, verdankt die Geſellſchaft den erwünſchten Beſitz dieſes ihrer Beſtimmung und ihren Lokalverhältniſſen angeeigneten Hauſes. — — In dem erſten obern Stockwerke ſind, auſſer dem Comtoir der Allgemeinen Verſorgungsanſtalt, die mit ihrer Muttergeſellſchaft ſich zur Mitbewohnung vereinte, zwey Säle zu den wöchentlichen freundſchaftlichen und den monatlichen deliberirenden Verſammlungen, die Zimmer der Ausſchüſſe und des Archivs. Hier ſind die Bildniſſe der Reimarus, Büſch, Sieveking, und die den Manen der Kirchhof, Matſen und Günther gewidmeten Votivtafeln aufgeſtellt. — Im zweyten Stockwerke nehmen die Bibliothek, die Sammlungen von Karten und Kupfern, von Naturalien, mathematiſchen und phyſikaliſchen Werkzeugen, eine Reihe von ſieben Zimmern ein. In einem obern Saal befindet ſich die Modellſammlung. — Günther, — der auch um dieſe Geſellſchaft hochverdiente Patriot — hinterließ ihr im J. 1805 ſeine trefliche, aus etwa 8000 Bänden beſtehende, Bibliothek. Er ſelbſt nannte dieſes Geſchenk in ſeinem letzten Willen ein Denkmal ſeiner Dankbarkeit für die in dieſem Vereine erhaltene erſte bürgerliche Bildung, eröffnete ihm aber dadurch zugleich neue und reichhaltige Hilfsquellen zur Beförderung ſeiner Zwecke, indem er die Sammlung der Geſellſchaft, beſonders in den Fächern der Staatswiſſenſchaften, der Geſchichte, der Länder- und Völkerkunde, der Künſte und der vaterländiſchen Literatur ſehr bereicherte. — Der vorzüglichere Theil des Naturalienkabinets iſt die von dem verſtorbenen Hamburgiſchen Phyſikus Bolten gemachte und der Geſellſchaft von der erſten Aſſekuranz-Kompagnie vor 10 Jahren geſchenkte Sammlung von im Weingeiſt aufbewahrten Thieren und Inſekten. — Der Haupttheil der Modellſammlung beſteht in vielerley Mühlen- und andern Triebwerken, Rettungswerkzeugen und zur Stadt- und Landhaushaltung gehörigen Geräthen. — Der mathematiſche und phyſikaliſche Apparat dient zur Unterſtützung des von der Geſellſchaft ſeit 15 Jahren eröffneten, ſo nützlich gewordenen, öffentlichen Lehrvortrags für junge Handwerker, Künſtler und Fabrikanten. Dieſes durch den Tod des Profeſſors Brodhagen einige Zeit verwaiſet geweſene Inſtitut hat durch den in dieſem Winter neueröffneten, von ſeinem Nachfolger am Gymnaſium, Herrn Profeſſor Hipp, übernommenen, Vortrag einen neuen Schwung erhalten, und wird von den zwey freyen Zeichenſchulen in Bauriſſen, Hand- und Dekorationszeichnungen unterſtützt. Der Zudrang von Zuhörern und Schülern zu dieſen Anſtalten, die Ruhe, Ordnung, Aufmerkſamkeit und der praktiſche Fleiß in und auſſer den Lehrſtunden, dieſer größtentheils den Bau-Handwerken angehörigen jungen Leute, deren Anzahl in beyden zuſammen wenigſtens 400 beträgt, beweiſet, ſchon der äuſſern Anſicht nach, das Gelingen derſelben, wozu in einigen deutſchen Hauptſtädten, mit viel größerm Aufwand zwar, vielleicht aber mit minder glücklich gewählten Mitteln, vergebliche Verſuche gemacht wurden. — Eine andre

---

*) Dieſer Fond entſteht aus den jährlichen Beyträgen der Mitglieder von zwey Dukaten; ein Beytrag, welcher, ſchon bey der Stiftung der Geſellſchaft im J. 1765 beſtimmt, damals nicht unbedeutend war, jetzt aber den Verhältniſſen der Zeit und den Ausgaben der Geſellſchaft keinesweges mehr angemeſſen iſt. Die ganze jährliche Einnahme beträgt etwa 7000 Mark (2700 Rthl. in Ld'or.)

von der Geſellſchaft längſt geſtiftete, und unter ihrer Leitung ſtehende Anſtalt, nämlich die zur Rettung der Ertrunkenen und Erſtickten, iſt durch die jährlich publicirten glücklichen Reſultate ihrer Verwendungen zur Erhaltung des Lebens Verunglückter bekannt. In den letzten 10 Jahren war das Verhältniß der ſchnell Geretteten und der Wiederbelebten zu den Umgekommenen, wie Vier zu Eins; ein Reſultat, das dieſe Anſtalt zu einer der erſten dieſer Art erhebt. (Der Beſchluß folgt.)

Weidners Scherzrede.

Ein Johann Jacob Weidner von Schwäbiſch Häll, Verfaſſer eines „Salicetum poëticum“ vom J. 1620 und eines deutſchen poetiſchen Luſtgärtleins in zwey Theilen vom J. 1621 verſifizirte in letzterem die Scherzrede eines Mahlers, wie folgt:

Ein Maler und Schultheiß vor Jarn
Wol bekannt mit einander warn,
Als nun der Maler zog über Feld,
Wolt auff ei'm Schloß verdienen Geld,
Traff ihn deß wegs der Schultheiß an,
Und ſprach, woher mein alter G'ſpan,
Wie hat es umb dich ein Geſtalt?
Wann haſt ein mal ein Teuffel gmahlt?
Der Maler ſprach: Mein lieber Herr,
Ich mal jetz lang kein Teuffel mehr.
Lauter Schultheiß mal ich jetzund,
Dann mancher Baur der ſagt gut rund,
Daß die Schultheißen ſchier inns gmaln
Faſt ärger als die Teuffel ſein.

Dieß begleitet Weidner mit nachſtehendem Anhang an den Leſer, ſonderlich an die H. Schultheißen:

„Ich verſehe mich zu dem günſtigen Leſer, er werde aus erſtgeſetzten Rheymen keinen Unwillen ſchöpffen, dann, Einsmal, ſo iſt es nur, laut der Ueberſchrifft, eine Scherzrede.

Zum Andern, ſo iſt ſolche Scherzred, ratione inventionis, nicht mein, ſondern des Malers, der hat ſie aus der Bauren ſag und klag genommen, und hab ich dieſelben nur ex prosa in ligatam gebracht, und in teutſche Rheymen eingeſchloßen.

Zum Dritten, ſo gebet es nicht alle an, wie die Wörtlein Schier und Faſt mit ſich bringen, dann es haißt,

Unſchuldiger Mann, nimb dich's nicht an.

Zum Vierdten, ſo iſt dieſe Scherzrede unter guten Freunden und Bekannten fürgangen, die einander ein Vexierred gern zu gut halten.

Zum Fünfften, ſo haben Maler und Poeten jederzeit mehr Freyheit gehabt, als andere Leut . . .

Zum Sechsten, ſo iſt inn allen meinen Poetiſchen, Lateiniſchen und Teutſchen Schriften, mein Intent und Fürhaben gar nit, jemanden an Ehren anzutaſten, ſondern vil mehr den Leute Ehre anzuthun; denn ich bin allen Verläumdern (welche der inn aller Welt berühmte Julius Caesar Scaliger bonae famae hirudines, d. i. Egel, die einem den guten Namen außſaugen wöllen, nennet) jederzeit ſpinnenfeind und abhold geweſen ꝛc.

Wie kontraſtirt dieſe nur allzuängſtliche Sprache mit den ſittenloſen An- und Ausfällen gewiſſer literariſchen Sanskülottes der neuern Zeit, ja, ſogar ſonſt würdiger Männer, die keine Scheu hegten, Gelehrte und Dichter perſönlich und namentlich anzutaſten, oder ihren verdienten Ruhm ſchmälern zu wollen. Zum Glücke, wir hoffens, iſt dieſe Periode zügelloſer Tadelſucht und anmaßlichern Lorbeer-Abreißens vorüber; wenigſtens iſt der Name jener vorlauten Zoiluſſe längſt verſchollen. A.

Gall in Heidelberg.

Schreiben vom 8 Febr.

Wir haben hier eine ſehr intereßante, in ihrer Art einzige, Geiſtesunterhaltung gehabt. D. Gall hat hier den bekannten Kurs ſeiner Vorleſungen gehalten, und ich fand, daß er eine ſeltene Gabe der Popularität, daß er ſehr viel geſehen, beobachtet, geſammelt, aufgefaßt und behalten hat, daß er ſeine neuen Beobachtungen an alte, bekannte, — ſeine Reſultate an die Urtheile des geſunden Menſchenverſtands trefflich anzuknüpfen weiß. Nimmt man dazu, daß er eine beträchtliche Schädel- und Gypsabdrückeſammlung bey ſich führt, daß er von etwas ſo Intereſſantem redet, wie ſinnliches Mittel zur Selbſt- und Menſchenkenntniß iſt; daß er eine Menge Anekdoten weiß, einen ſehr natürlichen, im Weltumgang gebildeten, Ton und Vortrag hat, mit viel ungeſpannter Zuverſicht redet, mit Naivetät ſeine eigenen Mißgriffe erzält, und die Art, wie er auf etwas gekommen ſey: ſo begreift ſich leicht der Beyfall, den er überall erhalten hat. Seine Stimme und ſein Auge drücken völlig das aus, was er iſt: Scharfblick ohne Tiefblick; Scharfſinn ohne Tiefſinn; Beobachtungsgeiſt ohne philoſophiſchen Geiſt; treues vielumfaſſendes Gedächtniß ohne Spekulation.

Doch, das wars nicht, was ich Ihnen eigentlich ſagen wollte. In dem neuen, ſehr zweckmäßig gebauten, anatomiſchen Theater hielt er in Gegenwart von Akermann, ſeinem bedeutendſten Gegner, und vielen Profeſſoren, zwey Vorleſungen über ſeine Lehre vom Gehirn, deſſen Entſtehung aus dem Rückenmark, deſſen Expanſibilität in eine membranöſe Haut ꝛc. Er wies an friſchen Gehirnen von Thieren und Menſchen das nach, was er behauptete; drang auf vergleichende Anatomie, warnte vor dem Schneiden ꝛc. — wie man es von ihm kennt. Akermann ſaß ruhig da, widerſprach ſelten, und nur dann, wann Gall ihm, zum Beweiß eines Satzes, einen präparirten Gehirntheil zeigte. Am folgenden Tag hielt Akermann auch eine vorher angekündigte Vorleſung, in der er ſeine Theorie und Anſicht auseinander ſetzte, die Einwürfe widerlegte, und an einer Menge Präparaten, beſonders einem trefflich präparirten menſchlichen Rückenmark, die Entſtehung deſſelben aus dem Gehirn nachwies. Das ganze Theater war gedrängt voll. Faſt alle Aerzte und ſtudierende Mediziner waren verſammelt. Er war in ſeiner Vorleſung ganz das Gegentheil von Gall. Gedrängtheit, Energie, Ordnung, Philoſophie, auf Beobachtungen gegründet, zeichneten ſeinen Vortrag aus. Ein unnatürlich deklamirender, mitunter ſchreiender, Ton that ihm Schaden. Er knüpfte an nichts Allbekanntes an, gieng ſelten von etwas Populärem aus. Kurz, er rückte den ganzen Gegenſtand aus der Sphäre der Laien weg; man ſah und hörte nur einen Mann, der in logiſcher Ordnung konſequent ſprach, und ſeiner Sache gewiß war. Gall und ſein Gefährte ſtanden ruhig und anſtändig unter den Zuhörern, ließen ſich die Präparate zeigen, und ſprachen kein Wort. Nicht an einer Miene konnte man Mißmuth oder Verdruß merken. „Ich habe Ihnen jetzt meine Anſichten vorgelegt. Urtheilen Sie!“ So ſchloß Akermann ſeine Vorleſung. Es war eine öffentliche, polemiſche Scene; doch mit all der Würde durchgeführt, die man von Gelehrten erwartet, aber nicht immer findet. —

Nro. 41.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 17. Februar, 1807.

— Handle! — Die Wiſſenſchaft,
Sie nur, machte nie Glückliche.

Klopſtock.

Das literariſche Jahrhundert Ludwig's XIV.

(Fortſetzung aus Bouterweck's Manuſcripte.)

Was Ludwig XIV. unmittelbar für die ſchöne Literatur ſeiner Nation that, kommt wenig in Betracht, wenn es mit dem verglichen wird, was der Geiſt ſeiner Regierung, und noch mehr ſeines Hofes, zur völligen Entwicklung der franzöſiſchen Poeſie und Beredſamkeit überhaupt beytrug. Die Ehre, bey Hofe erſcheinen zu dürfen, und zur königlichen Tafel eingeladen zu werden, wie Racine und Moliere, war verführeriſch, aber nur von zweydeutigem Nutzen für die Kunſt. Die Penſionen, die bald nach Verdienſt, bald nach Gunſt, wie es ſich traf, mehrern Dichtern und beredten Schriftſtellern aus der königlichen Kaſſe zufloßen, konnten das beſcheidene Genie eben ſo leicht niederſchlagen als ermuntern, weil es doch größtentheils vom zufälligen Intereſſe der Miniſter, oder einer andern Perſon von bedeutendem Einfluſſe bey Hofe, oder gar von nichtswürdigen Intriguen abhieng, ob jemand glücklich genug war, eine ſolche Belohnung zu erhaſchen. Aber der Wunſch, vom Hofe bemerkt zu werden, und dem Hofe zu gefallen, beherrſchte alle franzöſiſchen Schriftſteller, die auf Geſchmack Anſpruch machten, im Jahrhundert Ludwigs XIV. noch mehr, als vorher. Die franzöſiſche Akademie, die ſeit ihrer Stiftung zum Hofſtaat des königlichen Hauſes gehört hatte, handelte immer mehr in ihrer Beſtimmung, dem Nationalgeſchmacke den Charakter eines Hofgeſchmackes zu geben; und einer der Vierziger dieſer Akademie zu werden, wurde immer allgemeiner das letzte Ziel der Wünſche eines ſchönen Geiſtes. Um mit der Akademie und dem Hofe in Verbindung zu kommen, mußten die poetiſchen und rhetoriſchen Talente aus dem ganzen Reiche ſich in der Hauptſtadt zuſammendrängen. Hier mußten ſie vorzüglich die Ruſticität abzulegen ſuchen, die ſie aus der Provinz, wie nun der Theil des Reichs hieß, der vor den Thoren der Hauptſtadt lag, in der Unſchuld ihres Herzens mitbrachten. Ob nicht Manches von dem, was in eleganten Geſellſchaften der Pariſer zur Ruſticität gerechnet wurde, im Grunde nur kühner und kräftiger Ausbruch eines edeln Naturgefühls war, wurde dann nicht weiter unterſucht. Genug, daß der Dichter und Schriftſteller dichten und ſchreiben mußte, wie es der Ton der guten Geſellſchaften zu Paris verlangte. Die guten Geſellſchaften zu Paris nahmen aber den Hof zu ihrem Muſter, obgleich der Hof, der auf die gute Stadt Paris ungefähr eben ſo tief, wie dieſe Stadt auf die Provinz, herabſah, immer darauf bedacht war, nicht mit der Stadt verwechſelt zu werden. Am Hofe Ludwig's XIV. nahm die franzöſiſche Geſelligkeit jene vornehme Eleganz an, die in ſcharfen Zügen das Anſtändige von dem Niedern ſcheidet. Dieſe Eleganz der Sitten theilte ſich der Sprache von ſelbſt mit. Nach dem Muſter, das der Hof gab, ſuchte man in aller guten Geſellſchaft zu Paris ſich

eben ſo fein als beſtimmt, immer in gewählten Phraſen, auszudrücken. Was andern Nationen zur Natürlichkeit der Sprache des gemeinen Lebens zu gehören ſchien, im gewöhnlichſten Umgange ſich auf Koſten der Grammatik zuweilen eine Nachläſſigkeit zu erlauben, die in der *Bücherſprache* nicht Statt finden darf, galt in der gebildeten Umgangsſprache zu Paris für einen anſtößigen Fehler. Eine ſolche Scheidewand zwiſchen der Bücherſprache und der Umgangs-Sprache, wie ſie ſich bey den meiſten neuern Nationen findet, konnte in Frankreich überhaupt nicht entſtehen, weil die Schriftſteller von ihrer Seite, um ſich mit gefälliger Leichtigkeit auszudrücken, eben ſo bemüht waren, die Formen der gebildeten Converſation nachzuahmen, als man im eleganten Leben incorrekt oder trivial zu reden vermied. Was aber dieſer natürlichen Richtung des franzöſiſchen Geiſtes im Jahrhunderte Ludwigs XIV. einen entſcheidenden Einfluß auf die Bildung des permanenten Charakters der franzöſiſchen Sprache gab, war der *literariſche Patriotismus*, der mit dem *politiſchen Stolze* der Nation zugleich durch den Glanz des Hofes und die Uebermacht der franzöſiſchen Monarchie von allen Seiten geweckt und unterhalten wurde. Die Vollendung der Cultur der Sprache war nun eine Nationalangelegenheit. Vor dieſer Sprache, die man am Hofe dieſes angeſtaunten Monarchen redete, ſollten alle übrigen in Europa verſtummen. Dafür aber ſollte auch dieſe Sprache durch Reinheit, Feſtigkeit, Beſtimmtheit und ausnehmende Eleganz allen übrigen als claßiſches Muſter vorleuchten. So hatte weder die italiäniſche, noch ſpaniſche Sprache dem ganzen Europa imponirt. Aber keine neuere Nation hatte es ſich auch ſchon ſo angelegen ſeyn laſſen, wie die Franzöſiſche im Zeitalter des ſtattlichen Ludwig's, ihrer Sprache eine ſolche Ausbildung zu geben, daß ſie, was die grammatiſche Feſtigkeit, die rhetoriſche Beſtimmtheit und die innere Delicateſſe betrifft, mit der claßiſchen Sprache des Alterthums gleichen Rang behaupten konnte.

Ein Glück für die ſchöne Literatur im Anfange der Regierung Ludwig's XIV. war auch die *Fortdauer des Friedens zwiſchen den beyden Religionsparteyen* mitten unter den erneuerten Stürmen der politiſchen Faktionen. Die wohlthätigen Folgen des *Edikts von Nantes*, die von der ganzen Nation empfunden wurden, kamen allen guten Köpfen zu Statten, die ſonſt vielleicht ihr Talent an die Vertheidigung eines theologiſchen Sektenwahns verſchwendet hätten. Als endlich Ludwig und ſeine geehrte *Maintenon*, von dumpfer Bigotterie hingeriſſen, im Jahr 1685, aller Menſchlichkeit und aller geſunden Politik zum Trotz, das Edikt von Nantes aufhoben, war die franzöſiſche Sprache und Literatur ſchon ein organiſirtes Ganzes, das durch keine partielle Entnervung des Staats wieder zerrüttet werden konnte. Die Tauſende von franzöſiſchen Reformirten, die ihr Vaterland verließen, vermehrten nur das literariſche Anſehen ihrer Nation in den Ländern, wo ſie eine neue Heimath fanden.

Die Verſchiedenheit der theologiſchen Meynungen hinderte ſie nicht, überall, wohin ſie kamen, mit eben dem Patriotismus und eben der Eitelkeit, wie ihre katholiſchen Geſchmacksverwandten, die in Frankreich zurückgeblieben waren, ihre Sprache und Literatur als die erſte in der Welt zu rühmen. In Frankreich ſelbſt konnte der neue Triumph des Fanatismus keine Stockung der ſchönen Literatur bewürken, weil ihre Fortſchritte die Kirche unmittelbar nichts angiengen, und die proteſtantiſche Partey ſchon durch Richelieu ihrer politiſchen Kraft zu ſehr beraubt war, um eine Reaktion bewürken zu können. An eine freygeiſtiſche Tendenz der Poeſie und Beredſamkeit dachte man damals in Frankreich nur wenig, wenn gleich mehr, als in Spanien und Portugall, wo vor dem Schrecken der Inquiſition doch niemand weniger zitterte, als die Dichter und geiſtreichen Autoren. Gefährlich hätte, im Schooße der römiſchen Kirche ſelbſt, der heftige Streit mit den *Jeſuiten* und *Janſeniſten* den äſthetiſchen Studien in Frankreich werden können, wenn nicht die witzigen Köpfe mit dem Staate zugleich dabey intereßirt geweſen wären, dieſen Streit niederzuſchlagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Blumen.

In des Winters Stürmen ſchliefen
Wir an warmer Mutterbruſt;
Holde kleine Engel riefen
Uns heraus zur Frühlingsluſt.

Quellen rauſchen, Quellen bringen
Uns das friſche Leben zu;
Vögel wecken uns mit Singen,
Lüftchen wiegen uns zur Ruh.

Hundertfarbig, ohne Mühe,
Webt die Mutter unſer Kleid;
Aus dem reinen Thau der Frühe
Macht ſie unſer Brautgeſchmeid.

Liebliche Gerüche hauchen
Wir im heitern Raum umher,
Tauſend junge Leben tauchen
Liebend ſich in dieſes Meer.

Fährt der Winter rauh hernieder,
Gehn wir in der Mutter Haus:
Nach den Stürmen ſchickt ſie wieder
Uns zum Frühlingsfeſt heraus.

Schr.

Die Künſte des Friedens.

(Beſchluß.)

Zwey andre Polizey-Anſtalten, deren Organiſation durch vorläufiges Zuſammentragen und Ordnen aller dahin gehörigen Materialien die Geſellſchaft in den beyden letzten Jahren beſchäftigte, werden, wenn ſie einſt in ruhigern, minder bedrängten und mit Arbeitslaſten der obern Behörden weniger überladenen Zeiten zur Ausführung kommen, die Zahl wohlthätiger Inſtitute in Hamburg vermehren. Es ſind, die Anlegung eines allgemeinen Gefangenhauſes für Inquiſiten während des Prozeſſes — ein noch weſentlicher Mangel und ein tief empfundenes Bedürfniß der Hamburgiſchen Juſtizverfaſſung — und die Errichtung einer Erſparungs- und Penſions-Kaſſe für die arbeitenden Klaſſen zur Unterſtützung, beſonders im Alter *); — eines Inſtituts, wozu England ſo manches leuchtende Muſter aufgeſtellt hat, und worauf jeder Staat bedacht ſeyn ſollte, dem Volksglück, beförderte Moralität, bürgerliches und häusliches Wohl aller Stände, theuer iſt; eines Inſtituts, welches — wie Voght in ſeinem Bericht an die Geſellſchaft über dieſen Gegenſtand ſo ſchön und wahr ſagt — „das Mittel iſt, Armen-Anſtalten als ſolche überflüſſig zu machen, und ſie auf das zurückzuführen, was ſie zugleich ſo nützlich, ſo ſicher in der Ausführung macht: zu Verhütungs-Anſtalten, durch Erziehung, Krankenpflege, dargebotene Arbeit, Vorſchuß zum Gewerbe; zu Correktions-Anſtalten für Verſunkene und Verderbte; zu einer Verſorgungs-Anſtalt nur für die, denen Natur oder Zufall den Geiſt oder den Körper lähmten und untüchtig machten zu eigner Erhaltung.“ —

Dieſe wenigen Züge mögen für unſern Zweck, den Beſtand und die Tendenz dieſer Geſellſchaft zu bezeichnen, hinreichen. Das Wort der Weihe: Emolumento publico! welches die Stifter: Büſch, Kirchhof, Reimarus und andre Männer des Vaterlandes damals ſegnend über ſie ausſprachen — hat ſie es treu bewahrt als ein Palladium ihres Innern? iſt ſie ihm, einem leitenden Sterne gleich, auf ihrer zurückgelegten Bahn gefolgt? — Die dem größern Publikum in den Verhandlungen der Geſellſchaft und ihren Mitbürgern in den Früchten ihrer Arbeiten vor Augen liegenden Reſultate mögen antworten. Uns bleibt zu der im Anfang dieſes Aufſatzes geäuſſerten Abſicht noch ein Blick auf die gegenwärtige Lage dieſer Geſellſchaft übrig. Es iſt ſchon geſagt worden, welchen neuen Antrieb in ihrem innern und äuſſern Wirkungskreiſe die Geſellſchaft gerade jetzt, kurz vor der Zeit der Kriegsverheerungen und des Drucks, des Stillſtandes ſo vieler wiſſenſchaftlichen und gemeinnützigen deutſchen Anſtalten, erhalten hat. Erhöhung des Genuſſes des Guten, Nützlichen und Schönen für ihre Mitglieder, für andre Mitbürger und für die ſie beſuchenden Fremden, iſt die glückliche und bleibende Rückwürkung dieſer neuen Epoche der Geſellſchaft. Mit mehr Liberalität und äuſſerem Anſtand, als es in ihrem vorigen engen Lokale ihr vergönnt war, kann ſie jetzt dieſen Genuß darbieten. Der erweiterte Raum kann eine größre Zahl von Männern verſchiedener Stände, verſchiedenen Alters und Berufs in den wöchentlichen freundſchaftlichen Verſammlungen vereinigen, um nach der urſprünglichen Beſtimmung dieſer Zuſammenkünfte ſich über gemeinnützige Gegenſtände zu unterhalten, das Band der Freundſchaft, des Patriotismus, der gegenſeitigen freyen Mittheilung nützlicher Kenntniſſe und Erfahrungen enger zu knüpfen und zu erhalten. Die eigentlichen Geſchäfte werden in den monatlichen Deliberations-Verſammlungen verhandelt. Politiſche Diskuſſionen und — Spielriſche ſtehen unter dem Veto; dieſe geſetzlich, jene durch von jeher treu beobachtete ſtillſchweigende Uebereinkunft, als dieſem Zirkel von Freunden der Künſte des Friedens, fremd. — Zur Benutzung der Bibliothek, der Natur- und Kunſtſammlung, durch Anſicht, Lektüre und Ableihen von Büchern ſind die Donnerſtags-Mittagsſtunden beſtimmt; auſſer welchen noch eine bedeutende Zahl von Journalen, ſtaatswiſſenſchaftlichen, hiſtoriſchen und artiſtiſchen Inhalts, wöchentlich cirkulirt.

In einer Periode endlich, wo die unglückliche Lage Hamburgs ſo manches Band geſelliger Verhältniſſe aufgelöſet hat, ſcheint ein guter freundlicher Genius über dieſen Bund zu walten, ihn feſter zu knüpfen, und ſeinen Genoſſen in ſeinem Innern die Ruhe zu gewähren, die durch jede Umſicht auf die Zeitbegebenheiten und auf ihre zerrüttenden Folgen verſcheucht wird. Die Zahl der Mitglieder der Geſellſchaft vermehrt ſich; ihre Zuſammenkünfte ſind zahlreicher, genußvoller; in ihrem Schoos bildete ſich noch ein engerer Kreis von Kunſtfreunden und Künſtlern, um ausſchließlich mit Gegenſtänden der Kunſt und des Geſchmacks ſich zu beſchäftigen. Er verſammelt ſich jeden Sonntag dieſes Winters in den Mittagsſtunden; Werke der bildenden Kunſt aus der Sammlung der Geſellſchaft, oder von Mitgliedern aus den ihrigen eingeſandt, werden hier vorgelegt, betrachtet, die Ideen darüber ausgewechſelt, Abhandlungen artiſtiſchen Inhalts verleſen. Auſſer dem Zweck dieſes Zirkels, den einheimiſchen Kunſtgeſchmack zu nähren, zu erhalten, zu verbreiten, leiſtet er ſeinen Mitgliedern einige Stunden heitrer Beſchäftigung und Erholung von den laſtenden Ereigniſſen des Tages. Eine wohlthätige Täuſchung verſetzt ſie aus den ſtürmiſchen Umgebungen der Zeit hin in ſtille Regionen des Friedens. — —

*) Die Verhandlungen über dieſe beyden Gegenſtände ſind in dem ſiebenten Bande der Schriftenſammlung der Geſellſchaft enthalten, der eben jetzt die Preſſe verlaſſen hat.

Taſſo.

Taſſo, der Edle, ſtand einſt bey Hof, in Schwermuth verloren,
Stumm an ein Fenſter gelehnt. Steht, rief ein Geck, der Poet
Nicht dort, recht wie ein Narr? — der Narr iſt noch nicht geboren,
Sprach der Sänger voll Ernſt, der zu ſchweigen verſteht.

Pf.

Clärchens Alter.

Oft ſchwörſt du, Clärchen, mir mit ſittſamen Geberden,
Du ſeyſt erſt zwanzig alt. Ich glaube deinem Schwur:
Doch ſolcher Jahre brauchſt du nur
Noch einmal zwanzig, Kind, um achtzig alt zu werden.

W.

Der Sandelbaum.

(Nach dem Arabiſchen.)

Kennſt du den Sandelbaum? Auch niedergehauen verhaucht er
Noch auf die mordende Art friedliches ſüßes Gedüft.
Was die unfühlende fromme Natur thut, lehre der beßre
Wille, Sterblicher, dich: Segne den drängenden Feind!

E.

Wunſch.

Gott, der Du mit gerechter Waage
Die Thaten wägſt! O kürze du
Des Thoren und des Schurken Tage,
Und lege ſie dem Edeln zu!

Haug.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien.

Herr Opiz, Direkteur des Theaters in Dresden, hat hier einige Gaſtrollen im Ganzen mit vielem Beyfalle geſpielt. Beſonders gefiel er als St. George in dem Stücke, der Schwäzer, in welchem er dreymal auftrat. Auch in den beyden Ringen, als Klingsberg, und dann im Hamlet als Hamlet ward er ſehr gütig aufgenommen. Doch fand man allgemein, daß ſein Klingsberg nicht jene hohe Vollkommenheit erreiche, mit welcher Herr Brockmann dieſe Rolle als ein durchaus vollendetes Kunſtwerk zu geben pflegt; und auch als Hamlet, ungeachtet er in einzelnen Stellen beſonderen Beyfall erhielt, konnte er Klingmanns und Zieglers treffliches Spiel dieſer Rolle nicht vergeſſen machen. Indeß, da das hieſige Publikum jedes Verdienſt mit einer ganz eigenen Billigkeit anerkennt, ſo ward Herr Opiz durchaus ſehr beklatſcht, und iſt mit Recht mit dem hier erhaltenen Beyfalle zufrieden.

Demoiſelle Häſer aus Dresden hat hier eine muſikaliſche Akademie gegeben, und das Publikum durch die Reinheit ihrer Stimme, die ſie zu einer ungewöhnlichen Höhe zu erheben weiß, ſehr entzückt. Möchte das Gerücht gegründet ſeyn, daß man ſie zur italiäniſchen Oper, welche die neue Direktion wieder einzuführen Willens iſt, engagirt habe!

Herr Joſeph Weigel arbeitet gegenwärtig an einer Oper: Hadrian; man wünſcht, daß er hier eine zweckmäßigere Wahl in Hinſicht der Poeſie getroffen habe, als in ſeiner Oper: Veſtas Feuer, in welcher die Poeſie von Herrn Schikaneder, und ſo unbeſchreiblich albern iſt, daß man Herrn Weigel, einen verdienſtvollen Tonkünſtler, bedauren muß, daß er in ſolche Hände gerieth. Die Muſik dieſer Oper iſt ſehr ſchön; doch kann man das Ganze wegen der elenden Dichtung nur mit Widerwillen betrachten.

Herr Girowez, welcher ſich durch ſeine Agnes Sorel viel Beyfall erwarb, iſt nun im Begriffe, ein dramatiſches Gedicht von Holbein in Muſik zu ſetzen. Man weiß noch nicht, ob dieß Gedicht eine Oper oder ein Melodram ſey; indeß dieß iſt gewiß, daß Mde. Roſe, die erſte Schauſpielerin der hieſigen Bühne, darinn auftreten wird. Sonderbar iſt es, daß Holbein, von welchem ſeit einem Jahre mehrere Stücke auf der hieſigen Bühne gegeben wurden, immer nur nach Balladen arbeitet. So hat er, nach Schillers Gang zum Eiſenhammer, ein Schauſpiel Fridolin verfertigt, dann den Tyrannen von Syrakus gleichfalls nach Schiller; und jezt die Büſſende, nach Stollbergs Ballade gleiches Namens. Seine Stücke finden im Ganzen hier vielen Beyfall.

Glucks Oper: Iphigenie in Tauris hat hier viel Senſation gemacht. So oft dieſe Oper gegeben wird, iſt es zum Erdrücken voll; daher man ſich Hoffnung macht, daß mehrere Opern von Gluck auf die Bühne gebracht werden könnten. Man verdankt überhaupt dasjenige, was jezt für die Oper geſchieht, größtentheils dem Fürſten von Lobkowiz, deſſen Liebe für Muſik nicht eine vorübergehende flüchtige Laune iſt, ſondern eine aus gründlicher Einſicht entſpringende Verehrung.

Baſel.

Vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient die kürzlich erſchienene Voyage pittoresque de Basle à Bienne par les vallons de Mottiers-grandval. in Querfolio.

Wer auch die ganze Schweiz durchreiſt hat, wird in wenig Theilen derſelben eine ſo große Mannigfaltigkeit von Natur-Schönheiten angetroffen, und aus wenigen werden ſich ihm ſo lebhafte und angenehme Erinnerungen erhalten haben. Für dieſe vorzüglich, ſo wie für die, welchen dieſer Genuß nicht zu Theil ward, die aber dieſes Thal aus der bekannten Course de Basle à Bienne (von Bridel) kennen, muß dieſe maleriſche Reiſe eine erfreuliche Erſcheinung ſeyn; und zwar um ſo mehr, da ſie den ſehr geſchickten Landſchaftmaler Birmann zum Herausgeber, und dieſer mit ganz beſonderem Fleiß die intereſſanteſten Geſichtspunkte aufgenommen hat. Sie beſteht aus 36 Blättern, die von Birmann nach der Natur gezeichnet, und von Hegi, Strüdt und Haldenwang in Tuſchmanier in Kupfer gebracht worden ſind; eine kleine Reiſekarte iſt derſelben beygefügt worden, und um den Werth des Ganzen auch in literariſcher Hinſicht noch zu erhöhen, hat der geſchäzte Verfaſſer jener Schrift (course de Basle à Bienne) dieſe Ausſichten mit erläuterndem Text begleitet.

Der Preis in braunen Abdrücken iſt 66 fl., und auf Verlangen ſind ſolche auch kolorirt zu haben.

Von dem gleichen Herausgeber ſind neulich erſchienen:

1. La chute du Rhin près de Schaffhouse.
2. Le glacier inferieur du Grindelwald.
3. La chapelle du Guillaume Tell sur le lac des IV Cantons.

Dieſe drey Blätter ſind kolorirt, 15 Zoll breit und 9 1/2 Zoll hoch, und jedes Stück um den Preis von 7 fl. zu haben.

Dieſe ſchönen Produkte findet man in der ſeit ungefähr zwey Jahren hier beſtehenden Kunſthandlung der Hrn. Falkeyſen und Huber, die ſich ſonſt auch durch ihre großen und immer gut unterhaltenen Sammlungen von alten und neuen Gemälden, Kupferſtichen, Holzſchnitten ꝛc. vortheilhaft auszeichnet, und ſelbſt zu den artiſtiſchen Merkwürdigkeiten von Baſel gehört. Beyde Unternehmer haben ſich als Künſtler der Welt ſchon bekannt gemacht; H. Falkeyſen als Kupferſtecher durch ſein ſchönes, wohlgelungenes Blatt: der Tod des Generals Wolf, und H. Huber durch verſchiedene gut ausgeführte Gelegenheits-Medaillen.

Oldendorf bey Hameln.

Eine ungewöhnliche Stille herrſcht an den Orten, worin ſonſt Leben und Regſamkeit war. Handel und Gewerbe ſtocken. Auch dem unternehmendſten Menſchen ſind jezt die Flügel gelähmt. Was die Niedergeſchlagenheit verdoppelt, iſt der Umſtand, daß die Zahlung der Gehalte vorerſt nicht mehr Statt finden ſoll. Alle Heiterkeit iſt ſeitdem von frohen Geſichtern verſchwunden. Ein Uebel verdrängt das andere. Man denkt jezt weniger daran, daß die Provinz vor Kurzem erſt für 3000 Rthl. Pferde liefern mußte. Bey der Uebergabe von Hameln ſind große Unordnungen vorgefallen. Vielen Einwohnern haben die Preuſſen ihren Abzug ſehr ſchmerzhaft gemacht, und mancher Hausvater hat durch Plünderung einbüßen müßen, was er in der Bedrängniß noch zu retten ſuchte. Unſer benachbartes Rinteln ſinkt zu einem Landſtädtchen herab, ſeitdem ſich keine Garniſon mehr da befindet, und die Univerſität ſich kaum zu halten vermag. Oft haben 3000 Bauren an der Zerſtörung der Feſtungswerke arbeiten müſſen. Wie leicht hätte da das Mißvergnügen die Auftritte erzeugen können, welche den Einwohnern von Marburg, Homburg, Ziegenhain und andern Orten ſo viel Schreckniſſe gebracht haben. Ein wahrer Schutzengel für die Gegend iſt der Gen. Hobert,

Nro. 42.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Februar, 1807.

— Unausſprechlich reizt des Wiſſens hohes Lob,
Das weiſe Scheitel krönt, die eignes Denken hob,
Und ſoll der Ehrbegier mein Herz noch Raum vergönnen,
So wünſch' ich ihm die Glut, wovon die Weiſen brennen.

Sucro.

Das literariſche Jahrhundert Ludwig's XIV.

(Fortſetzung aus Bouterweck's Manuſcripte.)

Mit dem Geiſte der Regierung Ludwig's XIV. traf die Ausbildung des geſelligen Charakters der Franzoſen in dieſem Zeitraume auch auſſerhalb der Verhältniſſe, in denen die Stadt den Hof nachähmte, ſo natürlich zuſammen, daß die franzöſiſche Sprache und Literatur durch den Ton der Unterhaltung in Privat-Zirkeln und Cotterien zu Paris wenigſtens eben ſo ſehr, wo nicht noch mehr, gebildet und geleitet wurde, als durch das Beyſpiel des Hofes und die kritiſche Geſetzgebung der franzöſiſchen Akademie.

In Paris erhielt das geſellige Leben der neuern Nationen die eleganten Formen, durch die der letzte Ueberreſt der altritterlichen Galanterie nach den Forderungen einer völlig veränderten Denkart ſo lange modificirt wurde, bis er ſich als nothwendige Bedingung eines anſtändigen und gefälligen Verhältniſſes zwiſchen Herren und Damen unter allen übrigen Schickſalen, die den Sitten in Europa noch bevorſtanden, wenigſtens im Aeußern der gebildeten Welt behaupten mußte. Aber ſchon in den Ritterzeiten war die franzöſiſche Galanterie mehr geiſtreich, als ſchwärmeriſch, geweſen. Schon damals hatten ſich auch die ächt-franzöſiſchen National-Dichter in den Zirkeln von Herren und Damen faſt immer nur durch unterhaltenden Verſtand und Witz, ſelten durch Gefühl und poetiſche Phantaſie, und faſt nie durch romantiſche Ecſtaſen, wie die Dichter der Spanier und Portugieſen in ihrem Vaterlande, empfohlen. Gegen Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts bildete ſich in der eleganten Welt zu Paris eine libertiniſche Lebensphiloſophie, die der franzöſiſchen Sinnesart ſo angemeſſen war, daß nun die altromantiſche Schwärmerey bald in allen guten Geſellſchaften lächerlich wurde, auſſer, wo man eine pretiöſe Sentimentalität und Moralität affektirte, die den leichtſinnigen Grundſätzen der andern Partey das Gegengewicht halten ſollte. Beyde geſellſchaftlichen Syſteme, das libertiniſche und das pretiöſe, wurden durch elegante Cotterien, in denen die Damen die erſte Stimme hatten, noch vor dem Regierungsantritte Ludwig's XIV. verbreitet; und jede dieſer Cotterien maßte ſich eine literariſche Autorität an. Da wurden unter den bedeutenden Einflüſſen geiſtreicher Damen die Verhandlungen der franzöſiſchen Akademie vorbereitet und eingeleitet. Die Zuſammenkünfte im Hotel von Rambouillet, im Marais, und wie ſie weiter hießen, waren auf geiſtreiche Debatten und auf rafinirten Lebensgenuß zugleich berechnet. Die beyden antipodiſchen Parteyen kämpften lebhaft gegen einander. Die eine that vornehm: die andere lachte. Aber beyde moraliſirten nur nach verſchiedenen Grundſätzen, und beyde kritiſirten um die Wette über die Geiſteswerke der Neuern und Alten. An der Spitze der libertiniſchen

Partey glänzte die bewunderungswürdige *Ninon de l'Enclos* mit ihrem philoſophirenden Freunde *St. Evremond*. Die pretiöſe Partey fand an der feinen und rechtlichen Marquiſe *de Sevigne* keine ſchwache Stütze. Zwiſchen beyden Parteyen ſchwankten Prinzen und Herren, Abbés und Parlementsräthe, Feldmarſchälle und Höflinge, die alle *Esprit* haben, und beſonders über die Werke der Dichter und geiſtreichen Autoren abſprechen wollten. In den gemiſchten Zirkeln dieſer Männer und Frauen gewann die franzöſiſche Sprache an Feinheit und Delikateſſe mehr, als durch alle Studien der Grammatiker. Aber in dieſen Zirkeln nahm auch die franzöſiſche Literatur den converſationsmäſſigen Charakter an, den ſie ſeitdem nicht wieder verloren hat, und ohne den ſie freilich keine Literatur für Franzoſen werden konnte.

Converſationsmäſſig mußte alſo, wenigſtens auſſerhalb der Sphäre derjenigen Wiſſenſchaften, die bey den Franzoſen die *exakten* heißen, alles gedacht und geſagt ſeyn, was in allgemein intereſſanten Schriften nach der franzöſiſchen Geſchmacksnorm geſchätzt werden und gefallen ſollte. Eine äſthetiſche *Anſtändigkeit* in Gedanken und Ausdruck wurde, weil ſie zur guten Lebensart gehört, mit conſequenter Strenge auch von den Schriftſtellern verlangt. Frappante Einfälle wurden gut aufgenommen; nur mußten ſie mit Feinheit und Leichtigkeit, am liebſten etwas boshaft, etwa in der Manier der Maximen des Weltmanns la Rochefoucauld, mehr hingeworfen, als förmlich vorgetragen werden. Aber alles Tiefgedachte, und Tiefempfundene, wurde als einſiedleriſch und phantaſtiſch aus der guten Literatur, wie aus der guten Geſellſchaft, verwieſen. Als ob die höchſte Beſtimmung des Menſchen keine andere wäre, als, in eleganten Geſellſchaften zu glänzen, ſo wurden die Forderungen der *höheren Humanität* an die Schriftſteller, die dem ganzen menſchlichen Gemüthe willkommen ſeyn und die ganze geiſtige Natur des Menſchen veredlen ſollen, den Geſetzen einer angenehmen Converſation untergeordnet. Was konnte nun unter ſolchen Einflüßen aus der franzöſiſchen Poeſie werden, die ſchon vorher weder den wahrhaft romantiſchen Ton zu treffen, noch den antiken ſich mit wahrhaft poetiſchem Gefühle anzueignen wußte? Die ganze Sprache der Nation wurde ja ſo gebildet, daß, die wiſſenſchaftlichen Kunſtwörter ausgenommen, faſt jedes Wort und jede Phraſe, die nicht in der feinen Geſellſchaft in Paris gehört werden durften, auch dem Dichter unterſagt war. Nur die *Epiſtel*, das *Epigramm* und dasjenige *Luſtſpiel*, das die Sitten der großen und feinen Welt zum Gegenſtande hat, konnten in der franzöſiſchen Dichterſchule vorzüglich gedeihen. Jeder kühnere und freiere Aufflug der Phantaſie, jedes kräftigere Wort des poetiſchen Gefühls wurde geſchmacklos geſcholten. Die größten Dichter der Nation, zum Beyſpiel Corneille, mußten in der höheren Poeſie, für die ſie geboren waren, eine Art von feyerlicher Hofſprache reden, die ſich von der gewöhnlichen Converſations-Sprache durch oratoriſche Würde unterſchied, aber nicht viel poetiſcher als dieſe war.

In den literariſchen Cotterien zu Paris wurde nicht nur mit beſonderer Wichtigkeit der franzöſiſche Grundſatz geltend gemacht, daß man vor allen Dingen *wie ein Weltmann* ſchreiben müße, um in Proſe, oder in Verſen, ein guter Schriftſteller zu ſeyn; man beſtärkte ſich dort auch auf alle Art in dem Nationalvorurtheile, daß die Eleganz des Ausdrucks intereſſanter Gedanken in leichten, feinen und pikanten Wendungen das Weſentliche in der Poeſie und Beredſamkeit ſey. Den wahren Unterſchied zwiſchen Poeſie und ſchöner Proſe, für den die Nation von jeher wenig Sinn gehabt hatte, verlor man in den kritiſchen Debatten der Herren und Damen, die den Ton der guten Geſellſchaft angaben, völlig aus den Augen. Hier verwandelte ſich die goldne Grundregel der Kunſt: „Studiere die Natur!" in die gar anderslautende: Studiere den *Hof* und die *Stadt*." Etudiez la cour, et connoissez la ville! Dieſer bekannte Aufruf von *Boileau* an die Dichter, die im Luſtſpiele etwas Vorzügliches leiſten wollen, hätte, nach den Grundſätzen deſſelben Kritikers, unter die erſten Regeln der franzöſiſchen Poetik aufgenommen werden können. Und wie ſich der Hof und die Stadt zur Natur verhalten, ſo trat nun die franzöſiſche Poeſie, wenige Ausnahmen abgerechnet, der Poeſie derjenigen Nationen gegenüber, bey denen man, nach alter Sitte, den Dichtern noch erlaubte, entfernt von den zerſtreuenden Kleinigkeiten und Prätenſionen der großen Welt, mit ſtiller Beſonnenheit und einer *religiöſen* Begeiſterung, die Natur und das Innerſte ihrer Seele zum Keim ihrer Dichtungen zu wählen, ohne darum den poetiſchen Werth der Menſchenkenntniß, die man nur im Umgange der großen Welt erwirbt, zu verkennen. Durch die literariſchen Cotterien wurde endlich der *Intriguengeiſt* genährt, der in der Literatur durch ſchlaue Veranſtaltungen, ein Verdienſt zu heben, oder zu unterdrücken, faſt eben ſo viel Unheil ſtiftete, als im geſelligen Leben. Aber die völlige Entwicklung dieſes Intriguengeiſtes in der franzöſiſchen Literatur fällt in die ſpätere Periode, die auf das Jahrhundert Ludwig's XIV. folgte.

(Die Fortſetzung folgt.)

A. W. Ifflands Theater-Almanach auf 1807.

Das erſte Aufſchlagen dieſes intereſſanten Almanachs erweckt ſogleich eine freundliche Erinnerung — „Das Feenkind“ blickt uns ſinnig entgegen. Wer erinnert ſich hier nicht an A. W. Schlegels von den Grazien diktirtes Gedicht:

„Ich kannt' ein ſeltſam Feenkind,
Es war ſo klein und zart,
Und wechſelte wie Luft und Wind
Geſtalt und Sinnesart.“

Friederike Bethmann, von Bolt in Kupfer geſtochen, iſt die erſte Zierde dieſes Almanachs. Das zweyte Porträt enthält die vierte Grazie — Louiſe Fleck, und das dritte den ehrwürdigen Vater der neuern deutſchen Schauſpielkunſt — Conrad Eckhof. — Die übrigen Kupfer, von Herrn Catel, ſtellen bedeutende Karaktermomente dar, und widerlegen die Behauptung A. W. Schlegels, daß in dem kleinen Raum' eines Oktavblättchens nichts Bedeutendes in Hinſicht auf künſtleriſchen Werth ausgeführt werden könne. Beſonders iſt bey der Zeichnung Ifflands in den Rollen des Franz Moor und Geheimeraths Mantel nicht nur die größeſte Porträt-Aehnlichkeit erreicht, ſondern die ganze Eigenthümlichkeit des Künſtlers iſt in Geſtalt und Haltung ſo ſtreng aufgefaßt, daß der Zeichner das größte Lob verdient, ob er gleich freylich um ſo mehr den Wunſch veranlaßt, daß dieſer Kunſt, in Hinſicht auf die Extenſion, ein größerer Spielraum zugeſtanden wäre.

Nun zum literariſchen Inhalte des Almanachs. — Iffland hebt von ſich ſelbſt an — das iſt Künſtler-Stolz, auf eigenen Werth begründet, und ein Zeichen wacker'n Bewußtſeyns, das um ſo mehr geſchätzt werden muß, als es mit den Wünſchen des Publikums genau zuſammentrifft. Das Intereſſanteſte iſt — was Iffland über ſich ſelbſt ſagt. Dies diene dem Verfaſſer zur Beherzigung in Hinſicht auf den letzten Paragraph der Vorrede, und den Almanach für 1808.

Ifflands höchſte Kunſt beſteht in Karakterzeichnung; dieſe aber erfordert eine Umſichtigkeit, die den einzelnen Moment aus einer Kettenreihe vorhergegangener abzuleiten und zu beſtimmen verſteht. Da nun aber der Schauſpieler (als Karakterzeichner), im Gegenſatze vom Romandichter, der ſeine Karaktere gleichſam ab ovo langſam fortſpinnen kann, nur einzelne, aus der Kettenreihe abgeriſſene, Momente darzuſtellen hat; ſo wird er um ſo ſeltener verſtanden, wenn er nicht eine gleiche Umſichtigkeit auf Seiten des Zuſchauers vorausſetzen kann. Ein ſehr ſeltener Fall! In dieſer Rückſicht ſind die Selbſtkarakteriſtiken Ifflands, welche theils die Kupfer begleiten, theils in dem Aufſatze „über die Darſtellung intriganter Karaktere“ enthalten ſind, im höchſten Grade wichtig, ja, ſie dienen dazu, den Kunſtſchöpfungen dieſes Meiſters eine längere Dauer zu verſchaffen, als ihnen der Augenblick, in dem ſie entſtehen und untergehen, erlaubt.

Ifflands Franz Moor iſt gewiß diejenige ſeiner Rollen, die am wenigſten verſtanden wird. Der Dichter ſelbſt hat ihn im Ganzen richtig angelegt; wenigſtens ruht eine fürchterliche Wahrheit zum Grunde, welches ſchon daraus hervorgeht, daß er ſich auf der Bühne erhalten hat, da im Gegentheil eine Mißgeburt nur ein kurzes Leben haben kann. Die hieher gehörenden Winke Ifflands werden unſtreitig für ſeine folgenden Darſtellungen dieſer Rolle bedeutend ſeyn, deren Richtigkeit und innere Wahrheit ſich durch dieſe Andeutungen erſt bewährt. Leider ſind die Zuſchauer jetzt an das Gewaltſame ſo ſehr gewöhnt, daß ſie es nur in ſeinen heftigſten Exploſionen noch beachten, aus einzelnen Erdſtößen aber keinesweges einen unterirdiſchen Sturm zu erkennen verſtehen.

So wie übrigens jeder Menſch ſeinen eigenen Regenbogen hat, ſo hat er auch ſeine eigene Kunſtanſicht; welches für das Univerſum der Kunſt ſelbſt um ſo bedeutender iſt, als doch eine einzige Sonne des Ideals unverrückt im Centrum leuchtet, aus der jedes Auge ſeinen beſondern Strahl empfängt. Den Künſtler ſelbſt darf es daher nicht kümmern, wenn mancher ſeinen Standpunkt anders wünſcht, ſobald er nur darthun kann, daß ſein Blick nicht an dem Boden haftet, ſondern zum Lichte aufwärts ſchaut. Der Schauſpieler beſonders kann vieles nur ſo und nicht anders geben, weil er Er ſelbſt und kein anderer iſt, und ſeine Individualität von der darzuſtellenden Dichtung nicht trennen, ſondern beyde nur freundlich vereinen kann. Ifflands Darſtellungen fußen nur höchſtens auf ſeiner Individualität noch, und der Künſtler hat ſo ſehr ſein Selbſt ſich unterworfen, daß es nur noch das Piedeſtal iſt, auf dem die Freyheit ſich in der Geſtalt des Standbildes erhebt.

Der Aufſatz über Eckhof enthält herzliche Worte, gleichſam eines Sohnes über ſeinen Vater, welches Verhältniß in künſtleriſcher Hinſicht zwiſchen Eckhof und Iffland herrſchte.

Der dritte Aufſatz über die Darſtellung intriganter und boshafter Karaktere auf der Bühne iſt in Hinſicht auf Karakteriſtik äuſſerſt lehrreich. Von Idealität iſt hier billigerweiſe in ſo weit abſtrahirt, als es die dramatiſche Dichtkunſt ſelbſt beſtimmt hat. Doch aber würde es ſehr intereſſant ſeyn, wenn Iffland in einem der folgenden Jahrgänge ſich in dieſer Rückſicht über eine künftige Darſtellung des Mephiſtophiles in Göthe's Fauſt, nach Vollendung dieſes Torſo, ausſpräche.

Der vierte Aufſatz iſt ein goldnes ABC der Schauſpielkunſt. Wie viele Schauſpieler buchſtabiren nicht ſtümperhaft, weil ſie dieſes ABC nicht gehörig lernten.

Dem fünften Abſchnitte über den Vortrag in der höhern Tragödie ſchadet es einigermaſſen, daß der Verfaſſer mehr analytiſch und hiſtoriſch, als deducirend dabey zu Werke gegangen iſt. Ein ſicher beſtimmtes Grund-Prinzip mangelt hier offenbar zu ſehr, und die Praxis greift der Theorie zu weit vor; ein Umſtand, den man allein der ausübenden Kunſt, wenn ſie ſich durch ſich ſelbſt bewährt, keinesweges aber dem Raiſonnement überſehen kann. Uebrigens enthält dieſer Aufſatz ſo viel Treffliches, das den denkenden ausübenden Künſtler beurkundet, daß man ungern jenes Mangelhafte in der Konſtruirung deſſelben bemerkt. Offenbar wäre es lehrreicher geweſen, wenn der Verfaſſer ſeine praktiſchen Regeln auf eine beſtimmte Tragödie angewandt, und ſie ſo gleichſam in das Leben überſetzt hätte, da jetzt im Gegentheil manches zu ungewiß und relativ erſcheint. Der Schauſpieler kann nicht deutlich genug unterrichtet werden; denn er iſt in der Regel ein höchſt ungelehriger Schüler. Darum ſey denn auch das Praktiſche ſo praktiſch als möglich, und ſchließe ſich am liebſten an irgend ein Gegebenes.

Die Rubriken 6., 7. und 8. (Bemerkungen über Liebhabertheater im Allgemeinen, Vorſchlag an die Liebhabertheater in Deutſchland zu Schillers Gedächtniß, Anekdoten und Karakterzüge aus der Theaterwelt) ſprechen ſich ſelbſt deutlich genug aus.

Die Verzeichniſſe deutſcher Bühnen ſind meiſtentheils zu ſkeletartig, um ihnen nicht mindeſtens etwas mehr Bedeutenheit zu wünſchen. So könnten ſie jährlich ganz intereſſante Abſchlüſſe (gleichſam äſthetiſche Seelenliſten) über den Zuſtand der dramatiſchen und theatraliſchen

Kunſt (die erſte iſt, vielleicht mit Vorſatz, von dem Herausgeber ganz überſehen) veranlaſſen, wenn ſie zugleich einige hiſtoriſche Notitzen über die Darſtellungen enthielten, und der Herausgeber ſich demnächſt dazu verſtände, die richtigen Reſultate zu ziehen. —

Ein leicht gehaltenes Luſtſpiel beſchließt dieſen erſten Jahrgang, deſſen günſtige Aufnahme von Seiten des Publikums gewiß den Herausgeber bald dringend anmahnen wird, an den nachfolgenden zu denken.

Aug. Klingemann.

Notitzen.

Herr Alibert in Paris, der ſich um die Geſchichte der Hautkrankheiten große Verdienſte erworben hat, arbeitet gegenwärtig an der ausführlichen Beſchreibung eines Individuums, deſſen Haut ganz ſonderbar mißfarbig iſt. Sie iſt nämlich, wie bey einem Leoparden, mit dunkelrothen Flecken beſetzt, und gewährt durch den Contraſt, den dieſe Flecken mit ihrer ſonſt auffallenden Weiſſe machen, einen gewiſſermaßen ſchauderhaften Anblick.

Der deutſche Ueberſetzer von Holcrofts Reiſen hat da, wo von Raphaels Transfiguration die Rede iſt, das Wort durch Verwandlung überſetzt, und damit ſeine Kenntniß der Kunſtgeſchichte, wie der Sprache, zugleich beurkundet.

Herr Schütz ſagt in der Vorrede zu ſeiner epigrammatiſchen Anthologie, daß er an einer Geſchichte der Poeſie arbeite. Dem Publikum iſt es wohl nicht unintereſſant, zu erfahren, daß auch Herr Tieck mit einem ähnlichen Werke beſchäftigt ſey, wozu er ſich reiche Materialien in der vormaligen Heidelberger Bibliothek in Rom ſammelte.

Ein gewiſſer Herr Appert hat ein Mittel erfunden, Milch mehrere Monate lang in Bouteillen zu konſerviren. Er überſchickte dem Jury dégustateur eine Flaſche von ſeiner ſogenannten Lait conservé zur Prüfung, und dieſer fand ſie, ungeachtet ihres bereits 6monatlichen Aufenthalts darin, fetter und ſüſſer, als die man in Paris kauft. Beſtätigt ſich die Sache, ſo wäre es eine herrliche Entdeckung für Seefahrer.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin.

Die unvergleichliche Rede, welche der Probſt Hanſtein am Neujahrstage in der Petrikirche gehalten hat, iſt als eine Handſchrift für Freunde und Zuhörer gedruckt worden. Sie müßen ſie leſen, ohnerachtet ich wünſchte, daß Sie dieſelbe lieber gehört haben möchten. Mitten im Drange der Zeitumſtände mit einer ſolchen Würde und Ruhe über die Zeitumſtände ſprechen, das kann nur Hanſtein. Wir ſchätzen uns glücklich, daß wir an ihm und Ribbeck ein Paar Männer beſitzen, die uns das Andenken an unſre Spaldinge und Teller noch in keine wehmüthige Erinnerung verwandelt haben. So anerkannt auch die Verdienſte von beyden in der Ferne ſeyn mögen, ſo überwiegend bleibt doch immer der wohlthätige Einfluß, den wir in ihrer Nähe empfinden.

Ich ſage Ihnen nichts von unſern politiſchen Verhältniſſen. Nur einen Wunſch und ein Verlangen werden Sie in aller Herzen ausgedrückt finden, das Verlangen nach einem baldigen Frieden.

Frankfurt am Main.

Es iſt vielleicht keine Stadt in Deutſchland, wo man, dem Scheine nach, die ungünſtigen Zeitumſtände ſo wenig empfindet, als Frankfurt. Ich ſage dem Scheine nach: denn trotz dem luſtigen und glänzenden Carneval weiß doch jeder recht gut, wo ihn der Schuh drückt. Man hat wenig zu thun und viele Grillen; da wendet man denn die übrige Zeit dazu an, die überflüßigen Grillen zu vertanzen oder zu verſchmauſen; — das gelingt denn manchmahl und man verſucht es öfters. — Seit vielen Jahren war der Carneval nicht ſo luſtig, als der dießjährige. Zu den vielen Bällen, Opern, Schauſpielen, Concerten und Schmauſereyen kam noch jede Woche extra ein Maskenball, ein Spaß, welchen der Frankfurter vormahls hatte entbehren oder im nahen Offenbach ſuchen müſſen. — Alles drängte ſich zu dem neuen Vergnügen, ſo daß bald das geräumige Schauſpielhaus zu enge wurde für die Menge von Masken. — Die feine und reiche Welt fand ſich bald in einer zu gemiſchten Geſellſchaft, — das gefiel ihr nicht, und in der irrigen Meynung, daß ſie auf alles Vergnügen ein ausſchließliches Recht habe, mußte der Eingangspreiß von einem halben Laubthaler auf einen ganzen erhöht werden. Viel natürlicher wäre es geweſen, jene difficilen Leutchen wären weggeblieben, und hätten der Mittelklaße dieß eine Vergnügen nicht ſo auffallend vertheuert, da ſie ja im Uebermaas und bis zur Betäubung ſich in andern Vergnügungen erſättigen. Mais les riches veulent des plaisirs exclusif! —

Die frohere Stimmung des hieſigen Publikums kommt auch wohl mit daher, weil man zwar wohl auch durch den allgemeinen Druck der Zeitumſtände leidet, aber doch geſchützt iſt durch einen wohlmeinenden und weiſen Fürſten vor dem beſondern Druck durch Individuen.

Der neue Fürſt hat die gerechteſten Anſprüche auf die Liebe und den Dank der Frankfurter für die wahrhaft wohlwollende Thätigkeit, womit er alles thut, was zu ihrem Wohle abzweckt. Handel, Münzweſen, Schul- und Erziehungsweſen, Gerichtsverfaſſung ꝛc. beſchäftigen ſeinen thätigen, kenntnißvollen Geiſt; aber in keinem Fache geſchieht etwas ohne die Zurathezlehung der Sachkundigſten. — Vor Neujahr war eine Prüfung der Schüler der ſeit einigen Jahren errichteten Bürgerſchule, in Gegenwart fürſtlicher Commiſſarien. Dieſe Anſtalt iſt beſſer, als die meiſten übrigen öffentlichen Schulen; es wird auch einiges nach peſtalozziſcher Methode gelehrt, ob auch mit peſtalozziſchem Geiſte? das kann ich nicht verbürgen, da ich nur eine Stunde dem Examen beywohnen konnte, wo viele, zum Theil ſehr verunglückte und unlogiſche, Phraſen vorkamen, die den Kenner nicht ſehr erbauen konnten.

Die Juden, deren mehr kränkende als drückende Verhältniſſe durch den edeln Fürſten ſehr verbeſſert worden ſind, haben ſeit einigen Jahren ein Philantropin errichtet, zum Unterricht, theils auch zum Unterhalt einer Anzahl Knaben ihrer Nation. Auch mit dieſen wurde nach Neujahr eine Prüfung angeſtellt, wobey die meiſten ſich als thätige und fähige Köpfe zeigten, und unter ihren Lehrern als wackere Männer die jüdiſchen Gelehrten, Flache und Heß (der Sohn eines fränkiſchen Rabbinen). Der edle Fürſt ſchenkte der Anſtalt eine Summe Geldes. — Auch ein ſehr artiges Liebhaberkonzert haben einige junge Männer der jüdiſchen Nation errichtet, welches ſehr beſucht wird. — Wer ſieht nicht hier einen aufſtrebenden beſſeren Geiſt? möge er ſie zum Wahren, Schönen, Guten, Edeln leiten — und vor der Sucht nach leerem Glanz und Schimmer bewahren!

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 43.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Februar, 1807.

Gleich den Griechen erklimmt muthvoll der Schönheit
Alte Pfad', und verſucht auch neue muthvoll.

Voß.

Das literariſche Jahrhundert Ludwig's XIV.

(Fortſetzung aus Bouterweck's Manuſcripte.)

Das Verhältniß, in welchem die franzöſiſche Poeſie und Beredſamkeit während ihres goldnen Jahrhunderts zur Philoſophie und zu den Wiſſenſchaften ſtand, iſt merkwürdig genug, und auch noch ſelten gehörig gewürdigt.

Alle geiſtigen Kräfte der Nation drängten ſich zur Thätigkeit. Es gab kein Modeſtudium, durch das eine Wiſſenſchaft und Kunſt auf Koſten der andern emporgehoben wäre. Daß die äſthetiſchen Studien vor allen übrigen das Intereſſe der Nation zu beherrſchen ſchienen, war ganz in der Ordnung der natürlichen Geſchichte des menſchlichen Geiſtes; eine Wiederholung deſſelben Phänomens, das ſich bey allen Nationen gezeigt hat, wo nicht eine zufäll'ge Vereinigung von Umſtänden dem erſten allgemeinen Emporſtreben zur intellectuellen Bildung eine andere Richtung gab. Nur durch die Art, wie man in Frankreich das Schöne mit dem Wahren und dem Nützlichen zu verbinden ſuchte, unterſchied ſich der Franzoſe im Jahrhundert Ludwig's XIV. eben ſo, wie in den frühern und den ſpätern Perioden ſeiner Cultur, auf der einen Seite von dem Italiäner, dem Spanier und dem Portugieſen, auf der andern von dem Deutſchen, dem Engländer und dem Germanier überhaupt. Was bey den romantiſchen Nationen des ſüdlichern Europa flammender Enthuſiasmus, bey den germaniſchen Nationen ſtille und tiefe Innigkeit des Gefühls war, wurde in Frankreich ein leichter, geſelliger Geſchmack, der ſich überall mittheilen will. Die Franzoſen fühlten alſo auch das Bedürfniß, ihre ſchöne Literatur mit der wiſſenſchaftlichen in Verbindung zu bringen, damit ihr Geſchmack nirgends beleidigt würde, weit lebhafter, als ihre ſüdlichern und nördlichern Nachbarn, die zu ihrer äſthetiſchen Befriedigung noch etwas mehr verlangten, als jene muſterhafte Eleganz, die ſich auch mit dem Vortrage der Wiſſenſchaften füglich vereinigen ließ. Dem Franzoſen gab eine ſchön geſchriebene Abhandlung ungefähr denſelben Genuß, wie ein Gedicht, nach ſeinem Nationalgeſchmack.

Die franzöſiſche Literatur in ihrem ganzen Umfange nahm alſo eine elegante Form an. Dieſelbe Klarheit, Leichtigkeit, Präciſion und Feinheit des Ausdrucks, die man von dem Dichter verlangte, wurde bald auch den Gelehrten in Frankreich eigen. Wer unter ihnen zu wenig rhetoriſches Talent hatte, um ſchön zu ſchreiben, ſchrieb wenigſtens der Regel nach nicht ſchlecht. So weit konnte es doch jeder bringen, daß er nicht gegen die Grammatik und das Lexikon fehlte, und nicht durch ſcholaſtiſche Trockenheit oder durch kanzleymäßige Steifheit und Weitſchweifigkeit ſeinen Styl verſtellte. Die eifrigen Gelehrten und die Dichter und ſogenannten ſchönen Geiſter bildeten in Frankreich weniger, als in allen übrigen Ländern, zwey Partheyen, die einander neckten.

Digitized by Google

Im Jahrhundert Ludwig's XIV. ſuchten auch die ſchönen Geiſter noch von den Gelehrten zu lernen, um ſelbſt belletriſtiſchen Kleinigkeiten einen Anſtrich von literariſcher Würde zu geben. Damals mußte ſich der witzige Kopf in den eleganten Zirkeln zu Paris noch durch etwas Reelleres empfehlen, als durch Wortſpiele, Charaden und Logogryphen.

Zur daurenden Ehre gereicht es den vorzüglichſten unter den franzöſiſchen Dichtern und ſchönen Geiſtern dieſes Zeitraums, daß ſie das *Studium der alten klaſſiſchen Literatur* nicht vernachläſſigten. Als ſich der berühmte Streit über die Vorzüge der Alten und der Neuern unter den Mitgliedern der franzöſiſchen Akademie entſpann, waren die beſten Köpfe von der *gelehrten* Parthey, die keine Herabwürdigung der Alten duldete. Eine Frage iſt, ob ſie dieſe Alten recht verſtanden, für deren klaſſiſche Autorität ſie mit ſo rühmlicher Wärme ſtritten. Aber ſie waren doch nicht, wie ihre Gegner, ganz verblendet von National-Eitelkeit. Sie waren wenigſtens empfänglich für eine Schönheit und Denkart, die nicht durchaus mit der franzöſiſchen übereinſtimmte. Sie wußten ſich dieſe Verſchiedenheit zwiſchen der antiken und franzöſiſchen Literatur wenigſtens auf eine gelehrte, wenn auch nicht philoſophiſche, Art aus den Sitten und Gebräuchen der Alten und der Neuern ſo zu erklären, daß ſie die Ehre der Alten retten konnten, ohne das Eigenthümliche der modernen Kunſt und Literatur für geſchmacklos zu erklären. Wäre ihnen nicht der weſentliche Unterſchied zwiſchen antiker und romantiſcher Kunſt entgangen, ſo würden ſie ſich ein weit größeres Verdienſt um die ſchöne Literatur ihrer Nation haben erwerben können. Aber Eins lernten ſie doch den Alten ab, und empfahlen es nachdrücklich ihrer Nation, Correktheit und Feinheit mit Simplicität und männlicher Würde zu verbinden, nicht geckenhaft mit der Kunſt und der Wahrheit zu tändeln, nicht von dem Verſtande zu verlangen, daß er unaufhörlich die Sprache des Witzes rede. Durch die Aufrechthaltung dieſes Grundſatzes haben die guten Schriftſteller aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. beſonder vieles beygetragen, der *wiſſenſchaftlichen* Proſe der Franzoſen die muſterhafte Bildung zu geben, durch die ſich jetzt freylich faſt nur noch die Schriften der *Naturforſcher* unter den Werken der Gelehrten auszeichnen.

Deſto weniger Vortheil zog die franzöſiſche Poeſie und Beredſamkeit im Jahrhundert Ludwig's XIV. von der Philoſophie. Denn ſchon damals zeigte der franzöſiſche Geiſt gegen alle tiefeindringende, im eigentlichen Sinne philoſophiſche, Meditation eine Abneigung, die ſeitdem von Jahr zu Jahr zugenommen hat, daß ſich endlich ſogar der wiſſenſchaftliche Begriff der Philoſophie in Frankreich völlig verlieren, und derjenige vorzugsweiſe ein Philoſoph heiſſen konnte, der es unter ſeiner Würde hält, mit ausdaurendem Ernſt und wiſſenſchaftlicher Strenge in die Tiefen ſeines eigenen Geiſtes zu blicken, um den Schlüſſel zum Räthſel des Daſeyns und der Beſtimmung des Menſchen zu ſuchen. Nachdem der Ueberreſt der alten Scholaſtik, in der ſich die franzöſiſchen Metaphyſiker während der mittleren Jahrhunderte hervorgethan hatten, in die Kloſterſchule zurückgedrängt war, zog der *Carteſianismus* eine kurze Zeit die Augen des größeren Publikums in Frankreich, ſeinem Vaterlande, auf ſich. Aber ſchon in der zweyten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts intereßirte ſich für ihn nur noch eine Schule, auf deren Definitionen und Demonſtrationen man in der großen Welt eben ſo wenig, als auf die Quidditäten der alten Scholaſtiker, achtete; und in der großen Welt bildete ſich die franzöſiſche Poeſie, Beredſamkeit und Kritik. Ueberdies ſtanden die philoſophiſchen Lehren des Carteſius in gar keiner unmittelbaren Verbindung mit der ſchönen Literatur. Eben ſo weit auſſer dem Gebiete der Poeſie, Beredſamkeit und Kritik lag das Leibnitziſche Syſtem, das nach dem Carteſianiſchen Epoche machte, und dem man auch in Frankreich Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Die metaphyſiſchen Gedanken des achtungswürdigen Malebranche's, die um dieſelbe Zeit Aufſehen erregten, würkten faſt gar nicht auf die herrſchende Vorſtellungsart in Frankreich, ob ſie gleich in ganz gutem Franzöſiſch vorgetragen waren. Keinem franzöſiſchen Dichter fiel es ein, dieſen metaphyſiſchen Syſtemen eine poetiſche Seite abzuſehen; kein Kritiker hegte auch nur einmahl die Vermuthung, daß ſich das Schöne nach metaphyſiſchen Principien beurtheilen ließe. Die ſchöne Literatur ſchien dabey um ſo weniger zu verlieren, da die wahre Poeſie doch durchaus der Natur angehören und auf Gefühlen beruhen muß, alſo ſogleich ausartet, wenn ſie auf irgend eine Art ſich unter das Joch ſpeculativer Meynungen ſchmiegt. Aber die franzöſiſchen Dichter wußten auch wenig oder nichts von der *philoſophiſchen Geiſteserhebung*, durch die ſich das poetiſche Genie, ohne einer Schule anzugehören, dem ſpeculativen nähert. Ihre Philoſophie, oder was ſie für Philoſophie hielten, war nur ſelten mit dem Ganzen des menſchlichen Lebens vertrauet; ſie wollte nichts weiter ſeyn, als eine gewöhnliche Moral, veredelt durch eine bewundrungswürdig feine Pſychologie. Die höhere Menſchenkenntniß, die nur durch philoſophiſche Richtung des Geiſtes auf das Ziel aller menſchlichen Beſtrebung erworben wird, war ihnen beynahe fremd. Aber in

der Weltkenntniß, die man durch hellen und geübten Blick im geſelligen Leben und durch Beobachtungen der moraliſchen Varietäten der menſchlichen Natur gewinnt, übertrafen die Franzoſen bald alle Dichter des Alterthums und der neueren Zeit. Auch die Grundſätze des feinen, ſchon damals raffinirten, Epikureismus, die in den geſellſchaftlichen Zirkeln St. Evremond's und der Ninon l'Enclos die Seele der geiſtreichen Unterhaltung waren, theilten ſich bald mehreren guten Köpfen mit, die in Verſen Gebrauch davon machten.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber die Todes-Anzeigen
in den Zeitungen.

Niemand belaſtet das Leben der armen Seinigen mit größern Sorgen, als ein Menſch, der ſelber keins mehr hat. Man muß ihn begraben, man muß ſich in ſeinen Nachlaß theilen, man muß ihn, was ſehr ſchwer iſt, beſingen, man muß ihn, was öfters noch ſchwerer iſt, beweinen, man muß endlich ſeinen Gönnern, Freunden und Anverwandten ſeinen Tod anzeigen, und ſich die Kondolenz verbitten. Dieſe Todesanzeigen vertreten eigentlich die Stelle der Karten pour prendre congé, weil, wer zu leben weiß, die Welt noch weniger als eine Stadt ohne Abſchied verläßt. Man ſollte daher glauben, ihre Form würde ſich durch nichts, als durch ihre Einfachheit, auszeichnen, und würde immer dieſelbe bleiben. Aber weit gefehlt. Der menſchliche Geiſt raffinirt auch da auf Verſchönerungen, wo ſchlechterdings nichts zu verſchönern iſt, und man lieſt daher gewöhnlich ſtatt der Nachricht, daß Jemand die Schuld der Natur bezahlt habe, wahre proſaiſche Elegieen, die ſich nach dem Geſetz der Steigerung nothwendig am Ende in poetiſche verwandeln müſſen. — Doch unſere Leſer hören ohne Zweifel lieber in einem minder leichtſinnigen Ton über eine Sitte ſprechen, die, wenn ſie ihnen gleich ſelbſt zuverläßig ſchon öfters ein Lächeln abgenöthigt hat, doch an zu ernſthafte Gegenſtände erinnert, um ſich lange mit Scherz vertragen zu können.

In öffentlichen Blättern ſich über den Verluſt eines Angehörigen kläglich geberden, iſt nicht viel beſſer, als bey eben dieſer Veranlaſſung ein Geheul auf der Straße erheben. Euer Vater, eure Mutter, eure Frau, euer Sohn, eure Tochter iſt euch geſtorben. Ueber dieſes traurige Ereigniß ſeyd ihr untröſtlich, und wer weiß, wohin euch die Verzweiflung, beſonders wenn die Rede von dem Verluſt einer Frau iſt, führen würde — wenn ihr nicht gute Chriſten wäret. Das alles macht eurem Herzen unendliche Ehre, und ich möchte nicht mit euch unter Einem Dache wohnen, wenn es ſich anders verhielte. Aber, ich bitte euch, was haben eure wehmüthigen Gefühle mit dem Reichsanzeiger, oder mit dem Hamburger unpartheyiſchen Korreſpondenten, oder mit dem Schwäbiſchen Merkur zu ſchaffen? Man ſollte doch eine Todtenfeyer von einer Todesanzeige unterſcheiden, ſollte bedenken, daß eine Zeitung kaum ein ganz ſchicklicher Ort für dieſe, auf alle Fälle aber ein höchſt unſchicklicher für jene iſt. Sind ferner die Zeitungs- und Chronikenleſer ſammt und ſonders eure Verwandte, Gönner und Freunde? Schwerlich. Warum behelligt ihr alſo die, welche es nicht ſind, nicht etwa mit der bloßen Nachricht von eurem erlittenen Verluſt, ſondern mit der Aufzählung der Thränen, die ihr bey dieſer Gelegenheit vergoſſen habt?

„Mißgünſtig, wie die hohen Seelen,
Iſt ſie mit ihrem Schmerz“

ſagt Pfeffel in ſeiner Erzählung: Uoge und Zachchi, und ſchwerlich hat der liebenswürdige und gefühlvolle Dichter ſeine Bekanntſchaft mit dem menſchlichen Herzen jemals auf eine unzweydeutigere Art beurkundet, als in dieſem kleinen und einfachen Zuge. Nur eine ſtille Trauer geziemt dem wahren Gefühl, und nur ſie iſt eine würdige Trauer. Aber, ſagt man, die Todesanzeigen in den Zeitungen müſſen die geſchriebenen, die ſonſt zur großen Beſchwerde der Hinterbliebenen üblich waren, erſetzen. Gut. Aber indem man ihren Zweck angiebt, beſtimmt man zugleich auch ihre Form. Man will ſeinen Verwandten und Freunden einen Todesfall in ſeiner Familie bekannt machen. Was wird hiezu erfordert? Der Name des Verſtorbenen, ſein Stand, der Tag ſeines Todes, ſein Alter, und, wenn man will, ſeine letzte Krankheit. Alles, was in einer Zeitung mehr geſagt wird, iſt unnütz und zwecklos. Daß uns der Verluſt unſerer Angehörigen betrübt, glaubt man uns entweder ohne Verſicherung, oder auch mit dieſer nicht. Selbſt die Verbittung der Kondolenz iſt eine überflüßige Floskel, nachdem man einmal darüber ſtillſchweigend einig geworden iſt, ſich bey Todesanzeigen, die an mehrere zugleich und an Niemand insbeſondere gerichtet ſind, die Antwort zu erſparen. Endlich würden wir auch die Pflicht der Dankbarkeit, ſo heilig ſie iſt, oder eben, weil ſie ſo heilig iſt, bey dieſer Gelegenheit nicht ausüben. Wer ſich Anſprüche auf den Dank eines Verſtorbenen oder ſeiner Hinterbliebenen erworben hat, ſollte doch wohl dieſen Dank nicht in einer Zeitung einernten müſſen. Und da es auf alle Fälle gegen die Beſcheidenheit ſtreitet, ſich ſelbſt Dank zuzueignen, wie können wir von irgend einem unſerer Freunde fordern, daß er bey einer nicht an ihn insbeſondere gerichteten Todesanzeige ſich ſage: Mit dieſem Dank bin ich gemeint? Dank iſt keine Waare, die man, wie zuweilen das Geld, unter die Menge auswerfen, und es dem Zufall überlaſſen kann, ob gerade ein Würdiger ſie aufnimmt. Die bekannte Erfahrung, daß man über unweſentlichen Umſtänden leicht die weſentlichen vergißt, beſtätigt ſich übrigens auch hier. Manche Todesanzeige, die uns mit der größten Redſeligkeit von den Eigenſchaften eines Verſtorbenen unterhält, verſchweigt bald den Tag ſeines Abſterbens, bald ſeinen Stand, und noch häufiger ſein Alter; ja wir haben ſogar welche geleſen, worin die Hinterbliebenen ſich von dem Verſtorbenen ſo wenig zu unterſcheiden wußten, daß es uns nicht wundern ſollte, wenn ihre Bekannte ſie mit dieſen verwechſelten, und nicht ohne Entſetzen Leuten auf der Straße begegneten, die ſie längſt begraben glaubten.

Man müßte eine ſehr geringe Meynung von dem Publikum haben, wenn man ſich einbildete, es werde ihm in dieſen Bemerkungen über die Form der Todesanzeigen etwas Neues geſagt. Schwerlich iſt einer unter unſern Leſern, der nicht längſt das nämliche gedacht oder wenigſtens gefühlt hätte. Aber ſelbſt der vernünftigſte Mann hat öfters nicht Entſchloſſenheit genug, ſich von einer herrſchenden Sitte, wenn ſie auch noch thörichter iſt, als die Todesanzeigen, ſo lange ſie entweder nicht öffentlich gerügt, oder ihr durch Leute von Bedeutung entgegengehandelt wird, loszureißen. Man fürchtet, ſich den Vorwurf der Unempfindlichkeit zuzuziehen, wenn man von dem Tode der Seinigen, ſeys auch in einer Zeitung, ſpricht, ohne wenigſtens ein Ach! beyzufügen. Auch will die Eitelkeit, die ſogar von den Särgen,

wo man ſie doch am wenigſten ſuchen ſollte, ſich nicht verdrängen läßt, ihre Gabe zu rühren bewundert wiſſen. Endlich vergißt bekanntlich kein Affekt ſo leicht die Schicklichkeit, keiner fragt ſo wenig nach Zeit und Ort, keiner iſt ſo redſelig, als der Schmerz, und man darf ſich alſo nicht wundern, wenn er ſeine abweſenden Freunde wenigſtens in den Zeitungen von ſich unterhält, da er es perſönlich nicht thun kann. Alle dieſe Umſtände erklären die Sache, entſchuldigen ſie allenfalls zum Theil, können ſie aber unmöglich rechtfertigen. Die geſunde Vernunft und der gute Geſchmack behaupten ihre Anſprüche an den Zeitungsartikel ſo gut, als an die Werke des Witzes, oder der Gelehrſamkeit, und Niemand ſollte ſich daher einer wiſſentlichen Uebertretung ihrer Geſetze, ſeys auch in den unbedeutendſten Dingen, ſchuldig machen. — Da übrigens der Tod die gerechteſten Anſprüche an den Namen eines Helden hat: ſo darf man ſich nicht wundern, daß die Zeitungen immer voll von ſeinen Thaten ſind.

W.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt am Main.

(Beſchluß.)

Mit Literatur und Kunſt ſieht es hier weniger ſchlimm aus, als in den meiſten Gegenden des übrigen Deutſchlands. — Das Theater erhält ſich in ſeinem bisherigen Werthe, und die Furcht war ungegründet, daß mehrere Stücke von Schiller, Leſſing ꝛc. von nun an nicht mehr würden gegeben werden dürfen. Wie könnte der geiſtvolle Verfaſſer des Pericles ſo ein Verbot ergehen laſſen? — Es verſteht ſich übrigens, daß man ſich bey den jetzigen Verhältnißen mit der gehörigen Diſcretion benimmt. Geſellſchaftstheater exiſtiren nicht mehr — aber, auſſer dem ſchon genannten, noch zwey Liebhaberconcerte. Beyde haben den nemlichen Stifter — Herrn von H— einen enthuſiaſtiſchen Freund der Muſik, den die Schickſale der Revolution aus dem Nachbarslande nach Frankfurt getrieben haben. — Die erſte Anſtalt, welche hauptſächlich ihm ihren großen Flor verdankt, überließ er ſeinen Mitdirektoren, welche ihn aber nicht ſehr freundlich behandelt hatten, und widmete ſich ganz einer zweyten, (der Muſikaliſchen Akademie), welche alle 4 Wochen ein Concert gibt; nach dem Concert wird getanzt. Der eigenthümliche Vorzug dieſer Anſtalt beſteht darinn, daß viele und ſorgfältige Proben angeſtellt werden, welches junge Dilettanten am meiſten bildet.

Auch an geſchickten Mahlern fehlt es nicht. (Wohl eher an Aufmunterung). Die beyden Georg Schütz (der Vetter und der Römer), Morgenſtern, Reinermann, die Familie Preſtel ſind vortheilhaft bekannte Namen, und das Zeichnungsinſtitut hat ſich unter der Leitung des wackern Reges zu einer ſehr nützlichen Anſtalt erhoben. Selbſt die Literatur hat keinen ſo derben Stoß hier erlitten, als anderswo. Vielleicht wird ſich ſogar der Buchhandel heben unter einem ſo weiſen Freunde der Literatur, wie der Fürſt Primas. Die läſtige kaiſerliche Cenſur, welche vor 60 — 80 Jahren den deutſchen Buchhandel von Frankfurt nach Leipzig jagte, hört natürlich ganz auf; von dem Primas des rheiniſchen Bundes haben wir gewiß die weiſeſten Verordnungen über Cenſur, Nachdruck und dergleichen zu erwarten; — und dabey exiſtiren hier ſolide und unternehmende Handlungen, z. B. die Varrentrappiſche, Andräiſche, Eßlingerſche, Wilmanſiſche, Mohriſche u. a. Wilmans, der alles in einem ſo eleganten Gewande liefert, wagt es, die herrlichſten Rheinlandſchaften, von Schütz dem Vetter, durch Radel in Kupfer ſtechen zu laſſen — fürs erſte zwey Blätter groß Folio. Möge er unterſtützt werden! — Die bey ihm erſchienene (gewiß vorzüglichſte) mahleriſche Rheinreiſe, mit 32 Kupfern, hat er ins Franzöſiſche überſetzen laſſen, und der Kaiſerin Joſephine zugeeignet, welche die Rheingegenden liebt. — Mohr (der auch in Heidelberg Theil an der akademiſchen Buchhandlung hat) hat dem Publikum ſchon Voſſens Horaz und Heſiod, Daubs und Creuzers Studien, das Journal: Der rheiniſche Bund, ſchätzbare Gemählde weiblicher Erziehung, von Caroline Rudolphi, den neuen Kinderfreund u. a. geliefert.

Das nahe Offenbach bleibt nicht zurück. Es hat auch ſein Theater, ſeine Maskenbälle, Concerte und Caſino, nur in verjüngtem Maasſtabe. Erſteres beſteht erſt ſeit einem Vierteljahre, und verſpricht etwas, wenn man fortfährt mit dem Eifer und der Uneigennützigkeit zu würken, und bey der Wahl der Stücke auf das Perſonale und Lokale die gehörige Rückſicht nimmt. Die würdige Frau von la Roche hat noch immer hier ihr Tuſculum; der Dichter Buri lebt hier im Stillen, ſich und ſeinen Idealen. — Auſſerdem beſitzt Offenbach an dem Hofrath Meyer einen der erſten und eifrigſten Ornithologen Deutſchlands. Sein Antheil an der deutſchen Ornithologie, (einem Werke, welches dem wackern Frauenholz als Verleger und allen Mitarbeitern die größte Ehre macht), iſt bekannt. Es behauptet ohne Streit in Deutſchland den erſten Rang unter ſeines Gleichen und in vieler Rückſicht den Vorzug vor manchem hochgeprieſenen Prunkwerk des Auslandes. — Man lernt daraus Hengenröder und Gabler als vorzügliche Zeichner kennen. Beſonders hat erſterer die größte Wahrheit, bey unnachahmlicher Zartheit und Weichheit. — Meyer gibt bey Wrede noch ein ornithologiſches Werk heraus, welches in der Naturgeſchichte Epoche machen wird, ſo viel mir bekannt iſt, ſeines Gleichen noch nicht hat, und dem Kenner unſchätzbar ſeyn muß. Er wird nemlich die Köpfe und Füße aller Vögel Deutſchlands, in Lebensgröße, naturgetreu colorirt, herausgeben. Das Werk iſt in die beſten Hände gerathen, und der Kenner wird ſeinen Werth zu würdigen verſtehen.

Paris, 7 Febr.

Das kleine lateiniſche Büchelchen, Commentarii de bello germanico etc., das in einem Latein geſchrieben iſt, welches der ſchönen Zeiten der klaſſiſchen Literatur nicht unwerth ſcheint, und dem nur unſers Poſſelts Bellum populi gallici etc. aus unſeren Tagen gleich geſtellt zu werden verdient, hat Herrn Serra, ehemal. Liguriſchen Geſandten zu Mailand, zum Verfaſſer. Man bewundert beſonders die Schilderung des Fürſten von Benevent:

„Is, quo magis loquelae parcus, eo ob ingenii vim aptor
„dicendo promtior, et quam animus illi natura vel habitu
„impenetrabilior, tanto magis mentes hominum rimari
„gnarus etc.“

und die Rede des Kaiſers an den Senat. Der Verleger, Didot, der Aeltere, hat dem Werkchen ein ſehr gefälliges Gewand gegeben.

Man will in Toulouſe das Geheimniß erfunden haben, Maſcovade, ja Kriſtallzucker aus Trauben zu bereiten. Die Erfindung wäre zur Zeit eines Seekriegs von Nutzen.

Damen-Ueberröcke, Hüte und Togen werden noch immer am häufigſten roſa, ſchwarz und weiß getragen. Die zum Kräuſeln beſtimmten Haare werden kürzer geſchnitten, daher die Damen, die in vollem Anzuge erſcheinen, Seraphinenköpfe haben. Statt des Bandes, das man auf den geſtickten Kleidern trug, hat man dieſe jetzt mit einem Streiſe, aus dem Kleide ſelbſt ausgenäht, verbrämt. Umklappen, Kragen und Halstücher, haben noch immer viele Spitzen-Beſetzung und Feſtons. Halstuch und Shawl werden mit der Redingotte getragen.

Nro. 44.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. Februar, 1807.

Da die Schönheit entſtand, war die Empfindung Braut,
Bräutigam war der Geiſt.

Klopſtock.

Das literariſche Jahrhundert Ludwig's XIV.

(Beſchluß aus Bouterweck's Manuſcripte.)

In einem ſonderbaren Verhältniſſe, das aber freylich keinem Franzoſen auffiel, ſtand die franzöſiſche Poeſie und Beredſamkeit während ihres goldnen Zeitalters zu den übrigen ſchönen und verſchönernden Künſten.

Durch die Akademien, die von Colbert geſtiftet wurden, ſollte das Kunſt-Genie von ganz Frankreich concentrirt und von Paris aus der ganzen Nation nützlich werden. Es ſchien, als ob ein allgemeiner Wetteifer der franzöſiſchen Künſtler nichts geringeres bewürken ſollte, als ein neues Zeitalter der Mediceer. In Italien war ſchon jede Kunſt, die Muſik ausgenommen, im Sinken; aber was die italiäniſche Kunſt im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert geleiſtet hatte, war Muſter für ganz Europa. Colbert's Abſicht war auch nicht, daß ſeine Franzoſen ihrem Nationalgeſchmack auf Koſten des italiäniſchen folgen ſollten. Schon unter Mazarin war eine glückliche Verbindung zwiſchen den franzöſiſchen und italiäniſchen Künſtlern eingeleitet. Seit der Stiftung der Kunſt-Akademien zu Paris wurde dieſe Verbindung noch enger; denn Colbert ſtiftete noch eine Akademie für franzöſiſche Künſtler in Rom ſelbſt. Es wurde eine Belohnung für junge Mahler, die bey der Akademie in Paris den Preis erhalten hatten, daß die Regierung ſie nach Rom reiſen ließ, um dort ihr Talent nach italiäniſchen Muſtern auszubilden. So kam es, daß die Mahlerey der Franzoſen, die kurz vorher durch mehrere Meiſter, beſonders durch ihren Pouſſin, ſich mit der italiäniſchen verſchwiſtert hatte, im Zeitalter Ludwig's XIV. fortfuhr, ſich nach den italiäniſchen Schulen zu bilden, da doch kein franzöſiſcher Dichter einen italiäniſchen zu ſeinem Vorbilde wählte. Auch die franzöſiſchen Bildhauer und Architekten huldigten, wenn gleich nicht unbedingt, dem Geiſte und Styl der italiäniſchen Kunſt. Aber in der Poeſie entfernte man ſich nach den Forderungen des franzöſiſchen Geſchmacks immer weiter von den Italiänern, je mehr Fleiß man gerade auf die Dichtungsarten wandte, die in Italien zurückgeblieben waren. In dieſen Dichtungsarten konnte der franzöſiſche Geſchmack legislatoriſch zu werden verſuchen, weil er mit keinem modernen Vorbilde in Colliſion gerieth. Daß die Nachahmung der petrarchiſchen Schwärmerey in lyriſchen Gedichten dem franzöſiſchen Geiſte unnatürlich war, hatten die unzähligen Beyſpiele aus dem ſechszehnten Jahrhundert bewieſen. Ein großes Werk der romantiſchen Phantaſie in der Manier des Arioſtiſchen Epos konnte keinem franzöſiſchen Dichter gelingen, weil es kaum einem gefallen konnte; denn es trug ja zu wenig das Gepräge jener mißverſtandenen, halbantiken, dem Ariſtoteles und Horaz abgeborgten und auf die romantiſche Poeſie nicht anwendbaren Regeln, deren ſorgfältigſte Befolgung das erſte Augenmerk der franzöſiſchen Kritik wurde. Taſſos

epiſche Kunſt nachzuahmen, fand man nicht der Mühe werth, weil man in *Taſſo* ſelbſt nur einen Nachahmer *Homers* und *Virgils* erblickte. Und da überdieß die Franzoſen vorzüglich in der Beredſamkeit glänzten, in der die Italiäner nur wenig geleiſtet hatten, ſo achtete man in Frankreich, ſeitdem die Sonnetten-Poeſie dort aus der Mode gekommen war, überhaupt nicht ſehr auf die italiäniſche Literatur. Aber in der Mahlerey mußten die franzöſiſchen Künſtler, gern oder ungern, den Fußſtapfen der Italiäner folgen, weil ſie anders entweder gar nicht wußten, woran ſie ſich halten ſollten, oder in eine ſo verzierte und affektirte Manier verfielen, daß ihnen ſelbſt in ihrem eigenen Vaterlande nur der Beyfall des rohen Haufens zu Theil wurde.

Hätte dem Geſchmacke der Franzoſen im Zeitalter Ludwig's XIV. nicht die *äſthetiſche Univerſalität* gefehlt, durch die eine Nation beweiſet, daß ſie überhaupt nichts Geſchmackloſes dulden will, ſo würde man damals in Paris, wie im alten Athen, auf eine Harmonie unter allen ſchönen und verſchönernden Künſten bedacht geweſen ſeyn. Aber welch eine *Muſik* im national-franzöſiſchen Styl erſcholl damals neben der italiäniſchen! Was für *Gärten* waren es, in deren ſteifen Alleen die Herren und Damen gravitätiſch, wie *Ludwig* mit ſeinem Hof-Staate, ſpatzieren ſchritten! Und welch eine enorme Geſchmackloſigkeit in der *Kleidertracht* dieſer Herren und Damen gerade damals, als das franzöſiſche Coſtüm das ſchöne Burgundiſch-Spaniſche in Europa verdrängte! Auch dieſe Beweiſe der Einſeitigkeit des franzöſiſchen Geſchmacks muß man nicht aus der Acht laſſen, wenn man die Autorität, die er ſich, zum Theil mit Recht, in der Literatur erwarb, gehörig würdigen will.

° ° °

Die Grenze zwiſchen dieſem und dem *folgenden* Zeitalter der franzöſiſchen Literatur läßt ſich nur ſehr unbeſtimmt durch Jahrzahlen bezeichnen. Das Todesjahr des Königs *Ludwig's* XIV. kommt hier allerdings in Betracht, ſo wenig auch in den traurigen letzten zehn Jahren der Regierung dieſes, vorher ſo gefürchteten und ſo tief gedemüthigten, Monarchen am franzöſiſchen Hofe für die Literatur geſchehen konnte. Denn ſo lange der perſönliche Charakter Ludwig's XIV. auch nur noch einigen Einfluß auf die Nation behielt, die ſeiner längſt müde geworden war, erhielt ſich in der öffentlichen Denkart der eleganten Welt zu Paris und im ganzen Reiche eine gewiſſe Würde und Rechtlichkeit, die immer auf die Literatur mitwürkte und charakteriſtiſch zum Geſchmacke des Jahrhunderts gehört, das ſich nach Ludwig XIV. nennt. Von dem Augenblicke an, da der ſchamloſe Herzog Regent an die Spitze des franzöſiſchen Hofes trat, hatte der Libertinismus in Frankreich freyes Spiel, und mit der öffentlichen Denkart nahm auch die Literatur der Franzoſen einen *frivolen* Charakter an. Aber nicht jeder geiſtreiche Schriftſteller in Frankreich folgte der neuen Denkart. Nicht jeder entſagte der alten Rechtlichkeit und Würde. Selbſt als der Herzog Regent ſeiner Nation ein Muſter der Frechheit gab, erhielt ſich in den Formen ihrer eleganten Geſelligkeit die ächtfranzöſiſche Decenz. Der Geſchmack, der in der franzöſiſchen Literatur nun ſchon überall eingeführt war, konnte ſich nicht auf einmal ändern. Einige ſeiner vielgeltenden Repräſentanten, beſonders Fontenelle und Crebillon der Aeltere, trugen ihn überdies noch durch eine ungewöhnlich lange Lebensdauer tief in das achtzehnte Jahrhundert hinüber. Und im Ganzen und Weſentlichen blieben ja die Franzoſen ſich immer ſelbſt gleich. Die Dichter und guten Schriftſteller aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. blieben die anerkannten Claßiker der franzöſiſchen Literatur. Die wahre Veränderung des Geiſtes dieſer Literatur fängt mit der Verbreitung der *kecken Freydenkerey* an, die in Frankreich den Namen *geſunde Philoſophie* daran getragen hat. An der Spitze der Repräſentanten dieſes neuen Geiſtes der franzöſiſchen Literatur, in der nun der ſchöne Geiſt zugleich den Philoſophen vorſtellte, ſteht unſtreitig *Voltaire*. Mit ihm fängt die folgende Epoche der franzöſiſchen Poeſie und Beredſamkeit an, obgleich *Voltaire* ſich in anderer Hinſicht als der letzte eminente Dichter aus der Schule der *Corneille* und *Racine* unmittelbar an die Männer der Periode ſchließt, die mit *Corneille* anfängt.

An den Nichtswürdigen.

Nie hör' ich auf, dir gram zu ſeyn;
Denn nichts, nichts kann ich dir verzeihn:
Nicht deine Falſchheit, deine Tücke,
Nicht deinen Uebermuth im Glücke,
Nicht deinen Schädel ohne Hirn,
Und minder noch das Erz der Stirn,
Nicht dein Verführen, dein Betrügen,
Nicht dein Verläumden, Schmähen, Lügen,
Nicht deines Haſſes blinde Wuth,
Den Raub nicht an der Wittwe Gut,
Nicht hundert andre Bübereyen;
Kurz, *dich* kann ich *dir* nicht verzeihen.

W.

Olls Apologie.

Je nun! — Oll ſchreibt Gedichte,
Und lobt ſie dann. Ihr lacht,
Ihr ſcheltet. Ich zernichte
Des Eigenlobs Verdacht.
Mein Oll hat die Gedichte
Geſchrieben — nicht gemacht.

Haug.

Aphoriſmen und Bemerkungen aus dem Gebiete der empiriſchen Kunſt-Kenntniß.

Als Verſuch, der Kunſt-Liebe einen weitern Würkungskreis zu verſchaffen.

Kunſt und *Kunſtſinn* ſind zwey liebliche, zwey gewichtige Worte. Ihren Namen hören wir oft; nur das *Weſen* ſehen und verſpühren wir noch zu wenig. Iſt es etwa fern, unerreichbar, nicht für unſere Heimath geſchaffen? Nein! In uns *muß* er liegen, dieſer *köſtliche Sinn*, der die erhabenen Früchte der vielverbreitenden Kunſt zu ſammlen, zu erhalten und zu genieſſen vermag. — Und gewiß bey ſich findet ihn Jeder, der ſein pflegen und froh werden will. Die *Kunſt* ſelbſt aber ſchlagt ihren Wohnſitz in jedem Land, bey jedem Volk auf, das ihr freundliche Aufnahme und Gedeihen verſchafft.

Niemand klage die Menge an, daß *ſie* nicht Liebe zur Kunſt habe; Fähigkeit hat ſie gewiß, aber ihr mangelt noch Uebung und Kraft. Die Herren müſſen den Weg bahnen, und bald erhebt ſich das Ganze. Niemand zweifle daran, daß jetzt ſchon im Einzelnen und Kleinen viel Gutes gewürkt werden kann. Es laſſen ſich mit wenigen Mitteln Schätze der Erkenntniß ſammlen, die, früher oder ſpäter benutzt, auch Blüthe und Frucht tragen. Nur die *rechten* Mittel gewählt! Leider gibt es der falſchen und untauglichen viele.

Auf die leidige Beichte: „Liebe zur Kunſt habe ich wohl; aber Kenner bin ich nicht“ — (an ſich zwar weit ehrenhafter als gehaltloſes Anmaßen) ſollte man Keinen abſolviren, der nicht heilig verſpräche, ſich um Kenntniß zu mühen. Und wahrlich dieſe Mühe iſt erſt nicht ſo groß! Nur ſein eigenes Feld darf er ja bauen; und wer das auf die rechte Art thut, dem blühen herrliche Blumen von geiſt- und herzſtärkendem Duft, der Seelengeſundheit und Lebensgenuß fördert.

Beherzige Jedes die goldene Wahrheit: „Es mangelt unſerer Kultur ein ſehr wichtiges Stück, ſo lang ſie nicht auch die *ſchönen Künſte* umfaßt; und ſey es welcher Stand es wolle, er ſieht, er verſteht, er genießt von der Welt viel weniger, wenn er nicht die Werke der Kunſt zu ſehen, zu verſtehen, zu genießen gelernt hat.“

„Dazu muß man gebohren ſeyn“ — höre ich rufen. Freylich! Aber man iſt es ja! Jeder und Jede! *Sinn für die Werke der Kunſt* iſt Gemeingut; das Menſchengeſchlecht hat ihn in Geſammtheit empfangen; nur genährt muß er werden. Er iſt *mehr noch*. Die Weisheit des Schöpfers hat ihn unter die ſchönen Mittel gemiſcht, durch die ſich das Menſchengeſchlecht ſelbſt erziehen und vervollkommnen ſoll. Es haben's die weiſeſten Männer, erleuchtete Führer, von jeher erkannt, daß dieſer Funken im Menſchen liegt, daß er nur geweckt werden darf, um als höhere Kraft gegen die feindliche Rohheit zu ſtehen. Und ſo haben ſie den Menſchen durch ſich ſelbſt zuerſt menſchlich, dann mild, und endlich zum geſitteten Weſen gemacht.

Konſequent handelt ſie immer, die große Mutter *Natur*; darum gab ſie nur Wenigen den Drang zum Selbſtbilden. Hier ſchafft *Einer Vieles für Viele*, und wirkt damit in's Weite. *Sich des Gebildeten zu erfreuen*, gab ſie der Menge. Gradweiße ſteigen beyde Theile miteinander empor; denn niemals erlaubt die Natur einen Sprung, wenn ſie gleich zuweilen ſchnelle Schritte vergönnt. So hält ſich's im Ganzen, und darum ſollte man ſtreben, immer vorwärts zu kommen. Aber nur das verbundene Einzelne kann das Ganze hinaufheben. Möchten doch alle zuſammentreten, und Jeder ſo würken, als gälts ihm allein! Niemals wird man zwar fordern, daß Jeder das *Höchſte* erreiche; nur *ſein Höchſtes*, ſo viel er vermag, das bleibe ſein Ziel. Wer dann der Erſte ſeyn wird, zeigt ſich von ſelbſten. Der mindere Grad wird dadurch doch nicht entbehrlich. Auf ihn legt ſich das Erhabenere an, und ſo wird das Gebäude erſt fertig. — Darum genüge auch Jedem das Pfund, das ihm verliehen ward, und damit wuchere er emſig: wer es vergräbt, dem wird auch genommen, was er ſchon hat.

Hand in Hand geht der Bildner und der Genießer. Wer den genießenden Theil aufklärt, befördert den Künſtler; wer den Künſtler befördert, erhöht den Genuß. Sinken die Beyden, ſo ſinkt auch die Kunſt; und ſo entſtand die Verſchiedenheit in den Kunſt-Epochen. Höchſtwahrſcheinlich aber, man möchte ſagen, *gewiß* iſt es, daß jedes Zeitalter uns in ſeinen Kunſtwerken den untrüglichſten Maasſtaab zurückließ, die Stoffe ſeiner Kultur durchs Ganze zu meſſen.

Noch flimmern die köſtlichſten Reſte der vornehmeren Zeit durch unſer Halbdunkel, das Herrliche zeigend, aber drohend zugleich, endlich ganz zu verlöſchen. Noch iſt es Zeit, an ihnen zu erſehen, was *große Kunſt* iſt, was ſie wieder werden *muß*, wenn der jetzige Geiſt auch künftigen Zeiten, leitend und leuchtend, ein fröhlicher Zeuge von unſeren Bemühungen ſeyn ſoll.

Die Kunſtgeſchichte unſerer Tage — wie zweydeutig! Ein großer Geiſt ſcheint erwacht zu ſeyn. Man bemerkt ein Drängen und Streben, als wenn eine gewaltige Maſſe wieder in Fluß kommen wollte. Herrliche Sterne glanzen darüber, als Wahrzeichen einer ſeltnen Erſcheinung. Es iſt die *Bildnerey* ſelbſt, die ſtark angeregt, ſich mit Kraft-Aeußerung zeigt, und ſich wieder in klare Ströme und Bäche ergießen will. Iſt das nicht erfreulich, nicht Gewähr für eine große, herzerhebende Zeit? Aber wie wird dieſer Ausfluß den Boden finden, den er erquicken und befruchten ſoll? Wo ſind die Anſtalten, ihn zu empfangen, damit er nicht auf unbereiteter Erde ſich verlaufe, und, nur Schlamm zeugend, unnützlich verſchwinde?

„Niedergeſchlagenheit des Gemüths iſt den Muſen nicht hold, und der Kunſtliebe nicht günſtig!“ Dies kann die *Kälte* unſerer Tage nicht entſchuldigen. Kennſt du ein niedergeſchlagenes Gemüth, Freund! (leider mag es viele geben), ſo führ' es zu den großen erhabenen Werken der Kunſt. Wähle ſie nur nach ſeiner würklichen Empfindung; an ihnen wird es ſich aufrichten und wieder erheben!

Die Urſache zu dem gerechten Vorwurfe, den man uns macht, muß man auf ganz anderem Weg ſuchen. Sagen wir es nur gerade heraus: Die *Mittelmäßigkeit der kaum entweichenden Kunſtperiode hat uns vom Wahren und Großen und Schönen entwöhnt*. Es hat noch keine ſo viel buntes Flickwerk in ſchmeichlenden Gewändern für Kunſtprodukte verkauft, als dieſe. Man zahlte theuer, und fand ſich am Ende getäuſcht. Die ſparſamen Strahlen, die hier oder dort ausgiengen, verlöſchen in dieſem Gewühl, oder trafen doch nur auf die Wenigen, die verſtändiger blieben oder verſtändig wurden.

Wer wollte ſich nicht die Kraft wünſchen, das Geringe hinwegzudrücken und dem Edlen und Großen die Wege zu bahnen! Doch, es iſt auch ſchon Etwas gethan, wenn man nur die Aufmerkſamkeit weckt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Regensburg, im Febr.

Mit Freude und Wehmuth erblickte ich wieder die Thürme und die Spitzen der ehrwürdigen Domkirche der guten Stadt Regensburg. In der Beſchäftigung, die durch dieſen Anblick in meinem Innern aufgeregten verſchiedenartigen Empfindungen zu zergliedern, wurde ich auf eine unangenehme Art durch den Königl. Bayriſchen Mauthbeamten am Steinwege unterbrochen; er nahm mich zu einer ziemlich beträchtlichen Zahlung in Anſpruch, welcher ſich jeder Reiſende, der dieſem kleinen unſchuldigen „Staat im Staate“ zueilt, unterwerfen muß. Denn das magiſche Wort: Reichstagsgeſandtſchaft, welches in der alten Zeit jeden Schlagbaum in Regensburgs Umkreiſe öffnete, ohne daß der Beutel nöthig gehabt hätte, ſich ebenfalls zu öffnen, hat alle Kraft verloren.

Obgleich die ſteinerne Brücke über die Donau ſich weniger durch Schönheit, als durch Dauer und Feſtigkeit auszeichnet, ſo hat doch dieſe Einfahrt in die Stadt etwas Großes. Wen würde der Anblick des Stroms gleichgültig laſſen:

Der in der Näh' entſprungen des Wolken entſtürzenden Rheinfalls,
Deutſchlands Breite durchmißt, der ſtolzen Kaiſerſtadt Mauern
Wogenrauſchend beſpült, Hungariens reiche Gefilde
Segenverbreitend durchſtrömt, und, nachdem er voll chriſtlicher Duldung
Selbſt den Osmanen genützet, ſelbſt Paßwan Oglu gehuldigt,
Sich in die Fluthen des Meers, des ſchwarzen, vielarmig ausgießt?

Mehr noch als die am Thore Wache haltende Bürgermiliz flößt dem Ankommenden der ungeheure Rieſe Goliath, welcher der Einfarth der Brücke gegenüber an ein altes Gebäude, mit ſeiner einem Maſtbaume ähnlichen Keule, gemahlt iſt, Ehrfurcht ein.

Bald darauf kömmt man an das Rathhaus, dieſen jetzt verödeten Sitz der Amphyktionen Deutſchlands. Als man es vor ungefähr 25 Jahren dem Kaiſer Joſeph zeigte, ahndete weder dieſer ſonſt Neuerungen eben nicht abholde Fürſt, noch ſeine Führer, daß dieß ziemlich baufällige Gebäude die deutſche Verfaſſung überleben würde. Man empfahl der reichsväterlichen Fürſorge des Monarchen die Ausbeſſerung deſſelben, worauf er erwiederte: Eh bien, si l'hotel de ville s'écroule, le Recès de l'Empire sera tout fait. Dieſer Reichsabſchied iſt noch vor dem gefürchteten Einſturze des Verſammlungshauſes erfolgt, und der von Motten und Würmern längſt angefreſſene rothe Ueberzug des Kaiſerlichen Stuhls im Re- und Correlations-Saal hat noch länger ausgehalten, als die Reichsoberhauptliche Würde ſelbſt.

Uebrigens herrſcht bey den Einwohnern von den höhern Klaſſen bis zu den niedrigſten noch viele Anhänglichkeit an die Geſetze und Formen der Vorzeit. Freylich kömmt hiebey auch das große Triebrad der menſchlichen Neigungen, der Eigennutz, ſehr ins Spiel; es iſt faſt niemand, der durch den Umſturz der deutſchen Verfaſſung nicht mehr oder minder gelitten hätte. Was bey dem Reichstage angeſtellt war, fühlt ſich auf eine unangenehme Art aus dem behaglichen Wahne aufgerüttelt, hier eine bequeme Pfründe, einen weichen Lehnſtuhl der Ruhe für den Reſt ſeiner Tage gefunden zu haben, und iſt wegen der ungewiſſen Zukunft in Sorgen; der Handwerker und Hausbeſitzer leidet an ſinkender Triebſamkeit der Gewerbe, an Verminderung oder Ermanglung der Hauszinſe großen Verluſt, der, wie leicht vorauszuſehen iſt, immer ſteigen wird. Jetzt hat man ſich noch einiger Trümmer der ehemaligen Herrlichkeit zu erfreuen; beynahe die Hälfte der Geſandſchaften iſt noch hier; allein alles muß auf Einſchränkung denken, und ſtatt der vielen reichlichen Gaſtgelage, womit ein Apicius ſonſt ſeinen Gaumen hier laben konnte, muß er ſich jetzt meiſt mit Hausmannskoſt begnügen. Von den drey guten Sachen, die ein fremder, vor einigen Jahren hier ſein Weſen treibender, Diplomatiker an Regensburg rühmte: Les Chanoinesses, le Punch à la glace, et les Conclusum, ſind uns nur noch die erſtern geblieben, worunter es allerdings mehrere gibt, die, wenn ſie wollten und dürften, für das Ermangeln der beyden letztern reichlichen Erſatz gewähren könnten.

Das Fürſtlich Taxiſche Haus, welches ſich noch immer durch ſeine alte edle Gaſtfreyheit auszeichnet, gewährt unter dieſen Umſtänden zweymal in der Woche einen erwünſchten Vereinigungspunkt. Vorige Woche verſammelte die durch liebenswürdige Zuvorkommenheit, durch Grazie, Talente und ſeltne Geiſtesbildung gleich reitzende Fürſtin die hieſige Jugend nebſt ihren Eltern zu einem bal costumé, wobey es an nichts fehlte, was ein Feſt glänzend und intereſſant machen kann. Einige zwanzig Paare holdaufſproſſender Mädchen und Knaben, als Amors und Pſychen, als Jahrszeiten und Genien ꝛc. gekleidet, führten die niedlichſten Tänze auf. Mit Vergnügen ruhte das Auge des Zuſchauers auf der trauten Eintracht, mit der ſich Türken mit rußiſchen Bäurinnen, Koſacken mit kleinen Franzöſinnen herumtummelten. An die Stelle der zahlreichen Geſellſchaften, wo ſich ehedem die hieſige ſchöne Welt täglich vereinigte, ſind kleine Zirkel getreten, größtentheils mehr der Lektüre als dem Kartenſpiele geweiht.

Das ehemalige Stadtzeughaus enthält nun, ſtatt der alten verroſteten Mörſer und Kanonen, Harniſche und Spieße ꝛc. einen geſchmackvollen Tempel Thaliens und Melpomenens, der nur für das hieſige immer mehr abnehmende Publikum faſt zu groß iſt; zwey literariſche Geſellſchafts-Inſtitute, wovon das größere die Harmonie im zweyten Stockwerke, das kleinere, die Reſſource, zu ebner Erde angelegt iſt, und im erſten Stocke eine ſehr ſchöne Reihe von Zimmern nebſt einem herrlichen Saale, wo im Karneval Bälle gegeben werden, die man wohl noch mehr beſuchen würde, wenn die strophae alternantes aus dem weiland deutſchen Staatsrechte von den hieſigen Ball-Unternehmern angenommen worden wären.

Eine andere Beluſtigung bietet in gegenwärtiger Jahrszeit die zum Theil zugefrorne Donau an, auf deren Eisfläche man eine zahlreiche Jugend die Regeln des Gleichgewichts auf Schlittſchuhen erproben, und ſich, leicht beflügelten Amoretten gleich, an niedliche, mit holden Schönen beſetzte, Schlitten ſpannen, und dieſelben auf der ſchlüpfrigen Bahn mit Vogelſchnelle im Triumph umherführen ſieht.

Die Umgebungen der Stadt haben ſeit der neuen Regierung ausnehmend gewonnen, und der Spaziergang um dieſelbe auf der Landſeite längſt der vielen neuerbauten niedlichen Sommerhäuſer, mit ſeinem dem erſten Stifter der Anlagen, Fürſten Taxis, gewidmeten Obelisk, und dem Gräflich Sternbergiſchen Pavillon, in deſſen Nähe Kepplers Denkmahl errichtet werden wird, gewährt ſelbſt im Winter einen ſehr angenehmen Tummelplatz für Liebhaber der Bewegung und freyen Luft, denen die abgetragene Stadtmauer an der Donauſeite mit ihrer ſchönen Ausſicht auf den Strom und die umliegende Gegend ebenfalls nicht anders als ſehr willkommen ſeyn kann.

Uebrigens zeigt ſich bey allen öffentlichen und Privatverſammlungen ein ſehr auffallender Ueberſchuß des ſchönen Geſchlechts über das ſtärkere. Wenn die Sinne mit Wohlgefallen auf den zahlreichen Gruppen reitzender Schönen verweilen, ſo wandelt doch dabey den weltbürgerlichen Sinn, der ſie gern ans Ziel ihrer Beſtimmung geleiten möchte, eine gewiße Aengſtlichkeit an; denn ohne Einführung der Grundſätze des Alkorans ſcheint dieſem Ueberfluß ſchwer abzuhelfen zu ſeyn.

Nro. 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Februar, 1807.

Ins Innre der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt,
Zu glücklich, wem ſie nur die äußre Schale weiſt.

von Haller.

Die letzten Scenen aus den Choephoren des Aiſchylos.

In der Versart des Originals.*)

(Ein Diener tritt aus dem Hauſe des Aegiſthos in dem Augenblicke heraus, als der Mord der Rache an dieſem, innerhalb der Scene, durch Oreſtes vollzogen ward.)

Mord! Mord! Um Gotteswillen, der Gebieter todt!
Zum drittenmale ruf' ich ſchon: Aigiſthos todt!
Geſchwind! geſchwind! Eröffnet doch das weibliche
Gemach! die Riegel losgeſchlagen! Stärke heiſcht's—
Nicht für den Todten; Hülfe brauchet der nicht mehr..
O weh'! in taube Ohren ſchrey' ich, ruf' umſonſt
Dem Schlafe:— (er erblickt die Königin) Klytaimneſtra!—
Seh' ich recht? Wohin
Will dieſe? Täuſchet mich nicht alles, rennet ſie
Mit vorgeſtrecktem Halſe jetzt gerad dem Dolch
Entgegen, ſelbſt ſich liefernd an gerechten Tod.

Klytaimneſtra.

Was iſt's? was ſoll der wilde Lärmen durch das Haus?

Der Diener.

Die Todten, ſchrey' ich, morden die Lebendigen.

*) Sollte dieſer Verſuch nicht ungünſtig aufgenommen werden; ſo wird der Verfaſſer das Ganze vielleicht um ſo eher auszuarbeiten ſich entſchlieſſen, als wir von dieſer Tragödie des Aiſchylos, die unter die vortreflichſten und ausgearbeitetſten des groſſen Dichters gehört, noch keine metriſche Ueberſetzung beſitzen.

Klytaimneſtra.

Weh! weh! Ich ahnde deiner Räthſelrede Sinn.
Liſt tödtet, wie wir tödteten, auch uns mit Liſt.
Ein Mordbeil in die Hände mir geſchwind! geſchwind!
Nun gilt es, Siegen oder Unterliegen! auf!
Ich wag's, ſo weit an des Verderbens Rand geſtürzt.

(Eine Seitenthüre öfnet ſich. Oreſtes tritt mit Pylades heraus. Man erblickt den Leichnam des Aigiſthos.)

Oreſtes, Pylades und die Vorigen.

Oreſtes (zu Klytaimneſtra.)

Dich noch, dich ſuch' ich. Dieſer da (auf den Leichnam hindeutend) hat ſeinen Theil.

Klytaimneſtra.

Weh' mir! Aegiſthos! Todt ſeh' ich dein theures Haupt.

Oreſtes.

Liebſt du den Mann? Nun denn, ich bette dir hinab
Zu ihm: Verrathen wirſt du ihn doch nicht im Tod.

Klytaimneſtra.

Halt ein, o Kind! Hier dieſe Brüſte ſcheue, Sohn!
Den Mutterbuſen, der als Säugling dich ſo oft
Getränkt mit Milch, in Schlummer dich ſo oft gewiegt.

Oreſtes (zu Pylades.)

Pylades, was thun? die Mutterſcheue hält mein Schwert.

Pylades.

Und in den Wind verwehen ſollten Loxia's
Orakelſprüche, und dein feſt beſchwornes Wort?
O, achte jeden vor der Götter Fluch gering!

Oreſtes.

Recht! gut erinnert! Folgen will ich. Du (zu Klytaimneſtra) mir nach!
Dort neben ihm dich niedermorden will ich, dort!
Zogſt du ihn lebend meinem Vater doch auch vor.
So ſtirb und ſchlafe hier bey ihm, da du den Mann
Geliebt, und den du lieben ſollteſt, haſt gehaßt.

Klytaimneſtra.

Ich zog dich groß und alten möcht' ich nun bey dir.

Oreſtes.

Bey mir du wohnen, meines Vaters Mörderin?

Klytaimneſtra.

Nicht mich, o Kind, das Schickſal klage deſſen an!

Oreſtes.

So hat das Schickſal deinen Tod denn auch verhängt.

Klytaimneſtra.

Du ſcheueſt nicht der Mutter Rachegöttinnen?

Oreſtes.

Nun du, die Mutter, mich in ſolche Noth geſtürzt?

Klytaimneſtra.

Geſtürzt? die ich in Freundeshand dich übergab.

Oreſtes.

Verkauft haſt du unwürdig mich des Freyen Sohn.

Klytaimneſtra.

Und der dafür dir worden, nenne mir den Preis!

Oreſtes.

Den ſchändlichen zu nennen, hält mich Schaam zurück.

Klytaimneſtra.

Nenn' ihn; doch deines Vaters Untreu auch zugleich.

Oreſtes.

O ſchweig! Im Felde war er, müſſig du zu Haus.

Klytaimneſtra.

Ach, hart iſt ſolche Trennung für die Weiber, Sohn!

Oreſtes.

Doch nährt des Mannes Arbeit, die im Hauſe ſind.

Klytaimneſtra.

Beſchloſſen alſo haſt du meinen Mord gewiß?

Oreſtes.

Nicht ich, du ſelbſt beſchloſſeſt deinen Mord allein.

Klytaimneſtra.

O ſcheue doch der Mutter ungeheuren Fluch!

Oreſtes.

Und ließ' ich's, wie entgieng' ich dann des Vaters Fluch?

Klytaimneſtra.

Umſonſt jammr' ich die Lebende vor'm Grabmal da?*)

Oreſtes.

Das eben ruft auf dein ſchuldvolles Haupt den Tod.

*) Das Grabmal des Agamemnons, in deſſen Nähe ſie redend angenommen wird.

Klytaimneſtra.

Ach, mußt' ich dieſe Schlange ſäugen und erziehn!
O, wie ſo wahr die Ahndung meines Traums gemahnt!

Oreſtes.

Du tödteteſt, wen du nicht ſollteſt; leid' auch ſo!
(Mit dieſen Worten drängt er ſie hinein in die Scene.)

Chor.

Zwar klagen wir auch dieſer Gatten*) Untergang:
Doch, da Oreſtes, wo ſo viel des Blutes ſtrömt,
Erhalten lebet, hoffen freudig wir zugleich,
Nicht ganz erloſchen ſey des Hauſes Augenlicht.

Erſte Wendung des Chors.

Erſchienen, endlich erſchienen iſt den Priamiden der Arm
Der Vergeltung racheſchwer!
Gekommen iſt in das Haus Agamemnons ein Löwenpaar,
Ein Kriegesgötter-Paar.
Vollzogen hat der Rache Werk
Der götterbegeiſterte Flüchtling,
Von Pytho's heil'gen Sprüchen angetrieben.
Hoch freu' er ſich jetzt, daß dem verjährten Drang
Entrann das alte Herrſcherhaus,
Entrann des väterlichen Gutes Schmälerung
Unter der Gräuelbefleckten unſeligen Händen.

Zweyte Wendung.

Gekommen iſt, gekommen die liſtſinnende Poina
In's Haus der trüglichen Liſt;
Begonnen hat den Kampf
Zevs Tochter, ſicher ihrer Fauſt;
Dike nennen wir Sterbliche ſie in Wahrheit.
Gekommen iſt ſie, verderbenden Grimm
Entgegenſchnaubend dem Feinde,
Des Wegs, den ihr gewieſen Loxias,
Wohnend in der ungeheuren
Parnaſſiſchen Kluft.
Zwar lange ſäumte ſie, doch nahte ſie
Dem meuchleriſchen Weib,
Liſt zu vergelten mit Liſt.

Feſt bleibt der Götter Schluß, dem Frevler nie
Zu nahen mit Beyſtand.
O ſcheue jeder der Himmliſchen Waltung!

Neu ſchauen wir jetzt das Licht und des Hauſes große
Entzogene Sonne.
Zurück in die Hallen führe die Sonne, o Gott,
Die lange zu Boden geſunkne!
Bald wird Oreſtes mackellos,
Iſt jeder Flecken des blutbeſudelten Hauſes
Mit Opfern getilgt,
Betreten das Haus;
Und die Würfel des Geſchicks
Werden für uns, des Hauſes Bewohner,
Die wir alles Unſelige, ach! ſahen, ach! hörten, indeß
Wieder glücklicher fallen und neu
Erglänzen wird uns der Tag.

(Der Beſchluß folgt.)

*) In Beziehung auf die Vorigen in der Agamemnoniſchen Familie erfolgten unglücklichen Todesfälle.

Ueber Gall's Organenlehre.

Es iſt nicht meine Abſicht, die zahlreichen Urtheile hier zuſammenzuſtellen, welche über Gall und deſſen Lehre von den verſchiedenartigſten, befugten und unbefugten, Richtern ſchon gefällt wurden. Das unbedingteſte Lob und der abſoluteſte Tadel wurde ihm von Deutſchlands (letzterer auch von Frankreichs) Stimmgebern gleich reichlich gezollt. In der Mitte dieſer Extreme verhallte die beſcheidene Sprache einiger wenigen, die gleich weit davon entfernt ſind, wahres Verdienſt zu ſchmälern, und einſeitigen, hypothetiſchen Anſichten blinden Beyfall zu ſchenken, die überhaupt Parthey zu nehmen oder zu machen ſich weigern. An dieſe letzteren ſchließe ich mich an, ohne die Gefahr zu ſcheuen, gleiches Schickſal mit ihnen zu theilen.

Ein gerechtes und umfaſſendes Urtheil über Gall's Lehre muß meines Erachtens von folgenden zwey Fragepunkten hauptſächlich ausgehen: erſtlich, worin beſtehen Gall's neue, ihm eigenthümlichen, Wahrnehmungen und Beobachtungen, welche reine und lautere Thatſachen lehrte er uns zuerſt, was haben wir ihm als Forſcher der Natur im Allgemeinen, und der menſchlichen insbeſondere, blos von dem empiriſchen Standpunkte aus die Sache betrachtet, zu danken? zweytens, welche Würdigung verdient er als Begründer einer anthropologiſchen Doktrin, als Pſycholog, ſo ferne wir ihn von dem ſpekulativen oder philoſophiſchen Standpunkte aus betrachten? Was die erſte Frage betrifft, ſo glaube ich dieſelbe durch eine uneingeſchränkte Anpreiſung ſeiner Verdienſte beantworten und ſagen zu dürfen: in jener (empiriſchen) Beziehung leiſtete Gall vieles, unendlich vieles, mehr vielleicht, als irgend ein Phyſiolog vor ihm. Seine Beobachtungen verbreiten ſich in einer vergleichenden Analyſe über das ganze unermeßliche Reich der empfindenden Weſen, von dem Pflanzenthiere und Polypen an aufwärts bis zur edelſten Organiſation des Menſchen; mit reinem Naturſinne achtete er auf die mannichfaltigſten Modifikationen, auf die feinſten, ſinnlich erkennbaren, Merkmale der aufs verſchiedenartigſte ausgeprägten Animalität, auf die Anlagen, Fähigkeiten und Fertigkeiten, auf die ganze ſenſitive Würkungsſphäre der thieriſchen Schöpfung, auf die Anſchauungs- und Begehrungs-Weiſe der zahlloſen Thierraçen von der Koralle bis zum Affen und Menſchen. Ueberall horchte er emſig den leiſeſten Fußtritten der progreſſiv ſich entfaltenden Natur, und mit wiſſensgierigem Blicke fixirte er die zartabſtufende Scala der animaliſchen Kräfte und Aeuſſerungen.

Geleitet durch einige pathologiſche Erſcheinungen, lernte er das menſchliche Gehirn auf eine ganz eigenthümliche Weiſe in eine zuſammenhängende Membran entwickeln, und wußte durch die ſpecifiſche Zergliederung dieſes edelſten Organs eine neue wichtige Epoche der Anatomie und Phyſiologie des ganzen ſenſoriellen Syſtems zu begründen, und ſchon durch dieſe einzige Entdeckung ſicherte er ſeinen Namen auf ewig vor der Vergeſſenheit.

Auf dieſen intereſſanten Forſchungsweg (auf welchem wir ihm hier nicht weiter folgen) wurde Gall, wie die meiſten Entdecker großer phyſikaliſchen Wahrheiten, durch einen Zufall, oder durch eine Reihe von Zufällen, geleitet, welche ihn ſchon in ſeiner früheren Jugend zum Kranioskopen ſtempelten. Durch ein Ungefähr wurde für ihn ſchon frühe ein Mittelpunkt geſchaffen, auf den alle ſeine Wahrnehmungen und Erfahrungen eine gewiſſe beſondere Beziehung erhielten. Kranioskop war Gall, ehe er ſich noch den Inhalt dieſes Begriffs zu verdeutlichen wußte, lange, ehe er ſeiner Anſicht durch eine übereinſtimmende Reihe von Thatſachen irgend ein befriedigendes Gewicht zu geben vermochte. Auch er fand die Bedingung ſeiner Theorie vor dem Bedingten auf; auch von ihm wurde der analytiſche Beobachtungsweg erſt in der Folge, nachdem er in ſeinem Sinne die Reſultate ſchon feſt beſtimmt hatte, auf welche ihn derſelbe führen ſollte, betreten. Und hierin, in dieſer verkehrten, wiewohl nur allzu gemeinen, Richtung ſeiner Forſchungen, wodurch die Lauterkeit und Unbefangenheit der Unterſuchungen ſchon im Keime erſtickt werden mußte, werden wir hauptſächlich den Grund aufzuſuchen haben, warum die Gall'ſche Lehre trotz der ſchönen Maſſe vorliegender ſchätzbarer Materialien dennoch einen Irrweg beſchrieb, warum die anthropologiſchen Prämiſſen und Folgerungen derſelben, der ſubjektive philoſophiſche Theil dieſer Doktrin, eine ganz andere Würdigung heiſcht, als die objektive Seite derſelben. Und ſomit wären wir bereits zu dem zweyten Fragepunkt, welcher uns Gall als Anthropologen, als Stifter einer pſychologiſchen Theorie betrachten läßt, unvermerkt übergegangen.

Hier ſcheint mir nun vorerſt die Frage zu entſtehen: Was mußte Gall mit der ihm zu Gebote ſtehenden Maſſe von Naturerkenntnißen (abgeſehen von der Art, wie er zu denſelben gelangte,) anfangen, um ſie mit der übrigen Sphäre unſeres Wiſſens auf eine zweckmäßige Weiſe zu verſchmelzen? Entweder, antworte ich, mußte er ſeine Beobachtungen uns mittheilen, wie er ſie empfangen hatte, als empiriſche Data, aus denen man wohl bey weiterer Vervollſtändigung für die Naturlehre des Menſchen einen bedeutenden Gewinn erwarten durfte, und die auch jetzt ſchon manche Lücken der anthropologiſchen Lehren auszufüllen geeignet waren, denen aber die Einheit des Zuſammenhangs, eine wahrhaft pragmatiſche Geſtaltung noch ſchlechterdings abging; und hiebey durfte die zufällig entſtandene urſprüngliche kranioſkopiſche Lieblingsidee (dieſe gebrechliche Mutter geſunder und wohlgeſtalteter Kinder) nur leiſe angedeutet werden und als ſchüchterne Ahndung aus der Zuſammenſtellung der Erfahrungsthatſachen hervorblicken, ohne durch ihren üppigen Wuchs alles andere dicht zu umranken, oder auch wohl in den Hintergrund zurückzudrängen. Innerhalb dieſer Schranken hätte ſich Gall den ungetrübten Ruhm eines der vorzüglichſten Naturforſcher auf's zuverläßigſte verſichert. — Oder aber Gall mußte ſeine analytiſch errungenen Erfahrungen ſynthetiſch ſuppliren, um dieſelben zu einer ſyſtematiſchen Doktrin emporzutreiben. Bey dieſem Unternehmen aber war nicht blos die größte Vorſicht, ſondern auch das ſtrengſt-wiſſenſchaftliche, kritiſch-philoſophiſche Verfahren eine unerläßliche Bedingung. Das Feld, auf welches die Gall'ſchen Wahrnehmungen, ſoferne ſie einer ſyſtematiſchen Behandlung unterworfen werden ſollten, die unmittelbarſte und beynahe ausſchließliche Beziehung haben, iſt, auſſer der vergleichenden Anatomie und Phyſiologie des ſenſoriellen Syſtems, die menſchliche Pſychologie in ihrer weiteſten Ausdehnung, d. h. nicht blos der empiriſche, ſondern auch der metaphyſiſche oder rationale Theil derſelben.

Möglichſt richtige Beſtimmung allgemeiner pſychologiſchen Prämiſſen, genaue Aufſuchung der Quellen und des Zuſammenhangs der menſchlichen Anſchauungen und Gefühle, Erkenntniße und Begehrungen, ſorgfältige Sonderung der Sinnlichkeit und Intelligenz, Feſtſetzung des ſchlechthin einfachen Begriffs eines denkenden, ſich ſeines Ichs und der Einheit deſſelben klar bewußten, mit Vernunft und Freyheit begabten Weſens, u. ſ. w. waren die Grundpfeiler, auf welche die Lehre Gall's als anthropologiſche Doktrin aufgebaut werden mußte. — Der analytiſche Unterſuchungspfad, welchen Gall (wie oben bemerkt wurde) als Stütze ſeiner voraus feſtgeſetzten Lieblingstheorie beſchritt,

führte ihn blos auf eine komparative Scala der thieriſchen Anlagen, Fähigkeiten und Handlungen, als deren oberſtes Glied er die animaliſch-pſychiſchen Eigenſchaften des Menſchen betrachtete. Wollte Gall auf keine in ſich zuſammenhängende Lehre, auf kein anthropologiſches Syſtem Anſpruch machen, ſo konnte er allerdings in ſeiner vergleichenden Phyſiologie und Pſychologie da ſtehen bleiben, wo ihn Analogie und Induktion verlieſſen, d. h. bey den oberſten animaliſchen Aeuſſerungen der menſchlichen Seele. Darum war es ihm aber nicht zu thun; denn er hatte den ganzen analytiſchen Erfahrungsweg blos als Mittel zum Uebergang auf ſeine Organenlehre und Kranioſkopie beſchrieben, (ohne jedoch irgendwo die Nothwendigkeit dieſes Zuſammenhangs und die Bündigkeit ſeiner Folgerungen darzuthun). Dieſem Endzwecke gemäß glaubte er ſich in das geſammte Feld der phyſiologiſchen und pragmatiſchen Anthropologie einlaſſen zu müſſen, was ihm zugleich die Pflicht auferlegte, ſynthetiſch in die pſychiſche Oekonomie des Menſchen einzudringen, und ſomit ſeinen Unterſuchungen eine transſcendentale Pſychologie vorauszuſchicken. Hier konnte er aber der Philoſophie, wenigſtens als leitenden (wo nicht als bedingt conſtitutiven) Princips, nicht entbehren. Und doch war ihm Philoſophie eine Contrebande, an deren Stelle er eine einſeitige, groteſke Mißgeburt ſetzte, welche kein Bedenken trägt, mit den wichtigſten Begriffen, ja ſelbſt mit der Definition der Philoſophie, auf's krasſeſte und leichtſinnigſte zu ſpielen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Briefe des Cicero.

Noch iſt es vielleicht zu voreilig, und ich würde eine mir gewordene freundſchaftliche Mittheilung noch nicht ins Publikum bringen, wenn nicht die Freude über alle Bedenklichkeiten ſiegte, und ich nicht ſo gewiß wäre, jeder gebildete Deutſche werde durch meine Botſchaft eben ſo angenehm überraſcht werden. Oder wen ſollte es nicht freuen, zu vernehmen, daß der nun 73jährige Neſtor der deutſchen Dichter, daß Vater Wieland, mit dem Eifer des Jünglings, an einer Ueberſetzung der Briefe Cicero's arbeitet, und daß der Anfang davon vielleicht ſchon im Laufe dieſes Jahres (bey Geßner, in Zürich) erſcheinen wird? Wo fände ſich wohl für Leſer, welche den Geiſt zu nähren und zu vergnügen ſuchen, eine zugleich angenehmere, nützlichere und intereſſantere Lektüre, als die Briefe des Cicero?

Der Ueberſetzer gedenkt die Briefe, nach Montgon's und Melmoth's Beyſpiel, in chronologiſcher Ordnung auf einander folgen zu laſſen, wodurch das Ganze in ein Licht und einen Zuſammenhang geſtellt wird, welche die Briefe unendlich intereſſanter machen, als ſie in den gemeinen Ausgaben erſcheinen. Um dem Leſer das Verſtändniß der Briefe zu erleichtern, wird Hr. Hofr. W. der Ueberſetzung vorangehen laſſen:

1. Eine kurze Darſtellung der Verfaſſung und des politiſchen Zuſtandes von Rom in der Zeit, worin Cicero lebte.
2. Eine kurze Skizze der Lebensgeſchichte Cicero's in chronologiſcher Ordnung, d. i. nach den auf einander folgenden Conſulaten, mit Anzeige der Conſuln und Prätoren jedes Jahres.
3. Ein erklärendes Regiſter der unüberſetzbaren lateiniſchen Wörter, welche beybehalten werden müſſen, weil ſie entweder ſchlechterdings nicht, oder nicht ohne große Unbequemlichkeit zu verdeutſchen ſind.

Die ſämmtlichen Briefe wird Hr. Hofr. W. in 24 Bücher eintheilen, und jedem Buch die nöthigen Anmerkungen hinten anhängen. — r.

Große und Kleine Geiſter treffen zuſammen.

Man bewundert das Urtheil des weiſen Königs Salomo, wodurch er die ächte Mutter des lebendig gebliebenen Kindes auf dem pſychologiſchen Wege, da ihn der juridiſche verließ, zu entdecken wußte. Er traute der natürlichen Anregung des Muttergefühls.

Kaiſer Claudius, deſſen Unfähigkeit oft zum Geſpötte ſeiner Zeitgenoſſen, ſogar ſeiner Mutter und Grosmutter geworden war, tritt dem weiſen Salomo in einem ähnlichen Urtheil an die Seite. Eine Frau wollte einen Jüngling nicht als Sohn anerkennen. Die Beweisgründe waren auf beyden Seiten zweifelhaft. Claudius rechnet auf die geheime Würkung des Abſcheu's vor anerkanntem Inceſt, befiehlt, daß die Frau den Jüngling heurathen ſoll, und dieſe bekennt ſich als Mutter. („Feminam, non agnoscentem filium suum, dubia utrinque argumentorum fide, ad confessionem compulit, indicto matrimonio juvenis.“ Sueton. Claud. c. 15). Ps.

Motivirter Vorſchlag, die Wohlgebohrnheit in Deutſchland für etwas allgemeines gelten zu laſſen.

Wo es Sklaven und Leibeigene gab, war das Prädikat ingenuus, εὐγενής, oder Wohlgebohren von großer Wichtigkeit. War man nicht ein ſo glücklich gebohrner, d. h. ein Wohlgebohrner, ſo war man Sklave. Sollte alſo nicht überall, wo es keine als Sklaven unglücklich gebohrne gibt, zur Ehre der liberaleren Staatsverfaſſung auch der Gegenſatz der Wohlgebohrnheit mit einem ſchicklichern Ehrentitel vertauſcht werden? Ich befürchte, künftige Grammatiker in Tobolsk, wenn die wandernde Cultur dort welche hervorgebracht haben wird, möchten einſt den für den Nachruhm unſers Zeitalters höchſt bedenklichen Schluß machen, daß zur Zeit der „Wohlgebohrnen“ gewiß auch, weil ein Gegenſatz nicht ohne den andern ſeyn kann, noch viele gebohrne Sklaven in Deutſchland exiſtirt haben müßten. Welches Gott verhüte! Ps.

Charaden.

1.

Den Hang, der in dir Luſt, Begier erregt,
Der dich zur Liebe bald, und bald zum Haß bewegt,
Der hier dich handeln macht, dort leiden,
Mein Erſtes nennet, Freund, dir ihn.
Wie nützlich ſind dir meine letzten beyden,
Wenn deine Lieben von dir ziehn;
Das Ganze ſey bey allem deinem Thun und Laſſen
Stets edel, gut und rein,
Dann wird kein Freund der Jugend je dich haſſen,
Und hohes Selbſtgefühl in deinem Buſen ſeyn.

Guſtav v. Struve.

2.

Wenn ihr am höchſten ſteht, krank werdet, oder alt,
Betäubt euch oft mein Ganzes mit Gewalt;
Doch mein bedürfen, mit drey Zeichen minder,
Nur — kleine Kinder.

Auflöſung der Charaden in Nro. 39: 1. Käſebier. 2. Schaar, Haar, Aar.

Nro. 46.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. Februar, 1807.

Er, der die Wahrheit ſucht, darf nicht die Stimmen zählen;
Doch, wenn die Menge fehlt, ſo kann auch Einer fehlen.

Leſſing.

Die letzten Scenen aus den Choephoren des Aiſchylos.

(Beſchluß.)

Oreſtes.

(Den Zuſchauern die Leichname des Aigiſthos und der Klytaimneſtra zeigend.)

Seht da des Lands Tyrannenpaar, dieß Mörderpaar!
Seht die Zerſtörer meiner väterlichen Burg!
Wohl trozig waren beyde, waltend noch am Thron;
Auch jetzt, wie ihre Liebe man errathen kann,
Sind ſie Ein Herz, treu haltend den gelobten Eid.
Unſel'gen Mord dem Vater ſchwuren ſie vereint,
Vereint zu ſterben ſchwuren ſie: der Schwur beſteht!
Auch ſehet, die ihr dieſes Grauenvolle hört,
Dieß Netz, worin ſie meinen Vater ſchlau beſtrickt,
Die Feſſel ſeiner Arme, ſeiner Füße Band.
O breitet's aus, und, in dem Kreis umhergedrängt,
Hebt hoch empor die Schlinge, daß der Vater jetzt,
Mein Vater nicht, der Allumſchauer Helios
Erſchaue meiner Mutter ungeheure That,
Daß dieß Gewand mir vor Gericht bezeuge, wie
Gerecht ich ſie getödtet; denn Aigiſthos Mord
Nenn' ich hier nicht; der Eheſchänder fiel nach Recht.
Doch ſie, die ſolche Gräuelliſt erſann dem Mann,
Von dem jedoch ſie Kinder unterm Herzen trug,
Einſt heiß ſie liebend, jetzt, wie's kundbar iſt, ihr Tod —
Was dünkt euch? Eine gift'ge Natter muß ſie ſeyn,
Die tödten konnte durch Berührung ohne Biß;
So ganz verrucht war Frevelthat und Schlangenliſt.
Dieß Höllennetz nenn' ich es Wildgarn oder nenn'
Ichs Leichenhülle, wie man Todten ſie gebraucht,
Um drein zu ſtecken ihre Füße in den Sarg?
Mit Recht ein Wildnetz oder Fußgarn nennte man's.
Das könnte fein ein Meuchler brauchen, ſo ein Menſch,
Der ſeine Gaſtfreunde berückt, ein Gauner, der
Von Raub und Mord Gewerbe macht, den möcht' es
freu'n,
Recht viele ſo zu fangen mit verruchter Liſt.
O ſolch ein Weib, nie meine Schwelle ſoll es mir
Betreten; eher, Götter! ſterb' ich kinderlos.

Chor.

Weh! weh! der grauenvollen That!
Schrecklichen Todes ſtarbeſt du!
Weh! Schlimmer That doch entblühet ſchlimmer Lohn.

Oreſtes (hinſtarrend auf den Leichnam der Klytaimneſtra.)

Hat ſie's gethan? hat ſie es nicht gethan? Zeug' iſt
Mir dieß Geweb, zerriſſen von Aigiſthos Schwert.
Auch von der Zeit noch nicht verwiſchte Tropfen Bluts —
In dicken Flecken kleben ſie an dem Gewand! —
Jetzt lob' ich, mit Entſetzen ſchelt' ich jetzt mich ſelbſt, *)
Im Antlitz dieſes vatermörderiſchen Gewebs.
Ich jammre, was ſie that und litt, den ganzen Stamm —
O Sieg! des Flecken da (indem er ſeine Hände betrachtet)
mir niemand neiden wird!

Chor.

Keiner der Sterblichen kann ohne Strafe,
Hat er gefrevelt, ſein Leben durchleben.
Jene früher, jene ſpäter, fallen anheim des Unglücks Arm.

---

*) Nach der Herrmannſchen Leſeart αὐτόν = ἐμέ.

Oreſtes.

Das ſorg' ein andrer! — Wie das meine enden wird,
Das weiß ich klar; dem Wagenlenker bin ich gleich,
Dem die ausgerißnen Pferde ſtürmten aus der Bahn;
Fort reißt mich Ueberwältigten der Sinne Wuth;
Schon hör' ich's dumpf mir ſchwirren um das Herz,
das hoch
Aufpocht von Furcht und Grauſen; doch ſo lang' ich noch
Der Sinne mächtig, meinen Freunden künd' ich's laut:
Nicht ſonder Recht hab' ich die Mutter umgebracht,
Das Götterſcheuſal, mit dem Vaterblut befleckt.
Auch zeug' ich's laut: Sporn zur vermeßnen That war mir
Apoll, der mir durch das Orakel künden ließ:
Frey würd' ich ſeyn, wenn ich ihm folgte, aller Schuld:
Wo nicht, ein Ziel der Strafen, der entſetzlichſten.
Und nun mit dieſem Oelzweig, dieſem heil'gen Kranz
Gerüſtet, ſeht mich wallen zu dem Stuhl Apolls,
Der ob der Erde Nabel ſich erhebt, und zu
Dem heil'gen Feur, das ewig dort, ſie ſagens, flammt,
Um zu entrinnen dieſer Gräuelſchuld; Apoll
Verbot mir ſelbſt jedweden anderen Altar.
Einſt, fordr' ich, ſollen die Argiver alle mir's
Bezeugen, wie gedrungen ich ſolch Unheil ſchuf.
Ich, obſchon flüchtig ich und unſtät in dieß Land
Nie wieder werde kommen, lebend oder todt,
Auf ewig ſo den Schmachruf dieſer That zu fliehn,
Doch im Gefühl gerechter Handlung werd' ich nie
Stumm ſchweigen ſchlimmen Zungen, noch dem Mund
Der Schlimmen Schlimmes ſagen, ich, der Reiniger
Des ganzen Landes der Argiver, der ich friſch
Die beyden Drachenhäupter ſchlug herab.
Ah! ah!
Ihr Weiber! ſeht ihr, ſchwarz verhüllt, Gorgonen gleich,
Vielfach geringelt Schlangen um das Haar, ſie nahn,
Die Gräßlichen! Fort muß ich, fort! Ich halt's nicht aus.

Chor.

Was für Trugbilder, theurer Mann, entſagen dich
Dem Vaterlande? Bleibe doch! Bezwing die Furcht!

Oreſtes.

Das ſind nicht leere Schreckgebild', ich ſehe ſie
Klar, die Scheuſale; meiner Mutter Furien ſinds!

Chor.

Noch klebet an den Händen dir ihr friſches Blut;
Daher der Wahn, der deine Sinnen dir verwirrt.

Oreſtes.

König Apollo! Größer ſtets wird ihre Zahl,
Und aus den Augen träufelt nieder ſcheußlich Blut.

Chor.

Du wirſt gereinigt werden*), dem Altar Apolls
Genaht; Er, hoffe! ledigt dich der ſchweren Noth.

Oreſtes.

Ihr wohl, ihr ſehet die da nicht; doch ich, doch ich!
Sie jagen mich, und nimmer bleiben darf ich hier.

Chor.

So fahr' denn wohl! der Gott mit dir! Es wiße dich
Sein Auge gnädig ſchützen in dem wilden Sturm. —
Das iſt denn der dritte Sturm, der gewaltſam
Das Königshaus hat erſchüttert.
Erhoben hat ſich der erſte
Beym Gräuelmahle Thyeſte's;
Nach folgte des Königes Mord,
Als im Bad' erwürget dahin ſank
Der Achaiſche Feldherr,
Der ſtreitbare Agamemnon.
Jetzt drittens kam aus der Ferne ſein —
Rächer nenn' ich ihn? oder
Verhängnißvoller Verderber?
Wann endlich wird enden, wann raſten
Beſänftigt des furchtbarn Geſchickes Gewalt?

Conz.

Ueber Gall's Organenlehre.

(Beſchluß.)

Gall wollte die Prärogativen der menſchlichen Seele analytiſch aufgefunden haben, indem er in komparativer Steigerung von den einfachen Senſibilitätsäuſſerungen des Polypen bis zu dem Akte der Einheit des menſchlichen Selbſtbewußtſeyns emporſtieg. Er verſagte auf dieſe Weiſe dem Menſchen allein das Recht, welches er allen Thierraçen eingeräumt hatte, mit einer höheren Organiſation in Vergleichung geſtellt zu werden. Dem wichtigſten Vorzuge der Menſchheit, der Vernunft und Willensfreyheit, glaubte er auf die Spur zu kommen, indem er die Inſtinkte und Kunſtfertigkeiten der Thiere potenzirend verfolgte, ohne einzuſehen, daß auf dieſem ausdehnenden Wege die Totalität der intellektuellen Eigenſchaften des Menſchen nothwendigerweiſe auf ihrer höchſten Stuffe zu ſehr divergiren mußte, daß auf dieſem Wege eher für den Polypen, als für den Menſchen eine Einheit des Selbſtbewußtſeyns abgeleitet werden konnte. Er unterließ es, den ſenſoriellen Menſchen von der einfachſten, edelſten Aeuſſerung ſeiner Seele, von der Einheit des Denkakts und der Spontaneität, aus auch abwärts auf die materiell bedingten animaliſchen Verrichtungen zu verfolgen, und nach ächt philoſophiſcher Weiſe die Analyſe ſeiner Nachſuchungen die ſynthetiſche Probe beſtehen zu laſſen. Und doch wollte er auch nicht blos auf dem empiriſchen Standpunkte verharren, und die überſinnliche Region der Pſychologie gänzlich vermeiden. Mit dem Meſſer in der Hand läßt ſich die menſchliche Vernunft nicht präpariren. Anatomie des Gehirns iſt keine Seelenlehre. Die Unterſuchung des pſychiſchen Menſchen muß an ihrem analytiſchen Ende oder in ihrem ſynthetiſchen Anfange zur tranſcendentalen Pſychologie ſich erheben, oder aber gefeſſelt an den Boden der Erfahrung ſich aller Eingriffe in die überſinnlichen Eigenheiten der Menſchheit völlig enthalten. — Trotz der niederen, blos gradativ von den Thieren unterſchiedenen, Stelle, welche Gall dem pſychiſchen Menſchen in der Reihe der Organiſationen anweiſet, ungeachtet er alle Kraftäuſſerungen des geiſtigen Menſchen in das Gebiete der Sinnlichkeit herniederzieht, und durch die Materie ausſchließlich bedingt ſeyn läßt; will er doch der menſchlichen Freyheit nirgends zu nahe getreten ſeyn, und ſich mit einer Anzahl ſpitzfündig ausgeſonnener Scheingründe gegen die Anſchuldigung des Materialismus verwahren. Indem er die Velleität dem Willen gegenüberſtellt, und den letzteren erſt dadurch begründet werden läßt, daß die an

---

*) Nach der Leseart ἴσαι καθαρμος für εἰσω.

Zahl oder Intenſität ſchwächeren Motive durch mächtigere verdrängt oder überwältiget werden, räumt er dem Menſchen den Vorzug ein, daß ihm die meiſten und ſtärkſten Motive in Vergleichung mit den Thieren zu Gebote ſtehen; ſo daß alſo die Willensfreyheit des Menſchen nichts anderes wäre, als die Fähigkeit, dieſen oder jenen materiell bedingten phyſiſchen Antrieb durch andere extenſiv oder intenſiv ſtärkere phyſiſche Triebe oder Motive nach einem gewiſſen (mechaniſchen) Uebergewichte beſchränkt werden zu laſſen. — Läßt ſich ein (man verzeihe mir die Härte dieſes Ausdruckes) roherer Materialismus denken? Zum Glücke ſind in dieſen materialiſtiſchen Aeuſſerungen ſelbſt wieder Belege gegen die Richtigkeit einer ſolchen Anſicht enthalten. Denn, im Falle dieſelbe gegründet wäre, was anders könnte wohl die Oberhand des einen Motivs über die anderen veranlaſſen, als eine Entelechie, ein innerer letzterer Beſtimmungsgrund, eine Spontaneität, der zur Vernunftfreyheit nichts, als der Akt des Denkens (eine unläugbare Handlung des ſeiner ſich bewußten Menſchen) abgeht? Gall gerieth daher hier unwillkührlich auf dieſelbe Klippe, an der jede materialiſtiſche Anſicht ſcheitern muß.

Anſtatt den blos dynamiſchen Gegenſatz des menſchlichen Erkenntniß- und Begehrungs-Vermögens durch eine ſorgfältige, logiſch richtige, Bezeichnung der einzelnen wichtigſten Aeuſſerungen der Seele anzudeuten, und in der ſpeziellen Organenlehre durchzuführen, kettete Gall, ohne Rückſicht auf das genaue Wechſelverhältniß jener Vermögen zu nehmen, dieſelben an ſchlechthin verſchiedene materielle Bedingungen an, wie uns ſchon ein flüchtiger Blick auf die einzelnen Organe zeigt; ferner zerſtückelte er die allgemeinen Akte des Senſoriums auf's widernatürlichſte, namentlich das Auffaſſungsvermögen, das Gedächtniß, die Urtheilskraft, die plaſtiſche Phantaſie, Akte, welche vermöge der Verſchiedenheit der Objekte oder Materialien, welche ſich ihnen darbieten, und die ſie zu bearbeiten haben, zwar allerdings eine verſchiedene Modifikation erleiden werden, ohne jedoch als völlig ſpezielle, bis auf einen gewiſſen Grad unabhängige Aeuſſerungen, bedingt zu werden. Man erwäge nur die unbezweifelte Thatſache, daß z. B. das Gedächtniß durch Krankheiten oder andere Zufälle ſich zuweilen völlig, und nicht blos in Beziehung auf einzelne Gegenſtände, wie z. B. Worte, Perſonen, Farbe, Muſik, u. ſ. w. verliert, während die Urtheilskraft noch ohne ſtarke Beeinträchtigung beſtehen kann. Eben ſo kann die Urtheilskraft und die Phantaſie auf einmal völlig, und gleichfalls nicht blos in Anſehung einzelner Objekte zerſtört werden; welches wohl nicht der Fall ſeyn würde, wenn die Gall'ſche Pſychologie gegründet wäre.

Auf den Perceptionsakt der Peripherie des Nerven-Syſtems hat Gall meines Erachtens zu wenig Rückſicht genommen, wiewohl dieſer in vielen Fällen eine beynahe gleiche Dignität mit den Organen des Gehirns für den Anthropologen behaupten dürfte. Namentlich ſcheinen in gewiſſen Geflechten des Unterleibs ähnliche Heerde für ſinnliche Anſchauungen ſtatt zu finden, wie in dem allgemeinen Senſorium. So könnte man vielleicht in den Nerven-Geflechten des Abdomen's eben ſo leicht Organe der Circumſpektion oder Schwenloſität darſtellen, als in dem Gehirne. Eine Berückſichtigung einiger der auffallendſten, von glaubwürdigen Aerzten beſtätigten Aeuſſerungen des ſenſoriellen Syſtems bey Anwendung des thieriſchen Magnetismus (über welchen Gall offenbar zu unbedingt und ohne geziemende Gründe abſpricht,) müßte dieſe Behauptung noch in ein helleres Licht ſetzen.

Ueber Gall's Anſicht von den Gemüthskrankheiten und Verrückungen, bey welchen er beſonders das ſo äuſſerſt wichtige Moment der Excentricität des Selbſtbewußtſeyns nicht gehörig würdiget, über die Bezeichnung einzelner Organe, bey denen er allzu konkrete, erſt durch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe und durch die Kultur bedingte, Handlungen und Anſchauungen des Menſchen zum Grunde legt, ſo wie auch über einige andere Punkte der ſpeziellen Organenlehre, werde ich in der Folge meine Zweifel in dieſem Blatte niederlegen.

Dieſen Aufſatz ſchlieſſe ich mit der Bemerkung, daß, ſoferne dasjenige, was ich in demſelben über den empiriſchen und philoſophiſchen Gehalt der Gall'ſchen Doktrin andeutete, Realität hat, dieſe Lehre einem Gebäude gleicht, in deſſen mittlerem Stockwerke es ſich ganz gut wohnen lieſſe, wenn es nur dem Hauſe nicht an dem Grundſtocke und Dachwerke völlig gebräche.

L. St.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, 1 Februar.

In ſeiner Art merkwürdig, oft aber auch empörend iſt's, die Manier gewiſſer, beſonders engliſcher, Zeitungsſchreiber zu beobachten, womit ſie die Begebenheiten des feſten Landes in dem Geiſt ihrer Regierung darſtellen, und um dies, mit Abweichung von der Wahrheit, zu können, durch ſchief geſtellte oder ganz erdichtete Thatſachen den Geſichtspunkt derſelben verrücken. Halbunterrichtete oder übelwollende hieſige Korreſpondenten liefern ihnen hiezu die verdächtigen Materialien, und überlaſſen es ihnen, ſie, mit eigener gehäſſiger Kunſt ausſtaffirt, der Welt zu erzählen, um wo möglich Mistrauen, Verwirrung, Druck, Verfolgung zu vermehren. Was haben z. B. die engliſchen Blätter, ſeit der Beſetzung Hamburgs mit franzöſiſchen Truppen, nicht alles gefabelt! Keine Barbarey war wild, kein Druck grauſam, keine perſönliche Begegnung der achtungswürdigſten hieſigen Staatsmänner böotiſch genug, welche ſie nicht den franzöſiſchen obern Militärbehörden andichteten, die ſie als Halbwilde ſchilderten, von welchen Alle die bitterſten Kränkungen erdulden müßten, da doch — abgeſehen von dem Druck der Umſtände — man ſich hier keineswegs über ſie zu beklagen hat. Mit Urbanität und offnem Zutrauen kommen ſie den mit ihnen verhandelnden Behörden entgegen, helfen den bey ihnen angebrachten Beſchwerden der Individuen ſogleich ab, mildern, ſo viel ſie dürfen, Maasregeln, die freylich an ſich ſelbſt und mit dieſer Milderung immer noch drückend genug ſind. — In eben dieſem auf Unruhe und Verderben gemünzten Geiſt und Tone tragen mehrere der neueſten engliſchen Blätter die ihnen zugetragene Erzählung von der Audienz unſerer fünf Deputirten bey dem Kaiſer und König Napoleon in Poſen vor. Es konnte bey dem geſpannten Verlangen unſeres Publikums auf den Ausgang dieſer für uns ſo wichtigen Unterredung nicht anders ſeyn, als daß manches aus dem von den Deputirten an verſchiedene Stadtbehörden erſtatteten Bericht verlautete; und eben ſo natürlich war es, daß dieſe Privat-Aeuſſerungen Einzelner das Schickſal aller von Mund zu Mund gehenden Traditionen hatten, mit Zuſätzen, fremden Wendungen der Worte u. dgl. entſtellt zu werden. Da fanden denn die engliſchen Folliculaires und ihre Helfershelfer freyes Feld genug zu ihrem Bedarf, mit wenigen aus dem Zuſammenhang geriſſnen Worten und Sätzen, und mit Verdrehungen und untergeſchobenen Unwahrheiten, den Charakter dieſer merkwürdigen dreyviertelſtündigen Unterredung, in einer halben Seitenſpalte vorgetragen, nach ihren mehr als verdächtigen Abſichten zu modeln und zu entſtellen. — Die Aeuſſerungen des Kaiſers und der

Hamburgiſchen Deputirten waren gegenſeitig offen, ungezwungen, freymüthig über Handelsverhältniſſe überhaupt und über das äußre Verhältniß und die innre bedenkliche Lage Hamburgs insbeſondere bey den von Ihm genommenen ſchwer auf uns laſtenden Maasregeln wegen des engliſchen Eigenthums. Freylich zeigte der Kaiſer ſeinen feſten Willen und Entſchluß, dieſe Maasregeln fortzuſetzen, bis England williger ſich zeige zum Frieden und gemäßigter in der Herrſchaft über die Meere; — aber der verachtende, niedertretende Stolz, die Furcht und Schrecken einjagende, Ohr und Herz verſchließende Heftigkeit, womit der große Mann die Deputirten auch perſönlich behandelt und ſie ſo entlaſſen haben ſoll, ſind hämiſche Erfindungen und Zuſätze beſoldeter Journaliſten. Am Schluß dieſer Unterredung gab Er ſelbſt noch Hoffnung zur möglichſten Schonung des Privateigenthums — die durch das, was ſeither und bis zu dieſem Augenblick an der Ausführung der bekannten Maasregeln geſchehen iſt, auch nicht getäuſcht ward — indem Er den Deputirten erlaubte, in einem dem Herzog von Benevent zu übergebenden Memoire ihre Gründe noch weiter auseinander zu ſetzen, um den Gegenſtand ihrer Miſſion der fernern Erwägung zu unterwerfen.

Wenn doch überhaupt die Verfaſſer politiſcher Tageblätter von Anſehen und Glauben beym Publikum es recht tief empfänden, welch einen unmittelbaren Einfluß ſie auf den Geiſt der Zeit, auf die Lenkung der öffentlichen Meynung, und dadurch manchmal auf das Schickſal ganzer Länder oder Städte haben! Wahrlich, ſie würden bey ihren Mittheilungen verſtändiger, vorſichtiger verfahren; mit leichtſinnig hingeworfenen Uebertreibungen, dummen Gerüchten, zweifelhaften oder ſichtlich falſchen Nachrichten und ihnen angehängten geheimen Winken und Deutungen die furchtſamen Gemüther nicht beunruhigen, und oft in dem Moment der für das Ganze wiederkehrenden Hoffnung mit einem unbeſonnenen Federſtrich, gleich dem aus lichtem Gewölk urplötzlich herabfahrenden Wetterſtrahl, ſie aufs neue erſchrecken und verderben.

Paris.

Der Krieg, der unſerm deutſchen Vaterlande ſo manche tiefe Wunde geſchlagen hat, zeigt ſich in ſeinen nachtheiligen Folgen auch in dieſer Hauptſtadt; es liegt in der Natur der Dinge, daß die Abweſenheit des Hofs, der Garniſon und einer großen Menge von bedeutenden Perſonen, welche der Armee gefolgt ſind, auf die Quellen des Erwerb's ihrer Bürger einen nachtheiligen Einfluß haben muß; was aber dieſen noch weit bedeutender macht, und in der Wagſchale des öffentlichen Wohls noch ſtärker drückt, iſt die Abweſenheit der vielen Fremden, deren Gegenwart am meiſten dazu beyträgt, Paris zu beleben und zu bereichern. Seitdem ich dieſe Stadt kenne, das heißt, ſeit ſechs Jahren, habe ich ſie nie ſo todt geſehen, und Perſonen, welche weit länger mit ihr bekannt ſind, verſichern, daß in keinem Zeitpunkt ihres hieſigen Aufenthalts ſo viele Wohnungen und Kramladen zum vermiethen ausgeboten worden ſeyen, als jezt. Der Kaufmann klagt über geringen Abſatz, und mancher verkauft wohlfeiler, zuweilen wohl gar mit Schaden; man hört deshalb häufig den Wunſch nach Frieden äuſſern; aber man erwartet ihn mit Ruhe, ohne vorlaute Anmerkungen über die Ausſicht eines verlängerten Kriegs und mit der allgemeinen Hoffnung, der Kaiſer werde denſelben auf eine Art endigen, daß er nicht ſo bald wieder zu den Waffen greifen dürfe. Es wäre wohl möglich, daß die Pariſer in den Erwartungen, welche ſie auf die Wiederherſtellung der politiſchen Ruhe in Europa gründen, getäuſcht würden; ſie glauben nämlich, daß dieſe die Fremden eben ſo häufig, wie in frühern Zeiten, herbeyführen werde, und berechnen dabey nicht, wie vielen Wohlſtand die leztern Kriege überall zerſtört haben, und wie ſehr dadurch die Zahl der Reiſenden nothwendig vermindert werden muß, ſo daß unter keiner Bedingung ein bedeutendes Zuſtrömen von Ausländern, vor einer langen Reihe von Jahren, zu erwarten iſt. Inzwiſchen wurde doch der Aufenthalt hier nicht wohlfeiler; nur die Hausmiethen und appartemens garnis ſind im Preiſe heruntergekommen, nicht ſo die Lebensmittel; die Arbeitsleute und Handwerker haben vielmehr ihre Arbeiten geſteigert. Dieſe doppelte Erſcheinung erklärt ſich aus der Größe der impôts directs, welche nicht bedeutend verringert werden können, ſo lange der Seekrieg den Handel lähmt, und aus dem höhern Arbeitslohn, der eine natürliche Folge der ſtarken Aushebungen für die Armeen und der dadurch ſeltenern Arme für die Werkſtätten iſt. Es iſt beſonders eine Waare, welche in den leztern Jahren auſſerordentlich geſteigert wurde, und dieſe Waare, — ich nenne ſie ſo, weil der Gegenſtand, von dem ich ſpreche, nun einmal für eine baare Summe erkauft wird, — betrifft die Remplaçants für die Konſcribirten. Vor mehreren Jahren war es eine leichte Sache, hier einen Stellvertreter für fünfzig Louisd'or anzuwerben, und noch im verfloſſenen Jahr konnte man einen finden, der für dreytauſend Franken eintrat; allein jezt iſt's überhaupt ſchwerer geworden, welche zu bekommen, und wenn man einen findet, der für einen andern, den das Loos traf, einſtehen will, ſo läßt ſich dieſer mit fünf, ſechs und mehr tauſend Franken bezahlen, und verbindet damit öfters noch andere koſtſpielige Bedingungen. In den Departements iſt, wie natürlich, daſſelbe Verhältniß eingetreten; auch dort nimmt kein Remplaçant weniger als drey- und viertauſend Livres. Da dieſelben ſehr geſucht werden, ſo gehört es natürlich zu den ſeltenern Erſcheinungen, daß Perſonen ſich von ſelbſt anbieten, für andere einzuſtehen. Inzwiſchen war doch in den petites affiches kürzlich eine Anzeige eingerückt, wodurch ſich ein Mann anbot, für einen, den das Loos getroffen haben würde, zu marſchiren, und welche durch den Nachſatz eine ſehr komiſche Schlußfolge bildet. Hier iſt ſie wörtlich überſezt: „Ein Mann von 27 Jahren, ſtark und von guter Geſundheit, 5 Fuß, 4 Zoll groß, von guten Sitten, und mit einem gehörigen Abſchied verſehen, erbietet ſich, ſtatt eines Konſcribirten, der ſich loszumachen wünſcht, zu der Armee zu gehen; allein er benachrichtigt, daß, da die Rechtſchaffenheit und Ehre ihn beſtimmen, dieſen Entſchluß zu faſſen, er keinen Vertrag ſchließen wird, als inſofern man die Hälfte der verabredeten Summe ihm baar entrichtet.“

Eine Art von neuen Spekulationen hat jedoch der Krieg erzeugt, und dieſe beſteht in einem ſehr ausgedehnten und vervielfältigten Handel mit den Bulletins, welche die Regierung von den Armeen bekannt machen läßt. Gleich nachdem ſie im Moniteur erſchienen ſind, werden tauſende von Exemplaren nachgedruckt und unter eine Menge von Colporteurs ausgetheilt, welche ſie dann in allen Straſſen ausrufen; — Nichts bietet mehr Stoff zum Lachen dar, als die Art, wie ſie den Inhalt ihres halben Bogens angeben, und wie die deutſchen und polniſchen Namen von ihnen verkezert werden; in ihrem Munde iſt jedes Gefecht ein entſcheidendes Treffen, und die Beſezung von dem unbedeutendſten Ort une entrée triomphante. Den meiſten wird ihre Lektion von dem Drucker gemacht; denn viele können nicht leſen, und ſie iſt, wie es ſich leicht erräth, darauf berechnet, die Neugier zu reizen, ein Endzweck, der ſelten verfehlt wird, denn gewöhnlich geht die Waare häufig ab; — aber es gibt zugleich auch keine, welche ſo ſchnell in einem ſo großen Verhältniß ſinkt; denn daſſelbe Bulletin, das zwiſchen 9 und 12 Uhr des Morgens um zwey Sols verkauft wird, wird nach dieſer Zeit um einen Sol ausgeboten. Man kann auch dieſen Sol erſparen; denn in den folgenden Tagen werden immer die Amtsberichte von Seiten der Polizey öffentlich in den meiſten Straſſen angeheftet.

Nro. 47.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 24. Februar, 1807.

Noch viel Verdienſt iſt übrig. Auf! Hab' es nur!

Klopſtock.

Warnungen vor dem Zufalle, bey einer Partie quarrée de Mme. de Bouillon.

Der gröſste Würgengel der Erde iſt der Zufall (z. B. als Giftmiſcher und Mordbrenner); ſeine Räubereyen ſind allezeit gröſser als ſeine Geſchenke; denn aus dem Glücksrade und auf der Spielkarte kann auch bey gleicher Zahl der Treffer und Nieten kein Glück gewonnen werden, das dem Looſe des Selbſtmords gleich wöge, das ſo oft aus beiden gezogen wurde; und keine Entzückung iſt ſo groſs und ſo dauerhaft als das Verzweifeln, das lange in die ſchwarze Tiefe ſtarrt und ſtürzt, indeſs jene nur auch tödtet, aber zu ſchnell.

Die Wiſſenſchaft allein wird im Miſſiſſippi-Handel des Zufalls nur reich, nie arm; — die Nächte deſſelben werden zuerſt von ſeinen Kometen erhellet, welche dann die ordentliche Tagsſonne entzünden und ernähren.

Vor dem Zufalle kann man aber nicht anders warnen, als dadurch, daſs man ihn benennt und tauft; der Name verſchlieſst, als ein Steckbrief, dieſem gröſsten, freyſten, ſtillſten Dieb die Laufbahn.

Freylich iſt auch dieſs wieder ein Zufalls-Stück, daſs ein Schreiber auf ſolche Gelegenheits-Gedichte oder Caſual-Predigten geräth, und dann gar der Leſer des Schreibers.

Man nehme an, ich erzählte und erdichtete von einer ſogenannten partie quarrée de Mme. de Bouillon, (welche bekanntlich aus Einer Dame und drey Herren * gleichſam aus drey Männern im ſchönſten Feuer, und Einem da waltenden Engel beſteht), daſs die Partie Abends ſoupirt hätte ſogleich nach Mitternacht — und zwar von Gerichten und Zuthaten, wie ohne Schaden auf allen Tafeln vorkommen — daſs ferner gleichwohl die Dame ſtockblind aufgeſtanden — daſs der Italiäner wahnſinnig — daſs der Franzoſe blutdurſtig und wahnſinnig zugleich geworden wäre — und das Schoſsſchwein des letztern, das er mitgebracht, noch in der Nachmitternacht den Geiſt aufgegeben hätte, den ein ſolches Thier kaum haben ſollen — — —;

Man ſetze, ich erzählte dieſe Schreckensſcene: ſie könnte würklich, was Gott verhüte, blos darum vorgefallen ſeyn, weil niemand in dieſem Morgenblatte hätte vorher leſen können, wie der Zufall die unſchuldigſten Simpla zu einer giftigen Henkers-Mahlzeit miſchen kann, ſobald Perſonen, die Abends ſoupiren, das nicht wiſſen, was jetzt folgt:

Die ſchöne Dame, welche im gedachten Abend- und Nacht-Zirkel ſo herrlich mit feuriger Zunge und mit noch feurigern Augen wie mit zwey Brennpunkten einer Ellipſe begeiſterte, wurde da blind, weil ſie vom

* Als Grund der Zahlen geben die Pariſer an, daſs zwey Herren und zwey Damen die Einheit des Intereſſe verdoppeln und beleidigen, und drey Damen und Ein Herr die noch höhere weibliche Schicklichkeit beleidigen, wenn auch nicht verdoppeln würden.

eau de Luce, womit ſie ſich zur Königin dieſes Balles zu ungeſtüm eingeſalbt hatte, mehrere Tropfen hatte in die Augen ſpritzen laſſen. Siehe Beckmanns Geſchichte der Erfindungen, Artikel Eau de Luce. Wenn demnach in der partie quarrée, gleichſam neben dem Lehr-, Wehr- und Nährſtand, jemand den vierten, den Regierſtand, vorſtellte: ſo könnte man noch die Lehre daraus ziehen, wie leicht man vom Wohlgeruchs- und Salbung-Oel erblinde.

Der Italiäner, ein mir unbekannter Staatsmann aus Neapel, war toll geworden, weil er in ſeinen welſchländiſchen Wein viel Salz geworfen hatte. Siehe Chiarugi in ſeinem Buche über den Wahnſinn ꝛc. S. 644, wo er Genuß von geſalznem Wein als Tollheits-Grund anführt.

Der Franzoſe hatte bey Tiſche zwar nur Brantwein getrunken, aber Schießpulver hineingeworfen, gleichſam um ſchon an der Tafel zu zeigen, wie er beyde Feuer — die Scheidungen auf naſſem und auf trocknem Wege — immer mit einander zu verbinden gedenke. Siehe aber das Journal Frankreich, worin fürchterliche Beyſpiele von Jakobinern ſtehen, die ſich mit dieſem eau de vie und poudre de mort zwar in Begeiſterung, aber nachher in blutdürſtigen Wahnſinn gebracht.

Das unbedeutende Schwein des Franzoſen verſchwindet gegen ſolche Geſellſchaft; indeß mag es vielleicht für Hauswirthe und Hirten nicht unangenehm ſeyn, es hier zu finden — wenn ſie es nicht vorher wußten — daß drey Pfefferkörner hinreichen, um ein fettes Thier zu vergiften, das ſonſt Spießglas und Schlangen nur mäſten. Siehe die bekannten Toxikologien. Uebrigens iſt der obige Franzoſe durch den Mathematiker Euler, und durch einen von der Frau de la Roche angeführten Lord, welche beyde mit Schoßſchweinen Geſellſchaften beſucht, wohl ganz über das Mitbringen eines ſolchen Satelliten entſchuldigt, ſobald nur der Satellit keine Aehnlichkeit mit ſeinem Herrn behauptet.

Ich hätte bey dieſer Vergiftungs-Partie noch mehr Unglück anſtiften, und auſſer dem Schwein auch deſſen Prinzipal und den Neapolitaner umbringen können, wenn ich für den einen einen Spieß von jenen Zug-Lerchen hätte braten laſſen, die einmal in Holland eine ganze Geſellſchaft vergifteten, (ſiehe Zimmermanns geographiſches Taſchenbuch von 1806) — und wenn ich den Italiäner ſo viel von dem Zucker, der nach Sander durch 36jähriges Liegen im Magazin giftartig geworden, hätte zu eſſen genöthigt, daß er ihm ſo ſchlecht bekommen wäre, wie einer Ente bloße fünf Quentchen. Sogar die gute erblindete Madame de Bouillon würde ein anderer, der mehr als ich ihren Magen zum Opfer ihrer Zunge hätte werden laſſen, noch veranlaßt haben, mehrere Blätter vom giftigen Kirſchlorbeer (er ſtand bey der Hand) in den Kaffee zu werfen, um ihn äußerſt ſchmackhaft zu machen. Aber ich glaube, für Einen Abend und Ein Abendmahl iſt es hier der Verwandlungen, der Gift-Hoſtien und der Leidensgeſchichten genug.

Doch vor Lerchen und vor Zucker braucht man nicht zu warnen, wenn nicht jeder Genieſſende ein mediziniſcher Polizeybeamte werden ſoll, der jeder ankommenden Freude erſt Reiſepaß und Geburtsbrief abverlangt, eh' er ſie einläßt. Auch wagen ſoll der Menſch und kühn ſeyn, um frey zu ſeyn. Legen wir doch jeden Abend den Kopf ruhig auf das Kiſſen, unwiſſend und unbekümmert zugleich über die Eisfelder und Schlachtfelder, auf denen uns der nächſte Traum ausſetzt und umhertreibt, in deſſen dunkler Marter-Kammer uns keine Freyheit, kein Licht und kein Freund beyſteht.

Nur vor noch einem Zufalle hab' ich zu warnen, nicht die gute Madame de Bouillon — die nun blind iſt, und folglich etwas Verbotenes ſo wenig leſen kann als etwas Erlaubtes — ſondern die Elternwelt. Es betrifft die geiſtigen Tollbeeren zuchtloſer Werke, welche ſo häufig mit ihren ſchönen Farben am Wege hängen, und von welchen die Zeitungen die Kinder, die keine leſen, ſo ſehr durch Beyſpiele von Opfern abſchrecken. Ein unbedeutendes Buch, in das ich leider des Titels wegen hineinſah, bringt mich auf die Warnung: „Langbeins humoriſtiſche Erzählungen." Humoriſtiſch bedeutet darin ſo viel als Satyriſieren, in jenem Sinne wie es der alte herz-kraft- und ſprachreiche Fiſchart in ſeiner Ueberſetzung von Bodinus Dämonologie gebrauchte, nämlich als das Zeitwort von Satyriaſis. So ähnlich als das gemeine „Potztauſend" dem „Gott Zebaoth" iſt, aus dem es zuſammengeſchmolzen ſeyn ſoll, ſo ähnlich iſt die Zuchtloſigkeit dieſes und anderer deutſcher Spaßwerke dem Humor.

Redliche Männer wollen unheiligſte Schriften, wie die erſten Chriſten die heiligen, verborgen und unbekannt gehalten wiſſen; — andern dünkt gerade das kühne Wiederſpiel heilſamer, und ſie rufen ſolche Kothſtädtereien *) warnend aus. Ich bin von der zweyten Partey. Sogar die Verfaſſer ſelber rathen mitten oder hinten im Buche dem Leſer das Leſen deſſelben ab, ſo wie die Warnungstafeln vor dem Selbſtſchuß jeden, der hineintritt um ſie zu leſen, vor dem Selbſterſchieſſen nicht nur mit deutlichen Worten, ſondern auch mit dem losgehenden Schuſſe ſelber warnen. Wenn ihr den reinen ſcheuen Seelen die ſchmutzigen Fang-Gruben der Phantaſie ſicht-

*) von Lutetia Kothſtadt, nach Analogie von Kleinſtädterei.

bar genug abſteckt: ſo wendet ihr den unwillkührlichen geiſtigen Selbſtmord ab; denn der Reine wird nicht abſichtlich ins Unreine treten. In jeder Leſebibliothek ſollte das Namenregiſter der Schreiber, die am geiſtigen Miſerere oder Ileus krank ſitzen, und die Schmutztitel ſolcher ſich ſelber verbietender Werke aufgehangen ſeyn; ſogar im Verzeichnis des Verleihers ſollte die Zenſur auf folgendem Nachtrag oder Nachartikel beſtehen: kurzes Verzeichnis oder Rudel von Hetären-Leſebüchern.

Nicht blos die noch weiß gefiederte Pſyche würde dann hoch darüber wegfliegen; auch ſogar eine mehr zum Wiedhopfe gewordne würde ſich bedenken, am hellen Tage und vor aller Augen in den Augias-Stall hineinzufliegen; Muſen-Hetären werden, wie die andern, nur im Dunkeln geſucht und alſo ſchwerer gefunden. Wer gleichwol (weniger um ein Herkules darin zu ſeyn, als ein Augias-Vieh) in dergleichen Oerter kröche: dem wär es gern verſtattet; was hätte denn dieſer noch zu verlieren, oder wir an ihm?

Jean Paul Fr. Richter.

Der Britte und Indier am Niagara.

Eine Fabel.

Wo vom Gebirg' und ſchroffen Felsgeklüfte
Der Niagaraſtrom durch die erſchrocknen Lüfte
Mit Donnerſturm hernieder ſchäumt und ſtäubt,
Und ſein Getös die Völker rings betäubt —
Hier ſtand ein Meer durchſpähender Britte,
Und ſah des Stromes Sturz tiefſinnend an;
Da trat zu ihm aus ſeiner Hütte
Ein Indier, und ſprach: Willkommen, weiſſer Mann!
O, laß auch mich die weiſen Lehren,
Die jetzt dein kluges Herz dir ſagt,
Ich bitte dich, von deinen Lippen hören!

Der Britte ſprach unwillig: Mir behagt
Nicht eures Stroms gewaltig Toben,
Das ihm die Bahn durch Felſen bricht.
Warum, anſtatt zerſtäubend hier von oben
Hinabzuſtürzen, ſchmiegt ſein ſtarrer Sinn ſich nicht
Vor dieſem Fels, und läßt zu ſeinen Füßen
Durchs ebne Thal ſein breites Waſſer fließen?
Dann prangten Schiff' in ſeiner ſtolzen Fluth,
Und brächten euch der Ferne Frucht und Gut.

„Doch, bätete auch dann, mein ſtolzer Britte,
In ſeinem Strom des Landes freyer Mann
Den großen Geiſt noch an?"
Erwiederte der Wild' und gieng in ſeine Hütte.

F. A. Krummacher.

Minona, ein unterhaltendes Leſebuch, für junge Mädchen von ſechs bis zwölf Jahren, zur Bildung ihrer Sitten, von Jakob Glaz. Frankfurt, bey Wilmans.

Ein lehrreiches, unterhaltendes Büchelchen, wie man es von Glaz gewohnt iſt, mit ſcharfen Lettern auf ſchönem Papier gedruckt, wie man es von Wilmans gewohnt iſt. Er druckt nicht leicht Makulatur; aber auch nichts, wie Makulatur. Keine Mutter wird es reuen, das Büchelchen zu kaufen, und es — nicht ihren 7jährigen Mädchen in die Hände zu geben, ſondern ihnen daraus zu erzählen. Nur müſſen es ſo keine derbe, mit der Welt unbekannte, Schweizermädchen ſeyn, wie ſie Lips auf dem Titelkupfer und der Titelvignette dargeſtellt hat. Dieſe Mädchen wiſſen von Eitelkeit und Lobſucht nichts, auch ſchwerlich etwas von Prozeſſen und Obligationen. Für ſie wär' eine Schrift im Geſchmack von „Lienhard und Gertrud" paſſender. Unſere deutſche Mädchen ſind aber auch nicht ſo; und darum iſt ihnen das Büchlein heilſam. Wenn ſie Eitelkeit und Lobſucht doch ſehen; ſo mag man ſie auch davor warnen. Sie blos in eine idealiſche Welt hineinzuführen, bildet nicht für die wirkliche Welt.

Rügen.

Was that ich meiner holden Freundin Leides? — Sie mutheten mir an, Chamiſſos und Varnhagens Muſenalmanach, Afſprungs Reime und H. Bertuchs Ephemeron für Lektüre und Theater, nicht nur zu leſen, ſondern auch Ihnen mein Urtheil kund zu thun. Noch Einmal: Was that ich Ihnen Leides? — allein die zweyte Juno wollt' es, und ich übernahm die herkuliſche Arbeit.

Der Beginn war Kinderſpiel. Ich las den Titel des Chamiſſo-Varnhagiſchen Almanachs, und fand die Jahrzahl 1806; ich ſchlug um bis zum letzten Blatte, und ſiehe! mich überraſchte die vortreffliche Selbſtrecenſion:

„Denn alle ſitzen um den ſüßen Brey,
„Und die noch nicht die Löffel können halten,
„Sie legen doch getroſt ihr täglich Ey."

Zu gleicher Zeit erinnert' ich mich des archilochiſchen Warners in der Bibliothek der ſchönen Redekünſte, und ſchob dieſen ganz neuen Almanach unſanft zurück. Für ganz neu muß er billig gelten, weil im alten Jahre denſelben niemand geleſen hat, als etwa hier und dort ein äſthetiſcher Scharfſchütze.

Afſprungs Reime (sic! — und von Rechts wegen) konnt' ich vor Schlafſucht nicht bis zum löblichen Ende leſen; doch wird Ihnen an der Strophe genügen:

Vor ſehr wenig Tagen nur
War ich fettes Porcus
Von der Heerd' des Epikur
Nahe ſchon bei'm Orkus.

Um nicht ungerecht zu ſcheinen, (vielleicht leſen and're fort, und bleiben wach), ſchreib ich Ihnen Eines ſeiner beſſern Sinngedichte, an Fräulein von X., ab:

Der Tulpe gleich biſt du die Wolluſt des Geſichts,
Und gleich der Tulpe biſt du weiter nichts.

Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Italiäniſchen hat er, aufrichtig, aber unklug, das Original beygeſetzt.

Der Ausdruck Ephemeron paßt vortrefflich für das Bertuchiſche Mach- und Achwerk; aber zur Lektüre taugt es nicht, für die Schaubühne noch weniger. Sein

Zauberſpiel: „Goldchen“ beweiſt, daß er im Erfinden und Dichten kein Hexenmeiſter iſt, und, wenn ſchon der Reichsbaron von Sternberg, als Zigeunerkönig, Ungeheuer, Todtengerippe, Rieſe, Zwerg und Schlange paradirt, dennoch kann er die Langeweile nicht wegzaubern.

Die Poſſe, der Pachter und ſeine Söhne, ſtimmte mich traurig, und über den reiſenden Hypochondriſten mußt' ich lachen. Was die Rhapſodien empfehlen kann, iſt höchſtens die Kürze. A.

Notiz.

In Leipzig ſtarb H. Profeſſor Carus, 36 Jahre alt, ein vortreflicher Philolog und Theolog, ein menſchenfreundlicher Rathgeber und Helfer, ein eifriger geliebter Lehrer, ein warmer Freund. „Leeres Herkommen und einengender gelehrter Zunftgeiſt — ſagt ein Schreiben aus Leipzig — verbitterten ihm oft das Leben. Die Theilnahme der Univerſität, ja der ganzen Stadt an ſeinem Verluſt iſt ausgezeichnet. Die Folgen ſeiner würdigen Thätigkeit bleiben, würken fort, und verbreiten Segen.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, 1 Febr.

In literariſcher Hinſicht haben wir gegenwärtig hier nichts, was von einiger Bedeutung wäre. Collins Bianca della Porta exiſtirt noch immer nur im Manuſcripte, und dürfte auch, da er ſeine Werke in Berlin verlegen läßt, wo jezt der Buchhandel merklich zu ſtocken ſcheint, noch nicht ſo bald erſcheinen. — Von den vorzüglicheren Kaufleuten iſt vor einiger Zeit ein Caſſino errichtet worden. Unter den Ehrenmitgliedern befinden ſich auch einige Gelehrte. — Literäriſches Intereſſe gewährt eine Geſellſchaft, die, größtentheils aus Kaufleuten beſtehend, ſich jeden Sonntag zu verſammeln, und Stücke aus den beſten deutſchen Dichtern zu deklamiren pflegt. Die Anzahl der Zuhörer und Zuhörerinnen iſt in der Regel beträchtlich. Unter den Deklamirenden zeichnen ſich vorzüglich die Herren Carl Thomann und Krippner, beyde Kaufleute, aus.

Paris.

(Fortſ.) Auch die Eitelkeit behauptet im Kriege, wie im Frieden, ihre Rechte, und wer mit Gegenſtänden handelt, welche ihr zur täglichen Befriedigung dienen, wird weniger über Mangel an Abnahme zu klagen haben, wenn auch ſchon dieſe dadurch bedeutend geſchmälert wird, daß die Induſtrie der öffentlichen Mädchen, aus den früher angeführten Gründen, brach liegt. Denn dieſe bildeten hier immer eine der bedeutendſten Klaſſen der Käufer, weil ſie gewöhnlich ihren ganzen Erwerb auf den Putz zu wenden pflegen, und mit eben der Leichtigkeit verſchwenden, mit der ſie gewinnen. Sollen elegante Damen in ihren Wünſchen befriedigt ſeyn, ſo müſſen ſie jezt einen Shawl von Cachemire und einen Schleyer von ächten Spitzen tragen, — in dieſen Gegenſtänden hat der Luxus in neuern Zeiten unendlich zugenommen; — vor einigen Jahren noch machte der hohe Preis der Cachemire, welche hier von 25 bis zu 100 Louisd'or verkauft werden, dieſelben ſehr ſelten, und an die Stelle der Schleyer von feinen Spitzen, welche nie weniger als 40 Louisd'or koſten, während man ſie zu ungeheuren Preiſen verfertigt, traten damals die Schleyer von Seiden-Spitzen, welche in England gemacht werden. Was zu jener Zeit eine Seltenheit war, hat die geſtiegene Prachtliebe unendlich vervielfältigt, und insbeſondere werden die Cachemire, ungeachtet ſolche nicht wohlfeiler geworden ſind, ſehr häufig getragen. Solche auffallende Beobachtungen können ſchlieſſen laſſen, was es hier koſtet, eine Frau, welche mit der Mode gleichen Schritt geben will, zu erhalten. Eine elegante Dame bedarf jährlich wenigſtens zwölf Hüte, vierzig Paar Schuhe und ſechszig Paar Handſchuhe. Man wird ſich nun nicht mehr verwundern, wenn bey den Heyrathen hier mehr als ſonſt irgendwo auf das Vermögen Rückſicht genommen wird. Wenn der Putz einer eiteln Frau hier unendlich viel koſtet, ſo tritt derſelbe auch bey der Einrichtung ihres Apartements ein; die vielen Gegenſtände in Bronze, die feinen Teppiche, die ungeheuren Spiegel, die glänzenden Vaſen von Porzellan, vertheuren jezt ein Ameublement ausnehmend; — aber nicht bloß, um zuſammenzuleben, werden große Summen erfordert, ſondern auch, wenn man aufgehört hat zu ſeyn, koſtet es viel, um den Verſtorbenen in ſeine lezte Stätte zu bringen. Nachdem in den glänzendſten Perioden der Revolution die Verſtorbenen mit den übrigen Thieren ungefähr gleicher Ehre genoſſen, mit der einzigen Ausnahme, daß man jene in ein beſonderes Loch, und nicht mit dieſen auf den Schindanger warf, werden ſie jezt, wo man ſich immer mehr den alten Gebräuchen zu nähern ſucht, häufig mit einem ſehr koſtſpieligen Gepränge beſtattet. Auſſer den Verwandten und Freunden, welche bey einem ſolchen Leichenbegängniß gegenwärtig ſind, wird noch eine große Anzahl armer Männer zuſammengebracht, welche in ſchwarzen Mänteln, die ihnen hernach überlaſſen werden, und mit Fackeln dem Leichenzuge folgen; — die Leiche wird dann gewöhnlich auf einem mit ſechs Pferden beſpannten Wagen gezogen, und die Kirche, in der ſie noch vor der Beerdigung eingeſegnet wird, durchaus mit ſchwarzem Tuche behangen. Vor einigen Jahren ward auf dieſe Weiſe die Frau des Banquiers Doyen begraben, und die Koſten betrugen dreißig tauſend Livres; — dieſe Beerdigung, welche beſonders glänzend war, darf nun freylich nicht zum Maasſtab dienen, um auf die Koſten anderer Leichenbegängniſſe zu ſchlieſſen, aber dennoch verurſachen dieſe häufig einen Aufwand von vier- bis fünftauſend Franken.

Ich habe oben von dem häufigen Tragen der Cachemire, und von ihren hohen Preiſen, geſprochen; — dieſe haben ſchon eine große Menge von Verſuchen veranlaßt, dieſelben in Frankreich nachzuahmen, und bis auf einen gewiſſen Grad iſts nicht ohne Erfolg geweſen. So wurden beſonders bey der lezten exposition de l'industrie française Zeuge, — bey Decretot fand man ſie am ſchönſten, — aufgewieſen, welche theils von Spaniſcher, theils von Vigogne-Wolle verfertigt waren, und an Zartheit und Feinheit den Cachemires wenig und vielleicht nichts nachgaben; allein die oſtindiſchen Einfaſſungen, beſonders die Palmen, wodurch die Cachemires vor allen Nachahmungen ſich auszeichnen, mangelten entweder ganz, oder waren nicht in erforderlicher Vollkommenheit nachgemacht. Dieſe, den Cachemires am meiſten ähnlichen, Zeuge, welche aus den franzöſiſchen Manufakturen kommen, ſind zum Theil auch noch immer theuer genug, und von manchen koſtet ein Shawl zwanzig Louisd'or und bis zu fünfhundert Franken. Lezterer war der Preis der von Decretot feil gebotenen.

Der Krieg hat noch einige Verſuche zu Spekulationen an das Licht gebracht, welche aber aus Mangel an Geſchmack und Erfindungsgabe ihre Urheber nicht bereichert haben können; ich meine damit eine Reihe von Karrikaturen, wozu der König und die Königin von Preuſſen, der Kaiſer Alexander u. ſ. w. den Stoff liefern mußten, welchen aller Witz fehlte, und die man häufig nicht ohne Eckel anſehen konnte. Sie waren aber auch in einigen Wochen alle aus den Buden der Bilder- und Kupferſtichhändler verſchwunden.

Nro. 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Februar, 1807.

Freundſchaft iſt ein Knotenſtock auf Reiſen,
Lieb' ein Stöckchen zum Spatzierengeh'n.

Aegyptiſche Hieroglyphen.

So lange die myſtiſchen Sphinxe uns noch mit dem Räthſel aller Räthſel, der ägyptiſchen Hieroglyphe, täuſchend hinhalten, und bey dem raſtlos forſchenden Zoega in Rom die Akten darüber noch nicht geſchloſſen ſind, verdient jeder nähere oder fernere Beytrag dazu Dank und Aufmunterung. Noch iſt nicht geſammelt genug. Wie wäre alſo an eine vollſtändige Entzifferung zu denken? Die Verdienſte, welche ſich die ägyptiſche Expedition der Franzoſen nach Ober-Aegypten unter Belliard, Deſaix und den übrigen Befehlshabern unter Bonaparte durch Denon und andere verſtändige Sammler auch um dieſen Theil des ägyptiſchen Alterthums erworben hat, ſind bekannt. Einzelne Beyträge dazu, die dieſer Expedition ihren Urſprung verdanken, erſcheinen noch immer von Zeit zu Zeit in Paris. Hieher gehört die im vorigen Winter erſchienene Abhandlung über den Ibis von Savigny, worin wenigſtens eine neue, wenn auch nicht ganz erwieſene, Muthmaßung über dieſe lebendige Thier-Hieroglyphe mit vielem Scharfſinn vorgetragen wurde, die wohl noch eine beſondere Prüfung verdiente. Einen höchſtmerkwürdigen Beytrag liefert auch der Arzt Pugnet in ſeinen ſchon 1802 erſchienenen Memoires sur les fièvres pestilentielles du Levant, avec un aperçu physique et medical du Sayd, wo er ſehr leicht überſehen werden könnte. Das Buch enthält überhaupt eine Menge auch den Nicht-Arzt intereſſirender Bemerkungen. Beſonders aber verdient die Beſchreibung eines Gemähldes Aufmerkſamkeit, welches der Verfaſſer in den Königsgräbern zu Bab-el-Meluk fand, und wovon dem Buche ſelbſt eine genaue Abbildung beygefügt iſt. Es ſind Adorationen mit myſtiſchen, übrigens ſehr handgreiflichen, Bezeichnungen des Fortpflanzungs-Geſchäfts und vielen, durch die vorgeſtellte Handlung ſelbſt leichter zu entziffernden, Hieroglyphen. Das merkwürdigſte iſt, daß man auch hier Gruppen von rothen und ſchwarzen Menſchen erblickt, wovon die rothen die vornehmen und gebietenden zu ſeyn ſcheinen, ſo daß die von Heeren in ſeinen Ideen über Politik und Verkehr der alten Welt (Th. II. S. 551. 2te Ausg.) aus den Seſoſtriſchen Sculpturen bey Denon ſehr wahrſcheinlich gemachte Hypotheſe vom Unterſchied der rothen ſiegenden und ſchwarzen beſiegten Einwohner von Aegypten durch dieß von Pugnet gegebene Hieroglyphen-Gemählde eine neue Stärke gewinnt.

Bekanntlich hat ſich in den neueſten Zeiten der gelehrte Schwede, Hr. von Palin, jetzt ſchwediſcher Geſandter in Conſtantinopel, ganz vorzüglich mit der Ausmittlung eines einfachen Schlüſſels für die Hieroglyphenſchrift theils in ſeinem Essai sur les hieroglyphes, theils in einem eigenen Werk über die berühmte, jetzt im brittiſchen Muſeum befindliche, triglottiſche Inſchrift von Roſette (Analyse de l'inscription en hieroglyphes du monument,

trouvé à Rosette. Dresden, Walther 1804. 175 S. in 4.) viel Mühe gegeben. Er nimmt, vom Zirkel und ſeinen Segmenten ausgehend, eine geometriſche Baſis dabey an. Die Sache verdient immer noch eine reifere Prüfung, als ihr der oft bloß referirende Lanjuinais im Magazin encyclopédique zukommen ließ. Es wird daher auch allen Liebhabern antiquariſcher Forſchungen der Art gewiß ſehr angenehm ſeyn zu erfahren, daß dieſer oben genannte ſchwediſche Staatsmann auch jetzt in Conſtantinopel, wo ſo manche einladende Veranlaßung mehr eintritt, ſeine Nebenſtunden dieſem Studium widmet. Auſſer einer ſchon faſt vollendeten Abhandlung, die den Titel führen wird: Introduction à l'étude des hieroglyphes egyptiens, précedée de recherches sur les symboles des peuples, worin der Verfaſſer Ueberſetzungen von allen hieroglyphiſchen Inſchriften zu geben gedenkt, die ſich in ſeinem Beſitz befinden, bereitet er auch ein Werk über die mit eingegrabenen Hieroglyphen in altägyptiſchen Symbolen verſehenen Edelſteine. Aber er hat noch einen andern Fund gethan, worüber er ſich in einem Brief vom 14 Sept. 1806 folgendermaßen erklärt:

„Es ſind gewiß noch wahre ägyptiſche Münzen aus der älteſten Pharaonenzeit vorhanden, ſo zuverſichtlich auch alle Numismatiker dieß läugnen. Ich beſitze davon eine beträchtliche Anzahl, an welchen ich freylich ſchon einige Monate geputzt und mit Scheidewaſſer geätzt habe, ohne ſie ganz rein zu bekommen. Aber ſo viel tritt heraus, daß ſie ganz mit Hieroglyphen bedeckt ſind, wie ich in meinen erſten Essais als Kennzeichen des Königstitels angegeben habe. Die älteſten davon ſind vertieft geprägt. Keine aber gleicht den andern gewöhnlichen Münzen. Drey Monate zweifelte ich, und glaubte noch immer, den in dieſer Sache längſt ausgeſprochenen Orakelſprüchen allein glauben zu müſſen. Aber auch der entſchiedenſte Unglaube mußte endlich ſchwankend werden. Ich bin entſchloſſen, dieſe Medaillen ſtechen zu laſſen, und werde Ihnen dann die Kupferſtiche ſchicken, wo Sie die Sache deutlicher ſehen werden, als in beyfolgendem Abdruck, der von 5 Münzen aufs Papier gemacht worden iſt. Wie ſehr wünſchte ich die im königlichen Medaillen-Cabinet zu Berlin befindliche und in den Nouveaux Memoires de Berlin vom Jahr 1774 und daraus in dem Journal Encyclopédique vom Jahr 1776, p. 218 bekannt gemachte, vorgeblich altägyptiſche Münze damit vergleichen zu können. Eigentlich iſt die Numismatik nicht meine Wiſſenſchaft. Allein ich bin ganz zufällig auf dieſe Entdeckung gekommen, da ich dieſe Münzen unter einer Menge Wuſt fand, den man aus Aegypten brachte. Ueberhaupt könnte ich wohl aus meiner Sammlung die ganze Suite der ägyptiſchen Münzen ſehr vermehren, da ich goldene Kaiſermünzen aus dieſem Lande, und zwar lange nach Achilleus, beſitze, die zu Syene und Ante geſchlagen worden.“

So weit unſer gelehrter Forſcher. Unter den Abdrücken, die dem Briefe beylagen, befanden ſich einige, die allerdings an die bekannten Thier-Symbole, den Habichts- und Hundekopf, erinnern. Mancher wird dieß freylich nur ein Spiel der Phantaſie und des Scheidewaſſers nennen. Allein auf jeden Fall verdient dieſe Entdeckung Aufmerkſamkeit und weitere Prüfung. B.

Briefe über den wiſſenſchaftlichen und literariſchen Zuſtand Frankreichs.

Fortſetzung des erſten Briefs (S. Morgenblatt Nro. 34.)

Der zweyte Theil der Analyſe der Arbeiten des Inſtituts, welcher die naturhiſtoriſchen Arbeiten betrifft, iſt vom H. Cuvier.

Das Inſtitut hat für drey verlorne Mitglieder drey andere gewählt. Statt des faſt nicht zu erſetzenden Gärtners Cels iſt der Sekretär der Pariſer Agrikulturgeſellſchaft, H. Sylveſtre, eingetreten, und der berühmte Naturhiſtoriker, H. Bosc, von dem Sie vielleicht die kleine Deterviliſche Ausgabe des Buffons geſehen haben, erſetzt Hrn. Gilbert, welcher ſich ehemals ſo ſehr um die Verbreitung der Schaafzucht verdient machte. Endlich hat H. Paliſſot de Beauvais, der lange Zeit die Küſten Afrikas bereiste, die Stelle des verſtorbenen Adamſons bekommen, von deſſen Leben ich Ihnen ſpäter Etwas ſagen muß. Sonderbar und doch lebenswerth iſt der Wettkampf um die vakanten Stellen des Inſtituts, die freylich nur 1500 Fr. jährlich eintragen, aber in allen Gegenſtänden des öffentlichen Unterrichts Einfluß verſchaffen können, dem Gouvernement näher bringen, vielen Arbeiten Gewicht geben, und eine Art Unſterblichkeit zuſichern.

Ich kann Sie nicht mit allen den Arbeiten unterhalten, die Paliſſot de Beauvais geliefert hat. Es ſind Floren, oder wenn Sie wollen, Blumenbeete von Oware und Benin, andere von Nordamerika, und endlich Arbeiten über die Cryptogamen, nämlich ſolche Pflanzen, deren Begattungsart und Befruchtung unſerem Auge verborgen ſind. Die Bemühung, ſie zu entdecken, ſcheint ſeit den Verſuchen unſers berühmten Landsmanns Hedwig keine Reſultate geliefert zu haben, auf die man dauernd rechnen könnte. Aber der menſchliche Geiſt übt ſich in Conjekturen, und ordnet nach allerley Weiſe, nachdem es ein Jeder ſieht. Die HH. de Candolle und Petit Thouars, die ſtarke Nebenbuhler des H. Paliſſot in dem Kampfe waren, haben bey der Gelegenheit viele Beweiſe eines ausgezeichneten Talents gegeben, und Erſterer zumal in ſehr jungen Jahren. Was ich von den vielen Arbeiten deſſelben ausheben zu müſſen glaube, betrifft den ſogenannten Brand im Getreide. Bekanntlich iſt dieſes Produkt eigentlich ein kleiner Schwamm, und man glaubte bisher, daß er ſich blos anſetze. H. de Candolle hegt aber die ſinnreiche und ſehr wahrſcheinliche Meynung, daß der Keim deſſelben durch die Wurzel mit den Nahrungsſtoffen eingeſogen werde, und ſich, ſo wie die Eingeweide-Würmer bey Menſchen und Thieren, welche man ebenfalls nicht auſſer ihnen antrifft, in denſelben entwickle. Er hat dieſer Schwämmchen mehr als hundert verſchiedene entdeckt, da man bis jetzt doch nur vierundzwanzig kannte. Vor kurzem lieferte Ebenderſelbe auch eine Flora von Frankreich, die, wenn Ihnen je die Luſt kommen ſollte, Botanik zu ſtudiren, vielleicht durch die Lamarkſche Methode das Auffinden der Pflanzennamen etwas erleichtert. — H. Petit Thouars, der 10 Jahre auf Isle Bourbon, Madagascar und Isle de France lebte, hat würklich viel über die dortige Vegetation, ſo wie über die

Art des Wachsthums, der Verbreitung und Phyſiologie der Pflanzen uberhaupt gearbeitet.

Was die Thierauatomie und Thiergeſchichte betrifft, ſo gibt es in der That wenige Männer in Europa, die, wie die HH. Tenon und Cuvier dieſes Feld mit glücklichern Erfolge zu bearbeiten verſtehen. H. Tenon, ein Greis, voll lebhaften Intereſſes für alles wichtige Neue, der unter den Arbeiten aus jüngern Jahren Alles hervorſucht, was er Nützliches findet, und neulich einen Band chirurgiſcher, medizinischer und anatomiſcher Entdeckungen und Erfahrungen herausgab, hat einen großen Theil ſeines Lebens auf die Unterſuchung der Geſchichte der Entwicklung der Zähne bey den Pferden verwandt, und liefert eine in ihrer Art meiſterhafte Arbeit, die nicht nur, weil die Natur ſo viel Analoges darbietet, viel über die Theorie des Zahnens überhaupt aufklärt, ſondern auch für die Viebarzneykunde vom größten Nutzen iſt.

Der treſliche Cuvier ſetzt ſeine Unterſuchung über die Thiere, welche durch die Erdrevolutionen ſcheinen zerſtört worden zu ſeyn, fort. Er hat ihrer noch fünf in dieſem Semeſter beſchrieben. Die Knochen des erſtern kannte man ſchon ſeit ſehr langer Zeit; ſie finden ſich längs verſchiedener Flüße Nordamerikas, wo man ihnen ſehr uneigentlich den Namen Mammeuth gab, der ausſchließlich dem foßilen Elephanten, welcher ſich in Siberien ſo häufig findet, zukömmt. Die vier übrigen derſelben Gattung waren bis jetzt unbekannt. Zwey davon finden ſich in Europa, und die andern im mittäglichen Amerika.

Die gewöhnlichen Charaktere dieſer fünf Thiere waren Hauer und ein Rüſſel wie beym Elephanten, und ihre Kinnladen ſind mit Paarweis liegenden koniſchen Spitzen beſetzt. Der generiſche Name Mastodonte oder Animaux à dents mammelonnés, welchen H. Cuvier ihnen beylegt, drückt letztern Charakter treffend aus.

Die Arbeiten dieſes Naturforſchers über die häufig in den bey Paris befindlichen Gipsbrüchen vorkommenden foßilen Knochen ſind durch die neuliche Entdeckung eines faſt ganz vollſtändigen Skeletts zu Montmartre gekrönt worden. Das Thier gehört zu einer von den eilf Species, deren Originale jetzt fehlen, allein von Cuvier gleichſam reſtaurirt ſind. Es befinden ſich bey demſelben die Knochen noch in ihrer natürlichen Verbindung, und was man bis jetzt von den iſolirt gefundenen Knochen nur muthmaßte, iſt jetzt unumſtößlich beſtätigt worden.

H. Vauquelin hat ein Silbererz aus dem berühmten Bergwerke Guadalcanal in Eſtramadura unterſucht, und darin Platina entdeckt, die man bisher nur in Peru fand. Sie iſt mit vielen Subſtanzen vermengt, macht aber den zehnten Theil aus. Derſelbe treffliche Chemiker unterſuchte auch verſchiedene Eiſenproben aus mehrern Gegenden Frankreichs, um zu erfahren, woher wohl die ſo mannigfaltige Verſchiedenheit der Güte dieſes Metalls rühre. Er ſchreibt ſeine ſchlechten Eigenſchaften, wie z. B. das Zerſpringen in Kälte und Wärme u. ſ. w. der Beymiſchung von Phosphor, Braunſtein und Chromium zu, und räth daher, es beſonders von dieſen Stoffen zu reinigen. Die Schlacken gleichen den Aerolithen, oder vom Himmel gefallenen Steinen, ſehr, nur enthalten ſie keinen Nickel. Sollten etwa die Beſtandtheile dieſer letztern ſich in der Luft ſublimiren, und daſelbſt einen Zuſatz von Nickel erhalten? Allein, wie könnten ſich ſo große Maſſen in der Atmosphäre zuſammenhäufen? Uebrigens beſchäftigte die Unterſuchung verſchiedener künſtlichen und natürlichen Eiſenſubſtanzen mehrere Chemiker und Mineralogen, zumal die HH. Descotils. H. Lelievre hat mehrere neue Species von verſchiedenen Eiſenverbindungen entdeckt; endlich theilten auch noch viele andere Chemiker als die HH. Sequin und Thenard dem Inſtitute Abhandlungen mit, letzterer z. B. über das ſalpeterſaure Aether. Was H. Thenard arbeitet, zeichnet ſich eben ſo, wie die Arbeiten des H. Vauquelin, durch auſſerordentliche Solidität, Genauigkeit, und durch Scharfſinn in der Behandlung der Analyſe aus.

Graf Rumford fährt fort, ſich mit der Theorie der Wärme zu beſchäftigen, und iſt zumal in der Anwendung phyſiſcher Grundſätze in der Oekonomie glücklich. So hat er z. B. eine Quantität Seife durch ſtark erhitzte Dämpfe, die er in eine Miſchung von Lauge bringt, in 6 Stunden gekocht, wozu auf dem gewöhnlichen Wege 60 erfordert wurden.

Ich muß noch erwähnen, wie oft der Name des ſo berühmten Humboldts in allen Theilen der Naturgeſchichte vorkommt; ſeine Arbeiten müſſen in Deutſchland hinlänglich verbreitet ſeyn.

Geſpräch zweyer Araber.

(a. d. encycl. Ueberſicht der Wiſſenſchaften des Orients.)

Beſchir. Wo war Gott, ehe er die Welt erſchaffen hat?

Schadan. Wo bezeichnet einen Ort, Gott aber wird von keinem Ort enthalten; es iſt alſo überflüßig zu fragen, wo Gott geweſen ſey.

Beſchir. Warum hat Gott die Welt erſchaffen?

Schadan. Gottes Handlungsweiſe iſt weit über alle Attribute des wie und warum erhaben. Er hat ohne Mittel und Urſache, blos durch die Allkraft ſeines Willens, die in ſeiner Erkenntniß enthaltenen Dinge hervorgebracht.

Ich wünſchte, der Araber hätte auch folgende Frage eines dreyjährigen Knaben beantwortet:

Was that denn Gott, ehe er die Welt erſchuf?

— a —

Gloſſen über einige Gegenden und Städte des nördlichen Deutſchlands. 1806. 8. 164 Seiten.

Der Verfaſſer dieſes Büchleins theilt hier Bemerkungen über eine kleine Sommerreiſe mit, auf welcher er Potsdam, Berlin, Hamburg, Lübek, Travemünde, Lüneburg, Braunſchweig und Leipzig berührte. Seine Bemerkungen ſind aber nichts weniger als alltägliche topographiſche, ſtatiſtiſche oder ſonſtige Reiſe-Notizen, zu denen ihm dieſe hundertmal beſchriebenen Städte in der That auch einen ſehr kargen Stoff geboten haben würden: ſondern er braucht dieſe Wanderungen nur zum Faden, an den er manche ſehr treffende, witzige Aeuſſerungen anreiht, wie Ort und Zeit ſie gerade in ihm rege machten. Merkwürdig wird es für manchen Leſer ſeyn, daß der Verfaſſer, der einen Theil der Preuſſiſchen Staaten kurz vor Ausbruch des jetzigen Krieges durchreiſ'te, hie und da als ein ſehr glücklicher Prophet erſcheint. Die launige Schilderung einer Szene im Berliniſchen Schauſpielhauſe, wie auch die des Eindrucks, den Hamburg auf ihn gemacht hat, dürften übrigens die beluſtigendſten Stücke in dieſem Büchlein ſeyn.

Wer der Verfaſſer deſſelben aber ſey, fragen Sie mich, meine verehrten Leſer? Wiewohl er ſich nirgends genannt hat, ſo werden Sie doch ſchon auf der erſten Seite an der Kürze, Präziſion und Leichtigkeit des Styls einen Ihrer Lieblings-Schriftſteller erkennen. K.

Notizen.

Eine wichtige Erſcheinung iſt die Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti, von Friedrich Leopold Grafen zu Stollberg. Erſter Theil. Hamburg, bey Perthes. 1806. 8. Das Buch enthält den Glauben der Vorwelt bis auf Moſes. Die Uebereinſtimmung der Nationen iſt aus den Reſten der Sagen gelehrt, unterſucht und erwieſen. „Leſer!“ ſchließt die Anzeige: „Biſt du ein Rohr, umgetrieben von der gelehrten Windmacherey unſrer Zeitſchriften, ſiehe doch einmal dieſen Fels, ob er nicht Grund hat in den Bedürfniſſen der Menſchheit und in der Liebe der Gottheit. Der du das Chriſtenthum (leicht möglich) nicht kennſt, (man findet es ſelten in der Chriſtenheit, es fehlt unter den Schriftgelehrten), ſiehe, das iſts, wie die Väter es gefühlt, wie es mächtig iſt in den ſtillen kindlichen Seelen (ſollten ſie übrigens auch Grotius, Newton, Haller rc. heißen!). Der du glaubſt, komme, höre, genieße, und dein Herz erfreue ſich der Worte des Lebens.“

Das poetiſche Taſchenbuch, le Parterre des Muses, enthält, wie der Herausgeber anrühmt, blos neue Lieder. Wohl! aber keine neue Gedanken, meiſtens Gelegenheitsgedichte, und mitunter unverzeihbare Frivolitäten. Doch für das petit bouquet S. 41 iſt dieſer Ausdruck noch zu glimpflich. Ein zweyter Titel des Taſchenbuchs iſt: Les oeufs de Pâques; Etrennes lyriques du printems.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, 6 Febr.

Unter den ſehenswerthen Anſtalten der Kaiſerſtadt behauptet das hieſige Taubſtummen-Inſtitut, das in der Regel aus 40 bis 50 Zöglingen, Knaben und Mädchen, beſteht, einen der erſten Plätze. Herr May, der Direktor derſelben, auch als Schriftſteller ſchätzbar, belebt dieſe Anſtalt durch ſeinen lebendigen, feurigen Geiſt, der ſtark an Peſtallozzi erinnert. Bey den wöchentlichen Prüfungen der Taubſtummen, die an jedem Sonnabend gehalten werden, iſt er unermüdet, den Anweſenden die Methode, nach welcher ſeine Zöglinge unterrichtet werden, anſchaulich und begreiflich zu machen. Sie hat durch ihn und manchen ſeiner Mitarbeiter viel an Naturgemäßheit und Gründlichkeit gewonnen. Unter den letzten zeichnet ſich beſonders Herr Weinberger, ein ſelbſtdenkender, thätiger Kopf, aus. Seine Programme, die er bey Gelegenheit der größern Jahresprüfungen geſchrieben hat, zeugen von Scharfſinn und großer Einſicht.

Für blinde Kinder wünſchte ein Herr Klein eine Anſtalt zu gründen, in der ſie ſo viel als möglich zur bürgerlichen Brauchbarkeit gebildet werden ſollten. Die Verſuche, die er mit einem blinden Knaben angeſtellt hat, haben die erfreulichſten und überraſchendſten Reſultate gegeben. Noch iſt aber bis jetzt von Seite des Staats zur Unterſtützung einer ſo nützlichen Anſtalt nichts geſchehen. Auf eigenes Riſico hat Herr Klein die Bildung zweyer blinden Knaben übernommen. Es iſt zu wünſchen, daß er durch Theilnahme von oben aufgemuntert, und in den Stand geſetzt werde, ſein kleines Inſtitut zu erweitern.

An Erziehungsanſtalten für das männliche und weibliche Geſchlecht fehlt es in Wien nicht; es zeichnet ſich aber keine derſelben ganz vorzüglich aus.

Die Armenanſtalten haben hier eine große Ausdehnung, und vertheilen große Summen. Ganz und von Grund aus wird indeß der Armuth nicht geholfen, und geſchieht dieſes nicht, ſo entſtehet die Frage: ob die Unterſtützung, die Armen zu Theil wird, im Ganzen nicht mehr ſchade als nütze?

Als ein Freund der Armen zeichnet ſich beſonders unſer allgemein verehrter Prinz Albert von Sachſen-Teſchen aus, zu deſſen Mildthätigkeit Hunderte ihre Zuflucht nehmen. Ein unvergängliches Denkmahl, das dieſer Prinz ſich hier errichtet hat, ſind die Brunnen, die ihm mehrere Vorſtädte, die ſtark an Waſſer-Mangel litten, zu danken haben. Sie koſteten ungeheure Summen.

Dresden, 9 Febr.

Künſte und Wiſſenſchaften fangen ſeit dem Frieden an, ſich mehr und mehr von dem Schrecken des nahen Krieges zu erholen, die gehemmten Gewerbe wieder freyer zu athmen, und ihre billigen Wünſche beſſerer Hofnung anzuvertrauen. Daß ſie indeß bald in den meiſten Bewohnern Dresdens wieder erwachte, verdankt dieſe Stadt, auſſer den raſtloſen Bemühungen und Aufopferungen des allgemeingeliebten Königs, hauptſächlich auch dem vortrefflichen Manne, den Napoleon zum Kommandanten erwählte.

Herr Hofrath Böttiger fieng in den erſten Tagen des Januars eine Fortſetzung der vorigen Winter gehaltenen archäologiſchen Vorleſungen mit einem ſo glücklichen Erfolg an, als es der gründlichgelehrte Alterthumsforſcher in der günſtigſten Zeit nur hätte erwarten können. Auch Müller, (bekannt durch ein philoſophiſches Werkchen: Die Lehre vom Gegenſatz), und Heuſinger, erfreuen ſich bey ihren Vorleſungen *) einer zahlreichen Verſammlung. Eine durch die HH. F. A. Kuhn und Winkler mit rühmlichem Fleiß und Talent beſorgte Ueberſetzung der Luſiade des Camoens trat auch in dieſen Tagen an's Licht, und die politiſchen Zeitungen und Nachrichten reißen nicht mehr ausſchließend die Unterhaltung an ſich. Alles das gibt einen Sinn zu erkennen, der die Herrſchaft der Kriegsbegebenheiten abgeſchüttelt, und ſeine alte Freyheit zurückgefordert hat.

Der Geſchmack am Schauſpiel thut ſich nicht weniger kund. Das Haus iſt gemeiniglich voll, ſelbſt wann die Stücke etwas leer ausfallen. Dreymal wird wöchentlich geſpielt, und alle drey Schauſpiele dieſer Woche verkünden die Allmacht des Herrn von Kotzebue. Alles ſchmäht, ungerecht genug, über deſſen Alleinherrſchaft, während alles zugibt, daß Schauſpieler und Publikum ſich am beſten in dieſen Stücken gefallen. Auſſer Werken dieſes Verfaſſers ſind von einem Pſeudonym: Theodor Hell, einige Luſtſpiele, und Hollbeins Fridolin dieſen Winter mit Beyfall gegeben worden. Der Beſtand der Geſellſchaft iſt noch der alte, und blos Demoiſelle Unzelmann hinzugekommen, welche ſich der Naivetät mit Glück ergeben zu wollen ſcheint. Dagegen hat die Truppe Herrn Lembert verloren. Dieſer ſoll jedoch, durch Herrn Kaibel von der Breslauer Bühne, erſetzt werden. Zu gleicher Zeit ſuchen die Trümmer der Joſeph Secondaiſchen Truppe, welche ſeither immer nur während des Sommers auf dem Brettergerüſt des Linkiſchen Bades zu ſehen war, alle Sonntage durch ihre Ankündigungen von Opern, wiewohl mit geringem Erfolg, Leute hinauszulocken.

Die Privattheater finden, wie in den vergangenen Wintern, ihre aktiven und paſſiven Liebhaber.

Ohngefähr mit dem Ende des vorigen Jahrs ließ auch Terpſychore ſich endlich wieder erbitten, ihre zahlreichen Feundinnen von dem traurigen Schmachten zu erlöſen.

Druckfehler.

S. 123. Z. 18. ſtatt woran l. an die, u. Z. 19. ſt. woran l. und die.
— 145. Sp. 2. Z. 5. ſt. Häßlichkeit l. Heftigkeit.
— 175. Sp. 2. Z. 20. ſt. Stoffe l. Stufe.

*) S. Morgenblatt Nro. 26.

Nro. 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Februar, 1807.

Freyen Sinns Aufhellung geſpäht und Wahrheit
Sonder Scheu — — — und geübt mit reiner
Seele, was recht iſt!

Voß.

Der Kunſtrichter.

Als die Natur den Kunſtrichter bildete, gab ſie ihm einen hellen, durchdringenden Blick; riß ihm mit mächtiger Hand Neid, Eiferſucht, Haß, jede Leidenſchaft, die ſeine Anſichten umwölken könnte, aus der Seele, und erwärmte ſeinen Buſen mit der reinen, heiligen Flamme der Humanität. Nach vollendeter Schöpfung führte ſie ihn auf eine Anhöhe, und ſprach:

„Dort iſt mein Heiligthum. Siehſt du, wie meine „Lieblinge den ſteilen Weg zu demſelben hinanklimmen? Viele ſtreben nach dem Ziele; wenige werden „es erreichen.“

„O, hilf ihnen, hilf ihnen, Göttin,“ flehte der Neugebohrne.

„Ich habe dich zu ihrem Beyſtande erſchaffen,“ antwortete die Göttin, und verſchwand.

Da ſah er einige, die ängſtlich beſchäftiget waren, ſich Gerüſte zu bauen, worauf ſie das Heiligthum erſteigen könnten. Es erbarmte ihn ihres unnützen Strebens; er rief ihnen zu: „Unglückliche! ſo werdet „ihr nie das Ziel erreichen.“

Die an dem Gerüſte bauten, antworteten: „Fremdling! der Ton deiner Stimme iſt wahrhaft „und milde. Mitleid ſtrahlt aus deinem Auge, und „Wahrheit thront auf deiner Stirne. Rathe! wir „folgen dir.“

Und er rieth ihnen, ob dem Gerüſte nicht das Ziel aus dem Auge zu laſſen; zeigte ihnen die Stege, die auf durch Klippen ſich wanden, und warnte ſie vor Abwegen und Abgründen.

Andere waren glücklich auf die Hälfte des Weges gelangt; als ſie aber die Strecke nun vor ſich ſahen, die ſich noch weit, weit bis zu dem Tempel hin dehnte, erſchracken ſie ſehr, und ſanken ermattet dahin.

„Seyd Männer, rief er ihnen zu! Schaut auf „das, was hinter euch liegt.“ Sie ſchauten, und ſtrebten mit neuer Kraft weiter hinauf!

Aber neidiſche Buben, die, für die Beſchwerden des Weges zu kraftlos, unten ſtanden, und müßige Zuſchauer abgaben, ſchüttelten hohnlächelnd die Köpfe, und ſagten, als einige bis zu den Vorgebäuden gedrungen waren: „Der Vorhof des Heiligthums iſt „nicht das Heiligthum ſelbſt.“

„Ihr Kleinherzigen und Thoren, fuhr er ſie an, „wißt ihr nicht, daß es noch keinem Sterblichen „gegönnt war, in das Allerheiligſte zu dringen?“ Und er that der Völker Geiſt auf, daß ſie die Schwierigkeiten erkannten, die jene heldenmüthig bekämpften.

Die aber, den Blick zum Ziele gewandt, vom ſeligen Anſchaun trunken, achteten des Tadels nicht, und nicht des lauten Preiſens, das ihnen nun einſtimmig aus der Tiefe ertönte.

H. J. v. Collin.

Neujahrs-Feyer
im Peſtalozziſchen Inſtitute zu Iferten.

Um die ſechste Frühſtunde des neuen Jahrs verſammelten ſich alle Lehrer und Schüler vor dem großen Saale des Inſtituts. Stark war am Eingange ſchon die Ueberraſchung Aller beym Anblicke der höheren bedeutungsvollen transparenten Darſtellungen im Hintergrunde, und des in der Nähe auf einem Altare flammenden heiligen Feuers, zwiſchen jungen auf beyden Seiten des Saales aufgepflanzten Tannen, die ein kleines Wäldchen bildeten und die Gemählde und den Altar mit einem feyerlichen Dunkel umgaben. Jene ſtanden mit der Hauptdarſtellung des vorigen Jahrs, nach welcher *Peſtalozzi*, von Kindern umgeben, dem verwaißten Stanz zueilt und ruft: *ich will Schulmeiſter werden*, in genauer Verbindung, als Fortſetzung ſeiner großen Unternehmung, dem Menſchengeſchlechte zu einer beßeren Erziehung zu verhelfen. Es waren nemlich die Abbildungen der drey Schlößer, auf welchen *Peſtalozzi* ſein Erziehungswerk in einer eigenen Anſtalt anfieng und fortſetzte. Auf der rechten Seite ſtand das Schloß *Burgdorf* in den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne. Oben ſchimmerte die Aufſchrift: *Hier entkeimte unſere Saat zu einer beſſeren Erziehung.* Gegenüber ſtand das Schloß *Buchſee* im Lichte der aufgegangenen Sonne, die ihre befruchtende Wärme über Hügel und Felder verbreitet, und es glänzte die Aufſchrift: *die entkeimte Saat wuchs und ſtärkte ſich.* In der Mitte ſtand das Schloß *Iferten* im Feuerglanze der gegen Mittag ſteigenden Sonne, mit flammender Aufſchrift: *Vereinigtes Streben nach Kraft und Vollendung wird die Saat zur Reife bringen. Hiezu, Kinder! Hand in Hand!* Vor den Gemählden ſtand tiefer und in einiger Entfernung der einfache Altar mit einer Opferſchale, aus der das Feuer flammend empor ſtieg, *der Liebe und Wahrheit geweiht.*

Hinter dem Altare ſtanden die Lehrer in einem Halbkreiſe und vor ihm die Zöglinge, nach Alter und Größe, in Reihen. Zwiſchen dieſe und jene trat nun Vater *Peſtalozzi*, und ſchon ſeine Erſcheinung bewegte und rührte ſtark; alle Blicke waren auf ihn geheftet. Er ſtand lange vor ſeinen Kleinen und ſchwieg. Aber ſein Schweigen war ſo voll hoher Bedeutung, und ſprach ſo ſtark an alle Herzen, wie es keine Stimme vermocht hätte. Alle erwarteten ſchweigend, mit geſpannter Begierde, *Peſtalozzi's* erſtes Wort im neuen Jahre.

„Dort — ſo ſprach er ohngefähr mit einiger Wehmuth zwar, aber auch mit einer Zartheit und Innigkeit und Seelenruhe, die in dem ſtandhaften Kämpfer für die Sache der Menſchheit den glücklichen Sieger verkündete — „dort „auf dem Schloße zu Burgdorf, das von den erſten Strahlen der Morgenſonne beleuchtet iſt, dort habe ich, vereinigt mit treuen Freunden, angefangen den Verſuch einer „beßeren Erziehung. Die Sonne gieng mir auf für mein „Werk, wie ſie hier für Burgdorf aufzugehen ſcheint. Es „gelang der erſte Verſuch; es keimte der ausgeſtreute Saamen; ich war glücklich bey allem, was ich unternahm; „meine Arbeit ward über meine Erwartung geſegnet. Es „war uns recht wohl. Ich glaubte dort mein Werk ſichern „und mein Leben endigen zu können; aber äußere Umſtände „des Vaterlandes geſtatteten es nicht: ich mußte fort von „Burgdorf, und gieng nach Buchſee. Seht, Kinder, hieher nach Buchſee, wo die Sonne höher ſteht, und ſtärker „ſcheint. Auch hier gieng es gut. Die Keime entfalteten „ſich und es wuchs heran die ſtarke Saat. Wir verſuchten „und lernten manches Neue. Wir fanden dort den Freund „in der Nähe, der fern von uns lange ſchon unſer thätiger „wirkſamer Freund war. Er unterſtützte uns kräftig mit „Rath und That. Aber es war uns doch nicht recht wohl: „denn einige Lehrer trennten ſich von uns und giengen hieher. Auch ihnen war's nicht wohl; ſie verlangten „nach uns, und wir verlangten nach ihnen: wir ſollten uns „wieder vereinigen. Es geſchah, und wir vereinigten uns „hier wieder, hier in Iferten. Hier ſind wir nun alle wohl, „und — will's Gott! wird uns hier nichts ſtören, und — „will's Gott! werden wir jetzt auf immer bey einander bleiben, und unſer gemeinſchaftliches Werk auf den Punkt der „Vollendung bringen können, daß ich ruhig dem Grabe entgegenſehen und der immer ſteigenden Vervollkommnung „unſeres Werkes und ſeines immer größer werdenden Einflußes auf die Menſchheit ſicher ſeyn kann. Meine Hoffnungen ſind gegenwärtig groß; der Zuſtand der Anſtalt iſt „für mich beruhigend, und es freut mich, euch ſagen zu können, daß ich mit eurer Stimmung, eurer Aufführung, mit „eurem Fleiße und mit euren Fortſchritten im Ganzen zufrieden bin. Es iſt mir wohl unter euch. Wir lebten im „vergangenen Jahre glücklich unter einander; es begegnete „nichts, worüber wir zu trauren Urſache hätten; vieles hingegen geſchah, worüber wir uns freuen dürfen, und wofür „wir Gott zu danken Urſache haben. Aber noch ſind wir „nicht am Ziele unſerer Laufbahn; noch bleibt uns viel zu „thun übrig, die in Burgdorf entkeimte Saat zur Reife zu „bringen. Hiezu, Kinder, Hand in Hand, zum gemeinſchaftlichen Streben nach Kraft, nach Kraft und Vollendung! Lebendig muß dieſes Streben in euch ſeyn; ihr „müßt brennen für Liebe und Wahrheit, wie dieſe Flamme „hier brennt, wie es in den Herzen eurer Lehrer brennt... „Wir lieben euch, und es flammt unſere Liebe gleich dieſem „Feuer. Seht, Kinder, ſeht die Flamme! So unſere Liebe zu euch. Sie iſt ſtark, ſie iſt unauslöſchbar.... Liebe „und Wahrheit! Kinder, ſeyd gut und wahr! Liebet einander, liebet eure Lehrer, die alles für euch thun! Durch „Wahrheit und Liebe vereinigt, wollen wir im neuen wie im „alten Jahre mit einander leben, und noch eifriger ſtreben „nach allem, was wahr und gut iſt. Kinder, ihr könnt „dadurch euren Eltern und Lehrern unausſprechliche Freude „machen und eine Befriedigung gewähren, wie nichts in der „Welt ihnen Freude machen und Befriedigung gewähren „kann. Und nicht wahr, Kinder, ihr wollt dies mit allem „Ernſt! Verſprecht es uns! Kinder, bleibt gut und brav, „und verſprecht es uns!“ — Sie verſprachen es, die Kinder. Alle Herzen waren ſtark gerührt, wenige Augen ohne Thränen. Ein kindlich treuer Handſchlag, vom kleinſten bis zum größten Zöglinge, gegeben zuerſt dem Vater *Peſtalozzi*, und dann jedem um den Altar ſtehenden Lehrer; zugleich eine unerwartet einfallende, ſanft erhabene Muſik, im Einklang mit den regen Gefühlen; und dann eine verbrüdernde Umarmung unter *Peſtalozzi* und ſeinen Freunden. O, es war Vorgeſchmack des Himmels — die Freude reiner Liebe!

Nach der Kirche bekam jeder Schüler das elterliche Neujahrsgeſchenk in einem Päckchen unter ſeiner Adreſſe.

Am Abend hatten die Zöglinge einen Ball, wozu die Töchter der Stadt und des Mädcheninſtituts eingeladen wurden. Sie tanzten in vier Sälen. Auch die Kinder tanzten nach ihrer Weiſe, und zogen die mehrſten Zuſchauer in ihren Kreis, in dem man ſo ſehr wünſchte, zu werden, wie die Kinder. Zu gleicher Zeit ward der große Saal mit

den Darſtellungen und dieſe ſelbſt wieder beleuchtet; auch brannte das Feuer wieder auf dem Altare. Jedermann war der Zugang geſtattet, und Jedermann kam und weilte bald im Saale des hohen Ernſtes, bald in den Sälen der tanzenden Freude, unter wechſelnder Theilnahme und ehrendem Beyfall. So war der erſte Tag des Jahrs für Alle ein ſchöner und froher Tag. Ein ſeliger Tag war er für Peſtalozzi und ſeine Freunde.

Am anderen Tage gaben die Zöglinge des Inſtituts, vereinigt mit einheimiſchen und auswärtigen Freunden der Tonkunſt, ein öffentliches Concert.

Nach dem letzten feſtlichen Mahle begann, unter Geſang und Muſik, ein Zug mit brennenden Fackeln, durch die Gänge und Säle des Schloßes, in das Zimmer, wo Peſtalozzis Büſte auf der transparenten Darſtellung des vorigen Jahres ſtand, weilte dort, zollte dem Schöpfer der feſtlichen Freuden gebührenden Dank mit Herz und Mund, kehrte dann zum Altare zurück, ſchloß einen Kreis, und gelobte noch einmal in Liedern, der Wahrheit und Menſchheit geweiht, Treue den Entſchlüßen, gut zu ſeyn und brav im neuen Jahre.

Der Winter 1807 in Heidelberg.

Oeffentliche Luſtbarkeiten, geſellſchaftlicher Ton, Ton unter den Studirenden.

(Aus einem Schreiben.)

Ohne Zweifel wieder ein Ausfall auf die Sitten der Akademiker! Wieder eine Greuelſzene von Fenſtereinſchlagen, Mädchenmißhandeln, eine Spieſiade, ſchauerlich zu leſen am Abend, als wäre ſie dazu ausdrücklich komponirt!? Freylich — komponiren müßte man ſie, wie alle jene Nachrichten in öffentlichen Blättern komponirt waren. Wer hier lebt, erfährt nichts davon.

Im Gegentheil! Ich habe die Studirenden hier im Caſſino ſo anſtändig in ihrem Betragen gefunden, daß mir nichts zu wünſchen übrig blieb. — Freylich war es im vorigen Winter auf den Bällen noch nicht ſo! — Zwey Profeſſoren, die den Geiſt und Sinn der akademiſchen Jünglinge zu kennen ſcheinen, haben nämlich ein Caſſino errichtet; eine der anſtändigſten, öffentlichen Luſtbarkeiten, die ich kenne, die aber darum nichts weniger als ſteif iſt. Sie ſind von den Familien, die ſich dazu unterſchrieben hatten, zu Direktoren gewählt worden; die 140 Studirenden, die ſich unterſchrieben hatten, mußten auch Direktoren aus ihrer Mitte wählen. Dieſe vier Direktoren traten zuſammen, entwarfen Geſetze, die im Tanzſaal angeſchlagen ſind, denen ſich Jeder unterwerfen muß, auch würklich unterwirft. — Dieſe Geſetze erklären, daß die Tanz-Caſſinos nur bis 12 Uhr dauern, daß man nicht in Stiefeln tanzen, und daß das angegebene Tempo bey den Tänzen nicht durch Klatſchen beſchleunigt werden dürfe; ſie beſtimmen zugleich die Ordnung, in der die Tänze abwechſeln ſollen. Es ſind Karten gedruckt, auf denen für jeden Tanz bemerkt iſt, an welchem Platz die Tänzerin ſteht. Sie werden den Damen von Einem der jüngeren Direktoren präſentirt. Jede Dame zieht eine Karte, und findet darauf für den ganzen Abend ihren Rang. Kein Streit darüber iſt möglich, oder könnte im Augenblick durch die Karte entſchieden werden. Für die Muſik-Caſſinos wird Stille empfohlen, alles Applaudiren verboten und ihre Dauer von 1/2 6 bis 9 Uhr beſtimmt. Wenigſtens hört dann die Muſik auf. Da ſich kein ſchickliches Lokale fand, an dem man die nöthigen Geſetze geltend machen konnte, ſo bat man den Grosherzog um Erlaubniß, ſein Abſteigquartier, ein ſchönes, paſſendes Lokale, für dieſen Winter dazu benutzen zu dürfen. Er bewilligte es mit väterlicher Milde, um die Sittlichkeit der Studirenden zu befördern! Ein Saal mit ſechs Zimmern auf beyden Seiten iſt dazu beſtimmt. Im Tanzſaal darf nicht geſpielt, noch weniger gegeſſen werden; kein Stuhl darf darin ſtehen. Es iſt ein Tempel der Tanzkunſt; allen Uneingeweihten der Aufenthalt verſagt. Auch iſt es eine Luſt, die Tanzenden zu ſehen. Ich ſage nichts von dem Aeſthetiſchen. Das möchte wohl bey vielen beſſer ſeyn. Aber dieſe junge blühende Welt, die ſich im frohen Kreiſe dreht — gehalten durch ſich ſelbſt in den Schranken des feinen Wohlſtandes, und doch frey ſich bewegend innerhalb dieſer Schranken — ſie verjüngt die Zuſchauer.

Auch die Muſik-Caſſinos ſind ſehr unterhaltend. Es werden nur kleine Muſikſtücke gegeben. Schade, daß die Damen ſich nicht dazu verſtehen wollen, das allgemeine Vergnügen durch Spiel und Geſang zu vermehren! Dann konnten die kleinen Konzerte noch weit intereſſanter ſeyn. Doch, auch jetzt werden gute Stücke gegeben. — Hofmann, ein braver Künſtler, und Horſtig, ein braver Dilettant, ſpielten ein Paar Sonaten von Beethoven und Gyrowez, mit ſo viel Licht und Schatten, mit ſo viel Charakter im Ausdrucke, daß jedes muſikaliſche Ohr ſie mit Vergnügen hörte. Ein Quadro von Henneberg entzückte die ganze Geſellſchaft. — Am letzten Abend des verfloſſenen Jahrs, gleich nach dem Glockenſchlag zwölf, wurde von der ganzen Geſellſchaft im Chor ein von dem trefflichen Konſiſtorialrath Horſtig für dieſe Gelegenheit verfaßtes Lied geſungen.

Am lauteſten wurde der Jubelgeſang bey der Strophe:

Lange, lange möge noch
Unſer Vater *) leben! ꝛc.

Kleinere MuſikpartHien werden auch wohl in Familien gegeben. Hier ſingen und ſpielen auch Damen; und die Akademiker, die in dem Hauſe bekannt ſind, werden dazu eingeladen; es wird dabey nach einer kleinen Muſik bis 10, 11 Uhr getanzt. Zwiſchendurch werden Kupferſtiche gezeigt, ſchöne Stellen aus einer neuen Schrift geleſen, kleine jeux d'esprit veranſtaltet; übrigens aber nichts als Thee und etwas Kuchen gegeben. Kurz: es wird dafür geſorgt, daß der Geiſt viel, der Körper aber nur wenig zu genießen habe. — Sonderbar! als wenn der Geiſt mehr wäre, als der Körper!! Es ſind keine thés dansans — in Heidelberg tanzt der Thee nicht! — aber wohl äſthetiſche Thees, bey denen der gebildete Jüngling, aber nur er genießt.

In den gewöhnlichen Geſellſchaften wird geſpielt, und — abermals geſpielt, und das Nächſtemal, zur Veränderung, wieder geſpielt! Die Damen ſpielen hier L'hombre mit Männern, und wie Männer, — oft beſſer, als Männer. —

Der Buchhändler Zimmer, ein junger, geſcheidter und ſehr thätiger Mann, hat eine Leſegeſellſchaft errichtet, in welcher nicht geſpielt, und nicht geraucht, ſondern würklich geleſen, und in einem daran ſtoßenden Zimmer über das Geleſene geſprochen wird. Hier findet man am Abend die beſten Heidelberger Köpfe, — Profeſſoren und Akademiker. Ich kann Sie verſichern, daß hier oft Ideen gewechſelt werden, bedeutender als die in manchen Büchern, die auf Velinpapier gedruckt ſind.

Alle Sonntage verſammelt ſich bey der bekannten Karoline Rudolphi ein Zirkel von gebildeten Männern und Weibern, der natürlich ſehr intereſſant iſt, und ihre Zöglinginnen reichlich ſchadlos hält für die Tanz-Caſſinos, an

---

*) So nennt man gewöhnlich den trefflichen Grosherzog.

denen ſie natürlich keinen Theil nehmen. Die Wirthin allein kann ſchadlos halten.

Auch bey Voß verſammelt ſich manchmal ein Kreis von intereſſanten Menſchen, — einheimiſchen und fremden. Voß, wie ſeine und unſrer Aller Mutter, die Erde, gibt viel, wenn er aufthaut; und er thaut auf, wie ſie, durch Wärme. Die Kälte iſt ſein Element nicht.

Die vielen Fremden, die hieher ziehen, oder vielmehr von der ſchönen Natur hieher gezogen werden, geben dem geſellſchaftlichen Ton eine Vielſeitigkeit, die er nicht leicht in einer kleinen Stadt hat. — So viel von dem Winter, wie man ihn hier durchlebt.

Korreſpondenz = Nachrichten.

Offenbach, 25 Jäuer.

Wenn ein vor nicht viel länger als dreißig Jahren in geographiſch = ſtatiſtiſcher Hinſicht unbedeutend geweſener Flecken ſich in dieſem kurzen Zeitraume durch die milde liberale Grundſätze ſeiner Beherrſcher, ſo wie durch die lebhafte Betriebſamkeit ſeiner Einwohner, zu dem Range einer eleganten nahrhaften Gewerbsſtadt und zu der Stufe einer ſtädtiſchen Bevölkerung von beynahe 9000 Seelen erhoben hat; wenn derſelbe ein Sitz der Künſte, des Fabrikfleißes, der feinern Cultur, und eines angenehmen geſellſchaftlichen Tones geworden iſt: dann dürfte wohl eine topographiſch = literariſche Berührung der Merkwürdigkeiten dieſes Ortes dem Plane Ihres Morgenblattes nicht entgegen ſeyn. Hier alſo Einiges über Offenbach, die Reſidenzſtadt des jetzt ſouverainen Fürſten von Iſenburg.

Die Lage dieſer kleinen Stadt an den heitern lachenden Mayn=Ufern iſt gewiß ſehr reitzend, und ihre Nähe bey Frankfurt für die Induſtrie, die Manufakturen und die Lebens=Bequemlichkeit ihrer Bewohner äußerſt zuträglich.

In einer ſeltenen glücklichen Miſchung vereinigt Offenbach das Stadt= und Landleben. Während in den alten Straßen die Scheuertennen von den Wechſelſchlägen der Dreſcher, oder von dem Hecheln=Takte der Bäuerinnen ertönen, höret man etliche hundert Schritte weiter eine Opern=Muſik von Paer oder Winter, durch Virtuoſen aufgeführt, erſchallen. Während auf knarrenden Achſen die mit dem reichen Segen des Feldes ſchwerbeladenen Wagen eingeführt werden: rollen an ihnen vorbey die Karoſſen zu Aſſembleen, Caſſino's, Concerten, Schauſpielen, Maskenbällen u. dgl. Dieſer oft ſchneidende Kontraſt, anſtatt dem feinern Lebensgenuſſe zu ſchaden, ſcheint vielmehr ſolchen noch zu erhöhen.

Oeffentliche Alleen zieren den Eingang und die weſtliche Façade des Orts, gegen Frankfurt hin. Und mehrere reiche Partikuliers haben daſelbſt anmuthige, zum Theil koſtbare, Luſtgärten in mannichfaltigem Geſchmacke angelegt.

Auf der Waſſerſeite ſtehet das vor dritthalbhundert Jahren im gothiſchen Styl erbaute Schloß, und beſpiegelt ſeine, den Stürmen der Zeit trotzenden, Quadermauern in den ewigrollenden Gewäſſern des Mainſtromes. Urſprünglich das Reſidenz=Schloß einer erloſchenen Gräflich = Iſenburgiſchen Linie, wird es jetzt nur zu den Fürſtlichen Archiven und zu den Sitzungen der höhern Landes = Dikaſterien gebraucht. Von drey hohen Balcons auf der Main=Seite, zu welchen von beyden Seiten zwey Wendeltreppen, jede mit 100 Stufen, führen, überſchaut dieſes ehrwürdige Gebäude die entzückenden jenſeitigen Main=Gefilde bis an das majeſtätiſche Taunusgebirge, welches dem ſchönſten Landſchaftsgemählde zum Relief dient.

Von vorzüglichem architektoniſch = äſthetiſchem Werthe iſt das Bad des Herrn Geheimen Raths und Banquiers Metzler zu Frankfurt, welches in deſſen Garten zu Offenbach dicht am Main durch den berühmten Architekten Salins erbaut worden iſt. Es ſtellt einen Tempel dar, welcher auf einem durch Kunſt aufgeführten, aus dem Fluß emporſteigenden Granitfelſen ruhet, und in deſſen innerm Raume das Periſtyl, das marmorne Bad ſelbſt, und die dazu gehörigen Gemächer angebracht ſind. Das Innere und Aeußere dieſes eminenten Kunſtwerkes iſt überaus geſchmackvoll und reich.

Das ſchöne einfache allegoriſche Monument, welches eine Geſellſchaft Freunde dem uns zu früh entriſſenen menſchenfreundlichen Herrn Peter Bernard errichtet hat, iſt in dem Saale des großen Kolleg's, deſſen Stifter derſelbe geweſen, aufgeſtellt, den edlen Manen des Unvergeßlichen gewidmet!

Unter den Gebäuden zeichnet ſich das ganz neuerbaute Schauſpielhaus aus, deſſen innere Einrichtung, als zugleich zu den Konzerten, Bällen und Caſſino's dienend, muſterhafte Vorzüge in ſich vereinigt.

Die vielen hier befindlichen Fabriken und Manufakturen ſind im Auslande längſt allgemein bekannt.

Eine rühmliche Erwähnung verdient das Kabinet von ausgeſtopften Vögeln, welches der Med. Dr. Hofrath Meyer beſitzt. Es iſt ſyſtematiſch geordnet, und die vollzähligſte Sammlung, welche bis jetzt exiſtirt. Kaum 28 Arten deutſcher Vögel mangeln noch in demſelben. Jede Vogel=Art iſt in einem beſondern hölzernen Wandkäſtchen aufgeſtellt, mit einer reinen Glasſcheibe verſehen, und hermetiſch verſchloſſen. Sowohl die künſtlichen Augen der ausgeſtopften Vögel, als ihre ungezwungene natürliche Stellung, geben dieſer Sammlung einen eigenen individuellen Werth. Man findet in dieſem Kabinet viele Irrthümer der älteren und neueren Ornithologen berichtiget.

Einen ſehr koſtbaren Schatz beſitzt Offenbach an Frau Sophie von la Roche, dieſer Krone der deutſchen Schriftſtellerinnen. Bey ihr, dieſer deutſchen Leontium, geht recht das Wort in Erfüllung: „Die Grazien altern nicht.“ Ihr lebhafter Geiſt und glühendes Gefühl mit 75 Jahren ſind bewundernswürdig. Sie iſt ſo voll Heiterkeit, wie die niedergehende Sonne am Abend des ſchönſten Sommertages, an welchem ſie Blumen und Blüthen eines ganzes Erdgürtels ihrer prächtigen Entwickelung näher gebracht hat. Teutſchlands Töchter! Dereinſt, wann ſie von euch ſcheidet, dieſe wohlthätige Sonne, ſo wiederholet die Worte des (wenig bekannten) alten Dichters Kretſch:

> Da ſie zu ſinken ſcheint, ſteigt ſie zum neuen Lauf
> Am Morgenhorizont verklärter Welten auf.
> Indeß träuft ſtill und ſanft auf bebendem Gefieder
> Ein allgemeines Thau in tauſend Thränen nieder.

Schriftſteller, die in Offenbach leben, ſind: Marſchall, Meyer, Buri.

Als Tonſetzer von Bedeutung haben wir einen Hofmann und einen Anton Andre. Die Kompoſitionen des erſten, der zugleich Klavier = Virtuos iſt, zeigen tiefes Studium der Kunſt; die des anderen athmen Kraft und Originalität.

Unter den öffentlichen Vergnügungen verdienen noch, auſſer den vortrefflichen Konzerten (in welchen noch immer der Geiſt ihres Stifters, des unvergeßlichen Bernards, der ſeine eigene Kapelle von Virtuoſen unterhielt, weht) das Schauſpiel und die Maskenbälle eine beſondere Erwähnung. Für jenes iſt eine eigene Schauſpielergeſellſchaft engagirt. Eine unſerer Maskenbälle des vorigen Winters, den Jahrmarkt zu Mauswinkel vorſtellend, und aus einer zahlreichen Gruppe von Charaktermasken beſtehend, iſt in dem Modejournal ſowohl als in der Zeitung f. d. elegante Welt beſchrieben worden.

Nro. 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Februar, 1807.

Die Wahrheit trügt uns nie. Wir ſind's, die uns betrügen.

Leſſing.

v. Goethe's Werke. Erſte Lieferung, in vier Bänden. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. gr.8. 1806.

Wenn irgend einer Nation das Wagſtück geziemt, den ſchon ſeit Jahrtauſenden an dem Geſtade des Acherons wandelnden ſchönen Geiſtern von Griechenland und Rom eine Ausforderung zuzuſchicken, ſo ſind es — die Nachkommen der Barbaren, von welchen Cäſar und Tacitus Meldung thun.

Könnten die Neuern von den Alten geleſen werden, die letzten müßten ſehr ungerecht ſeyn, wenn der auſſerordentliche Schriftſteller, von deſſen Werken die erſten vier Bände in einer neuen Ausgabe vor uns liegen, nicht — ihren Neid erregte. Euripides war nicht Ariſtophanes, und dieſer war nicht Euripides. Aber der Verfaſſer der Iphigenie und der Vögel iſt beydes zugleich, und wie viel iſt er noch auſſerdem, was jene beyden nicht ſind!

Es iſt unſtreitig der höchſte Triumph eines Schriftſtellers, wenn man über ſeinen Werken ihn ſelbſt vergißt. Wer liest aber in Werthers Leiden, in Meiſters Lehrjahren, im Götz von Berlichingen, im Taſſo, im Fauſt, in Hermann und Dorothee, und denkt an Goethe, oder denkt überhaupt daran, daß er ein Buch liest? Wir leben nur noch in der Welt des Dichters, und hingeriſſen von der Allgewalt ſeiner Darſtellung verwandelt unſere Phantaſie uns ſelbſt in die Geſchöpfe der ſeinigen. Mit größerm Recht als dem Glauben könnte man der Poeſie die Kraft, Berge zu verſetzen, zuſchreiben, und welcher Vertraute der Kalliope, der Melpomene und der Thalia hat mehr Beruf, den Parnaß, wenn auch nicht von der Stelle zu rücken, doch ihm eine andere Geſtalt zu geben, als der Dichter, der nie aufhört, ſich neue Bahnen zu brechen, und auch da noch Original iſt, wo er es nicht ſeyn will?

Je größer ein Schriftſteller iſt, je ſchwieriger und zugleich entbehrlicher iſt eine Zergliederung ſeiner Größe. Wir freuen uns alle des Lichts. Aber der, der geſprochen hat: „Es werde Licht!“ lächelt gewiß über uns, wenn wir dieſes Licht in ſeine Beſtandtheile aufzulöſen verſuchen. Daß Tiefe, mit Klarheit vereinigt, einen der unterſcheidendſten Züge in dem Charakter unſers Dichters ausmacht, daß bey ihm Einbildungskraft, Scharfſinn, Verſtand und Geſchmack in gleichem Grade thätig ſind, daß Schwulſt ihm eben ſo fremd iſt, als Niedrigkeit; wer kann ihn leſen, ohne ſich davon zu überzeugen? Nicht zufrieden, ſich in die Wolken zu erheben, zertheilt er ſie zugleich, damit unſere Blicke ihm auch dahin folgen können. Wie reinmenſchlich ſind ſeine Charaktere, und mit welcher bewundernswürdigen, vielleicht nie erreichten Kunſt iſt in ihnen das Ideal mit der Würklichkeit verſchmolzen! Die Werke anderer, zum Theil großer Dichter, wie ähnlich ſind ſie, beſonders in gewiſſen Gattungen, ſich nicht! Wir beſitzen zwey Romane von Goethe. Aber was haben ſie ſonſt miteinander gemein, als die

Vortreflichkeit? Eben ſo verhält es ſich mit ſeinen Schauſpielen. Götz von Berlichingen und Taſſo, Iphigenie und Egmont, welche Verſchiedenheit in der Anlage und in der Ausführung, im Plan und in den Charakteren! Eine Verſchiedenheit, die man ſehr mißkennen würde, wenn man ſie mehr dem Stoff, als dem Genie des Dichters zuſchreiben wollte.

Daß der Neid auch an dem Lorbeer dieſes Geweihten der Pierinnen genagt hat, und täglich noch an ihm nagt, dafür verdient er eben beneidet zu werden. Es iſt bekanntlich ein glänzendes Geſtirn, das, ſo oft es ſich blicken läßt, von den Brüdern des Cerberus auf der Oberwelt angeklafft wird. Unſer Dichter verachtete von jeher die Schmähungen gewiſſer Leute, und hoffentlich erſchienen ihm die Vergötterungen gewiſſer andern Leute, die man umgekehrte Heroſtrate nennen könnte, weil ſie ſich durch das Löſchen eines Tempels, der gar nicht brennt, verewigen wollen, in keinem günſtigern Licht. Wer kennt die Menſchen nicht, die wir hier meynen, und wer bejammert es nicht, daß man ſeit Jahren nicht mehr von Goethe ſprechen kann, ohne zugleich ihrer Wenigkeit, oder vielmehr ihres abſoluten Nichts zu gedenken? Doch ſie ſind ja weggetrieben, dieſe unſaubern Geiſter, von dem lange entweihten Helikon, und ganz Deutſchland weiß es, daß ſie, ſtatt wie ihre ältern und ſchlauern Brüder in gewiſſe grunzende Geſchöpfe, in eine berüchtigte Recenſir-Anſtalt gefahren ſind.

Von dem Verdienſt der Verlagshandlung um dieſe neue Ausgabe unſers Dichters kein Wort. Je entſchiedener es iſt, daß kein Goethe, kein Herder, kein Schiller, kein Klopſtock, kein Wieland der Folgezeit, wenn wir für dieſe je ſolche ſeltene Günſtlinge des delphiſchen Gottes hoffen dürfen, die Werke der jetzigen verdrängen wird; deſto weniger bedarf das Publikum an die Pflicht der Dankbarkeit gegen die in ihrem Fache gleich ſeltenen Männer erinnert zu werden, die mit ächtdeutſchem Patriotismus leichtern und gewiß ſchneller zum Ziele führenden Unternehmungen entſagen, um dafür zu ſorgen, daß Werke, die ein ſicheres Eigenthum der Nachwelt ſind, vor dieſer auch in einem ihrer würdigen Gewand erſcheinen.

Y.

An einen ſchlechten Dichter.

(Nach dem Italiäniſchen. *)

Du ſinnſt auf Rache gegen Philidor:
Geh! lies ihm deine Verſe vor.

—th—

*) Annio ti annoja? Vendicarti vuoi?
Leggili i versi tuoi.

Neueſte Erſcheinungen in der Landſchafts-Mahlerey in Rom.

Nirgends gehört vielleicht mehr dazu, als in einer Stadt, wie dieſe, (wo man die vortreflichſten Meiſterwerke nicht nur vor Augen hat, ſondern auch ganz zu würdigen weiß, und wo beynahe jedes Fach der Kunſt ausgezeichnete Männer aufzuweiſen hat), wenn irgend ein neues Kunſtwerk Epoche machen, oder nur größere Aufmerkſamkeit erregen ſoll. Das gilt beſonders von der Landſchaftsmahlerey. — Die vortreflichſten Werke des unſterblichen Claude, des Raphaels in der Landſchaftskunſt, ſtehen hier da wie Heiligthümer, zu denen man mit Ehrſurcht und Bewunderung hinaufſchaut, weil ſie bisher noch von niemand erreicht, geſchweige übertroffen wurden, und es bedarf nur einiger genauern Kenntniß dieſer Meiſterwerke, um bey neuern, ſelbſt verdienſtvollen, Landſchaftsgemählden ohne Enthuſiasmus ſtehen zu bleiben, denn das quantum distamus ab illo! dringt ſich jedem von ſelbſt auf. Claudes Verdienſte ſind ſo groß und ſo allgemein anerkannt, daß man dies ſagen kann, ohne einem der neuern Landſchaftskünſtler zu nahe zu treten, die ihren eignen Weg und mit rühmlichſtem Erfolg gegangen ſind, wie z. B. Reinhard, Rhoden aus Kaſſel, Vogt ein Niederländer u. a.

Ueberdies finden ſich bey Darſtellung der italieniſchen Natur Schwierigkeiten, die ſelbſt geübten Künſtlern den Erfolg erſchweren. Dieſe Natur hat nicht das Impenirende der Gebürgnatur. Das Auge läßt ſich hier nicht durch frappante Effekte beſtechen. Alles, bis auf das kleinſte Detail, will verſtanden, gefühlt und in jene große Harmonie unendlich feiner Nüancen aufgelößt ſeyn, welche den ſchönen Momenten in dieſem Klima den unbeſchreiblichen Zauberreitz gibt. —

Ungeachtet dieſer und mehrerer andern Schwierigkeiten, die von den Zeitumſtänden ſelbſt dem Künſtler in den Weg gelegt werden, haben in einem kurzen Zeitraum mehrere Produkte der Landſchaftskunſt in Rom eine nichtgewöhnliche Senſation gemacht, und ſolche Erſcheinungen ſind dem Beobachter um ſo wichtiger, da ſie zu mancherley Betrachtungen leiten und nicht wenig dazu beytragen, in das viele Schwankende, welches noch immer in den Begriffen über die Landſchaftskunſt waltet, eine größere Beſtimmtheit zu bringen. Wir ſchränken uns indeſſen hier nur auf die Facta ſelbſt ein.

Im Jahre 1805 trat unter den ſtudirenden Künſtlern ein Nordamerikaner, Namens Alſten, auf, der in Reynolds Schule ſich gebildet hatte, und mit großem Scharfſinn in die Farbenkunſt der alten niederländiſchen Mahler eingedrungen war. Er hatte ſein eigenes Porträt verfertigt, auf eine Weiſe, die beynahe jedermann frappirte. Der Kopf trat aus einem hellen Grunde ohne dunkle Farbenkontraſte ſprechend und lebendig hervor. Man glaubte in den Luftraum eines Zimmers hineinzuſehen, ſo täuſchend waren die zarten Wiederſcheine untereinander verbunden. Sah man das Bild genauer an, ſo ſchien es faſt ohne Farbe gemahlt, und doch hatte es eine Kraft und Wahrheit, die man nur in ältern guten Kunſtwerken zu ſehen gewohnt iſt.

Zu gleicher Zeit hatte dieſer junge Künſtler eine große Landſchaft verfertigt, in welcher eine ähnliche Zauberey der Tinten und beſonders eine ungemeine Kraft des Halbdunkels angebracht war. Die Gegend ſtellte ein gewaltiges Gebürgland vor, das man in einer anſehnlichen Entfernung und von einer ſonnigklaren Luft umgeben ſah, während ein näherſtehender Berg mit ſeinen rieſenmäßigen Formen, und in den eignen Schatten gehüllt, ſich iſolirt in die Wolken

erhob. Ein tiefliegender klarer See, in welchem die mannigfaltigſten Wiederſcheine ſpielten, trennte den Hintergrund vor dem Vorgrunde, welchem nicht gewöhnliche Baumformen und Pflanzen, ſeine ruhige Einfachheit und beſonders der tiefe und doch ſo durchaus klare Schattenton, etwas fremdes, auffallendes, hinreiſſendes, gaben. — Ungeachtet nun wohl manches gegen die Kompoſition ſelbſt ſich hätte einwenden laſſen, ſo konnte doch niemand läugnen, daß etwas ungewöhnliches, originelles und grandioſes in dieſer Darſtellung liege, und ohne daß das Bild eine Claud'ſche Nachahmung war, ſo wurde man doch von den einzelnen Theilen deſſelben ergriffen, wie man das nur bey ausgezeichnetern Werken des Genies erfährt. — Bald wurden nun eine Menge Verſuche in dieſer Manier gemacht. Die Offenheit des Künſtlers machte aus ſeiner Verfahrungsweiſe kein Geheimniß, und mehrere der Nachahmer giengen nun ſo weit, zu behaupten, die alten Meiſter, deren Bilder ſich durch auſſerordentliche Kraft auszeichnen, hätten alle auf dieſe Weiſe gemahlt. Der Asfalt kam mit einemmale ſo in Mode, daß mehrere Hiſtorien- und Landſchaftsmahler vor lauter Eifer, die neue Entdeckung anzuwenden, ſich eine Menge Bilder verdarben, eben weil ſie nur Nachahmer waren, und nicht Alſtens Studium und Analyſe der Farben beſaſſen.

Unter dieſen Asfaltiſten waren viele Deutſche, und ſelbſt mehrere Italiener. Am beſten glückte es in dieſer neuen (wenigſtens in Rom neuen) Manier einem engliſchen Landſchaftsmahler, Namens Wallis. Man hatte dieſem Künſtler niemals ein vorzügliches Talent für Kompoſition abſprechen können, aber ſobald er mahlte, verlohren die Bilder ihre Würkung, entweder weil er das Praktiſche des Mahlens nicht genug verſtand, oder weil ihm das Gefühl für Farbe minder eigen war. Wallis war unermüdet, ſich bey dem Amerikaner zu unterrichten, und verfertigte nun in der That verſchiedene Gemählde, die an Kraft und Lebhaftigkeit und wahrhaft gelungenen Stellen alles übertrafen, was er bis dahin geleiſtet hatte, — ein Beweis, wie viel es bey dem Künſtler auf den Mechanismus ankommt. Inzwiſchen hätte er ſich durch die bloße Aenderung ſeiner bisherigen Manier doch ſchwerlich eine Auszeichnung verſchafft, wenn ihm nicht ein Bild gelungen wäre, in welchem ein Reichthum von poetiſchen intereſſirenden Gedanken, groß und doch einfach, klar und kraftvoll, und dabey ſo neu und originell ausgeſprochen war, daß man dies Gemählde als eines der merkwürdigeren und ausgezeichneteſten der neuern Landſchaftskunſt betrachten konnte. Der Künſtler war darin, bis auf die geringſten Nebendinge, ſo ſehr Dichter, daß es ihm ſelber ſchwerlich jemals gelingen möchte, ein gleich intereſſirendes Gegenſtück dazu zu erfinden.

Das Bild ſtellte die Abenddämmerung eines heitern Tages, die Zeit des ave Maria vor. Ueber eine Stadt mit ein paar gothiſchen Doppelthürmen, die ſchon ganz im Schatten des Mittelgrundes ſtand, verlohr ſich der Blick in eine unermeßliche Ebne. Ein breiter Strom, der ſich unter dem erhöhten Grunde der Stadt mit einem andern vereinigte, nahm den hellern Wiederſchein des ſcheidenden Abendlichtes auf. Alles athmete Frieden, und alles kündete die Nähe der Nacht an. Ein beladener Kahn landete an dem Ufer des tiefflieſſenden Stroms. Auf der Wieſe, die ihn auf der linken Seite, der Stadt gegenüber, begränzte, brannten ſchon Nachtfeuer, und der Rauch wirbelte an einem an die Wieſe ſtoſſenden Berg hinauf, aus deſſen blauer Schattentonfarbe röthlich bräunliches Herbſtgeſträuch hervorſchimmerte. Hinter dieſem dunklen Berge wallte der Halbring des Mondes mit leichten Silberwölkchen empor, während eine tiefer im Luftraum langgedehnte Wolkenmaſſe noch die an ihr abgeſtorbenen glühenden Abendfarben erkennen ließ. Schön und doch mit ſehr wenigem war auf dieſe Weiſe das Kommen der ſiegenden Nacht angedeutet. Im nahenden Vorgrund ſah man in einiger Entfernung Gruppen von Jünglingen und Mädchen, die von der Feldarbeit kehrend, fröhlich und traulich auf gewundenem Pfade der Stadt zuwandelten. Im allernächſten Plan ſtand ein geweihtes antikes Madonnenbild in einer mahleriſch-veralteten, iſolirt daſtehenden Niſche oder Capelle. Grüner Epheu drängte ſich aus dem Geſtein reitzend hervor. Die mannigfaltigſten Farbentöne colorirten die alten Steine, aber eine magiſche Würkung gab dieſer ausgezeichnetern Stelle eine angehängte Laterne, deren noch blaſſe Lichtſtrahlen über das Bild der Heiligen und in die Luft ſpielten, ſo daß dadurch die Dämmerungsſtunde fühlbar wurde. Ein kleines Brückchen führte über ein tiefdunkles und doch lieblich klar flieſſendes Bächlein zu der Capelle. Ein Landmann mit ehrfurchtsvoll abgezogenem Hute eilte darüber hin, mit gebeugten Knieen, zu der Andachtſtätte. Eine Gruppe von Weibern und Jungfrauen, unter den erſtern eine Frau mit dem Kinde an der Bruſt, waren ſchon angelangt und im Begriff hinzuknieen. Sie waren in altflorentiniſchem Coſtüme von einer für die Landſchaft ſchicklichen und zu einigem hiſtoriſchen Ausdruck angemeſſenen Größe. In dieſer ſchönen Figurenverkettung herrſchte ein Ausdruck von Innigkeit, Herzenseinfalt und Andacht, der einer Landſchaft von Carrache und Dominichino Ehre gemacht hätte. Schön wurde die ganze Gruppe geſchloſſen, durch die ſitzende Figur eines Greiſen Eremiten, der mit ſeinem Roſenkranz am Fuße der Capelle ſaß. Auf der Capelle ſelbſt las man die Worte: Macula non est in te. — Auf der linken tiefern Seite des Vordergrundes ſah man in ſchwächerem Ton eine friedliche und freundliche Bauerhütte. Die Heerde kehrte heim. Der Landmann war im Begriff das Gatter zu öffnen. Aus dem Fenſter der Hütte bewillkommte die Hausfrau, über die Bäume des Gärtchens vor dem Hauſe herwinkend, den ankommenden Gatten. —

Dieſe obgleich unvollkommene, aber getreue Beſchreibung kann eine kleine Idee von dem poetiſchen und mahleriſchen Werth und dem Styl dieſer Kompoſition geben. Wir werden als Anhang ein zufälliges Gedicht beyfügen, das beynahe aus der bloßen Beſchreibung, und als Impromptü, zu einem Gedicht wurde. — Das dürfte bey wenigen, auch den vortreflichſten, Landſchaften der Fall ſeyn. — Herr Wallis gieng mit dieſem Gemählde, welches in Rom ſein letztes war, nach England. Unfehlbar wird es dort Glück machen. Er forderte für das Bild 150 Louisd'or.

(Der Beſchluß folgt.)

Schreiben von Friedrich Müller, Königlich Bayriſchen Hofmahler, über eine Reiſe aus Liefland nach Neapel und Rom, von Auguſt v. Kotzebue. Mit dem Motto: Quomodo huc intrasti, non habens vestem nuptialem? — Deutſchland 1807. —

Unter dieſem Titel iſt eine kleine Schrift 98 S. in 8. erſchienen, welche die Widerlegung der von Herrn von Kotzebue gefällten Kunſt-Urtheile in der bekannten Reiſe zum Zweck hat. Wer kennt nicht den Mahler und Dichter

Müller? Es ſtehen hier alſo zwey gewandte und tüchtige Männer gegen einander, wovon der eine mit groſſer Kenntniß auf ſeinem eignen Felde ficht. Der Streit bekommt dadurch viel Anziehendes, und Niemand, dem wenigſtens die hier befragten Artikel nicht ganz gleichgültig ſind, wird dieſe kleine Schrift ungeleſen laſſen. Mancher Friedfertige aber wird auch den bittern Controverſen-Ton hinweg wünſchen, der uns nur zu oft an die Zimmermann-Bahrdiſchen Streitigkeiten unangenehm erinnert.

Indeſſen können wir nicht läugnen, daß Herr Müller Anlaß bekommen hat, ſehr viel ſchöne künſtleriſche Entwicklungen mitzutheilen, und daß er ſehr viel Wahres ſagt. Schon die einzige Rüge p. 8 und 9 — daß man durch vorzeitige Urtheile über angehende Künſtler dieſen letzten erſtaunlich viel ſchaden kann und muß — verdiente für ſich gedruckt zu werden. Sie wird p. 83 u. f. durch ein Beyſpiel näher motivirt. Herr von Kotzebue erlaubte ſich, auf ein Gemählde hin, das er kaum untermahlt geſehen hatte, einem talentreichen jungen Mann (Hrn. Schick aus Stuttgart) das Genie für die Hiſtorien-Mahlerey abzuſprechen, und dieſes offenbar ungegründete Urtheil mit des Künſtlers Namen der Welt gedruckt mitzutheilen. Darüber eifert Herr Müller nun gar ſehr. Wir können noch hinzufügen, daß eben dieſes Gemählde nachher, da es fertig war, in Rom ſelbſt viel Senſation erregte, was nichts geringes iſt, weil das Mittelmäßige und Schlechte dort gar nicht beachtet wird. Der Künſtler ſtellte es, auf Antreiben ſeiner Freunde und nach einer ſeit vielen Jahren faſt auſſer Gebrauch gekommenen Gewohnheit, ſogar öffentlich in der Rotonda zur Schau aus. Es hatte vielen Zulauf und Beyfall von Seiten des römiſchen Volkes, welches man gar nicht unter die incompetenten Richter zählen darf; aber zu gleicher Zeit erhielt auch die Künſtlerkritik ganz freyen Spielraum. Er wurde von einigen Kritikern auſſerordentlich hoch erhoben, von andern auſſerordentlich ſtreng beurtheilt; und auch das gehörte zu den guten Anzeigen. Des Künſtlers eigenhändiges beſcheidenes Urtheil lautet ſo: „Ich glaube, daß mein Gemählde weder das allzu groſſe Lob, noch den allzuſcharfen Tadel verdiente. Er wird ſich wohl in der Mitte halten.“ Seither iſt das Gemählde in des Künſtlers Vaterſtadt angekommen, wo auch geübte Augen und unbefangene Richter ſind. Ihr Urtheil beſtätigt vollkommen das eigene des Mahlers. Sie fanden ſo vortrefliche Parthien — und deren nicht wenige, — daß, wenn das Gemählde durchaus gleich ſeyn könnte, es gewiß zu den erſten Meiſterſtücken der neuen Kunſt gezählt werden müßte. Aber auch die ſchwächeren Seiten fanden ſie, die ihm einen gegründeten Tadel zuziehen könnten. Am Ende müßte das allgemeine Reſultat vor allen Urtheilen der Kunſt-Welt doch unſtreitig dahin gehen, daß man einem jungen Mann, der ſo Etwas machen kann, von Herzen Glück wünſchen darf zu einem entſchiedenen Talent für das erhabene Fach der Hiſtorien-Mahlerey. *)

*) Dem Morgenblatte wird nächſtens ein Umriß dieſes Gemähldes nach des Künſtlers Zeichnung beygelegt werden.

Seit wann nennen die Franzoſen uns Deutſche hommes du Nord?

Wenigſtens ſchon im zwölften Jahrhundert bedienten ſie ſich dieſes, etwas vielumfaſſenden, Ausdrucks. Als König Richard Löwenherz, auf ſeiner Rückkehr aus dem Kreuzzuge, vom Herzog Leopold von Oeſterreich angehalten und in einen Gefängnißthurm geworfen wurde, erhub der bekannte Peter von Blois, (ein Franzoſe, damals Archidiakonus in London) laute Klagen. Er verwendete ſich deswegen bey ſeinem Jugendfreunde, mit dem er die Pariſer hohe Schule beſucht hatte, dem Erzbiſchof Konrad von Mainz, und ſchrieb dieſem unter andern folgende Worte: „Aus dem befreundeten Deutſchland kömmt dieſes „Unglück über uns. Ach, ach! ihr Fürſten aus Norden! Wahrlich! von Norden geht alles Weh aus!“ *)

P.

*) Nobis in germana Germania haec mala germinant universis. Heu! Heu! Principes Aquilonis! vere ab Aquilone panditur omne malum. v. ap. Rymer, Foedera T. I. Ed. Lond. p. 79.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Offenbach, 20 Februar.

Ach! unſre edle, geiſtreiche Sophie von la Roche iſt am 18 dieſes zu den Unſterblichen gegangen. War es vielleicht eine trübe Ahnung Ihres nahen Verluſtes, was den Gang meiner Ideen leitete, daß ich in meinem Schreiben vom 25 Jänner an Sie dieß ſeltne Juwel der Menſchheit mit der niedergehenden Sonne verglich, welche die Laufbahn eines heitern Tages, an dem ſie über unſre Hemiſphäre nichts als Segen und Wachsthum verbreitet hat, in verklärter Heiterkeit vollendet? So nahe — ſo nahe war alſo unſre tiefe Trauer im Buche des Schickſals beſchloſſen! B.

Paris, 12 Febr.

Das Carneval iſt vorüber, die muntere poetiſche Welt, die ſo bunt und lockend aus unzähligen Buden in die proſaiſche hinein ſchaute, iſt verſchwunden. Nur einige Reiche ſetzten das Schmauſen noch fort. Glänzend konnte man das Carneval nicht nennen, indem wenige neuerfundene oder koſtbar gekleidete Masken im Corſo waren. Es ſcheint, die groſſe Welt habe an der Maske genug, welche die Konvenienz ſie das ganze Jahr tragen heißt.

Die Theater waren übrigens ſehr gefüllt. Eine Benefiz-Vorſtellung ſoll 25000 Fr. gebracht haben.

Klaproths Apothekerhandbuch mit Kupfern iſt überſetzt erſchienen.

18 Febr.

Am 12 ſtanden eine Menge Pfirſchen- und Aprikoſenbäumen im Carthäuſer- und Pflanzgarten in voller Blüthe. Am 16 war ſchwüle Luft und Sirocco; jetzt fällt Schnee nach einem fürchterlichen Sturm.

Mit dem neuen Maas, Meß und Gewicht hat es noch immer viele Schwierigkeit. — Ein Geſetz verordnet jetzt, daß nur diejenigen Handelsbücher halben Beweis geben, die ſich darnach richten.

Nach einem Bericht einer Comite des Nat. Inſtituts, iſt das Sacro Catino von Venedig, das man für Smaragd hielt, Glas.

Alle Montage iſt jetzt bey Hofe Konzert, Ballet, Cour, Spiel und Souper.

Das ſo eben erſchienene Heft der Annales des Muséum d'Histoire naturelle enthält folgende Aufſätze: Vauquelins Analyſe eines grünen Steatits. Cuviers Fortſetzung der Unterſuchungen über die foßilen Knochen aus den Gegenden von Paris. Desfontaines über die Convallaria. Ueber die Schmarotzerchampignons von Decandolle. Analyſe des Tyroler rothen Zeolits von Laugier.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. I.

Nro. 51.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Februar, 1807.

> Ein Wahn, der mich beglückt,
> Iſt eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt.
>
> Wieland.

Briefe deutſcher Gelehrten,
aus Gleims Nachlaſſe.
Herausgegeben von Körte. 3 Theile.

Wie ehrwürdig ſind nicht dieſe vertraulichen Herzensergieſſungen dieſer Veteranen der deutſchen Literatur, Bodmers und Sulzers, des alten Grenadiers und ſeiner jungen Freunde, Heinſe, Müller und Jakobi. Wie zutraulich und ehrlich ſind nicht ihre Aeußerungen; welch' ein beſcheidenes Selbſt-Gefühl leuchtet nicht aus ihnen hervor? welche Kraft des Ausdrucks, welche Fülle der Gedanken, welche Wärme des Herzens?

Hier ſehen wir dieſe trefflichen Männer ſchaffen und arbeiten, ſinnen und denken, würken und raſtlos ſtreben. Wir ſehen ſie das ſilberne Zeitalter aus dem eiſernen hervorführen, und das goldne von Schiller und Goethe vorbereiten. Was wird auf das goldne folgen? Schon wandeln wir in romantiſchen, dichtverſchlungenen Pfaden, und wiſſen nicht wohin.

Bodmer und Sulzer! ehrliche kernhafte Schweizer; mürriſch und grob, aber herzlich und gut, treu und deutſch. Immer raſtlos beſchäftigt, die vaterländiſche Sprache von Gottſched's franzöſiſchem Anſtriche zu ſäubern; Stubengelehrte, aber keine Pedanten; fleiſſig, unermüdet, und nicht minder beſtändig in der Freundſchaft. Wie rührend iſt nicht ihre kindiſche Freude über das Stückchen Brod, welches dem verdienſtvollen Gleim mit Mühe zu Theil ward, während die Academiciens in Berlin in Karoſſen rollten.

Mit welchen Schwierigkeiten hattet ihr zu ringen? Wie klein waren eure Hülfsmittel, wie unermeßlich eure Geduld! Ihr hattet anzukämpfen gegen das Vorurtheil der Höfe, gegen die drückende Sorge der Armuth, gegen den Einfluß mächtiger Gegner! Ihr wart nicht gebohren zu Schmeichlern; aber hättet ihr auch ſchmeicheln wollen, euer Friedrich wollte ja nicht deutſch geprieſen ſeyn.

Nicht zu berechnen iſt der Verluſt, den Deutſchland durch Friedrichs Vorliebe zu ausländiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft erlitten hat. Hätte der Held für ſeine Deutſchen nur die Hälfte von dem gethan, was er an Fremde verſchwendete; ja, hätte er ihre Bemühungen, nicht mit Golde, nur mit Beyfall gelohnt, ſtatt ihrem Streben durch ſeine Verachtung die Flügel zu lähmen, welche Männer hätte Begeiſterung damals gebildet? Wie hätten ſie zum Volke geſprochen, und wie gewirkt? Was wäre mit dieſer Unterſtützung von oben herab unmöglich geweſen, da ohne ſie ſo vieles möglich war und ward!

Rührend iſt die erſte Bekanntſchaft zwiſchen Gleim und Heinſe. Wie väterlich ſpricht nicht der Mann zu dem Jüngling? wie warnend, wie ſanft, wie treu? wie heiß iſt dagegen die Dankbarkeit dieſes vollen, überſtrömenden Herzens? Wie ſpricht ſich in jedem Wort ihr Geiſt aus?

In Heinſe die Kraft der Jugend, die Ruſtizität, die ihr anzukleben pflegt, der Enthuſiasmus der Kunſt, der Sinn der Wolluſt! Schade, daß Armuth dieſe Kraft lähmte und dem Enthuſiasmus Feſſeln anlegte! Wie manches beſäßen wir vielleicht mehr von dieſem üppigen Genie, hätt' er nicht überſetzen müßen, um Brod zu kaufen. O, ihr alle, die ihr euch an ſeinem glühenden Ardinghello erwärmt habt, wißt ihr denn, daß der Verfaſſer Monate lang nicht ſchreiben konnte, weil ihm Holz mangelte, ſeine Kammer zu wärmen? Wie mancher Heinſe mag unter dem Drucke ſeiner Armuth zu Grunde gegangen ſeyn, während ein ausländiſcher Verſemacher an dem Hofe ſeines Landesherrn ſchwelgte von deutſchem Gelde!

In Müller'n welche Gründlichkeit und Rechtſchaffenheit, welch' offene Seele! welch' eiſerner Fleiß! welch' warmes Gefühl für Freundſchaft! welch' entſchloſſener Sinn für die Freyheit! Und dieſer Mann klopfte an, und die Königsſtadt wies ihn aus ihren Thoren. Er mußte für die Gegenwart arbeiten, während ſein Geiſt in der Vergangenheit wandelte. Um zu leben, mußte er den hohen Sinn, wo nicht beugen, doch in ſich verſchlieſſen. So ſollen denn auch die ewigen Tafeln der Geſchichte ſchweigen oder lügen? Alte Schweiz! du boteſt deinem Müller keinen ſtillen Platz, wo er die Geſchichte deiner freyen Väter hätte frey niederſchreiben können.

In Gleim welche feurige, begeiſterte Liebe für ſeinen Friedrich! wie ſo ganz frey von Ruhmredigkeit und Schmeicheley, die Anhänglichkeit eines treuen Dieners an ſeinen Herrn, eines Soldaten an ſeinen Feldherrn! Wie jugendlich iſt der Greis, wie liebreich ſelbſt in ſeinen Schwächen! wohlthätig und weich; zu ſchwach, um der Zeit zu folgen, aber auch kein grämlicher Lobredner deſſen, was war; im Gegentheil, er liebt ſeine Kinder, er freut ſich ihrer Fortſchritte, er wärmt ſein altes Herz an ihrer Gluth. Ehrwürdiger Alter! wie väterlich hat das Schickſal für dich geſorgt, daß es dich dieſe Zeit nicht erleben ließ! L.

Unter ein Gemählde.

Amorinen!
Lächelnd ſchwebt ihr auf Delphinen,
Mit der Aehren
Schönem Kranz,
Und der gold'nen Aepfel Glanz,
Uns zu lehren,
Amorinen,
Daß euch Meer und Erde dienen. Haug.

An Pica.

Die Ohrenbeichte hat für dich
Den Reiz und Vorzug ſonderlich:
Man ſpricht ganz ungeſtört von ſich. Haug.

Neueſte Erſcheinungen in der Landſchafts-Mahlerey in Rom.

(Beſchluß.)

Seitdem iſt die Alſtenſche Art zu mahlen wieder mehr in Vergeſſenheit gekommen. Man hat gefunden, daß die Laſurmanier größere Sorgfalt erfordert, als bey bloßer Nachahmung der Fall ſeyn kann, und man hat geſehen, daß die beſſern Künſtler fortfuhren, jeder ſeinen eignen Gang fortzugehen. Alſten war übrigens bey der ganzen Nachahmungswuth — völlig präitenſionslos, und hat, auſſer ein Paar Kleinigkeiten, ſeitdem nichts weiter in der Landſchaft verfertigt. Seine große oberwähnte Landſchaft gieng nach England, um den Preis von hundert Louisd'or. —

Ganz unerwartend und befremdend macht mit einemmale beym Schluſſe des Jahres 1806 ein Mann Aufſehen, der ſchon ſeit 40 Jahren ſich in Rom aufhielt, aber, wenig bekannt, nur als Reſtaurator alter Gemählde und als unbedeutender Figuren-Mahler exiſtirte. Dieſer Mann heißt Franceſco Cadet, iſt von Geburt ein Mulatte von Leogano auf St. Domingo, und kam, durch ein Zuſammentreffen von Umſtänden, ſchon in ſeinem achten Jahr nach Rom, wo er ein ziemlich anſehnliches Vermögen ſich erwarb — hauptſächlich durch Verbindung mit dem Gemähldehändler Bonelli — und jetzo häuslich etablirt iſt. Seine Wohnung iſt Strada della Vite n. 107.

Es verbreitete ſich das Gerücht: es ſey bey H. Cadet ein Bild zu ſehen, das er für ſeine Arbeit ausgebe, das aber ein altes von ihm vielleicht übermahltes oder ergänztes Bild von Claude Lorrain zu ſeyn ſcheine. Dieſe Vermuthung ſchien um ſo mehr einigen Grund zu haben, da es bekannt war, daß Bonelli erſt vor wenigen Jahren mit zwey oder drey ächten Claud'ſchen Gemählden nach England gereist war, wo er ſie theuer verkaufte. Mehrere italieniſche Künſtler und darunter ſelbſt Veteranen, wie z. B. Camoccini (jetziger Direktor der Akademie von St. Luca und unſtreitig einer der erſten jetztlebenden Hiſtorienmahler in Rom) wurden irre gemacht. Das Cadetſche Bild hatte die gewöhnliche Größe der Claud'ſchen Bilder. Der Gegenſtand war ebenfalls im Geſchmack jenes alten Meiſters gewählt. Die Landſchaft ſtellt eine dunſtige Meerküſtenferne vor. Im Vordergrunde ſieht man Diana mit vielen Nymphen von der Jagd zurückgekehrt. Die Hauptgruppe ſcheint mit der Beute beſchäftigt. Mehrere Nymphen hängen erhaltene Prämien oder Geſchenke von der Göttin an die Säulen des Tempels auf. Um das Auge noch mehr zu täuſchen, hatte der Künſtler dem Gemählde eine den Reſtauratoren wohlbekannte Patina gegeben, wodurch es ganz das Anſehen eines alten Bildes erhielt. Obgleich nun zwar bey genauerer Unterſuchung ſich zeigte, daß, beſonders in den Gebäuden, die Claud'ſche Beſtimmtheit und Präziſion fehlte, und auch die Kompoſition nicht reich genug war, — ſo mußte man doch geſtehn, daß man Claudes Manier bis zu dieſem Grade der Täuſchung, in ſpätern Zeiten niemals, wenigſtens in Rom nicht — nachgeahmt geſehen habe. —

Claudes Kunſt war bis jetzt den Künſtlern immer ein Räthſel, man konnte ihm keine Manier abſehn, weil er im Grunde keine hatte. Man wußte nur, daß er ſeine Bilder unzähligemale übermahlt und eben ſo oft geändert hatte. Die Italiener pflegen von ihm zu ſagen: é stato molto penitente del suo lavoro. — Indeſſen brachte er doch heraus, was er wollte, wenigſtens, was niemand nach ihm erreicht

hat. Die Sache war, daß, bey einem äuſſerſt feinen Auge für die Nüancen und Zaubereyen der italieniſchen Natur, der in ihm wohnende Genius ſelbſt die äuſſeren Schwierigkeiten des Mechaniſchen überwand, wozu noch der glückliche Umſtand hinzukam, daß Claude, bey unermüdetem Fleiß und bey einer ſehr guten Geſundheit, faſt ununterbrochen bis in ſein 81ſtes Jahr fortarbeitete. Etwas beſonders Charakteriſtiſches in ſeinen Gemählden iſt der zarte Dunſt, die unbeſchreibliche Weichheit, die alle ſeine Formen umſchwebt. Man ſieht bey ihm nicht das Geſchriebene, worin die mehrſten und ſelbſt die beſſern neuern Landſchaftsmahler das Verdienſtliche ſuchen, ſondern alles iſt wie hingehaucht, wie es die Natur unter dieſem Himmel zeigt. Bey aller dieſer ſcheinbaren Unbeſtimmtheit ſind doch alle Formen bey ihm verſtanden, und nichts weniger als unbeſtimmt, und hierin, daß er die zarte Grenzlinie der Wahrheit und der Täuſchung ſo fein zu treffen wußte, zeigt ſich der große unſterbliche Nachahmer der Natur auf einer bewundernswürdigen Höhe ſeiner Kunſt.

Hätte Cadet nur das eine Bild verfertigt, ſo dürften über ſein Nachahmungstalent noch mancherley Zweifel übrig bleiben; aber zwey ſpätere, auch bereits vollendete Gemählde ſetzen ſeine tiefe Kenntniß der ganzen Claud'ſchen Verfahrungsweiſe auſſer Zweifel.

Beyde ſind in Kompoſition und Ausführung dem erſtern weit vorzuziehen; beſonders hat das letzte eine ſo frappante Originalität und Neuheit, daß man dabey durchaus den Nachahmer vergeſſen muß.

Die Landſchaft ſtellt eine egyptiſche Gegend vor. Sie läuft in einer ſanften Fläche gegen das Meer, und ein hügliches Küſtenland hinaus, über welches die Sonne aufgeht. Zwey Pyramiden verlieren ſich in perſpektiviſcher Verjüngung auf der Fläche der Ebne. Vor der näheren größer erſcheinenden fließt ein doppelarmiger Bach dem Meere zu. Im nächſten Vorgrunde ſtehen zwey Sphinxe von violetrothem Porphyr auf grauen Poſtumenten. Einige Bäume, am rechten Ort hingeſetzt, erhöhen die Würkung des Ganzen, ohne der Gegend das Freye zu rauben. Die Landſchaft iſt mit einer äuſſerſt glücklich gedachten reichen Figurenkette belebt, und ſtellt die Szene vor, da das Kind Moſes von der egyptiſchen Prinzeſſin gefunden wird. In den Figuren-Bewegungen, in dem Ausdruck des frohen Erſtaunens, in der Verbindung der ganzen Reihe iſt reitzendes Leben ausgedrückt. Alles greift in einander, alles gehört zuſammen, und nichts iſt geſucht. Man fühlt und verſteht ohne Erklärung, was vorgeht, und man intereſſirt ſich für die Darſtellung auch ohne Rückſicht auf hiſtoriſche Wahrheit. — Die Fürſtentochter zeichnet ſich mehr durch edle ruhige Würde als reiche Kleidung aus; dennoch ſtrahlt ſie unter den blühenden Mädchengeſtalten wie eine Göttin hervor. Der Boden, worauf die Figuren ſtehen, iſt im Helldunkel gehalten, und es läßt ſich denken, welche Kraft und Farbendegradazion und Harmonie durch das Ganze herrſchen muß, da ſelbſt die glühende Farbe der Sphinxe durchaus nichts grelles hat, ſondern mit der ganzen Landſchaft in zauberiſche Verbindung gebracht iſt. Das Bild hat ſo etwas neues und fremdes, daß ſchon deswegen dem Künſtler ein ausgezeichnetes Lob gebührte. Herr Cadet fordert für die beyden Stücke 1000 Scudi. Er hatte das Glück, wie er ſagt, neun Claud'ſche Bilder zu reſtauriren; dadurch erhielt er Aufſchlüſſe, die ihn auf ſolche ſeltnere Weiſe in die Farbenkunſt des großen Landſchaftsmahlers eindringen lieſſen. Es iſt natürlich, daß Herr Cadet jetzt bey dieſem Fache bleiben will, und es läßt ſich erwarten, daß er in nachfolgenden Verſuchen noch mehr leiſten, aber auch mancherley Streit und Widerſpruch veranlaſſen wird. In jedem Fall ſind ſeine drey erſten Landſchaften als wahre Phänomene in der Landſchaftskunſt anzuſehen. Das Studium der Kunſt kann bey ſolchen Erſcheinungen nur gewinnen, und die Frage kommt hier nicht in Betracht: ob der Künſtler je etwas anders nachahmen ſoll als die Natur?

Das Ave Maria.

Eine Abendlandſchaft von Herrn Wallis in Rom.

Abendgeläute.

Stille! Stille! ſink hernieder! heil'ge Ruhe! komm zur Erde;
Gieb den Müden Ruhe wieder, daſs der Geist erquicket werde!

(Stimme eines Jünglings, der an der Hand ſeiner Geliebten heimwandelt.)

Liebchen! horch! die Feyerſtunde
Tönt vom alten Dom der Stadt;
Glücklich, wer von deinem Munde
Seinen Abendſegen hat.
Deiner Augen holde Sterne
Leuchten mir in's Paradies!
Flieg, mein Dank, zur Himmelsferne!
Denn zu danken iſt ſo ſüß.

Stille! Stille! ſink hernieder! gieb den Müden Ruhe wieder;
Heilg'e Ruhe! komm zur Erde, daſs der Geist erquicket werde!

An der heiligen Capelle
Flimmert ſchon der Lampe Schein;
Und des Abendlichtes Helle
Stirbt in matterm Wiederſchein.
Wie ſo klar die Ströme fließen!
Wie in ewigem Verein
Alle in das Meer ſich gießen,
Dort der Ruhe ſich zu freun.
Alſo ſtrömt zur ew'gen Quelle
Auch des Menſchenpilgers Geiſt
Suchend dort bey Sternenhelle,
Was ihm hier die Ahnung weißt.

(Weibliche Stimmen betender Andacht.)

„Heil'ge Mutter! allen allen
„Komm! von dir nur Troſt und Ruh,
„Dir, dir fliegt des Kindes Lallen,
„Dir der letzte Seufzer zu!
„O wie ſüß' iſt's nach den Mühen
„Deinem heil'gen Bilde nahn!
„Frommvereint vor dir zu knieen,
„Deinen Segen zu empfahn.
„Fleh für uns den Himmelsvater,
„Daß er ſegnend niederſeh!

(Stimme des Greiſen Eremiten.)

„Et jam nos exaudit pater;
„Macula non est in te.

Stille! Stille! ſink hernieder! gieb den Müden Ruhe wieder;
Heil'ge Ruhe! komm zur Erde, daſs der Geist erquicket werde.

Seht des Mondes ſanftes Flimmern
In dem ſtillen Himmelblau!
Seht der Abendfeuer Glimmen
An des Berges dunkler Au!

O wenn Licht und Glut nicht wäre,
Chaos wär der Erde Raum.
Sinke aus des Lichtes Sphäre,
Holder Zukunft Morgentraum!
Liebe! Hofnung! eure Farben
Schimmern ſelbſt aus Nacht und Tod.
Wann des Sommers Kinder ſtarben,
Färben ſich die Blätter roth.
O wenn keine Liebe wäre,
Wo denn wären Glück und Ruh?
Wie die Ströme fliehn zum Meere,
Flieht dem Himmel Liebe zu.

Stille! Stille! sink hernieder! gieb den Müden Ruhe wieder;
Heil'ge Ruhe! komm zur Erde, daſs der Geist erquicket werde.

Heim zur Hütte kehrt die Heerde;
Auch das Schifflein landet dort.
Alles ſucht hier auf der Erde
Endlich ſeinen Ruheort.
Doch das ſchönſte Loos hienieden
Fällt nur, wem ein Freund ſich weiht,
Wem ein Weib mit Engelsfrieden
Seel'gen guten Abend beut. *)

Die Peterskirche. Ein Mythus.

Tauſend Kunſtkenner ſtaunten ſchon vor der unermeßlichen Peterskirche. Erhebet Euch aus der Anſchauung auch zu Gedanken! Unwillkührlich iſt hier das coloſſaliſche Denkmal der gröſten menſchlichen Kraftäuſſerung aufgeſtellt, daß ein deutſcher Mönch es wagte, Deutſchen (!) die Feſſel des Glaubens an menſchliche Infallibilität, das Gängelband der allmächtigen Prieſtergewalt, abzuſtreifen. Indem St. Peters Nachfolger dieſe Kirche von Stein erzwangen, gab ihr Druck der geiſtigen Elaſticität den beſten Schwung, und des apoſtoliſchen Petrus unſichtbare Krone ſezte ſich in Freyheit. Von Sündenſtrafen wollte man die Glaubigen ſich loskaufen laſſen, und die Welt lernte, ſich von der gröſten Sünde, dem blinden Glauben, losmachen. So lange die Peterskirche ſteht, bleibt mitten im Reiche der Infallibilität ein Monument der Prüfungs-Freyheit, des ächten Proteſtantismus. Und würde ſie in Ruinen ſinken; der Vernunftglaube wird nicht mehr zur Ruine! Die Geſchichte der Peterskirche allein könnte ihn wieder aus dem Staube erheben. Ps.

Deklamatorium
in Stuttgart.

Am 24 Febr. wurden wir mit einem Deklamatorium zum Benefiz des Königl. Hofſchauſpielers H. Cordemann erfreut. Schon dieſes ehrenvolle Streben, durch öffentliche Vorträge ſich für ſein gewähltes Fach immer mehr auszubilden, verdient Lob. Er trat vor einem zahlreichen Publikum beſcheiden auf, und deklamirte Schillers Würde der Frauen, die drey Ringe aus Nathan, die Tobacks-Pfeife von Pfeffel, Gellerts guten Rath, und eine der trefflichſten Stellen aus Wallenſtein, mit Gefühl und Anſtand. Bey den drey Ringen riß ihn zuweilen ſein Eifer vom ſtiller'n Tone des Erzählers in den höhern der lyriſchen Begeiſterung hinüber. Am beſten gelangen ihm wohl die Türkenpfeife, die Scene aus Wallenſtein, und der gute Rath. Madame Leibnitz erſchütterte durch den lebendigſten Ausdruck der ſchauerlichen Gefühle in der Reſignation, und H. Reil wußte den Zuhörer durch die glücklichſten Uebergänge vom Schrecklichen zum Rührenden, ſo wie durch das Herzliche und Kraftvolle im Liede vom braven Manne zu feſſeln.

Die geiſterhebende Deklamation des ſinnvollen Liedes von der Glocke war die Krone des Ganzen. Die HH. Cordemann und Reil, und Mde. Leibnitz ernteten den gerechteſten Beyfall. — Hr. Knecht, deſſen Name durch Aufſätze in der muſikaliſchen Zeitung und die Ausarbeitung des neuen Württembergiſchen Choralbuchs rühmlich bekannt iſt, zeigte bey der melodramatiſchen Behandlung des Liedes von der Glocke, daß er nicht allein in gebundener Schreibart die Kirchenmuſik bereichern kann, ſondern auch im eleganten Styl mehreren der vorzüglichſten Muſiker an die Seite geſezt zu werden verdient. Mit immer ſteigendem Intereſſe folgt die Muſik der Dichtung nach. Gern führten wir mehrere beſonders gelungene Stellen an, wenn es hier nicht zu weitläufig, und die Wahl nicht zu ſchwer wäre. Der Sturm iſt durch kühne überraſchende Modulationen vortreflich, ſo wie die Stille der Natur erhaben und ſchauerlich, ausgedrückt. Hauptſächlich iſt die Stelle: „Munter fördert ſeine Schritte u. ſ. w. bis: und das junge Volk der Schnitter fliegt zum Tanz" gut und gefällig, überhaupt die Haltung des Ganzen mit vielem Geſchmacke durchgeführt. Hr. Knecht begründet auf das Neue die Achtung der Kunſtfreunde für ſein Talent, und erwarb ſich den lauten Beyfall des Publikums. Möchte er dieß ſein Werk bey künftiger Muße mehr zuſammendrängen, ſtechen laſſen, und ſo zum Gebrauche für Deklamationskoncerte gemeinnützig machen!

*) Innig und lieblich hat ſich die Dichtkunſt hier an die Landſchafts-Mahlerey angeſchmiegt. Möchte noch die Tonkunſt hinzutreten, um den ſchönen Kreis zu vollenden!! L.

Charaden.

1.

Man läßt vom Erſten und Zweyten
Sich oft zu Thaten verleiten,
Die kein Verſtändiger faßt.
Das Erſte fällt jedem, wie euch,
Das Zweyte keinem zur Laſt.
Wer dieſes vermehrt, wird reich;
Wer jenes vermehrt, gehaßt;
Ihr könnt nicht mein Erſtes regieren;
Mein Zweytes aber regiert.
Mein Ganzes ſchimmert, und ziert;
Doch kann's zum Scheine nur zieren. A.

2.

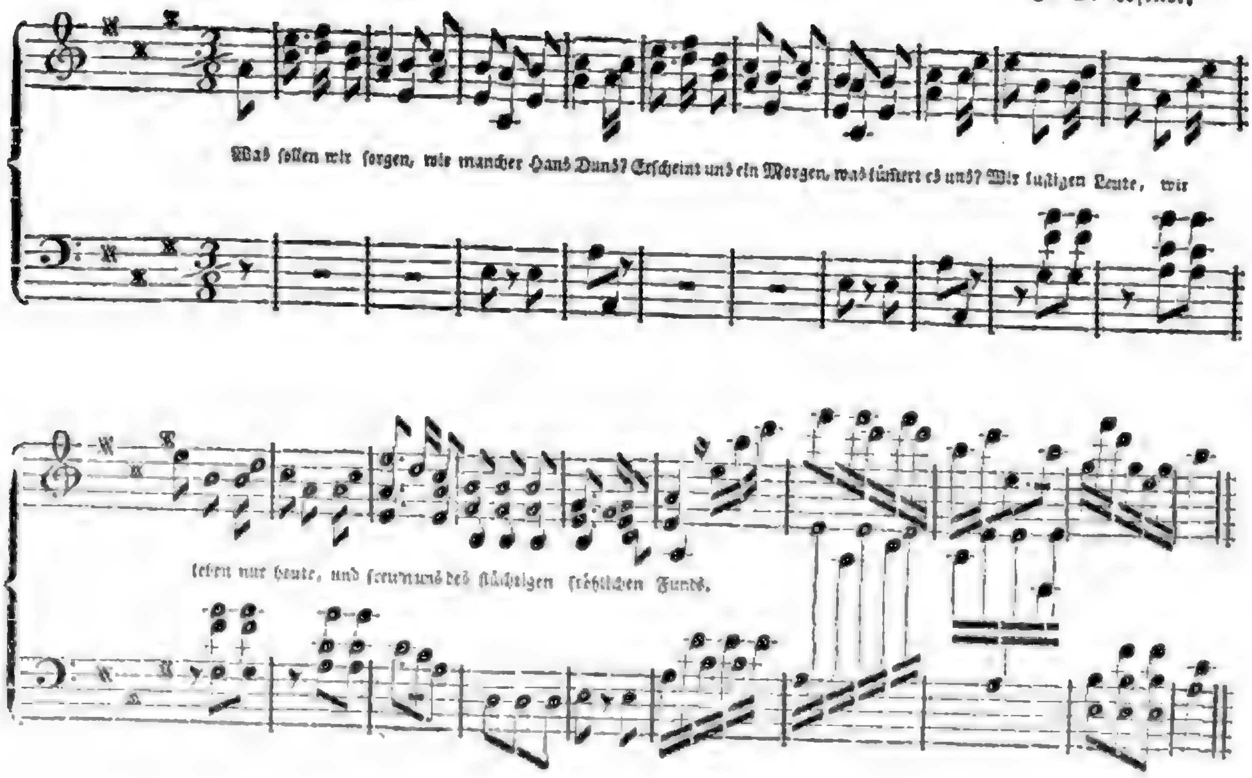
Mein Erſtes (wenn das Zeichen wiederkehrt,
Das es fürs Ganze nur entbehrt,)
Mein Erſtes kämpft, zum Heil der Starken und der Schwachen,
Schon ſeit Jahrtauſenden mit einem Drachen,
Verderblicher als der, den, wie euch Schiller ſang,
Ein Held von Rhodus einſt bezwang.
Wenn euch Geburt und Rang nicht zieren,
So kommt ihr an mein Zweytes nie;
Doch öffnet ihr mit leichter Müh'
Euch in mein Zweytes Thor und Thüren.
Mein Ganzes, glaubt das Wunder mir!
Hat manches Kreuz, doch keine Leiden.
Entgeht auch mancher ihm, ihr dürft ihn nicht beneiden:
Er iſt nicht glücklicher, als ihr. W.

Auflöſung der Charaden in Nro. 45: 1. Triebfeder. 2. Schwindel, Windel.

Beylage: Ein Lied in Muſik.

Lebens-Lied.

J. G. Löſener.



Mit ſchimmerndem Tage
  Erwacht unſre Luſt.
Fort, Kummer und Plage,
  Von biederer Bruſt!
Der Geiz nur erſchrecke,
  Tyrannen nur necke
Die Sorge, genüglicher Freud' unbewußt.

Wir ſcheu'n keine Rächer,
  Wir ſcherzen uns hin,
Und lieben die Becher,
  Nicht Macht und Gewinn;
Die Lieb' und die Freude
  Begleiten uns beide;
So wallen wir fürder mit freundlichem Sinn.

In Donnern und Stürmen —
  Wir gehn ohne Pein:
Ein Starker wird ſchirmen;
  Wir achten es klein;
Und bräche der Himmel,
  In frohem Gewimmel
Beträten wir Wodans geheiligten Hain.

F. H. Bothe.

Nro. 52.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 2. März, 1807.

Was an dem Manne ſey, weiſt ſeiner Augen Schein,
Sein Amt, ein Beutel Geld, und dann ein Becher Wein.
Logau.

Erinnerung an den älteſten unſerer deutſchen vorzüglichen Briefſteller.

Luthers große und mannichfaltige Verdienſte ſind, wie billig, von ſeinen Landsleuten nach Würden erkannt und geſchätzt. Dennoch gibt es vielleicht noch eine Seite, von welcher er, wenigſtens der jüngern Leſewelt, es nicht nach Gebühr iſt. Möge daher folgender kleine Aufſatz Luthers Ruhm, als deutſchen Briefſtellers, etwas weiter verbreiten, als er bisher war.*)

Luthers Briefe tragen freylich das Gepräge ſeines rauhern Zeitalters und ſeiner eigenen, oft allzuanſtößigen Heftigkeit; aber wer könnte ihnen, einer großen Anzahl nach, das Lob der wahren Vortreflichkeit abſprechen? Ton und Sprache ſind jeder Lage, jedem Verhältniſſe, jedem Gemüthszuſtande auf das richtigſte angemeſſen, auf das glücklichſte getroffen. Durchaus herrſcht die ungeſuchteſte Leichtigkeit im ganzen Vortrage, wie in den einzelnen Uebergängen: ſeine Ausdrücke und Wendungen ſind von der naivſten Eigenthümlichkeit und Kräftigkeit: ſeine Schreibart immer gehörig forteilend. Wie voll Würde und doch voll Ehrerbietigkeit, wenn er ſich bey dem Kurfürſten von Sachſen für ein erhaltenes Geſchenk bedankt!

„Gnad und Friede und mein arm Pater noster. D. H. „F. Gn. H. Ich habe heute frühe von E. C. G. das reiche „Geſchenk, nemlich ein halb Fuder Suptitzer, ein halb Fuder „Grünberger, vier Eimer Jeniſchen Weins, dazu ein Schock „Karpfen und einen Centner Hechte ſchöne Fiſche empfangen. „Es iſt auf einmal zu viel, wäre genug an der Stück einem „geweſen. Wolan, ich danke E. C. G. aufs Unterthänigſte. „Unſer Herr Gott wirds E. C. G. wieder erſtatten. So „weiß ich alle die Gnade, ſo mir E. C. G. täglich und ſo „reichlich erzeigen, nicht zu verdienen. Mit meinen Armen „will ich thun, was ich kann. Hiemit dem lieben Gott „befohlen. Sonnabends nach Leonhardi 1545.“

Dagegen, welch ein Abſtich, wenn er in ſeiner Entrüſtung über die Unternehmungen und Veranſtaltungen des Pabſtthums ſich gegen den nämlichen Fürſten alſo ergießt!

„Ew. u. ſ. w. ſchicke ich wieder die Artikel zu Löwen „geſtellt, denn wir ſie etwann vor acht Tagen auch gedruckt „bekommen. Es iſt ſehr gut, daß ſich die elenden Leute „ſo an den Tag geben und ſelbſt zu Schanden machen. In „des Kayſers Brief werden ſie (die Löwen'ſchen Artikel) „ſeine, des Kayſers Töchter, genennt. O unſeliger Kayſer, „der ſolcher großen ſchändlichen greulichen Huren Vater ſeyn „muß. Wolan der Pabſt iſt toll und thöricht von der Scheitel an bis auf die Ferſen, daß ſie nicht wiſſen, was ſie „thun oder reden. Zweifel iſt's nicht, wo ein Concilium „ſollte angehen, ſie werden eben ſolche Weisheit und noch „größere darinnen beſchlieſen. Aber ich halte, ſie ſind wol „ſo klug, ſonderlich ihr heilig[illegible] Geiſt zu Mainz, ſie werden „das Concilium, wie die unreiſe Gerſten, in der Kappe „ſtecken laſſen.

„Das andere Stück der Zeitung vom Concilio zu „Trient und die daſelbſt ſeyn ſollen, halt ich für ein Römiſch „und Mainziſch Geſchwätz und Gewäſch, welches ihnen ſelbſt „gar leid ſeyn ſollte, wenn's wahr werden müßte. Gott

---

*) Luthers, als Epiſtolographen, gedenken weder Gellert, noch Eſchenburg, noch Koch in ſeinem ſonſt ſo reichhaltigen Compendium der deutſchen liter. Geſch. 2te A.

„will ihr nicht und ſie wollen ſein auch nicht. Laß gehen, „es geht recht. Hiemit ſey Ew. dem lieben Gott befohlen, „der regiere und behüte Ew. zu allen ſeinem gutigen und „vollkommenen Willen, Amen. 1545.“

Wieder von ganz anderm Schrot und Korn iſt ſein Schreiben an die Kurfürſtin Sibylla. Hier iſt der Ton auch leicht und munter, dabey doch rührend und feyerlich, wie es von dem alten lebensſatten Manne zu erwarten iſt.

„Gnad und Friede im Herrn. Ich habe Ew. Brief „empfangen und bedanke mich ganz unterthäniglich gegen Ew. „daß ſie ſo ſorgfältig und fleißig fragen nach meiner Geſund„heit und wie es mir gehe mit Weib und Kindern, auch „mir alles Gute wünſchen. Es gehet uns Gottlob wol und „beſſer denn wir es verdienen vor Gott. Daß ich aber am „Haupt zuweilen untüchtig bin, iſt nicht Wunder, welches „an ihm ſelber alt und kalt und ungeſtalt, krank und „ſchwach iſt. Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er „einmal zerbricht. Ich habe lange genug gelebt. Gott „beſchere mir ein ſeelig Stündlein, darin der faule unnütze „Madenſack unter die Erde komme zu ſeinem Volk und den „Würmern zu Theil werde. Achte auch wohl, ich habe das „Böſe geſehen, was ich habe auf Erden ſollen ſehen. Denn „es läßt ſich an, als wollte es böſe werden. Gott helfe „den Seinen, Amen.“

Von ſeiner Kunſt, in einem frohlaunigen, ſcherzenden Tone zu ſchreiben, zeuge folgender Brief an ſeine Frau, worin er ihr ein kleines Reiſe-Abentheuer bey'm Austreten der Saal und anderer Flüſſe erzählt.

„Gnad und Friede im Herrn. Liebe Kethe. Wir ſind „heute um 8 Uhr zu Halle ankommen, aber nach Eisleben „nicht gefahren; denn es begegnete uns eine große Wieder„täuferin, mit Waſſerwogen und großen Eisſchollen, die „das Land bedeckete, die dräuete uns mit der Wiedertaufe. „So kennten wir auch nicht wieder zurückkommen von wegen „der Mulda; muſten alſo zu Halle zwiſchen den Waſſern „ſtille liegen, nicht daß uns darnach dürſtete zu trinken, „ſondern nahmen gut Torgiſch Bier und guten Rheiniſchen „Wein dafür, damit labeten und tröſteten wir uns dieweil, „ob die Saala wolte wieder auszürnen. Dann weil die „Leute und Fuhrmeiſter, auch wir ſelbſt zaghaftig waren, „haben wir uns nicht wollen in das Waſſer begeben und „Gott verſuchen; denn der Teufel iſt uns gram „und wohnet im Waſſer, und iſt beſſer verwahret „denn beklaget, und iſt ohne Noth, daß wir dem Pabſt „ſamt ſeinen Schuppen eine Narrenfreude machen ſollten. „Ich hätte nicht gemeint, daß die Saala eine ſolche Sodt „machen könnte, daß ſie über Steinwege und alles ſo rum„peln ſolle. Jetzo nicht mehr, denn betet für uns und ſeyd „fromm, ich halte, wäreſt du hier geweſen, ſo hätteſt du „uns auch alſo zu thun gerathen, ſo hätten wir deinen „Rath auch einmal gefolgt. Hiemit Gott befoh„len. 1546.“

Auch an Entſchuldigungs- und Rechtfertigungs-Briefen iſt er glücklich, verbindet mit Stärke und ſchneidendem Witz Anſtand und lachende Laune. Der Sächſiſche Rath v. Planitz hatte ihn wegen ſeiner Freymüthigkeit gewarnt und erinnert: er möchte in ſeinen Schriften mit den Großen und Gewaltigen der Erde etwas ſanfter verfahren. Hierauf antwortete Luther Folgendes:

„Gnad und Fried in Chriſto. Geſtrenger Herr und „Freund. Ich habe aus E. G. Schrift Herrn J. G. be„treffend, ſamt der freundlichen Ermahnung meines harten „Schreibens freilich empfangen und bedanke mich gegen E. G. „beide der Gunſt und Freundſchaft von mir unverdient.

„Doch will ich E. G. guter Meynung nicht verhalten, „daß ich hoffe, mein Schreiben ſoll niemand zu Schaden „kommen. — — — Auch habe ich Herzog Georgen „noch nirgend ſo angetaſtet, als den Pabſt, Biſchöffe und „König von England, dazu gar tief mich ihm unterwor„fen und erboten, daß mich dünket, ich habe ſein faſt „zu viel verſchont. Denn ich einem ſolchen tobenden „Tyrannen längſt hätte ſollen baß in die Wollen „greifen. — — — Es iſt jetzt eine andere Zeit, daß „man die groſſen Häubter, vorhin ungewohnt, anta„ſtet und was Gott im Sinn hat, wird man ſehen zu „ſeiner Zeit.

„Nicht, daß ich mich damit entſchuldige, als ſey nichts „menſchliches an mir, ſondern daß ich mich deß rühmen „kann, mit St. Paulo, ob ich gleich zu hart bin, daß „ich dennoch je die Wahrheit geſagt habe und mir nie„mand kann Schuld geben, daß ich geheuchelt habe. Soll „ich je einen Fehl haben, ſo iſt mir's lieber, daß ich zu „hart rede und die Wahrheit zu vernünftig herausſtoſſe, „denn daß irgend einmal heuchelte und die Wahrheit innen „behielte. — — —

„Das wolt E. G. in aller treuer Freundſchaft aufneh„men und guter Zuverſicht ſeyn, daß Chriſtus auch ſeiner „Feinde Herr iſt und kann uns halten, was er uns zugeſagt „hat, wenn wir bitten; daß ohne Zweifel nicht „ſoll Noth haben vor den Brandſchwänzen „Syriä und Samariä.*) Hiemit Gott befohlen. „(1523).

Um den Werth der Aufſätze Luthers recht lebhaft zu fühlen, vergleiche man damit einen deutſch geſchriebenen Brief Melanchthons; Melanchthons, der ſeinem Freunde in der Theorie der Redekunſt an klaſſiſcher und wiſſenſchaftlicher Ausbildung überhaupt ſo weit überlegen war. Man ſtutzt bey der Vergleichung, und möchte in die Vermuthung gerathen, ob nicht letzterer 4 Jahrhunderte früher unter eitel Mönchen gelebt habe.

Wie übrigens unſre Vorfahren des vielgeleſenen Luthers Vorbild hierin aus den Augen verliehren, wie ein ſo garſtiger, abſcheulicher Ungeſchmack im Briefſchreiben aufkommen, und die Roſte**), die Hunolde***), die Neukirche und dgl. ſchwere Sünder zu einem ſo vielgeltenden, herrſchenden Anſehen gelangen konnten, das verdient eine eigne Ausführung. P.

An das Glück.

Da Scribifax berühmt, und Thraſo Feldherr iſt,
Wer läugnet noch, o Glück, daß du allmächtig biſt!

Haug.

---

*) Eine Anſpielung auf Simſons 300 Füchſe mit Bränden zwiſchen den Schwänzen.

**) Der bekannte verkappte Meletaon.

***) Menantes.

Mon Voyage en Prusse, ou Memoires secrets sur Fréderic le Grand et la Cour de Berlin, par L. M. D. L. . . . Paris, chez Frechet, un vol. in—8.

Es war zu erwarten, daß die glänzenden Siege Napoleons über die Preuſſen die ſtatiſtiſchen Nachrichten über das unglückliche Königreich an die Tagesordnung bringen würden. In vorliegendem Werke ſind angeblich ſchon vor 30 Jahren geſammelte Skizzen von ihrem, nun um vieles älter gewordenen, Verfaſſer dem Publikum unter dem koſtbaren Titel von geheimen Nachrichten aufgetiſcht. Es iſt immer gefährlich, was man vor 30 Jahren geſchrieben, ohne Veränderung drucken zu laſſen; am gefährlichſten aber, wenn von dem Zuſtande Preuſſens die Rede iſt. Unſer Verfaſſer, deſſen geheime Nachrichten ſich auf die Längen und Breiten der Berliner Straſſen, den preuſſiſchen Winter, die Auſſenſeite der Feſte u. dgl. beziehen, hat jene Vorſicht aber nicht für nöthig erachtet, wenn anders ſeine geheimen Nachrichten, wie wir beynah geneigt ſind, zu vermuthen, nicht in aller Stille auf ſeiner Studirſtube, aus den bekannteſten Büchern, während des Feldzugs der Franzoſen, ausgeheckt ſind. Das viel verſprechende Motto des Titels: Beaucoup en ont parlé, mais peu l'ont bien connu, läßt freylich etwas Ungewöhnliches vermuthen, und könnte eben ſo gut auf Friederich den Groſſen, als auf die preuſſiſche Monarchie gedeutet werden; aber von welcher Art das Ungewöhnliche in dieſem Buche ſey, wird man bald aus einigen Auszügen erſehen. Ein Kapitel iſt überſchrieben: Que tu es belle! und lautet folgendermaßen: „Die Erziehung beſchränkt ſich in Berlin auf das Erlernen der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache, nebſt der Ausbildung einiger angenehmen Talente. Sonſt aber auch gar keine Sorge, keine Vorbereitung für die Zukunft, keine Grundſätze von Religion und Moral; darum bekümmert man ſich ganz und gar nichts. Gränzenloſe Verſchwendung für Luſtparthien und Puz. So bilden die meiſten Mütter in Berlin ihre Töchter zu Megären, Stiefmüttern und liederlichen Weibern. Iſt das Mädchen ſchön, wohl gebildet, nun ſo ruft die Mutter ſelbſt in ihrem Wahnſinn vor Bewunderung über ſeinen Anblick aus: wie ſchön biſt du doch, meine Tochter!“ Gleich nachher aber — table frugal, und der Widerſpruch: „wenig Equipagen, wenig Bediente, wenig Gaſthöfe. Eine mäßige Tafel, eleganter, aber einfacher Anzug, wohlfeile Stoffe, ſelten koſtbare Steine.“ Iſts dem Verfaſſer ernſt? Spricht er nicht von Paris, ſtatt von Berlin? — Nein; aber es ſcheint ihm in Berlin Alles eigen, Alles nur Berliniſch. Wer ſollte denken, daß die Cris etouffés eines Freudenmädchens in ein Gemählde von Berlin gehörten? Sie haben ein eigenes, der geheimen Nachrichten würdiges, Kapitel, auf das man nicht einmal einen Liebhaber verweiſen kann, ſo elend iſt es. — Wer übrigens bekannte Anekdoten von Friederich zum zehentenmale leſen will, der nehme das Buch zur Hand; dieſe ſind immer noch das beſte und machen es intereſſant; ſo wie ſich jede merkwürdige Begebenheit leſen läßt, wenn ſie auch noch ſo ſchlecht erzählt iſt.

—6.

Reflexionen
von Rommel.

Eine Rangliſte der Geiſter iſt noch nicht erfunden worden, ſo wie man Rangreglements für Stände hat. Witz, Scharfſinn, Urtheilskraft und die Grade und Arten aller Seelenkräfte müßten nach dem Werthe, den ſie in der Compoſition und als Eigenſchaften verſchiedener Köpfe hätten, in eine Rangordnung geſtellt werden.

Beſſer, den Verſtand an einer einzigen mathematiſchen Linie intenſiv geſchärft und geübt, als durch übermäßiges Leſen und Einſammlen fremder Ideen die eigenthümliche Farbe ſeines Geiſtes verliehren.

Einzelne hochausgebildete Menſchen, wenn ſie die Cultur gebildeterer Nationen ſich zu eigen gemacht haben, ſtehen eben ſo hoch über ihrer Mutterſprache, die ihren Gedanken eine nicht mehr angemeſſene Form iſt, als einſeitig oder gar nicht ausgebildete Menſchen unter derſelben ſtehen.

Aus der Art, wie Jemand accentuirt, und aus der ganzen Modulation ſeiner Rede kann man den Grad und die eigenthümliche Farbe ſeines Verſtandes erkennen, ſo wie die Stimme, je nachdem ſie aus dem Innern hervortönt und in die Ohren fällt, uns den geiſtigen Gehalt eines Menſchen verräth.

Geſetze müſſen das Reſultat der jedesmaligen Sitten und des Cultur-Zuſtandes der Nation ſeyn, und eigentlich eher befolgt als gegeben werden.

Ein ausgebildetes Gefühl, richtiger und feiner Geſchmack iſt oft bey ganzen Nationen wie bey einzelnen Menſchen ein nicht ganz verwerflicher Stellvertreter aller Grundſätze der Moral und Religion.

Notizen.

Mit Anfange des März erſcheint ein Werk von Chaptal, welchem Gelehrte, Künſtler und Manufakturiſten ſchon lange entgegenſehen, la Chimie appliquée aux Arts, in vier ſtarken Oktavbänden.

Von den Reden des berühmten Hugo Blair (geſt. 1800) ſind zwey franzöſiſche Ueberſetzungen erſchienen.

Ein Gedicht, welches der Miniſter der Marine und der Kolonien auf einem Balle der Kaiſerin überreichte, ſchließt:

„Le sort qui vous unit, se plût à vous former,
„Lui, pour dompter le monde, et vous, pour le charmer.

Joſeph, der in der Bibel, in einem proſaiſchen Gedichte von Bitaubé, und in einem Trauerſpiele von Baour Lormian glückliche Joſeph, macht gegenwärtig auch ſein Glück in einer neuen Oper von Düval und Mehül.

Bekanntlich hat ſich der durch ſeine philoſophiſchen und hiſtoriſchen Schriften rühmlich bekannte Doktor Feßler ſchon vor 2 Jahren von Berlin zurückgezogen, und iſt ein Landrath zu Kleinwall in der Mark geworden, doch ſo, daß er ſeine Stelle als Conſulent beym General-Direktorium in Berlin in katholiſchen Angelegenheiten der politiſch-preuſſiſchen Provinzen beybehielt, und von Zeit zu Zeit deswegen nach Berlin reiste. Durch die jetzige Umwälzung der preuſſiſchen Staaten verlor Feßler ſeinen ganzen Gehalt als Conſulent von 560 Thalern, mithin alles, da ſein kleines Hausweſen ihm nur wenig darbietet. „Demungeachtet, ſo ſchreibt er an einen Freund, ſeh' ich ruhig auf die Ruinen meiner Exiſtenz, und tröſte mich mit den wunderbaren Fügungen des Geiſtes, der im All gerade ſo würkt und waltet, wie es ſeyn ſoll, und über unſre kleinlichen Sorgen lächelt." Uebrigens iſt ihm und den Seinigen bey den ſtarken Durchzügen kein Leid wiederfahren. Allein Feßlers würdiger Freund und Nachbar, Hofrath Fiſcher in Rüdensdorf, verlor durch Unvorſichtigkeit der bey ihm Einquartirten ſeine Miethſchaftsgebäude und Mobilien. — Feßlers Abälard und Heloiſe (Berlin, Maurer 1806. 2 Theile), womit der ſcharfſinnige Denker ſeinen Anſichten über Religion und Kirchenthum gleichſam den Kranz aufgeſetzt hat, verdienen in den jetzigen Zeitconjuncturen beſondere Beherzigung. —

Wir haben von dem ehrwürdigen Veteran Prof. Eberhard, in Halle, ein Gegenſtück zu Chateaubriands Genie du Christianisme, unter dem Titel: Geiſt des Urchriſtenthums zu erwarten. Sein Handbuch der Aeſthetik iſt bey allem, was die ſtrengere Anforderung des jetzigen kritiſchen und hyperkritiſchen Zeitalters dagegen einwendete, ein wahres Handbuch für alle geworden, die für die neueſten Anſichten nun einmal zu alt geworden ſind. Wenn alſo der Verfaſſer der gelehrten Controvers-Schrift über die Ewigkeit der Höllenſtrafen und des Amyntor dieſes neue Werk gleichſam als eine Fortſetzung jenes Handbuchs der Aeſthetik angeſehen wiſſen will: ſo kann dies weder über den Stoff — denn Eberhard iſt von Haus aus Theolog und war erſt Prediger in Charlottenburg — noch über die Einkleidung eine andere, als günſtige Vorſtellung erregen. Uebrigens verdient Chateaubriands Werk als ein ſehr merkwürdiges Zeichen dieſer Zeit allerdings noch immer aufs neue erwogen und geprüft zu werden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Schweiz.

In dem neueſten Hefte der zu Bern erſcheinenden Zeitſchrift: Der Beobachter, kann man die Beſchreibung und Abbildung „einer ganz unnatürlichen und ſchrecklichen Mißgeſtalt, die halb Bär und halb Pferd iſt," finden. Eine Stute war zu Locle, im Neuenburgiſchen, im Dezember 1804 durch tanzende Bären erſchreckt worden; ſie warf am 16 May 1805 ein Füllen, deſſen obere Kopfhälfte, Vorderfüße u. ſ. w. vom Bären, das übrige vom Pferdgeſchlechte war, das wie Bären brummte und eine zottige Haut wie dieſe hatte. Die Angaben ſind ſehr beſtimmt, und die Abbildung iſt es noch mehr: nur Schade, daß der glaubwürdige Zeuge für alle und jede Angaben fehlt; denn da muß man leſen: „bald nachdem die Stute geworfen, hätten die abergläubiſchen Leute des abweſenden Käufers das Monſtrum getödtet und verſcharrt; zwey Tage nachher ſey es ausgegraben worden; man habe gewünſcht, es ausſtopfen zu laſſen; da dies aber nicht habe ſtatt finden können, ſo gebe man die getreue Abbildung. Der „man" muß auf vielen leichten Glauben gerechnet haben!

Aus den Ländern des arctiſchen Kreiſes unternimmt der Seidenſchwanz (Ampelis garrulus; le jaseur de Bohéme), ein durch ſein ſchönes, mit lebhaſten Farben prangendes Gefieder ſich auszeichnender Vogel, des Winters nicht ſelten in groſſen Schaaren, Züge, in die ſüdlichen Gegenden Europens und Aſiens. Den Chriſtmonat und Januar durch iſt er überall in der Schweiz in Menge angetroffen worden; eine Erſcheinung, die ſeit einigen Jahrzehenden nicht mehr ſtatt gefunden hatte, und die um ihrer Seltenheit willen, in älteren Zeiten von ſchlimmer Vorbedeutung erachtet ward; alte Stadt- und Landchroniken, die man itzt nachgeſehen, hatten nicht verſäumt, die gleichzeitigen Kriege, Seuchen und ſelbſt bürgerliche Unruhen mit dem argloſen gefiederten Geſchöpfe, das man eben darum auch Kriegsvogel und Peſtvogel nannte, in gehörige Verbindung zu bringen.

Breslau, 8 Febr.

Das ſechste Jahr des neunzehnten Jahrhunderts endete ſchrecklich für uns. Was man kaum geträumt hätte, geſchah — eine fürchterliche Belagerung ſetzte fünf Wochen lang unſre friedliche Stadt in Angſt und Schrecken, zerſtörte einen Theil derſelben, und brachte eine Menge wohlhabender Bürger an den Bettelſtab. Am 7 Jan. kam endlich ein Engel der Ruhe, der glückliche Sieger, und wenn auch dieſe Ruhe noch ſchwankend ſcheint, ſo verſchafft doch Hieronymus Napoleon den Geängſteten und Gedrückten edle Milderung. Der edle Prinz ſchützt Eigenthum und Recht, und Künſte und Wiſſenſchaften. Am 9 Jan. ward unſer Theater wieder eröffnet, und Se. Kaiſerl. Hoheit beehrten das Schauſpiel mit ihrer Gegenwart. Aufmerkſamkeit, Ruhe, Ordnung und Freundlichkeit karakteriſiren das Franzöſiſche, Baierſche und Würtembergiſche Militär bey dieſen Vergnügungen, und unſere Bühne hat an ihnen ein wärmeres, empfänglicheres Publikum gefunden, als ſelbſt das heimiſche war. Vorzüglichen Beyfall ſchenkten ſie unſerem Schüler, Kaibel, Schwarz, Julius, und unſrer Gehlhaar, welche nur zu ſehr verkannt ward. Kaibel gefiel als Abällino, und als der junge Ruhberg vorzüglich; Schwarz als Oberkommiſſär Ahlden und Otto von Wittelsbach — den er mit recht germaniſcher Originalität und Kraftfülle gab. Gröſtentheils werden aber Luſtſpiele und Poſſen gegeben, worin Schülers Talent als Komiker brillirt. Die beſten Opern, wie Faniska ꝛc. müſſen liegen bleiben, weil unſre beſte Sängerin, Mad. Müller, krank iſt. Ihr Talent verdiente Bekanntwerdung.

Die bisherige Direktion iſt nach Ablauf des Trienniums aufgelößt; das Ganze beſteht durch Verbindung von Aktionärs; jetzt dirigirt ein aus ihrer Mitte erwählter Ausſchuß. Aber noch iſt kein zweyter Dramaturg ernannt worden; Profeſſor Rhode, der dieſen Poſten bekleidete, hat ihn niedergelegt. Was indeß die jetzt an der Spitze der Direktion ſtehenden Männer thun, läßt hoffen, daß ſie auch dieſe Wahl wohl berathen werden; denn richtige Thätigkeit karakteriſirt ſie.

Vom 9 Febr.

Geſtern war ein glänzender Ball bey dem Generaladminiſtrator, Hrn. l'Esperüs, dem Hieronymus Napoleon beywohnte. Eben ſo ſchön und noch glänzender war das Konzert und der Ball, den Se. Kaiſerl. Hoheit vor 8 Tagen ſelbſt veranſtalten lieſſen. Es herrſchte dabey ein edler Geſchmack, und beſonders zeichnete ſich des Prinzen würdevolles, aber humanes Betragen erfreulich aus. — Ueberhaupt hat Breslau ſein Geſchick zu preiſen, da ſo trefliche Männer, wie Dumuy, l'Esperüs, Hedouville und Angles ſich hier befinden, an der Spitze ſind und edelmüthig handeln. — Das erſte Frühlingslächeln wird uns Segen bringen, ſo hoffen wir um ſo mehr, als jetzt mit Demolirung der Wälle und Mauern die Stadt Freyheit und reine Luft erhält. Der Schutthaufen, den die abgebrannten Vorſtädte bilden, wird dadurch bald wieder in eine blühende Gegend umgeſchaffen ſeyn! —

Nro. 53.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 3. März, 1807.

Handelt! Durch Handlungen zeigt ſich der Weiſe.
Zeichnet mit Thaten die ſchwindenden Gleiſe
Unſerer flüchtig entrollenden Zeit!
v. Salis.

Friedrichs Ruhm.

Vorleſung
am 29 Januar 1807.
durch
Johann von Müller.

Intaminatis fulget honoribus.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Jener große König, Friedrich der Zweyte, Ueberwinder, Geſetzgeber, der ſeinem Jahrhundert, ſeinem Volk zum Ruhm gedieh, wandelt längſt nicht mehr unter den Sterblichen. Heute verſammelt ſich die Akademie, um ſeiner zu gedenken. Preuſſiſche Männer, die ſich der Zeiten erinnern, wo die Wetter des Krieges, die Geſetze des Friedens, die erleuchtenden Strahlen des Genius wechſelsweiſe von Sansſouci her ſich verbreiteten, den Feinden Schrecken, Europen Achtung, bedeutenden Menſchen Bewunderung einprägten, ſie ſind heute gekommen, unſre Worte über Friedrich zu vernehmen. Mitten im Wechſel, in der Erſchütterung, im Einſturz verlangen ausgezeichnete Fremde an dieſem Tage zu erfahren, was wir gegenwärtig von Friedrich zu ſagen haben, und ob die Empfindung ſeines glorreichen Andenkens nicht durch neuere Begebenheiten gelitten habe.

Der gegenwärtig Redende hat es immer als eine weiſe Anordnung betrachtet, jährlich das Andenken erlauchter Männer zu erneuern, welche den unſterblichen Ruhm eifrig und mühſam verfolgend, von einer wollüſtigen Ruhe ſich vorſetzlich entfernten. Wenn, mit jedem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienſtes, durch keinen äußern Wechſel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird; wenn ihr Name hinreicht, ihrem Volk einen Rang unter Nationen zu behaupten, die in verſchiedenen Perioden jede ihre Zeit gehabt haben; wenn immer nen, niemals zum Ueberdruß, eine ſolche Lobrede keiner Künſte bedarf, um die Theilnahme großer Seelen zu wecken, und die Schwachen tröſtend abzuhalten, die im Begriff ſind, ſich ſelbſt aufzugeben: dann iſt die Weihe vollbracht; ein ſolcher Mann gehört, wie die unſterblichen Götter, nicht einem gewiſſen Land, einem gewiſſen Volk — dieſe können veränderliche Schickſale haben — der ganzen Menſchheit gehört er an, die ſo edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten.

Dieſe Betrachtungen gründen ſich auf die Erfahrung. Mit Ausnahme weniger beſchränkten Köpfe, einiger Freunde ſeltſamen Widerſpruchs, wer hat jemals das göttliche Genie, die großmüthige Seele den erſten der Cäſaren ſtreitig gemacht? wer den ungeheuern Umfaſſungsgeiſt, die Kühnheit der Entwürfe dem großen Alexander, oder die vollendete Vortreflichkeit des Charakters dem Trajan? Conſtantin und Juſtinian haben mehr Lobredner und eifrigere gefunden. Als man aber in der Folge bemerkte, daß der erſte nicht Stärke des Geiſtes genug beſeſſen hatte, um die Partheyen zu beherrſchen, und daß er, ſtatt ſich der Hierarchie zu bedienen, ſich von ihr unterjochen ließ; als man endlich einſah, daß an dem Größten und Schönſten, was zu Ju-

ſtinians Zeit geſchehen war, dieſer Kaiſer faſt ganz und gar keinen perſönlichen Antheil gehabt hatte: da verloren dieſe Fürſten den ausgezeichneten Platz, den ihnen Schmeicheley und Ränkeſpiel in den Jahrbüchern der Welt anzuweiſen gedachte. Der eine war Herr des ganzen römiſchen Reichs, der andre Herr der ſchönſten jener Provinzen. Conſtantin erwarb Kriegs-Lorbeern, Juſtinian war von glücklichen Feldherrn und weiſen Rechtsgelehrten umgeben; doch ſind Herrſchaft und Glück nicht zuverläßige Pfänder eines unſterblichen Ruhmes. Wie vieler Königreiche und Länder bedürfte es, um ſich dem armen und einfachen Bürger von Theben gleich zu ſtellen, dem Erfinder der ſchrägen Schlachtordnung, dem Beſieger bey Leuctra, bey Mantinea, dem Beſieger ſeiner ſelbſt! Und wer zieht nicht den Namen Mithridat dem Namen Pompejus vor?

Außer Verhältniß zu den Mitteln ſeines Staates iſt der Ruhm des großen Mannes, deſſen Andenken uns heute verſammelt, wie der Ruhm Alexanders zu dem armen und beſchränkten Nachlaß Philipps; und ſo bleibt dieſer Ruhm ein geheiligtes Erbgut nicht allein für die Preußen, ſondern auch für die Welt. Ohne Zweifel waltet ein zarter und unſchätzbarer Bezug zwiſchen einem jeden Lande und den berühmten Männern, die aus ſeinem Schooße hervorgiengen; und wie bedeutend muß ein ſolches Verhältniß werden, wenn ſolche Männer den Bau ihres Jahrhunderts gründeten, wenn ſie als Hausväter für ihn Sorge trugen, ihn als Helden vertheidigten oder auf das edelſte vergrößerten; wenn ſie uns als unvergleichliche Dämonen erſcheinen, die ähnlich den höchſten Gebirgsgipfeln noch Lichtglanz behalten, indeß hundert und hundert Menſchengeſchlechter augenblicklichen Rufs, nach und nach, hinſchwinden, von der Nacht der Jahrhunderte verſchlungen. Von jenen Hohen bleibt ein Eindruck, der Menſchen-Charakter eignet ſich ihn zu, durchdringt ſich davon und ſtählt ſich unwandelbar. Vor Philipp gab es unter den Macedoniern nichts ausgezeichnetes; ſie kriegten mit den Illyriern, wie die alten Bewohner unſrer Marken mit den Wenden, wacker, ohne Glanz. Der Geiſt Philipps trat hervor und das Geſtirn Alexanders. In der zweyten Geſchlechtsreihe nach ihnen ſehen ſich die Macedonier überwunden und in Gefahr der Auflöſung ihres Reichs durch die hereindringenden Gallier. Und doch, als ſie, nach ſo vielen und ſo unglücklichen Jahrhunderten, alles verloren hatten, behaupteten ſie bis auf unſre Zeit den Ruf, die beßten Soldaten des Reiches zu ſeyn, dem ſie angehören.

An jedem Volke, das eines neuen Zeitbeginns und außerordentlicher Männer gewürdigt wurde, freut man ſich in der Geſichtsbildung, in dem Ausdruck des Charakters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwürkungen zu erkennen. Wer ſucht nicht Römer in Rom? ja unter Lumpen-Gewand Romanos rerum dominos! An allen Italiänern ſtudirt man die Züge dieſes wunderbaſten Volks, das zweymal die Welt überwand, und länger als ein anderes beherrſchte. Erfreuen wir uns nicht, wenn die Fruchtbarkeit glücklicher Ideen, die Reife wohlgefaßter Grundſätze, jene unerſchütterliche Folge von Entwürfen, dieſe Kunſt, die Gewalt ſie auszuführen, uns im Leben begegnet? Und ſo fordern wir von allen Franzoſen die Tüchtigkeit, das Selbſtgefühl, den Muth ihrer germaniſchen Väter, jene Vorzüge veredelt durch die Anmuth Franz des erſten, die edle Freymüthigkeit des großen Heinrichs und das Zeitalter Ludwigs des vierzehnten. Ja was werden künftige Geſchlechter nicht noch hinzufügen? Vergebens würde man die Denkmale helvetiſcher Tapferkeit zerſtören; immer noch würde die Welt mit Liebe ſich unter den Schweizern ein Bild Telliſcher Einfalt, Winkelriediſcher Aufopferung hervorzuſuchen trachten, eine Spur des Ehrgefühls jenes Heeres, das, anſtatt ſich gefangen zu geben, lieber geſammt umkam.

Dergleichen unzerſtörliche höchſt achtungswerthe Erinnerungen an die Voreltern ſind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkömmlinge verzeihen. Als Athen einſt keine Schiffe mehr im Piräeus, keine Schätze mehr in der Cecropiſchen Burg beſaß, Perikles nicht mehr von der Bühne donnerte, Alcibiades nicht glorreich mehr die See beherrſchend zurückkehrte, und Athen doch unklug leider! mit der ewigen Roma, der Weltherrſcherin, zu kämpfen ſich vermaß; was that der Sieger, was that Cornelius Sylla? Er gedachte des alten Ruhms, und Athen erfreute ſich ſeiner Güte. Große Männer — und an Sylla fand man Züge, die den großen Mann bezeichnen — ſie haben nicht, wie andere Menſchen, in Leidenſchaften und Verhältniſſen etwas Beſonderes, Einzelnes, Eigenes. Söhne des Genius, im Beſitz angeerbten erhabenen Sinnes, brennend von dem göttlichen Feuer, das reinigt, das hervorbringt, anſtatt zu zerſtören, bilden ſie alle zuſammen einen Geſchlechtskreis, in dem man ſich wechſelſeitig anerkennt; ja ſie achten gegenſeitig das Andenken ihres Ruhms. Fimbrias rohe Natur konnte Ilium zerſtören; Alexander opferte daſelbſt. Jedes Volk, das einem Heroen angehörte, hat auf das Herz eines andern Heroen vollkommene Rechte. Das Würken der Menge beſchränkt ſich im Kreiſe des Augenblicks; der Thatenkreis eines großen Mannes erweitert ſich im Gefühl ſeiner Verwandſchaft mit den beßten. Und daran erkennt man die Vorzüglichſten. Alexander rettete Pindars Haus; Pius der fünfte zerſtreute Tacitus Aſche. Alſo, Preußen, unter allen Abwechſelungen des Glücks und der Zeiten, ſo lange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geiſte, den Tugenden des großen Königs weilt, ſo lange nur eine Spur von dem Eindruck ſeines Lebens in euren Seelen ſich findet, dürft ihr nie verzweifeln. Mit Theilnahme wird jeder Held Friedrichs Volk betrachten.

Zaghafte Geiſter, ſchwache Seelen fragen vielleicht: was haben wir denn gemein mit einem König, einem Krieger,

einem unumſchränkten Fürſten? und nachzuahmen einem ſolchen, wär' es nicht Thorheit? Dieſe fragen wir dagegen: war er denn Friedrich durch Erbſchaft? war er Friedrich durch Glück, das ſo oft in Schlachten entſchied? war er's durch Gewalt, die ſo oft zu Irrthümern und Misbräuchen verleitet? Nein, er ward ſo groß durch das, was in ihm lag, das auch in uns liegt; möchten wir es fühlen!

Das erſte, was er mit einem heißen Willen ergriff, wovon er niemals abließ, war die Ueberzeugung, er müſſe, weil er König ſey, der erſte unter den Königen ſeyn, durch die Art ſeine Pflichten zu erfüllen. Er hätte die Künſte des Friedens lieben mögen, und führte doch zwölf Jahre lang ſchreckliche Kriege. Gern hätte er ſeine Zeit vertheilt unter Studien, Muſik und Freunde; und doch war in der Staatsverwaltung nichts einzelnes, womit er ſich nicht während ſeiner ſechs und vierzigjährigen Regierung beſchäftigt hätte. Er war von Natur nicht der herzhafteſte; und doch wer hat ſich in Schlachten mehr ausgeſetzt? wer umgab ſich weniger mit beſorglichen Anſtalten? wer war feſter entſchloſſen, eher zu ſterben, als zu weichen? Er beſaß über ſich ſelbſt die ungeheure Gewalt, die auch dem Glück gebietet. Dieſe Göttin wurde ihm untreu, er fühlte es wohl, doch ließ er ſichs nicht merken, und überwand ſie wieder. Er überzeugte ſich, das Haupt einer Monarchie müſſe der erſte Mann ſeines Landes ſeyn, nicht blos durch den Umfang und die Allgemeinheit der Kenntniſſe und durch die Größe des Auffaſſens; ſondern er müſſe zugleich frey ſeyn von Partheygeiſt, von entnervenden Leidenſchaften, von unterjochenden Meynungen, von Vorurtheilen des großen Haufens. Er wollte geliebt ſeyn, und fürchten ſollte man ihn doch auch, und ſich dabey mit Zutrauen auf ſeine Gerechtigkeit, auf ſeine Großmuth verlaſſen. Auf rufe ich alle, die ihm nahe waren, zu Zeugen, ob er nicht zugleich unwiderſtehlich zu feſſeln und die Seelen mit dem Eindruck einer Majeſtät zu erfüllen wußte, die rein perſönlich war.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin.

Die Lage unſerer Stadt iſt immer noch dieſelbe. Ruhe und Stille herrſchen zwar ſo, wie ſie nur in den Zeiten des tiefſten Friedens herrſchen können; die Preiſe der Lebensmittel ſind mäßig, Induſtrie und Gewerbe aller Art werden von der franzöſiſchen Regierung eher befördert als gehindert — aber demungeachtet macht ein ſehr drückender Geldmangel und die Brodt- und Hülfsloſigkeit von Tauſenden, die in dieſen traurigen Zeiten, wo jeder Verdienſt verkürzt und erſchwert wird, ihr Leben nur durch Einſammlung milder Spenden friſten können, den Aufenthalt in Berlin für jeden Menſchenfreund ſehr unangenehm. Die Armuth hat hier in den niedern Volksklaſſen ſo überhand genommen, daß die Polizey nicht fähig iſt, die Menge brodtloſer Menſchen hinlänglich zu unterſtützen, und deßhalb bieten alle Straſſen und Plätze dieſer ſchönen Stadt die traurigſten, erſchütterndſten Szenen des Elends dar. Daß es denn auch wieder für die Gebildeteren und Begüterten an Vergnügungen mangeln muß, welche dieſe Bilder des Jammers durch angenehme Eindrücke verlöſchen könnten, geht aus dieſer Lage der Dinge natürlich hervor, und mit Schmerz berechnen die Berliner, wie angenehm ihnen die finſtern Wintertage jetzt vorübereilen würden, wenn eine friedlichere Zeit ihnen geſtattete, ſich durch die gewöhnlichen Carnevals-Beluſtigungen zu ergötzen, wo ſie zwiſchen Bällen, Redouten, Concerts, groſſen Opern, Aſſembleen und allen andern Arten von Vergnügungen nur zu wählen brauchten. Daß Kunſt und Wiſſenſchaft dieſem Druck der Zeit nothwendig auch erliegen müſſen, bedarf keiner Erinnerung. Unſere meiſten und beſten Künſtler feyern, oder benutzen (wie z. B. viele unſrer Mahler und Kupferſtecher) die Ereigniſſe der Zeit, um ſich einen kümmerlichen Unterhalt zu verdienen. Daher die würklich unzähligen Abbildungen des Kaiſers Napoleon, von denen ein Liebhaber ſich eine ſehr bedeutende Sammlung anlegen könnte, die jeden Tag neuen Zuwachs erhalten würde. Die meiſten dieſer Bilder ſind freylich nichts weniger als Kunſtwerke; denn zu deutlich ſieht man ihnen öfters an, daß ihre Verfertiger mehr den Erwerb, als den Vortheil der Kunſt vor Augen hatten. Indeß gibt es unter ihnen doch mehrere, die die Geſichtszüge dieſes groſſen Mannes auf das Täuſchendſte darſtellen. Sehr empfehlenswerth iſt das Blatt von Jügel, das die Parade der Kaiſerl. Grenadier-Garde, im hieſigen Luſtgarten, darſtellt. Die Figur des Kaiſers, vorzüglich ſein Anſtand, iſt ſehr gut getroffen. — Denen, die die ſchöne Kaiſerl. Garde nicht zu ſehen Gelegenheit hatten, kann ich auch fünf Blätter von den Gebrüdern Henſchel empfehlen; ſie finden hier einen Chaſſeur zu Fuße, einen dergleichen zu Pferde, einen Grenadier zu Fuße, einen ſolchen zu Pferde, und einen Mammelucken; ſämmtlich auf das Treueſte nachgebildet. — Neuerlich hat auch der Kupferſtecher Lehmann ein ſehr ähnliches Bild von dem jetzigen Commandanten von Berlin, dem General Hülln, in ganzer Figur, geliefert.

Unſer Theater ſchwankt noch immer zwiſchen Seyn und Nichtſeyn; indeß hat es doch das Anſehen, als wenn es jetzt anfangen würde, ſich wieder einigermaſſen zu erholen. Faniska von Cherubini iſt gegeben worden, hat jedoch nicht das Aufſehen gemacht, das man erwarten durfte. Sehr natürlich! Kunſtwerke der Art können nur mit freyem, ruhigem Gemüth aufgefaßt und genoſſen werden. Die Darſtellung iſt übrigens ſo, wie ſie ſich von der hieſigen Bühne erwarten läßt; Madame Schick, eine unſerer beſten Sängerinnen, gefällt ſehr als Faniska. — Nächſtens wird ein Schauſpiel von Calderone, das Romberg, dieſer genialiſche Ton-Künſtler, nach A. W. Schlegels Bearbeitung in Muſik geſetzt haben ſoll, hier gegeben werden, worauf alle Muſik-Freunde ſehr begierig ſind.

Ueber die Arbeiten unſerer Gelehrten kann ich Ihnen nichts oder doch ſehr wenig mittheilen. Die meiſten, und unter ihnen mehrere der vorzüglicheren, haben Berlin nach der unglücklichen Schlacht bey Jena verlaſſen, und wir ſind ohne Nachricht von ihnen; die hier zurückgebliebenen aber ſcheinen von früheren Anſtrengungen auszuruhen. Von ein paar zu erwartenden intereſſanten Werken kann ich Ihnen indeß etwas ſagen. Das eine iſt ein neues Buch von dem gelehrten Feßler, an dem jetzt gedruckt wird, und das unter dem Titel: Bonaventura, oder: myſtiſche Nächte, in Kurzem bey Friedrich Maurer erſcheinen wird. Das andere iſt eine Ueberſetzung des berühmten Romans von Cervantes: Los trabajos de Persiles y Sigismunda, historia setentrional, deren Verfaſſer

Franz Theremin, ein junger, geiſt- und kenntnißreicher Berliniſcher Gelehrter iſt; er beeifert ſich, in dieſer Verdeutſchung nicht bloß, wie ein Ueberſetzer von gemeinem Schlage, das Hiſtoriſche des Buchs, ſondern auch den zarten poetiſchen Geiſt, der die Werke des Cervantes charakteriſirt, mit Treue wieder zu geben. — Der Preußiſche Hausfreund, ein vielgeleſenes patriotiſches Blatt, dürfte nicht fortgeſetzt werden, da der Herausgeber, Herr Profeſſor Heinſius, ein ſehr verdienſtvoller Gelehrter, verhaftet worden iſt. Man gibt ihm einige unvorſichtige Aeuſſerungen in ſeiner Zeitſchrift ſchuld. — Der Freymüthige ſchläft noch, und wird allem Anſehen nach erſt nach dem Frieden wieder aus ſeinem Scheintode erwachen. Der Pſeudo-Freymüthige, der in Leipzig ans Licht getreten iſt, ſcheint mehr einer kaufmänniſchen Spekulation, als dem Beſtreben, dem Publikum den alten ächten Freymüthigen zu erſetzen, ſein Daſeyn zu verdanken.

Am 11 Febr. iſt Herr Merian, Sekretär der hieſigen Königl. Akademie der Wiſſenſchaften und Inſpektor mehrerer Gymnaſien, ein verdienſtvoller Greis, geſtorben. Unter ſeinen Schriften ſchätzt man vorzüglich eine ſehr gelungene franzöſiſche Ueberſetzung des Klaudian, und mehrere ſcharfſinnige Aufſätze gegen die Kantiſche Philoſophie, die in den Denkwürdigkeiten der Akademie abgedruckt ſind. —

Wien.

Demoiſelle Häſer, aus Dresden, iſt nun für die hieſige Oper auf ein halbes Jahr engagirt worden, dann wird ſie nach Italien gehen. Sie ſoll zuerſt in einer italiäniſcher Oper von Catellieri, und dann in einer deutſchen, vermuthlich in Weigels Hadrian auftreten.

Die neue Theaterdirektion ſcheint in ihrem Eifer für die Bühne etwas nachzulaſſen; denn ſeit dem 1 Jänner, wo drey neue Stücke mit Beyfall gegeben wurden, kam auſſer dem Luſtſpiele: Verſtand und Herz, von Herrn von Steigenteſch, nichts auf die Bühne, was Senſation gemacht hätte. Auch unter den ältern Stücken wird keine kluge Auswahl getroffen, und ſo geſchieht es, daß die Theater ziemlich leer bleiben. Für Oper und Ballet iſt aber immer noch mehr gute Hoffnung, als für das rezitirende Schauſpiel. Man ſpricht von einem großen Wettſtreit, welchen die hieſigen italiäniſchen Tänzer mit den franzöſiſchen, die immer mehr Beyfall beym Publikum erhalten, beginnen wollen. Salvatore Vigano, bekannt durch ſeine ſchönen Ballete: Richard Löwenherz, die Tochter der Luft ꝛc. iſt hier angekommen, und ſucht die Gunſt des Publikums durch ein Ballet: Die beſtrafte Eitelkeit, wieder zu gewinnen.

Haydn, welcher täglich mehr die Gebrechlichkeit des Alters zu fühlen anfängt, hat unlängſt eine muſikaliſche Viſitkarte herumgegeben, auf welcher folgende Worte für die Tenorſtimme, mit Begleitung des Forteplano, in Muſik geſetzt ſind: Alt und ſchwach bin ich! hin iſt alle meine Kraft. Herr Abbé Stadler, ein ſehr gründlicher Muſiker, hat folgende Antwort: Doch was du erſchufſt, bleibt ſtets; ewig lebt dein Ruhm, für den Sopran in Muſik geſetzt, und auf eine ſehr glückliche Art mit jener Klage in eins verflochten. Dieſe Viſitkarte mit der Antwort iſt in der Kunſthandlung Cappi's in Wien zu haben.

Herr Joſeph Sonnleithner ſoll ein Theaterjournal, der Plapperer, herausgeben. Ein ominoſer Titel! Seit dieſer Mann Theaterſekretär iſt, hat er die hieſige Bühne, mit unglaublicher Fertigkeit, durch eine ſo zahlloſe Menge unter ſeinem Namen erſchienener Ueberſetzungen franzöſiſcher Operettchen und Opern und kleiner Luſtſpielchen von einem, auch zwey und drey Akten, bereichert, daß er nun die Bühne faſt allein einnimmt. Man iſt begierig, wie ſich H. Sonnleithner wohl in ſeinem Journal geberde, wenn er aus eigenen Mitteln ſprechen muß.

München.

Man will hier für gewiß behaupten, daß Herr Babo nächſtens eine ganz neue Theorie des Drama herausgeben, und dieſelbe hauptſächlich durch Beyſpiele aus ſeinen eigenen Werken begründen werde. Dieſer Theorie zu Folge iſt die Poeſie gänzlich aus jeder dramatiſchen Handlung zu verbannen; der Vers, von welcher Gattung er immer ſeyn mag, darf weder im Luſt- noch Trauerſpiele auf der Bühne erſcheinen; der Reim aber, als die größte Verirrung, indem er mehr noch, als der Vers allein, im Zuhörer eine Ahnung poetiſchen Gefühls erwecken könnte, ſoll ganz und gar nicht geduldet werden. Was daher Goethe und Schiller in ſpäterer Zeit gedichtet, ſey mehr zum Verderben als zum Frommen der Bühne an das Licht getreten, und die Folge eines Abwegs, auf welchen ſie ſich durch ihr zu reiches poetiſches Genie (was bey dem Drama niemals nützlich, oft aber ſehr ſchädlich werde) hätten verführen laſſen. Schillers fehlerhafteſtes Stück ſey daher die Jungfrau von Orleans; und Goethes Klavigo ſey dem Taſſo, der Iphigenie und der natürlichen Tochter weit vorzuziehen. — Sapienti sat!

München, 12 Febr.

Unſer treffliches Orcheſter hat durch den neuen Muſikdirektor Frenzl gewonnen, und wird noch mehr gewinnen, da er ein hohes Ideal von der Exekution jedes Muſikſtücks in ſich trägt, und in Allem nach Vollendung ſtrebt. Es macht der äſthetiſchen Beurtheilung des Königs Ehre, daß Frenzl ſeine eigene Wahl war, und er ihn von Moſkwa berief.

Opern wurden während des Carnevals gegeben: Palmer und Amalie von Cannabich, Iphigenie in Aulis von Danzy, die Zauberflöte und der kleine Matroſe. Indeß hat die Oper, ſeit dem Verluſt der Mde. Cannabich, die ihre Stimme verloren hat, und des unvergeßlichen Manrers, ſehr viel verloren. Das Einzige, was die Oper noch hält, iſt das Orcheſter.

Wilhelm Tell wurde mit vieler Pracht und trefflichen Dekorationen gegeben; aber doch iſt von dieſer und andern Darſtellungen nicht viel Erhebliches zu ſagen. Die Schauſpieler ſind faſt alle auf lebenslang engagirt. Dies bewürkt eine gewiſſe Schläfrigkeit im Ganzen. Man lernt ſeine Rolle ſchlecht, und ſtudirt ſie noch weniger. Ein Mann, wie Iffland, an der Spitze könnte dem Ganzen allein Leben einhauchen.

Bey den eilf maskirten Akademien hatte das Balletchor volle Arbeit. In dem Saal iſt ein kleines Theater, auf dem eine Pantomime gegeben wird. Man ſpielt, geht herum, ſieht und läßt ſich ſehen; Manche maskirt, die Meiſten aber nur mit einem Zeichen der Maske. Die Redouten ſind in dem nämlichen Saale, nur daß das Theater weg iſt. Zwiſchendurch ſind auch Bälle im Muſeum, und abwechſelnd in der Harmonie. Schade, daß an allen dieſen Orten das Lokale ſo ſchlecht iſt. Der Redoutenſaal iſt ſo geſchmacklos dekorirt, daß er würklich einer ſolchen Reſidenz keine Ehre macht.

Die Konzerte am Hof und in der Stadt waren äuſſerſt ſelten. Nur Herr Carl Frenzl (Bruder des Muſikdirektors) ſpielte bey ſeiner Anweſenheit in einem glänzenden Hofkonzert mit dem größten Beifall, und wurde von dem König mit einer ſehr ſchönen goldenen Doſe beſchenkt. — Jetzt wird Sargine mit der herrlichen Muſik von Paer einſtudirt, die die Königin verlangt haben ſoll.

Nro. 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. März, 1807.

Die gütige Natur zeigt uns den ſichern Pfad,
Doch nur der Weiſe hört's, und folget ihrem Rath.

Sucro.

Friedrichs Ruhm.

Vorleſung
am 29 Januar 1807.
durch
Johann von Müller.

(Beſchluß.)

Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumſchränkter Herrſchaft geben, wer wird es läugnen? ſehr große Vorzüge. Aber der Sinn, ſich zur erſten Stelle zu erheben, kann jeden in ſeiner Laufbahn begleiten. In einer ſolchen Denkweiſe liegt die Möglichkeit, allgemein und fortſchreitend vollkommener zu werden; ſo wie die Quelle der Entwürdigung des Menſchen und des größten Unheils in der ſogenannten weiſen Mittelmäßigkeit zu finden iſt. Der Menſch, überhaupt weit entfernt, alles zu thun, was er vermag, wenn er ſeinem Streben zu nahe Gränzen ſetzt, was wird er je ſeyn? Johann Chryſoſtomus, in ſeiner ſchönen und treffenden Schreibart, pflegt alle Fehler und Mängel unter dem Namen der Trägheit (ῥᾳθυμία) zu begreifen. Denn nur die Anſtrengung des Willens bleibt das, wovon die Auszeichnung eines jeden in ſeiner Lage abhängt.

Die ſittliche Großheit entſcheidet; die Mittel, die Gelegenheiten vertheilt das Glück. Tauſendmal verglich man Friedrich mit Cäſarn, und noch hatte er nur einen Theil Schleſiens erobert. Die Stunde großer Umwälzungen hatte zu ſeiner Zeit noch nicht geſchlagen; aber wenn Europa ſich gegen ihn ſieben Jahre verſchwor, hundert Millionen gegen fünf, das war mit dem Bürgerkrieg des Pompejus vergleichlich, und Hohenfriedberg däuchte nicht geringer als Pharſalus, und Torgau ſchien nicht weniger als Munda. Und ſo in allem. Jegliches wußte der große König zu ſchätzen. Er gab Leibnitzen einen Platz neben ſich, und indeſſen er über den größten Theil der Herrſcher ſich ſcherzhaft äußerte, deren Untergang zuſamt dem Sturz ihrer Thronen er vorausſah, bemühte er ſich um die Freundſchaft Voltärens, und war gewiß, mit ihm in der Nachwelt zu leben.

Das Geheimniß, ſich immer ſeiner ſelbſt würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu ſeyn, lag in der Art, wie er ſeine Zeit anwendete. Er hatte ſich abgeſondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht; und ſo gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede täglich erneuerte Anregung ſeines Geiſtes. Die ſehr beſcheidene Wohnung von Sans-Souci hat einen beſondern Vorzug vor den prächtigen Reſidenzſchlöſſern aller Jahrhunderte in Europa und Aſien; der Beſitzer fühlte daſelbſt nie Langeweile. Hier kann man ſich noch jetzt ſein ganzes Leben ausführlich denken. Hier, an einem und demſelben Tage, erſchien zu verſchiedenen Stunden in demſelben Manne der Vater des Volks, der Vertheidiger und Beſchützer des Reichs, der Staatsmann, der Künſtler, der Dichter, der Gelehrte, der Menſch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieſer Eigenſchaften der andern geſchadet hätte. Frage man, ob er ſein Leben beſſer angewendet oder glücklicher genoſſen habe. Denn wir

leben nur, inſofern wir uns unſer bewußt ſind. Man kannte das Leben anderer Könige, ihrer Staatsräthe und Kanzelley-Verwandten; da war es leicht, den Vorzug desjenigen zu begreifen, der zwölf Stunden des Tags geiſtig arbeitete. Freylich nur Augenblicke bedarf der fruchtbare Geiſt, um das größte Thunliche zu faſſen; aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einſamkeit rufen die glücklichſten Augenblicke hervor; der Funke ſpringt, zündet; ein Gedanke tritt hervor, der den Staat rettet, der ein Geſetz wird, welches Jahrhunderte zu bezaubern vermag. Da waltete der Einſame von Sansſouci, umgeben von ſeinen Claſſikern, in dieſem geweihten Rundgebäu, dem Allerheiligſten von Friedrichs Genius; da wachte er, da rief er ſolchen Augenblick hervor, unvorhergeſehen, unwiederrufiich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat, oder wenn der Strudel der Welt uns betäubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden ſeine Arbeiten, vergegenwärtigt man ſich ſeine unendlichen Geiſtesſchöpfungen, ſo ſieht man, er hat keinen Tag verloren, als den, wo er ſtarb.

Die Ordnung, die er beobachtete, war bewunderungswürdig. Jeder Gegenſtand hatte ſeine Zeit, ſeinen Platz; alles war abgemeſſen, nichts unregelmäßig, nichts übertrieben. Dieſe Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit ſeiner Ideen förderlich, und hinderten dagegen ſeine lebhafte Einbildungskraft und ſeine feurige Seele, ſich hinreiſſen zu laſſen, ſich zu überſtürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenſtandes und ihre Beziehungen zu kennen ſuchte, ſo brachte er eben ſo viel Ruhe in die Ueberlegung, als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung.

Er hörte nicht auf, ſich an der Geſchichte zu bilden. Höchlich wußte er dieſe geſammelten Erfahrungen zu ſchätzen, die dem lebendigen Geiſt für Staatsverwaltung und Kriegs-Kunſt den Sinn aufſchlieſſen. Er zog die Geſchichtſchreiber des Alterthums vor: denn die mittäglichen Völker ſind reicher an Ideen, ausgeſprochener und glühender in der Art zu empfinden. Dieſe Menſchen waren einer friſchen und kräftigen Natur viel näher. Ihre Werke ſollten zum Handeln führen, nicht etwa nur eitle Neugierde befriedigen. Friedrich liebte auch einige methodiſche Werke. Er wollte ſich in der Gewohnheit erhalten, ſeine Gedanken in Ordnung zu ſtellen. Die rhetoriſchen Vorſchriften des Cicero, die Lehrart von Port-Royal, von Rollin gefielen ihm lange Zeit. In den letzten Tagen, als er bemerkte, daß der Geiſt ſich verwirre, trübe, ſchwach werde, nahm er die Anleitungen Quintilians wieder vor, die voll Verſtand und Ordnung ſind, und las dazu leichte Schriften von Voltaire, in welchen Lebhaſtigkeit herrſchend iſt. Auf alle Art und Weiſe wollte er ſich aufgeweckt erhalten; und ſo kämpfte er gegen das letzte Hinſchlummern.

Eroberungen können verloren gehen, Triumphe kann man ſtreitig machen. Jene des großen Pompejus wurden durch ein unedles Ende verfinſtert; und auch der große Ludwig ſah den Glanz der ſeinigen verdunkelt. Aber der Ruhm und der Vortheil, den das Beyſpiel gewährt, ſind unzerſtörlich, unverlierbar. Der eine bleibt ſeinem Urheber eigenthümlich, der andere zugeſichert allen denen, die ihm nachahmen. Das Verdienſt beruht in den Entſchlieſſungen, die uns angehören, in dem Muth der Unternehmung, der Beharrlichkeit der Ausführung.

Man redet hier nicht von den einzelnen Zügen, durch die ein übler Wille Friedrichs Ruhm zu verdunklen glaubte. Der Geſchichtſchreiber Dio, indem er von den Vorwürfen reden ſoll, die man dem Trajan gemacht hat, bemerkt, daß der beſte der Kaiſer keine Rechenſchaft ſchuldig ſey über das, was auf ſein öffentliches Leben keinen Einfluß hatte. Wenn Friedrich das Weſen der Religion mißverſtand, und den Sinn ihrer Quellen; ſo wußte er doch die Vorſteher aller Gottesverehrungen in Gränzen zu halten, indem er ſie beſchützte und ihr Eigenthum ſchonte. Spräche man vielleicht von der Verletzung einiger Grundſätze des Völkerrechts; hier zeigt er ſich für uns nur in dem Falle, daß er dem Drange der Nothwendigkeit nachgab, und die einzige Gelegenheit, ſeine Macht zu gründen, benutzte. Machte er aufmerkſam, wie wenig Sicherheit ein Pergament verleihe, ſo lehrte er uns zugleich deſto beſſer kennen, was einem Staate wahrhaft Gewähr leiſte. Das Mißverhältniß ſeines Heeres zu den Hülfsquellen ſeines Landes erſcheint nicht ſo ſtark, wenn man bedenkt, daß der größte Theil, beynahe auf Weiſe der Nationalgarden, nur zum durchaus nothwendigen Dienſt berufen wurde. In einem Lande, wo Hervorbringen, Erwerb und Betrieb durch die Natur des Bodens eingeſchränkt wird, iſt es keine Unbequemlichkeit, kein Nachtheil, daß der Militärgeiſt herrſchend werde. In einer Lage, deren Sicherheit für ganz Europa bedeutend iſt, zeigt ſich dadurch ein gemeinſamer wünſchenswerther Vortheil. Da wo mittelmäßige und künſtliche Reichthümer von tauſend Zufällen abhängig ſind, welcher Zuſtand des Lebens könnte beſſer ſeyn, als der, in dem wir uns gewöhnen, alles miſſen zu können? Wenn Friedrich zu ſeiner Zeit die untern Stände von den obern Stufen der Kriegsbedienungen ausſchloß, ſo geſchah es vielleicht, weil er damals noch genug zu thun hatte, um dem Gewerbe bey ſich aufzuhelfen; weil es zuträglich ſchien, den Mittelſtand nicht von den eben erſt aufkeimenden Künſten des bürgerlichen Lebens abzuziehen. Wollte man ihm ſein unumſchränktes Herrſchen zum Vorwurf machen? Der höhere Menſch übt dieſe Gewalt aus] durch das Uebergewicht ſeiner Natur, und die freyen Anſichten eines großen Mannes machen ſie wohlthätig; und ſo bildet ſich nach und nach die Meynung, die ſich endlich als Geſetz aufſtellt. Die unvermeidliche Ungleichheit unter den Menſchen macht den gröſſeren Theil glücklich in der Unterwerfung. Das herrſchende Genie, das ſich Friedrich oder Richelieu nennt, nimmt ſeinen Platz ein, und die Talente

für Krieg und Staatsverwaltung nehmen ihren Rang neben ihm ein, um es zu unterſtützen.

Anſtatt auf die Beſchuldigungen des Neides zu antworten, begab ſich der gröſte der Scipionen auf das Capitol, um den Tag von Zama zu feyern. Sollen wir für Friedrich antworten, wie er, ungeachtet ſeiner Kriege, und ſeine Eroberungen nicht mitgerechnet, die Bevölkerung ſeines Landes verdoppelte, und, was ihm mehr Ehre macht, das Glück ſeines Volks vergrößerte, ein vollkommen ausgerüſtetes Heer hinterließ, alle Vorrathskammern, alle Zeughäuſer und den Schatz gefüllt, wie er mit ſcheidendem Lichtblick ſeines Ruhms den deutſchen Bund erleuchtete? Oder ſollen wir uns ſeine Heldenthaten zurückrufen, die erſten Kriege, die ſeine Lehrjahre waren, wo er große Fehler begieng, ohne ſich jemals beſiegen zu laſſen? Erinnern wir uns bey Czaslau des Ruhms ſeiner werdenden Reiterey? bey Striegau der ſchrägen Schlachtordnung, bey Sorr, wie er ſich dort aus der Sache zog? Sollen wir ihn mahlen in dem einzigen Krieg? faſt immer ohne Land, ſein Heer oftmals zerſtört und unvollkommen wiederhergeſtellt, die Wunderthaten des Heldenſinnes und der Kunſt umſonſt verſchwendet, im Kampf mit einer vernichtenden Mehrzahl, mit laſtenden Unglücksfällen, ihn allein aufrecht gegen Europa und die lebendige Kraft ſeiner Seele gegen die Macht des Schickſals. Doch es ſey genug! — ich halte mich zurück —, ungern — o Erinnerungen! — Es iſt genug. Wir hatten Friedrich, er war unſer!

Verſchiedene Völker, verſchiedene Landſtriche müſſen allmählig hervorbringen, was jedes ſeiner Natur nach vollkommenſtes haben kann. Jedem Staate eigneten die alten Perſer ſeinen Schutzgeiſt zu, der ihn vor dem Thron des Ewigen verträte. Eben ſo muß in der Weltgeſchichte jedes Volk ſeinen Anwald haben, der das, was in ihm vortreffliches lag, darſtellte. Einige Völker haben dergleichen gehabt, andern werden ſie entſpringen, ſelten erzeugen ſie ſich in einer Folge. Allein, damit die Herabwürdigung nimmer zu entſchuldigen ſey, gibt es auch davon Beyſpiele. In dem fürchterlichen Jammer des dreyßigjährigen Krieges bewunderten unſere Väter in dem Wiederherſteller eines faſt vernichteten Staats, in dem großen Churfürſten Friedrich Wilhelm, einen Mann, der allein zum Ruhme ſeines Landes hinreichte; und doch kam Friedrich nach ihm.

Niemals darf ein Menſch, niemals ein Volk wähnen, das Ende ſey gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feyern, ſo geſchicht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen, was zerknirſcht, was den Aufflug lähmen kann. Güterverluſt läßt ſich erſetzen, über andern Verluſt tröſtet die Zeit; nur ein Uebel iſt unheilbar, wenn der Menſch ſich ſelbſt aufgibt.

Und Du, unſterblicher Friedrich, wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo Du unter den Scipionen, den Trajanen, den Guſtaven wandelſt, Dein Geiſt nunmehr von vorübergehenden Verhältniſſen befreyt ſich einen Augenblick herablaſſen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen; ſo wirſt Du ſehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer dem folgt, der Dir am ähnlichſten iſt. Du wirſt ſehen, daß die unveränderliche Verehrung Deines Namens jene Franzoſen, die Du immer ſehr liebteſt, mit den Preußen, deren Ruhm Du biſt, in der Feyer ſo ausgezeichneter Tugenden, wie ſie Dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte.

Heinrich das Findelkind.

Auf dem Arlberge, der Tirol von dem Vorarlbergiſchen trennt, machen oft die Flug- und Schneewinde des Wanderers Schritte nicht blos unſicher, ſondern verurſachen auch ſtechenden körperlichen Schmerz. Täuſchende Klüfte vergrößern die Gefahren. Der Unglücklichen Schickſal, welche auf dem unwegſamen Pfade fielen, rührte ſchon in grauer Vorzeit ein kindliches Gemüth; heiliger Liebe voll ſtiftete es ein Denkmal, das allen ſpätern Geſchlechtern überliefert ward, in ihm edlen, kräftigen Sinn zu beſchauen. Heinrich, ein Findelkind, war es, das im Jahr 1386 die St. Chriſtophs-Brüderſchaft am Arlberg ſtiftete; der Anſtalt Zweck war blos der Unglücklichen Rettung. Wie ſich der Anfang gebildet, zu betrachten, iſt rührend; er war unbedeutend, aber der fromme Menſch vollendet ſein Werk, Prieſter und Opfer zugleich. Einfach erzählt er der Sache Urſprung ſelbſt:

„Ich Heinrich Findelkind. Mein Vater, der mich fand, hieß der Mayr von Kempten. Er verdarb Bürgſchaft halber und hatte 9 Kinder, ich Heinrich Findelkind war das zehnte. Da wies er uns zur Hälfte fort, daß wir in Dienſte gehen ſollten. Da kam ich Heinrich Findelkind zu zwey Prieſtern, die wollten gegen Rom ziehen, mit dieſen gieng ich über den Arlberg und kam zu Jacklein über den Rhein. Da ſprach Jacklein: Wo wollt ihr mit dem Knaben hin? Da ſprachen die Herren, er iſt zu uns gekommen auf dem Feld. Da ſprach Jackel: wollt ihr ihn hier laſſen, daß er uns das Vieh hütet? Da ſprachen ſie, was er thut, das iſt uns lieb, da dingten ſie mich, und gaben mir das erſte Jahr zwey Gulden. Da war ich bey dem ehegenannten Jacklein zehen Jahre, da gieng mit ihm zur Kirche in dem Winter, und trug ihm das Schwert nach. Da brachte man viele Leute, die da waren auf dem Arlberge im Schnee verdorben, denen hatten die Vögel die Augen aus- und die Kehle abgefreſſen. Das erbarmte mich Heinrich Findelkind ſo ſchmerzlich. Da hätt' ich fünfzehen Gulden verdient mit dem Hirtenſtab, da rufſt ich und ſprach: ob Jemand wollte nehmen die fünfzehn Gulden und einen Anfang wollt anheben auf dem Arlberg, daß die Leute nicht alſo verdürben, das wollte Niemand thun; da nahm ich den allmächtigen Gott zu Hilfe und den lieben Herrn, der ein großer Noth-

helfer iſt, St. Chriſtophen, und fieng an mit den fünfzehen Gulden, die ich mit dem Hirtenſtab von Jacklein über dem Rhein verdient hatte, und rettete im erſten Winter ſieben Menſchen das Leben mit dem heiligen Allmoſen. Seit damals hat mir Gott und ehrbaren Leuten geholfen in den ſieben Jahren, als ich und mein Helfer haben Lebenshilfe geleiſtet fünfzig Menſchen, und den Anfang hub ich an im Jahr der Welt 1386 am Tage Johannes des Täufers.“

Der Jüngling wußte, daß ſeine kleine Gabe, ſo rein dargebracht, wuchern würde. Leopold der Stolze, Herzog von Oeſterreich, gab ihm am 27 December 1386 einen Lob- und Freyheitsbrief zu ſeinem ſchönen Zweck auf der Höhe des Arlberges, wo es für dienlich geachtet würde, ein Haus zu bauen. Nun ſprach Heinrich fremde Herzen auch in entferntern Gegenden an; von 1386 bis 1414 zog er durch ganz Deutſchland, von der Brenta bis zur Ens, durch Böhmen, Ungarn, Pohlen, Kroatien, und ſammelte Beyträge. Des Jünglings einfältiger Sinn rührte die Gemüther, die Unterſtützung ward reichlich, die rettende Brüderſchaft gegründet. Da verfolgte von nun an der Wandrer ruhiger den gefahrvollen Pfad, und Heinrich das Findelkind ward ein gefeyerter Name, gleich als wäre er der Heilige des Arlberges.

G. H. Keyſer.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Straßburg, 12 Febr.

Unſer vaterländiſches Departement iſt, bey der letzten Ausſtellung der Produkte der franzöſiſchen Induſtrie in der Hauptſtadt, ausgezeichnet worden, und hat dieſes in mehr als einer Hinſicht verdient. Den Unternehmern der Waffenmanufaktur im Klingenthal, am Fuße des Odilienbergs, iſt vom Nationaljury die goldene Ehrenmedaille zuerkannt worden. Die Eigenthümer derſelben (die Gebrüder Couleaux) hatten eine bedeutende Anzahl ſchöner Säbelklingen und Bajonette, nebſt mehreren prächtigen Damaszenern eingeſchickt, welchen allgemeiner Beyfall zu Theil geworden war. Dieſe Manufaktur iſt um ſo wichtiger, da ſie ſeit geraumer Zeit einen beträchtlichen Theil der Armeen mit Säbeln und Bajonetten verſorgt. *)

Zwey unſerer Fabrikanten erhielten die ſilberne Medaille der erſten Klaſſe, nämlich Bucher aus Straßburg für ſeine Nankins, die in ihren Nüancen den Oſtindiſchen gleich kommen, und deren Farbenſolidität hinlänglich erprobt worden iſt, und Roswag aus Schlettſtadt für vorzügliche Materialien zur Fabrikation von Velinpapier. Gau aus Straßburg empfieng eine ſilberne Medaille der zweyten Klaſſe für verſchiedene Muſter aus ſeiner Segeltuch-Fabrik.

Der Jury proklamirte Ehrenmeldung für die Tuchmanufaktur von Biſchweiler, deren Fabrikate zur Kleidung der Truppen dienen; für die Forchtiſche Strumpffabrik zu Straßburg; für die Dietrichſchen Eiſenhämmer zu Niederbronn und im Jägerthal; für die Buchdruckerey der HH. Levrault zu Straßburg, welche das Prachtwerk: „Erzählung der von der Stadt Straßburg II. Kaiſerl. Majeſtäten bey deren Rückkehr aus Deutſchland gegebenen Feſte“ als typographiſche Probe ihrer Offizin eingeſchickt hatten; für die Kebeliſche Fabrik zu Lambertsloch, die ſich mit Verfertigung von Steinöl und mit Bearbeitung von Asphalt beſchäftigt; endlich für Hr. Bennat von Straßburg, den Erfinder einer neuen Methode, die Vergoldungen auf Holz dauerhafter und zugleich ökonomiſcher aufzutragen.

*) Im verfloſſenen Jahr hat ſie 50,000 Bajonette und 20,000 Säbel geliefert.

Auch unter den übrigen zahlreichen, zum Konkurs eingeſandten, Induſtrieprodukten unſerer Gegenden, finden ſich noch manche, die mit großem Beyfall aufgenommen worden ſind, und auf die unſer Departement um ſo mehr ſtolz ſeyn kann, da die meiſten derſelben mit den Fabrikaten ſchon lange gegründeter Etabliſſements im Innern die Konkurrenz halten können, obgleich die unſrigen größtentheils ſeit der Revolution, einige ſogar in den letzten Jahren, entſtanden ſind.

Unſer dießjähriger Karneval war nicht minder glänzend, als in den letzten Jahren. Oeffentliche Bälle, Maskeraden und Konzerte wechſelten mit Privattanzgeſellſchaften, Caſſinos Bällen und muſikaliſchen Akademien. Die ſogenannten Soirees in der Präfektur und in angeſehenen Privathäuſern, ſo wie die geſchloſſenen Zirkel, hatten ihren gewöhnlichen Fortgang, und alles dieß that dennoch unſerm Theater keinen Abbruch. Zwar waren die erſten Bälle der hieſigen brillanten Welt auf der ſehr anmaſſend ſogenannten Reunion des arts, welche in dieſem Winter zum erſtenmal, ſo wie alle übrige öffentliche Tanzgeſellſchaften, (nach Vorſchrift eines vor acht Monaten ergangenen Regierungsbefehls) der Theaterdirektion untergeordnet waren, wenig beſucht worden; allein was der Kaſſe anfangs abgieng, wurde am Ende des Karnevals durch außerordentlichen Zulauf, beſonders auf den Maskenbällen, reichlich wieder erſetzt.

Vor einigen Wochen ſollte unſere Stadt durch den Aufenthalt der Kaiſerin, den man lange zuvor ſchon angekündigt hatte, neuen Glanz erhalten. Die verehrte Fürſtin, die in ſo hohem Grade den ihr hier zuerſt — und gewiß nicht aus Schmeicheley — gegebenen Namen „Joſephine die Vielgeliebte“ verdient, weilte aber auf ihrer Rückreiſe von Mainz nach Paris nur wenige Stunden in unſern Mauern. Sie wurde, ihrem eigenen Befehl zufolge, ohne alles Gepränge empfangen, allein, obgleich von der Reiſe ermüdet, verweigerte ſie nicht, einem ihr zu Ehren im Hotel der Präfektur veranſtalteten geſchmackvollen Feſte beyzuwohnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neue patriotiſche Geſellſchaft.

Die nachfolgende Anzeige, welche zu Ende vorigen Jahrs in unſern Gegenden verbreitet wurde, macht uns mit einer patriotiſchen Geſellſchaft bekannt, deren edler Zweck iſt, ſich auf Koſten andrer zu bereichern: „Eine patriotiſche Geſellſchaft iſt geſonnen, das naturhiſtoriſche Bilder- und Leſebuch oder Erzählungen über Gegenſtände aus den drey Reichen der Natur von Jakob Glatz, Mitarbeiter an der Erziehungs-Anſtalt zu Schnepfenthal, jetzt Schulinſpektor in Wien, nebſt 300 Abbildungen von Herner, und einer kurzen Erklärung derſelben in 8. auf ſchönes weißes Papier mit neuen Lettern, nebſt den 300 Abbildungen ſchön in Kupfer geſtochen, drucken zu laſſen. Um dieſes allgemein nützliche Werk auch andern Lehrern und Freunden der Jugend und Erziehern in die Hände zu liefern, ſo werden außer der für die Geſellſchaft beſtimmten Auflage für andere Subſcribenten das Exemplar pr. 3 fl. 30 kr. erlaſſen, da das Original hingegen 8 fl. koſtet. Durch dieſe Einrichtung hoffen ſie den Dank des Publikums zu verdienen, indem ſie durch den äußerſt billigen Preis die Anſchaffung dieſes Werkes für Jedermann ſehr erleichtert haben. — Ueber die Zahl der Subſcribenten werden wenige Exemplare abgedruckt, die hernach 5 fl. 30 kr. koſten. Bis Ende Decembers d. J. wird Subſcription darauf angenommen. Wer 6 Exemplare nimmt, erhält das 7te frey.“ — Der rechtmäßige Verleger, Hr. Buchhändler Frommann in Jena, erbietet ſich allen denen, die an unterzeichnete Buchhandlung 3 fl. 30 kr. einſenden, das Original mit den bekannten niedlichen Kupfern ſehr ſchön illuminirt franco Tübingen zu übermachen; denjenigen, welche ſich mit unilluminirten Kupfern begnügen, aber für 2 fl. 45 kr., und die blos den Text verlangen, für 1 fl. 48 kr.; auch kann jene patriotiſche Geſellſchaft verſichert ſeyn, daß ſie die ihr zu ihrem edlen Zweck nöthigen Exemplare bey hinlänglicher Sicherheit aufs billigſte von ihm erhalten wird.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Druckfehler.

In den erſten Abdrücken von Nro. 53. S. 211. Sp. 2. Z. 17 v. unt. ſt. gemeinſchaftlich l. genialiſch.

Nro. 55.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 5. März, 1807.

Das wahre Glück iſt nicht, was Thoren meynen;
Sey in der That, was tauſend andre ſcheinen!
Uz.

An die Hoffnung.

Dämmerte, Hoffnung, nicht dein Leitſtern freundlich
Aus den Wolken herab, wer triebe länger
Noch in leichtem Kahne ſich durch des Lebens
Schäumende Brandung?

Friede verheißt dem Steuermann dein Anblick;
Gleich dem Zwillingsgeſtirn der Dioskuren
Gießt er Götterkraft in den matten Buſen
Irrender Schiffer.

Mögen Orkane furchtbar dräuend ſauſen,
Mag mit wüthender Kraft die Woge brechen,
Daß am ſchwachen Schiffe die Bretterwände
Seufzend erbeben:

Immer den Stern mit feſtem Blick im Auge,
Geht's den Klippen des unbekannten Meeres,
Wo des Glückes ſchwimmendes Eiland winket,
Muthig entgegen.

Schwindet mir auch an dieſem Horizonte
Einſt der leitende Strahl; er geht mir jenſeits
Schöner auf, wie Heſper, des beß'ren Tages
Morgen verkündend.

Tauchet, o Hoffnung, dann dein lächelnd Bild ſich
In die nächtliche Fluth, getroſt! ich folge
Dir noch mit dem ſinkenden, lecken Fahrzeug
Unter die Fluthen.

v. Neven.

Vergänglichkeit.

O nicht zu ſehr erfreue dich der Morgen,
Und nicht der Abendröthe mildem Lichte
Eröfne du die ſorgenloſe Bruſt:
Denn auf den Morgen folgen heiße Gluthen,
Und ſie verſengen dir die ſüße Freude,
Die im Gemüthe jung erſt aufgeſproßt.
So, wenn der Abend kaum ſich niederläßt,
Die leiſen Lüfte wehn, ihn zu begrüßen,
Und aus den Zweigen und den blauen Räumen
Der Vögel helle frohe Chöre ſchallen;
Wird er dich, Ueberraſchten, ſchnell verlaſſen,
Die Finſterniß hält, Armer, dich umfangen,
Und es verſtummen alle frohen Lieder.

Drum, Lieber, nicht berühre du die Güter
Der bunten Erde mit zu heißem Wunſch.
Dem ewig feſten, daurenden Verlangen
Der treuen Bruſt, will daurend nichts begegnen:
Nicht dieſer Erde Bürger ſcheinen wir.

Matthäus v. Collin.

An die Träumende.

Oft pflegt ein ſchwerer Traum, Betulla, dich zu plagen;
Die gleiche Pein muß ich dir klagen:
Jüngſt träumte mir, (ſprich, ob man ſchlimmer träumen kann?)
Jüngſt träumte mir, ich ſey dein Mann.

W.

Aphoriſmen und Bemerkungen
aus dem Gebiete der empiriſchen Kunſt-Kenntniß u. ſ. w.
(Fortſetzung.)

Die Kunſt iſt ein eigenes für ſich beſtehendes Weſen; ſie hat auch eine eigene Kraſt. Die lezte ließe ſich, figürlich zu ſprechen, den höchſten Grad der Elaſticität nennen. Zuſammengepreßt bis zum Unmerkbaren ſcheint ſie oft ganz zu verſchwinden, oder gar nicht geſchaffen zu ſeyn. Doch gewinnt ſie nur etwas Raum, gleich erhebt ſie ſich wieder, und erſtrebt ſich am End' auch das Höchſte. Höher geht nichts, was auch der Menſch erſinnt und erdenkt; denn ſelbſt in das Jenſeits hat ſie ſich kühn und glücklich gewagt. Die Kunſt belebte den Olymp. Alles, was ſich in Bilder faßen läßt, iſt Gegenſtand für ſie; nichts als die formloſe Idee iſt außer ihrem Gebiet.

Nur die ſichtbare Natur iſt ihr überlegen; ohne Natur iſt die Kunſt nichts. Und doch iſt die Kunſt wieder über die Natur. Das Schönſte des Schönen, das die Natur macht, ſammelt die Kunſt aus dem Einzelnen ins Ganze, und ſchafft ein neues vollkommeneres Geſchöpf, wie es jene zwar machen könnt', aber niemals hervorbringt. Das vergängliche Werk der Natur und die Momente des Lebens, oft Augenblicke nur ſichtbar, ſtellt die Kunſt feſt zu langdaurendem Genuß.

So ſehen wir die Kunſt im Ganzen, in dem Haupt-Begriff, den die Wahrnehmung aus den Produkten des Bildner-Triebs abzog. Dieſe Produkte ſind für die Empirie immer die Hauptſache, aus der ſie ihre Schlüße zieht. — Anders behandelt es zwar die Wiſſenſchafts-Lehre. Dieſe ſezt die Kunſt als Princip, dem der Künſtler und das Produkt unterthan ſind. So gebietet es ihr die Regel, und ſie mag für ſich Recht haben. — Wer aber für das Leben arbeitet, die Kunſt in ihrem Leben genießen will, der muß ſich den erſten Weg wählen.

Wie lernt man aber die Kunſt in ihrem eigenen und innigen Leben genießen? Und wie lebt eigentlich die Kunſt recht? Das ſind die wichtigen Fragen, um deren Löſung wir uns bemühen, und auf die wir jezt das ſchon Geſagte anwenden müſſen. — Hätten wir lauter Werke der reinſten Vollendung, vollgültige Meiſterwerke vor uns, man könnte vielleicht die Menſchen durch die Kunſt in die Kunſt einführen. Ich ſage vielleicht, denn noch bleibt es mir zweifelhaft. — Leider iſt des Größten und Beßten wenig auf uns gekommen, und das Neuere hat auch in ſeiner ſchönſten Periode nimmer die vorige Höhe erreicht. — Des Beſten iſt alſo wenig; des Guten noch ziemlich! Das Halb-Gute, das Mittelmäßige und Geringe aber machen eine ſo erſtaunliche Fluth, daß, wer gerade da hindurch ſteuren will, wohl eines geſchickten Führers bedarf, um, wenn es das Glück will, in einen ſichern Hafen zu kommen. Möchte jeder dann nur den kundigen Piloten finden, der ihn vor Schiffbruch bewahrt!

Es iſt unläugbar der ſchwierigſte Weg, wenn man ſo anfängt; wenn man zu viel auf Einmal oder gar Alles überſehen will, um ſich aus dem unzählbaren bunten Gemiſch wahre Kenntniß zu erſammlen. Die Gefahr der Täuſchung iſt unvermeidlich. Glänzende Trug-Geſtalten, ſchmeichlende Sirenen locken überall und führen auf Abwege. Tritt man hier ein, ſo iſt man nicht ſelten auf immer verlohren. Und diß iſt doch der gewöhnlichſte Weg, den begierige Liebhaber nehmen; ihnen ſey es zur Warnung geſagt!

Bücher über die Kunſt haben wir viele, und darunter unbezweifelt auch ſchäzbare Schriften; nur für den Anfänger nicht. Wenn dieſer mit dem Leſen beginnt, ſo ermüdet er bald und kommt ſchwerlich zum Ziel. Alle Theorien ſind kalt; Kunſt-Theorien doppelt und dreyfach. Sie gleichen, die beſten beſonders, den anatomiſchen Zergliederungs-Sälen, wo alles vordemonſtrirt, alles geſehen und begriffen wird, — nur die entflohene Seele nicht.

Gewiß! es gibt noch einen andern Weg, zur Kunſtkenntniß zu kommen. Sollen wir ihn den neuen nennen? Nein! es iſt unter allen der älteſte; kürzer, angenehmer, leichter als je einer, und wahrſcheinlich nur deßwegen wenig betreten. Iſt es doch ein gewöhnlicher Fehler, daß man ſich da am meiſten bemüht, wo ſich die Sach', unbeachtet, von ſelbſt gibt! — Dieſes Weges Anfang geht aus dem Menſchen heraus, und kreiſet zuerſt ganz nahe um ihn herum. So hat ihn Jeder in ſich, in ſeiner eigenen Welt; und Niemand, ſey er nur Liebhaber oder Selbſtkünſtler, darf ihn unbeſchadet verachten. Er liefert die Elemente des Wiſſens, ohne die kein Wiſſen zur Gründlichkeit reift.

Die erſte Bedingung iſt: daß man Alles, was uns umgibt, und auch wohl ſich ſelbſt, als einen Gegenſtand der bildenden Kunſt betrachte. (Uebung gebiert Fertigkeit; Fertigkeit macht endlich den Meiſter.) Nicht, daß alles, was uns umgibt, gerade ſo in ein Kunſtwerk übergehen müße; ſondern ob es dazu tauge. So lernt man zuerſt den Werth der Formen und Geſtalten durch Vergleichung ſchätzen. Bald wird man das, was tauglicher, ſchicklicher, richtiger, angenehmer, bedeutender iſt, finden, und aus Gegenſätzen zu beurtheilen wiſſen. Es liegt ein Grund-Gefühl im Menſchen, das gerade zu dieſem Zweck geſchaffen zu ſeyn ſcheint, und das gewöhnlich nur vernachläſiget wird. Oder iſt es Etwas anderes als Reſultat dieſes Gefühls, wann uns die hehre ſchlanke Geſtalt des ſchöneren Mädchens, die Würde und der Adel im Ausdrucke der erhabeneren Manns-Geſtalt, der vorzügliche Wuchs eines Baums oder einer Pflanze ſo plözlich anzieht? Oder daß man bey einer lieblichen Kinder-Gruppe ſo oft ausrufen hört: Gott! wie ſchön. Das iſt zum Mahlen!

Mit dieſem Gefühl iſt es richtig. Die Form liegt in der Natur; das Gefühl für die Form — im Menſchen. (Je feiner der Menſch fühlt, deſto zarter faßt er die Form auf;

ſe ſtärker, deſto größer. Das carakteriſirt die Kunſtwerke und den Meiſter. Und in dieſem Sinn darf man ſagen, daß ſich auch der perſönliche Karakter eines Meiſters in ſeinen Werken verrathe. Doch, wir wollen nicht vorgreifen; wir ſind noch bey den Prämiſſen!) Wie es in der Natur iſt, ſo muß es auch im Kunſtwerke ſeyn; wie es im Kunſtwerk iſt, ſo müßte es auch in der Natur ſeyn können. Die erſten Lectionen muß alſo der Künſtler, der Kunſtkenner, der Kunſtliebhaber in der Natur nehmen; — und wohl auch die letzten. — (Hat er ſich dieſer freyen, herrlichen Schule ergeben, ſo verläßt er ſie nimmer; ſie lohnt ihn ſo reichlich. Wer die Schönheit im Bau und in der Geſtalt des Grashalms zu fühlen gelernt hat, wie viel Vergnügen wird er nicht auf der großen Stufenleiter, bis zu dem Gottähnlichen Menſchen hinauf, ernten!) Alle großen Meiſter ſind in dieſe Schule gegangen. Dort haben ſie ihre Wahrheit, ihren Ausdruck, ihre Bedeutung, kurz, den hohen Geiſt ihrer Werke geſammelt. Eigentlich bewundern wir in ſolchen Werken immer und zuerſt das tiefe, das richtige Gefühl, und den ſcharfen Sinn, mit dem ſie zu ſuchen und zu finden gewußt haben.

Es hat Künſtler gegeben, und wird ferner noch ſolche geben, die ſtolz dieſe ſtrenge Forderung verachten, ihre Phantaſie zum Gott machen, und dieſem Gott auch die Form überlaſſen. Ihre Werke können, zumal wenn ſie mit groſſer Fertigkeit ausgeführt ſind, täuſchen und ein ephemeres Glück haben; aber von Dauer wird es nicht ſeyn, und über kurz oder lang treten ſie in ihren untergeordneten Werth zurück. Weil es ſolche Kunſtwerke gibt, — darum iſt es ſo gefährlich, die Kunſt aus der Kunſt lernen zu wollen: Man theilt ſo leicht auch ihre Verirrung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Naturwunder.

Ein grauſamer Iberiſcher Fürſt zu K. Claudius Zeit, Rhadamiſtus, wurde (um das J. 51.) in einer ſeiner Burgen umringt. Nur eilige Flucht konnte ihn retten. Ehrgeiz und Eiferſucht ließen ihm nicht zu, ſeine Gemahlin Zenobia zurückzulaſſen. Er warf auch ſie, ungeachtet ſie hoch ſchwanger war, aufs Pferd, und riß ſie, Tag und Nacht in vollem Trab, mit ſich fort. Liebe und Furcht erſtickten lange ihre Klagen. Endlich mußten die Schmerzen durch die gewaltige Erſchütterung ihres Leibs ganz unerträglich werden. Man mußte am Ufer des Araxes Halt machen. Sie flehte winſelnd um den Tod. Rhadamiſt that ſein Aeußerſtes, ſie aufzumuntern. Er vermocht' es nicht. Man hört Feinde näher kommen. Rhadamiſt umſchlingt ſie mit dem einen Arme, und wüthend ſticht er ihr mit dem andern ſeinen perſiſchen Dolch in den Leib. Ihr brechendes Auge dankt ihm; der Wilde läßt, um ſie ganz dem Feinde zu entreiſſen, die grauſam Geliebte aus einer verzweiflungsvollen Umarmung in den Fluß hinabfallen, und rennt troſtlos davon. — Wie ſollte hier eine Rettung zu hoffen ſeyn? — Welcher Roman dürfte die Gemordete wieder auferſtehen laſſen??— Die Wunder der Natur ſind unerſchöpflich! Ein Hirt erblickt Zenobia unter dem ſteilen Ufer blutend und bewußtlos. Die ſchöne Geſtalt rührt ſein rauhes Herz. Mit Gefahr zieht er ſie aus dem für ſie wohlthätig gewordenen Schlamme. Sie athmet noch. Die Wunde wird mit Kräutern, nach der ungelehrten Arzneykunde des Hirten, gereinigt und verbunden. Kurz, die dem Tode hingeworfene Mutter konnte, ſogar ohne Verluſt des Kindes, nach einiger Zeit geſund zum König Tiradates nach Artaxata zurückgebracht werden.

S. Tacitus Annalen B. 12. Kap. 50. 51.

Ps.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, 19 Febr.

Die neue Direktion der hieſigen drey Hauptbühnen, welche mehrere Kavaliere aus den höheren Ständen ſeit dem neuen Jahre gemeinſchaftlich verwalten, iſt wohl mit Recht ein Gegenſtand unſrer Aufmerkſamkeit. Iſt unſere Ungeduld nach den beſſeren Reſultaten, denen man entgegen zu ſehen hat, eines Theiles verzeihlich, ſo iſt es anderer Seits auch billig, bey einem ſo komplicirten Werke, das man keinen Augenblick hat ſtillſtehen laſſen können, ſondern das ſeinen Gang täglich fortgehen muß, keine wunderartige ſchleunige Reform zu fordern. Die verbeſſerte Geſtalt der hieſigen Bühnen iſt jedoch das Hauptziel der jetzigen Unternehmer, und ihr Eifer für dieſen Gegenſtand, ihre Mittel und ihre Kenntniſſe werden ſie dieſes ſchöne Ziel gewiß ſo früh als möglich erreichen laſſen. Schon ſind einige berühmte Schauſpieler und Schauſpielerinnen von auswärts engagirt, um ſowohl die ganz unbeſetzten Fächer auszufüllen, als die mangelhaften zu ergänzen. Schon ſahen wir viele neue ſchöne Dekorationen, auch mancherley Neues im Schau- und Singeſpiel, das der deutſche Helikon gebar. Bald werden wir auch — ſo dürfen wir hoffen — der Aufführung derjenigen Schillerſchen Stücke genießen, die hier noch nicht geſehen worden ſind. Von dieſem vorläufigen Anfange dürfen wir erfreulich auf eine glänzende Zukunft ſchließen. Der Fürſt Lobkowitz, als ein edler Kenner der Tonkunſt längſt bekannt, dirigirt das Opernweſen, und der Graf Ferdinand Palfy, ein Mann, welcher die ſchöne Literatur einiger Nationen Europens zu ſeinem Lieblingsſtudium gemacht hat, iſt Chef des rezitirenden Schauſpiels jeder Gattung. Für dieſes Jahr hat der Fürſt Eſterhazy den Vorſitz in der Direktion, an der auch der Fürſt Schwarzenberg Antheil nimmt. Wie viele Vortheile haben die hieſigen Bühnen ſchon allein von dieſen zwey edlen Männern zu erwarten, deren liberale Geſinnungen ihren weitumfaſſenden Mitteln gleichen! Wie viele Aufmunterung verheißt dieſes alles den Talenten, die ſich für die Bühne bewähren! Auch begegnet es den hieſigen Wünſchen gewiß ſehr willkommen, daß durch die anſehnliche Belohnung, die Tübingens Morgenblatt dem beſten neuen Luſtſpiele beſtimmt, die Bühne Deutſchlands wahrſcheinlich mit einem und dem andern vortrefflichen Werke dieſes Faches bereichert wird.

München, im Febr.

Ich würde Ihnen Etwas von dem Wundermanne Campetti ſagen, wenn ich den in Ihren Blättern ſchon gegebenen Aufſchlüſſen noch Etwas hinzuzufügen wüßte. Viele Stimmen erheben ſich vorlaut gegen die Sache. Ritter, der nicht in Zeiturtheilen lebt, würkt indeſſen für die Wiſſenſchaft und bereichert dieſe, mitten unter der Verzweiflung Einiger an allem Erfolge. Es iſt wahrlich eine auffallende Erſcheinung, daß in unſern Tagen, wo Alle Sinn für Alles haben wollen, nichts Großes verſucht werden kann, ohne nicht zahlreiche Stimmen aufzuregen, die ohne Prüfung verwerfen. Woher dies Phänomen?

Mit der vaterländiſchen Literatur haben wir Urſache, jezt mehr zufrieden zu ſeyn. Unſre Reſidenz iſt der Siz mannichfacher Zeit-Anſtalten. Klebe's neues politiſches Blatt hat unſer älteres veredelt; bey Inſtituten dieſer Art, deren Tendenz zulezt mercantiliſch iſt, würkt Concurrenz immer heilſam. Lorenz Hübner, der Verfaſſer des früheren Blattes und der Herausgeber der Oberdeutſchen Literatur-Zeitung, iſt ſeit wenigen Tagen todt. Er war ein Mann, dem es ganz an Genialität gebrach, aber deſſen Würkſamkeit auf dieſer Erde nicht fruchtlos war. Mannichfache Arbeiten ſprechen dafür, daß es ihm innerhalb eines beſchränkten Kreiſes nicht an ſichrer Bildung fehlte; und wie viel er für das katholiſche Deutſchland einſt geweſen war, hätte man an ſeinem Grabe nicht vergeſſen ſollen. Mag er doch immerhin früher gegen Dinge angekämpft haben, über die man in unſern Tagen lächelt; die Frage iſt: War ein ſolcher Mann für die vergangene Zeit nothwendig? und wenn ſich hierauf mit Ja antworten läßt, ſo darf man ſo wenig ſein gerechtes Lob zurückhalten, als ſeine Tadel verbergen, daß Hübner in den ſpätern Tagen der beſſern Sache nicht rein zugethan war. Seine Blätter ſollen noch vor der Hand unter der Redaktion eines gewiſſen Prälaten Müller vom ehemaligen Kloſter Rott ſtehen. Die Literatur-Zeitung, die ſeit dem neuen Jahre an gänzlicher Abnahme leidet, wird den Stifter nicht überleben.

An neuen Werken, die Baiern unmittelbar intereſſiren, und auch dem größern Leſe-Publikum ſich eignen, zeichnet ſich das ſchon in dieſen Blättern erwähnte hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Archiv für Süddeutſchland aus. Wolf hat eine Statiſtik von Tirol geliefert, die aber blos Zuſammenſtellung iſt, und Vieles zu wünſchen übrig läßt. Ein Mann mit Hormeyrs Geiſt und deſſer Kenntniß würde allein ein originelles Gemählde des merkwürdigen Landes geben können. Nie verweile ich bey dem hiſtoriſchen Werke dieſes trefflichen Mannes, ohne daß mein Herz raſcher ſchlägt. Wer uns einen Marius in ſolchen Zügen darſtellen konnte, ſollte ſeinen Pinſel noch einmal eintauchen, um uns das Volk, deſſen Hiſtoriker er iſt, auch in ſeinem ganzen jezigen Seyn anſchauen zu laſſen. Wolf arbeitet unausgeſezt an ſeiner Geſchichte Maximilians I.; der 2te Band erſcheint unſtreitig zu Oſtern. Es iſt für dies Werk ein ſo ungeheurer Reichthum von Original-Urkunden geöffnet, und der Verfaſſer benüzt dieſe mit ſo unverdroßnem Fleiß, daß die Ausbeute für die Geſchichte nothwendig höchſt bedeutend wird. Ob der Sammler für die Geſchichte und Statiſtik von Tirol noch fortgeht, iſt mir nicht bekannt; das 1. und 2. Stück waren nicht ohne Intereſſe. Keyſer, der den vom G. v. Aretin angefangenen Genius von Baiern fortſezt, arbeitet auch an einer Statiſtik des geſammten Königreichs Baiern, wovon der 1te Band bald erſcheint. Die Galerie denkwürdiger Baiern, welche die Fleiſchmanniſche Buchhandlung angekündigt hat, wird in Kurzem mit der 1ſten Lieferung eröffnet. Der verſtorbene Profeſſor Strobl in München beſaß eine der reichhaltigſten Privat-Gemählde-Sammlungen, worunter ſich unter andern eine Galerie größtentheils lebender Baieriſcher Gelehrten, Künſtler, merkwürdiger Bürger und Landmänner weſentlich auszeichnete. Die Porträts, welche meiſtens der Hofmahler Edlinger gemahlt hatte, ließ Strobl durch den berühmten Künſtler John zu Wien in Kupfer ſtechen. Fleiſchmann, der die ſämmtlichen Platten an ſich gebracht hat, führt nun den ſchon von Strobl gefaßten Plan aus, die Sammlung mit biographiſchen Nachrichten begleitet in Lieferungen herauszugeben. Jährlich werden 3 bis 4, jede mit 3 Kupfern, auf ſchönem Papier, mit neuen lateiniſchen Lettern und in farbigem Umſchlag erſcheinen. Das Format der Kupfer iſt gr. 8. Man darf hier eben nicht an Bocks Bildniſſe, auch nicht an die Porträts der Berliner Gelehrten denken; die ſämmtlichen Stiche gehören zu den gelungenſten Arbeiten, und eignen ſich für ein Prachtwerk. Ihrer Vollendung ungeachtet koſtet das erſte Heft nur 1 fl. 30 kr. rheiniſch. — Doch von der inländiſchen Literatur nächſtens mehr.

Vom Theater wollte ich gerne Einiges ſagen, aber es hält Mühe, auch bey wenigen Bemerkungen nicht hier Erinnerungen an Langeweile, und auswärts die leztre ſelbſt herbeyzurufen. Unbeſtritten haben wir das ausgezeichnetſte Orcheſter, aber um ſo bezaubernder ſeine Töne an unſer Ohr rühren, um ſo heftiger ſtört uns der Mißklang in theatraliſchen Vorſtellungen.

Nach Augsburg werden noch immer Gemählde transportirt; unermeßlich iſt der Schaz, der hier zurückbleibt; nur Schade, daß er zum Theil verſchloſſen iſt. In der hieſigen Galerie vermißt man in der Stellung der Tableaus die Vortheile des Lichts, und das Köſtlichſte muß häufig mehr errathen, als beſchaut werden. In Schleißheim, wo der Vorrath ungleich größer als hier iſt, iſt nichts gehörig geordnet; Rubens jüngſtes Gericht und der Fall der Engel hängen im wenigſt vortheilhaften Plaze des Schloſſes, indeſſen in lichten geräumigen Sälen ganz mittelmäßige Stücke unter unſterblichen Werken wie Kupfermünze unter gediegenem Golde aufbewahrt ſind. Ein klares, freundliches Leben geht dem Betrachter auf, wenn er vor die zahlreichen Denkmale deutſcher Kunſt tritt. Beſonders wunderbare Empfindungen ergriffen mich, als ich vor Albert Dürers ſelbſt gemahltem Porträte ſtand; warum blieb dieſe heilige Reliquie nicht hier zur künſtleriſchen Anbetung ausgeſtellt? — Von dem koſtbaren Werke Dürers, das auf der hieſigen National-Bibliothek liegt, einem Gebetbuche in klein F., dem am Rande originale Handzeichnungen von ihm und einige von Lucas Cranach eingearbeitet ſind, werden Sie gehört haben. Für das Studium des künſtleriſchen Charakters Dürers iſt dieſes Werk von der entſcheidendſten Wichtigkeit.

Es iſt mir immer ein erhebender Gedanke, wie vieles Vortreffliche hier vereinigt iſt, und wie viel die Regierung an Koſten aufwendet, damit alle Mittel, welche in die Nationalbildung eingreifen können, nicht fehlen. Dagegen fühle ich es um ſo ſchmerzlicher, wie unter allen äuſſern Begünſtigungen doch keine innige Verbindung der einzelnen Inſtitute zum Ganzen der Kultur ſtatt findet, und ein gemeinſamer Sinn, eine reine Begeiſterung für Kunſt und Wiſſenſchaft vorhanden iſt. Doch verſpreche ich mir desfalls eine lichtere Zukunft, wenn unſere neue Akademie der Wiſſenſchaften würklich errichtet iſt. Werden diejenigen Inſtitute, welche eine höhere Tendenz haben, mit dieſer zweckmäßig in Verbindung geſezt, und bildet ſich ein Centralpunkt, in dem ſich Alles vereinigt, was bisher haltungslos und getrennt war: dann wird der helle Tag der Erkenntniß anbrechen, und mein Vaterland wird ein junges Geſchlecht gewinnen, welches der Wiſſenſchaft und Kunſt innig befreundet iſt.

Druckfehler.

S. 151 Sp. 2 Z. 25 ſt. Reize l. Rüge. S. 152 Sp. 1 Z. 5 ſt. aus der Ferne l. auf der Ferſe. Z. 17 ſt. Tugend l. Jugend.

Nro. 56.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 6. März, 1807.

Gedanken, Freund' und Bücher, gut,
Was recht, ſtets lernen oder lehren,
Der Stirn und Zunge gleicher Muth,
Den Tod nicht fürchten, noch begehren.

Weckherlin.

Literariſche Spatziergänge.
(Fragmente aus Briefen an einen Deutſchen in England.)

I.

— Ihre Königin alſo, ſelbſt eine edle deutſche Fürſten-Tochter, bekümmert ſich immer noch um die Literatur ihres Ammen- und Wiegenlandes, lieſt noch mit Theilnahme gute deutſche Bücher, und will Nachricht haben, ob auch deutſche Frauen hier und da noch Schriftſtellerinnen ſind, und, ohne ihrem erſten, heiligſten Natur-Beruf ungetreu zu werden, Erzieherinnen ihrer Zeitgenoſſen, ihrer Mitwelt, auch noch in einem weitern Kreiſe, als der häusliche iſt, zu ſeyn ſich ermächtigen? — Es iſt in der That eine gar bedenkliche Sache für die guten Mädchen und Frauen, nicht nur zu ſchriftſtellern, — denn dieß könnte auch wohl nur ein verſtohlener Spatziergang in einem fremden Luſtgarten ſeyn — ſondern auch öffentlich zur Schriftſteller-Zunft gerechnet zu werden. Viele werden mit Nachdruck gegen alle Namensnennung proteſtiren. Das weiß niemand beſſer, als Ihre Königin, die, wie ich gewiß weiß, ſich ſelbſt mehrmals die Zueignungen ſchreibluſtiger Engländerinnen verbat, weil ſie nur in ſeltenen Ausnahmen die Moore, die Edgeworths, die Helme, die Trinne, aber nicht die Maconlais, die Wolſtonecraft u. ſ. w. aufzumuntern ſuchte. Wie wahr iſt es, was unſer Jean Paul, um den uns die Britten beneiden würden, wenn ſie ihn nur erſt leſen und faſſen könnten, in ſeinem neueſten Büchlein, der Levana, voll des gediegenſten und des edelſten Metalls, über die genialen Frauen geſagt hat. „Die Frau iſt zur Veſta oder Veſtalin des Hauſes, nicht zur Ozeanide des Weltmeers beſtimmt; je voller des Ideals ſie iſt, deſto mehr muß ſie ſtreben, ſich in der Würklichkeit, wie das Ideal der Ideale Gott in der Welt, auszudrücken, und etwa eine Tochter, wie dieſer ein Menſchengeſchlecht, zu erziehen. — Thun ſie es nicht, ſo werden ſie um ſo unglücklicher, je weiter ihr geiſtiger Umkreis ſich auszieht; z. B. eine Dichterin wird's mehr, als eine Mahlerin.“ Aber es gibt auch hier ſehr ehrwürdige Ausnahmen, wie in England, ſo bey uns. Einige unſerer achtungswürdigſten Schriftſtellerinnen — ſie gehören uns zu, ſo bald ſie deutſch ſchreiben; denn deutſch iſt jetzt, wo die Geographie kein Deutſchland mehr kennt, jeder, der deutſch denkt und deutſch ſchreibt — haben jene Bedingung Jean Paul's, ihr Ideal in wahrer Töchter-Erziehung auszudrücken und zu verwürklichen, gewiſſenhaft erfüllt, und dann, von ihrem Genius getrieben, auch noch für ein größeres Publikum zu nützen geſucht. Das Vaterland nennt ihre Namen mit Hochachtung, und ſie dürfen auch unbedenklich wieder genannt werden, da ſie nie widerliche Zwitter zwiſchen Weiblichkeit und Männlichkeit wurden. Gern will ich Ihnen von einigen derſelben und ihren neuſten Schickſalen und literariſchen Erzeugniſſen ſo viel mittheilen, als räthlich und geziemend iſt.

Auch in England iſt die Dechantin unter unſern ſchreibenden und dichtenden Frauen, die ehrwürdige Sophie von La Roche*), nicht unbekannt. Ja, wenn Liebe

*) Ihren am 18. Febr. d. J. erfolgten Tod haben wir ſchon angezeigt. Red.

Gegenliebe verdient, ſo muß ſie dieſer bey aller Selbſt-Genügſamkeit der glücklichen Bewohner der brittiſchen Inſeln auch dort nicht unwerth geachtet werden. Denn ſie hieng ſtets mit ganzer Seele an engliſcher Literatur; ihre Denk- und Empfindungsweiſe hat oft einen Anhauch engliſcher Empfindſamkeit, und vieles in ihren Schriften würde, ins Ausland verpflanzt, nur in England Glück machen. Auf Witz und Leichtigkeit in Wendung und Einkleidung, wodurch man ſich den Franzoſen empfiehlt, that ſie ſelbſt mehrmals in ihren Schriften Verzicht. Sie hat kürzlich ihre literariſche Laufbahn feyerlich geſchloſſen. Meluſinens Sommerabende (Halle, im Verlag der Societäts-Buchhandlung 1806) iſt der Titel dieſes ihres Schwanen-Geſangs. Es iſt durch äußere Veranlaßung und Umſtände eine merkwürdige Erſcheinung. Der ehrwürdige Veteran unſerer Literatur, Wieland, der vor 35 Jahren den erſten Abdruck des Geiſtes und Herzens ſeiner erſten Jugendfreundin, die Geſchichte des Fräuleins von Sternheim, in die Welt einführte, hat nun auch, wie er ſelbſt als Herausgeber dieſes Buchs dem Leſer ſagt, das Vergnügen, dieſes letzte Werkchen, womit ſie als Schriftſtellerin ihren Lauf zu beſchlieſſen gedenkt, ihren gleich mit ihr geſtimmten und in ihren Schriften ſie ſelbſt liebenden Freundinnen und Freunden darzubringen. Ein 74jähriger Dichter nimmt ſeine 76jährige älteſte Freundin an der Hand! Eine Scene aus dem Jubelſenior. Könnte das deutſche Publikum mit Zucht und Ehrbarkeit Beyfall zuklatſchen, und wäre dieß Zeichen des Beyfalls nicht längſt verrufene Münze geworden, man müßte in Oſten und Weſten, fern von aller epigrammatiſchen Witzeley, dem treflichen Paare ſeinen lauten Glückwunſch abſtatten. Ein zum Sprechen ähnliches Portrait lächelt uns in freundlicher Verjüngung aus dem Titelkupfer entgegen. In einem als Einleitung vorausgeſchickten Brief an Meluſine erzählt die Verfaſſerin ſowohl die Geſchichte ihrer frühern Erziehung und Ausbildung, als ihres innern geiſtigen Lebens, wodurch uns auf einmal ihr unläugbarer Beruf zu einer Schriftſtellerin für Deutſchlands Töchter völlig klar wird. Mit der liebenswürdigſten Einfalt und Anſpruchloſigkeit gibt ſie hier ſelbſt den Schlüſſel zu allen ihren Schriften, aber als Frau vom feinſten Weltton mit allen Retizenzen, die hier die weiſe Mäßigung und Beſcheidenheit gebot, und die Wieland, wie er ſelbſt eingeſteht, ſich kaum enthalten konnte, ſogleich aus dem Schatze eigener Erinnerung auszufüllen. Aber mit Freude wird jeder bey eben dieſer Gelegenheit Wielands erneuertes Verſprechen leſen, die Geſchichte ſeiner Bildung und ſeines Dichter-Lebens noch vor ſeinem Tode auszuarbeiten.

Doch auch abgeſehen von dieſem perſönlichen Intereſſe ſind dieſe 26 Sommerabende in Briefen an Fräulein Meluſine gewiß eine genußreiche und unterhaltende Lektüre für jeden, der ſich noch nicht am neueſten Hautgout den Magen verdorben hat. An den romantiſchen Faden einer harmloſen, nur einmal durch ein Duell unterbrochenen, Familien-Geſchichte knüpfen ſich viele lehrreichen Erinnerungen der allbeleſenen und noch in dieſem hohen Alter mit bewundernswürdiger Gegenwart alles benutzenden Verfaſſerin, beſonders aus der Naturgeſchichte und Länder- und Völkerkunde, an. Man könnte das Ganze eine Reihe geſchmackvoller Variationen zu auserleſenen Texten aus den Etudes des edeln St. Pierre nennen. Doch bewegt ſich hier alles raſcher, wie es der Frau ziemt, die Lavater einſt, wie ſie ſelbſt erzählt, die verſchwebteſte nannte, und wir ſehen uns bald nach Tivoli, bald nach Havre de Grace, bald nach St. Petersburg, bald in die Alcinousgärten in Corfu verſetzt. Am Ende will ihre junge Freundin mit dem Onkel eine Reiſe nach England machen, und ihre weiſe Rathgeberin, die ſich auch hier noch einmal in einer ihrer glücklichſten Reminiscenzen an Richmond-Hill an der Themſe ſonnt, vergißt bey dieſer Gelegenheit nicht, ſie auch auf die Gärten von Kew und auf Frogmore, den Lieblingsaufenthalt der Königin, aufmerkſam zu machen. Nur wenigen wurde die Freude zu Theil, der ehrwürdigen la Roche in ihrem niedlichen Häuschen in dem gaſtfreundſchaftlichen Offenbach ſelbſt gegenüber zu ſitzen. Aber wer dieſe Sommerabende nebſt dem doppelten Gemählde der Verfaſſerin, das uns der Kupferſtecher bereitete, und was ſie ſelbſt im Vorbericht entwarf, jetzt in die Hand nimmt, hört die vielgeprüfte, alle gute Menſchen mit Mutterarmen umſchließende Frau Stundenlang ſprechen, und wird nicht müde, ihr zuzuhören.

Dieſe Sommerabende erinnern mich an die liebenswürdige Verfaſſerin der Sommerſtunden, Emilie von Berlepſch. Ihre Caledonia, eine mit vielem reflektirenden Zartgefühl geſchriebene Reiſe durch Schottland, iſt wirklich in den Händen aller gebildeten deutſchen Leſer und Leſerinnen, und gehört zu den wenigen auserleſenen Schriften, die mehr im Stillen genoßen, als mit lautem Recenſentengeſchrey geprieſen und empfohlen worden ſind. Man kann nichts beſſeres zum Lobe dieſer feinen Schilderungen aus Oſſian's Heimath ſagen, als daß ſich Herder, dem ſie zugeeignet ſind, dieſer Schülerin und Freundin mit herzlicher Anerkennung gefreut haben muß. Mde. Harmes, ſo heißt ſie jetzt von ihrem zweyten Mann, lebte in den letzten Jahren wieder in ihrer ſo lieben Schweiz, und hat ſich ſeit kurzem an dem romantiſchen Züricher See, nur wenige Stunden von Zürich ſelbſt, angekauft. Ob ſie dort das vollenden werde, was ſie uns noch von Oſſian ſchuldig geblieben iſt, habe ich nicht erfahren können. Aber alle Freunde des Guten und Schönen ſollen nicht ablaſſen, ſie an dieſe Schuld zu mahnen. Denn das Zarteſte in Oſſian's Liedern kann nur von Frauen ganz aufgefaßt und wiedergegeben werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fragmente
aus dem güldenen ABC —
einem Werkchen, das in der erſten Jubilatmeſſe nach dem Frieden erſcheinen ſoll. —

---

1. Diadem.

Bey dem geheimen Hofrath von C... war neulich ein kleiner Familienzirkel; — ſonſt gar nicht ſeine Sache; aber es war nur, um die Ueberreſte von dem letzten glänzenden Souper und Ball aufzuzehren. — Von dem Ball allein war auch nur die Rede, und wie ſchön und liebenswürdig da die Tochter vom Hauſe, die göttliche Julie, die Königin des Feſtes, geweſen ſey; und wie reitzend Lucinde, die üppige Brünette, mit dem wallenden, ungebändigten Buſen, und wie lieblich die ſanfte, blondgelockte Minna. — Ach, ſeufzte die Hofräthin tief, es iſt wahr; es ſind Engel, Grazien, Göttinnen; wie unvergleichlich Julie im Tanze dahin ſchwebt! wie ſie Guitarre ſpielt, ſingt; wie geſchmackvoll und elegant ſie ſich kleidet! In dem neuen Diadem, das ſie bey der letzten Aſſemblee trug, glich ſie einer Fürſtin. — Und doch, fuhr ſie mit etwas beklemmter Stimme fort, und doch findet ſich keine Parthie für dich, Engel! O, die böſen, böſen Zeiten! — Das liegt nicht an den böſen Zeiten, fiel der Großvater, der alte Hr. Richard, etwas verdrüßlich ein; nein, ſeit unſere Mädchen ſo koſtbare Diadema tragen, können ſie nicht mehr unter die Haube kommen!

2. Reſſource.

Auch von der Reſſource war die Rede, welche nächſten Montag die drey Huldgöttinnen zu verſchönern dachten; da war gleich wieder der alte Hr. Richard mit ſeinen Anmerkungen, die jedermann fatal und ärgerlich waren; ſeyd verſichert, ſagte er, die Leute, welche ſo gern auf die Reſſource laufen, ſind gerade ſolche, welche in ſich ſelbſt gar keine Reſſourcen haben. —

Necrolog.

Am 31 Januar ſtarb zu Wien Friedrich Auguſt Müller, Doktor der Philoſophie, im vierzigſten Jahre ſeines Lebens. Von proteſtantiſchen Eltern zu Wien gebohren, erhielt er vom Jahr 1776 bis 1785 auf dem Philanthropin zu Deſſau ſeine frühere Erziehung und Bildung, und brachte dann gegen fünf Jahre auf den Univerſitäten Halle und Göttingen zu.

Unabhängig durch ein mäßiges, aber für ſeine Bedürfniſſe hinreichendes Vermögen, legte ſich der talentvolle junge Mann nicht auf ein eigentliches, ſogenanntes Brodſtudium; dafür umfaßte er aber mit um ſo mehr Vorliebe, Eifer und einem ſeltnen Fleiſſe die geſammte Literatur, die er in ſeinen reiferen Jahren in einem hohen Grade von Vollkommenheit beſaß. Bey einer profunden Kenntniß der Kantiſchen Philoſophie, in der Geſchichte ſehr bewandert, ſtudierte er die klaſſiſchen Schriftſteller Graeciens und Roms in der Quelle, und alles Groſſe und Unſterbliche, was Italien, Frankreich und England in der geſammten Literatur erzeugt haben, nützte er, bey ſeiner reichen Kenntniß der Sprachen dieſer Länder, mit weiſer Auswahl für ſeinen Hausbedarf; das Schwediſche erlernte er erſt im Jahre 1804 kaum drey Monate hindurch bey einem gelehrten Freunde in Regensburg, und ſchon ein Jahr nachher lieferte er eine meiſterhafte freye Ueberſetzung von einer der berühmteſten dramatiſchen Dichtungen in dieſer Sprache — von K. G. Leopold's Oden, oder die Auswanderung der Aſen, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Leipzig bey Göſchen 1805. 8. — eine Bearbeitung, die ſich, wie ein Original, leſen läßt, und was den Numerus des Vers-Bau's betrifft, inſofern die Urſchrift aus, nach franzöſiſcher Art gereimten, Jamben beſteht, vor dieſem übrigens vortreflichen Trauerſpiele vielleicht noch einigen Vorzug behauptet, weil der deutſche Ueberſetzer reimfreye Jamben dafür gewählt hat. Noch auf Univerſitäten ſchrieb Müller Richard Löwenherz, ein Gedicht in ſieben Büchern, und Alfonſo, ein epiſches Gedicht in achtzeiligen Stanzen und acht Geſängen. Beyde kamen im Jahre 1790 heraus, und wurden von mehreren kritiſchen Blättern mit Beyfall angezeigt. Ein gröſſeres Gedicht dieſer Gattung, Adelbert der Wilde, in zwölf Geſängen, erſchien 1793 zu Leipzig. Beſcheiden, wie er es in einem faſt übertriebenen Grade war, blieb er bey der Ausgabe dieſer Gedichte in der Hülle der Anonymität, ſo, daß ſelbſt ſeine Bekannten nicht erfuhren, wer der Verfaſſer derſelben ſey, und eben ſo hat er in Journalen und Almanachen noch manches Andre drucken laſſen, worüber in ſeinem literariſchen Nachlaſſe ſich die näheren Daten finden müſſen. Der Einſender dieſes iſt überzeugt, da der treſſliche Mann unermüdet fleißig war, daß unter dieſem Nachlaſſe ſich noch manches finden dürfte, das der Aufbewahrung für's größere Publikum würdig wäre, und er kann den Wunſch nicht unterdrücken, daß es dem würdigen Bruder deſſelben, Herrn Großhändler L. F. Müller in Wien, gefällig ſeyn möge, dieſen literariſchen Nachlaß irgend einem gelehrten Freunde des Verſtorbenen für dieſen Zweck zu überlaſſen.

Der Vollendete hat nie ein öffentliches Amt geſucht, wiewohl er in reichem Maaße alle die Kenntniſſe beſaß, die ihn zu einem Lehrer der Literatur eigneten. Liebevoller Bruder, treuer Freund, edler Menſch im ſchönſten, höchſten Sinne des Worts, lebte er in einer Welt voll Ideale, und fühlte ſich nur im Umgang mit wenigen Auserwählten, in einem engern Familienkreiſe behaglich und glücklich. Daher gab er ſeinen Aufenthalt zu Erlangen, wo er eilf Jahre privatiſirt hatte, ſogleich auf, als ſeine dortigen Freunde, Pfarrer Abegg und Profeſſor Iſenflamm, in den Norden zogen, und brachte die letzten drey Jahre ſeines den Muſen geheiligten Lebens in ſeiner Vaterſtadt zu, wo er

im Kreiſe eines geliebten Bruders und Oheims und nur weniger Freunde glücklich, aber ſo verborgen lebte, daß ſelbſt einheimiſche Gelehrte und ſchöne Geiſter ihren Landsmann kaum dem Namen nach kannten, welcher doch im Auslande mit Achtung genannt wurde.

Lange ſchon klagte er über Schlafloſigkeit, doch trug er diß mit männlicher Ergebung; nur wenige Tage war er bettlägerig, und ſanft drückte Freund Hein die Augen eines Mannes zu, der unter die gebildetſten Köpfe Deutſchlands gezählt zu werden verdient, und, was noch mehr iſt, deſſen Herz mit ſeinem Kopf in dem ſchönſten Gleichgewichte ſtand. F.

Notitzen.

Die kürzlich in Paris erſchienenen Lettere italiane di piu distinti scrittori, scelte da Luigi pio (1. B. in 12) enthalten eine treffliche Auswahl von Briefen des Machiavel, Bembo, Arioſt, Taſſo, Bentivoglio, Berni, Maffei, Algarotti, Metaſtaſio, Guarini, Petrarca, Viviani u. ſ. w.

Der Nécrologe des Auteurs vivans par L. M. de L. läßt todt ſeyn, wen er will, und ſpricht dann übel von den Todten. Hätte der Verfaſſer, wie der Herausgeber des vor etwa 20 Jahren erſchienenen Almanach des grands hommes, nur obſcure und ehrgeizige Skribler gezüchtigt, die ſich wegen eines armſeligen Quatrain oder Vaudeville unſterblich wähnen, ſo könnte ſein Büchelchen gefallen. Aber man findet in ſeiner Todtenliſte Männer, wie Bernadin de St. Pierre, Arnaud, Lebrün, Chateaubriant, Delille, Garat, Suard, Lacepede, Fontanes, Parny . . . unter belachungswerthem Troß, und lieſt über die Würdigen Urtheile, wie Leidenſchaft oder Unverſtand ſie ihm zuflüſterten. Kurz, er iſt Pasquillant und Lügner, und verdient die ſcharfe Knute der franzöſiſchen Journaliſten.

Die Histoire de Russie réduite aux seuls faits importants findet in Paris keinen Beyfall. — Eine Geſchichte, ſagt der Verfaſſer in der Vorrede, ſoll kein Panegyr und keine Satyre ſeyn, nichts verſchweigen, nichts mildern, nichts entſtellen, nur Wahrheit verkündigen, und doch erzählt er von 42 Souverains, die ſeit neun Jahrhunderten in Rußland herrſchten, nicht Eine lobenswerthe Handlung, ſondern vielmehr die ſchrecklichſten Unthaten. Non decet historiae scriptorem, ſchreibt Polyb, duntaxat res crudeles legentibus exponere. Kurz, dieſes Buch, worin ſelbſt Peter der Große — wie ungerecht! — ein Ariman ſeines Volks genannt iſt, und Catharinas Verdienſte ganz miskannt werden, läßt ſich nur mit den revolutionairen Kompilationen vergleichen, die zur Zeit des Unglücks in Frankreich unter dem Titel: Crimes des Rois, des Papes, herauskamen, und längſt in verdienter Vergeſſenheit ruhen.

Der Architekt, Louis Lebrün, von Douay, gab eine Théorie de l'Architecture grecque et romaine, déduite de l'analyse des monumens antiques mit Kupfern heraus, worin er zeigt, daß ihre Proportionen, und das aus ihnen herflieſſende Wahrſchöne nicht willkührlich ſeyen, ſondern auf einem unwandelbaren Prinzip beruhen. Dieſe neue Anſicht kann einen ſehr günſtigen Einfluß auf die Vorſchläge zu einem Denkmale haben, welches den Ruhm der franzöſiſchen Armeen verherrlichen ſoll.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg.

Noch glänzt unſerer biedern Hanſe das freundliche Geſtirn, das ſie, während ringsum des tobenden Ares Kriegsgeſchrey erſcholl, vor ihrer unglücklichen Schweſter und anderer Gegenden Schickſal bewahrte. Was wir tragen müſſen, das tragen wir mit andern Staaten Deutſchlands mehr oder weniger gemeinſchaftlich. Freylich, welche Ausſichten die Zukunft darbiete! Wer möchte jetzt in den Zauberſpiegel der Zukunft ſchauen? und wer da ſagen, was er darin erblickt? Hat man's doch ſogar — hier wenigſtens — dem würdigen von Archenholz verdacht, daß er ſeine Gedanken an dem Grabe der preußiſchen Monarchie auszuſprechen gewagt habe; als ob — ſo ſagt man, — die preußiſche Monarchie ſchon zu Grabe getragen worden ſey! Alſo nichts von Ausſichten, von Wahrſcheinlichkeiten; keine Konjekturen! — Die Summe der Angaben derer, die ſich im verfloſſenen Jahre in Hamburg für inſolvent erklärt haben, beläuft ſich nur auf 10,428,387 Mark Courant; dagegen in dem merkwürdig unglücklichen Jahre 1799 gegen 181 der hieſigen Handelshäuſer falliren mußten, und eine Summe von 36,196,559 Mark nicht ſogleich abführen konnten. Wer wollte bey ſolchem Verhältniſſe ſchon den Muth ſinken laſſen!

Man bemerkt auch in den ſonſt gewöhnlichen Vergnügungen und Erholungen nirgend einige Unterbrechung oder Verringerung. Die Schauſpielhäuſer, die Konzerte, die Maskenbälle werden noch immer häufig beſucht. Maskeraden — das iſt eine alte, oft gemachte, wahre Bemerkung — ſind gerade in Hamburg unbedeutender, als irgend anderswo; es treffen zu vielerley, hier nicht zu nennende, Umſtände zuſammen, welche den Reiz, den dieſe Art von Vergnügung für den Liebhaber haben kann, unbarmherzig zerſtöhren. Dagegen gewähren die Konzerts, ſowohl die, welche in der Regel alle vierzehn Tage in dem ſchönen Salon d'Apollon gegeben werden, als die, welche die bedeutendſten Mitglieder des deutſchen Theaters zu ihrem Benefiz veranſtalten, Kunſtfreunden manchen trefflichen Genuß. Als Erſcheinung des Tags verdient dabey bemerkt zu werden, daß eine beſondere Liebhaberey an Deklamatorien jetzt Mode zu werden beginnt. Denn kaum hatte Hr. Gley, um dem Konzert ſeiner Gattin mehr Abwechslung zu verſchaffen, den Verſuch gemacht, Klopſtock's unſterbliche Frühlingsfeyer, in Begleitung der Zumſteegiſchen Muſik, zu deklamiren, und, was bemerkt zu werden verdient, es mit ſehr vielem Glück ausgeführt, als H. Schmidt, ein ſonſt ſehr beliebter Schauſpieler, ſchon ein ordentliches Deklamatorium ankündigte, an dem ſogar — ſeine ſiebenjährige Tochter Louiſe Antheil nehmen mußte. H. Schmidt gehört unſtreitig unter die geſchickteſten Künſtler der hieſigen Bühne. Aber gerade ein Deklamatorium war die Aufgabe, welche zu löſen er am wenigſten im Stande iſt. Es fehlt ſeiner Sprache durchaus an Kraft, an Beugſamkeit, an Wohlklang, Eigenſchaften, die einem Deklamator niemals abgehen dürfen, und durch alles Nachhelfen des Forte und Piano in der Betonung nicht erſetzt werden können. Die ſiebenjährige Louiſe deklamirte — den berühmten Monolog aus Schillers Jungfrau von Orleans, Gellerts armen Greis und den kleinen Töffel von Lichtwer; das letzte Stück mit vieler Naivetät. H. Schmidt würde indeß wohl thun, dieſen, gewiß kühnen Verſuch — nicht zu früh zu wiederholen, da der Nachtheil für dieſes Kind größer ſeyn möchte, als der daraus entſpringende Vortheil. Und welches Gefühl, glaubt H. Schmidt wohl, möge ſich in der Bruſt zartempfindender Zuhörerinnen geregt haben, wenn das Kind als Jungfrau ſprach: „dir blüht kein lieblich Kind an deiner Bruſt!“ ꝛc.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. März, 1807.

Verlaſt die Weisheit nicht! Sie wird dich auch nicht verlaſſen.

U z.

Literariſche Spatziergänge.

(Beſchluß von Nro. I.)

Sie fragen mich, ob die geiſtreiche und gemüthvolle Gräſin von der Recke, die wir lange ſchon unter dem Namen Eliſe kannten und ehrten, und auch als groß-müthige Erzieherin mancher adoptirten Tochter ſchätzen, aus Heſperiens Gärten zurückgekommen ſey? Nach einem Auf-enthalt in der Schweiz in den Bädern zu Gais auf ihrer Rückkehr aus Italien, den ſie weniger um ihrer ſelbſt, als um ihres kranken Reiſegefährten willen, des edeln Sängers der Urania, Tiedge, dort verlängern mußte, kam ſie gerade in den, ihr zum zweyten Vaterland gewordenen, ſächſiſchen Gegenden in dem Zeitpunkte an, wo in der zwey-ten Hälfte des Oktobers dort die furchtbarſten Ungewitter losgebrochen waren. Sie befand ſich in Halle, als der große Sieger dort einzog, und fand nun in dem freundlichen, von keinem Kriegsſturm betroffenen, Altenburg einen ſtillen Ruhe-Platz. Ob ſie oder ihr noch immer kränkelnder Reiſegefährte auch das größere Publikum an dem, was ſie in Italien empfanden und beobachteten, Theil nehmen zu laſſen ge-ſonnen ſind, iſt wenigſtens bis jetzt noch ungewiß. Je mehr man wirklich empfindet, deſto ſtiller und verſchloſſener iſt man in dieſem innern Heiligthum.

Die Sängerin der Schweſtern von Lesbos und ſo mancher lieblichen Idylle aus der ſpätern Griechenwelt, die Deutſchland als Amalie von Imhoff ſo gern unter ſeinen, durch Geiſt und Schönheit geſchmückten, Töchtern nannte, erfüllt ſeit einigen Jahren ſchon den ehrwürdigſten Beruf als Gattin und Erzieherin ihrer Kinder mit eben der häuslichen Tugend, die ihre frühern Freunde auch ſchon in der frommen Tochter und Schweſter liebten. Dort zwiſchen Schwedens romantiſchen Felswänden und Seen, die uns der wackere Arndt neuerlich ſo lebendig zu mahlen wußte, in Mariaberg bey Stockholm, weihte Frau v. Helwig, die nur den Winter in der Reſidenz zubringt, mitten in ihrem Beruf auch noch der Muſe der Mahlerey und Dicht-Kunſt manche Stunde ländlicher Abgezogenheit und ſtillen Selbſtgenuſſes. Sie hatte, noch ehe ſie den vaterländiſchen Boden verließ, eine ganze Reihe idylliſcher Dichtungen, ſüße Kinder einer Phantaſie, die unter griechiſcher Sonne ihre Blüthe pflückte, mit ſorgſamer Liebe erzogen und gepflegt. Als ſie jüngſt an das Verſprechen erinnert wurde, dieſe Kinder ihrer zarteſten Mutterliebe nicht zu lange ab-geſchloſſen und eingeſperrt zu halten, antwortete die edle Frau mit deutſchem Sinn: „Der Punkt der Erſcheinung eines Werks iſt ſeine Geburtsſtunde. Viel kommt dabey auf die Sterne an, die dann am Himmel ſich in einem Hauſe zuſammenfinden. Die Taube, welche mir den Oel-zweig des ſchönen Friedens bringt, ſoll auch meine Blät-ter hinübertragen in das theure Vaterland, damit ſie dort in der warmen Sonne leben und meinen Namen der Freundſchaft zuflüſtern.“ Die große, herrliche Natur, die ſie dort umringt, ladet ſelbſt die zeichnende Hand zur Dar-ſtellung, wie, nach dem Homer, das Eiſen den Mann zum Krieg. Sie zeichnete viel nach der Natur; auch die roman-

tiſche Inſel, die ſie ihr kleines Pathmos nennt, und zu welcher ſie oft in ſchönen Sommermorgen auf einem leichten Fiſcherkahn hinüberſchwamm, wurde dabey nicht vergeſſen, und vielleicht beſchenkt ſie uns in beſſern Zeiten auch mit einer Reihe ſolcher Anſichten, die ihr Griffel zeichnete und ihre Feder beſchrieb.

Die edle Caroline Rudolphi, deren Sie ſich noch von Ihrem Aufenthalt in Hamburg her erinnern, wo Sie mit mir einen ſo merkwürdigen Morgen in ihrem weiblichen Erziehungs-Inſtitute in Ham zubrachten, und den ehrwürdigen Klopſtock, den jugendlichen Reuter, dort fanden, lebt ſeit vier Jahren in dem Garten Deutſchlands, da, wo Ceres, Pomona und Bacchus ihr dreyfaches Füllhorn ineinander ſchlingen, und nun auch Apollo Muſagetes mit allen neun Schweſtern eingezogen iſt, in Heidelberg, wohin ſie ſich, nebſt ihren Zöglingen, ſchon vor 4 Jahren gewendet, und dadurch ihrem Divinationsvermögen Ehre gemacht hat. Jean Paul hat Recht, wenn er den Frauen einen ſehr feinen Zugvogel-Inſtinkt beylegt. Wie ſehr hat ſich jetzt alles an den Ufern der Elbe geändert. Ihr Inſtitut hat in Heidelberg geſegneten Fortgang, und ſetzt ſie in den Stand, ihr Haus zu einem Mittelpunkt der gebildeteſten Einwohner Heidelbergs und zu einer ſchönen Schule fürs Leben zu machen. Von ihrer Hand iſt ein Gemählde weiblicher Erziehung in Briefen (Heidelberg, Zimmer 1807) erſchienen, welches keine Viſionen, ſondern Reſultate vieljähriger Erfahrung in einem lieblichen Gewand enthält. Ich wollte, man veranſtaltete davon eine Ueberſetzung in England: Vielleicht erweist Nina dieſem Büchlein und unſrer pädagogiſchen Literatur, die dadurch auch in England einen guten Leumund erhalten muß, dieſen Dienſt.

Wie gern ſpräch ich Ihnen noch recht vieles von einem andern genialiſchen Produkt, das jetzt in aller feinen Leute Händen iſt, auch von einer erfahrnen Erzieherin, aber nur ihrer eigenen, ach, verwaiſeten Familie, von Hubers Biographie durch ſeine Gattin, die geiſtreiche Thereſe. So viel Zartheit mit ſo viel Tiefe iſt ſelten vereinigt. Ach es war ein ſeltenes Menſchenpaar. Nun ſie ſich durch Leiden und Prüfung einander erkämpft und eine freundliche Stelle für ihre beſcheidenen Wünſche gefunden hatten, wurde Er, der uns Unerſetzliche, ſo ſchnell von der Seite der Seinigen geriſſen. Wie deutungsvoll iſt die Allegorie auf dem Titel-Kupfer, und wen ergreiſt nicht tiefe Wehmuth, zarte Theilnahme an der ſo gebundenen Pſyche? Schade, daß das Bildchen ſo verzeichnet iſt. Dieſe Biographie macht eigentlich nur den erſten Theil von Hubers ſämtlichen Werken ſeit dem Jahre 1802. (Tübingen, Cotta, 1806). Der ihr zugegebene Briefwechſel Hubers mit einem Freund in Dresden im Jahr 1783—1792 enthält köſtliche Blicke und Winke über das große politiſche Schauſpiel in Frankreich, und das kleine, aber doch auch nicht unwichtige, literariſche Triebwerk in Deutſchland. Wer mag die Stellen in der Biographie ſelbſt, wo die tiefempfindende Augenzeugin die Zuſammenkunft Hubers mit Forſtern in einem Dörfchen auf dem Jura im November 1793 mehr andeutet, als beſchreibt, ohne aufs heftigſte ergriffen zu werden, leſen, und wer muß nicht dabey und bey ſo vielen andern Stellen wünſchen, daß ſie ja nicht mit Forſters auch von ihr verſprochener Biographie zu lange zögern möge. Wo lebt unter uns eine Frau, die das Leben von zwey ſo merkwürdigen Menſchen, die beyde ihre Männer waren, in ſolchen Verhältniſſen ſo zu ſchreiben vermöchte!

Doch es befinden ſich im Verborgenen auch unter uns eine große Zahl der edelſten und geiſtreichſten Frauen, die den reinen Dienſt am häuslichen Heerde der Veſta auch wohl mit einer keuſchen Verehrung der Muſen und Grazien zu verbinden wiſſen. Aber Verhältniſſe und Wahl beſtimmen ſie oft, auch wo eine Blume, in ihrem heimlichen Gärtchen gepflegt, im Sonnenlicht des großen Publikums zur Erwärmung oder Abdorrung ausſtehen ſoll, das ſtrengſte Incognito zu beobachten. Für die wahren Genießer, die überall nur auf die Güte der Sache, nicht auf die Geſtalt der Perſon ſehen, iſt dies ſo ziemlich gleichgültig; aber mehr als eine Theone würde freylich noch vollere Huldigung empfangen, wenn ſie den neidiſchen Schleier wegziehen wollte. Das (bey Göſchen in Leipzig) erſcheinende Journal für deutſche Frauen enthält eine Fülle zartgedachter und feingeſagter Aufſätze von weiblichen Handen, bey welchen dem verſtändigen Ordner und Zuſammenflechter dieſes Kranzes, dem trefflichen Verfaſſer der Glykine, Rochlitz, nur das freundliche Geſchäft des Vereinigens und Zuſammenſtellens übrig blieb. So ziert auch das letzte Doppelſtück des vorigen Jahrs eine Geſchichte aus der Feder einer Dame, die ſich Fanny unterſchreibt, Alwina von Roſen überſchrieben, die leicht zu den gelungenſten in dieſer Gattung gerechnet werden mag. Es wäre fürwahr ein ſchlimmes Zeichen für die weibliche Kultur unter uns, die ihrer heiligſten Beſtimmung nie untreu würde, wenn gerade dies Journal, das in zierlicher Schüſſel nie betäubende Stech-Aepfel oder moraliſchen Hahnenfuß darbot, und darum freylich von manchem verbrannten Gaumen wohl gar für unſchmackhaft geſcholten wurde, nicht in jedem ſittigen Jungfrauenkreis, wo noch eine gute Mutter und umſichtige Erzieherin waltet, Eingang und Beyfall gefunden hätte. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Verſtändlich.

Deine Gattin hängt ja hier
Wie ſie leibt und lebt, vor mir.
Nur die Sprache mangelt ihr. —
„Gott ſey hochgelobt dafür!“

Haug.

Schiller als Schauſpieler.

(Aus einer noch ungedruckten Schriſt.)

— Schiller lebte und webte nun ganz in der Schauſpiel-Welt, ſo ſehr, daß ihn die Luſt anwandelte, auch einmal als würklicher Schauſpieler ſeine Kraft zu verſuchen. Es war im Jahr 1780, als Zöglinge der Akademie in Stuttgart das Geburtsfeſt ihres Herzogs auch mit Aufführung eines Schauſpiels begehen wollten. Die Wahl des Stücks, die Vertheilung des Rollenfachs und andere Anordnungen wurden Schillern überlaſſen. Er wählte Göthe's Clavigo und für ſich die Hauptrolle des Stücks. Und wie trat er auf, wie ſpielte er? Ohne alle Uebertreibung darf man ſagen — abſcheulich. Was rührend und feyerlich ſeyn ſollte, war kreiſchend, ſtrotzend und pochend; Innigkeit und Leidenſchaft druckte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus, kurz, ſein ganzes Spiel war die vollkommenſte Ungeberdigkeit, bald zurückſtoſſend, bald lachenerregend. *)

Wen diß an Schillern befremden ſollte, der laſſe ſich erinnern, daß etwas ähnliches von Otway, Jonſon, ja ſelbſt von Shakeſpeare bemerkt wird. Alle dieſe Dichter ſollen mittelmäßige, wo nicht ganz ſchlechte Schauſpieler geweſen ſeyn. **) Auch Voltaire, der ſich ebenfalls in dieſer Kunſt, und meiſtens in ſeinen eigenen Trauerſpielen, verſuchte, war nichts weniger, als glücklich darin. ***)

P.

Neue Guitarre-Schule.

Die Guitarre iſt in unſern Tagen ein zu beliebtes Inſtrument geworden, als daß nicht jeder Liebhaber wünſchen möchte, die Regeln des Spiels von einem guten Meiſter kennen zu lernen. Dieſem Verlangen iſt Lehmann entgegengekommen, deſſen neue Guitarreſchule die Arnoldiſche Buchhandlung zu Dresden in Commiſſion genommen hat. Sie empfielt ſich durch Gründlichkeit, Ordnung, Deutlichkeit im Vortrage, ſinnreiche Analyſe des Spiels und Vereinfachung der Methode. Die zur Uebung gewählten Beyſpiele in den Tonleitern und Accorden ſind mit einer doppelten Bezifferung verſehen, wovon die obere auf dem Notenſyſteme die zu den Tönen gehörigen Finger andeutet, die untere aber die Stufen jeder einzelnen Saite, worauf der Finger gelegt werden ſoll. Eine dritte Bezifferung, die bey den Uebungsexempeln in der Mitte zwiſchen den beyden genannten ſteht, gibt die Finger der rechten Hand an, mit denen die Saiten zur Anſprache gebracht werden ſollen. Auf das Eigenthümliche und Effectvolle der Guitarre iſt dabey überall beſondere Rückſicht genommen worden. Es kann nicht fehlen, daß bey einer ſo faßlichen Anleitung der verſtändige Liebhaber, ſelbſt wenn es ihm an einem Meiſter fehlen ſollte, alles lernen kann, was zu einem angenehmen und unbeſcholtenen Gebrauche des Inſtruments erforderlich iſt.

H.

---

*) In der Unterredung mit Beaumarchais, wo der Dichter in einer Klammer ſagt: Clavigo bewegt ſich in höchſter Verwirrung auf ſeinem Seſſel: fuhr Schiller in ſo wilden Zuckungen auf dem Stuhle herum, daß die Zuſchauer lachend erwarteten: er falle herunter. — Die Wahrheit dieſes Umſtandes können viele, noch in Stuttgart lebende Perſonen bezeugen.

**) Sam. Johnson, im Leben Otway's, Works. T. 2. p. 216.

***) Moore's Abriß des geſellſchaftlichen Lebens in Frankreich, in der Schweiz und Deutſchland. Aus dem Engl. (Leipzig 1779.) S. 143. Anderer Zeugen nicht zu gedenken.

Noch ein Wort über Leſſings Nathan den Weiſen.

In Nro. 24 des Morgenblattes wird bey Gelegenheit der Aufführung Nathan des Weiſen auf dem Stuttgarter Theater bemerkt: Daß unter allen in dieſem Meiſter-Werke gezeichneten Karakteren Saladin wohl am meiſten Urſache habe, ſich über Leſſing zu beklagen, daß er ihm bey ſeinen anerkannten hohen und vorzüglichen Eigenſchaften eine ſo große Sorgloſigkeit in Betreff der Finanzen ſeines Reichs zu Schulden kommen läßt. — Auſſerdem daß nicht immer die Menſchen von hohen Eigenſchaften auch gute Finanziers ſind, verdient hier beſonders noch bemerkt zu werden, daß hierin und in der Geſchichte von dem Ring Leſſing einem ältern Vorgänger, Boccaccio, gefolgt zu ſeyn ſcheint. Man leſe nur die dritte Novelle *) in ſeinem Decameron. Hier heißt es würklich: Daß der durch ſeine Tapferkeit vom niedrigſten Stande bis zur Sultanswürde geſtiegene Saladin, da er durch Kriege und Pracht ſeinen Schatz erſchöpft hatte, in Geldverlegenheit gerieth, und ſich nicht anders zu helfen wußte, als indem er einem reichen Juden aus Alexandrien, Melchiſedech, die verfängliche Frage vorlegte, welche von den drey Religionen die wahre ſey: die jüdiſche, die chriſtliche, oder die muhamedaniſche. Der Weiſe zog ſich durch den Apolog von den drey Ringen aus der Falle, welchen Boccaccio faſt allen Umſtänden nach erzählt, wie Leſſing. — Indeſſen, dieß darf die Verehrer Leſſings nicht kränken; entgeht ihm auch die Ehre der Erfindung, ſo behält er doch die der vortreflichen Einkleidung und der vortreflichen Art, wie er ihn der deutſchen Sprache und dem deutſchen Geiſte aneignete. Hätten wir von Leſſing auch weiter nichts als Nathan den Weiſen, er würde doch unſterblich ſeyn, ſo lange es noch eine deutſche Natien gibt.

---

*) Melchisedech, Giudeo, con una novella di tre anelle, cessa un gran periculo, dal Saladino apparechiatogli.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 22 Febr.

Winkler aus Straßburg, Conſervateur im Münzkabinette, und Millin's Freund, als Gelehrter achtungs-, als Menſch liebenswürdig, iſt geſtorben; er brachte ſein Leben nur auf 36 Jahre. Viele deutſche, auch franzöſiſche Gelehrte folgten ſeinem Sarge. Millin und der däniſche Prediger Goerike hielten franzöſiſche Reden. Das Journal London und Paris, und das Magasin encyclopédique verlieren einen ſehr thätigen Mitarbeiter an ihm.

Da die Klaſſiker beynahe alle überſetzt ſind, ſo iſt jetzt in usum juventutis auch Johannes Secundus überſetzt worden.

Die Philoſophen und Frommen kämpfen noch immer wacker. Der Mercure, die Revue, das Journal de l'Empire und der Courier ſind noch immer voll von ihren Zänkereyen.

Picard tritt die Direktion des Louvois bis Oſtern ab.

Adrienne de Courtenay (Melodrame a. d. Ambigu comique), Jean de Nivelle von Düval, im Theatre de la Cité, und Joseph, Melodram im Feydeau, haben wieder Beyfall.

Paris, 26 Febr.

Die Kupferſchmiede kaufen hier, um das Gold auszubrennen, alte Gemäldrahmen auf. Ein Gemähldeſammler fand bey einem derſelben eine eichene Tafel von der Dicke eines Zolls, 2 Fuß hoch und 20 Zoll breit, auf beyden Seiten mit einer dichten Rinde von Schmutz, Staub und Rauch überzogen. Die Ecken der Tafel waren in Talusform geſchnitten, und an einer der obern Flächen bemerkte man einige Sigille.

Der Sammler vermuthet, vielleicht enthalte dieſe Tafel irgend ein Gemählde, und fragt den Schmid um die Beſtimmung der Tafel. „Sie liege ſchon ſeit 10 Jahren in dieſem Winkel, antwortete der Schmid, er wolle ſie aber jetzt abhobeln, und einen kleinen Tiſch daraus machen laſſen.“ — Der Gemähldeſammler feilſcht und erhält die Tafel um 3 Livres.

Sein erſtes Geſchäft war, die Platte zu reinigen. Nicht lange, ſo gewahrte er, neben den Sigillen, auch eine Aufſchrift in alten Charakteren, welche, mit Firniß bezogen, folgende Worte darbot:

Ce portrait de la Ste. famille de N. S. Jesus-Christ a été fait à Rome, en 1514, par Raphael Sanzio d'Urbin, pour notre glorieuse souveraine, l'épouse de notre bon roi, François 1er de nom, qui le donna ensuite en présent à M. le Chancelier Duprat, en l'an 1516. La même année, le pareil portrait a été fait par le même Raphael pour M. le Cardinal Jules de Medicis.

Neben dieſer Aufſchrift fanden ſich zwey aufgeklebte Papierſchnitte mit dem Wappen des Kanzlers Duprat und folgender gedruckter Aufſchrift:

Ex supellectibus Ant. Duprat domini Nautralieti, cancel. Franc. Britann. Mediol. et ordinis Regis; Regina conjux Francisci primi Francorum regis istam tabulam S. S. familiae Jesu Christi, a Raphael Sanzio, pictore romano, depictam, Ant. Duprat, cancellario, dedit, anno MDXVI.

Haec tabula facta fuit a Raphaele Sanzio, pro regina Franc. I. uxore anno MDXIV. Patente D. Arthur a Gouffiero-Boissi, olim principis F. institutore, altera tabula, ipsi similis, picta fuit ab eodem Raphaele, pro de cardinal. Julio Medicis; anno MDXVI.

Das Gemählde iſt das Original von Raphael's ſchlafender Maria. Das im Muſeum Napoleon befindliche, von gleichem Inhalte, welches einſt den Medicis zugehörte, und unbeſtritten von Raphael herrührt, iſt ohne Zweifel nach jenem gemahlt.

Das neugefundene, jetzt vollkommen gereinigte Bild wurde durch die beglaubteſten Kenner geprüft. Ehe ſie es für ein Original von Raphael erklärten, unterſuchten ſie erſt noch die Kopie im Muſeum. Die ſolideſten unter ihnen verſichern, daß das bey dem Schmied gefundene Gemählde einen freyeren Pinſel, als jenes im Muſeum, und ſchärfer ausgeſprochene Umriſſe habe, daß aber die Kopie im Ganzen „plus léchée, plus caressée“, übrigens beyde unbezweifelte, herrliche Raphaels ſeyen.

Wir haben alſo einen neuen Raphael und zugleich die Löſung der wichtigen Frage: ob die großen Meiſter zuweilen zweymal das Nämliche gemahlt haben? — Sie thaten dies wirklich, aber immer nur aus beſonderer Gefälligkeit gegen hohe Perſonen, und beynahe nie ohne einige Abänderung. — So haben auch dieſe beyden Gemählde manches Abweichende. Das auffallendſte iſt, daß auf dem für die Gemahlin Franz I. gemahlten ein Schleyer über das nackte Kind geworfen iſt, indeß auf demjenigen, welches Raphael für den Kardinal Julius Medicis mahlte, das Kind ganz nackt erſcheint.

Heidelberg, 21 Febr.

Geſtern feyerten wir Voßens 56ſten Geburtstag. — Eine kleine, aber auserwählte Geſellſchaft war zur Feyer des Feſtes geladen; — Schwarz, die Dichterinn Rudolphi, und mehrere andere Freunde des Hauſes waren eifrige Theilnehmer an einem mit Recht dem ganzen deutſchen Vaterland heiligen Familienfeſte!

Wie traulich und vergnügt man dieſen Abend zubrachte, können Sie ſich leicht denken. Das Alter fühlte ſich jünger mitten unter der blühenden Jugend, und fröliche Lieder wechſelten mit muntern Tänzen. Vater Voß ſaß wie verklärt im Kreiſe ſeiner Kinder und Freunde, dankbar gegen den Höchſten, ihm ſolch reine Freuden beſcheret zu haben. Ein Lorbeerkranz beſchattete ſein freundliches Geſicht, den ihm ein edles Weib ſelbſt gewunden und aufgeſetzt hatte, und erinnerte uns an den Dichter, der uns bald mit dem hohen Sinn der Homeriſchen Götter und Helden, bald mit den lieblichen feingedachten Liedern eines Horazens ſo trefflich bekannt machte.

Erſt ſpät ſchieden wir, und jeder wiederholte den Wunſch: „Daß Voßens Muſe noch lange in Germanien kräftig wirken, — „und ſehnend die ſüßen Früchte vielfach erndten möge, die „aus ſeinem eifrigen Streben für alles Gute und Schöne auf„keimen.

Charaden.

1.

Ich bin ein großes Reich, dem Eingebohrnen ſüß,
Obgleich ſich die Natur ſtiefmütterlich bewies.
Nehmt meine Hälfte weg, ſo wird's ein Paradies.

A.

2.

Unter der Charade Siegel
Hüllt mein Silbenpaar ſich ein;
Schwingt die erſte ihre Flügel,
Lullt ſie dich in Schlummer ein.
Wenn die andre ſich erweitert,
Dann muß jene vor ihr fliehn,
Herz und Himmel wird erheitert,
Und die grauen Schatten ziehn.
Meinen Theilen, groß und wichtig,
Unterwirft ſich die Natur;
Oft entbehrlich, klein und nichtig
Bin ich in dem Ganzen nur.

W. Berta.

Auflöſung der Charaden in Nro. 51: 1. Rauſchgold. 2. Kirchhof.

Nro. 58.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. März, 1807.

Zur hohen Tugend ſind wir zwar nicht auserſeh'n;
Doch die gemeine darf bey ihr nicht ſchamroth ſteh'n.

v. Creuz.

Die Weihe der Kraft.
Eine Tragödie vom Verfaſſer der Söhne des Thales.*)

Der Urſprung und die Wiedergeburt der tragiſchen Poeſie in Deutſchland iſt von der Uebertragung des Shakſpear in unſere Sprache an zu rechnen. Dieſer höchſte und allumfaſſendſte unter den Dichtern, der, wie ein Atlas, gleichſam den ganzen Erdball auf ſeine Schultern nahm und emporhob, iſt bis jezt nur in den einzelnen Richtungen ſeiner Kraft von den ausübenden Dichtern, die ihn als Studium ſich vorſezten, aufgefaßt, und er wird die Bibel (das Buch κατ' εξοχην) unſerer dramatiſchen Poeſie bleiben; — ich darf um ſo mehr unſerer ſagen, als Shakſpear jezt den Deutſchen unſtreitig mehr angehört, als den Engländern, was ſehr leicht durch eine Vergleichung der Richtung der dramatiſchen Dichtkunſt bey dieſen beyden Nationen dargethan werden könnte. So lange man indeß den genannten Dichter bey uns auch ſchon ausgezeichnet hat, ſo ſchrieb ſich doch dieſes mehr daher, daß man eine ſichtbare gewaltige Kraft in ſeinen Werken bewunderte, als daß man in die unergründliche Tiefe ſeines Genies hinabgeſchaut hätte; welches leztere erſt durch eine Philoſophie, die ſich ſchon, vermöge ihres Namens, als zum Ideale hinſtrebend beurkundet, und durch den ſie begleitenden Kriticismus veranlaßt worden iſt. Schiller verdankt dieſer Philoſophie und jenem Dichter das Eigenſte in ſeinen Darſtellungen, die überhaupt zwiſchen Philoſophie und Poeſie noch gleichſam in der Mitte ſchweben. Mehr als irgend ein anderer aber zeigte Werner, der zuerſt mit ſeinem dramatiſchen Gedicht, die Söhne des Thales, auftrat, daß es ihm darum zu thun ſey, die Univerſalität der urſprünglichen romantiſchen Tragödie, und namentlich des Shakſpear, wiederzugeben. Durch die Darſtellung des Erzbiſchofs von Sens allein würde er die Ehre eines vorzüglichen Dichters ſich geſichert haben, die er noch mehr durch den Reichthum ſeiner Karakteriſtik und die Vielſeitigkeit in der Geſtaltung und Entgegenſezung errungen hat. Die Myſtik, die in dieſem Gedichte als ein geheimnißvoller Hintergrund erſcheint, deutete man als nothwendig in Beziehung auf die Myſterien, die den Grund und Boden abgeben, auf dem ſich das Ganze zuträgt. Durch die darauf folgende dramatiſche Arbeit deſſelben Verfaſſers, das Kreuz an der Oſtſee, noch mehr aber durch dieſe vorliegende, wird es indeß einleuchtend, daß eine bis zur Allegorie verſichtbarte Myſtik das Hauptſtreben des Verfaſſers und ſein eigentliches Element iſt, worin er ſeinem höchſten Ideale ſich zu nähern ſucht. Dieſer aus ſeinem eigenthümlichen poetiſchen Geiſte hervorgehenden Nothwen-

*) Der unterzeichnete Verfaſſer dieſer Beurtheilung hält eine Entſchuldigung, daß er, als der Bearbeiter deſſelben hiſtoriſch gegebenen Gegenſtandes, ſich dem Entwurfe jener unterzogen habe, für überflüſſig und ſeiner unwürdig. Der Gegenſtand iſt ein deutſcher; der Dichter und ſein Beurtheiler ſind Deutſche — und Aufrichtigkeit iſt die erſte deutſche Tugend. Er überläßt es daher dem Verfaſſer ſelbſt, ſeine Unpartheylichkeit bey dieſer Beurtheilung demnächſt für ihn zu verbürgen.

A. K.

digkeit halber darf man es deshalb dem Leſer und Zuſchauer, als paſſivem Theile, eher anmuthen, ſich an dieſe Eigenthümlichkeit zu gewöhnen, als dem Dichter, ſich ihr zu entwöhnen.

Die Tragödie, die Weihe der Kraft, iſt bis auf wenige einzelne Parthieen durchgängig myſtiſch allegoriſch, und nur in dieſer Rückſicht ein Ganzes und verſtändlich. Selbſt der bis zur Mitte hin ſcharf portraitirte Luther wird gegen das Ende gewaltſam in dieſen Kreis hineingeriſſen, und hört auf, ſeine eigene Beziehung zu ſeyn. Noch mehr: das Ganze iſt auch erſt in ſeiner Myſtik rein tragiſch — in Hinſicht auf den Untergang eines Heiligen — indeß die äußere Zuſammenfügung blos nach den Regeln eines hiſtoriſchen Dramas geordnet iſt; weßhalb das Gedicht denn auch, dieſer Doppelnatur wegen, meiſtens nur einſeitig, und im Ganzen gar nicht verſtanden wird.

Dieſes darzuthun, darf ich nur in Kurzem folgendes vorausſchicken: Es iſt der Katholicismus und der Proteſtantismus, die in dieſem hiſtoriſchen Cyklus als ſtreitend auftreten, und wovon der letztere den Sieg behält (in dem Gedichte ſelbſt indeß nur ſcheinbar; denn die poetiſche Herrlichkeit des Katholicismus ſteigt in Engeln und Heiligen über ſeinen Ruinen empor, und kanoniſirt ſo gleichſam ſich ſelbſt in einer höhern Potenz.) Der Geiſt des Katholicismus iſt Glaube und ſeine Erſcheinung Kunſt (Ahnung des Ueberſinnlichen und Sinnbild deſſelben); der Geiſt des Proteſtantismus hingegen Erkennen — das Erkannte bedarf keines Sinnbildes mehr, es iſt in ſich ſelbſt begründet, und weiſet deshalb auch eine poetiſch umſchaffende Kunſt von ſich. Vor dem ſtrengen Blicke der Wahrheit entflieht der Schein, ſelbſt der ſchöne. Leider wird indeß ſchon das Streben nach Wahrheit — Bilderſtürmer, und zerſchlägt das Standbild des Apollo früher, als der Gott ſelbſt ſichtbar dahinter erſchienen iſt.

Luther nun iſt in dem Gedichte die perſonificirte Idee des Proteſtantismus — er ſteht allein. Thereſe (Theou-roſa) und Theobald (Theos-bald) deuten, zart und faſt überſinnlich gehalten, Glauben und Kunſt an. Katharina erſcheint in der Mitte, als die Liebe. Sobald dieſe ſich mit der Kraft vereinigt, gehen Glauben und Kunſt unter — und hier iſt der myſtiſch tragiſche Cyklus begründet. Was vom Katholicismus zurückbleibt, iſt die Sehnſucht nach ihm, und ſeine Apotheoſe — gleichſam eine Raphaels-Verklärung. Hierin beruhet denn auch, dem Geiſte des Gedichtes nach, ſeine katholiſche Tendenz, ſo wie der Form nach ſeine Schönheit, anſtatt daß es, wenn der Katholicismus (in Hinſicht auf ſeine Irrthümer) nur als äußerer Gegenſatz angewandt wurde, den Charakter der Erhabenheit erhalten mußte, wozu der Gegenſtand, hiſtoriſch aufgefaßt, Anleitung gab. —

Dieſes mag genug ſeyn in Beziehung auf das Zarteſte und Geheimſte dieſes Gedichtes, das nun aber, eben durch ein zu hartes Zuſammentreffen mit der Würklichkeit und dem Hiſtoriſchen und Karakteriſtiſchen, disharmoniſch erſcheinen muß. Es ſind zwey Antitheſen, die parallel neben einander hinlaufen, oder ſich divergirend durchſchneiden, wegen der ſtrengen hiſtoriſchen Anſprüche auf den Stoff ſelbſt aber ſich nimmer vereinigen konnen. —

Was den karakteriſtiſchen Theil des Gedichtes betrifft, ſo iſt er faſt durchgehends vortreflich und von einer Meiſterhand ausgeführt. So iſt der grob-deutſch-humoriſtiſche Luther ein poetiſcher Lucas Cranach und ſeinem Urbilde täuſchend ähnlich, ſo weit er nämlich der Karakteriſtik angehört, was ſchon vorhin bemerkt wurde. Der Kaiſer iſt ein kühn gedachtes Bild — ein Koloß, in dem Verſteinerungsproceſſe begriffen, nur noch mit einer Erinnerung an ſein Herz — ein wahrhafter Kaiſer. Du Boſſu wird zur ſentimentalen Grabſchrift auf ſeine ertödtete Menſchheit. Alle übrigen Karaktere ſind einander glücklich entgegengeſtellt; nur Franz von Wildeneck ſchwankt zwiſchen zwey Gegenſätzen und iſt ganz verunglückt. Die Poeſie hat hier ein hiſtoriſch Gegebenes zu ſich hinaufziehen wollen, aber es iſt im Indifferenzpunkte zwiſchen Himmel und Erde ſchweben geblieben.

Nicht minder treflich wie die einzelnen Karaktere ſind die zuſammengeſetzten Parthieen des Ganzen in dieſer Rückſicht gehalten; ſo iſt z. B. die erſte Szene des zweyten Aktes ein wackerer Albrecht Dürer — treu, einfach, kräftig, und höchſt fleißig ausgeführt; es iſt ein wirklich altdeutſches Bild, das in ſich ſelbſt gefällt, und auf das erfreulichſte nach auſſen würkt. Die etwas ſchwierige Legende mit dem Dintenfaſſe iſt originell und überraſchend hineinverwebt. Die Hindeutung auf Alexius am Schluſſe wurde indeß von einem italiäniſchen Mahler hinzugefügt; ſo wie denn die altdeutſche und italiäniſche Schule ſich überhaupt in dem Gedichte theilen. —

Hiſtoriſche Verſtöße, wohin z. B. der ganze Karakter des Churfürſten Albrecht von Mainz, die frühe Aufhebung des Nonnenkloſters durch Friedrich den Weiſen, und andere einzelne Züge gehören, mag der Dichter gegen den Hiſtoriker inſofern ausmachen, als er ihm größere oder geringere Anſprüche auf ſein Gedicht einräumen will — ich habe ſie nicht zu rügen. —

Von den ſechs Kupfern ſind die von Catel, beſonders das letzte, in der Zeichnung auffallende Studien nach Lucas Cranach; eine Erinnerung, die hier um ſo mehr wohlthut, als dieſer, ein Zeitgenoſſe und perſönlicher Freund Luthers, den großen Reformator auf verſchiedene Weiſe gemalt hat. Die übrigen Kupfer ſchaden durch ihre Kleinlichkeit in der Idee und Zeichnung der vortheilhaften Anſicht des Ganzen bedeutend.

Aug. Klingemann.

Etwas über Luftſchifferey.

Eine der größten Erfindungen des vorigen Jahrhunderts — das Luftſchiff — iſt immer noch beynahe ohne ernſthafte Folgen geblieben. Von geldgierigen Wagehälſen aufgegriffen diente ſie lange blos zur Beluſtigung der gaffenden Menge; einige Verſuche der franzöſiſchen Armeen, ſie bey ihren militäriſchen Operationen zu benutzen, ſcheinen zu keinen wichtigen Reſultaten geführt zu haben, ſo groß die Hoffnungen auch waren, die die Schlacht bey Fleurus veranlaßte; kaum verdanken wir in neuern Zeiten den wenigen Phyſikern, die ſich mit Geiſt der Sache annahmen, mehrere allerdings wichtige Aufklärungen über die phyſiſche Beſchaffenheit der höhern Regionen unſerer Atmosphäre. Der Gebildete kann nicht ohne Theilnahme dem allmähligen Reifen der Früchte einer ſolchen Erfindung, die dem menſchlichen Verſtande in jeder Hinſicht zur Ehre gereicht, zuſehen, und er verweilt daher gerne bey Vorſchlägen, welche die Möglichkeit dieſer Epoche und die Folgen derſelben der Phantaſie näher rücken, wenn ſie von unterrichteten und den hiezu nöthigen Unterſuchungen völlig gewachſenen Männern herrühren. In dieſer Hinſicht verdient eine Stelle aus einem Briefe des H. Joh. Joſ. **Prechtl** in Brünn an H. Prof. **Gilbert** in Halle vom 11 Jun. 1806 (ſ. Gilberts Annalen 1806. Stück 6) vielleicht einige Aufmerkſamkeit. Ein Luftballon — ſagt er — von verzinntem Eiſenbleche, 150 und mehr Fuß im Durchmeſſer, würde dauerhafter als ein Kriegsſchiff ſeyn, und doch bey weitem nicht ſo viel koſten. Ein einzigesmal ſorgfältig gefüllt, wäre er für mehr als ein halbes Jahrhundert immer in ſegelfertigem Stande.“ Er zeigt hierauf die Möglichkeit und Art ſeiner Konſtruktion und fährt fort: „Ich habe Apparate und Einrichtungen ausgedacht, um mit einer ſolchen Kugel nach Belieben ſteigen und fallen zu können, ohne daß dabey die Gleichheit der Elaſtizität des Gaſes in der Kugel mit jener der äuſſern Luft geſtört wird, ohne je etwas von dem Gaſe zu verlieren“ (dies waren bisher Haupt-Schwierigkeiten bey der Luftſchifferey, indem in höhern und alſo dünnern Luftſchichten ſich die im Ballen enthaltene Luft ſo ausdehnt, daß dieſer zerſpringen würde, wenn man nicht einen Theil dieſer Luft herausließe). „Mit einem ſolchen Luftſchiffe würde man vermittelſt der Paſſat-Winde in ſehr kurzer Zeit eine Reiſe um die Welt machen können; man könnte die unbekannten Länder Afrikas von oben beſichtigen, auf allen Höhen und Tiefen der Erdfläche Barometer-Beobachtungen machen, ſich auf die Spitze des Chimboraſſo niederlaſſen, oder auf ein Eisfeld im nördlichen Eismeere niederſinken; eine Charte vom Innern Neu-Hollands entwerfen; über der Südſee höher ſteigen und neue Inſeln entdecken; ja, ich zweifle nicht, daß man mit einem ſolchen Schiffe, welches ein geräumiges heizbares Zimmer tragen kann, über den Nordpol hinſchiffen könnte. An einem ſolchen feſten Ballon laſſen ſich gleichfalls, nebſt dem, daß man durch das willkührliche Steigen und Fallen die verſchiedenen Windſtriche aufſuchen kann, auch Mittel zur Lenkung anbringen. Die ſanfte Bewegung des Ballons läßt die feinſten aſtronomiſchen Beobachtungen zu, und welche Menge von Längen- und Breiten-Beſtimmungen, (durch dieſelben Inſtrumente gemacht) könnte man auf einer ſolchen Reiſe bis zur letzten Genauigkeit verifiziren! Es iſt traurig, daß ſolche Vorſchläge Gefahr laufen, den Zunft-Titel „Träumereyen“ zu erhalten. Wie hätte wohl der erſte Schiffer ausgerufen, der ſorgſam in ſeinem hohlen Baumſtamme die Küſten umfuhr, wenn man ihm geſagt hätte, man könne oder wolle noch Schiffe bauen, die mehr Leute über das weite Meer zu tragen vermöchten, als ſeine ganze Inſel oder ſein Volksſtamm Einwohner hat?“

Wer in dieſen großentheils blos wiſſenſchaftlichen Zwecken keine hinreichende Beweggründe für ein Unternehmen von einem ſo großen Umfange zu erkennen vermag, den tröſtet vielleicht der Gedanke, daß H. Prechtl's Ballon auch als ein nützliches Möbel zu Lande ſelbſt zu gebrauchen ſeyn dürfte. Wie manche, die in reißenden Ueberſchwemmungen hülflos im Angeſichte ihrer Mitmenſchen untergehen mußten, hätten durch ein ſolches Luftſchiff gerettet werden können? Wie vortheilhaft könnte es als ein mobiler Krahn angewandt werden, um Schiffs-Ladungen ans Land zu bringen, um hohe ſteinerne Gebäude mit Sicherheit abzubrechen, um ſchwere Maſſen auf ſteile Anhöhen zu transportiren? Wie ſehr könnte es den Reiſenden erleichtern, wenn es ihn über Moräſte, angeſchwollene Flüſſe, oder über tiefe und ſteile Schluchten und Thäler ſetzte, welche die gerade Richtung ſeines Wegs unterbrechen, und ihn oft zu ungeheuren Umwegen nöthigen? Einige dieſer nicht geringen Vortheile lieſſen ſich auch durch kleinere, minder dauerhafte und bey weitem nicht ſo koſtbare, theils ſtationaire, theils wandernde Aeroſtaten erreichen; man könnte ſie auch zum Ausſpähen von Räuberbanden und in hundert Fällen gebrauchen, wo darauf gerechnet wird, daß kein Zuſchauer aus den Wolken herab die Handelnden überraſche. **Lichtenberg** hat, wenn wir nicht irren, in einem der Göttinger Taſchenkalender, von der Benutzung der Luftbälle zu Lande ſchon geſprochen; er beſchränkt ſich ausdrücklich auf ſolche, durch welche Menſchen oder andere Laſten nicht in die Höhe geführt, ſondern nur um einen gewiſſen Theil ihres Gewichts erleichtert werden; ſo könnten ſie alſo als eine beſtändige und wolfeil zu unterhaltende Vorſpann die Fuhrwerke bergauf ziehen helfen u. ſ. w. Die Idee, dem Menſchen das Gewicht zu benehmen, das ihn an die Erde drückt, führt Lichtenberg beſonders aus; ein ſolcher gewichtloſer von einem Ballone ſchwebend erhaltener Menſch, ſagt er, würde mittelſt eines Springſtocks ohne Anſtrengung ungeheure Weiten durchſpringen, über ganze Dörfer wegſetzen können u. ſ. w. Wenn es nun ſchon nicht wahrſcheinlich iſt, daß dieſe Art, ſpazieren zu hüpfen, allgemein werden wird, da ein ſolcher

Ballon ſich durchaus in kein Taſchenformat zwingen, und als Ridicüle, Haarbeutel oder Sonnenſchirm mitnehmen läßt, indem er im beſten Falle immer einen Durchmeſſer von etwa 10 Fuß haben müßte, ſo laſſen ſich doch manche Fälle denken, in welchen die Erfindung von Nutzen ſeyn könnte. Ohne Gefahr und ohne ein koſtbares Gerüſte könnte der Schieferdecker, an einem Stricke befeſtigt, ſein jetzt halsbrechendes Geſchäft verrichten; mit weit größerer Bequemlichkeit würde der Schornſteinfeger von oben herunter in das Kamin fahren, und indem er unten etwas Ballaſt ablegte, ſich langſam von ſeinem über dem Hauſe ſchwebenden Ballon wieder hinaus ziehen laſſen, und der Zinkeniſt — wenn es bis dorthin noch einen geben ſollte — würde nicht erſt auszuathmen brauchen, wenn er ſich an ſeinem Trag-Ballon hängend auf die Zinne des Thurms niederließe.

Die Stadtmiliz im Morgenblatt an die Helden.

Ihr Helden, daß vor euch die Nationen zittern,
Vom Rhein, dem Rebenzeuger, bis zum Belt,
Erregt nicht unſern Neid. Erſchüttert ihr die Welt,
Und unſer ſey der Ruhm, das Zwerchfell zu erſchüttern.

W.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg.

(Fortſetzung.)

Im deutſchen Schauſpielhauſe wurde am 28 Jan. Nathan der Weiſe, von Leſſing, nach Schiller's Bearbeitung für die Bühne aufgeführt. Man muß geſtehen, daß, wenn dieſes Stück nun einmal auf die Bühne gebracht werden und dramatiſchen Effekt hervorbringen ſoll, namentlich die Rolle des Nathan nicht treffender dargeſtellt werden kann, als hier von Hrn. Steiger geſchieht. Er hatte den Charakter Nathans auf das richtigſte aufgefaßt, und erregte an einigen Stellen durch ſein trefliches Spiel die lebhafteſte Rührung. Minder Beyfall verdiente Hr. Herzfeld in der Rolle des Tempelherrn, die überhaupt ſo ſelten richtig dargeſtellt wird. Lob verdienten die HH. Gley als Sultan, Coſtenoble als Kloſterbruder, und Schäfer als Derwiſch, obgleich der leztere an ſeinem rohen Al Haſi manches noch beſſer, greller hätte hervorheben können. Zu loben war auch, daß Hr. Stegmann den Patriarchen nicht zur Karrikatur umgoß; was ſo häufig geſchieht. Die ſanfte, ſchöne Schwärmerin Recha fand in Mad. Herzfeld eine ihrer würdige Repräſentantin; mit zarter Innigkeit und unbefangener Anmuth gab ſie dieſe Rolle, und zeigte ſich durchaus als die Schülerin, die ihrem großen Meiſter (Schröder) Ehre macht. Schade, daß die liebliche Jungfrau an Herz und Geiſt in zu üppiger Fülle aufgeblüht iſt! Mad. Schröder, als Sittah, ſpielte, wie immer, als denkende, geiſtreiche Künſtlerin; aber die Rolle der Daja, der allzugeſchäftigen, ſchwazhaften Stock-Chriſtin, war in unrechte Hände gekommen. Mad. Eule, eine ſehr verdienſtvolle Künſtlerin, die tragiſche Rollen z. B. mit tiefer Rührung gibt, konnte ſich in dieſen Charakter unmöglich finden, der für ſie ſo ganz unpaſſend iſt. Nicht Allen iſt Alles zu können gegeben!

Iſt es denn nicht möglich, die auch hier herrſchende Sitte, wenn das Zwiſchenſpiel des Orcheſters noch nicht beendigt, ja nicht einmal zu einem Haltzeichen gelangt iſt, ſchon wieder sans raison & sans rime den Vorhang zu einem neuen Akte aufzuziehen, in etwas abzuändern? Man erzählt von den Schülern eines Thüringiſchen Cantor's, daß ſie, um ihren grämlichen Lehrer zu necken, des Nachts ſich in die Kirche geſchlichen und auf der Orgel einen Choral bis auf den vorletzten Ton geſpielt hätten, dann aber davon gegangen wären. Der Cantor mußte aus dem Bette, denn in ſeinen Ohren dröhnte der unaufgelößte Septimenakkord; er mußte in die Kirche, und den Choral zu Ende ſpielen, wenn er die Nacht über Ruhe haben wollte. Wenn es nun ſolcher Ohren mehrere gäbe!

Eine neue Oper: die Ausgewanderten, oder die Wegelagerer, nach dem Italiäniſchen und der Muſik des Kapellmeiſters Pär, frey bearbeitet von C. W. Franke, iſt den 3 Febr. auf die Bühne gebracht, und mit ziemlichem Beyfalle ſchon einigemale wiederholt worden. — Die Kompoſition iſt gerade keins von den Meiſterſtücken des berühmten Künſtlers, bringt aber auch ſeinem Namen keine Schande.

Ueber die Aufführung dieſer Oper auf unſerem Theater läßt ſich gerade nichts Böſes, aber auch nichts Gutes ſagen. Das Orcheſter unter der Direktion des treflichen Hönicke leiſtete alle Foderungen, die an daſſelbe gemacht werden konnten. Aber Hr. Rau als Rodrich, ſo lobenswerth auch ſein Geſang in einigen Szenen war, erregte doch durch ſein ſteifes, widerliches Spiel, nicht ſelten Unwillen oder Lachen. Vieles erſezte Hr. Mentſchel, als Eduard, durch ſeinen wahrhaft ſchönen, zierlichen Geſang; beſonders gut gelang ihm eine Romanze, und in dem Duett mit Mad. Gley, als Iſabelle: „Liebe, du Schöpferin namenloſer Wonne!“ (Akt 3) feyerte die Tonkunſt ihren ſchönſten Triumph. Unbedeutend war der Geſang des Hrn. Schröder, als Hover, ſo wie Hr. Schäfer, als Kaſpar, nur für die Gallerie zu ſpielen ſchien. Mad. Gley, als Iſabelle, erhielt allgemeinen Beyfall, den ſie am meiſten in dem Duett mit Rodrich: „Jede Hofnung ſinkt dahin ꝛc.“ (Akt 1), in der Arie des 3. Akts: „Unſel'ge Streitſucht ꝛc.“ und in dem Duett mit Eduard: „Liebe, du Schöpferin ꝛc.“ verdiente. Mad. Gley iſt hier die erſte Opernſängerin, und eine wahrhaft talentvolle Künſtlerin, welche vielen ihrer Schweſtern weit voranſteht. Nur muß der Kunſtfreund beklagen, daß ſie in ihre ſchöne ſonore Stimme, wo es erforderlich, die Zartheit nicht genug zu legen, und das nicht ſeltene widerliche Detoniren nicht zu vermeiden im Stande zu ſeyn ſcheint. Auch verunglückte ihr bey der erſten Aufführung der Wegelagerer ganz die Szene im 4. Akt, wo ſie von dem Wechſel der Empfindungen nicht das leiſeſte anklingen ließ. — Noch verdient wegen ihres naiven Spiels und Geſanges genannt zu werden Mad. Fiſcher, als Fränzchen.

Auſſer dem franzöſiſchen Schauſpiel, welches ſehr fleißig beſucht wird, hat ſich auch auf dem Theater in der Vorſtadt St. Georg, das eine kurze Zeit verödet geſtanden hat, wieder eine Geſellſchaft, unter der Direktion eines Hrn. Löwe, eingefunden, die mit den Räubern von Schiller, mit Zſchocke's Abällino und dem Ignaz de Caſtro von Soden, ich weiß nicht, welches Glück gemacht hat. Die vorige Geſellſchaft dieſes Theaters lockte beſonders durch ihre reizenden Ballete manches lüſterne Auge aus der Binnenſtadt hinaus; da hingegen ihr Schauſpiel kaum Duldung verdiente.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 59.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 10. März, 1807.

Die Weisheit gleicht den ſchönen Spröden.
Man muß ihr täglich Weihrauch ſtreu'n,
Ihr früh ſein ganzes Leben weih'n,
Um ihrer Liebe werth zu ſeyn.

Gotter.

Das Muſeum der Antiken in Paris.

Von J. S. Mercier.*)

In prächtigen Sälen hat man die alten Statuen aufgeſtellt; würdige Denkmale der Siege unſerer Heere in Italien. Ich habe ſie beſucht; und der erſte Anblick dieſer Wunder der Kunſt hat in mir den Enthuſiasm' erweckt, von dem ich mich bey jeder Vorſtellung einer Gluck'ſchen Oper ergriffen fühle.

Ich werde ihr Lob nicht wagen. Es wäre überflüſſig. Ich glaube nicht das Recht zu beſitzen, beſſer als alle die zu empfinden, die ſie zu bewundern kommen. Ich habe einen gefühlvollen Mann vor dem Laokoon in Betrachtung verſunken ſtehen geſehen. Ein Paar Thränen rollten ſeine Wange herab. — Welche Worte könnten mit dieſen Paar Thränen wetteifern? —

Ich ſtehe vor dem Apoll. Ich ſehe nicht den Marmor; ich ſehe nur den Gott. Aus ſeinem eröffneten Munde gehet eine Stimme hervor, die in den Lauf der entflammten Geſtirne Harmonie redet. Sein majeſtätiſches Haupt iſt für mich die Sonne, wie ſie in ihrem ganzen Glanze aufgeht. Sie läuft ihren Weg als ein Held. Venus zu Apolls Seite iſt die Morgenröthe, die vor dem Tagesgeſtirn herſtrahlt. Ich bleibe verſtummt ſtehen, in Entzückung verſenkt. Meine Einbildungskraft trägt mich auf den Gipfel des Berges Cynthus:

Ipse jugis Cynthi graditur, mollique fluentem
Fronte premit crinem fingens, atque implicat auro;
Tela sonant humeris.

Cynthiſche Höhen durchwandelt er ſelbſt, und in ſanfter Umwölbung
Hemmt er und fügt das entwollende Haar, und umſchlingt es mit Golde;
Hinter ihm tönt das Geſchoß....

(Voß nach Virgil. Aen. IV. 147—149.)

Ich ſehe den Gott hinwandeln in ſeinem freyen und ſtolzen Gange. Ich höre die Pfeile in ſeinem Köcher ertönen. Die Muſen umgeben ihn, und folgen ihm, ſeine Siege beſingend. Die Thore des Tempels öffnen ſich; er tritt hinein, in einem Chore junger Mädchen und junger Knaben. Dieſe und jene eilen, ſtreuen Blumen in ſeinen Pfad, und die herumflatternden Roſen ſchweben, ſich in die Wallungen ſeiner blonden Locken zu heften. Er ſetzt ſich auf einen Goldthron nieder, ergreift ſeine Leyer, und ſingt die Glorie der Unſterblichen.

Von da ſteige ich auf blühenden Pfaden in ein geheimnißvolles Thal. Beym leiſen Geflüſter des Laubs hat Venus ihr Haupt umgewandt. Anadyomene erhebt ſich aus dem Quelle, deſſen reines Gewäſſer ſtrömt, ihren Reitzen zu liebkoſen. Die göttliche Hand der Erröthenden will ſie verbergen. Die Sänger des Hayns, ihrer Gegenwart froh, feyern ſie durch ein liebevolles Gezwitſcher. Praxiteles

*) Ausſtellung aus den Anſichten der Hauptſtadt des franzöſiſchen Kaiſerreichs vom Jahr 1806 an. von Pinkerton, Mercier und C. F. Cramer, von welchen in einigen Wochen der erſte Band im Verlage des Kunſt- und Induſtrie-Comtoirs in Amſterdam erſcheinen wird.

entzückt, betrachtet die Unſterbliche durch verhüllende Myrthenzweige. Bald bedeckt ſie ein Schleyer; ſie erſcheint noch ſchöner.

Tief in einem beſchattenden Thale kämpfen mächtige Athleten. Dieſer hier beugt ſich nieder, den Wurfteller in bewaffneter Hand. Er wird ihn ſchleudern. Ich trete ſeitwärts, ihn das Ziel erreichen zu ſehen, das er in's Auge gefaßt.

Dieſer andere, überwunden, zu Boden geſtürzt, ſieht ruhig ſein Blut fließen. Sein Haar ſtarrt auf ſeinem Haupt empor. Er erſchreckt mich; der Tod ergreift ihn; er denkt nicht an den Tod.

Blumen ſprieſſen unter Flora's Schritten auf. Die ganze Jugend der Flur ſtrömt her, um ſie zu tanzen. Ihr lieblicher Blick haucht Freude und unſchuldiges Vergnügen.

Weiterhin ſteht Ceres der reifenden Erndte vor. Ruhe herrſcht auf ihrem betrachtenden Antlitze. Der Ackers-Mann ſieht auf ſie mit heiterm Blicke, und bringt in ſeine Hütte belebende Hoffnung mit ſich zurück.

Hoch oben auf jenem lächelnden Hügel läßt Bacchus ſeine Blicke über den Reben irren, die die Sonne mit ihrem Leben und ihrer ſanften Wärme ſchwellt. Süße Trunkenheit fließt, mit der Wolluſt, in ſeinen Adern. Er ſchwimmt in Wonne der Seligkeit. Liebe hat ſein Herz gerührt. Der Winzer, den ſein Anblick lächeln macht, drückt die junge Winzerin an die Bruſt, die bald ihr Schickſal mit dem ſeinen vereinen ſoll.

Ich höre den Schall der Hüfthörner und das weit hintönende Gebell der Hunde. Die erregten Nymphen ſtürzen durch die Wälder nach Dianens Schritten zu. Leicht aufgeſchürzt über das Knie mit einem Gürtel, trägt ſie ihr Jagdgewand. Nachläßig gebunden auf ihrem Scheitel das Haar, entfliehen in leichten Wellen ſeine Locken. Mit einer Hand faßt ſie am Geweyhe einen jungen Hirſch, der aufſprang, eilendes Laufes, ihr zu entfliehen. Ihre ſtrenge Schönheit herrſcht Bewunderung herbey, und läßt die Sinne in Ruhe. Minerva ſchaut in der Entfernung auf ſie. Sie ſtellt ſie den Weibern und Mädchen zum Muſter dar, die die Ehre der Gefahren der Verführung vorziehen.

Wie dein Anblick, o Phocion, mich rührt! Wie ehrwürdig iſt dieſer Mantel! An wie viele Tugenden erinnert mich deine Einfalt! Ach, auch du verherrlichteſt deine Tapferkeit in Kämpfen; und der Erringer merkwürdiger Siege trank den Schierling, wie Socrates.

Ich beuge mich vor dir, Sophroniſcus Sohn, du Weiſeſter unter den Menſchen! Die Grazien wurden geboren unter deinem Meiſſel. Du opferteſt dieſen liebenswürdigen Göttinnen, ſelbſt liebenswürdig zu ſeyn, und, wie ſie, zu überreden. Aber du wagteſt zu lehren von dem Einen Gott. Die ſtarken Geiſter glaubten dir nicht; du fielſt, ihr unſchuldiges Schlachtopfer!

Ich bin im Olymp. Ich habe Homer und Euripides geſehen. Mitten unter ihnen thront Orpheus Muſagetes. Welche göttliche Majeſtät in ſeiner Stellung! Wie ſein Haupt von Begeiſterung ſtrahlt! Er vermählt ſeine Stimme mit den entzückenden Accorden ſeiner Leyer. Ich höre ihn; er ſingt den unſterblichen Lobgeſang:

Ce Dieu, Peuple du Nil, qui regne sur vos maitres,
Est lui seul la racine et la tige des êtres;
Sa main soutient le ciel, la terre et les enfers;
La matière et l'esprit partagent son essence;
Il unit les anneaux de cette chaine immense,
Qui de l'astre à l'atôme embrasse l'univers.
De l'Etre organisé sa voix produit le germe;
Il en est le principe, aussi bien que le terme.
Le sage de Memphis l'apperçoit tour-à-tour,
Dans le flambeau des nuits et dans l'astre du jour.
La terre de son sein deployant la parure,
L'onde qui raffraichit l'émail de la verdure
Le feu qui dans le sang entretient la vigueur,
Tout aux yeux eclairés peint son premier moteur.
Dieu vient comme un époux féconder la nature!
Il s'annonce aux ingrats, mais en les foudroyant;
Il parle et ses decrêts font passer sans murmure
Ou du néant à l'être, ou de l'être au néant.

(De Lille de Salle.)

Literariſche Spatziergänge.

(Fragmente von Briefen an einen Deutſchen in England.)

II.

Teutone — es ſey erlaubt, dieſe Perſonifikation unſrer Sprache, die wir dem ehrwürdigen Klopſtock verdanken, auch hier zu brauchen — kämpfte in den letzten drey Jahrzehenden einen zweyfachen rühmlichen und männlichen Kampf, und ſo oft ſie auch im unabläßigen Ringen mit ihren Gegnerinnen gleitend die Erde berührte, ſie ſtand ſtets kräftiger und ſtärker zum erneuerten Wettſtreit auf. Ohne Bild: Die deutſche Sprache rang in immer näher und näher ſich anſchmiegenden, ja anklammernden Ueberſetzungen bald mit der klaſſiſchen Sprache der Griechen und Römer, bald mit den klang- und tonreichſten Zungen des ſüdlichen, früher gebildeteten, neuen Europas, ihre unſterblichen Gedichte und ſchriftlichen Geiſtesdenkmale in immer gelungeneren Ueberſetzungen und metriſchen Nachklängen wiedergebend. Es iſt bekannt, und wird immer mehr, obwohl mit ſichtbarer Abgeneigtheit, vom Auslande ſelbſt anerkannt, wie weit wir durch die meiſterhaften Nachbildungen der griechiſchen und römiſchen Dichter in denſelben Vers- und Tonmaßen in Fülle, Rundung und Reichthum unſerer ſich immer gewaltiger ergießenden Sprache fortgeſchritten ſind. Seit Voß ſeine bis zur Vollendung ausgeglätteten Ueberſetzungen des Homers und Virgils und ſeine 12 Tafeln über die deutſche Proſodie (über die Tonmeſſung im 7ten Theil der Werke) gegeben hat, kann es keinem Zweifel mehr unterworfen ſeyn, daß Teutone mit der Griechin

ſelbſt, wo nicht in Wohlklang und harmoniſchem Bau, doch im Reichthum und in der Gediegenheit in die Schranken treten könne. Das Warum und Wodurch dieſer merkwürdigen und in der Kulturgeſchichte des neuern Europas einzigen Erſcheinung hat niemand kräftiger und meiſterhafter auseinandergeſetzt, als der ungenannte Verfaſſer des ſcharfſinnigen, mit wahrem philologiſchen Geiſt geſchriebenen Werks: Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache und beyder Anlage zur Poesie, nebst einigen andern Bemerkungen, Sprache und Literatur betr. (Leipzig, Reclam 1806. 2 Bände in gr. 8.) Es wäre Schade, wenn dies eben ſo gründlich als ſcharfſinnig abgefaßte Werk durch einige Unvollkommenheiten, die ſeiner Form anhängen, und den mächtigen Zeitgeiſt ganz unterdrückt, und nicht wenigſtens das gediegene Metall darin geſchätzt und abgewogen würde. Wie weit iſt man bey Ihnen in England noch heute davon entfernt, auch nur das zu glauben, was vor zwölf Jahren ſchon H. Herbert Croft in ſeiner in Hamburg von ihm damals herausgegebenen Diſſertation über die Unerreichbarkeit und Fuße des Alſter-Schwans — ſo nannte er unſern Klopſtock — und ſeiner in allen Sylbenmaßen gedichteten Werke ſeinen lieben Landsleuten erzählt hat! Und wie wenig fand ein anderer gelehrter Britte, dem England eine treue Ueberſetzung von Schillers Maria Stuart und Goethe's Hermann und Dorothea verdanken ſollte, aber nie verdankt hat, Herr Melliſh, bey ihnen Gehör, als er auf dieſe Veranlaſſung den Britten von der Schwierigkeit vorſprach, die Ueberſetzungen ins Engliſche aus deutſchen Dichtern dadurch erhielten, daß dieſe mit glücklichem Erfolg die Sylbenmaße der alten klaſſiſchen Völker in Ueberſetzungen und Originalgedichten nachbildeten! Und wie viel weiter ſind wir ſeitdem nicht ſchon wieder vorgeſchritten! Während der unermüdete Voß uns bald alle griechiſchen Epiker mit Einſchluß des Theokrit und der übrigen Bukoliker mit der ihm allein möglichen Annäherung ans Original wiedergegeben haben wird, und dabey nicht aufhört, auch an dem ſchon lange Vollendeten noch immer zu glätten und zu feilen, wie ſeine eben jetzt erſchienene dritte verbeſſerte Auflage der Ilias und Odyſſee (Tübingen, Cotta 1806. 4 Theile) in ſo manchen Meiſterverbeſſerungen beweißt, die eine unbeſtochene Kritik nach ihrem ganzen Gehalt zu wägen und zu würdigen wiſſen wird: ſcheint die Uebertragung der griechiſchen Tragiker nun die hochaufgeſteckte Palme zu ſeyn, die zu erringen die Edelſten in dichten Haufen ſich hervordrängen. Es iſt bekannt, welche zum Theil ſehr genialiſche Verſuche theils periodiſche Schriften, wie das attiſche Muſeum, dem der ehrwürdige Wieland noch weit mehr als ſeinen Namen gab, theils eigene in ſich geſchloſſene Ueberſetzungen von den Stolbergen, von Hölderlin, Bothe u. ſ. w. aufſtellten. Aber als ob noch nichts gethan wäre, verdoppeln neue Mitbewerber um dieſe Palme ihre Anſtrengungen, und manches wird im Stillen vorbereitet, was zu ſeiner Zeit unſerer Sprache neue Siegeskränze bringen muß. Der kunſtfertige und durch mannigfaltige Studien vorbereitete Verfaſſer des Polyidos, der Aetolier und der Kalliroe, tritt nach jenen Verſuchen, die er wohl ſelbſt nur als geiſtreiche Vorübungen und Progymnasmata zum größern Kampf betrachtet wiſſen will, mit aller ihm nun mächtig gewachſenen Gewandtheit und Einſicht in die Natur des griechiſchen Trimeters und der lyriſchen Sylbenmaße in den Chören in den Schranken, um die von ſo vielen begehrte, von keinem noch errungene Palme, die Sophocles ſeinem ächten deutſchen Nachbildner und Ueberſetzer darböte, allen zuvoreilend zu erfaſſen.

Aber auch mit den weichern, tonreichern, neuen romaniſchen Sprachen wagte die verwegene Teutone ſchon manchen Gang, und ſo gewaltig ihr hier auch ihre faſt zur Natur gewordene Rauheit und Ungelenkheit entgegenſtand, ſchon mancher gelungene Verſuch beurkundete deutlich, daß ihr auch in dieſer Art von Ueberſetzungen nichts unmöglich, und Klopſtocks warnende Klage (in ſeiner Ode: Die deutſche Sprache. Werke Th. 2. S. 101.)

— Doppelgeklling bleibt ihr Geſang,

doch nur mit großer Behutſamkeit und Einſchränkung nachzuſprechen ſey. (Der Beſchluß folgt.)

Necrolog.

Göttingen, 1 März.

Geſtern hat die hieſige Akademie einen hochachtungswürdigen Gelehrten und verdienſtvollen akademiſchen Lehrer, den geheimen Juſtizrath Runde, Ordinarius der Juriſten-Facultät, durch den Tod verloren. Alle, die ihn aus ſeinen Schriften kannten, werden ſein Andenken ehren. In dem Kreiſe ſeiner Freunde aber wird an der Stelle, die er einnahm, eine unerſetzliche Lücke bleiben. Denn ſein gerader, offener, biedrer Sinn, ſeine ſeltene, deutſche Treue brachten ihn den Herzen ſeiner Freunde näher, als eine gewöhnliche, freundſchaftliche Verbindung reicht.

Das ſtille Leben eines Gelehrten bis ans Ende ſeiner Laufbahn gewährt eine erfreuliche Betrachtung, wenn es eine glückliche Uebereinſtimmung des Strebens und des Würkens zeigt. Wenige pflegt das Schickſal mit ſo milder Hand ihrem Ziele zuzuführen, daß ſie es, dem Berufe ihrer Natur freudig und getreulich folgend, als eine erwünſchte Belohnung ihres redlichen Beſtrebens erreichen. Viele werden immerwährend von der Sphäre, die ſie erfüllen könnten, entfernt gehalten, und können nur in Geheim den Muſen huldigen, für die eine frühe, unauslöſchliche Neigung ihre ganze Seele einnahm. Andere erreichen matt und entkräftet durch mannichfaltigen Kampf mit dem Schickſal das erwünſchte Ziel zu ſpät. — Der verewigte Runde war einer der ſeltenen Glücklichen, die in ihrer Laufbahn mit ſicherm

und ruhigem Schritt ungehindert fortgehen, und einen Würkungskeis nicht nur erreichen, ſondern auch vollkommen erfüllen, der ihrer Thätigkeit und den Wünſchen ihres Herzens entſpricht. Für das Studium vaterländiſcher Geſchichte, Rechte und Verfaſſung war eine frühe Neigung in ihm erwacht, der er ununterbrochen treu geblieben. Das Glück begünſtigte dieſe Neigung, daß es ihn einer Akademie, wie Göttingen, zuführte, wo dieſes Studium von jeher ſeine thätigſten Pfleger gefunden hat. Hier zeichnete er ſich bald durch eine Preisſchrift aus, die ihn den Kennern deutſcher Rechte und Geſchichte empfahl. Der edle Schlieſen öffnete ihm hierauf in Caſſel, wohin er von Göttingen als Profeſſor des deutſchen Privat- und Staats-Rechts berufen ward, einen angemeſſenen Würkungskreis. Ihm blieb aber der Wunſch nach Göttingen zurückzukehren, den die nahe ununterbrochene Verbindung mit ſeinen daſigen alten Freunden lebhaft unterhielt. Dieſer Wunſch ward nach einigen Jahren erfüllt, und er genoß das Glück, als öffentlicher Lehrer auf eine Akademie berufen zu werden, wo er den erſten literariſchen Lorbeerzweig gebrochen hatte. Sein Leben iſt ſeitdem in nutzreicher Thätigkeit für die Akademie und die Wiſſenſchaften überhaupt nicht ohne Glück und Ruhm verſtrichen. Als deutſcher Patriot hat er ſich oft auch öffentlich gezeigt, wenn es die Vertheidigung des Rechts gegen Willkühr und der Verfaſſung gegen Despotismus galt. — Es wird ſeinen entfernten Freunden ſchmerzlich ſeyn zu erfahren, daß er in den lezten Tagen ſeines Lebens viel durch die ihm tödtliche Krankheit gelitten hat, welche in einer Verknöcherung der Magen-Oeffnung beſtand.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München.

Die neuorganiſirte Akademie der Wiſſenſchaften wird nächſtens eröffnet werden. Bereits hat der König ſie angenommen, unterzeichnet.

Jacobi, der tiefe, gefühlvolle Denker, aber zugleich der Mann von umfaſſenden Kenntniſſen und einer liberalen Denkungsart, iſt Präſident derſelben.

Die HH. Schelling und Weiller ſind Mitglieder der philoſophiſchen Klaſſe, und folglich — Kollegen. Natürlich hat ſich's alſo gefügt und ergeben: bey dem Einen, indem er ſeine Profeſſur zu Würzburg nach dem neuen Wechſel der Regierung ſogleich verließ und München zueilte; bey dem Andern, indem er ſo eben wegen einer wiederholten Bruſtkrankheit ſeine Profeſſur am hieſigen Lyceum niederlegte. — Merkwürdig iſt's, was Hr. Schelling betrifft, daß durch ſeine Ernennung zum Akademiker ein Wunſch erfüllt ward, den Herr Prof. Salat in ſeiner Schrift: Ueber den Geiſt der Verbeſſerung ꝛc. (München, 1805) geäußert hat. Sehen Sie in der 2. Abtheilung die S. 482 bis 484! Ein prophetiſches Wort? —

Von dem neuen Präſidenten haben wir eine neue Schrift über das Weſen oder (wenn Sie lieber wollen) den Geiſt und die Tendenz des Inſtituts zu erwarten.

Noch Eins! Zum proponirenden Rathe für die Schulen der Proteſtanten iſt Niethammer, derſelbe, der ehedem mit Fichte das Philoſophiſche Journal herausgab, ernannt oder berufen. Alſo wieder eine ſchöne Hoffnung für die Freunde des Guten! — Vor Kurzem Prof. und Konſiſtorialrath in Würzburg, lebte er ſeit dem beſagten Wechſel in der leztern Eigenſchaft zu Bamberg — übrigens nun auch unter dem geheimen Rath von Zentner (deſſen Liberalität und helle Denkart bekannt iſt) als geheimer Referendaire in Schulſachen! Die Entlaſſung des H. Baron von Fraunberg, Präſidenten des geh. Schulen- und Studien-Büreaus (vor dem Direktors des General-Schulen- und Studien-Direktoriums), ward uns kürzlich im Königl. Regierungsblatt kund gethan.

Hamburg.

(Beſchluß.)

Unter den Zeitſchriften, welche Hamburg liefert, ſteht des Hrn. von Archenholz Minerva immer noch oben an. Möge kein Unfall, wie bey den Oktober- und November-Stücken des verwichenen Jahres, welche umgedruckt werden mußten, den fernern Fortgang dieſes in Deutſchland einzigen Journals wieder ſtöhren oder wohl gar abbrechen! — Die Nordiſchen Miszellen erſcheinen fortdauernd und werden mit Intereſſe geleſen. Andere Flugblätter ſind unbedeutend.

Sonſt iſt im Gebiet der Literatur hier wenig erſchienen. Charis, oder über die Würde des weiblichen Geſchlechts, aus dem Engliſchen überſezt von Kochen, bey Hoffmann, gewährt eine intereſſante, geiſtreiche Lektüre. Von den Sammlungen Hamburgiſcher Verordnungen des Hrn. Sekretär Anderſon, wichtig für die Freunde des Vaterland's, iſt des 7. Bandes 2s Heft erſchienen. Sehr merkwürdig aber iſt der nun bey dem trefflichen Perthes erſchienene erſte Theil der Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Das Werk verdient eine eigene, gründliche Beurtheilung und Würdigung, wozu hier nicht der Ort iſt.

Das Faſtnachtsfeſt iſt hier ſo vergnügt gefeyert worden, als es in dieſen Zeiten nur immer erlaubt iſt. Gröſtentheils iſt es ein Feſt für den Pöbel. Dieſer ißt ſich ſatt Heedwick, (l. q. heiße Wecken, ein kleiner runder Kuchen, mit oder ohne Zucker gebacken, der beſonders gerne warm, mit Butter, gegeſſen wird) überläßt ſich dem Taumel der Sinne, und beſucht den Montags-Abend die verwandelten Weiber oder der Teufel iſt los, die alt Weiſſiſche Nationaloper, welche alljährlich an dieſem Tage, dem Janhagel zum Beſten, gegeben wird, und dießmal ſchon den Sonntag vorher durch das Vaudeville: der Zinngießer, vorbereitet ward. Andere ergötzen ſich an einer wohl beſezten Tafel und bey einer Partie Whiſt, andere wieder anders, jeder nach Behagen. Am Dienſtag war die dritte, oder ſogenannte große franzöſiſche Maskerade, im franzöſiſchen Schauſpielhauſe und damit in Verbindung ſtehenden Salon d'Apollon, welche durch einen beſondern Aufzug: die vier Jahrszeiten genannt, verherrlichet worden iſt, um dem Dinge doch einige Unterhaltung zu verſchaffen. Im deutſchen Schauſpielhauſe wiederholte man die Wegelagerer, und gab am Mitwoch den Ring von Schröder. Was privatim bemerkenswerthes geſchah, iſt öffentlich zu nennen, nicht ziemend. — Eine beſondere, ſeit mehreren Jahren beſtehende, für den Menſchenforſcher mit manchem Intereſſe verbundene Gewohnheit war es, daß während der Faſtnachtstage jedermann der Eintritt im hieſigen Zucht- und Spinnhauſe, zwey ſehr merkwürdigen Anſtalten, geſtattet wurde. Die hier ſitzenden Gefangenen, ſo ganz verſchiedenen Charakters, gewährten dem aufmerkſamen Pſychologen eine äuſſerſt intereſſante, lehrreiche Muſterung. Indeſſen ſollen doch mit dieſem Einlaß für die innern Verhältniſſe jener Stiftungen mancherley empfindliche Nachtheile verbunden geweſen ſeyn, die einem hieſigen hochedlen Rath wichtig genug ſchienen, die an ſich löbliche Gewohnheit für die Zukunft gänzlich abzuſchaffen.

Nro. 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. März, 1807.

O Einfalt und Natur! Du haſt oft überwunden,
Wo Kunſt und Wiſſenſchaft das Mittel ſchwer gefunden.

v. Creuz.

Literariſche Spatziergänge.

(Beſchluß von Nro. II.)

Zur Genüge ſind die neueſten Verſuche gekannt, die Genie oder Talent in Uebertragung der großen ſpaniſchen und italiſchen Meiſterwerke zum Theil mit ganz unerwartetem und ſehr preiswürdigem Erfolg vor unſern Augen gemacht haben. Das neueſte Wageſtück in dieſer Art, was erſt vor wenigen Tagen die Preſſe verlaſſen hat, kündige ich Ihnen um ſo ungeſäumter an, je eifriger auch auf den brittiſchen Inſeln neuerlich die Ueberſetzungen aus dem Italiſchen und Spaniſchen, ja ſelbſt auch aus dem Portugieſiſchen betrieben worden ſind. Wir haben ſo eben eine vollſtändige Ueberſetzung der Luſiade des Camoens (Leipzig, Weidmanniſche Buchhandlung 1807) erhalten, indem zugleich noch von einer andern Hand eine noch nicht ganz beendigte erſchienen iſt. Mehrerer frühern Verſuche von Meinhard, Seckendorf und einem Ungenannten nicht zu gedenken, war auch vor kurzem erſt ein Fragment einer ſolchen Ueberſetzung von einer Meiſterhand, die ſich mit ſo glänzendem Erfolg an Ihren Shakſpear gewagt hatte, in einer vielbelobten Sammlung erſchienen. Die Männer, die uns heute dieſe Luſiade ſchenken, wurden durch dieſen Vorgang nur noch mehr ermuntert, und vollbrachten, was ſie faſt 10 Jahre lang mit unglaublicher Beharrlichkeit und genialiſchem Muth im Stillen vorbereitet hatten. Es haben ſich nämlich in der Zueignung zwey unterſchrieben, die das alte Homeriſche Wort beherzigend

> Denn zween wandeln zugleich, da bemerkt der ein' und der andre
> Schnell, was heilſam ſey —

mit vereinter Kraft dieß wunderbare Geſchäft durchführten. Sie heißen Kuhn und Winkler, leben beyde in der kunſtreichen und kunſtübenden ſchönen Königsſtadt an der Elbe, in Dresden, und haben, bey ganz andern und ernſtern Geſchäften ihres trockenen Berufs, dieſe zarte Jugendliebe gleichſam nur in verſtolener Heimlichkeit nebenbey gepflegt und unterhalten. Mit Würde und Beſcheidenheit ſtellen ſie ſelbſt in der kurzen, aber ſehr leſenswerthen Vorrede die Grundſätze auf, nach welchen ſie arbeiteten, ein Ideal, das auch nur halb erreicht zu haben, ſchon große Ehre und lohnenden Beyfall bringen müßte. Das portugieſiſche Gedicht iſt mit Ausnahme weniger Stanzen in weiblichen Ottaverime geſchrieben. Zum erſtenmal bey einem größern Werke iſt daſſelbe bey dieſer Bearbeitung verſucht, und ſo die enge Sphäre des deutſchen dreyfachen Reims von neuem um die größere Hälfte verengert worden. Nur ſo konnte auch dem Deutſchen ein leiſer Anhauch des Originalwerkes der weichſten ſüdlichen Sprache, über welche uns neuerlich noch Bouterweck in ſeiner treflichen Geſchichte der portugieſiſchen Poeſie ſo feine Bemerkungen mitzutheilen wußte, auf Fittigen des tragenden, ſchwebenden Reimes zugeführt werden. Die Verfaſſer verſichern, mit allen Bedenklichkeiten, die bey dieſer ſonderbar gewählten und ſich ſelbſt auferlegten Reim-Buße eintreten mußte, genau bekannt geweſen zu ſeyn; allein die ununterbrochene Durchführung dieſes weiblichen Reims ſey ihnen unerläßlich zur treuen Darſtellung

der Individualität des Dichters erſchienen, um der Ueberſetzung wenigſtens einen Schatten des reichen Anklangs im Originalwerk mitzutheilen. Das Original erinnert durch ſeltſame Erfindung, jähe Abwechslung des Tons, Vermiſchung der Mythologie, wofür ja der Dichter ſelbſt der armen Thetis am Ende des Gedichtes eine gar arge Buße aufgelegt hat, Beſtrebung, das Proſaiſche im Gedanken in poetiſche Diction zu verhüllen, und manche andere Eigenheit an ein früheres, wenig gebildetes Zeitalter. So ſehr nun alſo die Ueberſetzer auch ſelbſt dieß Roh-Antike wieder zu geben ſich für verpflichtet hielten; ſo vermieden ſie doch, aus einer noch höhern äſthetiſchen Anforderung, ſo wohl veraltete Worte als gezwungene Reime wiederum abſichtlich. Denn — und dieſe ſelbſt gegebene Aufgabe beweist allein ſchon, wie innig dieſe Männer ihr Urbild umfaßten — die Nachbildung ſollte zugleich mit der eigenthümlichen Farbe einer abgelegenen Zeit auch einen Wiederſchein der neuen Eleganz erhalten, wegen welcher der Styl der portugieſiſchen Luſiade ſchon längſt ausgezeichnet ward. Man muß geſtehn, wenn dieß nicht die ſtrickteſte Obſervanz in der jetzt ſo hoch getriebenen Ueberſetzungskunſt und ein ſehr obligates Spiel auf einem ſehr ſchweren Inſtrumente genannt werden muß; ſo iſt, wie Horaz ſagt,

Nicht die Olive von innen, die Nuß nicht von außen gehärtet.

Die Herrn vom deutſchen Areopag mögen nun zu Gericht ſitzen und unpartheyiſch urtheilen, ob in dieſer Ueberſetzung dies Ideal auch wirklich erreicht worden ſey. Dazu fühl' ich mich jetzt weder berufen noch geſtimmt. Mit unerkünſtelter Beſcheidenheit legen die wackren Männer ihr eigenes Mistrauen zu Tage. Was ſie aber nicht ganz auszuſprechen wagten, darf wohl ein Fremder mit dürren Worten ausſagen: Keiner ſollte hier ein abwürdigendes Verdammungs-Urtheil ſprechen, der nicht wenigſtens an ſo viel Stanzen der Lusiadas, als Arbeiten des Herkules gezählt werden, ſeine eigenen Ueberſetzertalente erprobt und eine Erfahrung der hier obwaltenden Schwierigkeiten gemacht hätte. Ich nahete mich, ſobald das ſauber gedruckte (auch mit der nöthigen Lebensbeſchreibung und ſehr verſtändig ausgewählten Anmerkungen am Ende ausgeſtattete) Gedicht in meine Hände kam, mit reiner Empfänglichkeit und Genußfähigkeit dieſen bey allem Zwang ſo zwanglos ſcheinenden, im Strom reiner Klangfälle fortgleitenden Heldengeſängen aus einer neuern Heroenzeit, und fand mich im Fortleſen unwiderſtehlich fortgezogen. Ein andres mag vielleicht der ſtrenge Kunſtrichter berichten, der in die andre Wagſchaale das Unerreichte, aber vielleicht auch Unerreichbare legt, Urbild und Nachbild Stanze für Stanze ſtreng gegen einander abwägend. Wo iſt in allem dieſem nicht noch ein Höheres gedenkbar? Aber gönnen Sie mir immer die kleine Eitelkeit, mich indeß, bis dies alles ins Klare geſetzt, und noch die zweyte Ueberſetzung, die ihrer eigenen Verdienſte nicht entbehrt, gewiſſenhaft verglichen ſeyn wird, des deutſchen Genius und des deutſchen Fleiſſes zu freuen. Vor mir liegen La Harpes franzöſiſche und Ihres William Mickle's engliſche Dolmetſchung, letzte gleichfalls in Stanzen (London 1776, in 4.), und ich habe einige Stellen in beyden verglichen. Es wäre baare Beleidigung, wenn man unſern Ueberſetzern blos den Vorrang vor dem engliſchen zugeſtehen wollte. Schon die Natur der bald unendlich zerhackten, bald ungebührlich in erborgtem Wortprunk anſchwellenden engliſchen Sprache geſtattet nimmer einen ſolchen harmoniſchen Strom regelmäßiger Wortklänge. Und wo kämen ihr vollends die bloß weiblichen Endreime in mehr als 1100 Stanzen in Ottaverime? Doch unſer Verdienſt bedarf keines fremden, auf Herabwürdigung des Auslandes begründeten Fußgeſtells. Leſer, prüfen Sie ſelbſt, und verkünden Sie, was Sie laſen und fanden, den Anwohnern der Themſe und Medway. —

Reiſebemerkungen aus der Studierſtube.

Bey Fraskati, da, wo wahrſcheinlich des groſſen Tullius Tusculum geſtanden iſt, ſieht man jetzt eine Papiermühle. (Seume, Spaziergang nach Syrakus. S. 327.) Mit welcher Sündflut aus dem Alterthum würden wir, denkt wohl mancher Antiphilologe, erſt dann überſtrömt ſeyn, wenn die Papiermühle ſchon damals dort geſtanden wäre!! Aber nein; nicht die Fülle, ſondern der Mangel an Ueberreſten aus dem Alterthum, macht philologiſche Sündfluten. Die Bibel füllt nur Einen mäßigen Band. Eben deswegen konnten ihre Ausleger ſie durch hundert tauſend Folianten mit allem, was darin nicht ſteht, überſtrömen.

„In ganz Italien iſt ein ſchwarzbrauner Mantel mit einer ſpitzigen Kopfdecke ein Hauptkleidungs-Stück. Niemand wagt ohne eine ſolche Kapuze zu reiſen, die man bey Wind und Regen, und Nachts ohnehin über den Kopf hereinwirft.“ (Seume, Spazierg. S. 272.) Allerdings zeigt noch die Landestracht, wo die Kapuziner geblieben ſeyn ſollten. Ps.

Die Gemſen-Jagd auf den Schweizer-Alpen.

Herr von Salis in Marſchlins erzählt in einer ſchweizeriſchen Zeitſchrift folgende auf die Gemſenjagd Bezug habende Beobachtungen: Auf meiner im Sommer 1803 vorgenommenen Bergreiſe auf die hohe Sersa plana, die höchſte Spitze derjenigen Bergkette, die Mons rhetico heißt, und das Montafun von dem Brettigan ſcheidet, traf ich einen Gemſenjäger von St. Bartholomäus im Montafun an, der wenigſtens der glücklichſte Gemſenjäger iſt, den ich kenne. Schon ſeit 30 Jahren treibt er dieſes Handwerk,

und ſelten hat er während deſſelben jährlich weniger als 30 Gemſen geſchoſſen. Er verkauft ſeine Beute auf Inſpruck, das Stück um 1 Louisd'or. Er begleitete mich von dem Ufer des Lunerſees auf die Spitze des Berges. Während wir nun Bergan ſtiegen und miteinander redeten, ſo ſtund er auf einmal ſtill und ſagte: dort ſehe ich eine ganze Heerde Gemſen, bleiben Sie hier liegen, ich will eine davon ſchieſſen! — Ich konnte mit bloßen Augen nichts entdecken; als ich aber ein gutes Fernglas zur Hand nahm, ſah' ich mit großer Freude eine Heerde von 11 Gemſen. Die meiſten weideten ganz unbeſorgt; die Jungen ſpielten und machten die wunderlichſten Sprünge; eine weibliche Gemſe aber (denn alte männliche Böcke halten ſich nie bey den Heerden auf, ſondern eine von den älteſten und gröſten weiblichen Gemſen führt dieſelben an) ſtund höher als alle andern auf einem Felſen, und ſah ſich ſehr genau um, reckte die Naſe öfters in die Höhe, um gegen den Wind zu riechen, und auszuſpähen, ob ſich kein Feind nähere. Ich kann alſo aus eigener Erfahrung beſtätigen, was ich ſchon von ſo vielen Jägern gehört habe (und was Bechſtein zu voreilig als Fabel verwirft): daß die Gemſen eine Wacht ausſtellen. Nun ſuchte ich meinen Jäger wieder. — Hatte ich vorhin ſein ſcharfes Geſicht bewundert, ſo ſetzte mich nun die Behendigkeit in Erſtaunen, mit welcher er ſich durch Klippen emporſchlich, ohne Fußeiſen an den Füßen zu haben, die er auch, nach ſeiner Verſicherung, ſelten braucht. Ich kehrte wieder zu meinen Gemſen zurück. Noch witterten ſie kein Unglück, denn wir waren gewiß eine Stunde entfernt und hinter einem Felſen verborgen. Mit Vergnügen betrachtete ich das ſchöne, behende, freye Thier, ganz nach der Natur, und konnte mich nicht ſatt ſehen, als plötzlich die Wacht den Kopf in die Höhe warf, einen Sprung that (Ton konnte ich keinen wegen der Entfernung hören), und in demſelben Augenblicke, als die ganze Heerde davon ſprang, geſchah ein Schuß, und zwey hinkten ſtark verwundet davon. — Anſtatt miteinander zu fliehen, vertheilte ſich die Heerde, und zwey Junge ſprangen kaum 30 Schritte weit neben uns vorbey. Als einer meiner Begleiter (zwar nur mit Schrot und vergeblich) auf ſie ſchoß, ſtunden ſie einen Augenblick ſtill, um zu ſehen, woher der Schuß komme, und als ſie uns erblickten, eilten ſie mit einer ſolchen Schnelligkeit über die Felſen den Berg hinunter, daß ich noch bis auf dieſe Stunde nicht begreifen kann, daß ſie nicht den Hals gebrochen haben. Als wir hernach den Jäger wieder erreichten, verfolgte er eben eine der Verwundeten, die ungefähr 500 Schritte ob uns den Berg mühſam hinanklimmte, denn ſie war in den Schenkel geſchoſſen; alle Augenblicke mußte ſie ausruhen. — Der Jäger nahm nun einen eigenen, und wir einen andern Weg, um die Spitze zu erreichen, und da wir uns oben nach einer Stunde wieder antrafen, hatte er eine andere wirklich erlegt, und die verwundete ausgekundſchaftet. Er freute ſich über den Umſtand, daß ſich die Heerde vertheilt hatte, indem er nun leicht die meiſten bekommen werde. Wären ſie alle miteinander entflohen, ſo hätte er vermuthlich keine von den Verwundeten erlegen können.

Notizen.

In Pariſer Blättern ſteht ein artiges Gedicht über die wohlthätigen Folgen der Mnemonik, welches ſo ſchließt:

L'homme à cinquante ans ne croira
Pas etre un petit-maitre;
Femme en son hiver deviendra
Raisonnable ..... peut-etre;
Car personne alors n'oubliera
Plus l'an qui le vit naitre.

Facilement on tirera
L'argent de ses casettes;
A tout le monde on pretera;
Plus de craintes secretes!
Puisque jamais on n'oubliera
Qu'on doit payer ses dettes.

N. Guichard, ein berühmter Compoſiteur von Meſſen, Motetten, und Liedern für die Guitarre, als Tonkünſtler und Menſch in gleichem Grade geſchätzt, ſtarb am 25 vorigen Monats zu Paris.

Nächſtens erſcheinen die zwey letzten Bände von Laharpe's intereſſantem Briefwechſel mit dem ruſſiſchen Groß-Fürſten (nachher Kaiſer Paul I.)

Dem Franzoſen, Antonio Eyrand, wurde für ſein Taubſtummen Inſtitut in Mailand, welches immer vollkommner wird, das aufgehobene Kloſter St. Vicencino eingeräumt, und ihm eine Penſion ausgeſetzt.

In einer neuerſchienenen metriſchen Ueberſetzung des Plautus (bey Doll in Wien) ſind die Schwierigkeiten, ihn ganz ſo, wie er iſt, darzuſtellen, glücklich überwunden.

Herr Profeſſor K. G. Rumi zu Teſchen in Oeſterreichiſch-Schleſien hat eine neue Sparſuppe erfunden, welche noch einfacher und wohlfeiler iſt, als die bekannte Rumford'ſche Suppe, und den beſonderen Vortheil hat, daß ſie ſich länger genießbar erhält, als dieſe. Man bereitet dieſelbe aus 2 Pfund Maisgraupen, oder auch blos geſtoſſenen Maiskörnern; (in Ermanglung des Mais kann man auch Gerſten-Graupen, oder geſtoſſene Erbſen und Bohnen nehmen;) ferner 8 Pfund Kartoffeln, 4 Pfund weiſſen Möhren, 16 Loth Knochenpulver, (oder ſtatt deſſen 12 Loth Speck,) 2 Pfund Brod, 22 Loth Salz, und 30 Pfund Brunnen- oder Fluß-Waſſer. Dieſe Quantität reicht, gekocht, zur täglichen Nahrung von 20 Perſonen hin. Die Anwendung dieſer Suppe verdient vorzüglich im Lager, bey Mangel an Fleiſchnahrung, Empfehlung.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Ulm.

Auch ohne Wälle und ohne — Beſchieſſung bleibt Ulm doch noch immer eine intereſſante Stadt. Noch immer iſt ſie der Sitz der Landesdirektion und aller Dikaſterien der baieriſch-ſchwäbiſchen Provinz, und Augsburg hat ihr (dem Himmel ſey Dank!) dieſe bisher noch immer nicht rauben können, ſo oft auch ſchon die Rede davon war. — Unter den Individuen der Landesdirektion, der oberſten Juſtizſtelle, und des Konſiſtoriums ſind intereſſante Männer, welche auch in der literariſchen Welt bekannt ſind, z. B. der Landesdirektionsrath und Konſiſtorialpräſident v. Roth, der Landesdirektionsrath und

Oberſchulkommiſſär v. Baader (Verf. des gelehrten Baiern), die Oberſtjuſtizräthe v. Schelbaß, v. Hinsberg (der letztere hat uns in Wielands Merkur ſchon manche angenehme Probe ſeines dichteriſchen Talents gegeben), und von Hermann, Herausgeber des Sammlers für Geſchichte und Statiſtik von Tyrol, die Oberkonſiſtorialräthe Miller (der gefällige Dichter) und Schmid, die zwey Brüder von Seutter, der älteſte (Forſtinſpektor) als forſtwirthſchaftlicher, der jüngſte (Landesdirektionsrath) als ſtaatswirthſchaftlicher Schriftſteller berühmt, (der mittlere Bruder iſt Hofgerichtsrath in Memmingen), der Medizinalrath Wetzlar u. a. m. — Zur nicht geringen Ehre für Ulm gereicht es, daß hier ſeit 1803 eine der erſten deutſchen Zeitungen, die allgemeine Zeitung, herauskommt. Hr. Stegmann aus Schleſien, ein vielſeitig gebildeter talentvoller Gelehrter, beſorgt ſie ſeit dem Herbſte 1804, und die Auflage vermehrt ſich unter ſeiner Redaktion von Jahr zu Jahr. Ein Beweis, daß das Publikum ſeine ſachreiche, geiſtvolle und unpartheyiſche Redaktion zu würdigen weiß. Dieſe Zeitung iſt ſelbſt in den traurigen Tagen des Oktobers 1805, troz der Beſchießung der Stadt und troz des Ausbleibens aller Poſten, auch nicht Einen Tag unterbrochen worden. — Theaternachrichten? wir haben ein Schauſpielhaus, aber keine Schauſpieler! Doch wird es zuweilen von herumziehenden Truppen — entweiht. Seit einiger Zeit hat ſich eine Liebhabergeſellſchaft, meiſtens von Mitgliedern der baieriſchen Regierung, gebildet, welche erſt in einem Privathauſe ſpielte, am 27 Febr. aber Ifflands Selbſtbeherrſchung auf dem Stadttheater ſehr gut aufführte. Frau Direktorin v. Lerchenfeld möchte es mit mancher der vorzüglichern deutſchen Schauſpielerinnen aufnehmen können. — Ein Hr. D. Herr, vormals in öſterreich. Dienſten, gibt hier ſeit Anfang dieſes Jahrs ein Allg. Intelligenzblatt für die baier. Provinz Schwaben heraus. — Die im J. 1790 errichtete Leſegeſellſchaft im Gaſthof zur Krone hat noch immer den beſten Fortgang, und zählt nun 225 — 230 Mitglieder. Sie iſt der gewöhnliche Vereinigungspunkt aller hier ankommenden Fremden, wo man alſo oft intereſſante Bekanntſchaften machen kann. Unter die längere Zeit hier weilenden Fremden gehört Hr. Baron von Bosch, ehemals baieriſcher Geſandter in St. Petersburg, der hier ſein Tomi gefunden hat.

Amſterdam.

Die republikaniſchen Formen werden immer mehr bey uns zerſtört, und das Prinzip der Einheit an ihre Stelle dagegen geſezt. Kein Vorurtheilsfreyer wird es verkennen, daß, ſind nur die Wahlen gut getroffen, das ganze und das allgemeine Wohl in Rückſicht der Adminiſtration dabey gewinnen muß. — Dieſe wird endlich einmahl Feſtigkeit und Conſequenz erhalten; ſie wird Missbräuche abzuſchaffen im Stande ſeyn; ſie wird gute Einrichtungen einführen können. — Das größte Hinderungs-Mittel zur ſteigenden Perfektibilität bey unſerer Adminiſtration, Geſezgebung, bey unſern öffentlichen Anſtalten, gelehrten Geſellſchaften, Societäten, Theatern und öffentlichen Vergnügungen war dieſe Beweglichkeit, dieſer ſtete Wechſel der Vorſteher und Chefs. Was der Eine bauete, zerſtörte der Andere. — So oft wir neue Herren bekamen, erhielten wir neue Geſetze, neue Einrichtungen. — Die Vielköpfigkeit der Vorſteher war ein anderes Uebel. Jeder hatte gleich viel zu ſagen. — Aus gegenſeitiger Eiferſucht, aus Nachgiebigkeit u. ſ. w., kam es alſo nie zu kräftigen und zuſammenhängenden Maasregeln. Daher das Phänomen, daß die vereinigten Niederlande in dem Grade, wie bey den übrigen europäiſchen Nationen im 18ten Jahrhunderte Kunſt, Wiſſenſchaft und National-Cultur ſich ausbildete, Geſezgebung und Adminiſtration ſich vervollkommnete, durch Nichtfortſchreiten zurückſanken. — In Napoleons Schule gebildet, greift unſer König alles, was er faßt, mit feſter Hand an — Das Gute, was er fand, erhält er; die Gebrechen, die er entdeckt, ſucht er aus dem Grunde zu heilen. — Doch wir wollen hier allein andeuten, was er, bereits für die Wiſſenſchaften und die ſchönen Künſte that.

Der auch in Deutſchland auf das vortheilhafteſte bekannte Freyherr von Meermann iſt zum General-Direktor der Wiſſenſchaften und der öffentlichen Erziehung ernannt. Es iſt ihm eine Commiſſion zugeordnet — die auf ſeinen eigenen Vorſchlag gewählt worden — und die unter ſeinem Präſidium bis zum 1 Juni dem Könige durch ihn einen motivirten Rapport vorlegen muß, welcher Verbeſſerungen unſere Akademien, unſere Univerſitäten, unſere hohen und niederen Schulen fähig ſind, welche Aufmunterungen und Belohnungen unſere Gelehrten erhalten können, überhaupt welche Mittel ins Werk zu ſetzen ſind, um die Wiſſenſchaften wieder in den Flor zurückzubringen, worin ſie einſt in den Niederlanden waren. — Der General-Direktor ſoll dem Könige jährlich junge Gelehrte vorſchlagen, die auf Koſten des Gouvernements ins Ausland reiſen, dort die gelehrten Anſtalten beſuchen, den Zuſtand der Wiſſenſchaften und der Erziehung kennen lernen, und, ſelbſt dadurch höher gebildet, dem Vaterlande doppelt nützlich werden ſollen. — Der General-Direktor ſoll dem Könige diejenigen auswärtigen Gelehrten vorſchlagen, deren Erwerbung für Holland von Nutzen ſeyn könne.

Zum General-Direktor der ſchönen Künſte iſt durch ein anderes Königl. Dekret der vormalige Staats-Sekretair und Chargé d'affaires in Berlin Hr. Hultmann ernannt worden, und zeigt auch dieſe Wahl, welchen feinen Beobachtungsgeiſt und richtigen Tact der König in ſeinen Wahlen hat. — Niemand hätte ſich beſſer für dieſen Poſten geeignet, als dieſer geſchmackvolle Kenner und Beſchützer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. In dem Königl. Dekrete über dieſe Ernennung iſt unter andern feſtgeſezt, daß er mit der generalen Aufſicht über das Königl. Muſeum und die der Departements beauftragt iſt; daß er dieſe mit allem Fehlenden verſehen; daß er alles anwenden ſolle, die ſchönen Künſte in Flor zu bringen; er ſoll alle guten Künſtler, die ſich im Lande befinden, zu entdecken, und diejenigen aus dem Auslande herzulocken ſuchen, welche er würdig dazu hält; er ſoll unter ſeiner Aufſicht ein den ſchönen Künſten gewidmetes Journal herausgeben laſſen; er ſoll der Präſident der in dieſem Jahre noch zu errichtenden Akademie der ſchönen Künſte ſeyn; er ſoll zur Organiſation dieſer Akademie unverzüglich dem König die Vorſchläge einreichen; — jährlich ſoll an verſchiedene der erſten Künſtler zum Concurs eine und dieſelbe Aufgabe zu Gemählden und Bildhauer-Arbeiten gegeben werden. — Im Auguſt des nächſten Jahrs ſollen unter der Aufſicht des General-Direktors folgende fünf Prämien von der Akademie der Künſte an inländiſche Künſtler ausgetheilt werden:

Zwey Prämien, jede von 3000 fl., für das beſte hiſtoriſche Gemählde aus der vaterländiſchen Geſchichte und für die beſte Sculpturarbeit. Drey Prämien, jede von 2000 fl., für das beſte „Tableau de genie", die beſte Landſchaft und die vollendeteſte chalcographiſche Arbeit.

In Paris und in Rom werden 3 Zöglinge auf Koſten des Staats an jedem Orte 2 Jahre lang unterhalten. — Die öffentlichen Muſeen ſollen immer dem ganzen Publikum und unentgeldlich offen ſtehen. Alle 2 Jahre wird eine öffentliche Ausſtellung wie in Paris Statt haben. — Es wird im königl. Muſeum ein Salon für die Werke lebender Meiſter, die vom Staate gekauft ſind, angelegt werden. Alle anderen Beſtimmungen athmen denſelben liberalen und einſichtsvollen Geiſt, wie die hier angeführten.

Nro. 61.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 12. März, 1807.

Ein Sklave trägt die Farbe ſeines Glückes,
Kein edles Herz.

Wieland.

Michael de l'Hopital,

Kanzler von Frankreich.

Als der Kanzler von Frankreich, Jakob Olivier, ſich von ſeinem Poſten auf das Land zurückziehen mußte, ſchrieb ihm ein Mann, der ſpäterhin ſein Nachfolger wurde, unter anderm Folgendes:

„Die meiſten Menſchen leben in der Gegenwart, und bekümmern ſich nicht um die Gefahren, welche ſich ihnen in der Ferne zeigen, nichts um den Lohn und die Strafen, die drüben ihrer warten. Aber große Seelen halten ſich nicht an das Vergängliche. Nicht Gold, nicht Hoffnungen, nicht die öffentliche Meynung, nicht Furcht vermögen ſie wankend zu machen. Mit frey erhobener Stirne gehen ſie ihren Weg, und die allgemeine Verehrung folgt ihnen bis an die Höfe der Könige. Ich erinnere mich noch wohl, wie Franz I. wenn die Präſidenten Baillet und Selve vor ihn traten, anſtand, ob er nicht aufſtehen ſollte; ſo mächtig wirkte die Tugend ſelbſt auf die Majeſtät des Thrones!

„Wie oft hat Sie derſelbe König bewundert, ſey es, daß Sie ſprachen, oder daß Sie ſchwiegen! Wie viele edle Gedanken haben Sie ihm eingeflößt, von wie vielen ſchlimmen Thaten ihn zurückgehalten! Und dennoch war es Ihnen nicht unbekannt, daß Freymüthigkeit Neid erweckt, und daß man nur durch Gefälligkeit und Schmeicheleyen Freunde gewinnt.

„Aber ein großer Charakter gefällt ſich in der ſtrengſten Tugend. Mag ſie gefährlich, unnützlich ſeyn, er zieht ſie jener Schwäche vor, welche zu beleidigen fürchtet, wenn ſie das Gute thut; ſie iſt ihm theurer, als jede Gunſt, die auf krummen Wegen erworben iſt. So kannte man Sie am Hofe. Aber damit konnten Sie den Biſſen des Neides und der Verläumdung nicht entgehen. Man hielt Sie für einen harten, finſtern, unbeugſamen Miniſter, welcher zu wenig Höfling iſt, um den Mächtigen eine Ungerechtigkeit hingehen zu laſſen, der es ſogar wagt, ihnen Widerſtand zu thun, und ſie in die Gränzen des Rechts zurückzuweiſen. Solche Grundſätze nannte man altväteriſch und unſrer Denkweiſe zuwider. Und dennoch haben Sie länger Ihren Platz behauptet, als man glaubte.

„Endlich iſt das Gewitter losgebrochen, und hat mit zwey ſchrecklichen Schlägen, Ihrem und Liſets Sturz, den Tempel der Gerechtigkeit getroffen. Aber das ſchlug Sie nicht nieder. Von edlerm Stolze ſtrahlte ihre Stirne, gleich dem Palmbaum, der ſich unter dem Gewicht, das ihn erdrückt, wieder aufrichtet.

„O großer, köſtlicher Lohn der wahren Frömmigkeit! Liebe zum Himmel, die du uns gegen alles Irdiſche ſo gleichgültig machſt! Nicht in Plato's, nicht in Zeno's Schule haben Sie dieſe bewundernswürdige Standhaftigkeit gelernt, ſondern in der Schule Jeſu, des beßten, erhabenſten aller Lehrer.“

So ſchrieb Michael de l'Hopital, vielleicht der beßte Mann ſeiner Zeit, an ſeinen gefallenen Freund. Er ſagte ihm, was man ihm ſelbſt ſpäter hätte wiederhohlen können, als ihn, auf dem nämlichen Poſten, daſſelbe Schickſal traf. L'Hopital war einer der vielen großen Männer, die das fruchtbare ſechszehnte Jahrhundert Frankreich geſchenkt hat; aber einer der wenigen unter ihnen, welche keine Schuld an dem Unglück jener Zeit hatten. Seine Tugenden übertrafen noch ſeine Talente; die Feſtigkeit ſeines Charakters war größer, als ſeine Kenntniſſe und ſein Geiſt; ſelbſt ſein Privatleben iſt nur das würdige Gegenſtück ſeiner öffentlichen Würkſamkeit. In den verwickelten Begebenheiten ſeiner Zeit, unter den bürgerlichen Stürmen Frankreichs, wankte ſeine Tugend auch nicht Einen Augenblick;

Digitized by Google

mitten unter der ſchaamloſeſten Verdorbenheit ſeiner Zeitgenoſſen ſtand er als Muſter alter, einfacher Redlichkeit da; neben der Oberflächlichkeit ſeiner Geſchäftsgenoſſen glänzte ſein tiefes Wiſſen; die ſchwerſten Gegenſtände der Geſetzgebung erheiterte er ſich durch freundliche Studien; und der würkſamſte Geſchäftsmann in einer der erſten Stellen des Staats war in ſeinem Hauſe der liebenswürdigſte, anſpruchsloſeſte Privatmann.

L'Hopital war im Jahr 1506 zu Aigueperſe, in der Auvergne, gebohren. Sein Vater, Johann de l'Hopital, befand ſich als Leibarzt in Dienſten des Connetables von Bourbon, mehr deſſen Freund und Rathgeber, als ſein Diener. Als ſein Herr durch die Intriguen der Königin Mutter und den Undank ſeines Monarchen zum Verrath des Vaterlandes getrieben wurde, theilte l'Hopital ſein Schickſal, und verließ Frankreich mit ihm. Sein Sohn, Michael, welcher eben zu Toulouſe ſtudierte, wurde zu gleicher Zeit in den Kerker geſetzt, aber bald wieder, auf königlichen Befehl, losgelaſſen.

Das Bild, welches dieſer von ſeinem Vater entwirft, iſt der Tugenden des Sohnes würdig.

„Mein Vater, ſagt er in einem ſeiner Briefe, um von ſeinen ſonſtigen Vorzügen zu ſchweigen, war ſtandhaft in ſeinen Neigungen, unerſchütterlich in ſeinen Planen, und allezeit bereit, ſie mit Lebensgefahr durchzuführen. Dieſen Charakter, welchen er von frühſter Jugend auf gezeigt hat, verläugnete er in keiner Lage ſeines Lebens. Immer zog er das Gute dem Nützlichen vor, verachtete den Reichthum, und blieb ſein ganzes Leben arm. Plötzlich in den Sturz eines erlauchten Hauſes hineingezogen, folgte er, weniger aus Ueberlegung, als aus einer Art von Fatum, einer Parthie, die der Himmel verabſcheute, wie ſich nachher bewieſen hat. Er täuſchte ſich, das geſteh' ich; aber ſein Irrthum dauerte nicht lange. Er zeigte ſich nicht als Feind ſeines Vaterlands, und hat nie die Waffen gegen daſſelbe getragen.“

Die Parthie, welche ſein Vater ergriffen hatte, ſchadete dem Sohn lange Zeit. Er erhielt zwar drey Jahre nachher Erlaubniß, ihn in Italien aufzuſuchen, wo ſich Johann jetzt in Dienſten Kaiſers Karls V. befand. Aber lange Zeit wurde ihm das Vergehen des Vaters nachgetragen, und er ſah ſich genöthigt, nachdem er in Padua noch ſechs Jahre die Rechtswiſſenſchaft und die alten Sprachen ſtudiert hatte, in päbſtliche Dienſte zu gehen, wo er einen Platz als Auditor an der Ruota erhielt.

Bald darauf rief ihn der Kardinal Grammont nach Frankreich zurück. Er verließ ſeinen Poſten in Rom, und erſchien 1534 zu Paris. Aber er war kaum angekommen, ſo ſtarb ſein Beſchützer, ſo daß ihm nichts übrig blieb, als gewöhnliche Advokatendienſte zu thun. Drey Jahre ſpäter wurde er Parlamentsrath, und hier war es, wo er Gelegenheit hatte, einen Reichthum von Kenntniſſen, die unbeſtechlichſte Redlichkeit, und die unermüdete Thätigkeit zu zeigen, welche ihn noch lange zum Muſter jenes Senats machte.

Nie hatte er mit Liebe an ſeiner Wiſſenſchaft gehangen. Das geſunkene Anſehen des Parlaments und die Unwürdigkeit ſeiner Kollegen waren weitere Gründe, ihm ſeine Stelle zu entleiden, wenn gleich ſein Pflichtgefühl immer jede andre Neigung in ihm beherrſchte. Nur die Vakanzen des Parlaments benutzte er zu ſeiner Erholung. Dieſe brachte er auf dem Lande zu, im Umgang mit den Schriften der Alten und im Studium der vaterländiſchen Geſchichte.

„Die Annalen derſelben, ſchreibt er in einem Brief, worin die großen Thaten unſerer Könige ſo naiv und kunſtlos beſchrieben ſind, machen mir oft mehr Vergnügen, als die griechiſchen Geſchichtſchreiber, in welchen die Geſchicklichkeit des Verfaſſers ſo häufig auf Koſten der Wahrheit glänzt. Aber kein Buch darf doch mit der heiligen Schrift verglichen werden. Welche Ruhe gießt ſie in unſere Seelen! Wie vielen Troſt finde ich in ihr gegen Alles Unglück dieſes Lebens!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber
die Pariſer Karnevals-Beluſtigungen.

Es wird ſo viel von den Promenaden geſprochen, die während der Karnevalszeit, beſonders am Faſtnachtstage, in den Straſſen von Paris ſtatt finden, daß man glauben ſollte, ſie machen eine Art Beluſtigung aus, wovon der Zeitpunkt ängſtlich erwartet werde, und woran jedermann Theil nehme. Mit nichten! dieſe Beluſtigung beſchränkt ſich eigentlich nur auf den ſogenannten Pöbel, der dabey die Hauptſchauſpieler und die Hauptzuſchauer ausmacht. Ehedem miſchten ſich wohl die Vornehmen unter die Menge der Masken, und bildeten prächtige Züge und Gruppen, die am Faſtnachtstage die Straſſen durchſtrichen, weil dem Hofe ein Gefallen damit geſchah, der dieſes Poſſenſpiel aufmunterte und oft von der Polizey Leute beſolden ließ, um die Zahl der Masken zu vermehren. Man wollte, ſagt man, daß das Volk dadurch ſeinen Frohſinn und ſein Glücklichſeyn zu erkennen geben ſollte. Dieſe Aufmunterungen fallen wahrſcheinlich jetzt weg, man braucht nicht mehr ſcheinen zu zu wollen, was man iſt, daher denn auch die Karnevals das nicht mehr ſind, was ſie vor dreiſſig, vierzig Jahren waren.

Vom heurigen wurde man faſt gar nichts gewahr. Das ſchlechte Wetter hatte faſt alle Masken verſcheucht. Nur am Faſtnachtstage ſelbſt war es etwas trocken, und die Menge in einigen Straſſen überaus groß. Man ſah ſogar hin und wieder Gruppen, die Koſtenaufwand verriethen. In der Straſſe St. Honoré war von Mittag bis zum Dunkelwerden ein ſolches Gedränge, daß die Kutſchen, die, mit Neugierigen oder Masken angefüllt, gewöhnlich an dieſem Tage hier in einer ununterbrochnen Reihe langſam bis nach der Straße St. Denis hinauffahren, und ſich dann nach

den Boulevards wenden, nicht mehr durchkommen konnten. Alle Fenſter waren mit Zuſchauern, d. h. mit Kindern und ihren Wärterinnen angefüllt, und das Geſchrey — man erlaube uns das Wort herzuſetzen — Chie-en-lit, womit jede vorbeyziehende Maske begrüßt wird, ertönte in der Entfernung, wie ein wildes Geheul.

Merkwürdig iſt es, daß dieſe Volksbeluſtigung, wobey mehrere Tauſend aus der ungebildetſten Bürgerklaſſe zuſammentreffen, und zwar um ſich unerkannt zu necken, zu keinen Ausſchweifungen Anlaß gibt, keine Beleidigungen und Schlägereyen dabey vorfallen. Alles läuft grotesk durcheinander, begrüßt ſich, ſcherzt, lacht, ſpringt und jauchzt, ohne ſich zu nahe zu treten, ohne daß es einer Polizeywache oder Säbel und Bajonnette bedarf, um Ruhe und Ordnung zu erhalten. Der Grund liegt wohl darin, daß der Franzos ſich zu vergnügen weiß, ohne zu trinken.

Die Promenaden in den Straſſen machen die Karnevals-Beluſtigungen nicht allein aus; die Masken verſchwinden gegen Abend, und um Mitternacht fangen die bals masqués an. Die öffentlichen werden im Opernhauſe gegeben, welches dazu eingerichtet iſt, und in der größten Geſchwindigkeit in einen Tanzſaal verwandelt werden kann. Oft iſt das Ballet, welches die Oper beſchließt, gegen eilf Uhr erſt geendigt, und eine Stunde nachher das Parterre ſchon mit Brettern überlegt und alles in Bereitſchaft, die Masken zu empfangen. Wer in Paris keine Bekanntſchaft hat, wer fremd iſt, findet bey dieſen Bällen nicht die mindeſte Unterhaltung. Er ſieht Fratzengeſichter durch einander ſich drängen, wovon keines ihn anredet; er ſieht, daß Masken vertraulich miteinander ſprechen, und hört nicht, was ſie ſagen. Der größte Theil der Masken ſind Dominos; ſelten wählt eine wohlerzogene Perſon hier eine Charaktermaske. Die Männer gehen größtentheils in ihren gewöhnlichen Kleidern hin, und ſtellen ſich dadurch gern den Neckereyen der Masken blos, von denen ſie gekannt werden. Daß dieſe Neckereyen nicht abgeſchmackt ſind, dafür bürgt der franzöſiſche Witz. Aber was ſollte ſelbſt die witzigſte Maske einem Unbekannten Intereſſantes zu ſagen finden? Schließt ſich ihm ja eine an, ſo darf er ſicher ſeyn, daß ſie aus der Klaſſe der Zuvorkommenden iſt, die ſich, lieblicher gekleidet, in den Schauſpielhäuſern und Abends in den Straſſen, an ihn drängen. Wer zu dieſer Klaſſe nicht gehört, will ſeine Bekannten blos necken, oder hat ſich vielleicht nur vermummt, um hier mit dem Vertrauten des Herzens eine geheime Unterhaltung zu finden. Die vielen Logen in dem großen Gebäude, die bis im oberſten Stock der Geſellſchaft offen ſtehen, bieten hiezu alle Gelegenheit dar.

Ein junger Menſch, der dieſes Jahr von ſeiner Schönen einen ſolchen Rendezvous erhielt, wurde von ſeinem Freunde, dem er kurz vorher bey einer ähnlichen Gelegenheit einen leichtfertigen Streich geſpielt hatte, hier mit gleicher Münze bezahlt. Im Taumel ſeiner Freude über das bevorſtehende Glück, erzählte er dieſem, daß auf dem Faſtnachtsball der Gegenſtand ſeiner Anbetung ihm in einem roſenfarbenen Domino erſcheinen, und zum Abzeichen ein weiſſes Band um den Arm tragen würde. Der Vertraute des Geheimniſſes fand ein Mittel aus, durch ſeine Schweſter, die gerne bereit war, den Schwatzhaften, mit deſſen Familie ſie in einer freundſchaftlichen Verbindung ſtand, beſtrafen zu helfen, die Geliebte von ihrer Abſicht abzuhalten, und ſie an einem Privatball Theil nehmen zu laſſen, während er, der Bruder, unter der Legion der zu allem bereiten Schönen in Paris ohne große Mühe einen gleichenden Wuchs und Verſchmitztheit genug ausfand, um die Rolle des roſenfarbenen Dominos, nach einigem vorhergegangenen Unterricht, aufs vollkommenſte zu ſpielen. Der Streich gelang über alle Erwartung. Der Betrogene fand am folgenden Morgen keine Worte, dem Vertrauten ſein Glück zu beſchreiben. Wie groß aber war ſein Erſtaunen, als er erfuhr, und ihm durch Zeugen bewieſen wurde, daß eben dieſer ſein Freund am nämlichen Abend mit ſeiner Schönen auf einem Ball paré getanzt habe.

Die Aufklärung dieſes Räthſels hatte keinen Duell zur Folge, (der Franzos vergieſt nicht gerne Blut, da wo er lachen kann), ſondern ein Dejeuné de garçon, wobey des Gelächters genug war, und manche ähnliche Karnevalsſpäſſe erzählt wurden.

Intereſſanter ſind übrigens die maskirten Privatbälle, wo die Menge nicht ſo groß, wo man gewiß iſt, in jeder Maske einen Bekannten anzutreffen, wo faſt jeder in einer Charaktermaske unerkannt zu bleiben ſich beſtrebt, und ſeine Rolle gewiſſermaßen einſtudirt. Hier findet der franzöſiſche Witz vollen Spielraum. Einer neckt den andern ohne Scheu, weil er gewiß iſt, daß ſein Scherz nicht auf unreinen Boden fällt, ſondern auf eine anſtändige Weiſe erwiedert wird. Die Freude iſt allgemein, es wird gelacht, geſpielt, getanzt; zu geheimen Intriguen iſt keine Gelegenheit. Nach und nach verſchwinden die Larven von den Geſichtern, und beym Nachteſſen ſetzt ſich die ganze Geſellſchaft mit unverhüllten Zügen zur Tafel.

Auf einem ſolchen Ball machten am vorigen Aſchermittwoche drey Muſen ein ungewöhnliches Aufſehen. Die Dame vom Hauſe hatte etwa zweyhundert ihrer Freunde und Bekannten Eintrittskarten zugeſchickt. Sie empfieng ihre Geſellſchaft in ihrer gewöhnlichen Tracht, um deſto beſſer im Stande zu ſeyn, jede ankommende Maske ſogleich in ihr Gleis zu bringen, jeder etwas ſinnreiches zu ſagen, und das Ganze zu beſeelen, wobey ihr etliche Herren, gleichfalls in ihren gewöhnlichen Kleidern, hülfreich an die Hand giengen. Unter andern erſchien eine Maske als Friedrich der Große, mit einem ſchwarzen Flor um den Arm, worauf ein Medaillon mit der Inſchrift: 14ter

Oktober, befeſtiget war. „Dieſe politiſche Anſpielung, ſagte die Wirthin leiſe zu einem Nebenſtehenden, hätte man wohl weglaſſen können.“ Ein anweſender Deutſcher verſtand den Wink, und redete Se. preuſſiſche Majeſtät in ſeiner Mutterſprache an. Aber er konnte nur Franzöſiſch antworten. Um ſich dem allgemeinen Gelächter zu entziehen, ſah er ſich genöthigt davon zu ſchleichen und ſeine Verkleidung zu verwechſeln. Indem traten Terpſichore, Euterpe und Erato herein. Ob die ein gleiches Schickſal haben werden? — Die Wirthin behauptete, ſie kenne unter allen ihren Bekannten keine, die im Stande wären dieſe Rollen zu behaupten. Sie redete ſie an, erhielt aber keine Antwort. Wie, Erato iſt erſtaunt? Erato gab durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie eine Harfe verlange. Sie wurde gebracht, und eine ſchöne raphaeliſche Hand entlockte dieſem Inſtrumente Töne, wie ſie keiner noch gehört zu haben glaubte. Dem Vorſpiele folgte ein Lied, wovon Niemand Worte und Melodie kannte. Auch Eratos Stimme, die ſie bey dem Geſange nicht verſtellen konnte, der ſo rein, ſo meiſterhaft, ſo himmliſch als ihr Harfenſpiel war, erkannte keiner. Darauf ſetzte ſich Terpſichore an den Flügel, und begleitete mit einem nicht minder vollkommnen Spiele ein Duett ihrer Schweſtern. Unterdeſſen hatte man Muſik herbeygetragen, Euterpe wählte die ſchwerſten Stücke aus, und alle drey bewieſen, daß ſie nicht zu verwegen geweſen waren, dieſe Rollen anzunehmen, oder dafür in Elſtern verwandelt zu werden verdienten. Die ganze Geſellſchaft hatte ſich um die Himmliſchen her verſammelt, das Geräuſch war in eine Todtenſtille verwandelt, alles ſtand ſtaunend und entzückt. Endlich trat unter der Menge ein engliſcher Matros hervor, und forderte Terpſichore zum Tanze auf. Ein lautes Bravo! ertönte aus allen Munden. Der Contraſt, die grazienvolle Göttin an der Hand eines rohen Britten zu ſehen, war auffallend. Aber er verſchwand, ſo wie die erſten Pas zu einer Gavotte gemacht wurden. Beyde erſchienen als wirkliche Bewohner des Olymps, oder als ihre Pariſer Repräſentanten Veſtris und Madame Gardel, doch waren es dieſe nicht. — Aber wer ſind ſie denn? — Dieſe Frage thut einer dem andern vergebens, die Neugierde martert alle, man glaubt, ſie beym Nachteſſen befriedigt zu ſehen; aber die drey Muſen waren mit dem Matroſen verſchwunden.

An die geſchminkte Betulla.

Noch immer mahlſt die blaſſen Wangen du,
Winkt gleich von fern dir ſchon der Lethe.
Erröthe, ruft die Sittſamkeit dir zu,
Erröthe doch ob dieſer Röthe!

M.

Angſtbeichte.

„Die Pferde — ſcheu! Mein Gott! Wie rennen ſie!
Der Prior bebt' und ſchrie.
Ich fürchte mich, rief Schwager Hans, weit minder,
Und habe Weib und Kinder.
„Du Narr!“ rief ihm erboßt der Prior zu;
„Ich habe mehr, als du!“

Haug.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 28 Febr.

Kürzlich wurde hier ein Konzert für die Armen gegeben, das theils wegen der mit Geſchmack gewählten und trefflich exekutirten Muſikſtücke, theils auch wegen der warmen Theilnahme merkwürdig war, die das Berliniſche Publikum an dieſem Tage gegen die zahlreichen, ſich immer mehr häufenden, Armen der unglücklichen Königsſtadt bewies. Am Konzert-Abend war kein Billet mehr zu bekommen! Die Einnahme rechnete man auf 1500 Thaler. — Ein anderer nicht minder edler Zug der Art, der den Berlinern ebenfalls wahrhaft zur Ehre gereicht, iſt folgender. Vor einigen Wochen machte der Prediger des benachbarten Dorfs Lichtenberg in den hieſigen Zeitungen bekannt, daß eine Frau dieſes Orts Drillinge geboren habe, von denen zwey noch lebten, für welche er, da die Mutter bey der Geburt ihr Leben eingebüßt habe, wie auch für ihre drey übrigen Kinder, um Unterſtützung bat. In einem der nächſten Blätter der Zeitung legte er von den äuſſerſt zahlreichen Beyträgen an Geld, Kinderzeug, Wäſche u. ſ. w., die er aus Berlin erhalten hatte, Rechnung ab, und bat, ihm nichts mehr zu ſchicken, da die Kinder zu reichlich beſchenkt worden wären, und er andern Armen, die dieſe Unterſtützung nöthiger brauchen würden, als ſie, dieſelbe nicht entziehen wolle. — In der That, dieſe Wohlthätigkeit, in dieſen drückenden Zeiten, mit ſo viel Wärme ausgeübt, iſt fähig, den bitterſten Miſanthropen völlig wieder mit den Menſchen zu verſöhnen! —

Am 19 d. M. wurde in der hieſigen katholiſchen Kirche für den bey Preuſſiſch-Eylau erfochtenen Sieg ein feyerliches Te Deum gehalten. Dieſe Solennität beſchäftigte übrigens das Berliniſche Publikum mehrere Tage vorher ſehr lebhaft; denn anfangs hieß es allgemein, daß in der Schlacht bey Eylau einer der erſten Generale geblieben ſey, dem nun Exequien gehalten würden. Ja, man wußte ſogar, daß die franzöſiſche Regierung für 500 Thaler Kreppflor habe kaufen laſſen, um die Kirche zu dieſer Feyerlichkeit damit ausſchlagen zu laſſen. Der Telegraph klärte aber das Publikum bald über dieſen Irrthum auf, der vollends verſchwand, als man an dem Tage, an dem das Te Deum gehalten wurde, die Kirche nicht mit ſchwarzem Flor verziert fand. — Die Kapelle ſpielte bey dieſer Gelegenheit.

Johannes von Müller hat ſich durch ſeine Vorleſung: zum Ruhme Friedrichs des Großen, unter den alten Preuſſiſchen Patrioten viele Feinde gemacht. Man wünſchte nämlich, daß er bey dieſer Gelegenheit gewiſſe delikate, mit der Zeitgeſchichte in zu enger Verbindung ſtehende, Gegenſtände nicht berührt haben möchte.

Der Profeſſor Fichte, deſſen neueſte Werke, „über das Weſen des Gelehrten, — Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters und —; die Anweiſung zum ſeligen Leben,“ die im verfloſſenen Jahre hier in Berlin im Druck erſchienen, nun wohl, mit der etwas harten Kritik von Schelling, in den Händen Aller, die ſich für die neueren Philoſophieen intereſſiren, ſeyn werden, hat eine Profeſſur in Königsberg erhalten, und ſeine Vorleſungen vor einem zahlreichen Auditorium begonnen. Wie man hört, wird Herr Fichte nicht wieder nach Berlin zurückkehren, das er im vorigen Herbſte vor dem Einmarſche der franzöſiſchen Truppen verlies: ſondern ſich künftighin beſtändig in Königsberg aufhalten. Seine Familie, die dieſen Winter über in Berlin lebte, wird ihm folgen, ſobald ſie Reiſepäſſe nach Königsberg erhalten kann.

Der bekannte Satyriker Falk, deſſen Zeitung nicht fortgeſetzt wird, iſt franzöſiſcher Kommiſſär geworden, und ſchon vor längerer Zeit nach Warſchau zur großen Armee abgegangen.

Mehrere franzöſiſche Offiziere haben ſich im hieſigen Thiergarten Sommerwohnungen gemiethet, was auf einen verlängerten Aufenthalt in Berlin deutet. — —

Nro. 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. März, 1807.

Genieſſe deines Glücks! Die Kunſt, ſich zu erfreun,
Iſt für den Sterblichen die Kunſt, beglückt zu ſeyn.

Uz.

Michael de l'Hopital.

(Fortſetzung.)

So lange Franz I. lebte, half ihm weder die Gunſt des mächtigen Kardinals de Tournon, noch die Freundſchaft des Kanzlers Olivier. Aber kaum war er auch geſtorben, ſo wurde er als Geſandter auf das Concilium von Trient geſchickt, welches eben nach Bologna verlegt wurde. L'Hopital kam im Jahr 1547 in dieſer Stadt an, und hielt ſich auch ſechszehn Monate lang daſelbſt auf, bis das Concilium von Paul III. wieder aufgehoben wurde. Ueber dieſen ſeinen Aufenthalt in Italien ſchreibt er unter anderm an den Kardinal du Bellay:

„Wenn Sie mich noch lieben, und wiſſen wollen, was ich mache, ſeit mich das fruchtbare Bologna in ſeinen Schooß aufgenommen hat, ſo will ich Ihnen ſagen, daß ich in ſeinen ungeheuren Säulen-Hallen recht viel ſpazieren gehe, und mich wenig um die Regengüſſe bekümmere, welche ſich von den hetruriſchen Gebirgen auf die Stadt herabſenken. Aber ganz müßig bin ich darum doch nicht. Ich habe ein rechtswiſſenſchaftliches Werk wieder vorgenommen, welches ich vielleicht zu leichtſinnig in meiner Jugend angefangen habe, und das ich wohl in einigen Jahren endigen werde, wenn ich meine gerichtlichen Geſchäfte nicht wieder anfangen muß.

„Ich bin gar nicht geſonnen, meine Zeit ganz frivolen Beſchäftigungen aufzuopfern, und unaufhörlich Verſe zu machen, welche nur einen Augenblick Leben haben, und ſich weder für mein Alter, noch meine grauen Haare ſchicken.

„Um aber auch Alles zu ſagen, will ich Ihnen nicht verbergen, daß ich, ſeit ich hier bin, meine Haare ſchneiden ließ, und den Bart wachſen laſſe. Ich habe die Gewohnheit angenommen, wenig zu ſprechen, aber deſto mehr zu geſtikuliren. Ich komme mir würklich wie ein Philoſoph vor, und, um es ganz zu ſeyn, fehlt mir nichts, als der Mantel und die Halbſtiefel der Venezianer. Aber in Ihren Augen — Sie ſchätzen die Menſchen nicht nach dem Aeußern, ſondern nach ihrem innern Gehalte — bin ich vielleicht nichts, als ein Thor, und wahrhaftig, ich glaube, Sie haben recht.“ —

Bey ſeiner Rückkehr ins Vaterland war Olivier durch Diane von Poitiers geſtürzt worden. L'Hopital verlor in ihm den einflußreichen Gönner, aber nie den Freund. Er ſchrieb ihm bey dieſer Gelegenheit den ſchönen Brief, mit welchem wir dieſe Skizze eröfnet haben. Indeß lernte ihn Margaretha von Valois, die einſichtsvolle Beſchützerin aller Männer von Geiſt und Tugenden, kennen, und machte ihn zu ihrem Hauskanzler. Beynahe zu gleicher Zeit bekam er durch den Einfluß des Kardinals von Lothringen und der Herzogin du Berri den erſten Poſten im Finanzweſen. In dieſem Amte machte er ſich durch ſeine ſtrenge Redlichkeit viele Feinde, ob er gleich nach ſechs Jahren noch immer ſo arm war, daß er ſeine einzige Tochter, aus Mangel einer Mitgift, nicht ohne beſondere königliche Unterſtützung verheirathen konnte. — Seine einzige Erhohlung in dieſer Zeit war der Beſuch ſeines Landguts von Vignay. Die Beſchreibung, welche er ſelbſt von ſeinem Landleben macht, ſchildert den einfachen, tugendreichen Mann beſſer, als es unſre Worte zu thun vermöchten.

„Ich grüße meine theuren Freunde, welche die großen Städte und die glänzenden Palläſte verlaſſen, und mich in meiner dunkeln Einſamkeit beſuchen wollen. Wenn ſie einige Tage bey mir bleiben, ſo hoffe ich eben ſo viel Ver-

gnügen zu genieſſen, als ich vorher in Paris hatte. Liebe, theure Freunde, wie werde ich euch bewirthen? Ihr ſuchet doch die Genüſſe der Hauptſtadt nicht bey mir. Die habt ihr ſatt. Mein kleines Gütchen erlaubt mir nicht, euch auf eine koſtbare Weiſe zu behandeln. Mäßige Gäſte nur kann ein armer Mann, wie ich bin, empfangen. Aber ihr ſollt gutes Kalbfleiſch, Spanferkeln, Nuſſe, Bohnen, Erbſen und einen Wein finden, der unter der Aufſicht meiner Gattin ſelbſt gekeltert wurde. Der Pächter aus dem nächſten Thal wird das übrige anſchaffen. Mein Haus iſt groß genug, um ſeinen Herrn und drey oder vier ſeiner Freunde zu beherbergen. Die Tafel ſoll reichlicher beſetzt ſeyn, als es gewöhnlich auf dem Lande geſchieht. Meine Frau hat ſogar ein ſilbernes Salzfaß mitgebracht, das ſie wieder in die Stadt zurücknimmt. Wir haben feinen Tafelzeug und Betten mit leinenen Lacken. Ihr ſeht gleich vor uns die Pflanzung von Ulmen, die uns vor der Sonne ſchützen. Hier war ſonſt ein Getraide-Feld; aber meine Frau hat es ſo angepflanzt, und will die Ulmen bis zum nächſten Wald ausdehnen, damit wir deſto mehr Schatten haben.

„Dahin geh' ich mit Anbruch des Tages. Auf dieſem einſamen Spatziergang mache ich Verſe, leſ' ich Virgiln und Horaz, und fantaſiere nach Gefallen, bis mich meine Frau zum Eſſen ruft.

„Liebt ihr die Jagd, ſo findet ihr im Gehölz eine Menge Haſen und Vögel, denen Niemand Leides thut. Euer Freund verſteht die Kunſt nicht, ihnen Schlingen zu legen. Er hat keine andern Hunde, als welche ihm ſeine Heerde bewachen; er hat nie von irgend einem Raube leben können.

„Ihr erwartet vielleicht, daß ich euch von den Quellen und Bächen rede, die das Land bewäſſern, und aus denen ſich der Hirt mit ſeinen Heerden labt. Meine Schafe trinken Regenwaſſer, das in der Ciſterne geſammelt iſt. Warum ſoll ich mir Springbronnen wünſchen? Soll ich meine Liebe zum Landleben dadurch vermehren? O wenn ich das noch hätte, würde ich meinen beſtändigen Aufenthalt auf dem Lande nehmen, und der Stadt und dem Pallaſt und meinen Freunden ein ewiges Lebewohl ſagen." —

Die Bewirthung, welche l'Hopital hier verſpricht, war etwas ſehr ungewöhnliches bey ihm. Brantome lud ſich einſt, als er ſchon Kanzler von Frankreich war, mit dem Marſchall Strozzi ſelbſt bey ihm ein, und ward mit bloßem Rindfleiſch, ſeiner gewöhnlichen, einzigen Speiſe, bewirthet. Aber, ſagt er, vor dem Eſſen gab er uns ſchöne Geſpräche, witzige Reden, und treffende Sentenzen, ja zuweilen ſcherzte der große Mann ſo munter, daß wir laut lachen mußten.

Der Tod Heinrichs II. veränderte ſeine Lage. Der Kanzler Olivier wurde auf ſeinen Platz zurückgerufen, und L'Hopital mußte die Herzogin von Berri zu ihrem Bräutigam nach Savoien begleiten. Aber Olivier ſtarb bald, und L'Hopital folgte ihm auf ſeinem Poſten als Kanzler von Frankreich.

Wie gefährlich dieſe Stelle in jener Zeit war, weiß jeder, welcher die Geſchichte derſelben kennt. Die Flamme der Bürgerkriege loderte wieder empor, und L'Hopital fand in der Schwäche ſeines Königs und im Leichtſinn der Königin nicht die Unterſtützung, welcher er zu nachdrücklichen Maasregeln bedurft hätte. Wir wollen nichts von ſeinem öffentlichen Leben, nichts von ſeinen Verdienſten um die Geſetzgebung Frankreichs, nichts von ſeinem unermüdeten Streben, dem unglücklichen Vaterland die Ruhe wieder zu geben, ſagen. Er mußte am Ende den Partheyen weichen; aber er zog ſich im Jahr 1568, nicht als Beſiegter, ſondern als Sieger, von ſeinem Poſten auf ſein Landgut von Vignay zurück, wo er den 13 März 1573 ſtarb.

(Die Fortſetzung folgt.)

Prolog zu der Oper Fanchon *).

(Von Jacobi.)

Ein neues Jahr! und noch begrüßt die Bühne,
Ihr Gönner, Euch; noch ruft mit heitrer Miene
Fanchon, die Leyerſpielerin,
Zu kleinen muntern Szenen hin.
Sieht Euer Auge gleich, an dieſem Wonnetage,
Zurück in eine ſchön're Zeit,
Gibt mancher Seufzer, manche Klage
Den beſten Wünſchen das Geleit;
So nehmt ihr willig doch, was Euch die Freude beut.
Indeß verſtummte längſt in fernen Städten
Der Deutſchen, Eurer Brüder, Feſtgeſang;
Es hallen da zum Waffenklang
Die Tempel nur von ängſtigen Gebeten;
Der Jammer blickt hinweg vom öden Schauſpielhaus;
Verlaßne Dörfer hat in Staub und Graus,
Unaufhaltbar, der wilde Krieg getreten;
Und ach! es weint dem neuen Jahr,
Im Schooß ein nacktes Kind, die Armuth laut entgegen.
Sie bracht' ihr letztes Scherflein dar;
Will keinen Troſt, und glaubt an keinen Segen.

Zwar manche ſchwere Bürde hat
Gelaſtet auch auf dir, geliebte, gute Stadt!
Auch du haſt ſchaudernd ihn gefühlt,
Den Arm des eiſernen Geſchickes,
Der, mit der Schnelligkeit des Augenblickes,
Tief aus dem Grunde jetzt die Felſenſchlöſſer wühlt,
Allmächtig vor ſich her des Todes Schrecken ſendet,
Das alte Reich zerſtört, und neue Kronen ſpendet.
Du fühlſt ihn noch — Allein durch deine Thore bricht
Kein Feindesheer; mit Blute färbt ſich nicht
Dein Boden; deine Bürger ſehen,
Wenn ſie ein Nachtgeräuſch zu banger Ahnung weckt,
Nicht forſchend hin nach den bewachten Höhen,
Ob dort vielleicht ein Feuer ſchreckt,
Das von der Warnung angezündet
Die nähere Gefahr verkündet.
Es ſchlummert ſicher, ſtill gedeckt,
Die Winterſaat, und Friede lächelt Ruh,
Am Abend, jedem Dache zu.

Beſeligt durch den Frieden, hofft ein Volk, und traut,
Und duldet, was der Drang der Zeiten fodert:
O wendet euren Blick, und ſchaut
In jene Länder, wo der Zwietracht Flamme lodert,
Wo unter Angſtgeſchrey der Morgenhimmel graut;
Wo Legionen erſt der Bürger Gold gerüſtet,
Und nun ein blut'ger Tag die Werke ſchon verwüſtet,
Die, mit der Väter Schweiß, Jahrhunderte gebaut.
Ach, das Verderben läßt auf jeder Flur
Dem ſpätſten Enkel noch die ungetilgte Spur.

*) Geſprochen auf dem Freyburger Theater am 1 Jan. d. J.

Entweiche nicht, o bleibe, ſüßer Friede!
Ihr Bürger, heißt mit einem Feyerliede
Willkommen dieſen Tag! Er geht voran,
Und führt der Monde bunten Reihen;
Selbſt ungeſchmückt auf ſeiner rauhen Bahn,
Bereitet er, Euch zu erfreuen,
Dem Lenze ſchon den Weg, der dann ſein Blüthenzelt
Auf Eure ſchönen Hügel ſtellt.
Dann prangt die Wieſe, grünt das Feld,
Gewinnt der Wald ſein Laub, beblättern ſich die Reben;
Der Dreyſam reiches Ufer, Berg und Thal,
Und volle Trift, und obſtbeladne Gärten geben
Genug zum häuslich frohen Leben.
Laßt nur beym ſorgenloſen Mahl,
Zufriedenheit den Becher heben!
Ihr wißt, wie freundlich ſie, entfernt von eitler Pracht,
Hin auf die leeren Bretter-Wände
Der Einfalt, durch ein kleines Hüttenfenſter lacht,
Und, lohnend überall dem Fleiße treuer Hände,
Zu Luſtrevieren ihm die Raſenplätze macht,
Wo unter Bäumen, ſelbſt gepflanzt,
Noch alte Redlichkeit zum deutſchen Liede tanzt.

Aphorismen

von Ernſt Wagner.*)

Im größten Drange des Lebens reißt uns oft die Liebe am mächtigſten zu ſich; ſo wie die Sirenen im Sturm am lieblichſten ſingen.

Jede Gefahr erkennt einen königlichen Gebieter an. Er heißt Muth.

Jenes entzückende Lächeln, welches ſo ſchmachtend über die Roſenlippen des Liebe geſtehenden Mädchens hinbebt, ſey ſtets in den Purpur des jungfräulichen Erröthens gekleidet. Die holde Scham wird ſelbſt dann erröthen, wann ſie nur dem ſtillen Mondſchein ihre Liebe zu bekennen wagt.

Wir dünken uns niemals weiſer, untrüglicher und liebenswürdiger, als beym erſten Familien- oder Freundesgeſpräch nach einer ſchweren Krankheit. Der Menſch freut ſich, daß er wieder im Zirkel leben und mitſprechen kann. Er und ſeine Reden gefallen ihm und Andern wohl. Die letztern ſind froh, ihn geſund zu ſehen, und geben ihm gern Recht. Etwas davon kommt wirklich auch auf Rechnung der Munterkeit des eignen Geiſtes, welcher ſich mit ſchöner Selbſtgefälligkeit auf den Zweigen des neuen Lebensfrühlinges wiegt. —

Die Feigherzigkeit iſt geſellig; ſie lebt und gedeiht am beſten in Haufen. Da ſchielt und horcht Jeder aus ſeiner eignen Beängſtigung hervor, und immer auch noch auf die Geſpenſter des Andern ſo lange hin, bis Nachdenken und Faſſung gänzlich vertilgt ſind, ja die ganze Menſchheit zum Fremdling geworden iſt.

*) Aus deſſen unter der Preſſe befindlichem Werke: Reiſe aus der Fremde in die Heimath.

Wär' es mir doch von den himmliſchen Mächten vergönnt, ein einziges intereſſantes weibliches Herz mit allen Gedanken, Neigungen und Verfahrungsweiſen auf einmal ganz frey und offen zu überblicken! — Mein Entzücken hierüber würde gröſſer ſeyn, als die Wonne des genialen Heim, wenn mit einemmal — etwa vom Fichtelberg aus — unſer deutſcher Mäander, der Mayn, in allen ſeinen ſechs groſſen Bogengängen, unzähligen Wendungen, Zügen und Krümmungen — die er ſo herrlich beſchreibt *) — ſich ſeinem erſtaunten Auge in einer einzigen tiefen, überſehbaren Landſchaft darſtellte. — Welche Bemerkungen über Tiefen und Höhen könnten wir beyde machen!

Der ächte Dichter verſchweigt uns das Heiligſte, damit wir es ahnden. Aber eure allzuviel andeutende deutſche Deutlichkeit iſt keinen Deut werth!

Necrolog.

Ein edler Greis, in dem vielumfaſſende gründliche Gelehrſamkeit die lieblichſten Früchte reiner Humanität trug, iſt den 12 Febr. aus unſrer Mitte gegangen. Der Neſtor der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, ſeit Formeys Tode 1797 beſtändiger Sekretär derſelben, Direktor erſt der philoſophiſchen, dann der philologiſchen Klaſſe, Hans Bernard Merian, verdient als eine ſeltene Trümmer vom alten Fels in einer Zeit, wo dergleichen Kryſtalle faſt gar nicht mehr gefunden werden, wohl auch noch einen Nachruf in dieſem Blatte.

Im immer enger und enger ſich ziehenden Ordnungs- und Gewohnheitskreiſe erreichte der Greis mit Jugendfeuer und unverwüſtlicher Geſundheit endlich ſein 83. Jahr. Als am letzten 26. Januar die Akademie, deren Mitglied er nur 57 Jahre geweſen war, unter Umſtänden, die auch ein weit abgeſtumpfteres Gefühl, als das ſeine war, aufs ſchmerzlichſte verwunden mußten, dem großen Friedrich das Huldigungsfeſt begieng, wo Johannes v. Müller ſeine auch ſchon beſonders gedruckte franzöſiſche Vorleſung: la Gloire de Frederic, ein Meiſterſtück der Wahrheit und Klugheit, ablas, da fehlte auch Merian nicht, und er verwaltete, obgleich nicht ohne Beſchwerde, ſein Amt dabey. Wenige Tage darauf entſchlummerte er an den Folgen einer ſich bey Friedrichs Feyer zugezogenen Erkältung, ſchmerzlos und ohne alle Todesahnung.

Er war ein Schweizer (eines Predigers Sohn zu Liechſtal bey Baſel, den 27 Sept. 1723 geboren, und hatte frühe auf der Univerſität Baſel Theologie ſtudirt, die er aber bald mit der Philoſophie und ſchönen Literatur vertauſchte und in Holland fortſtudirte) und bewahrte auch mitten im königl. Berlin, wo ſo vieles davon abführen konnte, Schweizerſinn und Schweizerſitte, wie die heilige Flamme in

*) J. L. Heims geologiſcher Verſuch über die Bildung der Thäler durch Ströme. S. 92.

Dienſten der keuſchen Veſta, unentheiligt und rein. Als ihn 1750 der Krieg auf Maupertuis Rath nach Berlin zur Akademie berief, hatte er ſchon ſeine berichtigende und zum Theil widerlegende Ueberſetzung von Hume's Eſſays vollendet, die dann im folgenden Jahr in Amſterdam erſchien und mehrere bereicherte Ausgaben erlebte. Dies gab auch Stoff zu mehreren Privatunterredungen mit Friedrich II., der dadurch den gründlich gelehrten und anſpruchloſen Denker immer lieber gewann, ihm die Aufſicht über das Joachimsthaliſche und franz. Gymnaſium (als Viſitatoren) auftrug, wie auch die Bibliothek der Akademie ihm anvertraute.

Bey ſeiner bewundernswürdigen Beleſenheit, Sprachkunde und tiefen Kenntniß der Mathematik und Philoſophie, hatte er doch eine eigene und der ihn umringenden Autorſucht völlig entgegengeſetzte Scheu, unter ſeinem eigenen Namen als Schriftſteller aufzutreten. Viele kannten ihn nur als Ueberſetzer des Hume und Claudian. Aber ſeinen Verpflichtungen treu, bereicherte er die Denkſchriften der Berliner Akademie, ſowohl die ältern bis 1770, als die darauf folgenden Nouveaux Memoires mit einer ganzen Reihe Abhandlungen, in welchen nie das alte Stroh mit neuen Flegeln gedroſchen, ſondern die ſchönſte Saatfrucht ausgefördert wurde. In den ältern Denkſchriften zeichnen ſich mehrere pſychologiſche und ontologiſche Abhandlungen, in den neuern 8 Memoires über das Problem von Molyneux, vier über den Einfluß der Wiſſenſchaften auf die Dichtkunſt, eine ſcharfſinnige Parallele zwiſchen Leibnitzens und Kants Philoſophie und ſein geiſtreiches und gerechtwürdigendes Precis von Schwabs Preisſchrift über die Allgemeinheit der franzöſiſchen Sprache aus. Schon in den Jahren 1788 und 89 ventilirte er die Frage: ob Homer ſeine Gedichte geſchrieben haben könnte, verneinend und als Vorläufer der berühmten Homeriſchen Prolegomenen von Wolf, die in unſern Tagen ſo große Controvers erweckt haben. Liebe und Verehrung auch noch im Grabe dem biedern, wohlwollenden, gefälligen, heitern Manne!

Literariſche Miszellen
aus Holland.

Vom 3 März.

Ihrem Wunſche gemäß erhalten Sie hier einen kurzen Bericht über die neueſten literariſchen Produkte der Holländer: Schon der Monat Januar war fruchtbar an vorzüglichen Geiſtes-Erzeugniſſen. Im hiſtoriſchen Fach erhielten wir von dem als Dichter bekannten Schriftſteller J. Fooke den 6. Theil ſeiner Geſchichte des XVIII. Jahrhunderts, der zugleich der letzte, und in einem zwar gedrängten, aber doch flieſſenden Style geſchrieben iſt. Waſhington und Friedrich II. ſind die Helden, deren Porträte dieſen Theil zieren. Der unermüdete Fleiß des Herrn Fooke läßt uns erwarten, daß er mit Vergnügen ſich neuen Arbeiten unterziehen, und die Wünſche des Publikums nicht unbefriedigt laſſen wird. C. van der Aa, von welchem man ſchon mehrere hiſtoriſche Werke erhalten hat, beſchäftigt ſich gegenwärtig mit einer Biographie des letzten Statthalters von Holland, in welcher er Wilhelms V. Leben, Charakter und Schickſale (laut des Titels) aus ächten Quellen und Berichten entwickelt hat. Der 1. Theil, der jetzt erſchienen iſt, führt uns noch nicht weit: allein der Hauptzweifel, den man gegen die Aechtheit dieſes Werks anführen könnte, iſt, daß van der Aa zu einer entſchiedenen (Oraniſchen) Parthey gehört hat, und alſo dem Verdacht des Vorurtheils und der Einſeitigkeit nicht entgehen kann. Doch gibt ihm der 1. Theil noch wenig Gelegenheit, dieſen Verdacht zu beſtätigen; wie aber van der Aa in der Folge unpartheyiſch bleiben kann und wird, das mag er ſelbſt am beſten wiſſen. Die Zahl der Subſcribenten iſt ungemein groß. Das Portrait Wilhelms V. iſt von Schröder und Vinkeles, und hat große Aehnlichkeit. Die Reiſe durch Holland, wovon der 1. Th. erſchienen iſt, und, nach dem Titel zu urtheilen, aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſeyn ſoll, trägt zu ſehr das Gepräge eines Original-Werkes, als daß dieſer Beyſatz trügen ſollte. Wenn es kritiſche Machtſprüche, Satyren oder Individualitäten enthielte, lieſſe ſich dieſe Vermummung des Verfaſſers erklären. Da aber beynahe alles (nur zu ſehr) lobpreiſend iſt, ſo iſt dieſe Vorſichtigkeit überflüßig, um ſo mehr, da niemand von einem Franzoſen ſolche allgemein günſtige Urtheile erwarten wird. Uebrigens darf dies Werk, ſelbſt als ein bis jetzt ſehr vollſtändiger Guide par la Hollande empfohlen werden, und ſelbſt die Holländer dürften, meines Urtheils, ſehr viel Nutzen und Belehrung daraus ſchöpfen. Schade daher, daß die 20 zum Theil ſehr niedlichen, an Werth aber ſehr ungleichen, Kupfer das Werk ſehr theuer machen, und daſſelbe minder Käufer finden wird, als um ſeines Innhalts willen zu wünſchen wäre; (da der 1. Theil allein 6 ein halben Gulden koſtet). Die gelehrten Notitzen in dieſem Werke ſind meiſtens ſehr richtig und wahr; minder entſprechend ſind die Notitzen über die Gelehrten und Dichter ſelbſt, die man doch gewiß mit noch gröſſerem Vergnügen leſen würde, als ſo manche topographiſche Bagatellen. — Noch gehören hieher H. Potter's Schickſale auf einer mißglückten Reiſe nach dem Cap der guten Hoffnung in den Jahren 1804, 1805 und 1806. Der 1. im Januar erſchienene Theil enthält die Abbildung von St. Helena und Potters Porträt. Auch über den Preußiſch-Franzöſiſchen Feldzug iſt die 1. Abtheilung einer Flugſchrift erſchienen, und die Fortſetzung der Ueberſetzungen von Goede's und Acerbis Reiſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Göttingen.

Die hieſige Akademie iſt in jetziger, ſtürmiſcher Zeit ein ruhiges Aſyl der Muſen geblieben. Sie genießt des ſeltenen Glückes, welches ihr der großmüthige Schutz des Siegers gewährt, alle ihre koſtbaren Inſtitute fortwährend erhalten und vervollkommnen zu können. Wer es weiß, wie wichtig in dieſer Hinſicht Göttingen für die ganze wiſſenſchaftliche Cultur der Deutſchen iſt, wird mit dankbaren Gefühlen die Verdienſte der vortrefflichen Männer ehren, die zu einer Zeit, wo auch der Muth der thätigſten Patrioten erſchüttert wird, dem ſchönen, fruchtbaren Baume ihre unermüdlich ſorgſame Pflege nicht entzogen. Aber Hannover beſitzt mehrere jener ſeltenen Männer, deren Muth und Eifer mit den Schwierigkeiten ſelbſt ſich vergrößert, und deſto heller ausſtrahlt, je mehr ſich die Ausſichten verdunkeln. — —

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 2.

Nro. 63.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 14. März, 1807.

Sey deiner Neigungen Herr, ſo wirſt du das Unglück beherrſchen.

Kleiſt.

Drey Mährchen von Serena. Berlin, bey Wittich. 1806. 162 S. in 12.

Du verlangſt auch meine Meynung über die mir zugeſchickte Trias von Mährchen. Es ſcheint Dir damit gegangen zu ſeyn, wie mir; die künſtliche Behandlung des matten Stoffs hat deine Aufmerkſamkeit gereitzt, ohne ein bleibendes Intereſſe erregen zu können. Stoff und Form zerflieſſen von Anfang bis zu Ende in die reinſte, leereſte Künſtlichkeit. Unbefriedigten Geiſtes legt man das Büchelchen, voll Ziererey ohne Zierde, aus der Hand, und reibt ſich die müden Augen, wie wenn man bey einer bunt beleuchteten Zauberlaterne allzulange auf ein grelles Gemiſch von bedeutungsloſen Geſtalten hingeblickt hätte. Am Ende ſoll ſich die tiefe Bedeutſamkeit des colorirten Nichts dadurch herausheben, daß jedes der Mährchen in eine — noch mattere — Allegorie aufgelöst wird. Hätte ſie der Verf. Träume genannt, ſo würde man die narkotiſche Kraſt dieſes äſthetiſchen Morpheus, das regelloſeſte Allerley von Zufälligkeiten zuſammenzumiſchen, anſtaunen, und es für die Folge eines ungeſunden Schlafs erklären, daß der Held des Erſten (unter der Aufſchrift: die Blumen) von einer fremden mächtigen Einwürkung, wie ein Kreiſel, willenlos herumgetrieben, ſich endlich in einen magiſchen Schleyer verwickelt, und das Ziel ſeiner raſchen, thatenloſen Laufbahn eben ſo abſichtlos erreicht, als das Rad eines Wagens, das die Kraft der Pferde vorwärts gezogen hat.

Erkennſt Du denn aber nicht auch hier, wirſt Du mir ſagen, das allgewaltige Schickſal, jene hohe draſtiſche Göttin, deren Zauber allein die vergänglichen Erzeugniſſe der Zeit durch ein erhabenes Dunkel zum Gegenſtand großer Dichter weiht? — Ja wohl! und von eben dieſem Schickſal erkenne ich längſt, daß es als eine der erhabenſten Erfindungen dieſer Kunſt-Dichterſchule zu verehren iſt. Jede Mühe, einen Plan anzulegen, Handlungen zu motiviren, Erfolge durch Urſachen vorzubereiten, immer in dem einmal gewählten Kreiſe von Wahrſcheinlichkeiten zwiſchen Nothwendigkeit und Freyheit die leichtſchwebende Dichtung ſich fortbewegen zu laſſen, iſt ihnen dadurch erſpart. Ihr Schickſal thut alles, und geht überall, ſo ſteif und ſchwerfällig, wie es iſt, mit der göttlichen Faulheit des Genie's, das nun einmal durch ſein ſeltſames Schickſal zum Dichter ſich beſtimmt glaubt, Hand in Hand. Der Knabe in den Thränen (dem dritten der Mährchen) ruft: Wandle nur ruhig deinen Weg. Was ſeyn ſoll, wird ſich finden! — Das gewiſſeſte, was ſich dort findet, iſt, daß in dieſem letzten der drey unbegeiſterten Kunſt-Produkte durch ein würdiges Creſcendo (deſſen Anerkennung durch die ſelbſtgewählte Rangordnung der Beſcheidenheit des Verfaſſers Ehre macht!) ſich der bunteſte Untereinander und der leereſte Klingklang von Reimereyen zuſammenfand, und daß bey dieſem Manöver die uralte Göttin der Götter zur erbärmlichſten aller Maſchinerien wird. Jeder Theatercoup wäre beſſer!

Das zweyte Mährchen iſt eine idealiſirte Legende, mit mehr Kunſt und Ausſchmückung bearbeitet, als ſie jetzt gewöhnlich aus der neukatholiſchen Kunſt-Dichterſchule her-

vorzugehen pflegen. Weil die Poeſie aus der freyen, das All umfaſſenden Herzensreligion, als Mutter der Begeiſterung, entſtanden iſt; ſo glauben die guten Leute (mein Bruder nennt ſie *die neuen Bolandiſten*), in den geſchichtartigen Umhüllungen der Religion, bey dem bittern Mangel an eigener Erfindungskraft, ihr poetiſches Heil zu finden, und ſcheinen darüber zu vergeſſen, daß die Religion nie aus den abergläubiſchen Wundermährchen der Schamanen aller Zeiten beſtand, und daß es unmöglich iſt, je wieder mit glaubiger, erwartungsvoller Andacht vor den Vorhang zu treten, wenn man ſchon einmal mit den Initiirten hinter demſelben gelächelt hat.

In den reichlich eingeſtreuten Gedichten entdeckt man, nebſt den Tendenzen einer trägen, wollüſtigen Religions-Schwärmerey, nur allzu oft ein troſtloſes Streben nach Worten, Reimen und Anklängen. Erwecken zwey, drey Zeilen hintereinander eine beſſere Erwartung, ſo fällt plötzlich wieder ein erbärmlicher Klippklapp (ein ſtummes *Bangen*, nach einem heißen *Verlangen* ꝛc.) vom Ambos.

Blicke ich noch einmal auf das mißlungene Ganze, ſo ſcheint mir nichts ſonderbarer, als daß die Anhänger der modernen Kunſt-Dichterey ſich für die ächten Verehrer *Shakſpears* erklären, deſſen unerreichtes Genie ſich vorzüglich darin ausſpricht, daß er mit wenigen kräftigen Strichen eine thätige Welt um uns bildet, während jene ſich ungemein bemühen, mit einem verſchwenderiſchen Aufwand wirbelnder Phantaſieen eine um Nichts ſich drehende Thatloſigkeit und Paſſivität hervorzubringen, und, ſtatt Perſonen, Marionetten zu bewegen.

Beruhigen wir uns, meine Liebe! wenn die neuen Geſchenke dieſer Art von ſchönen Geiſtern uns oft nicht behagen, und ein dunkles Gefühl wider ſich empören. Wir haben wenigſtens den Vortheil dabey, daß wir uns in die Helden ihrer Dichtungen nicht verlieben. Uebrigens treibt zuverläßig hinter dem dunkeln Viſier Serena's kein gemeiner Knappe ſein Weſen. Es iſt, wenn mich nicht alles trügt, *ein Heros unter unſern begeiſterungsloſen Kunſt-Dichtern, der ſich hier mit wohlüberlegter Wuth ganz gemächlich in kalte Flammen ſtürzt.*

Eudoxia.

Porte-Feuille Français pour l'An 1807.

(à Paris. P. 214. 12.)

Dieſer achte Jahrgang einer beliebten Sammlung beginnt mit einer gereimten Vorrede der Herausgeber. Sie antworten den Kritikern auf den Vorwurf, daß ihre Recueils manches Längſtbekannte neu gäben: „Wir verſchlieſſen dreytauſend Exemplare.“ — Kleine Anekdoten und Bonsmots wechſeln mit Epigrammen, Impromtus, Madrigaux u. ſ. w. Das Ganze mag für Leſer, die mit älter'n Almanachen unvertrauter ſind, Intereſſe haben. Mehrere unſittliche Equivoques hätten wir weggewünſcht. Statt der bisherigen analytiſchen Ueberſicht der dramatiſchen Stücke ſind freundſchaftliche Lieder mit Refrains angehängt. Hier Einiges zur Probe:

Bautru deſinirte Wirthshaus: „C'est un lieu, où l'on vend la folie par bouteilles.“

Ein ſchlechter Prediger behauptete, alle Theile des Evangeliums auf der Kanzel abgehandelt zu haben. „Ich vermißte zweyerley,“ ſagte ein witziger Kopf: „le jugement et la conception.“

Der berühmte Muſiker *Rameau* ſagte zu einer Dame: „Gebieten Sie doch ihrem Hund Stillſchweigen! Er bellt falſch.“

Menage wünſchte ſeinem Feinde, „daß er nie liebe, nie geliebt werde.“ Noch grauſamer wäre der Wunſch geweſen: Liebe hoffnungslos!

Wahr iſt der Gedanke:

On verrait plus d'amans fidèles,
Si tous les amans inconstans
Ne rencontraient que des cruelles.

Zum Schluße noch die freye Nachbildung eines Sinn-Gedichtes:

„Ich werde morgen, ſpricht Eliſabeth,
Schon *neunundzwanzig* alt; ich will es nicht verhehlen.“ —
Allein ſie kann ſogleich, wie im Piquet,
Auf neunundzwanzig *ſechzig* zählen.

Die Schneelauwinen.

Wenn wir ſchon in unſern Alpengegenden eben ſo wenig die zertrümmernden Folgen eines Erdbebens, als die zum Chaos umwandelnden Verheerungen, eines feuerſpeienden Berges oder gar die alles vernichtenden Würkungen eines Orkans erfahren, ſo erinnern uns Bergſtürze, unaufhaltſam daher brauſende Waldſtröme und Schneelauwinen an die Vergänglichkeit unſers Lebens. In einem einzigen Jahre hat das paradieſiſche Goldau und das arkadiſche Melchthal die traurigen Beweiſe dazu geliefert, und was Schneelauwinen vermögen, dies haben wir eben in Bünden erfahren.

Dieſes Phänomen iſt in den Ebenen zu unbekannt, um nicht eine kurze Erklärung deſſelben zu vergönnen. Zur Möglichkeit ihrer Entſtehung müſſen die Gebirge eine eigenthümliche Bildung beſitzen. Wo an Thälern weit hinaufreichende, ziemlich abhängige, von ſtark hervorragenden Felſen und dichten Wäldern nicht unterbrochene Weiden oder Wieſen an etwas ſteile Felſen gränzen, auf welchen der Schnee nicht haften kann, da mögen ſich die Bewohner, wenn ſie tollkühn genug ſind, unter ſolchen Gebirgen ſich anzuſiedeln, oder der Wanderer, wenn er im Winter und Frühling dort vorbeygeht, in Acht nehmen. Man nennt ſolche Abhänge *lauwinenzügig*; und während der gefähr-

lichen Jahrszeiten ſchleicht der Reiſende leiſe, mit klopfendem Herzen, aber eilend vorbey. Den Laſtpferden, die meiſtens mit Glocken am Halſe behangen ſind, um in der Ferne die entgegenkommenden zu erinnern, an einem bequemen Orte auszuweichen, weil die Pfade im hohen Schnee ſehr ſchmal ſind, werden dieſe Glocken mit Heu verſtopft, und auch die gröſte Reiſegeſellſchaft legt, als wenn ſie auf einmal der Sprache beraubt wäre, in ununterbrochenem Stillſchweigen die eminöſe Strecke zurück. Man glaubt, daß die geringſte Erſchütterung der Luft das Entſtehen der Lauwine befördern könne, und manche, ehe ſie jene Todesbahn betreten, erheben ein groſſes Geſchrey, oder löſen eine Piſtole, um die Lauwine zu reizen. Doch nicht allemal entſpricht ſie der Ausforderung. Wenn eben ſehr viel Schnee gefallen iſt, und der kalte Nordwind ihn nicht zum ſtarrenden Eiſe auch an den ſteilſten Felſen verwandelt, ſondern lauere Lüfte die Atmosphäre durchſäuſeln, ſo entfallen die ſchwebenden Schneeklumpen dem ſchlüpfrigen Felſen. Es empfängt ſie der lockere Schnee am Fuſſe derſelben, doch auf der abhängigen Fläche ruhen ſie nicht, ſie rollen weiter und umwickeln ſich auf ihrer Bahn mit dem folgſamen Stoffe. Sich ſtets vergröſſernd, vermehrt ſich die Schnelligkeit des Laufes, und bald zur ungeheuren Maſſe angeſchwellen, kündigt ein alles niederſtürzender Windzug die Ankunft der Verwüſterin an. Häuſer, Bäume, ſelbſt nicht zu dichte Wäldchen und nur auf den Oberflächen ruhende Felsſtücke werden von der Nimmerſatten verſchlungen und in den Abgrund geſtürzt. Oefters iſt ihre herunterſtürzende Wuth ſo groß, daß, wofern es die Lage erlaubt, ſie auf der entgegengeſetzten Seite des Gebirges wieder bergan ſteigt, und die ſicher geglaubten vertilgt. Man unterſcheidet zwar dreierley Arten von Lauwinen, nämlich Staublauwinen, Schneelauwinen und Grundlauwinen, allein es ſind nur Modifikationen der nämlichen Erſcheinung, unter verſchiedenen Umſtänden hervorgebracht. Wenn der Schnee äuſſerſt locker iſt, und dabey ein ſtarker Wind weht, ſo löſet er ſich theils vermittelſt deſſelben, theils durch den Fall in einen ſehr feinen Staub auf, der die ganze Gegend wie mit einem Nebel bedeckt. Iſt die Erde oder auch die erſte Schneelage auf derſelben hart gefroren, ſo wickelt ſich nur der friſchgefallne lockere Schnee zuſammen, und bildet eine Schneelauwine im eigentlichen Sinn. Trifft es aber zu, daß die Unterlage keinen Widerſtand leiſten kann, ſo reißt der zunehmende Klumpen nicht nur allen Schnee, ſondern auch die Erde mit ſich, und je mehr Felſenſtücke und losgeriſſene Bäume die Maſſe vergröſſern, deſto tiefere Wunden ſchlägt ſie der Gegend, über die ſie dahinſtürzt, und ſo werden oft die ſchönſten Weiden in Wüſteneyen verwandelt.

Nicht übel ſingt ein rhätiſcher Dichter:

So entſtürzet dem hohen Gebirge die wütende Lauwin,
Vor ihr fliehet heulend der Wind, ihm folgen mit Krachen
Felſentrümmer in Berge von Schnee und Erde gethürmet;
Zitternd erhallen die Berge, es ſeufzt die zerfleiſchete Erde,
Leichen zerſtümmelter Tannen bezeichnen der Schrecklichen Laufbahn.

Die Menge des auf den hohen Gebirgen während dieſem ſonſt geſunden Winter gefallenen Schnees erfüllte uns ſchon lange mit bangen Beſorgniſſen. Sie fangen leider an in Erfüllung zu gehen. Von verſchiedenen Seiten laufen Trauernachrichten von den Verheerungen der Schneelauwinen ein. Diejenige von St. Anthonie im Brettigau theilt Umſtände mit, die ſie der Aufbewahrung würdig machen.

Den fünften Hornung fiel den ganzen Tag durch ein dichter mit Regen untermiſchter Schnee; auf den Abend geſellte ſich ein heftiger Sturmwind dazu, und dieſes unangenehme Wetter dauerte bis zum achten, an welchem einige Stille erfolgte; doch am Abend fand ſich der Sturmwind wieder ein, er heulte die ganze Nacht, den neunten und dann auch den zehnten immer fort. An eben dieſem Tage brach die Lauwine auf der Sonnenſeite Morgens zwiſchen acht und neun Uhr los, und zwar anderthalb Stund hoch ob der Kirche, ſtürzte gegen dieſelbe, zertrümmerte ſieben Häuſer und ſieben Ställe, und beſchädigte verſchiedene andre. Der Kirche ſelbſt und der nächſt an derſelben ſtehenden Häuſer verſchonte ſie, nur riß der ſtarke Windzug die Fahne vom Kirchthurm. Aus allen Häuſern waren ſchon zuvor die Bewohner auf dieſer Seite des Thales geflohen, ſo daß nur einige Hühner von der Lauwine bedeckt wurden, die am fünften Tag darnach wieder lebendig hervorkamen. Auf der andern Seite des Thales aber, über welche die Lauwine aus der Tiefe hinangeſchleudert wurde, riß ſie einen Stall zuſammen, in welchem ſich zwey Knaben und zwölf Stück Vieh befanden, und bedeckte ihn 14 Fuß hoch mit Schnee. Die zwey Knaben flohen in die Krippe, den ältern tödtete ein Balken durch einen Schlag auf den Kopf, dem jüngern aber legte ſich ein anderer Balken ſo auf die Bruſt, daß er nicht von der Stelle weichen, ſondern nur den Kopf und den einen Arm bewegen konnte. Der Vater dieſer Kinder eilte mit einigen Leuten herbey, um dieſelben noch zu retten, wenn es möglich wäre; da man aber auch auf dieſer Seite, die Schattenſeite genannt, eine Lauwine erwartete, ſo lieſſen ſich nur Wenige bewegen, ihm beyzuſtehen. Der noch lebende hörte die Reden der Arbeiter, und jeden Streich, den ſie zu ſeiner Befreyung thaten, ſehr wohl; er ſchrie ſo viel er konnte, er wurde aber nicht gehört. Die Leute gruben vergebens bis an den Abend, und giengen nach Hauſe, um am andern Morgen wieder zu kommen. Dies hörte der Knabe mit Wehmuth, doch belebte ihn Hoffnung. Er ſchlief unter phantaſtiſchen Träumen in ſeinem engen Gefängniſſe. Am Morgen früh erinnerten ihn die Streiche und Geſpräche der Arbeiter wieder. Immer, doch langſam rückten ſie näher. Von Zeit zu Zeit wiederholte er ſein Jammergeſchrey, umſonſt, es drang nicht durch die kalte Schneemaſſe. Gegen Abend erinnerte der Vater der Kinder ſeine treuen Gehülfen, in ſein Haus zu kommen, um ſich ein wenig zu erquicken, und dann die Arbeit mit neuem Muth fortzuſetzen. Welch ein Donnerſchlag war für den armen Knaben die Erklärung der Arbeiter: da ſich gar nichts lebendes ſpüren laſſe, ſo würden ſie erſt Morgen wieder kommen. Er erhob ſtärker als jemals ſeine Stimme, bat um Gottes Willen um Hülfe. Umſonſt! Undurchdringlich war der Zwiſchenraum. Erſchöpft ſank er in einen konvulſiviſchen Schlummer, und träumte die zweyte Nacht

durch in banger verzweiflungsvoller Erwartung. Er erlebte auch den dritten Tag, und mit den neuen Streichen der Arbeiter kam auch Hoffnung der Errettung in ſeine matte Seele. Erſt nach einer zwey Stunden lang anhaltenden Arbeit ward der Verlorne, und wer hätte es glauben ſollen? lebend und unbeſchädigt bey vollem Verſtande gefunden, nachdem er einundfunfzig Stunden in ſeinem Kerker zugebracht hatte. Iſt denn der Donnerſtag mein Errettungstag, und was macht meine Mutter? war ſein erſtes, und, mein Bruder iſt todt, er kann nicht fern von mir liegen, ſein zweytes Wort. Wirklich lag er nur einige Schritte von ihm mit zerſchmettertem Kopfe da. Von dem Vieh kamen noch drey Stücke und alle Schaafe und Ziegen lebendig hervor.

Lauwinen, Schneelähnen, Avalanches nennt der italiäniſche Alpenbewohner Lavina (Labina). Der Süditaliäner die aus den Vulkanen hervorſtrömende Materie Lava, ſo wie auch die von Waſſer flüßig gemachten Erdſchlipfe, die in den Bergen Kalabriens ſchon ſo manches Unheil angerichtet haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Weimar, 22 Febr.

Am 16 dieſes Monats, als dem Geburtstage der abweſenden Großfürſtin Maria Paulowna, wurde auf dem hieſigen Theater zum erſtenmale Torquato Taſſo von Goethe aufgeführt. Auch hier, ſcheint es, ſtand man lange in dem Wahn, daß dieſes Drama, welches im Leſen einen ſo hohen und reinen Kunſtgenuß gewährt, wie wenig andere moderne Dichterwerke, ſich nicht zur theatraliſchen Darſtellung eigne, weil es — nicht Handlung genug habe. Leider ſind wir ſo ſehr an das Geräuſch unſerer Bühnen, an das Toben und Poltern der Schauſpieler, an den Pomp und Glanz der Aufzüge gewöhnt, daß wir dieſe Auswüchſe des rohen Ungeſchmacks, wenn nicht für das eigentliche dramatiſche Leben, doch für einen weſentlichen Beſtandtheil deſſelben halten; daß es alſo kein Wunder iſt, wenn wir ein Werk, worin von allen jenen Dingen gar nichts verkommt, worin nur das innere zarte Leben der Charakterentwickelung ſchöner Gemüther ſich wechſelnd in ruhigen und bewegten Situationen regt, wo der Affekt ſich immer mit Würde, die Leidenſchaft ſich nie ohne Anmuth äußert, und welches, in der edelſten Dichterſprache, mit den zarteſten Gefühlen die Reſultate ſchöner Lebensweisheit leicht und mit überraſchender Klarheit in goldenen Sprüchen ausdrückt, — wenn wir ein ſolches Werk bisher zwar für ein treffliches und vollendetes Gedicht gelten lieſſen, zugleich aber bedauerten, daß es, des oben bemerkten Mangels wegen, zur Aufführung nicht tauglich ſey. Eine andere vielleicht etwas gegründetere Beſorgniß, wenn man auch die Möglichkeit der Aufführung zugeſtand, war wohl die: ob eine Schauſpielergeſellſchaft, ſo wie unſere Theater jezt beſtellt ſind, im Stande ſeyn würde, dieſes Werk ſo aufzuführen, daß die zarten Schönheiten deſſelben von Organen, die gewöhnlich weit gröberen Stoff zu verarbeiten haben, nicht zerſtört würden.

Der Weimariſchen Bühne, welche, unter der wohlthätigen Leitung des Genius, dem wir dieſes Meiſterwerk verdanken, bereits ſo manchen glücklichen Verſuch und Fortſchritt zur höheren Ausbildung der dramatiſchen Kunſt gethan, und manches möglich gemacht hat, was früher oder anderswo nicht ausführbar ſchien, ziemte es wohl, unter Deutſchlands Bühnen die erſte zu ſeyn, welche den Verſuch machte, jenes Vorurtheil durch die That zu widerlegen, und den Torquato Taſſo endlich einmal zur würklichen Darſtellung zu bringen. Sie hat dieſe Aufgabe auf ſolche Weiſe gelöſet, daß zugleich auch die zweyte Beſorgniß, zur wahren Ehre des künſtleriſchen Strebens ihrer Glieder, für die hieſige Bühne wenigſtens, gehoben iſt.

Torquato Taſſo ward bey vollem Hauſe gegeben, und die Aufführung überraſchte die ſehr gemäßigte, bey vielen ſogar ungünſtige, Erwartung des Publikums ſo angenehm, daß, von dem erſten Akte an, geſpannte Aufmerkſamkeit und lauter Beyfall die Darſtellung bis zum Ende begleiteten. Selbſt die Klaſſe, deren Bildung keine Anſprüche auf den Genuß eines ſolchen Kunſtwerks machen kann, hatte ſich ziemlich zahlreich eingefunden, und verhielt ſich mit einer Ruhe und Stille, welche zeigte, daß ſie etwas Vorzügliches wenigſtens ahnde. Nach dieſem erſten günſtigen Erfolge dürfen wir hoffen, uns des Genuſſes, den dieſes durch die Darſtellung neu belebte Meiſterwerk gewährte, öfter zu erfreuen. Die Schauſpieler, jeder nach dem Maaße ſeiner Kräfte, beeiferten ſich, zum Gelingen der Darſtellung das Mögliche beyzutragen, und dieſem löblichen Beſtreben dankt das Publikum die Befriedigung, welche ihm im Ganzen über ſein Erwarten gewährt wurde, wenn auch im Einzelnen noch manches zu wünſchen übrig blieb. Hr. Wolf, als Torquato Taſſo, übertraf durch ſein treffliches, reiflich durchdachtes und faſt immer in dem richtigen Maaße ſeines Charakters gehaltenes, zart nüançirtes Spiel die Erwartung des Publikums und ſich ſelbſt. Wir kannten ihn ſchon länger als einen gebildeten und in ſeiner Bildung rühmlich fortſtrebenden Künſtler, aber in einer ſo bedeutenden, ſchweren Rolle, wo er ſich ſelbſt die Bahn brechen mußte, hatten wir ihn noch nicht zu ſehen Gelegenheit gehabt. Den Herzog ſpielte Hr. Oels mit Würde und edler ſchöner Haltung. Auch Hr. Becker erwarb ſich in der Rolle des Antonio verdienten Beyfall. Vielleicht hätte er, als kluger geſchmeidiger Hofmann, manches ein wenig leichter behandeln, feiner nüançiren ſollen. Demoiſelle Silie, als Prinzeſſin, that gleichfalls, was ſie vermochte; aber das war nicht hinreichend, um zu verhindern, daß ſie unter allen am meiſten zu wünſchen übrig ließ. Mehr ruhige Milde, weniger Geſtikulation mit den Armen, und weniger ſchmelzende Zärtlichkeit in der Modulation ihrer Stimme, würden ihrem Spiele im Ganzen zuträglich geweſen ſeyn. Mad. Wolf als Leonora Sanvitale gab ihre Rolle mit gefälliger Anmuth und mit der ſchönen Haltung, die wir an dieſer braven Künſtlerin zu ſehen gewohnt ſind. Alle hatten ihre Rollen gut gelernt; und da bekanntlich auf der hieſigen Bühne dem kunſtmäßigen Vortrage des Verſes vorzügliche Aufmerkſamkeit gewidmet wird, ſo war auch in dieſer Hinſicht die Aufführung des Taſſo ſehr befriedigend, oder vielmehr ſie ward nur durch den richtigen und ſchönen Vortrag der Verſe möglich, welche freylich auch in dieſem vollendetſten Meiſterwerke der Göthe'ſchen Muſe ganz beſonders wohllautend und flieſſend ſind. Jeder ſinnvolle Vers ward ſinnvoll und in ſchönem Ebenmaße vorgetragen, alles Hervorragende gehörig geltend gemacht, und ſelbſt in den leidenſchaftlichen Scenen gieng von den einzelnen Schönheiten nichts für den Hörer verloren, ſo daß das Gemüth des Zuſchauers ohne Störung dem reinen Strome der Harmonie folgen konnte, die ſein Inneres bewegte. Mögen auch andere Bühnen Deutſchlands ſtreben, ihrem Publikum durch die würdige Darſtellung dieſes Schauſpiels einen eben ſo ſchönen Genuß zu bereiten!

Charade.

O ſchöne meines Haupts! Schläg'ſt du mir dieſes ab,
So ſtürz' ich Tauſende ins Grab.
Bleibt mir mein Haupt, ſo will ich mich zerſtören,
Und alle Welt ſoll mich als ihren Schuzgeiſt ehren!

Auflöſung der Charaden in Nro. 57: 1. Schweden. 2. Nachtlicht.

Nro. 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. März, 1807.

Würke! das iſt das groſse Geſetz, in des Tempels Tafel gehau'n.

Klopſtock.

Michael de l'Hopital,

(Beſchluß.)

Wir glauben dieſe Skizze nicht beſſer ſchlieſſen zu können, als mit zwey Bruchſtücken aus ſeinen Briefen. Das erſte, worin er ſeinen Charakter als Dichter ſelbſt würdigt, iſt ein Beweis ſeiner liebenswürdigen Beſcheidenheit.

„Ich glaube wohl, ſchreibt er an Salomo Makrin, daß Ihre Lobſprüche aufrichtig ſind; denn Ihre gewöhnliche Freymüthigkeit erlaubt mir nicht, daran zu zweifeln. Ihr Beyfall ſchmeichelt mir, und es thut mir wohl, zu ſehn, daß auch das Publikum ihn mit Ihnen theilt. Aber ich, der ich gerechter gegen mich bin, und beſſer weiß, als jeder Andere, was mir fehlt, darf nicht ſo nachſichtig ſeyn. Ich bekenn' es, daß ich von der Natur einen Keim von poetiſchem Talent erhalten habe, der, mit Sorge gewartet, einige ſchätzbare Früchte hätte bringen können; aber von Jugend auf von meinem Vater für den Gerichtshof beſtimmt, mußte ich über Büchern grau werden, denen ſich die Muſen nie genaht haben; mußte lernen, über Prozeſſe entſcheiden, die noch nicht gebohren waren, und mich auf den ſtaubigen Bänken der lärmenden Chikane niederſetzen. Sehen Sie nun, ob man da, unter ſolchem Getöſe, Verſe machen kann, ſo viel Anlage dazu man auch haben mag. Dem ungeachtet fordert die Natur zuweilen ihr Recht. Aber Zerſtreuungen und Trägheit hinderten mich, an meinen Gedichten zu feilen. Mein Styl iſt trivial und niedrig; es iſt Proſe, worüber ſelbſt Schüler lachen mögen."

Von wichtigerm Innhalt iſt der andre Brief, welcher die Apologie ſeines Charakters enthält, und die ſchönſte Lobrede iſt, die man auf ihn machen könnte.

„Die Meiſten, ſagt er, beſchuldigen mich, daß ich ein harter, unbeugſamer Mann ſey, der ſich nicht die geringſte Mühe gebe, die Herzen zu gewinnen, als ob ich gewiß wäre, nie den hohen Poſten zu verlieren, zu welchem ich erhoben wurde. Und doch beweiſen ſo viele Beyſpiele, wie ſchnell man ſelbſt in der Blüthe der Jahre, bey aller Geſchicklichkeit, ſich zu halten, geſtürzt werden kann. Nichts iſt veränderlicher, als die Gunſt der Könige, kein Pfad ſchlüpfriger, als der der äußerlichen Ehre. Sollte das einem vernünftigen Mann nicht den Vorſatz entleiden, ſich für Privathaß und ſeine traurigen Folgen den eitlen Ruhm der Bürgertugend und Rechtſchaffenheit zu erkaufen? Was iſt unſinniger, als für ſeine Bemühungen um das allgemeine Beßte nichts als dieſen traurigen Lohn zu gewinnen, und nichts für ſich und ſeine Freunde zu thun? Auch die Tugend hat ihre Gränzen, und wird zum Laſter, wenn ſie dieſe überſchreitet. So hat Cato einſt durch eine übelangewandte Strenge ſein Vaterland in die gröſste Verwirrung geſtürzt.

„Das erſte Talent eines Seemanns, fahren ſie fort, iſt, ſich zuweilen ſelbſt den Winden zu überlaſſen, und dem ſtürmiſchen Meere nicht widerſtehn zu wollen. Was hilft es, ſeine Kräfte zu erſchöpfen, um an einem Berg emporzuklettern, deſſen Spitze unerſteiglich iſt, oder eine Feſtung zu vertheidigen, die ſich nicht halten kann? Das iſt dieſelbe Thorheit, wenn einer den Günſtlingen eines Königs widerſtehen will. So gut der Schauſpieler ſeine Kunſt verſteht, man wird ihn nie loben, wenn er ſein Talent nicht ſeiner Rolle anzupaſſen weiß. Man kennt das alte Sprüchwort: wer nicht zur Zeit ſich zu verſtellen, und die Könige durch Schmeicheley zu hintergehen verſteht, der entferne ſich ſchnell vom Hofe, und kehre in ſeine Hütte aufs Land zurück.

„Ja, ſagen ſie weiter, was iſt das allgemeine Beßte anders, als ein leerer Name? was hilft dich aller Eifer für daſſelbe, als dich dem König und vielen andern mißfällig zu machen? Du verfolgſt einen Schatten, wie jener, der in ein Marmorbild entbrannt war; du umarmſt eine Wolke,

ſtatt der Juno; du verlierſt über Chimären die Frucht der Gegenwart.

„Auch ſelbſt durch Demüthigung und Gefälligkeit kannſt du ja nur auf Augenblicke die bewegliche Gunſt der Fürſten feſthalten! So oft iſt ihnen die Tugend verhaßt; eine Stirne voll Ernſt ſcheint ihnen ein Tadel ihrer Geſpräche, ein Verdammungsurtheil ihrer Lebensweiſe. Nur wenn man ſeine Grundſätze und ſein Geſicht verſtellt, vermag man ihnen zu gefallen. — Durch ſolche Betrachtungen und andre mehr möchte man den Geiſt eines Weiſen in Furcht jagen, ihn vom Pfade des Rechts abziehen, und ihn verführen, ſeine Würde zu vergeſſen, um ſich durch ſchändliche Handlungen zu beflecken.

„Sage man, was man will, ich bin nicht von einem Felſen gebohren, nicht aus dem Eiſe der Alpen entſproſſen. Ich bin ein Menſch, wie andre auch, ich fühle, wie ſie, Furcht, Hofnung, Freude und Traurigkeit.

„Wer liebt ſeine Freunde mehr, als ich? Ich habe den Menſchen den Krieg nicht angekündigt; ich fliehe und verberge mich nicht, wie Timon, vor ihnen. Ich habe mit Niemand Streit; der Gerichtshof tönt nicht von meinen Klagen. Redlich gegen meine Freunde, liebreich gegen die, welche mich beſuchen, ſanft und gefällig gegen meine Diener, beleidige ich Niemand durch mein finſteres Weſen, unterdrücke ich Niemand durch meine Gewalt.

„Als das Vaterland mir das Amt vertraute, das ich führe, forderte es da nicht von mir die Treue eines Pflege-Vaters? Was? Ich ſollt' es dulden, daß man einen König, deſſen Vormünder ich einigermaßen bin, in ſeiner Kindheit betrüge, und ihm unverſchämter Weiſe ſeine Vorrechte raube, um ihm bald nichts, als den leeren Titel, übrig zu laſſen? O wie glücklich iſt der, von dem man nie eine ungerechte, entehrende That fordert, deſſen ernſte Stirne dem Laſter Stillſchweigen gebietet! Ja, es iſt ein Verbrechen, ſeinem Herrn die Gefahr zu verhehlen, die ihn bedroht; eine Treuloſigkeit eines Pflegevaters, die Sache ſeines Mündels zu verrathen; eines Freundes, den abweſenden Freund nicht zu vertheidigen; aber die Pflichten gegen Vaterland und König ſind noch höher; und Betrug und Gewalt gegen ſie gebrauchen, nicht ſein Leben gegen die Gefahren wagen, die ihnen drohen, das iſt das höchſte aller Verbrechen. So dachten einſt einige Bürger von Athen und Rom; und ſolche Männer würden wir in unſrer Geſchichte finden, wenn fähige Schriftſteller ihr Andenken der Nachwelt überliefert hätten. — Sollte aber ein Weiſer nicht die Gunſt der Könige und ihre Auszeichnung zu erhalten ſuchen, und nur, durch Gewalt gezwungen, darauf verzichten? — O der Verluſt iſt nicht ſo groß. Was man für Auszeichnung hält, iſt nur ein Schein; denn Gute und Böſe, Leute von allem Alter, ohne Unterſchied des Talents und der Geburt, erhalten und verlieren es, wie das Glück will. Aber ſolchem Wechſel iſt die Tugend nicht unterworfen. Sie iſt ſich immer gleich; je mehr man ſie zu unterdrücken ſucht, deſto höher erhebt ſie ſich, und mit edelm Stolze alles, was ihr entgegen iſt, niedertretend, ſchwingt ſich ihr ehrwürdiges Haupt zu den Geſtirnen.

„Der Ruhm, welchen Weisheit und Talente erwerben, ſagt man mir, hat ſeinen Werth; aber wiegt er den des Staatsmanns auf, von dem man ſagen kann, er iſt freundlich und ſanft, er erhört jede Bitte; nie hat ihn ein Unzufriedener verlaſſen? — Des ſchönen Ruhms für einen Weiſen! So lobt man einen jungen Wüſtling, der ſein väterliches Erbe verſchwendet. Da iſt mir ein ſtolzer Staatsmann, ein ſtrenger Wahrer des Geſetzes lieber, als alle die gefälligen Leute, welche jedem Wechſel des Glückes folgen, unaufhörlich ihre Blicke auf daſſelbe gerichtet haben, wie jene Blume, die ſich immer der Sonne zudreht.

„Ich bekenn' es, einer eitlen Popularität ſtrebe ich nicht nach. Darum bin ich doch für die, welche mit mir zu thun haben, leicht zugänglich, und höre mit Geduld an, was ſie mir zu ſagen haben. Meine Zeit iſt ganz den Staatsgeſchäften gewidmet; laſſen dieſe mir einen Augenblick frey, ſo gehört er den Studien und meinen Freunden. Um meine Hausgeſchäfte bekümmere ich mich nicht; die hab' ich meiner Familie und meinem Geſinde überlaſſen. — Mit Vergnügen willige ich in alles, was recht und gut iſt; denn ich ſpare das Geld des Königs nicht, um der Tugend und dem Verdienſte ihren Lohn abzukargen; o! ich muß nur zu oft mit Wehmuth ſehen, wie er ihnen von Unwürdigen geraubt wird.

„Aber ſo oft wird man um Unbilliges gebeten, daß die abſchlägigen Antworten nothwendig häufig ſeyn müſſen. Wenn man alle Wünſche erhören wollte, ſo würde man ſich unaufhörlich gegen König und Vaterland, und oft gegen Gott ſelbſt verſündigen. Aber die Liebe zum Himmel und zur wahren Tugend iſt mächtiger in mir, als die Rückſicht auf alle möglichen Vortheile, die ich von den Menſchen erhalten könnte. Kommt der Lohn auch ſpät, ſo wird er deſto herrlicher ſeyn.

„Aber, wendet man mir ein, du mußt die Befehle des Königs vollziehen. — Wenn er in einem raſchen Augenblick etwas verlangt, antworte ich, das er bey reiflicherem Nachdenken bereut, ſollte ein überlegter Wille es nicht verhindern dürfen? Soll man ſich ſelbſt nicht lieber ſeinem vorübergehenden Unwillen, als ihn der Reue ausſetzen, etwas Schlimmes gethan zu haben? Ich bin unerſchütterlich. Was es auch für Folgen haben möge, ich werde meinem König, ſelbſt gegen ſeinen Willen, und ohne auf ſeine Dankbarkeit zu rechnen, mit Gewiſſenhaftigkeit dienen.

„Das ſind meine Grundſätze. Man werfe mir alſo keine Charakter-Härte, keine übertriebene Strenge der Denkungs-Art, keine Altersgebrechen mehr vor. Wollt' ich mich verſtellen, und den Zügel der Geſetze ſchlaffer halten, wie viele Freunde würd' ich mir erwerben! Wie viele Wünſche für mein Glück würd' ich hören! Wie manche verführeriſche Vorſchläge ſind mir von mächtigen Männern gemacht worden! Hätt' ich eingewilligt, würd' ich bald reich geworden ſeyn, wie Kraſſus; ich hätte mein Vermögen ungeſtraft, und geliebt von den Großen und dem König ſelbſt, genießen können!

„Meine Frau, meine Kinder und meine Freunde, die den Poſten, in welchem ich ſtehe, nach ihrer Einſicht anſchlagen, bitten mich oft, weniger unbeugſam zu ſeyn. In ihren Augen bin ich ein Thor, daß ich den Glückswind nicht auffaſſe; ich werde, meynen ſie, einſt, wenn es zu ſpät iſt, meine Thorheit bereuen. Unaufhörlich halten ſie mir das Beyſpiel meiner Vorgänger vor die Augen, die ſich mehr mit ihrem eigenen Vortheil beſchäftigt, und ungeheure Reichthümer hinterlaſſen haben.

„Was meine Familie betrifft, ſo weiß ich die im Zaum zu halten, daß ſie nichts Ungerechtes von mir fordert. Aber ſo leicht iſt es nicht, die Großen, welche ihr Geſchlecht von Priamus ableiten, zur Vernunft zu bringen. Sie glauben andre Rechte zu haben, als die übrigen Menſchenkinder, und wähnen, die Geſetze ſeyen nicht für ſie da. In ihren Augen gibt es keine Entſcheidung, als die der Gewalt; was ſie wünſchen, iſt recht; für ſie iſt kein Unterſchied zwiſchen Heiligem und Profanem, zwiſchen dem Vortheile des Staats

und des Einzelnen. Kurz, der Adel glaubt ſich nur dann von der übrigen Nation ehrenvoll unterſchieden, wenn er im Müſſiggang, und frey vom Joch der Geſetze und der Furcht, vor der Gerechtigkeit leben kann.

„Da urtheile man, welch ein Unterſchied iſt zwiſchen mir und Leuten dieſer Art!" —

Etwas über Alfieri's Trauerſpiele.

In dem Berliner Damenkalender für 1807 ſagt Herr A. W. Schlegel in ſeinem Aufſatze über einige tragiſche Rollen von Fr. v. Stael dargeſtellt: „Am weiteſten iſt man aber (in Italien) im Trauerſpiele zurück; es könnte ſeyn, daß der Irrweg, worauf die geprieſene Alfieri die tragiſche Poeſie der Italiäner geführt hat, auch auf ihre Schauſpielkunſt nachtheilig einwürkte." — Wir konnten uns beym Leſen dieſer Stelle des Wunſches nicht erwehren, daß es Hrn. S. gefallen haben möchte, ſein Urtheil über den (doch wohl nicht ohne Verdienſt) geprieſenen Alfieri, in Anſehung des Irrweges, auf den er, ſeiner Meynung nach, die tragiſche Poeſie der Italiäner geführt haben ſoll, etwas beſtimmter und ausführlicher darzulegen; oder daß es ihm gefallen möge, es, zur Belehrung der Freunde des Alfieriſchen Genius, noch künftig zu thun. Denn wenn ſich auch Hrn. S's. jetzt günſtigeres Urtheil über die tragiſchen Dichter der Franzoſen gar wohl aus den begeiſternden Einflüſſen der franzöſiſchen Melpomene, die ihn in dieſer letzten Zeit bewältigt haben, erklären läßt, ſo würden doch die Kenner des italiäniſchen Theaters nicht wohl einſehen können, wann und wie Alfieri je ſo viel Einfluß auf daſſelbe hätte gewinnen können, um auf die italiäniſche Schauſpielkunſt nachtheilig einzuwürken. Alfieri's Tragödien ſind ſo äuſſerſt ſelten auf italiäniſchen Theatern gegeben worden, daß es ein wahres Wunder wäre, wenn ſein Genius, wie mächtig er auch ſeyn mag, irgend eine merkliche Veränderung auf die Schauſpielkunſt der Italiäner hätte hervorbringen können. Daß es Hrn. S. in jener Stelle blos darum zu thun geweſen, den Ruhm eines um die italiäniſche Literatur ſo hochverdienten Dichters, deſſen Werke vielleicht ſeiner Empfindungsart nicht entſprechen, zu ſchmälern, können wir nicht glauben; aber wir ſind überzeugt, daß es ein wahrer Gewinn für die Kunſtkritik ſeyn würde, wenn Hr. A. W. Schlegel ſeine Anſicht der Alfieriſchen Werke ausführlich darlegen wollte; und wir würden uns freuen, wenn unſere Aufforderung ihn dazu bewegen könnte. Φ.

Künſtler-Galerie

bey Geßner in Zürich 1807.

Ein geſchmackvolles kleines Heftchen, mit den ſkizzirten Bildniſſen von Albrecht Dürer, Leonardo da Vinci, Dante Aligieri, John Milton, Johann Winkelmann, Anton Raphael, Mengs geziert, denen jedesmal eine kurze Lebensbeſchreibung beygefügt iſt — macht hier den Anfang und die erſte Probe von einem dem Kunſtfreunde willkommnen biographiſchen Handbuche berühmter Mahler und Dichter aus. Landon's galerie historique des hommes les plus célèbres hat dazu die erſte Idee gegeben. Die Bildniſſe ſind in ihren leichten Zügen bezeichnend. Die Beſchreibung eignet ſich zu einer angenehmen Unterhaltung. Es wird von der Unterſtützung des Publikums abhängen, ob die Fortſetzung dieſer Galerie bis zu den Perſonen reichen ſoll, die in literariſcher und politiſcher Hinſicht merkwürdig geworden ſind.

H.

Der Strom und der Fels.

Wie ſie ſich aufbäumen, die Wellen, wenn ein Fels in ſeinem raſchen Laufe hindert den Strom! Wie ſie niederprallen und zurückprallen, ſchäumen und zürnen, und rauſchen in ihrem Zorn! Sie wollen ihn durchaus weg haben, den Fels; auch ſcheint es, als zerſtörten ſie ihn. Wenigſtens überſchwemmen ſie ihn ganz. Thörichtes Beginnen! Eben das heftige Toſen über ihm zeigt, daß er noch iſt, und noch ein Fels iſt. Auch wird er bleiben, wenn ſie längſt nicht mehr ſind; er wird wieder hervortreten, wenn ſich die angeſchwollene Fluth verlaufen hat; denn es iſt ein Fels! Thörichtes Beginnen, wenn der Fels aufhalten wollte den Strom! Er wird nur immer höher anſchwellen, und ſich herabſtürzen über den höchſten Felſen, oder aus ſeinen Ufern treten und verwüſten die Fluren um ſich her; denn es iſt ein Strom. Nach einem ewigen, unübertretbaren Naturgeſetz bleibt der Fels da ſtehen, wo er ſteht; nur eine Erderſchütterung ändert ſeine Form. Nach einem gleichen Geſetz eilt der Strom unaufhaltſam fort, bis er ſich nach allen Krümmen und Wendungen, nach allem Rauſchen und Toſen, in die ſtille, ruhige See verliert. — Ja — verliert! ſo viel Geräuſch er auch gemacht hat.

So iſts mit Menſchen und Völkern. Lerne nur jedes, was es iſt; und jedes thörichte Beginnen unterbleibt.

Ewald.

Literariſche Miszellen

aus Holland.

(Beſchluß.)

Die übrigen Fächer waren im Monat Jannar minder fruchtbar, und nur wenige verdienen ausgezeichnet zu werden.

Zu Zwoll ließ ein Anonymus ſeine Erſtlinge drucken, deren poetiſcher Werth nicht ſehr vorzüglich iſt.

Auch die Wittwe Streek, die als Verfaſſerin mehrerer Romane und Ueberſetzungen bekannt iſt, hat aufs Neue den Parnaß beſtiegen, und ſich an eine Ueberſetzung der Aeneide gewagt.

Von den zahlloſen Gedichten auf das Elend der Stadt Leiden tragen die meiſten, ja alle, das Gepräge der Menſchenliebe; nur wenige haben poetiſches Verdienſt. Eins der

Gedichte führt den Titel: „Leidens Unglück, kein Strafgericht Gottes“, und es ſcheint wirklich, daß es eine Klaſſe von Menſchen gegeben habe, welchen man Vernunſt-Gründe gegen ihre benebelte Phantaſie zu Gemüthe führen mußte, damit ſie von ſolchen Geiſtes-Schwächen geneſen. (Von den franzöſiſchen Oden gar nicht zu ſprechen.) Wir erwarten von dem Dichter Barbaz ein gröſſeres Gedicht über dieſen Gegenſtand.

Das ſogenannte Original-Luſtſpiel: „Adrian Brouwer und Jooſt Graasbeek“, iſt eine unbedeutende Poſſe mit Geſang, aus dem Leben dieſer zwey holländiſchen Mahler entlehnt, deren Lebensweiſe Stoff genug zu Karrikaturen und Poſſen darbietet, aber mehr im Geſchmack der erſten Hälfte des 18ten als des 19ten Jahrhunderts.

A. Fokke arbeitet noch immer in ſeinem ironiſch-komiſchen Style fort; ſein neueſtes Produkt führt folgenden ſonderbaren Titel: „Practica est multiplex“, ſagte der Teu„fel, und ſchnitt einem Bauer ein Ohr ab, um die Haut „zu Hinterſohlen für Schuhe zu gebrauchen.“ Ironiſch-kritiſch erklärt Hr. Fokke, (Bruder des dramatiſchen Dichters, J. Fokke) dies Lateiniſch-Holländiſche Sprüchwort, auf eine ſehr drollige Weiſe; ſein Zweck iſt mehr zu beluſtigen, als zu belehren: Er hat ſchon mehr als 20 Reden der Art in der Societät Felix meritis gehalten, deren Lector er iſt. Seine Beleſenheit iſt auſſerordentlich groß: der Styl fällt durch die Gegenſtände ſelbſt ins niedrig-komiſche. Fokke hat auch ſchon viele dramatiſche Stücke von Kotzebue überſetzt, bis jetzt aber noch kein Original-Luſtſpiel, noch Poſſe geliefert.

Der Schriften für die Jugend iſt eine große Zahl, unter welchen auch Franklins Lebens von Reddingius zu bemerken iſt.

Der verdienſtvolle Prediger Weiland hat ſein Wörterbuch bis zum Buchſtaben O fortgeſetzt, und der gelehrte Theolog Ysbrand van Hamelsveld hat den 13ten Theil ſeiner „allgemeinen Kirchengeſchichte der Chriſten“ herausgegeben.

Von des berühmten Stuart's Werk: „der Menſch“ iſt der 5te Theil erſchienen, und, gleich den vorigen Theilen, vortrefflich bearbeitet, da der Verfaſſer die beſten Quellen benutzt hat.

Notitzen.

Die berühmte Onyxvaſe im Braunſchweiger Muſeum, die — ſo lautet die Sage — einſt in den Kriegen des Methridates von den römiſchen Triumphatoren erbeutet, in neuern Zeiten bey einer Erſtürmung von Mantua von Deutſchen erobert, und eine alte Hauszierde des Braunſchweig-Wolfenbüttelſchen Fürſtenhauſes wurde — gehört mit der berühmten Onyxtaſſe, die vormals in Capo di Monte zu Neapel befindlich war, mit den Apotheoſecameen zu Paris und Wien in eine Klaſſe, und verdiente wohl, daß ein Archäolog noch etwas befriedigenderes über ſie ſchriebe, als Eggeling zu ſeiner Zeit ſchreiben konnte. Zu gegenwärtiger Zeit fragt man wohl nach dem Schickſal einzelner vorzüglicher Koſtbarkeiten in den Muſeen. Es iſt alſo zu bemerken, daß die Braunſchweiger Onyxvaſe zugleich mit den vorzüglichſten Gemmen und Medaillen des Muſeums ſich in St. Petersburg befindet. So iſt auch die Stoſchiſche Daktyliothek aus dem königl. Muſeum in Berlin in den Norden verſetzt worden.

In Ungarn ſoll eine proteſtantiſche Akademie geſtiftet werden.

Die in Dresden erſchienene Schrift über Galls Schädel-Lehre iſt vom D. Eckebrecht ins Schwediſche überſetzt worden.

Ein franzöſiſcher Arzt, Namens Buchoz, gab kürzlich ein kleines Werk heraus, unter dem Titel: L'art de connaitre et de designer le pouls par les notes de la musique, de guerir par son moyen etc. In demſelben ſollen merkwürdige Thatſachen aufgezeichnet ſeyn.

Der durch ſeine brittiſche Flora bekannte Dr. Smith gibt nächſtens die erſte Lieferung der griechiſchen Flora des Dr. Sibthorp heraus. Das Werk ſoll aus 10 Foliobänden beſtehen, und 10,000 Pflanzen enthalten.

Der berühmte Wilkins hat Richardſons arabiſches und perſiſches Wörterbuch ſehr vermehrt herausgegeben.

In England erſcheinen zwey neue Journale. Eines wird vom Verfaſſer der Eccentric Excursions, Woodwaard, beſorgt, und ſoll, jedoch ohne Bezug auf Politik, blos Caricaturen liefern; das andre, deſſen Redactoren Oxforder Gelehrte ſind, beurtheilt die neueſten engliſchen Schriften.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 6 März.

Das Theater iſt es beynahe ausſchlieſſend, was würklich etwas Neues hervorbringt, und auch hier fühlt man des Krieges ungeheure Laſt, und die Abweſenheit ſo vieler Jünglinge.

Picard's petite ville durfte in einer Stadt des Departements des deux Sèvres nicht gegeben werden. Die Pariſer ſind toleranter. Sie ſehen am liebſten ſich auf der Bühne.

Pyrrhus ou les Oeacides von le Hoc (Präfekt des Departements de la Seine et Oise) wurde mit Ungeduld erwartet, trefflich geſpielt, und von den Logen mit allem Eifer unterſtüzt. Die zweyte Vorſtellung war von ſchwachen Stellen gereinigt, und gelang noch beſſer als die erſte. Talma ſtrengte ſich ſo an, daß er krank wegfuhr.

Mlle. Aubry, die im Ballet Ulyſſes ſehr unſanft aus den Wolken fiel, und den Arm brach, iſt auſſer Gefahr. Die Kaiſerin hat ihr 1200 Livres geſchenkt. Die Truppe gibt die zweyte Vorſtellung des Ballets ihr zum Benefice. Sie war in der tollen Zeit eine der Göttinnen der Vernunſt.

(Pariſer Moden.) Nach den Diamanten trägt das Frauenzimmer am liebſten künſtliche Blumen auf dem Kopfe. Vorerſt ſezte man nur ein Bouquet auf, dann eine Krone, zulezt eine Guirlande (auréole). Gegenwärtig pflegt man beynahe den ganzen Kopf mit Ineinanderflechtung der Blumen und Haare zu bedecken, und in Geſellſchaften von gutem Ton' iſt es nichts ſeltenes, eine Dame ſo mit Lilas überladen zu ſeh'n, daß ihr Haupt ein Büſchel dieſer Blumen, und ihr Leib die Staude ſcheint. Man trägt nun Schleyer und Halbſchleyer. Der Geſchmack für Grau iſt nicht mehr ſo herrſchend. Bey Capotes und ſogenannten Douillettes wählt man jezt vorzüglich ſehr bleiches Roth, dem ſich zuweilen, aber ſelten, Weiß beygeſellt. Die blaßrothen Douillettes à Capuce ſind weißgarnirt, und die Schärpe wird hinten geknüpft. Die Modehändler verkaufen ſehr viel einfärbige Schawls; beynah' alle ſind hochroth, capucin, oder oraniengelb.

Je näher die Tänze der Natur kommen, deſto munterer werden ſie. Der Contretanz belebt ſich, und noch raſchere Tänze folgen. Soll ganz die neueſte Mode auf einem Balle zur Richtſchnur dienen, ſo darf er nicht anders enden, als mit einer engliſchen Gigue, die ungewöhnlich ſchnelle Bewegungen heiſcht, und mit einem Rond de Rochac, deſſen Figuren lebhaft an die Gruppen, die Touren, und die zwangloſe Fröhlichkeit der alten ländlichen Tänze erinnern.

Nro. 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 17. März, 1807.

Wen nicht zum Guten zieht das Preiſen,
Den treibt vom Böſen kein Verweiſen.

Logau.

Die Kunſt, müſſig zu gehen.

Es iſt höchſt erfreulich, zu bemerken, wie der Baum der Kunſt immer neue Zweige gewinnt, deren Früchte unſrer kranken Natur ungemein zu ſtatten kommen. Nur von einigen dieſer Zweige zu reden, ſo hatte die Kunſt, ſich die Zeit zu verkürzen, die andere, das Leben recht kurz zu machen, herbeygeführt. Dieſer ſtellte ſich die Lebensverlängerungskunſt gegenüber, welche vielleicht hauptſächlich einem ſoliden Müßiggange ihre Vervollkommnung verdanken würde. Daß gleichwohl noch niemand darauf verfallen iſt, aus dem Müſſiggange einen ähnlichen Kunſtzweig zu erſchaffen, würde man ausſchließlich befremdend nennen dürfen, wenn nicht unſer Zeitalter mehrere befremdende Dinge aufſtellen wollte. Die Behauptung, als ob die geſunde Natur des Müßigganges ſich allein durch die Welt helfen könne, und daß man in weit weniger kunſtreichen Zeitaltern ſchon recht leidlich verſtanden habe, müßig zu gehen, iſt wahrlich noch lange keine Widerlegung. Wer zum Exempel hätte wohl geglaubt, das Spatzierengehen, nachdem man es Jahrtauſende lang mit dem beßten Erfolg getrieben hatte, endlich noch zu einer Kunſt erhoben und auf gereinigte Grundſätze zurückgeführt zu ſehen? Es iſt aber dieß ſchon vor mehrern Jahren geſchehen, ſo daß ein jeder künftig, der nicht ſeine ordentlichen Studien in der Spatziergängerey wird nachweiſen können, ſich es ſelbſt zuzuſchreiben hat, wenn man ihm, als einem bloß pfuſchenden Naturaliſten, alles Spatzierengehen unterſagen ſollte.

Ueberzeugt, daß manches geſunde Menſchenleben durch die Unkunde im Müßiggange ſchon ins Grab geſtoßen worden, und mein Nachbar, der reiche Engländer, ſich gewiß nicht aufgehängt haben würde, wenn er die Kunſt, müßig zu gehen, gehörig verſtanden hätte, bin ich daher entſchloſſen, den Baum der Künſte mit dem Zweige des Müßigganges zu bereichern. Ob ich das Werk, welches von meiner Theorie und Praxis darin gewiß den vollkommenſten Beweis ablegen ſoll, die Kunſt müßig zu gehen nennen, oder ob ich es in der beliebten Almanachsform unter dem Titel: Taſchenbuch für Müſſiggänger, herausgeben werde, darüber hoffe ich nächſtens mit mir auf's Reine zu kommen, könnte auch vielleicht ſchon jetzt bekennen, daß ich mich für das Letztre entſchieden habe. In dieſem Falle würde ich dann zuverläßig auf das Format des Almanachs für Leckermäuler Rückſicht nehmen, damit die verwandten Geiſter zuſammengebunden, gleichſam Hand in Hand, das Gebiet der Kunſt betreten möchten. So viel darf ich ſchon für gewiß ſagen, daß bereits drey Stück Zeichnungen, zu den dem Werkchen beyzufügenden zahlloſen Kupfern, in meinen Händen ſind, deren Gehalt ich dem Publikum hier mitzutheilen wage.

Erſte Zeichnung. Zwei junge Damen in der Kirche. Die eine davon ſitzt neben ihrer andächtigen Mutter in der Bet-Loge, und man ſieht es ihr an, daß ſie die Nacht zuvor viel getanzt haben mag. Wenigſtens ſcheinen die erſchlafften Geſichtszüge und das träge Auge eine höchſt unruhige Nacht zu verrathen. Die Walzer von geſtern und der

fröliche Tafelgeſang mögen ſie munterer erhalten haben, als das heutige Brummen der Orgel, und die ſchleppenden Töne der chriſtlichen Gemeine. Daß ihr jetzt zum mindeſten der Mund etwas unartig aufgegangen, oder die Augen ſich noch feſter als dadurch geſchloſſen haben mögen, dieß erhellt beynahe aus der kleinen Nothhülfe, welche der Ellenbogen der Mutter ihrer Andacht in die Seite gibt, vielleicht nicht ſowohl dem eiſernden Kanzelredner, als dem Klingebeutel, der eben vorfragt, Töchterchens Aufmerkſamkeit zu erwerben. Die unfreundliche Miene, womit Mamſell dieſe Aufmunterung empfängt, bezeugt zur Gnüge ihren unbehaglichen Zuſtand, der nicht eingetreten ſeyn würde, wenn ſie den rechten Müßiggang beſſer ſtudirt hätte.

Beſchämend ſitzt der ſchläfrigen die andre Mamſell gegenüber, ebenfalls neben ihrer Mutter. Wir können annehmen, daß ſie auch auf dem *geſtrigen* Balle geweſen ſey. Luſtige Gentlemens, wie der unter der Kanzel, welcher die Lorgnette ohne Aufhören auf ſie anlegt, ſind in der Liebe nur Eintagsfliegen; daher kann ſeine unbändige Feuersbrunſt von Zärtlichkeit erſt in der *letzten* Nacht ausgebrochen ſeyn. Gewiß hat dieſe Mamſell ſich ganz anders benommen als jene. Schon auf dem Balle mag die gute Seele ihre Gedanken im Gotteshauſe gehabt, und dem eleganten Menſchen, der unter den Andächtigen ſich wunderlich genug ausnimmt, dieſe Kirchenbuße zu ihrer Erbauung auferlegt haben. Vermuthlich iſt ihr auch ſelbſt in Orgeltönen und Geſängen die geſtrige Luſt wieder ſchön erklungen. Ihr munteres, dem Prediger jetzt geweihtes Geſicht ſcheint dieß zu bezeugen. Daß übrigens ihr andächtiger Blick weit weniger *auf* als *unter* die Kanzel geht, weiß ſie äußerſt glücklich zu bemänteln; ich ſelbſt hätte es kaum entdeckt.— Stolz auf den Anſtand, mit dem das Töchterchen die Kirche beſucht, wirft die gute Mutter eben einen vernichtenden Blick auf die vorige Gruppe, welcher zu ſagen ſcheint: „Hätteſt Du Dein Kind ſo erzogen, wie ich das meinige, ſo brauchteſt Du jetzt ihre Andacht mit keinem Ellenbogen zu unterſtützen!“

Zweyte Zeichnung. Eine Eheſtandsſcene. Zimmer, ſo reich und mannichfaltig dekorirt, daß eine auch nur mäſſige Phantaſie überall Gegenſtände fände, ſich daran zu halten und zu ergötzen. Allein die heilige Ehe mag die zuvor vielleicht allzuhoch geſpannte Einbildungskraft des eleganten Paares, das wir hier vor uns ſehen, endlich in die drückendſte Armuth geſtürzt haben. Vergebens, ſcheint es, hat Madame den Herrn in ein Konzert oder zu einer andern Ergötzlichkeit verlocken wollen. Gähnend reißt er ſich von ihr los, und greift nach Hut und Stock. *Allein?* ruft ſie, und das Schnupftuch bekommt die Hauptrolle. *Du allein? Und ich ſoll mich wohl in der Kinderſtube amüſiren!* Der Abſcheu, mit dem Madame das Wort Kinderſtube ausſpricht, gibt erſt den vollkommenſten Aufſchluß über ihr unglückliches Loos. Kann der Mann grauſam genug ſeyn, ſie zu verlaſſen? Entſchieden iſt es noch nicht, wohin er ſich neigen möchte, ſoviel aber doch vorauszuſehen, daß auch im Fall ſeines Bleibens die arme Frau den langweiligſten Abend haben werde.

Dritte Zeichnung. Gegenſtück zur vorigen. An einem einfachen Tiſche drey vergnügte Geſichter, der Mann, die Frau und der Hausfreund. Faſt gar keine Verzierung an den Wänden. Das Hausgeräth macht nicht die beſte Miene; auch liegen auf dem Tiſche weder Romane noch Karten. Man iſt ſich ſelbſt genug. Man geht blos müßig, aber welch ein Müßiggang! Die Geiſter der erſten Ehetage ſcheinen eben auf Mann und Frau herabzuſteigen und das Paar zu beſeligen. *Es gibt doch kein Glück als das Glück der Liebe!* ſagt der Gatte, die Gattin umfaſſend, hinüber zu dem Hausfreunde, in deſſen Miene der geſchickte Zeichner die herzlichſte Theilnahme an dem Glücke dieſer Ehe zu legen gewußt hat. Blos darüber möchte ich mit dem Zeichner rechten, daß er den Fuß der Hausfrau, wie auf einen Schemel, auf den Fuß des Hausfreundes geſetzt hat. Zwar gehört, um dies unter dem Tiſche gewahr zu werden, ein beſſeres Auge dazu, als der Hausherr zu haben ſcheint; aber das Auge des Publikums iſt ſcharf. Indeſſen bekenne ich frey, daß ich im Felde der Hausfreundſchaften zu wenig bewandert bin, um entſcheiden zu können, ob der Künſtler einen *wirklichen* Fehler damit gemacht, oder dergleichen Situation vielleicht ſinnbildlich ausdrücke, daß die vernünftige Hausfrau eine wackere Hausfreundſchaft mit Händen und Füßen feſtzuhalten habe. — —

Nicht aber, als ob blos das gemeine häusliche Leben berückſichtigt werden ſollte, denke ich vielmehr faſt jedem Stande ein Ideal von Müßiggang zu ſchildern, ja, ſobald wieder Zeichnungen fertig ſind, von ihnen Rechenſchaft abzulegen. Auch ſoll nicht blos der *reine* Müßiggang abgehandelt werden, ſondern die Art ebenfalls, welche ich, des Gegenſatzes wegen, den *unreinen* nennen möchte, und der in unnützen Bemühungen, als da ſind zweckloſe Sammlungen (z. E. der Hüte, Beinkleider, Schuhe, auch anderer Reliquien großer Herren oder großer Männer), thörichte Arbeiten (z. B. ſogenannte Deklamatorien, Naturgedichte ꝛc.) u. dgl. beſtehet. Ueberhaupt hoffe ich das Werkchen mit der möglichſten Vollſtändigkeit auszuſtatten, und, wie ein großer Dichter einſt geboten hat, das Nützliche dem Angenehmen beyzumiſchen. So ſollen, um nur einiges anzuführen, in meinem Buche Staatsmänner die Unterweiſung finden, wie man den ganzen Tag nichts zu thun brauche, als eine Feder zu ſchneiden, und ein einzigesmal den Namen zu unterſchreiben, und dennoch für den arbeitſamſten Mann im Lande gelten könne. Gelehrten, die ſich niemals gern mit der Gelehrſamkeit abgegeben haben, will ich ein vollſtändiges Regiſter hohler Worte aufſtellen, mit denen ſie ohne alle Anſtrengung ſich ſehen zu laſſen vermögen. Helden, die den Ruhm mehr als die Gefahr lieben, werde ich dar-

zuthun wiſſen, wie man während der Schlacht hinter einem Strauche ſeine Reputation und das Leben zugleich erhalte. Mit Einem Worte: Jeder Stand wird bedacht werden, den der Hofleute ausgenommen, weil es unter dieſen ſehr mediſante Menſchen geben ſoll, welche zweierley von mir ſagen dürften: erſtens, wem ich die hier berührte Kunſt und meine ganze Theorie abgeſtohlen hätte, und zweytens, daß mein Almanach für Müßiggänger blos darum die Welt erleuchten ſollte, weil ich es überdrüßig wäre, meinen Magen müßig gehen zu ſehen.

Uebrigens denke ich den Weg der Subſcription auf dieſes mein Buch einzuſchlagen, auch die Namen der Herren und Frauen Subſcribenten vordrucken zu laſſen.

D.

Briefe über Wien.

4.

Zu den reinſten Freuden, welche mir je ein Kunſtwerk gegeben, gehört die Darſtellung der Iphigenie von Gluck, welche die neue Direktion mit einer ſo ſorgfältigen Anordnung des Ganzen auf die hieſige Bühne brachte, daß faſt nichts mehr zu wünſchen übrig bleibt. Obgleich ich weiß, daß Du dieſe Oper in Berlin geſehen; ſo glaube ich doch, es werde Dir nicht unangenehm ſeyn, wenn ich nicht nur über die Aufführung der Oper und die eingeflochtenen Ballete, ſondern auch über das Werk ſelbſt Dir einiges ſchreibe.

Jederzeit war mir die Vergleichung verſchiedener Künſtler unter einander, die in derſelben Kunſt groß geworden, ſehr anziehend; auch hier drängt es mich faſt unwillkührlich, Mozart und Gluck, die bis jezt unter den Tonkünſtlern, welche die Oper bearbeiteten, wie zwey Heroen hervorragen, einander vergleichend gegenüber zu ſtellen. Wenn Mozart in ſeinen Opern durch den edlen Reichthum ſeines Geiſtes, durch den ſtolzen Aufwand all der Mittel, die ſein Genius zuerſt im Gebiete ſeiner Kunſt entdeckte, ſich der Herzen bemächtigt; wenn er uns oft das Leben durch die Mannigfaltigkeit der Charaktere, durch jenen Schimmer, den er auch über das Gewöhnlichſte ausgießt, reitzend macht; dann, wie ein kühner Zauberer, uns hinüberführt in jene Gefilde heiterer Phantaſie, wo alles ſo ferne von der Beſchränkung der Würklichkeit, aber auch alles ſo reitzend, ſo groß und herrlich iſt, daß man gerne ewig in den Kreiſen jener ſeeligen Dichtungen verweilen wollte: ſo ſtaunt man in Glucks Werken die Kühnheit des Mannes an, der es wagen durfte, mit den einfachſten Mitteln das Höchſte zu erreichen, und in edler Einfalt, gleich ferne von muſikaliſcher Pedanterie und den Auswüchſen einer überreichen Kraft, immer gehaltvolle Größe, die tiefſte Wahrheit der Empfindung, und die heiligſte Schönheit eines edlen Gemüthes unerreichbar, einzig darzuſtellen.

Nie mangelt es Mozart an Tiefe, nie an Kraft, nie an Schönheit. Wo er aber am größten iſt, bewürkt er das Höchſte, (wie dieß auch Dir jederzeit deutlich war), durch kühne Gegenſätze, durch Gegeneinanderſtreben entgegengeſetzter Gefühle und Naturen, und oft, um die höchſte Einheit hervorzubringen, eilt er gleichſam, vorher die höchſte Trennung, den verworrenſten Streit aller Elemente des Lebens bis zur höchſten Spaltung zu vollenden. So im Don Juan, einem Werke, welches bis jezt mehr angeſtaunt als verſtanden worden, ſo auf einem andern Wege in der Zauberflöte, ſo in mehreren ſeiner komiſchen Opern, in ſo ferne die Geſetze des Luſtſpiels dieſes geſtatten: Du erblickſt in ihm das Princip romantiſcher Kunſt, welches ihn überall leitet, und wirſt ſeine große Aehnlichkeit mit Shakeſpeare und den Spaniern nicht verkennen. Gluck aber, auf der Höhe klaſſiſcher Kunſt, zu welcher Mozart erſt in der leztern Zeit ſich hinüberneigte, gibt uns in den Charakteren ſowohl als der ganzen Handlung ſeiner Iphigenie überall Einheit, ohne vorhergegangene Trennung; nicht erſt wachſende, und nur aus dem Schluße des Ganzen aufblühende, ſondern in jedem Momente gereifte Vollendung, und gebraucht daher, ganz im Geiſte ſeiner Kunſt, überall die einfachſten Mittel. Wenn Du mit mir den Unterſchied beyder Künſtler ſo findeſt, wie ich ihn angab, welchen von beyden erkühnſt Du Dich höher zu nennen? Wie zu zwey leuchtenden Sternen, die neben einander aus ungleicher Höhe freundliche Strahlen des Lichts auf die Erde gieſſen, ſchaue ich ehrfurchtsvoll zu beyden hinauf; beyde ſind Geber des Lichts; ſo will ich denn auch in beyden die Gabe des Himmels dankend verehren.

5.

Mögen doch, bis die Oper endlich in Europa einen Dichter findet, diejenigen geprieſen ſeyn, welche Nachbildungen antiker Tragödien dem Tonkünſtler in die Hände geben: denn wenn ſolch ein Gedicht auch erſt nach drey ſo genannten Bearbeitungen zur Oper umgeſtaltet wird, ſo iſt es doch noch nicht ganz zu Grunde gerichtet; der erſte Geiſt blickt überall durch; die hohe Haltung des Ganzen, die urſprünglich einfache Anlage der Charaktere wenigſtens läßt ſich nie durchaus verwiſchen.

So erkennt man auch in Glucks Iphigenie noch jene urſprüngliche griechiſche Abkunft. Der Gang der Handlung iſt einfach und edel; die Charaktere ſind groß gehalten. Im Ausdrucke fehlt es zwar überall: das ſicherſte Zeichen, wie tief der neuere Dichter unter dem alten ſteht; allein hier kommt die Muſik dem Dichter zu Hülfe; und indem ſie alles in ihre Zauber einhüllt, verbirgt ſie uns ſeine Schwäche. Ueberhaupt glaube ich, Du wirſt, bey der durchgängigen Nichtigkeit ſo vieler für Muſik verfaßter Dichtungen, den Fehler unſerer Sänger, daß ſie die Verſe unvernehmlich ausſprechen, wohl mit mir für einen Vorzug halten. Man vernimmt da beyläufig, ſo viel unumgänglich nöthig iſt, um den Sinn des Ganzen im Allgemeinen zu

faſſen, das übrige gibt uns eine ſinnvolle Muſik weit glücklicher und vollendeter, als der kümmerliche nachhinkende Dichter.

Wie groß erſcheint von der Bühne herab das Schickſal aller Perſonen in Glucks Iphigenie? Iphigenie ſelbſt, uns ſchon durch die Sorge heilig, welche Diana für ihre Rettung vom Opfertode trug, ſie iſt beſtimmt ihren Bruder Oreſt, den lang erſehnten, am Altare hinzuopfern; Oreſt, der von den Eumeniden verfolgte Rächer ſeines Vaters, in Tauris landend, und hier die Sühnung ſeiner Schuld erwartend; er ſoll den Tod vor jener Bildſäule Dianens finden, von welcher ihm Glück und Heil verſprochen war; Pylades ſieht in dem Schickſale ſeines Freundes ſeine eigne Vernichtung; dann auch Thoas, welcher vergeblich gegen ſein Verhängniß anſtrebt; zuletzt die Verſöhnung der Götter mit dem Geſchlechte Agamemnons; jene tief gefühlte Freude eines ſchönen Glücks, das aus ſo herben Leiden, wie eine Roſe aus dornenvoller Umgebung, aufblüht; welch herrlichen Schluß des Ganzen gewährt ſie nicht! Wie ſo ſchnell verſchwindet aber der Geiſt dieſer ſchönen Dichtung, wenn Du das Gedicht ſelbſt allein betrachteſt, beſonders wenn Du ſo unglücklich biſt, Alxingers Ueberſetzung ſtatt des Originals zu beſitzen, wo das barbariſche Gepolter einer veralteten, ſich mühſam fortſchleppenden, Sprache allen Geiſt aus dem Werke wie hinwegbannt, und Dir nichts als die Reue zurückläßt, es geleſen zu haben. Glücklich derjenige, welcher in Göthe's Iphigenie die reine Schönheit dieſer Dichtung aufgefaßt, und, was Göthe noch zarter, tiefer und inniger als der Grieche gedichtet, in ſein Gefühl aufgenommen hat: er tritt als ein Geweihter vor die Bühne, und wird jene ewigen Harmonieen nicht unbegriffen verhallen laſſen. Nicht an das, was der Dichter dieſer Oper oft halb und unvollendet ausſprach, wird er ſich halten, ſondern er wird jenen ewigen Geiſt, der aus den Wogen des Geſangs zu ihm niederwallt, ehrfurchtsvoll neu in ſeiner Bruſt erzeugen, und der ewigen Größe des Menſchen gedenken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aſter.

Zwar liebt er die Celebrität,
Doch meine Kürze haßt er.
Er nennt ſich Aſter, der Poet;
Ich nenn' ihn Poetaſter.

Haug.

Hallos Bitte.

Im Sarge ruhten Zank, Neid, Kargheit, und Brigitte.
Der Winterfroſt trieb zu behend'rem Schritte
Den Leichenzug, und Wittwer Hallo ſchrie:
Nur langſam, Freunde! Langſamer! Ich bitte!
Macht kein Geſchäft aus einer Luſtparthie.

Haug.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Moskau.

Man würde ſich von der hieſigen Univerſität kein richtiges Bild entwerfen, wenn man ſie ſich wie irgend eine deutſche Akademie vorſtellen wollte; denn von dieſen zeigt ſie ſich gar ſehr verſchieden. Der Hauptunterſchied beſteht darinn, daß jene in kleinen Städten ihren Sitz haben, wo ſie der glänzendſte Punkt des Ganzen ſind, dieſe hingegen in einer ungeheuern, volkreichen Hauptſtadt kaum wahrgenommen wird. Auf deutſchen Univerſitäten geht alles von der Univerſität aus, nicht nur die wiſſenſchaftliche, ſondern auch der geſellige Ton. In Moskau gibt, wie in Paris, die große Welt den Ton in der Geſellſchaft an, der auch wiederum die wiſſenſchaftliche Tendenz beträchtlich modificirt. Man hat von Moskau in Deutſchland eine ſehr irrige Vorſtellung. Es herrſcht hier weit mehr Politur, weit mehr Luxus und weit mehr geſellige Lebensfreyheit, als in den meiſten übrigen großen Hauptſtädten. In unſern jungen Moskovitern findet man die Pariſer Elegants wieder; und viele unſrer jungen Damen würden, nach Paris verſetzt, ſchwerlich in leichter Grazie und im freyen, zierlichen Aeuſſern von den Pariſerinnen unterſchieden werden können. Wo die geſellige Verfeinerung ſchon ſo weit gediehen iſt, wie hier, und wo die gefälligſten Künſte den vornehmſten Rang behaupten, tritt natürlicher Weiſe das akademiſche Studium etwas in den Schatten. Die Pariſer Akademie (die jedoch nicht mit der Pariſer Univerſität verwechſelt werden darf) war allerdings eine Zeitlang, wenigſtens für die Pariſer, ein Orakel des guten Geſchmacks. Aber dieſe Akademie beſtand aus den erſten Gelehrten der Nation, und zwar aus dieſen und aus einigen der vornehmſten und gebildetſten Weltleute in Paris ganz allein. Unſere Univerſität hingegen iſt bekanntlich aus ruſſiſchen, deutſchen und franzöſiſchen Gelehrten zuſammengeſetzt. Ein ganz harmoniſches Zuſammenwürken, und ein einziger, alle gleich beſeelender und durchdringender Geiſt läßt ſich daher nur von einer ſpätern Zukunft erwarten, wo die junge Pflanzung höher aufgewachſen, und das Einheimiſche mit dem Fremden zu größerer Reife gediehen ſeyn wird. Es iſt auch noch ein anderer Umſtand von wichtigen Folgen. In großen Städten bilden die Studenten kein eigenes, für ſich beſtehendes Corps. Sie leben in der großen Stadt zu ſehr zerſtreut und getrennt von einander, und berühren ſich, weil die geſelligen Kreiſe viel weiter und viel zahlreicher ſind, als in kleinen Städten, nicht ſo nah, um ſich zu einem Ganzen, was ein eigenes Intereſſe hat, vereint zu fühlen. Dies gewährt allerdings der freyen Ausbildung der jungen Leute ungemein große Vortheile. Jene Ungezogenheiten und Renommiſtereien, die Ausgeburten der Univerſitäten kleiner Städte, und die kleinſtädtiſche geſellige Verbildung, die an den Studenten, welche aus ſolchen Propyläen in die Geſchäftswelt eintreten, nur zu häufig wahrgenommen wird, jene pedantiſchen Lächerlichkeiten, die auf den Univerſitäten kleiner Städte perennirend ſind, werden daher in einer großen Stadt nicht leicht zum Vorſchein kommen. In Moskau, wie in Paris, findet man auch kaum eine Spur davon. Dies iſt allerdings ein ſehr beträchtlicher Gewinn. Dagegen hat nun aber auch dieſe weite Trennung der jungen Leute von einander, und dieſe frühe, geſellige Ausbildung manche Nachtheile, die jenen Vortheil faſt aufzuwiegen ſcheinen.

(Der Beſchluß folgt.)

Druckfehler.

In den erſten Abdrücken von Nro. 62. S. 247. Sp. 2. Z. 30. ſ. nur l. nun, und S. 248. Sp. 1. Z. 2. ſt. Krieg l. König.

Nro. 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. März, 1807.

Vielkundig ſeyn, nicht vielgelehrt, iſt gut.

Democrates.

Rath.

Zu unſern Zeiten, wo die Erziehungskunſt auf den Weg der Natur zurückkehrt, iſt es an der Tagesordnung, auch unſerer alten Literatur den ihr gebührenden Platz unter den Gegenſtänden des öffentlichen Unterrichts anzuweiſen. Unſere Schüler leſen Horaz und Sophocles, Homer und Ennius; ſie treiben Franzöſiſch, Engliſch, Italiäniſch; aber ſie wiſſen nichts oder ſo viel wie nichts von den Meiſterſtücken der deutſchen Dichtkunſt, einem Liede der Nibelungen, einem Reineke Fuchs. Das letztere Gedicht hat ſo ganz den heitern Lehrcharakter des Deutſchen, daß ich den Anſprüchen unſers Vaterlandes darauf unmöglich entſagen kann. Wenigſtens aber das Lied der Nibelungen iſt gewiß ächtdeutſch, iſt unſer Homer; und doch wer las es ſeit Jahrhunderten? wer lieſt es noch in dieſem Augenblick, da ich ſchreibe? Vor Bodmers theilweiſen Mittheilungen war es ſo unbekannt, als ſein Verfaſſer. Auch damals ſcheint es nur mittelmäßige Aufmerkſamkeit erregt zu haben. Gewohnt, von der jetzigen Ausbildung ihrer Literatur eine ſo hohe Meynung zu hegen, daß ſie darüber die Erſcheinungen derſelben in der Vorzeit als rohe Anfänge überſehn, ſcheuten die meiſten meiner Landsleute die geringe Mühe des Sprachſtudiums, das hier erfodert ward, da ſie doch bey Erlernung fremder, beſonders alter, Sprachen ungleich gröſere Anſtrengungen nicht nur ſelbſt ertragen, ſondern ſogar ihren Kindern zur Pflicht machen. Die Kenntniß eines ſolchen Kleinods blieb alſo das Eigenthum einer Kaſte. Die Bücherſammler, die Regiſtermacher, die Literatoren wußten davon. Einige ſchätzbare Gelehrte intereſſirten ſich warm dafür. Man wünſchte von dieſer Seite die völlige Bekanntmachung der Nibelungen. Müller ſetzte ſie (ſo wie verſchiedenes andere der Art) mit raſtloſem Eifer durch: denn man darf ſeinen Abdruck des Gedichtes, der 1782 erſchien, als vollſtändig anſehen, wiewohl die rühmlichen Bemühungen des Herrn von der Hagen uns mit einigen Hundert Verſen mehr aus einer Münchner Handſchrift bereichern werden. So lag denn nun dieſes Werk offen da, und der bewußtloſen Trägheit blieb keine Entſchuldigung mehr übrig. Wie kam es denn, daß dennoch die Anſicht der Sache ſich wenig änderte? daß ſeit den 25 Jahren, die ſeitdem verfloſſen, das deutſche Volk ſich immer noch nicht in den Wiederbeſitz eines National-Schatzes ſetzte? daß der Geiſt der Nibelungen uns noch immerdar aus der Ferne wie ein fremder zuruft, ſtatt bey unſern Feſten, unſern Mahlen uns zu umwehen, in unſern Unterredungen uns freundlich anzuſprechen, unſre Geiſter und Herzen mit ſeiner Rieſenkraft und Kindesunſchuld zu erheben und zu läutern?

Leider iſt die Beantwortung dieſer Fragen nicht ſchwer, und ich habe ſchon darauf hingedeutet. Verliebt in Fremd-Wiſſerey, glichen ſeit mehrern Menſchenaltern, mit wenigen Ausnahmen, ſelbſt unſere berühmteſten Dichter und Schriftſteller der Dohle in der Fabel. Ueberall ausländiſcher Putz, fremde Gedanken, fremde Bilder, herzloſe Nachahmung ſtatt gemüthlicher Eigenthümlichkeit. Geſchah das am grünen Holz, was war von dem dürren zu erwarten? Die

Gelehrten folgten dieſen Koryphäen, die Lehrer zogen ihre Schüler mit ſich fort: der ganze Volksſinn ward verfälſcht, und eine geiſtreiche und ſeelenvolle Nation mußte den Ausländern beſchränkt, erfindungslos und unbedeutend vorkommen.

Es iſt fürwahr! endlich Zeit, in unſern Buſen zu greifen, nicht um eingebildete Schwäche zu beklagen, ſondern um wahrhafte Stärke anzuerkennen. Der Deutſche braucht ſich in keiner Rückſicht einem anderm Volk nachzuſetzen. Wohlan! ſo verfolge er auch mit unpartheyiſchem Blicke ſich ſelbſt durch alle Zeiten, ſo ziehe er auch mit vaterländiſchem Fleiße ſeine alten Helden, Geſetzgeber und Dichter aus der Vergeſſenheit hervor, ſo ehre er auch mit der ihm eigenen Mäßigung ſeine Vorzüge! Nicht immer Griechen und Römer, Franzoſen und Engländer führt im Munde, ihr Lehrer des Volks! Nicht von Alexander, Solon, Homer nur redet! Nicht immer benutzt den Deutſchen nur zu den Schattenparthieen eurer hiſtoriſchen Gemählde! Studirt euch ſelbſt, eure Sprache, eure Sitten, und ihr werdet euch freuen, Deutſche zu ſeyn, werdet froh eure Schüler zu Deutſchen bilden!

Ein ſo edles Selbſtgefühl zu wecken, dienen aber hauptſächlich Gedichte, wie das von den Nibelungen, beſonders, da aus jenen Zeiten nur unbedeutende Geſchichtbücher auf uns gekommen ſind. Hier iſt noch alte Kraft, deutſche Tugend, ungeborgter Witz. An dieſem Feuer muß ſich der Jüngling zu rühmlichem Ehrgeiz erwärmen; dieſe Einfalt der Sitten, dieſe Unſchuld der Herzen muß ihm ein lehrreicher Spiegel ſeiner Welt ſeyn. Nur erſt, wenn auf allen Tiſchen der Dichter der Nibelungen neben Homer, und der des Reineke neben Aeſop und Phädrus liegt, nur dann erſt wird der Deutſche einen Standpunkt gefunden haben, von dem er nicht nur fremde Nationen, gewiß nicht zu ſeinem Nachtheil, würdigen kann, ſondern der ihm auch einen tiefen Blick in ſein eignes Weſen öffnet, den Werth mancher verkannten Periode in ſein Licht ſtellt, den Flitter-Glanz manches übertriebenen Verdienſtes mildert, und ihn ſeinen wahren Gehalt kennen lehrt.

Mehr bedarf es dann nicht, um uns auch den gebührenden Platz in der Meynung der Ausländer anzuweiſen.

F. H. Bothe.

Briefe über Wien.

6.

Kein Tonkünſtler iſt mir bekannt, der ſo ſehr im hohen Sinne des Wortes dramatiſch wäre, wie Gluck, Nirgends unterbricht er den Gang der Handlung, oder das Würken eines Charakters, um einen großen muſikaliſchen Effekt, der auſſer dem dramatiſchen Kreiſe liegt, hervorzubringen. Solche Mäßigung bey ſolcher Fülle der Kraft, ſo durchgängige Zweckmäßigkeit wirſt Du überall erblicken, ſo ſehr iſt alles durch den Chor gemildert und gehoben, und zu dem erhabenſten Ganzen vereint, daß Du unwillkührlich ausrufen wirſt: ſeht hier die alte Tragödie, die in neuem Glanze an das Licht getreten!

Wo aber, da Du auch über das Einzelne jener Oper von mir etwas zu hören verlangſt, wo ſoll ich beginnen, wo enden, da alles vollkommen, nichts aber überflüßig oder müßig iſt? Soll ich von der hohen Einfalt jener Chöre der Prieſterinnen ſprechen, welche nicht nur an die Idee des Chors der antiken Tragödie erinnern, ſondern ſie ganz erfüllen? von dem furchtbaren Racheruf der Eumeniden? von jener wild gedrängten Kraft im Chore der Scythen, und in ihrem Tanze; dergleichen vielleicht die Muſik nichts wieder aufzuweiſen hat? Oder ſoll ich bey einzelnen Perſonen beginnen? und Dir die ſchuldloſe Reinheit Iphigeniens, den aus der Tiefe der Reue groß hervortretenden Charakter Oreſts, die innige Sorge der Freundſchaft in Pylades, oder die rauhe Gewalt des Thoas zuerſt anpreiſen? Wohl iſt es jedem erlaubt, ſeine Meynung über ein großes Werk auszuſprechen, und die Idee des Ganzen bis in die kleinſten Theile deſſelben zu verfolgen; vielleicht dadurch den richtigen Geſichtspunkt anzugeben, und anderen das Verſtehen zu erleichtern: das Werk ſelbſt aber will ſelbſt angeſchaut ſeyn, keine Beſchreibung wird es ins wirkliche Leben hervorrufen. Du, welcher dieſe Oper oft geſehen, erwäge, vergleiche, berichtige, was ich hier aufgeſtellt; je ſchneller Du mir Deine Meynung ſchreiben wirſt, deſto mehr wirſt Du mich verbinden. Wie aber Gluck überall ſo tiefe Würkung mit ſo einfachen Mitteln hervorbrachte, welchen Regeln muſikaliſcher Kunſt er folgte, welche er neu erſchuf, dieß mag Dir ein großer Tonkünſtler erklären, mir iſt es nicht vorbehalten.

7.

Die Sorgfalt, mit welcher dieſe Oper in die Scene gebracht, und der angeſtrengte Eifer, mit welchem ſie von Sängern ſowohl, als dem Orcheſter ausgeführt wurde, konnte nicht anders als erfreulich ſeyn. Demoiſelle Milder, als Iphigenie, übertraf noch die Erwartung: der Beyfall, den ihr einfacher Geſang erhielt, und die Aufmerkſamkeit, mit welcher auch das Feinſte, was ſie gab, immer ſicher bemerkt wurde, belohnte ſie gewiß für ihre lobenswerthe Anſtrengung. Herr Vogel, deſſen Geſang ſtets Bewunderung verdient, blieb auch in ſeinem Spiele durchaus dem Charakter Oreſts angemeſſen; auch Herr Ehlers, als Pylades, gefiel; und Herr Weinmüller entwickelte als Thoas wie immer die Tiefe ſeiner prachtvollen Stimme. Die Chöre entfalteten ſich in ihrer hohen Schönheit auf das vollendetſte: man konnte leicht bemerken, daß Herr Salieri, Glucks Schüler und dankbarer Verehrer, die Leitung des Ganzen übernommen hatte.

Auch Tänze ſind in dieſe Oper eingeflochten worden: eine zweckmäßige Einrichtung. In einer Dichtungsart, wie

die Oper, wo alles ſich ſo ſehr von der Würklichkeit entfernt, wo die einfache Sprache des Lebens ſich zum Geſange erhebt und veredelt, findet auch der Tanz, als die höchſte Schönheit körperlicher Bewegung, eine ſehr ſchickliche Stelle. Herr Coralli, der durch die Erfindung einiger kleinern Ballete ſich die vorzügliche Gunſt des Publikums erwarb, hat auch in dieſer Oper die Tänze erfunden, und ſich als ein Mann von nicht geringen Talenten gezeigt.

Beſonders ſchön war am Ende des erſten Akts der Tanz der Scythen, von welchen Oreſt und Pylades gefeſſelt vor Thoas geführt werden. Er begann raſch, kraftvoll, mit kühnem Schwung der Bewegungen, wie die Muſik, die ihn leitet; aber er wurde im hohen Grade charakteriſtiſch und groß, da Coralli und Taglioni, als Anführer der Scythen, ſelbſt nun voll barbariſcher Freude einherſtürmten, in einer Hand das Beil ſchwingend, die andere an der Kette ihres Gefangenen. Alles an dieſen beyden Männern war bedeutend; ein Ausruf lauter Bewunderung bewillkommte ſie bey ihrem Auftritte. Welche Mannigfaltigkeit herrlicher Bewegungen entwickelte nicht Coralli, als er mit Oreſt wieder hinwegzog, wo er doch ſo ſehr beſchränkt war, daß er nie die Hand von ihm laſſen durfte? Wie ein Tieger, der ſeiner Beute gewiß iſt, bewegte er ſich in kühnen Sätzen um ſeinen Gefangenen: bald krümmte er ſich nieder, und ſchaute, das Beil drehend aufwärts gehoben, ihm trotzend ins Antlitz; bald richtete er ſich groß auf, mit kraftvoller Wendung des Körpers vorwärtsſchreitend; der Triumph des Siegs leuchtete aus ſeinen Mienen; bald drehte er ſich höhnend um ſeinen Gefangenen, und wand ſich durch deſſen Kette. Nichts Kleinliches ſah man an dieſem Tänzer, nichts Ueberladenes, und bey durchgängig großer Kühnheit nichts Groteskes.

Die Scene, in welcher die Eumeniden als Rächerinnen des Muttermords ihre Qualen über Oreſt ausgieſſen, ward der Erfindung der Grotesken überlaſſen, und iſt daher aus allen Theilen der Oper am wenigſten glücklich ausgefallen. Sie gaben hier nur regelloſe Sprünge und bedeutungsloſe Bewegungen. Nur die Figuranten glaubten recht weiſe zu thun, wenn ſie durch ſinnloſes Hin- und Wiederlaufen, durch gewaltſame Verrenkungen der Arme und Füße recht ihre innere Furioſität ausdrückten. Es war aber hier nicht darum zu thun, tolle Leute und ungeheure Sprünge zu ſehen, ſondern jene ewigen Rächerinnen menſchlicher Verbrechen; der große Sinn der Muſik war hier auszuſprechen, und grandioſe einfache Bewegungen und ein durchgängiges Zuſammenſtimmen derſelben auf einen Punkt nöthig. Was das Coſtüme betrifft, ſo hätten die Furien gut gethan, bey Flaxmann vorher anzufragen; ſie würden dann nicht in ſo lächerlichem Gewande erſchienen ſeyn.

Herrlich gedacht und ausgeführt war das Ballet am Schluße der Oper. Doch muß man es als ein Nachſpiel betrachten, denn die Verbindung deſſelben mit der Oper iſt ſehr loſe, und ſogar dem Sinne der Handlung widerſprechend. Während nämlich Iphigenie und die übrigen Griechen ſich einſchiffen, bringen einige Griechen am Ufer den Göttern ein Dankopfer; viele Scythen kommen herbey, und vereinigen ſich mit ihnen zu frohen Tänzen und Kampfſpielen; welches bey der erſt geſchehenen Ermordung ihres Königs ſchlechterdings eine unmögliche Sache iſt. Auch die Muſik iſt hier nicht durchaus von Gluck; und was von ihm iſt, wurde aus andern Werken entlehnt. Doch, weil Du die Ballete liebſt, laß uns ſehen, wie ſie dieſen Gegenſtand durchführten.

Den Anfang machten die, in freundſchaftlicher Verſchlingung der Arme, auftretenden Scythen, durch einen wohlausgeführten Tanz: dann zogen die opfernden Griechen, vom Ufer des Meeres, aus dem tiefen Hintergrunde bis gegen die Mitte der Bühne, einfach, ohne Pomp der Bewegungen hervor. Die Knaben mit den Opfergeräthen, mit den Flöten, das heilige Feuer auf den Dreyfüßen, und zwey herrliche Geſtalten griechiſcher Jünglinge, die dem Opfer beywohnten, gaben dem Ganzem ein ſehr heiteres Anſehen. Ein kleiner Tanz begann, während welchem ſich die Opfernden wieder zurückzogen.

Nun ſchwebte eine mit Roſen bekränzte Griechin (Madame Coralli) in froher Bewegung hervor. Zwey ſcythiſche Mädchen (die beyden Decaro) einen dunkeln Laubkranz in den Haaren, beyde klein, und die größere Griechin mit vielfachem Tanze umkreiſend, ſchmückten ſie mit Blumengewinden, und führten mit ihr ein Terzett aus, das zwiſchen dieſen Guirlanden ſelbſt wie ein Frühling in immer neuen Geſtaltungen aufblühte, und auf das mannigfaltigſte jene Reitze enthüllte, womit eine grazienvolle Bewegung junge Körper ſchmückt. So wie ſich dieſe entfernten, begannen die Scythen unter ſich einen Wettkampf, durch rauhe Kraft, kühne Gruppirungen, und gewaltſamen Schwung grotesker Sprünge erſtaunungswürdig. Der Sieger, nachdem er viele zur Erde niedergedrückt, manche vom Boden aufgehoben, und über die andern hinausgeworfen, allen aber die Luſt des Streites benommen hatte, empfieng ſtolz die Huldigung ſeiner Gefärthen.

Jetzo traten die beyden griechiſchen Jünglinge (Coralli und Taglioni) im leichten Waffenſchmucke hervor; jeder führte einen kleinen runden Schild und ein kurzes Schwert: es begann der ſchönſte der Kämpfe, in Angriff und Vertheidigung gleich edel und reitzend. Immer ſchwebend, und kaum den Boden mit der Spitze des Fußes erreichend, ſchien es, als wären der Götter ein Paar herabgekommen, und verſchmähten die Berührung der Erde. Von ihren blanken Schwertern, die mit hellem Klange auf einander trafen, ſprüheten blaue Funken des Feuers; ſie ſelbſt, in unaufhörlicher Bewegung des Angriffs, der Vertheidigung, der Kühnheit und Liſt, zeigten nirgends eine Spur der Anſtrengung oder der Ermattung. Edel in den Wendungen, in

allen Gruppirungen neu, und voll klaſſiſcher Gediegenheit, gewann dieſer Kampf eine immer wechſelnde Form, und erfreute durch die reichſte Mannigfaltigkeit. Bald verfolgten ſie ſich: der Fliehende deckte den Nacken mit dem Schilde, und fieng, rückwärts fechtend, die Streiche ſeines Gegners auf; bald wurden ſie von den Scythen getrennt: doch, von dieſen nach verſchiedenen Seiten hinübergezogen, neigten ſie ſich vorwärts mit ſtets reger Luſt des Streites gegen einander, und hörten nicht auf, ſelbſt über dem Haupte eines kühnen Scythen, der ſich zwiſchen ſie drängte, zu kämpfen, bis der Moment des Aufbruchs kam, das griechiſche Mädchen in reitzender Eile über den weiten Raum der Bühne dahinfloh, die beyden Kämpfer mit ihr zu Schiffe flogen, dieſes den Anker löſete, und Iphigenien, Oreſt, Pylades, das Mädchen und die beyden Jünglinge im Angeſichte der Zuſchauer durch die Wogen des Meers führte, die Scythen ihren letzten Tanz begonnen, und der herabrollende Vorhang plötzlich die Freuden des Abends beſchloß.

Hier alſo haſt Du nach Deinem Wunſche eine ausführliche Beſchreibung der Tänze, welche in die Oper verflochten waren. Siehſt Du in der Folge der Zeit einmal ſelbſt dieſe Ballete, ſo wirſt Du finden, daß ich der Wahrheit überall getreu blieb, und weder im Lobe noch im Tadel zu viel ſagte. Lebe wohl.

Miszellen aus Hamburg.

Die Gegenwart des Marſchall **Brune** und ſein Oberbefehl in einer Stadt, die mit dem Handel ſteht und fällt, und deren ganze Exiſtenz folglich durch die Vernichtung ihres Erwerbs, wenn dieſer Zuſtand noch einige Zeit währt, auf dem Spiele ſteht, erweckt die Reminiscenz an ſein Betragen in der furchtbarſten Epoche der Revolution, wo er eine mit Hamburg durch ihre innere Lage und äußre Handels-Verhältniſſe nahe verwandte Stadt in einem für ſie freylich viel ſchrecklichern Moment vom Untergange rettete. Als Kommandant von Bordeaux im J. 1793, widerſetzte er ſich dem hölliſchen Plane des dortigen Revolutionstribunals, das ſchönſte und neueſte Quartier der Stadt, le Chapeaurouge genannt, welches von den wohlhabendſten und jenen Blutmenſchen deswegen verhaßten Bordeleſen bewohnt wird, in Aſche zu legen. **Meyer** hat dieſen Zug mit mehrern ähnlichen, die dem Charakter des General **Brune** zur hohen Ehre gereichen, in ſeinen Briefen aus Paris und Bordeaux erzählt und Victor **Klopſtock**, der Redakteur der hieſigen Adreß-Comtoir-Nachrichten, kürzlich in einem ſeiner Blätter durch Aushebung dieſer großmüthigen Charakterzüge des Generals wieder daran erinnert. — Der Marſchall zeigt ſich hier ſelten öffentlich; faſt nur allein bey Spazierritten auf unſerm demolirten und mit Gartenparthieen verſchönerten Wall, von einigen holländiſchen und hamburgiſchen Dragonern eskortirt. Auch im Schauſpiel erſchien er bisher nur einmal, und überläßt die für ihn reich und mit Geſchmack dekorirte Loge ſeinen Adjutanten. — Es iſt wohl mehr die tägliche Erwartung ſeines Beſuchs, als Achtung gegen das von der Direktion ſehr vernachläßigte Publikum, welche dieſer jetzt die Aufführung einiger neuen Stücke abnöthigt. Dahin gehört die Repriſe von **Celia** und die neue Operette Gabrielle d'Etrées. Erſteres iſt eine verunglückte und ganz franzöſiſirte Kopie von Göthe's **Stella**, in welcher die Schauſpielerin — mit dem unausſprechlichen Namen — **Schreuz**, die Verſtoſſene, mit gräulichem Geſchreyen und Konvulſionen, ſpielt, oder vielmehr — paradirt. Die Muſik der **Gabrielle** von **Mehul** hat treffliche Parthieen, gefällt aber wegen ihres ernſten Charakters — und der permanenten Heiſerkeit der Damen, **Schreuz** und **Cubly**, nicht, obgleich das Stück manche im vormaligen Frankreich zum Sprüchworte gewordene ſchöne Phraſe und andre Reminiscenzen aus dem Leben des großen und guten Heinrichs, dieſes Ritters auf dem Thron, enthält. — Auf der deutſchen Bühne hatten wir die **Fuoruſciti**, mit der herrlichen Muſik von **Pär**. Um den hohen, gedankenvollen Charakter dieſer Muſik mit einem Reitzmittel für das **höhere** Publikum da **oben**, das ſeit mehreren Jahren großentheils auch ins Parterre herabgeſtiegen iſt, zu verſehen, hat man dem Stücke den, doch etwas undeutlichen Beinamen, die **Wegelagerer** — warum nicht lieber die Strauchräuber!? — gegeben.

Apropos der Strauchräuberey! Mehr als jemals iſt jetzt das Parterre und der Eingang des franzöſiſchen Schauſpielhauſes die Bude ſolcher Gaunerkünſte. Faſt täglich werden hier Uhren, Tabacksdoſen, Geldbörſen geſtohlen, ohne daß auch nur ein einziger dieſer Geſchäftsleute im engliſchen Geſchmack (pick-pockets) aufgehoben und ſeine unbezahlte Waare konfiscirt wird. Die Polizey hat zwar die theoretiſche Kenntniß dieſer Taſchenſpieler und der Modalität ihres Gewerbes, aber es fehlt ihr die praktiſche Behendigkeit, um einen derſelben bey ſeiner forcirten Operation auf der That zu ertappen, obgleich die Verwegenheit ſo weit getrieben wird, daß ſelbſt in dem Moment des Einſteigens in die Kutſche durch Einen Doppelgriff Uhr und Geldbörſe zugleich verſchwinden. — Eine ähnliche unwillkührliche Langmuth übt unſre Polizey in Anſehung eines Menſchen *), welcher unter dem offenbar ſelbſt fabrizirten Schilde ſehr achtungswürdiger Namen ſchon ſeit mehreren Monaten umhergeht, um zu einem angeblichen Deklamatorium (mit dem Bauch, ſagt man) Pränumeration zu ſammeln, und auf dieſem Wege ſchon eine anſehnliche Summe zuſammengebracht hat, ohne daß auch nur von der Wahrſcheinlichkeit der Ausführung die Rede iſt. Dieſer immer ſtumm bleibende Bauchredner ſoll vor 5 Jahren daſſelbe Pränumerationsſpiel hier ſchon einmal getrieben, und ſich dann, den Geiſterſehern verwandt — unſichtbar gemacht haben. Wer iſt nun — gutmüthiger; unſre davon unterrichtete Polizey, oder unſer durch ähnliche Erfahrungen gewarntes Publikum, das ſolchen — Künſtlern Vorſchuß leiſtet?

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

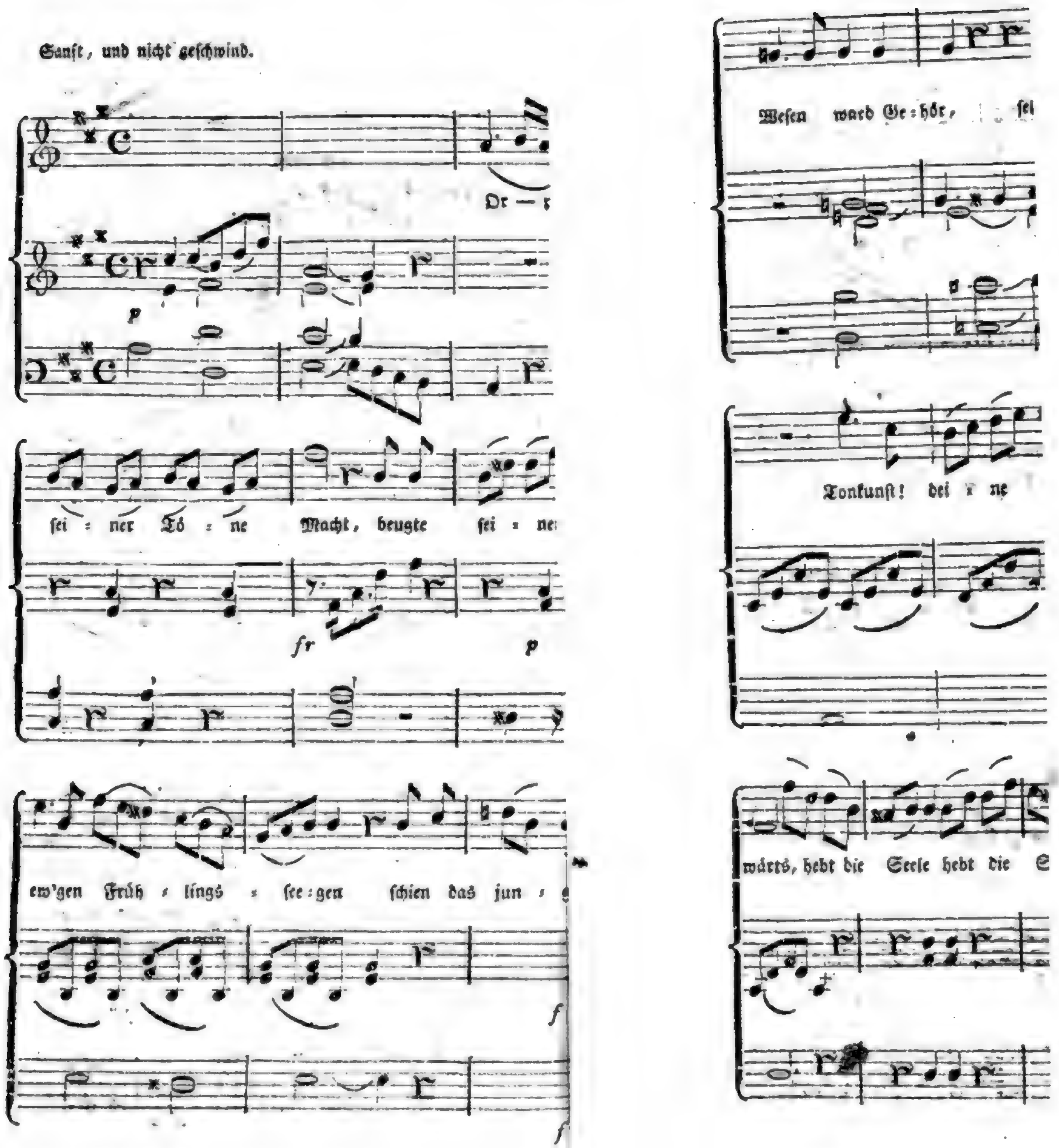
Bern, 9 März.

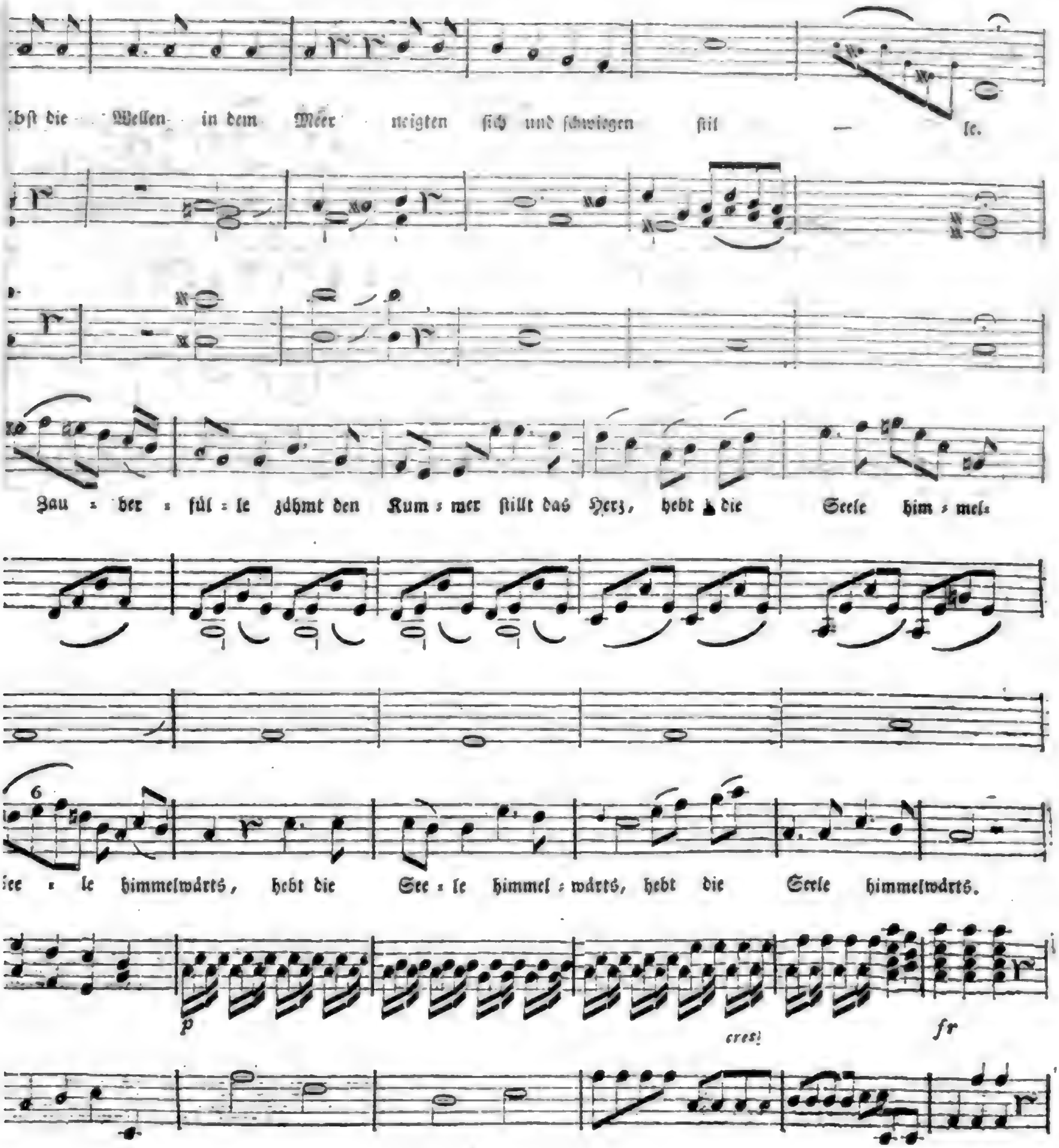
Wir haben letzte Woche einen traurigen Auftritt von Fanatismus gehabt. Ein Trupp ſogenannter Separatiſten, deren Verſammlungen ein Statthalter durch Güte und Vorſtellungen zwey Schäfchen abwendig gemacht hatte, ergriff Nachts um 2 Uhr den würdigen Mann, ſchleppte ihn aufs Feld, und nach einer Stunde fand ihn ſein Sohn todt (**man ſagt**, geſteinigt), und die Bande, Männer und Weiber, nackt um ihn tanzend, heulend und ſingend. Sie ſagten, er habe ſterben müſſen, damit er nicht ins Gericht komme, das künftige Oſtern über ihre Gegner werde gehalten werden, und wo es ihm viel übler ergangen wäre. Jetzt ſitzen ſie in Ketten, und wahrſcheinlich wird's Märtyrer geben. Dieſe Bauren ſind doch keine wahren Enthuſiaſten, und ein Paar recht ſcharfe Urtheile werden den Fanatismus wenigſtens behutſam machen. Wenn ſie Unfug anſtellen wollen, ſo überlegen ſie doch vorher, ob ſie die ſtärkern ſeyen . . .

*) Es iſt derſelbe, deſſen in dieſen Blättern aus Hamburg bereits Erwähnung geſchehen iſt.

Beylage: **Lied**, komponirt von **Schwegler**.

Sanft, und nicht geſchwind.




bſt die Wellen in dem Meer neigten ſich und ſchwiegen ſtil — le.
Zau = ber = fül = le zähmt den Kum = mer ſtillt das Herz, hebt die Seele him = mel=
ſee = le himmelwärts, hebt die See = le himmel = wärts, hebt die Seele himmelwärts.
p
creſc
fr

Nro. 67.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 19. März, 1807.

Nicht hab' Uebervertrau'n, noch Mißtrau'n! Strebe beſcheiden
Etwas, nicht alles zu ſeyn, aber noch weniger, nichts.

Voß.

Ueber das Bedürfniß der deutſchen Schau-Bühne an feinern Luſtſpielen.

Allerdings bin ich einverſtanden, mein Freund, daß Luſtſpiele nun das größte Bedürfniß der deutſchen Schau-Bühne ſeyen. Ich gehe noch weiter, und behaupte, daß ohne feine Luſtſpiele die deutſche Schauſpielkunſt bald ihrem Untergange nahe ſeyn werde. Dieſes fordert eine Erklärung.

Als die deutſche Bühne ſich nach der franzöſiſchen bildete, und eigentlich bloß durch Ueberſetzungen und Nachahmungen franzöſiſcher Stärke heranwuchs, gab es nur zwey Gattungen des Schauſpiels: Luſtſpiele und Trauerſpiele. Die Luſtſpiele, ſo wie auch die ſpäterhin gleichfalls aus dem Franzöſiſchen genommenen wenigen Dramen, zeichneten ſich durch eine beſondere Feinheit und Zartheit aus, und konnten daher auch nur bey einer feinen und zarten Darſtellung gefallen. Da die Handlungen derſelben größtentheils aus den höhern Ständen genommen waren, mußten ſie mit Welt und Anſtand geſpielt werden. Damals war der Uebergang vom Luſt- zum Trauerſpiele für den Schauſpieler ganz natürlich; denn er brachte von jenem zu dieſem ſchon Feinheit, Zartheit, Würde und Anſtand mit.

Die Einführung Shakeſpears gründete die zweyte Epoche, während welcher Leidenſchaften in ihren heftigſten Ausbrüchen, aber auch nach allen ihren feinſten Schattirungen, das aufgedeckte menſchliche Gemüth in ſeiner Größe und Schwäche, der Lieblingsgegenſtand des Publikums ward. Die Künſtler gefielen ſich in dieſen Darſtellungen. In jeder konnte ſich der volle Reichthum ihrer Kunſt entfalten; und das Erhabene dieſer Gattung ſchloß das feine, zarte, ſchöne Spiel nicht aus, das ſie ihren frühern Uebungen zu verdanken hatten. Auch erhielten ſich jene franzöſiſchen Luſtſpiele und Dramen, und ihre Nachbildungen recht nachbarlich und gut in dieſer Epoche auf dem Schauplatze.

Leider aber bahnte dieſe Angliſirung der Bühne der dritten Epoche, jener nämlich der Natürlichkeit, oder vielmehr Gemeinheit, den Weg. Ein großer Mann gab zu dieſem Uebergange Veranlaſſung: Leſſing.

Scharfſinn war die vordringende Kraft ſeines Kopfes; Kampfluſt die ihr entſprechende Eigenheit ſeines Gemüthes. An dem unmäßig Bewunderten Mängel, an dem ungerecht Verachteten Vorzüge aufzudecken, und ſo mit dem Zeitalter in die Schranken zu treten: das war ſeine Sache. Fand ſein Scharfſinn an der Enthüllung franzöſiſcher Blöße gleich eine zu leichte Arbeit; ſo war ihm doch an der Ausſtellung Shakeſpeariſchen Reichthums eine große und freudige gegeben. Vergleichung beyder war der Weg, den er bey ſeinem Studium einſchlug; hieraus erklärt ſich von ſelbſt, daß er in Shakeſpear am meiſten ſuchte, bewunderte, pries, was er bey den Franzoſen entbehrte. Er drang folglich im Drama auf wahren natürlichen Ausdruck der Leidenſchaft, vollſtändige Darſtellung der Charaktere, durchgängige Begründung und innere Wahrheit der Handlung. Weil Würde, Feyerlichkeit, Anſtand die Franzoſen zu falſchem Flitter, Bombaſt und kaltem Hofton verleiteten, gieng er auf der andern Seite wieder zu weit, und zog die

Sprache zu einer Natürlichkeit herab, bey welcher ſie keinen Anſpruch mehr machen konnte, Organ der Poeſie zu ſeyn.

Leſſing ſtarb auf halbem Wege. Hätte er den Kreis ſeiner Unterſuchungen vollenden können, er wäre zurückgekommen. Denn das Größte und Höchſte, was ſeither über Poeſie ausgeſprochen wurde, hatte er bereits nicht nur geahndet; der Keim hiervon war vielmehr bereits zur Knoſpe aufgeblüht; dieſe wartete nur, daß die Strahlen ſeines Geiſtes wohlthätig auf ſie fallen möchten, um ſich ganz zu entfalten.

Es iſt leichter, ſich die gewonnenen Schätze eines Genius, als ſeine Kraft anzueignen. Darum ſchritt man nicht vorwärts, wie Leſſing gethan haben würde, wenn ihn nicht andere Beſchäftigungen, und ein zu früher Tod abgehalten hätten; wer Kraft in ſich fühlte, wandelte dem Verklärten in ſeine leuchtenden Fußſtapfen nach, froh, durch ihn einen höhern Standpunkt gewonnen zu haben, bis es endlich einigen Genieen vorbehalten war, höhere Flüge zu ahnen, zu wagen, und andern, ſie zu berechnen.

Das Publikum aber, gewohnt, immer von Natur, Wahrheit und Ausdruck zu hören, und hiernach Stücke und Schauſpieler zu beurtheilen, fand zuletzt das meiſte Wohlgefallen daran, wenn man ihm auch ſeine Verhältniſſe und Umgebungen auf die Bühne brachte. Nun beſchränkten ſich die Dichter darauf, die Würklichkeit treu darzuſtellen. Sie nahmen den Stoff zu ihren Gemählden meiſtentheils aus der bürgerlichen Welt; ſey es nun, daß ſie die Theilnahme des größern Publikums gewinnen wollten; ſey es auch, daß dieſe in ihren Erſcheinungen dem Dichter doch mehr Mannigfaltigkeit anbot, als die durch herkommliche Lebensart und Zuglättung in ihrem Guten, Schlimmen und Lächerlichen auf gleichern Ton geſtimmten höhern Stände. Wie in der Würklichkeit gute Eigenſchaften unter Schwächen ſich verlieren, und mühſam hervorgeſucht werden müßen, ſo erſchien nun auf der Bühne die Gutmüthigkeit polternd oder blöde; die ſtrenge Tugend eigenſinnig, ſteif und geſchmacklos; die Unſchuld unwiſſend und unerfahren; die Höflichkeit kalt und falſch; die Kunſtliebe engherzig; die Wiſſenſchaft arrogant oder pedantiſch, u. ſ. w. So bevölkerte ſich die Bühne wie die Welt allmählig mit Carikaturen. Und doch war der Zweck dieſer Spiegelgemählde nicht, die Abweichungen der Würklichkeit von dem Ideale (der Natur) fühlbar zu machen, und durch dieſen Contraſt unſer Lächeln zu erregen; ſondern es war damit ernſt und moraliſch gemeynt: die ſteife Tugend ſollte unſerm vollen Beyfall, die engherzige Kunſtliebe unſern vollen Abſcheu erhalten, und, was im Leben und auf der Bühne ſich zufällig beyſammenfand, als nothwendig verbunden betrachtet werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Erſcheinung.

Es rauſchen dumpf des Rheines Wogen
Im ungewiſſen Mondenlicht;
Die Sternlein an dem Himmelsbogen
Verhüllen traurig ihr Geſicht;

Das Käuzlein ruft von dürren Zweigen,
Sein Rufen iſt ein Todtenlied;
Die Blümlein ihre Häupter neigen,
Wie wenn heran der Winter zieht.

Ich ſeh' es weiß am Ufer ſchweben,
Es zieht und wankt und irrt hinab!
O ſprich, gehörſt du noch dem Leben?
Verſagten Menſchen dir ein Grab?

Wer biſt du in dem Schneegewande?
Was hebt die Bruſt ſo ängſtlich dir?
Was willſt du an dem öden Strande?
Entfloh die treue Liebe hier?

Es blickt der Mond aus ſeinem Schleyer,
Er blickt der Jungfrau in's Geſicht:
Er zündet an ein Leichenfeuer,
Wo ſich des Rheines Woge bricht.

Das Käuzlein ruft: Komm, komm, bereitet
Iſt ſchon dein kühles Kämmerlein!
Was Liebesgram vom Leben ſcheidet,
Geht dort zum langen Frieden ein.

Und lauter rauſchen Wind und Wogen,
Es zieht die Jungfrau ſchnell hinab,
Es ſcheinen von dem Himmelsbogen
Viel tauſend Kerzen auf ihr Grab.

Das Käuzlein flattert von den Zweigen,
Es ſetzt ſich in das Ufergras;
Die Blümlein ihre Häupter neigen,
Vom Thau der Wetterwolken naß.

Sch.

Miszellen aus Hamburg.

(Beſchluß.)

Ein durch die Menge und den Gehalt der Zuhörer glänzendes Konzert gab im Apoll-Saal Hr. Pölchau, ein Liefländer, welcher als Privatlehrer in mehrern Wiſſenſchaften und im Geſang ſeit vielen Jahren in Hamburg lebt, und in unſern erſten Zirkeln als Menſch und als Künſtler ſehr geachtet wird. Dieſe ſeine Freunde beredeten ihn zu einem öffentlichen Konzert, da man ihn bisher nur im geſellſchaftlichen Kreiſe hörte, und betrieben unter ſich die Subſcription dazu, welche deswegen auch ſo anſehnlich war. Freylich iſt dieſer ſchöne Tenor nicht durch eine ſtarke Bruſt unterſtützt, welches dem groſen, nur die ſich ausſchreyenden Stimmen beklatſchenden Publikum nicht gefällt: aber dieſe ſanftgehaltene biegſame Stimme, mit den zarten Uebergängen des Tons, mit dem melancholiſch-ſchwärmeriſchen Ausdruck, gewinnt unwiderſtehlich, beſonders in einem kleinern Lokale gehört, die Herzen gebildeter Muſikliebhaber, und der einfache ächt italiäniſche Vortrag den Beyfall der Kenner. Pölchau gehörte zu Klopſtocks Hausfreunden, dem er oft ſeine von Kunzen geſetzten Bardenlieder, ſeine Selma und Selmar von Zeltner ſang, und das Gefühl des unſterblichen Dichters traf, deſſen gerührter Blick ihm dankte. — Andreas Romberg, der Zauberer auf der Geige, und eine ſchöne Italienerin Rodrigue, Dilettantin auf dem Piano, gaben dem wohlbeſetzten Konzert erhöhten Reitz. —

Von dem franzöſiſchen Geſandten begleitet, kam auch der Marſchall Brune; doch ſind dem am franzöſiſchen Geſang gewöhnten Ohr dieſe zarten deutſchen Töne wohl faſt eben ſo fremd, als dem ausgeſuchten Publikum des Konzerts der Anblick franzöſiſcher Gensd'armes war, welche während eines rührenden Doppelgeſanges, als Ehrenwache des Gouverneurs, an den innern Saalthüren erſchienen. — —

Unſre einheimiſche Literatur hat, auſſer des verdienten Gurlitt's gelehrten und folglich für das Hamburgiſche Publikum nicht berechneten Programmen und des unvergeßlichen Günther's geiſtvollen „Erinnerungen aus den deutſchen Kriegsgegenden und der Schweiz,“ ſeit einigen Jahren nichts bedeutendes aufzuweiſen. Der längſt angekündigte ſiebente Band der Verhandlungen und Schriften der Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe wird täglich erwartet. — Das Journal Hamburg und Altona iſt mit dem Decemberſtücke vorigen Jahres verſchieden, ſo unvermißt im Sarge, als im Leben unberühmt, und auswärts unbeachtet. Die Vollmer'ſche Fabrik aber ſorgt dafür, daß ſolche Lücken nicht unausgefüllt bleiben, und richtig erſcheint dort ſchon ein andres Journal: Hamburg und Altona. Die meiſten Produkte dieſer Preſſe ſind nur für das unlöbliche Publikum der Bacchus- und Bierhallen berechnet, und mit der Mehrzahl von Plünderungs-Mord- und Diebsgeſchichten ihres Inhalts deſſen Beute.

Die nordiſchen Miszellen des verſtändigen Buchhändlers Bran finden fortdauernd den Beyfall, den ihr Gehalt und Ton ſich immer erwarben.

Nach mehrmals ſehr verunglückten Verſuchen, dem zahlloſen Regiſter jährlicher Almanache für die elegante Welt auch einen Hamburgiſchen anzureihen, hat ein Chevalier de Fraisse in dieſem Jahr einen, doch wenigſtens etwas beſſer gerathnen, ähnlichen Verſuch mit einem Almanach für edle Menſchen gemacht, oder wenigſtens die Koſten dazu hergegeben, und Subſcription dafür geſammelt. Ein unbekannter Mitherausgeber Dabelſtein ſteht auf dem Titel; denn der Chevalier verſteht kein Deutſch, und iſt folglich zum Redakteur eines ſolchen Almanachs ſehr wenig geeignet. Der Inhalt zeichnet ſich durch ein Paar Erzählungen, doch relativ noch mehr durch ein artiges, von einem hieſigen jüdiſchen Kupferſtecher Wolf mit Geſchmack radirtes Blättchen aus, das eine badende Nymphe vorſtellt. Einheimiſche Kunſtprodukte dieſer Art ſind bey uns — Schwalben im Winter.

Das alte ehrwürdige Denkmal der hieſigen Domkirche liegt jetzt — ein Bild der Gegenwart — in Schutt und Graus. Der Umſturz geſchah, vermittelſt der archimediſchen Schrauben, in ungeheuren Maſſen der gewaltigen Mauern und Pfeiler — ein Anblick, der ſeines Gleichen nicht hatte an tief erſchütternden Gefühlen, welche der donnernde Einſturz ſolcher Maſſen und die ſich dem philoſophiſchen Zuſchauer dabey aufdringenden ernſten Betrachtungen erregten. Dieſe majeſtätiſchen Trümmer veranlaßten einen in Altona wohnenden braven Landſchafter Bundſen, eine Folgenreihe von ſechs bisher erſchienenen Anſichten, ſo wie dieſe ſich von Monat zu Monat bey dem ſucceſſiven Umſturz des koloſſalen Gebäudes veränderten, zu entwerfen und die radirten Umriſſe mit Biſter auszutuſchen. Es ſind treffliche kleine Blätter in Queroktavformat, mit vielem Geiſt und Geſchmack entworfen und ausgeführt, denen noch ſechs andere folgen werden. — Ein andres großes Blatt, von einem unbekannten Franzoſen gezeichnet, und in Berlin in Tuſchmanier ſehr zart geätzt, ſtellt die Domkirche noch daſtehend dar, doch mit umgeworfnen Seitenmauern, durch welche hin ein Theil des Innern und der alten Monumente deſſelben ſichtbar wird. Der Gedanke iſt etwas ſpielend, da das Gebäude in keinem Moment ſeines Umſturzes dieſen Anblick gab; doch hat das Blatt wegen des Gegenſtandes und der netten Ausführung Intereſſe.

Seit einem Jahrzehend und darüber, wo des deraiſonnirenden Schreibens ausländiſcher Zugvögel unter den Reiſenden über Hamburg kein Ende war, iſt von einem zwar eben ſo ſchnell vorübereilenden, aber geiſtvollen Schriftſteller, Hrn. Schilling in Leipzig — der ſich durch die zufällig oder abſichtlich angegebene Nummer ſeines Einlaßbillets zur Börſenhalle, die mit dem Namen in dem Fremden-Protokoll korreſpondirt, ſelbſt verrathen hat — nichts witzigeres und unterhaltenderes über die äußere Anſicht der Stadt und ihrer Gegend geſchrieben, als in den „Gloſſen über einige Gegenden und Städte des nördlichen Deutſchlands.“ Es ſind zwar nur ſehr oberflächliche Blicke; vom Weſentlichen der Stadt und ihrer Bewohner iſt nur wenig die Rede; die zwey Bogen ſind mit übertriebenen Färbungen und der Phantaſie abgeborgten Staffirungen des kleinen Gemähldes reichlich ausgeſtattet: doch hätten wir den genialiſchen Wanderer gerne länger und zu mehreren Gegenſtänden unſerer Stadt und ihrer Umgebungen begleitet, die ihm Stoff zu einem mehr umfaſſenden Bilde dargeboten haben würden.

Notizen.

Frau von Stael von Holſtein, geb. Necker, hat einen Roman in Druck gegeben, der die Natur- und Kunſtſchönheiten Italiens enthüllen und für Deutſchland noch weit intereſſanter ſeyn wird, als die Delphine. Mit dem franzöſiſchen Original wird zugleich eine deutſche Ueberſetzung, welche D. Fr. Schlegel beſorgt, erſcheinen.

Von Toulongeon's Geſchichte Frankreich's ſeit der Revolution von 1789 iſt kürzlich der dritte Band erſchienen. Er gewinnt ſchon durch ſein Motto: Quaeque ipse — vidi Zutrauen, und hat auch aus ächten Quellen geſchöpft.

Der Almanach des Muses für 1807 empfiehlt ſich nicht nur durch die gelungenen Beyträge von Boufflers, Delille, Dücis, Mad. Düfresnoy, Le Brün, Parny, Pils, u. ſ. w. ſondern auch durch verſuchte Nachbildungen aus Homer, Anacreon, Virgil, Tibull, Martial, Owen, Johannes Sekundus, Young, Metaſtaſio, Herder ꝛc. — Die erotiſchen Gedichte und Fabeln gehören zu den gefälligſten ihrer Gattung. Le Bruns Ode, les Conquêtes de l'homme sur la nature, iſt reich an erhab'nen Stellen, und einer freyen deutſchen Ueberſetzung werth. Unter die Sinngedichte haben ſich einige längſtbekannte eingeſchlichen, wie z. B. auf das: Taisez-vous bête à foin! Voiſenon's Antwort:

Ah, ne vous ôtez pas le morceau de la bouche!

oder, daß Ehe und Buſſe Ein Sacrament ſeyen.

Le Brün ſagt vom Dictionnaire der Academie ſehr wahr:

On ſait, défait, reſait ce beau Dictionnaire,
Qui, toujours très bien ſait, reste toujours à ſaire.

und unter der Aufſchrift: le désespoir du poète.

Que sert à mon héros la muse qui m'inspire?
Ses exploits l'ont chanté mieux que n'eut ſait ma lyre.

Guichard, Vigee, Vial, und mehrere Ungenannte lieferten artige Epigramme. Das sur les fanfaronades von Guichard würd' im Deutſchen etwa ſo lauten:

Welch ein ſonderbares Kriegen!
In dem Schlachtfeld unterliegen,
Und im Zeitungsblatte ſiegen!

Korreſpondenz-Nachrichten.

(Beſchluß.) Moskau.

In einem Alter, wo bey der Lebhaftigkeit des Gemüthes die Eindrücke zu ſchnell wechſeln, kann derjenige, welcher ſich den Wiſſenſchaften widmet, nicht oft und lebhaſt genug an ſeine Beſtimmung erinnert werden. Auf einer Univerſität, die in einer kleinen Stadt ihren Sitz hat, erinnern alle Umgebungen den Studenten daran. In einer großen Stadt hingegen vergißt er es ſehr leicht; und bisweilen wird es ſelbſt in großen Städten Mode — den Nichtſtudenten zu ſpielen. Man lebt in einer großen Stadt der glänzenden Auſſenſeite der würklichen Welt zu nahe, als daß man immer das Gemüth nur allein auf die ideale Region der Wiſſenſchaft richten könnte, die doch eben in der Jugendzeit dem Geiſte im ſchönſten Lichte erſcheinen muß. — Ueberdies erfordert ein wiſſenſchaftliches Studium, das mit Eifer betrieben werden ſoll, gegenſeitige Anfachung des Enthuſiasmus. Denn der ſtarken Seelen, die durch ein inneres, unauslöſchliches Feuer fortwährend warm erhalten werden, gibt es wenige. Es kann daher in kleinen Städten, wo die Studenten einander nahe ſind, theils das Beyſpiel, theils jene trauliche, jugendliche Verbindung edler Jünglinge mächtig würken, die vielleicht die ſchönſte Frucht des akademiſchen Lebens iſt. In einer großen Stadt wird dieſe meiſtentheils durch die Entfernung und die Zerſtreuung verhindert. So werden nun aber auch in großen Städten die akademiſchen Lehrer theils gegenſeitig von einander ſelbſt, theils von den Studenten entfernt. Gleichwohl ſcheint auch für die Lehrer eine nähere Verbindung in jener doppelten Beziehung zur Vervollkommnung ihrer akademiſchen Würkſamkeit unbedingt nothwendig zu ſeyn. Dies iſt ein Umſtand, deſſen Mangel in Moskau lebhaft empfunden wird.

Das Perſonale der hieſigen akademiſchen Lehrer iſt ſehr zahlreich. Die Zahl der Studenten iſt zwar auch nicht unbeträchtlich; aber zu den Studenten darf man nicht bloß diejenigen rechnen, welche die öffentlichen Vorleſungen der Profeſſoren beſuchen, und deren man kaum hundert zählen wird. Jeder hieſige Profeſſor iſt nämlich verpflichtet, in einem der öffentlichen großen Hörſäle drey Tage wöchentlich ein öffentliches Collegium zu leſen. Es iſt aber bis jetzt noch nicht unter den Studenten allgemeiner Ton geworden, dieſe Collegien häufig und regelmäßig zu beſuchen. Auch ſind unſere Studenten ſo elegant, daß die meiſten in dieſen öffentlichen Vorleſungen nur wie zu einer Aſſemblee ſorgfältig geputzt erſcheinen, und ſich mit keiner Mappe und keinem Hefte ſehen laſſen, ſondern ihre Bemerkungen in kleine, zierliche Taſchenbücher niederſchreiben. Hierzu hat unſtreitig die Gegenwart der Damen nicht wenig beygetragen. Wie? Auch Damen beſuchen die Collegien? Allerdings, jedoch wie ſich leicht erwarten läßt, nur ſolche Vorleſungen, die einen allgemein intereſſanten Gegenſtand betreffen und in ruſſiſcher oder franzöſiſcher Sprache vorgetragen werden. In dieſer erſcheinen mehrere Moskowiterinnen in zierlicher Morgenkleidung, und nehmen auf den vordern, dem Profeſſor gegenüberſtehenden, Reihen Stühlen ihre Plätze ein. Daß man nicht über die Anweſenheit reitzender ruſſiſcher Mädchen und Frauen bisweilen die heiligen Muſen ſelbſt vergeſſen, und daß nicht auch den ernſthaften Lehrer von Zeit zu Zeit eine kleine Zerſtreuung anwandeln ſollte, wäre offenbar zu viel gefordert. Es iſt hier, wie in Paris, wo die jungen Herren einen Cours de physique, welchen Damen beſuchen, für ungleich phyſikaliſcher halten, als jeden andern, wo man ſich nur in männlicher Geſellſchaft befindet.

Unſere Akademie hat ſchon im vorigen October wieder einen ihrer verdienſtvollſten deutſchen Profeſſoren verloren. Der Profeſſor der Mathematik Ide, ein noch ſehr junger Mann, iſt ſeinen Freunden und den Wiſſenſchaften unerwartet ſchnell durch den Tod entriſſen worden. Er war ein ſehr ſcharfdenkender, vortrefflicher Kopf. Die größten Kenner der Mathematik bewunderten, was er, als Schriftſteller, ſchon jetzt in der höhern Mathematik geleiſtet hatte, und faßten von ihm die ſchönſten Hoffnungen. Sein Lieblingsfach war aber eine Wiſſenſchaft, worinn er ſich noch nicht im Publikum gezeigt, wofür er aber ſeit mehreren Jahren unabläßig geſammelt hatte, und die er neu zu bearbeiten gedachte — die phyſikaliſche und mathematiſche Geographie. Ob er ſich gleich früh den ernſten Wiſſenſchaften mit allen Kräften ſeines Geiſtes gewidmet hatte, war er doch von düſtrer Pedanterey frey geblieben, und hatte die gefällige Heiterkeit eines für das Schöne empfänglichen Gemüthes erhalten. Denen, welche ihn näher kannten, entwickelte ſein Umgang immer neue liebenswürdige Seiten einer anſpruchloſen, offenen, redlichen Seele, die von jeder großen Idee leicht erwärmt werden konnte, und ſich der Freundſchaft mit Innigkeit hingab.

Paris, 11 März.

Seit dem 7 d. M. ſind in der großen Galerie des Louvre die eingelaufenen Entwürfe zu der Umwandlung der halbvollendeten Magdalenenkirche in ein Denkmal der Thaten der großen Armee ausgeſtellt. Sie ſind ſo zahlreich, daß ſie bis in die Mitte der italieniſchen Schule gehen.

Die Aufgabe iſt an ſich nichts leichtes. Eine Kirche mit all den Schnörkeln ꝛc. des Zeitalters Ludwigs XV. in Form eines Kreuzes in ein einfach großes Haus der Erinnerung, in einen Tempel des Nationalruhms, eine Rüſtkammer für die Trophäen, ein Cenotaphium für die Gefallenen, mit Gedächtnißtafeln, Statuen, Basreliefs umzuwandeln, dazu gehört nach dem allgemeinen Urtheile Sachverſtändiger — ſehr viel. Kein einziger der 73 ausgeſtellten Riſſe iſt ganz befriedigend ausgefallen.

Das Pantheon zu Rom ſcheint den meiſten Künſtlern vorgeſchwebt zu haben. Seine Kuppel, ſein Periſtil ſind beynahe überall anzutreffen. Mehrere haben den Plan der Kirche ganz beſeitigt, und eine Rotunde vorgeſchlagen. Beynahe alle ſtimmen auf Kuppeln. Das Innere entſpricht bey keinem Riſſe der edeln Einfachheit, die ein ſolches Haus nothwendig auszeichnen muß. Einer der Künſtler ſetzt auf die Kuppel noch Säulen ohne weiteres Dach; einer hat gar einen Obeliſk auf das Dach geſetzt. Die Berliner Victoria wird beynahe von allen vindicirt. Je mehr der alte Plan geſchont wird, deſto weniger fällt die Bearbeitung befriedigend aus. Aber der Ort ſcheint nicht gut gewählt. Mitten in einer Stadt des Lärms, von dem Markt und dem Schmutz des gemeinen Lebens umgeben, würde dieſes Denkmal, auch wenn der alte Plan die Hände nicht bände, wenn mehr als 3 Millionen angewieſen wären — nie die bezweckte Würkung hervorbringen, wie eine einfache Rotunde auf dem Montmartre oder Montvalerien.

Auch über die Avenües dehnen die Vorſchläge ſich aus, ja ſogar einer auf die Namen der durchzubrechenden Straßen. Das Detail würde weder dem Mann vom Fache noch dem Profanen genügen. Ich bemerke daher nur noch, daß manches im Stil der Statuen aus der Zeit der Schreckensregierung mit ihrer ägyptiſchen Haltung und ſteifen Drapirung gearbeitet zu ſeyn ſcheint, daß die Orthographie ſchon bey vielen auf den Grad wiſſenſchaftlicher Bildung der Einſender ſchließen läßt, und daß das unglückliche Herumbalgen mit der heilloſen unkünſtleriſchen Tracht unſerer Zeit (die man doch nur mit weſentlichen Veränderungen, z. B. Mänteln den ſtaunenden Enkeln zeigt) auch hier bemerkbar iſt.

Deſto lieblichere Compoſitionen haben die Zöglinge der Schule der Baukunſt in die Ausſtellung im College Mazarin geliefert. Die Aufgabe war: eine Bauſchule mit verſchiedenen Sälen und Gärten, und Le Doux Denkmahl. Da ſind die Formen reiner, und der Stil hat bey einigen hohe Einfalt.

Nro. 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. März, 1807.

Die Schönheit iſt des Guten Hülle.
Der Schönheit wollen wir uns freu'n,
Und bey der ſchönen Gaben Fülle
Nicht Menſchen nur, auch menſchlich ſeyn.

Voß.

Ueber das Bedürfniß der deutſchen Schau-Bühne an feinern Luſtſpielen.

(Beſchluß.)

Die Folge war, daß junge Männer, die ſich der Bühne widmeten, nur beſliſſen waren, entweder die beliebteſten Caricaturen nachzuahmen, oder nur ihre gemeine Individualität mit einiger Uebertreibung darzuſtellen. Hierunter zähle ich die zänkiſchen Haushälterinnen und Hausmütter, Polterer, Intriguants, Schleicher, vor allen die ſogenannten naiven Mädchen, und die noch häufigern Schwätzer und Plauderer unſerer Bühne, die Kopf und Leib vorgebeugt, die Hände, falls Hut und Stock nicht aushilft, in der Hoſentaſche, plaudern und nichts als plaudern, und zwar in allen Rollen gleich eintönig und hohl. Wenn ſo ein Naturheld ſich dann in das hohe Trauerſpiel oder feinere Luſtſpiel verliert, welche unerfreuliche Erſcheinung! Sein Kopf wackelt fort, ſein Körper hebt ſich nicht. Tänzerartig oder plump im Gange und in Bewegungen; ſingend oder plappernd im Vortrage; nichts kommt aus der Seele, nichts trifft das Herz.

Daß auch große Künſtler mit Vorliebe in ſolchen Stücken ſich zeigen, iſt ſehr begreiflich. Bey Dichtungen iſt ihr Spiel durch den Text ſcharf angegeben und beſtimmt; bey dieſen aber müßen ſie erſt durch ihr Spiel den Text zur Dichtung erheben, und fühlen ſich daher in dieſer freyen Willkühr noch größer. Aber dieſe Fertigkeit, ſelbſt die Gemeinheit zu veredeln und zu idealiſiren, erwarben ſie ſich in einer frühern Epoche. Man ſollte nicht vergeſſen, daß unſere alten großen Schauſpieler, Eckhof, Schröder, Brockmann, die den jüngern wieder zum Vorbilde wurden, ſich nach den Franzoſen gebildet haben. Vor Unnatur und Uebertreibung bewahrte ſie deutſches Temperament und das Studium Shakeſpears.

Mit vollem Rechte wechſelten in dieſer Epoche die ſogenannten Ritterſtücke mit den Familienſtücken ab. Bey dieſen und bey jenen — es gibt Ausnahmen unter beyden — war es gar nicht um ein Ideal zu thun. Nicht die Kraft, die rohe Kraft wollte man ausgeſprochen haben. Je derber, je durſtiger der Ritter, je beliebter. Auch an Carikaturen durfte es nicht fehlen. Je fetter der Burgpfaffe, je hagerer das Burgfräulein, je gansartiger die Unſchuld; deſto beſſer. Und doch wollte das Machwerk eine hohe Tendenz vermuthen laſſen. — In einem waren ſie jedoch noch verderblicher. daß das Publikum durch ſie gewohnt wurde, im Schauſpielhauſe mehr die Augen, als die Ohren zu beſchäftigen; die Handlung nur nach ihren Hauptmaſſen, nicht nach allen ihren Theilen zu erwägen; und, was nur gehört, nicht geſehen werden kann, gar keiner Aufmerkſamkeit zu würdigen.

Der Deutſche iſt auch hier ſeinen eigenen Weg gegangen. Und gut, daß er ihn gieng. Beſſer wohl, als wenn er ſich auf die Nachahmung fremder Kunſt beſchränkt hätte. Von der getreuen Darſtellung der Würklichkeit iſt der Uebergang zur Darſtellung des Ideals der eigentlichen Natur doch noch möglich. Von einem falſchen Ideale hingegen reißt ſich

Niemand ſo leicht los, der es einmal gefaßt hat, weder im Leben, noch in der Kunſt. — Der Eifer für die innere Wahrheit der Dichtung, den wir dieſer Epoche verdanken, mag uns immer in alle folgenden höhern begleiten, und unſern Geiſt vor — Phantaſterey bewahren.

Wann aber wird ſie erſcheinen, dieſe höhere Epoche? — Der größte Theil unſerer Schauſpieler iſt mit den Dichtern zu dem nachläßigen Soccus verwöhnt. Man kann die Künſtler an den Fingern zählen, die mit Würde, wie in jenen alten Tagen, die Würde des Cothurns ertragen. Unter dieſen ſind wieder die Meiſten im Alter ſehr vorgerückt. So werden hohe Trauerſpiele aus Mangel tragiſcher Schauſpieler dem deutſchen Publikum bald ganz ungenießbar werden. Denn einzelne Kräfte vermögen nichts in einem Werke, das aus harmoniſchem Zuſammenklange Leben erhält. Auf mancher deutſchen Bühne, wenn auch nicht auf der Wiener, iſt der Fall würklich ſchon eingetreten.

Wie aber iſt zu helfen? Dadurch, daß man dem Luſtſpiele ſeine alten Rechte auf der Bühne gewähret; aber dem eigentlichen, dem poetiſchen, deſſen Darſtellung eben ſo viel Kunſtaufwand, als die Darſtellung des Trauer-Spieles erheiſcht. Unmöglich muß es jedem bequemen Mimen gemacht werden, mit einer eingelernten Caricatur, oder ſeiner gemeinen Individualität auszulangen. Die Kraft des Reimes iſt von ungemeiner Würkung im Luſt-Spiele; durch ihn geht mancher witzige Einfall als Sprüchwort in das Volk über. Vers und Reim kehre in das Luſt-Spiel zurück. Göthe hat auch hier eine Fackel aufgeſteckt. Möchte man ſie, aber mit gewandter Hand, oft ergreifen, ſie überall leuchten laſſen. Denn ſo lange unſere jungen Schauſpieler durch das höhere Luſtſpiel nicht gezwungen werden, Anſtand, Würde, Feinheit, höhern Vortrag ſich eigen zu machen, ſo lange wird ſich auch die Schauſpiel-Kunſt nicht heben, ſondern immer mehr verſchlimmern; und das tragiſche Theater wird aus Mangel eines — komiſchen ſterben.

H. J. v. Collin.

Ueber Neufchatel. 1807.

Eine kleine Schrift, die ein Fragment aus dem Tagebuch eines reiſenden Preuſſen während ſeines Aufenthalts zu Neufchatel im September des Jahres 1802 enthält. Der Reiſende beſchreibt die damalige Verfaſſung und Verwaltung von Neufchatel, das damalige Glück ſeiner Bewohner unter preuſſiſcher Herrſchaft, ihre damalige Anhänglichkeit an dieſelbe u. ſ. w. Dinge, die jetzt, ſelbſt für den Preuſſen, nichts anders mehr ſeyn können, als eitle Traumbilder der Vergangenheit. Was aber mehr und allgemeines Intereſſe hat, und bey jedem Wechſel der Zeit immer behalten wird, iſt das Ländchen ſelbſt, deſſen Vorzüge und Reitze von dem Verfaſſer im Vorbeygehen geſchildert werden. Es hat eine wellenförmige Lage, indem es aus ſchönen Wieſenthälern in etwas höhere Getreidefelder und mit Wäldern bewachſene Bergrücken, und von dieſen wieder in jene übergeht. Viehzucht, Getreidebau, Wein und Obſt, alles gedeiht in dem milden Klima. Das vorzüglichſte Erzeugniß deſſelben ſind die Menſchen ſelbſt. So viel Induſtrie, Kunſtfleiß und Bildung hat kein andrer Erdſtrich von ſo kleinem Umfang aufzuweiſen. Jeder Hirt und jeder Bauer iſt hier zugleich Künſtler, und alle Künſtler, deren es in dieſen reitzenden Gebirgen eine Menge gibt, beſonders Uhrmacher, Juwelierer u. ſ. w., ſind zugleich Hirten und Bauern. Auch das gemeinſte Volk hat hier in ſeinem ganzen Weſen und Betragen ein geſittetes Anſehen, wie man es bey dieſer Menſchenklaſſe ſonſt nirgendwo findet.

Weniger ausgezeichnet, als der Gegenſtand ſelbſt, iſt die Behandlung deſſelben; doch die fremde Einfaſſung dieſes zwar kleinen, aber um ſo ſchöneren Solitärs, der einſt an der Hand des preuſſiſchen Monarchen glänzte, benimmt ihm nichts von ſeinem eigenthümlichen Werth.

Das auf dem Titelblatt ſtehende Motto: Fuimus Troes, leidet, wie jedermann ſieht, eine doppelte Auslegung; um ſo mehr, weil derjenige, der das Wort führt, ein Preuſſe, und ſeine Schrift erſt kürzlich gedruckt worden iſt.

—th—

Merkwürdige Beyſpiele von Feinheit des Geruchs.

Der Blinde von Utrecht, von welchem Boyle ſpricht, und mehrere andere erkannten die Farben an der Betaſtung. Nicht minder ſonderbar iſt es, die verſchiedenen Metalle mittelſt des Geruches unterſcheiden zu ſehen. Indeſſen bezeugen dieſes Phänomen ſchon einige alte Schriftſteller. Martial ſpricht von einem Menſchen, Namens Mamurra, der blos ſeine Naſe zu Rathe zog, um ſich zu verſichern, ob das Erz, das man ihm brachte, Korinthiſches ſey. — Es gibt Indiſche Kaufleute, welche einen noch feineren Geruch haben; denn, nach der Erzählung einiger Reiſenden, riechen ſie blos an einem Stück Münze, das man ihnen gibt, um ſich von der Aechtheit und dem Gehalte deſſelben zu überzeugen, ohne Probierſtein, Wage, oder Auflöſungsmittel zur Hand zu nehmen. Reicht man ihnen ein mit Silberblech bedecktes Stück Kupfer dar, ſo entdecken ſie den Kunſtgriff durch daſſelbe Mittel.

Auch in Europa hat man einige Perſonen geſehen, deren Geruch nicht minder fein war. Marco-Marci redet von einem Mönche zu Prag, der, wenn man ihm etwas in die Hand gab, eben ſo zuverläßig, als ein Hund, an dem Geruche erkannte, wem die Sache gehörte, oder wer ſie in der Hand gehabt hatte. Man behauptete ſogar, er

könne mittelſt des nämlichen Organs auch die Laſterhaften und Tugendhaften, und namentlich die Unkeuſchen unterſcheiden. — Die Wegweiſer, welche die Reiſenden von Smyrna oder Alep nach Babylon begleiten, haben mitten in der Wüſte kein Merkmal, um ihre Lage zu erkennen. Und dennoch beurtheilen ſie, ſelbſt mitten im Dunkel, mit Zuverläſſigkeit die Entfernung, in der ſie ſich von Babylon befinden, und zwar, indem ſie den Sand beriechen. Vielleicht gewährt ihnen der Geruch der kleinen Pflanzen, welche daſelbſt wachſen, dieſes Merkmal.

Die Aerzte bilden öfters bey Krankenbeſuchen, noch ehe ſie den Kranken geſehen haben, eine beſtimmte Prognoſe über den Ausgang der Krankheit, mittelſt des cadaveroſen Geruchs, der ihnen auffällt. In dieſer Hinſicht übertrifft jedoch der Hund den Menſchen um vieles an Scharfſinnigkeit. Herbeygezogen durch den Geruch des Todes verlangen dieſe Thiere, noch ehe der Kranke ſtirbt, durch wiederholtes Geheul ihre Beute. — Zu Ripen kündigte vor einigen Jahren ein kleiner brauner Hund auf dieſe Weiſe den Tod mehrerer Kranken an, ohne jemals durch den Erfolg Lügen geſtraft zu werden. — Ein Mann, der von einem wüthenden Hunde gebiſſen worden war, erkannte ſeine Freunde in großer Entfernung an dem Geruche, lange ehe er ſie durch das Geſicht erkennen konnte. (Auch andere Nervenkrankheiten, namentlich Hyſterie, erhöhen die Feinheit dieſes Sinns öfters auf eine auffallende Weiſe.)

Ein Frauenzimmer hatte einen Affen, den ſie ſehr liebte, und der ſeinerſeits eine ſolche Anhänglichkeit gegen ſeine Gebieterin äuſſerte, daß er ſie nie verließ. Auf Einmal änderte er ſeine Zuneigung bey Gelegenheit einer Krankheit, welche ſein ſeiner Geruch ihn errathen und ſcheuen ließ. Die Maſern herrſchten in der Gegend, und ſeine Gebieterin bekam ſie auch. Einige Tage vorher, zu einer Zeit, da man noch keine Spur der Krankheit wahrnahm, verließ der Affe plötzlich dieſe Perſon, welcher er ſo ſehr zugethan war, und wollte nicht mehr in ihr Zimmer gehen; wie wenn die Feinheit ſeiner Sinne ihn im Voraus von der anſteckenden Krankheit, die ſie bedrohte, unterrichtet hätte. Sobald ſie hergeſtellt war, kehrte er zu ihr mit der vorigen Zuneigung und Vertraulichkeit zurück. Einige Zeit darauf wurde daſſelbe Frauenzimmer von einem unbedeutenden, gutartigen Fieber befallen. Diesmal blieb der Affe bey ihr, und leiſtete ihr treulich Geſellſchaft. Man hätte glauben ſollen, er habe die Verſchiedenheit der beyden Krankheiten aufs vollkommenſte erkannt.

— r.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom.

Durch die unermüdeten Nachgrabungen, welche ununterbrochen fortgeſetzt werden, ſind endlich im Coloſſeum zwey Haupteingänge, und ein Theil des dritten entdeckt worden, ſo daß man von auſſen an einigen Stellen den vollſtändigen Anblick des Gebäudes, bis auf die niedrigſten Bogen hinab, genießt, und in den Stand geſezt iſt, richtiger, als bisher, über die erſtaunungswürdige Höhe, zu welcher die vier Ordnungen emporſteigen, zu urtheilen.

Auſſer dem geheimen Gange nach dem Cölius hin, wo der Pallaſt der Kaiſer ſtand, denen er dazu diente, unbemerkt ins Amphitheater zu kommen, hat man noch mehrere ſchöne Entdeckungen gemacht. Nicht allein wurden eine unendliche Menge von architektoniſchen Fragmenten, von Corniſchen, Vaſen, Capitälern u. ſ. w., aus denen man noch einen größern Begriff von dem Luxus erhält, welcher in der ganzen Verzierung dieſes Rieſengebäudes herrſchte, an das Licht gezogen, ſondern noch auſſerdem verſchiedene Torſen bekleideter Statuen, viele Basreliefs und der ſehr ſchöne Kopf eines Merkurs gefunden. Man hielt dieſelben mit der ſchönen, ehmals in den päbſtlichen Gärten, nun in dem neuen Muſäum, Chiaramonte, befindlichen, Torſo dieſes Gottes zuſammen, und erkannte aus dem Stile ſowohl, als der Art des Marmors, daß ſie zuſammengehörten. Nun macht dieſe Statue durch ihre Schönheit ſowohl, als dadurch, daß ſie vollkommen erhalten iſt, eine der vorzüglichſten Zierden dieſer neuen Galerie aus. Der erſte Theil einer Beſchreibung dieſer Sammlung, von Phil. Viskonti und Guottani erläutert, wird gegen das Ende dieſes Winters erſcheinen.

Durch die angeführten Grabungen und Ausleerungen wurde man in den Stand geſezt, die Richtung vieler Treppen zu erkennen, welche vorher entweder völlig unbekannt waren, oder nur zweifelhaft vorausgeſezt wurden. Man entdeckte eine große Menge von Oeffnungen und Niſchen, welche in der Mauer des Podiums angebracht waren, und auf die Arena ſahen; die Bruſtwehren der äuſſern Bogen, und das, was das wichtigſte iſt, 20 Zimmer oder Kämmerchen, aus Travertin gebaut, und mit Stuk bekleidet und bemahlt, von denen man vorher nichts wußte, nebſt einer Menge von Kanälen, welche auf dem Stockwerk der Gänge ſehr erfinderiſch angebracht waren, um den Ablauf der obern Etagen ab, und auſſer das Amphitheater, zu leiten.

Die erſtern befinden ſich unter den 20 Treppenabtheilungen, welche von dem zweyten Gang zu dem obern Stock führten, und hatten Thüren, welche auf den dritten, innern bedeckten Gang giengen, welcher nur von Zeit zu Zeit durch eine vertikale Oeffnung erleuchtet wurde. Wenn man ihre Kleinheit mit der Größe des Amphitheaters vergleicht, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ſie dazu gedient hätten, Maſchinen oder andre große Geräthſchaften aufzubewahren; betrachtet man noch, daß auf dem Boden derſelben, an der Seite, Kanäle hinlaufen, ſo muß man ſchließen, daß ſie an einem Orte, wo ſo viele Tauſende ſich verſammelten, zur Befriedigung der natürlichen Bedürfniſſe gedient haben, oder Schlupfwinkel für die Freudenmädchen waren, die gerade in den Amphitheatern, Theatern, Cirkus, Stadien und Bädern, unter dem Schutze der Geſetze, in die Arena hinunterſtiegen, und ihr Gewerbe zu feſtgeſetzten Preiſen trieben. Sieht man dieſe niedrigen gewölbten Kämmerchen, ſo iſt es unmöglich, jene Heiligthümer der Venus zu verkennen, welche Fornices hießen, und die uns von Martial, Seneka und Juvenal beſchrieben werden, über welchen der Name der Dame, und ihr Preis geſchrieben war, wo ſich zuweilen die wollüſtigſten und unerſättlichſten Kaiſerinnen ohne Erröthen Preis gaben. Ich bemerke Ihnen hier im Vorbeygehen, daß dieſe Gattung von Weibern an einem Mantel kenntlich war, leichter und enger, als das Ueberkleid der Matronen (nur für Damen beſtimmt). Sie trugen denſelben, wie die Männer die Toga, mit einer Tunika, ohne Aermel, bedeckt, welche, nur loſe um den Hals befeſtigt, die eine Schulter nackt ließ.

Pars humeri tamen ima tui, pars summa lacerti
Nuda sit, a laeva conspicienda manu.
Hoc vos praecipue, niveae, decet: hoc ubi vidi
Oscula ferro humero qua patet, usque libet.

Ovid. de Art. III. 307.

Die erwähnten Kanäle betreffend, die eine Hauptſache bey einem ſo ungeheuren Gebäude ausmachten, ſo bemerkte man zweyerley Arten derſelben, nämlich bogenlinige, längere, welche die Ellipſe des Amphitheaters verfolgten, andre gradlinige, und kürzere, welche, wie die Radien eines Zirkels, zur Kommunikation dienten.

Die erſte Bogenlinie nahm bey dem dritten Gange hart an den Pfeilern ihren Anfang, und lief um das Gebäude herum, ohne jedoch die vier Haupteingänge oder die vier großen Thore, welche von der äuſſerſten Peripherie alle vier Gänge durchſchnitten, und bis zu dem innern, kleinern Umkreis des Podiums und der Arena giengen, zu durchſchneiden.

Aus dieſem zirkelförmigen Hauptkanal giengen 72 kleinere Kanäle aus, um den Ablauf der zweyten zirkelförmigen Kloake, welche in einer gröſſern Ausdehnung um die Pilaſter des zweyten Ganges herum lief, nach auſſen abzuführen. Hier wurde das Waſſer von zwanzig andern geradlinigen Kanälen aufgefaßt, welche den zweyten und den erſten Gang in einer wohl angebrachten Senkung durchſchnitten, und die ganze Maſſe des Ablaufs in einen kreisförmigen Behälter leiteten, den gröſten, den man bisdahin unter den drey äuſſern Stufen des Amphitheaters entdeckt hat. Von hier aus verlor ſich das Waſſer durch bisher noch unbekannte Wege nach dem Behälter der antiken aqua crebra, nun Marrana genannt, oder der Kloake maxima gegen Niedergang; gegen Aufgang nach andern Kloaken hin, welche unter dem Ellius und den Esquilien müſſen angebracht geweſen ſeyn.

Es iſt wohl zu bemerken, daß tiefer noch, als dieſer letzte kreisförmige Behälter, einige kleine Kloaken ſind gefunden worden, welche nach dem Urtheil der Kunſtverſtändigen offenbar zur Aufnahme der aus dem vierten Gange abfließenden Feuchtigkeit beſtimmt waren. Da dieſer Gang der entfernteſte und innerſte des Gebäudes war, ſo bedurften ſie zur Abführung des Waſſers aus dieſer Entfernung einer gröſſern Senkung, als die übrigen. (Der Beſchluß folgt.)

Kopenhagen.

Durch den, in den letzten Tagen des vergangenen Jahres verſtorbenen, Profeſſor Karl Friedrich Diehmann, welcher als Lehrer der Philoſophie und der ſchönen Wiſſenſchaften bey der Seeakademie angeſtellt war, hat die däniſche Nation einen ihrer ſcharfſinnigſten und würdigſten Gelehrten verlohren. Seine Arbeiten in der däniſchen Sprache und ſeine kraftvollen Reden ſind allgemein geſchätzt. Zum Gebrauche ſeiner Schüler fieng er an eine Weltgeſchichte herauszugeben, wovon 20 Bogen gedruckt ſind. — Die ſehr ähnliche Gypsbüſte des unvergeßlichen Tode iſt auf hieſigem anatomiſchen Theater zur Nacheiferung für die jungen Prieſter Hygäa's aufgeſtellt worden. Man bewundert mit Recht die große Aehnlichkeit, die ihr der überausbillige Verfertiger (ſie koſtet 50 Rthl.) Mölſted gegeben hat. Eben dieſer geſchickte Gypsmodellirer beſchäftigt ſich nun mit einer Figur, die das große Glück des Friedens, welches Dänemark jetzt genießt, vorſtellen und 15 Rthl. koſten wird. — Profeſſor Sander iſt vom Prinzen Chriſtian, wegen des auf ſeine Vermählung geſchriebenen lyriſchen Gedichtes: Eloah, oder die Feyer der Liebe, und wegen eines ungedruckten Geſanges, womit deſſen Gemahlin an ihrem Geburtstage den 4 Dec. überraſcht wurde, mit einem ſehr gnädigen Handſchreiben und einer goldnen Doſe beſchenkt worden. — Dieſer emſige Schriftſteller hat kürzlich angefangen, in den gelehrten Anzeigen, deren Redacteur der theolog. Profeſſor Müller jetzt iſt, eine Ueberſicht der ſchönen Literatur Dänemarks in Brief-Form zu liefern. Der erſte Brief enthält eine Recenſion des bekannten dramatiſchen Werks: Dannegwinderne vom Secretair bey dem höchſten Gerichte Möller, der ſich ſchon zuvor durch mehrere vorzügliche philoſophiſche Abhandlungen rühmlichſt bekannt gemacht hat. — Der beliebte Dichter Oehlenſchläger, welcher jetzt in Paris iſt, hat nun wieder ein dramatiſches Werk: Baldur Hün Gode, vollendet. — In Carr's Reiſen iſt viel Unrichtiges über die Schlacht vom 2 April 1801 geſchwatzt, die Struenſee'ſche Cataſtrophe aber wahr und gut erzählt.

Erlangen, 1 März.

Auch unſere Univerſität ſitzt klagend im Kreiſe der Schweſtern. Wie ſie zu keiner Zeit große Wohlthaten der königlichen Municenz oder merkwürdige Einrichtungen und Anſtalten in ihrer Mitte ſehr laut werden zu laſſen pflegte vor dem Publikum, ſo will ſie auch nun gern ihre Seufzer in ſich verſchlieſſen und verbergen. Wie iſt Alles ſo anders gekommen ſeit zwey Jahren, wo nach dem Willen und Ausdruck der hohen Curatel dieſe Akademie zu einer der erſten Schulen in Deutſchland ſollte erhoben werden, und eine bedeutende Vergröſſerung ihres Fonds erhielt! Die Zahl der Studirenden iſt ſeitdem nicht ſehr bedeutend geſtiegen, doch hat ſie auch nicht abgenommen unter den letzten Kriegsſtürmen, und das über andere Akademien ergangene Schickſal hat uns noch manchen Flüchtling zugeführt. Alles lebt jetzt in Hoffnung fort, und tröſtet ſich künftiger Zeiten unter benachbarter Königshand. Die Vorleſungen haben auch dieſen Winter ihren ungeſtörten Fortgang gehabt. Die über das ganze Baireuther Land ausgeſchriebene große Kriegsſteuer hat ſich auch über die Lehrer der Univerſität erſtreckt, und auſſer den Beyträgen von ihrem Gehalt haben ſie bereits auch von ihren eigenen Häuſern und Miethzins zahlen müſſen. Schlimm iſts, daß ſie von jetzt an wegen Auszahlung ihres Gehalts müſſen in Sorgen ſeyn, und ſich mit Hoffnungen vielleicht nur noch gar zu lange begnügen. Schade aber iſts immer, daß dieſe in ſo vielen Beziehungen zu einer trefflichen Univerſität geeignete Schule durch den allſeitig gefühlten Mangel an Geld jetzt ſo ſehr niedergedrückt wird. Die ihr von Seiten Baierns gewordne Begünſtigung, daß junge Leute aus dem benachbarten Baiern dieſe Univerſität beziehen dürfen, hat ihr wieder Hoffnung und Muth gemacht, und Alles harrt immer auf den Ausgang des Krieges, der ohne Zweifel auch den Wiſſenſchaften in vielen Hinſichten ein entſcheidend Schickſal bereiten wird.

Die Winter- und Faſtnachts-Beluſtigungen ſind auſſer zwey kleinen Redouten dermalen gänzlich eingeſtellt. Die Nürnberger Schauſpielergeſellſchaft, die uns vormals im Winter immer einen Beſuch verſprach, hat uns noch nicht ein einzigesmal in Verſuchung geſetzt, und alle unſere öffentlichen Freuden ſind auf den Genuß des wöchentlichen Winterkonzerts und der freyen Natur beſchränkt. Die letzteren Genüſſe beſonders werden von der heitern Witterung ſehr begünſtigt. Auf einem benachbarten Dorfe, Bruck, hat ſich durch ſtillſchweigende Konvention ſonnabendlich ein Zirkel von vielen Herren und den auserleſenſten Damen gebildet. Für den engen Raum und die Unanſehnlichkeit des Wirthshauſes entſchädigt die treffliche Geſellſchaft vollkommen. Sind die Sonnabende ſchön und die Sonntage, ſo wallfahrtet alles dahin, und der ganze Weg iſt oft von Menſchen beſäet. Bruck iſt ein angenehmes Dorf, mit den ſchönſten Ausſichten nach mehreren Seiten hin; Erlangen ſtellt ſich beſonders von dieſem Standpunkte von ſeiner anmuthigſten Seite dar. Im Sommer iſt der an der entgegengeſetzten Seite auf einer ſchönen Anhöhe liegende Welſiſche Garten der allgemeine und einzige Beluſtigungsort. —

Nro. 69.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 21. März, 1807.

Eines Weiſen Lebenswandel
Iſt ein vortheilhafter Handel,
Wo man ſtets für Pflichten Freude tauſcht.
Withof.

Etwas über einen ganz unbearbeiteten Gegenſtand.

Eine Galerie der Geliebten großer und berühmter Dichter, und zumal der erſten Geliebten, ſollte das nicht wenigſtens ein reichhaltiger Stoff zu einem höchſtanziehenden Werke ſeyn? Schon die bloßen Namen von Dante's Beatrice*), Petrarch's Laura, Arioſt's Aleſſandra, Taſſo's Lucrezia, Klopſtock's Fanny**), Haller's Doris, Wieland's Sophie***), Bürger's Molly u. ſ. w. erwecken mannichfaltige, ſüßahndende Gefühle. Wer, wie der Dichter, im ganzen, großen Gebiete des Sinnlichen ſtets und überall Vollkommenheit ſuchen und gewähren will und ſoll; wer ſo herrliche Urbilder mahlen kann, wie eine Alcina oder Amanda, von dem iſt man, wo nicht gezwungen, doch geneigt zu glauben: er werde auch in der Würklichkeit nur gegen ähnliche himmliſche Geſchöpfe Wohlgefallen, Wohlwollen und Vereinigungsluſt, d. i. Liebe hegen. Könnte ein Liebling der Muſen ſich zu ſeiner Göttin etwas geringeres wählen, als eine Grazie?

Die Folgerung iſt ſehr irrig. Mit dem ächteſten Dichtergeiſt iſt vollendete Ausbildung des geſammten Schönheitsgefühls nicht nothwendig verbunden. Ueberdieß kann Liebenswürdigkeit in vollem Maße Statt haben, ohne eigentliche Schönheit. Auch erſtreckt ſich ſehr oft der Geſchmack eines Dichters nur auf einen kleinen Kreis. Und endlich, wie oft ſehen wir nicht, daß eine gährende wilde Einbildungskraft, trotz einem böſen Dämon, oder einer betagten, neiderfüllten Fee, die unglaublichſten Blend- Täuſch- Trug- und Zauberwerke hervorbringt! Gab es doch nicht wenige Schweden, die das Paradies nach Dalekarlien ſetzten! War nicht der nämliche Rouſſeau, deſſen Einbildungskraft die neue Heloiſe ſchuf, von der zwiefach garſtigen le Vasseur im eigentlichen Sinne bethört? Finden wir nicht unter Deutſchlands vortrefflichſten Dichtern wenigſtens zwey, von welchen mit aller Wahrheit behauptet werden kann, daß ihre Auserwählten kaum mehr Reitze beſaßen, als die Geliebte des unpoetiſchen Todes bey Swift? Es iſt eine Erſcheinung, die wohl weniger in der ſchaffenden und übertragenden Phantaſie der Dichter, als in der, oft unbegreiflichen, Verblendung des Menſchenſinns ihren Grund hat.

Von geringern Dichtern ſoll hier gar nicht die Rede ſeyn. Die Wahl ihrer Schönen zeugt mehr als häufig von einem böotiſchen Ungeſchmack; aber, wenn irgendwo, ſo wären hier Beyſpiele oder nur Fingerzeige verhaßt.

Doch dieß benimmt dem Anziehenden einer ſolchen Galerie der Herzensköniginnen großer Dichter nicht das Mindeſte: vielmehr erhöht es durch das Abſtechende und Mannigfaltige den Reitz des Ganzen und deſſen Werth für den Gemüthsforſcher und Menſchenlehrer.

*) Verkürzt Bice. Sie war eine Tochter des Florentiner Bürgers Folco Portinari.

**) Eine geborne Schmid aus Langenſalza.

***) Marie Sophie Gutermann, vermählte la Roche, geb. 1730 in Kaufbeuern.

Aber die groſze Schwierigkeit iſt dieſe: erſtens, wie erhalten wir ſichere Kunde, nicht von den Gefühlen der Liebenden allein, ſondern von dem wahren, äußern und innern Werth und Gehalt der Geliebten? Hierin waren die ältern und neuern Beobachter und Lebensbeſchreiber gar zu ſorglos und unpſychologiſch. Wer Hölty's Seligkeit der Liebenden geleſen, oder nur einzelne Strophen, wie:

Die Liebe macht zum Goldpalaſt die Hütte,
Streut auf die Wildniß Tanz und Spiel,
Enthüllet uns der Gottheit leiſe Tritte,
Gibt uns des Himmels Vorgefühl!

wahrhaft empfunden hat, denkt gewiß bey der Lebensgeſchichte des Mannes auch an die Frage: Hatte der innige, feurige Sänger auch ächten Sinn für wahre weibliche Anmuth, für höhern Liebreitz, himmliſche Holdſeligkeit? oder bethörten auch ihn Truggeſtalten und Geſpenſter ſeines Dichtungs-Vermögens? Was war an jener Julie, bey deren Anblick er in Entzückungsſchauer zerfloß?*) Allein ſelbſt Voß meldet in den Nachrichten von ſeinem Freunde nicht das Geringſte von dieſem, keineswegs unbedeutenden Umſtande. Nicolai'n trifft eben dieſer Vorwurf: In ſeinem Ehrengedächtniſſe Kleiſt's zeigt er uns den Sänger der Lalage von dieſer Seite ganz nicht. Daß doch ja der Lebensbeſchreiber Leiſewitz'es ſich nicht gleichen Tadel zuziehen möge! Der Charakter der Blanca im Julius von Tarent, ja ihr einziger, unübertrefflich ſchöner Ausruf:

„Ha! jetzt ſind wir da, in dem entfernteſten Winkel
„Der Erde! — dieſe Hütte iſt klein — Raum genug zu einer
„Umarmung. — Dieß Feldchen iſt enge — Raum genug für
„Küchenkräuter und zwey Gräber; und dann, Julius! die
„Ewigkeit — Raum genug für die Liebe!“

erregt das Verlangen, den Bildner des zauberiſchen Geſchöpfes in Hinſicht ſeines Schönheitsgefühls im würklichen Leben näher zu kennen.**)

Zweytens. Wo in aller Welt ſollen die Richter zu finden ſeyn, die, bey der auffallenden Verſchiedenheit des Geſchmacks über innere und äußere Schönheit, und vornämlich über Liebenswürdigkeit zu entſcheiden befugt ſeyn könnten? Allerdings eine verwickelte, ſchwere Frage, die, wenigſtens für jetzt, hier nicht erörtert werden kann. Nur ſo viel ſey bemerkt, daß, was das Aeußere betrifft, die erleſenſten und gebildetſten Kenner zum Urbild und Maßſtabe der Geſtalten und Geſichter keine andere annehmen werden, als Altgriechiſche oder Raphaeliſche.

Schwierigkeiten wird alſo freylich der Bearbeiter dieſes Feldes genug finden, aber am Ende auch eine belohnende, wenn gleich nicht volle Ausbeute.

*) In ſ. Gedicht: „An die Apfelbäume, wo ich Julien erblickte.“ Hölty beſchreibt übrigens ſelbſt ſ. Geliebte in einem Briefe von 1773, den Voß S. XVI. u. XVII. eingerückt hat.

**) Was im deutſchen Merkur 1806 St. 12. von Leiſewitz geſagt wird, leiſtet kein Genüge.

Dante war erſt 9 Jahre alt, als ihn der Anblick der Portinara auf immer bezauberte. Dieſe Liebe galt ihm für einen eignen Zeitabſchnitt ſeines Lebens, für den Anfang eines neuen Daſeyns; daher er auch die Erzählung davon Vita nuova nennt. *)

Petrarchs Laura war keine Iris en l'air, wie Voltaire mit einem Ausdruck Boileau's witzelte, ſondern eine wirkliche Perſon, welcher er 20 Jahre lang mit innigſter Zärtlichkeit ergeben blieb, und die er noch 10 Jahre nach ihrem Tode in empfindungsvollen Liedern betrauerte!**)

Zur Jugendgeſchichte Klopſtocks, der die höhere, geiſtige, verhimmliſchte Liebe geſungen hat, wie nie ein anderer Sterblicher, ſind erſt vor kurzem, in einer zu wenig geleſenen Zeitſchrift, erwünſchte Beyträge erſchienen***).

Wielands erſte, nun entſchlafene Geliebte, Sophie von la Roche, hat dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes mehrere ungemein rührende Züge von ſeiner erſten Leidenſchaft ſelbſt erzählt. Allein die Mittheilung bleibe einem andern Ort und einer andern ſehr ſpäten Zeit vorbehalten.

P.

Nachtrag.

Was oben von den Geliebten großer Dichter geſagt, oder eigentlich erwartet wird, das gilt eben ſo von den Geliebten der Dichterinnen. Die Reihe führe die wolluſtathmende, liebetrunkene Lesbierin, Sappho mit ihrem Phaon; denn ob bereits Debora einen ſolchen Dod gehabt habe, und welch ein Geſell derſelbe geweſen ſeyn mag, iſt uns wohl gleichgültig.

Ein ſchicklicher Anhang zu einer ſolchen Galeria degli Idoli delle Poetesse celebratissime wäre Nachricht von Frauenzimmern, die ſich, ohne Einwürkung der Sinnenluſt, in Dichter als Dichter verliebt haben. Es iſt freylich ſehr ſchwer und mißlich, über ſolche Verhältniſſe etwas beſtimmtes zu behaupten; denn wer hat Gelegenheit, ſicher hineinzublicken, oder ſie genau auszuforſchen? Indeſſen gibt es doch denkwürdige Beyſpiele davon.

Mariana Benti, verehlicht mit dem Sänger Bulgarini, verliebte ſich in Neapel in den Abt Metaſtaſio, oder vielmehr in den Verfaſſer der ſchönen Verſe, die in Didone abandonnata und ſeinen andern Singſpielen vorkommen. Sie konnte nicht mehr anders leben, als in Geſellſchaft mit dem bewunderten Dichter, was auch in Neapel und nachher in Rom Statt fand. Als M. als Hofdichter in

*) Mehr Licht hierüber, als Pelli und Chabanon aufſtecken, wird man, wenn ich nicht ſehr irre, in einem Werke des Domherrn Giov. Jac. Dioniſi finden, Serie di Aneddoti. Verona 1786. wovon wenigſtens 5 Nro. erſchienen ſind.

**) Auſſer Sade's bekannten Memoires wird ohne Zweifel Baldelli Vita di Fr. Petrarca hier zu benutzen ſeyn.

***) In der zu Zürich gedruckten Iſis.

Wien angeſtellt war, bat ihn ſeine liebende Mariana, er möchte ihr doch auch ein Plätzchen bey der kaiſerlichen Opera verſchaffen. Dem ſo angeſehenen Hofdichter wäre dieß etwas leichtes geweſen, allein er that nichts in der Sache, aus Beſorgniß, Verdacht auf ſich zu ziehen. Mariana, die bald darauf ſtarb, vielleicht an ungeſtillter Sehnſucht, vermachte dennoch ihrem ungefälligen Geliebten ihr ganzes Vermögen, was doch gegen 25000 Scudi betrug. Metaſtaſio dachte aber billig, wo nicht edel: er überließ das ganze Vermächtniß den Verwandten der Verſtorbenen *).

Komme hier nur Niemand mit der Marquiſe Du Chatelet und Voltaire'n aufgezogen. Ihre weltberühmte ſogenannte Herzens-Verbindung war nichts, als ein höchſtwidriges Larven- und Fratzenſpiel. Die Dame ſtellte ſich wie völlig bezaubert **), und doch — der arme Dichter! — weiß alle Welt, daß ſie an den Folgen der Niederkunft mit einem Ebenbilde ſeines Nebenbuhlers, Saint-Lambert, ſtarb. Bey der Nachricht von ihrem Tode rief Voltaire: J'ai perdu mon illustre amie; je suis au desespoir, je suis inconsolable. Als Marmontel, der gerade bey V. war, ſich nach der Urſache ihres Todes erkundigte, erhielt er zur Antwort: De quoi! ne le savez vous pas? Ah! mon ami! il me l'a tué, le Brutal. Il lui a fait un enfant. Und zwiſchen ſolchen Aeuſſerungen konnte V. weinen und ſchluchzen. Doch, er konnte noch mehr. Bey dieſem nämlichen Auftritt kam ein Dritter in das Zimmer, und brachte einen luſtigen Schwank vor. Voltaire, vor einigen Minuten noch untröſtlich, brach jetzt in lautes Gelächter aus ***).

P.

Ein Paar Worte über die Jagd der alten Deutſchen.

Am Abend kehrt der edle Mann
Mit dem, was ihm die Jagd gewann,
Zu ſeines Weibes Honigſeim,
Zum Willkomm ſeiner Kinder heim.

Kretſchmann.

Jagd und Krieg waren die Beſchäftigungen des freyen Germanen, dem es unedel dünkte, die Erde mit ſeinem Pflug zu verwunden, oder ſeinen Stier an das Joch zu ſpannen. Denn nur Blut und Wunden gaben ihm, jenſeits des Grabes, Unſterblichkeit, und ſobald er dem Heerbann nicht folgte, ſtreifte er in den Wäldern umher, um ſich Wildpret für den Hunger, und Kleidung gegen die Kälte zu holen. Wölfe und Steinböcke, und im höhern Norden Elen's, Rennthiere und wilde Pferde reitzten ſeinen Muth, aber vorzüglich liebte er die Jagd gegen den Ur. Jeder neue Sieg über den Ur erhöhte den Ruhm des germaniſchen Jünglings, und die Hörner des Ur's wurden des Sieges Beweis. In der übertriebenen Beſchreibung dieſes Ungeheuers wetteifern Cäſar und Plinius. Der Ur war ſtärker als der Ochs, nicht viel kleiner als der Elephant, aber unendlich wilder und geſchwinder als beyde. Man fieng ihn in Gruben, und tödtete ihn alsdann; denn unmöglich war es, dieſes Unthier zahm zu machen, da auch die aufgezogenen Jungen ihre Wildheit nicht ablegten.

Auſſerdem gab es viel geflügeltes Wild, Krammets-Vögel und wilde Gänſe in Germanien. Aber der deutſche Jüngling überließ die Gänſefedern den Römern, und hüllte lieber ſeine Schultern in den Kopf eines Ur's ein, der mit ſeinen großen ſchönen Hörnern ihm ein fürchterliches Anſehen gab. So zog er, mit Pfrieme, Lanze und Streitaxt bewaffnet, auch in die Schlacht, und die Mühen und Gefahren, welche ihn auf der Jagd abgehärtet und gegen Blut und Wunden gleichgültig gemacht hatten, erhöhten ſeine Kampfluſt im Kriege.

Ganz Germanien ſchien nur ein Wald zu ſeyn, und mit Schaudern beſchreiben die Römer die Geſtalt dieſes Landes, deſſen Thäler und Berge durch unaufhörliche Wälder verbunden waren. „Die ungeheuren Eichen, erzählt Plinius (XVL 2.), welcher ſelbſt im nördlichen Deutſchland geweſen war, ſo alt, wie die Welt, faſt unſterblich, und unberührt, überdecken mit ihren Wurzeln die Erde. Begegnen ſich dieſe Wurzeln, da entſtehen Hügel durch die entgegenſtrebende Kraft, und, wo der Boden nicht folgt, da bilden ſich freyſtehende Bogen, die ſich krümmen, und bis an die Zweige der Bäume ſo hoch hinaufreichen, daß ganze Geſchwader von Reitern durch dieſe offne Thore hindurchreiten können."

Wo jetzt der Rhein zwiſchen Reben dahin fließt, da verfinſterten Tannen und Fichten das vaterländiſche Grenz-Ufer, und der große Hart- oder Harz-Wald, welcher das Land der Markomannen in einem Zirkel, wie mit natürlichen Feſtungswerken, umſchloß, machte damals wenigſtens den ſechsten Theil unſeres Deutſchlands, oder über 2000 Quadratmeilen aus. Auſſer dem großen Hart gab es auch einen Buchen-Wald, den Cäſar (B. VI.) Bakenis nennt, und gegen Vindelizien ſtand Schwarzholz in Menge.

Dieſe ungeheuren Wälder ernährten natürlich mehr Wild, als die jetzigen; aber einige Thierarten, wie der Ur, haben ſich ganz entfernt, andere, wie der Wolf und der Steinbock, ſind nur noch in geringer Anzahl, und in unbebauten Gegenden zu finden.

Rommel.

---

*) Dieſe Nachrichten ſind aus Aluigi Vita di P. Metastasio. (Asisi 1783.) L. 2. 3. u. 4. Nähere Umſtände findet man wohl bey andern Biographen, die mir gerade jetzt nicht zu Gebote ſtehen.

**) Beweiſe davon findet man genug in den ſonſt ſehr magern und gehaltloſen Lettres inédites de Mme. la Marquise du Chastelet à M. le Comte d'Argental. à Paris 1806. 8.

***) Memoires de Marmontel T. I. p. 361.

Korreſpondenz = Nachrichten.

Berlin, 26 Feb.

Theater = Nachrichten. Geſtern wurden zum Benefiz für Hrn. Weitzmann, einen ſehr geſchätzten Tenoriſten, zwey neue Stücke gegeben: Das Räthſel, ein Luſtſpiel in Einem Akt, und —: Guliſtan oder der Hulla von Samarcande, ein Singſpiel in drey Aufzügen von Etienne, die Muſik von d'Alayrac. — Der Inhalt des erſten Stücks iſt folgender. Ein junger Mann (das Luſtſpiel nennt ihn ſchlechthin nur Carl), der mit einem geiſtvollen, aber etwas eigenſinnigen jungen Mädchen, Namens Eliſe, verlobt iſt, erhält von einem Freunde ein Räthſel zugeſchickt, deſſen Auflöſung in einem verſiegelten Zettel beygefügt iſt, der aber nicht eher geöffnet werden ſoll, als bis der Ueberſender bey ihnen ſelbſt angelangt iſt. „Das würde — ſchreibt der Freund — eine hübſche Gelegenheit für Carl ſeyn, die Geduld und Selbſtbeherrſchung ſeiner Zukünftigen zu erproben.“ Eliſe wird darüber erzürnt, und wendet Alles an, um von ihrem Bräutigam den Zettel zu erhalten; da dieſer ihn aber nicht herausgeben will: ſo entſteht, als Prodromos ehelicher Hauskriege, ein kleiner, anfangs ſehr bedeutend ſcheinender, Zwiſt. Carls Onkel, ein alter eitler Geck, der Eliſen heimlich liebt, beſchließt, ſich das zu Nutze zu machen, und als er mit ihr allein iſt, erzählt er ihr ein Fäbelchen von einem alten Bär, der eine ſchöne junge Schäferinn im Thale gehen ſieht und in Liebe entbrennt, und bekennt dann, daß niemand anders als — Er dieſer Bär ſey. Eine Verſöhnungs-Szene, die für den Onkel ſehr drollig und etwas beſchämend ausfällt, beſchließt, wie vorauszuſehen war, das kleine amuſante Stück, das wahrſcheinlich Stolls Ernſt und Scherz und der Beichte von Kotzebue ſein Daſeyn verdankt; denn es iſt, ganz im Geſchmack dieſer Bagatellen, in Verſen geſchrieben, und hier und da mit epigrammatiſchen Einfällen, die vorzüglich gegen das weibliche Geſchlecht gerichtet, und zuweilen treffend witzig ſind, gewürzt. Der Verfaſſer hat aber die Alexandriner ſehr häufig nach ſeiner Laune und Bequemlichkeit mit fünffüßigen Jamben gemiſcht. Seine Verſe haben meiſtens einen leichten, gefälligen Gang; nur ſelten wird das Ohr durch Reime, wie ſehr und Herr, und durch undeutſche Wendungen wie: horchen gehen und: fragen geben, beleidigt. — Madame Bethmann lieferte in der Darſtellung der Eliſe ein Seitenſtück zu der Baronin in der Beichte, die ſie ebenfalls meiſterhaft ſpielt. Die kleinen Launen und die weibliche Liſt und Verſchlagenheit, die in Eliſens Charakter liegen, wußte ſie ſo charakteriſtiſch als zart und beluſtigend darzuſtellen. Herr Bethmann gab den Carl. In der Schule ſeiner verdienſtvollen Gattinn kann und wird er ein ſehr vorzüglicher Schauſpieler werden. Herr Labes ſpielte den Onkel, wie man es von ihm gewohnt iſt. Damit will ich ihn aber eben nicht gelobt haben. Das Stück gefiel.

Der Inhalt des Singſpiels, das in Paris mit ausgezeichnetem Beyfall gegeben worden ſeyn ſoll, iſt mit wenig Worten dieſer. Taher, ein reicher Kaufmann von Samarcande (der Hauptſtadt der Tartarey), hat ſeine junge Gattinn verſtoßen, weil ſie ſich ſeinen Wünſchen nicht bequemen wollte. Er bereut aber die That, und wünſcht, ſie wieder zu ſich nehmen zu können, was er jedoch, dem Geſetz gemäs, nicht eher thun darf, als bis ſeine Gattinn wenigſtens eine Stunde lang mit einem andern Manne verheirathet geweſen iſt, der ſie wieder verſtoſſen hat, und der — der Hulla genannt wird. Taher ſucht zu dieſem Zweck einen gemeinen Zitherſpieler aus, Namens Guliſtan, den er kurz vorher von ſeiner Thüre hat wegjagen laſſen. Dieſer wird mit Zulmen vermählt, und — erkennt in ihr ſeine Geliebte, Dilara, von der er eine lange Zeit getrennt war. Da ſich aber ihrem geſetzlichen Zuſammenbleiben einige Hinderniſſe entgegenſtellen: ſo werden dieſe durch den König von Samarcande, der, da er öfters verkleidet in der Stadt herumſchlich, Guliſtan, den ehemaligen Liebling ſeines Vaters, liebgewonnen und ihn glücklich zu machen beſchloſſen hatte, ſelbſt beſeitigt. Dieſer Stoff gibt, wie man ſieht, zu manchen beluſtigenden Szenen Anlaß, die aber von Hrn. Etienne eben nicht ſonderlich benuzt worden ſind. Die Muſik iſt, wie man ſie von d'Alayrac gewohnt iſt, einſchmeichelnd und gefällig, befriedigt aber keineswegs die höheren Anforderungen, die man an ein muſikaliſches Kunſtwerk zu machen berechtigt iſt *). Die Aufnahme war, wiewohl das Orcheſter und die Sänger ſich viele Mühe gaben, ſehr kalt. Es ſcheint, als wolle die leichte franzöſiſche Muſik den an gehaltvollere Arbeiten gewöhnten Deutſchen eben nicht ſehr behagen. Herr Weitzmann als Guliſtan ſang heute vorzüglich gut; ſein Spiel läßt aber ſehr viel zu wünſchen übrig. Madame Schick (Dilara), Herr Gern (Taher) und Herr Beſchort (der König) leiſteten dagegen ihren Rollen in jeder Hinſicht Genüge. Herr Wauer, ein Baſſiſt und neues Mitglied der Bühne, ſpielte den Calaf. Er muß noch viel lernen, und nicht weniger verlernen, wenn er würdig ſeyn will, vor einem ſo gebildeten Publikum, als das Berliniſche iſt, aufzutreten. —

Werner, der Verfaſſer der Weihe der Kraft, wird in dieſem Jahre auſſer dem zweyten Theile des Kreuzes an der Oſtſee eine neue, durch einen dritten Theil vermehrte, und auch ſonſt bedeutend veränderte Ausgabe ſeiner Söhne des Thales liefern. Auch iſt er jezt beſchäfftigt, dieſes dramatiſche Gedicht zur Aufführung zu bearbeiten. Der erſte Theil iſt ſchon dem Geſchmack des Publikums gemäs appretirt und zugeſchnitten, und wird in wenig Wochen auf unſrem National = Theater gegeben werden. Man verſpricht ſich hier keinen großen Genuß davon, da man allgemein fürchtet, er werde in die Söhne des Thales erſt noch viel Unverſtändlichkeiten (er hält dergleichen für Myſtik) hineingepfropft haben, und die Zuſchauer auf dieſe Weiſe gähnen machen. Er iſt Willens, das Manuſkript mehreren andern Bühnen zu überſenden. — Von dieſer neuen Bearbeitung weiß man übrigens ſo viel, daß er eine neue weibliche Rolle, Aſtralis, hineingedichtet hat, in der wir Mad. Bethmann auftreten ſehen werden.

Ein Gerücht behauptet: Herr Iffland habe der Stadt-Kämmerey angezeigt, daß, wenn die Theaterkaſſe keine Unterſtützung erhalte, die Geſellſchaft werde aus einander gehen müſſen. Das ſchien anfangs räthſelhaft, da man das Theater bisher immer ziemlich voll fand; ein Räthſel, das ſich aber von ſelbſt löst, wenn man weiß, daß jezt eine beträchtliche Anzahl Freybillets vertheilt wird.

Charade.

Mein Erſtes, wißt, in jedem Reiche,
Troz der verſchied'nen Sitten und Gebräuche,
Iſt's Einmal nur, und auch in großer Zahl.
Mein Zweytes treibt in jedem Stande,
Zur Luſt und Unluſt, als Original,
Und als Kopie ſein Weſen überall,
Auch ohne Harlekinsgewande.
Mein Ganzes dankt dem Erſten nur
Sein Daſeyn, ſpielt Caricatur,
Verfolgt im Scherz der Wahrheit Spur,
Würzt Albernheiten mit Verſtande,
Und wich der feineren Kultur.

Auflöſung der Charade in Nro. 63: Schuppocken.

*) Unſer Zumſteeg bearbeitete den gleichen Stoff im tartariſchen Geſetze mit großem Glücke. Red.

Nro. 70.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. März, 1807.

Wenn ich im Geiſt' auf euch, ihr Berge, ſtehe,
Iſt mir die Welt ſo klein — als ich ſie ſehe.

v. Kleiſt.

Hymne an die Natur.

Es irrt der Bach in leiſern Melodieen,
In ſeinen Perlen blitzt des Tages Licht,
Die Nacht entweicht, die düſtern Schatten fliehen,
Der Morgenlüfte ſtilles Säuſeln ſpricht.
Und alle Blumen öffnen ſich, und glühen,
Die Flur enthüllt ihr ſtralend Angeſicht;
Und ringsum ſtreut vom goldenen Gefieder
Der Farben Glanz die Morgenröthe nieder.

Begeiſtre mich zu würdigem Geſange
In deinem Tempel, heilige Natur!
Was dunkel in mir wogt vom inner'n Drange,
Den Nachhall deiner Sprache leih' ihm nur;
Dein Mund muß reden in der Saiten Klange,
Dem Lied enthüllt ſich deine Götterſpur;
Was du gebildet für das Reich des Schönen,
Läßt der Geſang dem Herzen wiedertönen!

Wer, als des Urgeiſts mächt'ger Ruf erklungen,
Wer zwang das irre Chaos zur Geſtalt?
Wer gab dem ſtummen Raum der Rede Zungen,
Dem Element die bildende Gewalt?
Und als ſich liebend Kraft um Kraft geſchlungen,
Des langen Kampfs Verwirrung nun verhallt,
Wer rief den Keim zur friſchen Lebensblüthe?
Dein Odem war's, Natur, der ihn durchglühte!

Da ſank der Schleyer, der mit ew'ger Hülle
Den Urſtoff von dem Unſichtbaren ſchied;
Das Leben trat in die erſtaunte Stille,
Der Laut ertönt, die hell're Farbe blüht,
Die Götter nah'n mit ihrer Gaben Fülle,
Zu ſchmücken das unſterbliche Gemüth;
Und in dem Staube, den ihr Geiſt entzündet,
Ward göttergleich des Menſchen Seyn gegründet.

Du, Göttin, biſt's, aus deren Wunderhänden
Fortzeugend jedes Leben ſich entwand,
Die, Harmonie und Ordnung auszuſpenden,
Das Würmchen an den Stral der Sonne band;
Und, ihm die Macht des Staubes abzuwenden,
Dem Menſchen lieh den herrſchenden Verſtand;
Die überall, wohin ihr Geiſt gedrungen,
Maaß und Geſetz dem Daſeyn abgerungen.

Du rufſt den Stürmen, daß ſie donnernd gehen,
Die Tiefen regſt du auf im Ozean;
Es ſpricht dein Hauch im milden Abendwehen,
Den Morgenlüften zeigſt du ihre Bahn;
Dir grünt der Eichwald auf des Berges Höhen,
Der Sterne Schimmer führt dein Wink heran!
Du ſprichſt, und brauſend ſchäumt der Woge Schwellen;
Du ſprichſt — und Friede ſäuſelt auf den Wellen.

Entfaltend haucht des Geiſtes dunkeln Willen
Dein Odem an im menſchlichen Gemüth,
Daß kühn zerreiſſend ſeines Staubes Hüllen
Er frey erwacht, von inn'rer Kraft entglüht.
Du leiteteſt, der Seele Drang zu ſtillen,
Die Kunſt herab, die ihm unſterblich blüht;
Und von dem ewigen Olymp hernieder
Riefſt du der Farben Leben, und die Lieder!

Daß nie der Menſch von deiner Bahn ſich wende,
Allgüt'ge Mutter, heilige Natur!
Du ſchmückeſt ihn mit deiner Götterſpende,
Heil dem Bemühn, das deiner Leitung ſchwur!
Du reichſt dem Erdenſohn die treuen Hände,
Und zeigſt ihm freundlich der Vollendung Spur!
Was auch der Flug des Geiſtes mag erſchwingen,
Nur durch Natur kann er zum Schönen dringen.

Schreiber.

Ein hiſtoriſches Fragment.

Die Zeit der Götter war das Blüthenalter der Menſchheit. Als auch Roms Dii ſanken, war das Reich ungeheuer, aber die politiſche Freyheit, das volle, reiche Leben des Individuums (des civis) erloſch. Die letzten römiſchen Eroberungen waren die Vorbereitung zu einer ganz neuen Welt-Bildung; der Bürger riß ſich immer mehr vom Staate los, der Genuß iſolirte ihn. Schon unter Auguſt war aller Keim öffentlicher Corruption gelegt. Die Geſchichte kehrt jetzt von der Allgemeinheit bürgerlicher Exiſtenz zu den Formen monarchiſcher Herrſchaft und endlich zu dem ungebundenen Spiele deſpotiſcher Willkühr.

Bis ſie dahin gelangt iſt, werfen wir noch einen Blick auf die Vorzeit. Vom Orient aus zeigt uns die erſte ſeelenvolle Mythe den Menſchen in dem urſprünglichen Frieden ſeiner Natur und in der Entzweyung, die ſich in ihm, als freyem Weſen, bildet. So wie die letztre entſtanden iſt, ſoll er zu ſeinem Glücke nur durch Schuld oder Schmerz wieder gelangen; das Geheimniß ſeines Weſens iſt jetzt ausgeſprochen, in dem Weibe regt ſich die holde Schaam, den Mann ſpornt das Bedürfniß zur Arbeit. Es entſpringt das Band der Familie, Geſchlecht reiht ſich jezt an Geſchlecht, und die Nothwendigkeit verknüpft die Individuen zu größern geſellſchaftlichen Vereinen. In dunkler Vorzeit finden wir in Aegypten Denkmale, die von gemeinſamer, einer Regel unterworfenen Kraft zeugen, Andeutungen einer wunderbaren Verfaſſung. So wie die Urgeſchichte fortſchreitet, ſehen wir die Cultur ſich immer mehr in weſtlicher Richtung verbreiten. Je näher aber der urſprünglichen Quelle, dem warmen Boden und dem reinen Aether des Orients, um ſo weniger berührt der Stachel des Verderbens die Menſchen. Selbſt nachdem die Sünde ſchon in der Gattung war, gewann dieſe einen göttlichen Charakter in der ſchönſten Periode der Griechiſchen Republik. Alle Götter, die den friedlichen Heerd und die männliche Tugend umgaben, ſo wie die dunkeln Mächte der Unterwelt, ſind die nimmer vergängliche Poeſie der Menſchheit, das ewige Symbol der Freyheit und der geheimnißvollen Nothwendigkeit, die in Jedes Bruſt herrſcht. Nur das poetiſche und religiöſe Leben konnte denn auch das Glück aller individuellen Exiſtenz möglich machen, und Sklaven mußten damals dienen, damit das Heiligthum der Starken nicht entweiht wurde durch unrühmliche Beſchäftigung. Unter gieng ſolche Herrlichkeit nicht ganz, nachdem Griechenland fremder Herrſchaft unterworfen ward, doch war die volle Blüthe vorüber.

Die Freyheit hatte ſich auch nach Italien gewendet, aber die Anmuth kehrte nie ganz dahin. Roma's Götter ſtanden ſchweigend in den Hallen, und der heitern Begeiſterung Töne zitterten nicht auf der Laute des vaterländiſchen Sängers. Kraft und furchtbare Macht bezeichnete Roms Cives. So tritt Mucius hin und verbirgt den Schmerz, deſſen Anblick fremde menſchliche Natur zerreißt, denn er denkt ſein Vaterland; ſo iſt Brutus, der Conſul, der blutige Richter ſeiner Söhne, denn die Gerechtigkeit verbietet die zarte Regung; ſo ſieht Fabricius in Götterſtärke vor Pyrrhus; ſo weiht ſich Curtius den Göttern, und ſo ſtößt der letzte der Römer den Dolch in die Bruſt ſeines Freundes und Wohlthäters. Als ſpät die Laute der Kunſt ſich regten, und die Sänger ſangen, die wir noch hören, war ſchon das weite Grab der Knechtſchaft geöffnet, geſchwächt die hohe Kraft, Laſcivität in der Mehrzahl. Von dieſer gewannen Horaz und Juvenal ihr Intereſſe, der erſtere ſchmeichelnd, mehr ausgezeichnet durch Glätte als Fülle und reine Begeiſterung, der zweyte, in und unter ſeinen verdorbnen Zeitgenoſſen ſich bewegend, bey herrlichen Gaben, ein fruchtloſer Züchtiger. Der andern Dichter Verdienſt wollen wir anderswo berühren. Worin ernſte römiſche Weisheit am längſten und trefflichſten ſich bewährte, war in der Hiſtorie: denn die Geſchichte einer ſolchen Nation muß von großen Gemüthern um ſo tiefer empfunden werden, wenn jene unter den Bildern der Vorwelt gelebt und zuletzt die Schmach ihrer Zeit erkannt haben. Dann entflammt ſich in dem Verkünder der Thaten der gerechte Zorn; aber da die Keuſchheit der Geſchichte ihm gebietet, Maas zu halten, ſo beſiegt er den innern Sturm, daß in der lebendigen Rede nur die ſtille Gluth des Herzens ſichtbar wird. In der Nacht der Zeit erwärmt uns ſolcher heiliger und verhaltner Unwille, und wir empfangen das Geheimniß, das ſich in eines Tacitus Seele wälzte, mit einer frommen Ehrfurcht. In der Tiefe des Hiſtorikers thut ſich das Göttliche in uns auf. Mit ſolchen Geſchichtſchreibern ſchließt ſich aber gewöhnlich alle Freyheit, öfter ſelbſt die Exiſtenz eines Staats; ſie ſind die letzten Töne aus einer goldnen Zeit.

G. H. Keyſer.

Edle Beſchäftigung im Unglücke *).

Vigneul de Marville erzählt (in ſeinen Mélanges d'histoire et de literature) von Gefangenen, die ſich über den Verluſt ihrer Freyheit mit den Muſen trösteten, vergißt aber die auffallendſten Beyſpiele.

Er ſagt nichts vom Jüngling Juba, der im Triumphe nach Rom geführt, alle Römer an Weisheit und Tugend übertraf, und — ſo ſchätzten ihn ſeine Feinde — ein Schwiegerſohn ward von Antonius und Cleopatra, dieſem Spielballe des Glücks. Er ſagt nicht, wie dieſes liebenswürdige Paar, verſtoſſen vom numidiſchen und egyptiſchen Throne, doch ſeine Tage durch Studium der Wiſſenſchaften und Prüfung der Schönheiten der Natur zu verſchönern wußte. Er gedenkt nicht der ſchönen Königin von Palmira, Zenobie, die, nachdem ſie der Welt das vollkommenſte Modell der Tugenden, der Grazien, des Heroismus in ſich

*) S. den neunten Theil der Soirées literaires.

aufgeſtellt hatte, und vom ſtolzen Aurelian beſiegt und gefangen worden war, auch in der Gefangenſchaft ihren Hochſinn, ihre Sanftmuth, ihre Liebe für die Wiſſenſchaften beybehielt, und in den Augen ihrer Widerſacher bis an ihren Tod ein Gegenſtand der Bewunderung blieb. Nicht des großherzigen Königs erwähnt er, der im Kerker den in ſeiner religioſen Einfachheit ſo energiſchen Hymnus ſang: Vexilla regis prodeunt.

Die Beſchränkung des Körpers erweitert den Geiſt des Edeln, und begabt ihn mit einer Kraft, die er im Schooße des Glücks, in den Genüßen der Freyheit kaum ahnt. Ludwig XII. zeichnete ſich in ſeiner Jugend keineswegs durch Geiſtesgaben aus. Er ward am Tage von St. Aubin geſchlagen; zu Bourges in einen Thurm verſchloſſen, und aller Vergnügungen beraubt. Er fand Bücher; es tagte in ſeiner Seele; ein ihm bisher ganz fremdes Intereſſe bemächtigte ſich ſein; die beſten Schriftſteller klärten ihn auf. Sein Geiſt und Charakter bildeten ſich, und der Vater des Volks ward auch ein Freund der Weiſen.

Der älteſte Sohn des Connetable Anne de Montmorency bat, als Gefangener des tapfern Philibert Emanuel von Savoyen, um einige Bücher zur Vertreibung der Langenweile. Er wußte nicht eigentlich, was er bat; denn ſein unwiſſender Vater hatte ihn kaum im Leſen unterrichten laſſen. Der junge Krieger, durch Noth gezwungen, vervollkommte ſich allein, zog aus den Büchern großen Nutzen, und ſein Geſchmack am Wiſſenſchaftlichen wuchs in der Freyheit immer mehr.

Der Grosvater des großen Turenne ſchmückte ſich, als Gefangener des Herzogs von Parma, Alexander Farneſe, ſeinen Kerker mit vortrefflichen Werken aus, ſchrieb eine gründliche Abhandlung über die Kriegskunſt, und hinterließ lobenswerthe Denkwürdigkeiten.

Der berühmte Marquis von Pescara, einer der Feldherren Carl des V., durch ſeine Heldenthaten und Galanterien gleich bekannt, wurde von den Franzoſen nach der Bataille von Ravenna gefangen, und weihte in ſeiner Verhaftung ein erotiſches Werk der Muſe, die ihn begeiſterte — ſeiner Gattin Victoria Colonna.

Die Königin Margaretha, erſte Gemahlin Heinrichs IV, ergab ſich in ihren Zimmern des Louvre, die ſie nicht verlaſſen durfte, der Lectüre, und verfaßte nachher in ihrer Abgeſchiedenheit auf dem Schloße Carlat, in Auvergne, ihre Memoires, die feinſte Apologie ihrer weiblichen Verirrungen.

Carl I. ſchrieb im Gefängniße von Holmby ſein Leben mit politiſchen Reflexionen, welche er ſeinem Sohne zueignete, und deren Scharfſinnigkeit man mit jenen des Tacitus vergleichen will.

In der Baſtille ſetzte Marſchall Baſſompierre ſeine Memoires auf, deren Intereſſe und Eleganz unverkennbar iſt.

In ſeiner Gefangenſchaft, und in ſeiner Eingezogenheit zu Commercy brachte Cardinal von Retz ſeine im Geiſte Salluſts geſchriebene Geſchichte zu Stande.

Boetius, eine der größten Zierden des ſechsten Jahrhunderts, ward vom grauſamen Theoderich zu Pavia eingekerkert. Eh' er das Blutgerüſte beſtieg, hinterließ er der Welt ſeinen Troſt der Philoſophie, ein Werk, was noch die Leiden mancher unglücklichen Dulder verſüßt.

Grotius ſchrieb ſeine ſchönſten Bücher in Feſſeln, und Buchanan ſeine Paraphraſe der Pſalmen Davids im Thurm' eines Kloſters in Portugall. Peliſſon lernte während ſeiner fünfjährigen Gefangenſchaft Theologie, Philoſophie, und Griechiſch. Hieronymus Magius ſchrieb, als türkiſcher Gefangner, ohne Buch, aus dem Gedächtniße 2 gelehrte Abhandlungen, de Tintinnabulis und de Equuleo. Man behauptet auch, Cervantes habe auf einer algierſchen Galeere ſeinen Don Quixote geſchrieben.

U.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom.

(Beſchluß.)

Eine neue Entdeckung kann man es heißen, daß auf der nördlichen Seite des Amphitheaters, unter dem dritten Gang, ein bis dahin unbekanntes Stockwerk iſt gefunden worden. Ehe aber die Ausgrabung weiter vorgerückt iſt, läßt ſich nichts über die Beſtimmung und Richtung deſſelben ſagen. Nach dem bisher Geſagten wird es nützlich und merkwürdig ſeyn, die beſtimmten Dimenſionen aller Theile des Amphitheaters nach den letzten genauen Meſſungen anzuführen, nebſt den ſeit 1805 über dieſes Gebäude gemachten Beobachtungen, welche Carl Lucangeli, ein geſchickter Mechanikus und deputirter Aſſiſtent bey dieſer Arbeit, in einem fliegenden Blatt darüber bekannt gemacht hat. Die ganze Höhe dieſes Rieſengebäudes beträgt 220 römiſche Palmen; ſeine äußere Umſchreibung 2449, den zerſtörten Theil mit einbegriffen. Es beſteht aus 4 Ordnungen.

Die erſte doriſche Ordnung iſt 47 3/4 Palmen hoch.

Die zweyte joniſche Ordnung iſt 53 Palmen hoch.

Die dritte korinthiſche Ordnung iſt 53 1/2 Palmen hoch.

Die vierte, ebenfalls korinthiſche, mit Pilaſtern, 63 Palmen hoch.

Der Attikus über der Corniſche, zur Unterſtützung der Balken, welche das Zelt (Velarium) hielten, iſt 6 Palmen hoch.

Die Länge des Amphitheaters nach auſſen beträgt 851, ſeine Breite 713 Palmen.

Die Länge der Arena von der Mauer des Podiums nach der entgegengeſetzten Seite 390, ſeine Breite 252.

Das Podium war 30 Palmen hoch, das Trottoir mitgerechnet, welches um die Arena herum lief, um den Zuſchauern einen ungehinderten Anblick zu geſtatten. Dieſes ſprang 23 Palmen von der Mauer vor. Die Mauer des Podiums war 15 1/4 P. dick, die Marmorbekleidung und Hauptmauer (Stabilitura) mitgerechnet. In dieſer Mauer des Podiums befanden ſich 24 Vomitorien oder Oeffnungen nach der Arena; zwey in der größern Axe deſſelben, von denen die eine Porta Sanavivaria, die andere Porta Santapilaria hieß. Sechs andre Vomitorien waren in der kleinen Axe angebracht, mit Stuk und Steinen verziert. Vier mit einer Senkung von 4 Palmen für die Schiffchen, welche in die Arena gelaſſen wurden, wenn ſie bis zu einer Höhe von 7 Palmen mit Waſſer angefüllt

würde, um Seegefechte vorzuſtellen; vier als Ausgänge für die Verbrecher, welche den wilden Thieren Preis gegeben wurden, und endlich acht, um eben dieſe wilden Thiere in die Arena hineinzulaſſen.

In der Mauer deſſelben Podiums waren 23 Niſchen, 7 1/2 Palmen hoch und 4 1/2 tief, angebracht, welche den Gladiatoren zum Ausruhen dienten. Vom Cölius her war, um die völlige Symmetrie der Niſchen herzuſtellen, ein Gang angebracht, der 13 Palmen hoch, mit Stuk, einem Karnies von Roſſo antico, einem Fußboden von Moſaik verziert war, und einen geheimen unterirdiſchen Gang bildete, durch welchen der Kaiſer zu ſeiner Loge gelangen konnte. In dieſem Gang verbarg Commodus Gemahlin die Mörder ihres Mannes; hier waren 11 Oeffnungen angebracht, um den vierten Gang zu erleuchten.

Der äußern, mit römiſchen Zahlen bezeichneten, Bogen ſind 76, und jeder 20 Palmen breit, die vier an den Seiten ausgenommen, welche 22 breit ſind, nämlich der gegen die Meta sudans, Sanavivaria genannt; der andre entgegengeſetzte, welcher Sandapilaria hieß; der gegen den Esquilin zu, wo ſich der Portikus befand, der nach den Bädern des Titus führte, und mit Stuk bis an die Mauer des Podiums verziert war; der vierte, eben ſo verziert, befand ſich auf der Seite des Cölius. Ueber der äußern Pforte des Amphitheaters war die bronzene Quadriga (vierſpänniger Wagen) des Titus, nebſt der Viktoria, welche ihn bekränzte, angebracht, und diente, von doriſchen Säulen unterſtützt, zum Eingang für den Kaiſer.

Der erſte Gang iſt 22 1/2 Palmen breit und 51 hoch.

Der zweyte Gang 20 knappe Palmen breit und 50 hoch.

Von dieſem zweyten Gang ſteigt man zu dem dritten hinan. Dieſer iſt 3 Palmen höher, 20 1/4 Palmen breit, 51 hoch, und hat Oeffnungen zu ſeiner Erleuchtung.

Der vierte iſt 13 1/2 Palmen breit und 20 hoch.

Im zweyten Gange auf ebener Erde ſind 20 Treppen, welche in vier ungleichen Abtheilungen zu dem zweyten Stockwerk führten.

Im dritten Gange, ebenfalls auf ebener Erde, befinden ſich 16 Treppen, in zwey ungleichen Abtheilungen, nach dem zweyten Stocke; 16 andre, welche nach den 16 Vomitorien führten, die nach dem Podium giengen.

In dem zweyten äußern Stocke ſind 16 Treppen, die in einer unregelmäßigen Abtheilung nach dem dritten innern Stock führten. Hier waren 18 andere Treppen. Dieſe führten nach dem dritten äußern Stock.

In dem dritten Stock befinden ſich, in vier ungleichen Abtheilungen, 16 Treppen, welche nach dem vierten Stock führten.

In dieſem vierten ſind nur 4 Treppen, in zwey ungleichen Abtheilungen, welche nach dem fünften Stock hinführten, der unbedeckt war, zum Gebrauch der Leute, welche die Maſchinen beſorgten.

Dieſer fünfte Stock war von Innen mit einer Halle von Säulen korinthiſcher Ordnung verziert, die 20 Palmen hoch waren. Er hatte ſeine Architrave, ſeine Corniſchen und vorſpringenden Attikus ohne Karnies. Die Stufen dieſer Treppe ſind 12/22 hoch; andre 13/12 nach dem Maße der Breite und der Höhe der Abtheilungen.

In den erwähnten Eingängen Sanavivaria und Sandapilaria bemerkte man einen, 26 Palmen tiefer, als das äußere Pleinpied, liegenden unterirdiſchen Stock. Dieſer hat eine Kommunikation mit einem andern Souterrain, unter dem dritten Gange, welcher 22 Palmen hoch, und in ſeiner Beugung 10 1/2 breit iſt, mit einem 17 Fuß breiten und 22 hohen Bogen von Travertin, der ſich gegen die Arena öffnet. Unter der Arena, dicht an dem Trottoir, ſind Arkaden 16 3/4 Palmen tief, 13 1/2 breit. Dieſe ſind enkauſtiſch mit Roth bemahlt; eben ſo bemahlt waren, wie man aus den Ueberreſten ſehen kann, die Wände der Mauren, welche den zweyten Stock trennten, und die des dritten innern Ganges.

Die Marmorſtufen, zu Sitzen für die Zuſchauer beſtimmt, ſind 1 10/12 P. hoch, und bildeten, wahrſcheinlicher Weiſe noch mit Brettern bedeckt, eine Höhe von 2 P., und eine Breite von 3 1/2.

Die Löcher in den Corniſchen und die Pfähle, zu Haltung des Gezeltes hineinzuſtecken, ſind 2 P. breit ins Gevierte.

Paris, 12 März.

Die Ackerbaugeſellſchaft des Departements der beyden Sevren hat eine Kommiſſion zu Redigirung eines gemein-verſtändlichen Handbuchs des Ackerbaus ernannt, und dieſe hat bereits einen Theil der Geſellſchaft vorgelegt.

D'Aquilar hat eine Ueberſetzung auserleſener Werke des fruchtbaren Lopez de Vega herausgegeben.

Der bekannte Boiſſy d'Anglas will in Andely ein Monument zu Ehren des dort gebohrnen N. Pouſſin errichten.

Die Uebungen der Eleven des Conſervatoriums werden ſehr gerühmt; der alte ſtrenge Stil ſcheint ganz emporzukommen.

Nach Mallets Beſchreibung von Geneve, zählt dieſes 47 lebende Schriftſteller.

Ein Champagner eifert bey Gelegenheit einer Aeußerung des Courier des spectacles ſehr darüber, daß man die Champenois für gute Tropfen halte. Man wirft uns Deutſchen vor, daß wir ſo viel Provinzialgeiſt haben. Die Franzoſen geben uns hierin nichts nach. Limouſiner, Gascogner, Normanner, Champenois — allen wird etwas angehängt, aber freylich iſt der Nationalgeiſt kräftiger, als bey uns.

Renard, Architekt und Direktor der Gobelins, iſt im 58ſten Jahre ſeines Alters geſtorben.

Was für Moden arbeitet, iſt gegenwärtig für Longchamps in Bewegung geſetzt.

Die famoſe Dühault (ſ. franz. Miszellen) hat jetzt eine vortrefflich abgefaßte und mit unzähligen Belegen verſehene Schrift dem Caſſationstribunal übergeben, und behauptet noch immer, Mde. Campenelles du Dühault zu ſeyn.

Frankfurt.

Herr Dokter Chladni aus Wittenberg, der treffliche Akuſtiker, welcher ſo große und intereſſante Entdeckungen über die Natur der Töne gemacht, und zwey merkwürdige muſikaliſche Inſtrumente erfunden hat, – das Euphon und den Clavicylinder — befindet ſich jetzt in Frankfurt, und wird ſich noch eine Zeitlang in den Main- und Neckar-Gegenden aufhalten, ehe er ſeine Reiſe nach Paris, den Rhein hinunter und durch die Niederlande, weiter fortſetzt.

Er hat am 13 März in Frankfurt ſeinen Clavicylinder geſpielt, und ſeine merkwürdige akuſtiſche Verſuche gemacht; zwar öffentlich, aber verhältnißmäßig vor einer kleinen Geſellſchaft (60 bis 70 Perſonen), weil der größere Theil des Publikums noch immer zu ſehr durch Bälle, Soupers und dergleichen occupirt wird. — Das herrliche, von ihm erfundene Inſtrument vereinigt die Vorzüge der Harmonica mit vielen andern eigenthümlichen, es macht eine entzückende Würkung, und würde unter den Händen eines Virtuoſen (denn Dr. Chladni iſt in der ausübenden Muſik nur Dilettant) Wunder würken. — Eben ſo ſehenswerth ſind ſeine akuſtiſchen Verſuche über die Einwürkung der Töne auf Körper.

Frankreich war nicht immer gerecht gegen deutſches Verdienſt; wird das Vaterland es dem Zufall überlaſſen, ob das Ausland Chladnis, des denkenden Erfinders, Verdienſt anerkennen und ehren wird, und erſt dann der Mode nachfolgen? Oder wird es zu ſeiner eigenen Ehre früher gerecht ſeyn?

Nro. 71.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 24. März, 1807.

Alles war von Anfang gut auf Erden;
Alles wird durch Weisheit wieder gut.

Withof.

Homers Ilias von Joh. Heinr. Voſs. Tübingen bey Cotta. 1806. 3te verb. Aufl. 2 Bde. Ebend. Die Odyssee. 2 Bde. 1806. 3te verb. Aufl. gr. 8.

Keine Nation hat dem alten, ioniſchen Sänger gröſsere Beweiſe ihrer Liebe und Verehrung gegeben, als die deutſche. Von jeher hat ſie ſich bemüht, ihn durch getreue Ueberſetzungen zu ihrem National-Eigenthum zu machen, und wenn ſie ähnliche Geſchäfte ſonſt ihren Köpfen vom zweyten und dritten Rang überlieſs, ſo ſuchten bey Homer ihre erſten Männer die ſauer zu erwerbende Palme zu erringen. Unter manchen andern zeichnen ſich die Namen Bodmer, Bürger, Stolberg und Voſs als Ueberſetzer des Homers aus, und es war billig, daſs der Geiſt deſſelben zu dem letzten, welcher wohl die Homeriſche Ueberſetzungs-Literatur bey uns für immer ſchlieſſen dürfte, herabſtieg, wie uns das ſchöne Gedicht an der Spitze dieſer Ausgabe verkündigt, und ihm die Worte der Weihe zurief:

Heb' aus dem Staube den Sinn zu göttlicher Rede Verſtändniſs,
Daſs für den keuſchen Altar der Teutonia du, ein geweihter
Herold, meines Geſangs nektariſche Kränze heraufbringſt.
Dich wird nächtlich umwehn mein Geiſt mit ahnendem Tiefſinn
Und vollherziger Liebe für jegliche Kraft und Schönheit;
Bis der Natur Einfalt und eigene Gröſse du darſtellſt
Durch reintönendes Worts Lebendigkeit. Wandele muthig
Fort auf der mühſamen Bahn, dem waltenden Führer vertrauend.
Wie, von der Sonne geführt, hinwallt die Beleberin Erde;
Jetzt in Sturm und Gewölk', und jetzt in ätheriſcher Klarheit,
Strebet ſie fort, und erfreut mit Licht und Wärme die Völker:
Alſo ſtreb', o Genoſs, durch Freud' und Schmerz auf der Laufbahn,
Nicht abwankend vom Ziel, mit getroſt ausharrendem Eifer.

Und wahrlich, dieſer „getroſt ausharrende Eifer" war ſehr vonnöthen bey einem Werke der Art; iſt aber auch nie erlahmt, ſo viele Hinderniſſe ſich ihm entgegenſetzten. Nicht genug, das Ziel einmal erreicht zu haben, hat es Voſs mehreremale errungen, und iſt nie müde geworden, durch neue Mühen die Vollendung zu erlangen. So liegt in der gegenwärtigen Ausgabe das gerundetſte Kunſtprodukt vor uns, das durch deutſches Wiſſen, deutſche Ausdaurung, deutſche Liebe für das Vortrefflichſte aller Nationen zu Tage gefördert worden iſt.

In unſern Blättern würde eine nähere Zergliederung des Geiſtes dieſer Homeriſchen Ueberſetzung nicht an ihrer Stelle ſeyn; auch iſt dieſe anderswo ſchon gegeben worden, und der Vorzug derſelben ſo anerkannt bey allen, welche deutſch reden, daſs es mehr die Freude über die neue, noch vollendetere Ausgabe iſt, welche wir im Namen des Publikums ausſprechen. Darum denken wir uns in die Stimmung manches Einzelnen hinein, wenn er das Buch zur Hand nimmt, und geleſen neben ſich legt, um es immer wieder zu leſen, und ſich wohl zu thun mit der treuen Urkunde alter, einfacher Zeiten und Menſchen. Mancher hat wohl

einen der ſonſt gemachten Verſuche deutſcher Ueberſetzung des Homers zur Hand, und kann ſich die Befriedigung nicht verſagen, Vergleichungen zwiſchen der Kraft der verſchiedenen Helden anzuſtellen, welche den Bogen geſpannt haben. Und da liegt uns zuerſt des redlichen Bodmers Ankündigung einer neuen, und nicht der letzten Ueberſetzung der Odyſſee (Nürnberg 1783.) nahe. Bedeutungsvoll iſt ſeine Hoffnung, und bezeichnend die Größe der Aufgabe, welche Ein Geiſt nicht zu löſen vermag. Wir wählen die ſchöne Stelle, in welcher Ulyſſes dem Vorwurfe des Euryalus, daß er des Kampfes unkundig ſey, mit ſo vieler Würde und Weisheit antwortet:

Bodmer:

Inſulaner, du konnteſt ſanfter und nicht, wie ein Junge,
Haben geſprochen; du zeigeſt, daß nicht in einem Gebunde
Jupiter jedem Menſchen Beredſamkeit, Klugheit und Kraft gibt.
Mancher hat ſeinen Körper von unanſehnlicher Bildung,
Aber ihm iſt die Gabe, mit Klugheit zu reden, gegeben;
Jedermann ſchaut auf ihn, wenn er mit ſittſamer Scheue
Worte der Weisheit ſpricht; ihm jauchzt das verſammelte Volk zu.
Geht er vorüber, ſo ſtaunt man ihn an, wie einen vom Himmel,
Viele hingegen ſind an Anſehn den Himmliſchen ähnlich,
Aber in ihren Reden iſt weder Wohlſtand, noch Klugheit.
Von den letztern biſt du; nicht ſchöner konnte dich Gott ſelbſt
Haben gebant, doch leer iſt der Kopf an guten Gedanken.
Und ſo haſt du mein Herz von dir abgewendet, die Worte,
Die du ſprachſt, ſind falſch, ich bin kein Fremdling im Kampfplatz;
Nein, ich darf es mich rühmen, ich bin von den Beßten geweſen,
Als ich in meinem Arm die Jugend fühlte; doch jetzo
Hat mich Unglück gebeugt; im Schlachtfeld und auf dem Meere
Hab' ich lange gelitten, und meine Kräfte verloren.
Dennoch gebeut mir mein Herz, nicht abzuſchlagen den Aufruf:
Denn es nagt mir am Herzen, daß du ſo ſchimpflich zu mir ſprachſt.

Voß:

Fremdling, nicht fein iſt die Red'; ein trotziger Jüngling erſcheinſt du.
Nie ja verleihn die Götter zugleich die Gaben der Anmuth
Sterblichen weder Geſtalt, noch Beredſamkeit, oder auch Weisheit.
Denn ein anderer Mann iſt unanſehnlicher Bildung;
Aber es krönt ein Gott die Worte mit Reiz, daß ihn alle
Innig erfreut anſchaun: denn mit Nachdruck redet er treffend,
Voll anmuthiger Scheu, und ragt in des Volkes Verſammlung;
Und durchgeht er die Stadt, wie ein Gott rings wird er betrachtet.
Wieder ein Anderer ſcheint den Unſterblichen ähnlich an Bildung;
Aber nicht ſind jenem mit Reiz die Worte gekrönet.
So iſt dir die Geſtalt untadelich, traun nicht anders
Bildete ſelber ein Gott; doch dein Verſtand iſt verwerflich.
Siehe, du haſt mir das Herz im innerſten Buſen empöret,
Durch unziemende Red'! Ich bin kein Neuling im Wettkampf,
Wie du daher geſchwazt; vielmehr den Treflichſten meint' ichs
Gleich zu thun, da der Jugend und meinem Arm ich vertraute.
Jetzt umringt mich Jammer und Gram; denn Manches ertrug ich,
Männerſchlachten umher und ſchreckliche Wogen durchſtrebend.
Aber auch ſo, von Kummer gebeugt, verſuch' ich den Wettkampf!
Denn mir nagt an der Seele die Red', und du haſt mich gefodert!

Odyſſ. 8. 166—185.

Oder wer die beyden Freunde Stolberg und Voß vergleichen will, dem wollen wir die Mühe erleichtern, und eine Stelle aus Andromache's Klage über Hektors Tod herſetzen, wo ſie den Zuſtand einer Waiſe ſchildert:

Stolberg.

Denn es werden Fremde ſein Erbtheil ſchmälern. Die Stunde,
Die ein Kind des Vaters beraubt, beraubt es der Freunde!
Niedergeſchlagen geht es umher, mit Thränen im Antliz;
Dürftig wendet ſich es zu ſeines Vaters Geſreundten,
Faſſet flehend beym Mantel den einen, den andern beym Kleide.
Wenn ſich einer erbarmt, ſo reicht er dem Knaben ein Schälchen,
Daß er ſeine Lippen und nicht den Gaumen ihm netze.
Ach, ein Kind noch blühender Eltern ſtößt ihn vom Gaſtmahl,
Schlägt ihn mit der Hand, und ſagt ihm ſchmähliche Worte:
Hebe dich weg! du ſiehſt, es ſchmauſet dein Vater nicht mit uns!
Weinend gehet das Knäblein dann zur verwittweten Mutter —

Voß:

.... Andere werden ihm rings abſchmälern das Erbgut.
Siehe, der Tag der Verwaiſung beraubt ein Kind der Geſpielen;
Immer ſenkt es die Augen beſchämt, mit Thränen im Antliz.
Darbend gehet das Kind umher zu den Freunden des Vaters,
Fleht und faßt den einen am Rock, und den andern am Mantel;
Aber erbarmt ſich einer, der reicht ihm das Schälchen ein wenig,
Daß er die Lippen ihm netz', und nicht den Gaumen ihm netze.
Oft verſtößt es vom Schmauſ' ein Kind noch blühender Eltern,
Das mit Fäuſten es ſchlägt, und mit kränkenden Worten es anfährt:
Hebe dich weg! dein Vater iſt nicht bey unſerem Gaſtmahl!
Weinend geht von dannen das Kind zur verwittweten Mutter —

Ilias. XXII. 489—499.

oder Stolberg, wenn er die Hecuba die milde Mutter, oder Voß, wenn er ſie die gernaustheilende Mutter nennt, und ſo einen der ſchönſten Züge der Natur individualiſirt wiedergibt. Wer aber Voß mit Voß ſelbſt vergleichen will, wird finden, wie ſchwer es iſt, je mehr man leiſtet, ſich ſelbſt zu genügen. So war er mit:

Drauf vor den Dardanern gieng Aeneias einher, des Anchiſes
Starker Sohn, den ihm Afrodite gebahr auf des Ida's Waldigen Höhn, die Göttin zum ſterblichen Manne gelagert:
Nicht er allein; zugleich ihm die beyden Söhne Antenors.
Il. II. 819 —

nicht zufrieden. Es lautet jetzt:

Drauf vor den Dardanern gieng der Anchiſiſche Sprößling Aeneias,
Muthvoll, welchen Anchiſes erzeugete ſamt Afrodite,
Als im Idagehölz hinſank zu dem Manne die Göttin:
Nicht er allein; ihm zugleich Antenors tapfere Söhne.

So nicht zufrieden mit:

Flehend, nachdem ſich einer verſündiget oder gefehlet.
Denn die reuigen Bitten ſind Zevs, des allmächtigen, Tochter,
Welche lahm und runzlich und ſcheeles Blickes einhergehn,
Und ſtets hinter der Schuld den Gang zu beſchleunigen ſtreben.
Il. IX. 501.

das nun heißt:

Bittend mit Flehn, wann ſich einer verſündiget oder gefehlet.
Denn die reuigen Bitten ſind Zevs, des allmächtigen, Tochter,
Lahm und runzelich ſie, und ſeitwärtsirrendes Auges,
Die auch hinter der Schuld ſich mit Sorg' anſtrengen zu wandeln.

Von hohem Intereſſe und vieler Belehrung wird es für manchen unſrer Leſer ſeyn, dieſe Vergleichung ſelbſt fortzuſetzen. Denn wenn es auch überflüßig iſt, den Werth der neueſten Ausgabe dadurch zu bekräftigen, ſo wird es deſto lehrreicher ſeyn, der allmähligen Vollendung des Kunſtwerks bey jedem Meiſſelhieb nachzugehn, und ſo erkennen zu lernen, wie etwas ſehr gut, aber wie es dennoch viel beſſer ſeyn kann. — 6.

Eingezogenheit.

Drey Jahre lang in London — wie?
Und Wol ſah die Menagerie,
Weſtmünſter, und den König nie? —
„Er brachte dort — Entſchuldigt ihn!
„Die ganze Zeit in Newgate hin."

Haug.

An Julchen.

„Ich gelobe, daß ich Mädchen bleibe."
Schriebſt du groß in eine Fenſterſcheibe,
Anzudeuten, dein Gelübde bleibe
Unverbrüchlich, wie die Fenſterſcheibe.

Haug.

Notizen.

Herr Magiſter Kirchner, Profeſſor an dem Gymnaſium und Prediger in Frankfurt, ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen und deutſchem Fleiße, hat ſeine Vaterſtadt mit einem Werke beſchenkt, welches auch dem Deutſchen überhaupt intereſſant und willkommen ſeyn wird. Es iſt eine ſehr gut geſchriebene Geſchichte der Stadt Frankfurt am Main (Erſter Theil. Geht bis auf 1519.) — Der unermüdete Verfaſſer hat faſt durchaus aus den erſten Quellen geſchöpft, wozu ihm die Archive und Bibliotheken offen ſtanden, und hat die Geſchichte dieſer Stadt, die ſchon ſeit einem Jahrtauſend zu einer der erſten Städte Deutſchlands gehört, bey einer groſſen Gründlichkeit zugleich mit ſo intereſſanten Zügen aus der Sitten- und Kulturgeſchichte durchwebt, daß ſie nicht blos den Geſchichtsforſcher ſehr befriedigen, ſondern ſelbſt den meiſten Dilettanten der deutſchen Literatur, wenigſtens Theilweiſe, eine ſehr angenehme Lektüre gewähren wird *). —

Glücklich war der Gedanke eines Britten, die wohlthätigen Schutzpocken zu beſingen. Sein Lehrgedicht führt den Titel: Vaccina, oder der Triumph der Schönheit.

Joſeph Tanarri hat Taſſos befreites Jeruſalem ins Ungariſche überſetzt.

Dr. Sickler aus Gotha will ſeine neuen Entdeckungen über das griechiſche Feuer nächſtens bekannt machen.

Arzt Millot iſt Herausgeber eines phyſiologiſchen und philoſophiſchen Kodex zur Verlängerung des Lebens beyder Geſchlechter, unter dem Namen: la Gerocomie. Er hat ſeine Lehren zu Nutzen und Frommen des ſchönen Geſchlechts in einem angenehmen Stile vorgetragen, und Poeſien eingemiſcht.

Trechard in Paris, bekannt durch ſeine Erfindung neuer Feuerleitern und andrer Maſchinen, theilt aus Gelegenheit der Erbauung drey neuer Schauſpielſäle, im Journal der Architektur und Künſte, leſens- und ausführungswerthe Vorſchläge mit, die bewürken ſollen, daß Feuersbrünſte in Theatern ſeltner und weniger verderblich werden.

Lavaters ganzen phyſiognomiſchen Nachlaß hat der würdige Graf Fries zu Wien an ſich gebracht.

Was im J. 1806. nahen oder fernen Bezug auf das Theater hat, iſt im Annuaire dramatique, ou Etrennes theatrales (Paris, Prix 1. Fr. 25. c.) zuſammengetragen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien.

Immer ſucht man auf den hieſigen Bühnen durch Ueberraſchung, Neuheit und Sonderbarkeit den verwöhnten Geſchmak des Publikums zu befriedigen, und ſeinen Beyfall aufzureizen. Die Kamele, aus der Menagerie zu Schönbrunn, mußten erſt neulich wieder im Guliſtan das Perſonal der Oper als Statiſten vergrößern; Scharmüzel zu Pferd, und die prächtigſten Aufzüge in einem mit ſechs Roſſen beſpannten Wagen ſind ſchon lange nichts ſeltenes mehr; wir hatten Opern, die auf einem Berge, andre, die in unterirdiſchen Schluchten und Räuberhöhlen ſpielten; eine, wo die Handlung auf einem

*) Der Fürſt Primas hat die Verdienſte des Verfaſſers anerkannt durch ein ſehr huldvolles Schreiben und durch eine goldene Medaille. — Möge ihn das Mühſelige der Arbeit nicht abſchrecken, uns bald die Fortſetzung und den Schluß zu liefern!

Schiffe vergieng; die Sänger tragen oft mitten im Pulverdampfe und unter dem Krachen eines ſehr lebhaften Musketenfeuers ihre Arien und Wechſelgeſänge mit erhöhter Stimme vor; auch Feſtungen und Städte ſind belagert worden, und wir ſahen dabey Kanonen abfeuern, Häuſer und Mauern einſtürzen, und verderbliche Flammen wüthen. Eine neue Oper ſpielt ganz auf den Dächern einiger Häuſer, und auf einem Balkone. Sie hat den Titel: Das Singſpiel auf dem Dache, und iſt von Herrn Treitſchke, nach dem Franzöſiſchen, recht artig bearbeitet. Man darf Herrn Treitſchke, welcher ſich um die hieſige Oper ſo viele Verdienſte geſammelt hat, wohl manchmal eine kleine Sonderbarkeit vergeben, beſonders wenn er ſich ſo gut, wie dießmal, aus der Sache zieht. Er iſt Regiſſeur der Oper; in ſeinen Arbeiten bemerkt man mit Vergnügen eine beſondere Reinheit des Verſes, die bey Ueberſetzungen ſchon in Muſik geſezter Opern um ſo verdienſtlicher iſt, da die Muſik, welche jedes Wort begleiten muß, ſo vielfältige Schwierigkeiten entgegenſezt, und das Maaß des Verſes nirgends verändert werden darf. Wie weit er es hierinn gebracht, zeigen ſeine Ueberſetzungen der Medea, der deux journées, des Idomeneo, des zweyten Kapitels, des Milton, und anderer mehr. Noch auffallender wird die durchgängige Politur ſeiner Sprache, wenn man andere Ueberſetzungen dagegen hält, in welchen die Dichter (wenn man ſie anders ſo nennen darf) ſich genau jenem goldenen Spruche fügen:

Wir dichten und reimen,
Und wenn es ſich ſchickt,
Und wenn es uns glückt,
So ſind es Gedanken.

Es iſt nämlich, Treitſchke ausgenommen, der ſich auch hierinn als ein Mann von Talent bewährte, noch keinem eingefallen, der Leerheit jener Originalien in der Ueberſetzung einen glücklichen Gedanken unterzulegen, ſondern ſie ſteigern vielmehr das reiche Waſſer jener Dichtungen bis zu einer wahren Sündfluth der Erbärmlichkeit, und bewürken einen vollſtändigen geiſtigen Tod in der Seele des Zuhörers. Was dieſen Opern aufhilft, iſt die Muſik, und eine, durch Theatercoups, Prachtſcenen, und dergleichen, pikante Handlung. Wenn einmal mitunter ein Character in dieſen Opern nur einigermaßen gehalten durchgeführt wird, ſo iſt dieß wegen der Seltenheit ſo überraſchend, daß die Oper des rauſchendſten Beyfalls gewiß ſeyn darf. Merkwürdig iſt, daß, der Nichtigkeit der Poeſien ungeachtet, dennoch die hieſigen Komponiſten und Sänger ſtets den rühmlichſten Eifer zeigen, jeder das Höchſte, ſeinen Kräften gemäß, zu leiſten. Man trifft bey Sänger und Orcheſter nie jene Trägheit und Nachläßigkeit, welche im rezitirenden Schauſpiele oft ſo unangenehm auffällt. Da überdieß im Fache der Opern auch ſtets mehr Neues erſcheint, als im Schauſpiele, ſo geſchieht es, daß die Neigung des Publikums ſich täglich ſichtbarer für erſtere erklärt. Man hofft auch hier noch immer weſentliche Verbeſſerungen von der neuen Direktion des Theaters.

Herr Huth, welcher bereits vor längerer Zeit die hieſige Bühne mit einigen ſehr artigen Luſtſpielen beſchenkte, die den Beyfall des Publikums gewonnen, und ſich beſonders durch Feinheit der Erfindung und glückliche Leitung der Intrigue vortheilhaft auszeichnen, übergab der Direktion ein neues Luſtſpiel, deſſen Aufführung man entgegenſieht.

Der rühmliche Wetteifer der hier ſo zahlreichen Kupferſtecher iſt gewiß jedem Verehrer der bildenden Künſte ein erfreulicher Anblick. Herr Kininger und Pichler in der Schabekunſt, John und Neidl in punktirter Manier, Kohl und Leypold mit dem Grabſtichel, Agrikola in radirten Blättern, geben fortwährende Proben ihres glücklichen Kunſtfleißes. Bartſch fährt mit immer gleicher Vollendung fort, die Kenner durch die Kühnheit und das Geiſtvolle ſeiner Ausführung zu entzücken. Daß Herr John mit Fügers Meſſiade beſchäftigt iſt, wurde bereits neulich angezeigt, Herr Leypold hat dieſelbe Arbeit zu gleicher Zeit übernommen, und will ſeine Kupferſtiche ganz in der Größe des Originals geben.

München, 16 März.

Erſt jezt ſind alle Zweifel über die neue Akademie der Wiſſenſchaften gehoben; der Plan derſelben iſt auch in ſeinen lezten Grundzügen von dem Könige genehmigt. Noch iſt er nicht zur öffentlichen Kenntniß gelangt, aber, ſo wie er dem Publikum vorgelegt ſeyn wird, werden die Edlern unſrer Zeit dem Geiſte, der ihm innwohnt, huldigen. Auch das Perſonale der Akademie iſt noch nicht allgemein bekannt, obgleich ſchon durchgehends beſtimmt. Die Anſtalt wird ſich in drey Claſſen, die philologiſche und philoſophiſche, die phyſikaliſche und hiſtoriſche theilen. An der Spitze ſteht Jacobi's keines Zuſatzes bedürftiger Name; jede Abtheilung wird einen Secretär und einen Adjuncten haben. Am Schluße dieſes Monats kehrt der Stiftungstag der alten Akademie, er iſt diesmahl der Tag ihrer Reſtauration. In der neuen Anſtalt beſizt unſer Staat, weſſen ſich kein andrer rühmen kann; er hat in ihrer Begründung die Bedeutung und Würde der Wiſſenſchaft geheiligt.

Von neuen literariſchen ꝛc. Erſcheinungen iſt einiges der Bemerkung werth. Die hieſige Direktion des topographiſchen Bureaus hat auf Befehl einen Plan unſrer Reſidenzſtadt geliefert, der ſich vor ähnlichen Arbeiten vorzüglich auch in Hinſicht des ſehr gelungenen Stiches empfiehlt. Er iſt von J. Conſoni aufgenommen, von Green gezeichnet, und von Schleich geſtochen. Werden wir uns wohl bald von eben demſelben Bureau eine Special-Karte Baierns verſprechen können? Schon nach dem Aufſatze, den die geographiſchen Ephemeriden einſt über die ältern Karten Baierns und die neuere baieriſche Landesvermeſſung lieferten, ergaben ſich Hoffnungen. Hr. von Rühl, deſſen Verdienſte durch den Strom- und den Straſſen-Atlas beſtimmt bezeichnet ſind, ſoll nicht abgeneigt ſeyn, das Königreich zu liefern, aber noch ſollen ihm manche Berichtigungen fehlen. Die Karte vom ſüdweſtlichen Deutſchland von Rheinwald, die im Jahr 1806 eben nicht mit lobenswerther Loyalität zu einer Karte des Königreichs Baiern geſtempelt ward, iſt von keinem beſondern Werth.

An Zeitſchriften haben wir jezt hier keinen Mangel. Mit dem Königl. Regierungs-Blatte erſcheinen gegenwärtig eilf. Unter denen, welche eine populäre Tendenz haben, und Empfehlung verdienen, ſind: das Königlich-Baieriſche Intelligenz-Blatt und das Mittwochs- und Sonntags-Blatt zu nennen. Hrn. von Aretins literariſcher Anzeiger wäre einer gröſſern Aufmerkſamkeit des Publikums würdig, als er zu finden ſcheint; er enthält ſehr ſchäzbare und vorzügliche Abhandlungen. Jeder Deutſche Literator ſollte ſich ſeine Verbreitung zum angelegentlichen Geſchäfte machen.

Der Sammler von Tirol ꝛc. findet, je mehr er fortſchreitet, gröſſern Beyfall. Hr. Dr. und Prof. Stamer hat ſich durch ſeine dem 3ten Heft einverleibte Abhandlung über die Tiroliſche Gerichts-Verfaſſung ein groſſes Verdienſt erworben: denn es ſind darin ganz unbekannte Notizen mitgetheilt. Mannert hat uns die älteſte Geſchichte Bajoariens aus den Quellen entwickelt geliefert; (Nürnberg und Sulzbach, bey J. E. Seidel.) Die von dem Verfaſſer darin aufgeſtellten Anſichten fodern eine gründliche Prüfung bewährter Hiſtoriker. — Ueber die geſezliche Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen Staat und Kirche mit beſonderer Rückſicht auf die baieriſche Monarchie haben wir in kurzem bey Seidel in Nürnberg und Sulzbach eine leſenswerthe Schrift zu erwarten. Von dem Kirchen-Concordate ſelbſt, zu dem ſie ſich als Beytrag ankündigt, hört man nicht mehr ſprechen.

Nro. 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. März, 1807.

— Apolls Religion
Schenkt dir die Glaubenspflicht, und dringt auf gute Werke.

Bürger.

Ueber poetiſche Anthologieen.

Fuimus Troes! riefen die Trojaner auf den Trümmern ihrer in einen Aſchenhaufen verwandelten Stadt, und fuimus Vates! rufen die Deutſchen beynahe mit noch gröſſerm Rechte, wenn ſie einen Blick auf den Zuſtand ihrer Poeſie werfen. Nur wenige der Männer ſind noch übrig, die einſt der Stolz unſers Parnaſſes waren, und jeder Verluſt, den wir leiden, iſt ein unerſetzter und ein — unerſetzlicher. Dieſe Wahrheit, eben ſo traurig, als unwiderſprechlich, ſollte, indem ſie uns demüthigte, uns zugleich zum Sporn dienen, den Quellen des Zerfalls der ſchönſten und edelſten aller Künſte, der Kunſt, ohne welche das Leben keinen Reiz hat, und die Menſchheit ewig ihre Vollendung entbehrt, nachzuſpüren. Aber es gibt Leute, die uns dieſer Mühe überheben, indem ſie uns beweiſen, daß wir von eben dieſer Kunſt, deren Zerfall wir bejammern, bisher gar keinen Begriff gehabt haben. „Keinen Begriff gehabt haben!“ rufen hier einige Graubärte, „wir hätten keinen Begriff von der Poeſie gehabt, und haben Moſen und die Propheten, Klopſtock und Wieland geleſen, und leſen ſie noch täglich!“ O ſchweigt, ich bitte euch, wenn ihr nicht zum Spott der Kinder werden wollt. Klopſtock und Wieland haben freylich leider nur zu viele Verſe gemacht. Aber ſind ſie darum Poeten? Warum beruft ihr euch nicht lieber vollends gar auf Hagedorn, Haller, Kleiſt, Gleim, Uz, Ramler, Gerſtenberg, Jakobi, Gotter, Bürger, Hölty, Voß, und wie die Leute ſonſt noch heißen, die ſogar mit Unglimpf zu nennen, ſich jeder Famulus aus der neuen Kunſtſchule zur Schande rechnen würde? Selbſt Goethe, müßt ihr wiſſen, obgleich ſeit länger als dreyßig Jahren die Bewunderung ſeiner Nation, tappte noch vor kurzem im Finſtern, bis es endlich mit ihm zum Durchbruch gekommen iſt. Dafür kann er aber auch höchſtens auf eine halbe Unſterblichkeit rechnen: denn, wie wir hören, wird nicht nur Wilhelm Meiſter und die natürliche Tochter, ſondern auch Werther und Göz von Berlichingen in die neue Sammlung ſeiner Werke aufgenommen. Mit einem Wort, es gibt keine Poeſie, ſprechen die Thoren in ihrem Herzen, und — in ihren Skarteken, es gibt keine Poeſie, als die unſrige, die wir zunächſt einem uns leuchtenden innern Lichte, ſodann aber dem katholiſchen Glauben, und endlich dem anhaltenden Studium der Meiſterſtücke verdanken, mit welchen des Knaben Wunderhorn (ja wohl des Knaben und der Knaben!) bis zum Ueberfließen angefüllt iſt. Die geiſtreiche Eudoria im Morgenblatt, der wir auf den Kopf zuſagen, daß ſie ſich eben ſo ſchlecht auf die Nadel, als gut auf die Feder verſteht, findet es mit Recht ſonderbar, daß dieſe Menſchen, deren Heiliger niemand anders, als der unſterbliche Schuſter Jakob Böhm iſt, auch den Shakeſpear anzubeten affektiren. Dieß iſt indeſſen bloß lächerlich. Was ſoll man aber zu der Frechheit ſagen, mit welcher man die unſeligſten und trübſinnigſten aller Schwärmer behaupten hört, der hellſte und ſcharfſinnigſte aller Köpfe, der Mann, dem jede Art der Schwär-

merey ſo fremd war, als ihnen Witz, Verſtand und Geſchmack, mit einem Wort, Leſſing, ſey der Herold und Vorlaufer ihrer ſinn- geiſt- und herzloſen Kunſtträumereyen? Wenn doch den Geiſtern der Abgeſchiedenen eiſerne Hände verliehen wären, um gewiſſe eiſerne Stirnen zu betaſten! Das luſtigſte iſt, daß ſie über eben dieſen Leſſing, wenn ſie von ihm als Verfaſſer der Emilia Galotti und des Nathan ſprechen, die Achſel zucken. Wer hieß ihn aber auch zwey ſo erbärmliche Stücke ans Licht ſtellen, wovon das letzte gar keinen, das erſte aber nur den Werth hat, daß die Heldin — katholiſch iſt? — Wir brauchen hoffentlich nicht erſt zu erklären, daß das, was wir hier ſagten, keinen Bezug auf die Bemerkung hat, die wir vor kurzem von dem vortrefflichen Verfaſſer des Regulus in dieſem Blatte über Leſſing geleſen haben, ob wir gleich der Meinung ſind, daß der unſterbliche Mann das, was jetzt manche, die uns freylich keine Regulusſe liefern, für das Größte und Höchſte in der Poeſie erklären, nicht dafür gelten laſſen würde.

Wenn wir alſo den Klingklangspoeten, dieſen für ihre ſelbſt geſchaffene, mit Heiligenſchein und Roſenkranz ausſtaffirte Dulcinea kämpfenden Rittern von der traurig-lächerlichſten Geſtalt glauben wollten: ſo hätten wir gar keine Urſache zu klagen. Werke, die das neidiſche Ausland ſich durch Ueberſetzungen zueignete; Werke, die wir ſelbſt, trotz unſerer — National-Demuth, für ziemlich erträglich hielten, und zum Theil ſogar bewunderten; dieſe Werke, was ſind ſie anders, als redende Denkmale unſerer Geiſtes-Dürftigkeit? Unſere vermeinten klaſſiſchen Schriftſteller können ſich nicht einmal mit einem Hans Sachs meſſen, und die Trivialſchüler, die man jetzt häufig auf unſern hohen Schulen antrifft, wiſſen die romantiſche Poeſie ganz anders zu behandeln, als der Verfaſſer des langweiligen Oberon. Kurz, wir befinden uns mit jenem Edelmann in einer Molierſchen Komödie im umgekehrten Falle. Er ſprach ſein ganzes Leben hindurch Proſa, ohne es zu wiſſen, und wir träumten länger als ein Menſchenleben, ein Os magna sonaturum zu beſitzen, und verſtanden nicht einmal — ein Sonnett zu machen. Aber wir ſind ein verſtocktes Volk. Wir lachen den Urhebern der neuen Lehre ins Geſicht; wir behaupten, daß aus allen dieſen Kahlkopf ſchreyenden Knaben nie ein Prophet hervorgehen werde; wir fahren fort, um die verwaisten Muſen zu trauern, und feyern das Angedenken an beſſere Zeiten, die nimmer wiederkehren, durch — Anthologieen.

(Der Beſchluß folgt.)

C'est là bas.

Dieſe vier Wörtchen enthalten für eine ſchöne Pariſerin eben ſo viel, als Büſchings ſechzehn Bände; ſie umfaſſen ihr ganzes geographiſches Wiſſen.

Madame kennt nur Paris; alles, was auſſerhalb den Mauern dieſes ihres Himmels liegt, iſt là bas; alle vier Weltgegenden, alle nahen und fernen Orte, ſind bey ihr là bas. Hat ſie ein Landhaus zu Chantilly, c'est là bas; hat ſie ein Kleid zum Sticken nach Lyon geſchickt, c'est là bas; erhält ſie einen Brief vom Bruder oder Geliebten bey der Armee in Italien, c'est de là bas; hat ſie einen Theil ihres Vermögens auf St. Domingo verloren, c'est encore là bas. Die Kaiſerin iſt zurückgekehrt, woher? de là bas; der Kaiſer hat ſtets ſein Hauptquartier, wo? là bas. Aber wie wär's auch möglich, daß eine pariſiſch-lesbiſche Zunge alle die harten Wörter ausſpräche, die im Dictionnaire geographique enthalten ſind, ſo ſehr ſie Vosgien auch zur Erleichterung verſtümmelt hat, vorzüglich die, welche ſeit dem jetzigen Krieg an der Tagesordnung ſind, als: Graudenz, Schweidnitz, Pultusk, Czenſtochau. Gott bewahre! ein ſolches Wort in einem ſchönen Munde würd' ihn entſtellen, und alle convulſiviſche Anſtrengung es dennoch nicht deutlich hervorbringen. Wie leicht, wie fließend iſt es dagegen nicht, c'est là bas zu ſagen. Ueberdem gebietet der bon ton, ſo und nicht anders zu ſprechen; ein Frauenzimmer ſtellt bey Nennung barbariſcher Namen ſich dem Verdachte blos, gelehrt erſcheinen zu wollen, und macht ſich alſo lächerlich.

Aber dieſe abgekürzte Geographie iſt nicht allein beym ſchönen Geſchlecht üblich; ſie iſt auch von Männern angenommen, die man für beſſer unterrichtet halten dürfte. So wurde z. B. ein Niederſachſe in einer Geſellſchaft bey einem Pariſer Gelehrten einem böhmiſchen Tonkünſtler als Landsmann bekannt gemacht. Wir ſind keine Landsleute, ſagte erſterer; Hamburg und Prag ſind viele Meilen weit von einander entfernt. Hé bien, erwiederte der Wirth, c'est toujours là bas.

„Wie die Franzoſen doch alles leicht und angenehm einzurichten wiſſen,“ hör' ich hier eine junge Deutſche ſeufzen, die vielleicht eben ihr geographiſches Kompendium aus der Hand gelegt hat, um einen Blick ins Morgenblatt zu thun. „Was nützt es uns zu wiſſen, wo der Tulpenbaum blüht, der Pfeffer wächst, die Menſchenfreſſer wohnen u. ſ. w. Wir lernen ohnehin dies alles nie ſo vollkommen, daß wir nicht zuweilen einen Fehler machen ſollten.“ Hierin hat die ſchöne Deutſche recht; eine Pariſerin läuft mit ihrem là bas nie Gefahr, einen Ort in Afrika nach Aſien oder Amerika zu verſetzen. Selbſt einige Zeitungsſchreiber ſollten ſich eines ähnlichen Generalwortes bedienen, um bey den jetzigen Weltbegebenheiten hiſtoriſchen Mißverſtändniſſen vorzubeugen, wenn ſie die Oder durch Polen fließen laſſen, und die Wallachei auf das rechte Ufer der Donau verlegen.

Uebrigens wird das Studium der Geographie bey der Pariſer Erziehung keinesweges vernachläßigt. Prangt ja ſchon auf dem Aushängeſchilde der zahlreichen Erziehungsanſtalten, ſowohl für Knaben als für Mädchen, zu Paſſi, Chaillot, und in den Vorſtädten St. Germain und St.

Honors unter den vielen daſelbſt zu erlernenden Wiſſenſchaften, oben an in goldenen Buchſtaben — die Geographie! Ja, die Schüler einiger Penſionen, die ſich durch eine Uniform auszeichnen, tragen ſogar eine Sphäre auf den Knöpfen. Der Unterricht fängt mit der Etimologie des Wortes Geographie an, und hört mit der Verfertigung einer Landkarte auf. Ein 6jähriges Mädchen weiß ſo gut, als ein deutſcher Profeſſor, daß γη die Erde, und γραφειν ſchreiben heißt. Bey den jährlichen Prüfungen oder Preisaustheilungen in dieſen Penſionen gerathen die anweſenden Eltern, die bey ihrer Erziehung in den ehemaligen Klöſtern nichts von Hemisphäre, Aequator, Zodiak u. ſ. w. hörten, in Erſtaunen, wenn ſie ihre Kinder in kurzer Zeit ſo übermäßig gelehrt finden, daß ſie die auswendig gelernten griechiſchen oder lateiniſchen Ableitungen ohne Anſtoß herbeten; wie groß aber iſt ihr Entzücken nicht, wenn der Liebling ihres Herzens ein mit rother, gelber und grüner Dinte bemahltes Blatt Papier oder ſogenannte Karte von Frankreich oder Europa vorzeigt, welche unter allen übrigen den Preis davon trägt. Wer eine Landkarte verfertigen kann, muß nothwendig eine große Länderkunde beſitzen. Auf dieſe Art wird den Eltern Sand in die Augen geſtreut, und der Gedanke fällt ihnen nicht ein, daß das bunte Meiſterſtück am Fenſter nachgezeichnet ſeyn kann, ohne daß der Zögling den mindeſten Nutzen von ſeiner Arbeit gehabt habe. Würde man ihn nach der Lage dieſes oder jenes Ortes fragen, er müßte zu c'est là bas ſeine Zuflucht nehmen.

Ehedem war ein Generalwort der franzöſiſchen Geographie le Nord. Da man aber durch die vielen Kriege ſeit dem Anfange der Revolution inne ward, daß der Norden mehrere große Heere auf die Beine ſtellen kann, und beſonders in den letzten Jahren ſah, daß ſich Königreiche darin zerſtören, andere neu erſchaffen laſſen, ſeitdem iſt dieſer Ausdruck faſt gänzlich verſchwunden oder wenigſtens mehr beſchränkt worden. Eigentlich war er vormals für Frankreich, was noch heutiges Tages für England the Continent iſt, welcher alle auſſerhalb dieſer Inſel liegenden Länder umfaßt, nur die beyden Indien nicht. Dieſe werden ſelbſt vom ſchönen Geſchlechte unterſchieden, welches an der Themſe ſo ſehr als an der Seine in der Geographie zurück iſt. Beſonders iſt den Engländerinnen Oſtindien bekannt, weil hier eine Schönheit, die im Mutterlande unbemerkt verblühen würde, unter den heyrathsluſtigen und durch ihre anſehnlichen Einnahmen heyrathsfähigen Männern, auch ohne Mitgabe, den ihrigen findet. Dieſer Markt wird daher häufig von ſchönen Brittinnen beſucht, und von allen ſo ausgezeichnet gekannt, als in ihrem Gebetbuch das Kapitel on matrimony, welches, wie man behauptet, als das am häufigſten geleſene, ſich von ſelbſt entfalte, wenn man das Buch zur Probe auf den Rücken lege, um ſich zu überzeugen, ob es einem Mädchen zugehöre. In Frankreich war für die auswärtigen Beſitzungen ehedem das Wort aux isles gebräuchlich; Pondichery und Chandernagor waren ſo gut aux isles, als Martinique und St. Domingo; aber mit dem Verluſte eines großen Theils der Kolonien iſt auch dieſe Benennung, wo nicht ganz verſchwunden, doch wenigſtens auf den Gebrauch derer eingeſchränkt, die beſſer unterrichtet ſcheinen wollen, als blos c'est là bas ſagen zu kennen.

Jedoch, um gerecht zu ſeyn, muß man geſtehen, daß dieſes c'est là bas nicht immer ein Beweis der Unwiſſenheit iſt. Die Franzoſen haben ſeit den letzten funfzehn Jahren, im Vergleiche mit den vorigen Zeiten, Rieſenſchritte in der Länderkunde gethan. Sie macht jetzt, im Ernſte geſprochen, einen Hauptgegenſtand des öffentlichen Unterrichts aus; nur daß der Unterrichter oft mehr Charlatan als gründlicher Lehrer iſt. Hiezu kommt, daß ſeit dem Konſcriptions-Syſtem ſo viele wohlerzogene Jünglinge Gelegenheit gehabt haben, dieſe Wiſſenſchaft praktiſch zu ſtudiren, und dadurch aufgemuntert worden ſind, diejenigen Länder, die ſie nicht ſelbſt durchwanderten, auf der Karte oder in den Compendien kennen zu lernen. Erſtere beſitzt Frankreich lange ſchon in großer Vollkommenheit, und von letzteren hat es gegenwärtig nicht allein nur ſeinen La Croix aufzuweiſen. Zwar ſind dieſe meiſtens Ueberſetzungen, aber, daß die guten, auswärtigen geographiſchen Schriften ins Franzöſiſche überſetzt werden, dies zeugt für die Fortſchritte der Länderkunde in Frankreich, und daß Mantelle, mit Hülfe des Dänen Malte Brun, die Herausgabe eines eigenen bändereichen Nationalwerks unternehmen konnte, beweißt, daß der Norden ſich nicht mehr ausſchließlich dieſe Wiſſenſchaft anmaßen darf.

Freylich iſt — oder war vielmehr — die Karte von Deutſchland zum Abſchrecken buntſcheckig. Aber, ſagte jüngſt ein Eleve der Ecole polytechnique in einem traulichen Familienzirkel, Dank ſey es Napoleon! er hat uns das Studium dieſer Karte erleichtert. Ein natürliches Reſultat! verſetzte ein Offizier. Man zwang ihn, dieſe Karte ſelbſt, und auf eine Art zu ſtudiren, wie ſie noch keiner vor ihm ſtudirt hatte. Er erzählte, wie man während des letzten Feldzuges den Kaiſer ſelten im Hauptquartier anders angetroffen habe, als auf einigen über den Fußboden ausgebreiteten Karten liegend, entweder ſeinen Geographen Bacler d'Albe, oder den Münchner Aſtronomen Seyffert zur Seite. Bey ſeiner Ankunft in Straßburg, ſetzte er hinzu, ſtand die ganze Cleriſey vorm Haupteingange der Cathedralkirche, und hoffte, der Kaiſer würde bey ihnen abtreten, und in einer geiſtlichen Ceremonie ihre Huldigung annehmen, wozu ſie aus allen benachbarten Gegenden Muſikanten für zwey Orcheſter in Requiſition geſetzt hatten; aber ſein Wagen rollte vorbey; er ſtieg aus, ließ den erſten dortigen Ingenieur rufen, ſich mehrere Karten ausrollen, und fertigte Marſchordres an ſeine Generale aus, eh' er einen Biſſen zu ſich nahm, oder irgend jemand vor ſich kommen ließ. Nicht ſelten hat Napoleon die Einwohner abgelegener Gegenden in Erſtaunen geſetzt, daß er die Wege und Päſſe in ihrer Nachbarſchaft ſo gut, und vielleicht beſſer, als ſie ſelbſt, kannte. — Hievon, verſetzte der Hausvater, hat er Oeſterreich und Preuſſen den beſten Beweis

gegeben. — Aber, fragte ein junges Mädchen ihren Bruder, den Eleven der Ecole polytechnique, in wiefern hat der Kaiſer das Studium der Karte von Deutſchland erleichtert? — Dadurch, antwortete er, daß die vielfarbigen kleinen Flecke, vorzüglich am Rheine, die alle kleine Souverainetäten waren, jetzt verſchwunden ſind, und bald ganz Deutſchland mit einer einzigen Farbe illuminirt werden kann. — So denkt ein junger Springinsfeld, unterbrach der Hausvater, aber ſo Napoleon nicht, er wird es verhüten, und wir wollen als gute Franzoſen wünſchen, daß kein neuer Hermann erſtehe. Weißt du, wer Hermann war? fragte er ſeine Tochter. — Ja! Hermann war ein barbariſcher Held, der die Römer ſchlug. — Und wo war ſein Vaterland? — Là bas. Dieſe Antwort gab Veranlaſſung zum Lachen, und zu einer Unterhaltung, wovon wir dem Leſer das weſentlichſte mitgetheilt haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Amſterdam.

Schon zum drittenmal iſt die berühmte Sängerin, Mad. Graſſini, bey vollem Hauſe und mit allgemeinem Beyfall aufgetreten; ſie iſt mit Recht als eine höchſt ſeltene Erſcheinung auf der Bühne zu betrachten, da ſie in einem hohen Grade Gaben vereinigt, welche ſchon getrennt und einzeln gefallen müſſen. Als Schauſpielerin iſt ſie des vollkommenſten Beyfalls würdig, und doch läßt ſie als Sängerin jene weit hinter ſich zurück. Mag eine Catalani in bezaubernden Silber-Tönen ſie übertreffen, dieſe Graſſini ſingt hinreiſſend erhaben und mit bewundernswürdiger Kunſt: das übereinſtimmende Gefühl aller muſikaliſchen Kenner, und das unpartheyiſche Urtheil unſerer erſten Virtuoſen, geben ihr dies wohlverdiente Zeugniß. Cleopatra's Tod von Naſolini war ganz dazu geeignet, ihre groſſen Talente glänzen zu laſſen, und der Schauſpieler der franzöſiſchen Bühne, Gabriel, ſekundirte ſie, als Marcus Antonius, ſo vortrefflich, daß er — was beynahe nicht möglich ſchien — neben einer Graſſini bewundert wurde. Freylich wäre es um der übrigen Perſonen willen wünſchenswerther geweſen, daß die hieſige Italiäniſche Geſellſchaft Mad. Graſſini hätte ſekundiren können, da dieſe Truppe gegenwärtig ſo vorzügliche Sänger und Sängerinnen beſitzt, und die übrigen Mitglieder der franzöſiſchen Bühne bey allem guten Willen das nicht zu leiſten im Stande waren, was zum Enſemble einer Italiäniſchen groſſen Oper gehört. Nach der dritten Vorſtellung ward Madame Graſſini herausgerufen, gekrönt, und verſchiedene Couplets zu ihrem Ruhme wurden durch den Sänger Gabriel abgeſungen. Nächſtens erwarten wir die ſo geprieſenen Horiazier und Curiazier. In Cleopatra's Tod hatte unſere berühmte Wattier Gelegenheit, eine Graſſini zu bewundern, und kurz darauf erſchien Mad. Graſſini im holländiſchen Theater, um den groſſen dramatiſchen Talenten einer Wattier (Zieſenis) den Tribut der Bewunderung zu zollen. Das Trauerſpiel Zelmire, von Belloy, hat zwar viele Unvollkommenheiten, aber auch unbeſtrittene Schönheiten, und glänzende Charakter-Rollen, welche Wattier und Snoek in ihrer ganzen Vollkommenheit darzuſtellen wußten. Mad. Graſſini beſtätigte, was vor ihr Mlle. Contat, was Deutſche und Engländer von beyden geäuſſert hatten, und erkannte gern, daß ſie als — Schauſpielerin, und vorzüglich im hohen tragiſchen Ton viel von einer Wattier lernen könnte. Dagegen dürffte man der letztern etwas mehr von jener Grazie wünſchen, welche den italiäniſchen und franzöſiſchen Sängerinnen vom erſten Range mehr eigen ſeyn möchte, als dieſer berühmten Holländerin. Dieß iſt auch das einzige, was ſelbſt Franzoſen in unſerer vorzüglichſten Tänzerin, Polly Cunninghamme, noch vermiſſen, wiewohl dieſe allgemein beliebte Künſtlerin, deren vortrefflicher Charakter und untadelhafter Lebenswandel ihr aller Herzen gewinnt, mit jedem Jahre, ich möchte ſagen, mit jeder Reiſe nach Paris, an Grazie und Vollkommenheit zunimmt. Die fünf und zwanzigjährige Jubelfeyer des Schauſpielers Sardet, welche im Monat Januar ſtatt hatte, ward von dem Publikum nicht mit dem Eifer unterſtützt, welchen dieſer bald ſiebzigjährige Schauſpieler, der ſchon über 30 Jahre lang ſpielt, wohl verdient haben mochte. Sardet war in ſeiner Jugend, und noch vor zehn Jahren, ein ſehr vorzüglicher Schauſpieler und Sänger, und hatte ſtets groſſen Beyfall erhalten. Jetzt laſſen ſeine hohen Jahre und ſeine Stimme das Publikum freylich oft ſehr unbefriedigt: allein die Dankbarkeit des Publikums hätte ſich darum nicht minder bey dieſer Gelegenheit äuſſern ſollen. Der doppelten Preiſe ungeachtet, oder beſſer, um der doppelten Preiſe willen, (auf welchen Sardet beſtand, weil ſie einer — Zieſenis zu Theil geworden waren) betrug die Einnahme nicht ganz 2000 Gulden, da Mad. Zieſenis im Jahre 1805 bey ihrer Jubelfeyer (die Geſchencke mitgerechnet) zwiſchen 6 und 7000 Gulden erhalten hat. Man gab Fenelon nach der meiſterhaften Ueberſetzung des vortrefflichen Dichters Uylenbroek, und Sardet gab dieſe Rolle mit Wärme und ſteigendem Intereſſe. Er als Fenelon wurde auch nach dem Stück, und zwar auf eine — ſeiner langen Dienſt-Jahre und ſeines unermüdeten Eifers würdige — Weiſe gekrönt. Der ruhmvoll bekannte Dichter Kinker entwarf ihm zu Ehren ein Gedicht, welches mit der vollkommenſten deklamatoriſchen Suade und Mimik von unſerer berühmten Zieſenis rezitirt wurde. Doch dießmal war ihre Kunſt durch etwas übertroffen, was ihrem Herzen Ehre machte, durch das innige Gefühl, mit welchem ſie die ſchönſten Stellen des Gedichts, die auf ihren würdigen Kunſt-Genoſſen Bezug hatten, heraushob und vortrug. Er war es werth! rief ſie aus, nachdem ſie ihn gekrönt hatte, und das ganze Publikum jauchzte ihr und ihm anhaltenden Beyfall zu. Dieſe Jubelfeyer ward mit einem ächt-holländiſchen Kluchtſpel (Poſſe) der Haager zu Enkhuyzen beſchloſſen, in welchem der Held des Tages die nämliche Rolle ſpielte, mit welcher er vor 30 Jahren debütirt hatte.

Kiel.

Ueber den wichtigen politiſchen Geſchäften, womit ſich unſer verehrter Kronprinz ſo eifrig beſchäftigt, vergißt er doch nicht Künſtler-Fleiß und Talent zu ermuntern. Sie wiſſen, daß Hr. Riſſelſen ſeine Maſchine zur Ausreiſſung der Bäume *) im Groſſen hat ausführen laſſen. Am 21 Dec. v. J. ward ein Verſuch damit in dem Walde Dibelsbek, eine halbe Meile von der Stadt, gemacht. Se. Königl. Hoheit war ſelbſt zugegen, und die Probe gieng ſehr glücklich von ſtatten. Man hatte die Maſchine auf eine Buche gerichtet von einer Elle und ſiebenzehn Zoll im Durchſchnitt. Nur vier und zwanzig Minuten verlieſen, von der Zeit an, als die Maſchine zu arbeiten anfieng, bis der Baum fiel, und zugleich eine ungeheure Maſſe Thon und Erde herausriß. Alle Zuſchauer bewunderten die Kräfte der Maſchine; und man ſah, daß der Kronprinz, zufrieden mit dem Erfolg des Verſuchs, den Erfinder darüber ſehr lobte. Man ſchlug die Kraft, welche erfordert wurde, um die Buche umzureiſſen, zu 2.100.000 Pfund an, und die Maſchine ſoll gebaut ſeyn, um mit einer Kraft von 3.000.000 Pfund würken zu können. Nächſtens ſoll von dem hieſigen Kupferſtecher Fogt eine getreue Abbildung dieſer Maſchine erſcheinen.

---

*) S. Göttinger Taſchen-Kalender für das Jahr 1807, Seite 137.

Nro. 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. März, 1807.

Der Dichter ſcheut ſich nicht
Gar manchem zu mißfallen, daß er manchem
Um deſto mehr gefallen möge.

Göthe.

Ueber poetiſche Anthologieen.

(Beſchluß.)

In der That ſind dieſe Sammlungen eine Folge des Zerfalls unſerer Poeſie. Wer nichts mehr zu gewinnen hoffen kann, überzählt ſeine erworbenen Reichthümer, bringt ſie in Ordnung, und hütet ſie mit der ängſtlichſten Sorgfalt. Es ſey fern von uns, dieſes Verfahren zu tadeln, das der treuen Anhänglichkeit unſerer biederherzigen Nation an das, was ſie einmal für ſchön und gut erkannte, zur höchſten Ehre gereicht. Wer kennt nicht Matthiſſons lyriſche Anthologie, die unſers Wiſſens mit den nächſten Bänden geſchloſſen wird? Wäre der Kunſtrichter nicht zuweilen von dem Menſchen beſtochen worden, hätte nicht mitunter Vorliebe gegen Freunde, und ſogar Großmuth gegen Feinde auf die Auswahl Einfluß gehabt; hätte er endlich bey der gewählten chronologiſchen Ordnung um ein Jahrzehend früher aufgehört, ſeine Sammlung würde gar nichts zu wünſchen übrig laſſen. Was kann anziehender ſeyn, als eine Reihe von nicht mehr als zwanzig Bänden, worin die ſchönſten Blumen, mit welchen ſeit zwey Jahrhunderten mehr als zweyhundert Dichter ihre Nation beſchenkt haben, zuſammengeſtellt ſind? Das Angedenken mit Unrecht vergeſſener Dichter zu erneuern, und ſogar das Gute der mit Recht vergeſſenen dem Untergange zu entreiſſen, wenn dieß kein Verdienſt um die Literatur iſt, ſo gibt es keines mehr. Aber Matthiſſon hat ſich auch Aenderungen, beſonders bey den ältern Dichtern, erlaubt? Allerdings nahm er ſich dieſe Freyheit, und hat unſerm Bedünken nach ſehr wohl daran gethan. Seit wann iſt denn Beſſermachen eine Sünde? Und betreſſen ſeine Aenderungen den Geiſt der Dichter, oder nur ihre Sprache? Und hat er dieſe etwa moderniſirt, oder hat er ſie bloß von Härten, die ſchlechterdings jedem Ohr unerträglich ſind, befreyt? Gehört endlich der Staub auf euern Gewändern auch zu euerm Ich? Zuverläßig würde der Verleger dieſes Werks ſich ſehr übel dabey befunden haben, wenn der Herausgeber bloß auf die Leute hätte Rückſicht nehmen wollen, die über jede Wortverſetzung ein Geſchrey erheben, als wenn man nicht die Feile an ein fremdes Gedicht, ſondern das Meſſer an ihre eigne Kehle geſetzt hätte. Doch wozu die Apologie eines Verfahrens, das zu viele Stimmen für ſich hat, als daß das Stimmchen, das neuerlich in der Jenaiſchen Literatur-Zeitung, aus Gelegenheit der mit ſeltener Eile angezeigten Schütziſchen Epigrammen-Sammlung, dagegen laut werden — wollte, Gehör finden könnte?

So entſchieden aber auch das Verdienſt dieſer lyriſchen Anthologie, und ſo gerecht die Dankbarkeit iſt, mit welcher das Publikum ſie aufgenommen hat, ſo bleibt doch immer noch ein Hauptbedürfniß unbefriedigt: denn noch haben wir keine Univerſal-Anthologie, das heißt, wir haben keine Anthologie, die uns mit den beßten Werken unſerer Dichter nicht bloß aus Einem, ſondern aus allen Fächern bekannt machte. Eine ſolche Sammlung, die ſich bloß auf die vorzüglichſten Dichter einzuſchränken hätte, müßte aus drey Abtheilungen beſtehen, einer biographiſchen, einer kritiſchen und einer poetiſchen. Sie würde alle lebenden

Dichter von ihrem Plan ausſchlieſſen, nicht nur, weil über Verſtorbene mit mehr Unbefangenheit und weniger Leidenſchaft geurtheilt wird, als über Lebende, ſondern auch, weil die letzten noch täglich in dem Falle ſind, neue Werke hervorzubringen und die alten zu verbeſſern. Es iſt nöthig, zu bemerken, daß wir unter Kritik nur das verſtehen, was von jeher bey allen Leuten von Verſtand, und namentlich bey Boileau und Home, bey Leſſing und Engel ſo geheißen hat. Die poetiſche Abtheilung könnte natürlich von größern Werken nur Bruchſtücke, und namentlich von epiſchen Gedichten nur einzelne Geſänge, und von Theater-Stücken nur Scenen liefern. Wenigſtens müßte das Gegentheil bloß Ausnahme von der Regel ſeyn, und nie ohne triftige Gründe Statt finden. Den vollſtändigen Plan einer Unternehmung dieſer Art zu entwerfen, iſt hier nicht der Ort. Aber wer kann zweifeln, daß ſie zur Geſchmacks-Bildung des größern Publikums mehr beytragen würde, als ganze Jahrzehende unſerer kritiſchen Journale, in welchen man vergebens einem das Ganze beſeelenden Grundſatze nachforſcht? Tauſenden würde das Leſen der Dichter nicht nur einen ungleich höhern Grad des Vergnügens, ſondern auch unendlich mehr Nutzen gewähren, wenn ſie dabey einen verſtändigen Führer an der Seite hätten. Und würde nicht eben durch dieſe erhöhte Bildung des Geſchmacks der Geſchmack an den Dichtern ſelbſt allgemeiner werden? Sollte Deutſchland keinen Mann beſitzen, der, dieſen frömmſten aller frommen Wünſche zu erfüllen, Muth und Beruf hätte? Oder ſollten ſich nicht mehrere Männer dazu vereinigen? Verdienten endlich, auch abgeſehen von einer Anthologie, nicht überhaupt kritiſche Erörterungen des Charakters und des Werths großer Dichter eben ſo gut ihre Preiſe, als das beßte Luſtſpiel, oder die beßte Satyre?

A. K. N.

Ueber Canova's koloſſale Statue des Kaiſers Napoleon.

Die koloſſale Statue Napoleons gehört zu den beſten Arbeiten Canova's. Bemerken wir auch an derſelben die ſeinen Werken eigenen Schwächen, ſo werden wir doch dafür durch mannichfaltige Schönheiten entſchädigt. Eine auſſerordentliche Vollendung des Marmors, einzelne ſehr ſchöne gutgelungene Theile, ein ſchöner charakteriſtiſcher Kopf, zeichnen dieſe Figur vorzüglich aus. Es iſt unbezweifelt, daß ſeit Bernini kein anderer Bildhauer den Marmor mit ſo viel Fertigkeit und Kenntniß zu bearbeiten verſtand, wie Canova; daher die ungeheure Menge von bedeutenden, meiſt koloſſalen Werken, welche er in ſo kurzer Zeit aufgeſtellt hat, und die ein eben ſo rühmlicher Beweis von ſeinem unermüdlichen Fleiße, als von ſeiner Geſchicklichkeit ſind. Dieſe Statue iſt über 15 Palmen hoch, und aus einem einzigen Stücke des ſchönſten carariſchen Marmors verfertigt. Ein Marmorblok von dieſer Größe, Qualität und Schönheit, iſt an ſich ſchon eine auſſerordentliche Seltenheit, und ein ähnliches Stück iſt in neuern Zeiten nicht gebrochen worden. Der Preis, welchen der Eigenthümer in Carara an Ort und Stelle dafür verlangte, war tauſend Zechinen; nun rechne man noch die ungeheuren Koſten des Transports bis nach Rom. In den Zeiten der Republik, da die Künſte in den letzten Zügen zu liegen ſchienen, und das Geld ſelten war, niemand Marmor brauchte und bezahlen konnte, als Canova, erſtand er dieſes Stück zu einem viel geringern Preiſe.

Die Statue hält in der rechten Hand eine Weltkugel, nach der ſie das Geſicht hinwendet, und auf welcher eine Viktoria ſteht. Die erhobene Linke ſtützt ſich auf einen goldnen Königsſtab, der linke Fuß geht zurück, der rechte ſteht vor, als ob er im Gehen begriffen wäre: eine Bewegung, welche mit dem ruhigen Auflehnen und der Ruhe des linken Arms im Widerſpruch zu ſtehen ſcheint. Für dieſe Bewegung iſt auch die rechte Seite nicht genug herausgebogen, welches dieſem Beine etwas ſehr ſteifes gibt. Die Beine ſind, beſonders um die Kniee herum, etwas ſchwach; ein Vorwurf, der die meiſten männlichen Statuen dieſes Künſtlers trifft. Die Waden ſitzen etwas zu hoch, die Muskeln haben zu wenig Nerv, und ſind zu abgerundet. Die Füße haben keine gute, beſtimmte Form.

Sehr ſchön hingegen iſt die ganze linke Seite des Körpers, auch Arme, Hände, Bruſt und Hals. Der Kopf, welcher eine große Aehnlichkeit beſitzt, und in Frankreich für offiziel erklärt worden ſeyn ſoll, iſt mit großer Meiſterhaftigkeit mit dem Ganzen in Harmonie gebracht. Die Haare ſind vorzugsweiſe vor allen übrigen Statuen Canova's ſehr ſchön ausgeführt, und bilden gute Maſſen.

Was die Kompoſition anbetrifft, ſo iſt ſchon bemerkt worden, daß die Bewegung der Theile nicht übereinſtimmend ſey. Auch fehlt dieſer Figur der Contrapoſt, das heißt, jene Anordnung und Vertheilung abwechſelnder Linien, durch welche die Theile leicht in einander greifen, und dem Auge von allen Seiten angenehme Umriſſe darbieten. Canova's Werke überhaupt ſind, gleich Gemählden, nur für Eine Anſicht gebildet. Auf welcher Seite man die Statue Napoleons betrachtet, ſo bietet ſie einen etwas leeren Umriß und ſenkrechte Linien dar. Keine Wendung zeigt uns eine Anſicht der übrigen Theile, noch ſanfte Uebergänge und Vereinigungen der Linien.

Der Mantel, welcher nach Art der Kaiſerſtatuen über der linken Schulter liegt, iſt ein Meiſterſtück von Ausarbeitung, wird aber gerade durch dieſe genaue Nachahmung des Stoffes kleinlich. Er ſcheint Seidentaft nachgebildet zu ſeyn. Kleinlich iſt der Gedanke mit dem vergoldeten Adler auf dem Knopfe. Der Mantel hängt hinten über den Arm herunter, ohne das Geringſte von dem Nackenden zu verdecken.

Was den Ausdruck anbetrifft, ſo thut die auf die kleine Viktoria geheftete Aufmerkſamkeit des Helden der Größe des Ganzen ſehr vielen Eintrag. Ein ruhig und unbefangen vorwärts gerichteter Blick hätte dem Ganzen mehr Einfachheit und Größe gegeben, und noch überdies die Kompoſition gehoben.

Dem ungeachtet bleibt dieſe Statue das gröſte vollendetſte Werk, das in neuern Zeiten hervorgebracht wurde, und unſer Tadel ſchmälert Canova's Verdienſte nicht im Geringſten; denn bis jetzt ſoll der noch aufſtehen, welcher ein beſſeres oder auch ein ähnliches Werk in Marmer dargeſtellt, und wenn er auch die Fehler Canova's vermeidet, nicht in andre fällt, die dieſer nicht hat. Ein inniger Ausdruck, zarte, liebliche Formen beſtechen uns oft an ſeinen Werken, und halten uns zuweilen für die ſtrengere Form ſchadlos. Sein Verdienſt und ein günſtiges Glück haben Canova in den Stand geſetzt, die gröſten Werke zu unternehmen.

Henke und Villers.

Als der hochachtungswürdige Hr. von Villers ſeine Preisſchrift über den Einfluß der Reformation Luthers, der das franzöſiſche Inſtitut die Palme zuerkannt hatte, durch den Druck bekannt machte, begleitete der Vicepräſident und Abt Henke in Helmſtädt eine in Paris ſelbſt verfertigte deutſche Ueberſetzung dieſer durch ſo manche ſie begleitende Zeichen der Zeit eben ſo wohl, als durch ihren Inhalt merkwürdigen Schrift mit einer Vorrede und Beylage von 17 inhaltſchweren Excurſen. So erſchien dieſer Verſuch über den Geiſt und Einfluß der Reformation Luthers in Hamburg (Hofmann 1805. 622 S. in gr. 8). Schon dieſe deutſche Ausgabe erlaubt die ſonderbarſte Zuſammenſtellung ſich hier auf eine ſeltene Weiſe vereinender Umſtände. Villers, ein franzöſiſcher Gelehrter, Mitglied der katholiſchen Kirche, erhebt die Lutheriſche Kirchenverbeſſerung mit den größten Lobſprüchen, und erlangt den Ehrenpreiß von dem erſten Gelehrten-Vereine Frankreichs, welcher unter ſeinen Mitgliedern katholiſche Geiſtliche hat. Er ſchreibt das Buch in Deutſchland, und ſein Freund Cramer, ein Deutſcher in Paris, überſetzt es dort in unſere Mutterſprache. Ein lutheriſcher Theolog fügt nach dem Wunſch beyder Bemerkungen bey, in welchen hie und da das Lob der Reformation und der Tadel der römiſchen Kirche gemäßigt wird. Im Anhange giebt ein franzöſiſcher Prediger in Copenhagen die Auffoderung: Jean Calvin ne mérite pas moins un monument. Dieß ſo ausgeſtattete Buch war nun ſeit Jahr und Tag in allen Händen. Da trat durch die Kette unglaublicher Ereigniſſe, faſt jetzt noch unglaublich, da ihre Würkungen ſchon ſeit Monaten vor uns ſtehen, ein neuer Austauſch freundlicher Dienſtleiſtungen zwiſchen Henke und Villers, der in Lübeck lebt, und bey den neulichen Stürmen mehreren Edeln dort ein Retter ward, ja eine Art von Wiedervergeltung ein, die vor 6 Monaten noch keiner von beyden auch nur von fern zu ahnden ſich beygehen laſſen konnte.

Die Univerſität Helmſtädt, deren Zierde der Abt Henke iſt, feyert den 2 Dec. 1806 das Krönungs-Feſt Napoleons, der auch das Fürſtenthum Braunſchweig-Wolfenbüttel, deſſen Herzog nicht mehr war, in Beſiz genommen hatte. Henke hält bey dieſer Feyer eine Predigt in der Univerſitätskirche, und fodert darin zur Erfüllung der Pflichten gegen die Obrigkeit, die Gott gab, auf. Die Predigt muß gedruckt werden. Sie verbindet zwey Endpunkte, dankbares Lob auf den letzten Regenten, den Braunſchweig und vor allen Helmſtädt ſtets ſeinen Vater nennen wird, und ehrerbietige Huldigung dem Kaiſer Napoleon, "den der Herr aller Herren gewis nicht zum Verderben, ſondern zum Segen der Welt, als ein Wunder des Zeitalters, ſo verherrlicht hat." Sie erlebt in kurzem mehrere Auflagen. Da nimmt Villers dieſe merkwürdige Rede, überſetzt ſie mit tiefem Eindringen in das, was hier noth war, meiſterhaft, und begleitet dieſe Ueberſetzung mit einer merkwürdigen Beylage, wo er am Ende von dieſer Predigt und ihrem Verfaſſer folgendes ſagt: Dans la pièce, qu'on va lire, on retrouvera les principes évangeliques du grand réformateur Luther sur les devoirs reciproques des peuples et des souverains, principes qu' il a établi avec la vigueur, qui lui est propre, en mille passages de ses oeuvres. On y reconnoitra aussi l'esprit particulier de Mr. Henke, qui a fait ailleurs cette belle confeſsion de foi politique, que la liberté n' etoit point le but de l'homme en societé, mais bien son amélioration, et que la liberté ne devoit lui être donnée que comme moyen pour avancer dans la vertu. Doch wer wollte nicht auch dieſe beyden wichtigen Aktenſtücke zur Geſchichte dieſer Wunderzeit mit einander zu vergleichen wünſchen? Die Predigt am Krönungsfeſt Napoleons des Großen iſt bey Fleckeiſen in Helmſtädt, Villers Discours prononcé par Henke bey Vieweg in Braunſchweig erſcheinen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 14 März.

Die Nachricht, daß Werner den erſten Theil ſeiner Söhne des Thales fürs Theater bearbeitet habe, wurde, als ſie ins Publikum kam, von vielen mit bedeutendem Kopfſchütteln angehört. Da das Stück nämlich nur ein buntes Gemiſch von Szenen iſt, die durch keine Haupthandlung verbunden werden, und von denen keine durch das Geſetz der Nothwendigkeit bedingt iſt; — da ferner (was ſchon aus dieſem hervorgeht) keine Hauptfigur, kein Held in dieſem Gedicht iſt, für den ſich der Zuſchauer mit Wärme intereſſiren kann: ſo glaubte man allgemein, daß es misfallen werde — misfallen müſſe. Am 10 März wurde es gegeben, und rechtfertigte die ungünſtigen Erwartungen, die man davon hegte. Die Bearbeitung dieſes erſten Theils beſteht übrigens darin, daß Werner die alte Klausnerin in eine junge ägyp-

tiſche, chriſtliche Einſiedlerin verwandelt hat, die er Aſtralis (auch Aſtralon) nennt, ferner in der Weglaſſung mancher Szenen und in der Dichtung einiger neuen, die aber ſo müßig ſind, daß ſie nur da zu ſeyn ſcheinen, um die Langeweile der Zuſchauer zu vermehren. Das Publikum lachte bey manchen Stellen (z. B. bey der ſehr opernartigen Einweihungs-Szene) und gähnte bey den andern. Auf die Dekorazion und die Coſtüms war viel Fleiß verwendet worden; die Beſetzung lies aber viel zu wünſchen übrig. Iffland als Molay, Lemm als Adelbert, Bethmann als Robert, Mad. Bethmann als Aſtralis und Gern als Eudo (der Lautenſpieler) ſuchten zwar ſo viel aus ihren Rollen zu machen, als ihnen möglich war; die übrigen trugen aber durch ihr Spiel redlich das Ihrige bey, um das Stück vollends widrig zu machen. Das Enſemble verdient ebenfalls nicht ſehr gerühmt zu werden. Manche Szenen (z. B. die Wiedererkennungsſzene Philipps und Adelberts) mislangen gänzlich. Die Muſik, die Weber zu dieſem Stück komponirt hat, iſt, wie ſich das wohl denken läßt, vortreflich. — — (Wie man hört, wird Hr. Werner den zweyten Theil der Söhne des Thales, die Kreuzesbrüder, nicht für die Bühne bearbeiten, ſondern an dem Kreuz genug haben, das ihm das Misfallen dieſes erſten auferlegte.)

Madame Fleck wird nicht nach Wien gehen, ſondern auch ferner eine Zierde unſerer Bühne ſeyn. Vor kurzem hat ſie ſich mit dem trefflichen Flötenſpieler, dem Kammermuſikus Schröck, verheirathet, und iſt am 12 dieſes Monats zum erſten Male in den Kleinſtädtern als Madame Schröck aufgetreten.

Der Profeſſor Heinſius iſt nach vierzehntägigem Arreſt wieder in Freyheit geſetzt worden, da man von den gegen ihn vorgebrachten Beſchuldigungen keine gegründet gefunden haben ſoll. Uebrigens hat er die Weiſung erhalten, ſeinen preußiſchen Hausfreund vor der Hand nicht fortzuſetzen.

Es ſind wieder einige Concerte für die Armen gegeben worden, die eben ſo zahlreich beſucht wurden, als das erſte. Auch unſer trefflicher Bernhard Romberg hat uns durch ein ſehr intereſſantes Concert erfreut. — An Bälle und Redouten iſt jetzt freylich nicht zu denken. —

Der Zeichner Catel hat ein Gemälde verfertigt, deſſen Gegenſtand der prachtvolle Einzug Napoleons in Berlin iſt. Hoffentlich wird der geſchätzte Künſtler es bald durch einen mit Fleiß ausgeführten Stich vervielfältigen laſſen.

Unter den neueſten Bildniſſen Napoleons wird vorzüglich ein Kupferſtich ſehr geſchätzt, zu dem der hieſige Maler Dähling die Zeichnung geliefert hat. Das Geſicht und der Anſtand des Kaiſers ſind treffend ähnlich.

Weimar.

Wir haben die berühmte Eugenie von Beaumarchais nun auch geſehen; ſie hat aber ihrem Ruf wenig entſprochen. Beaumarchais großes Talent für das Komiſche, ſeine feine Schürzung und Auflöſung des Knotens, das glückliche Herbeyführen von Situationen und pikanten Theater-Coups, alle dieſe ſeltenen Gaben ſtanden ihm bey der Bearbeitung dieſes Schauſpiels im Wege. Eugenie iſt unter ſeinen Händen ein tragiſches Intriguenſtück geworden, mit einem verfehlten widerwärtigen, undramatiſchen Ausgang. Alle Perſonen darin erwecken wenig Intereſſe, ſelbſt Eugenie nicht, weil ſie vom Anfang bis zum Ende bloß leidend erſcheint. Der Inhalt des Stücks iſt folgender. Der Lord und künftige Herzog von Clarendon verliebt ſich in die Tochter eines engliſchen Land-Edelmanns, die ſich in London bey ihrer Tante aufhält, und betrügt Nichte und Tante durch eine angebliche, heimliche Heirath, wobey einer ſeiner Domeſtiken die Stelle des Prieſters verſieht. Der Vater, ein alter Militär, kommt nach London, um ſeine Tochter mit einem ältlichen Officier ohne Vermögen zu verheirathen. Eugenie verkündet ihrem vorgeblichen Gemahl ihre Schwangerſchaft, und dringt in ihn, ihre Vermählung dem Vater zu entdecken. Der Lord entſchuldigt ſich mit Ausflüchten, und ſteht im Begriff, ſich den folgenden Tag mit einer vornehmen, reichen Erbin zu vermählen. Das Verbrechen kommt nun durch einen Zufall und das Geſtändniß eines Bedienten an den Tag. Eugenie fällt aus einer Ohnmacht in die andere, der Alte tobt, die Tante beſchließt Rache. Sie lockt den Lord durch einen Brief um Mitternacht in's Haus, um ihn entweder zur Heirath zu zwingen, oder ihn ermorden zu laſſen. Der Vater verwirft dieß Mittel als unwürdig, und will zum König, ihm ſeine Narben zeigen, und Genugthuung fodern. Der Lord ſtellt ſich wirklich ein, und bringt Eugeniens Bruder mit, dem er, ohne ihn zu kennen, indeß das Leben gerettet hat. Der Bruder, der nicht weiß wo er iſt, will ſeinen Erretter gegen Verrath und einen Ueberfall ſichern, und zieht bey dieſer Gelegenheit gegen ſeinen eigenen Vater. Nun erfährt er den Vorgang, läßt aber aus Erkenntlichkeit den Lord frey abziehen, was er eigentlich ſchon aus Ehre zu thun ſchuldig iſt. Er ſchlägt ſich darauf mit ihm, wird entwaffnet, Eugenie iſt dem Sterben nahe, und der Lord geht endlich in ſich, bittet Eugenie, ſeine Hand anzunehmen, und erhält nach einigem Zögern von Allen Verzeihung.

Daß Beaumarchais nicht gefühlt hat, eine ſolche niederträchtige Verrätherey gegen ein Mädchen, wie Eugenie, ſey nur durch den Tod zu verſöhnen, iſt unbegreifflich. Ein natürliches Gefühl ſagt jedem, beyde müſſen ſterben, das Opfer und der Verderber; ſie, weil ihre Schande nicht zu überleben iſt, er, weil eine ſolche Unthat ihren Rächer erzeugt. Um dieſe unnatürliche Verſöhnung nur einigermaßen möglich zu machen, muß der Lord Gewiſſensbiſſe verſpüren, und Eugenien im Grunde lieben, ob er ſie gleich ſchwanger der Schande preisgeben will. Daß der Bruder ſich unter einem andern Namen in London aufhält, daß der Lord ihm das Leben rettet, der Bruder darauf im Dunkeln gegen ſeinen Vater zieht, das ſind lauter blinde Ungefähr und erkünſtelte Theatercoups, die höchſtens in der Komödie Statt haben können. Der Vater, der im Anfang einen entſchiedenen, heftigen Charakter äußert, wird gegen das Ende ganz zahm und unbedeutend, und ſieht nebſt ſeinem Sohne gelaſſen zu, wie es mit der Tochter ablaufen wird. Eugenie würde eine tragiſche Figur werden, wenn ſie ſich entſchlieſſen könnte zu ſterben; aber ſo dargeſtellt, iſt ſie ein gewöhnliches, gutmüthiges Geſchöpf, das, nach einigem Sperren, froh iſt, unter die Haube zu kommen. Mit einem Wort, alle Charaktere ſind durch dieß ungeſchickte, widerwärtige Ende wie gelähmt, und das Intereſſe der meiſten Szenen auffallend geſchwächt, um nur mit Gewalt aus dem Stoff einer Tragödie ein rührendes Schauſpiel herauszuſchneidern. Der Dialog iſt übrigens fein und präcis, oft wahr und treffend, doch bisweilen zu ſententiös und beynahe geziert. Die Idee des Autors, den Vorhang in den Zwiſchen-Acten gar nicht fallen zu laſſen, ſtatt deſſen eine leere Pantomime durch Bediente aufgeführt wird, iſt nichts weniger als glücklich. Das Anzünden und Auslöſchen von Lichtern, das Wegräumen von Stühlen, ein Bedienter, der, vom Schmerz über die Leiden ſeiner Gebieterin erſchöpft, auf dem Canapé ausruht, das alles ſind ſehr ſchlechte Verbindungs- und Ergänzungs-Linien, die uns wahrhaftig auf Nichts vorbereiten, wohl aber Lachen erregen können. Die Darſtellung trug den Stempel des Stücks, es lag eine fremdartige Spannung darin, die bisweilen zur Schlaffheit herabſank, und einen wunderlichen, unbefriedigenden Eindruck zurückließ.

Nro. 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. März, 1807.

Findet in Einem die Vielen, empfindet die Vielen, wie Einen,
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunſt.

Goethe.

Einiges über die Schädellehre.

Der Hauptſatz von Gall's Lehre: daß nämlich das Gehirn den Schädel nach ſich formirt, iſt in Lavater's phyſiognomiſchen Fragmenten bereits ſehr beſtimmt, unter andern im zweyten Theil S. 161 mit folgenden Worten angedeutet:

„Die Hirnſchale, ſo hart ſie iſt, iſt anfangs und lange ſo weich und bildſam, daß Furchen, Rinnen, Unebenheiten inwendig an der Hirnſchale von dem beſtändigen Druck des Blutes, der Adern, ſelbſt des Gehirnes gegen dieſelbe entſtehen. — Die Aushölung der Hirnſchale richtet ſich, wie man deutlich bemerken kann, nach der darin enthaltenen Maſſe des großen und kleinen Gehirns und deſſen Zunahme durch alle Stufen des Alters hindurch, ſo daß die äußere Geſtalt dieſes innern Eingeweides an der innern Fläche der Hirnſchale vollkommen ausgedrückt erſcheint; und wer zweifelt, daß eben ſowohl der Umriß ihrer äuſſern Fläche dadurch beſtimmt wird?“

Einſender dieſes hält viel auf Phyſiognomik, beſonders auf den Geſammtausdruck des ganzen Menſchen; er geht ſo weit, zu glauben, daß ſich die Seele ihr Haus mehr oder weniger ſelbſt baue, und zwar nach ihrer Luſt und Bequemlichkeit einrichte, mehr als nach Regeln architektoniſcher Schönheit. Die meiſten, auch der ſchönen Seelen, üben nur die bürgerliche Baukunſt, wo denn manche ungeſchickt verfahren, andre nach den feinſten Wendungen des Geiſtes und der Laune, ohne Ebenmaß jedoch, die Wohnung zierlich zurecht machen; wieder welche bekümmern ſich gar nicht darum, wo und wie ſie wohnen, jede Hütte iſt ihnen gut genug; man ſieht ihnen das aber an, und läßt ſich über ſie nicht irre machen. Gar wenige nur ſind im Stande, ſich Paläſte aufzuführen, wo Schönheit, Ebenmaß und Gemächlichkeit zuſammentreffen. Ein deutſcher Dichter lebt, bey dem es der Fall iſt. Ein andrer, der nicht mehr lebt, ſah aus wie ein erhabener Thurm. — In den speziellen Beſtimmungen des Hrn. Gall hat dem Einſender nur immer ſpaßhaft gedünkt, daß ſo viele tüchtige und kapitale Fähigkeiten gar kein rechtliches Unterkommen dabey finden, derweil andre untergeordnete, abgeleitete ſich ganz breit ſetzen; zuweilen haben dieſe auch ſchon weichen müßen, und es ſind dagegen ihre Obern einquartirt worden. Auch iſt es mit den Exempeln ſo beſchaffen, daß von manchen wunderlichen Leuten Zweifel dagegen erhoben und nach andern Exemplarien gerufen werden dürfte. Welche babyloniſche Verwirrung könnte z. B. entſtehn, wenn das Organ des Dichters zuerſt an Alringer aufgefunden wäre, oder das Feldherrn-Organ bey General Mack, und dann etwa bey Schiller und Maſſena darnach aufgeſucht würde; da müßte man ſich doch nach ganz andern Schädelhöhen umſehn. Wir glauben immer, bisdaher verſteht ſich Hr. Gall beſſer auf den Bau des Gehirnes, als auf die Fähigkeiten, welche darin hauſen. Warum geht er auch mehr den Zuchthäuſern, dem Dieb- und Raubſinne nach, als den edeln Kapacitäten? Billig ſollte er ſich einmal an einer Akademie der Wiſſenſchaften verſuchen, und da die Mathematiker, Philoſophen,

Phyſiker, Philologen, Poeten, Hiſtoriker u. ſ. w. auseinander finden. Um aber das Experiment vollkommen zu machen, müßte er im Dunkeln, oder beſſer, mit verbundenen Augen unter ſie geführt werden, damit nicht durch anderweitige Anzeichen dem Sinn des Geſichts etwas verrathen würde, was der Sinn, der in den fünf Fühlhörnern der Hand ſteckt, für ſich allein muß ausmitteln können. Es würde dann ein artiges Blindekuhſpiel daraus werden, in dem es eben darauf ankäme, ob es glückte, dieſen und jenen aus der Verſammlung zu erhaſchen.

Aphorismen und Bemerkungen
aus dem Gebiete der empiriſchen Kunſt-Kenntniß u. ſ. w.
(Fortſetzung. Mit 1 Kupfer.)

Wer ſich in dem erſten Uebungsgrad, in der ſtandhaften Beſchauung und Vergleichung der Geſtalten, wie ſie die Natur gibt, recht feſtgeſetzt hat, der erreicht leicht auch den zweyten. Das Leben der geſunden — und das Gebrechen der mangelhaften Natur erkennt er nun deutlich: Jetzt wird er aber auch verſuchen, Dieſes aus Jenem zu verbeſſern, und das Unrecht des Zufalls gleichſam aus eigener Kraft zu rächen. Er wird nämlich darnach trachten, jede durch Zeit oder Mißgeſchick bedrängte Natur-Geſtalt zu ihrer urſprünglichen Vollkommenheit zurückzuführen. Auf dieſem Wege wird ihm endlich alles ſchön und wahr; denn aus ſeinem Vorrath von Wahrnehmungen ergänzt und erſetzt er in der Vorſtellung auch das, was für den Anblick noch fehlt. Dieß iſt der Anfang einer äſthetiſchen Selbſt-Aeußerung, die — iſt ſie nur einmal geweckt — ſchnell in das Weite und Breite würkt. Jetzt handelt ſich's nicht mehr um die Kenntniß der ſtehenden Form allein; es werden auch alle ihre Eigenſchaften, der Grad ihrer Beweglichkeit, ihre Veränderungen genau unterſucht, die daraus entſtehenden Würkungen beurtheilt, und am Ende ſelbſt die Bedingungen feſtgeſetzt, unter welchen ſie die ſtärkſte Anſprache an Bedeutung und Vollkommenheit hat.

Nach und nach entſteht daraus eine förmliche Kritik, die mit den Geſtalten und Formen um ihren eigenthümlichen Werth rechtet, und die an und für ſich nichts anders iſt, als ein Theil der würklichen Kunſt-Kritik. Alle Kritik hat ihren Maßſtab, deſſen Grundgeſetz immer Wahrheit ſeyn muß. Nun erkennt die Kunſt keine andere Wahrheit als die, die in der ſichtbaren Natur liegt, und deswegen kann ſie ihren Maßſtab auch nicht anders finden, als wenn ſie dem bisher beſchriebenen Weg folgt. Selbſt nur die in der Natur vorkommenden Mißgeſtalten haben den wahren Charakter der Mißgeſtalt, ſo wie die mangelhaften Formen in der Natur uns den wahren Begriff vom Mangelhaften durch Vergleichung mit dem Vollendeten liefern. Dieſe Erſcheinungen, wenn ſie gleich an ſich nur von negativem Werth ſind, gehören doch mit dazu, um den erwähnten Maßſtab zu berichtigen und zu bewähren; und zwar eben ſo gut, als die vollkommenſte Geſtalt, die es auf den erſten Blick beweißt, daß an ihr kein Tadel ſey.

Zum glücklichen Fortſchreiten in dieſer höheren Sphäre führen zwar nur beſtimmtere Geiſtes-Anlagen. Denn hier reihen ſich die weitern Forſchungen an die eigentlichen Operationen des Kunſtgeiſtes an. Iſt aber nicht Allen Alles gegeben, ſo kann es doch Jeder bey ſich fühlen, wie weit er gehen darf, um ſeinen Antheil nicht zu verlieren, und ohne etwas zu wagen, das ſeine Kräfte überſteigt. Die Kunſt iſt deswegen doch auch für den da, der ſie gerade nicht ganz durchſchauen will; er wird ſie genießen, ohne ſie meiſtern zu wollen, und wird ſeine Studien ſo weit treiben, als nöthig iſt, um ſeinen eigenen Genuß zu erhöhen.

Die Fertigkeit, mehrere und verſchiedene Geſtalten zu Einem Zweck zu vereinigen, und ihnen dabey den höchſtmöglichen Grad der Wahrheit aufzuprägen, iſt für den Künſtler das Höchſte, wornach er ringt. Hier hat er es nicht nur mit dem Einzelnen und den Theilen des Einzelnen zu thun, ſondern mit vielen Einzelnen, die zuſammen nur Ein wahres Ganzes ausmachen müſſen. Dieſe Verrichtung (die wir gewöhnlich Componiren, Compoſition nennen) iſt folglich auch das Wichtigſte des Kunſtwerks; ſie beſtimmt den geiſtigen Werth deſſelben, und beurkundet zugleich die Fähigkeit des Meiſters. Man könnte zwar ſagen, daß gerade alsdann die Natur den Künſtler ſich ſelbſt überlaſſe, weil die Natur nie componire, ſondern der Zufall. (Zufall heißt hier nicht das blinde Ungefähr, wenn er gleich leider in vielen Kunſtwerken ſo erſcheint, ſondern das Zuſammentreffen der Umſtände, oder die Bedingung, daß die Sachen gerade ſo ſtehen müſſen, wie ſie ſtehen). Laſſen wir dieſe Ehre dem Zufall, wir werden ihn doch nie von der Natur trennen können; denn was er auch zuſammenbringen mag, ſo ſind es doch lauter Natur-Geſtalten, und ihr Ausdruck — Natur-Ausdruck.

Wir kommen alſo gleich wieder auf die Erſcheinung zurück, und der Kunſt-Jünger kann noch kühn auf ſeiner betretenen Bahn fortwandeln. Täglich und ſtündlich führt ihm das Leben herrliche Muſter von ſchönen Zuſammenſetzungen entgegen. Er muß ſich nur gewöhnen, auch das Mehrfache ſchnell und mit einem Blick zu erhaſchen, und bey ſich zu bewahren, weil es ſelten vergönnt iſt, die ſchönſten Momente lang zu genießen. Gemeine und ruhige Erſcheinung verweilt leichter, als die vielbedeutende; das Meiſtbedeutende aber iſt das vornehmſte. Mancher junge Künſtler würde ſeinen Weg leichter machen, wenn dieſe Lehre mehr in den Kunſtſchulen geprediget würde. Leider gibt es ein Vorurtheil, daß das Componiren kunſtmäßig gelernt ſeyn müſſe, und da zerarbeiten ſich junge Künſtler-Genies, drehen und verdrehen ihre Figuren in vielfachen Skizzen, um etwas hervorzubringen, das einem vorgefaßten Phantaſie-Bild entſprechen ſoll, und das am Ende doch

Niemand gut finden wird, weil es in der Natur nicht ſo geweſen ſeyn kann. Wie viele Künſtler haben nicht ſchon an dieſer Klippe geſcheitert! Es iſt ein eigener Stempel der guten Kunſtwerke, — ſie mögen vorſtellen, was ſie wollen — wenn der richtigfühlende Beſchauer ausrufen muß: „Das iſt ganz wahr, das iſt natürlich!“ Wie es im Gegentheil ein ſchneidendes Urtheil iſt, wenn man ſagt: „Es iſt blos componirt.“

Wir bewundern unter allen alten und neuern Meiſtern immer die am meiſten, deren Werke uns ſo anſprechen, wie uns die Natur anſpricht. Und wen unter allen wohl am meiſten? Gerade den, der es damit am ſtrengſten genommen hat. Er hieß Raphael Sanzio. Wer kennt ihn nicht? Wer wird nicht eben darum dieſer Lehre den Vorzug geben?

Braucht es noch Beweiſe, daß dieſer Mann die von andern Künſtlern ſo oft verkannte Natur ſorgfältig zu Rathe zog, wenn er der Welt eine wahre und eingreifende Vorſtellung geben wollte? Faſt alle ſeine Werke ſind Belege hiezu. Doch wir wollen eines ſeiner Bilder zum Muſter anführen, ohne beſondere Wahl, und zwar eines, wozu das Urbild aus der gewöhnlichen menſchlichen Natur genommen iſt. Es ſey Mutterliebe! Das zarte Gefühl des großen Mannes drang immer gar tief da hinein, wo Empfindung herrſchte. Seinem hohen Verſtand geſchieht dadurch kein Eintrag; denn es gehört hoher Verſtand dazu, die Tiefe der Empfindung ganz zu ergründen. Dem feinen ſanften und doch hoch ſtiegenden Geiſte Raphaels gelangen deswegen gerade die zarteſten Religions-Gegenſtände am beſten: Er hat da überall mit — geliebt, mit — gehandelt, mit — gelitten.

Die als Beilage hier mitgetheilten Umriſſe ſind nach einem bekannten Gemählde, das heutzutag in dem Muſeum zu Paris hängt, und das ſchon öfters in Kupfer geſtochen worden iſt. Verriethen es nicht der aufs höchſte geſteigerte Ausdruck, und die wenigen Attribute, daß es eine Maria mit dem kleinen Chriſtus und Johannes ſey, wir würden auf den erſten Blick die herzliche Zärtlichkeit einer Mutter bewundern, die ſo ſorgſam ihren entſchlummerten Liebling bewacht, und indem ſie einen ungeduldigen Gefährten durch den Anblick des Schlafenden beſänftigt, ſich ſelbſt an den theuergewordenen Zügen weidet. Um, gegen die Gewohnheit ſeiner Zeit, eine h. Familie gerade ſo vorzuſtellen, hat Raphael gewiß den erſten Gedanken aus dem Leben aufgefaßt, — darum iſt er auch ſo natürlich. Das Vaterland dieſes Künſtlers bietet freilich auch jetzt noch reinere Geſtalten und ausdrucksvollere Momente zu ſolchen Gelegenheits-Findungen an, als viele andere Länder. Aber es war doch nur ſimple Natur, die zur rechten Minute ergriffen, und erſt nachher ſo benutzt wurde.

Dieſes Beiſpiel iſt zugleich ein merkwürdiger Commentar über die Frage: Wie die Natur benutzt werden müſſe? Daß dieſe Geſtalten alle durch den Geiſt des Künſtlers erhöht wurden, ſehen wir wohl. Sein iſt es, daß die Haltung und der Blick der Mutter eine Würde erhielt, die der Maria geziemt, und daß zugleich das kindliche: Quem genuit, adoravit, ſprechend ſich ausdrückt. Sein iſt es, daß die kleine ſchlafende Figur die Hauptſache werden mußte, und daß der rüſtige Knabe zur Bewunderung und Anbetung begeiſtert wurde. Ja ich glaube, daß noch ein höherer Sinn im Bilde liegt, was ich aber nur für gewiß ausſprechen könnte, wenn ich das Gemählde ſelbſt geſehen hätte. In dieſem tiefgeſenkten Blick der Mutter, in der begeiſterten Sprache des anbetenden Knaben, und in dem kindiſchen Simbol des Kreuzes ſcheint mir eine Andeutung auf bedenkliche Worte, die Johannes über das Kreuz ſpricht, zu liegen. — Dieſelbe Idee hat Fra Bartolomeo, nur mit minderer Kunſt, auch in einem Gemählde ausgeſprochen. — Doch wir reden hier eigentlich nur von Motiven, denen man es ſo deutlich anſieht, daß ſie der wirklichen Natur abgeborgt ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zuſätze zu der in Nro. 57 des Morgenblatts enthaltenen Nachricht von der Wieder-Auffindung eines Raphael'ſchen Gemähldes.

Das Morgenblatt hat ſehr frühe die in Paris kund gewordene und alle Liebhaber der Kunſt intereſſirende Nachricht von der ſonderbaren Rettung und Wiederfindung eines Raphael'ſchen Original-Gemähldes mitgetheilt. Es hat ſich nur ein kleiner Irrthum eingeſchlichen, den wir hiemit berichtigen wollen. Es heißt nämlich in dieſer Anzeige, daß der Gegenſtand des Gemähldes eine ſchlafende Maria ſey, ſtatt: Eine Maria bey dem ſchlafenden Kinde. Liebhaber, die mit den Raphael'ſchen Gemählden im Musée Napoleon bekannt ſind, werden das für ſich ſchon bemerkt haben. Es kann kein anderes ſeyn, als das, welches in dem gedruckten Katalog des Muſeums unter Nro. 935 (pag. 149) vorkommt, und dort: Le silence de la vierge, anderwärts auch nur Le silence, — und unter einem von Duflos geſtochenen kleinen Kupfer: Le saint sommeil de J. Christ genannt wird.

Vielleicht iſt auch vielen Leſern der Ausdruck: Die Ecken der Tafel waren in Talusform geſchnitten, — unverſtändlich geblieben. Dieſes kann nichts anders bedeuten, als daß die dicke Holztafel auf der Rückſeite und an dem Rande (nicht Ecke) ſchräg abgeſtoßen iſt, wie das bey dickem Holz gewöhnlich geſchieht, um das Gemählde deſto leichter am Rahmen befeſtigen zu können.

Ein glücklicher Zufall iſt es, daß mit der vorſtehenden Fortſetzung der Kunſt-Aphorismen eine Kupferplatte eingeſendet wurde, die gerade die Figuren dieſes berühmten Gemähldes vorſtellt, und alſo noch den nicht beabſichtigten Zweck, die Leſer des Morgenblatts anſchaulich mit dem ſchönen Fund bekannt zu machen, erfüllt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nur deswegen die Figuren hier allein erſcheinen, weil das Nebenwerk, der Hintergrund u. ſ. w. nicht zu der Erklärung gehören.

Man hat von dieſem nun doppelt berühmten Gemählde mehrere Kupferſtiche, worunter der von François Poilly der geſchätzteſte iſt. Die beiliegenden Conturen ſind nach dem Kupfer von J. Frey. Es ſcheint, daß die meiſten oder alle dieſe Kupferſtiche nach dem wiedergefundenen Original gemacht ſeyen.

—a—

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden.

Zu den ziemlich unverdaulichen Gerichten, welche uns die Schaubühne dieſen Winter zum erſtenmale vorgeſezt hat, gehört auch das Gartenhaus, ein Schauſpiel in vier Aufzügen von einem gewiſſen Schemmenauer. Es ward am 24 Febr. gegeben, und war ſo langweilig und ſchleppend, daß es durchfiel. Zum Theil mochte wohl auch die ungeſchickte Beſezung daran Schuld ſeyn. Man hatte der Demoiſelle Unzelmann, einer ſonſt ſehr hoffnungsvollen Schauſpielerin, mit entſchiedenem Talente für die Darſtellung aller Naivetät, die Rolle einer Eiferſüchtigen gegeben. Wäre ſie, wie manche ähnliche, reich an brillanten Coups und Abgängen geweſen, ſo würde man ſich ſchwerlich dieſe Ungerechtigkeit gegen eine ſo junge Anfängerin, die keines Funken dieſer Leidenſchaft fähig iſt, haben zu Schulden kommen laſſen! Ferner ſahen wir zum erſtenmale Adelheid, Markgräfin von Burgau, ein neues romantiſches Schauſpiel in vier Akten von Madam Weiſſenthurn. Man muß, ſtatt der Bezeichnung romantiſch, unwahrſcheinlich ſezen, und dann hat das Stück, unnüze Geſchwäzigkeit und Sentenzen-Krämerey abgerechnet, einige unterhaltende Szenen. Der innere Gehalt ſpricht ſich auch ſchon durch die Form hinlänglich aus, die ein Schwanken zwiſchen proſaiſcher Converſationsſprache und jambiſchem Rhythmus iſt. Die weiblichen Karaktere ſind nicht plaſtiſch genug, ſondern meiſt verworren, ſo wie die männlichen. Eine rühmliche Ausnahme macht unter den leztern der Kanzler Bruno von Eichenhorſt, der auch von Hrn. Ochſenheimer ſehr brav dargeſtellt wurde. Madame Hartwig und Demoiſelle Chriſt die ältere wetteiſerten übrigens, einander mit ausdrucksvollen Deklamationen und Aktionen zu überbieten, und erreichten glücklich das Ziel einer allgemeinen Rührung. Die Darſtellung des 4. Akts, der eine ſehr handgreifliche Nachahmung des lezten der Schillerſchen Maria Stuart iſt, wurde in den ergreifendſten Momenten dadurch geſtört, daß Herr Chriſt nicht gut memorirt hatte. Die Bühne beſchloß endlich am 12 März die diesjährigen Vorſtellungen mit Virginia, dem neueſten Trauerſpiele des Grafen von Soden. Der Hr. Graf wollte bekanntlich Leſſing zeigen, wie er eine Emilia Galotti hätte ſchreiben ſollen; allein das Süjet iſt ſo dürftig behandelt, und die andern Karaktere, auſſer der Virginia, ſo arm, daß man die Leerheit des Ganzen nur zu bald gewahr wird. Die Schauſpieler zeigten durchaus viel Fleiß und Mühe. Nur Schade, daß durch das Zerſezen der Jamben beynah aller Rhythmus vernichtet wurde, und daß man ſich faſt durchgängig nicht von der gewohnten Converſationsmanier losmachen konnte. Am meiſten fehlte Herr Haſner, der als Virginius (der beſte Charakter nach Virginia) beynah ganz ohne Römerſinn und Römerwürde ſpielte. Mad. Hartwig zeigte als Virginia ein rühmliches, achtungswerthes Streben nach dem wahren Ziele der Kunſt, nur vermißten wir an ihr die liebenswürdige Jugend und die edle Geſtalt der Römerin. Warum hatte man dieſe Rolle nicht der Dlle. Chriſt der ältern übertragen, die dafür geſchaffen zu ſeyn ſcheint? Und wenn es nun der Geſellſchaft Ernſt iſt, ſich mit den von ihr geächteten, ſogenannten äſthetiſchen Darſtellungen auszuſöhnen, warum wählt ſie ihren Beſtrebungen nicht ein höheres Ziel? Goethes Iphigenia in Tauris wäre ein herrliches Studium, wenn man es nicht etwa ſcheut, die Kräfte an dieſen und andern Werken des großen Meiſters zu üben. — Im Ganzen haben wir alſo in dieſem Winter, auſſer einigen unerheblichen Neuigkeiten und Wiederhohlungen mehrerer Stücke von Ziegler, Kozebue und Theodor Hell, die der Bildungsſtufe unſrer Schauſpielergeſellſchaft am angemeſſenſten zu ſeyn ſcheinen, und bekanntlich von ihr auch mit vielem Glück gegeben werden, nichts geſehen, was die Aufmerkſamkeit des Kunſtfreundes hätte feſſeln können. — Durch den Tod der Mad. Schirmer hat die Bühne eine geſchickte Darſtellerin der Mütter in Ifflandſchen und Kozebueſchen Familiengemählden verloren. Auch Herrn Lemberts Uebergang zum Stuttgarter Theater iſt zu beklagen. In ihm entwickelte ſich ſichtbar der ſchöne Sinn für die höhere Würde der Kunſt, wovon er uns in ſeinem Hippolyt und Don Manuel die erfreulichſten Beweiſe gegeben hat. Der ſchnelle Wechſel, der beſonders bey den jungen Mitgliedern der Sekondaſchen Geſellſchaft Statt findet (wir erinnern an die Dlle. Koch, Dlle. Caſſini, Hrn. Zimmermann ꝛc.), verräth nur zu deutlich das feſte Vertrauen, was die Direktion auf die ewige Jugend ihrer alten Mitglieder zu haben ſcheint. — Die Vorſtellungen der Joſeph Sekondaſchen Geſellſchaft auf dem Bade gleichen den lezten Athemzügen eines Sterbenden, bey dem alle Hoffnung dahin iſt. Sie beſtrebt ſich, das gut durch viel zu erſezen, allein die Trilogien, die oft an einem Sonntage gegeben werden, bleiben ebenfalls fruchtlos, und zeigen dreyfach die ſchwachen Kräfte der Darſtellenden. Wenn es noch wahr iſt, daß die Franz Sekondaſche Geſellſchaft, wann ſie ihr Privilegium während der Meſſe in Leipzig zu ſpielen in Ausübung gebracht hat, zu uns zurückkehren und das Linkiſche Bad einnehmen wird, ſo haben wir wenigſtens für den Sommer Hoffnung auf einige Verbeſſerung.

Das Marionettentheater des Hr. Lorgie wird fortwährend ſehr zahlreich beſucht. Ohngeachtet er in Friedrichſtadt bey Dresden ſpielt, und die Dresdner doch einen ziemlich beträchtlichen Spaziergang bis zu ihm haben, iſt demohngeachtet der erſte Plaz gewöhnlich ſchon anderthalb Stunden vor Eröffnung der Vorſtellung beſezt; von den hinteren Pläzen darf dieß wohl nicht erſt erwähnt werden. Und iſt es nicht ein gutes Zeichen, wenn das Herz noch Liebe zu Scherz und Luſt fühlt? Freylich hat auch Caſperle dem Goliathsarme der Aufklärung unterliegen und modeſter werden müſſen, damit er in der aufgeklärten Geſellſchaft wohlgelitten ſey, aber er iſt demohngeachtet etwas hinter dem Zeitalter zurückgeblieben, und gibt noch immer manchen derben Wiz, manchen drolligen Einfall zum Beſten.

Sonſt waren einige Konzerte, welche die Königl. Kapelle alljährlich gab, ein Genuß, auf den ſich die Freunde der Tonkunſt ſchon lange voraus freuten. Seit Jahren aber iſt, ich weiß nicht aus welchem Grunde, keines dieſer Konzerte zu Stande gekommen, und darum iſt es ſehr dankenswerth, wenn einzelne Mitglieder jenes gewiß in Deutſchland einzigen Künſtlervereins uns den Verluſt zu erſezen ſuchen. So gaben die Hrn. Tieze und Babbi, beyde ausgezeichnete Meiſter auf der Violine, am 1 März ein vortreflliches Konzert im Hotel de Pologne. Der entſchiedenſte Beyfall ihrer zahlreichen Zuhörer belohnte ihre Bemühungen, und wer ja etwas an dem Unternehmen ausſtellen wollte, könnte einzig ihre Gabe zu reich nennen, und dieſer Tadel iſt wohl der erträglichſte!

Zu den öfters ſchon im Morgenblatte erwähnten Vorleſungen, welche dieſen Winter wohl die belohnendſte Unterhaltung des gebildeten Publikums ausmachen, ſind jezt noch die über die Mythologie des Homer hinzugekommen, welche der Hr. Dr. Wezel am 9 März begonnen hat. Die zahlreiche Verſammlung, welche auch hieran Theil nimmt, beweißt, wie innig und aufrichtig man ſich hier für Wiſſenſchaft und Literatur intereſſirt.

Digitized by Google

Nro. 75.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. März, 1807.

Was der Spiegel dem Geſicht',
Iſt den Sinnen das Gerücht.

Logau.

Die Berghöhle Baradla in Ungarn.

Nahe bey Agteleck, einem Dorfe des Gömörer Comitats, ſteht ein hohes Gebirg, das aus lauter übereinander hangenden Felſenmaſſen zuſammengeſetzt zu ſeyn ſcheint, durch welche zuweilen, beſonders bey ſtrenger Kälte, von allen Seiten Dünſte hervordringen, ſo daß ſie alsdann ganz mit Reif überzogen iſt. Am Fuſſe dieſes Berges ſieht man in in der Spalte eines beynahe perpendikular ſich erhebenden und mit niedrigem Geſträuche bewachſenen Felſen die Mündung einer Höhle, welcher man, der von ihr ausgehenden Dünſte halber, den Namen Baradla beygelegt hat.*)

Der Eingang dieſer Höhle iſt ſo enge, daß man nur gebückt und mit Mühe durchkommen kann. So wie man die erſte Schwürigkeit überwunden hat, erblickt man eine geräumige gewölbte Grotte, gleichſam die Vorhalle der unterirdiſchen Gemächer, die den Eintretenden erwarten. Aus dieſer kömmt man in eine zweyte, wo ſich zwey Wege darbieten. Der eine, zur rechten Hand, führt in eine weite Kammer, aus welcher dem Nahenden ein Fluß entgegenrauſcht, an deſſen Ufern ihn der Anblick vermoderter Menſchengebeine, die, zum Theil mit Schlamm überdeckt, hier und da ſchichtenweiſe übereinander liegen, mit Schauer und Grauſen durchdringt, und mancherley Muthmaßungen über dieſe verborgnen Todesopfer, über die Urſache, Zeit und nähere Umſtände ihres ſchreckenvollen Schickſals, erregt.

Auf der linken Seite kömmt man an den Ufern deſſelben Fluſſes durch eine breite, aber niedrige Höhle zu einer glatten, groſſen, ſchwarzen und ſteinernen Tafel, worauf viele, von denen dieſe Höhle beſucht worden iſt, ihre Namen geſchrieben haben. Nicht weit davon ſteht ein hoher Stalactit, der dem erſten Anſehen nach ein mit gothiſchen Verzierungen geſchmücktes Denkmal zu ſeyn ſcheint, und daher gewöhnlich der moſaiſche Altar genannt wird. Als von ihm angekündigt, empfängt den Wandrer nach wenigen Schritten eine hohe, geräumige und weite Rotonde. Ein Kreis obeliskenförmiger Felſenſtücke trägt das Gewölbe. Umkränzt von kleineren Stalactitſäulen, die man für Statuen von Bildhauerarbeit anzuſehen verſucht wird, und wovon eine den Bewohnern der Nachbarſchaft ein von der Natur ſelbſt aufgeſtelltes Muttergottesbild zu ſeyn ſcheint, erhebt ſich in der Mitte ein ungeheuer groſer Tropfſtein, dem der Name des groſen oder des Haupt-Altars gegeben wird. Zu beyden Seiten ſind, kleinen Portalen ähnlich, engere geheimnißvolle Durchgänge. Durch die Klüfte und Felſen des Berges rauſchen verborgne Ströme, und den von Ahnungen ergriffnen Geiſt durchbeben die Schauer der Unterwelt.

Begleitet vom Geräuſch unterirdiſcher Gewäſſer kommt man von hier aus in eine weitläufige Höhle, worinn die Zerſtörung ſelbſt ihren furchtbaren Sitz zu haben ſcheint. Bruchſtücke von Stalactitſäulen liegen haufenweiſe wild un-

*) Eine Benennung, die derſelben Urſache halber im Ungriſchen mit unſerm deutſchen nicht ſo gut klingenden Nebelloch einerley Bedeutung hat.

tereinander auf der Erde, und drohen in der Höhe jeden Augenblick auf das Haupt des ſtaunend Umherſchauenden herabzuſtürzen. Man glaubt die Majeſtät eines Tempels oder Palaſtes in Trümmern vor ſich zu ſehen. Der aufgeregten Einbildungskraft wird es leicht, cannellierte Säulenſchäfte, ſchön geblätterte Capitäle, und verſtümmelte Säulenſtühle wahrzunehmen, bis ſie, zu ernſteren Vorſtellungen übergehend, das warnende Sinnbild von dem Ende alles menſchlichen Beginnens erblickt, und den früh oder ſpät einbrechenden Augenblick ſieht, wo alle Gebäude unſrer Hoffnungen und Wünſche, alle Stützen unſrer Eitelkeit und unſers Glücks, alle Syſteme unſers Wiſſens und Wollens von dem leiſeſten Lufthauch zuſammenſtürzen, und von dem, was ſie waren, oft keine Spur mehr zurückbleibt.

Kaum hat man dieſen Ort verlaſſen, ſo öffnet ſich eine beynahe gränzenloſe Ausſicht auf eine weit hin fortgehende Ebne. Zur rechten Seite eilt ein vorüberrollender Bach voran; links ſpringen ſchroffe Felſenklumpen hin und wieder aus der Wand hervor, und zwiſchen beyden zieht ſich ein geſchlängelter Pfad hindurch. Der Fußboden iſt wie gepolſtert von leimichter Erde; an vielen Orten bemerkt man aus Tropfſtein gebildete, hin und her ſich windende Schnecken-Linien, die wie künſtliche Gartenverzierungen ausſehen; daher dieſer Platz von den Bewohnern der Nachbarſchaft der Blumengarten genannt wird. Die Wölbung dieſer Höhle iſt ſo hoch, daß auch bey aufgehobner Fackel das Auge ihre Höhe kaum erreicht, und in den Stalactiten, womit ſie beſetzt iſt, die funkelnden Sterne des Himmels zu ſehen glaubt. Der Wiederhall wird hier durch die hervorſtehenden Felſenklüfte ſo vervielfältigt und verwirrt, daß z. B. dem Spiel einer einzigen Violine ein ganzes Chor von Violinſpielern in einiger Entfernung zu antworten ſcheint. Auf den Knall einer losgebrannten Piſtole oder Flinte ertönt es, als wenn wiederholte Donnerſchläge die Gewölbe und Felſen erſchütterten.

Dieſe Höhle geht in einer Strecke von hundert und funfzig Klaftern beynahe gerade fort, bis ſie von einem von der Wölbung losgeriſſenen, einem ſteilen Berg ähnlichen Steinklumpen begränzt wird. In der Nähe deſſelben ſteht ein mit einer ſteinernen Einfaſſung verſehener Brunnen, der ſehr reines Waſſer hat. Von hier führt der Weg durch eine niedrige Schlucht über Trümmer von Tropfſteinen nach einer engen Oeffnung, durch die man gleichſam in ein oberes Stockwerk von Höhlen mühſam hinaufklimmt. Dieſe ſind durchaus mit Stalactitſäulen und Tropfſtein-Zapfen ſo dicht angefüllt, daß man in einen Wald von entlaubten mit Schnee und Eis überzognen Bäumen verſetzt zu ſeyn glaubt.

Auf einer andern Seite ſteigt man über eine kleine Abdachung wieder herab in eine der ſchönſten Seitenkammern, die wegen des gelben Tropfſteins, womit der Boden belegt iſt, die Wachshöhle genannt wird. Hier ſieht man Stalactit-Säulen von bewundernswürdiger Schönheit, die, könnten ſie unverſehrt herausgebracht werden, jedem Königl. Garten Ehre machen würden. Ihre Farbe iſt ſchneeweiß, und im Licht glänzen ſie von ferne. An manchen laſſen ſich ſehr gute Verhältniſſe unterſcheiden. Eine von ihnen erhebt ſich ſchlank, und kaum ſo dick als ein Arm, vom Fußboden bis an die Wölbung, und wenn mit einem Hammer oder Stein daran geſchlagen wird, ſo gibt ſie einen Klang wie eine Glocke.

Nicht weit von hier ſcheint ein wie vom Mond verſilberter See dem Wandrer entgegen zu ſchimmern; er naht, und ſiehe! er findet eine mit glänzendem Kalkkryſtall bedeckte Ebne. Dagegen ſtellt ein nahe gelegner wirklicher See, wegen Brechung der Lichtſtralen, eine Ebne vor. Das Waſſer deſſelben iſt ſo klar, daß man in der Tiefe von mehreren Klaftern jeden Gegenſtand auf dem Grunde genau unterſcheiden kann. Endlich entdeckt man weit umher grauſenvolle Abgründe; der Hintergrund iſt in dicke Finſterniß verhüllt, und von allen Seiten wehrt ſo viel Waſſer das weitere Fortkommen, daß man auf dem Wege, den man gemacht hat, zurückzukehren ſich genöthigt ſieht.

Beleuchtet müßten die abwechſelnden Szenen dieſer Unterwelt von großer, und bey weitem größerer Würkung ſeyn, als unſre gewöhnlichen Beleuchtungen.

Die Luft iſt in der ganzen Höhle ſehr rein, und man athmet darin ſo leicht, daß, wer, beſonders in Sommer-Tagen, einige Zeit in derſelben ſich aufgehalten hat, wann er wieder in die äußre Dunſtluft hervorkömmt, den Athem merklich erſchwert fühlt.*) Doch wehe dem, der hier von plötzlich eindringenden Strömen eines Platzregens ereilt würde! Er liefe Gefahr, die Sonne nie wieder zu ſehen.**)

— th —

Ein Paar Worte über einen blinden Lärm.

Zu den größten Lächerlichkeiten des Tages gehört der hohe, pathetiſche Ton, mit welchem unbedeutende Dinge vor das Tribunal des Publikums gezogen werden. Die Gravität, mit der dies zu geſchehen pflegt, könnte leicht auf die Vermuthung führen, es ſey vom Entſtehen oder vom Untergange großer Staaten, oder von irgend einem Gegenſtande die Rede, deſſen Größe und Erhabenheit Geiſt und Gemüth aufregt — wenn es oft nur die flüchtige Notiz einer Alltagsbegebenheit oder eine leicht hingeworfene Be-

*) Der reaumüriſche Thermometer, der auſſen bis auf den 25ſten Grad geſtiegen war, fiel in der Höhle auf den 9ten Grad herab.

**) Dieſe Schilderung iſt nach einer weitläufigen Beſchreibung dieſer Höhle entworfen, die in den neuen Beyträgen zur Topographie und Statiſtik des Königreichs Ungarn, herausgegeben von S. Bredezky ꝛc. (Wien, 1807.) zu leſen iſt.

merkung betrifft. Es iſt aber das eigenthümliche, charakteriſtiſche Beſtreben kleinlicher Menſchen, über die geringfügigſten Dinge die Sturmglocke zu läuten und ihre Stimmen zu erheben, wie — weiland die Wächter des Capitols. Nichts iſt in der That poſſierlicher, als die wichtige Miene dieſer kleinen Cenſoren, die an Knaben erinnern, welche ſich noch einmal ſo groß zu ſeyn dünken, wenn ſie — auf Stelzen gehen. Was ſoll man von einem ſolchen lächerlichen Benehmen ſagen? Das gebildete Publikum wird davon gewiß nicht anders urtheilen, wie jede gute Geſellſchaft. In dieſer iſt es ja jedem vergönnt, alles zur Unterhaltung mitzutheilen, was zu den Begebenheiten des Tages gehört, was die Fama ankündigt, und was ſich zum Gegenſtande geſelligen Geſprächs eignet. Wie man dergleichen Notizen nur leicht berührt und anſpruchlos mittheilt, ſo erwartet man auch, daß ſie mit Freundlichkeit aufgenommen, und mit Billigkeit beurtheilt werden. Man fordert blos Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe in der Erzählung deſſen, was man von andern erfahren oder was zum Stadtgeſpräch geworden; wer aber mit plumpem Ungeſtüm bey jedem unbedeutenden Vorfall, den der Erzähler treuherzig mittheilt, wie er ihn vernommen, auf diplomatiſchen Beweis dringen, und — wenn dieſer nicht augenblicklich gegeben werden kann — über Lügen ſchreien wollte, würde wohl Gefahr laufen, als ein Ungezogener — aus der guten Geſellſchaft verwieſen zu werden. Der gute Ton würde ſich hierbey in einer freundlichen Zurechtweiſung zeigen, die gern jeder mit aufrichtigem Danke annimmt. Denn eine Berichtigung falſcher Gerüchte, vor denen man ſich auch bey größter Vorſicht nicht ſtets bewahren kann, iſt jederzeit willkommen, wenn ſie mit Humanität verbunden und aus reinem Intereſſe für Wahrheit entſprungen ſcheint. Man ſieht es auch gern, wenn bisweilen der Eifer für Wahrheit in einer hellen Flamme auflodert; denn der Enthuſiasmus ſchöner Seelen kann ſich in keinem glänzendern Lichte zeigen. Iſt aber der Gegenſtand von geringer Bedeutung, iſt es vielleicht ein Ereigniß, das in der Tagesgeſchichte nicht ſelten vorkömmt, leicht nach andern Umſtänden vermuthet werden, und zu einem allgemeinen Gerücht eben ſo leicht die Veranlaſſung geben konnte: ſo läßt ſich wohl der Eifer, der hierüber in eine Flamme ausbricht, mit einem Strohfeuer vergleichen, das gewöhnlich mehr dampft als leuchtet, dem es an einem ſoliden Grundſtoffe fehlt, und welches die Luft eher verdirbt, als reinigt. Wahrheit und Treue bleibt allerdings jedem ehrliebenden Manne heiliges Geſetz: Dies erfordert, daß er an das, was er als Thatſache mittheilte, zu glauben berechtigt war. Es iſt aber eine eben ſo inhumane als lächerliche Pedanterei, wenn über zwangloſe Mittheilungen ſolcher Notizen, die im Tagesgeſpräche in Umlauf gekommen ſind, mit einer Cenſormiene abgeurtheilt wird, die nur einem eifrigen Dominikaner beym heiligen Inquiſitoramte geziemt.

Schreiben des Abts Hortenſe zu Hannover an Kaiſer Karl VI.

(Das lateiniſche Original befindet ſich in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien.)

Zwar es verſchreibet der Arzt mir Tokayer immer und immer;
Aber den ſparſamen Mann ſchrécket ſolch' koſtbarer Durſt.
Wenn doch auch Du, wie Apoll dem heiligen Quell zu entſchöpfen
Gönnet, des lieblichen Weins reichteſt ein Weniges nur!
Nicht ja Lehen verlang' ich, und Titel, und Perlen, auch Gold nicht —
Wein gib! Solcher allein frommet dem kränklichen Greis.
Schütze mit ſiegendem Arm Hungariens Rebengefilde!
Waffen und Helden beſingt*) dann der gefüllte Pokal.
Herrlicher Ruhm iſt Dein, woſern Du die Schaal', in der Muſen
Heilige Waſſer getaucht, fülleſt mit Weine mir an.
Blinket von Dir mir gefüllet das Glas, ſo ruf ich mit Maro:
Kaiſer! Mit Jupiter ſelbſt haſt Du den Nektar getheilt! **)

Karls Antwort.

Wein entſend' ich Dir hier, der kühn ſich vergleicht dem Falerner,
Weil mit ſo ſparſamer Hand Mutter Natur Dich begabt.
Trink! und gereu' es Dich nie, des Königes freundlich zu denken,
Dem in der ganzen Welt wächſet der edelſte Wein.
Bald auch eil' ich nach Stambul, und krönet mit Sieg mich die Gottheit,
Sollen mit griechiſchem Wein Fäſſer gefüllt Dich erfreun.
Aber auch Tokay's Saft ſoll nie Dir kärglicher flieſſen;
Denn Dir wünſchet noch lang Leben Dein Kaiſer und Glück.

Bey den drey erſten Diſtichen, die ich geſtern flüchtig niedergeſchrieben, erkannte ich dieſen Morgen das Bedürfniß der Feile. Daher verbeſſerte ich einiges, und ſetzte das vierte hinzu, damit Hortenſe nicht glauben möchte, er müße ſtatt des Tokayers in Zukunft Griechiſchen trinken. Wenn Maro ſeine Verſe wiederkäuen durfte, warum nicht auch ich Dichterling? Lebet wohl, und vergeſſet nicht, daß ich kein Versmacher von Profeſſion bin. Karl.

Orion.

Miszellen.

Voltaire ſpeiſte mit dem Chevalier d'Orleans bey Sülly. Als der Mitgaſt über Voltaire's Namen ſpottete, rief ihm dieſer Flechiers Antwort an Clermont-Tonnere, Biſchoff von Noyon, in's Gedächtniß: „Je suis le prémier de mon nom; vous serez le dernier du vôtre“ .... Hiedurch fanden ſich der Getroffene und Sülly beleidigt. Voltaire, über dieſe Ungerechtigkeit erboßt, ſtrich aus der Henriade, worin Sülly eine groſe Rolle ſpielte, deſſen Namen aus, und ſetzte Mornay's dafür.

---

*) Anſpielung auf den erſten Vers der Aeneis: Arma virumque cano.

**) Parodie des oft parodirten Virgilianiſchen Verſes: Divisum imperium cum Jove Caesar habet.

Der Cardinal **Fleury** aß einmal bey dem Dauphin, und bemühte ſich, ihm gute Lehren zu geben, was er gerne zu thun pflegte. Er zeigte auf das Silbergeſchirr, auf die Speiſen, auf die Getränke, auf Alles rings umher, und wiederholte immer; „das gehört dem König! das kommt vom König!“ Der Dauphin ward ungeduldig, und fuhr heraus: „Ey! wenn auch Alles dem König gehört; mein Herz und mein Kopf gehören mir.“ —

Als der Schiffspatron **Jenkins** vor dem Unterhaus ſeine aufgeſchlitzte Naſe und abgeſchnittenen Ohren zeigte, und dabey erzählte, wie ihn die Spanier mißhandelt hätten, ſchrieb der John **Bull** von London an die Parlamentsthür: „Freye Schiffahrt oder Tod!“ Jetzt iſt das Symbol des Londner Kabinets: Freye Schiffahrt, unſer Tod!“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, im Febr.

Der Karneval, der jedes Jahr etwas von ſeiner Eigenthümlichkeit und Laune zu verlieren ſcheint, war dieſesmal nichts weniger als brillant, auch nicht eine einzige Maskerade von Bedeutung, weder im Corſo noch auf Redouten; Mummereien ohne Sinn traten an die Stellen ſo vieler ſatiriſchen und unterhaltenden Masken; eine Feſtung mit Soldaten beſetzt, welche Bonbons aus ihren Flinten ſchoßen oder vielmehr blieſen, war die einzige Vorſtellung von Belang, die ſich auf dem Corſo ſehen ließ. Den Tag über bliebs, den unendlichen Koth abgerechnet, ſchön, oft ſonnicht. Dienſtags den 3 liefen zum erſtenmal 9 Pferde, Mittwochs 12, und am Donnerſtag 13. Die Redoute, oder das Feſtin, wie es hier genannt wird, nahm bey Anbruch der Nacht am Donnerſtag ſeinen Anfang, und dauerte bis um Mitternacht; das zweite nahm in der Nacht vom Freitag auf den Samſtag um Mitternacht ſeinen Anfang, und dauerte bis den andern Morgen. Zu gleicher Zeit war in dem neuerbauten Theater in **Luzians** neuem Palaſte auch Maskenball, daher war der öffentliche in Aliberti nicht ſehr beſucht, wo hingegen der erſte Ball ſehr zahlreich geweſen war.

In Argentina wurde gegeben: **Trajan in Dazien**, nach der Muſik des Nikolini von Piazenz. Die ſchöne Marcolini, welche gerade keine ſtarke Stimme, aber ſehr viel Ausdruck und Seele beſitzt, zieht ein zahlreiches Publikum an; übrigens ſind alle Theater, bis auf die Marionetten herab, ſo beſucht, daß nach Mittag keine Billets mehr zu haben ſind.

Die letzten Tanzfeſte des Karnevals waren ausserordentlich voll, allein nichts weniger als intereſſant, gegen die vorigen Jahre; der römiſche Karneval hat beinahe ganz den Charakter eingebüßt, welcher ihn ehmals zu dem ſchönſten, luſtigſten von allen machte. Das Elend iſt zu groß, die Freude erzwungen, und die lächerlichſte Maske deckt nur zu oft ein bleiches, abgehärmtes Geſicht, das ſich in den wilden Strom des Taumels hineinſtürzte, um ſeiner Leiden ein Paar Stunden lang los zu werden. Die allgemeine Freude iſt wirklich nur die Maske, welche den trübſten Hintergrund verhüllt. Während dieſem Jubel fand man hinter der Thüre eines Palaſtes, in der Straße Condotti, eine Frau vor Kälte zuſammengekrümmt und todt vor Hunger, eine andre im Marsfelde. Es gibt der Spalten und verborgenen Riſſe zu viele, aus denen die Säfte des Landes entfließen; darum welkt und ſchmachtet das herrlichſte Land der Erde. Dieſer Karneval zeichnete ſich beſonders durch Todesfälle aus. Man fand einen maskirten Mann in einer Loge des Theaters Aliberti ſtarr und todt, noch ſitzend. Allgemein wird der Tod des Cav. **Suvee** bedauert, der, wie es heißt, an den Folgen einer Alteration ſtarb. Er war es, welcher die Villa Medicis zur Akademie vorſchlug, der unermüdet daran arbeitete, ſie zweckmäßig einzurichten, ſie verſchönerte, und den breiten Platz von Trinita di Monte mit Bäumen bepflanzte, für welche ihm künftig die Römer ſehr verbunden ſeyn werden.

Die Theater waren in den letzten Tagen ausserordentlich überfüllt; man bezahlte die Billets von Argentina, welche 3 Paul koſten, mit einem Scudo, und ſo verhältnißmäßig auch die der übrigen Theater. In den römiſchen Theatern herrſcht eine häßliche, ſehr unangenehme Sitte. Jede Bank iſt nämlich durch aufgenagelte Querleiſten in eine gewiße Anzahl von Sitzen abgetheilt; nach dieſen Eintheilungen richtet man ſich, wegen der Anzahl der Entreebillets; nun ſind aber dieſe Abtheilungen aus Oekonomie vermuthlich ſehr knapp zugeſchnitten, und ſehr unbequem und läſtig auf jede Weiſe. Doch geht es noch, wenn nicht viele Menſchen da ſind; an ſolchen Tagen aber, wo alles ſo voll iſt, muß jede Bank ihre volle Zahl haben. Ein Kerl, la Maſchera genannt, ſteigt ohne Discretion über und auf den Bänken herum und zählt; iſt die Zahl nicht voll, ſo klemmt er, ohne Rückſicht, ob dicke oder dünne Leute in der Bank ſitzen, ſo viele zwiſchen hinein, bis die volle gehörige Ladung da iſt; ſo kann man oft in die unangenehmſte Nachbarſchaft gerathen, und ſitzt in der ängſtlichſten Klemme und Preſſe.

Auf dem Corſo ließen ſich ein Paar ſeltſame Maskeraden ſehen: ein Keſicht voll Narren und das Opfer der Iphigenia. Dieſe, nebſt jener Feſtung mit Soldaten, waren die einzigen Maskeraden, welche etwas bedeuten wollten.

Logogriph.

Geſchaffen durch die Kunſt, doch nicht um meinetwillen,
Entbehrlich, aber unnütz nicht,
Geb' ich den Armen Wärm' und Licht;
Nehmt mir das letzte Glied, und meiner Urn' entquillen
Mit magiſcher Gewalt Geſundheit, froher Sinn.
Löst man den Kopf mir ab, und ſetzet jenes hin,
So ladet euch zum Tanz in muntrer Hirten Reih'n
Der Göttlichſte der Flötenſpieler ein.

Charaden.

1.

Ich ſtiller Zeuge kann die Reiſen leichter machen.
Ein Buchſtab ſey voran, ſo reiz' ich gern zum Lachen.

2.

Ich ſchwebe, getragen durch wehende Lüfte,
Hoch über Gebürge und Thäler und Klüfte,
Und trage gehorſam und ohne Gewinn
Den Räuber und ſeine Beute dahin!
Ich klinge lieblich, mit ſilbernen Tönen,
Berührt vom Finger zärtlicher Schönen —
Getränkt mit Farben, wie Regenbogen,
Hoch an den Wolken des Himmels gezogen,
Flattr' ich um Blumen am wogen Stil,
Und ſtürze donnernd in's Schlachtgewühl!
Noch eine Sylbe hänge mir an,
— Du ſiehſt ſie täglich an Weib und Mann —
So bin ich, was du einſt getragen
In deiner Kindheit ſeligen Tagen;
Dann wünſcheſt du zu deinem Glück
Mich dir umſonſt zurück!

Auflöſung der Charade in Nro. 69: **Hofnarr.**

Nro. 76.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 30. März, 1807.

Wer kummerlos kann bleiben,
Der hat den beſten Witz.

Scultetus.

Woher rührt unſer Mangel an gelungenen ſatyriſchen Gedichten?

(Brief an eine deutſche Frau.)

Auch Ihnen, meine verehrte Freundin, hat alſo die Ausſetzung von Preisaufgaben, durch welche die Cotta'ſche Buchhandlung in Tübingen ſich neues und in Wahrheit ſehr dankenswerthes Verdienſt um unſere Literatur erwerben wird, Freude gemacht? Ich konnte das leicht vorausſehen, und — Grund genug für mich, mit der Mittheilung dieſer Notiz zu eilen. Sehr fein und treffend finde ich das, was Sie bey dieſer Gelegenheit über den wohlthätigen Einfluß ſolcher Preisaufgaben auf den Gang und die Bereicherung der Literatur äuſſern, und nicht minder wahr und gedacht iſt auch das, was Sie in dieſer Beziehung über die eigentlichen Obliegenheiten unſerer Akademieen der Wiſſenſchaften und dergleichen Inſtitute ſagen. Leider! ſcheinen dieſe freylich nichts weiter zu ſeyn, als Spitäler für abgelebte Gelehrte, in denen ihnen, nebſt einem Portiönchen eitler Ehre, auch eine Penſion gereicht wird, die ſie ſo ziemlich gegen den Hungertod würde ſchützen können. So ziemlich! Erſtaunen Sie nicht, meine geliebte Freundin, über die in der That ſehr ausgezeichnete Art und Weiſe, wie man in Deutſchland wahres Verdienſt zu würdigen und zu belohnen weiß? Begreifen Sie nun aber wohl auch, warum unſere Akademiciens, die gleichſam als die Patrizier und Rathsherren des Gelehrten-Freyſtaats angeſehen werden können, ſtatt thätig für das allgemeine Beſte zu würken und darauf zu ſinnen, wie ſie ſich etwa einen bedeutenden Einfluß auf die Kultur der Wiſſenſchaften und Künſte verſchaffen könnten, in müſſiger Trägheit verharren, oder wohl gar — ſchlafen?? Denn daß ſie ſich halbjährig einmal für die Wohlthaten, die ſie genieſſen, durch ein paar Vorleſungen bedanken, die einige Jahre darauf, nachdem ſie ein kleiner gewählter Zirkel angehört hatte, in Werken bekannt gemacht werden, die niemand lieſ't, die wenigſtens nicht zur Kenntniß des großen Publikums gelangen — das kann doch unmöglich ſo beſonders hoch angeſchlagen werden, wenn von „bedeutendem Einfluß auf Wiſſenſchaften und Künſte" die Rede iſt? Wie viel gäbe es hier noch zu verbeſſern, wenn Männer von Gewicht und Einſicht dieſen Gegenſtand einmal mit Nachdruck zur Sprache bringen wollten!! —

In Ihrem letzten Briefe gebieten Sie mir zugleich, meine hochgeſchätzte Freundin, durch die erſte der Cotta'ſchen Preisaufgaben aufmerkſam gemacht, Ihnen die Urſachen anzugeben, die unſern Mangel an gelungenenen ſatyriſchen Gedichten ungefähr veranlaſſen möchten, da das Reich der Thorheit, ſtatt ſich zu konzentriren, ſeine Grenzen ja augenſcheinlich immer mehr erweitere? Da ich mich ſeit Jahren ausſchlieſſend mit Kunſt und Literatur beſchäftige: ſo kann es nicht wohl fehlen, daß ich nicht auch über dieſen Punkt öfters und ernſtlich nachgedacht haben ſollte, und das Reſultat dieſer meiner Betrachtungen will ich Ihnen nun, Ihrem Wunſche gemäs, in dieſem Briefe mittheilen. Indem ich Ihnen hier übrigens Bemerkungen über das Weſen

und die Beſchaffenheit des Satyrikers und über die Schwürigkeiten, mit denen er zu kampfen hat, aufzeichne, hoffe ich Sie nicht nur über die Urſachen unſers Mangels an guten ſatiriſchen Gedichten aufzuklären; ſondern Ihnen auch hinreichende Materialien zu liefern, um Sich das *Ideal eines Satyrikers*, wie es mir etwa in dieſen Augenblicken, in denen ich dieſe Bemerkungen niederſchreibe, vor der Seele ſchwebt, bilden zu können. Jetzt geſtatten Sie mir gütigſt, ohne alle weitere Einleitung, die mich nur zu geſchwätziger Weitſchweifigkeit verleiten würde, zur Sache ſelbſt zu ſchreiten.

Der höchſte Standpunkt, den ein Gelehrter nur zu erreichen fähig iſt, iſt der Standpunkt der Reflexion. Mit Beſtimmtheit und ruhiger Feſtigkeit beobachtet er hier die Erſcheinungen, die ſich ihm entgegen drängen, ordnet ſie mit Klarheit des Geiſtes, vergleicht ſie unter einander, und benutzt ſie zu entſcheidenden Reſultaten. Eben ſo wohl als der Philoſoph muß der Satyriker die Fähigkeit beſitzen, ſich auf dieſen Standpunkt zu erheben; nur mit dem Unterſchiede, daß jener bey ſeinen Beobachtungen und Reflexionen im Reiche der Szienzen mit *Scharfſinn* und konſequentem Denken ausreicht, dieſer aber, der die ſeinigen im Welt- und Menſchenleben anzuſtellen, und die Schwächen und Thorheiten, die er hier findet, zu geiſſeln hat, damit einen treffenden, *nie* das Ziel verfehlenden, glänzenden *Witz* verbinden muß. Sein Witz darf aber nicht das Produkt des Nachſinnens und mühſamer Beſtrebungen ſeyn: ſondern er muß mit Blitzesſchnelle hervorſpringen, um die Gegenſtände, die ihm Nahrung geben, augenblicklich in den Schein des Lächerlichen zu kleiden. Iſt der Satyriker genöthigt, ſeine witzigen Bemerkungen erſt mühſam zuſammen zu ſuchen: ſo wird man ſogleich die genialiſche Leichtigkeit, die den ächten Witz charakteriſirt, und die gerade am meiſten das Lachen weckt, vermiſſen, und an ihrer Stelle eine unangenehme Schwerfälligkeit erblicken. Solchen Witz pflegt man gemeiniglich auch *geſuchten Witz* zu nennen. Ein Satyriker, dem ächter Witz zu Gebot ſteht, muß ſich aber ſehr vorſehen, daß er nur die Laſter und Schwächen der Menſchen im Allgemeinen, nicht aber einzelne Perſonen, züchtige und dem Gelächter Preis gebe: ſonſt wird er Pasquillant und verächtlich. Gegen dieſen Irrweg muß ihn ſein *Herz* und ſeine Einſicht ſchützen. Eben ſo ſehr muß er ſich aber auch hüten, über die Grenze des Schicklichen hinauszuſpringen, und das äſthetiſche Gefühl derer, auf die er durch ſeine Satyren würken will, zu beleidigen. Ausbildung des eigenen äſthetiſchen Gefühls, das iſt: Erwerbung eines reinen gebildeten *Geſchmacks*, kann allein vor *dieſer* Verirrung ſichern.

Aber es gibt noch zwey Abwege, auf denen wir ſchon manchen Satyriker (jedoch nur Pſeudo-Satyriker) haben wandeln ſehen, und auf dieſe will ich Sie jetzt aufmerkſam machen. Manche haben nämlich gemeint, Satyren zu liefern, wenn ſie über Gegenſtände, die ſich zur ſatyriſchen Behandlung eigneten, eine Parthie ſcherzhafter Einfälle und Späſſe vorbrachten — witzige und platte, beluſtigende und eckelhafte —; dieſe kann man aber recht füglich mit leeren Poſſenreiſſern in Eine Kategorie ſtellen, da das Charakteriſtiſche beyder in einer höchſt widrigen Flachheit und Albernheit beſteht. Die beſten Sicherungs-Mittel gegen dieſe Flachheit ſind viel umfaſſende und zugleich gründliche *Kenntniſſe*, die dem Satyriker witzige Anſpielungen, beluſtigende Vergleichungen an die Hand geben, und ihn nie in der Verlegenheit ſtecken laſſen; ferner ein tiefeindringender, durch Welt- und Menſchenkenntniß geſchärfter und geübter Blick, und die Gabe, allen Dingen ihre *wahrhaft* lächerliche Seite abzugewinnen. Beſitzt ein Satyriker gar keine Kenntniſſe, oder iſt ſein Wiſſen ſeicht: ſo wird er nur immer auf nahe liegende, allbekannte Dinge, auf Trivialitäten anſpielen, und alſo ſelbſt trivial werden, und, ſtatt zu beluſtigen, Langeweile erregen. Wenn er ſich aber über den Kreis des Alltäglichen, auf den er beſchränkt iſt, hinaus wagt: ſo wird er, da es ihm an *gründlichen* Kenntniſſen fehlt, ſeine Leſer zu Satyren auf ſeine Ignoranz verleiten, und auf dieſe Weiſe ſeinen Wirkungskreis ſogleich und gänzlich vernichten. — Der zweyte Abweg, von dem ich ſprach, iſt folgender. Manche Schriftſteller, die vielleicht durch Leiden und Unglücksfälle, öfters auch durch gekränkte Eitelkeit, in ſich zurückgedrängt wurden, fiengen an, Satyren zu ſchreiben, um ihren Unmuth auslaſſen zu können. Dieſe verdienen aber eben ſo wenig, als jene Flach- und Hohlköpfe, von denen als leeren Spaßmachern, vorher die Rede war, Satyriker genannt zu werden; denn da ihr Witz lediglich der Witz der Verzweiflung iſt, ſo machen ſie den Leſer, ſchon während der Lektüre, gleichfalls mismuthig, und, wenn ſie die Sache recht verſtehen, wohl gar hypochondriſch, ſtatt daß die wahre, ächte Satyre zum Zweck hat, ihn zu beluſtigen und zu unterhalten, und ihn nur dann, wann er die Lektüre geendigt hat, und über das Geleſene reflektirt, zu einigen nützlichen Bemerkungen zu veranlaſſen. Vor dieſen Ausbrüchen eines unäſthetiſchen und zurükſchreckenden Unmuths kann ein Satyriker aber nur dadurch geſichert werden, daß er — wahres Talent und wahren Beruf zum Satyren-Dichter beſitze, d. h. ächten Witz und eine ewig *roſenfarbene Laune*, die bey allen Gegenſtänden, ſelbſt bey denjenigen, die den Moraliſten vor Unwillen außer ſich bringen, die lächerliche Seite aufzufaſſen und darzuſtellen weiß. Wem dieſe Eigenſchaften nicht zu Theil wurden, der muß lieber gar keine Satyren ſchreiben; wenigſtens ſoll er, nach vorhergegangener Prüfung ſeiner Kräfte, den Vorſatz aufgeben, als Satyriker *würken* zu wollen.

(Der Beſchluß folgt.)

Etwas aus dem neueſten Gemählde von Malta.

Die Malteſerinnen bewohnen die Gränzlinie zwiſchen Europa und Afrika; unſere Leſerinnen wünſchen vielleicht zu wiſſen, wie dieſe equivoken Schönen ausſehen, welche in ihrem Geſchlechte eine Art Nationalzwitter ſcheinen dürften. Man übereile ſich nicht! Ungeachtet des heißen Klima's verbindet die Malteſerin mit dem leidenſchaftlichen Ausdrucke der Morgenländerin beynahe ganz den weiſſen Teint einer Bewohnerin des Nordens. Sie hat zwar nicht die Regelmäßigkeit und Majeſtät, hingegen alle Anmuth und Reitze der griechiſchen Schönheit. Ihr Wuchs iſt klein, ihre Naſe eingedrückt, die Lippen ſind etwas aufgeworfen; aber man kann keine treſſlichere Geſtalt, keine ſchöneren Hände, keinen niedlichern Fuß, keinen reitzendern Gang ſehen. Ihren weiſſen Teint erheben meiſtens ein paar große ſchwarze Augenlieder, die ihrem Geſichte ein ſchmachtendes Anſehen geben, das man für Sittſamkeit zu halten verſucht wird.....

Die Tracht der Malteſerinnen iſt ein vorwärts zugeſchnürtes Corſet und ein kurzer etwas gefalteter Rock; um den Hals ein mit Spitzen eingefaßtes Flortuch, das auf den Achſeln nur leicht aufliegt, und auf der Bruſt entweder übereinander geheftet oder freyhangend gelaſſen wird. Die Ermel haben Manſchetten. Die meiſte Sorgfalt wird auf die Füße verwendet. Der Unterfuß iſt ein wenig dick, aber wohl proportionirt, und die Ferſe ſehr erhaben.

Der Malteſer als Gegenſtück! — Des Malteſers Phyſionomie und Teint iſt ſo arabiſch als ſeine Sprache. Er iſt klein von Statur, ſtark und nervig. Mit ſeiner breit eingedruckten Naſe, dicken Kinn' und Lippen und ſeinem wolligten krauſen Haare ſieht er einem halben Mohren ähnlich. Er hat von den Sarazenen den Gebrauch der Kaput-Röcke angenommen..... Uebrigens herrſcht unter den Malteſern ein Gemiſche von franzöſiſcher und deutſcher Tracht, runde oder Zopf-Perücken, Strümpfe von allen Farben; Weſten und Kleider mit tapetenartigen großen Blumen. Der gemeine Mann kleidet ſich theils venetianiſch, theils nach Art der afrikaniſchen Küſtenbewohner.

Miszellaneen zur Geſchichte der deutſchen Literatur, neu aufgefundene Denkmäler der Sprache, Poeſie und Philoſophie unſrer Vorfahren enthaltend. Herausgegeben von B. J. Docen. Erſter Band. München, bey Scherer 1807.

Keinem Freunde der vaterländiſchen Literatur können dieſe Miszellaneen ein unwillkommenes Geſchenk ſeyn. In keiner Zeit, möchten wir ſagen, iſt das Studium der vaterländiſchen Geſchichte und alles deſſen, was auf ſie Bezug hat, wichtiger geweſen; in keiner Zeit führte daſſelbe ſo viel Belohnendes und Ermunterndes mit ſich, als gerade jetzt — in einem Zeitpunkte, wo manches untergeht, an welches die Gewohnheit oder ein höheres Intereſſe ſo viel geknüpſt hatte, das nur in dem Wiederaufblühen ſo manches Guten und Vortreflichen einen Erſatz finden kann. Gibt es eine Zeit, die für den Deutſchen, der mit Vaterlands-Liebe Sinn und wahre Würdigung des Rechten verbindet, wichtig iſt, ſo iſt es die des Mittelalters, von welchem nur Ununterrichtete oder Befangene eine ſo geringſchätzende Anſicht haben. Weniger durch die Sprache, und ſelbſt dieß nur in einer gewiſſen Beziehung, aber mehr durch innere Harmonie und Ausbildung in dem, was eine Nation zur Nation macht, ſie erhält, und würdig vor andern Nationen erſcheinen läßt, verbunden, waren damals unſre Vorfahren ein Geſchlecht, das Kraft und Treue, Feſtigkeit und innere Fülle der Empfindung, ein ſtilles, frommes Leben, mit einem ſchon damals umfaſſendern Sinn im Vergleich mit andern Nationen, gleich auszeichnete, und bey deſſen Betrachtung wir uns heutzutage, neben der Bewunderung, eines heimlichen wehmüthigen Gefühles nicht enthalten können. Jeder, der uns den Rückblick in jene Zeit erleichtert, verdient den Dank des Freundes des Vaterlandes. Herr Docen zeigt durch die Bemerkungen, welche er den alten hier bekannt gemachten Denkmälern unſerer Literatur beyfügt, daß ihm dieß Studium nicht zu einer todten Raritäten-Krämerey ward, und daß ihm der Ernſt zugleich mit der ſinnbegabten Liebe für die Sache, in ſeinen Nachforſchungen, gleich treu blieb. Obgleich ein Theil dieſer Sammlungen unmittelbar nur dem gelehrten Forſcher beſonders wichtig iſt — ſo enthalten ſie doch manches, was allgemeineres Intereſſe gewährt. Hieher gehört auch eine Sammlung von Liedern aus den fliegenden Blättern und andern ſeltenen Sammlungen aus den letzten Jahren des 14ten Jahrhunderts, einige dreyßig Jahre vor dem dreyßigjährigen Kriege. Sie fallen alſo in eine Zeit, in das Ende einer Periode, die der Anfang des dreyßigjährigen Krieges ſchloß, und die zu der beſſern gerechnet zu werden verdient.

Der Molla.

Ein alter Molla ward von einem trunknen Knecht
Verwundet. Eile ſtracks zum Kadi, ſprach zum Greiſe
Ein biedrer Nachbar. Nein, zum Wundarzt! rief der Weiſe;
Zuerſt die Hülfe, dann das Recht!

Pfeffel.

Größe.

Großes nenneſt du mir, und Großes beſtauneſt Du? — Prüfe,
Was für ein Siegel es trägt! Zweiſle, wo Menſchlichkeit fehlt.

E.

Die Erhörung.

Auf dem Altar der Juno verſchlang die Gluthen das Opfer,
Und die Prieſterin hob flehend das Aug' und die Hand:
„Zwey der Söhne gebahr ich Glückliche, glühend dem Dienſte
Deiner Gottheit. O gib jedem unendliches Glück!“
Plötzlich entſchwang dem Feuer ſich eine Flamme gen Himmel,
Und den ewigen Schlaf ſchlummert das treffliche Paar.

L. L. Pfeſt.

Aus Huygens.

Ich aß ein einzig Ey, und kam doch ſatt vom Eſſen;
Ein Ey iſt, wie ein Huhn, durchs Mikroſcop gegeſſen.

Fr.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, im Februar.

Der Verfall der dramatiſchen Kunſt ſowohl in poetiſcher als mimiſcher Hinſicht iſt überall gleich ſichtbar, erweckt überall gleiche Klagen, gleiche Lehren und Vorwürfe, ohne daß durch dieſe etwas gebeſſert würde. Was England ſeit Garriks Tode in derſelben verloren hat, ſagt uns Göde in ſeiner preiswürdigen Reiſebeſchreibung. In Deutſchland haben Krieg und Tod gewetteifert, unſere vorzüglichſten Bühnen ihrer Zierden zu berauben oder zu zertrümmern, und in Frankreich ſcheint, nach dem eigenen Geſtändniß ihrer Kritiker, der Geiſt, welcher in frühern Zeiten Dichter und Schauſpieler beſeelte, beinahe ganz entwichen zu ſeyn. Betrachtet man die Menge von Bühnen, welche ſeit der Revolution, beſonders in der Hauptſtadt, ihre Tempel geöffnet haben, ſo meynt man freylich bey einer oberflächlichen Anſicht, daß die Sache ſich anders verhalten müſſe, und man wird leicht auf den Schluß geleitet, daß, um ſo zahlreiche Korps beſtändig zu rekrutiren und mit der erforderlichen Munition zu verſehen, eine große Menge die Aufforderung der Muſen in ſich fühlen müſſe, und daß bey einer ſo großen Konkurrenz auch das Vorzügliche weniger ſelten ſeyn könne; — allein man irrt, wenn man ſo ſchließt, und es iſt eine einſeitige Betrachtung, welche zu dieſem Reſultat führt. Wahrſcheinlich hat die zu große Vervielfältigung der hieſigen Bühnen mehr als irgend ſonſt etwas mitgewürkt, die dramatiſche Kunſt herunterzubringen, eben, weil die Nothwendigkeit, ſich vollzählig zu erhalten und es an zahlreichen Neuigkeiten ſeinen Nebenbuhlern zuvor zu thun, weniger Strenge in der Auswahl von beyden zuläßt; wodurch nicht nur der Mittelmäßigkeit, ſondern ſogar auch der gänzlichen Talentloſigkeit die Thore geöffnet werden, und dieſe nur zu oft Werke und Vorſtellungen an den Tag fördern, welche den guten Geſchmak beleidigen und dieſen allmählig tödten. Daher kommt es, daß die erſte Bühne der Hauptſtadt, das Théatre français, nur äuſſerſt ſelten neue Stücke gibt, weil die Schauſpieler ſtrenger in ihrer Wahl ſind und ſeyn müſſen, indem das Publikum dort ſchlechte Produkte mit weniger Nachſicht aufnimmt; eben ſo iſt die Aufnahme neuer Subjekte in die Geſellſchaft von jenen ſo wenig häufig, daß manches Fach Gefahr läuft unbeſezt zu bleiben, weil dort die Forderungen noch immer größer ſind, und keine Talente ſich entwickeln, welche in dieſen Befriedigung geben könnten.

Weil aber gerade Neuheit den Pariſer mehr anzieht, als irgend ein anderes Volk; ſo kann dieſer Zuſtand der Dinge nicht dauern, ohne daß dieſem Theater die Gefahr drohete, zu Grunde zu gehen. Einer gleichen und noch dringenderen Gefahr iſt die Opéra comique ausgeſezt, welche auch eine der vorzüglichſten Nationalbühnen bildet, deren Repertorium die große Menge von niedlichen Singſpielen in ſich faßt, welche den Ueberſezungs-Fabriken von Duzenden unſerer deutſchen Dichter ſo reichen Stoff geliefert haben, und die nun mit Schrecken vernehmen werden, daß, ohne daß eine Blokade des Rheins die Einfuhr bey ihnen verhinderte, das Material in Zukunft mangeln muß, weil es hier entweder gar nicht mehr oder doch ſo ſchlecht erzeugt wird, daß es die Transportkoſten nicht mehr lohnt. Was vielleicht noch mehr als dieſes Verwunderung erregen dürfte, iſt, daß mit der Seltenheit von neuen Erzeugniſſen auch eine ſolche Seltenheit von ſchönen Stimmen eingetreten iſt, daß in dieſem Augenblick die Opéra comique nicht eine einzige Sängerin zählt, welche ſich über eine unbedeutende Mittelmäßigkeit erhöbe, und zu gleicher Zeit beſizt auch die große Oper nur eine einzige Sängerin von Bedeutung an Madame Branchu und an Lays den einzigen Sänger, der mit Auszeichnung angeführt zu werden verdient, und dieſer zählt funfzig Jahre. Ich bin mit der frühern Geſchichte der Franzöſiſchen Oper und Opéra comique zu wenig bekannt, um zu wiſſen, ob auch damals ſchon ſolche Mißjahre an ſingenden Talenten eingetreten ſind; in jedem Fall aber ſcheint es mir einer Unterſuchung werth, ob nicht die jezige Lebensweiſe und die daraus herrührende vermehrte Ausartung der Menſchen auf die Sing-Organe nachtheilig würken, ungeachtet ich gleichfalls geneigt bin zu glauben, daß die Natur ſich bey der Austheilung derſelben als eine Stiefmutter der Franzoſen gezeigt hat, weil ich keinen Ort kenne, wo man im täglichen Umgang auf ſo viele rauhe und hohle Stimmen, beſonders auch unter dem weiblichen Theil ſeiner Bewohner, ſtößt, als in Paris. Aus Mangel an Neuigkeiten hat die Opéra comique alte Werke wieder hervorgeſucht, und durch einige frühere Kompoſitionen von Gretry und Monſini die Menge, auf kurze Zeit, wieder herbeigelockt; Richard Löwenherz und le Roi et le Fermier, unſere deutſche Jagd, Muſik von Monſini, zogen viele Menſchen an; allein dieſes iſt nur eine Nothhülfe, die, wenn Dichter und Tonſezer nicht eine neue Inſpiration erhalten, für die Fortdauer ihrer Exiſtenz nicht würkſam genug iſt. Die Wiederhervorſuchung der Kompoſitionen von Monſini hat neue Veranlaſſung gegeben, mit ihm über ſeine Arbeiten zu ſprechen, und bey dieſer Gelegenheit hat ſich die gewiß ſeltene Erſcheinung geoffenbart, daß er ſo ganz alles muſikaliſche Gedächtniß verloren hat, daß er ſich gar nichts mehr von ſeinen Kompoſitionen erinnert. Dieſer Umſtand fällt um ſo mehr auf, als Monſini, den ich perſönlich kenne, noch körperliche Kräfte und hinreichende Erinnerungskraft beſizt. Die große Oper, bey der äuſſerſten Nothdürftigkeit der Sänger, ſucht und findet ihre Rettung in der Vollkommenheit ihrer Ballette, welche den Pariſer immer anziehen, ſo wenig Abwechslung auch in dieſen Statt findet; denn ſelten iſt ein Duzend derſelben im Gang. Auch die Maskenbälle ſind für ſie eine reiche Quelle, und während dem lezten Karneval hat es Abende gegeben, welche 25,000 Livres abgeworfen haben; inzwiſchen reichen hier die Einnahmen lange nicht hin, um den Glanz einer Bühne zu beſtreiten, bey der ſechshundert Menſchen angeſtellt ſind, und ohne die Zuſchüſſe von der Regierung, die jährlich mehrere hunderttauſend Livres betragen, wäre es nicht möglich, daß ſie ſich auf dem Fuſſe, auf dem ſie erſcheint, hielte.

Unter den größern Theatern zeichnet ſich durch die Anzahl von neuen Stücken noch das von Louvois, oder de l'Imperatrice, vor den übrigen aus; allein was ſind das nicht für matte, unbedeutende Schöpfungen! Selbſt Picard, der Directeur dieſer Geſellſchaft, der als Dichter durch eine große Menge von dramatiſchen Arbeiten einen ehrenvollen Namen ſich erworben hatte, hat in ſeinen neueſten Werken, der manie de briller und den Ricochets, ſo ſehr ſie auch hier geprieſen und beſucht worden ſind, bewieſen, daß er noch mehr guten Willen als Erzeugungskraft beſizt.

(Die Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 77.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 31. März, 1807.

— Das Vergnügen,
Freunde, wißt ihr, wo ich's fand?
Wo ich es mit Blumen band?
Zwiſchen Tugend und Verſtand.

Göthe.

Woher rührt unſer Mangel an gelungenen ſatyriſchen Gedichten?

(Beſchluß.)

Ueberlegen Sie nun, meine hochgeſchätzte Freundin, daß ein ſatyriſcher Dichter außer glänzendem Witz, gebildetem Geſchmack, gründlichen Kenntniſſen aller Art und tiefem Scharfblick auch wahres *poetiſches Talent* beſitzen, und alle Anforderungen befriedigen müſſe, die man an einen Dichter macht, z. B. daß er die Gabe einer gefälligen Darſtellung ſich zu eigen gemacht habe, u. dgl. ſo werden Sie einſehen, wie ſchwierig es iſt, Satyren zu ſchreiben, und wie viel glückliche Natur-Anlagen, durch eine verſtändige Erziehung und ein Zuſammentreffen mehrerer günſtiger Umſtände geweckt und gereiſt, dazu erforderlich ſind, um einen guten Satyriker hervorzubringen und zu bilden. Sie werden aber dieſe Schwürigkeit noch bedeutend geſteigert finden, wenn Sie in den Alltagsglauben der Menge eingehen und annehmen, daß in dem Satyriker ſich gewiſſermaßen Eigenſchaften *vereinigen* müſſen, die man ſich gewöhnlich als völlig *antithetiſch* und ihrer Natur nach auf ewig geſchieden denkt, als: Witz und — feiner, gebildeter Geſchmack; poetiſches Talent und — gründliche Gelehrſamkeit und tief eindringender Forſcherblick. — Wenn ich hier übrigens von *Alltagsglauben* rede: ſo denken Sie ja nicht, daß ich jene Volksmeinung durch dieſe Benennung herabſetzen oder wohl gar widerlegen will. Sie beruht, wie alle Volksmeinungen, auf Empirie, und hat alſo vielfache Erfahrungen für ſich; auch würde uns ein tiefblickender Pſycholog über dieſen Punkt Aufſchlüſſe und Erklärungen geben, die ſehr ſorgfältig in Erwägung gezogen zu werden verdienen würden.

Haben wir uns, meine verehrte Freundin, den Mangel an *gelungenen* ſatyriſchen Gedichten theils aus den Schwürigkeiten, mit denen es verbunden iſt, dergleichen zu ſchreiben, und aus den Anforderungen, die man an einen ſatyriſchen Dichter zu machen berechtigt iſt, theils aber auch aus der Möglichkeit, leicht auf ſchwer zu vermeidende Abwege zu gerathen, zu erklären geſucht: ſo laſſen Sie uns jetzt ein wenig bey der Perſönlichkeit des Satyrikers ſtehen bleiben, und einen Blick auf das Verhältniß werfen, in dem er als Menſch zur menſchlichen Geſellſchaft ſteht; denn hier dürften wir für die Kultur der Satyre neue, nichts weniger als unbedeutende, Hinderniſſe kennen lernen. Der wahre Dichter — von dem *blos* des Geldes wegen Singenden iſt hier nicht die Rede — läßt ſeine Werke eigentlich nur drucken, um ſich Freunde und Ruhm zu erwerben. Was hat der Satyriker aber in Rückſicht dieſer Punkte zu erwarten, wenn er die mannichfachen Hinderniſſe, die ſich ihm in den Weg legten, glücklich überwand, und ſeine Nation mit gelungenen Arbeiten beſchenkte? Sie werden Sich erinnern, öfters Menſchen geſehen zu haben, die man mekant nennt. Werden dieſe nicht überall, wo ſie ſich blicken laſſen, geflohen, geſchmäht, gehaßt? Und wenn es nicht möglich iſt, ihnen auszuweichen, ſucht dann nicht jeder durch Beobachtung eines ſtrengen Stillſchweigens und auch auf andre Weiſe ſeine Individualität zu ver-

ſchleyern und gleichſam zu verläugnen, um nur keine Blöße zu geben, die der gefürchtete Mann benutzen könnte? — So, aber noch weit ſchlimmer, ergeht es dem ſatyriſchen Schriftſteller. Hat er nur Einmal einen Charakter gezeichnet, in dem ſich einer der Krähwinkler, unter denen er lebt, ſeiner Schwäche bewußt, erkannt hat — wird er denn nicht noch zehnmal ärger verfolgt und gehaßt werden, als der bloß mokante? Dieſer theilt ſeine Bemerkungen höchſtens nur einigen Freunden mit, und ſie werden bald wieder vergeſſen; aber der Satyriker läßt die ſeinigen ja gar drucken, und ſtellt alſo die, die er in ſeinen Werken angreift, dem Gelächter des ganzen leſenden Publikum blos!! — So ungerecht dieſe Beſchuldigungen, die in dem Selbſtbewußtſeyn der Schuld und der Schwäche der mehrſten Menſchen ihren Grund haben, meiſtens auch ſind: ſo tragen ſie doch durch tauſend Unannehmlichkeiten bey, das Leben des Satyrikers zu verbittern, und um ſo mehr zu verbittern, wenn er ſeiner Unſchuld und der ſtrengſten Redlichkeit ſich bewußt iſt. Beſitzt er ſo viel Reſignation, die geſellſchaftlichen Zuſammenkünfte der Welt, ohne ſie zu vermiſſen, vermeiden zu können, und iſt er, wie jeder wahre Gelehrte, ſich ſelbſt genug: ſo wird er ſich in eine Verborgenheit und Abgeſchiedenheit von der Welt zurückziehen, in der ihm jene hämiſchen Urtheile nicht zu Ohren kommen; aber — dieſe Entfernung von den Menſchen macht dieſelben mit ihren Schwächen und Thorheiten ihm bald fremd, und wenn er demungeachtet fortfährt, Satyren zu ſchreiben: ſo werden dieſe den Charakter der Wahrheit verlieren, und dadurch zur Mittelmäßigkeit herabſinken. Dies Schickſal hat einer unſerer neuern Satyriker gehabt, der bey ſeinem Auftritte zu großen Erwartungen berechtigte, jedoch eben nicht ſehr rühmlich endete. — Was für Ausſichten öffnen ſich aber dem Satyriker, wenn vom Nachruhm und von der Unſterblichkeit ſeiner Werke — den ſüßeſten Träumen der Dichter — die Rede iſt? In der That ebenfalls nicht die erfreulichſten. Das Leben und die Würkſamkeit der Satyre iſt im Zeitalter und deſſen Erſcheinungen begründet. Die Zeit bleibt aber nicht immer dieſelbe; ſie wechſelt, und die Thorheiten und Schwächen der Menſchen, wiewohl ſie in der Hauptſache ſo ziemlich dieſelben bleiben, wechſeln mit ihr in ihren äußern Erſcheinungen. Daher kommt es, daß Satyren früh, weit ſchneller, als die Produkte der übrigen Zweige der Poeſie, veralten, und daß öfters ein Werk der Art, das zu der Zeit, da es erſchien, als ein Erzeugniß des treffendſten Witzes großes Aufſehen machte und äußerſt beluſtigte, in zehn bis zwanzig Jahren dem Leſer kaum mehr ein kaltes Lächeln entlockt, in funfzig Jahren aber vielleicht, als ganz unverſtändlich, Langeweile erregt. Welches Aufſehen machten ehemals Liscov und Rabener? Wurden ihre Werke nicht als unſterblich geprieſen? Wurden Sie nicht mit Heißhunger verſchlungen? Und jezt — es gehört die Geduld und der Gleichmuth eines Literators von Profeſſion dazu, um ſich durch dieſe ziemlich breiten Satyren durchzuarbeiten.

Sie ſehen alſo, meine theure Freundin, wie viel und welche bedeutende Hinderniſſe der glücklichen Kultur der Satyre im Wege ſtehen. Indeſſen — das wahre Genie kennt dergleichen gar nicht; und ſobald es ſich nur zeigt, zerſtäuben dieſe Schwürigkeiten, die nur dem Muth- und Talentloſen unüberwindlich ſcheinen, wie loſe Spreu. Und wie, wenn nun dieſe Preisaufgabe des Morgenblattes ſo glücklich wäre, einen guten Kopf, der einen natürlichen Beruf zum Satyriker mit den nothwendigen Kenntniſſen verbände, dazu zu vermögen, dieß Feld, auf dem nur einzelne Stellen von der verſuchten Urbarmachung deſſelben zeugen, zu bebauen, und dadurch unſerer Literatur neuen Glanz zu verſchaffen? Und wenn, wie geſagt, unter den Konkurrenten allen nur Einer bey dieſer Gelegenheit ſeine Laufbahn als Satyriker mit ausgezeichnetem Glück eröffnete — wäre das nicht ſchon ein ſehr bedeutender Gewinn? — — —

Ob dieſes pium desiderium in Erfüllung gehen wird? Die Zukunft, die alles enthüllt, wird auch darüber uns belehren. Daß die ſämmtlichen Cotta'ſchen Preisaufgaben auf dieſe für unſere Literatur ſo erſprießliche Weiſe gewonnen werden möchten, das, verehrthe Freundin, laſſen Sie uns wünſchen und — erwarten! August Kuhn.

Die zwey Ringe.

Durch den Bankerot von mehreren angeſehenen Handels-Häuſern verlor Hermann ſein ganzes Vermögen, gerade da er das Glück ſeiner einzigen Tochter Lydie durch die Verbindung mit einem reichen Kaufmanns-Sohn in Leipzig aufs dauerhafteſte zu begründen hoffte. Lydie hatte den ihr von beyden Vätern beſtimmten Bräutigam noch nie geſehen. Sie war entſchloſſen, den Wünſchen des Ihrigen, an dem ſie ſeit dem Tode ihrer Mutter mit verſtärkter Zärtlichkeit hieng, mit Ergebung zu folgen; was ihr um ſo leichter wurde, da noch keine frühere Neigung ihr junges unerfahrnes Herz beſchäftigte.

Hermanns Unglück vernichtete auch dieſen Plan, an welchen der verlaſſene Mann ſeine letzte ſchwache Hoffnung geknüpft hatte. Ein Brief von dem alten Ruhberg nahm die abgeſchloſſene Verbindung, wie ein durch die Umſtände aufgehobenes Paktum, zurück. Lydien konnte der Verluſt eines Mannes, den ſie nicht kannte, nicht ſchmerzen; deſto inniger rührte ſie der Jammer ihres Vaters, der bey der niederſchlagenden Nachricht in laute Klagen ausbrach. „Es iſt ſchrecklich, rief er, wenn dem liebenden Vater mit dem eigenen Glück auch alle Mittel verſchwinden, für ſein geliebtes Kind zu ſorgen. Ich habe für manchen Fremden mit Eifer und Erfolg gearbeitet; und jezt, da mein einziges Kind die Früchte meiner vieljährigen Bemühungen ärndten ſollte, zertritt mir das rohe Schikſal den lezten Saamen meiner aufkeimenden Hoffnung.“

„Lieber Vater, fiel Lydie tröſtend ein, noch wiſſen Sie nicht, ob nicht aus dem verheerten Felde ein zerſtreuetes einſames Körnchen für Ihre Tochter aufblühen wird. Sie haben bis jezt ſo treu für mich geſorgt; werden Sie nicht ungeduldig, daß der Himmel nun auch meine Kräfte aufruft. Mein dankbares Herz folgt dieſem ſchönen Rufe ſo gerne. Durch Ihre Güte habe ich mir mancherlei Kenntniſſe und Fertigkeiten erworben. Was ich nur als Spielerei gelernt habe, erhält nun einen doppelten Werth durch die Nothwendigkeit der einträglichen Anwendung.“ —

„Das heißt mit andern Worten: Du willſt für Geld mahlen, ſticken, nähen, Unterricht geben? um deinen verarmten Vater zu erhalten. Nein, meine Lydie! dahin darf es nicht kommen. Hätte ich darum alle meine Thätigkeit zur Erreichung meines Lieblingswunſches, dich reich und reicher, glücklich und glücklicher zu machen, angeſtrengt, um mitten auf dem Wege zu dieſer ſchönen, durch einen feindſeligen Zufall mir weiter entrükten Perſpektive muthlos umzukehren, und das einzige Weſen, auf das ich meine ganze Liebe zu der früh verlornen Gattin fortpflanzend einimpfte, in Niedrigkeit und Armuth zurückzuführen? —

„Ein Vater, wie Sie, erſetzt jeden andern Verluſt, und ich würde mit Ruhe auf den gegenwärtigen hinblicken, wenn er Ihre Zufriedenheit nicht geſtört hätte.“

— „Ich vergebe deiner Jugend dieſe Sorgloſigkeit. Noch biſt du nicht völlig aus dem fabelhaften Traume der Kindheit erwacht. Verweilend an dem Eingang des räthſelhaften Lebens, begreift dein kindlicher Sinn noch nicht, wie der verworrene Zuſammenhang in dein werdendes Schickſal eingreift, und welchen mühſeligen Verhältniſſen das ſchuzloſe Mädchen entgegengeht. Deine Unmündigkeit kann mir noch keine von den Sorgen abnehmen, die der reifern väterlichen Vorſicht angewieſen ſind. Weder mein Alter, noch meine Kräfte widerſetzen ſich einem neuen angeſtrengten Verſuch. Ich habe noch einen geheimen kleinen Fond, mit dem ich mein merkantiliſches Glück zum zweytenmal aufrufen werde. Meine Glaubiger ſollen darunter nicht leiden, ſondern nur ſpäter befriedigt werden. Aber an unſerm gegenwärtigen Aufenthaltsort kann ich dieſen Talisman nicht benutzen. Nur eine große Handelsſtadt kann meiner Thätigkeit die erforderlichen Mittel anbieten. Darf ich vorausſetzen, daß meine gute Lydie meine Unternehmungen durch eine Aufopferung von ihrer Seite unterſtützen wird?“

„Ihr Wille iſt mir heilig, mein Vater; ihn zu erfüllen, iſt mein eifrigſtes Beſtreben.“

„Nun dann; wir müſſen uns trennen, um uns glücklicher wiederzuſehn. Ich kann nicht vorausſehen, was die Umſtände mir in der Ferne gebieten, und werde beruhigter meine Geſchäfte verfolgen können, wenn ich allein bin, als wenn ich meine Aufmerkſamkeit zwiſchen der Sorge für deine Gegenwart theilen müßte. Du haſt aus Liebe zu mir jedem irrdiſchen Vortheil auf immer entſagen wollen; ich fordere dagegen nur, daß du dich einer vorübergehenden Entbehrung unterwirfſt, die ich aufs möglichſte abkürzen werde. Wirſt du es dir wohl gefallen laſſen, die Zeit meiner Abweſenheit bey meiner Schweſter in Leipzig als Geſellſchafterin ihrer beyden Töchter zuzubringen? Ich habe ſo oft im Sinne gehabt, ſie mit dir zu beſuchen; jezt danke ich dem Zufall, daß es nie geſchah, daß Sie dich nicht kennt, und du unter einem fremden Namen bey ihr ſeyn kannſt. Denn kaum würde ich den Gedanken ertragen können, daß Lydie Hermann in einem geſunkenen Glückszuſtand dem Manne begegnen möchte, der ihre Hand zurückgewieſen hat.“

So wenig auch dieſer Vorſchlag mit Lydiens Neigungen zuſammenſtimmte, ſo ſehr war ſie dennoch bereit, den Wünſchen ihres Vaters mit der heiterſten Miene zu entſprechen. Hermann ſchrieb noch am nämlichen Tage an ſeine Schweſter, und meldete ihr, daß die Umſtände ihn nöthigten, mit ſeiner Tochter eine Reiſe nach Hamburg zu machen, und es ihm ſehr lieb ſeyn würde, wenn ſie deren bisher'ge Geſellſchafterin, ein Mädchen von vorzüglichem Werth, bis zu ſeiner Zurückkunft als Erzieherin ihrer beyden Töchter aufnehmen wollte, indem er gegenwärtig in der Nähe keinen annehmlichen Platz für ſie habe auffinden können. Nach 14 Tagen lief eine erwünſchte Antwort ein, und Hermann freute ſich ungemein, die erſte nicht unbedeutende Schwürigkeit ſo ſchnell gehoben zu ſehen.

Lydie ſah mit ſchwerem Herzen der neuen ungewohnten Laufbahn, und der nahen Trennung von ihrem Vater, entgegen. Er war bis jezt ihr einziger Vertrauter und Rathgeber geweſen; nun ſollte ſie ſich an unbekannte Menſchen anſchlieſſen, vor denen ſie ihre liebſten Gefühle kindlicher Liebe verbergen mußte. Die Anſtalten zur Abreiſe wurden gemacht. Der beſorgte Vater begleitete ſeine Tochter faſt bis an den Ort ihrer Beſtimmung. Nach einem ſchmerzlichen Abſchied, den Lydie durch eine erkünſtelte Faſſung ihrem Vater zu erleichtern ſuchte, trennten ſich beyde mit ſehr ungleichartigen Hoffnungen und Wünſchen. Hermann ſtrebte nach reichem Erwerb. Lydiens ſtille Gebete enthielten den reineren Wunſch für die Erhaltung des geliebten Vaters, der in jeder äuſſeren Geſtalt ihr theuerſter Beſiz war. Eine geheime Ahndung rief ihr Erhörung zu, und ſtärkte wunderbar ihren Muth.

Am Abend des nämlichen Tages kam ſie bey ihrer Tante (einer reichen Wittwe) an, von welcher ſie ſehr freundlich aufgenommen wurde. Nicht ſo erfreulich war die erſte Erſcheinung der älteſten Tochter Louiſe, deren Eitelkeit mit Lydiens Schönheit unangenehm zuſammentraf. Einen deſto wohlthuenderen Eindruck machte ihre jüngere Schweſter, Betty, die bald nachher ins Zimmer trat, und die ihre neue Lehrerin mit natürlicher Offenheit und vertrauensvollen Aeuſſerungen liebreich begrüßte. So habe ich doch Ein Ge-

müth gefunden, dachte Lydie getröſtet, das mit dem meinigen verwandt iſt, und mir den einſamen trüben Lebens-Weg erheitern wird.

So bald ſie ſich von der Reiſe erhohlt und mit den fremden Umgebungen etwas näher bekannt gemacht hatte, fieng ſie ihre Lehrſtunden mit den beyden Zöglingen, nach den Vorſchriften der Mutter, an. Betty's Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute verſprach ihren Bemühungen den ſchönſten Lohn. Die Originalität ihres Charakters war, bey der bisherigen einförmigen eingeſchränkten Erziehungs-Methode, zu wenig berührt worden; unter Lydiens ſinnvoller Leitung entfaltete ſie ſich ſchnell. Erſt durch die äuſſeren Anregungen wird nach und nach unſere wahre innere Geſtalt hervorgelockt. Louiſe ſuchte ſich nur aus Eitelkeit zu bilden, wie dies gewöhnlich bey dem weiblichen Geſchlecht der Fall iſt, und brachte es daher nie zu einer reinen ſelbſtbeglückenden Ausbildung.

Lydie hörte es deswegen nicht ungerne, als ihr Betty eines Tages vertraute: ihre Schweſter werde das mütterliche Haus vielleicht bald verlaſſen, indem ſich ihre Mutter gegenwärtig mit einem Heirathsplan für ſie beſchäftige, der ihren beyderſeitigen Wünſchen angemeſſen ſey, und wahrſcheinlich ſchon in Richtigkeit ſeyn würde, wenn die Unentſchiedenheit des Bräutigams ſeine Neigung nicht zweifelhaft machte. „Es iſt ein Unglück, ſetzte Betty hinzu, daß die meiſten Mütter und Töchter glauben, man lebe, um zu heirathen, indeß die Mädchen gewöhnlich nur heirathen, um zu leben. Der Ehe heiliges Band iſt der Preis eines leichtſinnigen Lebensſpiels geworden, das, als ein ſolches, nichts anziehendes für mich hat.“ (Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

(Fortſetzung.) Paris, im Febr.

Eine Handlung ohne Intereſſe, Karaktere ohne Neuheit und Haltung, ein matter Dialog und mehr zuſammengeflikte, als aus dem Ganzen ſich entwickelnde Namen herrſchen in Picards neuſten Stücken ſo auffallend, daß ich mir den Beyfall, den ſie erhielten, kaum erklären kann. Daß dieſer weder für den Geſchmak des Publikum, noch die richtige Einſicht der kritiſch beurtheilenden Journaliſten ſpricht, wird jedem Unbefangenen einleuchten. Mit Picards Geſellſchaft abwechſelnd, und gleichfalls unter ſeiner Leitung gibt die Italieniſche Oper unter dem Namen: les bouffons, ihre Vorſtellungen; — ſie ſpielen nur zweymal die Woche, und bey der Langſamkeit, mit der die Italiener ihre Opern einlernen, darf man nicht viele Neuheiten von ihnen erwarten; in dem Zeitraum von fünf Monaten, wo ich in Paris bin, haben ſie ihr Repertorium auch nur mit drey Stücken vermehrt, deren eines noch überdieß die Fraſcatana war, eine alte Oper, welche allen Sängern dieſer Geſellſchaft bereits lang bekannt ſeyn mußte. Die Vorſtellungen gewinnen übrigens bey dieſem langſamen Studium durch die ſeltene Präciſion, mit der der mehrſtimmige Geſang ausgeführt wird; aber die Talente der Einzelnen reichen oft nicht hin, um in den Arien zu befriedigen; gute Tenoriſten mangeln ganz, Mademoiſelle Creſpi, welche in erſten Rollen mit abwechſelt, intonirt lange nicht immer richtig, und ihre etwas rauhe Stimme gewinnt durch ihren Vortrag wenig; Madame Canavaſſi hingegen, ungeachtet ſie funfzig Jahre zu haben ſcheint, iſt noch immer eine brillante Sängerin, ihre Stimme iſt ſehr klingend, und ihr Geſang zeugt von einer der vorzüglichſten Schulen. Seit kurzer Zeit hat ſich Madame Barilli, die Frau des vortrefflichen Bouffons dieſer Geſellſchaft, mit derſelben vereinigt, welche an ihr zwar keine glänzende und kraftvolle, aber eine äuſſerſt gefällige Sängerin gewonnen hat.

Das erſte Lob bey dieſer Oper gebührt unſtreitig dem Orcheſter, das unter Graſſet's Leitung in ſeinen Ausführungen eben ſo viel Geſchmack als Pünktlichkeit beweist.

So ſehr ſich auch die Franzoſen das Anſehen geben wollen, große Liebhaber und Beförderer der Muſik zu ſeyn, ſo hat doch bisher nie eine Italieniſche Oper ſich hier während einer geraumen Zeit halten können; und auch der jezigen Geſellſchaft würde kein beſſeres Loos zu Theil geworden ſeyn, wenn ſie nicht die beſondere Unterſtüzung des Kaiſers genöße, der ihr jährlich 60,000 Livres auszahlen läßt.

Wenn das Auge, der leeren Tempel müde, an dem Anblick eines vollen Bethauſes ſich ergötzen möchte, ſo muß man ſich von den großen, alle mit dem Titel imperial glänzenden Theatern nach den Boulevards wenden, und man wird dort volle Befriedigung finden. Ob der feine Geſchmack eben ſo ſehr ſeine Rechnung dabey finden wird, möchte ich nicht ſo beſtimmt behaupten, und man wird meinen Zweifeln beyſtimmen, wenn man weiß, was man dort zu erwarten hat; ich bringe hier nur die bedeutendern unter dieſen Bühnen, wie die de la porte St. Martin, das Theater de la gaieté, de l'ambigu comique etc. in Anſchlag, ohne auf die übrigen weniger bemerkten und beſuchten Winkeltheater Rückſicht zu nehmen. Um den Gegenſtand zu erſchöpfen, müßten die dort aufgeführten Stücke unter verſchiedene Klaſſen gebracht werden; denn da iſt alles, was die Kaſſe füllen kann, gangbare Waare; allein einige Vaudevilles oder Gelegenheitsſtücke, wie die Mad. Angot, eine Satyre gegen die neuen Reichen, kommen hier wenig in Betrachtung, und ich kann mich deshalb auf die Hauptgattung um ſo mehr beſchränken, weil dieſe immer mehr Beyfall gewinnt, und deshalb jede andere Konkurrenz mehr und mehr ausſchließt. Sie erſcheint hier unter der doppelten Benennung von Drama und Melodrama; die Gattung iſt dieſelbe, und die Verſchiedenheit liegt blos darin, daß hier das Orcheſter auf eine ganz ſonderbare Weiſe mit einſchreitet. Das Verhältniß der Muſik zu dem Stück iſt nicht, wie in den wenigen Melodramen, welche unſere Bühne zählt, wo ſie mit dem Dialog abwechſelt, in den Sinn von dieſem eindringt, und den Ausdruck der Empfindungen unterſtüzt und erhöht; ſondern ſie dient allein dazu, das Auftreten und Abgehen eines Schauſpielers anzudeuten, oder auch zuweilen am Ende einer Rede einzufallen, ohne daß eine Zuſammenſtimmung zwiſchen ihr und dem Inhalt des Stücks klar würde, wo denn der Schauſpieler gewöhnlich die Gelegenheit wahrnimmt, durch einige Aktionen in der großen Manier, welche überhaupt auf dieſen Bühnen ſich einheimiſch gemacht hat, die beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, und gleichſam den Zuſchauern zuzuwinken, daß ihm zu Ehren muſicirt werde. Die Form dieſer Stücke iſt aber immer noch weniger auffallend als ihr Inhalt, der immer um denſelben Gegenſtand ſich herumdreht, und wo man gewöhnlich einen Uſurpator findet, der die ganze regierende Familie aufgeopfert hat, von der inzwiſchen ein Mitglied durch eine mitleidige Seele gerettet und verborgen gehalten wurde, das nun unter tauſend Gefahren und wundervollen Rettungen, beſeelt von der feurigſten Liebe, die Unthat rächt und die Gerechtigkeit der Nemeſis übt, oder man erblickt zwey Liebende im Kampf mit einem feindſeligen Geſchick und den Verfolgungen mächtiger Nebenbuhler, welchen die Liebe den Muth verleiht, allen Gefahren zu trotzen und alle Hinderniſſe zu überſteigen, um zu einer Verbindung zu gelangen, welche ſie auch nie verfehlen. Die Farben ſind dabey ſo dunkel als möglich aufgetragen, die Sprache iſt höchſt ſchwülſtig, und je mehr der Dichter ſich in ſeine Intrigue verwickelt, um durch ein Paar auffallende Coups de Theatre wieder ins Reine zu kommen, um ſo größer iſt der Beyfall.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 78.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 1. April, 1807.

Den Frevler bindet nicht der allerſtärkſte Eid.
Der Eid des Biedermanns iſt ſeine Redlichkeit.
Tſcherning.

Die zwey Ringe.

(Beſchluß.)

Nach drey Wochen erhielt Lydie den erſten Brief von ihrem Vater, der die glücklichſten Nachrichten enthielt. Sie konnte das Uebermaas ihrer Freuden nicht für ſich allein behalten; und mit wem hätte ſie es lieber theilen mögen, als mit der gefühlvollen Betty? Mit vollem Zutrauen legte ſie das Geheimniß ihrer traurigen Lage in dem treuen Buſen der Freundin nieder, deren edle Natur ihrem Herzen einen ſo harmoniſchen Einklang verſprach. „Ich darf Ihnen nicht verſchweigen, ſagte am Ende die theilnehmende Betty, daß derſelbe Mann, den das Schickſal mit Ihrer Hand beglücken wollte, eben der iſt, welchen meine Mutter für Louiſen ausgewählt hat. Wenn er Sie gleich nicht kennt, ſo iſt es doch auf alle Fälle beſſer, daß Sie ihm nicht unvorbereitet begegnen.“ „Meine Neigung, antwortete Lydie, konnte an der Wahl meines Vaters keinen Theil haben; Ruhbergs Erſcheinung wird daher meine Unbefangenheit nicht ſtören. Jetzt aber wird es ein eigenes Intereſſe für mich haben, den Mann, der ſo entſcheidend auf meine Zukunft würken ſollte, deſſen perſönlicher Bekanntſchaft ich ſo oft mit banger zweifelhafter Hoffnung entgegenſah, in einer ganz verſchiedenen Beziehung kennen zu lernen.“

Am folgenden Tage wurde Madame Löben mit Lydie und ihren beyden Töchtern zu dem alten Ruhberg gebeten. Mit der ruhigſten Gemüthsſtimmung trat Lydie in den neuen Kreis dieſer Familie. Madame Ruhberg, eine kluge angenehme Frau, gewann ihre Zuneigung bey dem erſten Blick; auch ſie würdigte Lydien bald einer ausgezeichneten Aufmerkſamkeit. Der junge Ruhberg gieng nach einer höflichen, aber ziemlich kalten Begrüßung ins Nebenzimmer, und grif einige unzuſammenhängende trübe Accorde auf dem Flügel, die nicht auf die Stimmung eines glücklichen Liebhabers deuteten. Nach einer Weile rief ihn ſeine Mutter zum Thee, und ſuchte durch eine lebhafte Unterhaltung das nachläßige Betragen ihres Sohnes unbemerkbarer zu machen. Es würde ihr nicht gelungen ſeyn, wenn nicht Lydiens Schönheit und Anmuth über ſeine Gleichgültigkeit geſiegt hätten. Die eitle Louiſe errieth ſchnell, welcher Gegenſtand den zerſtreuten Mann fixirte, ſuchte aber ihren beleidigten Stolz mit großer Kunſt zu verbergen, und beruhigte ſich mit dem Gedanken, daß ein Mädchen aus der dienenden Claſſe keine gefährliche Nebenbuhlerin für ſie werden könne. Lydie beobachtete ihren ehmaligen Verlobten mit ſtillem Wohlgefallen; es ruhte ein verborgener Zauber in ſeinem ganzen Weſen, den das Intereſſe für ihre Gegenwart wunderbar enthüllte. Seine Liebenswürdigkeit zog ſie an; aber noch beklagte ihr Herz es nicht, ihn verloren zu haben.

Sobald der Thee getrunken war, gieng die ganze Geſellſchaft in den großen am Hauſe gelegenen Garten, wo auch bald nachher der alte Ruhberg erſchien, den ſein Büreau nicht früher hatte abkommen laſſen. Er brachte noch einige gute Freunde mit. Man fand ſich behaglicher und freyer.

Betty führte ihre Freundin zu dem Roſenhügel, der die Mitte des Gartens bezeichnete, und der gerade in ſeiner

vollen Herrlichkeit blühte. „Wir müſſen dem kalten Liebhaber doch Gelegenheit geben, ſagte ſie, mit ſeiner Braut ungeſtörter zu ſprechen, damit er ſeiner langſamen Entſcheidung wenigſtens näher komme. Das gegenwärtige Verhältniß iſt für beyde Theile ſehr läſtig. Es iſt ein unglückliches Unternehmen, Empfindungen wie Wechſelbriefe zu behandeln.“

Lydie unterdrückte eine Antwort, und pflückte eine halbgeöffnete Roſe für Betty, die ihrer Hand wieder entfiel. Indem ſie die Blume vom Raſen aufhob, erblickte ſie einen einfachen goldnen Ring, der nur wenig von der Erde bedeckt war. Das bedeutet Glück! rief Betty ſcherzend; und in dem Augenblick ſtand der junge Ruhberg neben ihnen. Lydie reichte ihm das gefundene Kleinod verwundert hin; er betrachtete die innere Schrift, und ſagte: „Vor zwey Monaten verlor ich dieſen Ring, der damals mein künftiges häusliches Glück zu entſcheiden beſtimmt war.“ „So habe ich ihn, verſetzte Lydie, vielleicht zu einem glücklichen Zeitpunkt wiedergefunden.“ — „Nie, als in dieſem Augenblick, antwortete er bedeutend, hat er die unbekannten Wünſche meines Herzens hervorgerufen. Die magiſche Kraft kömmt aus Ihrer Hand; in jeder andern wird er werthlos. Ich bitte, behalten Sie ihn. Ich werde ſeiner wohl nie bedürfen.“ — Ehe Lydie das ſonderbare Geſchenk zurückzunehmen bitten konnte, war er verſchwunden.

Dieſer Moment war der Wendepunkt in Lydiens bisherigem ſtillen Daſeyn, das ſich ſo plötzlich der erſten Liebe entfaltete. Ihr Gemüth war tief berührt worden. Sie konnte nicht mehr auf die Vergangenheit zurückſehen, ohne dem Verluſt dieſes geliebten Mannes zu begegnen. Schweigend und beſtürzt entfernten ſich beyde Freundinnen. Mad. Ruhberg begegnete ihnen. Lydie übergab ihr den Ring. „Das iſt Adolphs Ring, ſagte dieſe erſtaunt, den wir ſo lange vergeblich geſucht haben. Möchte uns ſein Wiederfinden zu einer guten Vorbedeutung werden!“

Bett y ließ beyde allein. Madame Ruhberg hatte die Gelegenheit geſucht, mit Lydien zu ſprechen. Sie entdeckte ihr die Abſicht ihres Mannes, Louiſe mit ihrem Sohne zu vermählen, und verlangte ihre Meynung darüber. „Sollte nicht, antwortete Lydie, die Neigung Ihres Sohnes jeden fremden Rath überflüßig machen?“ — „Bey ſeiner ungewöhnlichen Gleichgültigkeit für das weibliche Geſchlecht wird es ohne fremde Einwürkung nie zu einer Entſcheidung kommen; und ſein Vater wünſcht doch ſehr, ſeinem unſtäten Charakter durch ein ernſthaftes Verhältniß mehr Feſtigkeit zu geben, und ſeine ſonderbare Unbekümmertheit über alles, was auſſer ihm vorgeht, durch ein eigenes Etabliſſement in ein thätiges Geſchäftsleben zu verwandeln.“ — Adolph kam aus einem Seitengang und ſtörte ihr Geſpräch. Seine Mutter ſtellte ihm ſeinen Ring zu, den er mit einem wehmüthigen Blick auf Lydie an ſeinen Finger ſteckte.

Der Abend war ſo ſchön, daß man im Garten ſpeiſen wollte. Erſt als man ſich zu Tiſche ſetzte, wurde es bemerkt, daß Adolph ſich entfernt hatte. Der Menſch iſt und bleibt ein Träumer, ſagte der alte Ruhberg verdrießlich. Seine Frau entſchuldigte ihn, Louiſe verzog das Geſicht, und Madame Löden bereute es, ſich ſo weit in das Heirathsprojekt eingelaſſen zu haben.

Nach dem Eſſen vertheilte ſich die Geſellſchaft in kleinere Gruppen. Lydie und Betty hatten ſich kaum in eine entfernte Laube geſetzt, als ein benachbarter Pavillon ſich öffnete, Adolph mit edlem Selbſtvertrauen zu den beyden Freundinnen hereintrat, und mit liebenswürdiger Beſcheidenheit das Verlangen äuſſerte, mit Lydien allein zu ſprechen. Betty verlies ſie ſchnell. „Ich bin heute, ſagte der junge Ruhberg in einem feyerlich bewegten Tone, durch das ſonderbarſte Spiel meines Schickſals dem Glück meines Lebens begegnet, das ich nur in der Erinnerung feſthalten darf. Ein Wort aus Ihrem Herzen wird dieſer erſt ihren ganzen Werth geben. Wir werden uns wohl nie wiederſehen; verſagen Sie dem liebenden Freunde den Troſt nicht, an Ihr ſtilles Andenken glauben zu dürfen, das dieſer Ring in ſeiner vollen Kraft erhalten möge. Sie können ihn ohne Beſorgniſſe annehmen; er deutet nur auf meine Liebe. Ueber meine Hand gebietet mein Vater, und meiner Braut iſt ein koſtbarerer beſtimmt.“ — Die erhabene Faſſung des Geliebten gieng mit ſeinen Worten in Lydiens Herz über. „Der goldne Cirkel ſoll mir ein theures Pfand Ihrer Freundſchaft bleiben, antwortete ſie ſchnell. Die Liebe hat unſer wechſelſeitiges Vertrauen plötzlich geweckt. Bewahren Sie dieß Geſtändniß in Ihrem reinen Gemüth, und folgen Sie Ihrer Pflicht.“

Adolph, den glücklicher Weiſe niemand geſehen hatte, entfernte ſich durch eine Nebenthüre des Gartens. Beyde Freundinnen blieben noch lange in der einſamen Laube; Lydie fühlte ſich glücklich, nach einem ſo ſtürmiſchen Augenblick, in dem zarten Mitgefühl der Freundin ausruhen zu können. Der ſtille Mond ſenkte ſeinen leuchtenden Schleyer über die ſchlafende Natur, unzählige Sterne glänzten an dem geheimnißvollen Firmament, Lydiens Gedanken erhoben ſich zur frommen Andacht, ihre Wünſche ſchwiegen, und in ihr Herz ergoß ſich heilige Ruhe.

Ein paar Tage nachher kam Madame Ruhberg zu Louiſens Mutter. Adolph hatte erklärt, daß er jetzt ſich nicht entſchlieſſen würde, zu heirathen, indem er ſeiner Neigung, noch einmal zu reiſen, nicht widerſtehen könne. Eine andere, dem Aeuſſeren nach eben ſo vortheilhafte, Parthie erſetzte Louiſen bald dieſen Verluſt. Lydie erhielt ſehr oft die erfreulichſten Briefe von ihrem Vater. Die Hoffnung, ihn vielleicht bald wiederzuſehen, erfüllte ihr genügſames Herz, das ſtark genug war, jedem andern Anſpruch an das Leben zu entſagen.

Madame Löben ſtarb bald nach Louiſens Hochzeit. Betty ſchloß ſich immer enger an ihre Freundin. Beyde lebten in einem beglückenden Verhältniß bey einander. Der nie beleidigte Schuzgeiſt dieſer ſchönen Seelen arbeitete indeß in der Ferne an der ungehofften Erfüllung von Lydiens unterdrückten Wünſchen. Durch den lebhaften Verkehr der großen Handelsſtadt führte er den wieder reichgewordenen Hermann, kurz vor ſeiner Zurückreiſe, mit dem jungen Rubberg zuſammen. Jener hatte keinen Grund mehr, ſich unter einem fremden Namen nach ſeiner Tochter zu erkundigen. In freudigem Erſtaunen ſank Adolph in Hermanns Arme, und vertraute ihm die wunderbare Geſchichte ſeiner Liebe, die dem Vater durch die Briefe ſeiner Tochter nicht unbekannt war. Sie beſchleunigten ihre Abreiſe, und nach wenigen Wochen überreichte Adolph, in Gegenwart beyder Väter, jenen koſtbareren Ring, der ſeiner Braut beſtimmt war, der glückl chen Lydie.

Ps.

Andenken an Meißner.

Der Verfaſſer des Alcibiades, der Bianka Capello, der Dialogen und Skizzen, A. G. Meißner, ſtarb den 20. Febr. d. J. nach einem zwöchentlichen Fieber in Fulda, wohin ihn der Fürſt von Oranien-Fulda durch ſeinen wackern Miniſter Arnoldi zur Organiſirung der dort ſehr verwilderten höhern katholiſchen Lehranſtalten vor 2 Jahren berufen hatte. Der in Erfüllung dieſes Berufs raſtlos thätige Mann konnte dieſe ſchwürige Aufgabe um ſo ſicherer löſen, da er 20 Jahre den Geiſt der katholiſchen Pädagogik in Prag, wo er in dieſer ganzen Zeit der einzige proteſtantiſche Profeſſor geweſen war, aufs genaueſte kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte. Das Fuldaiſche Gymnaſium, dem er als Direktor und Conſiſtorialrath vorſtand, und für welches er noch mehrere thätige Gehülfen aus Sachſen berief, den Profeſſor Weiß aus Leipzig, den Profeſſor Petri aus Dresden (Verfaſſer der trefflichen und nicht genug bekannten Ueberſicht der pädagogiſchen Literaturgeſchichte im Magazin der paedagogischen Literatur-Geschichte, Leipzig, Dyck. 1806.), erhielt bald eine fröliche Verjüngung, und würde in einem bisher ſehr vernachläßigten und finſtern Lande die ſüßeſte Frucht getragen haben, wenn nicht die unberechenbare Folge des 14 Oktobers auch dieſem unter ſeinem braven Regenten frölich gedeihenden Lande ſeinen Fürſten und ſeine politiſche Selbſtſtändigkeit entzogen hätte. Tiefgebeugt durch dieſe öffentlichen Bedrängniſſe mußte Meißner auch noch den herzzerſchneidenden Kummer erleben, ſeinen holden Liebling, ſeine 13jährige Elvire, die ihm noch auf ſeiner letzten Reiſe nach Sachſen zur erheiternden Begleiterin gedient, in der Knoſpe hinwelken zu ſehn. Er überlebte dieſen Verluſt nur wenige Wochen. Seine alten Eingeweidübel erwachten mit verdoppelter Wuth. Er unterlag, ſtarb aber mit größter Faſſung, und dictirte noch wenige Augenblicke vor ſeinem Tode den Anfang eines Gedichtes auf ſeine, ihm als winkender Genius erſcheinende, Tochter.

Meißner, der Schriftſteller, ſchien ſchon früh ſeine eigentliche Epoche überlebt zu haben, ſo wie die Gattung des dialogiſirten hiſtoriſchen Romans, dieſes wunderbar geſtalteten Baſtards, den weder Clio noch Melpomene für ihren Pflegling anerkennen will, den Meißner durch ſeinen Alcibiades eine Zeit lang zur Modeform aller nachlallenden Romanendrechsler machte, jetzt nur noch durch die gebundene metriſche Form, wie etwa in Werner's vorgeblichen Dramen, Gnade finden möchte. Zum Dialog, den er gewiß ganz in ſeiner Gewalt hatte, und zu welchem er ſchon als Student in Leipzig, als Buſenfreund Engels, in ſeinen für die Saileriſche Geſellſchaft gedichteten Operetten ſich vorübte, fehlte ihm der Muth, leicht und ungezwungen zu ſeyn. Er ſpitzte und ſchmückte zu viel daran. Aber für die Erzählung in gehaltener Form war er ein unübertroffener Meiſter. Man könnte ihn den deutſchen Arnaud nennen (er überſetzte ſelbſt manches aus ſeinem franzöſiſchen Geiſtesverwandten), aber er war noch gediegener und gehaltreicher, als dieſer. Auf Schatten und Licht und alles, was ſtarke (im tragiſchen ſehr ergreifende) Effekte machen kann, verſtand er ſich als Meiſter. Zuletzt ſchien er ſich ganz der Biographie widmen zu wollen. Schade, daß ſein Julius Cäſar nicht vollendet wurde! Sein biographiſches Denkmal auf den Kapellmeiſter Naumann, wobey er die Mittheilung einer gemeinſchaftlichen Freundin, der edeln Eliſe von der Recke, benutzte, iſt dem Verfaſſer ſelbſt ein ſchönes Denkmal. Nie ſprach er ſeine edle, Freyheit und Wahrheit innig umfaſſende, Seele natürlicher und gefälliger aus, als in dieſen Bruchſtücken zur Biographie Naumanns (Prag, Barth. 1803. 4. 2 Bände). Dieß war zugleich ſein letztes ſchriftſtelleriſches Unternehmen in Prag, und ſeitdem iſt nichts von ihm im Druck erſchienen. Doch wird zur nächſten Oſtermeſſe eine ſehr zierliche Sammlung von Fabeln (— er hatte frühe Holzmanns und Aeſops Fabeln, nur etwas zu epigrammatiſch, aufs neue zugerichtet dem Publikum vorgeſetzt) mit Holzſchnitten von Gubitz in Berlin erſcheinen, die ſchon ſeit 4 Jahren vorbereitet war.

Der ſchönſte Theil von Meißners Würkſamkeit iſt ſeine akademiſche Thätigkeit in Prag, wo er gewiß in hundert empfänglichen Jünglingen Lichtfunken ausgeſtreut, und das Reich des Schönen, was auch allein gut und wahr iſt, „im Bau der großen Geiſterwelt" reichlich gefördert hat. Daß Arimanius nicht ſtille ſaß, wie Ormuz, der die heilige Flamme entzündete, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe Geſchichte ſollte beſonders geſchrieben werden. Seibt, Meißner, Meinert, was gäbe dieß für drey merkwürdige Epochen in Prags geiſtiger Kulturgeſchichte, und jeder dieſer

drey genannten Namen verdiente Achtung und Dank. Jeder würkte nach dem ihm gegebenen Maaß!

Meißners Vater war Senator der Sechsſtadt Budiſſin in der Oberlauſitz, wo unſer Dichter den 4 Nov. 1753 geboren wurde. Aber der Vater ſtarb früh, und ſeine Mutter, der gern der fromme Sohn alles, was erträglich an ihm ſey, verdanken mochte, lebt noch in Lobau, einer andern Oberlauſitzer Sechsſtadt. Zu ihr wallfarthete Meißner jährlich einmal mit großen Koſten und Aufopferungen, unterſtützte ſie redlich, und fand in dieſer Reiſe immer neue Kraft und Erheiterung. Wie mag die arme Mutter das Hinſinken dieſer ihrer einzigen Stütze ertragen! B.

T i m o n.

Der Thoren überſatt, durch Böſer Liſt verdrungen,
Hab' unter Beſtien ich ein Aſyl errungen.
Thierzähnen halt' ich Stand, nicht aber Menſchenzungen.

Hg.

S t ä r k e.

Die Thränen Cyprias vermögen
Mehr, als Kronions goldner Regen;
Mehr, als Kronions Donnerkeil,
Vermag Kupidos zarter Pfeil.

Hg.

Die Sektirer im Kanton Appenzell der äuſſeren Rhoden.

Der Blick auf die menſchlichen Verirrungen iſt nur dann mühſelig und unbelohnend, wenn ihnen entweder Stumpfſinn und Unerregbarkeit oder bloßes Ausſchweifungsbedürfniß, wildes Phantaſienſpiel, Aberglaube ohne höheren Zweck zum Grunde liegt; dann aber flößen ſelbſt Verirrungen noch Intereſſe ein, wenn ſie Beweiſe wacher und reger Kräfte ſind, die wohl geleitet und unter günſtigen Einwirkungen eben ſo herrliche Früchte hervorbringen würden, als ſie, auf ſich ſelbſt brütend, in monſtroſen Geburten ſich offenbaren.

Die meiſten Sektirer der äußeren Rhoden Appenzells ſcheinen urſprünglich von den Wiedertäufern abzuſtammen. Im ſechzehnten Jahrhundert breitete ſich dieſe Sekte ſo zahlreich daſelbſt aus, daß man im J. 1525 über 2200 Wiedertäufer im Lande zählte; und es iſt merkwürdig, daß ſich die meiſten Sektirer auch jezt noch in den Gemeinden Schwellbrunn, Heriſau und Niedteriſen erhalten haben, wo ſie in den älteſten Zeiten ſchon am zahlreichſten angetroffen wurden *). Bisweilen ſchien es zwar, dieſe Leute hätten ſich überall im Lande verloren; allein das war immer nur eine ſcheinbare Folge ſtrenger Maßregeln der Regierung, die mit dem Nachlaſſen der letzteren auch wieder aufhörte. Indeſſen iſt die Sektirerei ein ſo vielköpfiges Thier, daß ihre Jünger nicht nur überall, und vorzüglich auch im Appenzellerlande, nach dem Geiſte ihrer Meiſter und jenem des Zeitalters in den Grundſätzen vielfältig zwiſchen ſich abweichen; ſondern daß ſelbſt die gleichzeitigen Sektirer im Appenzellerland niemals, und gegenwärtig am allerwenigſten, unter ſich einig geweſen ſind, ſondern vielmehr die verſchiedenartigſten Modifikationen darbieten. Die gröſte Anzahl der Appenzeller Sektirer beſteht in Böhmiſten, Dippelianern, Chiliaſten, die eigentlich alle zur Separatiſten-Klaſſe gehören; indeſſen gibt es auch Herrnhuter und Stillingianer; ja, wer ſollte es vermuthen, daß ſogar „Hartmeyers Predigten in Baireuth oder lezte unverkennbare Bemühung, ſeine bisherigen Zuhörer zur allein wahren ewigen Religion der Vernunft zu führen, 1802" zwey Stunden hinter Urnäſchen geleſen wurden, und warme Anhänger fänden!

Der Hauptſitz der gegenwärtigen Appenzeller Separatiſten iſt in einer Gegend von Schwellbrunn und bey Heriſau im Schwänberg, nicht weit von obiger Schwellbrunner Gegend, wo öfters 200 Perſonen zuſammenkommen ſollen, um ſich untereinander zu erbauen. Ihre Hauptlehren halten ſie zwar vor Uneingeweihten geheim, und das um ſo mehr, als geiſtliche und weltliche Obere ſtrenge gegen dieſelben eifern; indeſſen kann man ſie leicht aus ihren Lieblingsſchriften erkennen; dieſe ſind nämlich die Erbauungsbücher der Madame G u i o n, B ö h m s, G i c h t e l s, D i p p e l s, U e b e r f e l d s Schriften, die Berleburger Bibel u. dgl. m. Prophetiſche Auslegungen der Propheten des alten Teſtaments und der Offenbarung Johannis ſind ihre Lieblingsunterhaltung. Manche aus ihnen leſen auch S t i l l i n g s Schriften immer begieriger, und geben ihrem Syſtem wieder nach und nach manche neue Form. Den meiſten Appenzeller Separatiſten iſt das Evangelium Nicodemi äuſſerſt heilig *). — Als der Pfarrer von Heriſau vor 3 Jahren, nach der Rückkehr der alten Regierungsform, ſeine ſeparatiſtiſchen Bergbewohner zum Kirchenbeſuch mit den apoſtoliſchen Worten auffoderte: „Laſſet uns unſre Verſammlungen nicht verlaſſen, wie etliche eine Weiſe haben," ſo erklärten ſie ihm allgemein, dieſe Stelle ſey a u f ihre Erbauungsſtunden anwendbar, und nicht auf diejenigen, von denen der Hr. Pfarrer Präſes ſey. „Herr Pfarrer," ſagten ſie, „wenn Sie wüßten, wie man vor und nach Ihren Predigten lebt, wie ſie beurtheilt werden — Sie würden ſich wundern! Wir gehen zwar nicht in die Kirche, aber wir banquerotiren auch nicht, ſtehlen, huren, ehebrechen, verläumden, ſaufen, lärmen, ſpielen — auch nicht **), wie Ihre Kirchgänger. Dürfen Ihre Zuhörer Verſammlungen in den Wirthshäuſern haben, und von ihren Sachen reden, ſo werden wir uns auch verſammeln dürfen, und von dem reden, was uns lieb iſt." Sie nehmen auch keinen Antheil am Abendmahl, und der Verſöhnungstod Jeſu hat für ſehr viele aus ihnen keinen Werth. „Das Blut Jeſu Chriſti iſt ſchon längſt vertrocknet," erklärte letzthin einer ſehr naiv; und ein anderer gab ſeine Abneigung vor der Kindtaufe (wozu übrigens alle, aus Furcht vor der Strafe, ihre Kinder bringen laſſen) dadurch zu erkennen, daß er ſagte: „könnt ihr's nicht bey Hauſe wäſchen?" (Der Beſchluß folgt.)

*) S. W a l f e r s Appenzeller-Chronik S. 433 — 444. Am kürzeſten und beſten wird man von dem Syſtem der alten Wiedertäufer unterrichtet bey B u l l i n g e r. „Von dem unverſchämten Frevel, ärgerlichen Verwirrungen und unwahrhaften Lehren der ſelbſt geſandten Wiedertäufer, IV Geſpräche-Bücher, zu verwarnen die Einfältigen, durch Heinrich Bullinger 1531." Dieſe Schrift enthält mehrere freundliche Gedanken, und iſt ein neuer Beweis, wie die Reformatoren keine ſteifen Prieſter waren, die ein neues geiſtliches Joch auflegen wollten.

*) „E v a n g e l i u m N i c o d e m i, aus dem latein in das teutſche gebracht, in wölichem vil hüpſcher Puncte, die die andern Evangeliſten nit ſetzen, (doch inen nit wieder) faſt nützlich zu leſen." Eine Sammlung elender Legenden!

**) Und wirklich kann man dieſen Ruhm den meiſten unter ihnen nicht abſprechen.

Nro. 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. April, 1807.

Nur der Sinn der Menſchen, noch entbrüdert,
Weiſt den Himmel weg aus dieſer Welt.

Tiedge.

Lob des Pegaſus.

Erlauchter Sprößling von Meduſen,
Dich, Flügelpferd der keuſchen Muſen,
Dem ſelten noch ein Lied erklang,
Dich, dich erhebe mein Geſang!

Wer denkt es ohne Schamerröthen?
Auf Stecken ritten die Poeten,
Wärſt du, der weder ſchläſt, noch träumt,
Nicht Tag und Nacht für ſie gezäumt.

Dir gleicht im Fluge kein Araber;
Doch foderteſt du je noch Haber?
Gewöhnlich nährt der Mann das Pferd;
Von dir wird oft der Mann ernährt.

Auf deinem Rücken nur entſtehen
Tragödien und Epopeen;
Auch wird er täglich wund gedrückt,
Damit uns — ein Sonnett entzückt.

Wir wären, Gott woll' uns bewahren!
Wir wären ohne dich Barbaren,
Des Irrthums und der Täuſchung Raub,
Für Schönheit blind, für Weisheit taub.

Die Herren, die dich nie beſteigen,
Was haben ſie der Welt zu zeigen?
Was ſonſt, als Juris Korpora,
Sprachlehren und Kompendia?

Die Lit'ratur, von der wir prahlen
In Morgenblättern und Journalen,
Wer iſt der Gott, der ſie erſchuf?
Gebührt der Ruhm nicht — deinem Huf?

Du trugſt — er ſchlummert längſt in Frieden —
Du trugſt den blinden Mäoniden,
Und — wiehre ſtolz! — ein beſſrer Thron
Warſt du für manchen König ſchon.

Zwey nennt die Muſe nur: der eine
Schrieb Pſalmen, und der andre — keine.
Wer ſie nicht kennt, der kannte nie
Jeruſalem und Sans = Souci.

Doch ſtill von Königen! Nicht minder,
Als ſie, trägſt du den Beſenbinder —
Wem iſt ſein Name nicht bekannt,
Läßt gleich mein Lied ihn ungenannt?

Es ſind, zumahl in unſern Zeiten,
Nicht immer Männer, die dich reiten,
Und manches Knäblein, dort und hier,
Vertauſcht ſein Schaukelpferd mit dir.

Oft, billig zürnen die Kamönen,
Oft dienſt du gar der Dummheit Söhnen.
Zwar ſchleuderſt du mit edler Haſt
Stets weit von dir die ſchnöde Laſt.

Doch jeder Sturz macht ſie nur dreiſter;
Im Fallen ſind ſie große Meiſter,
Und keiner, ach! zu unſerm Gram,
Stirbt wie Bellerophon vor Scham.

Du weißt, es will ſich nicht gebühren,
Die Frau dem Manne zu entführen;
Doch wirſt der Weiſe, wie der Thor,
Die ſchwere Schuld mit Recht dir vor.

Hier ſchmachtet Damon, welche Gruppe!
Nach einem Kuß — und einer Suppe;
Doch Phyllis ſpricht im hohen Ton
Zu ihm herab vom Helikon.

O möcht' Apollo ſich bequemen,
Den Frauenſattel dir zu nehmen!
Wohl uns . . . doch mir wird bang ums Herz:
Die Sapphos lieben keinen Scherz.

Ein ernſtes Wort noch, eh' ich ſcheide:
Bekehre dich! Du biſt ein Heide;
Auch liegt ſeit Jahren, glaube mir,
Der Dichter-Kirche Bann auf dir.

Denn wiſſ', es machten ſeine Diener
Den Phöbus längſt zum Kapuciner,
Und — dreymal Heil der frommen Schar!
Die Muſen, ach! zu Nonnen gar.

Den Amor ſchickt man auf der Stelle
Sammt ſeiner Mutter in die Hölle;
Schwört ſelbſt den Charitinnen Haß,
Und pflanzt das Kreuz auf den Parnaß.

Ein Pferd, zum Ritt für ſolche Sänger,
Muß knieen; fliegen darfs nicht länger;
Auch ſoll der Klepper obendrein
Fürs Haus ein wenig prophezeyn.

Wann zeigteſt du je ſolche Gaben?
Drum fahre wohl! Die Seher haben
Zum Pegaſus, wie man erzählt,
Den Eſel Bileams erwählt.

W.

Ungeſchehene Thatſachen.

Durch einen Druckfehler ſteht in Volney's amerikaniſcher Reiſe (S. 323. 2. Th.):

„Es iſt eine rhetoriſche Thatſache."

Dank dem Zufall für den glücklich erfundenen Ausdruck. Man iſt ſo oft in Verlegenheit, Thatſachen, die nicht Thatſachen ſind, ſchicklich und elegant genug zu benennen. Es ſind — ohne Druckfehler — „rhetoriſche" That-Sachen! (Facta infecta!)

Taſchenbuch für Forſt- und Jagdfreunde für das Jahr 1807. herausgegeben von L. C. E. H. F. von Wildungen, Oberforſtmeiſter zu Marpurg, und D. P. L. Bunſen, Fürſtlich Waldeckiſchem Regierungsrath. (mit niedlichen Kupfern) Marpurg 8. S. 181.

Dieß Taſchenbuch verdient einen Nachtrag im Morgenblatte. Nicht allein Dianas Geweihte, jeder Freund des Schönen und Nützlichen wird es mit Vergnügen leſen, um ſo mehr, als die Herausgeber dem Ganzen durch ein kleines Schauſpiel, Anekdoten, Gedichte und Charaden ein mehr Almanachmäßiges Anſeh'n gaben.

Man höre z. B. wie den genügſamen Kamtſchadalen ein erlegter Bär mit den meiſten ſeiner weſentlichſten Bedürfniſſe verſorgt:

„Bärenwildpret und Feiſt iſt ſeine Feſttagskoſt; die „Haut ſein Bette, ſeine Decke; aus ihr macht er ſich „Mützen und Handſchuhe, Halsbänder für ſeine Hunde und „Schuhſohlen, womit er auf dem Eiſe nicht ausgleitet. Die „Schulterblätter des Bären ſind, geſchärft, ſeine Sicheln „bey'm Grasmähen. Mit den dünne geſchälten Gedärmen „bekleiſtern die Schönen dort ihr Geſicht, um es vor Sommerflecken zu ſchützen. Ein Fenſter, damit überzogen, erhellt nothdürftig des Koſaken Hütte am Tage, und bey „Nacht eine Lampe, mit immerflüßigem Bärenöle getränkt."

Der Vorſchlag zu einer Holzpredigt, und einem Forſtkatechismus für das Landvolk, um dem Bauren Zutrauen in die Forſtamtlichen Anordnungen und Liebe zum Wald einzuflößen ꝛc. iſt aller Beherzigung werth. Warum ſollten Prediger, vorzüglich auf dem Lande, nicht die Gegenſtände der Forſtrügen unter der Rubrik von wirklichen Sünden mit aufführen?

Die ſchönen Leſerinnen macht Hr. Bunſen (S. 101) mit dem Recepte zu einem Bernhardiner Salmi, d. i. zum allervollkommenſten, unvergleichlichſten Schnepfen-Enten-Hüner- und Haſen-Ragout gefällig bekannt.

Vom Lobe der Eiche nur die drey letzten Strophen:

Selbſt nach deinem Tode wirſt du leben,
Umgewandelt durch des Künſtlers Hand;
Wirſt, ein Kriegsſchiff, auf den Fluthen ſchweben,
Schrecken bringend bis zum fernſten Strand.
Dienſt dem Britten, der mit ſtolzen Blicken
Sieggewohnt der Meere Scepter hält,
Oder trägſt auf deinem kühnen Rücken
Den Entdecker einer neuen Welt.
Rufet einſt, wie ihre Kinder alle,
Die Natur auch uns zur Ruh in's Grab,
Und die Axt hat dich erreicht, ſo falle
Auch für uns zum Sarg ein Brettchen ab.

Glücklich iſt aus dem Cynegeticon Nemeſians (eines Afrikaners, der gegen das Ende des dritten Jahrhunderts zu Carthago lebte) die Stelle von der Erziehung und Abrichtung der Windhunde in deutſchen Hexametern nachgebildet.

Das Schauſpielchen: **Zwey Augen für Eins** mag auf einem Geſellſchaftstheater, ja ſelbſt auf größer'n Schaubühnen, wenn das Komiſche und Herzliche gut dargeſtellt wird, ſeinen Effekt machen.

U.

Mirina, Königin der Amazonen. Dramatiſches Gedicht von Franz Holbein.

Es iſt nicht zu verkennen, daß Schillers „Jungfrau von Orleans" dem Gemählde dieſer weiblichen Heldin, die eben, wie jene, im Kampfe zwiſchen Männlichkeit und Weiblichkeit zu unterliegen droht, in der Ferne mindeſtens geſeſſen hat. So flüchtig der Verfaſſer hin und wieder auch gearbeitet hat, ſo iſt doch ein gutes Beſtreben und ein guter Sinn, (welcher mehr als jenes iſt), in ſeinem Gedichte nicht zu verkennen, und, in Verbindung mit einem guten Komponiſten, würde er gewiß der deutſchen Bühne eine treffliche Oper (woran es ihr ſo ſehr fehlt, ſeitdem gute Dichter ſich in dieſer Hinſicht ihr gänzlich entzogen haben) ſchenken; aus welchem Grunde denn auch hier beſonders auf dieſes Gedicht und ſeinen Verfaſſer hingedeutet wird.

A. K.

Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Holland im Jahr 1806. Herausgegeben von P. F. Brede. Erſter Band. Göttingen bey Heinrich Dietrich. 1807. S. 624. 8.

Es ſcheint in Deutſchland immer mehr Mode zu werden, daß junge Leute entweder reiſen, um ſchreiben zu können, oder ſchreiben, um reiſen zu können. Das Beſte hiebey iſt immer, daß die Sachen in der Welt, worüber ein ſogenannter Reiſebeſchreiber ſeine eigene perſönliche Anſicht zum Beſten gibt, Menſchen und Städte, Berge und Thäler, Theater und Freudenmädchen, und wie die lieben Gegenſtände alle heiſſen, in der Regel doch immer bleiben, wie ſie ſind; und ſo mag denn auch die deutſche Literatur, die von jeher ſehr gemiſcht geweſen iſt, und beſonders die Literatur der deutſchen Reiſebeſchreiber, die ohnedem ihre Unſterblichkeit nur nach Luſtern und Olympiaden berechnet, bleiben, was ſie iſt, und was ſie geweſen iſt.

Der Verfaſſer der vorliegenden Reiſebeſchreibung theilt über Deutſchland und Frankreich, und, wenn wir gleich den folgenden Band, der noch nicht erſchienen iſt, mit recenſiren, über Holland einige Bemerkungen mit, die aus dem Hamburger Correſpondenten genommen ſind, oder wenigſtens daraus hätten genommen werden können. Seite 96 ſpricht er von Frankfurt, und wundert ſich in einer Note über die Kurzſichtigkeit des Menſchen, da er die neueſte Cataſtrophe dieſer Stadt nicht vorausgeſehn habe. Doch was geſchrieben iſt, bleibe es, ſetzt er hinzu.

Einige Seiten vorher rückt er ein Fragment eines relegirten Studenten über Marburg ein, der die noch lebenden Profeſſoren der dortigen Univerſität critiſirt. Die nicht gemeine Trivialität ſeiner Reiſebemerkungen ſucht er hin und wieder durch ſeine eigene Individualität und Perſönlichkeit ummerklich zu machen, indem er ſich bald in einer Unterredung mit ſeinem Kutſcher, bald mit ſeinem Freund, bald mit ſich ſelbſt ſchildert, ohne daß weder ſein Kutſcher, noch ſein Freund, noch er ſelbſt dadurch intereſſanter würden. Auch die Verſe ſcheinen des Hrn. Brede größte Stärke nicht zu ſeyn, wenn ſie gleich in den Ton des Ganzen herrlich eingreifen.

S. 4. „Durch dich, Germania, führt mich die Bahn,
Wenn vorwärts ich, **und wenn ich rückwärts ſchreite,**
Doch ſollte lieber gänzlich von dir ſchweigen, (Ja wohl)
In weſſen Buſen noch ein **alter** Funken glimmt:
Denn eine hochbetrübte Magd biſt du,
Geächtet, und was bleibt dir weiter übrig,
Als Aſche auf dein **mattes** Haupt zu ſtreun? —
Auf denn (welcher Uebergang!) ein günſt'ger Wind **erwache,**
Ein guter Genius ſey Wächter und Pilot!"

Wir halten dieſe Reiſebeſchreibung für eine der größten Sünden, welche Sterne und Thümmel, oder vielmehr deren Nachahmer vom zweyten und dritten Rang zu verantworten haben. —

Notizen.

Von der diesjährigen Jubilate-Meſſe erhalten die Freunde der ächten deutſchen Muſe aus dem Verlage der HH. Orell, Füßli und Komp. in Zürich ein ſehr wichtiges Geſchenk mit dem **erſten Bande** von J. G. Jacobi's **ſämtlichen Werken**, einer zweiten, rechtmäſſigen, verbeſſerten und vermehrten Auflage. Vermehrt nämlich ſind ſie, nach der ſorgfältigſten Auswahl, mit den ſchönſten Blumen, womit dieſer ewig jugendliche Liebling einer höhern Grazie, ſeit der ehemaligen erſten Ausgabe, theils in ſeinen eigenen Taſchenbüchern, theils in ähnlichen fremden Sammlungen, uns immer neu beſchenkt und erfreut hat. Wie vieles Er aus jener erſten — mit einer Selbſtverläugnung, die bisher nie, oder nur ſelten, ihres gleichen fand — zu unterdrücken den Muth hatte, läßt ſich daraus abnehmen, daß die frühern zwey Bände nun in einen mäßigen zuſammenſchmolzen.

Ob er die Feile ruhen ließ? — **Keine einzige Seite** (ſchreibt uns ein Freund, der die Handſchrift der neuen Ausgabe in Händen hatte) iſt **unverändert**, und — was bey der Feile ſolcher Kunſtwerke ſo ſelten iſt — **keine unverbeſſert geblieben.** Dabey aber hat Jacobi, wie er am Schluſſe ſeiner in mehreren Rückſichten leſenswerthen Vorrede ſelbſt ſagt, die **große Wahrheit** nie vergeſſen, daß es nur Einen **guten Geiſt** für alle Zeiten gibt, und daß der Schriftſteller, der einen höhern Beruf fühlt, lieber ſeiner eigenen Zeit, als dieſem guten Geiſte, misfallen will.

Das Ganze iſt, wie es ſich gebührt, nach der Zeitordnung gereiht, und, zumal das älteſte, mit mancher anziehenden Einleitung oder Anmerkung begleitet. Dem Titelblatte gegenüber ſteht des Dichters Bild, welches, erſt im vergan-

genen Spätjahr in München nach dem Leben gemahlt, das Verdienſt der gröſten Aehnlichkeit hat, und von Hrn. Müller, dem Sohne, in Stuttgart — wie man ſich denken kann — vortreflich geſtochen iſt.

Dreymal willkommen, edler Sänger! — Sint modo virtuti tempora longa tuae! — Und wenn einſt der Genius des Todes ſpät ſeine Fackel ſenkt, ſo wird ein ſanfter Menſchenfreund an deinem Sarkophage zeugen:

„Sein Lied war Freude, war Natur,
„Und Unſchuld war ſein Leben nur.“

Im neuen Münchner literariſchen Anzeiger iſt eine für die Bibliographie überaus intereſſante Nachricht enthalten. Die dortige königliche Bibliothek beſitzt gegenwärtig das allerälteſte Denkmal der kaum ſich entwickelnden Buchdruckerkunſt: Eine Aufforderung der ſämtlichen Stände der Chriſtenheit, gegen die Türken zu Felde zu ziehen, in deutſchen Verſen, zu Ende des 1454ſten Jahres gedruckt. Die Exiſtenz dieſes Werkchens, welches aus 9 mit beweglichen Holztypen gedruckten Quartſeiten beſteht, war bisher völlig unbekannt; da ſchwerlich jemals ein anderes Denkmal von gleichem oder noch höherem Alter ihm an die Seite geſetzt werden dürfte: ſo wird künftig jene Aufforderung die ganze ungeheure Reihe der typographiſchen Produkte, von den einfachen rohen Holztypen bis zu dem ausgebildeten Luxus einer Didot'ſchen Prachtausgabe, nicht ohne Bedeutſamkeit eröffnen; ſchon das erſte Stück beurkundet jenes Hauptverdienſt der Buchdruckerkunſt, in ſofern wir ſie als Werkzeug der heutigen Bildung betrachten: ſchnelle Verbreitung der durch die Gegenwart veranlaßten ſchriftlichen Mittheilungen, und die dadurch beſtändig unterhaltene Wechſelwirkung auf Meinungen, Erfindungen, Kenntniſſe u. ſ. w.

Vom Baronet Sir Will. Young haben wir the West-Indian Commun Place Boock, und von Davis eine Biographie des Dichters Chatterton zu erwarten.

Rath Falk iſt „in Rückſicht auf die ausgezeichneten Dienſte, welche er in den geweſenen Kriegsunruhen Weimar geleiſtet,“ vom Herzog von Weimar zum wirklichen Legationsrathe mit Gehalt ernannt worden.

Prunklos, im Stillen würkt ſchon ſeit einigen Jahren eine Societé d'emulation pour le Pays de Vaud viel Gutes für Kunſt, Wiſſenſchaft und das allgemeine Beſte.

Dem Prof. Carl Reinhard zu Göttingen, Herausgeber der Polyanthea ꝛc. iſt vom Herzog von Sachſen-Gotha der Hofraths-Charakter beygelegt worden.

Die Sektirer im Kanton Appenzell der äuſſeren Rhoden.

(Beſchluß.)

In Urnäſchen wohnt ein ganz eigener Sektirer, der ſogenannte Bucken Döfeli, oder David Mettler, auf einem Berge — ein 82jähriger Greis. Er konnte nie weder leſen noch ſchreiben, hat ſchon ſeit vielen Jahren dem Gottesdienſte nie mehr beygewohnt, und viele ſeiner Landsleute halten ihn für einen Propheten. Er wurde vor einigen Jahren von der Obrigkeit zu einer beſchimpfenden Ausſtellung, mit einem Knebel in dem Munde, verurtheilt, weil er gegen weltliche und geiſtliche Vorſteher ſich ſchimpfliche Reden hatte zu Schuld kommen laſſen; ſeit dieſem Vorfalle iſt er nun vollends mit dem tiefſten Haſſe gegen beyde Stände erfüllt. Er behauptet, die Geiſtlichen verſtehen die Bibel nicht richtig, hingegen ihm habe ihren Sinn Gottes Geiſt ſelbſt geoffenbart. Er hält viel auf die Vorladung in's Thal Joſaphat, flucht öfters heftig, und vertheidigt die Lehre vom Purgatorio. Die Separatiſten halten ſehr viel auf ihn, ſchreiben ihm die Kraft zu, den Dieb geſtohlener Waaren zu entdecken, und berathen ſich öfters mit ihm aus fernen Gegenden her.

In den 1780er Jahren ſind die inſpirirten Appenzeller Schwärmer auſſerordentlich laut und zahlreich geworden. An ihrer Spitze ſtund ein hiſteriſches Mädchen, das ſogenannte Teuffer Babeli (Barbara Grubemannin von Teuffen), das häufig verzuckt wurde, mehrere Tage und Nächte ſich nicht bewegte, und dann — angeblich vom h. Geiſt getrieben, weiſſagte. Einer ihrer getreuen Anhänger, der lange mit Lavater korreſpondirt hatte, ſchrieb 1799 von der obigen Prophetinn folgendes: „Das kann ich Euch verſichern, daß ſie, durch einen 12jährigen Umgang mit den Engeln, einen großen Theil der Engelſprache verſteht . . Die längſte Zeit ihrer Verzuckung dauerte anhaltend 5 1/2 Tage und Nächte, und ſelbſt brennende Siegellaktropfen, welche die Examinatoren auf ihren entblößten Leib fallen lieſſen, erregten kein Zucken bey ihr.“ Sie predigte Buße, ſchalt auf die lauen Chriſten, namentlich auf ihre Prediger, und weiſſagte von den letzten Zeiten. Im Zuſtande der Begeiſterung befahl ſie im J. 1788 folgendes aufzuſchreiben, und es dem damaligen Hrn. Dekan Tobler in Teuffen zu übergeben: „Ich verkündige Euch im Namen der hochgelobten Majeſtät Gottes, wiewohl mit herzbrechendem Bedauren, dieſe Worte, welche Worte des Allmächtigen ſind: Ihr wollet nicht ſehen, Ihr wollet nicht hören; Ihr eſſet nicht meine Liebe; Ihr trinket nicht meine Gunſt. Darum will ich Euch zu eſſen geben meinen Zorn; ich will Euch zu trinken geben von meinem Grimm; ich will Euch ſehen laſſen Gerichte und ſchnellen Tod; kennet Ihr dieſe Worte nicht, ſo wird Euch die Erfahrung lehren.“ Der auſſerordentliche Zulauf des Volks, und der obigen ähnliche Aeuſſerungen mehr, beſtimmten die Obrigkeit, dieſe Perſon gefänglich einzuziehen. Während ſie zu Trogen in Verhaft war, fand man des Morgens ihre Gefängnißthüre immer offen, und ſie ſagte: der Prophet Eſaias öffne ihr dieſelbe. Der damalige Landammann Zellweger gab dem Waibel ein anderes Schloß und den Schlüſſel dazu; aber immer noch wurde die Thüre geöffnet. Nun ließ der Landammann ein großes franzöſiſches Schloß an die Thür hängen, und ſteckte den Schlüſſel davon zu ſich, mit der Erklärung: wenn der Prophet Eſaias dieſes Schloß nun auch unverſehrt öffne, ſo ſey er ein Meiſter; aber der Prophet blieb nun aus, und die Thür wurde nicht mehr eröffnet. Sie trieb es endlich mit Weiſſagungen und Viſionen ſo bunt, (ihre Richter ſah ſie in Banden, einen alten gehängten Schelm im Himmel, geiſtliche und weltliche Vorgeſetzte im Fegfeuer) daß ſie zur Zuchthausſtrafe verurtheilt ward. Im Zuchthaus zu Lindau ward ſie in einer Stunde der Verzuckung geſchwängert, erhielt dann aber auch Gelegenheit zu entwiſchen. Nachher heirathete ſie einen Thurgauer, und vagirt jetzt hin und wieder unter den Separatiſten herum, nicht auſſer Verbindung mit ihren Anhängern im Appenzellerland. Merkwürdig, aber ſehr leicht erklärbar iſt es, daß alle Appenzeller Separatiſten während der helvetiſchen Revolution ſehr leidenſchaftliche Freunde derſelben waren; Männer und Weiber, und zwar auch ſolche, die vor- und nachher ein ſtilles und eingezogenes Leben führten, äuſſerten ſich ſehr laut: vom Siege des Republikanismus erwarteten ſie eine humanere Regierungsweiſe und eine größere Denk- und Religions-Freyheit.

Beylage: Lied von Goethe, komponirt von Abeille.

Nro. 80.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 3. April, 1807.

Der Weiſ' iſt frey, du magſt ihn gleich in Ketten ſchlieſſen;
Ein Halbgott, der das Rad des Glückes tritt mit Füßen.

Opitz.

Vauvenargues.

Man hat den Werth dieſes Schriftſtellers erſt ſpät zu ſchätzen angefangen. Daß er in Deutſchland nicht bekannt geworden, iſt um ſo weniger zu verwundern, da er ſelbſt in ſeinem Vaterlande lange verborgen geblieben. Eine vollſtändige Sammlung ſeiner Schriften iſt erſt vor kurzem erſchienen *). Dieſen hat Suard eine Notiz über das Leben des Verfaſſers beygefügt, aus der wir die weſentlichſten Umſtände für unſere Leſer herausheben und mit einigen Bemerkungen begleiten wollen.

Luc de Clapiers, Marquis von Vauvenargues, aus einem alten, edeln Geſchlecht in der Provence, wurde den 10. Auguſt 1715 zu Aix geboren. Bey einem ſchwächlichen Körper und einer oft erſchütterten Geſundheit fehlte ihm in der Jugend Kraft und Neigung, ſich in die Studien zu vertiefen. So verließ er ohne beſondere wiſſenſchaftliche Bildung das Gymnaſium, und trat im achtzehnten Jahre in den Militärdienſt. Ein nachdenkender Geiſt findet in jeder Lage Gelegenheit, ſeine Kraft zu üben und zu entwickeln. Das zerſtreute Leben, welches Vauvenargues zu führen genöthigt war, hinderte ihn nicht, Beobachtungen über den Menſchen, ſeinen Geiſt und ſeine Verhältniſſe anzuſtellen, aus denen ſich nachher, als er ſich ganz der Muſſe widmete, umfaſſendere Anſichten entwickelten. Sein Gemüth war von einer ernſthaften, der Frivolität entgegengeſetzten Stimmung. Eine ſanfte Melancholie, die wie ein leichter Flor eine heitere, reine Seele umwölkte, welche jeder Empfindung des Großen Raum gab, und für jedes ſchöne Gefühl der Freundſchaft ſich liebevoll aufſchloß, machte ihn zu einem überaus intereſſanten Menſchen. Wer ihn kannte, liebte, ehrte und bewunderte ihn, und ſo bezaubernd war die Liebenswürdigkeit ſeines Charakters, daß Voltaire und Marmontel von ihm mit einer Begeiſterung ſprachen, wie von keinem andern ihrer Bekannten. Viele Widerwärtigkeiten, die er erduldet, hatten ihn weder zum Miſanthropen noch kleinmüthig gemacht. Seine im beſchwerlichen Feldzug in Böhmen 1742 zerrüttete Geſundheit hatte ihn genöthigt, den Militärdienſt, bey dem er ſein Vermögen aufgeopfert, zu verlaſſen. Lange Zeit bewarb er ſich vergeblich um eine diplomatiſche Stelle. Als ſich ihm endlich dazu einige Ausſichten eröffneten, wurde er von ſehr bösartigen Blattern befallen, die ſeine Geſichtszüge entſtellten, und ihn in einen Zuſtand immerwährender, hülfloſer Kränklichkeit verſetzten. Einem energievollen, lebhaft fühlenden Charakter, und einem Geiſte, der nach umfaſſender Thätigkeit ſtrebte, und für den Ruhm nicht unempfindlich war, mußte eine ſolche Lage unausſprechlich peinlich ſeyn. Aber eben im Unglück zeigte ſich Vauvenargues in wahrer Seelengröße. Er erſchien denen, die ſich ihm in ſeiner Abgeſchiedenheit näherten, wie ein ſeltenes Weſen, wie ein Weiſer des Alterthums. Das Unglück läuterte und ſtählte ſeinen Geiſt, und erhob ihn auf eine Höhe, die ſeinen Zeitgenoſſen, beſonders Voltairen, der ihn, wie er ſagte, im Herzen trug, ganz wunderbar und außeror-

*) Oeuvres complètes de Vauvenargues. T. 1. et 2. Paris chez Dentu. 1806. 8.

deutlich erſchien. Im zweyunddreyßigſten Lebensjahre ſtarb er. Wenige hat in dieſem Alter der Ruhm der Weisheit und Lebensheiligkeit mit ſo allgemeiner Stimme zum Grabe begleitet, als ihn.

Die Schriften, die er hinterlaſſen, ſind Bruchſtücke eines größern Werkes über die Moral, Lebensphiloſophie und Kritik. Es fehlte ihm zwar an wiſſenſchaftlicher Bildung gänzlich, und ſeine Lektüre ſowohl als ſeine Sprachkenntniß war ſehr beſchränkt; aber die Freyheit und der natürliche Reichthum ſeines Geiſtes erſetzten dieſen Mangel. Er hat mit origineller Anmuth und ſelbſt mit Beredſamkeit geſchrieben, und weil bey ihm jederzeit ſeine ganze Seele, Kopf und Herz mit ſeinem Gegenſtande beſchäftigt war, ſo iſt in ſeinem Styl klaſſiſche Einfachheit, Klarheit und Lebendigkeit. Einige der kürzern Bemerkungen und Maximen aus dem zweyten Bande ſeiner Werke mögen hier als eine leichte Probe ſeiner Lebensphiloſophie ſtehen:

Es iſt ein großes Zeichen der Mittelmäßigkeit, wenn Jemand immer nur mäßig lobt.

Vernunft und Freiheit ſind unverträglich mit der Schwäche.

Ehe man einen Mißbrauch angreift, ſehe man zu, ob man ihn in ſeinen Grundlagen zerſtören kann.

Wer nicht menſchlich iſt, kann auch nicht gerecht ſeyn.

Einige Schriftſteller nehmen in der Moral den Grundſatz der neuern Baukunſt an, wo man vor allen andern — auf die Bequemlichkeit ſieht.

Wer im Vergnügen nicht redlich iſt, wird es in den Geſchäften nur verſtellt ſeyn. Es iſt immer ein Kennzeichen wilder Gemüthsart, wenn das Vergnügen nicht menſchlich macht.

Der Handel mit der Ehre macht nicht reich.

Man muß ſich darüber, daß man keine großen Talente beſitzt, auf gleiche Art wie darüber tröſten, daß man nicht die vornehmſte Stelle einnimmt. Man kann über beydes durch das Herz erhaben ſeyn.

Vernunft und Ausſchweifung, Tugend und Laſter zählen ihre Glücklichen. Zufriedenheit iſt nicht immer ein Kennzeichen des Verdienſtes.

Wir entdecken in uns ſelbſt, was andere uns verbergen, und wir erkennen in andern, was wir uns ſelbſt verbergen.

Große Gedanken kommen aus dem Herzen.

Um große Dinge auszuführen, muß man leben, als ob man niemals ſterben würde.

Die Rathſchläge des Alters geben Licht ohne Wärme, wie die Sonne im Winter.

Im Leben eines einzigen Menſchen findet man die ganze Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes wieder, welches Wiſſenſchaft und Erfahrung nicht haben beſſern können.

Wir ſparen unſere Nachſicht für die Vollkommenen auf.

Die, welche über ernſthafte Neigungen ſpotten, lieben gemeiniglich ſehr ernſthaft — Kleinigkeiten.

Wir laufen bisweilen Menſchen nach, die uns durch ihr Aeußeres imponirt haben, wie junge Leute verliebter Weiſe einer Maske nachgehen, die ſie für die ſchönſte Frau von der Welt halten, und der ſie eher keine Ruhe laſſen, als bis ſie ſich ihnen entdeckt und — ein kleiner Kreol mit ſchwarzem Geſicht und Barte zum Vorſchein kommt.

Weder die Gaben noch die Schläge des Glückes kommen denen der Natur gleich, die es in der Strenge wie in der Güte gleich weit übertrifft.

Wenn man nicht ſchreibt, weil man denkt, ſo braucht man auch nicht zu denken, um zu ſchreiben.

Wer wiſſen will, ob ein Gedanke neu iſt, darf ihn nur ganz einfach ausdrücken.

Der erſte Seufzer der Kindheit iſt — für die Freyheit.

Nicht alle Unterthanen der Schönheit kennen ihre Gebieterin.

Gedanken werden wie die Kleider umgewandt, um ſie — länger zu gebrauchen.

Von jedermann gleich gut zu ſprechen, iſt eine kleinliche und ſchlechte Politik.

Wer ſich ſelbſt täuſcht, täuſcht über ſich auch andere.

Die Einſamkeit iſt das für den Geiſt, was die Diät für den Körper iſt.

Das Genie läßt ſich nicht nachmachen.

x
—
y.

Etwas

aus dem erſten Theile von Wenzel Scherffers Gedichten, zum Briege, M. DC. LII.

Wenzel Scherffer, ein Dichter voll Originalität und Kraft, deſſen geiſtliche und weltliche Gedichte ſogar auf großen öffentlichen Bibliotheken ſelt'ner angetroffen werden, verdient ehrenvolle Erwähnung. Beſonders wäre ſeinem trefflichen Gedicht von der alten Deutſchen Ankunft, Leben, Stärke, Sitten und Gottesdienſt, und mehreren ſeiner Beyſchriften (Epigramme), die er theils erfunden, theils aus dem Polniſchen des Dichters Jan-Kochanowskes überſetzt hat, Wiederauferweckung zu wünſchen. In Anſehung ſeiner Sinngedichte wird unſerem Verlangen in der epigrammatiſchen Anthologie von Haug und Weiſſer hoffentlich entſprochen.

Dießmal ſoll nicht vom Dichter, ſondern blos von einigen Stellen in ſeinem Buche, zur Unterhaltung der Leſer, die Rede ſeyn.

Beym Fürſtlichen Beylager des Herzogs Ludwig in Schleſien zur Liegnitz und Brieg, und der Herzogin Anna Sophia zu Mecklenburg im J. 1649 erblickte man auf der Prachttafel zwey Zuckerberge. Auf dem erſten ſind „die König- und Fürſtlichen Stammherren der vier „Fürſtlichen Häuſer Liegnitz, Mecklenburg, Podi„brad, und Anhalt, jedweder unter ſeinem Fürſtlichen

„Wapen geſtellt zu ſehen geweſen; hernach ein Aufzug deß „Neptuni als Herrens der Oſtſee, mit vielen Syrenen, „Delphinen und Meerwundern; und dann oben der Götter„Danz: als Mercurii, Solis, Jovis, Veneris, Martis, „Lunae und Saturni, denen Apollo unter'm kandirten Roß„marin Strauch ſitzend aufſpielete, u. d. g.

„Auf dem andern, welcher zwey Spitzen hatte, waren „auf deren einer zu ſehen zwey Mannesperſonen, welche „ſich lieblich umfiengen, und in einem gar engen raum ſich „wohlvertrugen, hiemit auf die Einigkeit deutend. „Auf der ander'n Spitzen, welche ſchon größern raum hatte, „waren zu ſehen auch zwey Mannesperſonen, welcher De„gen entblöſſet, und beyde einander vom Felſen ſtürzten, „daß jedweder ſo rückwärts und gleich hinter ſich im Falle „begriffen, hiemit auf Uneinigkeit deutend. Aus der „Berge Hölen und Klunſen ſahe man unterſchiedliche kriechende „Thier, als Drachen, Schlangen, Nattern, Heyderen „u. d. g. herfürkommen; wie auch hin und wieder ſich „allerley Geflügel, als der Phoenix, Pelican, Störche „u. d. g. zeigen.

„Unten aber um beyde Berge herum war ein brauner „Acker zu ſehen, auf welchem Cupido, der Bogen und Pfeile „weggelegt hatte, mit einem Seetuche umhangen gienge, „und Saamen ausſtreuete, hinter dem die Venus mit ei„nem Rechen, als eine Baurenmagd aufgeſchürzt gekleidet, „den Saamen untereegete.

„Nichts minder ſahe man ſchon allerley Menſchenglied„maaſe, als Finger, Hände, Arme, Köpfe, Leiber, Füſſe „u. d. g. im Acker aufgehen, welcher die Beyſchrift mit „Recht geführet:

Veneris mirabile semen!

Der Venus ihr wunderlich Seewerk!

Alles künſtlich in Zucker boſſiret von E. Breuern, Bürgern in Brieg, und durch einen im Berge verborgenen Kapellknaben auf der Tafel geſungen. Gedichtet und geſetzet mit drey Stimmen.

Die Tracht der Venus wird in einem Hochzeitliede, der Mode jener Zeit gemäß, ſo beſchrieben:

„Sehet die Zöpflein am zierlichen Köpflein,
„Sehet am Läpplein zwey perlene Tröpflein,
„Sehet der Schönſten goldgüldene Spänglein.....
—„Sehet der glänzenden Perlen Gedränge
„Um's alabaſterne Hälslein ſich ſchmiegen....
—„Sehet das zarte Gewebe von Leinen,
„Sehet die Silberhaut klärlich durchſcheinen,
„Als ein Schnee, der erſt vom Himmel geſtiegen.
„Sehet des Kammertuchs Ueberſchlag liegen,
„Vornen zwey, hinten zwey Spitzen ſich rügen,
„Nach der Bruſt als auch dem Rücken ſich ſchmiegen.
„Koſtbare Spitzen von Ellen dran kleben....
—„Sehet das Hemdlein in Falten geſchoben....
—„Sehet der Ermel ſtarrprauſendes Breſten,
„Ihrer vom Walzen entlehntes Befeſten.
„Sehet die Kreuslein ihr Händlein bezittern,
„Wie ſie ſich theilen und blätterícht ſplittern,
„Wie ſie zwey goldene Knöpflein beſchlieſſen,
„Waaß zu vertreten der Nadeln Amt wiſſen.....
—„Ach die ſo mancherley köſtliche Ringlen!
„Sehet dem Demant, dem ſpitzigen hellen,
„Seine Saphirne, Rubinne geſellen.
„Sehet das goldene ſechsmal geſchrenket,
„Das da bezeichnet, dabey man gedenket.
„Sehet der Fingerlein zierliche Scheiden,
„Sehet das Gold daran, ſehet die Seiden.
„Gelt! des Zibetes und Biſems wohl-ſchmecken
„Muß ſich mit Kraft bis in's Herz hinein ſtrecken.
„Sehet die Schühchen auf ſpitzigen Klötzlen
„Seidene Strümplein, du goldnes ſchſpretzlen (?)
„Regenbozfarbichte Bändlein drauf ſchweben,
„Sehet der Füßlein engzierliches Schreiten.
„Nichtes an ihr iſt im Argen zu deuten.

Dagegen iſt Vulkan auf das ungeheuerſte, mit den grellſten Farben ausgemahlt, bis auf

—„die krumen zwey Gänger,
„Deren der Linke zwey ſechzehntheil länger.

A.

Miszellen aus Nordamerika.

Die ſpaniſche Regierung gibt vor, daß man die Landzunge von Panama nicht ohne Gefahr für beyde Ufer durchſtechen könne, da das ſtille Meer weit höher als das atlantiſche ſey. (In Panama iſt die Fluth 14, in Portobello nur 3—4 Fuß). Ein Reiſender, welcher dieſe Gegenden genauer unterſuchte, hat in ſeinen dem Dr. Mitchill mitgetheilten Bemerkungen dargethan, daß ganz andere Urſachen die ſpaniſche Regierung an Ausführung dieſes Plans hindern, der ſich jedem aufdringt, welcher die Karte von Amerika anſieht.

Ein Engländer hat 1802 alle Platina, die nur in den Minen von Chaco gefunden wird, dem ſpaniſchen Gouvernement abgekauft. Der Handel wird durch Contrebande mit ungeheurem Riſiko getrieben, da auf die Ausfuhr Todesſtrafe geſetzt, und dieſes Metall zehnmal ſeltener iſt, als Gold.

Ein philadelphiſcher Schriftſteller will den vereinigten Staaten Fabriken, beſonders Woll- und Meſſerfabriken, anräſonniren. Ein anderer gab ſich die undankbare Mühe, dieſen Herrn zu widerlegen; der wohl ſchwerlich weiß, daß der Landbau der beſte Fabrikzweig in einem Land iſt, das nur 1/10 ſeines Bodens bebaut hat.

Warden, zugleich Arzt und Sekretär der amerikaniſchen Geſandtſchaft zu Paris, hat Cuviers Lobrede auf Prieſtley ins Engliſche überſetzt. Von deſſen Biographie (angefangen von ihm ſelbſt, von Cowper in Philadelphia vollendet) iſt der erſte Band in London erſchienen; der zweite folgt bald.

Eine militäriſch-phyſiſche Geſellſchaft hat ſich in Westpoint am Hudſon, unter dem Schutze Jeffersons und des Kriegsſekretärs gebildet. Der Ingenieur-Obriſt Williams iſt zum Präſidenten erwählt worden. Sie hat Vervollkommnung der Kriegskunſt zum Zwecke.

Anekdote.

Als die Nachricht von der unglücklichen Schlacht bey Jena in Berlin eintraf, machte bekanntlich der damalige Gouverneur, Graf von der Schulenburg, dieſen Unfall dem Publikum durch einen Anſchlagzettel kund, welcher alſo lautete: Der König hat eine Bataille verloren; Ruhe iſt jezt die erſte Bürgerpflicht; ich fordre ſie von den Einwohnern von Berlin u. ſ. w. Nun hatte die Bürger-Garde die innern Wachen der Reſidenz beſezt. Ein Mitglied dieſes Korps, auf Schildwacht ſtehend, entſchläft, von des Tages Laſt und Hitze ermüdet. Die Patrouille überraſcht ihn. „Wie kann man ſchlafen auf ſeinem Poſten?“ fährt der Anführer den Erwachten an: „Um Verzeihung“ antwortet er — „Ruhe iſt jezt die erſte Bürgerpflicht, Graf Schulenburg hat ſie gefordert, und ich bin ein guter Bürger!“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, im Febr.

(Fortſezung.)

Was man wohl in Deutſchland nicht errathen würde, iſt, daß die franzöſiſchen Journaliſten und Kritiker dieſe dramatiſchen Ungeheuer le genre allemand nennen, und ſich einbilden, daß ſie uns nachgebildet ſeyen, und daß ein deutſches Publikum in denſelben ſeine höchſte Ergözung finde; ich werde weiter unten Gelegenheit haben, die Anſicht dieſer Herrn, was unſere Literatur betrifft, und ihre Beurtheilung derſelben noch klarer zu machen. Aber was ſie uns Deutſchen ſo gern zum Vorwurf machen möchten, fällt ganz auf ihre Landsleute zurück; denn dieſe Werke, welche unſere Theater in ganz kurzer Zeit leer laſſen würden, füllen die Pariſer ganz an, und ſind eine der mitwürkenden Urſachen, warum die erſten Schauſpielhäuſer nur zu oft leere Bänke haben. Ganz neuerlich hat ſich noch eine neue Gattung von Schauſpielen auf den Boulevards eingedrungen, wovon man wohl eher den Urſprung bey uns finden würde, obgleich keiner der vielwiſſenden franzöſiſchen Kritiker ſo etwas geahndet zu haben ſcheint: es ſind dieſes die Zauberſpiele, wo höhere Weſen in unmittelbarer Thätigkeit erſcheinen, und welche offenbar von unſern Zauberopern, unſern Donaunixen, Sternenkönigin u. ſ. w. entlehnt ſind. Verwandlungen, häufiger Wechſel der Dekorationen und ſonderbare Erſcheinungen und Geſtalten ſind in jenen wie in dieſen die Hauptſache, und je mehr überirdiſche Kräfte einwürken, je größer die Zauberei und der Unſinn, um ſo ſtärker drängt ſich die Menge herzu; ſo hat ein Werk dieſer Art, das unter dem Titel le pied de Mouton in dem Theater de la Gaieté gegeben wird, bereits hintereinander 70 Vorſtellungen erlebt; ganz Paris fährt und läuft herbey, es zu ſehen, und, wie es ſcheint, ſind die Neugierde und der Beyfall noch lange nicht erſchöpft. Auch unſere Schweſtern von Prag haben während dem Karneval in dem Theater der l'Impératrice ein paſſendes Seitenſtück gefunden; der Carneval de Beaugensy, unter dieſem Namen iſt es auf die Bühne gebracht worden, hat eben ſolche Ungereimtheiten und Trivialitäten aufzuweiſen, wodurch jene und einige andere unſerer neuern Opern ſich in den Beſiz geſezt haben, allen guten Geſchmack zu verdrängen; ein Bedienter erſcheint in weiblicher Kleidung, gibt ſich für ein junges Mädchen aus, und mit Hülfe dieſer Vermummung erreicht er ganz ſeinen Zweck, welcher kein anderer iſt, als den Nebenbuhler ſeines Herrn, der in ihm wirklich die ihm beſtimmte Braut zu finden glaubt, von ſeinen Heirathsprojekten abzuſchrecken. Zulezt erſcheint der abgewieſene Bräutigam auf einem Pferd von Pappendeckel mit Feuerwerk angefüllt, das während ſeiner Cavalcade, zur großen Erbauung des Publikums, losbrennt. Dieſes würdige Produkt ſollte eigentlich nur während dem Karneval den Pariſern zur Ergözung dienen; allein es hat ſo vielen Zulauf gefunden, daß es noch immer gegeben wird, obgleich ſchon vor geraumer Zeit die lezte Vorſtellung davon angekündigt wurde.

Alles, was ich hier bemerkt habe, beweist wohl zur Genüge, daß unſere Nachbarn, welche ſo ſehr geneigt ſind, mit Geringſchäzung von unſern dramatiſchen Werken und mit Verachtung von dem Goût Germanique in theatraliſcher Hinſicht zu ſprechen, weniger ſtark in die Poſaune ſtoßen ſollten, wenn ſich Gelegenheit findet, ſich mit uns in Parallele zu ſtellen, und daß ein beſcheidener Rückblick auf ſich ſelbſt ſie billiger machen ſollte; ich finde mich um ſo lebhafter aufgefordert, dieſe Bemerkung niederzuſchreiben, als die Eröffnung einer neuen Bühne in Paris den franzöſiſchen Kritikern neuerlich häufige Veranlaſſung gegeben hat, ihre Pfeile auf uns loszuſchießen, und uns kaum eine Stelle in dem Vorhof des Tempels anzuweiſen, in deſſen Heiligthum ihre Landsleute allein eingedrungen ſeyn ſollen. Der Endzweck bey Eröffnung dieſer Bühne, welche ihre Vorſtellungen in dem Theater Molière unter dem Titel: Les variétés étrangéres, gibt, war nämlich, nur dies Stücke auf ſelbige zu bringen, welche aus fremden Sprachen entlehnt, in das Franzöſiſche überſezt würden, um dadurch, wie die Adminiſtration dem Publikum in der Rede eines Schauſpielers, welche der erſten Vorſtellung vorhergieng, bemerken ließ, die Franzoſen mit dem Reichthum ihrer Nachbarn bekannt zu machen. An dieſen Reichthum wollten nun freilich die hieſigen Journaliſten nicht glauben; inzwiſchen konnte man ſich um ſo weniger verſagen, der Abſicht Beyfall zu ertheilen, als bey der Unbekanntſchaft der meiſten, ſelbſt gebildeteren Franzoſen mit den fremden Sprachen dieſes die einzige Art iſt, wie ſie einige Kenntniſſe des dramatiſchen Theils der fremden Literatur erlangen können; allein man nahm gleich Veranlaſſung, dieſe mit der angewöhnten Verachtung zu behandeln, und die fremde Geſchmackloſigkeit als eine Urſache anzuführen, an der die ganze Entrepriſe nothwendig ſcheitern müſſe. Durch ſolche Inſinuationen mußte das Publikum irre geleitet werden, und die Vorurtheile gegen die deutſche und engliſche Bühne wurden allgemeiner, ſo daß wohl wenige Menſchen die Variétés étrangéres beſuchten, ohne davon angeſteckt zu ſeyn; allein ſie waren doch nicht würkſam genug, um das wahre Verdienſt zu unterdrücken, und den Schreyern und ihrem Schimpfen zum Troz erhielt bis jezt die bey weitem größere Anzahl der aufgeführten Stücke ungetheilten Beyfall; vorzüglich haben mehrere von Kotzebue, das Epigramm, die Beichte, Armuth und Edelſinn, die Kriegs-Kontribution, und das Mädchen von funfzehn Jahren, und der Shawl aus dem Engliſchen, ausnehmend gefallen. Es iſt kein Zweifel, daß eine Bühne, der ein ſo reichhaltiges Repertorium zum Auswählen überlaſſen iſt, noch größern Zulauf haben würde, wenn nicht dieſer durch die Concurrenz der 18 bis 20 hieſigen Theater, und beſonders durch die bereits bemerkte Vorliebe fürs Abentheuerliche und Wundervolle, welches die Menge beſtändig nach den Boulevards lockt, vermindert würde. Allein in den Augen der kritiſchen Journaliſten gilt die Stimme des Publikums, das ihren Verdammungs-Urtheilen nicht beygetreten iſt, für nichts; und ſo günſtig auch die allgemeine Meynung für die benachbarten, beſonders die deutſchen dramatiſchen Werke, geurtheilt hat, ſo laſſen ſie ſich dadurch nicht abhalten, noch immer ihre Bannſtrahlen dagegen zu ſchleudern.

(Die Fortſezung folgt.)

Nro. 81.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 4. April, 1807.

Die Hoffnung träumt, was nie vielleicht geſchieht;
Indeſſen flieht, und ungekannt entflieht
Die Freude, die uns nahe ſchwebt.

Uz.

Wallenſtein und Seni.

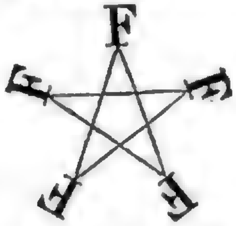
Wallenſtein.

So iſt er todt, mein alter Freund und Lehrer?

Seni.

Er ſtarb zu Padua in ſeinem hundert
Und neunten Lebensjahr, grad' auf die Stunde,
Die er im Horoſcop ſich ſelbſt beſtimmt;
Und unter drey Orakeln, die er nachließ,
Wovon zwey in Erfüllung ſchon gegangen,
Fand man auch dieß, und alle Welt will meinen,
Es geh' auf dich.

(Er ſchreibt mit großen Buchſtaben auf eine ſchwarze Tafel.)



Wallenſtein (auf die Tafel blickend).

Ein fünffach F. — Hm! Seltſam!
Die Geiſter pflegen Dunkelheit zu lieben —
Wer mir das nach der Wahrheit leſen könnte.

Seni.

Es iſt geleſen, Herr.

Wallenſtein.

Es iſt? Und heißt?

Seni.

Du hörteſt von dem ſiebenfachen M,
Das von dem nämlichen Philoſophus
Kurz vor dem Hinſcheid des hochſeligen Kaiſers
Matthias in die Welt geſtellet worden.

Wallenſtein.

Ja wohl! Es gab uns damals viel zu denken.
Wie hieß es doch? Ein Mönch hat es gedeutet.

Seni.

Magnus Monarcha Mundi Matthias Mense
Majo Morietur.

Wallenſtein.

Und das traf pünktlich ein, im May verſtarb er.

Seni.

Der jenes M gedeutet nach der Wahrheit,
Hat auch dieß F geleſen.

Wallenſtein (geſpannt).

Nun! Laß hören!

Seni.

Es iſt ein Vers.

Wallenſtein.

In Verſen ſpricht die Gottheit.

Seni.
(Schreibt mit groſsen Buchſtaben auf die Tafel.)

Wallenſtein (lieſt).
Fidat Fortunae Friedlandus.

Seni.
Friedland traue dem Glück. (Schreibt weiter.)

Wallenſtein (lieſt).
Fata Favebunt.

Seni.
Die Verhängniſſe werden ihm hold ſeyn.

Wallenſtein.
Friedland traue dem Glück! Die Verhängniſſe werden
ihm hold ſeyn.
(Er bleibt in tiefen Gedanken ſtehen.)
Woher dieſs Wort mir ſchallt — Ob es ganz leer,
Ob ganz gewichtig iſt, das iſt die Frage!
Hier gibt's kein Mittleres. Die höchſte Weisheit
Gränzt hier ſo nahe an den höchſten Wahn.
Wie ſoll ich's prüfen? — Was die Sinne mir
Seltſames bringen, ob es aus den Tiefen
Geheimniſsvoller Kunſt heraufgeſtiegen,
Ob nur ein Trugbild auf der Oberfläche —
Schwer iſt das Urtheil, denn Beweiſe gibt's
Hier keine. Nur dem Geiſte in uns
Gibt ſich der Geiſt von auſſen zu erkennen.
Wer nicht den Glauben hat, für den bemühn
Sich die Dämonen in verlornen Wundern,
Und in dem ſinnvoll tiefen Buch der Sterne
Lies't ſein gemeines Aug' nur den Kalender.
Dem reden die Orakel, der ſie nimmt,
Und wie der Schatte ſonſt der Würklichkeit,
So kann der Körper hier dem Schatten folgen.
Denn wie der Sonne Bild ſich auf dem Dunſtkreis
Mahlt, eh' ſie kommt, ſo ſchreiten auch den groſsen
Geſchicken ihre Geiſter ſchon voran,
Und in dem Heute wandelt ſchon das Morgen.
Die Mächte, die den Menſchen ſeltſam führen,
Drehn oft das Janusbild der Zeit ihm um,
Die Zukunft muſs die Gegenwart gebähren.

Fidat Fortunae Friedlandus, Fata Favebunt.
Es klingt nicht, wie ein menſchlich Wort — die Worte
Der Menſchen ſind nur weſenloſe Zeichen,
Der Geiſter Worte ſind lebendige Mächte.
Es tritt mir nah wie eine dunkle Kraft,
Und rückt an meinen tiefſten Lebensfäden.
Mir iſt, indem ich's bilde mit den Lippen,
Als hübe ſich's allmählig, und es träte
Starrblickend mir ein Geiſterhaupt entgegen —

Die Reiſe nach Mecca.
Eine orientaliſche Erzählung,
nach Abrien de S.

Zur Zeit des Kalifen Abu-Jafar Almanzor lebten zu Bagdad zwey Jünglinge, die ſich mit der wahrſten und zärtlichſten Freundſchaft liebten. Sie waren mit einander erzogen worden, und beynahe von gleichem Alter. Jenes innige ſüſse Gefühl hatte ſich allmählig mit den Jahren entwickelt, und die ſtärkſten Wurzeln in ihrem Herzen gewonnen. Einer hieſs Abdulhaſſan, der andre Adelhamed. Letzterer hatte den ſechsten Tag des Ramazan ſein zwanzigſtes Jahr erreicht, und Abdul ſein einundzwanzigſtes am zweyten Tage des Mondes Saphar. Bis auf dieſen Augenblick war jede Leidenſchaft ihnen fremd geblieben. Noch kannten die jungen Herzen nur die Freundſchaft.

Eines Tags luſtwandelten ſie zuſammen an den Ufern des Tygris, der Bagdads Mauern beſpült, als ſie einen armeniſchen Handelsmann erblickten mit einem Zuge von Sklaven. Er nahte ſich ihnen, und ſprach: „Jünglinge! Der Geiſt des groſsen Propheten ſey mit euch! — Ich habe Sklavinnen von der blendendſten Schönheit. Findet euch morgen früh' auf dem Markte von Bagdad ein. Ihr könnt dann unter den ſchönſten Mädchen Aſiens auswählen nach Belieben.“ Sie verſprachen zur beſtimmten Zeit einzutreffen, ſetzten ihren Spaziergang fort, kehrten in die Stadt zurück, und ſchieden.

Adelhameds Blicke waren auf eine junge Georgierin gefallen. Ihr feiner Wuchs, ihre Grazie hatten ihn bezaubert. Sie gieng verſchleyert, aber die Liebe drang durch den Schleyer, und Adelhameds entflammte Phantaſie lieſs ihn die Reitze ahnen, die er nicht ſehen konnte. Um die achte Morgenſtunde begab er ſich mit einer Summe Geldes (ſie war ſein ganzer Reichthum) auf den Markt. Er trieb ziemlich beträchtliche Handelsgeſchäfte; aber ſein Hauptgut beſtand in Waaren jeder Gattung. Er findet den Handelsmann, redet ihn an, und bittet, ihm die mitgebrachten ſchönen Sklavinnen zu zeigen. Der Handelsmann führt ihn in ein geräumiges Haus, welches er zu ſeinem Gewerbe gemiethet hatte, und erzählt ihm unterwegs, daſs ſchon ein junger Mann gekommen ſey, um ſeine Sklavinnen zu ſehen, daſs er auf Eine vor Allen, für die er gern alle Schätze Perſiens hingäbe, ſein Augenmerk gerichtet, aber, nicht reich genug, eine Schönheit von ſo hohem Preiſe zu erkaufen, die Verzweiflung im Herzen, ſich zurückgezogen habe. Adelhamed achtet nicht ſehr auf die Worte des Handelsmanns, und tritt mit ſtürmiſcher Ungeduld in den Saal, wo zwölf ſchöne Georgierinnen, ſtehend, ohne Schleyer, traurig ihr Loos erwarten. Adelhamed ſieht nur Eine, verweilt nur bey Einer. Sie iſt kaum ſechzehen Sommer alt, ihre Haut blendendweiſs, ihre Züge vollkommen regelmäſsig, ihr Blick unausſprechlich ſanft. Sie ſchlägt

ihre ſchönen himmelblauen Augen nieder, und die Roſen der Schaam entfalten ſich auf dem zarten Sammt ihrer Wangen. Adelhamed hatte plötzlich das junge Mädchen erkannt, das ihm am Abend zuvor auszeichnungswerth ſchien. Sie iſts, er zweifelt keine Minute. Sagt es ihm ja ſein Herz, und das Herz täuſcht nicht. Er betrachtet ſie mit Bewunderung, mit einer Art Wahnſinn; er wäre der Menſchen glückſeligſter, wenn er der Eigenthümer ſo zahlloſer Reitze werden könnte; aber er iſt auch der unglückſeligſte, wenn er ohne dieſes Kleinod leben ſoll, für das er alle Kronen des Erdballs gäbe. Furcht und Sorge beſchleichen ſein Herz. Er weiß, daß er mit all ſeinem Vermögen die ſchöne Zuleima nicht bezahlen kann. Dem Handelsmann entgeht die heftige Erſchütterung des jungen Mannes nicht. „Wohlan, Jüngling!“ ſagt er; „Sechshundert Tomans, und dieſe ſchöne Sklavin iſt dein.“ — Sechshundert Tomans! rief Adelhamed, und ſchlug ſich vor die Stirn. „Ach, tauſendmal gäb' ich alles, was ich beſitze; aber ſechshundert Tomans! Ich habe ſie nicht, habe nur die Hälfte. Oh, ich Unſeliger! Ich bin verloren! Ein andrer wird Zuleima beſitzen! Doch — Geduld, Handelsmann! Ein wenig Geduld! Ich habe einen Freund, der vielleicht .... Ja, ich hoffe, Zuleima zu beſitzen. Ich fordre nur ein Stündchen Zeit. Ich fliege fort, ich fliege wieder her.“ — Adelhamed eilt zu ſeinem theuren Abdulhaſſan. Man ſagt ihm, Abdul ſey ungewöhnlich früh ausgegangen, nur auf einen Augenblick zurückgekommen, und in einer ſonderbaren Bewegung geweſen. Er hat euch geſucht, Herr! fügte ein Sklave auf Adelhameds Frage hinzu, und muß wohl in dieſem Moment in eurem Hauſe ſeyn. Adelhamed läßt es ſich nicht zweymal ſagen, eilt hin, und findet ſeinen Freund, der ihn ungeduldig erwartet, und, alle Lebensgeiſter aufgewiegelt, in ſeinem Gemach' umherſchreitet. Kaum erblickt er ſeinen Freund, ſo wirft ſich Abdul in ſeine Arme, und ruft: „Adelhamed, ſey mein Retter! Laß mich dir mein Glück, mein Leben dir danken!“ — „Rede, ſagt Adelhamed, ich bin dein bis zum letzten Hauche, bis auf den letzten Blutstropfen dein!“ — „O, ſpricht Abdul, ich zählte ganz auf dich. Höre, mir fehlen für den Augenblick dreyhundert Tomans, ich muß ſie haben, ſie ſind zu meinem Glücke nothwendig. Von dieſer Summe hängt mein Daſeyn ab!“ — Adelhamed ſteht einen Augenblick wie verſteinert, beobachtet ein tiefes Stillſchweigen, und wagt es nicht, in das Antlitz ſeines Freundes zu ſchauen, der mehr fordert, als das Leben. „Ach, beginnt Abdul wieder; du antworteſt mir nicht, ich dolmetſche dein Stillſchweigen; du haſt die Summe nicht, die ich verlange. Wenn du ſie hätteſt, du zögerteſt nicht!“ Dieſe Worte bringen Adelhamed wieder zu ſich. Er ſtürzt an den Buſen ſeines Freundes, drückt ihm die dreyhundert Tomans in die Hände. Nimm! ſagt er; ſey glücklich! Abdul ergreift raſch die Börſe ſeines Freundes, und verläßt ihn mit der Eile des Blitzes.

Unterdeſſen iſt Adelhamed in tiefen Schmerz verſunken, und mittellos. Er bereut nicht, was er für Abdul that; aber er hatte ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, Abdul könne ihm die zur Erkaufung ſeiner Auserkohrnen nothwendige Summe vorſtrecken, und nun borgte Abdul von ihm all ſein Geld, das er beſaß. Welch ein Mittel bleibt noch übrig, auf der Stelle ſie, die er liebt, anbetet, zu erhalten? — Keines! und er fällt in Verzweiflung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schillers Porträt.

Schiller iſt und bleibt der Liebling aller deutſch redenden und deutſch fühlenden Menſchen. Er greift dem Deutſchen am tiefſten in die Bruſt, und erwärmt uns zu dem Patriotismus, der allein auch im untergegangenen Deutſchland noch beſtehen kann. Es iſt bemerkenswerth, daß, ſeit Berlin unter einer fremden Herrſchaft iſt, auf dem dortigen Theater, auſſer der überſetzten Phädra, die nur Schillers Stiefkind iſt, nur 3 Stücke von Schiller gegeben werden konnten; daß aber zu gleicher Zeit die neue große Theaterumänderung in Wien auch darum mit ſehr populär iſt, weil man durch ihre Einrichtung alle unſterbliche Werke Schillers in unverkümmerter Schönheit und anſtändiger Ausſchmückung nun auch dort auf der Bühne zu ſchauen hoffen darf.

Porträtſammler zählten ſchon 12 Porträts, und die Freunde der Sculptur 4 verſchiedene Büſten des Dichters. Jetzt iſt im Verlag des Induſtrie-Komtoirs in Weimar ein neues Porträt von unſerm Dichter in demſelben Format, wie das früher bey Frauenholz erſchienene, herausgekommen*). Es iſt weder radirt, noch punktirt, noch geſchabt, ſondern, wie ſolche Bilder doch alle ſeyn ſollten, durch den verſtändigen und kräftigen Grabſtichel des Kupferſtechers Heinrich Schmidt ſehr wacker ausgeführt. Das Original, wornach dieſer Stich gearbeitet wurde, iſt ein Gemählde einer rühmlich gekannten Dilettantin in Stuttgart, Madame Simanowitz, das der Dichter lange in ſeinem Zimmer hängen hatte, und dann ſeinem trefflichen Freund, dem geh. Kirchenrath Griesbach, zum Andenken hinterließ, als er von Jena nach Weimar zog. Bekanntlich wohnte Schiller mehrere Jahre im Hauſe Griesbachs in Jena, bevor er ſeinen freundlichen Garten vor der Stadt erkaufte. Die meiſten Porträts, die neuerlich von Schiller erſchienen, ſind nicht ohne charakteriſtiſche Aehnlichkeit. Aber ſie geben uns die durch vielfache körperliche Leiden und mehrere harte Krankheiten mehr und mehr entſtellten Züge des ſich ſo ſchnell aufreibenden, ſich nur zu ſehr im Ringen nach dem Höchſten erſchöpfenden Künſtlers. Sie haben alle etwas Leidendes, und wo der Mahler Begeiſterung ausdrücken wollte, wurde es Krampf. In dieſem Bilde iſt noch die jugendliche Fülle ausgedrückt. Der leiſe vorwärts geneigte Kopf, der nicht ſtarr, aber feſt abwärts ſchauende Blick iſt auch ſchon mehr in Penſoroſo. Aber es umſchwebt eine holde Lieblichkeit die freundliche Lippe des Sängers. Es iſt, als hätte er eben das Lied an Laura geſungen, und die Worte ausgeſprochen:

> Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
> Der zum Geiſt gewaltig zwingt den Geiſt.

Die Kupfertafel hat noch vor ihrer Vollendung alle Schreckniſſe der Szenen vor und nach dem 14 Oktober in Jena mit ausgehalten, wo der Künſtler auch das Schickſal der meiſten übrigen Bewohner theilte, und iſt faſt durch ein kleines Wunder gerettet worden. Es iſt ein braves Bild!

---

*) Es koſtet 1 Laubthaler.

Der Repräſentant des Publikums.

Caſaubonus zitterte, wenn er ſchrieb. Denn er dachte: „Joſeph Scaliger wird es ſehen!“ De Thou wollte ſeine Geſchichte zerreiſſen, als er des gelehrten Petrus Pithöus (Pithou) Tod erfuhr. „Ich habe“ ſo rief er, „den verloren, der mich beurtheilen konnte und wollte.“

Der gute Schriftſteller hat immer einen Mann vor Augen, in deſſen Gegenwart er zu ſchreiben glaubt. Er iſt ihm Repräſentant des Publikums.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, im März.

So traurig unſer Schickſal iſt, ſo verdunkelt unſre Ausſichten in die Zukunft ſind, und ſo ſehr Leiden des Kriegs auf alle Art uns drücken, ſo — treten Sie, mein Freund, einmal bey uns in ein Garten- oder Kaffeehaus, oder in einen Konzertſaal oder ins Theater, und Sie werden kaum glauben, daß dieſe heitern Menſchen erſt kürzlich noch alle Drangſale einer eben ſo zwecklosen als fürchterlichen Vertheidigung gegen tapfere Belagerer ausgeſtanden haben. Die Schleſier ſind ein gutmüthiges Völkchen, grade, bieder, ſie wären der friedlichſten Regierung werth. Es lebt ſich bey ihnen, wie in einem Familienkreiſe, und willig duldend ertragen ſie dem unerläßlichen Mißgeſchick; haben auch immer bald wieder offene, empfängliche Herzen fürs Schöne und Gute, für Freude und Theilnahme. Um ſo mehr verdienen Schleſiens brave Einwohner Mitleid und Schonung; ihre Unſchuld iſt ſo kunſtlos. Ich ſpreche vom Bürger- und Mittelſtande; auch der Adel nähert ſich dieſen Sitten, und was man von Greueln und Schlechtigkeiten im jetzigen Kriege, als von Schleſiern ſelbſt geübt, hört, trifft jene nicht; ſondern das liederliche Geſindel aller Racen, das zu viele Nachſicht geduldet hat, und das an der Gutmüthigkeit des Volks ſich frech rieb. — Möchte Napoleons ſchützende Aegide dieſem braven Volke wieder Gedeihen gewinnen! — Es iſt deſſen werth! —

Dieſe heitere Seite faſſe ich auf und ſchweige von dem erſchütternden Elende, das des Krieges Laſten über uns bringen; ein heitrer Sonnenblick gewährt ſchon Troſt, oft Segen; an ihm will ich mich und meine Mitbürger laben; er iſt jener ſchöne Charakterzug; ſo hab' ich dies Volk im tiefſten Leiden lieben gelernt. —

Ich führe Sie in unſer Schauſpielhaus; es iſt täglich gefüllt; Baierns Krieger und die Großen, welche den Prinzen Jerome umgeben, beehren es ſtets mit Beſuchen, und ſo verſcheucht auch Breslaus Einwohner anfangs hier ſchienen, ſo freundlich ſieht man ſie jetzt unter den Fremden. — Opern konnten ſeither nicht gegeben werden, weil unſre Sängerinnen krank waren. Noch iſt Mad. Müller, unſere erſte und eine ſehr talentvolle Sängerin, nicht geneſen; dadurch entbehrt man viel; Mad. Schüler iſt wieder geſund und brillirt als Vitellia im Titus; aber ſo brav ſie ſingt, ſo ſchlecht iſt ihre Darſtellung, und dadurch leidet die Kunſt. Mad. Stock, geb. Mainzer, eine Schülerin Righini's, iſt ſeit 8 Tagen hier und wird engagirt; ſie iſt im ächten Sinne des Wortes eine Sängerin; ſie hat eine angenehm-liebliche, ätherreine Stimme, voll feiner Nüanzen, ihr Ton iſt melodiſch, zwar nicht von hinreiſſender Stärke und Höhe; er reißt nicht in hohem Fluge mit fort, aber unterhält in holder Harmonie, tönt ſo zart, daß man ſelbſt zu ſanften Gefühlen geſtimmt wird. Ihren ſchönen, feingebauten Körper weiß ſie mit viel Anſtand zu tragen; ſie deklamirt richtig, durchdacht, mit Gefühl und Charakter, und ſtellt, was man ſelten bey Sängerinnen findet, auch mimiſch gelungen die Charaktere dar. Wir ſahen ſie als Donna Anna im Don Juan, als Conſtanze, als Fanchon und Gräfin Armand. Rauſchender Beyfall ward ihr ſtets zu Theil; ſie zeigte Genie und Kunſttalent; ward jedesmal mit Jubel hervorgerufen, und verdiente dieſe Ehre, welche jetzt nur zu häufig ſelbſt — Seiltänzerſprüngen — zu Theil wird. Hrn. Schüler, einem wackern Komiker, Hrn. Kaibel, einem jungen Künſtler von Kopf und Geiſt, und Hrn. Schwarz, einem in Charakterrollen wirklich ſeltenen Künſtler, ward jedoch die Ehre, ſo oft ſie erfolgte, immer mit Recht gegeben. — Auch Hr. Geyer, aus Stettin, iſt engagirt worden, und bewies, daß man an ihm eine vortheilhafte Acquiſition machte. — Noch iſt unſere Bühne ohne einen Dramaturgen; der würdige Hr. Profeſſor Rhode (Ueberſetzer des Oſſians) hat den Poſten nicht wieder angetreten; die Differenz deshalb iſt mir unbekannt; beklagenswerth iſt dieſer Verluſt, denn Rhode iſt ein Mann von eben ſo vorzüglichem Geiſte, als rechtſchaffenem Herzen. Ein gewiſſer Hofrath Fiſcher ſoll dieſen Poſten jetzt begleiten, und zwar — unentgeltlich — der einzige Werth, den dieſe Anſtellung haben kann; denn der Mann, das iſt bekannt, kennt von der Dramaturgie kaum ein Jota; er iſt ein Juriſt geweſen, und im Gebiete des Wiſſens von Künſten und Literatur Fremdling; blos das — unentgeltliche Dienen kann ihn, bey den jetzigen Zeiten, ſo weit befördert haben. Indeß wird das Ganze doch vor Untergang und Zerrüttung geſichert ſeyn, da der Hr. Kaufmann Ferdinand Schiller an der Spitze ſteht — Kenntniſſe und Beſcheidenheit genug hat, mit Männern von Kopf und Geiſt im Fache zu konzertiren, und da er Muth und Vermögen genug beſitzt, dem Contrairen eines Afterdramaturgen entgegen zu würken, und vielleicht dazu beitragen wird, ein würdigeres Subjekt zu dieſer Stelle zu verſchaffen.

Der jetzige Kommandant der Stadt, Obriſt und Colonel vom Generalſtabe, Hr. Börner, ein Deutſcher, von entſchiedenem Charakter, Humanität und Geiſt, hat die Zenſur übernommen, und zeigt dabey Grundſätze eines Denkers. Noch erſcheinen mehrere Wochenſchriften hier: die Theaternachrichten von Kapf, die Provinzialblätter von Streit, und der Breslauiſche Erzähler von Menzel. Die Grundſätze, welche in dieſen Schriften vorgetragen werden, haben bisher Beyfall, und auch jetzt noch ein zahlreiches Publikum gefunden. Ehmals erſchienen die Provinzialblätter nur monatlich; jetzt aber werden ſie, nach einem neuem Plane, wöchentlich herausgegeben. — Der Schwall noch mehrerer Wochenſchriften, die wie eine Epidemie hier herrſchten und erbärmlich waren, hat zum Glücke der hieſigen Literatur ein Ende erreicht.

Charaden.

1.

Zwey Silben nur. Die erſte ſchafft
Uns Sicherheit vor Sturm und Regen;
Die zweite hemmt der Füße Kraft,
Sich weiter vorwärts zu bewegen.
Das Ganze ſieht man in der Welt
Nur allzuoft den Krebsgang gehen,
Und — wo's die Weiber nicht verſtehen,
Da iſt's gar jämmerlich beſtellt.

v. Wildungen.

2.

Es findet ſich in allen Reichen,
Wo Chriſten ſind, wenn auch nur klein,
Und ladet euch zur Andacht ein;
Doch laßt der Zeichen erſtes weichen,
Und ſetzt am Ende noch ein Zeichen,
So wird's ein großer Mahler ſeyn.

Auflöſung des Logogryphs in Nro. 75. Span, Pan. Der Charaden: 1. Paß, Spaß. 2. Flügelkleid.

Nro. 82.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 6. April, 1807.

Es iſt ein allgemeiner Wahn,
Daß man nach Jahren Klugheit mißt.
Erfahrung ohne Klugheit iſt
Ein Blinder auf gewohnter Bahn.

Wernike.

Lichtenbergs Ideen über die Blitzableiter.

Nachtrag zu Nro. 3 des Morgenblatts.

(Von D. Velt, ausübendem Arzt zu Hamburg.)

Der einſichtsvolle Lichtenberg hatte eine körperliche Aengſtlichkeit bey Gewittern, welche ihm auch noch bey den Ableitungs-Anſtalten Bedenklichkeiten verurſachte. Indeſſen war der Einwurf dabey ſehr gegründet, daß wir aus unſern elektriſchen Spielverſuchen und unſern foudres de poche, wie er es nennt, nicht mit Sicherheit auf die Würkung des Blitzes ſchlieſſen könnten, deſſen Entſtehung und Beſchaffenheit wir, ungeachtet ſeines Verhältniſſes zu den elektriſchen Erſcheinungen, doch nicht völlig einſehen. Dieſem natürlichen und ſchon von Mehreren gegen die elektriſche Theorie gemachten Bedenken zu begegnen, hatte Hr. D. Reimarus in ſeiner Abhandlung „vom Blitze“ (1778. 8.) ſich bloß auf Erfahrungen von würklicher Würkung der Blitzſchläge bezogen, und die elektriſchen Verſuche nur zur Erläuterung angeführt. Lichtenberg ſah auch die Sache wohl ein, und in einem Schreiben an Hrn. D. Reimarus vom 7. Dec. 1792 bezeugt er, daß er nur dagegen ſey, durch aufgerichtete Stangen den Blitz ohne Noth herzuleiten, ſonſt aber ſein Urtheil wegen des Nutzens einer Ableitung nicht geändert habe, ſondern vielmehr eine Polizey-Verordnung anrathen würde, jedes neu gebaute Haus von oben bis zur Erde mit zuſammenhangenden Metallſtreifen zu beſchützen. Als nun 1794 des Hrn. D. Reimarus „neuere Bemerkungen vom Blitze“ erſchienen, ward Lichtenberg völlig befriedigt, wie ſowohl ſeine Rezenſion dieſes Werks in den Götting. gelehrt. Anz. 1794. S. 1192 u. ff. und was er in der Naturlehre davon ſagt, als auch ſeine nachmals geſchriebenen Briefe bezeugen.

Der Einſender zeigte dem Hrn. D. Reimarus den Brief Lichtenbergs, der in dem Morgenblatte abgedruckt iſt, und er war ſo glücklich, durch die freundſchaftliche Güte des H. Doktors die Originalbriefe Lichtenbergs und die Erlaubniß zu erhalten, die nöthigen Auszüge der Redaktion des Morgenblatts für den Druck mittheilen zu dürfen.

Erſter Brief (vom 7 Dec. 1792).

„Eine Revolution in meinen Meinungen über die Blitz-Ableitung iſt eigentlich nicht vorgegangen, ob es gleich manchem, der mir nicht aufmerkſam zugehört, oder die Sache vorher nicht ganz gefaßt hatte, ſo geſchienen haben mag. Es iſt eigentlich nur deutlichere Entwickelung und deciſiveres Geſtändniß deſſen, was ich ſchon immer als Zweifel dem gewöhnlichen Vortrage miteingemiſcht hatte. Ich hätte auch würklich ſchon längſt etwas im hieſigen Taſchenkalender davon geſagt, aber davon hat mich Ihr opus posthumum *) abgehalten, in welchem Sie würklich das Hauptſächlichſte

*) So nennt Lichtenberg ſcherzhaft ein Schreiben des H. D. Reimarus an den Grafen Friedr. Carl zu Wied in Neuwied, welches in einem zu Frankfurt 1790. 8. ohne Vorwiſſen des H. Doktors gedruckten Werkchen, als von dem geweſenen Doktor Medizinä in Hamburg, J. A. H. Reimarus, bekannt gemacht wurde. In dieſem Briefe werden die Einwendungen gegen die Blitz-Ableiter, unter andern auch die, welche Lichtenberg in ſeinem Sinne machte, gründlich gehoben, und die kleine Schrift bildet eine Art von Uebergang zwiſchen den beyden großen Werken, die in ſeiner Anzeige, wie in der „Phyſik“ Lichtenberg „klaſſiſch“ nennt. V.

ſchon ſagen. Was ich etwa noch zu ſagen habe, iſt dieſes: Wir wiſſen von der Natur des Blitzes nur folgende beyde Sätze mit Gewißheit: 1.) er iſt etwas Elektriſches; 2.) wenn er eine ununterbrochene Strecke Metall antrift, ſo folgt er ihr; leitet man alſo dieſe nach der Erde, ſo geht er auch dahin. Dieſes ſind Sätze, die keinen Zweifel leiden; alles andre ſind Hypotheſen, oder nicht ganz erlaubte Schlüſſe aus unſern foudres de poche auf den Wetterſtral des Jupiter. Die Entſtehung des Blitzes iſt uns noch ſehr unbekannt, ſo wie überhaupt die ganze Entſtehung der Luft-Elektrizität.“ — — —

„Auſſerdem erinnre ich noch manches gegen das Errichten der Blitzableiter, woran eine gewiſſe phyſikaliſche Schöngeiſterey Urſache iſt, eine Begierde, mit Kenntniſſen zu brilliren, die man nicht im Zuſammenhange beſitzt, wohl gar mit ein wenig Bravour. Ich kenne ſolche Leute. Was ſoll in aller Welt, in einer Stadt, wo die Gewitter wenig einſchlagen, ein Blitzableiter, z. B. auf einem Hauſe, das unter hundert andern in der Reihe ſteht, und ſich nicht durch Höhe oder ſonſt was auszeichnet?“ — — —

Vor zwey Jahren ſchrieb Gleim im Namen des Halberſtädter Domkapitels an mich *). Man wollte da den 300jährigen Dom mit einem Blitzableiter verſehen. So viel die Chronik ausweist, hat der Blitz nie in ihn geſchlagen. Man fragte mich, ob man das thun ſoll? Einige Leute wären dagegen. Ich rieth, ihn ſo ſtehen zu laſſen wie bisher, und die Koſten zu ſparen. Alles dieſes mag freylich zuſammen genommen etwas dazu beygetragen haben zu glauben, ich ſey dem Blitzableiter feind geworden. Allein ich beſtehe mit alter Strenge auf ſchicklicher Armirung der Häuſer ohne Provokation des Blitzes: ja ſie ſollte von der Polizey eingeſchärft werden bey jedem neu zu errichtenden Hauſe; man müßte ſie beym Bau mit einakkordiren; man könnte ſie dem Pöbel ja auch noch als Befeſtigung der Ecken und Schutz gegen Regen, und manchem als Zierde empfehlen u. ſ. w.“ —

Zweyter Brief (vom 1 Juni 1794.)

„Für das vortreffliche Geſchenk, das mir Ew. Wohlgeb. mit Ihrer Abhandlung vom Blitze gemacht haben, ſtatte ich Ihnen meinen verbindlichſten Dank ab. Ich habe ſie mit wahrem Vergnügen und ſehr vieler Belehrung geleſen. Ich bin meiner Einſicht nach überzeugt, daß man nun die Sache der Blitzableitung gar füglich als beſchloſſen anſehen kann, und es kommt nur lediglich noch darauf an, daß alles immer recht gut ausgeführt wird, damit nicht einmal eine ungeſchickte Ausführung der Theorie derſelben zur Laſt gelegt werde.“ — —

„Vielleicht lege ich noch dieſen Sommer einen Blitzableiter auf meinem Gartenhauſe an, eigentlich einen Furchtableiter. Ich bringe in dieſem Hauſe wenigſtens zwey Tage in der Woche, und die Oſter- und Pfingſtferien ganz zu. Es liegt etwa 2500 Fuß von der Stadt ab, iſt ziemlich hoch und ſteht auf eine große Strecke hinaus ganz allein; auch ſind alle Bäume des Gartens kaum halb ſo hoch. Hier iſt mir niemals ſo ganz recht ums Herz, wenn Gewitter kommen. Ich habe ſchon in dieſem Sommer zwey da erlebt, mit Schlägen, daß die Fenſter raſſelten wie Kutſchenfenſter. Dazu kommt noch ein fataler Umſtand, wegen meiner großen Empfindlichkeit u. ſ. w. Wenn es nicht allzuhoch kommt, ſo ſoll künftigen Julius der Blitzableiter meiner Furcht ein Ende machen. Ich muß abbrechen u. ſ. w.“

*) S. das Morgenblatt Nro. 3.

Lichtenberg ſäumte nicht. Sein

Dritter Brief vom 18 Auguſt 1794 enthält, auſſer mehreren wiſſenſchaftlichen, die Leſer des Morgenblatts, wenigſtens während der Lektüre deſſelben, nicht angenehm und leicht unterhaltenden Bemerkungen, auch die merkwürdigen Worte:

„Nun Gottlob! mein Gartenhaus iſt gegen den Blitz armirt. Mit Arbeitslohn koſtet mich die ganze Sache 25 Thaler, und ich habe überhaupt 170 Fuß Bleyſtreifen, oben zu 4, und an der Wand hinab zu 3 Zollen verwandt. Die Röhre des Windofens geht nicht in das Freye, ſondern in den Schornſtein. Da aber der ringsherum gut belegt iſt, ſo furchte ich nichts. Da mein Gartenhaus an der Straße von Frankfurt nach Hamburg liegt, die eine der frequenteſten in Deutſchland iſt, ſo höre ich hinter den Sommerläden manches Urtheil. Zweymal habe ich den Namen „Reimarus“ deutlich nennen hören. Der Blitzableiter iſt ganz nach Ihrer Idee angelegt, das wiſſen die Leute. Ich für mein Theil gehe, als Profeſſor der Experimentalphyſik, mit der Ehre ganz leer durch, und die Leute haben Recht. Nun zum Beſchluß! ein Paar Fragen und ein Paar Nachrichten.“

— — Die Fragen betreffen die Art der Belegung des Gartenhauſes. Der große, aber nervenſchwache Phyſiker traut ſich nach dem gründlichen Studium der Werke unſers Reimarus noch immer nicht die nöthige Einſicht zu, liefert zwey mit der Feder ſchnell hingeworfne Zeichnungen des Gartenhauſes von zwey Seiten, und zweifelt, ob er auch alles recht gemacht. Die Nachrichten beſtehen aus Erzählungen merkwürdiger Wetterſchläge.

Die Reiſe nach Mecca.

(Fortſetzung.)

Eine Stunde war verfloſſen, als mit freudig leuchtenden Augen Abdulhaſſan in das Gemach ſeines Freundes trat. Ihn begleitet eine ſchöne junge Sklavin. „O mein Freund!“ redet er Adelhamed an. „Sieh hier das unſchätzbare Kleinod, zu deſſen Beſitze du mir verhalfſt. Theile mein Glück, das ſich mir verdoppelt beym Gedanken, daß ich dir mein Heil ſchuldig bin. Empor den Blick, Adelhamed! Betrachte dieſe junge Schönheit, und fühle, wie glückſelig dein Freund iſt!“ Adelhamed richtet die Augen empor, und erkennt Zuleima. Ob dieſem Schauſpiele ſteht er unbeweglich, erblaßt und erglüht wechſelweiſe, will reden, und die Laute erſterben auf ſeinen Lippen. „Nun? fragt Abdulhaſſan; woher dieß Verſtummen? Haſt du mir nichts zu ſagen? Du wünſcheſt mir nicht Glück zum Beſitze dieſes Kleinods? — „Wie findeſt du dieſe junge Georgierin?“ — Adelhamed faßte ſich einen Augenblick. „Ja, ſprach er mit erzwungenem Lächeln; Sie iſt ſehr ſchön. Glaub' an meine wärmſte Theilnahme! Sey glücklich, Abdul! Sey der glücklichſte aller Kinder Adams! das iſt der theureſte, der aufrichtigſte Wunſch deines Freundes. Aber ich beſchwöre dich,

Abdul, laß mich jetzt allein! Hochwichtige Geſchäfte fordern's. Ich muß den ganzen Tag in ſtiller Einſamkeit verbringen.“ Abdulhaſſan entfernt ſich mit der Holdſeligen. Eine geheime Unruhe über das Schickſals ſeines Freundes martert ihn, und vergiftet ſeine Wonne. „Ach, ſeufzt er. Adelhamed verbirgt mir etwas, vor mir hat Adelhamed Geheimniße: er duldet, und vertraut mir ſeinen Kummer nicht; er weiß nicht mehr, daß ſeine Leiden ein Gut ſind, das mir angehört, wie ſeine Freuden.“

Der Tag entſchwindet, und Adelhamed überläßt ſich, allein und zwanglos, ſeinem ungeheuren Schmerz. Er iſt weit entfernt, ſich zu tadeln, daß er das Glück ſeines Freundes durch ſein Unglück gründete; nur das Verhängniß klagt er an, das die Ruhe beyder durch die nämliche Leidenſchaft für den nämlichen Gegenſtand zu ſtören beſchloſſen hatte. „Ah, mein Abdul,“ ſagt er ſich: „Das Opfer, das ich ihm brachte, hätt' auch er willig mir gebracht, und ich wäre noch bereit, es ihm zu bringen. Warum, großer Gott, haſt du nicht zwey Zuleimas geſchaffen, wie du zwey Adelhamed ſchufſt?“ — Die Nacht vergieng unter dieſen traurigen Betrachtungen. Morgens, um die zehnte Stunde, erſchien Abdulhaſſan im Gemache ſeines Freundes, bleich, niedergeſchlagen. Unzweydeutig offenbaren es ſeine veränderten Geſichtszüge, daß ein tiefer Kummer auf ſeinem Herzen laſtet. „Adelhamed!“ beginnt er, und nähert ſich; „du haſt Geheimniße vor mir! Iſt Abdul denn nicht mehr der Freund, der Geſpiele deiner Kindheit? Haben wir denn nicht mehr Ein Herz, Eine Seele?“ — Adelhamed, ſtatt auf dieſe Vorwürfe zu antworten, zerfließt in Thränen, und ſchweigt. „O mein theurer Adelhamed!“ fährt Abdul fort; „vergebens wollteſt du dich den Falkenblicken der Freundſchaft verbergen; ſie durchdrangen die Hülle, die du zwiſchen dein Herz und das meine zogſt. Ich habe dich ergründet. Eine unſelige Leidenſchaft waltet in deinem Buſen. Du liebſt Zuleima!“ Adelhamed überwältigten Schauer bey dieſem Namen. „Und du konnteſt denken, fuhr Abdul fort, ich genehmige dein Opfer? Denken, ich ſey glücklich, indem ich meinem Freund' Unglück bereite? Vernimm es: Ich liebe Zuleima, inbrünſtig, wütend lieb ich ſie. Du liebſt ſie gleichheftig. So wiſſe denn: Sie gehört nicht mehr mein!“ Adelhamed trat voll Erſtaunen zurück. „Nein! ſetzte noch Abdul hinzu; nein! Liebe ſoll uns nicht veruneinen. Ich komme nicht, Zuleima dir anzubieten. Dieß Opfer wäre zu grauſam für uns beyde. Dein Entzücken müßte mir Thränen auspreſſen, und du würdeſt eine Glückſeligkeit verabſcheuen, die ich ſo theuer bezahlt hätte. Zuleima iſt nicht mehr mein; aber ſie wird auch niemals die Deine. Laß uns vergeſſen, wenn es möglich iſt, daß wir ſie ſahen, daß wir ſie liebten.“ „O Freund meiner Seele!“ ſprach Adelhamed. „Ich erkenne mein Herz an dieſer edeln Aufopferung des deinen. Weil du mein Geheimniß ergründet haſt — ich wollt es dir verbergen, um deine Wonne nicht zu verbittern — ich geſtehe dir's: Ich liebe Zuleima, ich muß ſie ewig lieben. Ihr Bild umſchwebt mich bis zum Grabe. Doch ſage mir, Abdulhaſſan, was iſt aus Zuleima geworden? und weil keiner von uns beyden Sie beſitzen kann, wer iſt der hochglückliche Sterbliche, für welchen du auf ſo viele Reitze verzichten konnteſt?“ — „Höre mich, antwortet' ihm Abdul. Geſtern verſenkte mich das Wahrnehmen deines Schmerzens in tiefes Nachdenken. Ich mühte mich ab, die Quelle deines Kummers zu entdecken, um dem Gequälten Troſt, dem Kranken Geneſung zu ſchaffen. Tiefbewegt, von tauſend Vorſtellungen gepeinigt, wandelt' ich im Schatten hoher Bäume gegen den Tygerfluß hin, als ich klagen, ſchluchzen hörte. Ich ſpähe und ſehe einen jungen Mann, der im Begriffe ſteht, ſich in die Fluten zu ſtürzen.“ Er ſpricht den Namen Zuleima wehmüthig aus, und dieſer Name ſcheint nur ſeine fürchterliche Verzweiflung noch zu vermehren. Ich trete näher, frage, tröſte. Seine ganze Antwort ſind Thränen. Nur zuweilen vernahm ich die dumpfen Worte: „Gebt mir Zuleima wieder, oder laßt mich ſterben!“ Ich laſſe vor ſeinen Augen einen Stral von Hoffnung ſchimmern. Es gelingt mir, ihn ruhiger zu ſtimmen. Er thut mir kund, daß er Zuleima von Kindheit an liebe, daß er auf das zärtlichſte von ihr geliebt werde, daß ſie von unmenſchlichen Korſaren ihm entriſſen worden ſey, und daß er geſchworen habe, ihr zu folgen, und zu ſterben, wenn er ſie wiederzufinden nicht mehr hoffen dürfe. Ich führ' ihn nach meiner Wohnung; ich bereit' ihn auf eine Freude vor, die, zu ſehr überraſchend, ihm eben ſo tödtlich wäre, als der Schmerz, und gab ihm, nach einigen Momenten der Ruh' und Erholung, ſeine Geliebte, ſeine Gattin zurück. O mein beſter Adelhamed! Laß mich dir ihre wechſelſeitiges trunknes Entzücken nicht mahlen. Es zerriß mein Herz. Ich empfand bey dieſem Anblick alle Martern einer grauſamen Eiferſucht, aber ich wußte dieſe verhaßten Gefühle zu bekämpfen. Die Freundſchaft erleichterte mir die Laſt meines Opfers, und ich fand ſüßen Troſt im Gedanken, daß meine That dem Propheten angenehm, und daß er mir eines Tags den Schatz, den ich verlor, hunderfältig vergüten werde. Die beyden Freunde umarmten ſich voll Begeiſterung, und ſchwuren ſich ewige Liebe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sannazars Grabſchrift.

(Nach dem Lateiniſchen.)

Auch Sannazar, o Maro, ſchlummert hier,
Im Grab, wie im Geſang, der nächſte dir.

Hg.

Helden.

Bewundert Sollmans Heroen!
Der Feind blieb auf dem Platz — ſie flohen.

Hg.

Notizen.

Fernows Aufſatz über **Canova** und deſſen Werke (**Römiſche Studien** I, 218 ff.) iſt im Januarſtück von **Millins** Magasin Encyclopedique 1807 (einer der ſachreichſten Zeitſchriften, die ſich unverändert in ihrem Werth erhält, und wohl in keines Literators Bücherſammlung fehlen ſollte) mit einigen Abkürzungen und Anmerkungen von **Millin** überſetzt erſchienen. Er kann, nun auch den Franzoſen zugänglich, mit **Quatremeres** faſt uneingeſchränkt lobpreiſender Notice sur Canova, sur sa reputation et sur sa statue du pugilateur in den Archives literaires 1804. T. III. p. 3 ff. um ſo beſſer verglichen zu werden. Quatremeres hat neuerlich auch im Nationalinſtitut eine Vorleſung sur les statues polychromes gehalten, worin er die auch von den Alten hie und da befolgte Manier, den Statuen gefärbte Augen einzuſetzen, ſie verſchiedenfarbig zu drapiren und zu vergolden, in Schutz genommen, und dadurch auch Canovas Verſuche in dieſer Art gerechtfertigt hat. Uebrigens hat Canova auch durch den Lord **Aberdeen** aus England den Auftrag erhalten, die Statue auf **Pitt** koloſſal zu verfertigen, worauf 7000 Pf. Sterling ſubſcribirt und dem Künſtler geſichert worden ſind! —

In Würzburg wird eine mediziniſche **lateiniſche** Zeitung erſcheinen.

Von dem Roman der Miß Edgeworth, **Eleonora**, welcher mit Geiſt und Grazie gedichtet iſt, und durch einen ſanftmelancholiſchen Ton noch höheres Intereſſe gewinnt, iſt zu Paris eine glückliche Ueberſetzung, und von der **Sammlung der beſten engliſchen Romane** bereits **the Vicar of Wakefield** und **Louisa** erſchienen.

Die **Voyage en Souabe, ou les folies d'un Hussard françois** enthalten von Schwaben — ſehr wenig, aber ſonderbare Romankritiken, Schwänke und Paradoxen die Fülle.

Vom **Cornelius Nepos français**, oder hiſtoriſchen Notizen über die berühmteſten Feldherrn, enthält die neueſte Lieferung das Leben der Generale **Luckner**, **Biron**, **Dagobert**, **Macdonald** und **Meusnier**. **Chateauneuf**, der Verfaſſer, erhielt vom Präſidenten des Corps législatif, **Fontanes**, ein ſchmeichelhaftes Schreiben, z. B.

„Votre style est rapide, comme leurs victoires. Vous savez rassembler en peu de pages les grandes choses quils ont faites en peu de jours. C'est aux Héros dont vous étes l'historien, à vous apprécier dignement etc.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Erfurt, 26 März.

Unter den Stürmen, die Erfurt trafen, und härter trafen, als im 7jährigen Kriege, hatte dieſe Stadt dennoch das beſondere Glück, immer Männer, als Kommandanten, zu beſitzen, denen es heiliger Ernſt war, die Leiden zu mildern, die das Unglück des Krieges uns auferlegte. Ungern verlohren wir die beiden edlen Gouverneurs von **Clarke** und **Thouvenot**. Auch der Gouverneur **Dorsner** blieb nicht lang; ihm folgte **Bigi** als Kommandant und Gouverneur. Mit einer Einfachheit, mit einer Zutrauen erregenden Herzlichkeit und Unbefangenheit, die nur Männern von wahrem Verdienſte eigen ſind, kündigte er den Antritt ſeines Amtes an, und wie viel Gutes iſt nicht ſchon ſeit ſeiner Anſtellung im Dezember 1806 geſchehen? Er beſchränkte ſich nicht blos darauf, Exzeſſe und Unordnungen aller Art unter Bürgern und Militär zu verhüten, ſondern vergrößerte auch die Summe des Guten. Jeder Bürger oder Soldat hat freyen Zutritt zu ihm; er hört jede Klage mit Theilnahme, geht und unterſucht ſie an Ort und Stelle ſelbſt, mit Ruhe, entſcheidet mit Unpartheilichkeit und vollſtreckt mit Milde. Alle Stände ſind ihm ohne Unterſchied werth. Wenn er das Militär auszeichnet, welches die Verhältniſſe ſeines Amtes erfordern, ſo zieht er doch Bürger aller Art, Kaufleute und Gelehrte, zu ſeiner Tafel, daher ohne Prunk, und mäßig, ohne Geiz. Alle ſeine Befehle tragen den Ton traulicher Liebe. Seine ſtete Wachſamkeit verhütet viele Unordnungen. Unbeſtechlich im Amte, unterſtützt er Arme und Nothleidende, und hat ſchon oft ſeine Wünſche für das Wohl der Stadt laut geäußert. Freilich ſind die Laſten groß, die das ganze Departement Eichsfeld-Erfurt ſamt Hohenſtein, ſo lange es noch vereinigt war, drückten. Bey einer Ausdehnung von 44 1/2 Q.Meile, bey der Anzahl von 15 Städten, 323 Dörfern, 35224 Feuerſtellen, 186301 Seelen, 361,044 Rthlr. Einkünfte von Domainengütern, von direkten und indirekten Auflagen, beträgt die Summe der Kontributionen und Requiſitionen, die Summe des bey dem Verfolgen der preuſſiſchen Armee verurſachten Schadens gegen 6 Millionen Franken, und dabey iſt noch nicht die große Summe von öffentlichen Schulden, die auf dem Lande haſten, und die gegen 3 Millionen Franken betragen; nicht die Menge von Privatſchulden; nicht der Nachtheil, der durch die Militär-Straße den Städten und dem Lande verurſacht worden — Unkoſten, die leicht ſich auf 2 Millionen Franken belaufen können; — nicht die Laſten dieſes Departements bey den Rüſtungen und Kantonirungen des preuſſiſchen Heeres in den Jahren 1805 und 1806; nicht die Theurung und Hungersnoth vom Jahr 1805; nicht das Stillſtehen aller Fabriken, der **einzigen** Nahrung ſo vieler tauſend Menſchen; nicht das Stocken alles Handels berechnet. Nach dieſer Vorausſetzung kann man leicht ermeſſen, wie viel auf unſer gutes Erfurt zurückfällt, und wie vielfach die Wünſche ſeyn müſſen, die faſt alle Menſchen bey dem Gouverneur zur Sprache bringen. Er thut, was er kann, und die Bürger ſind ſogar überzeugt, daß er es an herzlichen und eindringenden Vorſtellungen bey den Behörden nicht fehlen laſſe. Möge dieſer Mann noch lange unſer Gouverneur und Kommandant ſeyn!

Dieſes iſt das offenherzigſte Bekenntniß aller Bürger von Erfurt, das ſie vor dem ganzen Publikum rückſichtslos ablegen. —

Man wird hieraus leicht einſehen, daß die in Nro. 35 des Morgenblatts für gebildete Stände S. 140 unter dem Titel: Erfurt, 17 Jan. mitgetheilte Nachricht zum Theil wahr, zum Theil aber nicht vollſtändig und aufrichtig vorgetragen iſt. Es heißt daſelbſt unter anderm:

— „Man lebt hier ziemlich heiter für die Gegenwart. Die „Schreckensſzenen, die wir erfahren, hätten zwar wohl unſern „Frohſinn dämpfen können, doch glänzen ſeine Strahlen heiterer als zuvor. Nie war unſer Theater beſuchter, nie waren „unſere Bälle, Konzerte und Aſſembleen zahlreicher und glänzender.“

Wahr iſt es, daß wir nach den erſten Stürmen eine erfreuliche Ruhe genießen, und ein froherer Sinn nach dieſen Stürmen erwachte; aber lange wird Erfurt an den Wunden bluten, die ihm die Zeit des gegenwärtigen Krieges ſchlug, und wenn ſich dieſer Frohſinn in öffentlichen Geſellſchaften ausſpricht, ſo weiß man ja, daß kein Völkchen, als gerade das Erfurter, ſo heiter und zufrieden mit Vergnügungen iſt, die wenig koſten. — In der Rückkehr dieſes Frohſinns liegt auch ein ſtiller Beweis inniger Dankbarkeit für das, was ſie jetzt fühlen. Indeß ſind doch bey den jetzigen Vergnügungen die Spuren des geſunkenen Wohlſtandes unverkennbar.

Beylage: Das **Monats-Regiſter** vom März.

Nro. 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 7. April, 1807.

— Dein Herz, entbrannt für Allgemeines,
Verſchwendet Kraft, und Fleiß, und Gut,
Und, gilt es Wohlfahrt, gern das Blut.

Voß.

Oeſterreichiſcher Plutarch, oder Leben und Bildniſſe aller Regenten, und der berühmteſten Feldherrn, Staatsmänner, Gelehrten und Künſtler des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Von Joſeph Freyherrn von Hornmayr. Wien, 1807 im Verlage bey Anton Doll. Erſtes Bändchen (167 Seiten.) Zweytes Bändchen (152 Seiten.)

Der vielſeitige Nutzen dieſes Werks, und das Intereſſe, welches der Verfaſſer durchgängig über ſeine Darſtellungen zu verbreiten weiß, verbürgt demſelben um ſo mehr ein großes Publikum, da nicht nur die Deutſchen überhaupt im Fache der Biographieen bis jetzt noch wenig Bedeutendes geliefert haben, ſondern auch dem Bedürfniſſe der Zeit nichts angemeſſener zu ſeyn ſcheint, als Geiſt und Herz an den Thaten und Beſtrebungen großer Männer zu erwärmen, die bey allen Lagen des Vaterlands einen immer gleich regen Eifer für deſſen Wohlfahrt bewieſen, oder ſelbſt noch in ihren Verirrungen eine ungewöhnliche Kraft des Charakters offenbarten. Auch iſt das Leben der Fürſten, ſie mögen ſich nun in ihren Verhältniſſen groß gezeigt haben, oder nicht, gewiß jederzeit lehrreich und wichtig; in ihnen, als den Mittelpunkten der allgemeinen Thätigkeit der Völker, concentrirt ſich auch meiſtens der Geiſt der Jahrhunderte zu einem klaren, unverworrenen Bilde.

Die neuere Geſchichte, welcher man ſo oft den Vorwurf machen muß, daß ſie über den Begebenheiten, die ſie entwickelt, die Menſchen, durch welche dieſe Begebenheiten entſtanden, zu ſehr vernachläßigt, und daher meiſtens jenes hohen Intereſſe beraubt iſt, durch welches die alten Hiſtoriker ſo unwiderſtehlich hinreiſſen, bedarf ſolcher Biographieen als Supplemente, welche uns das geben, was ſie uns vorenthält. Möchte daher doch dieſer öſterreichiſche Plutarch in den verſchiedenen Provinzen des ehmaligen Deutſchlands einen rühmlichen Nacheiſer erwecken! Möchten Männer von Kenntniß und Geiſt, jeder die Edelſten des Landes, das ſeinem Herzen das nächſte iſt, in treffenden Schilderungen geben! Es würde auf dieſe Weiſe eine ganz neue Geſchichte Deutſchlands entſtehen; für die Geſchichte Oeſterreichs insbeſondere aber ſind dieſe Biographieen von hohem Nutzen, und ganz geeignet, die Liebe des Vaterlands in den Herzen der Jünglinge zu erwecken.

Bey dem Umfange des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, bey der Verſchiedenheit des Charakters der Völker, die ihn bilden, bey der Mannigfaltigkeit der Verhältniße dieſer Völker gegen einander, bis ſie alle in einen großen Staat vereinigt wurden, fand Freyherr von Hornmayr allerdings einen ſehr reichhaltigen Stoff, aber auch größere Schwürigkeit, in ſo ferne es ihm nicht blos um unterhaltende, ſondern um gründliche Darſtellung zu thun war. Wie er ſeine Aufgabe gelöst habe, mag ſich der Leſer ſelbſt überzeugen. Man wird in dieſen Biographieen den kritiſchen Scharfblick des Verfaſſers der Geſchichte Tyrols wieder erkennen; man wird denſelben unermüdeten Fleiß der Unterſuchung, dieſelbe Sprache wie in jenem Werke wieder finden. Ueberall ſind neue Aufſchlüße über die wichtigſten Be-

gebenheiten ſehr überraſchend angebracht; die Biographieen der öſterreichiſchen Gelehrten und Feldherrn beginnen immer mit den detaillirteſten Familiennachrichten, die um ſo intereſſanter ſind, je weniger ſie bis jetzt bekannt waren; und wenn der Verfaſſer ſich es bey dieſem Werke überhaupt zum Grundſatze machte, die Quellen, woraus er geſchöpft, nicht anzuzeigen, ſo geſchah dieß aus Jedermann leicht begreiflichen Gründen.

Das erſte Bändchen enthält zwey öſterreichiſche Regenten: Rudolph von Habsburg, und Albrecht den Erſten; dann zwey berühmte Oeſterreicher: Max. Graf von Trautmannsdorf, und Albrecht von Wallenſtein. Die Biographie Rudolphs iſt reich an neuen hiſtoriſchen Daten. Daß ſchon unter Rudolph von Habsburg die Erbfolge in Ungarn erworben, und nur zufällig durch die Dazwiſchenkunft des Anjouiſch-Neapolitaniſchen, und Böhmiſch-Luxenburgiſchen Hauſes verſpätet wurde, iſt hier zum erſtenmale deutlich entfaltet. Sehr treffend ſind die beyden Charaktere Rudolphs und ſeines Sohnes Albrecht einander vergleichend gegenübergeſtellt, und Rudolphs offenes treuherziges Ritterweſen, welches er ſelbſt auf dem höchſten Gipfel ſeiner Macht klug beybehielt, als der Grund angegeben, warum ſeine ausgebreitete Macht nicht, wie jene Karl des Fünften, die öffentliche Mißgunſt erweckte. Rudolph wußte die erlangte Gewalt weiſe zu verbergen, Karl der Fünfte gefiel ſich im Gepränge der Hoheit, und war zu ſtolz, um Rudolphs klügerem Benehmen zu folgen.

Eben ſo glücklich wählte der Verfaſſer für die zweyte Abtheilung des erſten Bandes die Biographie Max. Grafen von Trautmannsdorf, und Albrechts von Wallenſtein, da letzterer der Held des dreyſſigjährigen Krieges, erſterer aber der Gründer des weſtphäliſchen Friedens iſt. Das Leben dieſer beyden Männer wird jeden Leſer intereſſiren, Friedland insbeſondere, welcher durch Schillers ewige Dichtung aller Herzen näher gebracht worden, hat hier auch das erſtemal einen unpartheyiſchen Hiſtoriker gefunden, welcher Verdienſt und Verbrechen, Größe und Schwäche des Mannes mit genauer Prüfung einander gegenüberſtellt. Manche Verſe des verewigten Dichters glänzen in dieſer Biographie als heilige Ausſprüche eines hohen Genius über den Charakter dieſes Helden. Vor jeder der vier Biographieen iſt das Portrait des Mannes, deſſen Lebensgeſchichte folgt, in einem wohlgerathenen Kupferſtiche vorgebunden. Wallenſteins Bildniß iſt nach dem bekannten Gemälde Vandiks.

Das zweyte Bändchen enthält die Biographieen Friedrich des Schönen, Albrecht des Lahmen — dann des Fürſten Wenzel von Lichtenſtein, und Johann Hunyads.

Wer für erhabenen Wechſel des Schickſals, für große Begebenheiten und edle Charaktere zu fühlen weiß, wird in der erſten dieſer Biographieen eine hohe Befriedigung finden. Nicht leicht weiſet die Geſchichte eine tiefere Kraft des Gemüths auf, als wir hier in Leopold, dem Bruder Friedrichs des Schönen, erblicken; Friedrich ſelbſt wird in ewige Zeiten durch die edle Einfachheit und die Treue eines redlichen Herzens merkwürdig bleiben.

Albrecht der Lahme, durch ſtilles Dulden körperlicher Leiden über Glück und Unglück des Lebens erhaben, durch ſeine Gerechtigkeit, Mäſſigung und weiſen Rath von den benachbarten Fürſten oft zum Mittler verwickelter Streitigkeiten gewählt, iſt in der Geſchichte Oeſterreichs auch dadurch merkwürdig, daß er die erſte Hausordnung des Habsburgiſchen Stammes feſtſetzte; auch begann unter ihm der Verluſt der Habsburgiſchen Stammgüter, welcher ſpäter unter Maximilian zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vollendet ward.

Fürſt Wenzel von Lichtenſtein, Liebling der Maria Thereſia und Kaiſers Joſephs II., behauptet unter den Feldherrn neuerer Zeit eine erhabene Stelle. Ihm verdankt Oeſterreich die völlige Umſchaffung ſeines Artilleriewesens, welches vorher in dem tiefſten Verfalle war. Seinen großen Charakter, ſeine Aufopferungen fürs Vaterland, ſeine Thaten im Krieg und Frieden hat der Verfaſſer in kurzen treffenden Zügen dargeſtellt, und dieſem edlen Patrioten, deſſen Haus noch immer mit gleichem Eifer für das Beſte des Staates ſorgt, und in immer hellerem Schimmer glänzt, ein würdiges Denkmal errichtet.

Den Beſchluß des zweyten Bändchens macht das Leben Johann Hunyads; eine ganz neue, ſehr mühſame hiſtoriſche Schöpfung. Man hatte bisher nur Materialien zur Geſchichte dieſes großen Mannes, die nirgends in einem befriedigenden Zuſammenhange aufgeſtellt waren; einige vorhandene mittelmäßige Diſſertationen über ſeine Abkunft, Gubernatorswürde, Geburts- und Sterbejahr waren gleichfalls weit eher geeignet, Verwirrung, als eine klare Anſicht über das Leben des Helden zu verbreiten. Der Verfaſſer hat, der Wichtigkeit des Stoffs gemäß, dieſe Biographie am weitläufigſten ausgearbeitet, und das ganze Leben, wozu es ſo ſehr geeignet iſt, mit univerſalhiſtoriſcher Anſicht entwickelt. Würklich, hätte ein der Chriſtenheit günſtiges Schickſal nicht in jenen verwirrungsvollen Zeiten, als Amurath und ſein Sohn Muhamed das griechiſche Kaiſerthum zerſtörten, in Ungarn den Retter Hunyad, den Helden voll raſchen Entſchluſſes, kühnen Muthes und erfindſamer Klugheit, hervorgerufen, ſo wäre ſehr wahrſcheinlich Europa eine Beute der Türken geworden. Dieſer Mann war es allein, der durch die überwiegende Kraft ſeines Geiſtes die zahlloſen Heere barbariſcher Stämme von dem Gebiete der Chriſtenheit abhielt, und unſere heutige Exiſtenz ſicherte.

Dieſe Biographieen ſind durchaus vergleichend. Nicht ſo zwar, daß ein Leben eines Regenten oder großen Oeſterreichers unmittelbar mit dem vorhergehenden oder nachfolgenden verglichen wird: denn nicht immer iſt dieß der Weg zu treffenden Vergleichungen; ſondern der Verfaſſer

wagt ſehr häufig Ausblicke in die Univerſalhiſtorie, und ſeine ausgebreiteten Kenntniße liefern ihm immer häufige Beyſpiele der Gegeneinanderſtellung. Das Werk iſt durchaus mit kritiſchem Geiſte gearbeitet, und muß, wenn es vollendet ſeyn wird, durch den ſorgſamen Fleiß, mit welchem der Verfaſſer der Abkunſt ſeiner Helden nachſpürt, und überall die genaueſten Nachrichten gibt, auch von großem genealogiſchen Werthe ſeyn. Es wird die Geſchichte des ganzen Staatskörpers in dem Leben ſeiner vorzüglichſten Bürger vollſtändig enthalten.

Verſchwenderiſcher Luxus der Vorzeit.

Man hat nicht unrecht, wenn man den Luxus des Zeitalters, beſonders da, wo er den Charakter der Verſchwendung annimmt, auf jede thunliche Weiſe in ſeine Granzen zurückführen zu müſſen glaubt. Aber man hat unrecht, wenn man den Luxus unſerer Tage für durchaus unerhört und beyſpiellos erklärt. Ein Auszug aus der ſchmuckloſen und einfachen Beſchreibung, welche David Lindſay in ſeiner Geſchichte Jacob's des Fünften von einer Jagd gibt, die der Graf von Athol in der Gegend von Blair in Schottland zur Beluſtigung ſeines genannten königlichen Regenten anſtellte, mag jene Behauptung rechtfertigen.

Unentſtellt wollen wir den biedern Lindſay hören.

„Als“ — ſo erzählte er — „der Graf von Athol vernahm, daß der König käme, ſchaffte er in großtem Ueberfluße alles an, was für einen ſolchen Fürſten ſich geziemet, damit ſelbiger eben ſo gut und ſtandesmäßig bey ihm bedient werden mögte, als er es gewohnt war in ſeinem Pallaſte zu Edinburg. Ließ demnach dieſer erlauchte Graf einen aus der Maaßen köſtlichen Pallaſt bauen für den König, für des Königs Mutter und für den Abgeſandten, in welchem ſie mögten eben ſo ehrlich gehauſet und bewirthet werden, als in Betracht der Zeit und Umſtände des Jagens und der Ergötzlichkeiten in England, Frankreich, Italien, oder Spanien nur hätte geſchehen mögen. Es ward aber ſothaner Pallaſt mitten in einer grünen Wieſe aus grünem Holz erbauet, und mit grünen Birken, die oben und unten grün waren, tapeziert. Und war derſelbe in vier Quartiere getheilt, in deren jedem ein großes Rundel erbauet, und höher aufgethürmt war, als drey über einander gethürmte Häuſer. Die Fußboden waren mit grünem und geblümtem Scharlach belegt, ſo daß Niemand ſehen konnte, worauf er träte, ſondern es war, wie in einem Garten. Weiter waren an jeder Seite des Thorweges zwey Rundele und ein großes Fallgatter von Bäumen, nebſt einer Zugbrücke, auch ein großes Waſſerbecken, ſechszehn Fuß tief, und dreißig Fuß breit. Inwendig aber war ſothaner Pallaſt mit ſchönen Tapezereyen und ſeidenem Gewande behangen, und war dermaßen köſtlich verziert, und mit allem Zubehör ſo köſtlich verſehen, als wäre der Fürſt daheim geweſen in ſeinem eigenen Hauſe. Und weiter ſchaffte dieſer Graf großen Mundvorrath herbey für den König, ſeine Mutter und den Geſandten, daß alle Arten von Speiſen und Getränk und Leckereyen vorhanden waren, die nur irgend in den damaligen Zeiten in ganz Schottland aufgetrieben werden konnten, es ſey in Städten, oder auf dem Lande. Da waren alle Arten des Getränks, als Ale, Bier, Wein, ſo weißer, als rother, Malvaſier, Muskateller, Hippocras, Aqua Vitä. Ferner alle Arten von Speiſen, Weizenbrod, Hausbackenbrod, Pfefferbrod; alle Arten von Fleiſch, Rind-, Hammel-, Lamm-, Kalbfleiſch, Wild, Gänſe, Fröſchlinge, Kapaunen, Kaninchen, Kraniche, Schwane, Rebhühner, Taucher, Enten, Entriche, Auer- und Birkhühner, Haſelhühner und Brachvögel; und die Teiche um den Pallaſt waren voll der köſtlichſten Fiſche, als Lachſe, Forellen, Barſche, Hechte, Aale, und was ſonſt von ſchönen Fiſchen iſt, die im friſchen Waſſer leben. Und alles war fertig für die Tafel. Denn da waren gewandte Schaffner, kluge Becker, treffliche Köche und Kellner, nebſt Konfituren und Spezereyen zum Nachtiſch; und die Hallen und Gemächer waren verſehen mit koſtbarem Bettzeug, Geräth und Gefäßen, alſo und dergeſtalt, daß der König es um nichts beſſer und kaum ſo gut zu haben gewohnt war in ſeinem eignen Hauſe. Und der König blieb drey Tage und drey Nächte in ſolcher Wildniß auf der Jagd, ſammt ſeiner Geſellſchaft. Und bin verſichert worden, es habe den Grafen jeden Tag an Ausgaben gekoſtet an die tauſend Pfund.“

So lautet des ehrlichen Lindſay treuherziger Bericht. Das größte Kompliment aber, was der Graf Sr. Majeſtät zu machen wußte, war dies, daß er in dem Augenblick ſeines Abzugs das Gebäude ſammt allem darin befindlichen Hausrath in Brand ſteckte; ſo daß der König, als er von einem Hügel hinter ſich ſchauete, alles in Rauch und Flammen aufgehen ſah. G. T.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, im Februar.

(Beſchluß.)

Man wird, wie es mir ſcheint, in Deutſchland nicht ohne Intereſſe die Art und Weiſe vernehmen, wie manche Koryphäen der franzöſiſchen Kritiker die deutſchen dramatiſchen Werke beurtheilen, und ihre Urtheile in den hieſigen Tagblättern vortragen, und ich theile daher einige Auszüge mit, welche ich aus dieſen gemacht habe; — ſie werden beſonders auch dazu dienen, die Hoffnungen ſehr zu ſchwächen, welche wohlwollende Schriftſteller ſeit einigen Jahren bey uns erregt hatten, daß die Würdigung unſerer deutſchen Literatur in Frankreich immer allgemeiner werde, und daß man ſich immer geneigter zeige, unſern Verdienſten Gerechtigkeit angedeihen zu laſſen.

Die Gazette de France und ihr Redakteur Iſmenard, Verfaſſer des Gedichts sur la Navigation, haben den Angriff eröffnet, und dieſer läßt keine Gelegenheit unbenutzt, um ſeine giftigen Pfeile gegen uns loszuſchießen. "Man hat bereits bemerkt," ſagt er in einem ſeiner Blätter, "daß die meiſten der auf dem Theater des variétés étrangères aufgeführten Stücke Nachahmungen, und öfters ungeſchickte Nachahmungen unſerer verſchiedenen Theater ſind. Die Engländer und Deutſchen, welche uns vorwerfen, daß es uns an dramatiſcher Einbildungskraft fehle, entlehnen von uns beynahe allen Stoff zu ihren Dramen; (Iffland kann hier wohl beſonders zum Beleg dienen!) ſie haben blos das Verdienſt, ſie mit philoſophiſchen Deklamationen, mit romanhaften Zwiſchenhandlungen und mit unnöthigen Perſonen zu überhäufen; ſie verbergen ſich unter dem Raub, den ſie an uns begangen haben, und haben die Stirne, unſerer Armuth Hohn zu ſprechen." In einem andern Blatt wird über einige Stücke insbeſondere abgeurtheilt; ich enthalte mich, alle die platten Ungereimtheiten wiederzugeben, wodurch die franzöſiſchen Kritiker ihre Anmaßung und ihre völlige Unkenntniß mit der ausländiſchen Literatur beurkunden; allein um die Beſchuldigung, welche ich hier ausſpreche, zu rechtfertigen, iſt es nothwendig, daß ich ſelche noch mit einigen Belegen unterſtütze.

Unter dem 24. Februar findet man in einem hieſigen Journal folgende Bemerkungen: "Der Mann von ehedem, im Deutſchen die Stricknadeln, iſt ein bloſer Entwurf (Canevas), aus dem ein geſchickter Mann Vortheil ziehen könnte. Wenn man Vernunft und Schreibart hineinbrächte, ſo würde man ein Stück daraus machen, das der franzöſiſchen Bühne würdig wäre. Freylich bliebe dann dem Hrn. von Kotzebue nichts, oder beynahe nichts übrig." In einem andern Blatte lieſt man: "Dieſes Stück von Kotzebue, das mit einigen romanhaften Begebenheiten überladen, und hin und wieder durch den in den deutſchen Meiſterſtücken unerläßlichen Pathos aufgedunſen iſt, kann nur allein auf dem Theater Beyfall finden, auf dem es gegeben wird;" — ich dürfte allen Deutſchen von Bildung aufgeben, zu errathen, von welchem Kotzebue'ſchen Werk hier die Rede iſt, und ich wette, daß nicht einem von ihnen in den Sinn kommen könnte, daß vielleicht das niedlichſte, was je aus ſeiner Feder gefloſſen iſt, die Beichte, dieſem Verdammungs-Urtheil unterliegt. Wenn man ſo etwas zu Geſicht bekommt, ſoll man ſich ärgern, oder mit Verachtung den Uebermuth zurückweiſen, der zu ſolchen Urtheilen verleitet? "Sonderbar!" fährt ein Journaliſt fort, nachdem er mehrere Stücke von dem Theater des variétés étrangères in demſelben liberalen Geiſt durchgegangen hatte, "es ſind die Engländer, welche dieſer Bühne die luſtigſten Stücke geliefert haben. Sie ſind weniger ſchwerfällig, weniger gedehnt, weniger deklamatoriſch, als die deutſchen; dieſe ſind aufgeſchwellt mit Philoſophismen und bürgerlicher Empfindeley. Es ſind dieſes die weſentlichen Beſtandtheile des Drama's und des Melodrama's; auch haben die Dichter für die Theater der Boulevards gezittert, als ſie das Theater Moliere eine Mine bearbeiten ſahen, welche ihnen das Bedürfniß erließ, Einbildungskraft zu haben. Sie brauchen inzwiſchen den Muth nicht ſinken zu laſſen; es iſt Plaz für jedermann, und die Werkſtätte der düſtern Stücke (des pièces sombres) iſt in Deutſchland noch in ihrer vollen Thätigkeit." Ein anderer Recenſent, nachdem er über Armuth und Edelſinn ſich dahin geäuſſert hat, daß es mit Begebenheiten überladen, und eigentlich ein wahrer dialogiſirter Roman ſey, wo inzwiſchen der Dichter ſich ziemlich gut aus den Schwierigkeiten, in die er ſich verwickelt habe, gezogen hätte, meynt: "daß die Deutſchen Stücke dieſer Art ſehr liebten, daß mehr Talente und mehr dramatiſches Genie, als ihre Dichter beſäßen, erfordert würden, um aus einem einfachen Stoff eine Reihe von intereſſanten Scenen zu ſpinnen. Wenn die Einbildungskraft nichts liefert, fährt er dann fort, ſo hilft man ſich mit Nebenſachen, man vervielfältigt die Epiſoden, man verwirrt die Haupthandlung, aber man kommt zum Ende, und das iſt der weſentliche Punkt."

Meine Abſicht iſt keineswegs, alles zu erſchöpfen, was Vorurtheil, Partheyſucht, Unwiſſenheit und die Meynung einer unerreichbaren Superiorität über dieſen Gegenſtand hier täglich aushecken, und es genügt mir, meinen Landsleuten aufs Neue bewieſen zu haben, daß unſere beſten Schriftſteller noch lange der Hoffnung entſagen müſſen, an den Ufern der Seine eine Würdigung zu finden, worauf ihre hohen Verdienſte die beſten Anſprüche haben. Aber um dieſes ganz auſſer Zweifel zu ſetzen, kann ich mich nicht enthalten, noch eine Kritik mitzutheilen, welche ich aus dem Journal de l'Empire und folglich aus demjenigen Tagblatt entlehne, das hier am meiſten geleſen und als das vorzüglichſte und untrüglichſte Orakel in Gegenſtänden der Literatur angeſehen wird. Man wird es mir um ſo mehr Dank wiſſen, als unſer allgemein verehrter Wieland zu der ganzen Diatribe Veranlaſſung gegeben hat, und es darin hauptſächlich die Würdigung ſeiner Verdienſte gilt. Die Ueberſetzung von Menander und Glycerion iſt es, welche dem Kritiker Gelegenheit geben mußte, ſeine feine Meynung über unſere Literatur an den Tag zu fördern. Nachdem er zuerſt als Grundſaz feſtgeſezt, daß beynahe immer nur Menſchen ohne Geſchmack und ohne wahre Kenntniß die Werke der benachbarten Nationen preiſen, fährt er dann auf folgende Art fort: "Dieſe Bemerkungen betreffen vorzüglich die deutſche Literatur; denn die der Engländer, obſchon ſie vielleicht nicht ein einziges gut gemachtes Buch, nicht ein einziges Muſter darbietet, das ohne Gefahr nachgeahmt werden könnte, beſizt dennoch eine Menge von Reichthümern, unter denen man ſelbſt zuweilen Schönheiten von der erſten Gattung findet. Allein die Deutſchen, wenn man einige Idyllen ausnimmt, was hat man aus ihrer Sprache überſezt, das nicht mehr oder weniger ſchlecht wäre? Wenn ſie gute Werke beſitzen, wie kommt es, daß ihre fanatiſchen Anhänger ſolche nicht überſetzen, um uns zu dem demüthigendſten Stillſchweigen zu bringen? Und wenn ſie würklich nichts beſſeres zu finden wiſſen, als was ſie uns liefern, wie dürfen ſie die Unverſchämtheit haben, ſo etwas ſchön zu finden? Herr Wieland zum Beyſpiel iſt in Deutſchland ein ſehr berühmter Dichter; alle ſeine Schöpfungen werden daſelbſt bewundert, gerühmt, und mit einer Art von religiöſer Verehrung aufgenommen, eine Verehrung, welche man uns blindlings theilen laſſen wollte; denn während zehen Jahren ließ man dieſen berühmten Namen Wieland in unſern Ohren erſchallen, ehe man daran gedacht hatte, eine einzige Zeile von ſeiner Proſe oder von ſeinen Verſen zu überſetzen. Endlich haben wir erhalten, was wir mit ſo viel Ungeduld erwarteten; ſeine unbeſonnenen Bewunderer haben nach und nach Oberon, Philocles(?), Agathon überſezt, und in einem Augenblick ward das ganze Gerüſte von Ruhm umgeworfen. Wir wollen dieſem Autor den Schimpf nicht anthun, zu glauben, daß er eben ſo ſchlecht deutſch ſchreibe, als ſeine ſchwachen Ueberſetzer das Franzöſiſche; wenn aber auch ſeine Schreibart vortrefflich wäre, ſo bleibt es doch nicht weniger wahr, daß dieſe drey Werke einen ſchlechten Geſchmack verrathen, daß der Gang darin elend iſt, und daß ſie von Intereſſe entblößt ſind. Man erblickt in denſelben einen Mann, den die Natur nicht beſtimmt hatte, lebhaft und leicht zu ſeyn, wie er mühſame und lächerliche Anſtrengungen macht, um den Mann nachzuahmen, der unter uns am meiſten Glanz und Leichtigkeit gehabt hat, und, weil er ſeine Grazie nicht nachbilden konnte, wie er blos den Cynismus ſeiner Ausdrücke und die Ausgelaſſenheit ſeiner Gedanken darbietet. Inzwiſchen hat ihm dennoch dieſe groteske Nachahmung von Seiten ſeiner Landsleute den Titel des deutſchen Voltaire verſchafft, ein Titel, den wir ihm nicht beſtreiten wollen, der aber, wenn der Raum es zuließe, Stoff zu nüzlichen Bemerkungen über den neuen und ſonderbaren Charakter, den dieſe deutſche Literatur darbietet, geben könnte, eine Literatur, welche in dem lezten Jahrhundert mitten unter den bedauernswürdigen Siegen der Philoſophie entſtanden iſt, die von ihrem Urſprung an auſſerhalb der Bahn der Wahrheit und Ehrbarkeit geſchleudert wurde, und die bey ihrer Geburt das Gift mit ſich brachte, das ſie tödtet." Nun folgt eine gedehnte Beurtheilung von Wielands Werk, das zu dieſem Ausfall Anlaß geben mußte, worin ganz derſelbe humane und unpartheyiſche Geiſt athmet. — Das iſt nun der Orakelſpruch, nach dem Tauſende von Franzoſen unſere Literatur beurtheilen; keine Stimme erhebt ſich, um deſſen Erbärmlichkeit darzuthun, und ſo wird es ſich fügen, daß unſere Nachbarn uns noch lange als ein Volk betrachten, dem es an Grazie, an Geſchmack, an Sinn für Zartheit und Feinheit fehlt.

Nro. 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. April, 1807.

> Der wahre große Geiſt herrſcht über unſre Zeit;
> Sie wird für ihn, was er — nicht er, was ſie gebeut.
>
> Michaelis.

Ein Wort über die deutſche Sprache.

Zu den wohlmeinenden Patrioten, die von jedem Unfalle, der ihrem Vaterlande zuſtößt, das Aergſte fürchten, ſcheinen uns auch die zu gehören, welche meinen, daß in der jetzigen Lage Deutſchlands unſere Sprache durch das ſtärkere Eindringen der franzöſiſchen mehr als je gefährdet ſey. Ohne die ſchimäriſchen Erwartungen einer beſſern Zukunft mit andern zu theilen oder ſie zu verwerfen, glauben wir doch, daß von allen Uebeln, die uns bedrohen, gerade dieſes am wenigſten zu fürchten ſey. Leider hat bereits in frühern Zeiten, durch unſerer Väter Schuld, welche zuerſt ihrem Geiſte und Geſchmacke freywillig das Joch auflegten, die franzöſiſche Sprache ſolche Einflüſſe auf die unſrige gehabt; leider haben unſere Höfe und unſere höhern Stände freywillig unſerer Sprache eine ſolche Menge franzöſiſcher Ausdrücke beygemengt, und leider haben unſere galanten und eleganten Schriftſteller, um an den Putztiſchen ihrer hohen Beſchützer und Beſchützerinnen, neben den franzöſiſchen Romanen, auch ihr Plätzchen zu gewinnen, jene Ausdrücke mit ſolcher entgegenkommenden Bereitwilligkeit aufgenommen, und zum Spotte der Franzoſen ſelbſt ihren nichtigen Werken eingewoben, daß unſere Sprachreiniger ſich noch lange vergebens bemühen werden, all das fremde Unkraut auszurotten. Das Uebel, das unſere Sprache in dieſer Hinſicht erleiden konnte, hat ſie längſt ſchon, und weit mehr als jetzt noch zu fürchten iſt, erlitten; aber wir müßen auch, zur Entſchuldigung unſerer Väter ſowohl, als zum Troſt ihrer deshalb bekümmerten Enkel, bekennen, daß es großentheils unvermeidlich war; denn es iſt unmöglich, daß eine ſich bildende Nation, welche mit einer benachbarten, früher kultivirten, viel verkehrt, ſich dieſelbe nicht in vielen Dingen zum Muſter nehme, und ſich von dem Geiſt und Geſchmacke derſelben vieles zu eigen mache; und wo dieß geſchieht, da iſt auch unvermeidlich, daß das vornehmſte Werkzeug der Mittheilung dieſer Kultur gleichfalls viele Eindrücke derſelben in ſich aufnehme. Darum ſoll jedoch keineswegs geläugnet werden, daß wir darin von jeher zu weit gegangen ſind, daß wir aus übertriebener Hochſchätzung und Verehrung der franzöſiſchen, und aus unverantwortlicher Geringſchätzung und Vernachläßigung unſerer Mutter-Sprache, dieſelbe weit mehr verunreinigt und entſtellt haben, als jener unvermeidliche Einfluß nothwendig machte.

Inzwiſchen wird nicht geläugnet werden können, daß ohne dieſe Einmiſchung der franzöſiſchen Sprache die unſrige ſchwerlich ſo ſchnell den Grad von Ausbildung erhalten hätte, den wir in den Werken unſrer vorzüglichen Schriftſteller bewundern, und der uns hinlänglich verbürgt, daß das Uebel, woran unſre Sprache einſt ſo ſtark angeſteckt war, jetzt weit weniger zu fürchten iſt, als ehemals, wo es ſich, uns unbemerkt, herüberſchlich, ja, daß die neuern Ereigniſſe vielmehr zur fernern Vervollkommnung unſerer Mutterſprache dienen werden.

Wer dennoch gern mehr fürchten möchte, als in der That nach der Natur des Gegenſtandes zu fürchten iſt, dem würden wir aus der Geſchichte unter andern das merkwürdige Beyſpiel Spaniens zeigen, welches gegen 800 Jahre

lang unter der Herrſchaft der Araber ſeufzte, und doch ſeine eigene, aus dem alten Dialekt des Landes gebildete Sprache ſo frey und ſelbſtſtändig erhielt, daß man in der ſpaniſchen Sprache wohl ſchwerlich mehr arabiſche Wörter, als in der deutſchen franzöſiſche, auffinden möchte; und wir ſind der Meinung, daß die deutſche und franzöſiſche Sprache in ihrem Geiſt und Weſen eben nicht weniger verſchieden ſind, als es die ſpaniſche und arabiſche waren; was war aber die Literatur der Spanier vom 7ten und 8ten bis zum 14ten Jahrhunderte in Vergleichung der deutſchen Literatur im 18ten und 19ten? und wie ganz verſchieden iſt das Verhältniß zwiſchen jenen und dieſen? Die arabiſche war damals, als die Mauren Spanien eroberten, eine der reichſten und gebildetſten, während die ſpaniſche noch roh und kümmerlich in unentſchiedener Halbheit zwiſchen Dialekt und Volks-Sprache ſchwebte, und doch erhielt dieſe ſich nicht nur unter jenen Bedrängniſſen, ſondern bildete ſich ſogar zu ihrer jetzigen ſchönen Geſtalt aus. Seit der Franzoſe Schriften deutſches Geiſtes zu überſetzen verſuchte, ward er auch gewahr, daß unſere Sprache vieles vermag, was der ſeinigen zu leiſten verſagt iſt; er ahndete die Vorzüge einer urſprünglichen, aus ihrem Stamme entwickelten Mutterſprache, vor einer abgeleiteten Tochterſprache; und nur die Täuſchung ſeiner eingebildeten Ueberlegenheit hinderte ihn, ſie in ihrem ganzen Umfange deutlich zu erkennen; und wir, die wir ihr Vermögen und ihre Tiefe, ſo wie die Armuth und Mängel jener bey all ihren Vorzügen längſt erkannt haben, wir, die wir, ohne unſere nordiſchen Verwandten, eine Maſſe von mehr als 24 Millionen Menſchen ausmachen, wir wollen nun fürchten, daß dieſe mächtige, ſeit Jahrtauſenden im Boden des Nordens gewurzelte, herrlich grünende Eiche in einem vorübergehenden Sturme, von einem bloßen Abſenker der lateiniſchen Sprache, wenn er auch über ganz Europa ins Breite wuchert, und wenn ihm auch vorzügliche Eigenthümlichkeiten nicht abzuſprechen ſind, verkrüppelt oder gar verdrängt werden könne? Nein! die fremde Pflanze hat längſt viel tiefer unter uns gewuchert, ohne viel zu ſchaden; und unſere Literatur iſt indeß ſo reich an eigenen beſſern Schätzen geworden, daß ſie die des Auslandes wohl darneben ſtellen darf, ohne zu fürchten, daß die fremden Töne, die das heitre Volk der Seine mit ſeinen ſiegreichen Heeren zu uns herüberſendet, auf ächtdeutſchen Zungen anders haften werden, als ſo weit es zu gegenſeitigem Verkehre und allgemeiner Ausbildung nöthig iſt; der Kern der deutſchen Nation wird nie ſeinen Charakter und ſeine Sprache verleugnen.

φ.

An einen Sänger
im Koncert.

Halt ein, halt ein! Wir ſind verloren!
Auch nicht Ein Ton gelingt ja dir.
Der Kaliban, hätt' er doch Ohren!
Ach! oder jetzt nur keine wir!

-W.

Dem Feldherrn X.

An die Siege deiner Ahnen
Mahnſt du, Feldherr, ſo,
Wie die Ciceroni mahnen
An den Cicero.

Hg.

Homer.

Lang irrte heimathlos Homer im Bettlerkleid.
Sein einziges Aſyl war die Unſterblichkeit.

Hg.

Die Reiſe nach Mecca.
(Fortſetzung.)

Ein Monat war ſeit dieſer Begebenheit verfloſſen. Die zwey Freunde verlieſſen ſich nicht mehr. Unabläßig unterhielten ſie ſich von Zuleima, die ſie nicht vergeſſen konnten. Oft blickten ſie ſchweigend ſich an, und ein Thränenſtrom entquoll ihren Augen. Kaum ein leichtes Lächeln erheiterte zuweilen den düſtern Blick, wie ein ſchwacher Sonnenſtral die Gewitterwolke. Dieſe unſelige Leidenſchaft ſchien noch zu wachſen, ſtatt zu erlöſchen.

Eines Tags hub Adelhamed an: „Abdulhaſſan, ein unüberwindlicher Kummer, eine glühende hoffnungsloſe Liebe verzehrt uns. Das Leben iſt uns zuwider. Ein gefährlicher Ueberdruß hat ſich unſer bemächtigt. Wir müſſen auf unſre Heilung bedacht ſeyn, und das todbringende Uebel bis auf die Wurzel austilgen.“ „Ach, erwiederte Abdul. Wer kann uns die Ruhe zurückgewinnen? Wir haben ſie verloren auf ewig.“ „Höre, begann Adelhamed; alle Tage ruf' ich den heiligen Propheten an, die verzehrende Glut in uns zu vernichten. Das iſt mein ſtetes Gebet in der Moſchee, während des öffentlichen Gottesdienſtes, und bey jeder neuen Abwaſchung. Heute Nacht erſchien mir im Traum' ein Engel, ein himmliſcher Herold, von Mahomet ſelbſt abgeſendet. Ich ſah ihn mit meinen Augen, und glaube noch die ätheriſche Geſtalt vor mir zu ſehen. Seine Augen leuchteten, wie zwey Sterne. Seine Stirn glänzte, wie ein Meteor. Ich hörte ſeine Stimme; ſie war unausſprechlich ſanft, erhaben und tröſtend ſeiner Worte jedes. Adelhamed, ſo redet' er mich an: Wenn ihr geneſen wollt von eurem Liebeszauber, ſo verkünd' ich euch ein Gegenmittel. Verlaßt Bagdad, reiſt zuſammen nach Mecca, und nehmt Unterricht in eurer heiligen Religion. Die Frömmigkeit vermag's, in Seelen, die dem Aufruhr der Leidenſchaften unterlagen, den Frieden wiederherzuſtellen, und in die tiefſten Wunden des Herzens das Oel der göttlichen Tröſtungen zu flößen. Aber hütet euch, einer verderblichen unſinnigen Neugier Gewalt über euch einzuräumen, und ergrübeln zu wollen, was ein Gott eurer ſchwachen Vernunft weiſe verbarg. Betet an, und gehorcht in der Einfalt eures Herzens. Euch genüge zu wiſſen, daß Gott allein groß iſt, und Mahomet ſein Prophet. Er ſprach's, und verſchwand meinem ſtaunenden Blicke. Ungeſäumt, Abdul, laß uns dem Rathe dieſes Schutzengels

ſolgen! Hier mahnt uns alles an die verlorne Geliebte, die Unvergeßbare! Die Abweſenheit, die Mühſeligkeiten der Reiſe, tauſend neue Gegenſtände wecken vielleicht in unſerm Herzen neue Gefühle, verdrängen die, welche uns elend machen, und wandeln uns in and're Weſen um." — „Ja, rief Abdulhaſſan; gehen wir nach Mecca, gehorchen wir der Stimme des Himmels. In Mecca lebt ein heiliger Derwiſch, ein Verwandter von mir. Gütevoll wird er mich aufnehmen, und, da er in der Wiſſenſchaft des Koran ſehr bewandert iſt, ſein Licht in meinen Geiſt überſtralen laſſen." „Und ich, ſagte Adelhamed, reiſe zu meines Vaters Bruder in Medina, einem ehrwürdigen Mollak, einem der weiſeſten Ausleger des Geſetzes. Er ſoll mich alles lehren, was er weiß, ſoll die Finſterniß bannen, und in meiner Seele wird es tagen. Ich walle vorerſt mit dir nach Mecca, und von dort zu meinem Oheim, dem Mollak. Nach drey Monden holſt du mich ab in Medina, und wir kehren mit einander zurück nach Bagdad, glücklich und geheiligt."

Sie traten am folgenden Tag' ihre Reiſe muthig an, mit dem nöthigen Geld und einem beträchtlichen Vorrath an Lebensmitteln ausgerüſtet; denn ihr Ziel war entlegen, und ſie mußten die Wüſten Arabiens durchwandern. Sie zogen ſich am linken Ufer des Euphrats hinauf, und erreichten am zehenten Tage Baſſora. Den zwölften ergreifen ſie wieder den Pilgerſtab, und betreten die Wüſte. Die Hitze war brennend, und die Sonne ſchoß ihre Stralenpfeile ſenkrecht auf beyder Haupt. Aber die Freunde vergaſſen die Länge und die Beſchwerden ihres Wegs, indem ſie von ihrem Vorhaben, von ihrer Freundſchaft, und zuweilen von ihrer Liebe ſich unterhielten. Allein das Pilgern ward allmählig drückender, und die Sonne jeden Tag glühender. Sie begegneten in dieſen unermeßlichen Oeden nicht Einem lebendigen Weſen. Kein Baum ringsumher, ihre Blicke durch ſeiner Zweige buntes Grün zu ergötzen! Unter kahlen glutdampfenden Felſen ruhten ſie aus. Bald ſahen ſie nichts mehr als den Himmel, und ein unabſehbares augenblendendes Sandmeer. Ihr Vorrath iſt beynah' erſchöpft. Das Schreckliche des Mangels erwartet ſie. Adelhamed, der Treue, hatte ein Gefäß mitgenommen, voll des ſtärkendſten geiſtigen Getränks. „Meinen Abdul," ſprach er, „ſoll's laben, wenn ihn dürſtet in der Wüſte." Auch Abdulhaſſan, der Brüderlichliebende, hatte ſich einen vollen Weinſchlauch angeſchnallt, und ſagte zu ſich: „Mein Adelhamed ſoll nicht Durſt leiden in der heiſſen Wüſte! Dieß zu ſeiner Kühlung!" .... Aber ſchon iſt Abduls Schlauch leer, und in Adelhameds Gefäß finden ſich nur noch wenige Tropfen des erfriſchenden Saftes, welchen er ſeinem Freund beſtimmt hatte. Seit ihrer Abreiſe von Bagdad waren ſchon zwanzig Tage langſam vorübergegangen. Adelhamed, ſtarkgliediger, als Abdulhaſſan, konnte die Mühſeligkeiten eines langen Marſches, Sonnenglut, Hunger und Durſt länger ausdauern. Am einundzwanzigſten Tage vermag es Abdul nicht mehr, die Reiſe fortzuſetzen. Seine Kräfte ſind vernichtet. Er neigt ſich auf Adelhamed, welcher ihn unterſtützt, und mit peinlicher Unruhe betrachtet. Adelhamed ſieht die Bläße des Todes auf der Stirn ſeines Freundes, und auch auf ſeine Stirn lagert ſich die Bläße des Todes. Abdul ſchwankt, zittert, kann nicht mehr gehen, hält, und ſinkt auf ein Felsſtück nieder. Ein quälender Durſt entnervt ihn, und verzehrt das Mark ſeiner Gebeine. Adelhamed ſitzt ihm zur Seite, macht den ängſtlichſchwellenden Buſen zum Polſter für das müde Haupt ſeines Freundes, ſtarrt gen Himmel, und weint.

(Die Fortſetzung folgt.)

F u n k e n.

Der Menſch iſt eine ſchwingende Saite, das Leben der Ton; erſt zwey Töne aber geben einen Accord.

Unſre irdiſche Hülle iſt nur eine Anmerkung, die der Schöpfer zum geiſtigen Text gemacht hat. Man lieſt ſie zuletzt, überſchlägt ſie auch wohl.

Ueber vielen Citaten wird man ſelbſt zum Citat.

Alles Gute beſitzt den Charakter der Gattung. Es bringt ewig wieder Gutes hervor. Darum iſt auch der Rechtſchaffene unſterblich.

Mit verbundenen Augen führen unbekannte Hände uns den dunklen unterirdiſchen Gang durch's Leben; — wir ſind hindurch, es fällt die Binde, Gott in aller ſeiner Herrlichkeit ſteht vor uns, um uns. — Sternen ähnlich, ſcheinen wir uns ſelbſt dem Gott des Himmels ähnlich geworden, und — dies nennt man — T o d?

Der Körper iſt der Nachen, mit dem der Geiſt über den Strom des Lebens ſetzt. Im Tode ſteigen wir aus. Was wir unterwegs ſo Lebendiges ſehen, das ſind die Fiſchlein im Strome.

Liebe iſt das Bedürfniß, mit deſſen Befriedigung alle übrigen wegfallen; des Körpers kann der Sterbende entbehren.

Kein Gift kann einen jungen Menſchen niederer Herkunft ſo ſchnell zerrütten, als die Liebe zu einem Mädchen, der ihr Stand eine nähere Verbindung verbietet. In P l e n k s Toxicologie fehlt dieſer Artikel ganz, und noch keine einzige Pharmacopoea Pauperum hat bisher an ein würkſames Gegenmittel gedacht.

Der Körper iſt der Einband des Geiſtes; das Geſicht iſt der Titel, und das Auge der Name des Verfaſſers.

Wie im Verbrennungsprozeß die Sonne hervorbricht, ſo im Dichter das allgemeine Naturlicht.

Heus! Heus! Christophore! expergiscere! tempus est eundi in scholam! So ſprach Gott, als er den Menſchen ſchuf.

Der Menſch iſt eine Vorrede zu der Natur. Der Autor hat einen recht hübſchen Begriff darin von letzterer gegeben. Er erſucht daher den gütigen Leſer, ſie ja zuerſt zu leſen. Es wird eine kleine Erläuterung geben.

Leidenſchaft iſt, was uns Leiden ſchafft.

Wehmuth iſt Muth, der wehe thut.

Lebendig wird man, wenn das Leben endigt.

Man handelt überall nur aus Inſtinkt. Gründe ſind klar gewordener Inſtinkt.

r — r.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien.

Herr Küffner, welcher ſich durch ſeine ſeit kurzem erſchienene metriſche Ueberſetzung des Plautus als ein Mann von ſchönen Talenten bewährte, hat der hieſigen Theaterdirektion ein Drama in Einem Aufzuge, Andromache, welches ſich durch edle Einfalt des Plans und durch beſondere Zartheit der Ausführung vortheilhaft auszeichnen ſoll, ſo wie ein zweites kleines Schauſpiel, Deukalion und Pyrrha, übergeben.

Hrn. von Holbeins neueſtem Werk, Ida, einer Oper nach Stolbergs Ballade: die Büſſende, mangelt es zwar nicht an Prachtſzenen, frappanten Theatercoups u. dgl.; allein ſie konnten die gehoffte Würkung auf das Publikum nicht hervorbringen, der Veränderungen ungeachtet, die er bey Behandlung des Sujets für nöthig hielt, um nach ſeiner Art einen theatraliſchen Effekt hervorzubringen. Es ſchien ihm vermuthlich zu grauſam, ein Weib, welches die Treue bricht, ſo hart zu beſtrafen, wie der Ritter der Ballade; daher verwandelte er ihn in einen wüthenden Tyrannen, ſie aber in eine unſchuldig Verfolgte, welche dieſer Ritter (Graf v. Schroffenſtein) entführte; aus Rache, weil ſie ſeine Liebe nicht mit Gegenliebe belohnte, in den tiefſten Kerker warf; und ſie durch die Drohung, ihren Geliebten (Fernando della Torre) ermorden zu laſſen, zwingt, ſo oft Gäſte die Burg beſuchen, das falſche Bekenntniß abzulegen, ſie büße wegen gebrochner ehelichen Treue. Wer nun mit dem Gange der heutigen franzöſiſchen Opern bekannt iſt, wird ſogleich einſehen, daß dieſe unſchuldig gemarterte Ida nothwendig gerettet werden muß; und zwar nicht nur durch ihren Geliebten, ſondern hauptſächlich durch ein glückliches Zuſammentreffen verſchiedener Zufälle, welche alle zu ihrer Rettung ſo unentbehrlich ſind, daß, wenn nur einer ausbliebe, ſie nothwendig verlohren wäre. Auſſer dieſer Hauptrettung müßen, wenn das Stück ſich gute Würkung verſprechen ſoll, mehrere Nebenrettungen, ohne welche gleichfalls die Hauptrettung nie vor ſich gehen könnte, ununterbrochen auf einander folgen, bis endlich der Dichter, durch den lezten und kühnſten Coup, Haupt- und Nebenperſonen auf einmal und für immer aus aller Gefahr rettet. Der Böſewicht des Stücks (denn, weil dieſe Dichtungen ihr größtes Intereſſe durch die Noth und Pein erhalten, in welche die Tugendhaften verſezt werden, darf es nie darin an einer recht ſchwarzen Ausgeburt der Hölle fehlen) dieſer Böſewicht muß ſo grauſam als möglich ſeyn; je erfinderiſcher er in Martern und Qualen iſt, deſto beſſer für den Dichter; denn er darf ihn dann am Schluſſe kühnlich recht auffallend und mit großer Strenge beſtrafen; gewöhnlich läßt ihn der Dichter in demſelben Kerker verſchmachten, wo die Tugend durch ihn ſo vieles ausſtand; oder er läßt ihn wohl gar noch um ein Loch tiefer hinabſteigen, wie H. v. Holbein in ſeiner Oper that.

Ueberhaupt hat ſich H. v. Holbein durchaus nach jenen Pein- und Qual-Opern gebildet, welche H. Sonnleithner, in mehr oder weniger ſchlechten Ueberſezungen, auf die hieſige Bühne brachte. Auch ſein Fridolin, ſo wie ſein Tyrann von Syrakus, ſind durchaus in derſelben Gattung gedichtet; doch ward es nicht ſo ſehr bemerkt, weil es bis auf ihn im rezitirenden Schauſpiele noch neu und ungewöhnlich war. So ſehr wird in dieſen Ausgeburten des verderbteſten Geſchmacks nur auf den gröbſten ſinnlichen Effekt geſehen, daß man alle Wahrſcheinlichkeit darüber vernachläßigt. In der Oper Faniska, z. B. wo Sonnleithner ganz freye Hand hatte, zu arbeiten, wie er wollte, ward uns ein Kerker vorgeſtellt, in welchen ſich die ſpielenden Perſonen in einem Korbe von oben herablieſſen; auſſerdem gieng auch noch ein Baum mit Sproſſen (wie man dergleichen im verjüngten Maßſtabe an Hühner-Ställe zu legen pflegt) in die obere Oeffnung hinauf, wo die Sänger hinauf und herunter fliegen; die Thür aber, welche aus dem Schloſſe in den Kerker führt, iſt von dieſem Zug- und Steigwerke nicht fünf Schritte entfernt. In dem lezten Aufzuge dieſer Faniska iſt alles auf ſo nichtige Zufälligkeiten berechnet, daß, wenn die im Burghofe ſtehende Schildwache ſich einmal nicht gerade in dem Moment, wo es geſchieht, umkehrte, kein geringes Unglück für Faniska entſtehen müßte. Dahin iſt es mit dramatiſcher Kunſt gekommen!

Herr v. Holbein wagte in ſeiner Ida ähnliche, wenn gleich nicht ſo auffallende Unwahrſcheinlichkeiten, wie Sonnleithner, und es iſt daher größtentheils ihm zuzuſchreiben, wenn die Muſik des Hrn. Girowez, die recht angenehm ins Gehör fällt, keine Würkung machte. Das Publikum, das ſich lange wie ein Kind an den Fäden jener Ueberraſchungen gängeln ließ, ſcheint nunmehr dieſer Zucht entwachſen, und anderer Leitung zu bedürfen. Möchte ſich H. v. Holbein in Zukunft edlere Männer der Kunſt zum Muſter ſeiner Arbeiten wählen; und, da er Talente hat, dieſe erſt auszubilden ſuchen, eh' er es wagt, ſich wieder öffentlich an die ruhmvollen Reihen deutſcher Dichter anzuſchließen!

Fürſt Lignovsky, welcher ſich, ſo wie Fürſt Lobkowiz, durch ſeine Liebe zur Muſik unter dem hieſigen hohen Adel vortheilhaft auszeichnet, gab unlängſt wieder eine an Schönheit der Kompoſitionen reichhaltige muſikaliſche Akademie. Den vorzüglichen Beyfall der Kenner erwarb ein neues Werk Beethovens, eine Ouvertüre zu Collin's Coriolan. Wenn gediegene Kraft und die Fülle tiefer Empfindung den Deutſchen charakteriſiren, ſo darf man Beethoven vorzugsweiſe einen deutſchen Künſtler nennen. In dieſem ſeinem neueſten Werke bewundert man die ausdrucksvolle Tiefe ſeiner Kunſt, die, ohne auf jene mit Recht gerügten Abwege neuerer Muſik ſich zu verirren, das wild bewegte Gemüth Coriolans und den plözlich ſchrecklichen Wechſel ſeines Schickſals auf das herrlichſte darſtellte, und die erhabenſte Rührung hervorbrachte.

Auch Graf Haugwiz, welcher in Mähren begütert iſt, gab einige muſikaliſche Akademieen, die mit vorzüglicher Präziſion ausgeführt wurden. Zwey Cantaten Naumanns: Die Wege Gottes, und der hundertunddritte Pſalm, entzückten alle Anweſenden um ſo mehr, da dieſer würdige Künſtler hier wenig bekannt iſt.

Es hieß unlängſt, daß Schillers Turandot im Theater an der Wien gegeben werden würde. Viele bedauerten, daß dieſes reizende Gedicht durch die Unvollkommenheit der Schauſpieler jenes Theaters verunſtaltet werden ſollte, da man im Gegentheil bey deſſen Aufführung in den Stadttheatern eine vollkommen gute Beſezung der Rollen hoffen konnte: allein es geſchah weder das eine noch das andere, und Turandot kam gar nicht auf die Bühne. Eben ſo wenig iſt zu hoffen, daß Treitſchkes ſchöne Bearbeitung der Zobeis (nach Gozzi), obgleich ſie durchaus zur Aufführung geeignet wäre, auf die Bühne kommen werde.

Die Oper Sargino, welche vorher im Theater an der Wien in einer deutſchen Ueberſezung durch lange Zeit gegeben worden war, iſt italiäniſch im Hoftheater gegeben worden; Demoiſelle Häſer, ſo wie Mad. Bertinotti gefielen allgemein. Die übrigen Sänger waren alle Kammerſänger des Fürſten Lobkowiz; denn da Demoiſelle Häſer durchaus nur italiäniſch ſingen wollte, und keine italiäniſchen Opernſänger wegen Eingehung der italiäniſchen Oper vorhanden waren, ſo wußte man ſich nicht anders zu helfen. Indeß verdienten auch dieſe Kammerſänger den erhaltenen Beyfall vollkommen, beſonders ward Herr Verri, Vater, bewundert.

Nro. 85.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. April, 1807.

Freyheit iſt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Geſang.
Schiller.

Der Frühling.

Bruchſtück aus einem größern Gedichte von Schreiber:
Die Jahres-Zeiten.

I.

Zu welcher Glut erwacht mein inn'res Sehnen,
Was regt mich an zu ſüßen Melodien?
Es ſchwelgt mein Ohr in wunderbaren Tönen,
Mein Auge ſieht ein neues Leben glüh'n!
Der Schleyer ſinkt.. Das Zauberreich des Schönen
Steigt neu aus Blüthen auf und Harmonie'n,
Und feurig hebt ſich auf der Andacht Schwingen
Die Phantaſie, es liebend zu umſchlingen.

Der Frühling naht! Vor ſeines Lichtes Stralen
Entweicht der kämpfenden Gewölke Nacht.
Er winkt dem lauen Weſt. Aus goldnen Schalen
Gießt der den warmen Thau, — die Flur erwacht.
Die Stürme donnern. Aus den milder'n Thalen
Entfliehen ſie dem Ruf der Göttermacht.
Tief im Gebürg, dem Wiederklang der Rede,
Verſammelt ſie der rauhen Wildniß Oede.

Und wie der Glanz des Frühlings ſich ergoſſen,
Entringt ſich ihrem Schlummer die Natur;
Die Keime ſchwellen auf, die Zweige ſproſſen,
Das Grün durchbricht des harten Froſtes Spur;
Der trägen Feſſeln liegt die Erd' entſchloſſen,
Nur ihre Trümmer decken noch die Flur;
Nur leis' umfaßt den Strom des Eiſes Rinde,
Der Wald blickt dämmernd durch des Schleyers Binde.

Da ſenkt der Lenz den Zauberſtab hernieder,
Und in den Tiefen regt ſich inn're Glut;
Vergebens kehrt des Winters Stürmen wieder,
Das Licht verhüllend mit erneuter Wuth;
Der Froſt, getragen von des Nords Gefieder,
Ergießt zerronnen ſich in laue Flut,
Da ſchmilzt der Schnee, der Strom empört die Wellen,
Und ringsum thürmt ſich der Gewäſſer Schwellen.

Nun haucht die Erd' aus den enteis'ten Grüften
Allmächt'gen Odem über das Gefild;
Der ſtarren Laſt, durchweht von wärmer'n Düften,
Entſchüttelt ſich der Hain; die Luft wird mild;
Und ſpiegelnd in des See's kryſtallnen Klüften
Stralt wieder neu der heitern Sonne Bild;
Und in den Tiefen der Gewäſſer malen
Sich des enthüllten Aethers junge Stralen!

Jetzt auch in der Gebürge Schluchten ſendet
Der Lenz ſein mildes lebenreiches Licht;
Die rauhen Stürme flieh'n; unwillig wendet
Der Winter ſein erzürntes Angeſicht;
Es ruht der Kampf; die Zwietracht iſt geendet,
Frey ſteht die Erd' vom laſtenden Gewicht;
Die Kräfte ſammeln ſich; dem neuen Leben
Entweicht der Tod nach langem Widerſtreben.

Der Frühling naht! — O leihe meinen Tönen,
Begeiſterung, dein flammendes Gefühl;
Geuß deine Zauber, Schöpferin des Schönen,
Mit milder Hand mir auf mein Saitenſpiel!
Wenn nur ein Stral vom Schimmer der Kamönen
In meines Herzens dunkle Rührung fiel,
Nicht unwerth dann mag ich den Flug beſchwingen;
Der Götter Gabe macht das Lied gelingen!

Wie regt ſich jetzt, der langen Laſt entnommen,
Die ſchaffende Natur! Balſamiſch weh'n
Die Lüfte, Quellen murmeln, Blüthen kommen,
Des Aethers Blau berührt der Berge Höh'n;
Und ſtralend läßt, von Himmelsglanz umſchwommen,
Die Sonne neu ihr Flammenantlitz ſehn;
Da glüht das Würmchen auf in ſeiner Hülle,
Und Leben wird auch in des Staubes Stille.

Und ſeegnend tritt der Lenz, mit holden Blicken,
An den Altar, der Prieſter der Natur;
Rings um ihn her, die Erde zu beglücken,
Verſammelt ſich die Götterſchaar der Flur.
Aurora kommt, den jungen Tag zu ſchmücken,
Und Flora naht auf bunter Blumenſpur,
Die Dryas mit den fernen Oreaden,
Der Ströme Nymphen, freundliche Najaden.

Ein Stralenmantel hüllt die zarten Glieder
Des Götterſohns; um ſeine Stirne ſchwebt
Ein Kranz von Roſen; an den Hüften nieder
Fließt das Gewand, mit Purpurglanz durchwebt;
Und um ihn her ertönt das Chor der Lieder,
Daß von Geſang der weite Tempel bebt;
Und um den Altar ſtreun mit milden Händen
Dem jungen Jahr die Götter fromme Spenden.

Auf Flur und Au'n, aus zarter Knoſpen Hülle,
Läßt Flora rings der Blumen Teppich ziehn;
Den Schmelz der Farben gießt in reicher Fülle
Der Morgen aus, und alle Blumen glüh'n;
Es ſtreut die Nacht den Duft in ihre Stille,
Ihr warmer Odem ſchwellt das weiche Grün;
Der Gott der Ströme webt in ſeine Fluten
Des Aethers Gold, der Abendröthe Gluten.

Und Iris bringt auf ihrem Farbenbogen
Den Glanz des freundlicher'n Olymps herab.
Und Pan, der Schutz der Heerden, kommt gezogen,
Die Gränzen mißt der alte Flurgott ab;
Den Quell der Jugend, Sterblichen gewogen,
Geußt Hebe ſeegnend auf die Erd' hinab;
Die Freude kehrt, es kehrt die Hoffnung wieder,
Und gnädig blicken alle Götter nieder.

Doch du vor allen, Wonne der Naturen,
Du, holde Liebe, kehreſt uns zurück;
Belebend drang dein Weſen durch die Fluren,
Und jedes Seyn empfand ſein ſchön'res Glück.
Du nahſt — und alles folget deinen Spuren,
Entzücken ſtralt in Aller Herz und Blick;
Durch alle Tiefen, alle Höhen waltet
Dein Geiſt, der Reiz und Schönheit neu entfaltet.

Dir ſchmücken ſich die Haine, dir erſchallet,
O Göttin, rings der Lieder Weihgeſang;
Der Erde Jubel tönt, ſelbſt Echo hallet,
Von Hoffnung trunken, frohen Wiederklang;
Geregt von deinem Götterfunken wallet
Zu heil'ger Glut auf aller Weſen Drang;
Dir ebnet ſich des Meers kryſtallner Spiegel,
Dir grünt die Flur, dir kränzt ſich Thal und Hügel!

Und ſeegnend in der Menſchen frohe Mitte
Tritt deine ſanfte himmliſche Geſtalt;
Und wiederkehrt der frommen Einfalt Sitte,
Des Herzens Luſt, in der es überwallt.
Selbſt aus der Dürftigkeit bemooſter Hütte
Scheuchſt du der Sorgen feindliche Gewalt,
Du bringſt die Freude wieder und den Seegen,
Und jedes Auge lächelt dir entgegen.

Jetzt, als der Lenz die Erde neu geſtaltet,
Und alle Götter herrlich ſie geſchmückt,
Ruft freundlich, da ſich jede Kraft entfaltet,
Und jeder Keim aus ſeiner Hülle blickt,
Er ſie zurück, wo ew'ger Frühling waltet,
Wohin den Geiſt die Ahnung nur entzückt;
Den Zepter nimmt Natur aus ſeinen Händen,
Was er begonnen, ſeegnend zu vollenden.

Margaretha Klopſtock
an
Samuel Richardſon.

(Ein Beytrag zu der in Nro. 69 des Morgenblatts gewünſchten Galerie.)

Klopſtocks Liebe zur Fanny ward nicht mit der erwarteten Wärme erwiedert, und erkaltete daher allmählig *). Dagegen erwachte im Frühling 1754 eine neue, bey der Bekanntſchaft mit jener Edeln, die uns unter den Namen Meta und Cidli unvergeßlich bleiben ſollte. **) Die Geſchichte dieſer Liebe erzählt ſie ſelbſt in einem Schreiben an den Verfaſſer der Clariſſa, Samuel Richardſon, das erſt vor Kurzem im Druck erſchienen iſt ***). Dieſes Schreiben iſt zu merkwürdig, als daß es nicht in einer Ueberſetzung (denn es iſt in engliſcher Sprache abgefaßt) der deutſchen Leſewelt vorgelegt zu werden verdiente. Selbſt die kalten Brittiſchen Reviewers ****) verſichern, es ſey ſo viel Wahrheit und Herzlichkeit darin, daß alle, die es leſen, die Briefſtellerin lieben müßten. In der That, wie ſelten iſt auch eine ſolche Sinnesreinheit anzutreffen!

Hamburg, 14 März, 1758.

Sie wollen alle meine Angelegenheiten wiſſen. Liebe allein, Verehrteſter! iſt mir Angelegenheit, und von Liebe wird auch alles handeln, was ich Ihnen in dieſem Briefe ſage.

In einer glücklichen Nacht las ich das Gedicht meines Gatten, den Meſſias. Ich ward wunderbar davon ergrif-

*) (Cramer's) Klopſtock in Fragmenten aus Tellow S. 470.

**) Ihr wahrer Namen war Margaretha Moller.

***) The Correspondence of Samuel Richardson, Author of Pamela, Clarissa etc. selected from the Original Mss. by Anna Laetitia Barbauld. London, Philipps 1804. Vol. 1—6. in 8.

****) The monthly Review enlarged for January 1805. p. 40 f.

ſen. Den Tag darauf fragte ich einen ſeiner Freunde *): wer der Verfaſſer ſey? und jetzt hörte ich zum erſten Mal den Namen Klopſtock. Ich glaube: ich verliebte mich augenblicklich in ihn: wenigſtens war all mein Denken und Sinnen nur er, inſonderheit, da von ſeiner Gemüthsart der Freund mir ſo viel gutes erzählte. Hoffnung, ihn zu ſehen, hatte ich ganz keine, aber unerwartet vernahm ich: er werde durch Hamburg kommen. Sogleich ſchrieb ich demſelben Freunde: er möchte mir Gelegenheit verſchaffen, den Dichter des Meſſias zu ſehen, wenn er in Hamburg wäre. Dieſer Freund ſagte ihm: ein gewiſſes Hamburger Mädchen wäre begierig, ihn zu ſehen, und ſtatt aller Empfehlung zeigte er ihm einige Briefe, worin ich mich unterfangen hatte, Klopſtockiſche Verſe zu kunſtrichtern. Klopſtock kam und kam zu mir. Ich muß bekennen: ſo ſehr ich zuvor ſchon von ſeinen Eigenſchaften eingenommen war: ſo hatte ich mir den jungen Mann **) doch nicht ſo liebenswürdig gedacht, wie ich ihn jetzo fand. Dieß that ſeine Würkung. Nachdem ich ihn zwey Stunden geſehen hatte, mußte ich den Abend in einer Geſellſchaft zubringen, was mir in meinem Leben nie ſo läſtig gefallen war. Ich konnte nicht reden, nicht ſcherzen, nicht ſpielen: mir war, ich ſähe nichts als Klopſtock. Ich ſah ihn den Tag darauf und den folgenden, und wir waren recht ernſthaft Freunde. Am vierten Tage reiſte er ab. Es war eine harte Stunde, die Stunde des Abſchieds! Er ſchrieb mir bald hernach, und unſer Briefwechſel ward, von dieſer Zeit an, ſehr lebhaft. Treuherzig wähnte ich: meine Liebe ſey Freundſchaft. Ich ſprach mit meinen Freundinnen von nichts, als von Klopſtock, und zeigte ihnen ſeine Briefe. Sie neckten mich und behaupteten: ich ſey verliebt. Ich neckte ſie wieder und verſicherte: ihr Herz müßte ſehr unempfänglich für Freundſchaft ſeyn, wenn ſie keinen Begriff von Freundſchaft eben ſo gut gegen einen Mann, als gegen ein Frauenzimmer hätten. So gieng es 8 Monate fort, in welcher Zeit meine Freundinnen in Klopſtocks Briefen eben ſo viel Liebe fanden, als in mir ſelbſt. Ich fühlte es nicht weniger, wollte es aber nicht glauben. Endlich ſagte Klopſtock unverhohlen: er liebe, und ich fuhr zuſammen, wie vor einem Unrecht. Meine Antwort war: nicht Liebe, ſondern Freundſchaft wäre es, was ich für ihn fühle; (als wenn Liebe längere Zeit brauchte, denn Freundſchaft!) dieß war in der That meine Meynung, und ich behielt ſie, bis Klopſtock wieder nach Hamburg kam, welches ein Jahr nach unſerer erſten perſönlichen Bekanntſchaft geſchah. Wir ſahen uns, wir wurden Freunde, wir liebten; wir glaubten, daß wir liebten, und kurze Zeit darauf konnte ich es Klopſtock ſogar ſagen, daß ich liebte. Aber wir mußten uns abermal trennen und zwey Jahre warten, bis wir uns endlich trauen laſſen konnten. Meine Mutter wollte mich keinem Fremden geben. Zwar hätte ich, da ſeit dem Tode meines Vaters mein Vermögen nicht von ihr abhieng, ohne ihre Einwilligung heirathen können, allein dieſer Gedanke war mir ſchrecklich, und ich preiſe den Himmel, daß ich durch Bitten und Beten meinen Zweck erreichte. Seit ſie Klopſtock kennt, liebt ſie ihn, wie einen leiblichen Sohn, und dankt Gott, daß ſie nicht auf ihrem Sinne beſtanden iſt. Wir heirathen, und ich bin das glücklichſte Weib auf Erden. In wenigen Monaten ſind es vier Jahre, daß ich es bin, und noch hänge ich eben ſo liebetrunken an Klopſtock, dem Gatten, als ehmals an ihm, dem Verlobten.

Kennen Sie meinen Mann, ſo werden Sie meine Gefühle ſehr natürlich finden. Kennen Sie ſein Gedicht, ſo kann ich ihn ganz kurz beſchreiben: er iſt in jeder Hinſicht, was er als Dichter iſt. Dieß darf ich bey aller weiblichen Beſcheidenheit verſichern. Doch ich darf von meinem Gatten nicht ſprechen; ich bin ganz Entzücken *), wenn ich es thue. Und ſo glücklich ich durch Liebe bin, eben ſo glücklich bin ich durch Freundſchaft für meine Mutter, für meine zwey älteren Schweſtern und fünf andere Perſonen meines Geſchlechts. Wie reich bin ich!

Sie wollten, daß ich von mir ſelbſt ſpreche. Ich befürchte aber, ich habe es zu ſehr gethan. Indeſſen ſehen Sie wenigſtens, wie angelegen mir die Erfüllung Ihres Wunſches geweſen iſt.

Die wärmſten Grüße von meinem theuren Manne an Sie. Meine eigenen an alle die Ihrigen.

Ich bin

Ihre ergebenſte Dienerin,
M. Klopſtock.

P.

---

*) Dieß war der bekannte Gieſecke, wie Cramer a. a. O. erzählt. Ueb.

**) In der Urſprache heißt es: the amiable Youth. Allein Klopſtock war damals gerade 30 Jahre alt, alſo kein Jüngling mehr, Ueb.

*) I am all Raptures, when I do it.

Die erſte Sprache der Menſchen.

In einer Stadt der Schweiz kam es zu Ende vorigen Jahrs unter einer Geſellſchaft von Freunden zum lebhaften Streit über die Urſprache der Menſchen. Man konnte ſich nicht vereinigen; denn verſchiedene behaupteten ſogar allen Ernſtes, die erſte Sprache, welche der Menſch gleichſam aus ſich ſelbſt lernen würde, alſo gewiſſermaßen die natürlichſte, müſſe die hebräiſche ſeyn. Man ſchrieb mir deswegen zu, ich glaube, es war wegen der Entſcheidung um eine Wette zu thun.

Bald nachher fiel mir ein Band von Buders Amoenitates in die Hände, worin folgende Geſchichte erzählt wird.

Ums Jahr 1660 lebte in der Grafſchaft Sayn, im Dorfe Zumkorb, ein armer Handlanger mit ſeiner Frau. Beyde waren eines ſtillen düſtern Charakters. Sie ſprachen wenig oder nichts miteinander, und waren außerdem den ganzen Tag abweſend vom Hauſe, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Während dem ſchloſſen ſie ihre Kinder, zwey Knaben, in der Hütte ein. Kamen ſie des Abends ermüdet heim von der Arbeit, gaben ſie den Kindern zu eſſen, ohne mit ihnen zu ſprechen, und legten ſich ins Bett. Die zwey Buben waren ſchon ziemlich groß geworden, ohne daß ſie eine Sprache hatten reden hören. Sie ſchufen ſich alſo bey ihren einſamen Spielen ſelbſt eine, die in unverſtändlichen Tönen, meiſtens aber in Zeichen beſtand. Der Graf von Sayn bekam Nachricht davon, und war begierig, die neue Sprache kennen zu lernen. Er ſchickte ausdrücklich Hebräer nach dem Dorfe, um zu ſehen, ob dieſe natürliche Sprache nicht einige Aehnlichkeit mit der Hebräiſchen habe? Was man aber voraus hätte erwarten können, ergab ſich auch: man fand nicht die geringſte Aehnlichkeit zwiſchen der Hebräiſchen und dieſer neuen. n.

Komus.

Das zweyte Vierteljahr der Zeitſchrift: Komus, oder der Freund des Scherzes und der Laune gleicht leider! dem vorhergehenden. — Wie unter Fur bey den Römern zuerſt ein treuer Diener, und zuletzt ein Dieb verſtanden ward, ſo könnte leicht durch den Sammler dieſes Quodlibet Komus am Ende mit dem Gott der Langenweile ſynonim werden. Einige beſſere Beyträge von Langbein und K. M. (wahrſcheinlich Müchler), und wenige neuaufgeſtutzte Anekdoten abgerechnet, iſt die Großzahl der Blätter für die Leſer gedrucktes Opium. Hiſtoriſch ließe ſich Folgendes wohl ſchwer verbürgen:

„Leſſing verglich einſt die Welt mit einer Uhr. Das Gewicht an ihr, ſprach er, iſt — ein Geldſack; die Unruhe — das Frauenzimmer.“

Unter den Epigrammen iſt das auf Harpagons Einladung noch am beſten gelungen:

Mein guter Freund, ſagt eurem Herrn,
Sein Mittagsbrod wird angenommen;
Ich möchte wieder gar zu gern
Einmal recht Appetit bekommen.

Baisers et Elégies de Jean Second,
par P. F. Tissot.

Freye geiſtreiche Nachbildungen — aber die Ueberſetzung iſt auch eine ſchöne Ungetreue; wie der lateiniſche Text gegenüber jeden Augenblick verräth. Ein Gleiches gilt von den angehängten erotiſchen Stücken aus Theocrit, Anacreon, Taſſo und Guarini. Daß Hr. Tiſſot auch ohne Vorbild ore rotundo von Küſſen zu ſingen weiß, erprobe der Schluß des Gedichtes: La bouche reconnaissante:

La bouche est de nos ſeux le fidèle interprète;
C'est elle qui reçoit, qui transmet et répète
Les aveux, les sermens, l'amoureuse langueur,
Enfin tous les secrets du plaisir et du coeur.
Les âmes des amans par elle se répondent,
Les âmes des amans par elle se confondent.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Kaſſel.

Die Beſitznahme unſerer Stadt durch franz. Truppen, und die daraus entſtandene Unſicherheit der meiſten Verhältniſſe, ſo wie die Einquartierungen, die von Zeit zu Zeit nothwendig wurden, laſſen es wenig zu, an geſellige Freuden und Abwechslungen zu denken, und man beſchränkt ſich meiſtens auf kleine Familienzirkel, oder ſolche, die von genauen Freunden gebildet werden. Hier dient entweder der Boſton-Tiſch oder Muſik und Geſang zur Zerſtreuung. Das Theater, welches jetzt wieder etwas mehr beſucht wird, iſt unbeſchreiblich ſchlecht, und das Perſonal ſo klein, daß nur höchſt mittelmäßige Stücke gegeben werden können. Die wiedergekehrte Freiheit eines Jeden, ſeinen Beifall laut äußern zu dürfen, iſt etwas Angenehmes; nur fühlt man ſich, leider! ſelten dazu aufgelegt, es müßte denn ſeyn, daß Madame Willmann's ſchöner kunſtvoller Geſang, oder Hartwig's ſinniges überdachtes Spiel uns erfreute. Uebrigens thut man am beſten, den Reſt mit Stillſchweigen zu übergeh'n. Die erſte Liebhaberin im Schauſpiel hat Anlagen; beſonders ein angenehmes Organ; der Wahn aber, als ſey ſie ſchon eine vollendete Schauſpielerin, gibt ihr eine Zuverſicht, die mit ihren vielen Mängeln höchſt widrig kontraſtirt; vorzüglich iſt ihr Geberdenſpiel meiſt konvulſiviſch, und erregt nur Lachen. Der Gouverneur Lagrange und ſeine jetzt hier anweſende Gattin beſuchen das Theater oft.

Die hieſigen Einwohner ſind dem Zufall Dank ſchuldig, der ſie dem Schutz eines ſo edlen Mannes übergab, als Lagrange nach dem einſtimmigen Urtheil jedes Einzelnen iſt. Er behandelt uns nicht allein mit aller Schonung, die in ſeinen Kräften ſteht, ſondern auch mit einer Delikateſſe, die den Mann von Gefühl verräth. — Hiezu kommt noch eine ausgezeichnete perſönliche Liebenswürdigkeit. Von dem Beſuch des berühmten Denon in dieſer Stadt nur wenige Worte: wir hätten ihn natürlich lieber nur als beobachtenden Bewunderer unſerer Kunſtſchätze geſehen. Indeſſen hat der Zweck ſeiner Sendung den Unpartheiiſchen nicht abgehalten, der Bekanntſchaft eines berühmten und ſehr liebenswürdigen Mannes ſich zu erfreuen. Ich habe ihn oft bey ſeinen Beſuchen in der Galerie und dem Muſeum begleitet; ſein humanes Benehmen erregt Achtung für ſeinen Charakter. Folgende Charade auf ſeinen Namen wird einer geiſtreichen Dame zugeſchrieben:

Mon prémier est le desèspoir des aiguilles,
Mon second celui des questioneurs,
Et mon tout le desèspoir des savans.

Bald erfahren Sie mehr und Beſſeres, wenn der Jean Paul'ſche Blutregen aufgehört haben wird, und uns beſſere Morgenröthe ſchimmert.

München, 30 März.

Der verdiente Schlichtegroll iſt als General-Sekretär der neuen Akademie der Wiſſenſchaften beſtätigt worden. Die Zeit der Eröffnung der letztern iſt noch nicht beſtimmt; wie es heißt, wird jene durch den Hrn. Miniſter von Montgelas ſelbſt geſchehen.

Bis heute war das Theater geſchloſſen; heute ward zum erſtenmal Pflicht und Liebe, von Vogel, bey vollem Hauſe mit ungemeinem Beyfall gegeben. Wenn man auch das Stück tief unter allen künſtleriſchen Anforderungen fand, konnte man doch den Beſtrebungen der Schauſpieler nicht Gerechtigkeit verweigern. Die Feyer des Palmſonntages war durch die Aufführung von Haydn's Schöpfung verherrlicht worden. Das hieſige Orcheſter zeigte ſich auch bey dieſer Gelegenheit in rühmlicher Vollendung. Nur war der Saal des Redouten-Gebäudes zu ſehr von Zuhörern angefüllt. Jede ſolche Veranlaſſung beſtärkt den Wunſch, daß ein angemeſſeneres zur Aufnahme einer größeren Menge Menſchen geeignetes Lokale ausgemittelt oder neu geſchaffen werden möge.

An dem Abende vor Oſtern war hier, wie immer in dieſer Zeit, ein buntes, alle ſtille Andacht entfernendes Gewühl. Der König begleitete die übliche Prozeſſion. Man mag ihn bey öffentlichen Feyerlichkeiten noch ſo häufig ſehen, immer gewinnt er an Liebenswürdigkeit. Seine Züge, ſeine Haltung, ſein ruhiger Blick unter ſein Volk, ſprechen ſein reines Herz ſo wahr aus, daß man ſich eines ſolchen Königs recht innig freut.

Geſtern gab Hr. Grüner aus Regensburg in dem Saal des Muſeums ein Deklamatorium. Er ſprach aus der Weihe der Kraft von Werner. — Hr. Dr. Gall, der mit ſeinem Begleiter, Hrn. Dr. Spurzheim, hier angekommen iſt, wird uns wahrſcheinlich Vorleſungen halten.

Nro. 86.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. April, 1807.

Wie viele ſind bloß der Nachhall von andern?

Wieland.

Ueber die verſchiedenen Beſtandtheile unſerer Cultur.

Wer gewohnt iſt, bey Allem, was er ſieht und hört, entweder nichts zu denken, oder ſich vorzuſtellen, daß es ſo ſeyn müßte, der findet nichts natürlicher, als daß alles bey uns ſo iſt, wie es iſt. Produkte aus den verſchiedenſten Gegenden der Welt ſind ihm in ſeinem Vaterland durch Zeit und Gewohnheit ſo bekannt und vertraut geworden, daß er ſich endlich auch verleiten läßt, die unſichtbare Welt religiöſer, literäriſcher und artiſtiſcher Cultur für ein eigenthümliches Erzeugniß des vaterländiſchen Grund und Bodens zu halten. Gleichwohl beſteht die Maſſe unſerer Cultur ihrem Urſprunge nach aus den verſchiedenſten und mannichfaltigſten Beſtandtheilen, und die chemiſche Scheidung dieſer Beſtandtheile wäre ein des ſcharfſinnigſten Mannes würdiges Geſchäft, wenn ſie auch weiter keinen Zweck hätte, als die Portion ächter deutſcher Cultur vorzeigen zu können, welche am Ende der Abſcheidung übrig bliebe. Denn die deutſche Cultur iſt ein ſo ſonderbares Gemiſch der aus den verſchiedenſten Gegenden uns zugekommenen Begriffe und Meinungen, Gebräuche und Sitten, Sprachen und Literaturen, daß man nicht umhin kann, ſich über die Receptivität der germaniſchen Köpfe höchlich zu verwundern.

Ein Religionsſyſtem aus Judda, das mit andern orientaliſchen Ideen durchwebt, vom Jordan bis an die Elbe und den Rhein gedrungen iſt, Feen aus Perſien, Buchſtabenſchrift, nautiſche Aſtronomie (die wir aber nicht brauchen) und Meßkunſt aus Babylonien, Phönizien und Aegypten, Ziffern aus Arabien, eine ganze Welt äſthetiſcher und artiſtiſcher Cultur, nebſt einer ſchönen Sammlung juriſtiſcher Formeln und Geſetze aus Griechenland und Rom, Ceremoniel und Hofſtaat aus dem byzantiniſchen Kaiſerthum, Romanzen aus Spanien, Balladen aus England, mediziniſche Ideen aus Schottland, Bajonette aus Frankreich. Nimmt man hiezu noch viele tauſend andere ältere oder neuere, bekanntere oder unbekanntere Beſtandtheile unſerer Cultur, deren Urſprung nicht immer ſo leicht zu erforſchen iſt, ſo bleibt, einige nordiſche Sagen und den Stamm der deutſchen Original-Sprache ausgenommen, nicht viel germaniſches übrig.

Keins der uns bekannten cultivirten Völker der Erde iſt ganz original; denn man weiß aus der allgemeinen Culturgeſchichte der Menſchen, wie Aſien die Wiege der Menſchheit geweſen iſt, wo Griechen, wo Römer geborgt haben, und wie die Wiederherſtellung der alten Literatur den romaniſirten Nationen Europens zur Grundlage ihrer jetzigen literäriſchen Cultur diente. Aber wäre die allgemeine Culturgeſchichte der Menſchen in allen Theilen uns noch näher bekannt, ſo würden wir zu unſerer größern Verwunderung erſehen können, welchen ſonderbaren Urſprung oft unſere Vorurtheile und Wahnbegriffe haben, was für eine Reiſe ſie zu uns gemacht, durch welches Medium ſie zu uns gelangt, und welche Modifikationen ſie in den germaniſchen Wäldern erlitten haben. R.

Die Reiſe nach Mecca.

(Fortſetzung.)

Nun erinnert ſich Adelhamed der letzten Tropfen ſeines geiſtigen Getränks, die er fur den äußerſten Nothfall ſorgfältig aufbewahrt hatte. Nimm, ſprach er, lieber Abdul! Trinke dieſen wohlthätigen Saft! Er friſtet dein Leben. — Und dir? fragt Abdul, was bliebe dir? — Das Glück, dich gerettet zu haben. — Ah! Um ſolchen Preis erkauf' ich mein Leben nicht. Dieſe Tropfen ſchlürfen hieſſe deinen letzten Tropfen Blut ausſaugen. — Nein, Abdul! Noch hab ich Kräfte, noch lange kann ich fortwandern, ohne zu ſterben, und vielleicht entdecken wir bald eine Quelle. Vielleicht fällt vor einbrechender Nacht ein willkomm'ner Regen vom Himmel, und ſtößt uns neue Jugend ein. — Vielleicht, Adelhamed! Wenn aber deine Wünſche nicht erhört würden, kein Quell rieſelte, kein Regen fiele, ſo hätt' ich deinen Tod verſchuldet. Entſetzlicher Gedanke! Lebe wohl! Laß mich allein ſterben! — Sterben! Undankbarer! rief Adelhamed. Sterben, wenn deine Rettung in meiner Macht ſteht! Du ſchlägſt die Hülſe meiner zärtlichen Freundſchaft aus! Ach, wenn ich ſterben ſoll für dich, ſo gönne mir die Seeligkeit, daß ich ſagen kann: Ich ſterbe, aber ich habe meinen Abdul gerettet. — Mir, antwortete bittend Abdul, mir raube die Wonne nicht, ſagen zu können: Ich ſterbe, aber ich bin Adelhameds Retter. Er überlebt mich. — Dich überleben! rief Adelhamed, mit einer Art von Wuth. Nein, ich überlebe dich nicht, und wenn du meine Hülſe verſchmähſt, ſo laß uns zugleich ſterben! Er ſprachs, und zerſchmetterte das Gefäß, das ſeine letzte Hoffnung enthielt.

Aber wie groß iſt ihr Erſtaunen, ihre Freude! — plötzlich entſprudelt dem Felſen, an dem Adelhameds Gefäß zertrümmerte, cryſtallhelles Waſſer; es rieſelt dahin, hüpft von Cascade fort zu Cascade mit lieblichem Gemurmel, und verbreitet ſich in einen kleinen Canal, an deſſen Ufern die Blumen aller Himmelsſtriche, aller Jahrszeiten emporblühen, und fruchtbeladene Bäume von jeder Gattung ſüßanlockend ſich erheben. Den neuen Zauberort bewohnen tauſend Luftſänger, und die Klüfte wiederhallen von ihren lieblichen Melodieen.

Adelhamed eilt mit Abduls leerem Schlauche der Wunderquelle zu, füllt ihn frohlockend, kehrt, wie auf Flügeln des Sturmes, zurück, den lechzenden Freund zu erquicken. Abdul trinkt, und betet, und dankt. Nun ſteht er auf, mit neuer Kraft geſegnet, und ſinkt in des treuen Gefährten Umarmung. Beyde ruhen unter dem Schattengewölbe, das, einladend zum Schlummer, den Urſprung der Quelle birgt. Ein Blumenraſen iſt ihr Bette. Wie ſchwindet ihnen ſo ſchnell in holden Träumen die Nacht!

Dieſe labende Quelle mitten in den Sandwüſten Arabiens war das Werk eines wohlthätigen Genius. Er ſchwebte in den Lüften, als er das Geſpräch der zwey Freunde vernahm. Er fühlte Mitleiden mit ihrem Schickſal, bewunderte ihre Standhaftigkeit, und wollt' ihr edles Opfer lohnen. Kaum lag Adelhameds Gefäß zertrümmert, als der Genius der Quelle zu rieſeln gebot, dem Felſen, zu ihrem Empfang ſich zu wölben, dem Boden, ſich rundum mit Bäumen und aromatiſchen Blumen zu ſchmücken. Dieſe Quelle, ſie rieſelt noch in der Wüſte; man nennt ſie die Quelle der Freundſchaft. Ein perſiſcher Dichter ſang ihr ein Lied, welches in der Ueberſetzung ſo lautet:

Dieß Felſenwaſſer iſt ein ewigklares.
Nie ſtörte ſeinen Lauf der Winterſtürme Wuth.
Nichts kann es trüben, und der Flug des Jahres
Beſtreifte nie die ſilberhelle Flut.
O tauſendfach beglückt, wer hier in ſichrer Huth
Auf dieſem gottgeliebten Boden ruht!
Die Hand der Zeit entblättert nicht die Roſen,
Um deren Kelche nur Zephyre koſen.
Ja, wenn ein Pilger hier, vom Lied der Vögelein
Süß eingelullt, entſchlummert unter Bäumen,
Sind alle Güter ſein in holden Träumen,
Und bey'm Erwachen alle Güter ſein.
Die Schöpfung lächelt ihm, und er vergißt im Glücke
Der Leidenſchaften Krieg, des Schickſals Tücke;
Er fühlt ſich hoher göttlicher Natur,
Und wallt auf Blumenauen nur.

Dieß Gemählde beſchließt der Dichter mit folgender Betrachtung:

Das Leben ach! iſt ein bedornter Pfad,
Wo mir Gefahren droh'n, Orkane mich umheulen.
O Heil, wer dir, geliebte Quelle, naht!
Könnt' ich Momente nur, da wo du rieſelſt, weilen!
O könnte, bey'm Geſang der Nachtigall,
Bey deinem Plätſchern ich in Schlummer ſinken!
Könnt' ich, des Glücks umhergeworf'ner Ball,
Aus dir erneute Kraft, Ermannung trinken!
Ich bräche mir, von düſter'n Sorgen frey,
Durch Labyrinthe Bahn — ein Jüngling bis zum Grabe.
Du Quelle wahres Glücks! der Tugend ſüße Labe!
Warum verbirgſt du dich in einer Wüſtenei!

Zwey Tage verweilten die edeln Freunde in dieſem neuer'n Paradieſe, pflückten dann die ſchönſten Früchte von den vollen Zweigen, und ſetzten, mit ihrem ſtattlichen Vorrathe, friſch und munter die Reiſe fort.

(Die Fortſetzung folgt.)

Waring über Perſien.

Folgendes intereſſante Reiſewerk erſchien im Febr. d. J. in London: A Tour to Sheeraz by the route of Kazroon and Feerozabad; with various remarks on the manners, customs, laws, language and literature of the Persians. To which is added a history of Persia from the death of Kureem Khan to the subversion of the zund Dynasty. By Edw. S. Waring, Esq. London, Cadell. 1807. 4. Preis 1 Pfund 5 Schill., oder 1 Pf. 15 Schill. auf Rojalpapier. — Der Verfaſſer ſah zwar nur einen kleinen Theil von Perſien, aber er hatte als Kenner der Perſiſchen Sprache und als wohlhabender Mann die beſte Gelegenheit zu Beobachtungen. Seine Wahrheitsliebe zeigt ſich auf allen Seiten; und wir ſchmeicheln uns, durch einige Auszüge unſern Leſern keinen

unangenehmen Dienſt zu erweiſen. Das Titelkupfer ſtellt des jetzigen Königs von Perſien Bildniß dar.

Im Perſiſchen Meerbuſen herrſchen nur zwey Winde, der Schimal und der Schurkih, der eine iſt günſtig, der andre widrig. Dies kommt von den hohen Bergen her, womit die Küſte zu beyden Seiten beſetzt iſt; man kann daher dieſen Buſen wie einen Trichter betrachten. Bushire, wo der Verfaſſer landete, liegt auf einer kleinen Landzunge, die nur wenig über das Meer hinausragt, und wegen der ſteigenden Fluthen öfters eine Inſel iſt. Bushire hat eine Mauer mit etlichen Baſtionen, die allenfalls wider räuberiſche Horden zu Pferde Sicherheit gewähren mögen. Die Häuſer ſind von Leim und elend; nur der brittiſche Reſident, ein Eingebohrner, hat eine erträgliche Wohnung. Die Engliſch-Oſtindiſche Compagnie hat hier zwar ſchon ſeit mehr als 50 Jahren eine Faktorei, aber ſie gewinnt wenig von ihrem Handel mit Perſien. Das Tuch, welches die Perſer tragen, kommt aus Frankreich über Rußland; und ungeachtet es zur Achſe kommt, ſo iſt es doch noch wohlfeiler als das von der O. J. Comp. eingeführte. (Auch über Konſtantinopel geht Tuch nach Perſien). Der jetzige Gouverneur von Bushire iſt Scheik Naſir, ein Sohn des berühmten Scheik Naſir, der die Würde und Unabhängigkeit ſeines Poſten gegen die Macht des Kurim Khan behauptete. (Man ſehe Niebuhr.) Dieſem merkwürdigen Manne verdankt Bushire die etwanige Wichtigkeit, welche es beſitzt. Obgleich beſtändig in Krieg verwickelt, führte er doch einen ſehr gewinnvollen Handel mit Indien und Muscat, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, eine große Kriegsmacht auf den Beinen zu halten. Er ſoll ſeinem Sohne zwey Millionen Sterling an Geld, 3000 Kameele und 600 Zuchtſtuten hinterlaſſen haben. Dies iſt zwar ohne Zweifel übertrieben; aber man ſieht doch hieraus, was für Meinungen über ſeinen ungeheuren Reichthum im Schwange gehen. Der Sohn verlor ſeine Schätze, weil er nicht den Muth hatte, ſie zu vertheidigen. Es wird jährlich eine große Menge Geld aus Bushire nach Bombay, Maſulipatam und Bengalen ausgeführt, wofür man Indiſche Fabrikate bezieht. Der König von Perſien bemüht ſich vergeblich, dem Handel Einhalt zu thun, da die Kaufleute ſo viel dabey gewinnen.

H. Waring war zu einem Gaſtmale in Bushire eingeladen. Man verſammelte ſich Abends um 8 Uhr, und jeder Ankömmling wurde mit den gewöhnlichen Mahometaniſchen Grüßen bewillkommt. Der Kuhlian (eine Art Indiſcher Tabackspfeiſen oder Hukah) war mit Roſenwaſſer angefeuchtet; und ſüßer Kaffee wurde in goldnen Taſſen herumgegeben. Das Abendeſſen, welches in Perſien die Hauptmahlzeit iſt, begann um 10 Uhr, und wurde auf Präſentirbrettern aufgetragen, deren immer Eins vor zwey Perſonen geſetzt wurde; daneben ſtellte man zwey Reisgerichte, eins mit Hühnerfleiſch, das andre mit Hammelfleiſch. Auf den Präſentirtellern ſtanden etwan acht Schüſſeln, deren einige geronnene Milch und Käſe, andre ſaure und ſüße Sachen untereinander gemiſcht enthielten. Während des Eſſens trank man häufig Sorbet aus zwey Näpfen, zur Beförderung des Verdauens: dies ſcheint in der That ſehr nöthig, da die Perſer mit gutem Appetit eſſen. Vor und nach dem Abendeſſen war die Unterhaltung allgemein; jeder ſagte etwas, und manche ſtreuten Anekdoten aus der Geſchichte voriger Könige ein, welche ſie mit dem jetzigen verglichen.

Aber ganz anders geht es her, wenn man einen Vornehmeren zu bewirthen hat; es werden dann reiche Zeuge vor die Thüre gelegt, und wenn der Maanat darüber gegangen iſt, gehören ſie ſeinen Bedienten. Der Herr des Hauſes ſetzt ſich dann weit von ihm weg; wenn der vornehme Mann ſpricht, dürfen die andern auch reden; ſchweigt er aber, ſo öffnen die andern auch ihre Lippen nicht. In Perſien empfängt man einen großen Mann mit Furcht und Zittern, und wartet ängſtlich auf ſeine Entfernung.

Es iſt erſtaunlich, wie viel blinde Leute man in Bushire und in verſchiedenen Theilen von Daſchtiſtan antrifft; man kann ſie faſt auf ein Drittel der Einwohner rechnen. Die auſſerordentliche Hitze und Trockenheit der Luft verurſachen erſt triefende Augen, welche durch den feinen umherfliegenden Sand noch verſchlimmert werden.

Wenn man in Perſien, wie der Verfaſſer, als ein Mann von Stande reist, muß man gegen zehen Bediente haben; denn es kommt dort mehr auf den Aufzug an, den man macht, als auf den Charakter und das Betragen des Reiſenden. Man nimmt einen ledernen Sack mit Wein, und einen andern, mit Waſſer gefüllt, auf die Reiſe; beſonders iſt das letztere nöthig, da man es ſelten unterwegs gut antrifft. Etliche der Bedienten können gewöhnlich Oden aus Hafiz und Sadi ſingen; dies iſt ſehr angenehm in den langen Nächten. Es iſt nöthig, ſich mit Sachen zu verſehen, die man den vornehmſten Perſonen der Städte und Dörfer gibt, wo man anhält. Man muß auch Geſchenke für diejenigen haben, welche den Reiſenden aus Eigennutz Früchte ꝛc. ſchenken.

Man kam über einen Bach, der ſo mit Naphtha geſättigt war, daß man wenigſtens eine Stunde weit einen ſehr durchdringenden Geſtank empfand. Nicht fern davon beſah der Verf. Gruben, in welchen ſchwarze Naphtha war. Der Boden dort herum war ſo zäh, daß ſein Pferd nur mit Mühe fußen konnte. Die Perſer brennen Naphtha in Lampen, und geben ſie zuweilen ihren Cameelen ein. Die Reiſe gieng durch ſo erhabene Landſchaften, daß der Verf. ſie nicht beſchreiben mochte, „aus Beſorgniß, ihnen nicht Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.“ Hie und da ſind Caravanſeraihs erbaut, welche meiſtens aus einem Viereck beſtehen, und dem Reiſenden zur Bequemlichkeit dienen. Es ſind verſchiedene Zimmer darin, und hinten zuweilen herrliche Ställe. Jeder Mauleſeltreiber ſammelt darin den Koth zuſammen, und zündet ihn an, wenn er aus dem Seraih geht, ſo daß die Ställe ziemlich rein bleiben. Eis und Schnee werden das ganze Jahr über in Kasruhn auf dem Markte verkauft, und ſogar zuweilen auf Mauleſeln nach Bushire gebracht. In Kasruhn wollte der Verf. ein Bad beſuchen, und hatte ſchon Erlaubniß dazu, als man ihm zu verſtehen gab, daß er vielleicht daran gehindert werden möchte, indem die gemeinen Leute glauben dürften, daß ein Chriſt das Bad verunreinigte. Doch ſolcher Aberglauben findet ſich nicht unter den beſſeren Ständen, welche ohne Umſtände mit Europäern ſpeiſen, und ihre Tabackspfeiſen (Duhliens) mit ihnen wechſeln. — Die Hügel ſind hin und wieder mit wilden Mandelbäumen und Weinſtöcken bedeckt, aber die Straßen über die Gebürge fürchterlich und höchſt ermüdend.

Perſien iſt voll von Räubern, ungeachtet man ſich ſehr wider ſie vorzuſehen pflegt.

Auf den Ferſen zu ſitzen wird in Perſien für die höflichſte Art zu ſitzen gehalten. Der Verf. mußte einen ganzen Tag in dem Hauſe eines Scheicks ſo ſitzen, und empfand unausſprechliche Qual. Der König ſelbſt ſoll immer ſo ſitzen; und wenn er ſich dieſe ſchmerzhafte Stellung erleichtert, ruft er allemal „Gustaki maff“, Gott verzeihe mir meine Vermeſſenheit!

(Die Fortſetzung folgt.)

Miscellen aus Oeſterreich.

In der ganzen Oeſterreichiſchen Monarchie iſt eine große Liebe für die Lectüre politiſcher Zeitungen ſichtbar. Nicht leicht nimmt man in einem andern Lande an den politiſchen Begebenheiten der Zeit ſo großen Antheil als hier. Schade nur, daß wir durch inländiſche Zeitungen ſo ſchlecht bedient ſind. Was könnte aus der Wiener werden, wenn ſie in einem liberaleren Geiſte redigirt würde! Die Ofner, die ein talentvoller junger Mann, Hr. Röſler, ſchreibt, gehört noch zu den beſſern. In der Ungariſchen Sprache kommen in der Monarchie gegenwärtig bloß zwey Zeitungen heraus, eine zu Wien, die andere zu Peſth; eben ſo viele in lateiniſcher Sprache, die, wie bekannt, in Ungarn noch immerfort in großem Anſehen ſteht, und ſtark geſprochen wird; drey in Slaviſcher, eine in der Italiäniſchen, und beynahe zwanzig in Deutſcher Sprache. Andere Zeitſchriften erſcheinen in unſrer Monarchie wohl über zwanzig. Aber jene ſo wohl als dieſe genügen dem höher gebildeten Theile des Publikum nicht; daher man ſich gezwungen ſieht, zu ausländiſchen Produkten dieſer Art ſeine Zuflucht zu nehmen. Die Allgemeine Zeitung, die Augsburger, der Hamburger Correſpondent und das Journal de Francfort werden in Oeſterreich am häufigſten geleſen. Von den übrigen Journalen kommen die meiſten herein, am ſtärkſten circuliren aber die Halliſche allgemeine Literatur-Zeitung, die Jenaiſche, Archenholz Minerva, der Freymüthige, die Zeitung für die elegante Welt, Wielands deutſcher Merkur, Gutsmuths pädagogiſche Zeitſchrift, London und Paris, die engliſchen Miscellen, das Journal des Luxus und der Mode.

Die Neuwieder Zeitung wird in Wien, Preßburg und Ofen nachgedruckt und ſtark geleſen. Der Herausgeber derſelben hat ſich vor kurzem gegen dieſe Nachdrucke ſtark expectorirt. Möchte dieſem Unfug doch überhaupt geſteuert werden. Es leidet die ganze Nationalehre.

In Peſth erſcheint ſeit dem November 1806 bey Joſeph Leprer, der zugleich den Redakteur macht, eine Zeitung für Damen, die faſt nichts als zuſammengetragene Excerpte enthält.

Der Buchhändler Hartleben iſt in Ungarn vielleicht der einzige Verleger, der bey Ausſtattung ſeiner Verlags-Artikel den veredelten Geſchmack zu Rathe zieht und keine Koſten ſcheut. Der Erfolg ſcheint aber nicht ganz erwünſcht. Denn Hartleben iſt ſtiller geworden. Ein charakteriſtiſcher Fehler faſt aller Buchhändler der Oeſterreichiſchen Monarchie iſt Unbeſtändigkeit bey literar. Unternehmungen. Selten beweiſt einer dabey eine längere Ausdauer. Viele derſelben beklagen ſich — wohl nicht mit Unrecht — über die ausländiſchen Buchhandlungen, daß ſie ſich für Oeſterreichiſche Artikel viel zu wenig zu intereſſiren pflegen. Vielleicht würde indeß in dieſer Rückſicht von ausländiſchen Buchhändlern mehr geſchehen, wenn die in Oeſterreich vorzügliche, ausgezeichnete Schriften zu Markte brächten.

In Wien werden immerfort große Büchergeſchäfte gemacht, obgleich der ſchlechte Cours der Bankozettel das Bücherkaufen ſehr verleidet. Der Handel mit Original-Ausgaben ſtockt freylich — im Vergleich mit ſonſt — auffallend; deſto reichlicher iſt dafür die Erndte der literariſchen Hamſter, der Nachdrucker, unter welchen beſonders ein gewiſſer Bauer ſich auszeichnen zu wollen ſcheint. Schaumburg und Comp. führen das ſtärkſte Sortiment, und zeichnen ſich durch Solidität in Büchergeſchäften aus; ganz leiſe treten ſie auf als Verleger; dagegen iſt Geiſtinger in letzter Rückſicht deſto betriebſamer; Wappler bleibt ſich in ſeiner ſtillen Solidität gleich. Die Kunſthandlungen der Herren Schreyvogel, Artaria und Mollo ſcheinen ganz artige Geſchäfte zu machen. Ihre Ausſtellungen neuer Kunſtſachen dienen dem Publikum zu großer Ergötzlichkeit. Ihre Gewölbe ſind daher faſt immerfort mit neugierigen Beſchauern umringt. Unter den höheren Protektoren der Künſte und Wiſſenſchaften verdienen beſonders der Prinz Albert von Sachſen Teſchen und der Erzherzog Johann genannt zu werden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Arau.

Unter den nachtheiligen Verhältniſſen, mit welchen einsweilen die durch die Vermittlungsakte conſtituirten ſogenannten neuen Cantone der Schweiz zu kämpfen haben, gehört vorzüglich auch der beynahe gänzliche Mangel an gelehrten Hülfsquellen und literariſchen Subſidien, die ſie nicht, wie die demokratiſchen Stände, als überflüßigen Luxus gleichgültig miſſen können. In allen älteren, vormals ariſtocratiſchen Cantonen finden ſich zum Theil ausgezeichnet reiche Bücher-Natur- und Kunſtſammlungen; und wenn dieſe auch großentheils Eigenthum der Hauptſtädte ſind, ſo wird dieß ſehr gleichgültig, durch den liberalen Sinn, mit welchem dieſe wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel jedem, der ſie zu gebrauchen verſtand, von jeher offen waren. Von den neuen Cantonen hat St. Gallen zwar einen Theil der nicht unberühmten Kloſterſammlungen gerettet, und Waadt hat in Lauſanne eine dürftige Akademie für Theologen angetroffen: beydes jedoch ihrer Natur nach höchſt einſeitige Inſtitute; Argau, Thurgau und Teſſin giengen vollends leer aus. Es iſt ſehr begreiflich, daß bey der Menge anderer Schöpfungen die neuen Regierungen in den erſten Jahren den wiſſenſchaftlichen nicht eben die größte Aufmerkſamkeit ſchenken konnten; und wenn die Schul- und Bildungsanſtalten den gelehrten Apparaten vorgehen, ſo wird man dieß eben ſo wenig tadeln dürfen. Daß unter ſolchen Umſtänden die Regierung des Argaus, bey der Liquidation des Nachlaſſes der helvetiſchen Regierung, ſich es ausbat, für eine Forderung von 19,072 Schweizer Franken, mittelſt Ueberlaſſung der Bibliothek des verſtorbenen Generals von Zurlauben, bezahlt zu werden, und daß ſie dieſe zum Kern einer Cantons-Bibliothek beſtimmte, war ein ſehr lobenswerther Entſchluß. Jene Bibliothek hatte durch die hiſtoriſch-antiquariſchen Kenntniſſe und den Sammlergeiſt ihres Beſitzers einen Ruf erhalten, den ſie nicht rechtfertigt, und der Preis derſelben war vielleicht zu hoch berechnet; dennoch iſt gerade die Menge kleiner, wenn auch großentheils unbedeutender Schriften für die Schweizergeſchichte dazu geeignet, ſie als integrirenden Theil einer öffentlichen Bibliothek zu empfehlen, und ſie darf immerhin ein ſeltener Fund genannt werden. Der Sammler befolgte die häßliche Sitte, ganze Pakete kleiner Schriften, wie ſie der Zufall einander folgen ließ, und ohne die mindeſte Hinſicht auf den Inhalt, in Bände zuſammenbinden zu laſſen, und bey der Abfaſſung des nun gedruckten Catalogs hat man, aus unbegreiflichen Gründen, die heilloſe Bändefabrik geehrt, und den ganzen Inhalt jedes Bandes unter dem Buchſtaben, den die erſte Schrift deſſelben forderte, aufgezählt. Das Morgenblatt hat bereits dieſes Catalogs erwähnt; von ihm auf den Bibliothekar ſchließen zu wollen, wäre indeß ſehr übereilt. Der argauiſche Bibliothekar, Hr. v. Balthaſar aus Luzern, iſt ein ſehr gebildeter Mann, von ausgedehnten literariſchen und bibliographiſchen Kenntniſſen. Er beſitzt eine für die neuere Literatur vortrefflich gewählte und koſtbare eigene Bibliothek.

Nro. 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. April, 1807.

Ach, die Natur iſt bloß ein Buch für Götter;
Selbſt das Genie verſteht nur manche Blätter.

Michaelis.

Die Murrhiniſchen Gefäſſe.

Jede Wiſſenſchaft und Kunſt hat ihre Räthſel und ihre eigenen Vexirdoſen, den Ernſthaften ein Aergerniß und den Vorwitzigen ein Zeitvertreib. Aber die Alterthums-Forſcher haben ganze Schränke voll davon. Immer iſt es eine liberalere Unterhaltung, über ſo etwas Forſchungen oder auch nur Gloſſen zu machen, als am Spieltiſche zu gähnen oder ſich zu erboßen. Auch ſind oft nützlichere Dinge im Vorbeygehn entdeckt worden, indem man dieſe müßigen und unnützen aufs Reine zu bringen ſuchte. Jener Knabe ſucht einen Goldkäſer, und findet einen goldnen Ring! Man muß überhaupt bey hiſtoriſchen und antiquariſchen Unterſuchungen nicht immer die Brot- und Fleiſchwage in der Hand halten, und fragen: wie viel wiegts? wie viel gilts? Dieß führt geradeswegs zur häßlichſten Abwürdigung der Menſchen, zu der, ſie in bloße Nützlichkeits-Maſchinen zu verwandeln. Man ſpotte des Pedanten. Aber man nenne nicht alles Pedanterey, was ein liberaler Sinn als Spiel und Luſt behandelt.

Die Alten hatten auch ihre warmen Getränke, wie wir. Aber ſie ſchwächten ſich Magen und Nerven weder durch Thee noch Caffee, und wurden daher auch nicht Sclaven der nur durch Sclaven erzeugten Colonialprodukte, ſpekulirten noch auf keine Auction der oſtindiſchen Geſellſchaft in London, und ließen ſich durch keine Krämerinnung oſt- und weſtindiſche Schröpfköpfe aufſetzen. Ihre warmen Getränke beſtanden in nichts, als in glühendem Wein. Der alte edle Falerner, der damals auf Campaniens Rebhügeln erbaut, durch Rauch in ſeiner herben Stärke gebändigt und gemildert wurde, ſpielte auch hier am häufigſten ſeine Rolle bey den Gaſtmalen der damaligen Satrapen und Trimalchionen. Und ſo wie man den Wein zum gewöhnlichen Tiſchtrunk nie anders, als mit zwey Drittheilen Waſſer verſetzt zu trinken pflegte — Schneewaſſer und Schneetrichter ſtanden zu dieſem Behuf faſt auf allen Schenktiſchen — ſo wurde auch dem glühenden Wein ſiedendes Waſſer zugegoſſen, und dieß nach verſchiedener Temperatur getrunken. Daher ſprechen die Alten ſo oft vom Genuß des warmen Waſſers. Dabey muß man keineswegs an bloßes warmes Waſſer denken, wie ſich wohl manche Antiquarien in den Kopf geſetzt haben; denn an die berüchtigte Cur durch 30 Schaalen warmes Waſſer war damals auch noch nicht gedacht worden.

Dazu brauchten nun die alten Römer natürlich auch ihre Urnen, Schaalen und Taſſen, ſo gut wie wir bey unſern Thee- und Caffee-Genüſſen unſere Thee-Urnen, Kannen und Porzellan-Becher. Was die größern Gefäße zum Glühen des Weins und Kochen des Waſſers anlangt, ſo iſts bekannt, daß ſie metallene Geſchirre kannten, worin ſich dieſe Flüſſigkeiten gleichſam ſelbſt kochten (authepsae), die alſo mit ähnlichen Maſchinen, die wir in England und bey allen Anglomanen zu einem ſtets wandelbaren Mode-Artikel erhoben ſehn, in eine vielfache Vergleichung geſtellt werden können. Wer die dem verſchütteten Pompeji und Herkulanum entwundenen Schätze im Muſeum zu Portici beſah, erinnert ſich auch, unter andern ein Gefäß erblickt zu haben,

welches mit unſerm Theemaſchinen die gröſte Aehnlichkeit hat, und von den Engländern, die auf alle dieſe Formen immer am meiſten ſpekulirten, auch ſchon nachgeahmt worden iſt. S. Stolbergs Reiſen III, 82. Hier wären alſo die Keſſel- und Kochmaſchinen. Aber nun die Schaalen? Man begreift, daß die Trinkgeſchirre, die bey den Alten die gewöhnlichſten waren, die metallenen aus Gold und Silber mit allen ihren Bildwerken, Incruſtationen und Gemmenverzierungen zum Genuß dieſer warmen Getränke, die man, ſo wie die Speiſen, dampfend heiß zu ſich nahm, unter allen am wenigſten geſchickt waren, weil ſich das Metall am leichteſten erhitzt, und alſo zum Angreifen, ſelbſt bey den Henkeln, am ungeſchickteſten iſt. Dazu hatte man alſo Geſchirre und Taſſen von einem ganz eigenen foſſilen Stoff, und dieß ſind eben die vasa murrhina, die, ſeit ſie der geſchäftige Poncirolli unter ſeinen verlornen Sachen eintrug, nun ſchon ſeit länger als zweyhundert Jahren die Neugierde aller räthſelluſtigen und räthſellöſenden Alterthumsforſcher ſo ſehr in Athem geſetzt haben. Man darf nur das ganze lange Regiſter von Erklärungsverſuchen und Erklärungsſünden überblicken, die der vielbeleſene mineralogiſche Antiquar, der Oberberghauptmann von Veltheim, in einer eigenen Schrift über dieſe Gefäße anführt, (ſpäter eingerückt in ſeine Sammlung einiger Aufſätze I, 197 ff.) um ſich wenigſtens zu überzeugen, daß es von jeher ein wahrer Zank- und Streitapfel geweſen iſt, und das Abentheuerlichſte und Lächerlichſte dabey nicht geſpart wurde. Die Erklärung, die der Graf von Veltheim ſelbſt davon wagte, mag recht erwogen leicht ſelbſt zu den ſonderbarſten Mißgriffen gehören, die dieſem witzigen und phantaſiereichen Mann auf ſeinen antiquariſchen Spatziergängen in dem ſchönumſchatteten Harbke zuſtoßen konnten.

In dem Braunſchweiger Muſeum befanden ſich auſſer dem berühmten Onyxgefäß, auch einige aus chineſiſchem Stealit oder Speckſtein gedrehte Schaalen. Leſſing ſagte einmal, als er ſich da herum führen ließ, ſcherzend, man wiſſe nicht, ob nicht am Ende dieß gar die römiſchen Murrhine wären. Dieß nur im Lachen hingeworfene Wort nahm Veltheim, dem es erzählt worden war, in vollem Ernſt auf, verſchaffte ſich ſelbſt einige Speckſtein-Näpfchen, und bot nun ſeine und ſeiner Helmſtädter Freunde Beleſenheit auf, um aus den köſtlichen murrhiniſchen Gefäßen, die Pompejus zuerſt unter den Herrlichkeiten ſeines aſiatiſchen Triumphs aufführte, und wovon ein einziges oft der überreiche und übermüthige Römer mit mehreren tauſend Thalern bezahlte, wenn es nur groß genug war, den ſchmutziggelben, gemeinen chineſiſchen Speckſtein hervorkriechen zu laſſen. Was ſieht man nicht alles, wenn die Phantaſie uns nur die rechte Brille auf die Naſe ſetzt! Der Schreiber dieſes Aufſatzes erinnert ſich noch mit Vergnügen eines ſchönen Herbſttages, den er in dem wahrhaft anmuthigen Harbke der Gaſtfreundſchaft des Hrn. von Veltheim im Jahr 1793 verdankte, und er glaubt dem höchſtunterhaltenden und durch ſo viel achtungswürdige Seiten allen ſeinen Bekannten ſchätzbaren Mann darum nicht zu nahe zu treten, wenn er daran denkt, wie er die geglaubte Speckſtein-Murrhinite, die gegen das Licht gehalten halbdurchſichtig erſchien und würcklich etwas ſchillerte oder opaliſirte, mit großem Triumph durch die Hauptſtelle des Plinius darüber erläuterte. Denn welcher Menſch hat nicht zu Zeiten ſeine Speckſtein-Viſionen?

Da Veltheims Speckſtein-Hypotheſe zu viel Unwahrſcheinliches hatte, ermüdete man auch ſeit jener Zeit noch nicht, dem wahren Stoff der murrhiniſchen Gefäße auf allen Wegen nachzuforſchen. Der rühmlichbekannte franzöſiſche Alterthumsforſcher Mongez las im Inſtitut eine nun auch abgedruckte Abhandlung (im 2. Theil der Memoires des Inſtituts S. 133 ff.) über dieſe Gefäße vor, worin ihr Stoff in einer Art von Agat gefunden wird, den die ſchwediſchen Mineralogen zuerſt Cacholong nannten. Allein ohne gewaltſame Verdrehung mancher Stellen des Alterthums und ohne vorgefaßte Meinung möchte auch hievon ſich niemand ſo leicht überreden laſſen. Immer laſſen ſich einige von den Alten daran geprieſene Eigenſchaften dadurch nicht erklären.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Phantaſie-Blume.

In den zierlichen Körbchen des Blumen-Mädchens lagen geſondert die ſeidnen, künſtlichen Blätter zu Roſen, Lilien, Nelken, Veilchen und Narzißen. Ich hatte dem Mädchen in's Auge geſchaut, das war ſo dunkel und himmelvoll. Ich wagte nicht und wußte nicht zu reden, glückſeelig, neben ihr steh'n zu dürfen; da fiel die Roſe, die ſie bildete, ihr aus der weiſſen Hand; ſchnell wollte ich ſie aufnehmen, und ſtieß in unvorſichtiger trunkner Eile das Tiſchchen um, auf dem die Körbchen ſtanden. In bunter Miſchung flatterten die leichten Blätter umher. — Röther ward mir das Geſicht vor Schaam, als ſelbſt die dunkelſte Roſe iſt, — aber ſie lächelte, und gütig blickend raffte ſie die Blätter zuſammen in Einen Korb. — Ich war verloren im Anſchau'n der holden, ſchlanken Geſtalt, die ſich im Bücken und Suchen reitzend verrieth. O wie war ich unwillig und verlegen, daß mir's an den rechten, ſchönſten Worten fehlte, zu ſagen, was mir alles auf dem Herzen lag. — Da wollte das liebliche Mädchen um den fertigen Roſenkelch die grüne Knospen-Hülle legen; unwillkührlich reichte ich ihr weiſſe Lilien-Blätter: „Leg' lieber dieſe um den ſchönen Roſen-Kelch!" bat ich blöde. Lächelnd nahm ſie die Blätter, und legte ſie zierlich ordnend um den Roſenkelch; „Dornen aber muß die Roſe dennoch haben!" ſprach ſie laut und Muth einflößend. Da ward ich dreiſter und mir ſelber wiedergegeben: „wozu die Dornen, wenn die Unſchuld ſchon die Liebe ſchützt?" — „Die Unſchuld ſchützt die

Liebe nicht in der böſen Welt, ſprach ernſt das Mädchen; ſie iſt noch ſchwächer faſt als Liebe ſelbſt!" — Ich fand im Körbchen ganze Veilchen, da nahm ich ihrer und gab ſie ihr: „So lege denn dieſe Veilchen an die zarten Lilien-Blätter, dann wird beſcheidne Tugend — Lieb' und Unſchuld ſchützen!" — Die Blume ward in holder Form, das Mädchen ſelber fand ſie voll Bedeutung. Wie Kindesluſt glühte nun die Roſe in dem ſchlanken Lilienkelche, und die Veilchen ſtanden ſchirmend, bittend, um das Heiligthum.

Als ſo die Blume gelungen war in holder Form, da wandte ſich das Mädchen freundlicher zu mir, und aus dem holden Ernſt ward ſüßer Scherz.

W. K.

Fragmente

von F. W. J. Schelling.

Aus dem ſo eben erſchienenen II. B. 2. Hefte der Jahrbücher der Medizin.

Die Bildung jedes Steins (z. B. der Durchgang der Blätter) bietet Probleme dar, die nicht aufzulöſen ſind, ohne die erhabenſten Ideen.

Wir erkennen nichts, als was in der Erfahrung iſt, ſagt Kant. Ganz richtig; aber das in der Erfahrung allein Seyende iſt eben das Lebendige, Ewige oder Gott.

Gottes Daſeyn iſt eine empiriſche Wahrheit, ja der Grund aller Erfahrung.

Wer dieß gefaßt hat und innig erkannt, dem iſt der Sinn aufgegangen für Naturphiloſophie.

Sie iſt keine Theorie, ſondern ein reales Leben des Geiſtes in und mit der Natur, das ſich auf eben ſo unendliche Weiſe äußern und darſtellen kann, als die Natur ſelbſt. Darum ſo jemand zu dir ſagen wird: hier iſt ſie oder da, ſo glaube es ihm nicht; wenn ſie zu dir ſagen: ſiehe, ſie iſt in der Wüſte, ſo gehe nicht hinaus: ſiehe, ſie iſt im Buchſtaben oder Wort, ſo glaube es ihm nicht.

Iſt denn die Poeſie irgendwo vorhanden und vorräthig, daß du ſie aufnehmen und mit dir tragen könnteſt? Aber in jeder wahren Erſcheinung erkennſt du ſie ganz, obgleich nie vollendet in ihren Erſcheinungen ſelbſt.

Einen beklag' ich, daß ihm ſo groß Unrecht geſchieht. Myſtiker ſchilt ihn das Volk, und er iſt, leider, nur myſtificirt.

Einen ſchätze ich und nenne ihn den Oſſian der Naturphiloſophie. — Ein andrer hat in der Philoſophie die erſte Idylle gedichtet in Geßner'ſcher Weiſe. Eine Theokritiſche dichte uns nun ein Naturphiloſoph.

Die Natur weiß nicht durch Wiſſenſchaft, ſondern durch ihr Weſen, oder auf magiſche Weiſe.

Die Zeit wird kommen, da die Wiſſenſchaften mehr und mehr aufhören werden, und die unmittelbare Erkenntniß eintreten. Alle Wiſſenſchaften, als ſolche, ſind nur erfunden aus Mangel der letzteren; z. B. das ganze Gebäude aſtronomiſcher Berechnungen, weil es dem Menſchen nicht gegeben war, das Nothwendige in den himmliſchen Bewegungen unmittelbar als ſolches zu ſehen, oder das reale Leben des All geiſtig mitzuleben.

Wunder der Geſchichte, Räthſel des Alterthums, die Unwiſſenheit verwarf, wird die Natur uns aufſchlieſſen.

Redet, ums Himmels willen, nicht von Wiſſenſchaft, da ihr noch kaum die Oberfläche geritzt habt. Die Wahrheit, ganz wie ſie iſt, anzuſchauen, hat noch keiner das Herz gehabt.

Im ſtillſten Daſeyn und ohne Reflexion offenbart die Pflanze die ewige Schönheit. So wäre dir am beſten, ſchweigend und gleichſam nicht wiſſend Gott zu wiſſen.

Nur in der höchſten Wiſſenſchaft ſchließt ſich das ſterbliche Auge, wo nicht mehr der Menſch ſieht, ſondern das ewige Sehen ſelber in ihm ſehend geworden iſt.

Francois de Neufchateau poetiſche Epiſtel an Wieland.

Franzöſiſche Kritikaſter tadeln unſern Wieland, das heißt, ſie loben ihn auf ihre Art. Wie ganz anders drückt ſich aber der Gebildete, der Schätzer wahren Talents, der vorurtheilsfreye Mann, ein François de Neufchateau, über den unſterblichen Sänger aus? — Er fliegt nach Weimar, den Apollon de la Germanie zu ſehen. Die infernaliſche Göttin, die Schweſter der Parcen, Arthritis, hält ihn dort zurück. Wieland, ſpricht er, *)

„Il sentira toute ma peine,
De me trouver si près de l'auteur d'Agathon,
Des Graces, de Musarion,
Et de tant d'autres fruits d'une fertile veine,
Sans qu'il me soit permis d'aller
Le voir, l'entendre, lui parler,
M'abreuver de son Hippocrène,
Gouter sa douce urbanité,
Et de Muses de l'Elbe aux Muses de la Seine
Resserrer la fraternité."

Er hofft, Wieland werde ſeine im Fluge niedergeſchriebene poetiſche Epiſtel gütig aufnehmen, und ſchließt eben ſo beſcheiden als ſein:

„La Minerve des anciens
Fut la divinité de tous deux encensée.
Je n'ai pas ses talens; mais ses gouts sont les miens
Je l'ai suivi, de loin, du Portique au Lycée,
Je raffolai toujours de ses Athéniens;
Et nous sommes, peut-être, un peu concitoyens
Par l'etude et par la pensée." —

Laus a laudato viro! Dies bleibt. Der neidiſchen Zoiluſſe Geſchrey verhallt.

A.

---

*) S. (Fevrier 1807.) Magasin encyclopedique. P. 401.

Notiz.

Delalande, Profeſſor der Aſtronomie im Collége de France, Mitglied des Nationalinſtituts und der Ehrenlegion, der älteſte Sternkundige in Europa, ſtarb am 4 April im 79ſten Jahre ſeines Alters. Seine Reiſe nach Italien, ſeine Geſchichte der Aſtronomie werden unvergeſſen ſeyn. Er kannte beynah' alle berühmten Männer von Europa.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im März.

Vorliebe zur ausübenden Tonkunſt iſt mehr wie jemals in dieſem Winter bey uns herrſchend, und in der That bey unſerer bedrängten Lage das der Stimmung des Publikums angemeſſenſte und wohlthätigſte unter den öffentlichen Vergnügungen. Man hört Abends von den höhern Stockwerken vieler Häuſer herab vollſtimmige Töne muſikaliſcher Privatübungen ſchallen; größere Liebhaber-Konzerte werden in Familien gegeben; Carlo's Dilettanten-Konzert im Apollo-Saal wird ſehr beſucht, und wöchentlich haben wir wenigſtens ein öffentliches Konzert in dieſem oder im deutſchen Schauſpielſaal. — Der Muſikdirekter des letztern, Hr. Hönicke, führte hier neulich Haydn's Oratorium, die Jahreszeiten, auf, aber die Mehrzahl unſers Publikums entſcheidet für ſeine Schöpfung, die reicher an Dichterſchönheiten und von erhabenerm Schwung der Kompoſition iſt, als die Jahreszeiten, worin die muſikaliſchen Mahlereien, Nachahmungen von Thierſtimmen u. ſ. w. ſich bis ins Kindiſche und Läppiſche verirren. — Andreas Romberg — der Meiſter-Spieler auf der Geige — gab ein glänzendes Konzert. Wir hörten darin, auſſer ſeinen eigenen ſchönen Vorträgen, die brave franzöſiſche Sängerin, Madame Demarthe, und Mlle. Rodrigne, eine vorzügliche Schülerin Steibelt's, auf dem Piano; vor allem aber ward Romberg's herrlich komponirter 110ter Pſalm: Dixit Dominus, zum erſtenmal öffentlich gegeben. Als Klopſtock lebte, führte R. dieſem zu Gefallen den Pſalm einigemal in Privat-Geſellſchaften auf. Nie genug hört und ſtudirt man dieſe vortreffliche, doch für das groſe Publikum wohl zu gelehrte Kompoſition. Aber in dem großen Chor: Dominus — confregit Reges - judicabit in Nationibus, implebit ruinas — conquassabit capita multorum etc., welch' eine Allmacht, welch' ein Donnerſturm der Begleitung! und dann der wohlthätige Kontraſt einer ſanft hinrieſelnden Muſik in dem gleich darauf folgenden Quartett: de torrente in via bibet etc.! — Rauſchender wiederholter Beyfall ward Romberg, beſonders in dem Violin-Konzert, als er die neue und kühne Idee, ſeine Kadenz mit gedämpften kurzabgeſetzten Paukenwirbeln, in welchem ein Accompagnement der Klarinet und Flöte creſcendo einfiel, begleiten zu laſſen, höchſt glücklich executirte. — Unter den vielen, noch für dieſe Zeit angekündigten Konzerten ſpannt beſonders die von Hrn. Carlo für den ſtillen Freitag verſprochene muſikaliſche Akademie die Erwartung aller Freunde geiſtlicher Muſik. Unſer groſſer unvergeßlicher C. P. E. Bach hatte nämlich für die zu ſeiner Zeit neuerbaute artige Kapelle des hieſigen Spinnhauſes eine treffliche Paſſionsmuſik geſetzt, welche daſelbſt mehrere Jahre hindurch in der Charwoche gegeben ward. Seitdem aber vor etwa 18 Jahren ein geſchmackloſer und geitziger Vorſteher dieſes Gefangenhauſes die Aufführung verweigerte, iſt ſie unterblieben, und der große Mann mußte dieſe Demüthigung noch erleben, welche ihn denn auch gegen das Hamburgiſche Publikum aufs äußerſte erbitterte. Jetzt erwirbt Carlo ſich das Verdienſt, dieſes vortreffliche Bach'ſche Oratorium wieder aus der Vergeſſenheit hervorzuziehen. Es wird, mit Klopſtock's Vaterunſer von Schwenke, und Händel's groſſem Halleluja verbunden, dieſen Abend zu einem wahren Feſt der Muſik erheben. — Der Apollo-Saal, in welchem die vorzüglichſten, aber auch die theuerſten Konzerte gegeben werden, iſt ein ſchönes mit vielem Geſchmack und akuſtiſcher Kunſt angelegtes, und für große muſikaliſche Akademien ganz geeignetes Lokal. Der Saal imponirt durch ſeine Größe (80 Fuß in der Länge, in der Breite 50, und in der Höhe 30 Fuß), durch die ovale Form, hoch gewölbte Decke, reiche Verzierung mit Stukatur, Basreliefs, Büſten, Statuen und gefällige Färbung der Decke und Wände, und faßt 900 Perſonen. Die Reſonanz iſt den Stimmen und Inſtrumenten äußerſt günſtig; Sänger und Spieler hören ſich nirgend lieber. Da der Einlaß, ein für allemal eingeführt, einen Species-Thaler koſtet, ſo findet man dort gewöhnlich ein gewähltes, oder doch wenigſtens ein elegantes Publikum. —

Die ſeit dieſem Winter an die Tagesordnung gebrachten Deklamatorien oder mit Deklamazionen abwechſelnden Konzerte werden manchen Stümpereien die Schranken öffnen. Wie mancher — genialiſche Freybeuter und Landſtreicher wird ſich zu Rede-Kunſtſtücken berufen fühlen! Indeß gab uns Mad. Schröder, dieſe vorzügliche Künſtlerin, vor Kurzem eine intereſſante Unterhaltung dieſer Art. In dem Konzert ihres Mannes deklamirte ſie, mit vielem Geiſt und Benda's trefflicher Begleitung, Gotter's Medea und die Glocke von Schiller mit dem glücklichen Erfolg, den ein ſchönes wohlklingendes Organ von ſeltner Vollkommenheit ſich immer verſprechen darf. — — Der franzöſiſche — si Diis placet! — Deklamator, Mr. de Villers (um ſich einem berühmten Namen anzuſchmiegen, gibt er vor, daß er ein Verwandter des ſich doch anders ſchreibenden Doktor de Villers zu Lübek, Luther's trefflichen Lobredners, ſey), hat ſein dem Publikum vor mehreren Jahren ſchuldig gebliebenes Deklamatorium endlich gegeben, und ſeinem kleinen Publikum blos in den Affereien des engliſch-franzöſiſchen Dialekts im vernünftigen Narren Jaques Spleen, den er der Länge nach mit verſchiedenen ſchlecht gehaltenen Stimmen der fünf Perſonen aus dem Kopf recitirte, und dabey in eben ſo viel angenommenen Masken — grimaſſirte, einiges Lachen, ſonſt aber keinen Beyfall abgewonnen.

Charaden.

1.

Mein Erſtes trennt ſich nie vom Gold;
Doch finden wirs, wo ſonſt nur Roſen prangen,
Ihr Schönen, ach! auf euren Wangen,
So ſind wir ihm und euch nicht hold.
Mein Zweytes iſt zum Fliegen zwar entbehrlich;
Doch hättet ihrs, ich bin nicht ehrlich,
Wohl in die Lüfte ſchwängt ihr gleich,
So gut, als mancher Vogel, euch.
Mein Ganzes hält nicht viel von reifer Männer Tugend,
Und lebt und ſtirbt mit unſrer lieben Jugend;
Es ſchwatzt von jedem Ding, was ſeyn wird, iſt und war;
Dünkt ſich allein nur klug, und recenſirt ſogar;
Bey Frauenzimmern iſts nur allzuwohl gelitten;
Doch wenn es ſeinen Namen hier entdeckt:
(Ich habe darum blos ihn nicht zu tief verſteckt)
So wird es ihn, ich wette, ſich verbitten. M.

2.

Wo meine zwey Sylben ſind, verlohrt ihr, und gewinnt.
Gewinn' ich zwey Lettern mehr, ſo fall' ich jedem ſchwer.

Auflöſung der Charaden in Nro. 81. 1. Haushalt. 2. Kapelle, Apelles.

Nro. 88.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. April, 1807.

Der Mann von Geiſt braucht wenig Zeit,
Das Tagewerk friſch umzupflügen,
Und damit Baſta! Dem Vergnügen,
Der Weisheit ſey der Reſt geweiht.

v. Goekingk.

Die Murrhiniſchen Gefäſſe.

(Beſchluß.)

Endlich iſt nun aber doch das rechte Wort zum Räthſel gefunden worden, wenn wir einer Behauptung Glauben beymeſſen wollen, die erſt vor wenigen Monaten der chineſiſch-gelehrte Dr. Hager in Paris, der dort auf höchſten Befehl in der kaiſerlichen Bibliothek die zahlreichen, aus der franzöſiſchen Miſſion nach China und den Sammlungen des Miniſters Bertin aufgehäuften Schätze chineſiſcher Literatur unterſuchen und ordnen ſoll — uns mit der höchſten Zuverſicht vorgetragen hat. In ſeinem, mit chineſiſchen Charakteren und Drachenſchwänzen aller Art reichlich ausgeſtatteten, auſſerordentlich theuren Werke: Description des medailles Chinoises du Cab. Imp. de France, précedée d'un Essai de Numismatique Chinoise. Paris, de l'Imprimerie Imperiale 1806. 4. (koſtet bey Treuttel und Würz 193 Franken) macht S. 150 ff. eine Abhandlung über die Murrhiniſchen Gefäße den Beſchluß, wo uns erzählt wird, daß ſeit den älteſten Zeiten in jenem Wunderlande der Mandarinen eine koſtbare Steinart, mit Namen Yu, zu Schaalen und Gefäßen von unſchätzbarem Werth gebraucht worden ſey; daß dieſer Stein, beſonders der Waſſer-Yu, der aus dem Boden einiger Ströme herausgefiſcht werde, in mannigfaltigen Farben ſpiele, und theils durch ſeine Härte und Feſtigkeit, worin er nur dem Diamant nachgebe, theils durch ſein prächtiges Anſehn, ſelbſt in China zu den kaiſerlichen Kleinodien gehöre. In dem Miſſionsbericht der Jeſuiten geſchieht der Gefäße aus dieſem Edelſtein häufig Erwähnung, und der Pater Cibot beſchrieb ihn in einer eigenen Abhandlung. (Memoires concernant la Chine, T. XIII. p. 388. ff.) Dieß und kein anderer, ſagt Dr. Hager, iſt der Stoff der Murrhiniſchen Gefäße bey den Römern geweſen. Durch Caravanenhandel gelangten die Steine und Schaalen bis nach Caramanien, das Plinius fürs Vaterland des Murrhiniſchen Foſſils angibt, durch Seehandel über Guzerate und das rothe Meer nach Aegypten, wo die Lagiden ſie beſaßen, und von wo aus ſie gleichfalls zu den Römern gelangten. In den Annalen und Religionsbüchern der Chineſen finden ſich die deutlichſten Spuren, daß ſchon unter der Dynaſtie Tcheu lange vor Chriſti Geburt, und unter der Dynaſtie Han, die mit den erſten römiſchen Kaiſern gleichzeitig iſt, der Gebrauch des Yu zu Schaalen bey den kaiſerlichen Prinzen Statt gefunden hat. Mithin — müßen ſie auch den Römern von dort zugekommen ſeyn. Zum Ueberfluß wird am Schluß dieſer Abhandlung eine ſolche Yu-Schaale, welche einen Lotoskelch gar zierlich nachahmt, aus chineſiſchen Gemählden in der kaiſerlichen Bibliothek im Kupferſtich mitgetheilt (S. 169.) Freylich würde uns der Glaube noch mehr in die Hände kommen, wenn in irgend einem europäiſchen Cabinet chineſiſcher Seltenheiten uns ein ſolcher Yu ſelbſt erſcheinen wollte.

So weit hat uns alſo die neuſte Unterſuchung über die Murrhiniſchen Gefäße geführt. Indeß bleibt doch auch hier noch manches zu überlegen übrig. Wer unter uns Layen kann ſich über die chineſiſche Literatur überhaupt ein Urtheil

anmaßen? Es iſt bekannt, daß Dr. Hager in England, wo er lange der Unterſtützung der oſtindiſchen Geſellſchaft genoß, an einem Landsmann Montuzzi einen hartnäckigen Gegner und Beſtreiter ſeiner chineſiſchen Gelehrſamkeit fand, und daß auch unſer chineſiſch-gelehrter Landsmann, der jüngere Claproth, einige nicht unerhebliche Zweifel gegen ihn erregte. Wir Uneingeweihten in dieſer ſeltſamen Mandarinen-Gelehrſamkeit dürfen uns weder für noch wider in dieſem Streit eine Stimme anmaßen. Aber Vorſicht dürfte doch immer zu empfehlen ſeyn. Schade nur, daß unſer Claproth dieß neuſte Hagerſche Produkt ſeiner Critik nicht unterwerfen kann, da er vielleicht jetzt noch mit einem Theil der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Kiachta verweilt. Aber auch abgeſehn von jenen allgemeinen Controvers, über die wir am wenigſten ein Urtheil haben, ſcheint bey genauer Prüfung auch mit dieſen Yus mancher Zweifelsknoten nicht gelöst zu ſeyn, der, nach Vergleichung aller hieher gehörigen Stellen des Alterthums, noch immer übrig bleibt.

Nach vielfach wiederholter reifer Prüfung möchte folgendes immer noch das wahrſcheinlichſte ſeyn, welches freylich hier nur angedeutet werden kann, und an ſchicklicherer Stelle ausgeführt werden muß. Die Hauptſchwierigkeit in dieſer Frage iſt daher entſtanden, daß man alle Nachrichten der Alten über die Murrhiniſchen Steine und Gefäße nur auf einen einzigen Gegenſtand bezogen hat. Sollte es nicht weit gerathener ſeyn, gleich von vornen herein ein Foſſil und ein nachahmendes Artefakt anzunehmen, die bey der damaligen Sorgloſigkeit über Compoſition und technologiſche Behandlung ausländiſcher Naturkörper ſchon von den Römern, die freylich lieber genoſſen, als vernünftelten, faſt immer mit einander verwechſelt wurden? Martials murrheus onyx und mehrere Stellen des Plinius zeigen deutlich, daß ein Foſſil in Anſpruch genommen werden müſſe, welches in die an alten Edelſteinen und neuen Mißverſtändniſſen ſo reiche Klaſſe der Sardonyxe und Achate eingeſchachtelt werden muß. Dabey können denn auch Mongez Cacholongs, des Prinzen Biscaris Opale und Hagers Yus, je nachdem man eben Luſt hat zu wählen, gar wohl beſtehn. Aber eben ſo gewiß verſtand man ſehr oft ein oſtaſiatiſches Artefakt unter dieſer Benennung. Und da hat niemand beredter und ſcharfſinniger, als Mariette in ſeinem noch immer einzigen Traité des pierres gravées T. I. p. 218, die Sache ins Klare zu ſetzen geſucht, daß das uralte chineſiſche Porzellan darunter zu verſtehen ſey. Das iſt es, was Martial in ſeinen Xenien (13, 107) gemahlte Murrhinen (picta) nennt, und woraus ſich wohl am bequemſten die glühenden Weine ſchlürfen ließen. Das ſonderbarſte bey der ganzen Sache iſt, daß nun auch hier ſchon dieß uralte chineſiſche Porzellan, das man im Griechiſchen wirklich auch ſchon Steingut (λιθια) nannte, von der ägyptiſchen Induſtrie, die ſeit der Ptolemäer Zeiten der alten Welt ein Vorbild des brittiſchen Kunſtfleißes und einer tool-making nation unſerer Tage vollkommen darſtellte, eben ſo nachgeahmt und verkauft wurde als es mit den Töchterfabriken des Meißniſchen Porzellans noch gegenwärtig zu geſchehen pflegt. Dieß alles läßt ſich durch ein einziges, aber für dieſe Unterſuchung wirklich unſchätzbares Diſtichon des prächtigen Properz, den man nicht mit Unrecht den Fürſten der römiſchen Elegiker genannt hat, faſt unwiderleglich beweiſen, wenn man daſſelbe nur recht zu erklären weiß. Denn ſonſt thäte man vielleicht beſſer, es mit Hrn. v. Veltheim, dem es freylich auch für ſeinen Speckſtein ſehr unbequem war, nur für eine poetiſche Licenz zu halten. Es iſt von den Geſchenken die Rede, welche eine ſogenannte Mutter ihrem Töchterchen einſchwatzt. (Eleg. IV, 5.)

Sey es ein Becher, erkauft in dem Palmentragenden Theben,
Oder ein Murrhengefäß, wie es der Parther gebrannt.

Man verſteht den erſten Vers gewöhnlich von ſchönen, vielfarbigen Gläſern, die in Oberägypten damals verfertigt wurden. Allein es iſt von einer oberägyptiſchen Porzellan-Fabrik die Rede, die das kunſtreich nachahmte, was man in Caramanien oder Parthien damals aus der erſten Hand hatte, chineſiſches Porzellan. Das feinſte chineſiſche Porzellan war von jeher faſt mehr noch als eine halbe Verglaſung, und ſo könnte man allerdings die künſtlich zubereiteten Murrhinen auch glasartige Körper nennen, wie Profeſſor Chriſt in Leipzig in ſeiner bekannten Abhandlung über dieſe Gefäße, worin er zuerſt auf den Unterſchied der natürlichen und künſtlichen Murrhinen aufmerkſam machte, auch ſchon gethan hat. Man hat übrigens bey jenen Verſen des Properz die Hauptſtelle aus der noch vorhandenen griechiſchen Umſchiffungs-Reiſe (Periplus maris Erythraei in Hudson's Geographis minoribus T. I. p. 13. vergl. p. 28.), die man gewöhnlich, aber ohne allen Grund, dem Arrian zuſchreibt, ganz überſehen. Da heißt es ausdrücklich, zu Diospolis, d. h. in Theben in Oberägypten, wurden mehrere Arten glasartiges Porzellan und auch Murrhinen verfertigt. Dieß erklärt der neueſte gelehrte Ausleger dieſer Umſchiffungs-Reiſe, Dr. Vincent, im Anhange zum erſten Theil ſeiner Periplus of the Erythrean Sea p. 27 ff. mit gründlichem Scharfſinn für das, was es wirklich iſt, für eine Nachahmung des chineſiſchen, ſchon damals über Guzerate auch in die Weſtwelt verführten Porzellans, und hofft, ſeinen ſchönen Landsmänninnen etwas intereſſantes ſagen zu können, wenn er ſie verſichert, daß die berühmte Königin Cleopatra zwar noch keinen Thee, aber doch mareotiſchen Wein aus Porzellantaſſen geſchlürft habe.

So wäre alſo die alte Porzellan-Hypotheſe bey der Enträthſelung dieſer vielverſuchten antiquariſchen Aufgabe, der ſchon die Saumaiſe und Scaliger zu ihrer Zeit huldigten, noch immer nicht ſo verwerflich, als ſich viele Neuere einbildeten. Es iſt ein Kreislauf in Erfindungen ſowohl

als in Begebenheiten. Nicht nur die Schauſpieler, auch die Requiſiten und Dekorationen des Schauſpiels wiederholen ſich oft nach tauſend Jahren. Nur die Zuſchauer ſind neu!

Böttiger.

Die Reiſe nach Mecca.

(Fortſetzung.)

„In zwölf Stunden erreichen wir Medina!“ frohlockte Adelhamed, und gieng einige Schritte voraus, um Abdul den Weg zu zeigen, als er am nächſten Baum' eine Börſe hängen ſah. Er nimmt ſie herunter, öffnet, und gewahrt einen Diamant von ungeheurer Dicke; jener des großen Mogols iſt ein Nichts im Vergleiche mit dieſem, und ſein wahrer Preis nicht mit allen Schatzkammern der Welthauptſtädte bezahlbar. „O komm, Abdul, rief Adelhamed, ſieh, welchen Schatz der Prophet uns zutheilt! Nun ſind wir beyden reicher, als die Monarchen der Erde zuſammen. Nimm und betrachte!“ — Abdul bewundert den Umfang des Diamants, dreht ihn nach allen Seiten, und bemerkt auf der blanken Oberfläche eine Innſchrift mit goldnen Buchſtaben von der unglaublichſten Feinheit. Er lieſt: „Ich gehöre dem von euch, der am meiſten liebt.“ „Ach, ach! lächelt Abdul. Wir ſind nicht ſo reich, als du wähnſt, Adelhamed! Lies! Dieſer Diamant kann weder dein, noch mein werden. Wir müſſen ihn zurücklaſſen.“ Gleichmüthig ſteckt ihn Adelhamed wieder in die Börſe, die Abdul am Baume befeſtigt, und beyde verfolgen ihre Straſſe unter Geſprächen über dieß neue Abentheuer, und ohne zurückzukehren, ſo vollkommen ſind ſie überzeugt, daß keiner von ihnen dieſen Diamant anſprechen könne.

Um die Stunde der Abenddämmerung wandeln ſie durch die Thore von Medina, und in die Wohnung des ehrwürdigen Mollack, des Oheims von Adelhamed. Freudig empfängt ſie der heilige Greis. Er kann ſich am Anblicke des Sohns von einem Bruder, welchen er ſo zärtlich geliebt hatte, nicht erſättigen. „O mein Sohn! begann er feyerlich, möchteſt du einſt deinem Vater gleichen! Möchteſt du, wie er, allezeit wandeln auf dem Wege der Gerechtigkeit, und Heil ſchöpfen aus der Quelle der Wahrheit, dem erhabnen Koran, dieſem Lichtausfluß vom Geiſte Gottes, deſſen Herabkunft auf die Erde zu bewürken dem großen Mahomet gelang! Möchteſt du einſt die Belohnung verdienen, welche der Prophet ſeinen getreuen Glaubigen verheißt, und leben ewiglich im Paradieſe ſeiner Auserwählten, wo die ewigſchönen, ewigreinen Houris ſchweben, zu vollenden die Seligkeit der Gerechten!“ — „O weiſer Seradi, antwortete gerührt Adelhamed, o Licht der Weisheit! Milde Sonne der Wiſſenſchaft! du, vor welchem die Finſterniße des Irrthums ſchwinden, wie die nächtlichen Schatten vor'm erſten Schimmer des Morgenroths! Wir unternahmen dieſe Reiſe, mein Freund und ich, um Lehre zu empfahen im Geſetze des Propheten, und unſre Herzen zu heiligen durch die Gegenwart an den Orten, wo er lebte, lehrte und ſtarb. Ich bitte dich um ein Aſyl für meinen Freund und mich. Morgen reiſen wir nach Mecca, wo mein Freund drey Monde bleiben wird bey einem heiligen Derwiſch, ſeinem Verwandten, der ihn unterweiſen ſoll in unſerer Religion, und ich kehr' unter dein Dach zurück, um auch drey Monde lang deines Unterrichts und weiſen Raths zu genießen.“

Der gute Seradi umarmte zärtlich den frommen Adelhamed; die zwey Freunde koſteten des von ſeinen Händen bereiteten Mahls. Nach dem Gebet und geſetzlichen Abwaſchen wies er ihnen eine Ruheſtätte an, um ſich dem wohlthätigen Schlafe zu überlaſſen, und für die morgende Reiſe zu ſtärken.

Früh' erhub der Alte ſich vom Lager, trug neuen Vorrath für die lieben Gäſte zuſammen, umarmte ſie noch einmal, und betete, daß der heilige Prophet ſie beſchirmen, und ihre jungen Herzen voraus für die Wahrheit empfänglich bilden möge. Sie ſchieden. Glücklich war ihre Reiſe von Medina nach Mecca: denn vernommen hatte der Prophet das Gebet des Seradi.

In Mecca brachten die zwey Freunde vier Tage bey dem heiligen Derwiſch zu. O welchen heiligen Beſchäftigungen weihten ſie dieſe vier Tage! Sie beſuchen die berühmte Kaaba, jenen Tempel, den Abraham baute mit eig'nen Händen, umwandeln erſt zehenmal das majeſtätiſche Rund, knieen dann voll Ehrfurcht hin, und baden mit ihren Thränen den weiſſen Stein, auf welchen Abraham ſtieg, als er die Kaaba zu thürmen anhub. Vor Zeiten, da die Menſchen noch in Unſchuld lebten, ſtrahlte dieſer Stein, wie der Schnee. Die Menſchen aber fielen ab von Gott, und thaten übel, und ſiehe! der weiſſe Stein ward ſchwärzer, als Ebenholz. Sie beſuchten auch den Brunnen Zemzen, kurz, ſie nahmen alles, was die Neugier der Gläubigen reitzen kann, in Augenſchein. Beym Erblicken dieſer heiligen Stätten, des Vaterlandes ihres Propheten, wuchs ihr frommer Sinn zur glühendſten Andacht. Ueberall ſanken ſie nieder zu beten, und jeder, ſein ſelbſt vergeſſend, betete nur für ſeinen Freund, oder glaubte vielmehr, wenn er für ſeinen Freund Segenswünſche himmelauf ſandte, für ſich zu beten.

Am fünften Tage ſchlug die Stunde der Trennung. Ach, der erſten Trennung! Welch ein neues zu Boden drückendes Gefühl! O der grauſamen Nothwendigkeit! Ihr Herz war zerriſſen. Sie umſchlangen ſich feſt und feſter, beobachteten ein beredſames Stillſchweigen, miſchten ihre Thränen, und wagten es nicht, das unſelige, Freunden ſo ſchmerzliche Lebewohl auszuſprechen. Endlich ſcheiden ſie, kehren wieder, weilen in langer ſtummer Umarmung, reiſſen kaum ſich los, ſenden Küſſe in die Luft, winken, und folgen ſich mit liebevollen Augen, bis die theure Geſtalt verſchwindet.

Abdul bleibt in Mecca bey dem Derwiſch, und Adelhamed geht nach Medina zum weiſen Serabl.

Drey Monde getrennt! — Eine Ewigkeit für das brüderliche Paar! — Doch ſie ſtreben, durch raſtloſen Eifer beym Unterweiſen in der Religion ihrer Väter die träge Zeit zu beflügeln. Sie ſchreiben ſich oft, erneuen in ihren Briefen den Eidſchwur ewiger Liebe, und verkünden einander ihre Fortſchritte in der erſten und erhabenſten aller Wiſſenſchaften, aber vielleicht auch in der gefährlichſten, wenn wir des wahren Ziels verfehlen, unſre Gedanken zum Throne der Allmacht zu erheben, unſer Weſen zu läutern, und eine Größe des Geiſtes zu erſchwingen, die uns würdig macht, ihn, den Urquell der Geiſter, zu lieben und zu erkennen. — Zärtliche Freunde! Der Augenblick der Wiedervereinigung naht! O möchtet ihr der Lehre des Engels nicht vergeſſen, des Herolds aus der unſichtbaren Welt, des göttlichen Warners! — Abdulhaſſan, nun belehrt, wie ſein Verwandter, der heilige Derwiſch, verläßt die gelobte Stadt, und kommt zu Medina bey'm weiſen Mollack an. O wer vermöchte die Seligkeit Adelhameds zu mahlen, wer Abduls Entzücken, als ſich beyde nun wiederſah'n! O wie Vieles haben ſie ſich zu vertrauen. Ihre Liebe für Zuleima — ſie gleicht kaum einer ſchwachen Erinnerung. Ihre ganze Seele beherrſchen nur zwey Gefühle, Freundſchaft und Religion.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Augsburg, im März.

Einige Zeitungen ſagten ganz kurz, daß Haydn's Schöpfung in dem hieſigen Churfürſtl. Konzerte von 67 Tonkünſtlern aufgeführt worden ſey. Ein Drittel davon iſt Erdichtung. Nicht, als ob 67 Muſiker das Maximum wären, welches Augsburg ohne äuſſerſte Anſtrengung im Falle einer muſikaliſchen Konſcription liefern könnte. Die vielen Kirchen aller 3 Konfeſſionen, beſonders die Kirchen der Katholiken, ſind ein zu anhaltender und zu beſuchter Exerzierplatz für Beſoldete und Freywillige geiſtlichen und weltlichen Standes; die Augsburger haben die Künſte aller Art zu ſehr unter ſich einheimiſch gemacht, als daß aus der Geſammtmaſſe nicht ein noch zahlreicheres und dabey ſehr gutes Orcheſter ausgehoben werden könnte. Dies müßte beſonders wahr ſeyn, wenn alle geſchicktere Liebhaber eben ſo geneigt wären, dem Publikum den Genuß ihrer Talente zu gönnen, als Pfuſcher voll Einbildung, ihre widrigen Prätenſionen aufzudringen.

Daß einige vorzügliche Künſtler proteſtantiſcher Religion nicht auf die Liſte der zu dem Churf. Konzerte eingeladenen oder gedungenen Spieler gekommen, dürfte wohl auch ſeinen Grund auſſer ihrem Glaubensbekenntniſſe haben: wenigſtens machte man keinen Unterſchied unter den Liebhabern, welche ſich produziren wollten.

Dem ſey, wie ihm wolle, zahlreich war das Orcheſter immer, und ſelbſt der Augsburger ſtaunte, bey Haydn's Schöpfung einen Schatz von Muſiktalenten beyſammen zu finden, den er in ſeiner Vaterſtadt nicht vermuthet hatte. Sie wurde von Augsburgs Künſtlern ſchön, kräftig, voll, mit wahrem muſikaliſchem Geiſte aufgeführt, und von den Zuhörern von allen Klaſſen durchdringend gefühlt. Ich ſage: von allen Klaſſen; denn der Churfürſt erlaubt jedermann den Zugang zu ſeinem Konzerte; und jedermann macht ſich dieſe Erlaubniß ſo zu Nutzen, daß man, des Raumes wegen, Billete austheilen muß. Nur Schade, daß meiſtens Muſiker Nichtmuſikern nachſtehen müßen, und keine Billete erhalten.

Wenn übrigens nicht von oben herab oder von unten herauf triftige Anſtalten für den Unterhalt der hieſigen Muſiker getroffen werden, ſo muß, nach dem, hoffentlich noch ſehr entfernten, aber für Augsburg in aller Hinſicht ſehr fühlbaren Ableben des Churfürſten, die Göttin Tonkunſt in dieſer Stadt gänzlich zur Landſtädtermuſikdirne herabſinken. Tröſten wir uns indeß einigermaßen mit dem Gedanken, daß der Kunſtgenius der hieſigen Bürgerſchaft dieſelbe erinnern werde, daß, wenn unverhältnißmäßige Ausgaben für die Muſen den Kaufmann oder auch jeden Privatmann zu Grunde richten können, eine gemeinſchaftliche Cotiſation, ohne Nachtheil des Haus- und Handelsweſens, den Künſtlern einen Fonds und dem Publikum ein Vergnügen verſchaffe, welches den Geiſt verfeinert, erheitert, und zu einträglichen Spekulationen aufgelegter macht.

Paris, im März.

Die Societé d'émulation zu Chambery hat 3 goldne Medaillen, jede 120 Fr. am Werth, auf folgende drey Arbeiten geſetzt, die am 1 Jan. 1808 eingelaufen ſeyn müßen:

1) Wie läßt ſich die Brache ohne Nachtheil abſchaffen?
2) Geſchichte Enguerrands von Monſtrelle.
3) Verlieren feine Leinenzeuge ihre Biegſamkeit ohne Appretur? Kann man Leinwand durch Verbindung mit Baumwolle und Seide den modiſchen Kleiderſtoffen näher bringen? Kann man die Decktücher (toilettes) durch Verringerung der Arbeit beym Bauen und Zubereiten des Flachſes, beym Spinnen und Weben in wohlfeileren Preis ſetzen?

Die Societé philanthropique hat im verfloſſenen Jahre 1734 Kranke behandeln, 183 Kinder vacciniren laſſen, im Ganzen 88729 Fr. ausgegeben (darunter 1200 Fr. für die Verunglückten zu Leiden), ſeit 5 Jahren aber 460000 Fr. Auch wurden 3.163.348 Portionen Rumfordiſcher Suppe vertheilt. Um 30 Fr. bekommt man 100 Bons de Soupe, und darf einen Kranken aus der Armenapotheke verſorgen laſſen.

Die Societé des médécins hat den Aerzten eine Bearbeitung der Lehre von den Metallkoliken empfohlen. Die beſte Arbeit wird auf Koſten der Geſellſchaft gedruckt, und der Verfaſſer erhält 100 Exemplare.

Die Akademie zu Gent hat einen Preis von 600 Fr. auf ein Gemählde geſetzt, das Rubens darſtellt, wie Karl I. ihm eine goldne Kette umhängt; eine ſilberne Medaille auf eine Büſte Franz Dû Quesnoy's in natürlicher Größe; 15 Louisd'or auf ein Landſchaftsgemählde, einen heitern Herbſtabend vorſtellend, und eine ſilberne Medaille auf die beſte architektoniſche Zeichnung.

Desgleichen hat die Societé des Sciences etc. zu Macon einen Preis auf die beſte Beantwortung der Frage geſetzt: Welche Veränderungen hat der Weinbau im ehmaligen Burgund, welche Modifikationen die Bereitung erlitten, wie groß war der Einfluß derſelben auf die Güte des Weins, Bevölkerung und Wohlſtand? Der Termin (15 Oktober) möchte wohl etwas zu kurz ſeyn. —

Die Konzerte waren nicht ſehr beſucht; Caſimirs Harfenkonzert war ſehr leer, ſo vortrefflich er ſpielte.

Pär wird hier erwartet.

Bey dem Conſervatorium ſoll auch Deklamation gelehrt werden. Monvel, Dazincourt, Talma und Lafond ſind zu Profeſſoren ernannt.

Nro. 89.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 14. April, 1807.

Ach, ohne Liebe bleibt im größten Glücke
Das Herz ein leerer Raum.
Karſchin.

Schluß einer Scene
aus dem fünften Akte der Sophonisbe,
eines noch ungedruckten Trauerſpiels von Gramberg.

Maſiniſſa.
— — Soll das Orakel trügen?
Warſt du zum Heil des Vaterlandes nicht
Geboren? Hoffen laß, was lebt; noch iſt
Carthago nicht gefallen.

Sophonisbe,
prieſterlich gekleidet, mit der Binde, und einem um dieſelbe geflochtenen Myrtenkranze.
Sicher ſprach im Traum
Mir Gottesſtimme, die ich nun erkannte:
Carthago fällt. Was ich nicht retten kann,
Soll ich verſöhnen; alſo ſagte mir
Eliſas Geiſt. Was ſich nicht mehr erhebt,
Erkenne, daß es fehlte; demuthsvoll
Soll es ſich, fallend, dem Geſchick ergeben!
So ſprach der weiſe Römer. Laß mich nun
Wie Dido mir, die ſtill heimgehende,
Ein Vorbild noch dem Vaterlande ſeyn,
Daß es mich nicht umſonſt gebar.

Maſiniſſa.
Und löſ't
Auch ſolche Deutung manches dunkle Wort
Des heiligen Orakels — wird es ganz
Erfüllet ſeyn? Gedenke, was es dir
Verheißen: mit dem würdigen Gemahl,
Dem König, ſoll ein Diadem dich binden,
Das dauernd wie in Himmels Sternen glänzt.

Sophonisbe.
Und ſo geſcheh' es, mache du dich werth,
Und laß mich frey! — Gib mir den ſüßen Troſt,
Daß ich dich den Geliebten wieder nenne,
Und ewig ſind wir eins als Mann und Weib.

Maſiniſſa.
Nun du mich laſſen willſt?

Sophonisbe.
Wenn dieſe Arme
Zum Kranz des Bundes ſich nicht mehr umfangen,
Das Irdiſche des Kranzes ſich entblättert:
Uns hält ein reines unſichtbares Band
Umſchlungen, frey, den ſel'gen Göttern gleich —
Drum laß des Weibes reinſte Tugend ſich
Vermählen mit des Mannes höchſter Kraft.

Maſiniſſa.
Du hebſt mein Herz, ich fühle, was du ſagſt,
Und wag' es nicht im Worte mir zu deuten.

Sophonisbe.
Du nahſt dich mir, den ich ſo ſehnſuchtsvoll
Mit meinem Herzen ganz vermählen möchte.

Maſiniſſa.
Ihr ew'gen Götter, leiht mir Kraft!

Sophonisbe.
Das nur
Vollendet uns.

Maſiniſſa.
Was ſoll ich thun und laſſen?
Bereiten wird mir beydes Reu und Schmerz.
Sophonisbe.
Du zweifelſt noch?
Maſiniſſa.
O handelteſt du ſelbſt
Und fragteſt nicht.
Sophonisbe.
Ich kann mich nicht vollenden ohne dich.
Gib mir das Meine frey und fröhlich wieder.
Maſiniſſa.
Ach! wenn dein freyer Sinn
Mir liebend bleibt, ſoll ich es jammernd ſehen,
Daß ſich dein Arm in harte Feſſeln legt;
Zu ſchnöder Schmach der Römer dich bewahrt?
Sophonisbe.
Nicht alſo. Zwiſchen zwey Geſchicken darf
Ich wählen. Von der Seite des Geliebten
Geh' ich zu lieben Armen, die mich hold
Umſchlingen nach dem Jammer.
Maſiniſſa.
O wohin
Gedenkſt du?
Sophonisbe.
Zu dem Vater, der mich rief
Im Traume.
Maſiniſſa.
Weh! es ſchläft die blut'ge Leiche
Den Schlaf des Todes.
Sophonisbe.
Ehren laß es mich,
Was mir ſein Schatten liſpelte im Traum:
Heut ſoll ich ſtehn mit dir im hohen Bunde,
Wie ihn die Götter wollen, wiederſchaun
Soll ich des Vaters liebes Angeſicht,
Und eh' die Mitternacht die Stunden bindet,
Mein bräutlich Lager heil'ger Fried' umſtehn.
Maſiniſſa (zieht ſein Schwert.)
Vergönne mir zugleich mit dir zu ſterben.
Sophonisbe.
Nein, kränke mir die letzte Stunde nicht,
Die bitterſte; laß mich ſie freudig ſchaun!
Entſagung iſt des Weibes höchſtes Loos.
Wohl mir, wenn ich beſtehe als ein Weib.
Laß mich frey wandeln zu dem Tode, dem
Ich angehöre.... Du nur bleib, du biſt
Des Lebens Eigenthum, es bindet dich
Mit theurem Schwur, es rüſtet dich mit Kraft
Zu ſchreiten durch die Welt, durch Sturm und Wellen;
Das ſchwerſte ſollſt du überwinden — dich!
Vollbring' es und vollende dich als Mann.

Maſiniſſa.
Ich wähnte, ſchon den Gipfel meines Lebens
Erklimmt zu haben, und erkenne nun,
Welch kleines ich vollbracht; wie ich ſo tief
Vor dir erniedrigt bin; wie frevelhaft
Ich dich gebunden, dich zu halten ſtrebte!
Nimm du den Schwur zurück, ich bin nicht werth,
Der Deinige zu ſeyn.
Sophonisbe.
Du biſt es werth!
Sey nun der Meine ganz, und reiche froh
Den Ring der Anvermählung, den du mir
Noch vorenthalten.
Maſiniſſa.
Du begehrſt ein Zeichen,
Das hell verkünde, wie du mich geliebt?
Du ehreſt mich; o hätt' ich nur den Ring!
Sophonisbe.
Du haſt ihn; welcher dir am Finger glänzt,
Den du mir geſtern ahndungsvoll geboten,
Der war für mich beſtimmt.
Maſiniſſa.
Weh! weh! er faßt
Ein furchtbar Gift.
Sophonisbe.
Ich kenn' es, flüchtig raſch
Iſt ſeine Kraft. Laß mich nicht lange leiden!
Maſiniſſa.
Schau links und rechts; führt dich kein andrer Weg?
Sophonisbe.
Ich ſchaue keinen.
Maſiniſſa.
Und ich ſoll den Tod
Dir geben?
Sophonisbe.
Gib du ihn mit Liebe!
Mit Liebe will ich ihn empfangen.
Maſiniſſa
(reicht ihr den Ring abgewandt).
Nimm
Das ſchmerzliche Geſchenk!

Die Reiſe nach Mecca.

(Beſchluß.)

Abdul hatte nun einiger Raſttage in Serabis Wohnung genoßen. Die zwey Fremde treten ihren Rückweg nach Bagdad an. Wie namenlos glücklich ſie ſind, wie bezaubert von ihrer Reiſe! Sie ſprechen mit Enthuſiasmus vom Schönen und Hehren, was ſie ſahen, und vorzüglich von den zwey heiligen Männern, welchen ſie alle Schätze der Weisheit, ja, himmliſchen Sinn und Erleuchtung verdan-

ken. Sie theilen ſich die erhabenen Auslegungen ihrer Lehrer über gewiße ſchwere Kapitel des Korans mit. Zuweilen ſtimmen beyde Freunde nicht ganz vollkommen überein; wohl verſtehen ſie ſich über die Hauptſätze und Grundfragen der Religion, aber ſie ſtreiten über Worte, und ſogar über Buchſtaben. Adelhamed, z. B. behauptet, das achte Kapitel des Koran beſtehe aus dreyßigtauſend Vokalen, und Abdul ſetzt ihre Zahl nur auf neunundzwanzigtauſend neunhundert und ſiebenundſechzig. Jeder belegt ſeine Meynung mit überzeugenden Gründen, jeder führt den Originaltext pünktlich nach der Lesart ſeines Unterweiſers an. Zuweilen mengen ſie vor Unwillen, daß ſie einander nicht gegenſeitig überzeugen können, ein wenig Bitterkeit in ihren Streit. Oft brechen ſie plötzlich ab, und jeder ſagt ſich ganz leiſe: Mein armer Freund hat falſche Lehren eingeſogen. Sein Meiſter war ein Stümper.

Sechs Meilen von Medina wurden ſie auf dem Feld einer prächtigen Stute gewahr; ſie wieherte, tummelte ſich mit einem edeln Stolz, und überließ ihre fliegende Mähne den Winden. Sieh, Adelhamed! ſprach Abdul; eine wunderſchöne Stute! Ja, wunderſchön! rief Adelhamed. Man könnte das anmuthige Thier mit dem Maulthiere des Propheten verwechſeln. — „Mit dem Maulthiere des Propheten? fragte ſtaunend Abdul. Träumſt du, Adelhamed? Weißt du nicht mehr, daß Mahomets Thier hellbraun war, und ſieh nur! dieſes iſt ſchwarzbraun!“ — „Verzeihe mir, antwortete Adelhamed erboßt. Hätteſt du die Geſchichten, die Commentatoren geleſen, hätteſt du den weiſen Auslegern des Geſetzes dein Ohr geliehen, ſo müßteſt du wiſſen, daß Mahomets Maulthier ſchwarzbraun war.“ — „Schwarzbraun! Wie? du wagſt es, eine ſolche Gottloſigkeit zu behaupten!“ — Wie? du vertheidigſt das Gegentheil! — Unſinniger! — Ach Unglückſeliger! Welche Blasphemie gieng aus deinem Munde! Bangt dir nicht, daß die Blitze des Rächers dich flugs vernichten? — „Dich nur, dich mußten ſie in Aſche wandeln! — Weh! Ich kann länger nicht leben mit dir, ich muß den Umgang eines Wahnwitzigen meiden, der unſern großen Propheten verwirſt.“ — „Jedes Band unter uns ſey zerriſſen! Du biſt ein Ungläubiger, deine Vernunft iſt wie dein Herz verpeſtet! Ich fliehe dich; denn du biſt die Ruchloſigkeit ſelbſt. — Weiche von mir! Der Sünder, der Gotteslaͤſterer ſind ein Greuel vor Mahomet.“ — Alſo du biſt ein Ungeheuer in ſeinen Augen, und muſt es nothwendig auch in meinen Augen ſeyn.“ —

Jetzt waren die zwey Freunde nicht mehr ihres Verſtandes mächtig. Sie glühen vor Ingrimm, ſie ziehen ihre Dolche, ſie rennen ſchon auf einander los. Das Andenken an ihre lange Freundſchaft lähmt ihre wiederhob'nen Arme. Sie ſtehen ſtille. Ach! ſagt Adelhamed: „Ich erinnere mich, daß ich dein Freund war. Auch mir, antwortet Abdul, fiels zur glücklichen Minute bey, daß ich vormals dich liebte. Sonſt räumt' ich keinen Stillſtand der Feindſeligkeiten ein. Sonſt müßt' ich als einen Widerſacher Gottes dich verfolgen bis in die Hölle; aber ich ſchenke dir das Leben.“ — „Geh, ruft Adelhamed. Mein Herz fühlt gleiches Erbarmen! Lebe! und möge der Prophet dich zurückführen auf den Weg der Wahrheit; aber nie wieder nahe dich mir! Deine Gegenwart befleckte fürwahr! ein Herz, welches vom Anſchau'n der heiligen Stätten gereinigt und geweiht iſt!“

Bey dieſen Worten trennten ſich Adelhamed und Abdul, trennten ſich auf ewig. Beyde ſind nun die unverſöhnlichſten Feinde; all ihre Bande ſind zerſprengt durch eine Macht, furchtbar und allvermögend, wie die Macht des Todes. —

Wie! Zwey Menſchen, die weder Liebe, noch Todes-Angſt, noch Gold, einen Augenblick zu trennen vermochten, ſoll ein ſo geringfügiges Motiv zum tödlichſten Haß' entflammen? Dein Abdulhaſſan, dein Adelhamed ſind zwey Tolle. Das Gefühl, welchem ſie übermenſchliche Opfer brachten, war Ueberſpannung, Schwärmerey, welche du freventlich mit der Freundſchaft ſchönem Namen ſchmückteſt! — Verſtummt, ihr leichtſinnigen oberflächlichen Tadler! Haltet euer vermeſſenes Urtheil zurück! O wenn der heilige Derwiſch zu Mecca, und der ehrwürdige Mollack zu Medina euer unkluges Geſchwätz vernähmen, „Unheilige!“ würden ſie rufen; „was unterwindet ihr euch zu ſagen? Könnt, dürft ihr aburtheln über ganz göttliche Dinge? Sie überſteigen eure ſchwache Vernunft ſo weit, als der ſechste Himmel fern' iſt vom kleinen Sandkörnchen, das ihr bewohnt. Alles iſt groß, alles erhaben im Koran, alles millionenfach wichtiger, als eure Gefühle und Leidenſchaften, eure Liebe und Rache!“

Jener Geſandte des Himmels, der Adelhamed vor ſeiner Reiſe nach Mecca erſchien, jener wohlthätige Schutzengel, der ihm ſo weiſe Rathſchläge gab, oft begeiſtert er auch den perſiſchen Dichter, deſſen ſchwaches Organ ich bin. Ihm offenbarte er dieſe Geſchichte, und ſchloß alſo: O ihr, die ihr huldigt dem Islamismus! Treue Gläubige! Von Gott ſelbſt empfiengt ihr die heiligſte, die ſchönſte der Religionen. Hütet euch daher, ſie zu entwürdigen durch die leeren eiteln Spitzfündigkeiten eures Geiſtes. Erhebt euch bis zur Gottheit, anſtatt ſie zu erniedern, durch Meſſen nach menſchlichem Maaße! Verworfen iſt von ihr, wer ſich des Rechts erkühnt, ihr Wort zu deuteln, oder Beyſätze wagt! Iſt es nicht verſtändlich für alle Menſchen? Gott, der Urſprung aller Wahrheit, ſollt' eines Dollmetſchers bedürfen? Euer Stolz, der euch verlockt, undurchdringliche Geheimniße erforſchen zu wollen, ſtürzt euch in Irrthümer, verkleint euch das Große, entweiht das Erhabene, weckt gränzenloſen Streit, zerſtört alle Bande des geſelligen Lebens, und ſtreut den Saamen der Zwietracht aus unter die einigſten Familien, die trauteſten Freunde. Dieſer Stolz leiht den Feinden Gottes Waffen; ſie ziehen Vortheil aus eurem Hader, triumphiren über eure Zwiſtigkeiten, und

verſpotten eine Religion, die ihr verächtlich macht, ihr ſelbſt dem Hohne Preis gebet! O Menſchen! „Gott allein iſt groß, und Mahomet ſein Prophet“ dieß Eine nur müßt ihr glauben! Das Uebrige ruht verborgen im Schooße der Gottheit, in den Myſterien ihrer Allweisheit. Warum gehorchten Abdulhaſſan und Adelhamed dieſen heilſamen Lehren nicht? Noch wären ſie vereint; noch glückſelig; aber ach! Es iſt geſchehen! Sie koſten nie wieder zuſammen des Tranks aus der Quelle der Freundſchaft!

Hs.

Notiz.

Bey der letzten Kunſtausſtellung in London zählte man 936 Gemählde. Wilkin's, eines jungen Schottländers, Gruppe von Landleuten, die in einer Schenke die Zeitung leſen, iſt ganz im flamändiſchen Geſchmacke. Rigaud's Veſtale gefiel. Füsli's Ugolino im Hungerthurme mit ſeinen vier Kindern, ein Gegenſtand, welcher vom berühmten Reynolds ſchon mit ungemeinem Glücke bearbeitet worden iſt, erntete doch den Beyfall der Kenner. Lautherburgs engliſche Abend-Landſchaft (zwiſchen London und Greenwich) mit italiäniſchem Himmel wurde vom Publikum mit Wohlgefallen aufgenommen. Pitts Porträt von Hoppner, Reynolds Schüler, iſt meiſterhaft, ſo wie ſeine ſchlafende Nymphe, der Sturm vom Baronet Beaumont, und das Meer in der Nähe von Albano. Das Porträt des Prinzen von Wallis von Philips übertrifft die bisherigen an Aehnlichkeit. Shee's Proſpero und Miranda nach Shakespear wäre nur ein angenehmeres Kolorit zu wünſchen. Owen's Kinder im Walde, nach einer alten engliſchen Ballade, ſind holde Geſtalten; aber man vermißt in ihren Zügen die Unruhe und Furcht, die ſie in ihrer Lage fühlen müſſen. Tresham, von Opie gemahlt, lieferte den Nicodemus und die Sendung des h. Auguſtin zum König Ethelbert, beynah' in Weſt's Manier. Stotbard's Belinda (nach Pope's Lockenraube) misfiel. Lautherburg's Morgan und die Ruinen einer Abtey, Thomſon's Gemählde aus der Königin der Feen von Spencer, der Miß Spilsbury hundertjähriger Wyrs (ein Greis in der Nähe von Briſtol) und die Scene vor einem Armenhauſe gehören unter die gelungneren Werke. Bey Dubos, eines franzöſiſchen Artiſten, Vorbereitungen zu einem Pferderennen müßte der Neid ſchweigen. Minder gefiel ſein Abſchied des Brutus von der Porcia. Dood ſtellte den Beginn der Schlacht von Trafalgar mit zu weniger Kenntniß der Marine dar. Callcots Fiſchehändler, Howard's Hero und Leander, und Reinagle's Thal von Terni dürfen nicht vergeſſen werden. Wyat's Porträt des Tippuh-Saheb hat blos das Verdienſt der Aehnlichkeit.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, 24 März.

Wir haben ſeit kurzer Zeit mehrere ſchätzbare Künſtler verlohren. Die Kupferſtecher Kohl und Pichler, dann der geiſtreiche Komponiſt und brillante Klavierſpieler Eberl, wurden uns von dem Tode entriſſen. Beyde letztere hatten kaum die Vierzig überſchritten, und ſtanden in der Blüthe ihrer Kraft. Eberl, deſſen Genius dem Mozartſchen mit ſolchem Schwunge folgte, daß ſchon ſeine erſten Klavierwerke lange und allgemein für Mozartſche gehalten wurden, hat viele gehaltvolle, reiche und tiefe Kompoſitionen, ſowohl für Geſang als Inſtrumente, zurückgelaſſen. Er war ein vortrefflicher, gebildeter Menſch, an deſſen unerwartetem Tode ganz Wien warmen Antheil nahm! —

Ziegler hat dem Hoftheater ein neues Stück: der Machtſpruch, übergeben. Bey dem wirklich guten, wenn auch nicht immer ſtrenge zuſammenhängenden Plane dieſes Trauerſpiels und der talentvollen pſychologiſchen Anlage mehrerer Charaktere iſt es um ſo mehr zu bedauren, daß die Diktion nicht ſelten an das Gemeine ſtreift, und auch die Bilder und Gleichniſſe oft des Cothurns nicht würdig ſind. Indeſſen verſchafften die weſentlichen Vorzüge und eine großentheils vortreffliche Aufführung dem Stücke vielen Beyfall.

Die Charwoche iſt bey uns die Zeit der Konzerte; für diesesmal aber waren wir nicht zum Beſten verſorgt. Heydels Alexandersfeſt gefiel nicht, ſo ſehr auch ſein Meſſias und Judas Makkabäus gefeyert worden war. In der That ſcheint Hendel auch nicht ſo glücklich, wenn er ſich nach auſſen kehrt, und die Leidenſchaften und Bewegungen der Welt ſchildert, als wenn er das geiſtige Auge nach Innen richtet, und das Unendliche Ewige mit kühnen unerreichten Hymnen preißt. Man hat Mozart mit Shakespear verglichen, und mit Recht: denn beyden ſchenkte die Natur die ſeltenſte Dichtergabe, jeden Charakter in ſeiner vollendetſten Eigenthümlichkeit ganz feſt und beſtimmt ins Leben treten zu laſſen, und indem ſie immer die Würklichkeit genau bezeichneten, doch das Ideal nicht zu verlieren. Hendel hingegen ſcheint mit Klopſtock viele Aehnlichkeit zu haben; wenigſtens trifft man bey ihm eben dieſe heilige Tiefe, dieſes Aufjauchzen der erhabenſten Empfindungen, dieſes Zerfließen des Geiſtes in unendliche Sehnſucht und unendliche Liebe und Verwunderung.

Vom 28 März.

Die beyden letzten Tage der Charwoche bieten in Wien immer ein intereſſantes Schauſpiel dar. Es ſind dann in allen Hauptkirchen die heiligen Gräber aufgerichtet; in Kirchen und den Gaſſen wird es ungewöhnlich lebhaft; man erſtaunt über die Menge der frommen Wallerinnen, welche die heiligen Gräber beſuchen. Manche niedliche weibliche Geſtalt, die man nie auf Promenaden erblickte, wandelt an dieſen heiligen Tagen ſittſam an der Seite ihrer ernſten Mutter aus einer Kirche in die andere, durch alle Gaſſen der Stadt. Die Plätze ſind mit Zuſehern beſetzt, welche dieſe frommen Züge mit vielem Intereſſe betrachten; mancher junge Herr wird dieſe Tage plötzlich voll Andacht, und beſucht unermüdet die verſchiedenen Kirchen. Auch die Kunſthändler zeigen plötzlich einen frommen Eifer, und hängen Kupferſtiche religiöſen Inhalts aus. Ein Buchhändler am Kohlmarkte hatte mitten unter die Porträte der Schauſpieler und Sänger ein Heft Faſtenreden unter das Glas gebracht; welches ſich in dieſer Geſellſchaft gewiß eher komiſch als ernſthaft ausnahm.

Weimar.

Herr Haide, einer unſerer verdienteſten Schauſpieler, wird die hieſige Bühne verlaſſen, und unter ſehr vortheilhaften Bedingungen auf immer nach Wien an das kaiſerliche Hoftheater abgehen. Da ſich Hr. Haide in den Heldenrollen von Shakespear und Schiller großen und gerechten Beyfall erworben hat, ſo iſt wohl kein Zweifel, daß bald auch in Wien die höhere, poetiſche Tragödie die bürgerlichen und proſaiſchen, wirklich traurigen Trauerſpiele verdrängen wird. Das Große und Schöne braucht ſich nur zu zeigen, um das ſo empfängliche, geſchmackvolle Wiener Publikum zum Enthuſiasmus hinzureißen.

Nro. 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. April, 1807.

Wir lernen, wie wir leben müßen,
Und leben, wie zuvor.

U z.

Maximilian I, Herzog in Baiern und Kurfürſt.

Diejenigen, welche die Geſchichte machen, inſoferne von ihnen, als den gewaltigen Geiſtern ihrer Zeit, eine Maſſe von Individuen ihre Richtung erhält, werden in der Darſtellung der Begebenheiten billig vor Andern, die nur als untergeordnete Kräfte würkten, in der ganzen Tiefe und dem Umfange ihres innern Lebens vor die fremde Anſchauung gebracht. An ausgearbeiteten Charakterbildern der Vorwelt erhebt ſich der kräftige Menſch der ſpätern Zeit. So wie aber den ganz ausgezeichneten Starken der Vorrang gebührt: ſo dürfen in der Hiſtorie diejenigen nicht vergeſſen werden, in denen ſich nach auſſen überwältigende Kraft ohne eine hohe Idee äußerte. Sie ſind die Spiegel, in denen ſich die gehäſſigern Züge ihres Zeitalters abbilden, der Ausdruck öffentlicher Beſchränkung und einer bedürftigen Politik.

Unter die Männer der neuern Zeit, welche, ohne die größten zu ſeyn, eine ungewöhnliche äußre Würkſamkeit entwickelten, und, gebietend über viele Umgebungen, doch zuletzt wieder der Sclaverey eigner Meynungen unrühmlich unterlagen, gehört auch Maximilian der Erſte, Herzog von Baiern; er, eigentlich die Quelle des dreyßigjährigen Krieges, im Laufe deſſelben glänzender Feldherr, als ſolcher und in politiſchen Geſchäften entſchieden und klar, übrigens voll Superſtition. Sein Leben, aus Originalquellen bearbeitet, iſt für einen Meiſter der hiſtoriſchen Kunſt würdige Aufgabe. Noch fehlen viele Züge ganz, Sicherheit und Schärfe des Umriſſes den bisherigen. Wir haben jetzt zur Ausfüllung aller Lücken Ausſicht. Peter Ph. Wolf hat den erſten Theil der Geſchichte Maximilians I. und ſeiner Zeit, München 1807. gr. 8. geliefert, welche als Vorarbeit für den künftigen Biographen ſchon durch die bloße Erklärung des Verfaſſers gewinnt, daß ihm mehr als anderthalbtauſend Bände handſchriftlicher Quellen offen geſtanden ſind. Der ungeheure Fleiß, mit welchem aus dieſen der Stoff geſchöpft werden mußte, machte es unmöglich, daß derſelbe Schriftſteller auch die höhere Form des Hiſtorikers erreichte. Da das Werk, ſo intereſſant es als Maſſe von Materialien iſt, weder eine ſichere Vereinigung der Hauptgrundzüge zu einem Ganzen, das heißt, einen geiſtvollen Auszug verſtattet, noch auch, ſo wie es vorliegt, dem größern Publikum ſich eignet: ſo werden einzelne Mittheilungen, die wir mit Sinn daraus wählen, nicht unwillkommen ſeyn.

Wilhelm V, Maximilians I. Vater, war den neuen religiöſen Meynungen feind. Schon frühe ward daher ſeines Sohnes Gemüth dem Haſſe gegen jene geöffnet, und eine den Freuden der Jugend widerſtrebende Frömmigkeit äußre Regel. — Der ſiebenjährige Knabe war gewöhnt, zu jeder Tagesſtunde, bey jeder Verrichtung gewiſſe lateiniſche Gebethsformeln bald ſtehend, bald knieend zu ſprechen. In den landesfürſtlichen Inſtruktionen für die Lehrer herrſchte neben dem richtigſten Blicke die empörendſte Befangenheit des Urtheils. Nur chriſtliche Bücher ſollten für den Unterricht geſehen und gebraucht werden; ein Geboth, das ſelbſt

dem frommen Lehrer Peträus zu ſtrenge ſchien, und, wenn es auch nicht geachtet ward, die weſentlichen Grundzüge der Erziehung Maximilians bezeichnet. So war auch dem Lehrer Schluderer beſonders aufgetragen: „da auſſer der heiligen katholiſchen apoſtoliſchen römiſchen Religion keine Seligkeit oder Heil, keine rechte Taufe, noch wahre Sakramente, ſondern alles geiſtlichen und weltlichen Weſens unchriſtliche Zerrüttung iſt, beſondres Augenmerk auch darauf zu haben, daß ſektiſche oder in der Religion verdächtige Perſonen, weſſen Standes ſie ſeyen, bey dem Prinzen gar keinen Zugang gewännen.“

Auf der Univerſität Ingolſtadt würkten zwey Verhältniſſe auf Maximilian tief ein, die Autorität der Jeſuiten und die innige freundſchaftliche Verbindung mit dem Erzherzog Ferdinand. Wie viel er von den erſtern gelernt hatte, zeigt ſchon ſein Schreiben an ſeine Mutter unterm 21. Auguſt 1589 aus Ingolſtadt an ſie gerichtet: „Geſtern habe ich mit großer Freude verſtanden, daß der König aus Frankreich umgebracht ſey. Wenn ſolches wahr wäre, hätte ich mich deſſen noch höher zu erfreuen.“ Einige Jahre ſpäter hatte er bey ſeinem Aufenthalt in Rom mit dem General der Jeſuiten vertrauliche Unterredungen. „Ich kann ihn, ſchrieb er ſeinem Vater, nicht genug loben. Man muß in ihn verliebt werden, wenn man ihn, ſo zu ſagen, nur anſchaut.“

Die Lage, in welcher Maximilian I. die Regierung antrat, war äußerſt traurig; die Finanzen befanden ſich in einer gänzlichen Zerrüttung. Dieß hatte den Herzog Wilhelm V. ſchon am Ende des Jahres 1594 bewogen, ihm die Regierungsgeſchäfte zu überlaſſen, und durch die General-Ausſchreibung vom 4. Februar 1598 die förmliche Abtretung der Regierung an ihn kundzuthun. Dieſem Schritt giengen ſehr merkwürdige Verhandlungen über die Lage des Reiches voraus. Wilhelm hatte um der letztern willen am 19. Junius 1597 eine Commiſſion niedergeſetzt. Einige Stellen aus den Berathſchlagungen derſelben werfen auf die damaligen Verhältniſſe ein klares Licht. In dem Commiſſions-Gutachten des Kanzlers Herwart hieß es:

„Könnten als treue Räthe und Diener ihrer Pflicht und ihrem Gewiſſen nach nicht umhin, Sr. Fürſtl. Durchl. zu Gemüth zu führen, daß die Sachen leider dahin gerathen ſeyen, daß Se. Fürſtl. Durchl. als das Haupt des hochlöbl. Hauſes faſt von aller Baarſchaft an Geld, von Schätzen und andern Vorräthen, womit ein Potentat ſammt ſeinem untergebenen Land und Leuten in zufallender Landesnoth aus Verderben und Untergang ſich retten mag, nicht allein faſt ganz und gar entblößt, ſondern auch über und auſſer des Lands ſo mit gewiſſer Maß von der Landſchaft übernommen worden, mit häufigen, ſowohl auf Intereſſe liegenden verſchriebenen, als laufenden oder Current-Schulden beladen ſeyen, und daß die jährlichen Intereſſen der verſchriebenen Schuldpoſten (vom Kapital zu ſchweigen), desgleichen die höchſtklagende Currentgläubiger, ja ſogar der Liedlohn der Diener und der Arbeitslohn der Handwerker, Küchen- und Keller-Ausgaben und die Salzfuhrleute zu Erhaltung des vornehmſten Landeskleinods zu rechter und gebührender Zeit nicht mehr oder doch ſchwerlich entrichtet und bezahlt werden mögen. Dadurch ſey von Sr. Fürſtl. Durchl. Kammerweſen aller Kredit, Treue und Glauben faſt ganz gewichen, ſo daß man jetzt auch ſelbſt auf beſchwerliche und verderbliche Mittel und Geding, hochgeſpannte Intereſſen oder präjudicirliche Nebenkonditionen keine erkleckliche anſehnliche Summe Gelds aufbringen könne. Die Landſchaft ſelbſt habe nunmehr ſo hohen Schuldenlaſt an und über ſich genommen, daß ſie mit demſelben nicht nur allein zu thun, und Sr. Fürſtl. Durchl. mit ihren Gefällen nicht beyſpringen möge, ſondern auch die aufgekündigten Kapitalien ihrer ſelbſt an- und aufgenommenen Geldpoſten von ihren Gefällen nicht mehr bezahlen könne, ſondern zurück und auf Sr. Fürſtl. Durchl. Kammer weiſen müße, ſo daß ſich eines General-Anſtandes wohl ſobald oder noch bälder bey der Landſchaft ſelbſt, als bey Sr. Fürſtl. Durchl. Kammer, faſt unausbleiblich zu beſorgen ſey,“ ꝛc.

Maximilian I. ſuchte nach der gänzlichen Uebernahme der Regierung den Uebeln im Finanzweſen möglichſt zu begegnen. Die Beſoldungen, die ſich 1600 für einen Hof-Perſonal-Etat von 540 Menſchen auf 67094 fl. (6 geheime Räthe hatten zuſammen 7570 fl. 30 kr.) beliefen, blieben indeſſen ungeſchmälert, und wurden ſogar ſpäter durch Zulagen vergrößert. Dagegen hob er die damahls übliche mit vielen Misbräuchen verknüpfte Speiſung und Kleidung des Hofgeſindes, die ſich ſelbſt auf fürſtliche Räthe erſtreckte, auf, und führte eine baare Vergütung ein. Von Zeit zu Zeit ward der Zuſtand der Kaſſen unterſucht, ſeine Aufmerkſamkeit umfaßte die landſchaftlichen Geldangelegenheiten, und alles, was die Verbeſſrung des ordentlichen Ertrages ſeiner Gefälle bewürken konnte. So gelang es ihm, wie traurig auch die obige Schilderung geweſen ſeyn mochte, nicht nur ſich von Schulden zu befreyen, ſondern auch den Grund zu jenem beträchtlichen Schatze zu legen, der ſelbſt in dem langen Kriege und durch ſeinen Baugeiſt nicht erſchöpft werden konnte. Als Haupt des katholiſchen Bundes zog er ungeheure Vortheile, wußte aber ſeine Reichthümer äußerlich wohl zu verbergen; während Millionen in ſeinem Schatze lagen, klagte er über Unvermögen.

Um den kriegeriſchen Geiſt ſeines Volkes zu bilden, hatte Maximilian gleich nach ſeinem Regierungs-Antritt einen aus fürſtlichen Räthen und verordneten Commiſſarien der Landſchaft beſtehenden Kriegsrath errichtet, und 1600 eine allgemeine Landesmuſterung vornehmen, und aus der waffenfähigen und dienſtpflichtigen Mannſchaft den 30ſten und 15ten Mann ausheben laſſen. Aus der Anzahl der waffenfähigen und dienſtpflichtigen Männer von 18 bis 60 Jahren ergibt ſich für die damalige Bevölkerung Baierns, ungeachtet die Religions-Inquiſitionen ſchon viele Auswanderungen verurſacht hatten, eine Summe von anderthalb Millionen Menſchen. Die Unterofficiere bey dem Militär erhielten von der Regierung eine eigne General-Inſtruktion. Er begann und vollendete die Schöpfung eines kriegeriſchen Syſtems durch ſeine auch in das kleinſte Detail eingehende, durch die veränderte Formen der Vertheidigung und des

Angriffes nothwendige Fürſorge; dabey gieng er mit einer ungemeinen Umſicht, mit ſorgfältiger Verbergung ſeiner Plane vor den Augen des Auslandes und mit Ermunterungsmitteln für ſeine Unterthanen zu Werke. Wie ſehr es ihm um durchgreifende Reformen und zuſammenhängende Anordnung zu thun war, beweißt der feſte Ernſt, mit dem er ſogar die Einführung der neuen, weiten, der körperlicher Beweglichkeit günſtigen Hoſen verfolgte. Die Bildung und Uebung der Kavallerie ließ er ſich ſehr angelegen ſeyn; oft klagte er bitter über die Ausartung des Adels, der den Reiter-Dienſt aus Weichlichkeit vernachläßigte, und mehr als einmahl forderte er ihn auf, ſich in den Ungariſchen Feldzügen zu zeigen, ſtatt zu Hauſe hinter dem Ofen auf der faulen Bärenhaut zu liegen, und in Schwelgerey und Müßiggang zu leben. Auch für die Errichtung und Uebung einer Land-Reiterey ſorgte er. Seine Leibgarde, die zugleich in München Garniſonsdienſt verſah, und nur aus verſuchten Soldaten oder ſolchen beſtand, die ſchon Feldweibelsdienſte gethan hatten, machte er auch beritten. Für die Artillerie ließ er viel neues Geſchütz gießen, und wählte aus den Landleuten 100 Büchſenmeiſter oder Artilleriſten, die in dem Gebrauche des Geſchützes unterrichtet wurden. In ſeinem Zeughauſe in München ward zuerſt die von ihm ſogenannte Kunſt des Geſchwindſchießens entdeckt, aus der Maximilian ein großes Geheimniß machte. Auch das Fortifikations-Fuhr- und Proviantweſen organiſirte er. An mehreren Orten entſtanden neue Zeughäuſer, die Salpeterſiedereyen wurden befördert, in München eine neue Pulvermühle errichtet, nach geſchickten Befehlshabern getrachtet ꝛc. So war im Frieden eine tüchtige Macht für den Krieg, und dieſe ſelbſt ohne große Anſtrengung der Finanzen ausgebildet worden. Der meiſte Aufwand für Bewaffnung und Uebung der ausgewählten Mannſchaft wurde wieder mittelſt beſondrer Steuer-Anlagen auf die nicht ausgewählten Unterthanen gelegt; und wo Maximilian aus ſeiner eignen Kaſſe Ausgaben beſtritt, herrſchte in dieſen Vorſicht und Sparſamkeit.

Nach der Erſcheinung des zweyten Theils werden noch mehrere Notizen, die in dem erſten niedergelegt und hier nicht mitgetheilt ſind, eine zweckmäßige Einreihung verſtatten.

M.

G. H. K.

Le Parterre des Muses, dedié aux Graces

iſt eine Sammlung von neuen anonymen Liedern, Ergießungen des Augenblicks, niedlichen Bagatellen, welche ſich durch Grazie, Reim, Ungeſuchtheit, und leichten Witz empfehlen. Voran ſteht ein Chant guerrier, im Tone der höher'n Ode, voll Ingrimms wider Albion. Die meiſten Chanſons preiſen die Liebe und den Wein. Zuweilen ſchließen ſie, wie Madrigale, ſelt'ner, wie Epigramme. So dichtet z. B. der Anbeter einer Schönen, von ihr aufgefordert, zum erſtenmal eine Romanze, und endet:

Rien, que tes charmes, ne m' excuse;
Defends ma gloire, en te montrant!

Das Impromtù (S. 59) an Eulalien iſt im Grunde Sophiſterei:

— Au defaut de bouquet, je vous offre mon ame;
Ma jeune maitresse a mon coeur.

Mitunter, vorzüglich in der Ouverture d'une Orgie (S. 34) und dem petit bouquet, iſt die Frivolität zu weit getrieben.

U.

Gedanken.

Sage nicht alles, was du denkſt; aber denke alles, was du ſagſt.

Wer den gereiſten Verſtand des Mannes mit der reinen Unbefangenheit des Kindes in ſich vereinigte, wäre ohne Zweifel im Stande, manche der ſchwierigſten metaphyſiſchen Probleme befriedigend zu löſen.

Wir reden ſo vieles von der beſten Welt, ohne zu bedenken, daß, wo dieſe wäre, wir nicht ſeyn könnten.

Bey dem wahren Weiſen muß die Freyheit des menſchlichen Handelns mit der Nothwendigkeit in Eins zuſammenfließen.

Das transcendentale Gefühl vertritt bey dem Weibe die Stelle der Vernunft.

Es gibt Augenblicke im menſchlichen Leben, Sekunden, die für Ewigkeiten gelten, in denen der ideale Menſch ſeine Verkettung mit der Harmonie der Schöpfung, ſeine Verwandtſchaft mit dem großen Weltgeiſte, ſeine Ewigkeit, ſo rein und innig fühlt, daß keine kalte Reflexion mehr im Stande iſt, den Eindruck dieſer erhabenen Momente auszulöſchen, und die davon herſtammende Zuverſicht einer höheren Beſtimmung der Menſchheit zu tilgen. Solche Augenblicke machen die Epochen des geiſtigen Menſchen, die Gränzſteine ſeiner wahren Exiſtenz aus.

Es möchte wohl ſchwer zu beſtimmen ſeyn, ob ſich mehr Worte aus Begriffen, oder mehr Begriffe aus Worten bildeten?

Entdeckung der Quadratur des phyſiſchen Zirkels ſcheint mir kein unebener Ausdruck für die Auffindung des letzten Grundes der Dinge zu ſeyn.

Bigotterie iſt meiſtens nur eine vergeiſtigte Buhlſchaft mit ſich ſelbſt.

Ein Philoſoph muß eben ſowohl geboren werden, als ein Künſtler oder Dichter.

Ohne körperliche Krankheit oder Kränklichkeit würde vieles moraliſche und äſthetiſche Große in der Welt hinwegfallen. Das melancholiſche Temperament, das ſchon einen gewiſſen Grad von Unbehaglichkeit und Kränklichkeit bedingt, war zu allen Zeiten eine Quelle vieles Edeln und Schönen.

In einem geliebten Sterbenden erblicke ich jedesmal einen tiefeindringenden Prediger der Unſterblichkeit.

Viele der intereſſanteſten wiſſenſchaftlichen Bereicherungen erhalten wir, wie der Chemiker das Glauberſalz, als das Nebenprodukt anderer, zuweilen minder wichtiger Prozeſſe.

Sich ewige Liebe ſchwören, heißt wohl zugleich, ſich ewige Jugend geloben.

Was wird wohl aus mir werden, wenn ich nicht mehr bin? fragen manche, ohne den grellen Widerſpruch, der in dieſer Frage liegt, zu fühlen.

Was man gewöhnlich Charakter nennt, möchte ich eher moraliſches Temperament heiſſen.

Nichts iſt wohl weniger zufällig, als der ſogenannte Zufall.

Doläus vermuthet, daß die Verſehung den Hals der Weiber mit Kröpfen verunſtalte, um ihre Eitelkeit, an dieſem Theile köſtlichen Schmuck zu tragen, zu beſtrafen. — Eine teleologiſche Schlußweiſe dieſer Art iſt ſehr gewöhnlich. Treffend iſt daher Voltaire's Spott über die Phyſikoteleologen, wenn er ſagt: Sehet da, warum wir Naſen haben, ohne Zweifel, damit wir Brillen darauf ſtecken können. L. St.

Impromptu
auf ein ſehr ſchönes, aber einäugiges Mädchen.

Ein Auge, reitzender, als deins,
Elmire, hab' ich nie geſehn!
Zu meinem Glück haſt du nur Eins —
Denn wären's Zwey, ſo wär's um mich geſchehn!
v. W.

Peters Zweifel.

Du ſollſt, ſteht im Geſetz geſchrieben,
Den Nächſten, wie dich ſelber, lieben.
O ſagt mir doch, wenn ihr es wißt,
Ob auch mein Weib mein Nächſter iſt?
W.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Halle.

Wir wiſſen, daß tauſend unſerer Freunde in und auſſer Deutſchland an unſerm Schickſal innigen Antheil nehmen. Es iſt, mit wenigen Aenderungen, noch das vorige. Nur Prof. Froriep hat von den franzöſiſchen Behörden Unterſtützung für die Accouchiranſtalt erhalten. Während er ſich um dieſe mit Kunſtfleiß und Thätigkeit ſehr verdient macht, fährt er eben ſo raſtlos fort, ſeine ſeit 1802 angefangene Sammlung oſteologiſcher Präparate für vergleichende Anatomie täglich zu vermehren. Der in Voigts Magazin für den neuſten Zuſtand der Naturkunde im December 1806 bekannt gemachte Katalog der Sammlung könnte bereits beträchtliche Zuſätze erhalten. Fr. hat ſich für dieſes Fach unter Loder und dann in Frankreich unter Cüvier ꝛc. ausgebildet. Seit ſeiner Rückkehr nach Deutſchland wurden ſeiner Präparatenſammlung ſelbſt aus den Menagerien mancher Fürſten ſeltene Acquiſitionen zu Theil; noch mehrere ſind ihm zugeſagt. — Sein ehmaliger Lehrer, unſer Geh. R. Loder, war kurz vor Ausbruch des franzöſiſch-preuſſiſchen Kriegs nach Kurland zu einer Steinoperation berufen. Deſſen Begleiter, der geſchickte Chirurgus D. Bernſtein, iſt zurückgekommen; Loder aber, nach ſeinem unermüdeten und vielumfaſſenden Thätigkeitstrieb, hat indeß nach Petersburg, Moskau ꝛc. literariſche Reiſen gemacht, von denen wir ihn, bereichert mit Beobachtungen, zurück erwarten. — Sein Freund, der Geh. R. Hufeland, iſt als Leibmedikus da, wo ſich gegenwärtig der Hof aufhält.

Prof. Tieftrunk iſt nach Pommern gewandert; Prof. Wehrn, der Juriſt, nach Erfurt. Steffens geht nach Kopenhagen. Die Suſpenſion der Beſoldungen drückt natürlich jeden. Doch ſind alle übrige Lehrer noch hier, und hoffen auf baldigen Frieden. Wolf hat keinen neuen Ruf nach München. Das Gerücht, daß die Halliſche Allg. Liter. Zeitung nach Heidelberg habe gehen wollen, iſt durchaus ungegründet; vermuthlich eine von ihren Neidern verbreitete Verwechslung. Der Redakteur der Jenaiſchen A. L. Z. hatte ſich vor einiger Zeit anerboten, falls man ihn, da keine andere Stelle offen ſey, zu Heidelberg als Profeſſor der Theologie anſtellen würde, das Jenaiſche Inſtitut dahin mitzubringen. Bekanntlich aber iſt nicht Prof. Eichſtädt, ſondern der Dr. von Wette von Jena dahin verſetzt worden. Fundirte Inſtitute, die nach einem regelmäßigen Plan ihren weitläufigen Geſchäftsgang durch ein gut beſetztes Bureau betreiben, ſind nicht ſo leicht beweglich, und die Halleſche A. L. Z., welche ſich von jedem Winde des Zeitgeiſtes abhängig zu machen keine Urſache hat, wird der Regierung, von welcher ſie grosmüthig unterſtützt wurde, nicht ungetreu werden.

In unſerer Gegend machen in dieſem Augenblick die ſehr gut geſchriebenen vertrauten Briefe über die innern Verhältniſſe des Preuſſiſchen Hofes ſeit Friedrich II. vieles Aufſehen. Manche erklären ſie für unpartheyiſch, die meiſten für höchſt intereſſant.

Unter denen, die für Jena in der höchſten Kriſis thätig waren, iſt unſers Wiſſens der, welcher am meiſten würkte, der franzöſiſche Prediger Henry noch nicht öffentlich genannt worden. Einſt hat Jena ihn, als einen Vertriebenen, aufgenommen; jetzt erhielt er Gelegenheit, der Pflegemutter thätig zu danken. Eine Geſchäftigkeit anderer Art eilte, den alten Landgrafenberg, von welchem aus der Sieg bey Jena dirigirt worden iſt, in Napoleonsberg umzutaufen, und dieſe Namensſchöpfung in der Eichſtädtiſchen A. L. Z. durch ein Chronodiſtichon zu verewigen.

Paris, 4 April.

Temple Franklin, Enkel des groſſen Franklin, war in amerikaniſchen Blättern öffentlich angeklagt worden, daß er die hinterlaſſenen Manuſcripte ſeines Grosvaters dem engliſchen Miniſterium verkauft habe. Der Argus hatte dieſe Beſchuldigung wiederholt. Nun vertheidigt er ſich in ſehr ſtarken Ausdrüken dagegen, und verſichert, daß dieſe Papiere bloß bey ſeinem Banquier in London en Depôt liegen.

Sylveſtre de Sacy hat eine arabiſche Chreſtomathie, und eine arabiſche Ueberſetzung der Proklamation Kaiſer Napoleons herausgegeben. Die Ueberſetzung der Bulletins ins Arabiſche iſt ihrer Vollendung nahe. Er und Langlès beſorgen ſie.

Der Miniſter des Innern empfiehlt den Präfekten der ſüdlichen Departemente die Einführung der Baumwollenpflanzung.

Der Direktor des Muſeums fordert, von Deutſchland aus, die Pariſer Künſtler zu Darſtellungen aus der Schlacht bey Eylau auf.

Millins literariſche Mittwochsgeſellſchaft iſt nun für den Sommer geſchloſſen. Fremde und Pariſer Gelehrte verſammelten ſich ganz zwanglos; die intereſſanteſten literariſchen Produkte des In- und Auslandes lagen auf einem Tiſche, man las, ſprach, debattirte — ein Fremder konnte hier an einem Abend mehr Bekanntſchaften machen, mehr ſehen und hören, als ſonſt vielleicht in einem Jahre.

Prof. Bredow von Helmſtädt iſt hier angekommen, um die hieſigen literariſchen Schätze zu einer Bearbeitung der alten Geographie zu benutzen.

Dillon, ein Irländer von Familie, der die erſten Eiſen-Brücken in Frankreich baute, iſt geſt[illegible] Die Methode findet man in der Reiſe durch [illegible] Niederlande nach Paris ſehr gut beſchrieben.

Nro. 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. April, 1807.

Des Autors Ruhm iſt eine Brücke
Zur Ewigkeit, doch nicht zum Glücke.
v. Goekingk.

Des Ritters Herz.

Zu der heil'gen Heerfahrt mahnen
Ludwigs Boten weit umher;
Nach dem Oſten wehn die Fahnen,
Winkt der Krieger Schild und Speer.
Aus den Erkern ſehn die Frauen,
Lichte Augen ſind getrübt;
An den Seufzern kann man ſchauen,
Was geliebet wird und liebt.

Seiner Dame naht ein Ritter
An der Gartenmauer ſich;
Aus dem ſtillen Fenſtergitter
Blickt ſie nieder tugendlich.
„Hat mein Lied dir ſüß geklungen,“
Ruft er, hold gebeugt das Knie;
„Hab' ich deine Huld errungen,
„O vergiß mich ewig nie!“

„Eine Bitte! Nicht verſagen
Wird die Bitte deine Hand.
Nur ein Zeichen laß mich tragen,
Deiner Gunſt ein Unterpfand!
Daß es mich zur Schlacht begleite,
Als ein heilig Weihegut,
Mich begeiſtre, wann ich ſtreite,
Mit des Mannſinns höchſter Gluth.“

— Und das köſtlichſte Geſchmeide,
Eine Lock' aus ihrem Haar,
Schön in Perlen und in Seide
Eingefaßt, reicht ſie ihm dar:
„Nimm dies Denkmal ſchöner Stunden,
Nimm's auf Leben oder Tod!
Was die Liebe zart gebunden,
Trennet nimmer rauhe Noth.“

Traurigfreudig mit den Scharen
Eilt er in das heil'ge Land,
Dürſtend nach des Kriegs Gefahren,
Auf dem Helm das theure Pfand.
Wo die kühnſten Panner wallen,
Weht ſein Helmbuſch hoch daher;
Viel der Saracenen fallen
Unter ſeinem ſtarken Speer.

Eine Veſte zu befreyen
Aus der wilden Syrer Hand,
Kommen jetzt der Franken Reihen
Mit dem Ritter angerannt.
Schon erſtiegen ſind die Wälle;
Auf der Zinne ſteht der Held,
Als, gezückt mit Blitzesſchnelle,
Giftiges Geſchoß ihn fällt.

Und er ruft herbey den lieben
Knappen, nah der letzten Noth:
„Meine Augen, ſagt er, trüben
Schon, umdämmert, ſich dem Tod.
Eile, nimm die heil'ge Binde
Mir vom Helme, nimm mein Herz,
Wenn ich todt bin, und umwinde
Mit dem Schmuck das treue Herz.“

„Meiner Dame dies Vermächtniß
Bringe heimlich deine Hand!
Gib zu ewigem Gedächtniß
Wohl verwahret ihr dies Pfand!
Schwöre, meinen letzten Willen,
Wenn ich je dich treu erfand,
Deinem Freunde zu erfüllen,
Schwör' ihm's an des Todes Rand!“

„Sag' ihr, wo der Herr gelitten,
Uns von Sünden zu befreyn,
Hab' ich ehrlich auch geſtritten,
Freudig bis zur letzten Pein.
In des Krieges ſchwühlen Stunden
War Begeiſtrung mir ihr Bild,
Hat gelabt mir manche Wunden,
Mich mit Troſt im Tod erfüllt.“

Und der wackre Speergeſelle,
Als er ſah den Ritter todt;
Weinend thut er, doch mit Schnelle,
Jetzt, was Schwur und Treu gebot.
Fort von des Orentes Strande
Eilt er mit dem theuren Hort,
Durch die weiten Meer' und Lande,
Nach der Heimath ſüßem Ort.

Jetzt dem Schloß der Dame nahe,
Feſt des Eides eingedenk,
Sinnt er, daß geheim empfahe
Sie des todten Herrn Geſchenk:
Und er reicht der Dienerinnen,
Jüngſter das geweihte Pfand.
Wo er Treue will gewinnen,
Hat Verrath ſein Netz geſpannt.

Schwür' und Eide ſind verloren,
Und verloren Geld und Gut;
Selbſt die Wände haben Ohren,
Hält die Eiferſucht die Hut.
Ach! im Kerker muß er büßen
Seine Treu' in herber Noth
Der Ertappte; Thränen fließen,
Auf ſein hartes Botenbrot.

Bald der Herr zu frohem Mahle
Ladet rings die Ritter ein;
Feſtlich blinken die Pokale,
Und der Tiſch von Speis' und Wein.
In dem Becher kreist die Freude,
Und Getümmel herrſcht im Saal.
Auch geheilt vom kranken Leide
Scheint das adliche Gemahl.

Schnell ſich jetzt die Thür' erſchließet,
Und ein Harfner tritt hervor;
Singend er die Gäſte grüßet,
Und es lauſchet jedes Ohr;
Und er ſinget von dem Streiter,
Der, als er zu ſterben kam,
Noch ſein Herz, im Tode heiter,
Treu vermachte ſeiner Dam'.

Als jetzt Klang und Sang verklungen,
Raſch den wallenden Talar
Hinter ſich zurück geſchwungen,
Ein Gefäße weist er dar;
Naht der Frau mit ernſtem Gange,
Und der Schloßherr ruft entbrannt:
„Nimm, verrätheriſche Schlange!
Nimm, dies iſt dein Buhlerpfand!“

Alle Gäſte ſtehn erſchrocken:
Als zerſtückelt ſie das Herz
Schauet und den Schmuck der Locken,
Ueberfällt ſie jäher Schmerz:
Von dem Stuhle ſinkt ſie nieder,
Und es bricht ihr Herz die Qual:
Nimmer, ach! erſtand ſie wieder,
Und Entſetzen füllt den Saal.

C.

Anm. Man wird die Aufnahme einiger altdeutſchen Worte, z. B. tugendlich (heimlich), Hort (Schatz) u. ſ. w. in dieſem Gedichte um ſo eher verzeihen, als ſie von den beſten Schriftſtellern älterer Zeit in dieſem Sinne häufig gebraucht werden.

Ueber die Schauſpielſucht der Pariſer.

Herodot erzählt, daß die Lydier, von einer Hungersnoth bedroht, die Schauſpiele erfanden, um ſich in ihrem Unglücke Zerſtreuung zu verſchaffen und ihre Lebensmittel zu ſchonen: einen Tag aßen ſie, und den andern Tag vergnügten ſie ſich. Auf dieſe Art bedurften ſie zu ihrer Nahrung nur die Hälfte ihres Vorraths, und die Zeit des Mangels verſtrich, ohne daß man ſie drückend fühlte. — Was würde einer der Zeitgenoſſen Herodots ſagen, wenn er plötzlich durch ein Wunder von ſeinem langen Schlafe auferweckt und nach Paris hin verſetzt würde; müßte er nicht, bey dem Anblick ſo vieler Anſtalten des öffentlichen Vergnügens, beſonders der Schauſpiele, glauben, daß man hier ganz ohne zu eſſen lebe? — Glücklicher Weiſe, ſagt ein franzöſiſcher Zeitungsſchreiber in ſeiner Revue des theatres, beſitzen wir dieſen Hang zum Vergnügen nicht, um uns den Hunger zu ſtillen; er gründet ſich auf eine Lebhaftigkeit der Seele, die den Franzoſen ausſchließlich angehört, und beweiſet die Vervollkommung des menſchlichen Geſchlechts.

Dieſer Ausſpruch dürfte ſchwerlich die Probe aushalten. Ohne ihn jedoch auf die Kapelle bringen zu wollen, ſind wir über die Veranlaſſung deſſelben mit unſerem Kollegen einverſtanden, und es bedarf eben keines Lydiers, um bey dem Anblick des langen Küchenzettels, den die Pariſer Tagblätter, vorzüglich das Journal de Paris und der Courier des spectacles, dem Publikum zur Befriedigung des Hungers nach Vergnügen vorlegen, auf den Gedanken zu gerathen, daß trotz des wohlverdienten Rufes, in welchem die Pariſer Küchen ſtehen, trotz der vielen Kochbücher, die daraus hervorgegangen ſind, und andern Nationen zur Nachahmung dienen, ſelbſt trotz des weltberühmten Meiſterwerkes, des Almanach des gourmands, (der einträchtlichſten Buchhändler-Spekulation, die ſeit vielen Jahren gemacht werden iſt), daß trotz allem dieſem es in einigen Haushaltungen um den wahren Küchenzettel ſchlecht beſtellt ſeyn muß. Leider iſt es bey den wenig begüterten Familien nur zu häufig der Fall, daß bey ihnen der Hang zum Vergnügen auf Koſten

aller übrigen Bedürfniſſe, ja ſelbſt der erſten Pflichten, befriedigt wird, welches allerdings die Vervollkommung des menſchlichen Geſchlechts nicht beweiſet.

Der Hang zum Vergnügen, dem wir übrigens ſeinen edlen Vorzug vor dem Hange zum Schmauſen und Schwelgen nicht abſprechen, iſt bey den Pariſern in Sucht ausgeartet, und kennt keine andere Schranken als blos das gänzliche Unvermögen, dieſe Sucht zu befriedigen; wie wäre es ſonſt möglich, daß bey einer Volksmenge, für welche bey andern Nationen zwey oder drey Bühnen hinreichen, ſich ſechszehn erhalten könnten? Dieſe ſechszehn Bühnen, gute und ſchlechte, deren jede ſo zu ſagen ihre eigenen Kunden hat, würden jeden Abend gepfropft voll ſeyn, wenn man im Stande wäre, durch etwas Neues oder Auſſerordentliches jeden Abend die gierige Menge an ſich zu locken. Hierin findet bey den Pariſern zu keiner Zeit ein merklicher Unterſchied Statt, ſie mögen ſich in einer überaus glücklichen oder minder frohen Lage befinden, ſie mögen viele Fremde bey ſich haben, oder ſich mit den Bewohnern der Provinzen allein überlaſſen ſeyn, ſie mögen mit dem Auslande im Frieden leben, oder im Kriege verwickelt ſeyn. Selbſt in jenen unglücklichen Zeiten, als ganz Europa den Gränzen Frankreichs mit den Waffen drohete, und ein Robespierre im Innern wüthete, ſtanden die Theater nie leer. Doch ſoll hiemit nicht geſagt ſeyn, daß die Pariſer Bühnen die Abweſenheit der Fremden bey den jetzigen Weltbegebenheiten nicht fühlten; im Gegentheil fühlen ſie ſie mehr als irgend ein anderer Stand der Bürgerſchaft, und um deſto empfindlicher, da die Erfindung des Neuen, wozu ſie jetzt gezwungen ſind, ſtets mit neuen Unkoſten verknüpft iſt.

Wie ſehr das Neue und Ungewöhnliche die Pariſer an ſich zieht, bewies unlängſt die Benefiz-Vorſtellung, die dem vom Théatre Français abgegangenen Schauſpieler Florence zum Abſchiede gegeben wurde. Dieſe Belohnung wird allen von den drey erſten Theatern abgehenden Subjekten nach gewißen beſtimmten Dienſtjahren zu Theil, und gewöhnlich tragen alle drey Bühnen dazu bey. Man wählt zu der Vorſtellung das Opernhaus, als das geräumigſte; der Eintrittspreis wird erhöht, und die reine Einnahme belauft ſich nicht ſelten auf 30,000 Livres. Die Wahl des Stücks wird dem abgehenden Schauſpieler überlaſſen, der, wie man leicht denken kann, bey ſeiner Kenntniß des Publikums darauf bedacht iſt, durch etwas ungewöhnliches Logen und Parterre zum Erſticken anzufüllen. Dieſesmal waren ſchon acht Tage vorher alle Logen vermiethet, und am Tage der Vorſtellung ſelbſt fieng ſchon um 10 Uhr Morgens die Queve vor den Eingängen des Hauſes ſich zu bilden an, wovon bey Eröffnung derſelben um 6 Uhr Abends nicht die Hälfte Eintrittskarten erhielt, ſondern ſich genöthigt ſah, ſein Geld zum Reſtaurateur hinzutragen, um ſich für ſein gern verſäumtes Mittagsmahl nunmehr auf eine ſubſtantiellere Weiſe, als durch eine Augenſpeiſe, ſchadlos zu halten. Ein gutmüthiger deutſcher Beobachter würde vielleicht in dieſem Zudringen der Menge einen vortrefflichen Charakterzug der Pariſer gefunden, und ſeinen Landsleuten erzählt haben, wie er Augenzeuge geweſen, daß mehrere Tauſende, aus Dankbarkeit für das Vergnügen, welches ein abgehender Schauſpieler ihnen 30 Jahre lang gewährte, acht bis neun Stunden lang in den Straßen im Regen geſtanden hätten, um ihr Scherflein zu ſeiner Belohnung beyzutragen. Aehnliche Urtheile werden oft von Reiſebeſchreibern gefällt, die über ihren 14tägigen Aufenthalt in Paris mehrere Bände füllen.

Aber was war es denn, das ſo viele Hände ihrer Arbeit entreißen, und ſo viele Beine in Bewegung ſetzen konnte? Nichts mehr und nichts weniger als die Vorſtellung eines bekannten Stücks, welches ſeit mehreren Jahren nicht aufgeführt worden war, und die Erſcheinung einer beliebten Schauſpielerin in einer ungewöhnlichen Rolle. Racinens Berenice hatte Neuheit gewonnen, weil das Publikum lange nicht dabey gegähnt hatte; viele hatten es nur geleſen, nie aber aufführen ſehen; manche erinnerten ſich blos aus ihrem La Harpe des Urtheils des großen Condé über dieſes Stück:

Depuis deux ans entiers, tous les jours je la vois,
Et crois toujours la voir pour la première fois.

Ueberdem ſpielte die ſchöne Georges die Rolle der verliebten Prinzeſſin, und war vermögend, die langweiligen Tiraden dieſes Stücks, die es ſo lange vom Repertorium des Théatre Français verbannt hatten, in ihrem Munde erträglich zu machen. Dennoch aber wurde das Publikum in ſeiner Erwartung getäuſcht, und fand, daß es ein großer Unterſchied iſt, Racinens meiſterhafte Verſe in dieſem Stücke zu leſen, oder das Stück ſelbſt aufführen zu ſehen.

Worin lag denn das Ungewöhnliche bey der Rolle der ſchönen Georges? fragt hier vielleicht jemand, dem es bekannt iſt, daß die erſten Prinzeſſinnen in den Trauerſpielen ihr eigentliches Emploi ausmachen. Man vermuthete wohl gar, ſie wäre, ſtatt Talma, als Antiochus aufgetreten? Nein, ſo weit geht in Paris die Licenz der Bühne nicht. Nur ein minder verfeinertes Publikum, nur das Londner, kann eine Miß Pauel beklatſchen, wenn ſie auf einen Abend von Campbel die Beinkleider entlehnt, und als Hamlet erſcheint; in Paris würde ein ſolches Traveſtiſſement als Karnevalspoſſe, und der Bühne unwürdig, ausgepfiffen werden. Das Ungewöhnliche hier beſtand darin, daß die tragiſche Muſe, nachdem ſie ihren Cothurn ausgezogen hatte, als Thalia wieder erſchien, oder mit andern Worten, daß Mlle. Georges ſich dieſen Abend nicht begnügte, Berenice geſpielt zu haben, ſondern auch im zweiten Stücke als belle fermière auftrat; ein noch nie von ihr gewagter Verſuch, den das Publikum mit dem lauteſten Beyfall belohnte. Jedoch ſtimmte man nachher darin überein, daß

Mlle. Georges wohl thun würde, Melpomenens Fahne nie ungetreu zu werden, und Rollen, wie dieſe, der unnachahmbaren, obwohl ſchon etwas älternden, Contat zu überlaſſen. Auch der berühmte Molé verwechſelte kurz vor ſeinem Ende einmal ſeine Chauſſure, und trat, bey einer ähnlichen auſſerordentlichen Gelegenheit, als Auguſtus in dem Trauerſpiele Cinna auf; man fand aber, daß er ſich beſſer als Marquis in den Molleriſchen und Regnardſchen Luſt-Spielen ausnahm, und das Publikum gieng, troß ſeines abgelegten Beyfalls, unbefriedigt davon. So auch hier. Diejenigen indeſſen, die nur hingegangen waren, um die erſten Schönheiten von Paris in einem Kreiſe zu überſchauen, die geſchmackvollſten Anzüge zu bewundern, viele Millionen in Diamanten glänzen zu ſehen, fanden ſich in ihren Erwartungen nicht getäuſcht. Dieſes Schauſpiel übertraf alle Beſchreibung, und wurde durch die Gegenwart der Kaiſerin noch erhöht.

Notizen.

Eine nicht unwichtige Zeiterſcheinung iſt die Schrift:

Deutſche Welt thu einmal wegen der Philoſophie und Geiſtlichkeit die Augen auf! Zwey Theile. Germanien 1807.

Der in einer Jeſuitenſchule gebildete Verfaſſer iſt den altkatholiſchen Grundſätzen eifrig zugethan, kennt aber ſowohl die proteſtantiſchen Theologen, als das Heer der Philoſophen ſeit Kant genau, ohne jedoch in ihren Geiſt eingedrungen zu ſeyn, und leitet den größten Theil unſerer kirchlichen Uebel von der Kantiſchen Philoſophie her, welche er die Un-Selbſt-All-Eingötterei nennt. — Die unverkennbare Tendenz des ganzen Buchs geht dahin, die Proteſtanten in den Schoos der katholiſchen Kirche, und ſeine eigenen Glaubensgenoßen zu den veralteten Grundſätzen zurückzuführen. Er prangt, um die Leſer zu gewinnen, mit eig'ner Philoſophie, und zeigt eine Beleſenheit, die kaum ein Proteſtant vollſtändiger haben wird.

Der Profeſſor der Geſchichte zu Genf, Paul Heinrich Mallet, ein fruchtbarer und geſchätzter Schriftſteller, iſt daſelbſt im 78ſten Jahre ſeines Alters geſtorben.

Feinaigles Mnemonik iſt in Paris durch ein witziges Vaudeville: „Les filles de Mémoire, ou le Mnémoniste“ lächerlich gemacht worden.

Der exilirte Irrländer, D. Nevin, ſchreibt in Neu-York die Geſchichte Irrlands von den letzten zwanzig Jahren.

Bilderdyck hat ein Gedicht: De Ziekten der geleerden (die Krankheiten der Gelehrten), und ein Geiſtlicher, Vernède, zwölf Predigten für duldende Chriſten auf Subſcription angekündigt. Der Erlös iſt von beyden für die Unglücklichen in Leiden beſtimmt.

Negedlys böhmiſches periodiſches Werk enthält gelungene Ueberſetzungen von Lucian, Cicero, Pope, Klopſtock, Daniel Weleslavins Biographie, u. ſ. w.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, 1 April.

In der Charwoche waren hier ſämmtliche Theater geſchloſſen. Man iſt hier in dieſer Zeit noch ſehr kirchlich-religiös geſinnt. Auch der Hof zeichnet ſich dabey durch öftere Theilnahme an den in dieſer Woche üblichen Andachten aus. Auf nichts wird von oben jetzt ſtärker gedrungen, als auf Religion, und wenn dieſe ſich durch äuſſerliche Mittel erzwingen ließe, ſo wären die Oeſterreicher längſt die religiöſeſten Menſchen. Es iſt nicht übel, daß die Regierung eines Landes Achtung gegen den beſtehenden Cultus nicht nur bezeugt, ſondern ihm auch, ſo viel in ihren Kräften ſteht, Vorſchub leiſtet. In dieſer Zeit unſeliger Klügeley und Kälte muß alles verſucht werden, um zu erhalten, was in vielem Betracht gut und heilſam iſt. Dieß mag wohl auch der Grund von einer neuen Hof-Verordnung ſeyn, nach welcher niemand getraut werden darf, der nicht von ſeinem Seelſorger ein Zeugniß beybringt, daß er von ſeiner Religion eine vollkommene Kenntniß beſitze. Ob der dabey beabſichtigte gute Zweck durch ein ſolches Mittel erreicht werden dürfte und könne, mögen diejenigen entſcheiden, die bey der Sache am meiſten thätig ſind, und die größte Obliegenheit haben — die Seelſorger. Vortheilhaft kann die beſtehende Einrichtung würken, daß auf jeder Landes-Univerſität auch für die, die nicht Theologie ſtudiren, Vorleſungen über die Religionswiſſenſchaft gehalten werden müſſen, beſonders wenn dieß von Männern geſchieht, die die Kunſt verſtehen, das, was für eigentliche Theologen gehört, weislich zu ſichten von dem, was für die andern Stände nöthig und wiſſenswerth iſt. Zu dieſem Behuf hat der Hof-Caplan Frint ein Handbuch der Religionswiſſenſchaft geſchrieben, das zwar bisweilen einen zu großen theologiſch-dogmatiſchen Apparat hervorblicken läßt, aber ſonſt brav gearbeitet iſt.

Der ſogenannte Zirkel in der Kaiſerl. Burg, der bloß den Winter hindurch ſtatt findet, und darin beſtehet, daß nach der jedesmaligen Sonntäglichen Andacht in der Hofkirche in den anſtoßenden Sälen ſich eine Menge Menſchen verſammelt, um die Kaiſerl. Familie durchgehen zu ſehen, iſt eine alte und lobenswerthe populäre Einrichtung, durch welche Einheimiſchen und Fremden Gelegenheit verſchaft wird, den Monarchen, die Kaiſerin, und die Kaiſerl. Prinzen in der Nähe zu ſehen. Am Oſterſonntage fand dieſer Zirkel für dießmahl zuletzt ſtatt.

Aus dem Oeſterreichiſchen, 1 April.

Man richtet jetzt auf den Landtag ſeine Blicke, der nach wenigen Tagen in Ungarn ſeinen Anfang nehmen ſoll. Es wird der Beſchwerden, die man auf demſelben zur Sprache zu bringen geſonnen iſt, nicht wenige geben. Möchten ſie — ſo gut die Umſtände es erlauben — gehoben werden! Unſer guter, redlicher Kaiſer dürfte ſich übrigens ſchwerlich ſehr lange in Peſth aufhalten, ſondern bald wieder zu den Seinigen nach Wien zurückkehren. Die Ungarſche Conſtitution hat unſtreitig des Guten ſehr viel, aber auch ſo manches, was einer ernſten Reform bedarf. Dieſe dürfte übrigens nicht leicht auch ſchon aus dieſem Grunde vorgenommen werden, weil man befürchtet, das Gute könnte dabey leicht auch verloren gehen. Wie glücklich war Ungarn einſt, als noch die Lebens-Mittel im Ueberfluſſe in den niedrigſten Preiſen zu haben waren! Jetzt hat ſich alles geändert. In allen Gegenden klagt man über Theurung, in vielen über Mangel. Das meiſte trägt allerdings der ſchlechte Kurs des Papiergeldes dazu bey, und der Wuchergeiſt, der auch hier unter getauften und ungetauften Juden ſein unſeliges Weſen treibt. Doch fühlen den Druck der Zeit faſt nur diejenigen Claſſen, die von ihren Renten und fixen Beſoldungen leben, insbeſondere die Gelehrten und Beamten. Es heißt, der Kaiſer, deſſen gutes Herz bekannt iſt, habe den Wunſch, die ökonomiſche Lage ſeiner Beamten ſo viel als thunlich zu verbeſſern.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 4.

Nro. 92.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. April, 1807.

Alles wiederholt ſich nur im Leben;
Ewig jung iſt nur die Phantaſie.

Schiller.

Leſers Leiden durch literariſche Sprüchwörter.

Von Jean Paul.

Wir ſämtliche Leſer ſollten uns zuſammenſchlagen und bey den Schriftſtellern darauf beſtehen, daß wir von heute an, wenigſtens zehn Jahre lange, folgende ſieben Ausſprüche nicht wieder zu leſen bekämen:

1.) „Sie ſehen den Wald vor lauter Bäumen nicht,“ von Wieland, den ſelber, wie ich von ihm weiß, dieſer ewige Nachhall eines einzigen Tons aus ſeinen reichen Konzerten verdrießt —

2.) „Es gibt viele Dinge im Himmel und auf Erden, wovon ſich euere Philoſophie nichts träumen läßt,“ von Shakeſpeare; was auſſerhalb des Hamlets bloß heißt: wir wiſſen nicht alles —

3.) „Yoriks Perükenmacher, der die Locke in den Ocean taucht“ —

4.) „Nicht allen Bäumen verlang' ich Eine Rinde gewachſen,“ von Leſſing; was nicht ſonderlich glänzt, da daſſelbe auch für ihre Blätter, Blüthen, Früchte und am Ende für die Auſſenſeiten aller Dinge gilt —

5.) „Nur iſt das Neue nicht wahr, und das Wahre nicht neu,“ ein ſchöner Leſſingiſcher Ausſpruch, der ſich nicht ſelber zum Beyſpiel dient —

6.) „Schwachheit, dein Name iſt: Weib!“ von Shakeſpeare —

7.) „Nur leere Köpfe und Kornähren erheben ſich,“ von Plutarch, aus welchem den Spruch Montaigne, und aus dem ihn wieder die Autor-Chöre geholet, bis ihn aus dieſen zuletzt der 10 Febr. S. 138 dieſes Morgenblattes in einige Verſe gepflanzt. —

Ja, wäre Voltaire noch am Leben, ſo müßte das leſende Europa zu einer Bittſchrift greifen, worin es mit allen möglichen Gründen und Drohungen den grauen Spaß- und Stoßvogel davon abzubringen verſuchte, daß er, wenn er in einem neuen Bande etwa Locke's erwähnte, wieder wie in allen vorigen deſſen leeren, flachen, nichts beweiſenden Ausſpruch: „wenigſtens Gottes Allmacht könne vielleicht der Materie Denkkraft geben,“ hervorzerrte und bekränzte. Eher könnte man dafür dieſem witzigen Selbſt-Repetenten das Recht anbieten, von ſeinen eignen Einfällen gar Korrepetitor zu werden.

Wären wir nun einmal von jenen ſieben Worten am oder zum Kreuze erlöſet, wie von ſieben Maria-Schmerzen: ſo hätte doch jeder ſchon die erſte böſe Sieben hinter ſich, wenn er ein neues Buch aufmachte, und könnte darin mit weniger Angſt das Weitere abwarten.

Als das erſte Stück des Morgenblattes erſchien, geriethen viele mit mir in Angſt, dieſes werde ihnen wöchentlich ſo viele Langeweile zubereiten, als Frankreich uns allen monatlich mit ſeinem ewigen Motto: vérité, rien que vérité, gemacht, das auf jedem Titelblatte dieſer eingegangenen Zeitſchrift wiederkam; zum Glücke aber wurden wir von jedem Morgenblatte mit einem neuen Motto überraſcht und erquickt.

Was Ueberdruß an langweiliger Wiederholung iſt, kennt vielleicht der Verfaſſer dieſes, der einmal in ſeinen Univer-

ſitätsjahren zu Leipzig Nicolai's Oktavband von den Roſenkreuzern geleſen, und darin zu ſeinem Unglück die gute Bemerkung gefunden, und leider noch nicht vergeſſen, daß das hölzerne ſechseckige Bierzeichen eigentlich vom berühmten kabbaliſtiſchen Sechs-Eck abſtamme, das man gegen Feuersgefahr ſonſt an den Häuſern angewandt. Seitdem nun kann der Verfaſſer dieſes auf kein Dorf, wo es Bier gibt, mehr zufahren, ohne gewiß vorauszuſehen, drinnen werde der abgetragene, kahl geſcheuerte, tauſendmal aufgeſtoßne Gedanke von der Abkunft des Bierzeichens ihm wieder einfallen, und ihm das ganze Neſt verbittern; und darauf fällt er ihm vor dem Kruge wirklich ein. Sollt' es Leſern des heutigen Morgenblattes künftig eben ſo gehen: ſo ſetzen ſie ſich leicht an des Verfaſſers Stelle und fühlen ihm nach; nur leider, daß er ſo durch dieſes Blatt ſeine Langeweile allgemein verbreitet.

Aber Himmel — um auf die ſieben Sprüchwörter zurückzukommen — ſoll denn das Schreiben auch ſo wiederholen, als das Leben? Iſts denn nicht an der Wiederkehr der Luſtbarkeiten und Trauer-Feten und Brunnenbeluſtigungen und der Tagszeiten genug, wenn wir vor Langerweile ſterben ſollen? Muß auch die Brautnacht einer Muſe als eine 1001 Nacht umkehren?

Wenn Helvetius alle Seelen gleich macht, und gleich plattet in ſeiner Plattmühle: ſollen denn gar auch die Gedanken derſelben es werden? Dies erfolgt aber, und ihr greift und ſcheuert den ſchönſten Goldſtücken (z. B. den obigen ſieben) Glanz und Schärfe ab, wenn ihr ſie täglich von einer Schreibhand in die andere laufen laßt. Sentenzen, ſo wie ganze beſchloſſene Wiſſenſchaften, Blumen der Phantaſie, ſo wie Salze des Witzes, löſet häufiger Genuß und Wiedergebrauch ins Leere auf. Nur die Tiefe der Empfindung — dieſe öffne ſich nun im Gedichte oder in der Ton- oder in der Zeichnenkunſt — nur das Herz, nicht der Kopf, verträgt und begehrt das Wiederholen. Ihr könnt kein Volkslied todtſingen, aber jede Wahrheit todtdenken. Der zweyte Spiegel (das Sinnbild des Denkens) wiederholt die Bilder des erſten, und der dritte die des zweyten u. ſ. w. immer bleicher, kleiner und dunkler; das Echo aber (das Sinnbild des Empfindens) ſchlägt ſich mit jedem Wieder-Nachhalle ſeiner ſelber tiefer in die Bruſt, und ſeine Macht wird durch ancora und da capo allmächtig.

Noch ſeltſamer kommt es vielen Leſern — die für Büchersäle lieber das für Portici gegebene Geſetz geltend ſähen, das nichts abzuſchreiben erlaubte — vor, daß nicht immer der glänzendſte Gedanke (wie Nummer 5), ſondern oft ein gewöhnlicher (wie Nummer 2) ein ſolcher ewiger Jude der Bücher wird. Warum, fragen ſie insgeſammt, holt man ſich nicht jeden Tag neue Kleinodien aus den grünen Gewölben eines Seneka, Rouſſeau, la Brüyere ꝛc.? Freylich muß man antworten: eben darum. Denn in einem Buche voll Sentenzen ſticht keine mehr vor — man ſieht vor lauter Wald die Bäume nicht — epigrammatiſche Einfälle werden nur aus ernſten, poetiſchen oder ſonſt folgerechten Werken angeführt, aber nie aus Epigrammen-Sammlungen ſelber. Der Menſch will, um ſcharf zu beſchauen und zu behalten, überall ſein hölzernes Rahmen-Viereck vor ſich haben. Ja, der Deutſche begehrt oft mehr Holz als Bild. Endigt ſich nun eine ruhige vorbereitende Szene — die wie ein ſchöner Tag einem Gewitterſchlage vorarbeitet — mit Einem Schlagworte: ſo wird das Schlagwort nicht mehr vergeſſen; der erſte Nachſchreiber, hoffend, er thue den Schlag ohne die Zubereitung, überreicht das Wort dem zweiten; dieſer dem dritten, — und dann iſt an kein Aufhören unter den Schreibern mehr zu denken — der ganzen Reihe herunter fährt der alte Witzſchlag unaufhaltſam aus der Feder, wie den armen Dichterinnen aus der ihrigen bey jeder Wonne Meere, bey der Liebe Flammen, bey Leiden Stürme oder Windſtillen, oder kalte Berge oder ſchwüle Thäler.

Nur einer Gattung von Kernſprüchen bleibt ewige Wiederholung frey, ja nothwendig, der von griechiſchen und lateiniſchen. Ich glaube nämlich nicht, daß ein alter Humaniſt eine gute Einladungsſchrift oder auch eine gute Rezenſion (meiſtens das Gegenſpiel der erſtern) ſchreiben könnte, ja dürfte, ohne irgend ein abgenutztes Stichwort aus Horazens Brief an die Piſonen, dieſem rechten Erasmus voll Sprüchwörter, einzuflechten. Alte Männer hallen überhaupt, wie nach den Phyſikern alte Mauern, gut nach. Hier nun iſt für ſolche Sentenzen, wie z. B. ridetur chorda qui, ein unaufhörliches Wiederholen ſo wenig ein Fehler, daß es vielmehr gar nicht weit genug getrieben werden kann, wenn ſich anders die Sentenz (was wohl allgemeine Abſicht iſt) mit Erfolg zu jenem Interpunktions-Zeichen, das uns durch keine Figur und Bedeutung mehr ſtört, verdünnen und verflüchtigen ſoll. Oder wer wird unter dem Leſen die Wellenlinie des Fragezeichens zu genießen oder den Bogen des Komma zu meſſen geben?

Beſtimmter würde man dieſe Sentenzen würdigen, wenn man ſie als die längeren Adverbien der Rezenſionen anſähe. Eine vollſtändige Sammlung davon, welche von dieſen Kunſt-Sprüchwörtern immer nur die erſten Worte angäbe — da ſie ohnehin jeder auswendig kann, und der urſprüngliche Sinn gerade vermieden werden ſoll — iſt vielleicht bey dem Zuſtande unſerer Kritik Bedürfniß. Angehenden Kunſtrichtern würde durch einen ſolchen Hommels Flavius der kritiſche Kurialſtyl halb geſchenkt und ganz erleichtert; man könnte dieſen Flavius, wie es einen geſchwinden Lateiner gibt, ſo den geſchwinden Kunſtrichter nennen. Ein ſolcher Kunſtknecht (Nachbild von Rechenknecht) wäre vielleicht nach folgenden Winken zu ſchreiben:

Adverbia Qualitatis: si tribus (Anticyris) — Omne tulit (punctum) — Nil humani (a me) — Parturi-

ent — Nos poma — Cervix equina — (Durch dieſe Abkürzung erſpart man ſich das ganze matte und der Phantaſie beſchwerliche Bild des horaziſchen Ungeheuers).

Adverbia dubitandi: Grammatici (certant) — Credat (Judaeus) — etc.

Adverbia restringendi: Ubi plura (nitent) — Quid ferre (recusent) — Hanc veniam —

Adverbia demonstrandi: Sapienti (sat) —

Adverbia prohibendi: Risum (teneatis) — Ohe jam (satis est!)

Liebenswürdigkeit.

Wer kennt nicht den Ruhm der ſchönen Ninon de l'Enclos, dieſer Grosmutter der Grazien, die noch im achtzigſten Jahre Jünglinge bethörte? Aber es fehlt auch nicht an Männern, die im hohen Greiſenalter noch Eroberungen machten, um welche ſie von jüngern Rivalen beneidet wurden. Pompejus wußte ſich den römiſchen Damen ſo liebenswürdig zu machen, daß ihn Julia und Cornelia in ſeinem ſechszigſten Jahr mit aller Leidenſchaftlichkeit liebten. Niphus, noch dazu ein Philoſoph aus dem ſechszehnten Jahrhundert, ein Mann, der eher häßlich, als ſchön war, verſtand die Kunſt zu gefallen in einem ſo ſeltnen Grade, daß er auch im ſiebenzigſten Jahre glückliche Liebſchaften unterhielt, und, trotz ſeines unerbittlichen Podagra's, auf den Bällen noch immer, als der zierlichſte Tänzer bey den jungen Damen von Neapel galt. Kein Wunder, wenn ſeine Gattin Angelella ein wenig eiferſüchtig war. Und doch liebte ſie ihn, wie er ſelbſt erzählt, ſo zärtlich, daß ſie ſelbſt, während er tagtäglich an ſeinem tesserologio astronomico arbeitete, und faſt gar nichts ſprach, aus Furcht, er werde melancholiſch, ſich mit einer ihrer Nebenbuhlerinnen ausſöhnte, und ſie zu ihm ins Studirzimmer führte.

Richtig iſts, was Voltaire einmahl ſagt: Das Weib gefällt ſich mehr in der Auſſerordentlichkeit, als in der Schönheit eines Mannes. Die Sultane Valide liebte Karl XII. blos durch die Erzählungen, die ihr von ſeinen ſeltſamen Thaten gemacht wurden. Sie nannte ihn ihren Löwen.

Der junge franzöſiſche Adel zur Zeit Karls IX. und Heinrichs III. machte, um den Damen zu gefallen, von der Auſſerordentlichkeit im eigentlichen Sinn des Worts Profeſſion, und ihre Schönen wollten's nicht beſſer. Anquetil im zweyten Theil ſeines Esprit de la ligue giebt uns von dem ſonderbaren Ton, welcher damahls herrſchte, folgendes Gemählde: Darin beſtand die höchſte Auszeichnung, wer beſſer, als der andre, laufen, über tiefe Gräben ſpringen, oder einem im Hui einen Piſtolenſchuß oder Dolchſtich verſetzen konnte. Die Converſation drehte ſich nur um Mord- und Liebesgeſchichten. Man erdichtete und erzählte am liebſten von ſeltſamen, romantiſchen Waffenthaten; das erhitzte die Einbildungskraft; häufige Ausforderungen, abentheuerliche Plane, waghalſige Unternehmungen wurden die Folge davon.

Die Damen, ſtatt, wie ſonſt, mit jenen Empfindungen zu glänzen, die ächten Heroismus in der Bruſt des Mannes wecken, waren nur ſtolz, wenn der Wahnſinn der Leidenſchaft die Anbeter zu Proben der unbegränzteſten Hingebung begeiſterte. Je auſſerordentlicher die That, je liebenswürdiger der Mann. Es war ſchön, beym erſten Wink der Gebieterin in einen Strom zu ſpringen, ohne ſchwimmen zu können; mit wilden Thieren zu kämpfen; mit der Dolchſpitze ſich zu verwunden, bis das Blut ſtürzte, um zu beweiſen, man könne treu lieben, bis zum Tode, man achte der Schmerzen nicht.

Schweizeriſche Miszellen.

Die als Neujahrsgedicht herausgegebenen und einzeln gedruckten Blumen auf das Grab von Goldau haben den durch ſeinen lebhaften und liebenswürdigen Geiſt und durch vielſeitige Kenntniſſe ſchätzenswerthen Dr. Suter von Zofingen, den Herausgeber der Flora helvetica, der als praktiſcher Arzt in Bern lebt, zum Verfaſſer. Eine ſorgſamere Feile und die Wegſchneidung ſo vieler wilder, üppiger Ranken würden ſeine den Arbeiten des Improviſatore allzuähnlichen Gedichte gedrängter und werthvoller machen. Von den vierzig Strophen des vorliegenden ſind dieſes einige der beſten:

Seines Herzens Stoff recht auszubilden,
Iſt der ſchönſte Zweck, und in Gefilden
Dieſes Daſeyns leben für Gefühl,
Sey dem Menſchen wahre hohe Wonne!
Ach, zu oft verglühet an der Sonne
Der Vernunſt das ächte Lebensziel!

Dieß ſey Troſt, und Wunſch, und ſanfte Lehre,
Zu der Zeit, wo, wie erzürnte Meere,
Alle großen Völker ſich bedroh'n.
Mag der Sturm auch, wen er will, verſchlingen,
Mög' der Veſte nur den Sieg erringen,
Und die Palme ſey der Menſchheit Lohn!

Daß das Stroh ſehr feuerfangend iſt — und weiter nichts, beweiſen ohne Zweifel die ſo eben in Zürich gedruckten: Gedanken über die wahre Gottesverehrung, in Fragen und Antworten. Von Joh. Rud. Heß. Manuſcript für Freunde. (16 Seiten, 8.) Einige Schlußzeilen geben zu verſtehen, daß der Verfaſſer in dem Wahne ſteht: man gehe damit um, ihn zum Katholicism bekehren zu wollen; um ſolche Bemühungen abzuwenden, hat er alſo in Fragen und Antworten die Vertheidigung ſeines Glaubens entworfen, die ziemlich polemiſch ausſieht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin.

Einen ſehr in die Augen fallenden Beweis von unſerem in der That ſehr drückenden Mangel an dramatiſchen Neuigkeiten gab der 23 März, wo wir (zum Benefiz der älteren Demoiſelle Mebus) drey neue Stücke ſahen, die ſämmtlich von unſern transrhenaniſchen Nachbarn geborgt waren, und eine Verpflanzung auf unſere Bühne, in Hinſicht auf ihren dramatiſchen Werth, nicht wohl verdienten. Das erſte: Die

Heirath wider Willen, eine Poſſe in einem Akt nach Moliere, von **Zſchokke** bearbeitet, war zugleich auch das ſchlechteſte.

Herr **Beſſel** der jüngere ſpielte den polternden Anti-Kantianer ſehr gut, und wurde ſehr lebhaft applaudirt. Herr **Reinwald** gab den Kaufmann **Knauer**. Er mag ein Schauſpieler von Verdienſten ſeyn; aber wo man einen Iffland zu ſehen und zu bewundern gewohnt iſt, kann man nicht anders als höchſtmittelmäßig', wohl gar — **plat** ihn finden. Von den übrigen (gänzlich unbedeutenden) Rollen läßt ſich nichts ſagen.

Das zweyte Stück war: **Die Nachbarſchaft**, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, von Picard. Das Stück hat eine ſehr lebendige Charakter-Zeichnung; aber die Handlung ſelbſt iſt zu **gewöhnlich** und viel zu **gedehnt**, um Intereſſe erwecken zu können. Auf jeder andern Bühne, wo kein **Iffland** den Malinval ſpielt, muß es durchaus gänzlich fallen. Nächſt dieſem großen Meiſter verdiente Herr **Labes** viel Lob, der den Lambert ausgezeichnet gut und wahr ſpielte. Herr **Deny**, ein junger Anfänger, gab den Armand. Man kann ſich allerdings für die Zukunſt etwas von ihm verſprechen; nur muß er die Bühne erſt gewohnter werden, und — ſich darauf beſchränken, **blos** das Vortreffliche und Nachahmung Verdienende des Meiſters, unter deſſen Leitung er ſeine Studien betreibt, zu kopiren. Durch geiſtloſe und unüberlegte **Nachahmerei** (man vergönne mir den Gebrauch dieſes Worts) wirft er ſich ſelbſt Ketten um die Füſſe, die ſein kräftiges Fortſchreiten auf der Bahn der Kunſt hemmen. Mad. **Schröck** (ehemalige **Fleck**) ſpielte die Cecilie. In welcher Rolle ſie auch auftreten mag — überall erſcheint ſie als eine **liebenswürdige Künſtlerin**. — Als der Vorhang fiel, wurde faſt allgemein gepocht; was jedoch keinesweges dem (trefflichen) Spiel unſerer Künſtler zuzuſchreiben iſt, ſondern lediglich Hrn. **Picard** zu Gute kommt. Das Berliniſche Publikum iſt ein ſehr geſchmackvolles und **fein-kritiſches**.

Den Schluß machte **Tante Aurora**, ein Singſpiel in zwey Aufzügen, mit Muſik von **Boyeldieu**. Eine alte empfindſame Romanen-Närrin ſchlägt einem jungen reichen Manne, dem Baron **Willſon**, die Hand ihrer Nichte, **Juliane**, ab, weil ſein Onkel für ihn auf eine gar zu gewöhnliche Weiſe darum bittet; durch einen (ſehr platten) Romanenſtreich gewinnt er aber die Gunſt der alten Tante wieder und mit ihr die Hand ihrer reitzenden Nichte. Das Stück könnte und würde mehr beluſtigen, wenn es nicht zu lang ausgeſponnen, ſondern etwa nur in einen kurzen Akt zuſammengedrängt wäre. Die Muſik iſt ſehr artig und gefiel allgemein. — Demoiſelle **Mebus** gab die Tante Aurora ſo charakteriſtiſch, wie ſie das Seitenſtück dazu, Tante Beatrix in Cimaroſa's heimlicher Ehe, der dies Stück ohne Zweifel ſein Daſeyn dankt, darſtellt. Daß die reitzende junge Künſtlerin ſich entſchlieſſen kann, **alte Rollen**, die ihre Reitze verſchleyern, zu übernehmen und mit ſo viel Fleiß und Gemüthlichkeit durchzuführen, zeugt von einer Selbſtverläugnung, die ihrem **Kunſtſinn** Ehre macht. Die übrigen Rollen waren nicht minder gut beſetzt. Die ſo geſchätzte Sängerin, Mad. **Eunicke**, die zugleich auch eine treffliche Schauſpielerin iſt, (ein ſehr seltnes glückliches Zuſammentreffen) ſpielte die Juliane, ihr verdienter Gatte den Baron. Demoiſelle **Maas** ſtellte das Kammermädchen dar. Soubretten-Rollen wird ſie aber wohl nie ſpielen lernen; die Leichtigkeit, Gewandtheit und Naivetät, die dazu gehören, liegen auſſer dem Kreiſe, den ihre ziemlich beſchränkten Talente beſchreiben. Ueberhaupt dürfte ſie ſchwerlich jemals mehr werden, als ſie jetzt iſt, und — leider! iſt das noch herzlich wenig. — — Die heutige Benefiz-Vorſtellung war übrigens dieſen Winter die beſuchteſte; ein Beweis, wie ſehr das Berliniſche Publikum die junge Künſtlerin, der die Einnahme zu Theil ward, hochſchätzt. —

Der erſte Theil **der Söhne des Thales** iſt nun dreymahl gegeben worden. Trotz dem, daß die ſehr einſichtsvolle Direktion (oder der Verfaſſer?) bey jeder neuen Aufführung das **Streichen** immer kunſtfertiger exerzirt hat, war das Haus bey der dritten Darſtellung ſo beyſpiellos leer, daß dieſes Stück nun wahrſcheinlich auf lange Zeit, wo nicht auf immer, vom Repertorium unſerer Bühne verſchwinden dürfte. Wenn dem Stück dadurch gewiſſermaſſen ſein Recht geſchieht: ſo büſſen wir doch auch **Ifflands** treffliche Darſtellung des Moley ein, und allerdings verdient das als ein Verluſt beklagt zu werden.

Aus Ungarn, vom April.

In Peſth werden große Zurüſtungen zum Landtage gemacht. Der Zuſammenfluß von Fremden wird ſtark ſeyn, und das Leben, das ohnehin in dieſer Stadt groß iſt, ſehr vermehren. Peſth hat ſich in wenigen Jahren zur erſten Stadt in Ungarn hinaufgeſchwungen. Hier iſt der Conflux des inländiſchen Adels, hier ſind die höchſten Länderſtellen, ein blühender Handel, und eine Liberalität im Umgange, wie ſie ſonſt nirgends in Ungarn anzutreffen iſt. Leider grenzt die letztere nur zu ſehr an übergroße Licenz und Frivolität. Im Punkte der Geſchlechtsverhältniſſe und des Spiels ſcheint beſonders in manchen Claſſen eine Ausartung ſtatt zu finden, wie man ſie nur immer in den größten und verdorbenſten Städten Europa's antrifft. Ofen wird von Peſth bloß durch die Donau getrennt; aber es ſcheint, als trete man in eine ganz andere, fremde Welt, wenn man von Peſth nach Ofen kommt. Antik in Rückſicht des Aeußeren iſt auch die ganze dortige Lebensart, verglichen mit der zu Peſth, antik, und gegen dieſe auffallend abſtechend. Unter den gebildeten Männern in dieſen Städten gibt es mehrere, die auch dem Auslande in literariſcher Hinſicht vortheilhaft bekannt ſind. **Schwartner**, der berühmte und ohne Zweifel größte Statiſtiker Ungarns, ſteht unſtreitig oben an. Körnig und gediegen iſt ſein Styl und ſein ganzes Weſen. Freundliche Geſchmeidigkeit und literariſche Gefälligkeit zeichnen dagegen den Profeſſor **Schedius** aus, der der gelehrten Welt, ohne gerade etwas von Bedeutung geſchrieben zu haben, nicht unbekannt iſt. An der Univerſität arbeiten, auſſer den gedachten Männern, mehrere, die in ihrem Fache ausgebreitete Kenntniſſe beſitzen. In Ofen lebt und redigirt die daſige politiſche Zeitung einer der beſten deutſchen Dichter Ungarns, **Rösler**, von dem vor ein paar Jahren ein gut ausgeſtatteter Muſenalmanach herausgegeben worden iſt, den er aber — wahrſcheinlich weil die Aufnahme den Erwartungen des Verlegers nicht entſprach — fortzuſetzen unterließ. Um den Ungariſchen Muſenfreunden Gelegenheit zu geben, ihre poetiſchen Verſuche mitzutheilen, hat vor kurzem ein gewiſſer Carl **Rumi**, der Schullehrer in Teſchen, Verfaſſer mancher kleinen Aufſätze in Journalen und — Erfinder einer neuen Sparſuppe iſt, einen Muſenalmanach angekündigt, in welchen ungariſche, ſlaviſche und deutſche Gedichte aufgenommen werden ſollen. Schwerlich wird man dieſem Quodlibet Geſchmack abgewinnen, und wenn man nun einmahl Muſenalmanache für Ungarn nöthig findet, ſo iſt zu wünſchen, daß die Herausgabe derſelben in die Hände von Männern komme, die in den ſchönen Künſten tiefere Einſichten beſitzen, wo möglich ſelbſt Dichter ſind, und auch als Schriftſteller bereits etwas Bedeutendes geleiſtet und ſich dadurch die Achtung und das Vertrauen des Publikums erworben haben. — Derſelbe Rumi hat auch eine Zeitſchrift von und für Ungarn angekündigt, in der er ſo entſetzlich viel leiſten will, daß es ſehr natürlich ſeyn wird, wenn er am Ende nichts leiſtet.

Nro. 93.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. April, 1807.

Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tiefverſteckter Born.

Schiller.

Alex. v. Humbold und Bonpland's Reiſe. Erſte Lieferung, mit 7 Kupfern. Tübingen, Cotta; Paris, Schöll und Comp. im größten 4.

Nicht von der eigentlichen Reiſe, ſondern von Beobachtungen aus der Zoologie und vergl. Anatomie erhalten wir hier die erſte Lieferung in der deutſchen Urſchrift von unſerm preiswürdigen Landsmann Alexander v. Humbold. Er iſt dem großen Phyſiologen Kielmeyer zu Tübingen gewidmet. Die von Rom aus unterſchriebene Vorrede ſetzt uns ſogleich in den richtigen Standpunkt: „Die waldreiche Flußwelt zwiſchen dem Amazonenſtrome und der Küſte von Caracas, das Königreich Neu-Grenada, Peru, die mexicaniſchen Gebürge und die Ufer der Südſee haben uns eine Zahl zoologiſcher und anatomiſcher Thatſachen geliefert, die ich, dem Vorſatz getreu, den naturbeſchreibenden Theil von dem abzuſondern, der den ſittlichen Zuſtand der Völker ſchildert, nach und nach in dieſem bloß der Zoologie gewidmeten Werke zu liefern gedenke. Es iſt hier nicht bloß von äußerer Beſchreibung, ſondern auch von Bemerkungen die Rede, die den Phyſiologen, Phyſiker und Geognoſten intereſſiren. Jedes organiſche Geſchöpf, ja jeder Theil deſſelben, ſteht in Wechſelwürkung mit der ganzen übrigen Natur. Der Conflikt der ſich gegenſeitig beſchränkenden Kräfte iſt das letzte Objekt der Naturkunde. So darf alſo auch keine Zergliederung, keine Beſchreibung ohne jene allgemeine Rückſicht bearbeitet werden.“ Uebrigens will der Verf. dieß Werk als eine Erfüllung des Verſprechens angeſehn wiſſen, das er vor 8 Jahren bey der Herausgabe ſeiner Schrift über die gereitzte Muskel- und Nerven-Faſer that. Alle Abhandlungen dieſes erſten Hefts ſind von Humbold, und die Zeichnungen zu den 7 Kupfertafeln von ihm ſelbſt an Ort und Stelle entworfen. Am Ende der Vorrede wird uns eine Ausſicht auf das, was noch folgen ſoll, eröffnet. Sie ſind wahrlich bedeutender und erfreulicher, als die uns die ehrliche Sängerin Boccage in ihrer Colombiade thun ließ.

Die ausführlichſte Abhandlung iſt die über das Zungenbein und den Kehlkopf der Vögel, Affen und Krokodile der tropiſchen Länder jenes Welttheils. Dazu gehören die 4 erſten Kupfertafeln. Die Würdigung der in dem ausführlichen Text mitgetheilten Bemerkungen und Reſultate gehören vor den Richterſtuhl Cuvier's und der mit Achtung genannten Zootomen unſers Vaterlandes. Aber ſelbſt der Nichtkenner findet ſich überall durch eingewebte Schilderungen und Blicke in jene, jetzt erſt ſich aufſchlieſſende, Thier- und Pflanzenwelt angezogen. Das Kleinſte wird unerwartet mit dem Größten, das Leichtüberſehene mit dem Wichtigſten zuſammengeknüpft. Alle Zerſtückelung fällt in dieſer organiſchen Zuſammenfügung auf! Am Ende des Aufſatzes hofft der Verfaſſer dieſe Unterſuchungen über die Stimm-Werkzeuge der Thiere auf einer Unternehmung nach den Polar-Ländern, zu der er ſich vorbereitet, fortzuſetzen. Der zweyte Abſchnitt iſt einer neuen Affenart, dem Löwen-Aeffchen aus den Miſſionen des Putamago, gewidmet, und dazu gehört eine zierlich colorirte Abbildung, die in Paris

ſorgfältig ausgeführt wurde. Voran eine treffliche Ueberſicht über den ganzen jetzigen Stand der Pithekologie oder Kunde der Paviane, Kerkopitheken und Affen. „In Afrika und ſelbſt in Süd-Amerika gibt es Gegenden von 60 bis 80,000 Quadratmeilen, welche noch von keinem Europäer betreten wurden. Wie viel gibts hier noch unbeſchriebene Affen. Aber auch die beſchriebenen ſind ſelbſt in den neueſten prachtvollſten Werken (ſelbſt bey Audibert) noch ſo unvollkommen abgebildet, daß diejenigen, welche ſie Jahre lang in ihrer Heimath zu ſehn gewohnt ſind, Mühe haben, das Original im Kupfer zu errathen.“ Am Schluße noch einen frommen Wunſch, der freylich in dieſen eiſernen Zeiten und in dieſer eiſernen Ausſaat noch lange unbeherzigt bleiben dürfte. „Wollte irgend ein Staat eine Expedition unternehmen, in der das Intereſſe der Naturkunde dem der geographiſchen Entdeckungen untergeordnet wäre: ſo müßte derſelbe flache Böte (Canoes) den Orinoko aufwärts durch den Caſſiquiare und Rio-Negro nach dem Amazonenfluß ſenden: dieſe letztern gegen Weſten bis zu den Mündungen des Putamago und Caqueta hin beſchiffen, und, an der Katarakte von Manſeriche umkehrend, die mit Naturprodukten beladenen Fahrzeuge den ganzen Amazonenfluß bis zu ſeinen Mündungen abwärts ſegeln laſſen. Ein ſolches Unternehmen wäre für die Geſundheit der Mitreiſenden allerdings gefahrvoll; aber es iſt wenig koſtbar; es verſpricht eine ſichere Ausführung, und würde die europäiſchen Muſeen mehr bereichern, als die ſogenannten Weltumſeglungen, auf denen man nur Küſten unterſucht, und von dem Geſammelten den größten Theil wieder einbüßt!“ Wie wahr und wie ſehr, ſelbſt durch die neueſte ruſſiſche Expedition unter Kruſenſtern, wovon wir ſo eben die intereſſanteſten Mittheilungen in der 23ſten Lieferung von Storchs Rußland erhalten haben, nun wieder bewahrheitet!

Die letzten zwey Abhandlungen gehören in die Ichthyologie, und hier erhalten wir denn auch die vorläufig ſchon ſo oft beſprochenen und abgeſchatteten Pimelodes in einer lebendigen Abbildung und ungemein gehaltreichen und in alle Theile der Geognoſie und Phyſiologie weit ausgreifenden Beſchreibung. Dieſer neue unterirdiſche Schlammfiſch aus dem Prennadillengeſchlecht, womit die Alten ihren Styx bevölkert, womit Dante und Milton ihre Höllenbewohner gefüttert, womit unſere ökonomiſchen Spekulanten, die dem Gott Sterculius ſchon ſo manche Hekatombe gebracht haben, ein neues Dungmittel ausgewittert haben würden, gibt Hrn. v. Humbold zu den frappanteſten Zuſammenſtellungen und Bemerkungen Stoff, die wir natürlich hier nicht abzuſchreiben gedenken. Aber höchſt merkwürdig iſt auch hier der Epilog, wo das quantulumcunque scimus beſonders auf die innere Erforſchung der Vulkane angewandt wird.

Die langerſehnte Erſcheinung war zu wichtig, um nicht in ihrer erſten Friſchheit hier wenigſtens ein Ausrufungszeichen zu erhalten. Sie kann in keinem gebildeten Kreiſe, in keiner Morgen- oder Abendgeſellſchaft unbeſprochen und unerörtert bleiben, und ſollte wirklich darüber ein Spatziergang einige Augenblicke aufgeſchoben, oder eine Partie l'Hombre oder Whiſt eine und eine halbe Minute verſpätet werden!

B.

Ueber die Augen.

Eine hiſtoriſchpoetiſchſcherzernſthafte Abhandlung.

Chi può mirarvi
E non lodarvi,
Fonti de mio martiro
Begli occhi chiari?

Chiabrera.

Nächſt dem Gefühl des Lebens iſt kein anderes ſo allgemein und unmittelbar, als das der Schönheit. Aber es fehlt ſehr viel, daß die Merkmale von beyden gleich beſtimmt und überall anerkannt ſeyn ſollten.

„Wahrſcheinlich,“ ſagt Montaigne (3. Band S. 365 der Bodiſchen Ueberſetzung), „wahrſcheinlich wiſſen wir wohl nicht ſo recht, was in der Natur und im Allgemeinen Schönheit ſey, weil wir von der menſchlichen und der übrigen ſo ganz verſchiedne Begriffe haben; da doch, wenn wir einen, der Natur gemäß, beſtimmten Begriff davon hätten, derſelbe einförmig und ganz allgemein ſeyn müßte, wie von der Hitze des Feuers, zum Exempel, u. ſ. w. Jetzt erſinnen wir uns einen davon nach unſrer Phantaſie. — Die Indier malen ſich ſolche ſchwarz oder kupferfarben, mit dicken aufgeworfenen Lippen, mit breiter platter Naſe, und behängen den Naſenknorpel mit plumpen goldnen Ringen, um die Naſe bis auf die Lippen herabzuſenken; ſo wie ſie auch die Oberlefze mit goldnen Reifen, die mit Edelgeſteinen beſetzt ſind, ſo herunterzerren, daß ſie ihnen bis aufs Kinn reichet. — In Peru ſind die größten Ohren die ſchönſten, und thut man da alles Mögliche, um ſie durch Kunſt zu verlängern. — Es gibt anderwärts Völker, die mit vieler Mühe ſich Zähne ſchwarz färben, und alle weiße Zähne verlachen; anderwärts färben ſie ſolche roth. Nicht nur in Biskayen halten ſich die Weiber für ſchöner mit geſchornem Haupte, ſondern auch bey andern Völkern *); ja, was noch mehr iſt, in großen ſehr nördlich liegenden, kalten Ländern, wie Plinius erzählt. Unter Schönheit rechnen die Mexikaner die Kleinheit der Stirne, und eben da, wo ſie ſich den ganzen Körper beſcheren, laſſen ſie nicht nur das Haar an der Stirne frey fortwachſen, ſondern ſuchen es durch Künſteleyen dick und ſtark zu machen. — Die Italiäner bilden ihre Schönheiten derb und fleiſchig; die Spanier ſchlaff und zart; andre ſtark und nervig; der verlangt ſie ſanft und ſchmachtend, jener andre wieder ſtolz und majeſtätiſch. Eben ſo wie Plato der ſphäriſchen Form

---

*) So fand neben der Mode der Zöpfe, welche die Wangen herunterhiengen, auch die der Schwedenköpfe unter den Hebräerinnen Beyfall: denn im hohen Liede 4. 1. heißt es von der ſchönen Sulamith: Dein Haar iſt wie die Ziegenheerden, die beſchoren ſind auf dem Berge Gilead.

den Vorzug an Schönheit ertheilt, und die Epikuräer ſolche lieber der pyramidaliſchen oder der viereckten zuſchreiben, und keinen kugelförmigen Gott verdauen können.“ —

Der gute Plauderer wird durch ſolche Betrachtungen zu ſonderbaren Reſultaten verführt: daß wir nach den Natur-Geſetzen keinen Vorzug vor andern Geſchöpfen haben; daß, wenn es auch einige Thiere gebe, die weniger begünſtigt ſeyen als wir, andere dagegen, und zwar in größerer Anzahl, höhere Vollkommenheiten aufweiſen können, u. ſ. w.

Die Zweckmäßigkeit der Menſchengeſtalt und ihre Vorzüge vor Thierbildungen ſind jetzt erwieſen, und ich nehme ſie als bekannt an.

Auch jene ſo oft wiederhohlten Beyſpiele der nach verſchiednen Völkern verſchiedenen Beurtheilung der Schönheit führen nicht dahin, wohin Montaigne meinte, zur völligen Unentſcheidbarkeit einer ſo intereſſanten Frage. Der Begriff von Schönheit iſt einer der reichhaltigſten, die wir beſitzen, und ihre vollkommene Auffaſſung gleichſam der Scheitelpunkt unſers geſammten ſinnlichen ſowohl als geiſtigen Gefühlvermögens. Völker von verſchiedener Ausbildung werden alſo hierin ſo wenig mit einander übereinſtimmen, daß man vielmehr die abweichenden Anſichten eines ſolchen Gegenſtandes im Allgemeinen als ſichre Unterpfänder der höhern oder niedrigen Kultur des Beurtheilers anſehen kann. Die Meynungen aber der geiſtreichſten Köpfe und Nationen aller Jahrhunderte werden allerdings Künſtlern und Kunſtfreunden zur Richtſchnur dienen können, geſetzt auch, daß man nicht mit Georg Forſter (Anſichten u. ſ. w. I. Th. S. 152) die Schönheit geradehin auf den einfachen Begriff des Ebenmaßes zurückführen, ſondern ohne Scheu geſteh'n möge, von den Ideen darüber ſeyen manche nur halbklar, von den Annahmen manche nur ſtillſchweigend. Den Vorzug des Begriffs unbeſchadet, verdient auch das gebildete Gefühl Achtung.

Ich bin weit entfernt, dieſen Stoff in alle ſeine Beſtandtheile zerlegen, und unſere Winkelmanne ausſchreiben zu wollen. Ihre Meſſungen, wären es auch raphaeliſche, ihre Urtheile über Verhältniß der Theile, ihre goldenen Rhapſodien von Uebereinſtimmung derſelben zum Ganzen, liegen nicht in meinem Plan. Nur einige Bemerkungen über das Auge, maleriſch betrachtet, ſind es, die ich hier mittheilen will. Sie werden hoffentlich weder den Raum dieſer Blätter überſchreiten, noch den Leſern unangenehm ſeyn.

In der That iſt das Auge von allen Gliedern des Thier-Körpers das bedeutendſte, indem es nicht allein das Daſeyn der Lebenskraft am unmittelbarſten anzeigt, ſondern auch alle Tinten und Schattirungen derſelben lebhaft zu malen pflegt. Ein Kranker liegt wie todt da. Kein Puls. Alle Glieder wie von Eiskälte erſtarrt. Schon denkt man ans Begraben. Plötzlich ſchlägt er die Augen, die lange geſchloßnen, auf, und alle Hoffnungen erwachen wieder. Eben ſo ſehen wir den Menſchen Güte und Bosheit, Muth und Feigheit, Verſtand und Einfalt, Schmerz und Freude an den Augen an. Wir finden, Jemand ſehe gutmüthig oder falſch, mitleidig oder hartherzig, aus. Wir leſen ſein Vorhaben in ſeinen Augen.

Welch ein weites Feld für die Phyſiognomiker! Auch tummeln ſie ſich auf demſelben ſo weidlich herum, daß Lavater (Phyſiognom. Fragm. 2. Verſuch S. 237) die Warnung nöthig fand, den Menſchen nicht zu ſchnell, und nicht allein aus dem Auge, zu beurtheilen.

Dieſes Organ iſt ſo ganz geiſtig, ſo allgemein angenommener Dolmetſcher von dem inwohnenden Theil des göttlichen Hauches, daß wir faſt ſeine körperlichen Beſchaffenheiten nur in Beziehung auf das Gemüth betrachten. Zwar verſtehn wir uns ſehr wohl auf die allgemeinen Kennzeichen der äuſſern Schönheit, abgeſeh'n von dem Seelenausdruck, der darin liegt. Schon die älteſten Dichter Griechenlands ſchildern vornehmlich die Götterkönigin als farrenaügig (boöpis), das heißt großaügig (gazellenaügig würde ein Indier ſagen) Venus aber, die Muſen und alle Schönen als rollaügig (helikopides), wenn die Damen das Wort erlauben wollen, und als blumengeſichtig (kalükopides). Auch höre man nur unſere Frauenzimmer, wenn ſie den Malern ſitzen. Toutes, ſagt Moliere's Iſidore, toutes demandent les mêmes choses: un teint tout de lis & de roses; un nez bien fait; une petite bouche; de grands yeux vifs, bien fendus; et surtout le visage pas plus gros que le poing, l'eussent-elles d'un pied de large. Gemeiniglich indeß begnügt man ſich damit nicht. Die Spröde verlangt auſſerdem noch Hoheit in der Miene, die Nymphe Freude im Lächeln des Mundes und in dem ſchwimmenden Auge à la Ninon.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fabeln.

1.

„Wie,“ ſprach der Dornbuſch zum Gärtner, der bemüht war, ihn auszureißen, „wie, mich willſt du vertilgen, und der Roſenſtock dort ſoll bleiben? Trägt er nicht Dornen, wie ich?“ „Freylich, ſagte der Gärtner, aber trägſt du auch Roſen, wie er?“

2.

Der Dachs ſah das Eichhorn wie es ſprang durch die Lüfte und auf den Bäumen herum. „Verwegnes Thier! rief er aus, fürchteſt du nicht, zu ſtürzen?“ „Und du, fragte das Eichhorn, du in den Höhlen und ewig auf dem Grunde, fürchteſt du nicht, daß fallende Bäume, daß einſinkende Felſen dich decken?“

3.

Zwey Ziegen ſtritten um eine Wieſe, denn jede wollte ſie für ſich allein. Sie wählten den Stier zum Richter. „Ich will die Sache bedenken,“ ſagte der Stier, und gieng auf die Wieſe, und weidete ſie kahl. „Der Fall iſt gar zu ſchwierig, ſprach er endlich, im künftigen Frühjahr will ich ihn von neuem unterſuchen!“

JMW.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Halle.

Einen merkwürdigen Beweis von der Wohlthätigkeit unſerer Entbindungs-Anſtalt und der Geſchicklichkeit ihres wackern Vorſtehers, Froriep, gab die am 12 Febr. darin glücklich verrichtete Operation des Kaiſer-Schnittes an einer ganz verwachſenen Perſon, wo das Becken nur 2 Zoll und einige Linien hielt. Der Schnitt wurde von Froriep in etwa 10 Minuten in Gegenwart des berühmten Reil und mehrerer hieſigen Aerzte ſo glücklich vollendet, daß ein munteres großer Knabe 20 1/2 Zoll lang, der 8 3/4 Pf. wog, dadurch gerettet, und den 1 März vor 30 Taufzeugen mit dem Namen Octavianus Auguſtus Cäſar belegt werden konnte. Der Paſt. Niemeyer hat ſeine dabey gehaltene Taufrede im 12 St. unſeres patriotiſchen Wochenblattes abdrucken laſſen, ein Unicum für die kaſuiſtiſche Beredſamkeit. Auſſer ſeinem Hauptfache, der Entbindungs-Kunſt, beſchäftigt ſich Fr. mit ungemeinem Erfolge beſonders mit der Zootomie und vergleichenden Anatomie. Da er unter dem großen Cuvier in Paris ſelbſt lange präparirte, ſo erwarb er ſich ſeltene Fertigkeiten hierin. Wie bedeutend ſeine Privat-Sammlungen für alle Theile der Zootomie ſchon jetzt ſind, ſieht man aus einem Verzeichniſſe, welches in einem der letzten Stücke von Voigts phyſikal. Magazin abgedruckt wurde. Auch mit dem Bozziniſchen Lichtleiter, worüber ſo viele Aerzte gleich a priori den Kopf ſchüttelten, hat Fr. intereſſante Beobachtungen angeſtellt, und die Sache keineswegs ſo lächerlich gefunden. Es iſt bekannt, was die Joſephiniſche Akademie in Wien darüber urtheilte. Gewiß ſind hier die Akten kaum eröffnet, geſchweige denn geſchloſſen. Der Dr. Bozzini ſelbſt hat ſeine Entdeckung nun ausführlich bekannt gemacht, und mit 4 Kupfertafeln verſinnlicht. Die Schrift iſt mit der Aufſchrift: Der Licht-Leiter, oder Beschreibung einer einfachen Vorrichtung zur Erleuchtung innerer Höhlen des lebenden animalischen Körpers, von Philipp Bozzini, ausübendem Arzt in Frankfurt am Main, ſo eben im Weimariſchen Induſtrie-Komptoir in Fol. erſchienen, und nun erſt wird ſich die Sache genauer prüfen laſſen. —

Die hieſige Allg. Literatur-Zeitung genießt fortdaurend ihres alten Beyfalls und der Gunſt des nicht wankelmüthigen Publikums, in einem Grade, der es ihr möglich macht, ſelbſt jetzt noch, wo der ganze Norden für ſie Null iſt, ununterbrochen fortzuarbeiten. Die ſachreichen, durch ihre gedrängten Ueberſichten willkommenen Ergänzungs-Blätter haben in dieſem Jahre 300 Abnehmer mehr gefunden. Auch das dritte Luſtrum des allg. Repertoriums hat ſeinen gedeihlichen Fortgang. Man hat unſern Geh. R. Wolff bald als Mitglied der Akademie in München, bald der von Petersburg, von uns auswandern laſſen wollen. Was doch die Leute nicht alles wiſſen und ſchwatzen! Er allein weiß nichts davon, freut ſich, daß ſeine Odyſſee, wenigſtens in der kleinern Ausgabe, nun gewiß erſcheinen wird, und vertheidigt ſich mitunter einmal gegen die Zudringlichkeit der Schwätzer, die durchaus behaupten wollen, er habe ſeine Hausthüre vor den Plünderern nicht nur verriegelt, ſondern auch verrammelt, ganz launig in unſerm patriotiſchen Wochenblatt. Eher wäre es möglich, daß bey den preiswürdigen neuen Anſtalten, die der König von Holland auch für die alte bataviſche ächtphilologiſche Gelehrſamkeit trifft, er einen Ruf nach Leiden, da wo Ruhnkenius und Valkenaer ihr Licht leuchten ließen, und wo er ſelbſt ſchon vordem viel Auszeichnung genoß, einmal erhalten könnte. — Den 11 März entſchlummerte in ſeinem 72ſten Jahr unſer ehrwürdiger Theolog, der Geh. R. Nöſſelt. Er mußte zuletzt das Schickſal aller unſerer Profeſſoren ſehr herbe mitkoſten. Wohl ihm! Er iſt in jene Wohnungen des ewigen Friedens eingegangen, wo er die Wahrheit eines ſeiner Lieblings-Programme (vom Jahr 1800) de una Dei in coelis terrisque familia Eph. 3. 15. nicht nur im Glauben, ſondern auch im Schauen erfahren wird. So wie er einſt ſeinem Mitſchüler beym unvergeßlichen Baumgarten, dem D. Semler, ein biographiſches Denkmal ſetzte, ſo wird es ihm ja jetzt durch Schütz oder Niemeyer zu Theil werden.

Heidelberg, April.

Im vorigen Monate gab Hr. Reil, Schauſpieler vom Königl. Württembergiſchen Hoftheater, hier ein Declamatorium; ein geiſtvoller, eifriger, beſonnener Künſtler, und, ohne welches ein ſolcher nichts iſt, ein biederer Menſch. Sein dramatiſcher Vortrag, beſonders des edeln Nathan, fand unbedingten Beyfall. Für den epiſchen Ton, noch mehr für den lyriſchen, wünſchten wir, daß er mit Einmiſchung ſeiner dramatiſchen Lebendigkeit etwas enthaltſamer ſeyn möchte. Vielleicht macht er's gerade dadurch den meiſten recht; er iſt es aber wohl werth, lieber den Wenigen zu genügen. Die Fehlerchen, die wir meinen, ſind von der Art, wie man ſie nur an Vortrefflichen wahrnimmt; an andern gehören ſie in die Reihe der Tugenden.

Logogriph.

Nicht lange werd' ich bey euch weilen;
Mich ruft die dunkle Heimath ſchon!
Ich ſah Thereſens Erbſchaft theilen,
Leer und erneuet jeden Thron.

Auch hab' in meinen Jünglingstagen
Ich eurer Väter Spiel geſehn,
Und ob mich gleich fünf Füße tragen,
Muß ich doch oft an Krücken gehn.

Wollt ihr um Einen mich verkürzen,
So reich' ich euch geſunde Koſt.
Sie bringt, mit giftigen Gewürzen,
Der Schiffer auch dem fernen Oſt.

Nehmt mir noch einen, aber ſchreitet
Mit Vorſicht dann und Kunſt einher,
Wenn euch kein ſichrer Führer leitet,
Iſt leicht der Fall, die Buße ſchwer.

Des Reichen Nachtiſch muß ich krönen,
Mich ſieht der Städte Jugend gern;
Doch von dem Herzen ſeiner Schönen
Wünſcht jeder Liebende mich fern.

Gr. v. S.

Charade.

Ich grüne, mit einem A,
Und ſchirm', und hülle dich ein.
Ich winke, mit einem E,
Dich frühe der Andacht zu weih'n.
Ich leite, mit einem I,
Zufried'ne die ſicherſten Pfade.
Ich ſchleiche, mit einem O,
Im Dunkel einher, und ſchade.
Ich liebe, mit einem U,
Fügſt du noch ein Zeichen hinzu;
Ja, das Leben verdankeſt mir du!

Auflöſung der Charaden in Nro. 87: 1. Gelbſchnabel. 2. Erben, Sterben.

Nro. 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. April, 1807.

Freunde, treibet nur alles mit Ernſt und Liebe! die beyden
Stehn dem Deutſchen ſo ſchön.

v. Goethe.

Reiſe nach dem Berg Soracte.

Nordöſtlich von Rom, in einer Entfernung von guten fünf deutſchen Meilen, liegt ein einzelner hoher Berg, mit ſeiner breiten Seite gegen die Stadt hingeſtreckt, und von allen Anhöhen in und um Rom bemerkbar. Er iſt völlig von der Apenninenkette abgeſondert, die ſich füdöſtlich ſchräg nach Tivoli und Paläſtrina hinabzieht. Dieſer Berg iſt Soractes oder Soracte, den wir ſchon in früher Jugend aus einer Ode des Horaz kennen lernen, die uns ſogleich verſtändlicher als viele andre iſt, da die Bilder des ungewöhnlichen Winters, welche der Dichter hier aufſtellt, uns alljährlich erneuert, und durch eine nur zu lange Erfahrung immer lebhaft erhalten werden.

So allgemein bekannt aber auch der Name des Soracte iſt, ſo viel wir auch von der Geſchichte dieſes merkwürdigen Berges wiſſen, ſo wenig berichten doch ſowohl alte, als neue Schriftſteller von ſeiner natürlichen Beſchaffenheit. Strabo (bey dem er Σωρακτιτος heißt), Plinius, Solinus, Virgilius, deſſen Commentator Servius, und andre beſchreiben die Lage des Soracte in dem Gebiete der Falisci, erwähnen des dem Apollo geweihten Tempels auf dieſem Berge, erzählen von den wundervollen Familien, Hirpi genannt, die dort alljährlich am Feſte des Gottes über brennende Holzſtöße unverſehrt einhergiengen, und dafür durch einen Beſchluß des römiſchen Senats von allen Kriegsdienſten und andern öffentlichen Aemtern befreyt waren; ſie erzählen von dem dortigen Dienſt der Göttin Feronia, und von einer mephitiſchen Quelle in der Nähe des Berges. In den Chroniken des Mittelalters führt dieſer Berg noch ſeinen alten Namen; hier lebte der heilige Sylveſter einige Zeit in einer einſamen Höhle, und ihm erbaute um die Hälfte des achten Jahrhunderts Carlomann auf dem Soracte ein Kloſter, nachdem er ſeinem Bruder Pipin ſeine Erbſtaaten und ſeinen Sohn übergeben hatte, und durch Italien über Rom nach dem Benediktiner-Kloſter auf Monte Caſino wallfahrtete.

Die Entfernung des Soracte von den beyden Hauptſtraßen, die aus Hetrurien nach Rom führen, iſt vermuthlich die Urſache, daß neuere Reiſende ſich begnügt haben, ihn nur in der Ferne zu betrachten. Auch die vorzüglichern Mineralogen unter ihnen, Ferber und von Buch, denen, als Geognoſten, er beſonders bemerkenswerth erſcheinen konnte, nennen ihn nur beyläufig in ihren ſchätzbaren bekanntgewordenen Reiſebemerkungen. Ja, ſelbſt die nahen römiſchen Mineralogen waren noch im Jahr 1794 über die Beſchaffenheit des Soracte im Zweifel. Die iſolirte Lage dieſes Berges, die Nähe des anſcheinend vulkaniſchen Bodens um Civita-Caſtellana überredeten mehrere, ihn für einen, dem Monte Cavo oder Monte nuovo und andern dergleichen Bergen ähnlichen erloſchenen Vulkan zu halten.*) Der würdige Piariſt Petrini, der durch

*) Mit vulkaniſchen Produkten wenigſtens bedeckt glaubt dieſen Berg Herr von Bonſtetten in: Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Enéide; er gibt S. 341 die Höhe des Soracte zu 2119 Fuß an, und ſagt weiter von ihm folgendes: je ne connois point la nature du Soracté, mais je le soupçonne couvert de produits

eine Beſchreibung*) der unter ſeiner Aufſicht entſtandenen Sammlung von Foſſilien in einem adlichen Erziehungs-Inſtitut, dem Collegio Nazareno zu Rom, auch unter uns bekannt iſt, und der mit ſeinem regen Enthuſiasmus für die Mineralogie unter glücklichern Umſtänden und in jüngern Jahren gewiß ſehr viel nicht allein zur Verbreitung des ſo vernachläßigten Studiums dieſer Wiſſenſchaft unter ſeinen Landsleuten beygetragen, ſondern auch durch manche nur dem einheimiſchen, fortdauernd angeſtrengten, Beobachter glückende Entdeckung die Wiſſenſchaft wirklich bereichert haben würde; auch ſelbſt dieſer wäre ſehr geneigt geweſen, die Entſtehung des Soracte durch vulkaniſchen Ausbruch zu vermuthen, wenn nicht der ſcharfkantige Kamm dieſes Berges und ſeine kahlen Wände den ſanften Konturen des Rückens der erloſchenen Vulkane und der üppigen Vegetation auf denſelben zu deutlich widerſprochen, und gegen eine ſolche raſche Behauptung gegründete Zweifel erregt hätten. Um dieſe zu löſen, wünſchte er eine Reiſe nach dem Berge zu machen, und hatte mich zu ſeinem Begleiter erwählt. Sein hohes Alter und überhäufte Beſchäftigungen bey dem Inſtitute veranlaßten immer neuen Aufſchub dieſer Reiſe, die ich endlich ohne ihn, in Geſellſchaft des durch mehrere Schriften bekannten däniſchen Mineralogen, *Gregor Wad*, im Jahr 1794 unternahm.

An einem ſchönen Frühlingstage, in der Mitte des Aprils, ritten wir um 4 Uhr Morgens von *Rom*, der *Porta del Popolo*, hinaus. Mit der *Via Flaminia*, welche aus dieſem Thore nach *Hetrurien* führt, vereinigt ſich am zweyten Meilenſtein, nahe hinter *Pontemolle*, die *Via Caſſia*, welche nordöſtlich nach dem Sabinerlande und dem Soracte ihre Richtung nimmt. Sie durchſchneidet hier ein weites Thal, welches von Hügeln umkränzt iſt; an derſelben ſtehn die Trümmer des Grabmahls der Naſonen, und nicht weit von dieſen iſt in einem jener Hügel eine tiefe Höhle, vermuthlich um daraus Kalkgeſchiebe zum Straßenbau zu holen, eingehauen, in welcher die merkwürdige Abwechslung der ſölig auf einander ruhenden Schichten, aus welchen dieſe Hügel beſtehen, dem Auge deutlich erſcheint. Die untere Schicht beſteht aus abgerundeten kalkartigen, weißen und blaßgrauen, ohne Bindemittel locker über einander gehäuften Geſchieben, über welchen eine Schicht ähnlicher, nur kleinerer Geſchiebe liegt; beyde ſind wahrſcheinlich Produkte Einer Aufſchwemmung, indem das größere Geſchiebe, nach dem Geſetze der Schwere, unter dem kleinern und leichtern ſich hinabgeſenkt hat; über dieſer Schicht ruht ſölig Tuff mit eingeſprengten weißen großen (Leucit-) Flecken, auf dieſem wiederum eine Lage kleiner kalkartiger Geſchiebe, und auf dieſer endlich eine mächtige Lage von Tuff mit eingeſprengten weißen Punkten (Flecken) und vielen gleichfalls eingemengten ſchwarzen Bimſteinen. Herr *von Buch* erwähnt in ſeiner vortrefflichen geognoſtiſchen Ueberſicht der Gegend um Rom*) dieſer Höhle, doch ohne die Schichten in derſelben ihrer Anzahl nach einzeln aufzuzählen.

volcaniques, puisque la plaine des environs en est couverte. Sa forme allongée en dos d'âne feroit ſoupçonner, que ſon noyau eſt calcaire, ou du moins non volcanique.

*) Gabinetto mineralogico del collegio Nazareno deſcritto ſecondo i caratteri eſterni e diſtribuito a norma de' principi coſtitutivi. In Roma, MDCCXCI. Tomo I. II. 8.

In dieſem Thale ſchlängelt ſich öſtlich der Tiberſtrom in geringer Entfernung von dieſer Heerſtraße, auf welcher man zum Theil noch das alt-römiſche Pflaſter betritt. In der Gegend umher liegen einzelne Häuſer, Schenken, Maiereien zerſtreut; erſt nach achtzehn römiſchen Meilen zeigt ſich rechts an der Straße auf einem anmuthigen Hügel der Flecken, jetzt *Caſtelnuovo*, ehemals *ad Vicesimum* genannt, in einer ſehr reitzenden Gegend; ſieben römiſche Meilen weiter führt die Straße durch das ehemalige *Prädium Sanctä Theodorä*, jetzt *Rignano*. Als Erinnerung an den Zuſtand des jetzt armſeligen Städtchens ſteht hier das Fragment einer marmornen Statue Jupiters, und ein antiker einfacher marmorner Sarkophag dient zum Waſſerbehälter auf dem öffentlichen Platze. Jenſeit *Rignano* ſcheidet ſich der Weg nach dem Soracte von der Heerſtraße rechts öſtlich ab, und führt über Wieſen an den Fuß des Berges. Sodann erſteigt man auf einer ziemlich ſteilen, doch zum Theil noch gut gepflaſterten Straße den Flecken *S. Oreſte*, der auf dem niedrigſten Abſatz des Berges liegt. Von Rignano bis S. Oreſte werden vier römiſche Meilen, ungefähr 1/5 einer deutſchen Meile, gezählt.

Je näher man dem Soracte kommt, verſchwinden immer mehr die Zweifel über ſeine Maſſe, und ſeine Gleichförmigkeit mit den nahen Apenninen offenbart ſich ſchon in ſeinem Aeuſſern. In der Gegend umher zeigt ſich auch nicht Eines von den bekannten vulkaniſchen Produkten, wie Rapilli, ſchwarzer Bimſtein u. dgl., aber an den Abfällen des Berges liegen, locker angehäuft, abgerundete Geſchiebe von Kalkſtein und Muſcheln. Er ſteht völlig iſolirt da; von den Apenninen ſcheidet ihn ein ſanfthüglichtes Thal, das Bette ehemaliger Waſſerfluthen, die hier durchbrachen, das Gebürge ausſpühlten, und dem Tiberſtrom, der dieſes Thal parallel zwiſchen den Apenninen und dem Soracte mitten durchſchlängelt, hier ein niedrigeres Bett bereiteten, und an den ſtarken Seiten des Soracte die Kalkgeſchiebe und Muſcheln, als Denkmale ihres Hierſeyns, zurückließen.

(Der Beſchluß folgt.)

Galathee.

Schönheit gab Pygmalion ihr, das Leben Cythere,
Amor ein liebendes Herz. Dieß nur beſeelte den Stein.

Hg.

*) Abgedruckt in der Geſellſchaft naturforſchender Freunde zu Berlin neuen Schriften, 3tem Band. S. 478 ff.

Ueber die Augen.

(Fortſetzung.)

Betrachten wir denn das Auge ohne Abſonderung des Geiſtigen vom Körperlichen, nach den Hauptmerkmalen ſeiner Schönheit.

Zuerſt das weibliche Auge. Was meinte das ſchönſte Volk davon? was der Dichter, der, nach dem Urtheil eines großen Geſchichtſchreibers *), den Griechen größere Ehre als ihr Homer macht, Anakreon?

Blaue Augen.

Bild' das Aug' aus eitel Feuer,
Aus Athenens Himmelblau.
Schmachtend durch Cytherens Schleyer,
Trag' es ſchüchtern ſich zur Schau.
(Broße's Anakreon S. 128.)

Wenn dieſe Ueberſetzung ihre Richtigkeit hat, ſo ſieht man, wie alt die Verehrung der blauen Augen iſt, von deren Lobe die neuern Dichter überflieſſen.

Würklich malen ſich in einem himmelblauen Augenpaar, wie auf einer hellen Tafel, alle Regungen der Seele, beſonders aber die von der ſanften und zärtlichen Art, ſo lieblich, ſo rührend, daß nur ein Barbar dem Zauber widerſtehen kann.

De Mouſtier in ſeinen Briefen an Emilien ſtattet daher die Göttin der Schönheit ſelbſt von dieſer Seite eben ſo aus, wie Anakreon ſein Mädchen. „Sie (die Göttinnen) ſprachen noch ſo mit einander, als Venus erſchien. Ihr göttlicher Wuchs; ihre edle Haltung; ihre großen blauen Augen, mit rabenſchwarzen Augbraunen geziert; ihre blonden Haare, die auf den Alabaſterhals hinabwallten; dieſe runden Umriſſe, Meiſterwerke der Natur; dieſe Lilien, bedeckt mit den Roſen der Scham; dieſe beſcheidene Verwirrung, dieſe naiven Grazien, und ein gewiſſes wollüſtiges Hingeben, bezauberte alle Götter, und brachte alle Göttinnen aus der Faſſung.“

Andere Schriftſteller, beſonders alte, ſprechen von der Liebesgöttin nicht ſo beſtimmt. Zwar heißt ſie allen die goldene, die lachenliebende, die ſchönbekränzte; aber ins Detail ihrer Reitze wollten ſie vermuthlich aus religiöſer Scheu nicht eingehn, und was beſonders die ſchönen Augen betrifft, ſo ſcheint der Sonnenglanz derſelben ſie verhindert zu haben, ihre Farbe zu erkennen. Ich ſchlieſſe ſo unter andern aus einem Hymnus, der dem Homer beygelegt wird. Als Venus nach der ſchönſten Nacht, die je einem Sterblichen zu Theil ward, ihre hohe Göttergeſtalt wieder angenommen, und Kleider, wie ſie ihr geziemen, angelegt hat, weckt ſie Anchiſes, und er erblickt dieſe überirdiſche Herrlichkeit. Da,

Als er den Nacken ſah und die ſchönen Augen der Göttin,
Zittert' er, und anderswohin abwandt' er die Blicke,
Hüllete dann in den Mantel ſogleich das liebliche Antlitz,
Und mit geflügelten Worten beſänftigt' er ſo Afroditen:
Augenblicklich, o Göttin, da dich mein Auge zuerſt ſah,
Ahnt' ich die Gottheit wohl. —

Wenigſtens aber Pallas ſcheint herkömmlich im Beſitze blauer Augen zu ſeyn. Wer kennt nicht Homers glaukópis Athene, „blauaügige Göttin Athene“, wie es der neueſte Ueberſetzer ſo rund in den Hexameter hineinverſet. Und dem Homer folgen hierin die ſpätern Dichter. Gleichwohl, wenn man die Abſtammung des griechiſchen Wortes glaukos *) bedenkt, und nicht nur das Meer, ſondern ebenſowohl als Minervens, auch die Augen des Pferdes, des Löwen, der Katze, der Nachteule, ſo charakteriſirt findet, womit die Spöttereyen der alten Komiker über ſolche Augen nur allzuwohl ſtimmen: ſo kann man beynahe nicht umhin, mit Schneider auf den allgemeineren Begriff des Glänzenden oder Schimmerreichen zurückzugehn, und für eine „blauaügige Göttin Athene“ lieber eine glanzaugige anzunehmen. Beſonders im Finſtern ſind ja die Augen der erwähnten Thiere, das Pferd ausgenommen, lauter Glanz, und die Farbe des Meers — wer möchte ſie mit dem kalten Blau für erſchöpft halten? Auch iſt der Glanz ſchöner Augen den Dichtern und Liebhabern eben ſo wichtig, als ihre Farbe. In den Minneſingern findet man genug liethiu ougen klar (lichte Augen klar); die Chaulieu und la Fare ſchimmern davon; die Johannes Secundus preiſen auf allen Seiten die „Flammenaugen“ ihrer Neären oder Julien; und Chiabrera ſingt (Venediger Ausgabe von 1757. Th. 2. S. 36):

Vive ſaville
Dalle pupille
Vibra lo ſcherzo e'l gioco:
Nè mai diviſo
Miraſi il riſo
Dal voſtro dolce ſoco.

Ja der „göttliche“ Plato meint ſogar bey Gellius 5, 16: es ſtröme eine Art von Feuer oder Licht von den Augen aus, das, vermiſcht mit dem äuſſern Licht der Sonne oder eines anderen Feuers, uns die Gegenſtände ſichtbar mache.

Doch dem ſey, wie ihm wolle, immer bleiben die blauen Augen in ihren Ehren. Wenn wir über die Blauaügigkeit jener uralten Göttin der Weisheit zweifelhaft werden ſoll-

*) Johann von Müller ſagt in einem Briefe an Gleim. Kaſſel den 9 Jul. 1781: Seit meinem letztern habe ich Anakreon, mit abermaliger Erinnerung an Sie, zum zweyten Male geleſen, und behaupte ohne Bedenken: er mache ſeinem Volke größere Ehre, als Homer; nicht als ob eine Ode zu machen ſchwerer als die Ilias wäre, oder als wenn der Tejer größer in der Ode wäre, als Homer in der Epopée, ſondern weil das Große auch von Wilden beſtaunet wird; aber zu ſo feinem Gefühl von Grazie, dergleichen er hat, werden Griechen erfodert; daher die Scoten Oſſian gehabt, nie aber wilde Völker einen Anakreon.

*) Das alt- und plattdeutſche glu, wie eine feingebildete Freundin mich erinnert.

ten, ſo wiſſen wir wenigſtens, daß ſo manche junge Prieſterin liebenswürdiger Thorheit tauſend Triumphe ihren azurblauen Augen dankte. Und wo ſpiegeln ſich all' die holden Gefühle der Jungfrau reiner und lieblicher? Cöleſtine von Gareis iſt blauaügig; Bardou's ſchöne Nonne deßgleichen, und eine andere Farbe ihrer Augen würde vielleicht den ſtillerhabenen Charakter hoffnungsvoller Ergebung, der ſich ſo hold darin ausdrückt, ſchwächen oder verändern. Die Unſchuld, wenn ſie einmal unter uns erſchiene, würde gewiß blaue Augen haben. Der leidenden Schönheit würden ſie vielleicht am beſten ſtehn. Und was wäre die Welt ohne die blauaügigen Blendinen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Was ſollte über die Kraft der mineraliſchen Heilwaſſer noch ausgemacht werden können?

Der Frühling nähert. Bald ſollen wieder die Heilsquellen der Natur beſucht werden. Der ängſtliche Kranke, welcher den langen Winter über auf die „Saiſon" mit tauſend Seufzern gewartet hat, was gäbe er darum, wenn ihm ſein Aeſculap unter allen Bädern das für ſeinen ganzen Zuſtand angemeſſenſte mit Sicherheit auswählen könnte. Aber immer noch muß der Zufall das beſte thun. Warum dies?

Die verbeſſerte Unterſuchung der Mineralwaſſer entdeckt allerdings weit beſtimmter, als ehedem, die Quantität ihrer Beſtandtheile, nebſt dem Verhältniß derſelben gegeneinander. Gerade die wichtigſte Eigenſchaft aber wäre noch zu entdecken: Wie fein oder roh die Auflöſung der mineraliſchen Beſtandtheile einer Heilquelle ſey? Alsdann würde klar werden, warum Mineralwaſſer, die ſich in faſt ganz gleiche Beſtandtheile zerſetzen laſſen, dennoch ſehr ungleiche Würkungen auf den feinempfindlichen, das heißt, den kranken, körperlichen Organismus äußern.

P. ſ.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Weimar, 3 April.

Vorigen Montag gab man hier zum erſtenmale bey ungewöhnlich vollem Haus Helene, eine Oper von Mehül. Sujet und Muſik gaben uns angenehme Reminiſcenzen von Cherubinis beliebtem Waſſerträger.

Die Aufführung gelang im Ganzen ziemlich gut. Demoiſelle Jagemann ſpielte die Rolle der Helene vortrefflich. Sie iſt ein ſeltner Reichthum des Theaters, eine Künſtlerin, die mit dem geſchmackvollſten Geſang zugleich das richtigſte Spiel verbindet. Auch unter der Kleidung eines Knechts blickte die ihr ſo natürliche Grazie, der feinſte Anſtand hervor. Die Ritterromanze ſang ſie bezaubernd, und treffend gab ſie die Erkennung ihres verfolgten Gemahls. Für dieſen Winter haben wir nichts mehr von ihr zu erwarten. Bald will ſie uns an Entbehren gewöhnen, und in wenigen Tagen nach Wien reiſen.

Unvergleichlich ſang Herr Stromeyer die Rolle des Grafen Konſtantin. Er iſt ein anſpruchloſer Künſtler, der von der Natur die ſchönſte, angenehmſte Stimme erhielt. Rührend trug er die erſte Arie vor, die die Klagen eines kinderloſen Vaters ausdrückt. Sein Spiel wird ſich auf hieſiger Bühne noch beſſern, die ſo viele Künſtler wahrhaft gebildet verließen. Den Pachter Moriz gab Hr. Dirzka beſſer, als man von ihm erwartete. Es ſcheint, als wenn er ſich die Kunſt angelegen ſeyn ließe, und er kann, wenn er ſein ungünſtiges Naturell überwindet, jedem Charakter ſeine Gränzen gibt, und nicht ausſchließend für die Galerie ſpielt, einſtens ein braver Buffon werden. Herr Unzelmann, eigentlich kein Sänger, füllte die Rolle des jungen Bauers Baſtian aus. Wenn er auch nicht auf ſchönen Geſang Anſpruch macht, ſollte er doch nicht vergeſſen, daß ein unſchuldiger, eiferſüchtiger Bauersburſche mit einem frechen, poſſenreißenden Bedienten gar keine Aehnlichkeit hat. Erſt im dritten Akt erſchien Graf Edmund, Herr Strabe, und trug durch ſein plan- und herzloſes Spiel nicht wenig bey, uns die matte Entwicklung des Stücks noch matter zu machen. Er hat eine ſehr ſchwache, monotone Stimme, und wird auf dem Theater nicht viel Glück machen. Freylich hat ſich die Zahl der guten Tenoriſten jetzt ſehr gemindert, und wir müſſen leider einen guten Tenoriſten vor der Hand für ein pium desiderium halten.

Heinrich Füßli's ſämtliche Werke.

Mit einem von der Verlagshandlung zur Probe eingeſandten Kupfer.

Die Kunſthandlung Füßli und Comp. in Zürich gibt in der bevorſtehenden Oſtermeſſe das erſte aus acht Blättern beſtehende Heft dieſer ſchon im September 1805 angekündigten Sammlung heraus, die ſich um ſo mehr vor allen bisherigen Werken dieſer Art auszeichnen wird, weil gerade die Hauptvorzüge dieſes Künſtlers, Genialität der Erfindung und höchſte Beſtimmtheit und Feſtigkeit der Zeichnung, in bloßen Umriſſen nicht nur nicht verloren gehen, ſondern um ſo ſtärker in die Augen fallen. Dieſe Sammlung wird ſowohl Füßli's ſämmtliche ſchon in Kupfer geſtochene Werke, als auch die bey weitem größre Anzahl ſeiner noch ungeſtochenen Gemälde und Handzeichnungen nebſt einer Biographie deſſelben enthalten.

Wir theilen den Leſern des Morgenblattes in der beygefügten Kupfertafel eine ſolche Zeichnung mit, die dieſen Künſtler auch im komiſchen Fache kennen lehrt, da ſeine bisher bekannt gewordenen Werke ſonſt nur von der heroiſchen und tragiſchen Art ſind.

Es läßt ſich nämlich gar wohl begreifen, wie der alte Volks-Roman Till Eulenſpiegel in ſeiner lebendigen derben Kraft einen genialiſchen Jüngling reizen mußte, ſeine Erfindungsgabe in der Darſtellung eines an mancherley Situationen ſo reichen Stoffes zu verſuchen. Füßli verfertigte daher ſchon in ſeinem fünfzehnten oder ſechszehnten Jahre eine ganze Sammlung von Zeichnungen zu dieſem Buche, aus welcher das gegenwärtige Blatt genommen iſt. Die hier geſchilderte Begebenheit wird im Romane ſo erzählt:

„Zu Bernburg nahe an dem Markt war Eulenſpiegel zur Herberge wohl vierzehn Tage, und daneben thät wohnen ein Schneider, der hatte drey Geſellen ſitzen auf ſeinem Laden, und wenn Eulenſpiegel vorbeyging, ſo ſpotteten ſie ſein, und warfen ihm die Fetzen nach. Eulenſpiegel ſchwieg ſtill und wartete die Zeit. Einmal da der Markt voller Leute war, hatte Eulenſpiegel die Nacht vorher die Ladenpfoſten abgeſägt, darauf alle Schneidergeſellen ſaßen. Des Morgens legten ſie den Laden auf den Pfoſten, und ſaßen darauf und näheten. Da nun der Schweinhirt blaſen thät, daß Jedermann ſeine Schweine austreiben ließe, kamen des Schneiders Schweine auch aus ſeinem Haus, liefen unter das Fenſter, und rieben ſich an den Ladenpfoſten, alſo daß dieſelben wichen. Darüber fielen die drey Schneidergeſellen von dem Laden herab auf die Gaſſe. Eulenſpiegel nahm's in Acht, und fing laut an zu ſchreyen: Seht! Seht! der Wind wehet drey Schneidergeſellen vom Fenſter! und die Leute liefen zu, lachten und ſpotteten ihrer, und die Geſellen ſchämten ſich, und wußten nicht, wie ſie vom Fenſter und Laden gekommen waren."

Die kunſtreiche Anordnung dieſes Sturzes wird Jedem, der die Schwierigkeiten dieſer Aufgabe, und daß ſie von einem 15jährigen Jüngling ſo gelöst wurden, überlegt, gefallen. Das an die Mauer des benachbarten Hauſes gezeichnete Figürchen, welches Menſchenfüße an einem Stricke über die Schulter hängend trägt, ſoll bloß den Namen des Künſtlers (Füßli) anzeigen.

Nro. 95.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 21. April, 1807.

— Schön'res find ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der ſchönen Form — die ſchöne Seele.
Schiller.

Reiſe nach dem Berg Soracte.

(Beſchluß.)

Der Soracte beſteht, wie die Apenninen, aus einem dichten Kalkſtein von theils dunkler, theils heller aſchgrauer Farbe, der häufig mit Kalkſpath durchzogen iſt. Der Berg ſelbſt iſt von länglichter Geſtalt, und ſtreckt ſich in der Richtung von Nordoſt nach Nordweſt hin; auf ſeinem ungleichen Rücken ſind ſechs oder ſieben verſchiedene Erhöhungen bemerklich. Auf der niedrigſten derſelben liegt der Flecken S. Oreſte mit 1400 Einwohnern. Durch die Lage ihres Wohnorts vieler Mittel zum Wohlſtande beraubt, leben dieſe in Dürftigkeit; unter ihren kleinen Häuſern ragt der große Pallaſt des Marcheſe de' Roſſi hervor; das einzige Kloſter im Ort, das adliche Nonnenkloſter der heil. Clara, unterſcheidet ſich nicht von den übrigen Häuſern.

Auf der höchſten Spitze des Berges ſteht eine alte Kirche mit einigen angebauten Zimmern; ſie iſt dem heil. Sylveſter geweiht, welcher hier in der Einſamkeit lebte. Von dieſem Heiligen hat der Soracte bey einigen Schriftſtellern des ſiebzehnten Jahrhunderts, wie z. B. beym Cluverius, den Namen Mons S. Sylveſtri, obgleich italiäniſche Karten aus demſelben Jahrhundert ihn ſchon mit dem jetzt gewöhnlichen Namen Monte di S. Oreste bezeichnen. *)

*) Dante nennt ihn Siratti. Divina Commédia. Inferno L. XXVII. v. 95.

Eine halbe römiſche Meile von dieſer Kirche iſt auf einem niedrigern Abſatz ein kleines Kloſter oder eine Einſiedeley, wie es dort genannt wird, erbaut, mit einer Kirche zur Madonna delle grazie, welches im Jahre 1794 von einem Abte, ſechs Ordensgeiſtlichen und einem Layenbruder von dem Orden des heil. Bernhards bewohnt wurde. Dieſe Mönche hatten überdem zwey von den vielen ausgewanderten franzöſiſchen Prieſtern, die damals im Kirchen-Staat umher zerſtreut lebten, aufnehmen müßen. Die Einkünfte dieſes Kloſters betragen jährlich dreyhundert Zechinen. Auſſer dieſer Einſiedeley werden noch zwey Einſiedeleyen gezeigt, eine S. Lucia, die andre S. Antonio genannt; mehrere kleine Kapellen liegen an dem Wege, der von der hohen Kirche nach dem Flecken S. Oreſte hinabführt.

Dieſer, ſo wie der Berg, hat ſeinen jetzigen Namen von dem heil. Aediſtins, der in den Urkunden des Kloſters erwähnt, und auch Areſtis und Oreſtes genannt wird.

Die wohlgenährten Mönche des Kloſters klagen nicht ſehr über die Beſchwerlichkeiten der rauhen Jahrszeit des Winters; beſonders bemerken ſie, daß ihr Berg niemals mit Schnee bedeckt werde, und daß dieſer, wenn er auch zuweilen fällt, doch ſogleich wieder wegſchmelze. Dieſe Beobachtung, deren Wahrheit eigene Erfahrung von Rom aus mehrere Jahre hindurch mir beſtätigt hat, ſcheint zu einer beſtimmtern Anſicht der bekannten Ode des Horaz: Vides ut alta stet nive candidum Soracte etc. (Lib. I. od. 9.)

zu führen, bey welcher der innere Zuſammenhang der Ideen des Dichters anſchaulicher und ihre Anreihung an einander begründeter wird. Die Ode iſt ſo kurz, daß es mir erlaubt ſeyn wird, zur beſſern Beurtheilung des Folgenden eine beynahe wörtliche Paraphraſe derſelben hieherzuſetzen.

„Du ſiehſt, wie von hohem Schnee blendend Soracte daſteht, die gebeugten Wälder die Laſt kaum mehr ertragen, und von ſcharfer Kälte die Flüſſe geſtehen. Vertreibe den Froſt, lege reichlich Holz zum Feuer, und reichlicher ſchütte, o Thaliarchus, vierjährigen Wein aus dem Sabiniſchen Kruge. Den Göttern überlaß das Uebrige; ſobald ſie den kämpfenden Stürmen und den brauſenden Wogen Ruhe geboten, regen ſich nicht mehr die Zypreſſen noch die alten Eſchen — Forſche nicht nach dem, was Morgen geſchehen wird; jeder Tag, den das Schickſal gibt, ſey dir ein gewonnenes Gut; verſchmähe nicht, du Jungling, die ſüße Liebe, noch den Tanz, ſo lange dem braunen Scheitel die trübſelige Weiſſe entfernt bleibt; jetzt erneure ſich in wiederkehrendem Wechſel Luſtübung und Spiel, und das leiſe Geflüſter zur verabredeten Minneſtunde; jetzt das ſüße verrätheriſche Lachen des verſteckten Mädchens aus dunklem Winkel, und das Pfand, dem Arme entwunden oder dem ſchwach widerſtrebenden Finger.“ —

Horaz will ſeinen Freund, an den dieſe Ode gerichtet iſt, und den die im Anfang derſelben beſchriebenen winterlichen Erſcheinungen in eine düſtre Stimmung verſetzt hatten, zerſtreuen und erheitern. Dieſe läßt ſich nicht wohl erklären, wenn jene nur die gewöhnlichen wiederkehrenden Erſcheinungen des Winters waren. Wie konnte auch ein gewöhnlicher Winter in dem Gemüthe des Thaliarchus Ahndungen einer unglücklichen Zukunft erwecken, die der Dichter durch das patheriſche: permitte Divis caetera zu zerſtreuen ſucht? wie den ſonſt muntern Jüngling dergeſtalt erſchrecken, daß er allem gegenwärtigen Genuſſe entſagt, zu welchem ſein fröhlicher vorurtheilsfreyer Freund ihn wiederum aufzumuntern ſtrebt? Nun aber lehrt die Erfahrung, daß Schnee, noch dazu hoher Schnee, auf dem Berge Soracte ein eben ſo ſeltenes und auſſerordentliches Ereigniß iſt, als das Gefrieren der Flüße in dem glücklichen Italien. Solche ungewöhnliche Erſcheinungen erfüllten daher den Thaliarchus mit trüben Bildern und bangen Ahndungen; er konnte überdem aus mehrern in der Geſchichte Roms aufgezeichneten Nachrichten wiſſen, daß nach einem ſolchen harten Winter, wo die Flüße in Italien mit Eis bedeckt ſind, in jenem Klima gewöhnlich Krankheiten und Peſt zu folgen pflegten. (Liv. V. 14. u. a. m.)

Horaz betrachtete den beſchneyten Soracte mit der ihm eignen heitern und immer gleichen Gemüthsſtimmung. „Suche dich nur zu erwärmen, räth' er dem furchtſamen Freunde; Alles Unglück, was du nach dieſem ſtrengen Winter ahndeſt, überlaß der Sorge der Götter; ihr Machtſpruch ſchlägt jedes Uebel zugleich mit ſeinen Folgen nieder:

— Qui ſimul
Stravere ventos aequore fervido
Depraeliantes, nec cupreſſi
Nec veteres agitantur orni.

„Die banzen Ahndungen der Zukunft müſſen dir nicht den Genuß der Gegenwart rauben, der deiner Jugend geziemt.“

Nach der obigen Beſchreibung der Lage des Soracte, der von allen Anhöhen in Rom geſehen werden kann, wird auch die Vermuthung des Hrn. Jani *), daß Horaz dieſe Ode auf einer Villa des Thaliarchus, nicht weit von Soracte, wohin er, um dieſen zu ſehen, gegangen ſeyn müſſe, gedichtet habe, völlig überflüßig. Sehr wahrſcheinlich brachte der Dichter den Winter in der Stadt zu. Wäre aus dem Zeitalter Auguſts eine Chronik auf uns gekommen, ſo fände ſich gewiß in dieſer das Jahr des auſſerordentlichen Winters, in welchem Horaz dieſe Ode dichtete, beſtimmt angegeben.

W. Uhden.

Ueber die Augen.

(Fortſetzung.)

Wir kommen nun zu einem nicht minder anziehenden Kapitel im Buche der Schönheit, zu den ſchwarzen Augen.

Schwarze Augen.

Wenn die Griechen, wie es ſcheint, eine Vorliebe für diejenigen Augen hatten, die ich, zur Vermeidung alles Mißverſtandes, Minervenaugen nennen will, ſo haben dafür die Römer, geiſtreiche Schüler der gemüthlichſten Lehrer, die ſchwarzen Augen in ihren Schutz genommen. Ueberall findet man bey den lateiniſchen Dichtern ihr Lob. Unter andern ruft ein feiner Kenner, Katull, der Angebeteten eines gewiſſen Formianers folgendes zu:

Ei willkommen, du, nicht von winz'ger Naſe,
Nicht von niedlichem Fuß noch ſchwarzen Augen,
Langen Fingerchen, oder trocknem Munde!

Schwarzäugig war auch, wenn wir dem Alcifron glauben, die berühmte Lais, Tochter der Timandra, die in Alcibiades Geſchichte eine Rolle ſpielt. Von jener heißt es bey dem Sofiſten (Alciphron. Fragm. nr. 5 t. 2 p. 222 ed. Wagner.): „Ihre blonden ungefärbten Haare kräuſen ſich von Natur, und wallen ſanft auf die Schultern hinab. Ihre Augäpfel, o Artemis, ſind ſchöner gerundet, als der Mond **), die Schwärze der Augſterne übertrifft das Ebenholz, und das ſie umgebende Weiſſe iſt dem Elfenbein vorzuziehen.“

---

*) Im Argumento zu dieſer Ode Tom. I. p. 74.

**) Ich vermuthe, daß auſſer dem guten Alcifron nur noch König Salomo Geſchmack an runden Augen gefunden habe. Wenigſtens rühmen im hohen Liede beyde Liebende Taubenaugen an einander. Oder geht dies Beywort auf die Farbe, und waren alſo die Hebräer Liebhaber von Rubinaugen? Ich weiß es nicht.

Dieſer ſchöne Kontraſt der ſchwarzen und weiſſen Farbe rührte auch Chiabrera, der im 2. Theil ſeiner Werke S. 61 ausruft:

O begli occhi, o pupillette,
Che brunette
Dentro un latte puro puro,
M'ancidete a tutte l'ore
Cor splendore
D'un bel guardo scuro scuro.

Und ebenda S. 94:

Col bel negro, onde si tingono,
Col bel bianco, onde si cingono
Le pupille, onde io mori,
L'alme stelle in ciel non durano,
E del sol tutti si oscurano
J rai d'oro a mezzo il dì.

Arioſto (Orlando, 7.) fügt einen zweyten Kontraſt, den des blonden Haupthaars der Alcina mit den feingezogenen ſchwarzen Augbraunen, hinzu:

Sotto duo negri e sottilissimi archi
Son duo negri occhi, anzi duo chiari soli,
Pietosi a riguardare, a mover parchi.

Ja, im letzten dieſer Verſe liegt noch ein dritter Kontraſt. Die ſchwarzen Augen, beſonders ſolche, wie man ſie an dem älteſten Fräulein von R. bewundert, ſtehn bey anderen weder im Ruf der Frömmigkeit noch der Ruhe: Arioſt ſchreibt ihnen beydes zu, und vermählt ſo gleichſam mit der Form der Brünette den Gehalt der Blondine.

Würklich weiß man nur allzuwohl, welche unruhige Kriegerinnen, welche gottloſen Herzensräuberinnen die Braunen ſind, das heißt, alle Schönen mit dunklem Haar, ſowohl die ſchwarz- oder braunäugigen, als jene, die durch ein Raffinement der Natur mit blauen, gemeinhin dunkelfarbigen Augen auf die Männerjagd gehn. Die ſchmachtende und etwas bequeme Blonde ſpinnt gemüthlich ihre Plane weit aus, und unternimmt Belagerungen in aller Form. Die Braune verſteht die Kunſt des Ueberfalles, und ſieht ſich oft durch einen lebhaften Blick, durch ein etwas verſchobnes Tuch, durch einen leiſen Händedruck, im Beſitz des Herzens, um das Freundin Blondine kaum die erſte Parallele gezogen hat.

Dies Feuer bezauberte vor allen den deutſchen Anakreon:

Durch den Anblick holder Nymfen,

ſingt er,

Durch die Würkung ſanfter Hände,
Friſcher Wangen ſchwarzer Augen,
Senken ſich in Geiſt und Glieder
Neue Kräfte, neues Leben.

Und an einer andern Stelle:

Wenn du mir, Liebe, günſtig biſt,
So laß mir nicht Brünetten fehlen!
Wenn ich Brünetten gnug geküßt,
So will ich dann — Brünetten wählen!

Auch wurden deßhalb die Blondinen ernſtlich böſe auf ihn. Doch er verſöhnte ſie durch den allerliebſten Mimus: Kaffee und Thee.

Eine der herrlichſten Brünetten war die Venus des guten Phanias.

Zwar Venus war es nicht; doch hätte
Die Schöne, welche kam, vielleicht die große Wette,
Die Pallas einſt verlor, zu wagen nicht geſcheut.
Schön, wenn der Schleyer bloß ihr ſchwarzes Aug' entdeckte,
Noch ſchöner, wenn er nichts bedeckte,
Gefallend, wenn ſie ſchwieg, bezaubernd, wenn ſie ſprach:
Dann hätt' ihr Witz auch Wangen ohne Roſen
Beliebt gemacht; ein Witz, dem's nie an Reitz gebrach,
Zu ſtechen oder liebzukoſen
Gleich aufgelegt, doch lächelnd, wenn er ſtach,
Und ohne Gift. Nie ſahe man die Muſen
Und Grazien in einem ſchönern Bund;
Nie ſcherzte die Vernunft aus einem ſchönern Mund,
Und Amor nie um einen ſchönern Buſen.

(Wielands Muſarion.)

Man erkennt in dieſer Schilderung eine andere Eigenheit der Braunen, wodurch ſie ihre Siege vollſtändig machen, ich meine die reitzende Lebhaftigkeit des Geiſtes, die auf alle Gegenſtände des Geſprächs Blumen des Witzes oder der Freude wirft, und ſelbſt die ernſthafte Vernunft in ihr Lächeln kleidet. Gewöhnlich iſt die Brünette ganz Geiſt und Leidenſchaft, die Blondine ganz Seele und Herz. Glücklich der Mann, der eine Muſarion herausfindet!

Und dies wäre denn ohngefähr das Allgemeingültige, was ſich aus den Annalen der Liebe für meine Leſer und Leſerinnen ausziehen läßt. Alles übrige läuft, wenn ich nicht irre, auf Liebhaberei hinaus, die auch ein ſchönes Schielen kennt, und Blatternarben in gefährliche Schlupfwinkel Amors verwandelt. Wer weiß nicht, wie ſchlau die Geweihten dieſes Gottes alle Fehler ihrer Vielgeliebten traveſtiren?

La pâle est aux jasmins en blancheur comparable;
La noire à faire peur une brune adorable;
La maigre a de la taille et de la liberté;
La grasse est, dans son port, pleine de majesté;
La malpropre sur soi, de peu d'attraits chargée,
Est mise sous le nom de beauté négligée;
La géante paroit une déesse aux yeux;
La naine un abregé des merveilles des cieux;
L'orgueilleuse a le coeur digne d'une couronne;
La fourbe a de l'esprit; la sotte est toute bonne;
La trop grande parleuse est d'agréable humeur,
Et la muëtte garde une honnête pudeur.

(Moliere im Miſanthropen, nach Lukrez 4.)

(Der Beſchluß folgt.)

An Guido.

Dich bezaubert Roſalinde?
Höre, was dein Mentor ſpricht:
Alles hat ſie noch vom Kinde,
Nur die liebe Unſchuld nicht.

Hg.

La Napoléide, Poème en six chants, par Mr. M. de G. publié par la Bibliographie centrale. Paris. M. DCCCVI.

— Facit admiratio versum. Held Napoleon und die großen Reſultate ſeiner Siege begeiſterten den Krieger auf dem Gipfel der Alpen. Er beginnt mit dem Augenblicke, da Benaparte zum General ernannt wurde, und ſchließt mit dem Presburger Frieden, Napoleons Rückkehr nach Paris, und einer Rede an die Vertheidiger ſeines Vaterlands über Britannien. Die Geſchichte war ſeine zehnte Muſe. Da bedurft' er keiner Fabeln, keiner poetiſchen Erfindungen. Alle Wunder, die er ſingt, geſchahen, und er beſingt ſie mit jugendlichem Feuer. Nur einige ſchöne Stellen zum Beweiſe:

L'abime est sous nos pas, sur nos têtes l'orage,
Autour de nous la mort ... dans nos coeurs le courage.

Le Ciel céde à ses voeux, la nature à ses lois,
A sa gloire l'envie, à sa force les rois.

— De sa vaste tête aux combats animée
Il semble que Pallas sorte encor toute armée.

La France a retrouvé dans ce mortel chéri
Le bras de Charlemagne, et le coeur de Henri.

Möchte ſeine Prophezeihung bald in Erfüllung gehen:

L'olivier doit enfin border les flots amers,
Et l'arbre du commerce ombrager l'Univers!

Notizen.

Mancheſter iſt von London 185 engliſche, oder 37 deutſche Meilen entfernt. Im J. 1754 wurde eine ſogenannte fliegende Poſtkutſche mit folgenden Worten empfohlen: „So „unglaublich es auch ſcheinen mag, ſo wird doch dieſe Kutſche, Unglücksfälle ausgenommen, in Zeit von fünfthalb „Tagen, nachdem ſie Mancheſter verlaſſen hat, in London „ankommen.“ Wie ſehr hat es ſich ſeitdem verändert! Vor einigen Jahren, als zwiſchen England und Frankreich Friede wurde, kamen die Defiance- und Telegraph-Kutſchen in weniger als zwanzig Stunden von London nach Mancheſter; und die jetzigen Mail Coaches legen beſtändig denſelben Weg gerade in 28 Stunden zurück.

Der beſcheidne Sänger der Lieder für Krieger (den braven Württembergern im Felde gewidmet. Stuttgart, 1807) macht keinen Anſpruch auf den Lorberkranz eines Tyrtäus oder Gleim. Zwar feuert auch er ſeine Landsleute zu edeln Entſchlüſſen, zum Muth in Gefahren, zur Todesverachtung an, und preist ihre Tapferkeit; aber ihm genügt, wenn ſie über der freundlichen Gabe der oft geſchmackloſen Volksreime vergeſſen, und auf Märſchen, im Lager, im Quartier ſeine leichtverſificirten und auf bekannte gefällige Melodien angepaßten Geſänge traulich anſtimmen. Was ſie begeiſtert ſingen, vollführen ſie dann am Tage der Schlacht. Stellen, wie z. B. im Jägerliede:

„Wenn gleich verheerendes Geſchütz
„Ihn zu vernichten droht,
„Er ſieht bey der Kanonen Blitz
„Den Feind nur, nicht den Tod ꝛc.“

ſind in dieſem lobenswerthen Verſuche nicht ſelten. Noch verdient angeführt zu werden, daß er, fern von Gewinnſucht, die ganze Summe des reinen Ertrags dem ehrwürdigen Corps der Invaliden beſtimmt hat.

Chriſtian Friedrich Haug, ein Württemberger, welcher ſich ſeit 13 Jahren theils zu Breda, theils in Amſterdam aufhielt, und der gelehrten Welt durch einige Schriften, und mehrere Aufſätze im Freymüthigen, in der eleg. Zeitung u. ſ. w. ſich bekannt machte, iſt vom Könige von Holland als Profeſſor der Geſchichte und der ſchönen Wiſſenſchaften, und Direktor der Bibliothek bey der k. Militär-Akademie zu Hondslardyk mit einem anſehnlichen Gehalt angeſtellt worden.

Kultſars neues ungariſches Journal in Peſth führt den Titel: Hazai Tudositasok. (Nachrichten über das Vaterland.) Es iſt in reinem angenehmem Stile geſchrieben, und trägt ſehr zur Aufklärung in Ungarn bey.

Mr. Biſſett und Mr. Meyer lieferten jeder eine Medaille auf Fox.

In Sibirien hat man Ruinen einer ehemaligen Stadt entdeckt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, 5 April.

Unſer Theater, das noch immer ſehr häufig, beſonders von Franzoſen und Baiern, die hier ſtehen, beſucht wird, hat durch die Debüts der Mad. Stock geb. Mainzen, und des Hrn. Geyer, vom Stettiner Theater, neue Reitze erhalten. Mad. Stock iſt Sängerin. Sie debütirte als Donna Anna im Don Juan und legitimirte ſich vortheilhaft als eine Schülerin Righini's. Sie zeigte ein ſeltenes, gebildetes Kunſttalent. Ihre Stimme iſt angenehm, lieblich, ätherrein; wenn auch nicht ſtark, ſo entfaltete ſich in ihr doch eine anziehend zarte Modulation, und ſie begleitete ſie mit einem, von Anſtand und Gewandtheit gehobenen, meiſt charakteriſirenden Spiele. — Herrn Geyers Darſtellungen beurkundeten einen wackeren, gebildeten Schauſpieler. Beyde ſind engagirt worden, und würklich erfreuliche Acquiſitionen. — In der Oſterwoche wurden Benefiz-Konzerte gegeben. Das beſte war das des Hrn. Muſikdirektors Müller; er erfreute durch ſchöne Wahl der Stücke, treffliche Arrangements und meiſterhaften Vortrag, durch ſeltene Fertigkeit und Schönheit auf der Violine, und erhielt rauſchenden Beyfall. — Am 28 März gab Hr. Schwarz zu ſeinem Benefiz eine deklamatoriſch-muſikaliſche Akademie. Mehrere treffliche Muſikſtücke, von Herrn Müller ausgeführt, und beſonders Schillers Lied von der Glocke, wie es von Goethe dramatiſch eingetheilt, und nebſt einem Epilog von Goethe zu des Dichters Andenken auf dem Weimariſchen Theater bey Schillers Todtenfeyer gegeben ward, erregten allgemeine Aufmerkſamkeit. Mit ächt reinem Gefühl erſchütterte, in unſerer Lage, der Schluß: Friede ſey ihr erſt Geläute! und ergreifend war manche Stelle, da ſie ſo ganz hieher paßte. Die Braut von Korinth, von Goethe, war gleichfalls eine Zierde dieſes Deklamatoriums; Hr. Kalbel *) ſprach dieſe Romanze mit Geiſt und Genie. — Hrn. Schwarzens Bemühungen machte dieſes Unternehmen Ehre, und da er den Epilog meiſterhaft deklamirte, ſo ward der Wunſch nach mehreren ähnlichen Genüſſen rege. Das Wahre der Kunſt verſinkt ja ſo ſehr ins Handwerksmäßige: um ſo ſchätzbarer iſts, wenn ein feſter Mann darnach ſtrebt,

„Damit das Gute würke, wachſe, fromme,
„Damit der Tag dem Edlen endlich komme!“

---

*) Herr Kalbel geht nicht ab, wie es neulich im Morgenblatt hieß; ſein Kontrakt verpflichtet ihn noch auf ein Jahr; ſo lange bleibt er hier.

Nro. 96.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 22. April, 1807.

Jahrlang bildet der Meiſter, und kann ſich nimmer genug thun.

Schiller.

Die Waſſerfahrt *).

—Alſo gebot die Mama; und die anderen willig gehorchend,
Trugen des Mahles Geräth in den räumigen Kahn des Verwalters;
Ein dann traten ſie all', und ſetzeten ſich auf die Bänke.
Hans, nachdem er gelöſet das Hemmſeil, ſchob von der Anfuhrt
Ab, und drehete klüglich die ſchäumende Fluth mit dem Ruder.
Fernher glimmten wie Gold die Fenſter der Kirch' und des Schloſſes,
Welche die Sonn' abſinkend beleuchtete; rings an den Ufern
Hingen Gebüſch' und Saaten, von röthlichem Scheine beduftet,
Umgekehrt in der Fluth, und zitterten über den Wölklein,
Samt dem Füllen am Bach, und der Melkerin unter dem Weidicht.
Kunſtreich ruderte Hans aus der Bucht, und ermahnte die Jungfrau,
Welche bang' an den Jüngling im wankenden Kahne ſich anſchloß.
Jetzo ſchwebte der Kahn am krummen Geſtad' um ein Röhricht
Und braunkolbiges Ried; Seelilien jetzo durchrauſcht' er,
Die gelb blühten und weiß, breitblätterig; jetzo den Vorgrund,
Wo hell Muſchel und Kies aufſchimmerte. Gegen den Holm dann
Schnitten ſie grade hindurch die dunklere Tiefe des Sees.
Mehr noch zuckte Luis', an den Jüngling gelehnt, und ſie drückt' ihm
Aengſtlich die Hand; doch verſchämt, wann er lächelte, ſchaute ſie nieder.
Solches bemerkt' und ſtrafte mit Glimpf die verſtändige Hausfrau:
Ei! wie das närriſche Mädchen ſich anſtellt! Iſt denn der Kahn nicht
Aehnlich dem Boot? nicht kundig, wie Steuerer, unſer Pilot Hans?
Nicht wie ein Spiegel der See? Gleich faſſe dich, oder ich wiege!
Sonſt ſo keck und verwegen, wenns gilt, in die Bäume zu klettern,
Ueber die Graben zu ſpringen, und doch in der Luft ſich zu ſchaukeln,
Oder auch gleiten zu gehn mit Amalia, welche dir gleich iſt,
Auf dem gefrorenen Bach und der Gleitbahn, recht wie die Kinder!
Schlag' ein Tuch um den Hals, dieß ſeidene, das ich dir mitnahm,
Aus der Geburtstagsernte. So mild auch ſchmeichle der Abend,
Kühl iſts doch auf dem Waſſer; und Vorſicht reuete niemand.

---

*) Voß, der edle Dichter, „quem celebrant alii quanto decet ore, suasque ingenio laudes uberiore canunt", beſchenkte das Morgenblatt und deſſen Publikum gefällig mit dieſer Scene aus ſeiner ganz umgearbeiteten großen Idylle „Louiſe", worin er, um ſeine Worte auf ihn anzuwenden,

„Jeder Geiſt des Geſangs bildend in jedem Zug
„Durch vollendetes Wort, welches wie Luft umfließt,
„Durch harmoniſche Stimmung,
„Durch nachahmenden Rhythmustanz"

ſo herrlich erprobt, daß dem wahren Sänger ewige Jugend verliehen iſt.

Das vortreffliche Ganze wird bald im J. G. Cottaſchen Verlag erſcheinen.

Hierauf redeteſt du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau:
Mutter, ſie macht die Verzagte; du ſiehſt, wie verſtohlen ſie lächelt.
Herzhaft allem begegnen, das läßt unjüngferlich, meint ſie.
Töchterchen, folge dem Rath, und verhalte dich. Beſſer iſt beſſer;
Hüpft dir auch in den Pulſen das achtzehnjährige Blut noch
Jugendlich. Schaue, da hängt des Neumonds werdende Sichel
Duftig. Wohlan! „Willkommen, o ſilberner Mond!" ihm geſungen!
Friſcher Geſang gibt Muth auch dem Zärtlinge; ſchreienden Kindern
Naht im Geſange der Schlaf; mit Geſang ſchlug Luther den Teufel!

Blöde zu ihm aufblickend, begann die roſige Jungfrau:
Vater, ich bin nicht feige, wie ſelbſt du bemerkt nach der Wahrheit;
Dein und der kecken Mama nachartendes Töchterchen bin ich!
Aber gewiegt von der ſanft um den Kahn hergleitenden Wallung,
Sank ich in kindiſche Träum', und ſchauete Spinnerin-Mährlein.
Wie? wenn mit ſchuppigem Schwanze des Sees grünhaarige Nixe
Plötzlich aus dunkeler Tief' aufſtrudelte, mich zu entraffen!
Dacht' ich, und zuckte vor Angſt. Denn, Väterchen, gerne noch länger
Bleib' ich bey dir und Mama, und den redlichen Freunden des Hauſes!

Ihr antwortete drauf der edle beſcheidene Walter:
Unter der Hausfreundſchaft, die gern auch Luiſe behält, iſt
Redlicher keiner denn ich! Nachartende Tochter der Eltern
Nennt ſie jeder mit Luſt, ingeheim und grad' in das Antlitz!
Singe denn unſre Luiſe dem Väterchen, was er verlanget.

Alſo redeten jene, für ſich ein anderes denkend.
Aber die Jungfrau hüllte die ſtattliche Seid' um die Schultern,
Gleich hyacinthener Röthe, mit glänzendem Grüne gebordet,
Walters Ehrengeſchenk; und ſie dankte der ſorgſamen Mutter,
Auch mit freundlichem Blicke dem Jünglinge, lobend das Feſttuch.
Jetzo begann holdſelig ihr Lied die melodiſche Jungfrau;
Und des Geſangs Wohllaut, eindringendem Worte vereinigt,
Wallete hell, dann leiſe gedämpft, in die Stille des Abends.
Vom hinſchmelzenden Halle geſänftiget, lauſchten ſie ringsum,
Fühlten erſtaunt der Natur Hoheit, und ſchwangen ſich aufwärts
Ueber Mond' und Geſtirne zu Gott und den Seligen Gottes.
Selbſt der Ruderer hemmte den Schwung, daß der Kahn unbewegt ſtand.
Halb noch ober der Welle, die funkelte, ſchwebte die Sonn' itzt
Glutroth; nun, nun ſank ſie hinab; und feurige-Schimmer
Flammten empor, bis Himmel und See weit glommen in Purpur.
Jene feierten ſtill; und der Ruderer lenkte den Kahn fort.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Tauſendkünſtler Lippi.

Jedermann kennt die berühmte Rotomondate des Sophiſten Hippias von den Panhellenen zu Olympia, der als lebendige Encyclopädie und Technologie unter die ſtaunenden Griechen trat, und alles wußte, und alles ſich ſelbſt gemacht hatte. Von Zeit zu Zeit erneuert ſich dieſe Panſophiſten- und Polyhiſtorſzene. Ein merkwürdiges Gegenſtück zu jenem Hippias in der neueſten Zeit gibt der Napolitaner Lippi, der vor Kurzem in Paris einen 101 Seite langen Proſpektus bekannt gemacht hat, worin er in XII Abſchnitten der ganzen Welt, die ihn brauchen und befragen will, ſeine Kunſt- und Maſchinenkenntniſſe eröffnet. Der Titel des wirklich leſenswürdigen Pamphlets iſt: Promotion des Sciences utiles et de l'Industrie par C. Lippi, Napolitain. Paris 1806. Der Tauſendkünſtler fangt damit an, daß er Recenſionen und Ausarbeitungen für jeden Bedrängten und Bedürftigen über die Finanzen, Statiſtik, Polizey, Handel, Medizin, Phyſik, vor allem aber in der Bergbaukunde und im Fabrik-Weſen auf Beſtellung zu liefern verſpricht. Er beklagt nur, daß wir über alles dieß noch kein vollſtändig geordnetes ſyſtematiſches Werk beſäßen, und daß ſich alles dieß nur zerſtückelt und verſtümmelt in unendlich vielen einzelnen Abhandlungen befände, même dans l'Allemagne, qui, sous ce rapport, a laissé deux ou trois siècles en arriere toutes les autres nations. Ueberhaupt huldigt er der gründlichen Gelehrſamkeit der Deutſchen in der Mineralogie, im Bergbau und der Metallurgie, worin er am beſten bewandert zu ſeyn ſcheint, mit ſo großem Eifer, daß er überall in ſeinen vielverſprechenden Ankündigungen ſelbſt die deutſchen Kunſtwörter, als klaſſiſch für ganz Europa in dieſem Fache, den franzöſiſchen Ausdrücken beygefügt, und ſich dabey einen Schüler des groſen Werner in Freiberg genannt hat. Er iſt ſelbſt eine Zeitlang, auf ſeinen Reiſen durch Deutſchland, Großbritannien und Frankreich, in Freiberg geweſen, und will unter andern die dort eingeführte muſterhafte Amalgamationsmethode in Mexiko oder Peru, wohin ihm ein Ruf beſonders angenehm ſeyn würde, einführen. Es wäre in der That hart, das alte horaziſche — quid tanto feret hic promissor hiatu? ſo ganz ohne weitere Prüfung auf unſern induſtriöſen Herrn Lippi anwenden zu wollen. Der Mann ſcheint wirklich mancherley Kenntniſſe zu beſitzen, die ſich wohl ſelten in einem Kopf ſo zuſammenfinden mögen. Er hat viele Menſchen, Städte und Sitten geſehen, und möchte wohl am liebſten als Reiſegeſellſchafter eines Reiſenden von Rang, dem er zugleich auch Aeskulapiusdienſte leiſten könnte, ſeine alte Reiſeluſt befriedigen, da er 6 Sprachen fertig verſteht, und in dieſen ſelbſt ein Taſchen-Wörterbuch in 6 Bändchen herausgeben möchte. Seine Adreſſe iſt ein für allemal: à Mr. Lippi, chez Mr. Baraux, Consul de Hollande à Trièste. In dem ſogenannten Reſultat oder im Epilog erzählt er ſeine Schickſale in Neapel, die das von

ſo vielen Reiſenden und Augenzeugen beſtätigte Elend, unter welchem zuletzt dort alle Wiſſenſchaft und Kunſt ſchmachtete, mit den lebhafteſten Farben uns vor Augen bringen. Beſonders führt er über den Erzieher der königl. Kinder **Poli** bittre Klagen, da dieſer ihm ſein vortreffliches Mineralienkabinet auf eine höchſtunverantwortliche Art aus der Hand ſpielte. Lippi war der Anſtifter der den Neapolitanern ſo verhaßten Stempelpapier-Taxe, die er aber zum Behuf wiſſenſchaftlicher Inſtitute verwandt wiſſen wollte. Nicht einmal das konnte ihn retten, daß er für die entſchiedene Jagd-Liebhaberei des Königs eine neue Jagdſchrot-Fabrik ſtiftete. Doch man muß das alles im Büchlein ſelbſt nachleſen. Die Ueberzeugung kann kaum ausbleiben, daß hier ein ſeltener, kunſtvoll gedrehter Deckel zu haben wäre wenn nur der rechte Topf dazu ſich finden ließe. Aber welch eine Welt, wenn alle Töpfe erſt ihren rechten Deckel hätten! Uebrigens bleibt es dabey, daß, wenn man dieſe Ankündigungen alle der Reihe nach vor ſich vorübergehen läßt, die Hippiaſſiſche Poſaune: Nihil esse in arte rerum omnium, quod ipse nesciret, (Cicero de Or. 3. 32) uns ſogleich im Ohr erklingen muß. Wer möchte wohl dabey ſeyn, wenn der Baron **Hüpſch** in Köln noch einmal von den Todten erweckt und zu dem berühmten **Beireiß** nach Helmſtädt geſchickt werden könnte, und nun Herr Lippi zur Vollendung des Kleeblatts unter ſie träte! B.

Meißner.

Es iſt in mehreren öffentlichen Blättern, und auch in unſerm Morgenblatt die Rede vom Tode des Dichters **Meißner** in Fulda geweſen. Als Nachtrag dazu kann bemerkt werden, daß ihm wenige Wochen nach ſeinem Tode auch ſeine Frau, die aus mehrern ſeiner frühern Gedichte gekannte Sophie, und ſeine zweite Tochter Natalie ebenfalls dahin gefolgt ſind, wo ein Fährmann Jünglinge und Greiſe zur letzten Ueberfahrt aufnimmt: ſo daß von einer zahlreichen und blühenden Familie nur noch drey Glieder übrig ſind, ein Sohn, der als junger Arzt in Prag lebt, und zwey Schweſtern, in die ſich Freunde der Verſtorbenen in Fulda theilten. Nach Meißners eigenem Willen iſt ſeine zahlreiche und auserleſene Sammlung von Handzeichnungen der Prager Univerſität um einen ſehr billigen Preis zuerſt zum Verkauf angeboten worden. Einige vorzügliche Werke ſeiner Bibliothek hatte er der Lehranſtalt in Fulda vermacht, deren Direktor er war.

Biographiſche Notiz.

Der berühmte holländiſche Rechtsgelehrte, Gerrit David **Jordens** (aus Deventer), Mitglied des bataviſchen Konvents im J. 1796, und ſpäter im J. 1802 des höchſten Appellationsgerichts, war, in Folge der revolutionairen Zwiſchenauftritte im J. 1798 eine geraume Zeit als Gefangener auf dem Schloſſe Hondslardyk aufbewahrt worden. Nach ſeiner Freylaſſung fand man in dem Gefängniß folgende von dem 84jährigen Greiſe geſchriebene Verſe, die **Sarius** in ſeinem Onomaſt. litt. (P. VIII. S. 257) der erſte bekannt macht:

Heu! procul a natis laribus captivus in isce,
 Post vitae teneor taedia mille senex.
A Batava merces haec an mihi debita gente?
 Num patriae tectus forsitan hostis eram?
Num mihi praescriptas tentavi frangere leges?
 Num populum vanis fallere blanditiis?
Non ita! Dii caveant! mens haud mihi conscia culpae;
 Innocuum feriunt tela sinistra caput.
Nil vereor, tranquillus agam: me judicet olim
 Temporis attonitus, qui leget acta, nepos.

Korreſpondenz-Nachrichten.

(Briefe über das Münchner Theater.)

I.

Wir leben in einer gewaltſamen Zeit; die Kunſt, eines heitern und freyen öffentlichen Lebens bedürftig, ſcheut ſich, einem frivolen Zeitvertreibe und den bizarren Launen des durch die Begebenheiten der Zeit irre gemachten oder übermüthigen Geſchlechtes zu dienen; man ſtreitet ſich über das Schöne im Gegenſatz mit dem Nützlichen; das tiefere Gefühl, verſchmäht und verlaſſen, ſucht durch die abgemeſſenſten Gränzen ſein Gebiet von dem ihm fremden abzumarken; die Unbefangenheit des Urtheils wird immer ſchwerer; man ſpricht in die Kreutz und in die Queere, und ſchreibt gewaltig viel Bücher; die That ſcheint auf dem Schlachtfelde noch am meiſten heimiſch zu ſeyn; die politiſchen Verhältniſſe werden immer verwickelter; kaum einige Männer in Kunſt und Wiſſenſchaft verwehrens noch, daß auf dieſem heiligen Boden die ephemere Geſtalt der modiſchen Willkühr und einer geiſt- und herzloſen Bücherweisheit nicht fußen kann. Die hellen Tempel der Freude ſtehen verlaſſen; in ihrem Innern ſind Bauleute, welche ſie mit den abentheuerlichſten Schnörkeln zu verzieren ſuchen. Wer dem Ernſte, dem treu und liebevoll gepflegten, huldigt, wird der Thoren Größter genannt. Sie ſehen, daß alle dieſe Erſcheinungen der Kunſt, und dann auch insbeſondre dem Theaterweſen nichts weniger als günſtig ſind. Mag auch immer in einer Zeit, die wie die jetzige in einer unruhvollen und in mehr als einer Rückſicht folgereichen Kriſis ſich befindet, das ausgezeichnete Talent, das Genie die kräftigſte Nahrung finden, mag ihm eben in einer ſolchen allgemeinen Gährungsperiode die Einſicht in die Harmonie ſeines Innern und die ihn umgebende Welt leichter und belohnender werden — ſein Würken fällt nicht in dieſe Zeit; ſo wie ſeine Anſichten immer Ausſichten ins Unendliche waren, ſich immer über die Gegenwart erhoben, immer auf Höheres deuteten, ſo fällt auch die Periode ſeines Würkens in eine Zukunft, die er nicht anzugeben vermag, die aber um nichts weniger gewiß und wahr iſt. Während einer ſolchen Zeit iſt es an der Tagesordnung, daß diejenigen Schriftſteller, die durch das begeiſtete und begeiſternde Wort zu ihrer Nation ſprechen, die jene Stimmung hervorzurufen bemüht ſind, durch welche das Gemüth in jene in ſich ruhige und gleichſam leiſe athmende Verfaſſung verſetzt wird, von der man allein ſagen kann, daß ſie Leben iſt, weil ſie den Tod nicht kennt — wenig verſtanden und noch weniger geliebt werden. Höchſtens wird die Neugier durch die äußere Form, in welcher dieſe Männer, vermöge ihres ſelbſtſtändigen innern Lebens, ſich kund gaben, gefeſſelt, und ohne in das Innere einzudringen oder lebendig von demſelben ergriffen zu werden, hören die Zeitgenoſſen den Strom ihrer Schöpfungen; aber wie ein Traumbild verſcheucht ihn ein Augenblick. Wer unter den Dichtern nichts will, als die Zeit vertreiben, der iſt der Geprieſene; wer den verderbten Gelüſten der Mode fröhnt, und ſie geſchickt zu verzieren

weiß, der hat Geſchmack; wer in das freye Gebiet der Dicht-Kunſt die erzwungene Form der geſellſchaftlichen Verwirrung zu bringen weiß, und die Rohheit der Empfindung mit ein paar Floskeln und ein paar ſogenannten edlen Maximen übertünchen kann, der iſt Menſchenkenner, und würdig den Lorbeer der Dichtkunſt zu empfangen. Wer durch ſeinen von allen eben erwähnten Dingen unabhängigen Gang in dem Gebiete der Dichtung ſich von dem Einfluß alles Frembartigen frey bewahrt, iſt, wenn nicht ein eigenſinniger Sonderling, doch wenigſtens ein ſtolzer oder überſpannter oder excentriſcher Kopf, dem man allenfalls einiges Talent, oder gar ſehr viel Anlagen zugibt, von dem aber ſonſt nicht viel zu ſagen iſt. Selbſt diejenigen, welche durch ihre Univerſalität, durch ein heitres und unbewölktes Gemüth, durch die mannigfaltigſten Berührungen mit der äußern Welt, ihrem Genie eine allgemeine Sphäre zu erwerben wußten, die hiedurch von vielen Seiten aus ſich mit den verſchiedenſten Elementen befreundeten — ſind nicht weniger der Gefühlloſigkeit ihrer Zeitgenoſſen ausgeſezt. Wenn es hier auf Beyſpiele ankäme, ſo wären ſie ſehr leicht zu finden. Es werden Ihnen ſelbſt berühmte Namen einfallen. Berühmt ſind ſie ſchon zum Theil jezt, aber das, was ſie würken müſſen, iſt jezt nur noch prophetiſch zu erkennen. Sie werden, lieber Freund! ohne mein Zuthun die Beziehung bemerken, in welcher dieſe nur ſehr aphoriſtiſch ausgedrückten Ideen mit dem jezigen Zuſtand' unſrer ſogenannten ſchönen Literatur, und dann insbeſondre mit der dramatiſchen, ſich befinden. Daß der jezige Zuſtand der Schauſpielkunſt hiemit in genauem Verhältniß ſteht, iſt eben ſo leicht einzuſehen.

Es ſind nun ungefähr zwanzig bis dreyßig Jahre, ſeitdem ein Abnehmen alles deſſen, was zur Vervollkommung der Bühne beytragen kann, bemerkbar iſt. Einzelne Ausnahmen können hier in keinen beſondern Anſchlag gebracht werden. Nennen Sie mir diejenigen Bühnen, auf welchen durch eine verſtändige und einſichtsvolle Direktion nichts anderes als das Beſte der Sache, die Förderung des Sinnes für das Schöne und Einfache, berückſichtigt wird; auf welchen, neben der beſtändigen Aufſicht über die Bildung der Schauſpieler, eine vorurtheilsfreye Auswahl der Stücke anzutreffen iſt. Alles, was noch von ächter Bemühung um künſtleriſche Darſtellung von Seiten der Schauſpieler jezt anzutreffen iſt, von einem Intereſſe, von dem eigentlichen Leben in dieſer Kunſt — alles ſchreibt ſich von jener Zeit her, in welcher in Deutſchland ein vorher nicht gekanntes Intereſſe für dieſen Gegenſtand erwachte, einzelne Künſtler ſich auszeichneten, aus deren Schule die vorzüglichſten der jezigen Zeit, wenigſtens mittelbar, hervergiengen, von denen aber nur wenige noch jezt unmittelbar als Lehrer und Muſter leben. Wie es damals um den Geſchmack des Publikums ausſah, iſt bekannt; welche Stücke man damals aufführte, nicht weniger. Laſſen Sie uns aber hierauf auch kein zu groſes Gewicht legen; es iſt wenigſtens Thatſache, daß damals die deutſche Bühne noch nicht mit ſo vielen durchaus gehaltloſen Produkten überſchwemmt war, daß damals der Schauſpieler mehr Gelegenheit hatte, in Rollen aufzutreten, die mit Recht als klaſſiſch noch immer angeſehen werden. Ich will z. B. nur bey Shakſpeare ſtehen bleiben. Heut zu Tage ſieht man nur ſelten noch ein Stück von ihm aufführen. Shakſpeares Größe iſt zu ſehr entſchieden, ſie iſt zu ſehr von allen Seiten und auf die verſchiedenſte Art erkannt worden; die überverfeinertſten und ihrer Zeit am mächtigſten unterworfenen Köpfe mußten ſeine Genialität eingeſtehen, ſeine Stücke ſind als eine unerſchöpfliche Quelle für den Dichter, als eine nicht auszulernende Schule des Schauſpielers von den ausgezeichnetſten derſelben angeprieſen worden — und demungeachtet, was iſt er gerade jezt für die Bühne? Wer erſezt ihn dem Schauſpieler, dem Publikum? Die Beantwortung dieſer Frage iſt niederſchlagend. Wie kann ſich der Schauſpieler zu etwas Großem bilden, wenn es nicht durch ſolche Muſter geſchieht? Auf dieſem idealen Boden allein, auf welchem ſich der Geiſt eines Shakſpear's und ſeiner Geiſtesverwandten bewegte, vermag der Schauſpieler Künſtler zu werden; in dieſer von der wirklichen Welt ganz abgeſchiedenen vermag er allein ſelbſtſtändig dazuſtehen, als der unmittelbare Ausleger des Dichters, als ein Gebild, an dem die Zeit nichts verſchnörkelte, auf welches ſie keinen Einfluß haben kann, und eben deswegen am meiſten geeignet, kräftig zu würken. Unter ſolchen Umſtänden, und unter ſolchen Mitteln zur wahrhaften künſtleriſchen Ausbildung müßte es dem talentvollen Schauſpieler ein leichtes ſeyn, in den untergeordneten Arten des Schauſpiels, die mehr oder minder Gelegenheitsſtücke genannt werden können, in den ſogenannten Konverſationsſtücken, bürgerlichen Dramen, Intriguenſtücken u. ſ. w. mit nicht minderm Glück aufzutreten, weil eben ſein, in jener alleinigen Schule des großen Schauſpielers, zweckmäßig ausgebildetes Talent ihm, vermittelſt der Achtung, die er genießen würde, die Gelegenheit gegeben wäre, ſich durch den Umgang mit Individuen jener Stände, aus welchen häufig der Stoff und die Form jener Stücke genommen wird, auch für dies Fach ſeiner Kunſt immer tüchtiger zu machen. Ohne Shakſpeare wäre nie Garrik das geworden, was er war, keine Sibbons, kein Kemble, kein Schröder, kein Iffland wäre ohne ihn geworden, was ſie ſind. Bey einem ſolchen Dichter lernt der Schauſpieler erſt die Höhe und die Schwürigkeit ſeiner Kunſt einſehen; bey einem ſolchen findet er immer zu lernen, und immer weiter ſelbſt wird ihm ſein Ziel geſezt. Ohne Corneille und Racine hätte ſich nie ein le Kain, ein Talma, eine Clairon, eine Dumenil zu der Höhe ihrer Kunſt ausgebildet. Man kann dies Thema noch weiter ausführen, auf mehrere Arten des Schauſpiels anwenden.

Wir Deutſchen haben vortreffliche Produkte beynahe in jeder Gattung der dramatiſchen Literatur aufzuweiſen, wir können es im Allgemeinen mit allen andern Nationen neuerer Zeit aufnehmen — wir ſind gerechter gegen die Verdienſte der Ausländer in Kunſt und Wiſſenſchaft, als irgend eine andere Nation — aber keine Nation iſt ungerechter gegen ihre eigenen groſſen Männer, als die Deutſche, und wenn etwa ein hier übelverſtandener Patriotismus die Urſache wäre, daß die deutſche Bühne jezt wenig mehr die Schäze des Auslandes benuzt, ſo bleibt nichts deſtoweniger die Rüge in ihrer Kraft, daß die beſſern und beßten Schauſpiele unſrer vaterländiſchen Schriftſteller mit einer Vernachläßigung hintangeſezt werden, die gewiß eine Miturſache des verſchlimmerten Zuſtandes der meiſten deutſchen Theater iſt. Ohne hier in eine weitläufige Würdigung der Verdienſte der deutſchen Theaterdichter einzugehen — ſo iſt aus dem Verzeichniß der hier in München ſo wie in den meiſten deutſchen Städten aufgeführten Stücke zu erſehen, daß die Namen, Goethe, Schiller, Leſſing, Schröder, Gotter, Großmann, Jünger u. ſ. w. gar nie, oder höchſt ſelten vorkommen. Dagegen findet man die Namen .... Sie ſind leicht zu wiſſen, da es deren nicht viele gibt, und alle von Einem, der beynahe der Einzige an manchen Orten wird, verdunkelt werden. Dieſen Namen brauche ich Ihnen nicht zu nennen; der ſicherſte Beweis ſeiner Berühmtheit. — Es wäre nicht unintereſſant, die jährlichen Verzeichniſſe der auf den erſten Bühnen Deutſchlands ſeit ohngefähr zehn Jahren aufgeführten Stüke mit einander zu vergleichen, und die Namen der am meiſten vorkommenden Theaterdichter, nach dem auf dieſe Weiſe beſtimmten Werthe, zu claſſifiziren. — In meinem nächſten Briefe werde ich Ihnen einiges vom hieſigen Theater, und deſſen vorzüglichſten Mitgliedern, melden. —

Nro. 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. April, 1807.

— Ein Bild, welches mit Luſt Geniushand
Bildete, trotzt der Vergeſſenheit!

Klopſtock.

Die Waſſerfahrt.

(Beſchluß.)

„Uns begleite des Dichters Geiſt, der ſeine Luiſe
„Raſch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.“

v. Goethe.

Bald war nahe der Holm, wo Nez' und Hamen auf Gaſſeln
Trockneten, und für die Nacht Fangzeug auslegte der Fiſcher,
Traulichen Gruß herrufend des Dorfs umgänglichem Pfarrherrn.
Aber es freuete ſich Karl des ſchreyenden Waſſergeflügels
Ueber dem Holm, und des Hechts, der beglänzt vom Abend emporſprang,
Und wie die Mew' hochher auf den Fiſch abſtürzete rauſchend.
Dann rathfragt' er den Lehrer, warum ſo gebrochen des Ruders
Bild in der Welle den Kahn umſchlängele; weiter gerückt dann,
Ruft' er dem Wiederhall' in des ritterzeitlichen Wachtthurms
Oedem Gemäur', liebkoſt' ihm und ſchalt, und lachte der Antwort.

Sinnreich ſchmunzelte Hans, und ſprach, mit dem Finger bedeutend:
Sicher erzählt' ihm, Junker, die Wärterin, als er ein Kind war.
Was dort gaukelt und lacht, iſt ein Kobold, welcher vor Alters
Ruchlos ſchaltet' im Land', als ritterlich ſchnappender Strauchhahn.
Dafür ſpuckt er im Thurm und umher, wie ein ſchäckernder Unhold.
Selbſt ja den neckiſchen Mönch mit dem Irrlicht, welcher die Seenix'
Unten am Moore beſucht, wie vordem als Nonne des Kloſters,
Neckt er, das Licht ausblaſend; im Hui ſauſt Höllengeſpenſt um.
Alſo lautet die Mähre; jedoch der Vernünftige glaubts nicht.

So in Geſpräch und ſtillen Betrachtungen ſchwebten ſie vorwärts,
Fröhliches Muths; doch der Jüngling zumeiſt, und die roſige Jungfrau,
Welche zerſtreut daſaß, und voll ſüßſchwärmender Ahndung:
Während der Vater vergnügt ſein ruhiges Abendpfeifchen
Raucht', und dabey mit Walter, der nicht auf alles Beſcheid gab,
Häufig ein Wort einſprach, von Gelehrſamkeit, und von der Zeitung.
Als er die Pfeife nunmehr ausklopft' an dem Borde des Kahnes,
Streifte die Kalmuswieſe der Ruderer, nahe der Anfuhrt.
Laut nun redeteſt du, ehrwürdiger Pfarrer von Grunau:

Gott ſey Dank für die Freude des Tags, und die Freude des Abends,
Der uns morgende Heitre verkündiget! Eben ſo heiter
Miſſ' auch meiner Luiſ' aus ſchuldlos ſchwindender Jugend
Einſt ein behagliches Alter hervorgehn! Eben ſo heiter
Meld' uns den ewigen Morgen der Abend unſeres Lebens!

Sie auch redete nun mit herzlicher Stimme die Mutter:
Kind, dir bleibe der Tag mit dem Abende hell im Gedächtniß,
Unter den heitern Tagen, die uns du, Süße, gebracht haſt!
Nenn' ihn immer mit Luſt, auch wann wir künftig getrennt ſind!

Alſo rief ſie bewegt. Doch die Jungfrau, glühend im Antlitz,
Sprang von dem Sitz, und umarmte mit Heftigkeit Vater und Mutter,
Sprachlos. Endlich begann ſie die ſtammelnden Laute der Inbrunſt:

Ruhe der Segen auf mir, Ehrwürdige, den ihr geſegnet!
Sprachs, und ſetzte ſich wieder zum Jünglinge, der wie verloren
Saß in wonnige Träume, den Blick auf die Welle geſenket.
Ihr nun drückt' er die Hand, unverhehlt den liebenden Eltern.

Matt ſchon glüht' im Weſten die Glut; ein Stern nach dem andern
Trat aus dem Glanz, und umblinkte die hellere Sichel des Mondes:
Als der rauſchende Kahn an der knorrichten Eiche des Ufers
Landete, wo mit der Kett' ihn Hans anſchloß nach der Ordnung.
Lieblich hauchte des Graſes Gedüft her; aber ſie eilten
Durch die geſchorene Wieſe, die thauigen Schwade vermeidend;
Und ſie erhob vorſichtig den Saum, die verſtändige Jungfrau,
Zeigend das Untergewand und ſchimmernde Strümpf' in der Dämmrung.
So im Geröchel des Sumpfs und dem einſamen Surren des Käfers,
Längs dem gränzenden Walle, mit Dorn umwachſen und Haſeln,
Gingen ſie, wo noch zirpte die Grill', und im Kraute der bläulich
Flimmernde Glühwurm lag. Nun ſtiegen ſie über das Gatter,
Kamen ins Dorf, und grüßten die ſtille Schaar vor den Häuſern,
Und wo Nachbarshauſen zu Rath und Geſpräch ſich geſammelt.
Hans nun reichte den Schlüſſel dem fleißigen Knecht des Verwalters,
Der an des Hofs Eingange die klingende Senſ' auf dem Amboß
Hämmerte, morgen noch mehr des geſegneten Graſes zu mähen.
Abendlich pickte die Uhr, und die Eul' im Glockengeſtühl ſchnob;
Und ſie empfing an der Pforte der Hund mit freundlichem Wedeln.

Ueber die Augen.

(Beſchluß.)

Ich faſſe aus dem zahlloſen Schwarme dieſer Launen nur noch ein Paar heraus, eine altklaſſiſche Grille, und eine Sonderbarkeit neuerer Schönheitskenner.

Das Schielen.

Um mit den Alten anzufangen, ſo hielten in der That einige Griechen und Römer das Schielen, wenigſtens den Anfang deſſelben, ein geringes Abweichen der Augenſterne aus ihren Bahnen, für ſchön genug, um ſelbſt Dame Venus damit zu begaben. Der beleſene Varro bey Priſcian 6 warnt vor Uebertreibung dieſes Geſchmacks, ohne ihn jedoch gänzlich zu verdammen. Plinius hingegen (Naturgeſchichte II, 37, 55) nennt geradezu die Katze Katze; und Plautus in einem komiſchen Fragmente läßt, wie es ſcheint, einen Hausvater ſeine Hausfrau warnen,

Keine Söhn' ihm mehr zu geben, wie ſie Niemand haben mag,
Säbelbeinig, ſchief von Waden, breiten Mauls, Langfüß', und ſchiel.

Die moderne Liebhaberei, die ich erwähnen wollte, iſt die der grünen Augen bey den Spaniern, wenigſtens im goldenen Zeitalter ihrer Literatur.

Grüne Augen.

Pellicer im Leben des Cervantes (Tom. 5, p. 101 der Idelerischen Ausgabe des Don Quixote) erklärt ſich darüber folgendergeſtalt:

„Ueberall herrſcht Mode oder Laune, ſelbſt in der Liebe. — Zur Zeit des Cervantes hatten grüne Augen nicht allein nichts Anſtößiges, ſondern man liebte ſie ſogar, und viele zogen ſie bey den Damen den ſchwarzen vor.

Silveria mit den grünen Augen

ſingt der genannte Dichter in der Galathee. In der Novelle Gitanilla ſpricht er von „Smaragdenaugen,“ und im Don Quixote 2. Th. 11. Kap. werden der Dame Dulzinea in Perſon ſolche beygelegt. Der Eſcudero Marcos de Obregon iſt ebenfalls davon eingenommen. „Die Tochter meines Herrn,“ ſagt er, „des Renegaten, war von gutem Wuchs und Anſtand, weiß, blond, und im Beſitze ſchöner grüner Augen.“

Auch bey Lope heißt es:

Fort vom Ball zu deiner Hütte
Zieht dein grünes Auge Tauſend.

Und eine alte Ballade läßt ſich ſo vernehmen:

Die anmuthsvolle Braune
Mit grünen Augen
Iſt ſtark in Liebesmorden,
Und fängt und raubet.“

Welcher Troſt, wenn es deſſen bedürfte, für die Schönen aux yeux verds! Welche Ausſichten! denn waren ſie damals die Prime Donne der Schönheit, wie leicht kann irgend eine Revolution im Reiche derſelben — unſere Zeit iſt an Revolutionen reich — ſo rüſtige Prätendentinnen wieder auf den Thron ſetzen! Und vielleicht ſind ſie gar von Seiten der Sehorgane nicht allein mit Donna Dulzinea und mit der ſalomoniſchen Sulamith, deren Augen waren wie die Teiche zu Hesbon, am Thor Bathrabbim, ſondern mit Minerven ſelbſt verwandt. Wenigſtens lieſſe ſich dann die Augenſippſchaft dieſer letzteren mit Löwen, Katzen und Nachteulen leichter herleiten.

Doch genug hievon, und überhaupt für jetzt von den ſchönen Augen der Damen!

Was die Männer betrifft, ſo iſt zwar eigentlich ihre Schönheit nach Winkelmann die vollkommnere, und

ein Künſtler würde darüber, ziemlich widerſprechend, noch mehr Regeln häufen, als über die Schönheit des vorzugsweiſe ſogenannten ſchönen Geſchlechts. Auch ein alter Grieche oder Römer, wenn er wieder aufſtände, oder ein heutiger Italiäner, Türke oder Mohr möchte wohl dies Kapitel mit einer kennerhaften Weitläuftigkeit behandeln.

Wir Nordländer hingegen ſind wohl ziemlich insgeſammt der Meynung eines beliebten Romandichters: der Mann ſey hübſch genug, wenn er gut genug ſey; höchſtens wünſchen wir ihm mit Montaigne einen ſchönen Wuchs, und geben ihm übrigens, nach dem Beyſpiel jener Dame, die Erlaubniß, häßlich zu ſeyn, wenn er ſie nur nicht mißbraucht.

Das thaten freylich jene Welteroberer, die Hunnen, in denen man gleichſam nur ein Chaos der Menſchengeſtalt wahrnahm.

„Auch die Völker," erzählt Jornandes, „die ihnen vielleicht an Tapferkeit gleichkamen, geriethen doch ſchon vor ihrem greulichen Anblick in Furcht: denn ihre Haut war nicht allein häßlich ſchwarz, ſondern ſie hatten auch, ſo zu ſagen, einen ungeſtalten Kloß anſtatt des Geſichts, und vielmehr Punkte als Augen."

König Attila ſelbſt entſprach der angeblichen Abſtammung ſeiner Nation von Teufeln und Hexen. Er war, nach demſelben Geſchichtſchreiber, kurz von Geſtalt, breitſchulterig, großköpfig, kleinäugig, dünnbärtig, mit grauen Haaren überſtreut, plattnaſig, und von widerlicher Farbe. Dennoch erzwang ſein ſtolzer Gang und ein gewiſſer Königsanſtand Ehrfurcht, und ſeine rechts und links unaufhörlich herumrollenden Blicke vermehrten ſie noch, ſwinde Bliche, um mit dem Liede der Nibelungen Vers 6733 zu reden, wie ſie auch ſeine Gattin, die ſchöne Chriemhildis, im Zorn umherwarf, und dadurch ſelbſt Helden ſchreckte.

Furchtbar den Feinden waren nicht weniger, wie Cäſar im galliſchen Kriege erzählt, jene blonden blauäugigen Rieſen, von denen wir abſtammen. Die Gallier konnten ihre Trotzblicke nicht aushalten, und ſogar Cäſars Soldaten zitterten. Fuimus Troës. Die große Völkerwanderung, und beſonders die Vermiſchung mit Slavenſtämmen hat ſchwarze Haare und Augen unter uns verbreitet; unſere Rieſenhaftigkeit hat ſich zum Theil verzwergt, und jene Bramarbas-Blicke humaniſirten und ſeladoniſirten ſich gar merklich. Würklich erlaubt auch ſelbſt die gute Lebensart nicht, die Leute ſo in Furcht zu ſetzen. —

Geiſt und moraliſche Feſtigkeit verlangt man von dem Manne, der Staaten und Häuſer verwalten ſoll. und wie überhaupt ein dieſen Eigenſchaften zuſagendes Aeuſſere, ſo ſteht vornehmlich der ernſte Blick tiefgefärbter Augen ihm wohl: denn ſehr helle Augen laſſen, nach einer gewöhnlichen Symbolik, von körperlicher Durchſchaulichkeit gar zu leicht auf eine geiſtige fortſchlieſſen, wovon Niemand etwas wiſſen will.

So hatte Cäſar lebhafte ſchwarze Augen, und Friedrich der Zweyte ſehr große azurblaue, deren Scharfblick einſt dem zielenden Kroaten die Fauſt ſinken machte. Alexander der Große ſoll ein blaues und ein ſchwarzes Auge gehabt, und alſo eigentlich zu den Mißgeburten gehört haben, ſo ſchön er auch übrigens war; eine Sage, die faſt auf die Idee führt, daß die Natur immer zuerſt halbe Menſchen, ſowohl an Körper als an Geiſt, bilde, und ſich dann, vielbeſchäftigt wie ſie iſt, bey Zuſammenſetzung der Körperhälften zuweilen vergreiſe; ſo wie es bekannt iſt, daß viele Menſchen herumlaufen, die zwar in den Mortalitäts-Tabellen als ganze Seelen aufgeführt ſtehn, ſonſt aber durchaus nur für Halbgeiſter gelten können.

Doch baſta für heute! Der Stoff, den wir behandeln, iſt zu reichhaltig, um auf einmal erſchöpft zu werden.

Will ja noch etwa eine Dame gleich jetzt wiſſen, wie einer der ſchönſten Griechen, wie Bathyll ausſah, ſo ſagen wir es ihr mit den Worten Anakreons, der den Maler des Jünglings ſo anweiſt: (Groſze's Anakreon S. 129.)

Gekräuſelt, wie die Wog' im lichten Schimmer,
Und dunkelklar,
Im Innern ſchwarz, am Rande Sonnenſlimmer,
Ergeuß das Haar!
Es mög' herab in ſanften Locken fallen,
Und ohne Zwang
Die aufgelöſ'te Flechte niederwallen,
Nach Luſt und Hang.
Zwey Bogen ſolle hold die Stirn umränden,
Im Lebensthau, (?)
Und ſchwärzer ſoll kein Donner ſich verkünden
Am Wolkenblau.
Dem ſchwarzen Aug' entſprüh' ein Feuerfunken
Der Tapferkeit:
Doch werd' es, ſüß in Schwärmerei verſunken,
Zur — Zärtlichkeit.

E.

Erdäpfel.

„Ein Weinſtock gilt in meinen Augen mehr, als eine Säule," ſagt der Chev. de St. Pierre: „ich würde ſtolzer darauf ſeyn, mein Vaterland mit einer einzigen nahrhaften Pflanze, als mit Scipio's Silber-Schild bereichert zu haben."

Ohne die Entdeckung der Erdäpfel wäre die Entdeckung von Amerika wenig werth geweſen; denn auſſerdem hat letztere dem menſchlichen Geſchlecht eben ſo viel Unheil, als Heil gebracht.

Die Erfindung des Compaſſes und der Buchdruckerei, die Entdeckung der Erdäpfel und der Schutzblattern ſind das Wichtigſte, was die neuere Geſchichte, von Sterblichen gethan, erzählt — alles andre iſt daneben ephemerer Tand, und die Würkung der größten Kriegs- und Friedensthaten wird durch die Thaten ſpäterer Tage immer wieder vernichtet, oder kaum bemerkbar. Die Rennbahn zur Unſterblichkeit iſt zu ſtark beſucht; die Fußſtapfen der Vorfahren in dem olympiſchen Staub (Horat. Od. I.) werden von der wenigen Menge der Nachfahren bald zertreten.

Die Erdäpfel ſind das ſicherſte Bollwerk Europens gegen Hungersnoth, Peſtilenz und Entvölkerung.

Der Apotheker **Parmentier** bey den Invaliden in Paris gab zu Ehren der Erdäpfel einen Erdäpfelſchmaus, wie man noch keinen geſehn. Bey dieſem Diner trug man zwey Potagen, zehn verſchiedene Schüſſeln, und zwey Platten zum Deſert auf — alles von Erdäpfeln, aber alles anders zugerichtet. Auch zwey Sorten Brod von Erdäpfeln waren dabey. Nach Tiſche ſervirte man Erdäpfel-Caffee, und Liqueur aus Erdäpfeln gebrannt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

(Briefe über das Münchner Theater.)

2.

Von Mannheim aus ward die hieſige Bühne, unter der Regierung Carl Theodors, und zwar bey ſeiner Rückkunſt nach München, das, was ihr damals durch einige ausgezeichnete Schauſpieler und andre mitwürkende Urſachen einen Ruf in Deutſchland verſchaffte. Vorzüglich gut war damals die Oper beſezt. Einige der beſten Künſtler der Mannheimer Bühne kamen mit nach München, und dieſe, unter welchen ſich noch einige der jezt angeſtellten befinden, bemühten ſich eifrig um den Flor des Theaters; der Geſchmack des Publikums gewann an Empfänglichkeit. Noch jezt beſizt das hieſige Theaterpublikum in mehreren Hinſichten Vorzüge vor dem in andern großen Städten Deutſchlands. Natürlich kann nur von dem die Rede ſeyn, welches gewöhnlich gegenwärtig iſt, und nach einem franzöſiſchen Ausdruck zu den habitués du théatre gehört. Es iſt alſo von dem lärmmachenden nicht die Rede. Unter der Regierung Maximilian Joſephs, die in ſo manchen Beziehungen für Baiern eine denkwürdige Epoche iſt, genießt jezt das Theater die königliche Unterſtüzung in einem Grade, die in manchen Hinſichten nicht anders als ſehr zum Beſten deſſelben dienen muß. Schon die Gewißheit, welche die Schauſpieler haben, wenn ſie eine gewiße Zeit ihrem Stande treu und eifrig dienten, im Alter wenigſtens einen Theil ihres Gehalts fortzubeziehen, iſt preiswürdig. — Das Perſonal des hieſigen Theaters beſteht aus dem des Schauſpieles, der Oper und des Ballettes. Eine unpartheiſche Würdigung wird unſtreitig im Allgemeinen dem Schauſpiele den erſten Rang auf dem hieſigen Theater einräumen: das Luſtſpiel und Drama iſt beſſer beſezt, als das Trauerſpiel. Zu den Zierden des hieſigen Theaters in dieſem Fache gehört unſtreitig Mad. **Antoine**. Im heroiſchen Trauerſpiel, in dem Fache der Mütter, tritt ſie mit einer Würde, einem Anſtand auf, der neben der richtigen, nie die Linie des Wahren überſchreitenden und doch ganz pathetiſchen Deklamation ein Ganzes ausmacht, das ſelbſt denjenigen, der nicht gewöhnliche Forderungen macht, feſſelt und befriedigt. Das franzöſiſche Trauerſpiel müßte ihr Talent ganz zum Vorſchein bringen können, wie ſie es auch vor einiger Zeit in der Gotterſchen Ueberſezung von Voltaire's Merope auf eine ſo ſchöne Art bewies. Schade iſt es, daß das Publikum nicht öfter, und in mehreren nur allein von ihr auf dem hieſigen Theater darſtellbaren Rollen gar nie, das vorzügliche Spiel dieſer Künſtlerin zu ſehen Gelegenheit hat — wenn auch auf der andern Seite dieſe ſchon lange um das hieſige Theater verdiente Schauſpielerin einer berückſichtigenden Entſchuldigung in jeder Hinſicht würdig iſt. Dieſer Wunſch bezieht ſich ganz und allein auf den Nuzen, welchen Schauſpieler und Publikum für ihre Bildung gewiß von einer öftern Erſcheinung der Madame A. auf der Bühne haben würden. In entgegengeſezten Rollen glänzt Madame **Renner**. Das Luſtſpiel gehört ihrem Talente vorzüglich an. In dem Fache der muntern Liebhaberinnen, ſo wie in allen, in welchen Laune, Scherz und alle ſonſtigen Requiſite einer heitern Intrigue vorherrſchen, in Verkleidungsrollen, belebt ſie durch eine natürliche Sprache, durch ein wohlausgebildetes Organ, ein nie langweilig ſchleppendes Spiel, und eine beredte Mimik, die durch eine graziöſe Gewandtheit des Körpers noch gehoben wird, die ſonſt unbedeutendſten Rollen, und weiß ihnen die vortheilhafteſte Seite abzugewinnen. Ueberhaupt könnte man ſagen, daß ſie, vermöge ihres äußerſt ſchnell auffaſſenden Sinnes, jede weibliche Rolle, ohne Ausnahme, gewiß nie ganz falſch auffaſſen und darſtellen würde. Ein ſeltenes Talent der Nachahmung in Ton, Stimme, Haltung, beſizt ſie in einem hohen Grade, und dieſes würde ihr bey der eben genannten Vorausſezung gerade die größten Dienſte leiſten. In meinem nächſten Briefe mehr!

Paris.

Der wackere Conſervateur **Millin** hat ſeinem jüngern Freund und vielfachen Gehülfen **Winkler**, der von einem Schlagfluß getroffen, beym Reſtaurateur todt niederſtürzte, und wegen ſeines redlichen Dienſteifers und liebenswürdigen Charakters allgemein geſchäzt, und nun bedauert wurde, die Standrede am Grabe gehalten. Sie iſt auch auf 9 Seiten in Quart beſonders gedruckt erſchienen, mit einem deutſchen Gedicht von D. **Meyer** in Paris. Vermuthlich wird ein alter Studienfreund und Geſpiele Winklers, **Oberlin**, ein Sohn des berühmten, erſt kürzlich verſtorbenen Oberlin von Straßburg, die durch Winkler erledigte Unteraufſeherſtelle in der Sektion der Medaillen bey der kaiſerl. Bibliothek durch Millins thätige Verwendung und Vorſchlag erhalten. Millin machte im Jahr 1805 mit Winkler auf Befehl der Regierung eine Reiſe durch die mittäglichen Departements zur Beſichtigung der dort noch vorhandenen Alterthümer, und Winklers vorzügliche Beſchäftigung in den wenigen Nebenſtunden, die ihm frey blieben, war die Redaktion der Reiſebeſchreibung unter Millins Aufſicht und eine davon zu fertigende deutſche Ueberſezung. Von dieſer Reiſe bringt **Turneiſen** in Paris, der in die Firma Schöll und Comp. getreten iſt, und auch als Verleger der ſo ſachreichen Annales du Musée genannt werden muß, die erſten zwey Theile unter der Aufſchrift: Voyage dans les departements du midi de la France, die erſten zwey Bände in gr. 8. zur Leipziger Oſtermeſſe; der dazu gehörige Atlas von Kupferſtichen enthält eine Menge höchſtintereſſanter und meiſt noch gar nicht gekannter Alterthümer. Nicht nur der Alterthumsforſcher, ſondern auch der bloße Liebhaber wird darin mannigfaltige Befriedigung finden. Unter der Aufſchrift: **Winkler und Millin**, findet ſich eine Ueberſezung dieſes Werkes bey **Voß** in Leipzig angekündigt.

Berichtigung.

In dem **Morgenblatt** Nro. 90 ſucht ein Briefſteller aus Halle die Entſtehung des Gerüchts, die Halliſche A. L. Zeitung ſtrebe nach Heidelberg, durch folgende Ausſage zu erklären:

„Der Redakteur der Jenaiſchen A. L. Z. hatte ſich vor
„einiger Zeit anerboten, falls man ihn, da keine andre
„Stelle offen ſey, zu Heidelberg als Profeſſor der Theo-
„logie anſtellen würde, das Jenaiſche Inſtitut dahin
„mitzubringen. Bekanntlich iſt aber nicht Prof. **Eich-**
„**ſtädt**, ſondern der Dr. **von Wette** dahin verſezt
„worden."

Ich weiß, und bezeuge mit meinem Namen: daß von dem Hrn. Eichſtädt weder ein ſolches Anerbieten geſchehn, noch an das Curatorium irgend ein andres von ihm, ſo wenig mittelbar als unmittelbar, gelangt iſt.

Heidelberg, 19 April 1807.

Johann Heinrich Voß.

Nro. 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. April, 1807.

Laß mich geh'n auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

F. L. v. Stolberg.

Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, nebſt einem Natur-Gemählde der Tropenländer, auf Beobachtungen und Meſſungen gegründet, welche vom 10ten Grade nördlicher bis zum 10ten Grade ſüdlicher Breite in den Jahren 1799 bis 1803 angeſtellt worden ſind. Von Alex. von Humboldt und A. Bonpland; bearbeitet und herausgegeben von dem erſtern. Mit einer Kupfertafel. Tübingen bey J. G. Cotta; Paris bey F. Schöll. 1807.

Hr. v. Humboldt iſt durch ſeine Celebrität ein Gegenſtand des deutſchen National-Ruhms geworden, und ſeine Werke gehören gewiſſermaßen der Nation an; wir können daher vorausſetzen, daß es unſere Leſer ſchon in dieſer Hinſicht intereſſiren wird, etwas von dem Inhalte der angeführten Schrift zu erfahren, da ſie als Einleitung zu dem großen Ganzen und als gedrängter Auszug aus demſelben den Geiſt, womit dieſes behandelt iſt, aufs kenntlichſte ausſpricht. Es iſt freylich ſchwer, den Eindruck, welchen eine längſt erſehnte Arbeit eines längſt berühmten Mannes auf uns macht, rein von Vorurtheilen zu bewahren und wieder zu geben; allein hier offenbart ſich unſere Empfindung deutlich genug in dem Geſtändniſſe der übertroffenen Erwartung, um mit voller Ueberzeugung behaupten zu können, daß jeder, dem nur Werke dieſer Art überhaupt zugänglich ſind, das vorliegende mit geſpannter Aufmerkſamkeit und kaum geahndeter Genugthuung durchleſen werde. Dennoch wird es in den meiſten ein Gefühl nicht befriedigter Wünſche hinterlaſſen, weil die individuelle Beſchäftigung und Neigung eines jeden auf einzelne Gegenſtände treffen wird, deren ausführlichere Entwicklung er ungern vermißt. Der Verfaſſer wollte aber hier ausdrücklich nur ſolche allgemeine Reſultate aus der unerſchöpflichen Fülle ſeiner Beobachtungen, Unterſuchungen und Anſichten geben, die bloß dem gebildeten Menſchen als ſolchem, und nicht ausſchließlich dem Gelehrten, der ſich mit einem einzelnen Zweige des Wiſſens beſchäftigt, nahe liegen. Der Natur-Philoſoph, ſo gut wie der Aſtronom und Erdbeſchreiber, der Phyſiker wie der Arzt und Natur-Hiſtoriker, der Geſchichtforſcher wie der Landſchaftsmahler, — alle werden hier Andeutungen und Winke finden, die gerade für ſie von beſonderm Werthe ſind; allein die ganz ſpecielle Ausführung mußte auf die künftigen Bände verwieſen werden, welche das Detail der Arbeiten in jedem Fache enthalten ſollen. Nur nach dieſem Plane bearbeitet können ſolche Natur-Gemählde Wißbegierde und Einbildungskraft zugleich nähren, und zum Studium der Phyſik ſelbſt diejenigen anreitzen, welchen bisher dieſe reiche Quelle des intellectuellen Genuſſes verſchloſſen geblieben iſt; ein Ziel, das ſich der Verf. mit eben ſo vieler Beſcheidenheit vorgeſteckt, als er es in einem wahrhaft hohen Grade erreicht hat. Gewiß wird es jeden Menſchen von Gefühl ergreifen, wenn ihm der Verfaſſer das Bild der mütterlichen Erde vor die Augen ruft, wie ſie von einer Ferne aus geſehen erſcheinen müßte, in welcher

erſt die groſsen Verhältniſſe hervortreten, weil die kleinen verſchwinden; wenn er ihn in der Vertheilung der geſellig lebenden Vegetabilien auf Ufern, Moorländern, Heiden, Wieſen und Steppen, in verſchiedenartigen Gebuſchen, Wäldern, in Alpenfluren und an ſteilen mit ewigem Schnee gekrönten Felſen, die Hauptzüge der bunten Pflanzendecke erkennen läßt, welche unſern Planeten überzieht; wenn er endlich in dieſem Gemählde den äſthetiſchen Charakter der Landſchaften, die Bedingungen des Standorts der Thiere, die Motive der Lebensart, der Betriebſamkeit und der moraliſchen Stimmung der Menſchen-Familien, ja ſelbſt die Keime mancher groſsen hiſtoriſchen Ereigniſſe ausgedrückt findet. Ein ſtilles Erſtaunen bemächtigt ſich des Zuſchauers bey der Hoffnung, die tauſendfach verſchlungenen Erſcheinungen des Lebens aus wenigen und einfachen Geſetzen der organiſchen Natur entwickeln zu können, und dieſe ſelbſt wieder an leicht zu überſehende Variationen in der Lage des Bodens gegen die Sonne, oder in ſeiner Erhebung über die von dieſem Geſtirne bebrütete meergleiche Oberfläche des Erd-Körpers angeknüpft zu ſehen. Dieß ſind nur einige gröſſere Umriſſe des reichen und beynahe üppigen Gemähldes, deſſen einzelne Theile eben ſo belehrend für den Verſtand, als anziehend für die Einbildungskraft ſind. Denn wer folgt dem Verfaſſer nicht gern in die überirrdiſchen Säulengänge von ſchlanken Palmen-Stämmen gebildet, die ſich hoch über die dickbelaubten Gipfel der Hymenden erheben? wer nicht gern in die engen ſchauervollen Thalſchluchten der Anden, die von mehr als 4000 Fuß hohen Wandungen eingeengt ſind, oder auf den einſamen Gipfel des Chimborazo, der höher als der St. Gotthard auf den Pic von Teneriffa geſetzt, als der letzte Zacken des erſterbenden Lebens in die Todes-Kälte des Weltalls hinausſtarren würde, ſchwänge ſich nicht der Condor noch über ihn hinaus, und der Menſch, den ſeine Aeroſtaten ſchon weiter getragen haben?

Mit einer Art von Wehmuth, die der Verfaſſer ſelbſt gefühlt hat, trennt ſich der Bewohner der gemäſſigten Zonen von dieſen Gemählden einer kräftigern und herrlichern Natur, aber freudig findet er auch einen genügenden Erſatz in der würklich erhebenden Bemerkung: daß der, deſſen Gefühl regſam für den Zauber der Künſte, deſſen Geiſt gebildet genug iſt, um die Natur in allen ihren Thätigkeiten zu umfaſſen, ſich auch in der Einſamkeit einer öden Heide eine neue innere Welt zu ſchaffen vermag, indem er ſich zueignet, was die Kühnheit des Naturforſchers, Meer und Luft durchſchiffend, auf dem Gipfel beeißter Berge oder im Innern unterirdiſcher Höhlen entdeckt hat. „Um uns verſammelnd, ſagt Hr. von Humboldt, was menſchlicher Fleiß in den fernſten Erdſtrichen aufgefunden, bleiben wir allen gleich nahe. So ſchafft Einſicht in den Welt-Organismus einen geiſtigen Genuß und eine innere Freyheit, die mitten unter den Schlägen des Schickſals von keiner äuſſern Macht zerſtört werden kann.“

Unendlich intereſſant und belehrend muß es ſeyn, auf der zu dieſem Werke gehörigen Kupfer-Tafel, (welche ein Profil des Gebürgs in einer von Oſten nach Weſten gerade durch den Gipfel des Chimborazo gelegten Ebene darſtellt), alle dieſe Mannigfaltigkeit der Natur zu überblicken, die hier in der ſenkrechten Höhe von nicht ganz einer deutſchen Meile die Wunder der Pole und des Aequators vereinigt. In eine ſinnliche Anſchauung ſind hier die ſtufenweiſen Verſchiedenheiten der Gebürgs-Lager, die Wohnungen der Pflanzen und Thiere, die darnach abgeänderte Cultur des Bodens, die Verſchiedenheiten der Temperatur, der Feuchtigkeit, der chemiſchen und electriſchen Beſchaffenheit der Luftſchichten, die Abänderungen der Schwerkraft der Körper, der Refraction und der Schwächung des Lichts ꝛc. zuſammengedrängt; in eine Anſchauung, die dem Geiſte eine unendliche Menge von Reflexions-Punkten über den Zuſammenhang und die Verhältniſſe der Kräfte darbieten muß, durch welche die merkwürdigſten Erſcheinungen würklich werden! Der Stich dieſer Charte iſt gegenwärtig noch nicht vollendet, indeſſen läßt die unſerm Vaterlande Ehre bringende Sorgfalt, welche die Buchhandlung auf den trefflich und glänzend gedruckten Text des Werks verwendet hat, nicht zweifeln, daß auch dieſes künſtliche Gemälde dem Werthe der Schrift, die eigentlich der Commentar deſſelben iſt, vollkommen entſprechen werde.

Glück und Unglück.

Ein Geſpräch.

B. Unglücksvögel und Glückspilze, die einen ſind ſo fatal, wie die andern.

A. Davon kann ich nichts ſprechen; mir ſind dergleichen noch nicht vorgekommen.

B. Wie können Sie läugnen, was jedermann annimmt, wovon man täglich die auffallendſten Beyſpiele ſieht?

A. Die Beyſpiele hinken meiſtens, wenn man ſie in der Nähe beſieht. Nach meiner Erfahrung weiß ich nie recht, was ich ein Unglück nennen ſoll.

B. Sie kennen alſo nur das Glück!

A. Noch weniger.

B. So haben Sie's bis zur göttlichen Apathie gebracht.

A. Das nun gar nicht; ich erhitze mich und tobe über jede Kleinigkeit, ſo gut wie Andere.

B. Und die Auflöſung dieſes Räthſels?

A. Ergibt ſich von ſelbſt, wenn ich Ihnen einige Vorfälle aus meinem Leben erzähle. Ich war ein Knabe von zwölf Jahren, da brach ich ein Bein, und mußte ein halbes Jahr das Zimmer hüten.

B. Das war doch wohl ein Unglück?

A. Wie man's nimmt. Vorher war ich der unruhigſte Springinsfeld geweſen, nun wurde ich auf einmal geſetzt, wißbegierig, fleißig. Mein Bein war längſt wieder geſund und flink, und doch blieb ich hinter den Büchern ſitzen.

B. Das war ja recht gut!

A. Nicht ganz, denn ich vernachläßigte das Uebrige. Im zwanzigſten Jahre hatte ich ſehr viele Kenntniſſe, aber ich konnte weder mit Anſtand gehen, noch ſtehen, ich wußte kein Compliment zu machen, ich fiel in allen Dingen mit der Thüre in's Haus, kramte meine Weisheit zur Unzeit aus, und ließ mich von jedem Kind übertölpeln, kurz, ich war ein unleidlicher Pedant.

B. Dieß Unheil kam doch alles von dem Beinbruch her!

A. Ach, es war ſo arg nicht, und dauerte leider nicht lange. Eine ſchon etwas betagte Schöne fand an meiner Unerfahrenheit Gefallen, und verſuchte meine ungehobelten Sitten ein wenig abzuſchleifen. Es gelang ihr auch über alle Maßen, und ich wurde in Jahresfriſt ein vollendeter Geck.

B. Ein neues, noch größeres Unglück!

A. Warum? Man ſchimpfte auf mich, und ſah mich doch gern. Die Männer beneideten mich um mein leichtes, freyes Weſen, die Weiber fanden meine Unarten artig, meine Anmaßung kühn, meine Zweydeutigkeiten witzig. So brachte ich mein Geld recht angenehm durch —

B. Ah! Jetzt kommen die Nachwehen!

A. Bewahre! Ich wußte mich zu kleiden, und gut zu ſprechen, und bekam eine reiche Frau.

B. Nun, das heiß' ich einen glücklichen Zufall!

A. Weit gefehlt! In acht Tagen hatte ſie ſchon ausfindig gemacht, daß ich ſie des Geldes wegen genommen hatte. Das gab natürlich kein gutes Blut, wir lebten in beſtändigem Hader, ſieben Monate nachher raffte ſie aber ein Gallenfieber hinweg —

B. Ich gratulire Ihnen zur Erlöſung.

A. Bedauern Sie mich vielmehr, denn ich hatte mich an dieſe ſtürmiſchen Auftritte ſo gewöhnt, daß mir lange Zeit nachher immer etwas fehlte.

B. Sie wußten ſich aber zu tröſten, denn Sie waren reich.

A. Ich plagte mich lange damit, wie ich mein Geld recht vortheilhaft unterbringen wollte. Endlich vertraute ich es einem Kaufmann, der mein ſehr guter Freund war, und wenige Monate nachher machte er Bankerott, und mich zum Bettler.

B. Dieſen Schlag hätte ich nicht überlebt!

A. Anfangs nahm ich's auch tragiſch; aber ich ſah bald, daß arm ſeyn große Vortheile hat. Ich fing an auf anderer Leute Unkoſten zu leben, und was man auch dagegen ſagen mag, es ſchmeckte mir an fremden Tiſchen vortrefflich. Wer Nichts zu verlieren hat, genießt, was der Augenblick mit ſich bringt, und hoft auf die Zukunft. Bedenken Sie nur ſelbſt, ich war ſicher vor falſchen Freunden, vor allen Arten von Spitzbuben; der hereinbrechende Feind ſelbſt war nicht im Stand mir Schrecken einzujagen; eine Plünderung ſogar, vor der jeder ſich entſetzt, ich lachte nur darüber.

B. Beynahe machen Sie mich glauben, daß nur der Bettler ruhig und glücklich iſt.

A. Da hätten Sie wieder Unrecht; denn es iſt doch kein erbärmlicherer Zuſtand, als der Zuſtand der Unſicherheit. Wer auf den morgenden Tag ängſtlich hinblickt, iſt auch für den heutigen nicht ſehr ruhig. Zudem muß man die Gefälligkeiten Anderer theuer genug durch Aufopferung ſeiner ſelbſt erkaufen. Unvermuthet fiel mir eine kleine Erbſchaft zu, an die ich nie gedacht hatte —

B. Das war doch wenigſtens mit Ihrer Erlaubniß ein großes Glück!

A. Dafür hielt' ich es, kaufte mir hurtig eine mäßige Leibrente, und beſchloß nun, in gänzlicher Unabhängigkeit von den Launen des Schickſals und der Menſchen einen Tag wie den andern hinzuleben.

B. Eine Lebensart, wie Sie ſie da ſchildern, hat mich oft ſehr angelacht.

A. Verſuchen Sie nur erſt, wie ich gethan habe, und Sie werden ihrer ſo ſatt, daß Ihnen jeder andere Zuſtand dagegen wünſchenswerth ſcheint. Gerade, weil ich keinen Zufall zu befürchten hatte, fühlte ich mich abgeſpannt und elend. Ich beſuchte die öffentlichen Häuſer, die Promenaden, um mich an fremden Thorheiten zu erluſtigen, aber umſonſt; im Leben iſt's nicht erlaubt, einen bloßen Zuſchauer abzugeben. Ich intereſſirte mich für Nichts, lachen konnte ich auch nicht mehr, ich ging wie ein hohler Schatten herum, wurde erſt traurig, dann ſchwermüthig, endlich —

B. Verliebt? Nicht wahr?

A. Ja, in ein ganz armes Mädchen. Nun gieng der Jammer erſt recht los; denn was halfen mir meine Leibrenten, wenn ich heirathen wollte?

B. Um Verzeihung, wie alt waren Sie damals?

A. Ungefähr vierzig Jahre. Ich wollte mir meine Schwachheit ausreden, ich ſchämte mich, grollte mit mir ſelbſt, mit dem Mädchen, mit der ganzen Welt. Ich ſchloß mich ein, das machte das Uebel nur noch ärger, endlich entſchloß ich mich zu dem, was Sie vorhergeſehen haben; ich verkaufte meine Leibrente mit Schaden, fieng ein Gewerbe an, und heirathete das Mädchen.

B. Und jetzt? Sind Sie zufrieden, glücklich?

A. So ſo, bisweilen bin ich recht vergnügt, manchmal ärgere ich mich, und es gibt Augenblicke, wo ich mich bald in dieſe, bald in jene meiner vorigen Lagen zurückwünſche. Es gibt eben kein Glück ohne einen Beyſatz von Unglück.

B. Und umgekehrt kein Unglück, es iſt ein kleines Glück dabey.

Ludwig Wieland.

Tugend und Tugenden.

Fragt mich nimmer: Warum iſt wahre Tugend ſo ſelten?
Ach! der Tugend vergaßt über den Tugenden Ihr!

Schriftſteller und Autor.

Wohl! Schriftſteller ſind viel'; jedoch ein Autor wie ſelten!
Jene bringen nur Schrift, dieſer Ideen hervor.

Eigner Sinn und Eigenſinn.

Mächtig biſt du, du biſts durch Herrſchaft des eigenen Sinnes;
Doch wo Eigenſinn herrſcht, gehet die Freyheit zu Grab.

An Skriba.

Deine Werke, Poet! — wohl machten ſie groß und berühmt dich;
Groß auch machteſt du ſie, Lieber, doch nimmer berühmt.

Bey Schillers Tode.

Nicht verewigen muß ein Sterblicher Ewiges wollen;
Drum beginnet und ſtirbt in dem Beginnen mein Lied.

Friedrich Lehr.

Korreſpondenz = Nachrichten.

Göttingen, 2 April.

Ein plötzlicher, höchſt unerwarteter Tod hat der hieſigen Akademie abermals einen verdienſtvollen Lehrer entriſſen. Den 27 März ſtarb der Profeſſor der Rechte Karl Wilhelm Päz in ſeinem noch nicht vollendeten 26ſten Lebensjahre. Ein ſchneller und heftiger Anfall von der Gicht, die ſich zuletzt auf die Nerven des Kopfes warf, endigte ſein ſchätzbares Leben. Viele ſchöne Hoffnungen ſinken mit ihm ins Grab. Mit ernſtem Studium und lebhaftem Enthuſiasmus für die Wiſſenſchaft, der er ſich gewidmet, verband er eine große Schärfe der Urtheilskraft und eine ſeltene Eleganz, Freyheit und Heiterkeit des Geiſtes. Er hat die literariſche Laufbahn ſehr früh und mit vielem Glück und Ruhm betreten. Schon 1801, wo eine Preisſchrift von ihm in Göttingen gekrönt wurde, eröffnete er auf dieſer Akademie ſeine Vorleſungen über Lehnrecht und deutſche Staatengeſchichte, in denen ſich ſeine Lehrertalente ſo glücklich entwickelten, daß er bald nachher einen Ruf nach Kiel erhielt. Von da wurde er 1804 nach Heidelberg berufen, kam aber bald nachher im folgenden Jahre in den Kreis ſeiner alten Freunde als ordentlicher Profeſſor der Rechte nach Göttingen zurück. Durch ſeine ungemein zweckmäßigen Vorträge hatte er ſich die Achtung ſeiner Zuhörer, und durch die vielen liebenswürdigen Seiten ſeines Charakters ihre aufrichtige Liebe erworben. Es war daher keine gewöhnliche Empfindung des Bedauerns, die ihnen ſein Tod einflößte, ſondern eine lebhafte Rührung, ausdrucksvoll durch die herzlichſten Aeuſſerungen inniger Trauer. Um ſo tiefer hat ſein Tod ſeine vertrauten Freunde erſchüttert. Was dieſe empfunden, hat ſein väterlicher Freund, der ehrwürdige Heyne, in einer leſenswürdigen Zuſchrift an Heeren mit einer Beredtſamkeit ausgeſprochen, die einem warmen, tief empfindenden Herzen entfloſſen iſt.*) Der unerwartete Tod eines hoffnungsvollen jungen Gelehrten in gegenwärtiger bedrängnißvoller Zeit führte zu mancher ernſten, rührenden, beherzenswürdigen Betrachtung.

Wien.

Nächſtens erſcheint hier eine Nachahmung des Morgenblattes: das Sonntagsblatt, welches jedoch hauptſächlich für Oeſterreich berechnet ſeyn, und ſich größtentheils mit Theater-Neuigkeiten beſchäftigen wird. Der Herausgeber dieſer Zeitſchrift iſt Hr. Schreyvogel, ein Mann, der, zu den Zeiten der Aufdämmerung der öſterreichiſchen Literatur unter Kaiſer Joſeph, ſich durch einige poetiſche und kritiſche Verſuche in Wien bemerkt machte, aber keineswegs jene vielſeitige Bildung beſitzt, welche die Weſenheit des Kritikers ausmacht; daher man auch dem Journale, wenn es kritiſch werden ſollte, nicht großes Glück verſprechen darf. Weniger noch hat ſich Hr. Schreyvogel als Dichter legitimirt; denn die Gedichte, die er in frühern Zeiten bekannt machte, ſind durchaus trockene Verſtandesarbeit, mühſame Nachahmungen u. dgl. Das Kunſt- und Induſtrie-Komptoir, welchem er vorſteht, führt er jedoch mit ſcharfſinnigem Spekulationsgeiſte; dieſe Kunſthandlung iſt durchaus ſolid begründet, und ihr gutes Fortkommen größtentheils ihm allein zuzuſchreiben.

Herr Hofrath von Birkenſtock hat eben ein Gedicht in lateiniſcher Sprache auf Canovas großes Kunſtwerk (das Grabmal Marien Chriſtinens, der Gemahlin des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen, welches in der hieſigen Auguſtiner-Kirche aufgeſtellt iſt) vollendet; und man darf ſagen, daß es an Würde der Sprache und wahrhaft klaſſiſchem Style keiner ſeiner frühern Arbeiten weicht. Es wird nächſtens mit einer deutſchen Ueberſetzung im Drucke erſcheinen. Wie ſehr zu wünſchen wäre es nicht, daß dieſer ehrwürdige Veteran der Kunſt ſich endlich bewegen ließe, eine vollſtändige Sammlung ſeiner Werke herauszugeben: Inſchriften im Lapidarſtyle, Gedichte, von dem verſchiedenartigſten Inhalte, würden ein ſchönes Denkmal der Gelehrſamkeit und des klaſſiſchen Geſchmackes eines Mannes geben, der auch in andern Zweigen der Kunſt daſſelbe geläuterte Gefühl der Schönheit zeigt, und die Verehrung ſeiner Mitbürger in hohem Grade genießt.

Baron von Hormayr hat nun bereits das dritte und vierte Bändchen ſeines öſterreichiſchen Plutarchs herausgegeben. Das dritte Bändchen enthält die Biographieen Leopold des Biederben, Ernſt des Eiſernen, des Kardinals Grafen von Dietrichſtein, und das höchſt intereſſante Leben Eugens von Savoyen. Im vierten Bändchen ſind die Lebensbeſchreibungen Albrechts des Zweiten, Ladislaus Poſthumus, des Grafen Guido von Stahremberg, und Leopolds Grafen von Daun. Das Werk gewinnt immer ſteigendes Intereſſe, und wird wahrſcheinlich in kurzer Zeit im Auslande eben ſo ſtark wie hier geſucht werden.

Bey Anton Doll iſt eine vollſtändige Sammlung aller lateiniſchen Hiſtoriker in ganz neuen Ueberſetzungen angekündigt worden; einige Bände ſind bereits erſchienen.

Paris.

D'Alemberts Büſte von Wattelet, welche das Nat. Inſtitut anfänglich durch Subſcription der Mitglieder an ſich bringen wollte, iſt jetzt vom Gouvernement gekauft, und bereits im Inſtitut aufgeſtellt.

Charles iſt an des verſtorbenen Laſſus Stelle Bibliothekar des Nat. Inſtituts geworden.

Panckoucke, Secrétaire de la présidence du Sénat, hat eine kleine Abhandlung de l'exposition, de la prison, et de la peine de mort herausgegeben. Das Motto: Point d'humiliation, point de desespoir, point de sang, zeigt ſchon die Tendenz an. Zwar keine neue, aber gewiß ſehr zu beherzigende Wahrheiten und Vorſchläge ſind in einer kräftigen Sprache vorgetragen.

Die Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte zu Amiens hat auf die beſten Beantwortungen folgender 2 Fragen (Term. 15 Jul.) goldene Medaillen geſetzt:

1) Welches iſt die Wechſelwürkung des Handels und des Ackerbaues im Departement de la Somme?
2) Welches iſt der Urſprung des picardiſchen Patois, was ſind ſeine Eigenheiten, ſein Verhältniß zu alten und neuen Dialekten?

Man verſichert, daß dem Salinen- und dem Geſtüttewesen radicale Verbeſſerungen bevorſtehen.

Lalandes Obſequien waren ſehr feyerlich. Der Redner führte einige Züge aus ſeinem Leben an, die allein ſchon die Blößen bedeckten, welche er ſich im Alter gab, wenn auch dieſes ihn nicht entſchuldigte.

Druckfehler.

In Nro. 93. S. 372. Sp. 2. Z. 34. l. aus ſt. auch.
— — — 95. S. 379. Sp. 1. in der letzten Zeile l. Blondinen ſt. Brünetten.
— — — 96. S. 384. Sp. 2. Z. 17. iſt nach dem Wort; eben einzuſchalten; durch.

---

*) De obitu Caroli Wilhelmi Paetz, J. U. Professoris, a. d. XXVII Martii CIↃ IↃCCCVII ad Heerenium suum scr. Chr. Gottl. Heyne. 1 B. 4. b. Dietrich.

Nro. 99.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 25. April, 1807.

Wo Wahrheit lebt, und edle zarte Liebe,
Da blühet auch der Freuden Vaterland,
Und dem wird nie ihr heil'ger Kranz verblühen,
In deſſen Bruſt die reinen Flammen glühen.

E. Harmes.

Ueberreſte der alten Guanchen.

Im vorigen Sommer legte der Hofrath Blumenbach in Göttingen aus ſeiner intereſſanten Schädelſammlung der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften einen mumiſirten Guanchen vor, deſſen wohlerhaltener Körper zu vielen Vergleichungen mit den altägyptiſchen Mumien Anlaß gab. Merkwürdig ſind dieſe Ueberreſte der gänzlich ausgeſtorbenen Ureinwohner der Kanariſchen Inſeln, von welchen nur einige Spaniſche Werke Nachricht geben, die bisher noch in keiner Ueberſetzung bekannt worden ſind. Eben dieſe Spanier ſind es, welche die Guanchen ausgerottet haben, von denen ſie nur darum ſo wenig zu ſagen ſcheinen, um ſich das beſchämende Geſtändniß zu erſparen, daß dieſe Nation wohl eines beßern Schickſals werth geweſen wäre. Nach Ausſage der Noticias des Clavigo fand man in einer einzigen Katakombe auf der Inſel Teneriſſa, von welcher auch die Blumenbachiſche Mumie nach England gekommen iſt, mehr als tauſend Mumien auf einmal; während noch in einigen andern Grotten ſich einige Hunderte beyſammen befanden. Dieſe Mumien ſind ungewöhnlich eingetrocknet und von einer auſſerordentlichen Leichtigkeit. Die mehrſten darunter ſind ſehr gut erhalten. Die Züge des Geſichts ſind daran noch kenntlich, und viele haben noch ihre Haare und ihren Bart. Die Guanchen waren auch überaus ſorgſam in der Aufbewahrung ihrer Körper; nichts wurde verabſäumt, um ſie vor der Zerſtörung zu ſichern.

Jeder von ihnen bereitete ſchon im Leben ſich die Ziegenfelle, worein ſein Leichnam eingewickelt werden ſollte. Oft waren die Haare von dieſen Fellen abgeſtreiſt; oft hatte man ſie gelaſſen, und man findet ſie noch abwechſelnd bald auf der inwendigen, bald auf der auswärtigen Seite an den Mumien. Das Einbalſamiren ſelbſt geſchah von Männern oder Frauen, die ſehr gut bezahlt wurden, mit denen man aber wenig Umgang zu haben pflegte, ſo wie das Präpariren der Körper ſelbſt als eine Sache angeſehen wurde, die dem Auge ſo viel als möglich entzogen werden mußte. Man brachte ihnen den todten Körper, und zog ſich gleich wieder von ihnen zurück. Der Leichnam wurde nun auf eine ſteinerne Tafel gelegt; mit einem zugeſpitzten Steine, der Tabona hieß und die Stelle eines Meſſers vertrat, wurde ein Einſchnitt in den Unterleib gemacht und alle innern weichen Theile ausgenommen. Augen, Ohren, Mund, Finger und alles übrige wurde rein ausgewaſchen, wobey man ſich zugleich eines gewiſſen Salzes bediente. Alle leeren Räume wurden mit aromatiſchen Pflanzen ausgefüllt. Dann ſtellte man den Körper in die heiſſeſte Sonne; oft bediente man ſich auch einer künſtlichen Wärme. Während der Ausſtellung wurde der Körper oft mit einem Oele beſtrichen, welches aus Ziegenfett, Pflanzenſtaub, Fichtenrinde, Harz, Bimsſtein und andern Stoffen bereitet war.

Nach vierzehn Tagen mußte die Mumie vollkommen ausgetrocknet ſeyn. Man holte ſie wieder ab, und nun erſt veranſtaltete man das Leichenbegängniß. Gemeine Mumien waren in ihre Ziegenhäute eingenäht; vornehme hatten auſſerdem noch einen beſondern Sarg, der aus Einem Stücke verfertigt worden war.

Wollte man nicht ſo viel Aufwand für den Todten machen, ſo ließ man ihn bloß an der Sonne trocknen, nähte ihn in ſeine Häute ein, und trug ihn in die Begräbnißhöhlen. Der Ritter Scory behauptet, daß dieſe Mumien weit über 2000 Jahre alt ſeyn müßten.

Von Zeit zu Zeit werden immer noch auf den Kanariſchen Inſeln neue Katakomben entdeckt. Noch im Jahre 1758 gerieth man auf eine ſolche Höhle in Palma, deren Mumien ſogleich in Staub zerfielen. Auf der Inſel Ferro fand man bey den Mumien noch die Geräthſchaften, deren ſich die Verſtorbenen bey ihrem Leben bedient hatten. Ausgezeichnete Perſonen wurden nicht in die gewöhnlichen Grotten gebracht. Man ſtellte ſie auf hölzerne Gerüſte mit dem Kopfe gegen Norden, und baute über ihnen ein Denkmal auf von getrockneten Steinen in der Form einer Pyramide, die zuweilen von einer beträchtlichen Höhe war. Gemeine Mumien hingegen wurden öfters zu fünf oder ſechſen zuſammen eingenäht, ſo daß die Haut, worein die Füße der einen Mumie gewickelt waren, den Kopf der andern zugleich umhüllte.

Aus der höchſt unvollſtändigen Geſchichte der Guanchen, wie wir ſie den Spaniern zu danken haben, ſind noch einige Bruchſtücke alter Geſänge, die das einfache Hirtenleben dieſes Völkerſtammes beurkunden, in Ueberſetzungen bis auf uns gekommen, worunter wir nur ein Paar Idyllen zur Probe ausheben.

1.

Lange verſchmähte die gefühlloſe Amarca die zarte Empfindung des Guriragga, der ſeine große Ziegenheerde in die Thäler von Icod führte. Ach, wer konnte ſie ſchelten? Liebe läßt ſich nicht erzwingen. Aber beklagen darf man den Armen, der nicht gefallen konnte und dennoch der Liebe ſo werth war.

O der Unglückliche! er ſuchte ſeine Liebe zu erſticken, als wenn die erſte Neigung dem Leben nicht an Dauer gliche. Er griff zu den Waffen, er ſtürzte ſich in den Krieg; er durchirrte die Berge, von loſen Steinen überſä't; er durchkreuzte die See, welche die Inſeln trennt. Er ſtellte ſich allen Gefahren entgegen.

Einſt rief er im Gefühle der Schmerzen aus: Mein ganzes Herz ſteht in Flammen, wie der Gipfel des Teydo, der ſein Haupt in den Himmel erhebt, und den man am Ende der Welt erblickt. Umſonſt ertönen die Felſen von der Klage über die ſtrenge Amarca. Ach, ich halte die Flamme nicht aus, die ſich im Innern verdoppelt. Grauſame Amarca! Wohin treibſt du den Unglücklichen durch deine Verachtung und Kälte?

2.

Traut den Männern nicht, ihr jungen Mädchen, die euch ſagen, daß ſie lieben. Die wahrhaftig lieben, können die es wohl ſagen? Zur Zorahaya ſagte Nenedan: Schäferin, lange ſchon gebieteſt du über mein Herz. Ich kann nicht leben, wenn du mein Gefühl nicht mit mir theilſt. Ein tiefer Seufzer begleitete die Rede. Er drückte feſt die Hand des jungen Mädchens. Konnte ſie dem ſchönſten der Männer widerſtehn?

Die Unbeſonnene! ſie ließ Honig auf ſeine Lippen träufeln. Ihr Athem miſchte ſich mit dem Athem des Verführers.

Nenedan iſt über die Berge gegangen. Er hat ſie verlaſſen, deren Herz ihm folgte! Einſam wird Zorahaya ihr Leben verſeufzen. Nie wird ſie die Süßigkeit der Liebe ſchmecken, denn ſie hat kein Herz mehr zu verſchenken. Weinen wird ſie, bis der Tod ihr Frieden bringt. Aber wenn ſie nun ruhen wird unter den Gebeinen ihrer Väter, wird Nenedan da noch würdig ſeyn, in die Gruft der ſeinigen zu kommen? war er nicht der haſſenswürdigſte der Menſchen? —

Horſtig.

Selene.

Eine Monatsſchrift.

In Leipzig erſchien ſeit 2 Jahren ein Journal für deutſche Frauen mit feiner Auswahl und Zierlichkeit. Aber es war eine ſehr ſchwer zu erfüllende Bedingung dabey aufgeſtellt. Das Journal für deutſche Frauen ſollte auch nur von deutſchen Frauen geſchrieben ſeyn. Kenner überſahn ſogleich die namenloſen Schwierigkeiten, die ſich dem eigentlichen Redacteur, dem durch ſo viele geiſtreiche Produkte und zuletzt noch durch die treffliche Elpine bekannten Fr. Rochlitz, aus dieſer Bedingung entwickeln mußten. Es iſt alſo die Fortſetzung dieſes Journals jetzt mit einer neuen Benennung und ohne jene Einſchränkung erſchienen. Selene, ſo betitelte man ſie, „tritt, wie es in der Einleitung heißt, liebreich und freudebringend in die Wohnungen der Menſchen. Sie liebt die Jungfrau, warnt die Gattin, iſt hülfreich der werdenden Mutter! Aber ſie flieht den wilden, ehernen Ares! Bey ihrer Geburt ſchon ſproßte der Oelbaum.“ Die zwey nun erſchienenen Stücke halten redlich, was die Einleitung verſpricht. Flora und Pomona ſind die ältern Schweſtern dieſer Jüngſtgebornen in unſerer Journal-Literatur. Mütter und Erzieherinnen können mit voller Zuverſicht dieſe Zeitſchrift ihren Lieblingen in die Hand geben. Aber auch der Mann, der eine freundliche, nicht durch Witzjagd und geſchraubte Mode-Philoſophie überwürzte Unterhaltung in einer Stunde der Erheiterung ſucht, wird dieß Journal gern in die Hände nehmen, und z. B. dem Aufſatz im erſten Stück über ſchön und romantiſch, oder der im Geiſt und Sylbenmaß der Horaziſchen Sermonen gedichteten Epiſtel über unſere überſatte Gleichgültigkeit gegen die Theater-Genüſſe ſeinen ungetheilten Beyfall nicht verſagen. Dieſe beyden Aufſätze, ſo wie noch mehrere kleinere Gedichte, in welchen der wahre Geiſt des alten griechiſchen Epigramms haucht, ſind von Apel, dem hochachtungswürdigen Verfaſſer des Polyidos, der Aetolier und mehrerer andern dramatiſchen Werke im Geiſte der alten griechiſchen Kunſt. Im erſten Stücke hat der Herausgeber ſelbſt, (den Deutſchland lange ſchon unter ſeinen beſten Erzählern rechnete, und der uns gerade in dieſer Oſtermeſſe mit 3 Bändchen Er-

zählungen beſchenkte, auf die wir die Leſerinnen, die ihre Lektüre nicht von dem Ohngefähr der Leſebibliothek abhängen laſſen, im Voraus aufmerkſam machen können) unter dem Namen einer ſpaniſchen Novelle, Dora und Alonzo betitelt, verſchiedene Schiefheiten und Lächerlichkeiten, die bey den neueſten Zeitereigniſſen nicht erſt an dem Mezanares oder Tajo aufzuſuchen waren, mit Scherz, nicht mit Bitterkeit ausgeſtellt, und ſo der ſüßlichen, ſüdländiſchen Frucht, der wir uns neuerlich faſt überdrüſſig gegeſſen haben, etwas pikante Aepfelſäure aus unſerm Clima beygemiſcht. Die hiſtoriſche Anekdote von der unglücklichen Prinzeſſin von Braunſchweig, der Gemahlin des Zarowitz, Alexei Petrowitſch, die am Ende des erſten Stücks ſehr anziehend erzählt wird, verdient wohl noch als ein hiſtoriſches Problem eine beſondere Erörterung. Im zweyten Stücke haben die berühmten Briefe Sternes an Eliſa, unter der Aufſchrift: Liebesbriefe eines berühmten Mannes, eine zweckmäßige Verdeutſchung erhalten. In äußerer Eleganz übertrift dieſe Zeitſchrift alle ihre Schweſtern.

B.

Die neueſten Briefe aus der Schweiz in das väterliche Haus nach Ludwigsburg, nebſt einem Gemählde des Bergſturzes am Rigi und Lauwerzer See. m. K. I. Bändchen. München 1807. 8. S. 218.

Wie viele ausgezeichnete beobachtende Reiſende Helvetien durchwanderten, und wie reichhaltige Reſultate ihrer Reiſe öffentlich niedergelegt ſind, iſt Niemand verborgen, der auch nur einige Kenntniß der neuern Literatur in ſich vereinigt. Nach großen Vorgängern zum Publikum reden, war für den Verf. der obigen Briefe Aufmunterung, mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehen und ſeine Kraft zu meſſen. Wie es ſcheint, hat er Alles geleiſtet, was jene verſtattet. Seine jugendlichen Anſichten verrathen ſich übrigens beſonders in der Offenheit gegen alle Eindrücke, und in der Auffaſſung mancher längſt bekannten und beſprochenen Gegenſtände als neuer. Doch finden Leſer noch vieles Willkommene; ſpätere Reiſende manches Schätzbare. Der 2te Theil des Werkes wird, dem Vernehmen nach, den literariſchen Schätzen der Schweiz gewidmet ſeyn, und ſehr intereſſante Notizen liefern. Damit man dieſe um ſo lieber lieſt, mag der Verf. auf ſeinen Styl, der etwas Schwerfälliges, und noch lange nicht Ausbildung genug hat, mehr Fleiß verwenden, und ſich beſonders auch aller Ausrufungen und Anreden an Leute enthalten, die ihm immerhin theuer ſeyn mögen, weil ſie die Natur feſt an ihn geknüpft hat, für die aber wenigſtens das Publikum kein Intereſſe haben kann. Der Druck des Werks empfiehlt ſich ſehr. — Aus den Briefen ſelbſt heben wir hier nur eine Anekdote aus: „Der Verf. kam nach St. Gallen, nachdem vor mehreren Wochen Hr. Hofrath Jung, Stilling genannt, dort geweſen war. Alles ſprach noch mit Entzücken und Bewunderung von dieſem Manne, der eine ſo unermüdete Frömmigkeit übte, daß er in einer angeſehenen Familie, von der er zum Souper eingeladen war, der Geſellſchaft ein Tiſchgebet vorſprach, das nicht länger — als eine halbe Stunde dauerte."

Die Parabel.

Der kleine Rudolf kam in voller Freude aus dem Garten geſprungen, und rief: O mein Vater! welch' ein ſchönes Vöglein hab' ich gefangen! Es ſaß auf einer Lilie, und ſeine Flügel glänzten, wie lauter Gold und Silber, und noch viel ſchöner. Da trat ich leiſe hinzu, und griff darnach, da hatt' ich es ſogleich! Nun will ich es aber auch recht bewahren, und es ſoll mir nicht entkommen, und ich will ihm Milch und Brod zu eſſen geben! — Alſo redete der kleine Rudolf.

Da ſprach der Vater: Nun, Rudeli, ſo laß uns doch auch deinen ſchönen Fang bewundern!

Darauf griff der Knabe haſtig in ſeinen Buſen, und zog ein ſchönes Sommervöglein hervor. Aber, ſiehe, die Fittiche des Vögleins hatten ihren Glanz verloren, und der bunte Flügelſtaub klebte an den Fingern des Knaben, und die zarten Schwingen waren ganz zerzauſet. —

Da ſeufzte der Knabe bitterlich und rief: Ach, wie iſt das Ding ſo jämmerlich entſtellt worden! Sieht es doch dem Vöglein nicht mehr ähnlich, das auf der Lilie ſaß! Pfui, wenn ſie auch ſo gebrechlich ſind — — So ſprach der Knabe, und warf das Vöglein zürnend zur Erde.

Der Vater aber antwortete und ſprach: Wem zürneſt du? Iſt es denn des Vögleins Schuld, daß es ſo zart gebildet wurde? Du haſt es mit rauhen Händen angefaßt. Darum verwelket ſein Flügelglanz und Blumenleben.

F. A. Krummacher.

Literariſche Notizen aus England.

Die verſtorbene Charlotte Smith hinterließ Denkwürdigkeiten ihres literariſchen Lebens, welche nächſtens mit einer Sammlung ihrer Briefe erſcheinen.

M. Bolingbroke von Norwich, der 5 Jahre in Demerary und den benachbarten Kolonien lebte, kam unlängſt nach England zurück, und will nun ſeine Reiſe, mit neuen und intereſſanten Nachrichten über die verſchiedenen europäiſchen Niederlaſſungen auf dieſer Küſte des mittäglichen Amerika, im Druck herausgeben.

Das Leben Washingtons (aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren) iſt mit dem fünften Bande geſchloſſen, der ſehr viele Plane von Schlachten, Belagerungen und andern militäriſchen Operationen enthält, die von ihm ſelbſt herrühren, oder doch unter ſeiner Leitung gezeichnet wurden, ſo, daß dieſer hiſtoriſchen Biographie wohl an Vollſtändigkeit und Wichtigkeit keine andre gleich kommt.

M. Pratt gibt ſeine ländlichen Gemählde verbeſſert heraus, nebſt einem neuen Gedicht über die Sympathie. Auch iſt von ihm eine Art Roman: Die Großen und Kleinen, ans Licht getreten.

Zu Edinbourgh iſt eine Reiſe nach den Inſeln Orkney und Shetland von M. Neill, dem Sekretär der naturhiſtoriſchen Geſellſchaft zu Edinbourgh, unter der Preſſe. Dies Werk handelt, nach einer Beſchreibung der naturhiſtoriſchen Gegenſtände auf jenen Inſeln, den Zuſtand ihres Ackerbaus, und ihrer Fiſchereien vollſtändig ab, und ſchließt mit einer mineralogiſchen Unterſuchung aus der Feder des D. Traill von Liverpool.

David Bogue von Gosport, und James Bennet von Ramſay geben eine Geſchichte der Diſſidenten ſeit der Revolution in 4 Bänden heraus.

Die Manuſcripte des Lord Lansdown, welche nächſtens verſteigert werden, bilden eine der reichſten Sammlungen von Original-Staatspapieren, die je ein Privatmann beſaß. Unter andern Seltenheiten bemerkt man eine große Anzahl eigenhändiger Briefe des Königs von England.

M. S. Woodburne iſt mit der Herausgabe von 100 Proſpekten der in der Nähe von London befindlichen Kirchen beſchäftigt. Die Beſchreibungen ſind aus den beſten gedruckten Werken und Handſchriften genommen.

M. Sawrey gibt von ſeiner Entdeckung einer neuen Augmembrane Bericht, und theilt einige Bemerkungen über die Behandlung der Thränenfiſtel mit.

Noch hat die Entrollung von ſechs im Herkulanum gefundenen Manuſcripten, welche der König von Neapel dem Prinzen von Wallis vor etwa zwey Jahren verehrte, keinen Fortgang gewonnen; der erſte Verſuch iſt vielmehr mislungen, und ein großer Theil der Handſchrift ausgelöſcht worden.

M. Heriot, General-Poſtdirekter des engliſchen Amerika, ein vorzüglicher Kopf, hat ſeine Lage genützt, und nun eine koſtbare Beſchreibung von Ober- und Nieder-Canada angekündigt, die zugleich gegen 200 Proſpekte, zwölf neue Pflanzen, mehrere Thiere, und viele charakteriſche Darſtellungen von den Sitten und Gebräuchen der Bewohner in Kupferſtichen liefert.

Miß Owenſon beſchenkt das Publikum mit Gedichten, unter dem Titel: „Lay of an Irish harp.“

M. Bennet von Pythouſe in der Grafſchaft Wilt gedenkt Originalbriefe von Carl I. und ſeinen Freunden, einen Schatz, den ſeine Familie bisher aufbewahrte, nun drucken zu laſſen.

Die Direktoren der oſtindiſchen Kompagnie ſuchten ſich gewiße Elementarbücher der chineſiſchen Sprache zum Gebrauch ihres College zu Hertford zu verſchaffen. Ihr Agent verſchrieb ſie von Peking, aber das Gouvernement ſelbſt verbot die Ausfuhr unter Androhung der ſchärfſten Strafe.

Die Prinzeſſin Eliſabeth hat eine Reihe von 24 eignen Handzeichnungen radirt, welche die Fortſchritte des Genies darſtellen. Sie beurkunden den Geiſt und Geſchmack der erhabnen Künſtlerin, und ſind zu freundſchaftlichen Geſchenken beſtimmt.

Mitford gibt die Geſchichte von Griechenland heraus, Gillies die von Alexander bis Auguſt, Core die des Hauſes Oeſtreich bis auf den Tod Leopolds II., Warburton die der Stadt Dublin, Clarke Reiſen durch Rußland, die Tartarei ꝛc. und Francis Buchanan eine Reiſe durch die Lande Myſore, Cannara und Malabar.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, 20 April.

Vorigen Dienſtag ward Eduard in Schottland, oder die Nacht eines Flüchtlings, ein hiſtoriſches Drama in 3 Aufzügen von Duval, aus dem vom Verf. mitgetheilten Manuſcript frey überſetzt von Kotzebue — im hieſigen königlichen Hof- und National-Theater gegeben. Zum Beſchluß folgte ein Ballet von Herrn Crux: die Hochzeit des Kalifen, worin Hr. Landais, Demoiſelle Julie und Hr. Landais, der Sohn, erſter Tänzer des Hoftheaters von Braunſchweig, ſo wie des franzöſiſchen Theaters in Hamburg, auftraten. Weder die Anordnung des Ganzen, noch die Darſtellung der fremden Künſtler konnten den Anforderungen des Gebildeten entſprechen; doch fehlte es beyden nicht an großem Beyfall.

Am 17ten war das Haus ſehr voll. Schon lange war uns Calypſo, eine Oper in 2 Aufzügen aus dem Italiäniſchen, in Muſik geſetzt von Hrn. Kapellmeiſter Winter, verſprochen; an jenem Tage ward ſie zum erſtenmahl aufgeführt. Winters Genius offenbarte ſich auch in dieſer Compoſition. Die Muſik, in welcher für die erſte Ausführung große Schwierigkeiten lagen, ward mit viel Glück vollzogen. Mademoiſelle Marchetti gefiel als Calypſo ſehr wohl; Hr. Weichſelbaumer ſpielte als Telemach ſeine dritte Debütrolle und unſre der Aufmunterung ſo würdige Hitzelberger Eukaris. — Die vielgeliebte Königin erſchien nach einer heftigen Unpäßlichkeit wieder zum erſtenmahl im Publikum; bey ihrem Eintritte ward ſie mit lauten Bezeugungen der Zuneigung empfangen.

Der geſtrige Tag war einer großen Feſtlichkeit geweiht; es wurden zwey neue Ritter St. Georgs geſchlagen. Um 11 Uhr zog der König durch die Reihe ſeiner antik gekleideten Garde im alten Ordens-Koſtume und umgeben von den anweſenden Rittern, welche gleichfalls die alte Tracht trugen, nach der Schloß-Kapelle. Freyherr von Boyſel und Graf von Taufkirch erſchienen im Helm und Harniſch, und empfiengen den Ritterſchlag. Es ward ein Hochamt gehalten, das die Zaubertöne von Danzi's Compoſition verherrlichten. Mittags war offne Tafel und Abends Hofakademie.

Heute ward zum erſtenmahl der Sammtrock, eine unbedeutende Fratze von Kotzebue, gegeben, und das Ballet vom 14ten wiederhohlt.

Der Oeſterreichiſche Miniſter am hieſigen Hofe, Graf Stadion, ein Staatsmann von den liebenswürdigſten Eigenſchaften, befindet ſich in ſehr gefährlichen Geſundheits-Umſtänden, ſo daß man an ſeinem Aufkommen gänzlich zweifelt.

Charaden.

1.

Seyd ihr mein Erſtes, liebe Herrn!
So iſt von euch die Weisheit fern;
Ihr laßt, drauf kann man ſicher ſchwören,
Kein kluges Wörtchen von euch hören,
Und gleichwohl — fragt das Publikum!
Und gleichwohl nennt kein Menſch euch dumm.
In große Städte müßt ihr gehen,
Wollt ihr mein Zweytes häufig ſehen.
Oft überragt es manchen Berg;
Oft iſts ein lächerlicher Zwerg.
Wer es beſitzt, dem iſt es theuer;
Drum fürchtet doppelt er das Feuer.
Entbehren könnt ihrs alle nicht,
Iſt mancher gleich, dem es gebricht.
Mein Ganzes, feſt iſt es verriegelt,
Kennt manchen, der zu viel geklügelt.
Hier ſetzt ſich, denn hier iſts erlaubt,
Der Bettler oft die Kron' aufs Haupt;
Hier leuchten manche helle Lichter:
Goldmacher, Philoſophen, Dichter,
Und ach! ein Ziel dem frechen Spott,
Liegt hier an Ketten — mancher Gott. M.

2.

Wohl euer Liebſtes, Menſchenkinder,
Bewahr' ich als ein Heiligthum.
Ihr wandelt durch drey Zeichen minder
Mich ſchnell zum Liebesdichter um.

Auflöſung des Logogryphs in Nro. 93: Greis.
Der Charade: Matte ꝛc. Mutter.

Nro. 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. April, 1807.

Gleich ſey keiner dem Andern; doch gleich ſey jeder dem Höchſten.
Wie das zu machen? Es ſey jeder vollendet in ſich.

v. Goethe.

Briefe über die Dresdner Kunſt-Ausſtellung.

Erſter Brief.

Die Stürme des Krieges hatten mich in eine kleine Land-Stadt Sachſens getrieben. Ich dachte in der Einſamkeit die trübere Vergangenheit und die hoffnungsarme Gegenwart zu vergeſſen, aber umſonſt; jedes neue Ereigniß zog mich in den Wirbel des Lebens zurück, ich konnte nicht ruhig werden. Recht erwünſcht ward die, welche mich ſo oft tröſtete, die Liebe zur Kunſt, wieder in mir wach. Aber wie ſollte ich ihr Genüge leiſten, abgeſchnitten von aller Anſheiterung und Lebensluſt, fern von der Anſchauung einer ſchönern Natur und begeiſternder Kunſtwerke, entblößt ſelbſt von den materiellen Mitteln zur Befriedigung meines Wunſches? Ich hörte zufällig, daß gegen Oſtern die Kunſt-Ausſtellung in Dresden beginnen werde, und in wenig Tagen war ich am Ziele meiner Sehnſucht. Wie hoffnungsvoll eilte ich, kaum angekommen, dem Brühlſchen Palais zu, aber wie ſehr überraſchte mich der Eintritt! Ich hatte den Geiſt der Ordnung, der in Sachſen einheimiſch ſeyn ſoll, als ein Haupterforderniß aller Kunſt-Sammlungen, Ausſtellungen ꝛc. auch hier vorausgeſetzt, und gehofft, jedes vorzüglichere Gemählde oder jede beſſere Zeichnung wenigſtens in ihrem beſten Lichte zu ſehen; aber ich hatte mich nur zu ſehr getäuſcht. Oelgemählde, Zeichnungen, Miniaturen, Kupferſtiche hiengen bunt durcheinander. Da war weder auf die behandelten Gegenſtände, noch auf den Meiſter Rückſicht genommen; die Werke der einzelnen Künſtler hiengen oft in verſchiedenen Zimmern zerſtreut, und das Werk des Meiſters war oft neben den unbeholfnen Verſuchen des Anfängers. Doch warum friſche ich mir das einmal überſtandene Gefühl des Unmuths noch einmal auf? Ich habe das Vortrefliche und Gute nur herausgefunden, und eile, wie alles, auch dieſen Genuß mit Ihnen zu theilen.

Durch den Gegenſtand, Erfindung und verſtändige Ausführung feſſelte mich vorzüglich ein großes Gemählde von Ferdinand Hartmann aus Stuttgart: die drey Marien beym Grabe Chriſti. Das Süjet iſt eins der reitzendſten, welche der Mahler aus der Geſchichte Jeſu wählen kann, aber in mehr als einer Hinſicht auch eines der ſchwierigſten. Die Verkündigung des Engels: „ihr ſuchet Jeſum von Nazareth, er iſt auferſtanden“, und die Wirkung, welche ſie auf die drey Marien macht, die herzugekommen ſind, um den Leichnam ihres Herrn mit köſtlichen Specereyen und Salben zu ſchmücken, und ſtatt deſſen das Grab offen ſehen und die himmliſche Botſchaft der Auferſtehung hören, wie viel Innigkeit, Tiefe und Andacht des Gemüths erfordert die Erfindung, wie viel Verſtändniß und Meiſterſchaft die Ausführung! In der Erzählung des Evangeliſten heißt es, daß die Marien an einem Sabbaths-Morgen dieſe Wallfahrt begonnen hätten; allein Hartmann läßt uns verſtändig nichts als die dunkle Grabeshöhle ſehen, weil ſein Bild nicht jenen frühern Moment des erſten Staunens und der Betrübniß über die Abweſenheit des

geliebten Leichnams, ſondern den ſpätern darſtellt, wo dieſe Empfindungen bey der höhern Verkündigung der Auferſtehung in Zweifel, Hoffnung und Glauben übergegangen ſind. Dieſen Geſichtspunkt, der, wie ich glaube, der richtige iſt, halten Sie feſt, und hören Sie nun, wie dieß in den Geſtalten ausgeſprochen iſt. Die jüngſte Marie iſt voll Entzückung vor dem Engel auf ein Knie geſunken, und ſtreckt inbrünſtig die Hände zu ihm empor; die älteſte, hinter ſie beugt ſich zweifelnd nach der Grabes-Oeffnung, und die dritte, welche in Rückſicht ihres Alters, ihres Ausdrucks, ihrer Bewegung zwiſchen den andern beyden inne ſteht, ſcheint nach ihren Geſichtszügen und ihrer ganzen Stellung von Zweifel zur Hoffnung überzugehen. Ihr linker Fuß iſt zurückgeſetzt; ihre rechte Hand, womit ſie die linke der älteſten Marie hält, ſcheint dieſe loslaſſen zu wollen, aber aus ihren klaren Augen ſpricht die Hoffnung, welche die Rede des Engels in ihrem Gemüthe erregt hat. Dieſe Geſtalten ſtehn dem Beſchauer zur Rechten im Bilde; zur Linken ſitzt auf der rechten Seite des Marmorgrabes der Engel, angethan mit einem langen, weiſſen Kleide. Seine rechte Hand deutet auf den Himmel, wohin ihre Liebe nun dem folgen ſoll, den ſie ſuchen; in ſeiner Linken hält er den Palmenzweig des Friedens. Auf ſeinem Geſichte ſpiegelt ſich mild und reitzend, wie der himmliſche Stern in der Welle, die freudige Botſchaft, welche er den Weibern zugerufen hat, und ſein blondes Haar, von einem himmelblauen Bande gehalten, ſo wie das durchſichtige, ſchöngeſtaltete, lange Gewand, und die großen weiſſen Fittige mit wenigen bunten Federn deuten auf die hohe Abkunft dieſes Geſandten, der durch meiſterhafte Kunſt, wie ätheriſch von einem leiſen Farbenhauche, doch beſtimmt und feſt, gewebt ſchien.

Aber ich höre Sie begierig fragen, wie der Künſtler das nöthige Licht in das Gemählde geführt habe? — Mehrere alte Mahler haben es in ähnlichen Fällen von den himmliſchen Erſcheinungen ausgehen laſſen, aber dieß fand Hartmann nicht vereinbar mit ſeiner Idee. Als ein Zeichen des neuen Bundes und neuen Tages, den die Welt mit der Auferſtehung des Erlöſers beginnen ſoll, bricht das Licht, leiſe die Farben des Regenbogens ſpiegelnd, von oben ſeitwärts auf die Oeffnung des Grabes, verklärt durch ſeinen Schein die ganze Geſtalt des Engels, erhöht die unvergleichliche Harmonie der ſaftigen, herrlichen Farben an den ſchöngefalteten Gewändern der Maria, und ruht glänzend auf den Blümchen, die, wie vom Thau des erſten Frühlingsmorgens geküßt, ihre bunten Kelche erheben, um den göttlichen Strahl in ſich zu ſaugen. Erfüllen Sie noch einmal Ihr ganzes Gemüth mit der Herrlichkeit dieſes Gegenſtandes, und wiederhohlen Sie ſich meine ſchwache Andeutung deſſen, was Hartmann geleiſtet hat, und Sie werden dem Gemüthe, dem Verſtande und der Geſchicklichkeit des Künſtlers Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Und wenn ich wünſche, daß der linke Arm des Engels wärmer, und die eine hintere Falte ſeines Gewandes nicht da wäre; wenn ich in dem Geſichte des knienden Weibes mehr Ausdruck hätte ſehen mögen, ſo werden Sie mir deshalb hoffentlich nichts Schlimmeres Schuld geben, als daß ich mit in der Zeit befangen bin, die ſich ſelbſt den vollendetſten Genuß durch unbedeutende Kritteleyen zu verleiden liebt. Das Gemählde iſt, wie in der Bildungsgeſchichte des Künſtlers, ſo überhaupt in der Kunſtgeſchichte unſrer Zeit eine merkwürdige Erſcheinung. Alle Gemählde und Zeichnungen, die mir bisher von Hartmann bekannt geworden ſind (Eros und Anteros, Hebe, Aeneas, der mit dem Achates aus dem Hauſe tritt, um ſich den Troja erobernden Griechen zu widerſetzen, Oreſt, den die Furien durch den Geiſt ſeiner Mutter aufſchrecken), zeigen ein ſinnvolles Gemüth, eine ſcharfe Beurtheilungskraft, einen empfindlichen Sinn für das Schöne, ein Auge, das ſich an der Form der Antike geübt und geſtärkt hat. In dem neueſten Bilde aber ſieht man, wie losgeriſſen von der leicht überwältigenden Geſtalt des Alterthums, Gemüth und Phantaſie des Künſtlers der eignen Kraft folgen, und die Mahlerey wieder in ihre alten, eigenthümlichen Rechte und die Vorzüge einſetzen, die ſie durch Schatten und Licht, Reichthum der Gruppirung, Pracht der Farben und wärmere Lebendigkeit vor der Plaſtick voraus hat. Welche Morgenröthe froher Hoffnungen erblüht vor unſerm Blick, wenn Hartmann dieſem Sinne treu bleibt, wenn der Geiſt und Wille, den uns ſein Gemählde verkündet, unter den deutſchen Mahlern einheimiſch wird, und der Inhalt ſeines Bildes zugleich eine allegoriſche Beziehung auf die nächſte Epoche der deutſchen Kunſtgeſchichte hat.

Derſelbe Gegenſtand war auch von Rösler behandelt, der ſeine erſte Bildung in Dresden erhielt, dann nach Rom gieng, und nicht lange vor ſeinem Abgange von dort dieß Gemählde vollendete. Da es ſo ungemein intereſſant iſt, ein- und ebendenſelben Gegenſtand von mehreren Künſtlern ausgeführt zu ſehen, ſo will ich mich bemühen, Ihnen auch von der Erfindung und Behandlung dieſes Bildes eine ſo klare Anſicht, als es durch Beſchreibung möglich iſt, zu verſchaffen. Der Ort, den es darſtellt, iſt natürlich das Grabgewölbe; allein durch die Oeffnung in der Mitte ſieht man in die vom Aufgange des Morgens verklärte Ferne. Die drey Marien ſind einzeln eingetreten; denn die erſte ſteht ſchon mit geſenkten Knieen und zuſammengefalteten Händen, mit deutlichem Ausdruck ſchmerzlicher Betrübniß im Geſicht, vor dem Engel, hinter ihr ſeitwärts die zweyte älteſte Marie, und zunächſt am Eingang der Höhle die dritte. Die Köpfe der beyden letzten haben viel Empfundenes. In dem Kopfe der Alten mahlt ſich eine ruhige, aber liebeſprechende Trauer, aus dem Geſichte derjenigen

hingegen, die zuletzt eingetreten iſt, ſpricht die regere Bewegung des Schreckens und der Verwunderung. Sie ſehen, daß Rösler den frühern Moment des erſten Staunens und der Betrübniß über die Abweſenheit des geliebten Leichnams zur Behandlung gewählt hat, und ſonder Zweifel wollte er in den drey Marien den Uebergang des Schreckens und der Verwunderung in den ſtillen und endlich in den deutlichern Schmerz zeigen. So habe ich mir das Bild, und ich glaube, richtig gedacht, ob ich Ihnen gleich nicht meinen Beweis aus dem Bilde ſelbſt führen kann, da die Geſtalt des Engels, die hier vorzüglich für mich ſprechen müßte, durchaus ohne Ausdruck iſt. Denn habe ich in dem Verſtändniſſe der Marien das Wahre getroffen, ſo wäre es gerathener geweſen, wenn der Künſtler, wie *Annibal Carrachi* bey der Behandlung deſſelben Gegenſtandes, den Engel blos auf das ofne Grab hätte zeigen und nicht die linke Hand zum Himmel erheben laſſen. Beſonders aber ſchadete dem Bilde der Strahlenſchein, der nicht den Engel umſchwebte, ſondern an dem Hintergrunde feſtliegend ihm gleichſam nur als Folie diente, und dadurch, daß die Gewänder nach der Art einiger alten italiäniſchen Mahler behandelt, die Lichter weißgelaſſen und die Schatten farbig waren, hatte der Künſtler das lebloſe Kolorit des Fleiſches um ein Großes vermehrt. Doch genug! Beyde Bilder haben mir die Feyer des Oſterfeſtes, das mir eines der frohſten und heiligſten iſt, rührend erhöht.

Wie gern führte ich Sie noch vor mehrere, die durch den Inhalt unſerm Gemüthe ſo nahe liegen; allein ich kann Ihnen nur noch zwey kleine Altarblätter von *Moritz Retzſch*, einem Schüler des Prof. *Graſſi*, nennen. Das eine ſtellt die heil. Anna vor, wie ſie die Maria leſen lehrt, das andre die Maria, wie ſie den Leichnam Jeſu im Schooß hält. Beyde zeigten Gewandtheit in der Behandlung der Oelfarben, allein das letztere Bild, ſo ſehr mir auch der emporgerichtete Kopf der Maria gefiel, war im Kolorit des Fleiſches zu kalt und bleich; auf dem erſten aber war der Kopf der kleinen Maria zart und lieblich empfunden, allein das Geſicht der Anna wieder durch die vielen Schatten und Reflexe unangenehm zerſchnitten. Man erwartete noch ein Oelgemählde: *Die Heilung des blinden Tobias*, von *Näcke*, einem andern ſehr hoffnungsvollen Schüler des Prof. Graſſi, allein Krankheit hatte ihn abgehalten, es zu vollenden. Augenzeugen verſicherten mir, daß es ſehr viele Vorzüge habe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fragmente.

(Von *Auguſt Kuhn* in Berlin.)

Koketterie — heißt der Springſtock, der, von der Hand eines ſachverſtändigen Frauenzimmers regiert, ſchon manchen, welcher der Macht der weiblichen Reize Hohn ſprach, niederwarf, und ihn der Diskrezion ſeiner ſchönen Siegerin überlieferte.

Energie iſt die Kraft, die, geleitet durch reife Ueberlegung, freye Thätigkeit des Geiſtes und tiefe Einſicht in der Abſicht, um irgend einen Zweck zu erreichen, ohne zu erſchlaffen, auf Einem feſten Punkte würkſam konzentrirt wird. Deshalb iſt auch nur der wahrhaft Gebildete der Energie fähig. Zwar bemerkt man bey dem Ungebildeten öfters eine gewiße Feſtigkeit im Handeln, die man leicht für Energie halten könnte; da dieſe Feſtigkeit aber nicht das Erzeugniß reifer, konſequenter Ueberlegung und der Beurtheilungs-Fähigkeit iſt, ſondern mehr der Anhänglichkeit an eine einmal gefaßte Meinung, und des Eigenſinnes: ſo verdient dieſe Erſcheinung bey dem Ungebildeten nur *Halsſtarrigkeit* genannt zu werden.

Religion iſt bey dem Ungebildeten Sache des Gefühls; ihr Zauber umſtrickt ihn, ohne daß er die Fäden ſieht, mit denen ſie ihn umſpinnt; und ſo beherrſcht ſie ihn auch als ſtrenge Richterin ſeiner Handlungen, öfters ohne daß er ſich dieſer Herrſchaft oder der Unterwerfung unter dieſelbe bewußt iſt. Die Religion des Gebildeten iſt weniger Sache des Gefühls, als Produkt des Verſtandes und des reifen Nachdenkens. Deshalb iſt die *Irreligioſität* bey dem Gebildeten nur *verächtlich*; bey dem Ungebildeten hingegen das Furchtbarſte, was es nur geben kann; denn wenn er dieſe Richterin nicht mehr ſcheut: ſo iſt der höchſte, peinlichſte Richterſtuhl der Erde, und wäre er auf den Leichnamen von Millionen Erſchlagenen errichtet, wäre jedes ſeiner Urtheile mit Blut geſchrieben — er iſt doch nicht fähig, ſeiner frechen Zügelloſigkeit Schranken zu ſetzen.

Die Ausdrücke: *gemeiner Mann*, und: *Ungebildeter*, halten die Meiſten für ſynonim. Grundfalſch! Der erſte Ausdruck bezeichnet einen untergeordneten äußern *Rang* in der menſchlichen Geſellſchaft, der jedoch Mangel an Bildung keineswegs als nothwendig damit verbunden vorausſetzt; denn wahre Bildung beſteht in dem richtigen, durch Bewußtſeyn geadelten Gebrauch der Geiſteskräfte, dem natürlich die allmählige Entwickelung derſelben vorhergehen mußte, nicht aber in ſtrenger Beobachtung der konventionellen Formen, die weit eher Mangel an ächter Bildung und eine gewiße Geiſtes-Beſchränktheit verräth. Man denke nur an die äuſſerſt ceremoniöſen Chineſen.

Die ächte Bildung iſt unter allen Völkern, in allen Zeitaltern, immer dieſelbe. Die falſche, die ſogenannte konventionelle Bildung, gleicht den Münzen, ſie gelten nur in dem Lande für voll, in dem ſie geſchlagen wurden. Man kann ſie in fremden Ländern nicht ausgeben, ohne bedeutend zu *verlieren*.

Die gewöhnliche moderne, wie man behauptet, immer mehr ſteigende Bildung iſt nichts weiter als eine *verbeſſerte Komplimentirkunſt*, über die unſere altfränkiſchen Vorfahren vor funfzig bis ſechzig Jahren ſehr lange und breite Bücher ſchrieben.

„Wir bilden *Gelehrte* — ſagen unſere Pädagogen — die das Vaterland aufklären und mit Ruhm bedecken.“ — Sehr zweckmäßig! — „Wir erziehen verſtändige und kenntnißreiche *Staatsmänner*, die das ihrer Leitung anvertraute Schiff durch Sturm und Wellen glücklich durchführen.“ — Sehr weiſe! — Wir wecken den Funken des Enthuſiasmus und das Selbſtgefühl der Kraft in jugendlichen Gemüthern, damit es dem Staate, wenn er in Gefahr kömmt, nicht an *Helden* fehle.“ — Sehr klug! Schade nur, daß ſo wenige von Euch, Ihr Herren Pädagogen, ſichs angelegen ſeyn laſſen, *Menſchen* zu bilden; das wäre zweckmäßig, weiſe und klug *zugleich*, und — höchſt nothwendig obendrein.

Nicht ſelten hört man den Ausdruck: *Quelle des Mangels*. Sie brauchen aber, meine verehrten Leſer, nur einen Augenblick bey dieſem Bilde ſtehen zu bleiben, um ſich von ſeiner Sinnloſigkeit zu überzeugen. Daß ſich die bedeutendſten Schriftſteller dieſes Ausdrucks bedienten, adelt ihn nicht.

Fables diverſes tant originales qu'imitées des fabuliſtes étrangers et quelques autres poëſies par J. L. G. (Grenus?) 2 Vol. in 12. à Paris, 1707.

Der achtungswerthe Verfaſſer dieſer Sammlung von Fabeln hat das erſte Bändchen der Jugend, das zweyte dem reifer'n Alter beſtimmt. Er iſt nicht ſelten von Lafontaine's Geiſte beſeelt, d. h. er iſt Meiſter der ſchweren Kunſt, naiv, angenehm nachläßig, in gefälligen Wendungen und harmoniſchen Verſen zu ſchreiben. Auch hat er das nicht kleine Verdienſt der Erfindung bey den meiſten Apologen. Nur würde ein ſtrenger Kritiker tadeln, daß im Allgemeinen ſich des Geſpräches zu viel, der Erzählung zu wenig finde, manche längſtbekannte Wahrheit, ſtatt aus einer Handlung, aus einem Dialog hervorgehe, einige ſeiner Allegorien nicht treffend genug, und hier und da die Gelehrſamkeit zu verſchwenderiſch eingeflochten ſey. Zum Schluße hängen wir die artige Fabel an: l'Amour et la Pudeur, nicht, als ob ſie die beſte der Sammlung wäre, ſondern weil ſie eine der kürzeſten iſt.

De la conduite de l'Amour
Vénus toujours plus mécontente
Pour le punir voulut un jour
Lui donner une gouvernante.
Le choix tomba ſur la Pudeur;
Mais par l'Amour elle fut maltraitée.
Qu'en advint il au ſuborneur?
Pour l'avoir ſi peu reſpectée,
Il eut l'Ennui pour gouverneur.

A. L.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Amſterdam.

Das italiäniſche Theater iſt gegenwärtig vorzüglicher, als es je war. Madame Borroni erhält allgemeinen Beyfall; und Sacconi ſowohl als Chiodi ſind beym Publikum ſehr beliebt. Auch Bertini, der vortreffliche Komiker der vorigen Truppe, erhält ſich in der Gunſt des Publikums, und Mad. Pucitta, wiewohl ſie natürlich einer Borroni nicht zur Seite ſtehen kann, wird nicht vergeſſen. Ihre Apotheoſe finden Sie in Cramers Individualitäten. So wenig verſtändlich auch manchem Deutſchen jene pſeudonymiſche Geſchichte in Cramers Journal ſeyn mag, weil er den Gordiſchen Knoten nicht zu löſen vermag, ſo ſpaßhaft war dieſer ernſthafte Scherz für die — nicht profanen — Amſterdamer. Der arbeitſame Cramer iſt jetzt wieder in Paris, und ſpendet uns von dort aus ſeine Gaben, wo die Quelle nie verſiegen, kein Stoff verloren gehen kann. Das Kunſt- und Induſtrie-Comptoir zu Amſterdam, welches im vorigen Jahre den Stern, und nachher das Amſterdamſche Abend-Journal herausgab, welche bekanntlich beyde verboten wurden, hat zu Anfang Februars ein franzöſiſches Journal unter dem Titel: Le Conſervateur herausgegeben, dem Zweck nach ein Journal de litérature, des ſciences et des beaux-arts. Der Inhalt dieſes Journals, welches bey der Tendenz, ein Eſprit des journaux darzuſtellen, auch zugleich eine ächte Darſtellung der franzöſiſchen Literatur uns geben will, iſt ſehr mannigfaltig. Es enthält Aufſätze von Chenier, Villers, Routiez und la Cretelle, Gedichte von le Brun, Desperroux, Gaſton, Morellet, Fabre, Berichte über die franzöſiſchen und holländiſchen Theater, und unter dem Artikel Variétés manches von und über Mad. Graſſini. Auch die Literatur iſt nicht vergeſſen, und den ſchönen Künſten ſind mehrere Artikel geweiht. In dieſem Geſchmack und mit ſolchen Abwechslungen kann dieſem Journal der Beyfall des deutſchen und holländiſchen Publikums nicht fehlen. Der Artikel über das königlich-holländiſche Theater zu Amſterdam enthält übrigens einige Unrichtigkeiten, da z. B. Herr Tack keineswegs bis jetzt zum königl. Kommiſſär ernannt worden iſt, als höchſtens in dem Sinn, in welchem es auch alle übrigen Kommiſſäre dadurch ſind, daß das holländ. Theater: Théatre du Roi genannt ward. Auch hätte Hr. Weddik, als Mann von Geſchmack, der ſich auch durch Reiſen gebildet hat, einige Erwähnung verdient. Der älteſte unter den Kommiſſarien der holländiſchen Schaubühne, Hr. Brouwer, hat von dem König den königlichen Orden von Holland erhalten.

Der Kommiſſär des franzöſiſchen Theaters zu Amſterdam, Hr. Mynſſen, verdient wegen ſeines Eifers, zum Vergnügen des Publikums beyzutragen, geprieſen zu werden. — Sollte man wohl glauben, daß ein Publikum, welchem man ſo manchen Genuß gewährt, und beynahe immer Befriedigung verſchafft, noch aufgemuntert werden müßte, Benefiz-Vorſtellungen beſſer zu unterſtützen? Dies war doch wohl der Fall, als der Regiſſeur Thibaut eine Benefiz-Vorſtellung erhielt, und le Jugement de Salomon gegeben ward, da die Einnahme den Erwartungen gar nicht entſprach.

Kaſſel, 29 März.

— — — Dem Fremden, welcher Kaſſel gegenwärtig beſucht, erſcheint es ungewöhnlich menſchenleer und unbelebt. Wie? noch unbelebter als vormals? Ja wohl, denn auch die wenigen Verſammlungsörter der Unbeſchäftigten ſtehen jetzt faſt ganz verlaſſen da. Vormals war, wenigſtens zur Zeit der Frankfurter Meſſe, ein bedeutendes Zuſammenſtrömen von Fremden und Einheimiſchen ſichtbar. Jetzt war auch davon kaum eine Spur wahrzunehmen. Man ſagt, die Einheimiſchen haben jetzt gewonnen, und die Fremden verloren. Man ſagt, das geſellige Leben in den engern, vertraulichen, häuslichen Zirkeln ſey jetzt in Kaſſel freyer und angenehmer, als vormals. Es wäre eine ſolche Veränderung wenigſtens leicht erklärbar. Ungewöhnliche Umſtände nähern gemeiniglich Menſchen von Geiſt und Herz ganz unvermerkt, weil ſie ſich zu gegenſeitiger Mittheilung ſuchen. Man ſagt auch, manche Vorurtheile, die vormals die freye Geſelligkeit ſtörten, ſeyen jetzt verdrängt worden. Man ſagt dies und vieles andre Tröſtliche, wovon ich mich bey meinem jetzigen Aufenthalte nicht näher habe unterrichten können.

Ich eilte bey meiner Ankunft nach der Bildergalerie, um die ſchönen Kunſtwerke zu ſehen, die, einer neulichen Nachricht zu Folge, zurückgeblieben ſeyn ſollten. Ich erfuhr aber, daß der berühmte Kunſtkenner Denon alle bedeutende Meiſterwerke ohne Ausnahme für das große Pariſer Muſeum in Beſchlag genommen, und nur einige wenige gute ältere Kopieen zum Gebrauch der hieſigen Zeichenakademie zurückgelaſſen habe, die noch fortwährend von dem wackern Direktor Tiſchbein geleitet wird. Dieſe wenigen übrig gebliebenen Stücke ſind jetzt abgenommen, umgeſtellt, und der Beſchauung der Fremden entzogen. — Meine Neugierde trieb mich hierauf nach dem Muſeum. Aus dieſem ſind die Münzſammlung, die Antiken und von den Moſaiken der heilige Petrus dem Muſeum Napoleon zugeführt worden. Der Zutritt iſt jetzt den Fremden verſchloſſen. Hoffentlich werden wir bald durch ein vollſtändiges Verzeichniß der Pariſer Kunſtwerke, erläutert durch hiſtoriſche Notizen, in den Stand geſetzt werden, das Nähere zu erfahren. Was Italien verlor, iſt kein Geheimniß, und auch nie von Verſtändigen als ein ſolches betrachtet worden. — — —

Nro. 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 28. April, 1807.

Nur im Kraftgefühle
Männlicher Beharrlichkeit
Kämpft man ſich zum Ziele.

Matthiſſon.

Briefe über die Dresdner Kunſt-Ausſtellung.

(Fortſetzung.)

Folgen Sie mir nun von dieſen uns verwandtem Gegenſtänden in das geſtaltreiche Alterthum, zuerſt zu einem Gemählde von Fried. Matthäi, das den Oreſt vorſtellt, wie er mit ſeinem Freunde Pylades nach Ermordung ſeiner Mutter an dem Aegiſtheus Rache nimmt. Die Erfindung und Anordnung iſt faſt genau nach einer Stelle in Lucians Lobrede auf einen ſchönen Saal, ſ. Wielands Ueberſetzung, 6ter Theil. S. 347, die ich Sie nachzuleſen bitte. Die Hauptſache des Bildes iſt die Gruppe, wie Oreſtes von der einen und Pylades von der andern Seite den zwiſchen ihnen auf die Knie niedergeworſnen Aegiſtheus zu ermorden im Begriff ſind. Wollen Sie ſich den Stand des Oreſtes und die Lage des Aegiſtheus ungefähr denken, ſo bitte ich Sie im erſten Bande der Herkulaniſchen Gemählde das Blatt aufzuſchlagen, wo Theſeus den Minotaurus ermordet. Hinter dieſer Gruppe liegt auf dem ehebrecheriſchen Bette die ermordete Klytemneſtra. Dem Beſchauer zur Linken ſieht man die Schweſter des Oreſtes, die, erſchüttert durch das Walten der Nemeſis, in ihrem Hauſe ſich ſchüchtern an einem daneben ſtehenden Sklaven hält,*) indem ſie den ſcheuen Blick nach der Gräuelſcene des Mordes gekehrt hat. Rechts ſteht ein bärtiger Mann, vielleicht der Pädagog, neben einer Gruppe von mehreren Perſonen, welche der Lärm herbeygeführt hat, und durch eine offne Thür im Hintergrunde ſieht man zwey fliehende Mädchen mit emporgehobnen Händen, und einen trüben, verhängnißvollen Himmel. Das Bild war in Rückſicht der Farbengebung, Zeichnung und Drapperie mit lobenswerthem Fleiße ausgeführt; allein es ließ den Beſchauer zu kalt, wie das meiſt bey jeder Behandlung antiker Stoffe der Fall iſt. Der Künſtler macht ſeine Studien dazu gewöhnlich nach antiken Muſtern, und iſt er nicht genialiſch oder wenigſtens in eigenen Geſtalten geübt genug, ſo wird ſein Bild nicht etwas Originelles, aus dem Wunderquell ſeiner Phantaſie Entſprungenes, ſondern eine Nachahmung, und wo hat dieſe je Leben? Zum Muſter für Wahl und Behandlung der Darſtellungen aus dem griechiſchen und römiſchen Alterthum könnte, meiner Einſicht nach, die Skizze von Ferd. Hartmann dienen, welche den Oreſtes vorſtellt, wie der von den Furien herbeygeführte Geiſt ſeiner Mutter ihn aus dem Schlafe aufſchreckt, und die bey ihrer erſten Erſcheinung in Rom die Aufmerkſamkeit aller Künſtler und Kunſtfreunde in rege Bewegung ſetzte. Auf dem einſamen, nächtlichen Lager wollte Oreſtes endlich das ſchlummerloſe Auge erquicken, und ſein treuer Pylades ſetzte ſich ihm zur Seite. Aber welche Flamme zuckt durch das Zimmer? Sie kommen, die Furien,

. . . . es ſchaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um ſich her,

*) Oder den Sklaven abhalten will, dem Aegiſtheus beyzuſtehn, wie andre geſehn haben.

und die Fackeln ſchwingend, zeigen ſie den Schatten der Mutter, in ein weites, reichgeſtaltetes Gewand gehüllt, dem muttermörderiſchen Sohne, der erſchreckt auffährt, und die Decke ſeines Lagers, wie einen Schild, gegen die Furie emporhält, die zunächſt über ihm ſchwebend, höhnend die gelüftete Decke faßt. Welche unglaubliche und erſchütternde Würkung muß dieſe Skizze als Gemählde thun, wo das Augenblickliche, das Blitzſchnelle des Moments, das Hartmann ſo genialiſch ergriffen hat, noch unendlich erhöht, und die Scene durch die Glut der lodernden Fackeln noch ſchaudernder gemacht wird. Aber die Ausführung der Skizze? — Sie wollen mich in Verſuchung führen; denn Sie ſind darin mit mir einverſtanden, daß bey einer Skizze nur von der Idee die Rede ſeyn kann — Unbeſchreiblich liebreitzend erfunden und ausgeführt war ein verwundeter Adonis von Gerhard v. Kügelgen. Adonis liegt auf die Erde hingeworfen, und hinter ihm ſieht man den Verderber ſeiner Jugend, den wilden Eber, ins Dickicht des Waldes fliehen. Aus der Wunde über den Weichen rieſelt das purpurne Blut, und, eingedenk der Warnung der Göttin, hebt er das auch im Schmerz anmuthige Geſicht und die linke Hand flehend zu ihr empor, daß ſie gnädig ſeinen Ungehorſam vergebe. Das Bildchen war auſſerordentlich ſchön gemahlt, und die liebliche Geſtalt des Adonis athmete vollkommen die jugendliche Weißheit und Fülle, die ihn zum Liebling der ſchönſten Göttin macht. — Ich hätte Ihnen eigentlich nach den Bildern von Retzſch noch zwey idealiſche Bruſtbilder: Chriſtus und Moſes von Kügelgen, nennen ſollen; doch von etwas Vortrefflichem hören Sie zu jeder Zeit gern. Es ſcheint, als habe ſich der Künſtler Chriſtus und Moſes als Geſetzgeber gegenüber gedacht. Denn ungemein ſchön ſteht der liebevolle Ernſt und die ruhige Würde, die aus dem offnen, ſchuldloſen Antlitze des Erlöſers ſtrahlt, den gewaltigern, ich möchte ſagen, ehernen Zügen des Moſes gegenüber, dem der Künſtler, ſtatt der ſonſt üblichen Hörner, zwey Strahlen über der Stirne zugegeben hat, die das Erhabene und Gebietende des Kopfes noch mehr erheben. So viel für diesmal! Mein nächſter Brief ertheilt Ihnen Nachricht von den Portraits und Landſchaften.

Schwärmerei. *)

Ich gieng in London von einem meiner Freunde, wo ein unterhaltendes Geſpräch bey einem Glaſe Punſch uns bis gegen 12 Uhr gefeſſelt hielt, nach Hauſe. Mein Weg führte mich über Templebar durch den Strand. Die Straße war bereits ziemlich öde, und nur wenige Nachtvögel ſchwärmten noch nach Beute umher. Gewarnt durch erfahrnere Freunde verſchloß ich mein Ohr ihrem Syrenengeſange und ſchritt mit friſchem Gleichmuthe ſtarken Schrittes an ihnen vorüber. — War es dies oder was ſonſt, das mich glücklich hindurchbrachte, ohne daß ſie mich umringten, oder, wie es ſonſt wohl zu geſchehn pflegt, an meinen Arm ſich hingen. Schon glaubte ich allen Klippen entronnen zu ſeyn, als unvermuthet meiner ſtolzen Stoa der Schiffbruch drohte. — Stille vor ſich her ging ein Mädchen von hoher edler Geſtalt. Ihr ganzer Anſtand trug eben ſo ſehr das Gepräge der Sittſamkeit, als er bey den übrigen Nymphen der Themſe das entgegengeſetzte Gepräge trug; ihr Anzug war feſt und beſcheiden, und doch mußte ſie zur großen Schweſterklaſſe gehören, die hier ihr Gewerbe treiben. Ihre Erſcheinung zog mich unwillkürlich an; ich gieng langſamer und erwartete, daß ſie mich anreden ſollte. Vergebens! Ein ſchüchterner Blick war Alles, was mir zu Theil wurde. — Sollte das Mädchen doch vielleicht nicht zu jener Klaſſe gehören? Sollte ſie vielleicht blos ihr Weg hier hindurchführen? Von einem hübſchen anſtändigen Mädchen wäre das doch ein wenig viel gewagt. — Um mit dieſen aufſteigenden Zweifeln ins Reine zu kommen, redete ich ſie an und fragte, ob ich ſie nach Hauſe bringen ſollte? — Sie ſchrack zuſammen, als ſie meine Stimme hörte, und doch ſchien ſie meine Anrede erwartet zu haben; denn ſie liſpelte mir zu: „wenn Sie die Güte haben wollen." — Ihre Stimme bebte und ich fühlte die Schwingungen in meinem Herzen, ohne ſie ſinnlichen Regungen niederer Art zuſchreiben zu können. — Wenn Sie die Güte haben wollen! welch eine Antwort für ein hübſches Mädchen?! — War ſie vielleicht ſo tief geſunken, daß ſie die Gunſtbezeugungen roher Wüſtlinge für eine Wohlthat anſehn mußte, auf welche ſie keine Anſprüche mehr zu machen ſich berechtigt fühlte? Oder war der Antrag ihr ſo neu, daß ſie ihn mit der gewöhnlichen Floskel allgemeiner Höflichkeit beantworten zu müſſen glaubte? — Ihre bebende Stimme .... Ich bot ihr den Arm. Sie lehnte ſich ſo leiſe darauf, als ſchiene er ihr eben keine der zuverſichtlichſten Stützen, und ich fühlte, wie ihr Arm zitterte. — „Iſt Ihnen nicht wohl, liebes Kind?" fragte ich beſorgt. — „Es iſt etwas kühl," war ihre ganze Antwort, und kaum, daß ich noch die Anzeige ihrer Wohnung herausbringen konnte.

Da alle meine Wünſche, ihr Reden abzugewinnen, fehlſchlugen, ſo gingen wir ſchweigend neben einander her; nicht als wallfahrteten wir zu Cythereens Altar, ſondern als machten wir einen Gang zur Höhle des Trophonius, der großen Dinge erwartend, welche uns dort entſchleyert werden ſollten. Zum Glück war ihre Wohnung nur einige hundert Schritte entfernt; denn in die Länge hätte eine ſolche ſtumme, durch nichts belebte Unterhaltung langweilig werden müſſen, da nur ihr Zittern den Druck meiner Hand beantwortete.

Jetzt waren wir vor dem Hauſe. Meine ſtumme Schöne gieng voran die Treppe hinauf, und ich tappte ihr nach. Wie viel Treppen wir ſtiegen, vermochte ich nicht zu unterſcheiden, denn es ging hoch und immer höher, als ginge es geradezu auf Jakobs Leiter in den Himmel hinein, und ohne daß ich wußte, ob ein Engel des Lichts oder der Finſterniß mir vorausging. Endlich eröfnete ſich eine kleine Thüre zu einer Art von Vorzimmer. Meine Führerin bat mich hier zu verweilen, bis ſie Licht beſorgt hätte, und ich mußte es mir gefallen laſſen. Ich hörte den Stahl gegen den Stein ſchlagen; es mochten aber wohl keine Funken herausſprühen, oder löſchten die Thränen des Mädchens ſie immer wieder aus? Kurz, es währte ziemlich lange, ehe die

*) Bruchſtücke aus dem erſten Bändchen Erzählungen von G. Reinbeck, welche auf die Oſtermeſſe bey den Herrn Wilhelm Rein und Comp. in Leipzig angekündigt ſind.

Funken zur Flamme auſloderten. — Das Warten pflegt ſonſt meine Sache eben nicht zu ſeyn; doch weiß ich nicht, was mich auf meinem Poſten zurückhielt, ohne daß ich den Trieb empfand, die Thüre zu öfnen, hinter welcher ich den Schlag des Funkenſpruhenden Stahls erſchallen hörte. Meine Augen waren aber ſtarr dahin gerichtet, als ſie ſich öfnete und die hohe ſchlanke Geſtalt mit dem Lichte in der Hand heraustrat. Ich wollte recht viel ſehen und ſah — gar nichts; denn mein Auge wurde geblendet von der Flamme nach der Dunkelheit. Doch gieng ich näher hinzu und trat in ein kleines Zimmer, in welchem, troz der ſichtbaren Armuth, Reinlichkeit und Ordnungsliebe ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatten.

Meine Schöne ſtellte das Licht auf den Tiſch, und rückte mir einen Stuhl herbey, auf dem ſie mich bat Platz zu nehmen. Jetzt hatte mein Auge ſich an das Licht gewöhnt, und faßte den Gegenſtand meiner Neugierde. Da ſtand das Mädchen, die verſchämten blauen Augen zur Erde niedergeſchlagen; die langen bräunlichen Locken, welche vorher ein Strohhut geſammelt hatte, umwallten üppig das runde Geſichtchen, auf deſſen Lilien die Schaam jezt ihre Glut ergoß; eine freye offne Stirn, eine etwas gebogene feine Naſe, kein Mund, wie Raphaels Madonna ihn lächelt, doch, obgleich weiter geſpalten, von Amoretten umflattert. — Ich war ſehr überraſcht; denn mit dieſen Reitzen konnte ich mir in einem Mädchen, das doch offenbar zur Prieſterin der Göttin zu Paphos ſich beſtimmt hatte, die Schüchternheit nicht reimen, da Alles bewies, daß hier keine ſo genannte Unſchuld auf dem Spiele ſtand. Und doch — Unſchuld? — Wie würde Dein ſchöner Name herabgewürdigt, wenn man mit ihm nur das bezeichnete, wofür es kaum einen Begriff gibt, was oft in unreiner Begierde ſich in ſich ſelbſt verzehrt, weil Zwang und Umſtände vielleicht ſich vereinigen, daß es nicht auf dem öffentlichen Brandaltare geopfert werde. Du biſt höherer Natur und ſteigſt wie die Flamme auf dem Altare der Veſta aus dem innern Heiligthum des Herzens empor, auch unverlöſchlich, wie ſie.

Es ſchien, als ſtecke ihre Schüchternheit mich an, und ſo ſonderbar es auch dünken mag, ich wußte in der That nicht, wie ich das Mädchen anreden ſollte. Endlich faßte ich mich und trat näher zu ihr hin. Unwillkürlich wich ſie einige Schritte zurück, doch, als beſänne ſie ſich, blieb ſie ſtehen, und höher glühte die Wange, ſichtbar hob ſich der ſchöne volle Buſen; ich glaubte die Schläge ihres Herzens zu hören, und ſah einen Thränenſtrom unter den Augenwimpern hervorſchießen. — „Was iſt Ihnen?“ fragte ich mit der Schonung, die ſolche Thränen zu fordern ſchienen. „Sie können kaum ſtehen. Setzen Sie ſich, ſchönes Kind.“ — War etwas in dem Tone, mit dem ich ſprach, das ihr Muth einflößte, oder ermannte ſich ihr Gemüth...

Sir, fragte ſie mit mehr Feſtigkeit als ich erwartete, verzeihen Sie einem Benehmen, das Sie in dieſem Zimmer, unter den Umſtänden, in welchen Sie es betraten, überraſchen, vielleicht beleidigen muß, verzeihen Sie einer Unglücklichen“.... Hier bebte ihre Stimme von neuem, und ihre Thränen erſtickten das Wort auf der Lippe.

„Unglücklich? Bey dieſer blühenden Geſtalt? Bey dieſer Schönheit?“ — Ich kam mir ſehr albern vor, als ich dies ſagte und ſchämte mich der alltäglichen Worte. — Auch das Mädchen ſchien eine andre Antwort erwartet zu haben, und ſah mich mit einigem Befremden an. — „Liebes Mädchen, nahm ich wieder das Wort, als ich mich gefaßt hatte, Ihre Lage gegen mich ſcheint Ihnen eben ſo ungewöhnlich zu ſeyn, als mir meine gegenwärtige Lage gegen Sie iſt, und doch, verzeihen Sie, weiß ich dieß von beyden Seiten nicht mit der Veranlaſſung zu reimen, die mir das Glück verſchafft hat, mich hier neben Ihnen zu finden.“

Die Roſen der Schaam umkränzten ihre Stirn. — „Ich weiß, ſtammelte ſie, ich weiß, wozu ich Sie berechtigt habe, und m u ß mich ihm unterwerfen.“

„Müſſen? Alſo nicht Ihr freyer Wille?“

„O Gott!“ ſeufzte ſie laut, und ſchlug den thränenſchweren Blick zum Himmel auf, einen Blick der Verzweiflung und der Anklage.

„Fürchten Sie nichts, mein ſchönes Kind!“ und ich ſetzte mich neben ſie und faßte ihre Lilienhand, „fürchten Sie nichts. Ich bin nicht gewohnt mich eines Rechts zu bedienen, das ich nicht dem freyen Willen, ſondern nur dem M u ß verdanke. Doch muß ich Ihnen geſtehen, ich wünſchte zu wiſſen, was Sie vermocht hat, mir unaufgefordert Hofnungen zu geben, die Sie nicht zu erfüllen geneigt ſcheinen!“

„Die Noth, Sir,“ rief ſie ſchmerzhaft, „denn ſeit vorgeſtern — habe ich nichts gegeſſen!“

„Himmel, iſt das möglich?!“ — Mit dieſem Ausruf ergriff ich Hut und Stock.

Wohin eilen Sie? Wollen Sie mich verlaſſen?“ fragte ſie weinend, und ſtreckte ihre beyden Hände mir nach.

„Ich will Sie ſpeiſen. Sie ſollen ſich erquicken; ich bin gleich wieder hier!“ — Ich ſtürzte zur Thür hinaus, das Mädchen wankte mit dem Lichte mir nach, und bald hatte ich die Straße gewonnen. — Zum Glück war ich in der Gegend bekannt. Ich gieng in eine Taverne, nahm eine Flaſche guten Portwein, dann einiges Backwerk und Brod, und was ich in der Geſchwindigkeit finden und mitnehmen konnte, und ſo flog ich wieder zurück.

Meine Schöne ſtand noch mit dem Lichte in der Hand auf der Treppe, mich erwartend. Sie leuchtete mir voran, und ich folgte ihr.

„Hier, liebes Kind, hier eſſen Sie; ich gebe Ihnen, ſo gut ich's in dieſem Augenblicke zu geben vermag.“

Sie nahm das Brod, ſahe mich feſt an, blickte dann zur Decke empor... Es war die rührendſte Feyer des Liebesmahls, der ich bis jetzt noch beygewohnt habe. — Auf dem Tiſche ſtand ein Glas. Ich ſchenkte es voll und überreichte es ihr. Sie nahm es, und eine glühende Thräne fiel auf meine Hand, indem ſie das Glas, welches ich noch hielt, an ihre Lippen brachte. Sie leerte es nicht ganz, und ich konnte mich nicht enthalten, den Reſt zu ſchlürfen. — Ich bezeugte ihr mein Beyleid, daß die unbequeme Zeit mir nicht vergönnte, ſie beſſer zu bedienen.

„Ich danke Ihnen für Ihre Wohlthat, Sir.“ ſagte ſie in einem ruhigen feſten Tone, wobey ſie mir gerade ins Auge blickte, „und danke Gott, daß ich dieſe Erquickung nur Ihrer Menſchenliebe verdanke.“

„Der innigſten herzlichſten Theilnahme an dem unverdienten Schickſale eines Engels,“ erwiederte ich und jagte ihr durch dieſe Worte neue Röthe auf die Wangen. „Aber eines Engels,“ ſetzte ich beruhigend hinzu, „der eine edlere Empfindung erweckt, als lüſterne Begierde.

Ich hatte ihre Hand ergriffen, und fühlte ihren leiſen Druck. Als ich ſah, daß ihre Gefühle nicht mehr ſo ſtürmiſch wogten, und ſie durch die genoßne Erquickung geſtärkt ſchien, wagte ich es, ſie aufzufordern, ſich mir zu entdecken. — „Ihr Schickſal muß ſehr ſonderbar ſeyn,“ fügte ich hinzu, „ich geſtehe, es ſpannt meine ganze Neugierde.“

„Dann werden Sie ſich ſehr getäuſcht finden,“ erwiederte ſie. „Mein Schickſal iſt ſehr alltäglich, und nichts darin merkwürdig, als daß ich das Herz des edelſten Va-

ters ſo tief, ſo unheilbar verwunden konnte." — Hier ſtrömten ihre Thränen reichlich, und lange konnte ſie die Sprache nicht finden.

„Entdecken Sie ſich mir, liebes Kind, vielleicht vermag ich" ....

„Kein Menſch auf Erden vermag mein Schickſal zu mildern," verſetzte ſie im Tone der Verzweiflung, „ich bin auf immer verworfen!"

Dieſer Ton erſchreckte mich. Alltägliche Beruhigungs-Gründe, ſah ich wohl, waren hier nicht anwendbar, um ſo weniger, da ich bis jetzt noch durchaus nicht wußte, welche Art von Beruhigung in das gefühlvolle Herz meiner ſchönen Leidenden Eingang finden möchte. Ich blieb alſo in dem theilnehmenden, aber ernſten Tone, zu welchem der Augenblick unwillkürlich ſtimmte.

„Wer ſind Sie? Und laſſen Sie mich Ihren Namen wiſſen."

„Ich heiße Liddy, und bin die Tochter eines Geiſtlichen."

„Und Ihr Familienname, liebe Liddy? Der Wohnort Ihres Vaters?"

Sie ſchwieg einige Augenblicke. — „Nein, Sir, ſagte ſie endlich, des Mannes Namen," der mir einſt Vater war, darf ich Ihnen nicht nennen; auch ſeinen Wohnort nicht; denn ich bin ſeine Tochter nicht mehr. Ich bin eine Vater- und Mutterloſe Waiſe, habe keine Verwandte, bin hinaus geſtoßen, ein Ball des Schickſals!

„Aber wie?" ...

„O verlangen Sie nicht eine Erzählung von mir, die mein Herz zerreißen würde. Ich bin unausſprechlich unglücklich, und dies — durch meine Schuld. Das iſt Alles, was ich Ihnen zu ſagen vermag."

„Ich fühle," erwiederte ich, „daß es unbeſcheiden ſeyn würde, wenn ich, ein Unbekannter, der ſich Ihnen unter dieſen Umſtänden zum Erſtenmale naht, Ihr Vertrauen erpreſſen wollte, liebe Liddy; aber unwürdig bin ich deßen vielleicht nicht, und es wäre doch möglich, daß ich zur Erleichterung Ihres Schickſals irgend etwas beytragen könnte, wenn Sie" ....

„Dies, Sir, erwarte ich von Ihrem Edelmuthe, auch ohne der Schaam zu unterliegen, Sie mit den Umſtänden meiner Schuld bekannt zu machen."

„Gut, Sie ſollen ſich nicht getäuſcht finden. Für heute kein Wort weiter. Sie ſind erſchöpft, bedürfen der Ruhe. Darf ich morgen bey Ihnen frühſtücken?"

„Ach, mein Herr! warum Sie bitten, muß ich als eine Wohlthat betrachten; nur, was ſoll ich Ihnen vorſetzen?"

„Erlauben Sie, daß ich Sie bitte, hiefür Chocolade zu beſorgen." — Ich legte eine Guinee hin; ſie erröthete. — „Bis morgen!" ſagte ich, verbeugte mich, und gieng ... ohne einen Druck der Hand. Sie folgte mir mit dem Lichte bis an die unterſte Treppe, und wir ſchieden.

Jetzt erſt als ich ins Freye kam, und Alles um mich her im Schleyer der Nacht gehüllt war, jetzt erſt trat das heutige Abenteuer in ſeiner ganzen Abenteuerlichkeit vor meine Phantaſie. Was iſt's mit dem Mädchen? — Dieſe Frage war am leichteſten beantwortet; es bedurfte nur eines Blicks auf die holde Geſtalt. Was für eine Schuld konnte auf dieſem Herzen laſten, als die Schuld — der Liebe? — War ſie aber ihren Eltern entflohen oder von dieſen verſtoſſen? — Das Erſte ſchien mir das Wahrſcheinlichſte, das Letzte beynahe unmöglich. Auch die ſchuldige Tochter bleibt noch Tochter, ſagte mir mein Herz, und Liddy ſprach mit Ehrfurcht von ihrem Vater. Alſo iſt ſie entflohen, entführt vielleicht, jetzt verlaſſen von dem treuloſen Verführer, ohne Erfahrung, ohne Beyſtand, allein mit ihrer Jugend und blühenden Geſtalt auf dem klippenvollen Meere der Hauptſtadt, ein Raub der Verzweiflung und des Laſters! — Nein, das ſoll nicht ſeyn. Ich will, ich muß ſie retten! — Dies war der einzige feſte Gedanke, den ich zu faſſen vermochte, ob ich mir gleich die Frage: Aber wie? Du ein Jüngling, ſie ein Mädchen! in einer fremden Stadt! — nicht zu beantworten wußte.

Unter dieſen Gedanken kam ich bey meiner Wohnung an. Ich klopfte leiſe, um Niemand zu erwecken, und bald öffnete ſich die Thüre, und Nanny trat mit dem Lichte aus der Küche. „Gottlob! Sie ſind's, Mr. Bernhard!" rief ſie mir entgegen. „Wie habe ich mich um Sie geängſtigt!"

„Um mich, liebe Nanny?" fragte ich verwundert.

„Ja wohl um Sie. Wo bleiben Sie denn ſo ſpät?"

„Ein Freund hielt mich auf."

„Oder eine Freundin vielleicht?" — Ehe ich antworten konnte, fuhr ſie fort: „Sie ſind erſt wenige Wochen in London, kennen die Straßen kaum, und wagen es ſo ſpät und ganz allein zu gehen?" Haben Sie denn wenigſtens den Nachtwächter mitgenommen?"

„Nein; wozu? Mir iſt nichts begegnet."

„Wenigſtens nichts Unangenehmes, wie es ſcheint," antwortete ſie lächelnd.

Wir ſtanden vor meiner Stubenthüre, ich ſchloß auf, ſteckte mein Licht an dem ihrigen an; ſie wünſchte mir eine gute Nacht, und ich — gieng in mein Zimmer, ohne dem guten Mädchen einmal für ihre um mich ausgeſtandene Angſt zu danken. War ich denn dieſen Abend ganz bezaubert? Hatte eine neidiſche Fee mein Herz mit Eis übergoſſen? — Wenn ein Mädchen ſich um uns ängſtigt, ſo verdient das doch wohl einen kleinen Dank; und noch dazu ein ſchlankes hübſches ſchwarzäugiges Mädchen, denn das war Nanny, das Stubenmädchen meines Wirths. — An dem Abende philoſophirte ich ſo nicht, ſo ganz war ich des erlebten Abenteuers voll.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Ein katholiſcher Prediger in Bordeaux, welcher wegen ſeiner Beredſamkeit dort viel Aufſehen erregt, ſprach neulich im Feuereifer — de cette secte impie qui se qualifie de Chretiens etc. Fürchtet denn der Mann die gerechte Ahndung des größten Wiederherſtellers der ächten und wohlthätigen Toleranz in Frankreich nicht? Aber man ſagt, dieſes Controvers-Geſchrey, ſein Lieblingsfach, ſey nicht aus Grundſatz, ſondern er glaube blos andern damit gefällig zu werden.

In der letzten Sitzung der Aufmunterungsgeſellſchaft hat Merimee über die Concurrenz zu den Preiſen des vergangenen Jahrs im Namen des Comité des arts chimiques berichtet. Die eingeſendeten Bleiweißproben waren zwar ſehr ſchön, und dem Cremſerweiß gleich, jedoch ſchien die Bereitung in der erforderten Menge nicht ſo zur Genüge erwieſen, daß der Preis hätte ertheilt werden können. Ueber die Deſtillation des Holzes waren zwey, aber ſehr ungenügende, über die Reinigung des Eiſens, das in Kälte und Hitze ſpringt, und die Bereitung des Gußſtahls eine nicht befriedigende, und über die Mittel, die Güte des Fenſterglaſes zu beſtimmen, und die Bereitung des Zinnobers gar keine Abhandlung eingelaufen. Ueber die zwey letzteren Aufgaben verſprachen jedoch die Arbeiten Guiton's und eines nicht genannten Mitglieds der Geſellſchaft befriedigende Aufſchlüſſe.

Nro. 102.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Mittwoch, 29. April, 1807.

Wiſſet, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er ſucht es nicht darin.
Schiller.

Noch ein Wort über die neue Ausgabe von Goethe's Werken.

Sie ſind da, dieſe ſchönen vier Bände, und der berühmte Verleger hat daran gehandelt und gearbeitet, wie ein edler Mann!

Dieſe wenigen Worte könnten genug ſeyn, und wären bey den vorliegenden (ſo wie bey allen) Meiſterwerken der Kunſt auch zugleich die beſte Kritik. — Aber, kein warmer Menſch, der in der alten, wohlbekannten Fülle dieſes Geiſtes von neuem ſchwelgt, und ſich froh mit dem neu-hingekommnen Blüthen-Reichthume kränzt, vermag zu ſchweigen. Denn im höchſten Genuſſe ſehnt ſich ein warmes Herz am meiſten nach Mittheilung.

Wer ſie ſchauen will, des hinübergeſchwebten Schillers Quelle der Unſterblichkeit und ewigen Jugend, „die in der dichtenden Kunſt rinnet," der nahe ſich hier und erfriſche das Herz an ihren himmliſchen Silberblicken — wer in den Kämpfen der kriegeriſchen Zeit ermattet iſt, der gehe hinaus, ſchaue in die Morgenröthe des kommenden Frühlings, und ſinge wieder aus dem alten, ewigen May-Liede, I. B. S. 46:

O Lieb'! o Liebe!
So golden-ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du ſegneſt herrlich
Das friſche Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O ſagt mir, Brüder, muß nicht jedes im bürgerlichen Sturm erkaltete Leben in dieſer Himmelswärme wieder zum blühenden May aufſchwellen? Wohl uns, daß du noch unter uns wandelſt, lebenvoller Menſch — ja, ich ſage es mit Wonne: du wärmſter unter allen Dichtern! Rein biſt du, wie ein Goldſtrom — warm war unſer Schiller, dein Freund, wie ſprudelndes Silber; aber er war doch der Reinſte — aber du bleibſt doch ewig der Wärmſte!

Das Tiſchlied, I. B. S. 54, ſtellt uns eine Art von Mihi est propositum auf, das ächtdeutſch gedacht, und mit ächtgriechiſcher Feinheit gedichtet iſt. Alles Gewagte darin — wobey der ſelige Bürger, ſeiner Natur nach, ſo ſehr in den burſchikoſen Ton fiel — iſt hier (als ein, etwa nach dem Genuſſe der erſten drey Gläſer, plötzlich aufſpringender üppiger Blüthenbüſchel) in den zwey erſten Strophen dargereicht:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliſches Behagen;
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich ſagen,
Beym Geſang und Glaſe Wein
Auf den Tiſch zu ſchlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich gebärde.
Wirklich iſt es allerliebſt
Auf der lieben Erde:
Darum ſchwör' ich feyerlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Den ſchwelgeriſchen Geiſt, der in dieſem, überhaupt ſehr reichen und prachtvollen Liede weht, würden unſre ältern Schulen „das ächtpoetiſche Gelächter einer luſtigen Zech-Compagnie“ nennen, und die neueſte Schule, vielleicht richtiger, „eine reine, göttergleiche Liederlichkeit“ betiteln. — Es iſt die reinmenſchlichſte Völlerey, welche, ſo langſam und beſonnen ſchlürfend aus dem Kelche des vollen Lebens, und ſo keuſch und züchtig, ſich noch niemals ausgeſungen hat, wie hier.

In der Generalbeichte S. 57 herrſcht eine noch höhere bacchantiſche Weihe. Hier glaubt man den Dichter zu ſehen, wie er, an Bacchus, Amors und Apollons Statt, im poetiſchen Prieſterrocke herrlich daſitzt und Beichte ſpricht, und gnädig anhört, wie ſie zu ihm aufſchreyen:

Willſt du Abſolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir, nach deinem Wink,
Unabläßig ſtreben,
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und, im Ganzen, Guten, Schönen,
Reſolut zu leben.

(Dergleichen Kraftausdrücke, wie das unterſtrichene Wort in der letzten Zeile, gelingen faſt einzig und ausſchließlich dieſem Dichter.) Und nun — der neugelobte Gehorſam iſt folgender:

Den Philiſtern allzumal
Wohlgemuth zu ſchnippen.
Jenen Perlenſchaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln, leis mit Augen,
Sondern feſt uns anzuſaugen
An geliebte Lippen.

Welch eine unvergleichbar zarte, elegiſche Stimme bringt bey der Dauer im Wechſel (S. 61) in die Tiefen der Seele, wenn es dort heißt:

Willſt du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm dein Theil davon!
Dieſe fangen an zu reifen,
Und die andern keimen ſchon;
Gleich nach jedem Regenguſſe
Aendert ſich dein holdes Thal,
Ach! und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt du nicht zum zweytenmal.

Und die glücklichen Gatten (S. 63.) — ein rührender Gegenſatz zu den Muſen und Grazien in der Mark! —— Doch, genug — ich habe erſt bis zur S. 108 des I. B. geleſen, und faſt bey jedem Blatte wieder ausgerufen: gewiß, dieß Lied muß wohl das herrlichſte ſeyn! — Zwar drängt ſich beym Genuß aller dieſer Herrlichkeiten oft ein Seufzer darüber aus der Bruſt, daß auch der Dichter, auch er, nur ein ſterblicher Menſch ſeyn muß; aber ſchaut hin, Freunde, auf die Reflexion, die er ſelbſt S. 61 macht, und —

Danket, daß die Gunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in ſeinem Buſen,
Und die Form in ſeinem Geiſt!

E. W.

Zum feyerlichen Andenken der verwittweten Herzogin

Anna Amalia,

zu Sachſen-Weimar und Eiſenach, geb. Herzogin von Braunſchweig und Lüneburg. *)

Wenn das Leben der Großen dieſer Welt, ſo lange es ihnen von Gott gegönnt iſt, dem übrigen Menſchengeſchlecht als ein Beyſpiel vorleuchten ſoll, damit Standhaftigkeit im Unglück und theilnehmendes Würken im Glück immer allgemeiner werde; ſo iſt die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Ueberſicht der Tugenden und Thaten einem Jeden zur Nacheiferung als eine große und unſchätzbare Gabe überliefert werden kann.

Der Lebenslauf der Fürſtin, deren Andenken wir heute feyern, verdient mit und vor vielen andern ſich dem Gedächtniß einzuprägen, beſonders derjenigen, die früher unter ihrer Regierung und ſpäter unter ihren immerfort landesmütterlichen Einflüſſen, manches Guten theilhaft geworden, und ihre Huld, ihre Freundlichkeit perſönlich zu erfahren das Glück hatten.

Entſproſſen aus einem Hauſe (1739 Oct. 24), das von den früheſten Voreltern an bedeutende würdige und tapfere Ahnherren zählt; Nichte eines Königs, des größten Mannes ſeiner Zeit; von Jugend auf umgeben von Geſchwiſtern und Verwandten, denen Großheit eigen war, die kaum ein ander Beſtreben kannten, als ein ſolches, das ruhmvoll und auch der Zukunft bewundernswürdig wäre; in der Mitte eines regen, ſich in manchem Sinne weiter bildenden Hofes, einer Vaterſtadt, welche ſich durch mancherley Anſtalten zur Cultur der Kunſt und Wiſſenſchaft auszeichnete, ward ſie bald gewahr, daß auch in ihr ein ſolcher Keim liege, und freute ſich der Ausbildung, die ihr durch die trefflichſten Männer, welche ſpäterhin in der Kirche und im Reich der Gelehrſamkeit glänzten, gegeben wurde.

Von dort wurde ſie früh hinweggerufen (1756) zur Verbindung mit einem jungen Fürſten, der mit ihr zugleich in ein heiteres Leben einzutreten, ſeiner ſelbſt und der Vortheile des Glücks zu genießen begann. Ein Sohn entſprang aus dieſer Vereinigung (1757), auf den ſich alle Freuden und Hoffnungen verſammelten; aber der Vater ſollte ſich wenig an ihm und an dem zweyten gar nicht erfreuen, der erſt nach ſeinem Tode das Licht der Welt erblickte.

Vormünderin von Unmündigen, ſelbſt noch minderjährig (1758), fühlte ſie ſich, bey dem einbrechenden ſiebenjährigen Kriege, in einer bedenklichen Lage. Als Reichs-Fürſtin verpflichtet, auf derjenigen Seite zu ſtehen, die ſich gegen ihren großen Oheim erklärt hatte, durch die Nähe der

*) Wir ſäumen nicht, dieſen gehaltreichen Aufſatz, deſſen Mittheilung am Tage der feyerlichen Beyſetzung einer im edelſten Sinne des Wortes liebenswürdigen Fürſtin die allgemeine Rührung noch erhöhte, in dieſe Blätter aufzunehmen.

Kriegswürkungen ſelbſt gedrängt, fand ſie eine Beruhigung in dem Beſuch des großen heerführenden Königs. Ihre Provinzen erfuhren viel Ungemach, doch kein Verderben erdrückte ſie.

Endlich zeigte ſich der erwünſchte Frieden, und ihre erſten Sorgen waren die einer zwiefachen Mutter, für das Land und für ihre Söhne. Sie ermüdete nicht, mit Geduld und Milde das Gute und Nützliche zu befördern, ſelbſt wo es nicht etwa gleich Grund faſſen wollte. Sie erhielt und nährte ihr Volk bey anhaltender furchtbarer Hungersnoth (1772). Gerechtigkeit und freyer Edelmuth bezeichneten alle ihre Regentenbeſchlüſſe und Anordnungen.

Eben ſo war im Innern ihre herzlichſte Sorge auf die Söhne gewendet. Vortreffliche verdienſtvolle Lehrer wurden angeſtellt, wodurch ſie zu einer Verſammlung vorzüglicher Männer den Anlaß gab, und alles dasjenige begründete, was ſpäter für dieſes beſondre Land, ja für das ganze deutſche Vaterland, ſo lebhaft und bedeutend würkte.

Alles Gefällige, was das Leben zieren kann, ſuchte ſie ſogleich nach dem gegebenen Maß um ſich zu verſammeln, und ſie war im Begriff, mit Freude und Zutrauen das gewiſſenhaft Verwaltete ihrem Durchlauchtigſten Sohn zu übergeben (1774), als das unerwartete Unglück des weimariſchen Schloßbrandes die gehoffte Freude in Trauer und Sorgen verwandelte. Aber auch hier zeigte ſie den eingebornen Geiſt: denn unter großen Vorbereitungen zu Milderung ſo wie zu Benutzung der Folgen dieſes Unglücks übergab ſie ruhm- und ehrenvoll ihrem zur Volljährigkeit erwachſenen Erſtgebornen die Regierung ſeiner väterlichen Staaten, und trat eine ſorgenfreyere Abtheilung des Lebens an.

Ihre Regentſchaft brachte dem Lande mannigfaltiges Glück, ja das Unglück ſelbſt gab Anlaß zu Verbeſſerungen. Wer dazu fähig war, nahm ſie an. Gerechtigkeit, Staatswirthſchaft, Polizey, befeſtigten, entwickelten, beſtätigten ſich. Ein ganz anderer Geiſt war über Hof und Stadt gekommen. Bedeutende Fremde von Stande, Gelehrte, Künſtler, würkten beſuchend oder bleibend. Der Gebrauch einer großen Bibliothek wurde frey gegeben, ein gutes Theater unterhalten, und die neue Generation zur Ausbildung des Geiſtes veranlaßt. Man unterſuchte den Zuſtand der Akademie Jena. Der Fürſtin Freygebigkeit machte die vorgeſchlagenen Einrichtungen möglich, und ſo wurde dieſe Anſtalt befeſtigt und weiterer Verbeſſerung fähig gemacht.

Mit welcher freudigen Empfindung mußte ſie nun unter den Händen ihres unermüdeten Sohnes, ſelbſt über Hoffnung und Erwartung, alle ihre früheren Wünſche erfüllt ſehen, um ſo mehr als nach und nach aus der glücklichſten Eheverbindung eine würdige frohe Nachkommenſchaft ſich entwickelte.

Das ruhige Bewußtſeyn, ihre Pflicht gethan, das, was ihr oblag, geleiſtet zu haben, begleitete ſie zu einem ſtillen, mit Neigung gewählten Privatleben, wo ſie ſich von Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie von der ſchönen Natur ihres ländlichen Aufenthaltes umgeben, glücklich fühlte. Sie gefiel ſich im Umgang geiſtreicher Perſonen, und freute ſich Verhältniſſe dieſer Art anzuknüpfen, zu erhalten und nützlich zu machen; ja es iſt kein bedeutender Name von Weimar ausgegangen, der nicht in ihrem Kreiſe früher oder ſpäter gewürkt hätte. So bereitete ſie ſich vor zu einer Reiſe jenſeits der Alpen (1788), um für ihre Geſundheit Bewegung und ein milderes Klima zu nutzen: denn kurz vorher erfuhr ſie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage herbeyzurufen ſchien. Aber einen höheren Genuß hoffte ſie von dem Anſchauen deſſen, was ſie in den Künſten ſo lange geahndet hatte, beſonders von der Muſik, von der ſie ſich früher gründlich zu unterrichten wußte; eine neue Erweiterung der Lebensanſichten durch die Bekanntſchaft edler und gebildeter Menſchen, die jene glücklichen Gegenden als Einheimiſche und Fremde verherrlichten, und jede Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhöhten.

Manche Freude erwartete ſie nach ihrer Zurückkunft, als ſie mit mancherley Schätzen der Kunſt und der Erfahrung geſchmückt ihre häusliche Schwelle betrat. Die Vermählung ihres blühenden Enkels (1804) mit einer unvergleichlichen Prinzeßin, die erwünſchten ehelichen Folgen gaben zu Feſten Anlaß, wobey ſie ſich des mit raſtloſem Eifer, tiefem Kunſtſinn und wählendem Geſchmack wieder aufgerichteten und ausgeſchmückten Schloſſes erfreuen konnte, und uns hoffen ließ, daß zum Erſatz für ſo manches frühe Leiden und Entbehren ihr Leben ſich in ein langes und ruhiges Alter verlieren würde.

Aber es war von dem Alles Lenkenden anders vorgeſehen. Hatte ſie während dieſes gezeichneten Lebensganges manches Ungemach tief empfunden, vor Jahren den Verluſt zweyer tapferen Brüder, die auf Heereszügen ihren Tod fanden, eines dritten, der ſich für andere aufopfernd von den Fluthen verſchlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, ſpäter eines verehrten, als Gaſt bey ihr einkehrenden Bruders, und eines hoffnungsvollen lieblichen Urenkels, ſo hatte ſie ſich mit inwohnender Kraft immer wieder zu faſſen, und den Lebensfaden wieder zu ergreifen gewußt. Aber in dieſen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unſer ſo lange geſchont, uns endlich und ſie ergriff, da ſie, um eine herzlich geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stunden, als die Flamme ſie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte; nun bey dieſen Gefahren und Beſchwerden der Reiſe, bey dem Unglück, das ſich über ein hohes verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bey dem Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da ſie alle ihre auf den feſteſten Beſitz, auf wohl erworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verſchwinden ſah: da ſcheint ihr Herz nicht länger gehalten, und ihr muthiger Geiſt gegen

den Andrang irdiſcher Kräfte das Uebergewicht verloren zu haben. Doch blieb ſie noch immer ſich ſelbſt gleich, im Aeußern ruhig, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend, und Niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, ſie ſo geſchwind aufgelöst zu ſehen. Sie zauderte, ſich für krank zu erklären; ihre Krankheit war kein Leiden, ſie ſchied aus der Geſellſchaft der Ihrigen (1807, April 10), wie ſie gelebt hatte. Ihr Tod, ihr Verluſt ſollte nur ſchmerzen, als nothwendig, unvermeidlich, nicht durch zufällige, bängliche, angſtvolle Nebenumſtände.

Und wem von uns iſt in gegenwärtigen Augenblicken, wo die Erinnerung vergangener Uebel, zu der Furcht vor zukünftigen geſellt, gar manches Gemüth beängſtigt, nicht ein ſolches Bild ſtandhaft ruhiger Ergebung tröſtlich und aufrichtend! Wer von uns darf ſagen: meine Leiden waren ſo groß, als die ihrigen; und wenn jemand eine ſolche traurige Vergleichung anſtellen könnte, ſo würde er ſich an einem ſo erhabenen Beyſpiele geſtärkt und erquickt fühlen.

Ja! — wir kehren zu unſerer erſten Betrachtung zurück — das iſt der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinſcheiden in höhere Regionen ſegnend würkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß ſie uns von dorther, gleich Sternen, entgegen leuchten, als Richtpunkte, wohin wir unſern Lauf bey einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die ſehnſuchtsvollen Blicke nach ſich ziehen, als Vollendete, Selige.

An ein Brautpaar.

Daß euch kein Leid noch Schmerz
Den Seelenfrieden raubt,
Sey, Julia, ſein Herz!
Sey, Julius, ihr Haupt!

Hg.

Joſeph,

Drama mit Geſang in drey Akten von Duval.

Wer erinnert ſich aus ſeiner Jugend der Thränen nicht, die ihm beym Leſen der Geſchichte Joſephs floſſen? wen entzückte nicht die ſchöne Einfalt, womit die Bibel ſie darſtellt? wie mancher Dichter iſt wohl ſchon in Verſuchung gerathen, dieſe Geſchichte als Epopee zu bearbeiten? Bitaubé hat ſie zum Gegenſtande eines proſaiſchen Gedichtes gemacht, welches vielleicht den beſten Band ſeiner Werke anfüllt. Voltaire ſuchte lange in den verſchiedenen Epochen derſelben einen Gegenſtand zu einem Trauerſpiele, fand aber dieſe Epochen zu genau miteinander verbunden, alle zu ſehr auf das Intereſſe des Ausganges würkend, um einzeln ausgehoben werden zu können. Wäre es ihm erlaubt geweſen, die ganze lange Trennung Joſephs von ſeinem Vater in fünf Akten zu umfaſſen, ihn aus dem Boden des Brunnens auf das Bett des ſchönen Weibes Potiphars, aus dem Kerker auf den Thron in der nämlichen Vorſtellung zu verſetzen — erlaubte die Regel der Einheit, die der franzöſiſche Dramatiker beobachten muß, den Zuſchauer in einem Zeitraume von zwey oder drey Stunden in mehrere Länder umherreiſen, ihn mehrere Jahre durchleben zu laſſen, ſo würde die franzöſiſche Bühne dieſes Stück von Voltaire, und noch manche andere vortreffliche Schauſpiele mehr beſitzen. Aber die Regel erlaubt zu einer Vorſtellung höchſtens nur den Uebergang vom Abend bis zum Morgen, und unterwirft den Dichter einem Zwange, der wohl die Haupturſache ſeyn mag, daß ſo viele franzöſiſche Schauſpiele bey der erſten Vorſtellung durchfallen. Auch Baour Lormian, der vor einiger Zeit es endlich wagte, eine Szene der Geſchichte Joſephs als Trauerſpiel zu bearbeiten, würde dieſes Schickſal gehabt haben, hätten die ſchönen Verſe ſeines Stückes es nicht erhalten.

Duvals gegenwärtiger Verſuch, die Schlußſzene dieſer Geſchichte, wo Joſeph ſeine Familie wieder findet, und ſich ihr zu erkennen gibt, lyriſch-dramatiſch zu bearbeiten, hat dagegen allgemeinen Beyfall gehabt, und der Kritik ganz den Mund geſtopft. Man ſollte glauben, daß dieſer beliebte Dramatiker mit den ſtrengſten griechiſchen Tragödienſchreibern an Einfachheit in der Darſtellung ſeines Gegenſtandes hätte wetteifern wollen. Allen drey Akten liegt buchſtäblich die bibliſche Erzählung zum Grunde. Sie wird durch keine poetiſche Freyheit, durch keine fremde Epiſode entſtellt, oder durch eine erfundene Intrigue verworren gemacht. Die einzige Freyheit, die Duval ſich erlaubt hat, iſt, Jakob blind erſcheinen zu laſſen, welches die Umſtände eben nicht nothwendig machen. Vielleicht wollte er ihm dadurch ein größeres Intereſſe geben.

Die Hälfte des großen Beyfalls gehört dem Komponiſten. Die Muſik mußte einen eigenthümlichen Charakter haben, mußte ganz dramatiſch ſeyn, und niemand war beſſer im Stande, ihr dieſe Eigenſchaften zu geben, als Mehul, von dem man durch ſeine Stratonice, Euphroſine, Melidore, Ariodante, Irato u. ſ. w. weiß, wie wahr er Leidenſchaften und Empfindungen auszudrücken, mit welcher Gewalt er ans Herz zu reden vermag. Seine Muſik hier iſt einfach und neu, trägt ganz das Kolorit des Lokals, iſt ganz patriarchaliſch, bekannte Accorde ſind ſorgfältig darin vermieden, und dagegen neue Combinaiſonen der Töne hervorgebracht worden, die den gelehrten Harmoniſten verrathen, deren große Würkungen aber der lieblichen Melodie, die über das Ganze herrſcht, im mindeſten nicht ſchaden, oder gegen den bezaubernd einfachen Geſang grell abſtechen. Unter dieſem zeichnen ſich zwey Romanzen, die eine von Joſeph*), die andere von Benjamin geſungen, ſo vorzüglich aus, daß ſie in Paris ſchon auf den Flügeln aller Muſikfreundinnen aufgeſchlagen liegen. Beym Morgengebete der Iſraeliten würde auch der verſtockteſte Sünder zur Andacht hingeriſſen werden; man fühlte einen faſt unwiderſtehlichen Drang, auf die Kniee zu ſinken und mitzubeten.

Notiz.

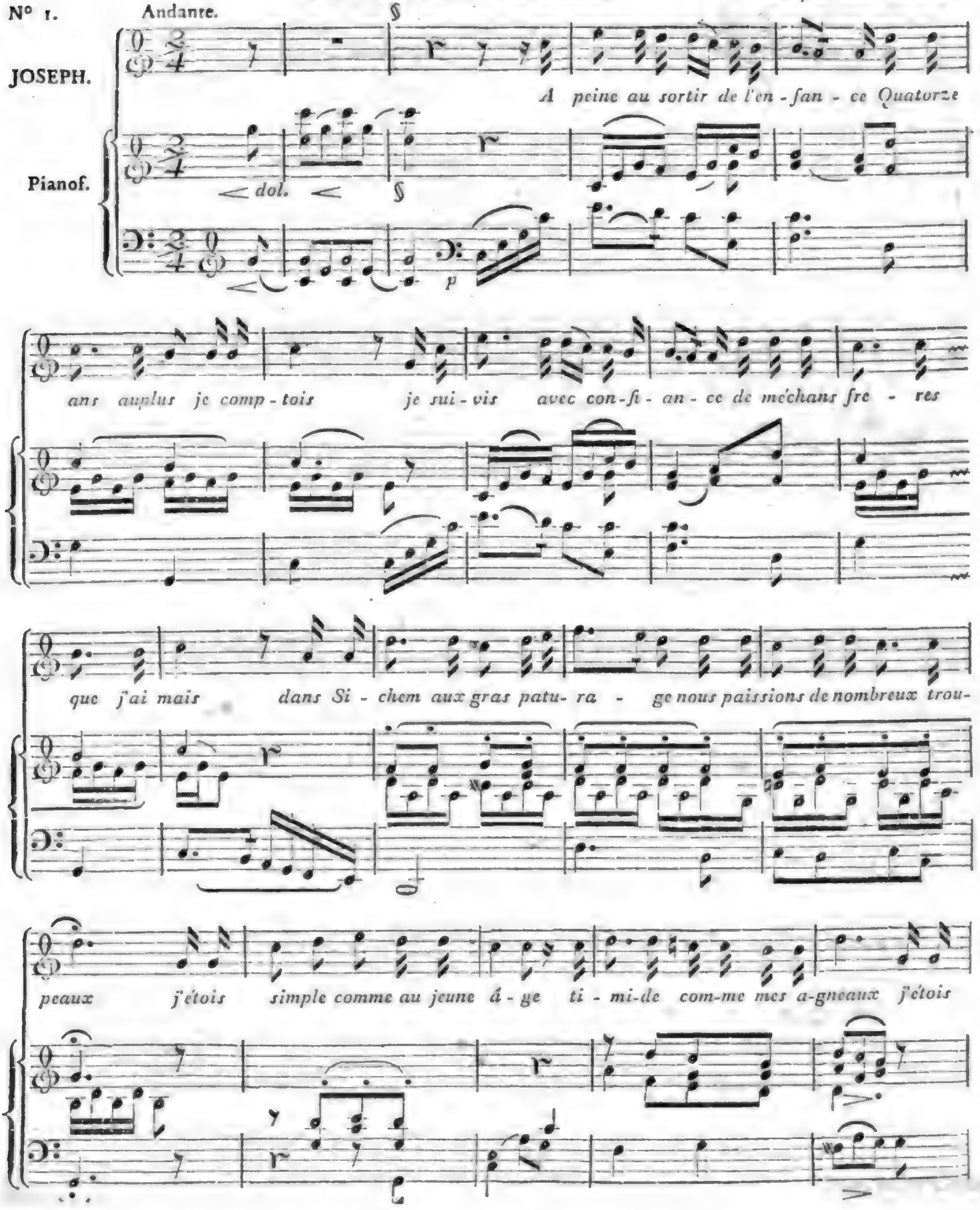
M. Friedrich Ferdinand Drück, Profeſſor am Stuttgarter Gymnaſium, und königl. Bibliothekar, ein vorzüglicher durch mehrere gelehrte Abhandlungen bekannter Humaniſt, ein von Seite des Kopfes und Herzens gleich ſchätzenswerther, beſcheidner Mann, ſtarb am 27. d. M. im 53ſten Jahre ſeines Alters. Das Gymnaſium verlor an ihm einen wahr geachteten, vortrefflichen Lehrer, ſeine Familie einen liebenden geliebten Vater und Gatten, ihre Stütze, ſeine Freunde einen theuren unwandelbaren Freund, die Menſchheit einen für ihr Wohl unermüdet thätigen Weiſen.

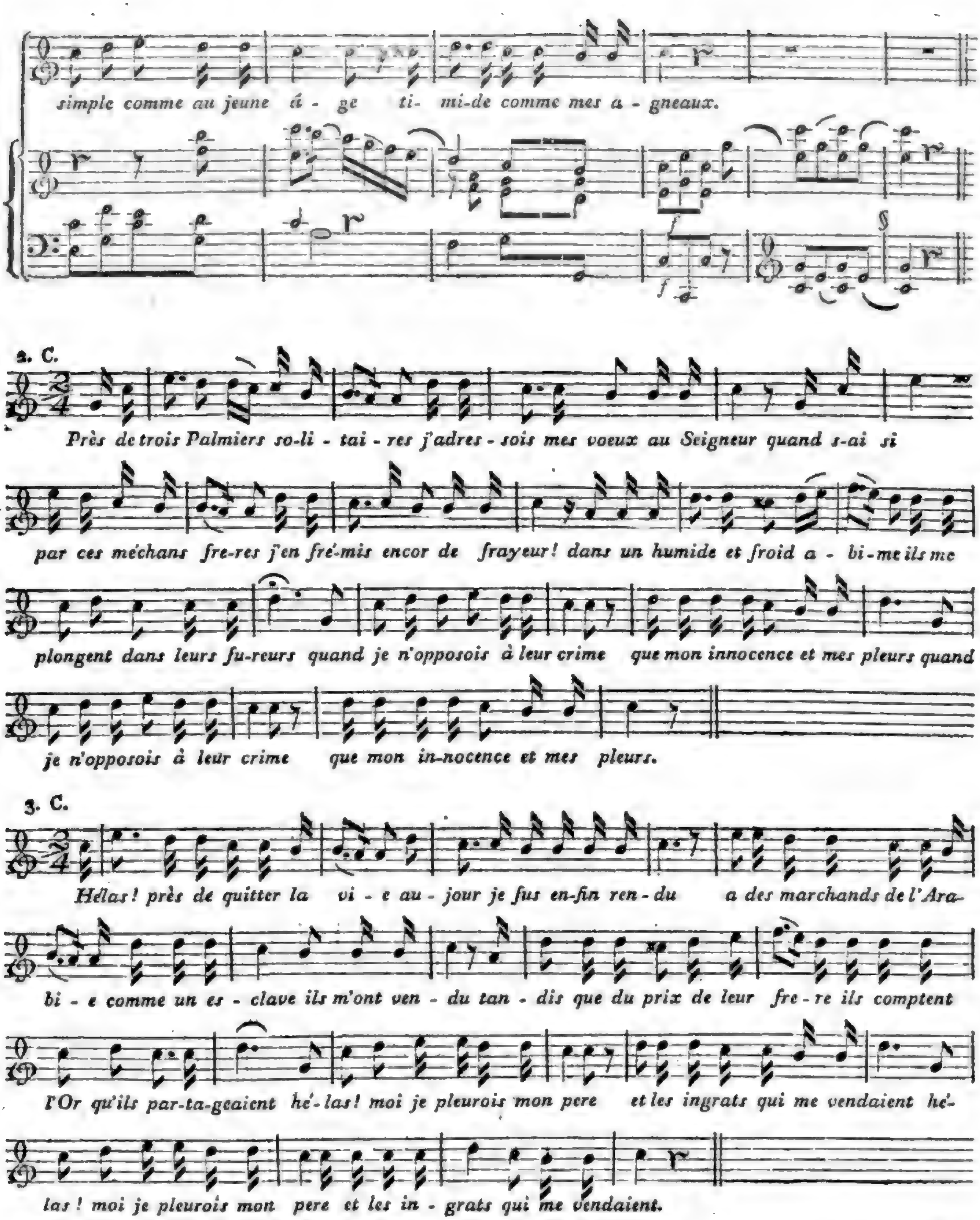
---

*) Dieſe folgt hier als Beylage, die zweyte in einem künftigen Blatte.

JOSEPH, Romance. *Musique de Méhul.*

N° 1.




simple comme au jeune â - ge ti- mi-de comme mes a - gneaux.
2. C.
Près de trois Palmiers so-li - tai - res j'adres - sois mes voeux au Seigneur quand s-ai si
par ces méchans fre-res j'en fré-mis encor de frayeur! dans un humide et froid a - bi-me ils me
plongent dans leurs fu-reurs quand je n'opposois à leur crime que mon innocence et mes pleurs quand
je n'opposois à leur crime que mon in-nocence et mes pleurs.
3. C.
Hélas! près de quitter la vi - e au - jour je fus en-fin ren - du a des marchands de l'Ara-
bi - e comme un es - clave ils m'ont ven - du tan - dis que du prix de leur fre - re ils comptent
l'Or qu'ils par-ta-geaient hé-las! moi je pleurois mon pere et les ingrats qui me vendaient hé-
las! moi je pleurois mon pere et les in - grats qui me vendaient.

Nro. 103.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 30. April, 1807.

Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.

Schiller.

Abriß der neueſten Welterde und Staaten-Kunde von J. M. Freyh. v. Lichtenſtern. Erſter Band. Mathematiſche und phyſiſche Welt-Beſchreibung mit drey dazu gehörigen cosmographiſchen Karten. Wien 1807. Gedruckt mit v. Haykuls Schriften. 8. 390 S.

Nie iſt es wohl mehr Bedürfniß geweſen, als eben jetzt, den neuen und allerneuſten Zuſtand der europäiſchen und auſſereuropäiſchen Staaten kennen zu lernen, und auch mit der Erde und dem Univerſum ſelbſt unſere Bekanntſchaft nach den vollſtändigſten Anſichten zu unterhalten und zu erneuern, die ſich bis jetzt der menſchliche Geiſt davon zu verſchaffen wußte. Während auf der einen Seite unſere Herſchel und Olbers und Harding und Schröter und Piazzi das Gebiet unſers Forſchens und Wiſſens am Himmel ins Unendliche erweitern; während Franzoſen und Engländer und Spanier und Ruſſen auf den entfernteſten Meeren Wogen und Stürmen trotzen, jeden merkwürdigen Punkt unſerer Erde aufzufinden und genau zu beſchreiben; während unſere Naturforſcher jetzt aus den dürren Sand-Wüſten Afrikas, jetzt von dem ewigen Schnee der Cordilleras mit neuen Schätzen beladen zurückkommen, ändert die ſtets wandelbare Politik unter unſern Augen Staaten und ihre Formen mit ſo reiſſender Schnelle um, daß man nach wenigen Jahren kaum noch ihre Geſtalt zu erkennen vermag. Unter ſolchen Umſtänden iſt ein Werk, wie es uns der vielbeleſene Freyherr v. Lichtenſtern in ſeinem Abriſſe der neuſten Welt- Erd- und Staaten-Kunde darbietet, wohl recht eigentlich an der Tagesordnung. Zwar nur wenig enthält dieſer erſte Band von eigentlicher Staaten-Kunde, nur auf 2 Bogen, nebſt einer darzu gehörigen Karte von Europa, eine ſtatiſtiſche Ueberſicht der ſämtlichen europäiſchen Staaten nach ihrem Zuſtand in der 2ten Hälfte des Jahres 1806 dargeſtellt; aber auch ſchon dieſe ſummariſchen Tabellen, ſelbſt ihr auf ewigen Wechſel hindeutender Titel ſchon, wie viel Stoff enthalten ſie nicht zu lehrreichen und merkwürdigen Betrachtungen! Und ein Blick auf die Karte, und namentlich auf die — zwiſchen den abgeſondert vorgeſtellten öſterreichiſchen und preußiſchen Staaten, welche letztere auch Hannover begreifen — ſo gewaltig zuſammengeſchrumpfte Germania, und die Erinnerung an die ſeitdem vorgefallenen Ereigniſſe, bey wem müßten ſie nicht Empfindungen eigener Art wecken, denen ähnlich, die Sulpicius nach ſeinem bekannten Brief an Cicero auf ſeiner See-Reiſe von Aegina nach Megara hatte! Bey weitem den größten Theil des vorliegenden erſten Theils dieſes vielumfaſſenden Werks macht mathematiſche und phyſiſche Erd-Beſchreibung und allgemeine Cosmographie aus. Mit ſichtbarem Fleiſſe ſind aus den beßten Werken die neuſten und zuverläſſigſten Nachrichten über das Weltgebäude überhaupt, und die neuſten Entdeckungen am Himmel zuſammengetragen, und durch 2 große Karten, wovon die eine die Halbkugeln des Himmels mit den neuſten Sternbildern, die andere unſer Sonnenſyſtem mit allen bis 1806 entdeckten Planeten enthält, erläutert. Eben ſo iſt bey der phyſiſchen

Erdbeſchreibung gleichſam eine kurz zuſammengedrängte Phyſik eingeſchaltet. Freylich möchte wohl Manchem dieß doch ein wenig allzuweit ausgeholt ſcheinen. Und wirklich in Anſehung der Phyſik dürfte dieſer Vorwurf ſchwerlich ganz abzulehnen ſeyn. Bey der großen Reichhaltigkeit und dem ſteten Zuwachs dieſer Wiſſenſchaft iſt es doch nicht möglich, in einem ſo kurzen Abriß auch nur die Reſultate immer vollſtändig und befriedigend genug darzuſtellen, und von weiterer Ausführung und Beweiſen kann ohnehin nicht die Rede ſeyn. Wer mithin vorhin Laye in der Wiſſenſchaft war, wird aus dieſen übrigens mit Auswahl und Sorgfalt zuſammengeſtellten Nachrichten doch nicht hinreichenden Unterricht ſchöpfen können, und wer es nicht war, kennt und beſitzt vollſtändigere Schriften. Die aſtronomiſchen Belehrungen hingegen, die doch großentheils an ſich ſchon in näherem und unmittelbarem Zuſammenhange mit der mathematiſchen Geographie ſtehen, wird gewiß mancher Mann von Bildung, der auf eigentlich aſtronomiſches Studium ſich einzulaſſen weder Beruf noch Zeit hat, als hiſtoriſche Notizen mit Vergnügen leſen, und dem Verfaſſer für ihre Mittheilung danken. Sollte ſich vielleicht in dem 2ten Theile noch ein ſchicklicher Raum finden, den mathematiſchen Theil der Landkarten, die verſchiedenen auf denſelben vorkommenden Kreiſe und Linien und ihren Gebrauch noch umſtändlicher und allgemeinfaßlich zu erläutern; ſo würde dieß ein neues Verdienſt ſeyn, das ſich der Verfaſſer um das Publikum machte.

Er.

Schwärmerei.

(Fortſetzung.)

— — — — — — — — — — — —

„Reverend Sir," redete ich den Prieſter des barmherzigen Gottes an, als wir ſeinem Hauſe nahe waren, „der Name Longwood verdient die Achtung, die man ihm zollt."

Freundlich wandte er ſich zu mir. „Sie ſind ein Fremder, Gentleman, und, wie ich höre, ein Deutſcher?"

„Ob es mir gleich leid thut, daß Sie dies ſogleich hören, ſo muß ich doch geſtehen: ja, ich bin ein Deutſcher."

„Sie ſprechen das Engliſche ſehr gut, Sir, nur daß das Ohr eines Engländers Sie entdeckt, darf Sie nicht irre machen. Sind Sie lange in Birmingham?"

„Erſt ſeit wenigen Stunden."

„Sie kommen von London?"

„Für jetzt, ja."

„Und werden ſich lange hier aufhalten?"

„Das iſt unbeſtimmt, Sir, und hängt von einem Geſchäfte ab, das mich hergeführt hat."

„Kann ich Ihnen nützlich ſeyn, ſo rechnen Sie darauf; da ich in Birmingham ſehr bekannt bin, ſo bin ich vielleicht im Stande . . . Ich war lange in Deutſchland," ſagte er in einem ſehr guten, nur etwas weichem Deutſch, „und habe dort ſehr glückliche Tage verlebt. Darf ich Sie einladen, einige Augenblicke bey mir einzutreten?" —

Ob ich die Einladung annahm? Was konnte mir erwünſchter ſeyn! — Der ehrwürdige Vater wandte ſich zu ſeinen Begleitern, und dankte ihnen für ihre Theilnahme. — Mit Ehrfurcht wünſchten ſie ihm wohl zu ruhen, und wir traten ins Haus. Ein altes Hausſtück von Magd ſah aus der Küche, wer hinaufgieng, und Doktor Longwood beorderte eine Flaſche Portwein. — Das Häuschen war nett, und mit engliſcher Bequemlichkeit eingerichtet. Wir traten in ein ziemlich geräumiges Zimmer, an welches das Studirzimmer des Beſitzers mit einer bändereichen Bibliothek anſtieß. Wir ſetzten uns traulich neben einander, die Flaſche wurde mit zwey Gläſern gebracht, die Gläſer gefüllt, und bald waren wir gegenſeitig ſo bekannt, als hätten wir ſchon zwey Scheffel Salz mit einander verzehrt.

Mit dem Bekanntwerden unter Menſchen iſt es wirklich etwas eigenes. Es gibt Geſichter, die ſo übel nicht ſind, und doch bleiben ſie einem ewig fremd; mit andern iſt man zwar wohl gleich bekannt, aber die Bekanntſchaft dünkt eben nicht ehrenvoll, und man entbehrte ihrer gern, oder ſie iſt nichts ſagend, ohne Anziehung, in welchem Falle ich denn immer lieber auf ein abſtoßendes Geſicht treffen mag, das meine Phantaſie doch wenigſtens in Thätigkeit ſetzt; noch andern begegnet man überall, es iſt die allgemeine Form, in welche die Natur den Pöbel der Geſichter gießt. — Dr. Longwoods Phyſionomie und ſein ganzes Selbſt war nichts weniger als flach, nichts weniger als gemein, und wahrlich nichts weniger als abſtoßend; es lag vielmehr eine magnetiſche Kraft darin, die unwiderſtehlich zu ihm hinzog. — Ich widerſtrebte dieſer Kraft keineswegs; denn für mich hatte ſie ja ein doppeltes Intereſſe. — Er war, wie erwähnt, mehrere Jahre in Deutſchland geweſen, und hatte ſich als Führer eines jungen reichen Lords lange Zeit in den Hauptſtädten aufgehalten, dann mit ihm die große Tour gemacht, und war vor nun zehn Jahren durch die Vermittlung der Freunde des Lords zu ſeiner gegenwärtigen reichen Pfründe gekommen, welche ihn nebſt den Gaben der Dankbarkeit ſeines Zöglings in den Stand ſetzte, befreit von Nahrungsſorgen dem ſchönen Berufe zu leben, der Freund und Vater einer zahlreichen Gemeine zu ſeyn.

„Meine Gemeine liebt mich," ſagte er, „und ich fühle mich in dieſer Liebe ſehr glücklich. Unſer Ort beſteht vorzüglich aus Fabriken. Bey der gegenwärtigen Kriſe, in welcher die politiſche Lage Englands ſich befindet, bedarf vorzüglich der arme Fabrikant eines Rathgebers, der ſein Zutrauen ſich zu erwerben weiß. Durch meine perſönliche Lage bin ich dazu mehr als mancher meiner Amtsbrüder berufen, da ich für keine eigene Familie zu ſorgen habe, und einiges Vermögen ſelbſt beſitze. Auch der Unglückliche, der ſich zu dem Diebſtahle meines Schnupftuchs hatte verleiten laſſen, iſt wahrſcheinlich einer von denen, die jetzt arbeitlos darben. Mich wundert nur, daß er ſich nicht früher an mich gewandt hat. Er iſt ein Katholik, wie ich gehört habe; aber ſollte man mich denn in Birmingham ſo wenig kennen? Was hat die Kirche, zu der wir uns bekennen, mit den Pflichten der Menſchlichkeit zu thun? Ach! daß die Verſchiedenheit des Kirchenglaubens auch Verſchiedenheit unter den Menſchen begründen kann, ſpricht der Vernunft Hohn."

„In Deutſchland, wenigſtens im nördlichen, wiſſen wir davon wenig mehr," erwiederte ich, mit patriotiſchem Stolze, daß ich doch etwas hatte, dem brittiſchen Stolze entgegen zu ſetzen.

„In Deutſchland wiſſen ſie überhaupt wenig mehr, was ſie unter Religion ſich denken ſollen," antwortete er mir lächelnd. — „Sie verwechſeln die Materie mit der Form, und verwerfen Eins mit dem Andern. Sie wollen das Abſolute finden, das dem menſchlichen Auge nie ſichtbar werden kann. Schwärmerei iſt ihnen religiöſes Gefühl, und

religiöſes Gefühl Schwärmerei; ſie vertiefen und verlieren ſich im Unendlichen, in leerem Bilderſpiel und Wortgetlingel. Sie wollen die Vernunft wieder unter den Glauben gefangen nehmen; allein hat die Vernunft erſt einmal ihre Freyheit errungen, dann läßt ſie ſich ſo leicht nicht wieder in Feſſeln ſchlagen, dann dient der Glaube der Vernunft, und nimmt nichts an, was ihm von dieſer nicht dargeboten wird."

„Sie ſcheinen mit dem neuern Religionsweſen in Deutſchland ſehr vertraut zu ſeyn, Mr. Longwood, welches man wohl nicht bey jedem Ihrer Amtsbrüder vorausſetzen darf."

„Ich habe Deutſchland kennen und ſchätzen gelernt, Mr. Bernyard, und kann den Blick nicht wieder davon abziehen. Mit Vergnügen verfolge ich die Reibungen, welche bey dem unverkennbaren Talente zur Spekulation, bey der Univerſalität der Bildung, bey der Empfänglichkeit für Alles, was dem menſchlichen Gemüthe und Geiſte entſpringt, und bey der Anhänglichkeit des Einzelnen an einmal gefaßte Meinungen auf dieſem koncentrirten Schauplatze nothwendig die ſeltſamſten, eben ſo gewiß aber auch die intereſſanteſten Erſcheinungen hervorbringen müſſen; Lichtfunken, die nur eines gehörig brennbaren Stoffes bedürfen, um allen Völkern ein Feuer anzuzünden das die Menſchheit ſelbſt von den Schlacken, die ihr noch ankleben, zu reinigen verheißt." — Wie ſchwoll mir die Bruſt, als ich einen Engländer ſo über Deutſchland ſprechen hörte. — „Nur," fuhr er fort, „ſieht man gemeiniglich dem Feuer am nächſten gerade am wenigſten." — Meine Bruſt fiel merklich. — „Deutſchland ſelbſt wird nur die Hitze empfinden, die Alles umher verſengt; wenigſtens erſcheinen Deutſchlands Köpfe dem kalten Beobachter ziemlich verſengt." — — —

Da er merken mochte, daß es dem deutſchen Gefühle widerſtreben müſſe, dieſen Gegenſtand mit einem Engländer abzuhandeln, ſo gab er dem Geſpräche durch die Frage eine andre Wendung, wie lange es her ſey, daß ich Deutſchland verlaſſen hätte.

Dies brachte mich wieder ins Gleis, und rief mir den eigentlichen Zweck meiner Anweſenheit in Birmingham ins Gedächtniß zurück. Wir ſprachen von London, und ich erwähnte des Namens meines Wirths.

„Lebt noch der gute Fuller," ſagte der Doktor, „und Mrs. Fuller auch noch? Mich wundert, daß Sie mir keine Briefe von ihnen mitbringen; es iſt lange, daß ich von den guten Leuten nichts gehört habe."

„Sie wiſſen vielleicht ſelbſt nicht einmal, erwiederte ich, ob Sie noch am Leben ſind."

„So bin ich doch weniger ungläubig an ihrem Leben geweſen, als ſie an dem meinen," verſetzte er; „denn ich habe ihnen durch meinen Neffen, der vor Kurzem aus Deutſchland zurückgekommen, und geſtern nach London gereist iſt, einige Zeilen geſchrieben."

Welch ein Donnerſchlag war dieſe Nachricht für mich! — „Ihr Neffe aus Deutſchland? Geſtern nach London?" rief ich beſtürzt aus.

Der Doktor ſah mich mit großen Augen an. „Ja," antwortete er; „aber ich begreife nicht, wie das Ihnen ſo auffallen kann."

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Schweſtern.

Die Schöne dumm, die Kluge häßlich;
Klein iſt die Luſt, und groß die Pein.
Taub wünſch' ich gähnend ſtets bey jener,
Bey dieſer wünſch' ich blind zu ſeyn.

M.

Notizen.

Hr. Dr. Chladni hat ſich in der erſten Hälfte des Aprils in Aſchaffenburg aufgehalten, und iſt daſelbſt von dem kunſtliebenden Fürſten Primas mit viel Gnade und Auszeichnung behandelt worden. Von da iſt er mit ſeinem Claviecylinder und Euphon nach Darmſtadt und Heidelberg gereist.

Von Frankfurt iſt dießmahl nur ein einziger Buchhändler (Wilmanns) nach der Leipziger Meſſe gereist, ſtatt daß ſonſt 9 bis 12 ſie beſuchten. Ein Taſchenbuch für Reiſende durch Deutſchland — welches er bringt, auf Velin gedruckt, mit einer Poſtkarte, von Ausfeld geſtochen, geſchmackvoll als Portefeuille in Maroquin gebunden, möchte leicht das eleganteſte ſeyn, was in dieſer Art in Deutſchland exiſtirt.

Während der Frankfurter Meſſe hat ein Fremder daſelbſt einigemale Thierhetzen gegeben, wobey es aber im Ganzen ziemlich menſchenfreundlich und gutmüthig hergegangen ſeyn ſoll, daher ſich auch das Publikum nicht ſehr dafür intereſſirte.

Den 1 April ſtarb in Peſth der verdienſtvolle berühmte ungariſche Dichter und Philolog, Niclas Revai, Profeſſor der Ungariſchen Sprache und Literatur an der Königl. Ungariſchen Univerſität im 57 Lebensjahre.

Allen Literaturfreunden, welche gern ſchöne und korrekte Ausgaben von klaſſiſchen Autoren beſitzen, wird die Nachricht willkommen ſeyn, daß der Buchhändler Heſſe in Amſterdam eine Sammlung der griechiſchen Klaſſiker veranſtaltet. Das Ganze wird unter der Leitung von drey berühmten Gelehrten, dem Curator der Univerſität Leiden, de Boſch, und den Profeſſoren, J. van Lennep, und J. Willmet, beſorgt. Jedem Buche wird ein Index der ſchwerſten Wörter angehängt. Der Ausgaben ſind's dreyerley. Die erſte auf gewöhnlichem Schreib-Papier im kleinſten Octav wird ſehr wenig koſten; die zweyte, im gleichen Format, vom beſten Schreibpapier, beſteht nur aus hundert — und die dritte auf Velinpapier, in Quart, nur aus funfzig Exemplaren. Letztere werden, um jedem Betruge zu ſteuern, mit Nummern bezeichnet. Der erſte Band enthält Anacreons Lieder, Sappho's Fragmente, Bion's und Moſchus Bukolika, und einen Index.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris.

So eben verlaſſen wir den prächtigen Saal des Hotels Montmorency, wo Herrn Mälzels großes Panharmonicon aufgeſtellt iſt.

Dieſes einzige Inſtrument in ſeiner Art hat die Form einer Orgel, in welchem ſich alle nur möglichen Blas-Inſtrumente ſowohl verſteckt als ſichtbar befinden. Selbſt die Heer-Trommel, die Pauken und der Triangel ſind darin nicht vergeſſen worden.

Hätte man noch vor 10 Jahren die Frage aufgeworfen, ob man durch Mechanik einem Blas-Inſtrumente die nämliche Embouchure oder den nämlichen Anſatz geben könne, welchen ſie von menſchlichen Lippen erhalten, ſo würden alle Tonkünſtler mit einem Male aufgefahren ſeyn, und einſtimmig geſchrien haben: Nein! nein! nein! und doch wurde dieſe ſchwere Aufgabe von Hrn. Mälzel, einem Wiener, zur völligen Zufriedenheit aller Sachkenner, durch ſein hier aufgeſtelltes Panharmonicon beantwortet. Wir gehen ſogar noch weiter, und behaupten dreiſt, daß keine menſchliche Lippe im Stande iſt, den Trompeten-Stoß ſo lange anhaltend mit der nämlichen Vollkommenheit, Stärke und Reinheit hervorzubringen, als

ihn Mälzels Inſtrument von ſich gibt. Die Klarinetten, Hautbois, beſonders aber die Flöten-Töne ſind hier mit der größten Täuſchung nachgeahmt, und das Ganze mit einer ſo großen Kunſt und Kenntniß gebaut, daß ein hieſiger geſchickter Mechaniker, der das Panharmonicon genauer zu unterſuchen Gelegenheit hatte, im Enthuſiasmus ſagte: „Nur ein Deutſcher kann ſo etwas hervorbringen.“

Einige Inſtrumente müſſen darin eben ſo vervielfacht werden, als es Töne hat; andre geben auch Terzen und Quinten an, noch andere mehrere Töne, ſo daß in dieſem Inſtrumente einige hundert Inſtrumente, wie die Orgelpfeiſen, neben einander in Windladen ſtecken, die ein unten angebrachter Blasbalg, der durch Mechanik in Bewegung geſetzt wird, anfüllt.

Die ganze Harmonie wird durch eine große Walze oder einen ſogenannten Cylinder, wie der in andern Trag-Orgeln, bewürkt, und der Effekt derſelben iſt ſo herzangreifend, daß man eben kein allzu weiches Herz nöthig hat, um bey Anhörung dieſer himmliſchen Muſik Freudenthränen zu vergießen.

Die Kaiſerin Königin beehrte Hrn. Mälzel unlängſt mit einem Beſuche, und war ſo ſehr mit der Erfindung zufrieden, daß ſie dieſem würdigen Künſtler mündlich ihren Beyfall hierüber bezeugte. Seit dieſer Zeit war dieſer Saal täglich für das Publikum zweymal offen, nämlich Nachmittags um 2 Uhr, und des Abends um 8 Uhr, und obgleich der Preis des Eintritts ziemlich hoch angeſetzt iſt, nämlich zu ſechs Franken, ſo wird der Saal doch ſelten leer; denn für dergleichen Sachen ſpürt man in Paris noch keinen Geldmangel. Ein hieſiger ſpekulativer Handelsmann hat Hrn. Mälzel die Summe von achtzigtauſend Franken angeboten, allein da es ihn ſelbſt über vierzigtauſend Franken baar zu ſtehen kommt, ſo will er es nicht unter hunderttauſend Franken verkaufen. Der Miethzins für einen der prächtigſten Säle in Paris koſtet monatlich ein unglaubliches Geld.

Sollte ſich Hr. Mälzel zum Verkaufe ſeines Inſtruments entſchlieſſen, und geſonnen ſeyn, ein ähnliches zu verfertigen, ſo könnte dies, nach ſeiner Verſicherung, nur in Wien Statt finden, weil nur dort ſeine zu ſolchen Arbeiten eingerichtete Werkſtätte iſt, und weil nur ſeine in Wien von ihm angeſtellte Arbeiter ihm hierin hülfreiche Hand leiſten können.

Wien.

Eine der neuer'n theatraliſchen Erſcheinungen iſt ein Ballet des Herrn Coralli: Die Inkas, oder die Eroberung von Peru. Es iſt von ſeiner Erfindung, und das erſte große Ballet, womit er auftritt. Es übertrift in Anlage und Ausführung bey weitem alle Ballete, die man, ſeitdem Gioja Wien verließ, auf der hieſigen Bühne ſah: es iſt voll ſchöner Gruppirungen, reichhaltig an vortrefflichen Tänzen, und doch deſſen ungeachtet höchſt einfach, und ſtimmt als ein Ganzes in allen ſeinen Theilen zuſammen. Im Theater an der Wien wurde Mozarts Don Juan mit ganz neuer Pracht der Dekorationen und Kleidungen gegeben. Das Haus war zum Erdrücken voll, und man war allgemein erfreut, daß die Direktion den immer gleichen Beyfall, welchen das Publikum dieſer Oper ſeit ſo vielen Jahren ſchenkt, gleichſam durch Ausſchmückung ſeines Lieblings ehre, und alles beygetragen habe, um dieſem hohen Kunſtwerke eine ſeiner würdige Auſſengeſtalt zu geben. Von überraſchendem Effekte war die letzte Dekoration, als nach Verſchwinden des Geiſtes die Furien ſich Don Juans bemächtigen. Der Künſtler (Herr Gail) hatte hier eine grauenvolle öde Gegend der Unterwelt dargeſtellt, auf welcher dunkle Nacht lag, die nur durch das trübe Licht, das zugleich mit dichten Rauchwolken aus dem Krater eines im Hintergrunde befindlichen feuerſpeyenden Berges matt hervorſchimmerte, einigermaßen erhellt wurde. Ein dumpfes unterirdiſches Brauſen vermehrte das Schauerliche des Eindrucks; plötzlich warf unter heftigem Krachen der Berg Feuer aus, die Lavaſtröme verbreiteten ihr glühendes Roth über die tiefer liegenden Hügel; Don Juan in Verzweiflung, von den Furien verfolgt, ſtürzte ſich mitten in die ausbrechenden Flammen.

So gerecht auch der Tadel ſeyn mag, der diejenigen trifft, welche elende Produkte ſchlechter Dichter durch Theaterpracht ausſchmücken, ſo iſt doch nichts zweckmäßiger, als dasjenige, was inneren Gehalt hat, auch durch äuſſeren Schmuck auszuzieren; und nichts einer großen Stadt angemeſſener, als den Wohlſtand, der ſich in dem Inneren der Familien weiſet, auch in ihren öffentlichen Anſtalten zu zeigen. Die Sänger wetteiferten dieſen Abend an Vortrefflichkeit des Geſangs; vorzüglich ward Demoiſelle Milder als Elvire bewundert; der Hofſchauſpieler Weinmüller, welcher die Rolle des Leporello übernommen hatte, erhielt gleichfalls ſowohl wegen ſeines ſchönen Geſangs als ſehr paſſenden Spiels den ungetheilteſten Beyfall.

Die Königl. Bayriſche Schauſpielerin, Mad. Renner, hat hier mehrere Gaſtrollen mit Beyfalle geſpielt, und ſoll, unter ſehr vortheilhaften Bedingungen, für die hieſige Hofſchaubühne engagirt worden ſeyn. Sie beſitzt viele Leichtigkeit, eine gefällige Art des Vortrags, der durch ein ſchönes Organ unterſtützt wird; doch bemerkt man, daß ſie in Stellen, welche die Aeuſſerung zarter Rührung oder eines erſchütterten Gefühls verlangen, keineswegs glücklich iſt. Auch Hr. Haide aus Weimar, deſſen Kunſt ſich in heroiſchen Charakteren des Trauerſpiels lobenswerth zeigen ſoll, iſt hier engagirt worden; doch wird es, bey dem Mangel an Trauerſpielen auf den hieſigen Theatern, ſchwer ſeyn, ihn anzuwenden.

Der Zeitpunkt, wo die italiäniſche Oper wieder in Wien erſcheinen wird, iſt nicht mehr ferne; man ſpricht von vielen zu dieſem Zwecke bereits engagirten Sängern; auch Impe-ratrice Seſſi (verehlichte Natorp) hat unter beſonders vortheilhaften Bedingungen ein Engagement angenommen.

Hr. Tomaſelli, ein vortrefflicher Sänger, welcher eine glückliche Naturanlage mit tiefer kunſtvoller Ausbildung vereinigt, befindet ſich gegenwärtig in der Abſicht, eine Kunſt-Schule des Geſanges zu errichten, in Wien: er iſt ganz der Mann zu dieſem Geſchäft, und wenn er höheren Ortes in ſeinem Plane unterſtützt wird, ſo eröffnet ſich für vaterländiſchen Geſang eine herrliche Ausſicht. Gewiß iſt der gänzliche Mangel an Kunſtſchulen in Deutſchland, und die geringe Sorgfalt, welche bey Ausbildung mancher glücklichen Anlage in der Kindheit verwendet wird, der hauptſächlichſte Grund, warum Deutſche ſo ſelten etwas auſſerordentliches im Geſange leiſten.

Herr Stoll, welcher durch ſeine niedlichen Luſtſpiele bekannt iſt, hat bey dem hieſigen Hoftheater ein Engagement als Dichter erhalten; dennoch aber bringt man keines ſeiner Stücke, die er bis jetzt geſchrieben, auf die Bühne. Auch Herrn Küffners Andromache, und Deukalion und Pyrrha, ſind von der Direktion nicht angenommen worden; dafür ſoll aber ſein Trauerſpiel Catilina, über deſſen Werth noch nichts im Publikum bekannt geworden, gegeben werden.

Herrn Zieglers Trauerſpiel, der Machtſpruch, hat, ungeachtet es ſich in einer ſchwülſtigen Sprache durch ſehr oft angewendete Theatercoups kaum glücklich zu Ende bringt, bey der größern Maſſe der Zuſeher einen ſo fortgeſetzten Beyfall erhalten, daß er gleichfalls als Theaterdichter mit tauſend Gulden engagirt wurde. Auch Herr von Holbein hat eine gleiche Anſtellung erhalten, und nun wird es wenigſtens an Stücken nicht fehlen, die mehr Abwechslung in die traurige Einöde des deutſchen Schauſpieles bringen.

Nro. 104.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 1. Mai, 1807.

Holder May! du biſt ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß ſie jetzo ſeine Braut, künftig eine Mutter werde.

Logau.

Der Frühling.

Bruchſtück aus einem größern Gedichte von Schreiber: Die Jahres-Zeiten.

II.

Hinaus, mein trunk'ner Blick, in ſüße Freye!
  Entflieh' der Sorgen ängſtlichem Gewühl!
Hier lacht die Flur, dort wölbt des Himmels Bläue
  Sich endlos um der Horizonte Ziel.
Das Siegel iſt gelöst erhabner Weihe,
  Und alles wird ein Herz und ein Gefühl;
Hinaus, zu ſchwelgen in der Liebe Wonnen!
In Liebe wird das Leben nur gewonnen.

Sieh, golden perlt der Bach vom blauen Hügel,
  Die Blumen netzt er an des Ufers Grün;
Der Aar verſucht mit neuer Kraft die Flügel,
  Der Schwan, der Wogen alten Kreis zu ziehn;
Kaum zähmt das Roß der lang' entwöhnte Zügel,
  Dem trägen Pfluge ſtrebt es zu entfliehn,
Und munter eilt der Rinder braune Heerde
Hinaus zur Flur, und ſtampft die Trift der Erde.

Horch! welche Lieder wirbeln in den Lüften,
  Wie wogt im Haine froher Weiſen Schall!
Die Lerche ſingt! es wiegt ſich auf den Düften
  Des Blüthenflors das Lied der Nachtigall.
Bald freudig ſchmetternd in des Waldes Klüften,
  Bald ſanfthinſchmelzend in dem Wiederhall;
Und leiſe ſtirbt es jetzt in ſüßem Stöhnen,
Und athmet wieder in der Wolluſt Tönen.

Dort weidet in des Thales tiefen Gründen
  Der munt're Hirt das junge Wollenvieh;
Wo durch Gebüſche ſich die Quellen winden,
  Lockt ihn vertraut des Baches Melodie;
In ſeiner Flöte weichem Klang' entzünden
  Sich leis' die Funken warmer Sympathie,
Und überwallt in zärtlich frommen Tönen,
Was ihn bewegt mit unbekanntem Sehnen.

Der Schiffer treibt, nun ſich der See entſchleiert,
  In blaue Fluten den gelöſ'ten Kahn;
Das Segel weht; den Ruderſchlag befeuert
  Die noch von Strömen überſchwellte Bahn.
Das Schiff — dem ſich der kühne Maſt erneuert,
  Fliegt pfeilſchnell durch den weiten Ozean,
Und freudig grüßt, von ihrem Reich umzogen,
Der alte Kiel die längſt vertrauten Wogen.

Dem hielt kein Erz die freye Bruſt umwunden,
  Sein Herz erglühte von erhabnem Muth,
Der kühn die Hoffnung, die ſein Herz empfunden,
  Zuerſt vertraute trügeriſcher Flut,
Der Meer und Land mit leichtem Kiel verbunden,
  Und das Bedürfniß gleichte mit dem Gut;
Denn Großes quillt nur aus der zarten Seele,
Daß liebend Kraft und Schönheit ſich vermähle.

Indeß das Schiff die laue Flut durchſchneidet,
  Durchwühlt das Feld der Landmann mit dem Pflug;
Den Boden lockernd, der, von Schnee entkleidet,
  Unfruchtbar noch des Froſtes Spuren trug.
Des Ackers Gränzen zieht er ab, und ſcheidet
  Die Furchen, und beſchwingt der Stiere Zug;
Drauf Saamen ſtreuend, ſeines Fleiſſes Segen,
Und neuer Hoffnung ſieht er froh entgegen.

Der Baum ergrünt; es webt um ſeine Aeſte
Sich blendend farbenreicher Blüthen Licht,
Leiſ' angehaucht vom Wehen milder Weſte,
Das ſäuſelnd durch den Kranz der Blätter bricht.
Die Krone ſchwankt im Blau der Aetherveſte,
Die Wurzel ſchwillt vom üppigen Gewicht;
Und traulich mit dem Lichte ſich zu gatten
Steigt aus der Zweige Wölbung holder Schatten.

Noch ſtand, erſtarrt vom langen Winterſchauer,
Der Eichwald, ſeiner Zweige Schmuck beraubt;
Aus ſeinen Tiefen, ſtürmiſcher und rauher,
Erhob er ſtumm das königliche Haupt;
Doch freundlich flicht ins Dunkel ſeiner Trauer
Sich jetzt der Kranz, der dämmernd ihn belaubt,
Und ſchüchtern drängt des ſpäten Reifes Flocken
Das junge Grün von ſeinen Silberlocken.

Die Biene ſummt auf blüthenvollen Auen;
Es ſchwirrt der Käfer durch die heit're Luft.
Der Schmetterling läßt gold'ne Flügel ſchauen,
Und taucht ſich in den Kelch voll Blumenduft.
Das Würmchen folgt mit fröhlichem Vertrauen
Dem Zug, der es zu ſeinen Blüthen ruft;
Für alle gibt es Leben und Gedeihen,
Und alles ſoll ſich ſeines Lebens freuen.

Und alles weiß die rechte Spur zu finden,
Die zum Genuß, zu ſeiner Luſt es führt;
Nicht irren kann das Herz in dem Empfinden,
Wenn die Natur es unverfälſcht regiert;
Und du, o Menſch, willſt ander'n Sinn ergründen,
Als das Gemüth in ſeiner Einfalt ſpürt?
Willſt du der Ordnung ew'ge Regel meiſtern,
Und dich in ſelbſtgeſchaff'nem Wahn entgeiſtern?

— Dir nah' ich jetzt, wo neuvermählte Zweige
Vertraut ſich wölben, ſchattenreicher Wald!
Hier, wo in dem geheimnißvollen Reiche
Der holden Dämm'rung manches Lied erſchallt;
Da grünt der Epheu an der ſtolzen Eiche,
Die Tanne wiegt die ſchwankende Geſtalt,
Hoch in den Aether, von des Berges Gipfel,
Erhebt die Buche frey den goldnen Wipfel.

Und ſchüchtern tritt aus des Gebürges Oeden
Das Wild hervor, gelockt von junger Trift;
Es fängt der leiſe Hainquell an zu reden,
Der Waſſerfall ſtürzt brauſend vom Geklüft.
Wo jüngſt noch der Zerſtörung Schauer weh'ten,
Spielt Zefyr jetzt in wallendem Gedüft;
Und magiſch lädt, fern von des Tages Schwüle,
Zu holdem Schlummer ein die ſanfte Kühle.

Hier will ich ruh'n, wo heiter die Gedanken,
Sich gatten mit des Herzens Luſtgefühl,
Wo, frey von der Gewohnheit läſt'gen Schranken,
Die Seele ſchwelgt in ſüßer Träume Spiel;
Wie um den Stamm ſich die Gebüſche ranken,
So in der Freyheit heiligem Aſyl
Will ich mich kühn an deinen Himmel ſchlieſſen,
O Freude, deines Nektars zu genieſſen.

Schwärmerei.

(Fortſetzung.)

Ich faßte mich ſo gut als möglich, doch hatte ich mich zu ſtark verrathen, als daß ich meine vorige Unbefangenheit wieder hätte annehmen können; auch ſchien mir die Gefahr drohend: daher hielt ich's fürs Beſte, mich ohne Rückhalt dem Manne, der mir ſo ehrwürdig ſchien, anzuvertrauen. — „Meine Beſtürzung bey einer Nachricht,“ ſagte ich, „die mir Ihrer Anſicht nach durchaus gleichgültig ſeyn ſollte, fällt Ihnen mit Recht auf; allein es wird Sie noch mehr in Verwunderung ſetzen, wenn Sie die Urſache derſelben erfahren. Die Reiſe Ihres Neffen durchkreuzt vielleicht einen Plan, deſſen Gelingen mir unendlich am Herzen liegt.“ —

„Ich begreife nicht, Mr. Bernhard... Oder kennen Sie vielleicht meinen Neffen von Deutſchland her, und ſollte dies“...

„Ich habe nicht die Ehre, Mr. Longwood zu kennen.“

„Er heißt Kennedy.“

„Doch nicht William Kennedy aus Canterbury?“

„Eben der.“

„Iſt's möglich! Kennedy Ihr Neffe? Kennedy der Verwandte, vielleicht der Bruder“... Ich ſtockte.“

„Von wem? — Sie ſcheinen mehrere von meiner Familie zu kennen.“

„Alle, die ich bis jetzt kenne, ſind meinem Herzen ſehr, ſehr theuer. O warum muß mein guter Kennedy gerade geſtern nach London gereiſt ſeyn, und ich bin nicht einmal unterwegs auf ihn getroffen. Wird er ſich lange in London aufhalten?“

„Das iſt unbeſtimmt; eine Familien- und Herzensangelegenheit führte ihn dahin.“

Das ſchoß mir aufs Herz. Vielleicht wohl gar meine Liddy? — „Eine Herzensangelegenheit?“ rief ich aus, „die kann ſich für Kennedy nur glücklich enden!“

„Sie nehmen ſo warmen Antheil an meinem Neffen,“ erwiederte der Doktor mit ſichtbarer Rührung, „daß ich bedaure Ihnen ſagen zu müſſen, die Angelegenheit, die ihn nach London führt, kann ſich nur unglücklich für ihn enden; aber er iſt ein Mann, und wird es tragen.“

„Unglücklich? Wer weiß!“

„Sie ſprechen in der That Räthſel für mich, Mr. Bernhard; oder ſollte Ihnen, der Sie Alles wiſſen, auch wohl dieſe Herzensangelegenheit bekannt ſeyn?“

„Vielleicht.“

„Wie wäre das möglich? Sie wüßten?... Das könnte nur Statt finden, wenn Sie ſelbſt Antheil an dem Unglücke meines guten William hätten, und das — möchte ich nicht gern von Ihnen glauben.“

„Ich nehme Antheil, den nächſten, den wärmſten Antheil, aber an der Urſache habe ich keinen. Doch verſtehen wir uns auch recht, Sir, und werden Sie es nicht für Zudringlichkeit halten, wenn ich, ein Fremder, den der Zufall vor wenig Augenblicken in Ihre Bekanntſchaft gebracht hat, Ihr Vertrauen in einer Angelegenheit auffordere, die ſonſt nicht geeignet iſt, außer dem traulichen Kreiſe einer Familie bekannt zu werden?“

„Sprechen Sie frey heraus, Sir, ich bin kein Liebhaber von Räthſeln.“

„So erlauben Sie mir die Frage: Haben Sie noch mehr Verwandte, außer Mr. William, meinem Freunde?“

„Ja, noch einen Schwager, einen Prediger in Dartford.“

„Und dieſer... hat Kinder?“

„Nur eine Tochter.“

„Und iſt dieſe bey ihrem Vater?“

„Wozu dieſe Frage?“

Nein, ſie iſt nicht dort, ſie heißt Liddy, ſie iſt dem väterlichen Herzen entriſſen!“

„Wehe ihr, wenn ſie das iſt; bis jetzt nur den väterlichen Armen! rief der Doktor aus, und ſtand auf. — Er maß mich vom Kopf bis auf die Füße. — „Aber erklären Sie mir doch,“ fieng er nach einer Pauſe an, “woher Sie das wiſſen?“

„Ja, Ihnen darf ich Liddy's Schickſal vertrauen,“ erwiederte ich.

„Sie kennen Liddy?“

„Ich komme von ihr her.“

„Sie hat Sie zu mir geſchickt?“

„Nein, Sir, ich darf Sie nicht täuſchen.“

„Aber woher wiſſen Sie denn, daß ich ihr Oheim bin?“

„Zwar von ihr ſelbſt; jedoch verdanke ich dies Geſtändniß nur der Ueberraſchung und dem ſonderbarſten Zufalle.“

„Wo iſt ſie?“

„Im Fullerſchen Hauſe.“

„Bey Fullers? O Gottlob, dann iſt ſie in guten Händen!“

„In den beſten von der Welt.“

„Und wer hat ſie dahin gebracht?“

„Ich, Mr. Longwood.

Sie, Sir? Wie kam Liddy an Sie, an einen Deutſchen, der ſo kurze Zeit erſt in London iſt?“

Ich ſchämte mich ihm zu bekennen auf welche Art, auch wußte ich nicht, ob es ganz rathſam ſey; doch mußte etwas geſagt werden und da ich, wie bekannt, in ſolchen Fällen mich meinem Genius überlaſſe, ſo that ich's denn auch hier, im Vertrauen, daß er mir beſſer dienen würde, als bey der Erfindung von Miß Liddy's Geſchichte für Mrs. Fuller. — „Ich hatte einige weibliche Arbeiten,“ ſagte ich, „und mir wurde eine Nähterin angewieſen, die in einem Hauſe wohnen ſollte, deſſen Nummer ich vergaß. Ich fragte in allen Häuſern dort herum nach, und man wies mich endlich an ein junges Frauenzimmer, das ſich vielleicht mit dergleichen Arbeiten beſchäftigen möchte. Ich ging hin, und traf Ihre Nichte.“

„Wie? Sich ſelbſt überlaſſen?... Allein?“

„Ja.“

„Und in welcher Lage?“

Ich zuckte die Achſeln.

Alſo in Noth! — O Allbarmherzigkeit, Liddy in Noth! allein! ein Spiel des Schickſals, ein Raub des Laſters vielleicht! Geſchwind, Mr. Bernhard, Sie ſehen meine Angſt... Wie wurde es weiter?“

„Ich fand eine Bildung an Liddy, die mit ihrer äußern Lage ſehr im Widerſpruche ſtand. Das machte mich aufmerkſam, und ich war ſo glücklich, ihr Zutrauen zu gewinnen.“

„Ach! das iſt ſo leicht, bey einem Herzen, wie das ihrige, nur zu leicht!“ rief der Doktor mit Thränen aus.

„Sie entdeckte mir die Verlegenheit, in der ſie ſich befand. Ich drang in ſie, mir auch den Grund derſelben zu entdecken, allein vergebens. Alles, was ich erfahren konnte, war, daß ſie ſich anklagte, das Herz eines zärtlichen Vaters zerriſſen zu haben.“

„Ja, das konnte Liddy; und nicht eines Vaters blos, auch ihres Oheims Herz, auch das Herz ihres Verlobten! Fiel ihr denn das nicht ein? Doch nein, nein, mag es ihr nie einfallen, ſie würde unter der Laſt erliegen müſſen. Und ſie nannte ſich Ihnen nicht?“

„Durchaus nicht, ſo ſehr ich in ſie drang.“

„O Liddy, Du mit Deinem Geiſte, konnteſt auch Du ſinken?“

„Das konnte ſie nur einen Augenblick, Mr. Longwood, denn im zweyten ſtand ſie groß und ſelbſtſtändig da.“

„Ach daran erkenn' ich das Mädchen mit der Heldenſeele!“

„Als ich ihr meine Bereitwilligkeit zeigte, ihr zu dienen, war ihre einzige Bitte, ſie in das Haus rechtſchaffner Leute zu bringen. Ich wohne bey Mr. Fuller, es ſtand ein Zimmer leer“... Und nun erzählte ich weiter Alles, was vorgefallen war.

Mit überwallendem Gefühle erhob der Doktor die Hände gen Himmel: „Allmächtige Vorſehung!“ rief er aus, „wer ſollte Deinen Finger verkennen! Dank! Dank!... Und Sie, Mr. Bernhard, der Sie ſo großmüthig, ſo menſchenfreundlich des armen verlaſſenen Mädchens ſich angenommen haben, was trieb Sie nach Birmingham?“

„Da ich Liddys Familiennamen nicht erfahren konnte, ſo ſtieg in mir der Entſchluß auf, den Mann aufzuſuchen, den Liddy ihren würdigen Oheim nannte, und von dem das Zeugniß meiner redlichen Wirthin ein ſo günſtiges Vorurtheil erweckte.“

„Und dies iſt alſo Ihr Geſchäft in Birmingham?“

„Ich habe kein anderes, Mr. Longwood, und glaube, es wird ſich glücklich enden, da der Zufall mir bis jetzt ſo günſtig war.“

„Der Zufall, Mr. Bernhard? O, laſſen Sie uns nicht läſtern! So, ſo, merken Sie nur darauf, ſo leitet die Vorſehung jede edle Abſicht zum herrlichen Endzwecke, wenn der Menſch ihre Winke verſteht und vernünftig benutzt. — Aber mein armer William, wie erſchütternd wird für ihn Liddy's Wiederſehen ſeyn!

„William alſo, William liebt Liddy?“

„Er wurde vor ſeiner Abreiſe nach Deutſchland mit ihr verlobt.“

Und welch ein Zufall entführte ſeine Braut den Armen ihrer Freunde, ihres Vaters?“

„Das Gewebe eines Teufels in der Geſtalt eines Heiligen, Mr. Bernhard! Doch die Mittheilung würde mich jetzt in der That zu ſtark angreifen; wir wollen ſie bis morgen erſparen. Es wird ſpät; wollen Sie mein Gaſt ſeyn?“

Ich entſchuldigte mich, daß ich im Wirthshauſe ſchon Alles beſtellt hätte, und bat mir aus, ihn morgen wieder beſuchen zu dürfen.

„So früh Sie wollen, Mr. Bernhard, Sie frühſtücken mit mir; Sie gehören zu meiner Familie.“

Ich drückte ihm gerührt die Hand. „In der That,“ ſagte ich, „bin ich jetzt äuſſerſt beſorgt. Liddy gilt für ihre Tochter bey Fullers, William wird Sie dort ſehen, er wird ſich verrathen, um ſo mehr, da er auf nichts vorbereitet iſt.“...

„Ueber Liddy waltet die Hand der Vorſehung, Mr. Bernhard!“ fiel der Doktor mir ins Wort, „wir können ihr doch nicht eingreifen, und wollen es auch nicht. Gleich die erſten Tage nach ſeiner Ankunft wird William ſchwerlich zu Mr. Fuller gehen, da ich ihm den Brief nur beyläufig aufgetragen habe, indem ich wohl am wenigſten vermuthen konnte, daß er dort der Erfüllung des Endzwecks ſeiner Reiſe am nächſten ſeyn würde. Wir wollen mit einander überlegen, was zu thun iſt; aber morgen, denn heute iſt mein Herz zu voll, ich habe nicht ruhige Beſonnenheit genug. Liddy iſt gefunden! Liddy iſt in guten Händen! Dies iſt der einzige Gedanke, deſſen ich für dieſen Augenblick fähig bin. Edler, guter deutſcher Mann, empfangen Sie meinen Dank, den Dank eines bekümmerten Herzens, dem Sie Troſt bringen. Morgen ſehen wir uns wieder.“ — Und wir ſchieden.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden.

Am Sonnabende vor Oſtern ward in der katholiſchen Hof-Kirche: das heilige Grab, ein Oratorium vom Kapellmeiſter Pär, aufgeführt. Aller Erwartungen waren auf einen vorzüglichen Genuß geſpannt; allein die Kenner und Freunde der Muſik giengen meiſt unbefriedigt hinweg. Deſto mehr wurden leztere gleich nach Oſtern am 4 April entſchädigt, wo die Wegelagerer von dem obengenannten Meiſter gegeben wurden, und eine junge Sängerin, Camilla Angiolini, zum erſtenmale in der Rolle der Iſabella auftrat, und mit dem rauſchendſten Beyfalle belohnt wurde. Ihre Stimme iſt eben ſo rein und angenehm, als umfaſſend, und die Beſonnenheit, womit ſie ſpielte, ſo wie die Gewalt und Biegſamkeit, welche ſie in ihrem Geſange zeigte, war nicht genug zu bewundern. Sie iſt in Dresden geboren und gebildet, und wir wünſchen um ſo viel lieber, daß ſie auch bey unſerm Opertheater bleiben möge, da wir das Entbehren vorzüglichen Geſanges im lezten Winter ſo ſchmerzlich empfunden haben.

Am 9 April gaben die königl. Kammermuſici Calmus und Mikſch ein ausgezeichnet ſchönes Konzert, und erwarben ſich, erſterer durch ſein bezauberndes Violoncellſpiel, lezterer durch ſein kunſtreiches Blaſen des Waldhorns, den innigſten Beyfall ihrer zahlreichen, aufmerkſamen Zuhörer.

München, 23 April.

In der Nacht vom 22. auf den 23ſten hat ſich hier ein ſchröcklicher Vorfall ereignet. Die in dem Zuchthauſe in der Vorſtadt Au gefänglich bewahrten Verbrecher haben einen Verſuch gemacht, ſich gegen 2 Uhr zu befreyen. Die Conſpiration war beſonnen eingeleitet, und mit Kühnheit in Vollzug geſezt. Bey der gewöhnlichen Viſitation brach ſie aus. Die entſchloſſenſten Böſewichte gaben das Signal, und da ſich nicht augenblicklich eine überwiegende Macht ihnen entgegen ſezte, ſo ſchien ihr Plan zu gelingen. Aber der feſte Muth eines einzigen Mannes, des Zuchthaus-Commiſſärs W....r, beſiegte die zahlreichen Aufrührer. Nach einem heftigen Kampfe ward das Unternehmen vereitelt. Man gibt die Zahl derer, welche dabey verwundet worden und von denen ſchon einige geſtorben ſind, auf 24 an. Dieſe Begebenheit iſt um ſo merkwürdiger, als ſie neben den ſchreckensvollſten Zügen verbrecheriſcher Kühnheit im lebendigen Beyſpiele zeigt, wie viel Unerſchrockenheit und Bravour eines einzigen Mannes auch in den gefahrvollſten Augenblicken gegen eine große Maſſe vermag.

München, 24 April.

Noch immer iſt es von der wirklichen Eröffnung der Akademie ſtille. Da Jakobi das königl. Dekret als Präſident erhalten, und Hr. Schlichtegroll den Ruf, der als General-Sekretär mit Beylegung des Geh. Raths-Charakters an ihn ergangen war, angenommen hat: ſo hofft man indeſſen, daß keine lange Verzögerung eintritt. Von Wolfs Hieherkunft von Halle wird nicht mehr geſprochen. Sie würde große Folgen gehabt haben, wenn unter der Leitung jenes Gelehrten ein philologiſches Seminarium errichtet worden wäre, um den höheren Schul-Anſtalten tüchtige Lehrer zu bilden.

Auf unſerm Theater herrſchen die Gözen des Tages. Die Oper von Winter war, nach einer langen Erſchlaffung, ein Moment, in dem die Kunſt ſich in ihrem friſchen Streben zeigte. Aber dafür ſahen wir vorgeſtern ſeit Kurzem zum drittenmal das Strandrecht von Kozebue. Unläugbar entwickelt in dieſem Stücke, welches das ganze Gepräge Kozebueſcher Frivolität an ſich trägt, Hr. Heigl als Hayfiſch ſein Talent des Komiſchen; allein traurig, wenn die höhere Anlage gedrungen iſt, im Kreiſe des Gemeinen ſich zu zeigen! Wahrlich unſre Direktion verdient wegen ihrer Trägheit und Gleichgültigkeit gegen die Kunſt ernſte Vorwürfe. Nach dem Strandrecht folgte zum erſtenmal: Phroſine, oder wer zulezt lacht, lacht gut, ein Vaudeville in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des Dieu de la Foy, worin Madame Willer die Phroſine ſpielte. Sie misfiel nicht, und zeigte ſich vielſeitig ausgebildet; doch ward im Ganzen eine größere Freyheit und Leichtigkeit des Spiels vermißt.

St. Gallen, 29 März.

Der Erziehungsrath des Kantons St. Gallen hat ſeit ſeinem Zuſammentritt vor 3 Jahren die kürzlich im Morgenblatt (Nro. 38) belobte Sitte, der Jugend bey feyerlichen Gelegenheiten bedeutende Bilder mit belehrendem Texte auszutheilen, auf die erfreulichſte Weiſe unter uns eingeführt. Vor 2 Jahren eröffnete er die Reihe ſeiner Blätter durch eine Anſicht des geographiſchen Umfanges des neugebildeten Kantons und durch einen kurzen Umriß der Kulturgeſchichte deſſelben; im verfloſſenen Jahre ließ er den Mythos von dem jungen Herkules folgen, dem Jüngling zur Lehre, daß, in welchem Staat er Bürger ſeyn mag, nur Anſtrengung und Selbſtbeherrſchung ihn zum achtbaren Manne machen, und ihm wahren Ruhm und wahre Ehre verdienen können; dieſes Jahr theilte er auf Oſtern (um dieſe Zeit hat die Verfaſſung der meiſten Schweizerſtände die Wahlgeſchäfte und die Verſammlungen der großen Räthe angeordnet), die Eröffnung des Kantonsraths in dem ſchönen Regierungsſaale mit, und der Erziehungsrath Grob fügte dem treuen Bilde köſtliche Worte über den Werth der neuen Schweizer-Verſammlung und die Entwicklung der Lehre bey: wie — keiner verſtehe die Gegenwart, dem die Vergangenheit unbekannt iſt. „Immerhin möget ihr, junge Freunde, es bedauern, daß unſer Vaterland einer fremden Vermittlung und eines fremden Schuzes bedürftig wurde; nur ſey nicht ſo ſehr jene Vermittlung, als vielmehr dieſes Bedürfniß der Gegenſtand eures Bedauerns. Dies entſtand theils aus unſern eignen unheilbaren politiſchen Gebrechen, theils aus der unaufhaltſamen Einwirkung jenes ſchrecklichen Sturms der Zeit-Ereigniſſe, der ganz Europa ergriff, große und kleine Staaten umſtürzte, und ſie in neuen Formen und Geſtalten hinter ſich ließ. Nachdem aber einmal dieſes Bedürfniß vorhanden war, ſo war es auch wünſchenswerth, daß dasjenige, was wir in unſerm moraliſchen und politiſchen Unvermögen ſelbſt nicht thun konnten, von einem Vermittler geſchehe; ſo war es wünſchenswerth, daß dieſer Vermittler mächtig genug ſey, um allem einſeitigen und leidenſchaftlichen Partheyeifer Schweigen zu gebieten; weiſe genug, um ohne Fingerzeig über das in einer Staatsform für die Schweiz Gute und Zweckmäßige ſelbſt urtheilen zu können; und wohlmeinend genug, um die Wohlfahrt des Schweizer-Volkes zum Augenmerke zu machen, und ihm von den möglichen Staats-Vortheilen wenigſtens ſo viele zuzuwenden, als ſich mit dem Intereſſe ſeines eignen Reiches vereinigen ließen; es war wünſchenswerth, daß die kleine Schweiz, für welche es höchſt wichtig iſt, an dem großen Frankreich einen freundſchaftlichen Nachbar zu haben, eine ſolche Verfaſſung erhalte, an welcher der Beherrſcher Frankreichs nichts Anſtößiges, keine Urſache zum Mistrauen oder zur Feindſchaft finde; es war wünſchenswerth, daß der Vermittler des neuen Schweizer-Staates zugleich die Gewährleiſtung deſſelben übernehme, damit er unter ſeinem Schuze unverlezbar ſey, damit ihn weder äuſſere noch innere Feinde antaſten dürfen, und die zufriedenen Bürger das Gute, was er ihnen gewährt, in getroſter Sicherheit genießen können.“

Nro. 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Mai, 1807.

Glaube dem Leben! Es lehrt beſſer, als Redner und Buch.

v. Goethe.

Ein merkwürdiger Brief Schillers.

Schiller war kaum einige Monden todt, als in Leipzig auch ſchon ſein Geiſt citirt wurde, denn der nächſte Meß-Katalog verkündigte, wie bekannt, ſogleich einen „Geiſt Schillers“, gleichſam als hätte das ganze Publikum bisher, wie Favart's Chercheuse d'Esprit, gerufen: „je ne sais pas où l'on en trouve!“ Etwas enthält indeſſen dieſe Compilation doch, was für die wahren Verehrer des unſterblichen Dichters wirklich ſchätzbar iſt, nämlich die beygefügten, in Kupfer geſtochenen Briefe deſſelben. Wer wird nicht, auch ohne es gerade bis zu Lavaters Grübeleyen zu treiben, die Phyſiognomie der Handzüge eines auſſerordentlichen Mannes eben ſo gern, wie die ſeiner Geſichtszüge, kennen lernen, und, in Ermanglung einer Originalhandſchrift, auf Papier oder, wie ſie unſer Thümmel zu ſammeln liebt, in Fenſterglas ein ſolches fac simile beſitzen mögen. Es wäre darum nur zu wünſchen geweſen, daß man zu jenem Schillerſchen einen Brief gewählt haben möchte, den zugleich auch das Intereſſe ſeines Inhalts würdig gemacht hätte, in Erz gegraben zu werden. Ein ſolcher iſt nun unſtreitig der folgende, den ſein Beſitzer zur Antwort empfieng, als er ſich des Verfaſſers Urtheil über die bekannte Recenſion ſeiner Jungfrau von Orleans in der Allgemeinen Literatur-Zeitung erbeten, und dabey den Wunſch geäußert hatte, von ihm ſelbſt eine Kritik ſeiner dramatiſchen Werke unternommen zu ſehn.

„Weimar, den 22. Jan. 1802.

„—— Die Recenſion der Jungfrau von Orleans zeigt zwar einen fähigen Verfaſſer, und ich habe Urſache, mit den guten Geſinnungen, die derſelbe für mich hegt, ſehr zufrieden zu ſeyn; aber ich muß denn doch zur Steuer der Wahrheit geſtehen, daß die Forderungen, die der Leſer an eine Recenſion mit allem Rechte machen kann, keineswegs darin erfüllt ſind. Es iſt vielmehr ein Verſuch, wenn Sie wollen, ſeine Kunſtmetaphyſik auf ein vorhandenes Werk anzupaſſen und anzuwenden; aber ein poetiſches Werk muß, inſofern es auch nur in hypothesi ein in ſich ſelbſt organiſirtes Ganze iſt, aus ſich ſelbſt heraus, und nicht aus allgemeinen und eben darum hohlen Formeln beurtheilt werden; denn von dieſen iſt nie ein Uebergang zum Faktum. Aber Sie werden überhaupt oft Gelegenheit gehabt haben, zu bemerken, daß unſere neueſte Philoſophie (ſelbſt wenn ihre Prinzipien als wahr angenommen werden) in der Anwendung hinkt; daß die Verſuche ihrer Stifter ſelbſt, in das Praktiſche zu gehn, nicht glücklich ausfielen, ſie mögen nun in der Aeſthetik, oder im Naturrecht und in der Politik*) angeſtellt worden ſeyn. Daraus wird mir eben immer klarer, daß die Major an einem Syllogismus leichter iſt, als die Minor, weil gerade die jüngſten und unreifſten Köpfe viel ſchneller in jene eingehn, als mit dieſer umzugehen wiſſen, was doch gerade der Boden der Kritik iſt. So will ich die ganze leſende Welt auffordern, mir zu ſagen, ob die Recenſion quaestionis auch nur die geringſte Anſchauung meines Trauerſpiels enthält; ob der Verfaſſer derſelben auch nur in irgend einem Stücke in die innere Oekonomie deſſelben eingegangen iſt: denn das Einzelne und Spezielle, was er darin berührt, iſt gerade von keiner Bedeutung. Ich mache dieſe Bemerkung nicht ſowohl als Autor, und inſofern ich als ſolcher dabey intereſſirt bin,

*) Fichte's geſchloßner Handelsſtaat war eben erſchienen.

denn ich habe mich keineswegeſ zu beklagen; aber als bloſer Leſer und als Kunſtrichter habe ich den Mangel an Zweckmäßigkeit nicht ungerügt laſſen können.

„Sie erweiſen mir zu viel Ehre, wenn Sie glauben, daß ich das Geſchäft des Kritikers und Recenſenten bey meinen Stücken ſelbſt am beſten übernehmen könne. Vor zehn Jahren hätte ich das ohne Bedenken gethan, weil ich damals noch einen größern Glauben an eine Kunſttheorie und Aeſthetik hatte, als jetzt. Gegenwärtig erſcheinen mir die beyden Operationen des poetiſchen Hervorbringens und der theoretiſchen Analyſis, wie Nord- und Südpol, von einander geſchieden, und ich müßte fürchten, ganz von der Produktion abzukommen wenn ich mich auf die Theorie zu ſehr einlaſſen wollte. Dieſe iſt zwar abſolut nothwendig und weſentlich bey der Produktion ſelbſt; aber da iſt ſie praktiſch, und mehr für den Poeten als den Aeſthetiker. Und was iſt denn, wenn wir die neueſten Erfahrungen hören, für die Poeſie gewonnen worden, ſeitdem die Aeſthetik ſo angebaut wird? Vestigia terrent! — — —“

Es bedarf keiner beſondern Auseinanderſetzung, daß dieſer Brief nicht nur als Schillers Urtheil über die gedachte Recenſion, ſondern zugleich als Aeußerung ſeiner Anſicht der neueſten Aeſthetik und Philoſophie überhaupt, als ſein Bekenntniß, daß er ſelbſt es fühlte, wie ſehr das Vertiefen in abſtrakte Spekulationen ſeinem Dichter-Genie geſchadet, und mithin auch als Aufſchluß des nirgend von ihm öffentlich erklärten Räthſels, warum er in ſeinen ſpätern Jahren die Bahn des philoſophiſchen Schriftſtellers ſo ganz verließ, in hohem Grade merkwürdig und lehrreich iſt. Möchte der Erfolg ſeiner Bekanntmachung der Abſicht, in der ſie geſchieht, entſprechen, und er dazu beytragen, uns endlich von aller Poetik und Poeſie nach einer Theorie a priori zu heilen.

Schütz.

Muſäus.

Die Volksmährchen des unvergeßlichen Muſäus ſind noch immer unübertroffen, und gehören unter die ſchönſten Blumen deutſcher Literatur. Was kommt ihrer Herzlichkeit, Naivetät, Deutſchheit, und Eigenthümlichkeit gleich? — Die Legenden von Rübezahl, ſtumme Liebe, die Nimphe des Bronnens, Melechſala, gehören zum Theil auch in poetiſcher Hinſicht unter die ſchönſten Stücke, die wir beſitzen. Nur Wieland, in ſeinen gereimten komiſchen Erzählungen, ſteht noch über dem guten Muſäus; und wenn man von den rüſtigen Erzählern unſrer hundert Taſchenbücher auf die Volksmährchen übergeht, ſo ſchmeckt es wie Traubenöl auf klares Waſſer.

Schade, daß die Werke dieſes trefflichen Humoriſten durch Longueurs (den bekannten Fehler der Deutſchen!) und noch mehr durch beſtändige Anſpielungen auf momentane Erſcheinungen der Zeit etwas entſtellt ſind! Bisweilen ſtößt man auf Stellen, als hätte ſie eine feindliche Hand eingeſchoben, und ihm neidiſch den wohlverdienten Lorber rauben wollen.

Den Stoff zu manchen ſeiner ſchönſten Stücke griff er nach dem Zeugniß ſeines Biographen buchſtäblich aus dem Volke, z. B. aus Spinnſtuben, von Soldaten, Bedienten, und Landleuten auf, und hob ſofort durch ſeine meiſterhafte Behandlung die Legende des Pöbels zur Würde der Kunſt empor. So muß es jeder halten, wer ächte Volksſtücke ſchreiben will! — In deutſchen Kneipen, bey Zunftgelagen, in Wach- Spinn- und Kinderſtuben, in traulichen Familienkreiſen, beym Winterkamin u. ſ. f., ſpucken noch immer durch Tradition erhaltene Legenden, Schnurren, Novellen, Schwänke und Erzählungen, die trefflich erfunden ſind, und blos eines Meiſters wie Muſäus bedürfen, der die Treffer erkenne, ſondere, von Schlacken reinige, und mit dem Nimbus poetiſcher Darſtellung umgebe.

Da die Wuth nach Erzählungen in Deutſchland ſo allgemein und ſo anhaltend iſt, da der Born der Erfindung ſo kärglich fleußt, da man uns ſo viel exotiſche Waare auftiſcht — ſo ganz und gar nicht auf den Geiſt und das Gepräge deutſcher Nation berechnet: ſo wäre es der Mühe werth, daß ſich ein berufener Humoriſt auf dem Markte des Lebens ein wenig umthäte, und — ſtatt das Ausland zu plündern, uns einmal wieder ächt deutſche Erzählungen aus den reichen Fundgruben der Volksſage lieferte. Veit Weber, Spies, und einige andere haben etwas hierin geleiſtet, aber den Volkston nicht immer getroffen, und ihre anfangs warme und feurige Ader gab bald nur Waſſer von ſich.

Bey allem Heißhunger der Deutſchen nach Romanen und Novellen, und bey all den Kameellaſten von Produkten, die unſre Scribenten dieſem verſchlingenden Hunger aufgetiſcht, wüßten wir doch ſchwerlich würdige Parallelen gegen einen Richardſon, Fielding, Cervantes, Swift, Smollet, Goldſmith, Le Sage, Diderot, Marmontel, Florian aufzutreiben. An Männern von Beruf und Genie, ſowohl für den Roman als die Erzählung, gebrach es uns nie: aber ſie fröhnten meiſt der Mode, oder gar dem Magen, und ſanken, anſtatt zu wachſen, und der Hoffnung des Patrioten zu entſprechen, in wenig Jahren in den Staub der Dunkelheit oder der Meßlieferanten herab.

Außer jenen unglücklichen, in unſern Tagen ſchon zur Antiquität herabgeſunkenen Anſpielungen beleidigt den Leſer noch ein anderer Fehler bey dem guten Muſäus, nemlich: er läßt oft auf treffende, warme, ächtpoetiſche Kernſtellen ſolche Plattheiten und matte Waſſerfarben folgen, daß man ſeinen Augen kaum traut, und es kaum erwarten kann, bis man wieder durch eine gute Stelle verſöhnt wird. — Dieß zeugt von einem unberichtigten Geſchmacke, und verſpricht leider dieſem trefflichen Schriftſteller keine lange Exiſtenz bey der Nachwelt. Hätte er länger gelebt, ſo würde er unfehlbar bey neuern Auflagen ſelbſt dergleichen Longueurs und Plattheiten geſtrichen haben: jetzt, da dieß

nicht geſchehen kann, ſollte ihm ein Mann von Geſchmack dieſen Liebesdienſt thun, Wieland.

Dagegen findet ſich ein Reichthum von Kenntniſſen — ſowohl aus Büchern, als aus dem Leben, von eigenen ſelbſt geſchöpften Gedanken und Empfindungen, von herrlichem geſundem Mutterwitz, jovialiſcher Laune, und Sprachkraft in ſeinen Schriften; neben der Phantaſie und dem Herzen wird bey ihm der Kopf ſo angenehm beſchäftigt, daß ſich hierin die meiſten Modeerzähler zu ihm verhalten, wie eine buntbemahlte Laterne zu einem reich und nützlich meublirten Zimmer. Wie es bey jedem wahrhaft guten Schriftſteller ſeyn ſoll, ſo fühlt man ſich bey der Lectüre des herzguten Muſäus häufig bewogen, Pauſen des Nachdenkens zu machen, und einen treffenden Gedanken, eine gemeinnützige Marime, ein liebliches Bild, in ſeine Seele zu verſchließen. Der Geiſt wird nicht mit leerem Dunſte abgeſpeißt, ſondern mit kräftiger Nahrung, die in Mark und Saft übergeht. — Daher greift der Denker eben ſo wohl nach den Schriften dieſes Mannes, als der gedankenloſe Zeittödter, und man ſieht ſeine Flagge noch, wie vor ſechszehn Jahren, von den Buden der literariſchen Modehändler wehen.

Außer der Volkstradition benutzte Muſäus noch einige zum Theil von ihm angeführte lateiniſche Quellen aus dem Mittelalter und altdeutſche Chronikbücher. Wir ſind der Meynung, daß ſich die bekannten Vies des Saints trefflich zu dieſem Zwecke nutzen ließen; ſo wie die lateiniſchen Kloſterlegenden längſt von ſinnigen Bücherſpähern benutzt worden ſind. Kurz, an Quellen fehlt es uns Deutſchen nicht, um den Fabliaux et Contes, der Blue Bibliothèque, und der Bibliothèque des Romans, ſtattliche Parallelen gegenüber zu ſtellen: eh ſich aber unſre ſchreibluſtigen Belletriſtchen die Mühe nehmen, Lateiniſch zu lernen, und in die alten Bücherſchachten hinabzufahren, eh ſchreiben ſie einander ſelbſt ab, tackeln franzöſiſche oder engliſche Weiber-Novellen auf, oder pumpen ſich den letzten Tropfen aus ihren ſachleeren Gehirnchen.

Die Erzählung iſt jetzt ſo ſehr unter uns Tagesordnung geworden, daß ihr der Aeſthetiker wohl künftig einen eigenen Abſchnitt wird einräumen müſſen. Selbſt der ſiebenzigjährige Veteran Wieland griff zur Feder, und ſchrieb noch proſaiſche Erzählungen. Er beſchwert ſich in den Einleitung darüber, daß man uns Deutſche immer und immer mit Idealen und Phantomen aus der Unſchuldswelt abfüttere, welche man, gleich dem Quell Arethuſe, mitten im Gedränge des umgebenden Alltagslebens, bey ihrer Engel-Reinheit zu erhalten ſuche. Freylich iſt dieß leichter, als Menſchen und das Leben nach Art der Britten zu ſtudiren, und ſie uns vorzuhalten — als einen Spiegel, der uns unſre Flecken zeige, ſie uns zu reichen, als einen Labetrank, welcher die ſinkenden Geiſter des müden Wanderers erquicke.

Miſcellen aus und über Oeſterreich, vom April 1807.

(Aus einem Schreiben.)

Kaiſer Franz, der in keiner Hinſicht das Gepränge liebt, ſondern das ſtille, eingezogene häusliche Leben von jeher vorzieht, hat auch in Ofen einen prunkloſen Einzug gehalten. Indeß ließ ſich das zahlreich verſammelte Volk nicht daran hindern, den Monarchen bey ſeiner Ankunft mit Jubelgeſchrey zu empfangen. Die königlichen Propoſitionen ſind bald darauf den verſammelten Landſtänden mitgetheilt worden.

Eine allgemeine Klage der Ungarn iſt: daß ſie, die Bewohner eines gold- und ſilberreichen Landes, doch ſchon ſo lange Zeit hindurch der klingenden Münze entbehren, und ſich mit dem in ſeinem Werth immer tiefer ſinkenden Papiergelde begnügen mußten, welchem Umſtande die große Theurung zuzuſchreiben ſey, unter der auch das ſo ſehr geſegnete, und ehemals in dieſer Hinſicht ſo beneidete und beneidenswerthe Ungarn ſeufze.

Kaum war der Landtag eröffnet worden, als der Kaiſer auch ſchon gedrungen war, Ofen zu verlaſſen, und mit möglichſter Schnelligkeit nach der Reſidenzſtadt zu eilen. Die Kaiſerin war unterdeſſen zu früh entbunden worden, die neugeborne Prinzeſſin bald nach ihrer Geburt geſtorben, und die Monarchin befand ſich in bedenklichen Geſundheits-Umſtänden. Der Kaiſer eilte zu ſeiner geliebten Gattin, und fand ſie noch am Leben, aber ihrem Ende nahe. Er kam nicht mehr von ihrer Seite, bis ſie vollendete. Eine ſtarke Lungenentzündung brachte ihr am 13 April früh Morgens den Tod.

Dies traurige Ereigniß ſoll den Kaiſer tief erſchüttert haben. Er hing an der Vollendeten mit aller Herzlichkeit, und lebte mit ihr in der vergnügteſten und glücklichſten Ehe, wie ſie in unſern Tagen ſelbſt in denen Ständen ſelten anzutreffen iſt, in denen noch das meiſte eheliche Glück zu herrſchen pflegt. Sie war in der That eine vortreffliche Gattin und Mutter. So wie der Kaiſer, liebte auch ſie das öffentliche Geräuſch nicht, ſondern fand in kleinern häuslichen Zirkeln ihr größtes Vergnügen. So wie er, liebte ſie Muſik und Geſang, und nahm daher gern an muſikaliſchen Privat-Unterhaltungen bey Hofe unmittelbaren Antheil. So wie er, bekümmerte ſie ſich gern und fleißig um die Erziehung ihrer Kinder, deren ſie neun zurückläßt. Kurz vor ihrem Ende rief ſie dieſelben an ihr Sterbebette, forderte ſie zum Guten auf, und ertheilte ihnen den mütterlichen Segen. Ihre zwey letzten Bitten ſollen die geweſen ſeyn: die Erziehung des Kronprinzen dem bisherigen Erzieher eines jüngern Prinzen, Herrn von Görrög, zu übergeben, und ihre zurückgelaſſenen Schulden zu tilgen. Die verewigte Fürſtin war nämlich in Rückſicht ihrer Ausgaben ſehr beſchränkt; die Summe, die hiezu monatlich feſtgeſetzt war, reichte nicht hin, ihren Trieb, wohlzuthun, zu befriedigen; daher ſo manche Zahlungs-Rückſtände, die ſogleich, ihrem Wunſche gemäß, berichtigt wurden. Viele Arme und Nothleidende verlieren an ihr eine große Stütze. Sie that gerne wohl, und that es im Stillen.

Hrn. von Görrög (einem Ungar) iſt nun wirklich die Erziehung des Kronprinzen anvertraut worden, und da er allgemein als ein Mann von Einſicht und Liberalität des Geiſtes gerühmt wird, ſo verſpricht man ſich in Hinſicht der Bildung des Thronerben viel Gutes. Wir leben in Zeiten, wo man es mehr und inniger als jemals wünſchen muß, daß die, die dazu beſtimmt ſind, einſt Völker zu regieren, mit aller Sorgfalt und in einem höheren, liberaleren Geiſte erzogen werden. Beſonders hat die öſterreichiſche Monarchie eine Reihe trefflicher Regenten nöthig, wenn ſie aus mancher Verlegenheit geriſſen, und auf die Stufe wahren Ruhms und Glanzes erhoben werden ſoll. Um in dieſem von der Natur ſo mütterlich ausgeſtatteten Reiche eine höhere Kultur und dadurch auch ein freudigeres Leben und Wirken einheimiſch zu machen, müßte man freylich von manchem bis jetzt befolgten Grundſatze abgehen, mehr dem Geiſte als dem Buchſtaben huldigen, den in der That wenig Gutes erzwingenden Cenſurzwang mildern oder am beſten ganz aufheben, bey der National-Erziehung mehr Freyheit und we-

niger tödtenden Mechanismus wirken zu laſſen, und in alle Zweige der Staatsverwaltung mehr Geiſt, Leben, Kraft und Schnelligkeit bringen; die guten Köpfe müßten auf alle mögliche Art ermuntert, begünſtigt, hervorgezogen, und an die Spize der Geſchäftsleitungen geſtellt werden. Dann wäre es — beſonders wenn noch Wiederkehr der klingenden Münze und einer größern Wohlfeilheit dazu käme — eine Freude, in Oeſterreich zu leben, das ſo mannichfaltige Vorzüge vor den meiſten Ländern Europa's hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Logogriphiſches Ungeheuer.

Erſte Hälfte.

Wie? Hundert Wörter gar in Einem?
Das, Leſer, müßt ihr doch geſtehn,
Ließ uns Herr Becker noch in keinem
Von ſeinen Taſchenbüchern ſehn!

Wohlan! Gebt Acht, ihr Herr'n und Damen!
Geduld wird hier euch nöthig ſeyn;
In eines Afrikaners Namen
Hüllt jene ganze Schaar ſich ein.

Den Fremdling ſchmückt ein langer Schweif
Und bunter Farben goldner Schimmer;
Doch wer nicht reiſet, ſieht ihn immer
Verſtümmelt nur, entſeelt und ſteif.
1) Im ſchönſten Garten, ſchön beſungen,
Iſt er, der Sage nach, entſprungen;
2) Ein leider! bald verführtes Weib
Fieng oft ihn da zum Zeitvertreib.
In welchem 3) Welttheil das geweſen,
Sagt unſer Räthſelwörtchen klar;
Auch ſind zwey ſehr verſchiedne Paar
Berühmter Städte drin zu leſen:
4) Die Mächt'ge, die mit ſeltnem Glücke
Faſt ganz Europa jezt regiert,
Und 5) jene, deren lange Brücke
Der heil'ge Nepomuk noch ziert,
6) Ein Muſenſiz in Mailands Fluren
Und 7) eine welſche Biſchofsſtadt,
(Sie trägt der Ueberſchwemmung Spuren)
Von der ein Meer den Namen hat.
Vier Flüſſe ja nicht zu vergeſſen —
Wer die nicht ſieht, iſt wahrlich! blind —
Sie kennt 8) in Schleſien, 9) in Heſſen,
10) In Bern und 11) Sachſen jedes Kind.

Dann zeigen ſich: 12) der zweite Name
Dianens und 13) die greiſe Dame,
Durch ſpäte Fruchtbarkeit bekannt,
Die neidiſch nie den Mann bewachte,
Selbſt ihm 14) ihr Kammermädchen brachte;
15) Der fromme Seher, unverbrannt,
Welch Wunder! einſt im Feuerwagen,
Mit dito Roſſen ſchön beſpannt,
Zum Himmelszelt empor getragen;
16) Sein Diener, der aus treuer Pflicht
Den Mantel ihm verwahrt; nicht minder
17) Der gute Vater böſer Kinder,
Der ach! den Hals im Tempel bricht;
Ja 18) noch ein heiliger Scribent,
Deß Buch der Bibelleſer kennt.

Auch ſind drey Mädchen drin zu ſchauen:
19) Dem einen hat in Schwanes Tracht
Herr Jupiter die Cour gemacht;
20) Das and're, häßlich wie die Nacht,
(Im Finſtern läßt ein Thor ſich trauen)
Ward nur durch Liſt an Mann gebracht;
21) Das dritte küßte ganz im Stillen
Den treuen Damon in — Idyllen.

Die erſte nur war ſchön geſchmückt;
Aus Peru ward ihr zum Geſchmeide
22) Das köſtlichſte Metall geſchickt,
23) Zum Wurmgeſpinſt an ihrem Kleide
Manch Maulbeerblättchen abgepflückt,
Und prächtig war der Saum geſtickt
Mit 24) jenem Schmuck, den in den Schlünden
Des Meers nur kühne Taucher finden.

Die andern beyden prunkten nie;
Nur friſche Blumen liebten ſie:
25) Den Erſtling, den 26) der Tellus Schooſe
Der März entlockt aus weichem Mooſe,
27) Das holde Kräutlein, das die Luft
Erfüllt mit ſüßem Himbeerduft,
Auch 28) ſie, die jeden Garten ſchmücket
Und, troz der Dornen, uns entzücket.

Doch weg mit dieſer Langſamkeit!
29) Das Gegentheil ſey mein Beſtreben!
Denn leider! iſt das Ziel noch weit,
Und viel wird's noch zu rathen geben:
30) Die Menſchenart in Folio,
31) Was einſt in dulci jubilo
Des Himmels jeder gerne wäre,
32) Was mancher Kopf und Beutel iſt,
33) Wornach der Phyſiker die Schwere
Der Luft, auch Wärm' und Kälte mißt,
34) Ein Wort, das, wenn wir uns beklagen,
Wir häufig discursive ſagen,
Und 35) wie im Eichenparadies
Der alte deutſche Sänger hieß;
36) Das Werkzeug, das mit ſcharfem Zahne
Des Waldes Rieſenſtämme theilt,
37) Den Feldherrn unter Machmuds Fahne,
38) Den Ort, wohin der Tänzer eilt,
39) Den Mittelpunkt der fernſten Zonen,
40) Das ſüße Wörtchen (kennt ihr's nicht?)
Das, lange Treue zu belohnen,
Erröthend die Geliebte ſpricht;
41) Was man, um Haus und Hof zu ſchützen,
Wenn um uns her die Waffen blitzen,
Demüthig ſich vom Feind erfleht;
42) Das runde Band, aus Hanf gedreht,
43) Selbſt den, den ihr es drehen ſeht,
44) Des Freundes Schiboleth im Heere,
In's Ohr, 45) kaum hörbar oft, geſagt,
46) Was mancher zwar zu dichten wagt,
Doch ſelten nur mit Klopſtocks Ehre,
Und 47) das, worüber Hiob klagt.
Sogar auch 48) einen britt'ſchen Herrn
Und 49) das, was nicht ein jeder gern,
Obgleich er oft mit Golde prahlt,
Den treuen Dienern reichlich zahlt;
Zulezt noch 50) eine Art von Spießen —
Doch Zeit iſt's, hier vorerſt zu ſchließen.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charaden in Nro. 99: 1. Tollhaus. 2. Schatulle. Catull.

Nro. 106.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 4. Mai, 1807.

Thue dir ſelber genug! Im mißurtheilenden Volke
Wird dich ein anderer ſchlecht nennen, ein anderer gut.

Voß.

Briefe über die Dresdner Kunſt-Ausſtellung.

Zweyter Brief.

Ich habe den Dresdner Kunſt-Ausſtellungen ſonſt immer einen ungebührlichen Reichthum an Copien alter Gemählde nachſagen hören, allein dießmal konnte ſie in dieſer Hinſicht kein Vorwurf treffen. Doch war dieſer Mangel durch eine beynahe zahlloſe Menge von Portraits erſetzt. Unter allen gefielen mir die von Gerhard v. Kügelgen. Beſtimmt, hervortretend, und für jede Individualität äußerſt ſprechend und charakteriſtiſch, waren ſie getreu und prunklos dargeſtellt, und ihre Vorzüge durch den Contraſt, den die vier intereſſanten Bilder (von Adam Müller, Ad. Oelenſchläger, Fernow und Seume) gegen einander machten, ungemein erhöht. Durch ihre Anmuth reitzen die weiblichen Portraits von Graſſi, beſonders wenn ihm ein ſprechendes Geſicht des Originals zu Hülfe kommt, jedes Auge. Die Gewänder ſind überdacht geworfen und mit gebrochnen Farben geſchmackvoll colorirt; allein wahre Lebenswärme, Ausdruck und Beſtimmtheit der Form durch Schatten und Licht, und reine, unaffektirte Darſtellung ſuchen Sie bey den meiſten vergebens. Neben der Fürſtin Bagration und der Fürſtin Nariſchkin, einer der ſchönſten Frauen in Rußland, hing der Prinz Louis von Preuſſen. Was ich Ihnen von Graſſis weiblichen Bildern geſagt habe, gilt noch mehr von dieſem. Ich habe den Prinzen öfters in der Nähe geſehen, aber von ſeinen feſten, äußerſt männlichen und charakteriſtiſchen Zügen fand ich nichts wieder. — Lebendig und ſprechend trat das Portrait des Hofraths Böttiger von Graff hervor. Es iſt bekannt, daß der edle Greis die Schwäche ſeiner Augen nur zu drückend empfindet, und daß man ihm in dieſer Rückſicht das oft zu grelle Auftragen ſeines Colorits nachſehen muß; allein die genialiſche Kraft für dieſen Zweig der Kunſt, beſonders für ausdrucksvolle, männliche Geſichter, ſcheint jede ſeiner Fingerſpitzen zu beſeelen und ſeinem Gefühle Augen zu geben. Ein andres Portrait deſſelben Meiſters, das den Hofrath Mahlmann darſtellt, war kalt und bleich gemahlt, und verlor dadurch noch ſehr viel an Aehnlichkeit, daß es unter Lebensgröße gehalten war. Ein einziges, aber lebendig und geiſtreich aufgefaßtes Bild hatte Ferd. Hartmann ausgeſtellt. Von Rösler waren die Bilder von Tiedge und Goebe und noch zwey andre mit lebensgroßen Figuren da. Es fehlte ihnen meiſt an Wärme des Fleiſches und Lebendigkeit, und die Prätenſion, mit der die Frau v. der Recke, den rechten Arm auf ein Basrelief geſtützt, in einer Gegend ſtand, wo man in der Ferne eine Pyramide ꝛc. ſah, würde dem Künſtler nicht zu verzeihen ſeyn, wenn er ſich hierbey nicht in die Launen des Originals hätte ſchicken müßen. Ein Bild von Fried. Matthäi, welches den Baron v. Schubart und ſeine Gemahlin lebensgroß darſtellt, war ſehr ausdrucksvoll gemahlt; aber daß die weibliche Figur am Arme der männlichen mühſam einen Abſatz heraufſtieg, erzeugte eine ſo widrige und karrikirte Stellung, daß es allen Beſchauenden auffiel. Talent für die Portraitmahlerey

war in einem weiblichen Bilde von Vogel nicht zu verkennen, aber das Fleiſch ſpielte alle Farben, und die kleinlichen Falten des Gewandes, wie der ſchmutzige Umwurf, ſtießen das Auge zurück. Ich zweifle, daß irgend ein Urtheil auf den Künſtler Eindruck machen wird, da er auch als Theoretiker öffentlich aufgetreten iſt; aber Schade wäre es, wenn ſein Sohn, der viel Talent beſitzen ſoll, die Fehler des Vaters erbte. Sein Portrait eines jungen Mädchens mit einem emporflatternden Gewande hatte eine äußerſt geſuchte Stellung, und das Fleiſch war leider eben ſo buntfarbig. Unter den Arbeiten von jungen Künſtlern in dieſem Fache zeichneten ſich die von Aug. Retzſch und Lenthe aus. Von allen Seiten ſehen mich noch Geſichter an, aber wann ſollte ich enden? Das, was ich Ihnen genannt habe, war unter den Portraits das Vorzüglichſte, und wenn ich Ihnen noch die fleißigen Miniaturen von Schreuel angeführt habe, ſo habe ich alles erſchöpft.

Wenn einem oft im Leben unter den Menſchengeſichtern die Luſt ausgeht, ſo wird das Herz durch einen Gang ins Freye wieder erquickt. Folgen Sie mir ſo nun auch von den Portraits zu den Landſchaften. Sie kennen meinen heißen, aber leider noch unerfüllten Wunſch, Italien zu ſehen, und die Luſt, die ich an allen Darſtellungen italiäniſcher Landſchaften habe, und werden ſich's leicht erklären, warum ich zu einem Morgen und Mittag eilte, deſſen Meiſter der bekannte Landſchaftmahler Klengel iſt, und die der Katalog italiäniſch nannte. Aber das war Italien nicht,

. . . . . wo die Citronen bluhn,
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe ſtill und hoch der Lorber ſteht.

Umſonſt hofte ich die üppige, lichte Verklärung und Mannigfaltigkeit der Vegetation und den klaren, leichten Himmel zu finden; die trübere einfärbigere Natur unſers deutſchen Vaterlandes war nicht zu verkennen. Man würde Unrecht thun, wenn man den beharrlichen Fleiß und das Glück, mit dem manches z. B. die Luft bey dem Mittage vortrefflich dargeſtellt war, nicht zu ſchätzen wüßte, aber aus dem Ganzen blickte doch eine Manier, die einzig an deutſcher Natur geübt und erzogen, dieſe zwar darzuſtellen im Stande iſt, aber ſchwerlich den Reitz italiäniſcher Landſchaften erreichen wird. Vier treu und ſchön in Oel gemahlte Viehſtücke beſtätigten mich in meiner Meynung. Erfreulich begrüßten mich zwey Stücke von Kaaz. Das größte ſtellt das herrliche Tivoli, mit der Villa des Mäcen, den Waſſerfällen und die alte Roma in der Ferne dar, das kleinere den See bey Nemi. Das erſtere ſprach mich weniger an, weil mir der Ton etwas zu kalt vorkam, und die dunklere Landſchaft mit dem blauen, von weißgrauen Wolken durchflognen Himmel nicht zu harmoniren ſchien, aber ich mußte nachgeben, da mir mein Nachbar, der ſelbſt lange Zeit in Italien geweſen war, verſicherte, daß die Gegend um Tivoli wirklich dieſen ernſteren Charakter habe, und man ſie oft in dieſer Beleuchtung ſähe. Uebrigens iſt das Bild geiſtvoll, und alles Einzelne mit unbeſchreiblicher Liebe dargeſtellt, und nirgends der Künſtler zu verkennen, der ſeine Gegenſtände genialiſch aufzufaſſen und mit verſtändigem Fleiße auszuführen weiß. Die Ausſicht in den Plauſchen Grund aus dem Fenſter eines Landhauſes in dieſem Thale hatte einen anmuthigen Ton; nur ſchien es mir, daß die Bäume zunächſt dem Fenſter, das den Vorgrund des Bildes machte, durch einen Luftſchicht noch ferner hätten geſtellt werden ſollen. Ich weiß nicht, ob meine Bemerkung richtig iſt, aber ich glaube, daß die Bilder von Kaaz noch dadurch einen beſondern Zauber von Wahrheit und Lebendigkeit erhalten, daß er die Gegenden nicht ſklaviſch nachahmt, ſondern den Geiſt derſelben bildend in ſein Gemüth aufnimmt, und ſie dann organiſch, als eigne Schöpfungen ſeiner Phantaſie, wieder erzeugt. Die Copie eines ſchönen Claude Lorrain, den die Dresdner Gemähldegallerie beſitzt, war von Auguſt Retzſch ſehr ſorgfältig ausgeführt, und gefiel mir nebſt zwey getreuen anmuthigen kleinen Landſchaften nach der Natur ungleich mehr, als ſeine Mondſcheinlandſchaft nach Oſſians Temora und noch ein anderes Stück von ihm. — Wie ſehr würde es mich freuen, wenn ich Ihnen auch Mechaus Namen unter den beytragenden Künſtlern nennen könnte! Seine großen Verdienſte als Künſtler ſind allgemein anerkannt, und es that mir ſehr leid, daß ich weder ihn, noch etwas von ſeinen Arbeiten kennen lernen konnte, zumal, da mir ein Freund die Landſchaften, welche er voriges Jahr ausgeſtellt hatte, nicht genug zu rühmen wußte. Aber ich habe wenigſtens das Glück gehabt mit einem andern genialiſchen Landſchafter bekannt zu werden. Gewiß iſt Ihnen, der Sie unausgeſetzt mit der Kunſtgeſchichte der neueſten Zeit gelebt haben, der Name Friedrich nicht fremd, und Sie wiſſen von der ſeltnen Wirkung, die er durch ſeine mit Sepia getuſchten Landſchaften hervorbringt. Er hat nacheinander ſechs Stücke ausgeſtellt, und ich bin nicht fähig Ihnen zu beſchreiben, wie ſehr mich beſonders die vier größeren entzückt haben. Friedrich hat ſich ein eignes Kunſtreich zugeeignet, in dem er unumſchränkt waltet und herrſcht, und worin ihm ſchwerlich einer den Rang ſtreitig machen wird. Er mahlt alle die unendlich leiſen Töne und Uebergänge der Luft und der Ferne, ſtellt ſo karakteriſtiſch als irgend einer Waſſer und Bäume dar, und, — was nur ihn ſo über alles lieb macht, — jede ſeiner Arbeiten ſpricht dem Gemüthe durch einen höhern idealiſchen Sinn zu, der, wie der wunderbare Laut einer Aeolsharfe, unwiderſtehlich zauberiſch und rührend iſt. Doch ich würde Ihnen und mir zu nahe treten, wenn ich meinen Brief jetzt nicht beendigte, und den Nachklang von Friedrichs Namen in Ihrem Gemüthe zu erhalten ſuchte.

(Der Beſchluß folgt.)

Tirols Natur-Schönheiten.

Warum hat dieſes Land bis jezt den Ruhm Helvetiens nicht errungen, da es doch den Anblick einer noch wunder-volleren Welt gewährt? In mineralogiſcher Hinſicht iſt es ungleich merkwürdiger, als die Schweiz, und wo findet die äſthetiſche Betrachtung mehr Stoff, als in Tirol? — Hier nur einige Andeutungen! — Im Oetzthale erſtirbt aller Reitz der Natur; ſtarre und furchtbare Formen umgeben den Reiſenden. Schon am Eingange verſchwindet die Vegetation; am Roſen- und Neuberg ſieht man auch keinen Baum mehr. Unſichtbar toſen kleine Seen und Waldſtröme in den ausgehöhlten Abgründen; die Töne lebender Weſen ſind etwa das Krächzen eines ausgehungerten Raubvogels, der Klippenſprung einer Gemſe. Gegen dieſe furchtbare Stille, welche Fülle der Natur, welch' heiteres Leben in den meiſten ſüdlichen Bezirken! — „Wenn man — ſagt Rohrer — in das fruchtbare Längenthal an der Etſch kommt, ſonnen ſich Lacerten auf jedem Stein; Granaten, Zitronen, Feigen, Oliven, Pfirſiche blühen im Freyen. Die Wein-Cultur wird vorzüglich getrieben. Bey Salurn durchbricht die Etſch die hohe Kalkkette. Jezt ſtehen zu beyden Seiten die Felſen mit blendender Weiße ſenkrecht ins Thal. Salurn hat über ſich ein Schloß, das auf einem ungeheuern, herabgeſtürzten Felſenſtücke wie hingezaubert ſteht. Eine prächtige Caſcade fällt in der Mitte des Ortes von der Höhe herab. Die Engen laufen bis Deutſch-Michael fort. Dann erſcheinen Reihen von Fruchtbäumen, die gegen den zu heftigen Strahl der Sonne das hohe Korn ſchützen. In Guirlanden laufen die Reben von Baum zu Baum fort. Die weniger ſich hebenden Kalkberge ſind oben mit Kaſtanienwäldern bedeckt. Farbe, Bildung und äuſſeres Anſehen der Berge, ſcheint völlig von der deutſchen Kalkkette verſchieden; mehrere Formationen häufen ſich, alles ruft auf jedem Schritt: Hier iſt Italien!"

Dieſe Erſcheinungen, die hier aus einem fremden Gemüthe matt zurückſtralen, verdienten die Seele eines Künſtlers anzuregen, und jene Waſſerfälle bey Salurn, Sardagna, die Stuiben im Oezthal und bey Reutti ſind würdig, daß der Pinſel und der Grabſtichel ſie nachbilde.

Galerie denkwürdiger Baiern; in zwangloſen Lieferungen, mit Kupfern von John. Erſte Lieferung mit 3 Bildniſſen. München, b. Fleiſchmann, 1807. 8. 56 S. (ohne Vorrede, in farbigem Umſchlag.)

Das Andenken verdienter Menſchen auf die Nachwelt fortzupflanzen, und ſelbſt die äuſſern Züge, in denen ſich ihr Innres abſpiegelte, für die ſpätere Zeit bewahren, iſt eine zu ruhmvolle Aufgabe, als daß ihre Löſung, wo ſie in einer Nation verſucht wird, nicht lauten Beyfall erhalten ſollte. Dieſen muß man auch der vorliegenden Galerie, deren ſchon in den Korreſpondenz-Nachrichten in dieſem Blatte früher gedacht worden iſt, ihrem Zwecke nach ſchenken. Das erſte Heft enthält die Bildniſſe und Lebensbeſchreibungen: 1) des Joſeph Maria Freiherrn von und zu Weichs, königlichen Präſidenten der Landesdirektion und General-Kommiſſärs in Baiern, Großkreuzes des St. Georg-Ritterordens ꝛc., geb. am 21 Horn. 1756 in dem baieriſchen Land-Städtchen Deggendorf, eines Mannes, der dem Staate in großen Verwicklungen mannichfache und wichtige Dienſte geleiſtet hat. — 2) Anton Bushar, geb. zu München, den 11 Januar 1746. Er iſt der Verf. der Kinderlehre auf dem Lande von einem Dorfpfarrer ſamt einem Schreiben an den Verleger. 8. München 1781, und des Entwurfes einer ländlichen Charfreitags-Proceſſion ſamt einem gar luſtigen und geiſtlichen Vorſpiel zur Paſſions-Aktion. 8. München, 1787, zweyer Produkte, deren Originalität und kräftige Rückwirkung auf viele Individuen der Nation nicht abzuſprechen iſt. Auch in ſeiner unmittelbaren Thätigkeit für Schulen hat Bushar viel geleiſtet. — 3) G. Alex. Diett, geb. am 19 Febr. 1757 zu Preſſath in der Oberpfalz, Stadt-Pfarrer zu St. Martin in Landshut, und Prof. der Aeſthetik daſelbſt, Verfaſſer mehrerer Schriften.

Der Stich iſt, wie ſchon einmal gerühmt worden, trefflich, der Druck ſauber, der Styl der Biographien hat aber zu wenig Gleichheit und Würde. Oder dürfen die berühmten Männer in dieſer Galerie ſich ſelbſt aufſtellen? — Das Unternehmen iſt ſonſt für jeden Fall lobens- und unterſtützungswerth.

Naturhiſtoriſche Bemerkungen über den Winter-Aufenthalt der Rauchſchwalbe.

Geſchrieben in Frankfurt, 22 April.

Man iſt bis jezt noch immer nicht einig, ob wirklich alle Schwalbenarten im Herbſte wegziehen; manche Naturforſcher haben vorzüglich mit der Rauchſchwalbe eine Ausnahme machen wollen, welche ſich im Frühling am erſten wieder bey uns zeigt; manche behaupten, ſie verſenke ſich gegen den Winter ins Waſſer und in den Koth; andere, ſie verkrieche ſich in Mauerritzen, Felſenſpalten und dergleichen. — Gewöhnlich zeigen ſich in Frankfurt die erſten Schwalben einzeln ſchon in der erſten Hälfte des Aprils; bey dem äuſſerſt rauhen und ungünſtigen Wetter, welches wir aber bisher hatten, habe ich noch nirgends eine Schwalbe bemerkt, auſſer auf einem kleinen Theile des Stadtgraben, links vom Eſchensheimer Thor. — Bekanntlich werden die Feſtungswerke von Frankfurt abgetragen; an dieſem Theile arbeiten gerade einige Leute; das Waſſer iſt abgelaſſen, und nun noch ein kleines Bächlein rinnt durch den dichten Schelf und den tiefen Koth. Ueber dieſem Chaos ſehe ich nun ſchon ſeit länger als 8 Tagen, wenn gearbeitet wird, nicht einzelne Rauchſchwalben, ſondern 20 bis 40 herum fliegen oder vielmehr flattern; ſie erheben ſich faſt nie hoch, fliegen faſt nie weit, ſondern flattern faſt immer über dem Waſſer und Koth, oft ſo niedrig, daß ſie das erſtere nicht ſelten mit den Flügeln berühren. Ich vermuthe

alſo, daß hier, wo ſich auch in dem Nachſommer des Nachts ganze Heerden von Schwalben halten, der Winteraufenthalt der ſanften Progne iſt — wohl nicht im Waſſer und Koth, ſondern in den Mauerlöchern, oder im dichten, ſchützenden Schilf — und daß ſie, durch die Menſchen beunruhigt und geſchreckt, zu früh aus einem Aufenthalt geſcheucht wurde, den ſie ängſtlich wieder ſucht. —

Miscellen aus und über Oeſterreich, vom April 1807.

(Aus einem Schreiben.)

(Beſchluß.)

Der Buchhändler Hartleben in Peſth hat von Lübeckſchen Ungriſchen Miscellen zwey Hefte nachgeliefert, die etwas mager ausgefallen ſind. Wer übrigens den Charakter und die Lebensweiſe des National-Ungars näher kennen zu lernen wünſcht, wird in einem Aufſatze über dieſe Gegenſtände (von Dr. Lübeck) manche authentiſche Nachrichten finden.

Der Buchhändler Leyrer in Peſth ſcheint mit dem Abſatze ſeiner Zeitung für Damen ſehr zufrieden zu ſeyn; er hat ſich ſogar entſchloſſen, den leſegierigen Damen ein zweytes Blatt unter dem Titel: „Zeitung für Herren und Damen“ zu liefern. Die Manipulation dabey beſorgt er ſelbſt — das heißt: er plündert ausländiſche Blätter. Doch komme ja niemand, der ihn deshalb tadle; er iſt augenblicklich bereit, an ſeine Damen und reſp. Leſerinnen zu appelliren, und ſie zu Zeugen aufzurufen, daß er für ihre Zerſtreuung, Unterhaltung und Belehrung trefflich und unübertrefflich ſorge.

Ueber die deutſchen Bewohner der Grafſchaft Zips, im nördlichen Ungarn, iſt von einem Kandidaten Theologiae Melzer unter dem Titel: der Zipſer Sachſe (Leipzig, bey Kummer in Kommiſſion) eine Schrift erſchienen, deren Verfaſſer ein geborner Zipſer ſeyn ſoll, was man ſeinem Büchlein nicht recht anſehen kann. Er faſelt darin ſo ſonderbar und ſo ganz falſch von den Zipſern, daß man leicht auf die Vermuthung gerathen kann, er habe unter ihnen nie gelebt. Die braven Zipſer Deutſchen müſſen ſich ſchwer an ihm verſündigt haben, daß er ſie durch ſeine Schrift ſo ſehr kompromittirt.

In der Re*mſchen Buchhandlung in Wien iſt vor Kurzem von einem Grafen van der Nath unter dem Titel: Gonzalvo v. Kordova oder die Eroberung von Granada ein hiſtoriſches Schauſpiel erſchienen, das ſich durch manche Vorzüge empfiehlt, und auf der Bühne keinen übeln Effekt machen würde. Auch verdienen die in derſelben Buchhandlung erſchienenen Sitten und Gebräuche der Römer von Unger beſonders bey Jünglingen und ſolchen, die ſich mit der römiſchen Welt bekannt zu machen wünſchen, ohne die Geſchichte derſelben ex professo zu ſtudiren, Empfehlung. In zwölf mäßigen Heften iſt das Merkwürdigſte, was ſich über die Sitten und Gebräuche der Römer ſagen läßt, concentrirt, und auf eine faßliche und angenehme Weiſe vorgetragen. Die beygefügten 24 Kupfer ſind brav gearbeitet, ſchön und inſtruktiv.

Der Buchhändler Geiſtinger in Wien gibt Koſtüme der Wiener Hoftheater heraus, die ſich durch ihre Schönheit vortheilhaft auszeichnen, und alle Empfehlung verdienen.

Von dem berühmten John in Wien ſind mehrere Bildniſſe inländiſcher Gelehrten geſtochen worden, unter denen ſich das von Glaß, Unger und Bredetzky auszeichnen. Beſonders ſind die zwey erſten wahrhaft ſchöne Kunſtprodukte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Amſterdam, 15 April.

Noch iſt der Plan, wornach unſere Kunſt-Akademie organiſirt werden ſoll, nicht bekannt; man weiß ſelbſt noch nicht, ob ſie hier oder in der Reſidenz errichtet werden ſoll. Man wünſcht indeſſen allgemein, daß Amſterdam darin den Vorzug erhalten möchte, und man glaubt, daß der König die öffentliche Meynung hierüber achten werde. — Freylich Inconveniencen werden immer Statt haben, und man weiß noch nicht, welche Maßregeln der Directeur-general vorſchlagen wird, um ſie wenigſtens möglichſt zu beſeitigen. Das National-Muſäum z. B. ſoll auf jeden Fall im Haag bleiben. — Die alljährige Expoſition der Gemählde ſoll auch im Haag Statt haben, und nun die Akademie mit ihren Zöglingen hier in Amſterdam! — Auch ſind bis jetzt die jungen Künſtler noch nicht ernannt, die für königliche Rechnung zwey Jahre nach Paris und Rom gehen. — Man deſignirt indeſſen dazu unter andern einen H. Schwachhofer aus Mainz, den Bruder der Madame Cunike in Berlin, einen talentvollen jungen Mann, und ſehr geſchickten Zeichner, der zu hiſtoriſchen Compoſitionen viele Anlage verräth, und einen Hrn. Forſſel, der kürzlich als Kupferſtecher mehrere Beweiſe einer vorzüglichen Kunſtfertigkeit gegeben hat. Er iſt ein geborner Schwede, aber, wie H. Schwachhofer, ſchon viele Jahre in Holland.

Die halboffizielle franz. Zeitung: le vrai Hollandois, hat bereits mit Ende März aufgehört. Die Haupturſache war wohl der wenige Debit.

Das von unſrem thätigen und verſtändig dirigirenden Induſtrie-Comtoir unternommene neue franzöſiſche Journal, le Conservateur, von dem bis jetzt vier Nummern in 2 Cahiers erſchienen ſind, findet vielen Beyfall, und dürfte ſich erhalten. Das erſte Cahier hatte hier in Amſterdam das — ſonderbare Schickſal — vom Amſterdamer Magiſtrat verboten zu werden, aus dem Grunde, daß ſich eine Gottesläſterung darin befinde. — Da die Stelle nicht angegeben wurde, ſo zerbrach man ſich Tagelang den Kopf und zerblätterte das Journal immer aufs neue, um dieſe Blasphemie zu entdecken. — Sie können denken, daß der Debit des Stücks nicht dabey litt. Endlich hörte man, daß eine Plaiſanterie über den Namen des Schauſpielers Gabriel, von dem in einem andern Journale war geſagt worden, daß er wie ein Engel ſinge, die Veranlaſſung zum Verbot gegeben hatte. — Dieſes war übrigens blos ſtädtiſch, und betraf nur das erſte Cahier, — die Fortſetzung iſt alſo ungehindert erſchienen.

Die innere Organiſation unſers Landes wird in Kurzem gänzlich verändert werden. — Anſtatt 7 Provinzen erhalten wir 10 Departements. Anſtatt der Provinzial-Adminiſtrationen werden Präfekte angeſtellt. — In den Städten erhält ein Maire die oberſte Leitung der ſtädtiſchen Angelegenheiten. — Die Juſtiz wird — endlich gänzlich von der Municipalverfaſſung getrennt werden u. ſ. w. Den vollſtändigen Entwurf zu einem neuen Civilgeſetzbuche, woran eine zahlreiche Commiſſion von Philoſophen, Metaphyſikern und berühmten Profeſſoren ſeit zehn Jahren arbeitete, ohne jedoch weit gefördert zu ſeyn, werden wir jetzt, ehe ein Jahr vergeht, von dem wackern und einſichtsvollen Advokaten van der Linden erhalten. — Dieſer allein iſt jetzt vom Könige damit beauftragt, und die alte Comiſſion, durch die faſt noch nichts geſchehen war, in Gnaden entlaſſen. —

Unter den neuen Geſandten, die der König ernannt hat, bemerkt man den Hr. Dedel am Königl. Würtembergiſchen Hofe, einen durch ſeine Reiſen vielſeitig gebildeten jungen Mann, der auch die deutſche Literatur genau kennt, und ihr großer Verehrer iſt. — (Der Beſchluß folgt.)

Nro. 107.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 5. Mai, 1807.

Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah.
Lerne nur das Glück ergreifen;
Denn das Glück iſt immer da.
v. Goethe.

Ueber die Deutſchen in Ungarn.

Den kosmopolitiſchen Deutſchen findet man überall. Auch in Ungarn wohnt er in großer Anzahl, und behauptet unter den übrigen Bewohnern dieſes Landes in jeder Hinſicht den erſten Platz. Es gibt viele im Auslande, die, wenn ſie einen Ungar gut deutſch ſprechen hören, ſich darüber verwundern, weil ſie die falſche Vorſtellung haben, daß aller Ungarn Mutterſprache die ungriſche oder madjariſche ſey. Aber es gibt manche und große Provinzen in Ungarn, wo faſt lauter Deutſche oder Slawen wohnen, und die ungriſche Sprache faſt ganz unbekannt iſt.

Sehr verſchieden ſind die Deutſchen in Ungarn untereinander ſelbſt in Hinſicht ihrer Abſtammung, der Zeit ihrer Ankunft in dem Lande der Madjaren, ihrer Sitten und Gebräuche, ihres Dialekts u. ſ. w. In hiſtoriſcher Rückſicht herrſcht über dieſelben viel Dunkelheit. Sie würden eine bedeutende, ſtark in die Augen fallende Volksmaſſe darſtellen, und in der Cultur einen noch freundlichern Anblick darbieten, wenn ſie nicht gar ſo ſehr durch das Land hindurch, nach allen Seiten hin zerſtreut wären. Dieß hindert ihre Communikation und alles Gute ſehr, was in vielfacher Hinſicht für ſie aus derſelben hervorgehen könnte. Sie bleiben einander bey dieſer geographiſchen Abſonderung und Trennung großentheils fremd. Wie wenig Näheres weiß z. B. der Deutſche in und um Oedenburg, der, nach einem alten, eingewurzelten Vorurtheile alles, was jenſeits der Donau (für ihn, etwas entfernter wohnt, für ſchlowakiſch hält, von den Deutſchen in Zipſen und umgekehrt. In den größern Städten, ſelbſt des ſüdlichen Ungarns, findet man Deutſche in Menge; die Hauptſtädte ſind faſt ganz von ihnen bewohnt. Der gebildetere madjariſche Adel, die Geiſtlichkeit, viele Kaufleute und viele von denen, die ſich zu den höhern Klaſſen zählen, ſprechen oder verſtehen wenigſtens deutſch, und ſo kann man mit der deutſchen Sprache durch ganz Ungarn ſo ziemlich auskommen.

Durch manche originelle Charakterzüge zeichnen ſich vor allen ungriſchen Deutſchen diejenigen aus, welche dicht an den Hauptzweigen der Carpathen wohnen, und unter dem Namen der Zipſer Deutſchen bekannt ſind. Zur Urbarmachung des Landes an dem gedachten Gebirge und zur Betreibung des Bergbaues in das Land gerufen, erhielten ſie — beſonders nachdem ſie ſich durch Tapferkeit und muſterhafte Bürgertreue bey vielen Gelegenheiten ausgezeichnet hatten — von mehrern ungariſchen Königen beſondre herrliche Privilegien.

Die Zeit ihrer Einwanderung hat noch kein Geſchichtsforſcher mit Gewißheit zu beſtimmen vermocht. Aber was ſie während ihres Aufenthaltes an den Carpathen geleiſtet haben, liegt am Tage. Ein unfruchtbarer, leimiger, ſteiniger und roher Boden iſt von ihnen vortrefflich urbar gemacht; eine rauhe waldige, bergige und etwas ſiberiſche Gegend in ein intereſſantes, gut gebautes, ſtark bewohntes und zum Theil recht freundliches Ländchen verwandelt worden, des großen Einfluſſes zu geſchweigen den ſie durch Handel und Wandel und auf andere Art auf die benachbarten Einwohner Ungarns und ihre Humaniſirung geäußert haben.

Hingeworfen in einen ziemlich einſamen Winkel des Landes, an die Gränzen von den rohen Gegenden Galiziens, gleichſam verlaſſen von den übrigen Deutſchen des Reiches, umgeben von Slawen, Polaken und Ruſſniaken, Madjaren u. ſ. w. hat der Zipſer Sachſe (wie ihn auch mancher zu nennen pflegt, obgleich Sachſen ſein Vaterland ſchwerlich iſt) ſeine Deutſchheit, wie ein keuſches Mädchen mitten unter Buhlern ſeine Jungfrauſchaft, Jahrhunderte hindurch rein zu erhalten gewußt — eine Merkwürdigkeit, die der beſonders zu würdigen wiſſen wird, dem es nicht unbekannt iſt, daß da, wo einmal der Slawe ſich eindrängt, die Deutſchheit bald verloren geht und alles ſchlowakiſirt wird. (Es ſey mir erlaubt, mich der Kürze und des Treffenden wegen dieſes Ausdrucks zu bedienen.) Mehrere deutſche Bergſtädte, z. B. Schemnitz, hatten das ausdrückliche Vorrecht, die Anſiedlung eines Slawen in ihren Mauern durchaus nicht zu geſtatten. Sie erhielten ihre Deutſchheit rein, ſo lange ſie dieſes Vorrecht nicht aus dem Auge verloren. Sobald ſie davon abwichen, und den Slawen Niederlaſſung unter ihnen geſtatteten, war auch ihre reine Deutſchheit dahin. Der äußerſt fruchtbare Slawe griff bald um ſich, und gegenwärtig ſind jene Städte faſt ganz ſchlowakiſirt. Die Zipſer Städte wiſſen von dieſem Verluſte ihrer nationellen Selbſtſtändigkeit noch nichts. Ihren Bewohnern iſt der alte, originelle Ausdruck, die Friſchheit und Geradheit des Verſtandes, und die ehrbare Sitte ihrer Väter geblieben. Was indeß der Zahn der Zeit und der Verkehr mit anders gearteten Nachbaren nicht zu zerſtören vermochte, droht ihnen in unſern Tagen überhandnehmender Sittenverderbniß jener Feind zu entreißen, der jetzt alles überflügelt — der Luxus, der auch unter ihnen merkliche Fortſchritte zu machen ſcheint.

Jedoch bleibt es für den Reiſenden noch immer höchſt angenehm, in das Ländchen dieſes wackern deutſchen Völkchens einzutreten, beſonders da Zipſen faſt nach allen Seiten hin von Provinzen umgeben iſt, in denen ſich nicht mit Luſt reiſen läßt. Unter den Zipſern findet er doch mehr Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Befriedigung ſelbſt feinerer Bedürfniſſe. Die Provinz iſt mit kleinen Städten und Flecken gleichſam beſäet. Manche derſelben, z. B. Iglo oder Neudorf, gewähren einen ſehr freundlichen Anblick. Und welch' ein braver Schlag von Menſchen! welche Induſtrie, welcher Fleiß, welche ausdauernde Arbeitſamkeit unter ihnen! Sie eſſen im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brod, aber auch im lohnenden Bewußtſeyn treuerfüllter Pflicht! Der Flachsbau wird ſtark getrieben, und der Leinwandhandel iſt hier ein Hauptnahrungszweig. Beynahe jede Hausfrau, jedes Mädchen verſteht die Kunſt des Webens. Faſt jedes Haus macht ſeine Leinwand ſelbſt. Ehrlichkeit und Ehrbarkeit waren von jeher Hauptzüge im Charakter des Zipſer Deutſchen. Nach und nach wird er auch — ob zu ſeinem Nutzen oder Schaden, iſt nicht ſchwer zu entſcheiden — mit der ſogenannten feinern Kultur und den Anforderungen des Luxus vertrauter, und ſieht ſich immer mehr nach dem um, was der Hauptſtadt eben am beſten gefällt. Was man vor einem Decennium nur erſt dem Namen nach kannte, das Theater, ſcheint hie und da in Zipſen eine Lieblingsunterhaltung werden zu wollen, und leichtfertige, unbeſonnene Jünglinge haben dieſer Beluſtigung, unter dem Vorwande, dem Volke eine Tugendſchule zu öffnen, ſelbſt an ſolchen kleineren Orten Eingang zu verſchaffen geſucht, für die es das Beſte wäre, wenn ſie mit dergleichen Zeitvertreiben ewig ganz unbekannt blieben.

Das Schul- und Erziehungsweſen unter den Zipſer Deutſchen verdient alles Lob. In keiner Provinz von ganz Ungarn zählt man ſo viele gut eingerichtete Bürgerſchulen. Die zwey Gymnaſien, zu Kesmark und Leutſchau, gehören zu den beſten des Landes. In jeder dieſer königl. Freyſtädte befindet ſich auch ein Erziehungsinſtitut, das zu Kesmark unter der Leitung des Rektors Podkonitzky, das zu Leutſchau unter der Direktion des wackern Rektors Liedemann. Auch in literariſcher Hinſicht findet man unter den Zipſer Deutſchen mehr Nahrung und Befriedigung, als man in dieſem abgelegenen Winkel erwarten ſollte. Man lieſt alle drey allgemeinen Literaturzeitungen, die allgemeine Zeitung, den deutſchen Merkur, und noch mehrere ausländiſche Journale, und in den Profeſſoren und Predigern findet man literariſch und wiſſenſchaftlich gebildete, zum Theil recht gelehrte, wackre Männer. Auch hat Zipſen von jeher den Ruhm behauptet, dem gelehrten Stande viele braven Mitglieder geſchenkt zu haben. Unter den jetztlebenden Zipſer Deutſchen, die auch als Schriftſteller dem In- und zum Theil auch dem Auslande vortheilhaft bekannt ſind, nenne ich nur die Namen: Schwartner, Engel, Glatz, Bredetzky, Czyrbeß, Wächter, Gotthard, Schmitz, Bogſch, Generſich, Toperzer, Mauksch, v. Berzewitzy, v. Sponer, Rumi ꝛc.

Auch das geſellige Leben der Zipſer Deutſchen verdient gerühmt zu werden. Zur Arbeitſamkeit durch ihre ganze Lage gedrungen, opfern ſie den Vergnügungen, mit Recht, nicht viele Zeit; aber groß iſt ihre Jovialität zur Zeit der Erholung und Beluſtigung. Auf ihren Bällen herrſcht, ſo wie bey ihren frohen Gelagen, laute Freude. Auſſer den ungriſchen und polniſchen Tänzen ſind den Honoratioren die meiſten ausländiſchen Tänze nicht unbekannt. Bäder — beſonders das zu Neu-Lublau — werden von ihnen gerne beſucht. Am Sauerbrunnen auf den Carpathen verſammeln ſie ſich oft in zahlreichen Zirkeln, und hier äußert ſich ihr froher Sinn und ihr eigenthümlicher Humor in der Regel am unbefangenſten. Es iſt eine Freude, an dieſem Orte ſich unter ihnen zu befinden.

Die Reiſe, die im Sommer 1806 der Palatin von Ungarn durch Zipſen machte, war für ihn ein wahrer Triumph-

Zug. Alles beeiferte ſich, dem kaiſerlichen Prinzen, den Ungarn allgemein ehrt und liebt, ſeine Huldigung zu bezeugen. Auf den Palatin ſcheint alles, was er in Zipſen ſah und erfuhr, einen ſehr freundlichen Eindruck gemacht zu haben. „Zipſen werde er nie vergeſſen; er werde es ſo bald als möglich wieder beſuchen“ — ſoll er verſchiedentlich geäuſſert haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Geiſtesgegenwart und Unerſchrockenheit.

Bey dem Erdbeben im J. 1783 ſaß in Caſoletta, unweit Oppido, der Prinz, als eben die Verwüſtung einbrach, mit ſeiner Familie an der Tafel. In dem Moment, wo die Erde zu erbeben anfieng, ſprang der Bruder der Gemahlin des Prinzen auf, ſah eine der Wände ſich öffnen, und ſogleich war ſein Entſchluß gefaßt: durch einen plötzlichen Sprung durch die Oeffnung entrann er dem Tode, und verlor nichts als einen Schuh, indeß die ganze Familie unter den Ruinen begraben, und nur ein Sohn lebend hervorgezogen wurde.

Ein Engländer ſpeiste einſt in einer großen Geſellſchaft. Ein Gewitter zog auf, ein Blitzſtrahl ſchlug ins Zimmer, warf den Bedienten des Engländers, der hinter dem Stuhle ſtand, zu Boden, jedoch ohne ihn zu verletzen, und erſchreckte die ganze Geſellſchaft aufs äuſerſte. Jener wandte ſich darauf ganz ruhig um, und ſagte zu dem Bedienten: Erinnere mich doch, daß ich morgen einen Blitzableiter auf mein Haus ſetzen laſſe!

Man denke nun noch an die bekannte Geſchichte des Fabricius im Lager des Pyrrhus. Vereinigte nicht der Römer das Große von jenen Beyden in ſich? —

M ßr.

Eine Anekdote von Voltaire.

Während ſeines Aufenthalts zu Gotha im J. 1752 fragte Voltaire den Hofrath Schmidt von Aarau: „Welchem von meinen Werken geben Sie den Vorzug?“ Dieſer erwiederte auf der Stelle: „Alzire und Mahomet.“ Der Dichter klopfte ihm auf die Achſel, und rief: „Ah, Sie haben ganz meinen Geſchmack.“ — Als man bey der Tafel von der Henriade ſprach, ſagte er: „Lebt das arme Kind noch? Der Vater hat es längſt verſtoßen.“ — Er fragte bey der Herzogin, ob niemand aus der Geſellſchaft den Arioſt geleſen hätte? Schmidt antwortete, er habe ihn geleſen. „O, ſo bin ich in dieſer Geſellſchaft doch nicht der einzige Glückliche!“ rief Voltaire, und bald nachher, beym Kaffee, da man ihm bemerkte, der König von Preuſſen liebe den Kaffee ebenfalls auſſerordentlich: „ich weiß es wohl, auch ſogar in dem hat er mich geplündert!“ (Il m'a volé jusqu'à celà.)

Der Reim.

Ihr nehmt den Reim in Schutz. Ich ſtimme gern mit ein:
Nur wenn ihr reimen wollt, dürft ihr nicht Reimer ſeyn.

W.

Frommer Entſchluß.

Mendar will endlich der Beichte ſich fügen.
Sagt er die Wahrheit, ſo beichtet er — Lügen.

Hg.

Lukrins Gäſte.

Köſtlich iſt der Tiſch Lukrins, albern das Geſchwätz des Thoren:
Darum, wer ſein Gaſt iſt, liebt mehr den Magen, als die Ohren.

W.

Bitte der Schönen.

Dein Sohn, o Königin von Amathunt!
Weiß unſern Herzen obzuſiegen
Durch Suade, Liſt und Macht. Wir ſchwiegen;
Doch der Verräther thut auch ſeine Siege kund.
Sein Augenband — o leg's um ſeinen Mund!

Hg.

Literariſche Nachrichten aus Dänemark.

Aus einem Schreiben vom 14. April.

Lange und oft genug hatten unſere Archäologen geſeufzt, daß die wenigen noch übrigen Denkmähler nordiſcher Vorzeit immer ſeltener zu werden anfiengen, und bald gar nicht mehr vorhanden ſeyn dürften, wenn man nicht durch die Anlegung eines Antiquitätencabinets der Zeit in den Arm fiele, der dieſe ehrwürdigen Ueberreſte in Kurzem vollends zu zertrümmern drohte; aber bisher war das alles nur ein pium desiderium, und in dem ganzen weiten Kopenhagen kein Raum für dergleichen aus der Mode gekommene Dinge. Endlich iſt der Hafen gefunden, der, was das Alterthum bis jetzt ſparte, auch ferner vor verderbenden Stürmen bergen wird. Man hat auf der Univerſitätsbibliothek ein Plätzchen geräumt, das nun alles aufzunehmen bereit iſt, was auf den Charakter einer Antiquität Anſpruch macht, und das bereits auch manches hübſche Stückchen aufgenommen hat. Der Aufſeher deſſelben, Profeſſor Nyerup, deſſen Kenntniß der nordiſchen Alterthümer und Vorliebe für das Studium derſelben, viel Gutes von der neuen Einrichtung erwarten laſſen, lud unlängſt in einem öffentlichen Blatte alle Freunde der Wiſſenſchaft zur Förderung derſelben durch Einſendung aller der Ueberbleibſel ein, die ſich etwa in ihrem Beſitze befinden möchten, wobey er verſpricht, daß dereinſt in dem gedruckten Verzeichniß der vorhandenen Sachen des milden Gebers Name mit Dankbarkeit werde genannt werden. Schade, daß man nicht ein Jahrhundert früher zu ſammeln, oder nur zu erhalten begann; die Leſe würde damals ungleich reicher ausgefallen ſeyn! Doch freylich, beſſer eine ſpäte, Ernte als gar keine. Möchte man nur bey den patriotiſchen Bemühungen ſo vieler Privatleute auch von einer andern Seite das Seinige thun, und den Antiquitätenvorrath der ſogenannten Kunſtkammer — rectius Polterkammer — mit dieſem werdenden Cabinet vereinigen, das wenigſtens mehr Recht als eine Kunſtkammer auf dieſelben hat. Die im eigentlichen ſowohl als uneigentlichen Sinne wichtigſten Stücke, welche das Cabinet bis jetzt beſitzt, ſind wohl 4 große Steine mit Runen, der Reſt von 13, die man in Friedrich III. Zeit mit einigen 1000 Rthlr. Koſten aus dem ganzen Reiche herbeygeſchafft hatte, aber ſeitdem unter freyem Himmel verwittern ließ, bis ein baulustiger Küſter, uneingedenk ſeines Cuſtosamtes, auf den Gedanken gerieth, die ſchönen großen Steine, ehe das Wetter und die Zeit ſie ganz unbrauchbar machten, behauen und ſeinem Baue einverleiben zu laſſen. Nur jene 4 entgingen dieſer Runenſtürmerey. Ein großes, mit dem Griffe 4 Ellen langes, Schlachtſchwert, verſchiedene goldene, zum Theil ſehr hübſch gearbeitete, Armbänder und Halsketten,

die man tief in einem Moore fand, Stäbe mit allerhand geſchnitzten Figuren, häusliche und ländliche Geſchäfte bezeichnend, als Haushaltungskalender, Trinkhörner, Streitäxte u. ſ. w. machen die übrigen merkwürdigen Stücke aus.

Auch die Hyelmſtiernſche Bibliothek, die wichtigſte von allen unſern Privatſammlungen, iſt jetzt der Königl. Bibliothek einverleibt worden. Ihr bisheriger Beſitzer, der Graf Roſenkrone, hat aus gegründeter Furcht, dieſe unſchätzbare der vaterländiſchen Literatur ausſchließend zugehörige Sammlung möchte einſt durch Vereinzlung für die Wiſſenſchaften mehr oder weniger verlohren gehen, Se. Maj. um Erlaubniß gebeten, ſie durch die Aufſtellung im Königl. Bibliotheksſaale der Nachwelt ungetheilt zu erhalten. Der König hat dem Grafen ſeinen höchſten Beyfall deßhalb zu erkennen gegeben, und zugleich befohlen, daß erwähnte Donation beſonders aufgeſtellt, und mit dem Namen des Gebers ſowohl als des Stifters ſolle bezeichnet werden. Bekanntlich macht das Verzeichniß derſelben und der dabey befindlichen Münzen, Gemählde und Kupferſtiche 3 gedruckte Bände in Quart aus.

Unlängſt machte der Prediger Sandal in Helſingör folgende Entdeckung im Fache der Naturlehre bekannt, zu deren Prüfung er alle Chemiker auffordert: „Aether und Luft ſind zwey einfache Stoffe, die in der Zuſammenſetzung folgendes geben: zweyfacher Aether und einfache Luft geben Lichtſtoff; Lichtſtoff in Verbindung mit neuer Luft und zweyfacher Aether mit zweyfacher Luft gibt Waſſerſtoff; Waſſerſtoff in Verbindung mit neuem Aether und dreyfacher Aether und zweyfache Luft geben Wärmeſtoff; Wärmeſtoff in Verbindung mit neuer Luft und dreyfacher Aether und dreyfache Luft geben Sauerſtoff.“ So weit iſt der Entdecker ſeiner Sache gewiß; er vermuthet ferner: „daß Sauerſtoff mit neuem Aether Phosphor gebe; Phosphor mit neuer Luft gibt vielleicht Kohlenſtoff; Kohlenſtoff mit neuem Aether gibt vielleicht Schwefel.“ —

Hier mitten im Sande fand man vor einiger Zeit tief in einem Torfmoore eine Auſternbank. Sie war wie friſch aus dem Meere gezogen anzuſehen, aber die Bewohner ganz petrifizirt.

Die dießjährige Ausſtellung der Akademie der bildenden Künſte, die vom erſten bis dritten April Statt fand, hatte 28 Gemählde und Zeichnungen von zehn Künſtlern, 7 architektoniſche Zeichnungen von ſechs Künſtlern, und 6 Stickereyen in Seide und Haar von drey Künſtlerinnen und einem Künſtler. — Ein andermal mehr davon. — Zum Direktor der Akademie iſt Profeſſor Abildgaard abermals ernannt, und vom Könige beſtätigt worden. — Der Direktor Woltmann in Curhaven, Mitglied der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften, hat ein neues Schneckenrad zum Austrocknen ſumpfiger Gegenden erfunden, deſſen Zeichnung und Beſchreibung er der Geſellſchaft mitgetheilt hat. Dieſelbe Geſellſchaft ertheilte am 20 Merz dem hieſigen Deſtillateur Hrn. Spenderup für die Erfindung zweyer Alkoholmeſſer eine goldene Medaille. Der eine dieſer Meſſer iſt nach dem auf gewöhnliche Art und ohne waſſerſaugende Mittel deſtillirten Alkohol gradnirt, der andere nach einem mehr waſſerfreyen, nach Richters Art über ſalzſaurer Kalkerde deſtillirtem Alkohol. Verſuche haben gezeigt, daß der letztgenannte Alkohol fremde Theile enthält, die ſeiner Anwendung zu Firniſſen ſchaden. In einer der jüngſten Sitzungen legte der Oberauditeur Sonnin der Geſellſchaft eine Zeichnung und Beſchreibung eines von ihm erfundenen Anemometers vor.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Amſterdam, 15 April.

(Beſchluß.)

Madame Graſſini fährt fort, uns mit ihrem Zaubergeſange zu entzücken. Mit ihrer Stimme, voll Seele, voll Empfindung, reißt ſie alle ihre Zuhörer hin. Der Geſang iſt bey ihr nicht Kunſt; man ahndet es nicht, daß es nur erlernte Töne ſind, die uns bezaubern; nur Natur, nur Empfindung ſcheint ohne alle Anſtrengung von ihren Lippen zu hauchen. — Am verfloſſenen Dienſtage wurden zum erſtenmale und zum Beneſiz der Sängerin die Horazier und Curiazier, Muſik von Cimaroſa, gegeben. — Die intereſſanteſte Vorſtellung war die dritte, wo Mad. Graſſini am Ende, was hier faſt nie geſchieht, vom Publikum herausgerufen wurde. — Sie kam, geführt von Hrn. Gabriel, unſerm beliebteſten Schauſpieler und Sänger. Ein Kranz von Roſen gewunden flog ihr entgegen. Ein Gedicht war daran befeſtigt. Hunderte von Stimmen verlangten, daß es geleſen würde: es waren einige Couplets in franzöſiſcher Sprache, voll des feinſten und gerechteſten Lobes der gefeyerten Sängerin. — Man verlangte eine nochmalige Leſung derſelben, und der Enthuſiasmus wurde nun vollends ein wildes Rauſchen, als Gabriel jetzt die Couplets, anſtatt ſie zu leſen, nach einem beliebten Air aus Leonce mit ſeiner ſchönen Stimme — ſang. — Sehr wahr iſt es, was im Conſervateur, unſrem neuen franzöſiſchen Journale, wo ſie überhaupt über unſere Theater eine Menge der intereſſanteſten Notizen finden können, über dieſen Vorfall geſagt wurde: „On voit rarement une scène aussi touchante; Madame Grassini versoit des pleurs de gratitude et le public en répandoit de plaisir.“

Auch über die Theater hat ſich bereits die Fürſorge unſers thätigen und kunſtliebenden Königs erſtreckt. — Die vielköpfigen Adminiſtrationen derſelben ſind entlaſſen, und jedem iſt jetzt unmittelbar vom Könige ein General-Commiſſair vorgeſetzt, der das Ganze allein leitet und dirigirt.

Die Italiäniſche Opera buffa wird fortdauern, aber nicht mehr blos für eine geſchloſſene Geſellſchaft, ſondern für das ganze Publikum. — Der König will dieſe Colleges, dieſe Staaten im Staate, die das Vergnügen auf eine kleine Anzahl von Reichen einſchränken, und die andern öffentlichen Unternehmungen, mögen ſolche auch noch ſo trefflich organiſirt ſeyn, durch ihren esprit de cotterie nur heimlich untergraben, durchaus nicht weiter dulden. — Das ganze Publikum preißt den König dafür, und die Kunſt und unſer Vergnügen wird dabey gewinnen.

Der bekannte Violinſpieler Kieſewetter hat hier kürzlich ein Concert gegeben, das ihm aber keine reichliche Ernte dürfte geliefert haben, indem um dieſe Jahreszeit faſt täglich, außer den feſten Abonnements-Concerten, von unſern eigenen zahlreichen Artiſten und Virtuoſen dergleichen zu ihrem Selbſtbeneſiz veranſtaltet werden.

Zum Königl. Kapellmeiſter iſt der bekannte Componiſt Plantade ernannt worden, und mit ihm dürfte für den Haag, auch in Rückſicht auf Muſik, eine neue beſſere Epoche beginnen. — Bis jetzt müſſen immer noch, bey nur etwas feyerlichen Gelegenheiten, ſelbſt bey den Kammerconcerten in den Königl. Apartements, unſere Amſterdamer Artiſten dutzendweiſe zum Succurs geholt werden, — das denn bey den Prätenſionen der Damen und Herren nicht wenige Koſten verurſacht. — Auch die Cleopatra ſollte im Haag, von der Amſterdamer Geſellſchaft unterſtützt, vom Amſterdamer Orcheſter gegeben werden; allein Madame Graſſini machte, wie man ſagt, ſolche übertriebene Forderungen, daß der König nichts weiter mehr davon hören wollte. —

Nro. 108.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Mai, 1807.

Wer ſeinen Zuſtand liebt, und niemals wünſcht zu beſſern,
Gewiß, der Himmel kann ſein Glück nicht mehr vergrößern.

Haller.

Ueber die Deutſchen in Ungarn.

(Beſchluß.)

Nun einen Blick von den Zipſer Sachſen auf die übrigen Deutſchen in Ungarn. Sie wohnen, wie ſchon bemerkt worden, nach allen Seiten des Landes hin, und ſind an Sprache, Sitten und Gebräuchen unter einander ſehr verſchieden. Die bedeutendſten Städte in Ungarn, z. B. Preßburg, Peſth, Ofen, Oedenburg, Kaſchau u. a. m. ſind deutſch. Die eben genannten ſtehen mit der Hauptſtadt der öſterreichiſchen Monarchie in immerwährender Communikation, und man findet in denſelben viel von der Cultur der Reſidenzſtadt; was in hohem Grade, beſonders von Peſth und Ofen, den Sammelplätzen des reichern Adels und dem Sitze der Landesſtellen, gilt. Auch im ſüdlichen Ungarn, das faſt durchaus von den ächten Madjaren bewohnt wird, die ſich durch Bravheit und Solidität des Charakters, wenn auch nicht durch jene Cultur auszeichnen, die man liberal zu nennen pflegt, findet man, beſonders in den bedeutendern Städten, Deutſche genug, die Handel und Gewerbe dahin gezogen haben.

Unſtreitig behaupten in Rückſicht des Handels in Ungarn, auſſer den Illyriern, die Deutſchen den erſten Platz. Ihnen hat das Commerzweſen des Landes viel zu danken. Mit ihnen machen auch die Wiener Handlungshäuſer am liebſten und dabey die meiſten Geſchäfte.

In denjenigen Gegenden von Ungarn, die von Deutſchen bewohnt werden, trifft man Ackerbau und Induſtrie in blühendem Zuſtande an. Sie zeichnen ſich auch in dieſer Rückſicht vor den übrigen Bewohnern des Landes vortheilhaft aus. Ihr Gewerbfleiß iſt auſſerordentlich groß. Trifft man hie und da landwirthſchaftliche Verbeſſerungen, eine veredelte Obſtbaumzucht, beſſern Gartenbau u. d. m. an, ſo iſt dieß in der Regel ein Werk des deutſchen Verſtandes und Fleiſſes. Dieſe Erfahrung macht man auch und ganz vorzüglich in dem benachbarten Galizien. Wo man hier in Gegenden kommt, die von deutſchen Koloniſten bewohnt werden, wird man gewöhnlich durch ganz ſaubre Ortſchaften, durch lachende, geſegnete Felder, obſtreiche Gärten und durch eine Landwirthſchaft überraſcht, die auffallend mit der der Eingebornen zum Vortheile der Deutſchen abſticht. Daher kommt es auch, daß gewiß jeder Reiſende in Ungarn, ſo wohl es ihm auch unter den braven Madjaren gefallen mag, doch herzlich froh iſt, wenn er unter Deutſche kommt, und wieder des Anblicks deutſcher Wirthſchaft, Art und Sitte genießt. Reist man vollends durch gewiſſe Slawiſche Comitate, und kommt endlich wieder in eine deutſche Stadt, ſo ſcheint es, als trete man in das gelobte Land, oder als erblicke man nach langem Herumirren in einem dunkeln Labyrinthe wieder das freundliche Tages-Licht.

An wohlhabenden Deutſchen fehlt es, beſonders in den Städten Ungarns, nicht, und wenn auch in manchen Gegenden, aus Mangel an einträglichen Erwerbszweigen, kein großer Wohlſtand herrſcht, ſo befinden ſich doch die Deutſchen in Ungarn, im Vergleiche mit den übrigen Bewohnern, im Ganzen in jenem ökonomiſchen Zuſtande, in

welchem man ſeinem Stande gemäß, auch wohl mit etwas mehr Bequemlichkeit leben kann. Wie ſehr blühte einſt Preßburg, als dieſe Stadt, geliebt von der Kaiſerin Maria Thereſia, von ihr oft beſucht, und das ſchöne, jetzt faſt verödete königliche Schloß daſelbſt von dem allgemein verehrten Herzoge von Sachſen-Teſchen, Albert, bewohnt wurde, zu welcher Zeit ſich auch die Dikaſterien zu Preßburg befanden, und den Adel und Tauſende aus entfernten Gegenden des Landes hieher zogen! Dieß alles änderte ſich unter Kaiſer Joſeph II, von dem man, ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht, behauptet, er ſey der Stadt Preßburg abhold geweſen. Die Dikaſterien wurden nach Ofen verlegt; dahin zog ſich von nun an auch der Adel; das königliche Preßburger Schloß wurde zu einem katholiſchen Seminarium von Geiſtlichen, und endlich zu einer Kaſerne umgewandelt. Peſth und Ofen gewannen ausnehmend dabey, beſonders ſchwang ſich Peſth mit Schnelligkeit empor, und nimmt mit jedem Jahre theils an Umfang, theils an Schönheit und Population ſo ſehr zu, daß das ſchön gebaute, große und in einer reitzenden Gegend an den Ufern des herrlichen Donauſtromes liegende Preßburg, für welches noch auſſerdem in Rückſicht des Handels das nur eine kleine Tagereiſe weit entfernte Wien durch ſeine Nähe verderblich iſt, bereits ſittſam und beſcheiden zurücktreten muß.

In Hinſicht auf wiſſenſchaftliche Cultur gebührt den Deutſchen in Ungarn, beſonders denen, die der proteſtantiſchen Kirche zugethan ſind, alles Lob. Ihre Land- und Bürgerſchulen ſind großentheils gut eingerichtet, und die blühendſten und beſten Gymnaſien findet man in den deutſchen Städten, zu Preßburg, Oedenburg, Kesmark, Leutſchau, Eperies, von denen nur die letzte zum Theil auch von Slawen bewohnt wird. Wenn man, mit etwas Unbedacht, den deutſchen Gelehrten in Ungarn in einem inländiſchen Journale den Vorwurf gemacht hat, als hätten ſie bis jetzt wenig öffentliche (gedruckte) Proben von ihrer höheren Bildung abgelegt, ſo hat man nicht erwogen, daß dieſes, beſtehender und nicht zu ändernder Local-Umſtände wegen, ſchlechterdings nicht geſchehen konnte. Das Drucken koſtet heut zu Tage ſehr viel. Der Verleger hat ein ſtarkes kaufendes Publikum nöthig, ſoll er nicht empfindlichen Schaden leiden. Das deutſche Bücherkaufende Publikum in Ungarn iſt aber ſo ſehr klein, ſo ſehr nach allen Seiten und Winkeln hin zerſtreut, die Communikation mit manchen Gegenden ſo ſchwer, dabey die Vorliebe für ausländiſche Schriften ſo groß, daß faſt jeder inländiſche deutſche Verlag als ein Wageſtück betrachtet werden muß; auch iſt die Anzahl von Buchhändler-Wagehälſen in Ungarn ſo äußerſt klein, daß es dem Referenten noch nicht gelungen iſt, auch nur ein Paar zu entdecken. Wo aber keine Verleger ſind, da ſind gewöhnlich auch keine Autoren, und ſollte die Anzahl trefflicher Köpfe des Landes Legion ſeyn. Geſchäfte mit deutſchen Büchern werden in Ungarn indeß genug gemacht, größtentheils aber mit Nachdrücken. In Hinſicht der äußeren Cultur und des Geſchmacks ſtehen die Deutſchen in Ungarn, im Vergleiche mit den übrigen Einwohnern, gleichfalls oben an. Aber am meiſten zeichnen ſie ſich — was man von den Deutſchen überall rühmt — durch ihre moraliſchen guten Eigenſchaften, durch Biederkeit, Treue, muſterhafte Berufsthätigkeit, Aufrichtigkeit und überhaupt durch Gediegenheit des ſittlichen Charakters aus. Dieß Lob könnte man ihnen nur dann verſagen, wenn man mit unverzeihlichem Leichtſinne nach einzelnen hergelaufenen Deutſchen, oder nach einem Theile der Bewohner großer, verderbter Städte die Geſammtheit der Deutſchen in Ungarn beurtheilte.

Maximes et Réflexions sur differens sujets de morale et de politique, par M. de L—. A Paris. (Un Vol. in 12.)

Nach Rocheſoncault's Maximen, Pascal's Gedanken, la Bruyere's Charakteren, Nicole's Eſſais u. ſ. w. (bemerkt ein franzöſiſches Journal) iſt es ſchwer, ein Werkchen voll neuer geiſtreicher und pikanter Sittenſprüche zu liefern; allein Hrn. L. iſt ſein Verſuch gelungen. „La nouveauté méme n'est admise qu'autant qu'elle se présente dans un léger équipage.“ Von dieſem Grundſatze ging der Verfaſſer aus, und befliß ſich daher größtentheils der Kürze. Einige ſinnvolle leichtzubehaltende Maximen beurkunden ſeine Manier am beſten; es ſind köſtliche Wohlgerüche in kleinen Phiolen, z. B.

Furcht beherrſcht die Menſchen, Hoffnung tröſtet ſie.

Die Zeit nützt den Irrthum ab, und polirt die Wahrheit.

Günſtiger Erfolg bedeckt die Fehler, Unglück ruft ſie ins Gedächtniß zurück.

Die Ehre der Frauen iſt ſchlimm bewacht, wenn Liebe oder Religion nicht die Vorpoſten ſind.

In der Politik gibt es, wie in der Liebe, keine Friedenstraktaten, nur Waffenſtillſtände.

Die Aufmerkſamkeit iſt der Grabſtichel des Gedächtniſſes.

Man muß gute Handlungen nicht zu ſehr durchſchauen wollen.

Die Klage tröſtet wegen der Uebel, welche die Trägheit unterhält.

A.

Guſtav.

Guſtav war der Erſtgebohrne von ſieben Söhnen eines rechtſchaffenen Vaters. Die Natur hatte ihn mit trefflichen Anlagen, und beſonders mit einer ſeltenen Tiefe und Innigkeit des Gemüths, ausgerüſtet. Sein ganzes Weſen ſchien reine Poeſie zu ſeyn.

Frühe zeichnete daher den gefühlvollen Knaben eine feurige Liebe zur Ungebundenheit aus. Wenn er nur konnte, ſchwärmte er einſam in Wäldern und Feldern umher.

So verfloſſen ihm ſchnell und unbemerkt die ſeligen Kinderjahre.

Der zwölfjährige Guſtav kam nun in eine damals berühmte Erziehungs-Anſtalt. Der ſtreng-militäriſche Geiſt, die genau abgemeſſene Lebensart, die dort herrſchten, wirkten anfangs ſehr niederſchlagend auf Guſtav's Seele und Körper. Doch ermannte er ſich bald wieder, und glänzte nun deſto mehr unter ſeinen Mitſchülern. Geſchichte, Philoſophie, ſchöne Wiſſenſchaften waren ſeine Lieblingsbeſchäftigungen. Aber als es nun an das ſogenannte Brod-Studium ging, da erkaltete ſein Eifer.

Die Rechtswiſſenſchaft, für die er beſtimmt war, eckelte ihn an in dem geſchmackloſen Gewande, worin ſie damals auftrat.

Kurz, als Guſtav, ein kräftiger Jüngling, das Inſtitut verließ, beſaß er zwar manche treffliche Kenntniſſe, aber von dem — was ihm in der großen Welt frommen und nützen konnte, wußte er gerade am wenigſten. Doch erhielt er bald ein geringes Amt, und betrat nun wieder nach langer Trennung das väterliche Haus.

Guſtav's Beruf forderte nur wenig Zeit; um ſo mehr drang ſein Vater, ein vorzüglicher Geſchäftsmann, in ihn, daß er irgend eine nützliche und einträgliche Nebenarbeit ergreifen ſolle. Aber leider! folgte Guſtav dieſem wahrhaft guten Rathe nicht. Womit konnte ſich wohl der ſchwärmende Jüngling beſchäftigen? Geld zu verdienen ſchien ihm ſo alltäglich, ſo höchſt proſaiſch zu ſeyn, daß er ſich nie dazu entſchließen wollte. Selbſt ſein Dichtertalent ging für die Welt verloren. Manches hohe Lied entſtrömte unbelauſcht den Tiefen ſeiner glühenden Seele, wie die Quelle dem unzugänglichen Felſen.

Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht fehlen, daß bald zwiſchen Vater und Sohn ein Misverſtändniß entſtand. Guſtav wollte und konnte dem Idealiſiren nicht entſagen, und von ſeinem Vater war eben ſo wenig eine der ſeinigen entſprechende Anſicht der Dinge zu erwarten.

Die Spannung zwiſchen beyden ſtieg daher mit jedem Tage, und gedieh endlich zum unheilbaren Bruche. Guſtav verließ das väterliche Haus, und verlor durch dieſen Schritt ſeine letzte Stütze.

Nun ergriff ihn die wirkliche Welt mit ehernen Armen, und drängte ihn gewaltſam in ſich ſelbſt zurück. Der Kontraſt zwiſchen ihr und der idealen Welt, die er in ſeinem Buſen trug, wurde immer ſchneidender. Je tiefer er ſich in der letzten verirrte, deſto verhaßter wurde ihm die erſte.

Bald fing ihn auch der Mangel zu drücken an. Guſtav's Amt trug nur wenig ein, und er ſelbſt wurde immer unfähiger, etwas zu erwerben. Zwar ſchränkte er ſich auf das äußerſte ein, und verbarg ſeine Noth ſorgfältig, denn er war zu ſtolz, um von den Wohlthaten anderer zu leben, aber ſein Seelenzuſtand wurde dadurch nur noch trauriger.

Sein hohes und tiefes Gemüth verſchlang den unendlichen Gram, der ihm wie der Prometheiſche Geyer am Herzen nagte. Immer düſterer ward's in ſeiner Seele, und der ungleiche Kampf mit der zermalmenden Außenwelt verzehrte ſeine innerſten Kräfte.

Da beſchleunigte eine unverdiente Kränkung, die ihm wiederfuhr, ſein trauriges Ende.

Man fand den Leichnam des Unglücklichen eines Tags an dem Ufer des Stroms, der die Mauern ſeiner Vaterſtadt benetzt.

So ſtarb ein edelmüthiger Jüngling, aus dem gewiß ein trefflicher Mann geworden wäre, hätte er den gefährlichen Hang zum Idealen zu beherrſchen gewußt.

Unter Guſtav's Papieren fand man folgendes Gedicht, das er wahrſcheinlich kurz vor ſeinem Tode ſchrieb:

„O himmliſche Wonne,
Verloren ſich geben,
Um ewig zu leben
Im göttlichen All!
In Tiefen des Meeres,
In Wolken, in Lüften,
In Blüthen und Düften,
Im flammenden Strahl.
Auf glänzenden Sonnen,
Befreyt von den Schranken,
Im höchſten Gedanken
Dort findeſt du mich.
Wer ſtillet mein Sehnen,
Wer heilet die Wunden,
Wann werd' ich entbunden
Vom laſtenden Ich?
Wie lieblich die Wellen
Im Abendglanz ſpielen,
Ach! werdet ihr kühlen
Mein kochendes Blut?
Sie rauſchen mir freundlich;
Dort find' ich den Frieden.
Empfange den Müden,
Du heilige Fluth!“ —ff.

Literariſche Nachrichten aus Dänemark.

Aus einem Schreiben vom 14. April.

(Beſchluß.)

Das Königliche Muſeum für Naturwiſſenſchaft hat im vorigen Jahre, größtentheils durch den wiſſenſchaftlichen Eifer von Privatleuten, einen ſchätzbaren Zuwachs erhalten. Unter den demſelben geſchenkten Stücken zeichnen ſich beſonders aus: eine Sammlung von Mineralien der altaiſchen Gebirgskette, ein Mineraliencabinet in den ſüdlichen Theile von Island geſammelt, ein vollſtändiges Prachtſtück von madrepora muricata, eilf vortrefflich erhaltene Vögel von Domingo, dreyundzwanzig chineſiſche und oſtindiſche Vögel, und zwey äuſſerſt ſeltene grüne Varietäten von cypraea arabica.

Wir werden nun auch, wie ſchon männiglich bekannt iſt, eine Zeitung für Literatur und Kunſt in den Däniſchen Staaten bekommen, die, von den Profeſſoren Rahbek, Guldberg und Schulz redigirt, in Kiel herauskommen ſoll. Gewiß wird ein jeder Patriot dem Inſtitute einen glücklichen Fortgang wünſchen; indeß fehlt es doch nicht an Wahrſagern und Zeichendeutern, welche ſich nicht entblöden, dem noch ungebornen Kindlein das Prognoſtikon zu ſtellen, und ihm einen frühzeitigen Tod zu prophezeihen, weil es der Mutter bald an Milch fehlen werde, den Foetus, den einige gar für generis neutrius, oder, was hier eben ſo viel ſagt, generis omnis halten wollen, zu ernähren. Andere meynen, wenn man nur gehörig weit aushole, d. h. das ganze letzte Jahrzehend mit recenſire, ſo ließen ſich doch wohl ein Paar Jahrgänge erwarten. Und freylich iſt beſonders auch die Rubrik Ueberſetzungen aus neuern Sprachen ein reichhaltiger Quell; Gott gebe nur, daß nicht, wie in unſern übrigen Zeitſchriften, die wilden Waſſer die Sole gar zu ſehr verwäſſern mögen! Doch dem ſey wie ihm wolle, für jetzt haben wir es nur mit dem Proſpectus zu thun, der denn unter andern auch die Merkwürdigkeit enthält, daß die Herrn Profeſſoren nichts geringeres im Sinne haben, als den guten Holſteinern ihr, freylich nicht allzugutes, Deutſch zu nehmen, und ſie nun auch bis auf die Sprache zu Dänen zu machen. Wenn es ihnen damit glückt, ſo gebührt ihnen allerdings ein Platz in der Galerie der Reformatoren; aber ſchwerlich dürfte je der Holſteiner von der Nothwendigkeit oder nur von dem Nutzen, den das Hingeben ſeiner reichern Sprache gegen unſere weniger reiche haben könnte, recht lebhaft überzeugt werden. Doch wer weiß, was die Herren für Arkana beſitzen, mit denen ſie dieſes Wunder zu bewirken gedenken? Ob auch vielleicht der Gebrauch der deutſchen Sprache in ihrer Reformationszeitung dahin gehören mag? —

R. W.

Notizen.

Zwey Seltenheiten! — General Pardo, ſpaniſcher Geſandter zu Berlin, weihte ſeinem Freunde, dem Dichter Arlazza, jüngſt eine griechiſche Ode. Sie erhielt ſolchen Beyfall, daß ſie in's Deutſche, Franzöſiſche, Lateiniſche und Spaniſche überſetzt wurde.

Ueber das Leben, die Arbeiten, die Entdeckungen, die Krankheit und den Tod des berühmten Naturforſchers, Michael Adamſon zu Paris, iſt eine kleine intereſſante Schrift erſchienen.

In London ſtarb Iſaak Reed, Herausgeber des Shakeſpear und European Magazine, einer der größten engliſchen Literatoren.

Baggeſen's Parthenais, oder die Alpenreiſe, ein idylliſches Epos in zwölf Geſängen, wird vom berühmten Bilderdyk in's Holländiſche überſetzt. Auch ſoll nächſtens eine franzöſiſche Ueberſetzung dieſes Gedichts die Preſſe verlaſſen, und voran werden, nach einer Einleitung über dieſe Gattung der Poeſie, Voß Luiſe, Goethe's Hermann und Dorothee und Baggeſen's Parthenais nach ihrem Werthe gegen einander verglichen.

Zu Neapel wird in Gemäßheit eines Königl. Dekrets eine Königl. Akademie der Geſchichte und Alterthümer geſtiftet. Der König ernennt 20 Mitglieder, und von dieſen werden dann 20 andere dem König vorgeſchlagen. Die 40 Akademiker haben Zutritt bey Hofe.

Die reiche Judenſchaft in London läßt eine hebräiſche Bibel mit einer zwiſchen den Zeilen laufenden engl. Ueberſetzung drucken, um ſie armen Judenkindern zu ſchenken.

Bey Holtrop in Amſterdam wird eine neue Statiſtik von Holland gedruckt.

Ziegler in Wien erhielt für ſein Trauerſpiel: der Machtſpruch, vom Erzherzog Karl, Herzog Albert ꝛc. anſehnliche Geſchenke, und von der Theater-Direktion 500 fl.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Regensburg.

Einen neuen großen Verluſt hat unſre Stadt kürzlich durch den Tod des Baron von Gleichen erlitten, eines Mannes, der mit allgemeiner Achtung beglückt, ſeit vielen Jahren unter uns wohnte. Er iſt der Verfaſſer der metaphyſiſchen Ketzereyen, eines Buches, das man ganz verkennen würde, wollte man es aus dem Standpunkte der neueren Philoſophie beurtheilen. Für denjenigen aber, welcher es ſeinem wahren Zwecke nach betrachtet, iſt es immer eine höchſt intereſſante Lectüre, das Reſultat tiefer Beobachtungen, ausgebreiteter geſellſchaftlicher Verbindungen, eines glänzenden Scharfſinnes. Gleichen hatte in einer früheren Periode als Staatsmann bey einer entſchiedenen Größe und Freyheit des Geiſtes, die ſich äußerlich in der Entwicklung aller geſellſchaftlichen Reize ankündigte, die vielſeitigſten und bedeutendſten Berührungen, und es konnten wenige über ihrer Zeit ſo ſprechen, als er, denn er hatte auch die geheimen Triebfedern erkannt, die in ihr in Bewegung geſetzt waren. Bis zu ſeinem Ende wich der Genius nie ganz von ihm, ob er gleich in den letzten Monaten die Schwingen ſenkte. Selbſt geiſtvoll wußte Gleichen jede Spur des Geiſtigen zu ſchätzen. In die Kreiſe, die er um ſich zog, ward der Gebildete aufgenommen und durch kein äußres Verhältniß beleidigt.

Neapel, April.

Die Grabungen in Pompeji ſtehen ſeit einiger Zeit ganz ſtille, und ſollen bald in ihrem ganzen Umfang wieder angefangen werden. Indeß iſt ein Haus ganz ausgegraben worden, und man iſt auf einen großen Pallaſt, weit das größte unter allen bisher entdeckten Gebäuden, mit vielen Säulen von Backſteinen geſtoßen, welcher gewiß eine treffliche Ausbeute abwerfen wird.

Galanti, der Verfaſſer mehrerer ſehr vorzüglichen ſtatiſtiſchen Werke über ſein Vaterland, welcher kaum der Gegen-Revolution von 1799 entrann, und von da an in größter Dunkelheit lebte, bis er von der neuen Regierung als Bibliothekar des Senats angeſtellt wurde, iſt geſtorben. Er hat mehrere vollendete Werke hinterlaſſen, welche ſein Bruder, der Advokat Galanti, herauszugeben Willens iſt, womit es übrigens doch noch einige Zeit ſein Bewenden haben dürfte, da man ſelbſt über die Geſchichten der vorigen Zeit ſich nur mit Behutſamkeit äußern mag. Uebrigens wird die Geſchichte der Revolution von 1799 gegenwärtig hier von einem, jener Begebenheit, als Augenzeuge und Mitintereſſirter, ſehr wohl kundigen Deutſchen geſchrieben. Vielleicht dürften wir bald einige der intereſſanteſten Bruchſtücke daraus in den europäiſchen Annalen leſen.

Die Galerie von Francavilla hat durch die Flucht der vorigen Regierung am meiſten gelitten, und die vorzüglichſten Gemählde ſind geflüchtet. Glücklicher waren die andern Sammlungen, beſonders die von Portici, welche wenig verlohren hat.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 5.

Nro. 109.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 7. Mai, 1807.

— Unſrem Geiſt ſind unvermiſchte Freuden,
Was ungetrübter Sonnenglanz der Flur:
Drum gab dem Lenze Sturm, dem Menſchen Leiden
Aus gleicher Huld der Vater der Natur.

Fr. Jeruſalem.

Die Schiffahrt oder die Geretteten. *)

Es lächelt der Himmel, die Woge glänzt,
Und roſig erglüht das Geſtade;
Von der lächelnden Hoffnung Blüthen umkränzt
Betret' ich die wogenden Pfade;
Es winken uns Mond und Abendſtern,
Sie baden in thauigen Fluthen ſo gern;
Wir folgen den winkenden Strahlen!

Wie ſpiegelt im ſanftgebrochenen Tanz
Der Neumond auf wallenden Fluthen!
Es ſtrahlt der heſperiſchen Küſten Kranz,
Hoch leuchten des Schneebergs Gluthen;
Und Purpur und Lilien im blauen Meer,
Sie wogen ſchmeichelnd um's Schiffchen her.
O liebliche Stille des Meeres!

Still ſinkt in des Meers tiefwogendem Schoos
Die Sonn' in die weſtliche Ferne;
Wie raget der düſtere Alpenkoloß
Ins dunkle Gewölbe der Sterne!
Weiß ſchäumt die Wog' um das Felſenriff;
Raſch gleitet auf ſprützenden Wogen das Schiff.
O kühne Fahrt auf dem Meere!

Gleich dem Aar ſtürzt herab aus der Felſenkluft
Der Alpenwind jach auf die Fluthen!
Ein trüber Schleyer umdunſtet die Luft;
Es verlöſchen die roſigen Gluthen.
Hoch ſchäumt die Wog' um des Schiffleins Bord;
Es ſauſet der Sturm im wilden Akkord.
O trügliche Stille des Meeres!

*) Die Nacht vom 10. Februar, während welcher der Sturm an den Küſten des departement des alpes maritimes ſo viele Verheerungen ſowohl des Geſtades als der Schiffe zurückließ, brachte die Mutter mit ihren Töchtern auf dieſem Meer zu.

Laut hallt das Geſtade, die Woge rauſcht,
Und Schaum überſchneyet die Küſten;
An der Felsbank weilt die Siren', und lauſcht —
Und es heult der Sturm durch die Wüſten.
Das Schifflein ſchwanket Wog' auf, Wog' ab;
Unter jeder ſich öffnet ein feuchtes Grab —
Ach rette, Vater, die Armen!

Und tief hinunter, und hoch herauf,
Aus der Nacht in die täuſchende Ferne,
Wird geworfen das Schifflein im irren Lauf;
Es erlöſchen die leitenden Sterne!
In weit geborſtener Wogen Schlund,
(Nicht erreichet das Auge den ſchwarzen Grund)
Wird dort den Armen gebettet?

Nicht mehr der Himmel, die Wog' erglüht *)
Vom wildgeſchleuderten Schaume!
Des offenen Abgrunds Rachen ſprüht
Bis in ſinkender Wolken Saume!
Im Nachen erkranket das Mutterherz,
Nur fühlend der Mägdlein, der holden, Schmerz. —
Mit den ſüßen Mägdlein Erbarmen!

Die Küſte, von zackigen Klippen umſtarrt,
Die Nahe, ſie beut kein Erbarmen!
Dort bettet die Woge die Todten hart.
O weh', o wehe den Armen!
Der Klippenfuß ſtarrt in die Wog' empor,
Ihn umtoben die Wellen im hellen Chor —
O leite das Nächlein vorüber!

*) Die Spitzen der ſchwarzen und weißſchäumenden Wogen leuchteten mit einem phosphoriſchen Glanze, als die Geſtirne hinter dunkeln Wolken verſchwanden.

Und geleitet ward es, das Nächlein, wohl
  Auf hohen brandenden Wogen!
Von Vaterhand ward es liebevoll
  An den ſicheren Strand gezogen.
Es entſtieg die Sonne der Purpurfluth,
Und ſtrählet' ins Herz den Geretteten Muth.
   O Dank dem Vater des Lebens!

Fr. Brun, geb. Münter.

Briefe über die Dresdner Kunſt-Ausſtellung.

Dritter Brief.

Ich kann mir es wohl denken, daß Sie der Reichthum an Gemählden bey der jetzigen Ausſtellung, beſonders unter dieſen, der Kunſt ſo abholden, unruhvollen Zeiten überraſcht hat. Auch auf mich hat es einen ſehr frohen Eindruck gemacht, und meinen beſten Hoffnungen für die Zukunft Leben gegeben. Doch — was noch vorzüglich bemerkenswerth iſt — ſogar die Bildnerkunſt hat diesmal das Ihrige zur Erhebung und Vervollſtändigung des Ganzen beygetragen. Der Bildhauer Ullrich hatte ein lieblich gedachtes und mit Sinn und Gefühl ausgeführtes Modell zu einer Euridice ausgeſtellt, die vom Biſſe der Schlange getödtet, niedergeſunken iſt, und die Rechte, wie ſchlummernd, überm Kopfe, die Linke auf dem umgeworfnen Blumenkörbchen hält. Weniger gefiel mir die mangelhaftere Ausführung an dem Modelle zu einem ſchreitenden Mars, aber ganz vorzüglich wieder die Portraitbüſte des Kabinetsminiſters Grafen von Boſe, die unglaublich treu, und ſo reich und ſchön gearbeitet war, daß ſie zu athmen ſchien. Drey Modelle von Kügelgen, Venus, Mars und Simſon, wie er gefangen und ſeiner Locken beraubt, die letzte, vergebliche Anſtrengung verſucht, um ſeine Ketten zu zerſprengen, empfahlen ſich durch tüchtiges Verſtändniß der Form und ſorgfältige Ausarbeitung, nahmen ſich aber wegen ihrer unbeträchtlichen Größe zu wenig aus. Sauberkeit und den ſorgfältigſten Fleiß bewunderte ich an einer kleinen Copie der ſogenannten, ſitzenden Agrippina vom Inſpektor Matthäi; aber bey ſeiner lebensgroßen Copie einer kleinen, niedlichen Bronze aus der Königl. Antikenſammlung ſchien mir der unſchuldige Liebreitz des Geſichts und zum Theil die Zartheit der jugendlichen Glieder des Originals zu fehlen. Daß eine Minerva über Lebensgröße von Kühn im Einzelnen zu kalt und bewegungslos war, läßt ſich meiſt auf die Schuld des Thons ſchreiben, bey dem allemal der Meiſter dem Stoffe zu ſehr unterthan iſt. Aber warum hat er kein andres Material zu ſeiner Arbeit gewählt? Schlimm genug, daß das ſchreiende Bedürfniß des Lebens den Künſtler zwingt, ſeinen thönernen Göttern und Göttinnen Arm und Beine, Kopf und Rumpf auszuhöhlen, um ſie durch einen Glücksfall wenigſtens als Oefen unterzubringen und etwas für ſeine Auslage, ich will nicht ſagen für Fleiß und Mühe, zu erwerben. Wie viel mehr würde dieſer junge Bildhauer leiſten, wenn nur einige Unterſtützung oder andre Ermunterung ſeinen Fleiß erhöbe und belohnte; denn daß er Talent und Bildungsluſt beſitze, beweißt außer jener Arbeit noch eine lebensgroße Thalia und vorzüglich die Büſte des Landſchafters Friedrich von ihm. — Ein Basrelief von Ernſt Matthäi, das nach dem 24. Buche der Ilias die Iris vorſtellt, wie ſie von Kronion geſendet im Pallaſte des Priamus angekommen iſt, erregt ſehr gute Hoffnungen für die Zukunſt, die aber in dieſem Werke noch nicht erfüllt waren. Das Einerlei der Formen, die faſt durchgängig nach auſſen gelehrten Kniee, die Sentimentalität, die das Ganze athmete, ſo wie die der Mahlerey mehr zugehörige pyramidalförmige Gruppirung und die zu erhaben gehaltene Iris zeigten, daß der Künſtler noch nicht genug in den Geiſt der Antiken eingedrungen iſt, die in dieſer Hinſicht ewig unſre Muſter bleiben müſſen. Doch Jugend, Talent, Fleiß und Italiens bildender Himmel werden ihn gewiß bald an der Hand des formkundigen, ſinnvollen Alterthums auf den wahren Weg des Vortrefflichen führen. An dieſe Bildwerke ſchließe ich noch den Gipsabdruck eines Intaglio in Cornalin von dem Steinſchneider Tettelbach dem jüngern an, der den Ganymed vorſtellte, wie er den Adler füttert. Die Arbeit war, das Geſicht des Ganymed ausgenommen, ſehr ſauber und ſorgfältig, und einer Camee in Onyx, worauf Mercur und Minerva zu ſehen war, unendlich weit vorzuziehen. Sollten Sie Luſt haben, ſich Gips- oder Schwefel-Abgüſſe von der Lippertſchen oder der ſeltnen Viscontiſchen Dactyliothek und andern ausgezeichneten Gemmen, Münz- und Medaillenſammlungen anzuſchaffen, ſo können Sie ſolche von einem gewiſſen Rabenſtein verſchreiben, der ſie, auch in der berühmten Lippertſchen Maſſe, äußerſt nett und ſorgfältig abzugießen verſteht, und ſehr billig iſt. — Unter den architektoniſchen Zeichnungen und Aufriſſen zeichneten ſich die Arbeiten von Klinsky und Schuricht aus; aber mich ſchmerzte es, daß ſie, auf eine Betrachtung in der Nähe berechnet, nicht manchen andern Bildern, des guten Lichts wegen, Platz gemacht hatten. Doch meine Wünſche konnten hier nichts ändern; ſonſt würde ich die durchaus nicht hierher gehörigen gehaltloſen Verſuche aus einigen Erziehungsanſtalten in Dresden, eine abgeſchmackte, aus Wachspuppen zuſammengeſetzte Allegorie auf die Annahme der Sächſiſchen Königswürde und einige andre unwürdige Spielereyen, wer weiß wohin gewünſcht haben. Unter den Kupferſtichen zeichneten ſich vorzüglich ein größeres Blatt von Darnſtedt: der Weiſe unter den Hirten nach Dietrich, mehrere äußerſt reinlich und ſchön gearbeitete Stücke von Veith, und die Stiche von Seiffert aus, die für das Beckerſche Auguſteum beſtimmt waren.

Habe ich Ihnen noch ein Fruchtkörbchen von Demoiſelle Friedrich genannt, woran beſonders der Reſler von dem Weine eines danebenſtehenden Glaſes täuſchend gemahlt war, ſo kennen Sie alles, was mir bey der jetzigen Ausſtellung vortrefflich und vorzüglich ſchien, und ich bin Ihnen nichts mehr ſchuldig, als noch im Allgemeinen die Künſtler zu nennen, die das Beſte zu dieſem Genuſſe beygetragen haben. Aber was wollen Sie mir Räthſel löſen, die ich ſchon vor der Aufgabe errathen habe, rufen Sie mir zu, und erinnern mich an die Kunſtakademie in Dresden, die der Fürſt ſo gerecht, als gnädig erhält. Allein Sie irren, mein Freund! Die Künſtler, welche durch ihre Beyträge die Ausſtellung vorzüglich geſchmückt, und der Kaſſe *) eine reichliche Einnahme verſchafft haben, ſind meiſt ſolche, die hier fremd ſind, und weder jetzt einen Genuß von der Akademie haben, noch je hatten. Mit aufrichtiger Achtung und innigem Danke wiederhohle ich Ihnen die öfter erwähnten Namen Hartmann, von Kügelgen, Kaaz, Friedrich, Ullrich, und unter den jungen Künſtlern die Gebrüder Retzſch, Kühn ꝛc. die uneigennützig **) jeder mehrere Arbeiten ausgeſtellt hatten. Von den Mitgliedern der Akademie hatte meiſt jeder nur ein Stück herausgegeben, und von den Arbeiten der wirklichen Profeſſoren fand ich nur die von Graſſi, Graff und Klengel angezeigt. Erſterer verdient vor allen eine rühmliche Erwähnung, da er, wie man mir verſicherte, nie mit ſeinen Arbeiten gefehlt hat. Daß er ein Mann von Geſchmack iſt, zeigen ſeine Bilder, und daß er auch als Lehrer durch zweckmäßigen Unterricht vorzüglich hilfreich und wirkſam iſt, beweiſen ſeine Schüler Adam Retzſch und Näcke, deren Bilder ſich ſtets unter denen der jungen Künſtler ausgezeichnet haben. Ich mußte der Wahrheit dieß Opfer bringen, weil ſie Ihnen über alles lieb iſt, und damit Sie nicht ungewiß wären, wem Sie Ihre Freude zu danken haben.

Hartes Anſinnen.

Der junge Liro ſpricht:
„Ich könne ſein Gedicht
„Vom alten Ritterweſen
„Leicht in drey Stunden leſen.“—
Ach, in drey Jahren nicht!

Hg.

*) Jeder Schauluſtige bezahlt beym Eingange in die Säle, wo die Gemählde ꝛc. aufgeſtellt ſind, 4 Gr., und erhält dafür ein gedrucktes Verzeichniß der ausgeſtellten Bilder. Wer ſeinen Beſuch wiederhohlt, und kein neues Verzeichniß braucht, zahlt dann nur die Hälfte. Die Einnahme iſt für die Armen beſtimmt.

**) Die Künſtler haben hier gar keinen Vortheil von der Ausſtellung, wie dieß etwa in Berlin der Fall iſt, und darum muß man es um ſo eher als einen Beweis von aufrichtigem Enthuſiasmus für die gute Sache anſehn, wenn ſie, ſelbſt mit Aufwand, ihre Werke ausſtellen.

Scenen aus Indien.*)

Erſte.

Wenn dem Indier die letzte Stunde herannaht, ſo wird er an die Ufer des Ganges getragen, um zum letztenmale die Hände mit ſeinen Gewäſſern zu netzen, und mit einem Blicke zum blauen Himmel zu verſcheiden. Das Haus, in welchem einer geſtorben iſt, wird für befleckt gehalten, und Jedermann beeilt ſich, den Kranken zum Pfade des Himmels zu bringen, wie ſie den Ganges heißen.

Mag dieſe Sitte immer abergläubiſch ſcheinen; wer möchte doch nicht lieber an den lachenden Ufern eines klaren Fluſſes, als im geſchloſſenen Zimmer ſich vom freundlichen Leben trennen? Wenn die Woge dahinfließt, und eine andre ihr nachfolgt, und Tauſende noch ſich mit ihr vereinen, und es doch nicht endet; und wenn die leichten Wolken am Himmel hinziehn, und jede verſchwindet, um einer andern Platz zu machen — tauche die Hand in den Fluß, athme zum letztenmal die belebende Luft, und du gehſt hinüber, leicht und unbefangen, wie die klare Welle und das ſchimmernde Wölkchen.

An den Ufern dieſes Fluſſes, in welchem der gläubige Indier einen ſichtbaren Gott erkennt, ſieht man oft die rührendſten Scenen. Unter der Palme ruhet der Vater, ſein Haupt im Schooße der Gattin, und um ihn die trauernden Kinder. Ein Reiſender ſtand einſt dabey, wie ein liebender Gatte mit heiterem Auge hier von Gattin, Kindern und dem Leben geſchieden iſt.

Viſſiacodi, ſo hieß die Wittwe, hatte bis zum Moment des Scheidens ihre Standhaftigkeit behauptet. Auch als das Auge zufiel, in welchem all ihr Glück erſtarb, quoll nur Eine Thräne aus dem ihrigen. Der Entſchluß war feſt in ihrer Seele, dem Geliebten nachzufolgen; denn, was iſt ein Leben ohne Liebe?

Umſonſt ſtellte man ihr ihre Kinder vor. In dem Mann ihrer Liebe war ihr Alles geſtorben. Umſonſt ſprach man von den Geſetzen der Engländer, welche den Selbſtmord verbieten: für Geld werden ſie die Erlaubniß dazu ſchon geben. antwortete ſie.

Sie blieb feſt bey dem Vorſatz, ihre Aſche mit der des Gatten zu vereinigen, und die Verwandten machten die nöthigen Schritte, um die Erlaubniß zu ihrer Selbſtverbrennung zu erhalten. Die Gewißheit, daß ſie dem Geliebten folgen würde, goß eine Ruhe, ſelbſt eine Art von Heiterkeit, welche einem andern Sterne zu gehören ſchien, in ihr Herz. Die ganze Zeit widmete ſie noch ihren Kindern, von denen ſie unzertrennlich war, bis man ihr ſagte, daß alles zu der Ceremonie bereit ſey.

*) Dieſe Schilderung enthält eine im J. 1782 wirklich vorgefallene Begebenheit, mit mehr Umſtänden, als ſonſt bekannt ſind. Ein franzöſiſcher Offizier, Le Goux de Flaix. und der florentiniſche Mahler, Antonio Chiappini, hatten ſie mit angeſehen. Des letztern Brief aus Calcutta liegt dieſer Erzählung zu Grunde.

Hochzeitlich geſchmückt, in weißem Gewande, ging der Zug an die Ufer des heiligen Fluſſes. Ihre ganze Familie begleitete ſie; zur Seite gingen ihr Mutter und Schwägerin. Die Trauermuſik kontraſtirte allein mit dem heitern Geſicht der entſchloſſenen Frau.

Am Fluſſe war der Scheiterhaufen errichtet. Auf demſelben lag der Leichnam des geliebten Gatten. Miſſiacodi heftete den Blick auf den theuren Reſt, umarmte ihre Kinder zum leztenmal und gab das Zeichen, daß man ſie wegführen möchte. Jetzt ſchien die Natur ihr Recht zu verlangen, und Thränen ſtürzten aus ihren Augen; aber einige Momente nur gehorchte ſie der mütterlichen Wehmuth, und faßte ſich gleich wieder. Allein nähert ſie ſich dem Scheiterhauſen, umgeht ihn dreimal mit langſamen, feierlichen Schritten, und ſtreut Blumen auf den Leichnam. Mutter und Schwägerin ziehen ihr das weiße Gewand aus, und bedecken ſie mit einem grauen Kleide. Nun aber dürfen ſie ſie fürder nicht mehr berühren; ſchon gehört ſie der Erde nicht mehr an, und jede Menſchenhand würde ſie verunreinigen. So tritt ſie an den heiligen Fluß. Dreimal lacht ſie zur Sonne auf; dreimal wirft ſie Blumen in den Ganges. Sie zerbricht ihre Halskette, und ſchleudert die Trümmer mit dem Ehring in die Wellen. Nun ſalbt ſie ſich Stirn und Bruſt, ſagt verſchiedene Gebete, faßt dreimal Waſſer in die hohle Hand, und begießt ſich damit; dreimal trinkt ſie von dem Waſſer.

Jetzt iſt ſie allein, und ergreift eine brennende Fackel, an der ſie ſich die Fingerſpitzen röſtet, um ihre Standhaftigkeit zu verſuchen. Miſſiacodi verzieht keine Miene, und iſt würdig erfunden. So beſteigt ſie den Scheiterhauſen, nimmt das Haupt des Todten an die Bruſt, ruft laut ſeinen Namen, und ſetzt mit der Fackel das Holz ſelbſt in Brand.

Die Flamme lodert hoch auf. Die Zuſchauer kommen herbey, werfen eine Menge Rauchwerk in das Feuer, um ſie ſchnell zu erſticken, und bedecken ſie mit Holz. Eine wilde Muſik fällt in das Praſſeln der Flammen, und laute Rufe des Beyfalls und Glückwunſches tönen von allen Seiten zum Himmel.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 20 April.

Das *Théatre des variétés étrangères* wird noch immer ſtark beſucht, und beſonders an Sonntagen iſt das Parterre ſo gedrängt voll von Deutſchen, daß man nach 7 Uhr ſchon keinen Platz mehr finden kann. Merkwürdig iſt, daß kein einziges deutſches Stück noch durchgefallen iſt; welches jedoch bey einem engliſchen von *Garrik*, und einem italiäniſchen von *Goldoni* geſchah. Die meiſten deutſchen Stücke, die hier allgemeinen Beyfall finden, ſind von *Kotzebue*, und für das hieſige Publikum gleichſam franzöſiſirt, weil der Redakteur des Theaters abſchneidet und hinzuſetzt, was ihm gut dünkt.

Die engliſchen haben mehrere Mühe, Eingang zu finden, beſonders aber die Trauerſpiele, weil man ſich in Paris gleichſam empört, ein Trauerſpiel in *Proſa* aufführen zu ſehen. Die Journaliſten ſchreyen auch ganz erſchrecklich über dieſen Unfug; allein ſie können doch nicht verhindern, daß nicht jedesmal bey der *Medea* von *Glover* das Schauſpielhaus gedrängt voll wäre. „Wenn *Voltaire* und *la Mothe* noch lebten,“ ſagen ſie, „ſo würde der eine außer ſich vor Freude, der andre außer ſich vor Zorn ſeyn, wenn ſie in Paris Trauerſpiele in Proſa aufführen ſähen. Einige Spaßvögel könnten zwar hier einwenden, daß dies zur damaligen Zeit eben nichts ſeltenes war, und daß die gereimten Zeilen einer *Igues* eben ſo wenig Poeſie ſind, als die Verſe einiger unſerer neuern Theater-Dichter, oder die Proſe der Variétés étrangères, aber bey der Vorſtellung der *Medea* entledigte ſich Melpomene zum erſtenmale ihres Cothurns *freywillig*, und entſagte der harmoniſchen Sprache, der ſie zu jeder Zeit den Vorzug gegeben hatte.“

Die Medea von Glover wurde im J. 1761 in London mit dem größten Beyfall aufgeführt. Dieſer Dichter iſt der einzige unter den neuern, der ſich bey der Rolle der Medea von den alten Traditionen entfernt hat. Euripides und Seneca dienten immer denen, die fabelhafte Perſonen auf das Theater bringen wollten, (und ihre Anzahl iſt wahrlich nicht gering) zu Modellen. Vierzehn griechiſche und lateiniſche Dichter, deren Namen man in den Ueberſetzungen des Paters *Brumoi* und des Abbé *de Marolles* findet, haben Trauerſpiele oder Luſtſpiele geſchrieben, die ſich auf die Abenteuer des Jaſon und der Medea gründeten. In Deutſchland haben wir verſchiedene, die unſern Leſern ſchon bekannt ſeyn werden, beſonders das *Melodrama* mit Muſik von *Benda*.

Der engliſche Dichter (Glover) zeigte in ſeiner Medea ein großes, weit über das gewöhnliche erhabenes Genie. Seine Medea iſt nicht mehr die rachgierige unverſöhnliche Zauberin, die ihre Nebenbuhlerin von unauslöſchbaren Flammen verzehren läßt; ſie erſcheint nicht mehr als eine unnatürliche Mutter, die mit einer empörenden Kaltblütigkeit den Dolch in den Buſen ihrer Kinder ſtößt. Sie iſt blos ein unglückliches Opfer des Geſchicks, und wird von einer grauſamen Leidenſchaft beherrſcht, die intereſſirt; denn ſie begeht nur im Wahnſinn des äuſerſten gerechten Schmerzes, ohne es zu wollen und zu wiſſen, das ſchreckliche Verbrechen, ſo daß ſie dadurch mehr Mitleid als Abſcheu einflößt.

Die Handlung des Stückes gleicht mehr einer großen ernſthaften franzöſiſchen Oper, als einem Trauerſpiele; allein ſie kommt der griechiſchen Tragödie am nächſten. *Medea* iſt noch nicht auf dem Theater erſchienen, und doch fängt man ſchon an, ſich für ihr Schickſal zu intereſſiren. Sie iſt unter dem Schutze der Götter. *Kreon* erklärt ſich als ihren Feind, und macht ſich ein Vergnügen daraus, ſie zu quälen, indem er *Jaſon* zwingt, *Creuſen* zu heirathen, und *Jaſon* ſelbſt willigt nur in dieſe neue Verbindung ein, indem er ſich der Größe ſeines Vaters aufopfert. Vermuthlich wird dieſes Trauerſpiel ſchon lange in Deutſchland überſetzt worden ſeyn. Glovers Medea iſt ſanft, die des Euripides ſtolz, ſchrecklich, und unerſättlich in ihrer Rache. *Seneka*, der ſeinem Gebrauche nach, alles übertreibt, was er entlehnt, oder nachahmt, hat aus ſeiner Medea eine Tiſiphone gemacht. Die ganze Hölle iſt in ihrem Herzen, ihre Reden und Handlungen flößen Grauſen und Entſetzen ein. Horaz ſagt freylich: Sit Medea ferox; allein wenn gleich Glover den Mittelweg zwiſchen beyden eingeſchlagen, ſo hat doch ſein franzöſiſcher Ueberſetzer, oder vielmehr der Redakteur dieſes Stückes darin gröblich gefehlt, daß er aus der Medea eine liebenswürdige Franzöſin gemacht hat. Die geduldige Medea kommt uns eben ſo lächerlich vor, als ein in einen *Adonis* umgeſchaffener *Vulkan*, oder ein Raoul-Barbe-Bleue, aus dem ein gefälliger und galanter Ehemann geworden iſt.

Nro. 110.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. Mai, 1807.

— Wer den Sinn auf's Ganze hält gerichtet,
Dem iſt der Streit in ſeiner Bruſt geſchlichtet.

Schiller.

Ueber das Sonett.

Während in den leztverfloſſenen Jahren eine Anzahl Dichter das Sonett bis zu den Sternen erhob, ſahen andere mit Verachtung auf dieſe Dichtungsform herab, ohne jedoch, meines Wiſſens, ihr Verdammungsurtheil zu begründen. Denn die leeren Klingeleyen, die faden Süßigkeiten, die widerlichen Sprachverrenkungen, welche an manchen der neueſten, wahrſcheinlich zu ſchnell aufgeſchoſſenen Sonette getadelt wurden, fielen ja der Form keineswegs zur Laſt, da dieſe Mängel nicht aus ihrem innern Weſen entſprangen. Die nicht glückliche Benennung Sonett (Klinggedicht) konnte manchen zu der Meynung verleiten, als ob dieſe Dichtungsart keine eigenthümliche Weſenheit hätte, ſondern in einem bloßen Reimſpiele beſtünde; allein das Gegentheil wird jedem bey genauerer Erwägung deutlich werden.

Alle Kunſt ringt nach vollſtändiger Darſtellung der Natur. Dieſe, unermeßlich im Großen, und unerſchöpflich im Kleinen, in ihrer Unermeßlichkeit und Unerſchöpflichkeit zur Anſchauung, vollſtändig, d. h. unter ihrer Einheit, zu bringen, iſt das Beſtreben der Poeſie. Mit den Telescopen der Epopeen und Dramen gelangen wir durch den Ausblick in das Unermeßliche zur Ahnung, zu dem Glauben an ein Univerſum. Das Sonett hingegen ſcheint uns in ſeinem, auch für das ungeübte Ohr engbeſchränkten, ſcharfbegränzten Raum einzuladen, mittelſt Verſenkung in die unendliche Fülle, die Einheit des Univerſums zu ſuchen und zu finden. Sein ernſter, ſanfter, gleicher Gang, ſeine Sparſamkeit des Reimwechſels ſtimmt das Gemüth zur Erwartung und Feyerlichkeit; ſeine ſcharfe Begränzung bewahrt es vor Zerſtreuung, und die Harmonie des Ganzen hält es in dem vorgezeichneten Zauberkreiſe feſt.

Der Sonettendichter verſenkt ſich in ſein eigenes Gemüth, weil es keine tiefere Fülle gibt. Nur bedarf er, um nicht eintönig zu werden, eines Reichthums an äußern Anläßen, welcher die Fülle des Gemüthes aufregt, und immer neu erſcheinen läßt. Der volle Zauber der Natur wirkte auf Laurens Sänger, aber er wirkte wieder auf ſie zurück, und verbreitete über alles den Goldglanz der Liebe.

Wenn in den kleinen Sonetten ein Unendliches, Unerſchöpfliches dargeſtellt wird, wollen wir ſie als ein großes Kunſtwerk betrachten. Jenen aber, die gewohnt ſind, Gedrucktes nach Klaftern zu meſſen, diene zum Troſte, daß der Sonettendichter, wenn er will, Sonett nach Sonett in Ewigkeit abrollen kann, weil der Faden ſeiner Empfindung nie reißt.

Auch das ſoll uns nicht anekeln, wenn der Sonetten-Dichter immer von ſich ſpricht. Iſt nur ſeine Individualität reinmenſchlich, ſo ſpricht er zu der Menſchheit von der Menſchheit.

Mag unſere Sprache doch an weiblichen Reimen arm und eintönig ſeyn. Vielleicht wird ſie hieran durch die Sonette reicher; unſere Sprache iſt bildſam. Das Schwere gelingt nur nach manchem vergeblichen Verſuche. Dankbar ſoll und wird das folgende Zeitalter dem gegenwärtigen für das Beſtreben ſeyn, an Melodien eines ſanftern ſüdlichen Himmels unſere Sprache zu gewöhnen, aus der bisher die rauhe Alpenluft zu anhaltend wehte. H. J. v. Collin.

Vier Briefe von Juſtus Möſer.

1.

An ſeine Nichte Jenni.

Liebſte Cuſine.

Tauſendmal und wiederum tauſendmal ſollte ich Ihnen für Ihren ſchönen und galanten Wunſch gedankt haben! — Aber.... Nun abermahls ein: Aber!.... es wird ein recht wichtiges ſeyn .... im Winter fehlte das Feuer, Ihnen alles ſo lebhaft zu ſagen, zu mahlen und auszudrücken, was ich bey dem gütigen Merkmahle Ihres noch gütigeren Andenkens empfunden habe. Allein jetzt, da der Frübling ſchon alle Lerchen, Buchfinken und Spechte in Bewegung ſetzt; jetzt, da Hechte von zwanzig Pfunden dem kühlenden Strom entgegen ſchwimmen, die Krebſe aus ihren Höhlen kriechen, und die Maulwürfe den Erdboden auflockern, — jetzt fühle ich das himmliſche Feuer (mit Hülfe einer Bouteille Champagner) durch alle meine Adern brennen, und ſo ſage ich Ihnen, allertheuerſte Cuſine: „großen Dank!" oder, wenn Sie es in einem modigern Stile haben wollen: „meinen wärmſten Dank!" — Damit Sie aber doch nicht glauben, daß es damit ſo ganz platt abgethan ſey: ſo will ich Sie bitten, oder vielmehr bey allen Muſen beſchwören, ſich jetzt in dem ſo herrlich erſcheinenden Frühjahre mit dem dicken Papa in die Gegenden zu bemühen, wo Bruder und Schweſter nach Ihrer Ankunft lechzen, und ein alter Onkel *) vor der Stube ſteht, um zu ſehen, ob er auch ſo ein Tauſendſtel von der lieben Jenni zu genießen haben werde.

Ihr

Osnabrück, 20 Febr. 1779.

treuer Freund
und Oheim.

2.

An dieſelbe.

Es wird jetzt ſo viel warmer Dank für nichts in der Welt verſchwendet, daß ich mich faſt ſchäme, Ihnen, meine theuerſte Cuſine, auch von dem wärmſten anzubieten, ohnerachtet Sie für alles, was Sie mir bey meinem ſechzigſten Geburtstage angenehmes geſagt und geſchickt haben, zu dem ſuperfeinſten berechtigt ſind. Die Thoren in dieſer Welt ſetzen durch ihren Misbrauch den Werth der Worte ſo ſehr herunter, daß ein ehrlicher Mann gar nicht mehr damit bezahlen kann. Was ſoll man aber dabey thun? — Hätte meine Mutter die Beſonnenheit gehabt, mich im Frühlinge zur Welt zu bringen: ſo flöge ich zu Ihnen, und drückte Ihnen mit der Spannung aller eines Ausdruck's annoch fähigen Muskeln meine ganze dankbare Empfindung aus. —

*) Möſer war damals im 60ſten Lebensjahre.

Wenn in jeder Maſche des mir überſandten ſchönen Bandes ein lauſchender Geiſt von Ihnen verſteckt liegt, wie Sie ſchreiben; ſo wird keiner zu Ihnen zurückkommen, der Ihnen nicht ſagt: daß ich es voll Empfindung geküßt, und mit Stolz um die Hand gewunden habe. Der Himmel ſegne Sie dafür, früh Morgens, wenn die Lerche ſingt, und Abends, wenn die ſüße Nachtigall Ihren Aufenthalt unter der majeſtätiſchen Linde in den völligen Triumph der Zärtlichkeit und Freundſchaft verwandelt. Amen!

Damit ich aber doch auch nicht ganz leer vor Ihnen erſcheine: ſo ſchicke ich Ihnen hiebey ein Paar Medaillen,*) jedoch mit dem ausdrücklichen Bedinge, keinem zu ſagen: daß ſie von mir kommen; damit die arge Welt nicht denke, ich fange ſchon in meinem ſechzigſten Jahre an zu radotiren. Sie ſind unter einem Schmiede-Hammer gemacht, und daher nicht ſo gerathen, wie es der Künſtler, der Rom mit Augen geſehen, gewünſcht hat. Aber das iſt die Schuld unſeres Landſtädtchens, worin vielleicht noch nie eine Medaille geprägt, wenigſtens keine Anſtalt dazu vorhanden iſt. Die darauf befindliche lateiniſche Deviſe: Suus et alterius, will ſo viel ſagen, daß ich auch andern diente, ob ich gleich mein eigner Herr ſeyn könnte. Zu dieſer Deviſe hatte der Medailleur eine weibliche Figur gewählt, und behauptete: daß dieſes mehr im Geſchmack der Antike wäre. Da ich ihm nun zeigte, was für eine üble Auslegung man daraus machen könnte, wenn eine weibliche Figur für ſich und für andre wäre: ſo hat er ſich endlich gegeben, aber nun auch einen Bauerjungen drauf geſetzt, der nichts wie Pumpernickel im Kopfe hat. Vielleicht gehts dem Medailleur, wie Mengs'en, der in Damen-Portraiten glücklicher war, wie in männlichen, und mehr Empfindung für die weibliche Grazie hatte.

Leben Sie wohl, meine beſte Cuſine!

Osnabrück, 19 Dec. 1779.

M.

N. S. Sollte Ernſt zu Ihnen kommen, und die Erlaubniß erhalten, die Cammer zu beſuchen, wie er es wünſcht: ſo bitte ich, ihm alle Morgen und Abende zuzureden, daß er ein fleißiger Mann ſeyn, und auch den fleißigen Mann machen müße. Es fehlt ihm ſo wenig am Herzen, als am Verſtande. Aber da er nun einmahl in dem Rufe der Flüchtigkeit iſt, ſo hat er doppelte Mühe anzuwenden, um ſeine Oberen zu überzeugen, daß Dauer zur Arbeit in ihm ſey. Fleiß iſt mehr als Genie, und tauſend, die ſich mit dieſem den Hals brechen würden, erſteigen mit jenem die Höhe glücklich, welche ſie ſich vorgeſetzt haben.

*) Exemplare der Medaille, die einige Freunde Möſers zur Feyer ſeines 60ſten Geburtstags hatten ſchlagen laſſen. Man findet ſie abgebildet auf dem Titelblatte des erſten Theils der von Nicolai herausgegebenen vermiſchten Schriften von Juſtus Möſer. Berlin, 1797. 8.

Bemerkungen
über Lichtenbergs Schreiben an Gleim
über Blitzableiter, in Nro. 3 des Morgenblatts.

In dieſem bisher ungedruckten Schreiben äuſſert L. einige Bedenklichkeiten gegen die Errichtung eines Blitzableiters auf dem Dom zu Halberſtadt. Er unterſcheidet zwiſchen Ableiter und Auffangſtangen, und erklärt jene unter gewiſſen Umſtänden für unnöthig, dieſe ſogar für ſchädlich, beſonders, wenn ſie ſpitzig ſind. Der Verf. redet von der Menge, die ohne Sachkenntniß für die unbedingte Errichtung von Blitzableitern entſcheide. Da aber eben dieſe Menge leicht auf den andern Abweg fallen, und auf die Autorität eines Lichtenbergs hin ohne weiters nun gegen die Blitzableiter und gegen Franklin,

qui eripuit coelis fulmen — — —

abzuſprechen in Verſuchung gerathen könnte, ſo veranlaßt ſolches den Einſender dieſes zur Prüfung jener Gedanken um ſo mehr, da ſich der große Nutzen der Auffangſpitzen vor etlichen Jahren bey einem außerordentlich ſtarken nächtlichen Gewitter im Stuttgarter Thal erprobt hat, wo der Blitz mehrere Ableiter, ohne den geringſten Schaden der Häuſer, traf; ohne die Ableiter zu rechnen, welche er vielleicht ſo getroffen hat, daß man keine ſichtbare Spur fand. Dieſe Aeuſſerung in einem ungedruckten Briefe fällt um ſo mehr auf, da ſie Lichtenbergs gedruckten Schriften widerſpricht. In den Anmerkungen zu Erxlebens Naturlehre, 5te Auflage 1791, §. 754. führt er jene vom Blitz getroffenen bewaffneten Häuſer ebenfalls an, jedoch mit Hinwegräumung aller Zweifel, die man hieraus gegen die Nützlichkeit der Ableiter ziehen könnte, indem er ſagt: dieſes ſeyen Kinder, die an inoculirten Blattern ſtarben; in den Anmerkungen zur 6ten Auflage 1794 ſagt er: man habe gefunden, daß dieſe Ableiter nicht mit der gehörigen Vorſicht angelegt geweſen ſeyen; auch habe man den Spitzen zu viele Kraft, in die Ferne zu ſichern, zugeſchrieben, und die Belegung mancher Ecken aus der Acht gelaſſen. Im Göttinger Taſchenkalender auf 1795 erklärt er ſich S. 141 noch beſtimmter: „Knauſerey, Leichtſinn und Unwiſſenheit ſeyen die Urſache, warum die Häuſer noch nicht überall bewaffnet ſeyen.“ Die Auffangſpitzen erklärt er hier zwar für unnöthig, aber nicht für ſchädlich. — Woher mag dieſe, ſeinen öffentlichen Aeuſſerungen widerſprechende, einem vertraulichen Brief vorbehaltene Disciplina arcani, die, wie Einſender dieſes von einem ſeiner ehemaligen Zuhörer hörte, L. auch mündlich ſeinen Freunden je und je vortrug, kommen? Die Furcht, der Menge oder auch den Sachkundigen durch gedruckten Widerſpruch zu misfallen, läßt ſich bey einem Lichtenberg nicht denken. Zu der Zeit, wo Lavoiſiers neue chemiſche Theorie, die ſich auf die Lehre von der zuſammengeſetzten Natur des Waſſers gründet, bereits allgemein angenommen wurde, war L. der erſte, der behauptete, Lavoiſier ſchlieſſe aus dem Amſterdamer Verſuch über die Zerlegung des Waſſers viel zu raſch, ja, es könne dieſer Verſuch vielleicht einſt noch der gefährlichſte Feind dieſes Syſtems werden; welches nun durch die Entdeckungen vermittelſt der Voltaiſchen Säule gewiſſermaßen beſtätigt worden iſt. Endlich hätte er den Naturforſcher de Luc auf der Seite gehabt, der ebenfalls die Schädlichkeit der Ableiter behauptete.

In ſeinen nach ſeinem Tode gedruckten vermiſchten Schriften liegt meines Erachtens der Schlüſſel zur Löſung dieſes Räthſels. Seine körperliche Leiden, ſeine zunehmende Neigung zur Einſamkeit, Entfernung von gelehrten Freunden, mit welchen er ſeine Gedanken hätte wechſeln können, bewirkten in ihm eine gewiſſe Grämlichkeit, die ihn nach und nach dahin brachte, daß er an vielem ingeheim anfing zu zweifeln, oder es wenigſtens für problematiſch zu halten, was er öffentlich für unbezweifelte Wahrheiten erklärte. Aber, eben weil er auch ſeine Zweifel doch nicht für unbezweifelt hielt, ſo wagte er es doch nicht, öffentlich damit hervorzutreten. —

Nun aber zur Prüfung dieſer Bedenklichkeiten ſelbſt. L. erklärt die Auffangſpitzen theils für unnöthig, theils ſogar für ſchädlich. Was das erſte betrifft, ſo hält er ſie unter der Bedingung für entbehrlich, wenn zwiſchen dem Ableiter und dem Hauſe ſehr viele metallene Verbindungen, ja ſogar ganze Netze von Metall angebracht werden. Allein dadurch würden die Koſten außerordentlich vergrößert, und doch keine völlige Sicherheit bewirkt werden, indem leicht einige leitende Stellen außer der Verbindung bleiben möchten, die der Blitz treffen könnte. Eben um dieſes zu verhüten, werden die Auffangſpitzen angebracht, die wegen ihrer Hervorragung den Blitz auffangen, ehe er das Haus trifft, und wegen ihrer ſpitzigen Geſtalt dazu vorzüglich geſchickt ſind. In dieſem Fall ſind alsdann nicht ſo viele leitende Verbindungen nöthig. Ueberdies iſt ein vorzüglicher Zweck der Ableiter der: den Blitz ſtill abzuleiten, und die Exploſion zu verhüten, welches nur durch ſpitzige Auffangſtangen verhütet werden kann, und laut mehrerer Erfahrungen wirklich verhütet wird. Von mehreren Beyſpielen nur zwey. Der Stephansthurm in Wien war ehedem durch ſeine Lage dem Blitze ſo ſehr ausgeſetzt, daß man oft das Vorhaben faßte, ihn abzutragen; ſeitdem aber nach Jugenhouß's Anleitung ein Ableiter vor etwa 30 Jahren darauf errichtet wurde, traf der Blitz nur etlichemale den Ableiter, ohne allen Schaden des Thurms. Die Einwohner der Württembergiſchen Feſtung Hohenneuffen ſahen ehedem jedem Gewitter mit Angſt entgegen, weil der Blitz ſo oft Zerſtörungen anrichtete; ſeit der Errichtung eines Ableiters vor 20 Jahren traf aber der Blitz nur einmal den Ableiter ohne Schaden. Endlich zeigen bey nächtlichen Gewittern die an den Spitzen der Auffangſtangen wahrgenommenen Lichtſtröme den Vorzug der Spitzen vor den ſtumpfen Ableitern; und anders nicht, als wie ein ſtumpfer Ableiter, würde eine bloße metallene Verbindung nach L. Vorſchlag wirken. Bekanntlich ſind aber die ſtumpfen Ableiter keiner ſtillen Ableitung fähig.

L. erklärt aber die Spitzen ſogar in manchen Fällen für ſchädlich, weil hier die Elektricität nicht durch Reiben, ſondern durch eine ſchnelle chemiſche Entwicklung erregt werde, mithin durch die Auffangſpitzen gleichſam herausgefordert, und auf das Gebäude geleitet werden könne; und weil ferner von den Wirkungen unſerer Duodez-Maſchinen nicht auf die Wirkungen der Natur im Großen geſchloſſen werden könne. Hierauf kann man folgendes antworten: Die letzte Behauptung ſteht mit der erſten in einigem Widerſpruch; denn wenn dieſe Spitze den Blitz herausfordern, ja die ganze Wolke herbeyziehen kann, ſo iſt es keine Wirkung im Kleinen; allein — dieſe Gefahr findet überhaupt nicht ſtatt, ſo wenig als man mit einer Nadelſpitze durch ihren Zug auf dem Leiter einer Maſchine einen Funken ausziehen kann, der an der Nadel vorbeyſchlägt. Entweder zieht die Nadel (wenn ſie einem elektriſirten Leiter ſehr ſchnell genähert wird) einen Funken aus demſelben, oder

nicht; im erſten Fall trifft der Funken blos die Nadel, im zweyten entſteht gar keine ſchnelle Entladung. Wären die Auffangſpitzen abzuſchaffen, ſo müßte man noch viele andere Dinge auch abſchaffen. So warf vor etlichen Jahren ein Ungenannter die Frage auf: ob man nicht die Wetterableiter abſchaffen ſoll, weil ſie die Gewitter anziehen und vergrößern? Ein anderer Ungenannter antwortete durch die treffende Gegenfrage: ob man nicht auch die Kornähren, die Nadelwälder, die Bergſpitzen abſchaffen ſoll, weil ſie mit ihren vielen tauſend Spitzen unaufhörlich die Gewitter-Materie anziehen und einſaugen? —

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

Man hat zu Nimes eine kufiſche Münze ausgegraben, die, nach der Aufſchrift, zu Waſeth, im 122ſten Jahre der Hegira (alſo im J. 739 unſerer Rechnung) geprägt worden iſt. In der reichen Medaillenſammlung der Kaiſerlichen Bibliothek in Paris findet ſich noch keine arabiſche Münze dieſer Art.

In Paris iſt eine neue Ueberſetzung des Martial (in 3 Oktavbänden) und des Tibull erſchienen. Dieſe verdient weit jener vorgezogen zu werden.

Unter dem Titel: Couronne poëtique de Napoleon le Grand iſt eine Sammlung der zu ſeinem Lobe verfertigten franz. Gedichte mit des Kaiſers Bild aus Licht getreten. Die Namen Esmenard, Le Brun, François (de Neufchateau), Ducis, Piis, und anderer bekannter Schriftſteller bürgen für den poetiſchen Werth.

Archenholz England und Italien, Gatterers Wappenkunde, und Condillacs Logik ſind ins Ruſſiſche überſetzt worden.

Unter den wenigen neuen ruſſiſchen Originalwerken ſcheint das Leben Pauls I. das intereſſanteſte zu ſeyn.

Unter Hrn. von Weſſelinys Direktion iſt ein ungariſches Theater zu Stande gekommen. Die Mitglieder ſpielen wechſelweiſe zu Clauſenburg und Debreczyn. Die bisher aufgeführten Stücke ſind größtentheils aus dem Deutſchen entlehnt.

Hoeſt's Beſchreibung von Marocco in däniſcher Sprache (vom Jahr 1779) ſoll ins Spaniſche überſetzt werden.

Tanarki von Gardony kündigt die Ueberſetzung des Amint von Taſſo, des Plutarch, und der Robertſoniſchen Geſchichte von Amerika ins Ungriſche an.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 19 April.

Zum Benefiz des Herrn und Madame Herdt wurden vor kurzem zwey neue, abermals aus dem Franzöſiſchen entlehnte, Stücke aufgeführt. Das erſte war: Clementine, ein Schauſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen des Pelletier-Volmerenges von Mad. Weiſſenthurn bearbeitet. — Ein Herr von Wittburg, vormals Kapitain der Oſtindiſchen Geſellſchaft, lebt einſam auf ſeinem Gute, und betrauert hier den Verluſt ſeiner Tochter, die vor acht Jahren, während er einmal entfernt war, das väterliche Haus heimlich verlaſſen hatte, und einem jungen Mahler gefolgt war, den ſie zärtlich liebte. Paul, des Kapitains treuer Diener, und dabey ſein intimſter Freund, lernt das junge Paar kennen, und beſchließt, um ſeinen Herrn von ſeinem tiefen Kummer zu heilen, und auch Clementine und ihren Gatten glücklich zu machen, eine Verſöhnung zwiſchen ihnen zu ſtiften. Unter einem paſſenden Vorwande bringt er beyde in das väterliche Haus, und nach manchen tief ergreifenden vorbereitenden Auftritten findet dieſe Ausſöhnung ſtatt. Dieſer Stoff iſt hier zu vielen intereſſanten, zum Theil ſehr erſchütternden Szenen künſtleriſch benutzt worden, und es machte deshalb auf das hieſige Publikum eine ſehr lebhafte Wirkung. Da es übrigens zu ſichtbar das Gepräge einer gewiſſen deutſchen Feſtigkeit, in der Anlegung der Charaktere ſowohl als der Szenen, trägt: ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die deutſche Bearbeiterin nur die Fabel aus dem Franzöſiſchen entlehnt hat, die Behandlung derſelben aber ihr Eigenthum iſt. Das Einzige, was ein ſtrenger Kritiker an dieſem Stück tadeln möchte, würde die zu große Länge mancher Neben-Szenen ſeyn, welche den Zuſchauer ermüden, aber von einer einſichtsvollen Direktion, dem Geſchmack des Publikums gemäß, leicht abgekürzt werden können. Iffland ſpielte den Herrn von Wittburg mit tiefem, lebendigem Gefühl, und ihm ward auch der allgemeinſte Beyfall. Nicht minder trugen zur günſtigen Aufnahme dieſes Stücks Madame Schröck als Clementine, Herr Mattauſch als Welting, Herr Herdt als Paul, und Herr Bethmann in der Rolle des Jakob bey. Madame Herdt als Demoiſelle Felicitas, eine Haushälterin, die, wie auch einige Anfangs-Szenen, Ifflands Dramen abgeborgt zu ſeyn ſcheint, war zu ſehr Karikatur, um beluſtigen zu können.

Als Nachſpiel wurde: Rückwirkung, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, von Picard, das eine ſehr glückliche ſatiriſche Tendenz hatte, und auch durch eine beſtimmte und lebendige Charakter-Zeichnung gefiel, gegeben. Vorzüglich intereſſante Erſcheinungen waren Herr Bethmann als Sainville, Madame Bethmann als Frau von Mircour, Herr Iffland als Dorſey, Herr Unzelmann als Laſteur, und die treffliche Künſtlerin, Madame Eunicke, als der Jokey Gabriel.

Berlin.

Folgender edle Zug eines franzöſiſchen Grenadiers, der vor einigen Wochen hier bekannt wurde, verdient wohl auch durch Ihr Blatt dem größern Publikum mitgetheilt zu werden. — Die Tochter Hrn. Otto's, eines Deſtillateurs, iſt mit ihrem Dienſtmädchen in der Küche beſchäftigt, und hat das Unglück, eine Flaſche voll Spiritus zu zerſtoßen, die nahe am Feuer ſteht. Der Spiritus geräth in Brand und ergreift die beyden Mädchen, auf deren Geſchrey ein franzöſiſcher Grenadier, der im Hauſe einquartirt iſt, herbeyeilt. Ohne zu bedenken, daß er ſein Leben ſelbſt aufs Spiel ſetzte, rettete er Dem. Otto; da er aber dabey ſich die Hände ſo beſchädigte, daß er ſogleich ins Lazareth abgeliefert werden mußte, und niemand ſich des armen Dienſtmädchens annahm und annehmen konnte, weil es ſchon zu ſpät war: ſo hatte dieſe das gräßliche Schickſal, zu verbrennen. Sie gab einige Stunden darauf, ſchrecklich zugerichtet und unter Schmerzen, die keiner Beſchreibung fähig ſind, ihren Geiſt auf. Der Name dieſes menſchenfreundlichen Franzoſen, der, als er ins Lazareth geführt wurde, nicht über ſeine Schmerzen, ſondern nur darüber klagte, daß er nicht fähig geweſen ſey, auch das unglückliche Dienſtmädchen zu retten, heißt Devoier, und iſt in dem Herzen jedes Berliners, der wahrhaften Edelmuth zu ſchätzen weiß, unverlöſchlich eingeſchrieben.

Beylage: Monats-Regiſter vom April.

Nro. 111.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Mai, 1807.

Der Tugend Reitzen iſt kein Anſchlag je mißlungen;
Sie nimmt, wie Schönheit, ein, und macht Eroberungen,
Und, was die Schönheit nie mit gleichem Glück vollbracht,
Sie hält die Herzen feſt, die ſie ſich eigen macht.

J. C. Unzerin.

Frauenſpiegel, von C. A. Tiedge.

(Halle, 1807. 8. 191 S.)

Wer ahnte wohl, ſtände nicht Tiedge voran, in dieſer bunten Galerie vieler tadelnswerthen, und nur weniger guten Frauen den vortrefflichen Sänger der Urania? — Schon die kleinen Verschen mit ihrem monotoni chen Klingklang ermüden, und wollen zum Ernſte der oft ſehr gelungenen Satire nicht ſtimmen. Auch gewinnt das Gedicht durch neue, aber nicht glücklich erſonnene Namen, wie Holdy, Eddi, Malwide, Kalimône, Aſta, Olga, Corille, Idole, Formoſe, Melinſe, Argûde (manche half der Reim erſchaffen) durchgängig einen zu pretiöſen Anſtrich. Dann läßt ſich kein Grund abſehen, warum dieß Gemählde weiblicher Mängel und Tugenden in vier Rahmen: „die ſchöne Gegend, das gelobte Land, Rückreiſe, Ende vom Liede," gefaßt iſt. Endlich reißt das Ganze, der leichten Verſifikation und beiſſenden, aus dem Modeleben aufgegriffenen Schilderungen ungeachtet, um ſeines loſen Zuſammenhangs willen, ſchwerlich, die bekannten Charaktere nochmals dem Geiſte vorüberzuführen. Nichts deſtoweniger wäre jeder Gattin dieſer Frauenſpiegel vorzuhalten, worin ſich die Gute, wie die Schlimme, (es wäre denn jene zu beſcheiden, dieſe zu ſelbſtgenügſam) erſchauen kann, wie ſie iſt.

Wir hängen drey kurze Stellen zum Beleg' an.

Manche Schöne trachtet
Nach der Eigenheit
Andrer, und verachtet
Sich aus Eitelkeit.

Gönnt ihr doch die Pein
Ihrer Lebensbürde!
Sie würd' elend ſeyn,
Wenn ſie glücklich würde.

Männer zu beſtricken
Iſt ein leichtes Spiel.
Einen zu beglücken
Iſt das größte Ziel.

U.

Früchte müſſiger Stunden, von Joh. Rudolf Heß. 8. Zürich 1807. 9 Bogen.

Langweilige und geiſtloſe Träumereyen ſind häufig genug die Früchte der müſſigen Stunden, und wenn man hier nichts Beſſeres findet, ſo hat ſich wenigſtens die Aufſchrift des Büchleins keine Täuſchung zu Schuld kommen laſſen. Es ſind moraliſche Chrien und gemeine Betrachtungen über die gemeinſten Dinge in der Welt. Eine ſolche, die überſchrieben iſt: Jedem Freund, deſſen Frau ſchwanger iſt — fängt ſich mit den Worten an: „Was denkt ſich jezt mein Freund, wenn er ſo gewölbt ſieht das blendende Schürzchen ſeiner ihm ſo lieben Frau?" und ſie endet ſich alſo: „So ſing' ich fröhlich dem Freunde zu, um, ehe er noch ſein Kind geſehen, für ihn (?) das Vaterherz zu ſtimmen. Doch glaube nicht, mein Freund, glaub' es nicht, daß ich dich darum beneiden möchte; jeder Stand hat auch ſeine Freuden. Vier Tag von deiner Frau entfernt, ſcheint dir eine Ewigkeit zu ſeyn; für mich wäre es eine Ewigkeit, einen Tag nie allein zu leben."

Der Verfaſſer ſcheint ſich an vielen Stellen auf die Menſchenkenntniß, die dieſes allein leben ihm erworben

hat, nicht wenig zu gute zu thun; aber welch eine trübe und verkehrte Anſicht des Menſchen ſich bey ihm mag gebildet haben, kann unter andern folgende Betrachtung, die er mit der Aufſchrift **Wahrheit** verſehen hat, darthun:

„Der junge Menſch tritt in die Welt, voll fröhlichen Vertrauens; offen ſteht ſein Herz dem Freunde; Vernunft ſucht er — ſchäzt ſie an dem Gegner auch. Doch bald genügt der Welt dieß nicht; wie er ſich verhalte, wie er ſich gebehrde, wenn man das Schlimmſte von ihm ſage, will man wiſſen und es ſehen; man neckt, man zehrt (?) von allen Seiten; haut er nun um ſich, wie ein toller Eber, dann iſt er ein Mann, den Menſchen ſchaden, denn — er kann ja ſchaden. — Bleibt er ſtill, will er durch Vernunft der andern Unvernunft beſiegen, iſt ſelbſt gefühlvoll noch, um jedes ſchlechte Wort zu fühlen, will grosmüthig gar den Feind behandeln, ſo wird der Menſch verachtet. man bürdet ihm alle Laſter auf, und dieß — zum Zeitvertreib, weil er nicht ſchadet. Man glaubt nun an ſelbſt erfundne Lügen, und freut ſich hoch, durch dieſe Lugen ein vermeintes Laſter jezt in ihm entdeckt zu haben; dieß dauert ſo lange, bis er den Menſchen zeigt, daß er (?) ihm Kräfte gab, ſie hart zu ſtrafen.“

Der originellſte Gedanke dieſer müſſigen Stunden iſt jedoch zuverläßig ihre Zueignung an „Europens edelſte Fürſten, **Napoleon** den Erſten, und **Friedrich Wilhelm** den Dritten“ mit einem äußerſt herzbrechenden Zurufe.

Die Wünſchelruthe.

Die Erwähnung **Campetti's** im **Morgenblatt** erinnerte mich wieder an eine Stelle im Journ. encyclop. Okt. 1781, wo ein ähnlicher Fall von einem gewiſsen **Bleton** erzählt ward. Die Organiſation dieſes Bleton war gegen die Ausdünſtungen unterirdiſcher Waſſer, wie es in dem erwähnten Journal heißt, ſehr empfindlich. Sie machten auf ſeine Nerven einen ſonderbaren Reiz, beſonders in der Gegend des Zwerchfells. Dieſe Empfindungen ſchienen wieder auf eine zwiſchen ſeinen Händen gehaltene Ruthe von irgend einem Holz zu wirken, und ihr die Bewegung einer ungemein ſchnellen Rotation mitzutheilen. **Thouvenel** in ſeinem Memoire über die Wünſchelruthe (Paris 1781) ſucht die Bewegungen der Wünſchelruthe durch die Elektricität zu erklären. Es war hinreichend, daß eine andre Perſon dieſen **Bleton** (das wahre Gegenſtück zu Ritters Campetti) berührte, um ſich, ſo zu ſagen, ebenfalls zu elektriſiren, und zu machen, daß die Ruthe freywillig in deſſen Hand zu drehen anfing. Die unterirdiſchen Waſſer ſchienen gewiſſermaßen elektriſche Konductoren zu ſeyn. Bey dieſer Gelegenheit war's, wo **Sigaud de la Fond** das höchſt merkwürdige Beyſpiel von einer franzöſiſchen Dame liefert, daß die Ruthe in ihrer Hand über Metalle, Silber, Gold u. ſ. w. in Bewegung gerieth, welches Beyſpiel Hr. Dr. **Huber** in den in der Schweiz erſcheinenden **Miscellen für die neueſte Weltkunde** umſtändlicher angeführt hat.

Bleton's ſeltſame Eigenſchaft ward, wie es wohl zu gehen pflegt, nachher von vielen Journaliſten und Phyſikern, die nicht Augenzeugen geweſen waren, geläugnet, und Bleton öffentlich fur einen Charlatan erklärt, während alle, die Bletons Handlungen ſelbſt geſehn, geprüft hatten, ſeine Vertheidigung lebhaft übernahmen. Demungeachtet glaubte man zulezt den Läugnern am meiſten, weil die meiſten Leſer ſelbſt keine Augenzeugen geweſen waren.

Graf Clermont.

Nach dem Franzöſiſchen.

Dein Clermont, beglückter Staat,
Weiß Harniſch und Prieſterkragen
Mit gleicher Würde zu tragen;
Kann, wie ein Apoſtel, ſich ſchlagen,
Und predigen, wie ein Soldat.

Hg.

Bemerkungen über Lichtenbergs Schreiben an Gleim über Blitzableiter.

(Beſchluß.)

Noch iſt der Haupteinwurf zu berühren, den man den **ſpitzigen** Ableitern gemacht hat, daß ſie nemlich **eine größere Schlagweite** haben, als die **ſtumpfen**, daß mithin in dem Fall, wenn eine Gewitterwolke ſich dem Ableiter ſo **ſchnell** nähert, daß die Spize nimmer im Stande iſt, die Gewittermaterie ſtill abzuleiten, der Ableiter eine Exploſion **in einem größern Abſtand** erhält, als die iſt, in welcher ein **ſtumpfer** Ableiter getroffen worden wäre. Der verſtorbene Prof. **Groß** in Stuttgart unterſuchte in ſeinem klaſſiſchen Werk: **über Blitzableitungskunſt**, Leipzig, 1796, dieſe und andere Fälle mit der ihm eigenen Gründlichkeit, und zeigte mit triftigen Gründen, daß in gleichem Fall auch ein **ſtumpfer** Ableiter nicht verſchont bleiben, ſondern ebenfalls, wiewohl wegen ſeiner geringern Schlagweite **etwas ſpäter**, getroffen werden würde, daß aber derſelbe, **eben um ſeiner geringern Schlagweite willen**, bey noch größerer Annäherung der Wolke leicht verfehlt werden könne, mithin nie ſo ſicher ſey, als ein **ſpitziger**. Was von den ſtumpfen Ableitern gilt, gilt auch von den von L. vorgeſchlagenen Ableitungen ohne Auffangſtange, und die oben angeführten Erfahrungen beſtätigen es. Noch iſt zu bemerken, daß **Groß der erſte war**, der gegen die Ableiter mit **mehreren Spitzen**, beſonders mit **horizontalen Kreutzſtangen nach Hemmers** Methode, gegründete Einwendungen erhob, und es wahrſcheinlich machte, daß dieſes **die Haupturſache ſey, warum einige Gebäude, mit Vorbeygehung der Ableiter, getroffen worden ſeyen.** Er zeigt, daß die Wirkung der oberſten Spitze durch die **Nähe** und **Flächen** der Seitenſtangen geſchwächt werde, und der ſpitzige Ableiter ſich dadurch den Eigenſchaften eines **ſtumpfen** nähere. Er brachte deßwegen immer nur Eine, und zwar ſchiefſtehende, Seitenſpitze unter der Form einer Windfahne an, die ſich durch den Wind gegen die Gewitterwolke dreht, und wegen ihrer ſchiefen Lage nicht auf die obere Spitze wirken kann.

Endlich iſt noch **Lichtenbergs** Rath zu prüfen, ein **Haus nur alsdann zu bewaffnen**, wenn es auf der Wetterſeite liegt, oder ſchon einmal getroffen worden iſt,

auſſerdem es aber zu unterlaſſen. Bey der Indolenz vieler Menſchen und ihrer Abneigung, von der Weiſe ihrer Vorfahren abzugehen, möchte wohl die Warnung vor allzuvielen Ableitern überflüßig ſeyn, und eher das Vorurtheil gegen dieſelbe vergrößern. Wie leicht können Localveränderungen die Gefahr des Einſchlagens in ein Gebäude vermehren, das vorher ſicher war? Man bedenke das Unglück, das Göppingen im Jahr 1782 betraf, wo die ganze Stadt eingeäſchert wurde, durch das Einſchlagen in ein Haus, das nicht hoch und nicht auf der Wetterſeite lag. Ein ſolches Unglück, wenn es auch erſt nach 100 Jahren kommt, kommt doch immer zu frühe. Iſt aber vollends ein Haus ſchon mehrmal getroffen worden, ſo begeht der Beſitzer im Unterlaſſungsfall in der That eine Culpam, und kann, wie Groß bemerkt, mit vollem Recht durch die Policeybehörde, wenigſtens indirekte, durch kleine Benefizien, oder durch Entziehung der Wohlthat der Brandverſicherungsanſtalt im Fall des Einſchlagens, angehalten werden.

M. J.

Nachtrag.

Der voranſtehende Aufſatz war bereits an die Redaktion abgeſendet, als dem Verfaſſer die ferneren Briefe Lichtenbergs in Nro. 32 zu Geſicht kamen, wo L. in Anſehung der Blitzableitungen zwar retraktirt, jedoch auf ſeinen Einwendungen gegen die ſpitzigen Auffangſtangen beharrt. Einſender dieſes hält aber noch immer die Gründe für die Spitzen bey weitem nicht für widerlegt, und iſt vielmehr überzeugt, daß man Lichtenbergs Einwendungen ſogar gegen ihn retorquiren könne. In allweg kann man von unſern kleinen elektriſchen Verſuchen nicht auf den Grad der Wirkung des Blitzes ſchlieſſen, wohl aber auf die Beſchaffenheit der Wirkung, weil, wie L. zugiebt, einerley Geſetze ſtatt finden. Man kann ſogar zugeben, (wiewohl ſich noch vieles dagegen einwenden läßt) daß die Auffangsſpitzen den Blitz herausfodern. Was iſt aber die Folge davon? Dieſe, daß nun der Ableiter deſto gewiſſer getroffen wird, ehe der Blitz einen Theil des Hauſes erreichen konnte, eben weil die Spitze hervorragt. Iſt aber der Ableiter einmal getroffen, ſo verläßt der Blitz ihn ſicherlich nicht mehr, ſondern er wird dahin fortgeleitet, wohin man ihn haben will, und wo er ohne Schaden zur Erde geführt wird; und zwar, wie Lichtenberg richtig ſagt,

> weil der Blitz etwas elektriſches iſt, und, wenn er eine ununterbrochene Strecke Metall antrift, derſelben folgt, und mit derſelben in die Erde geleitet wird.

Fehlt aber die Auffangſtange, und iſt das Haus blos mit Metall bewafnet, ſo kann der Blitz leicht vorher einen Theil des Hauſes treffen, und alsdann erſt in den Ableiter fahren. Lichtenberg ſcheint dieſe Einwendung gefühlt zu haben; daher räth er eine auſſerordentlich ſtarke Bewaffnung des Hauſes, ja, ein ganzes metalliſches Netz über das Haus zu ziehen. Wer wird aber die auſſerordentlich großen Koſten deſſelben aufwenden wollen und können? Uebrigens hat ſelbſt Reimarus *), auf den ſich doch L. beruft, die Auffangſtangen nicht für ſchädlich, ſondern nur für unnöthig erklärt, weil ſie doch nur auf eine Weite von 40 bis 50 Fuß wirken. Man kann aber auch hier fragen: Iſt denn nicht ſchon viel gewonnen, wenn die Gefahr 50 Schuh vom Haus abgehalten, oder, wenn ſie doch kommt, in der Entfernung von 50 Schuh aufgefangen und unſchädlich abgeleitet wird? In Nordamerika, wo die Gewitter beſonders heftig ſind, wurden ſchon 1760 die ſpitzigen Ableiter nach Franklins Anleitung gewöhnlich angebracht, und kein Beyſpiel eines verunglückten Hauſes iſt bekannt (S. Franklin Exp. and Obs. lett. 39); und Wir ſollten einer Aengſtlichkeit Lichtenbergs zu Gefallen die Spitzen abſchaffen??

M. J.

Neue Erfindungen, gröſtentheils patentirte, die ſeit dem Januar in England bekannt worden ſind.

Große Laſtwagen leiden, wie man weiß, ſehr viel von unebenen, holprichten Landſtraßen, und die Achſen brechen oft, wenn ſie auch noch ſo dauerhaft gebaut werden. Um dieſen, und andre damit verbundene Nachtheile zu verhindern, hat Wil. Cooke (auf Coute Houſe in Wiltshire) den Rädern am Wagen eine ſolche Einrichtung gegeben, daß ein oder mehrere Paar Räder um die Achſe beträchtlichen Spielraum haben. Wenn nun irgend ein Rad auf der Straße entweder tiefer ſinkt oder höher gehaben wird, als die andern, ſo kann es, mittelſt der neuen Vorrichtung, verſchiedene Lagen annehmen, ohne daß der Wagen oder irgend ein dazu gehöriger Theil ſein Gleichgewicht verliert. Dies geſchieht durch einen Apparat an dem Orte, wo die Achſe mit dem Wagen verbunden iſt; dieſer Apparat vertritt die Stelle eines Gelenkes. Der Vortheil dieſer Erfindung beſteht nicht blos in dem Gleichgewichte des Wagens, ſondern auch darin, daß die Räder beſtändig den Boden berühren, wie ungleich er auch ſeyn mag, und daß überhaupt der Wagen nicht ſo ſehr angegriffen wird, als gemeiniglich geſchieht.

Milton hat die Wagen durch folgende Erfindung ſicherer gemacht. Alles Gepäcke wird in einen Kaſten gethan, welcher unten angebracht iſt, nur einen Fuß weit von der Erde abſteht, und eben ſo lang und breit als der Wagen iſt. An den untern Ecken dieſes Kaſtens ſind kleine Räder befeſtigt, ſo daß ſie nur etliche Zoll von der Erde entfernt ſind. Fliegt nun zufälligerweiſe eins von den großen Rädern ab, ſo erſetzt das zunächſt befindliche kleinere ſeine Stelle, ohne dem Wagen einen bedeutenden Stoß zu geben. Auf dieſe Weiſe kann er nicht umfallen. Dieſer Gefahr wird auch durch den Ort des Gepäcks vorgebeugt, welches den Schwerpunkt des Ganzen ſo niedrig als möglich hält. Ein ſolcher Wagen, welcher mit einem Gepäcke von drey Tonnen Laſt beladen war, und ſechs Paſſagiere inwendig und zehn Paſſagiere auswendig hatte, wurde auf einer holprichten Straße verſucht. Man ließ eins der großen Räder abſpringen, und das nächſte kleine Rad wurde ſogleich in Thätigkeit geſetzt, ſo daß der Wagen über eine ganz unebene Straße mit Sicherheit gefahren werden konnte, wo jedes gemeine Fuhrwerk hätte umfallen müſſen.

Dodd hat an den Kaminöfen einen beweglichen metallenen Reflektor angebracht, den man hinten einſchieben kann. Beym Herausziehen bildet er jeden erforderlichen Winkel

---

*) In ſeiner Schrift: Einige gegen die Gewitter-Ableiter gemachten Einwürfe, beantwortet von R. 1790. Nachdem er den Beweis führte, daß Ableiter die Wetterſchläge nicht vermehren, ſo fährt er S. 12 alſo fort: „Ich behaupte übrigens nicht, daß zugeſpitzte Stangen zureichen, die Ladung der Wolke ſtill abzuziehen. Ich glaube vielmehr, daß ſie den Ausbruch befördern, wenn die Wolke über das Gebäude zieht, aber — dieß war ja der Zweck, daß der Schlag eher auf dieſe geſicherte, als auf eine and're Stelle fallen ſollte.“

mit dem Feuer, und dient dazu, den Luftzug einzuſchränken, und ſolchergeſtalt zu vermehren. Er hat auch ein hohles Parallelepipedon erfunden, das den ganzen Kaminofen ſammt dem Feuer, überdeckt und einſchließt, ſo daß das Feuer durch die Ausſchließung der Luft auslöſchen muß.

Der Machiniſt Bramah hat eine Erfindung gemacht, wodurch jeder, wenn er auch wenig oder nichts von der Buchdruckerey verſteht, in den Stand geſetzt wird, jedes Buch ꝛc. ſelbſt abzudrucken. Die Buchſtaben ſind theils geſtochen, theils gegoſſen; und der dadurch hervorgebrachte Druck ſieht wie der ſchönſte Kupferſtich aus. Derſelbe Apparat dient auch zum Kattundruck, und überhaupt für alle Fälle, wo man das Graviren anzuwenden pflegt: in dem letzteren Falle färbt ſich die Maſchine ſelbſt, und reinigt ſich auch ſelbſt. Der Erfinder (ein bekannter und geachteter mechaniſcher Kopf) hat noch keine Zeichnung ſeiner Maſchine bekannt gemacht, aber nach ſeiner Beſchreibung beſteht ſie aus einer Walze, welche horinzontal auf ein Geſtell befeſtigt wird. Auf der Walze befinden ſich 26 metallne Ringe oder Räder, die zwar eng an einander ſchlieſſen, aber leicht beweglich ſeyn müſſen. Will man Buchſtaben drucken, ſo haben die Räder kleine Speichen oder hervorſtechende Spitzen, auf denen ſich die Lettern befinden; und zwar ſind auf jedes Rad alle Buchſtaben des Alphabets, Ziffern und Interpunktionen gravirt oder gegoſſen. Man ſtellt die Räder nun ſo, daß die zu einer Zeile gehörigen Buchſtaben, Interpunktionen ꝛc. unten hin zu ſtehen kommen, färbt ſie, und druckt ſie ab. Dann beginnt das Verfahren von neuem.

Logogriphiſches Ungeheuer.

Zweite Hälfte.

Nun, Muſen, ſteht mir ferner bey!
Laßt glücklich auch den Tomus zwey
Mich in 51) gereimte Zeilen bringen!
Zu ſolchen Modetändeley'n
52) Apollens ſchönſte Kunſt entweih'n,
Iſt Sünde zwar; doch muß ich ſingen,
Weil in ſo Vieler Ohren noch
Selbſt ſchlechte Verſe beſſer doch,
Als 53) ungezwung'ne Rede, klingen.
Ihr werdet — Alles liegt am Dreh'n —
Ein buntes Quodlibet noch ſehn:
54) Den Stier, dem einſt man Ehrfurcht zollte,
55) Was ohne Raſt Ixion rollte,
56) Den hohen Berg im Morgenland,
Wo Troja, das berühmte, ſtand,
57) Das, was des Schiffes Lauf beflügelt,
Wenn es 58) die naſſe Bahn durchkreuzt,
59) Was Füchſe nur und Raben reizt,
Und 60) was der Harpax feſt verriegelt,
61) Womit der Winter Brücken baut,
62) Ein Thier, voll Stacheln auf der Haut,
63) Ein and'res, trotz der ſchönen Flecken,
Der ſchwächern Waldbewohner Schrecken,
64) Ein drittes auch, zwar kein Genie,
Doch beſſer zum Gebrauch, als die;
65) Der Wieſen Schmuck, und 66) was vom Baume
Minervens froh der Römer pflückt,
67) Den Unhold, der im ſchweren Traume
Frech holder Mädchen Buſen drückt,
68) Was, ſchön geſungen, uns entzückt,
69) Was reicher Schlemmer Füße zwickt,
70) Womit die andern, die auf Kiſſen
Nicht ruhen, ſich bekleiden müſſen,
Und 71) was den Krieger ſüß belohnt,
Der 72) in der Stadt von Leinwand wohnt,
73) Der Leibwach' (oft geringe) Schaaren,
74) Im Putze prächtig anzuſehn,
Die mancher Fürſten Spielwerk waren;
75) Die bunten Knäblein, glatt und ſchön,
Die hinter ihren Stühlen ſtehn;
76) Was oft uns quält bey kleiner Haabe,
77) Den Graukopf dort, gebückt am Stabe,
78) Ein nettes Rübchen, weiß und roth,
Man ißt es gern zum Butterbrod;
79) Was ſtets mit feierlichem Klange
Ertönt zum kirchlichen Geſange;
80) Was Kraft den Dokumenten gibt,
Verletzt auf Briefen niemand liebt,
81) Den ſtolzen Vogel, den die Sonne
Nicht blendet, 82) froher Trinker Wonne,
Wenn edler Rebenſaft es füllt,
Auch 83) was das Leichentuch umhüllt,
84) Was oft, wenn er in Pſalmen klagte,
Der königliche Harfner ſagte,
85) Was nie ein Liliputer war,
86) Des Körpers jeden Theil ſogar,
87) Den Stand, womit nur eitle Thoren,
Oft weder hoch-, noch wohlgebohren,
Sich brüſten, und 88) was, falſch geſchworen,
So manchen in die Hölle jagt,
89) Was Stubenſitzer unterlaſſen,
90) Den Urſtoff zum beliebten Rack,
91) Das Büchschen auch, voll Schnupftobak,
Und 92) was daraus zwey Finger faſſen,
93) Womit ein Mädchen keuſcher Art
Bey Nacht ſein Kämmerlein verwahrt,
94) Was manchem Klub die Zeit verkürzet,
Oft, durch Verluſt, in Armuth ſtürzet,
95) Was die Grammatik früh uns lehrt,
96) Was, wohl geſagt, man gerne hört,
97) Den Baum, woran die Blätter zittern,
Wenn Weſte ſie nur leiſ' erſchüttern,
(98) Der and're, durſtiger Natur,
Gedeiht in feuchtem Boden nur)
Auch 99) das, worin wir ſelbſt uns ſehen —
Doch halt! der Odem bleibt mir ſtehen!
Kaum ſtammal' ich müde noch zum Schluß,
100) Was man beym Abſchied ſagen muß.

Wer dieſe Wortcenturie zu errathen verſuchen will, mache ſeine Vermuthungen in dieſem Journal bekannt, und ich werde dann über deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit entſcheiden.

von Wildungen,
Oberforſtmeiſter zu Marburg.

Auflöſung der erſten Hälfte des logogriphiſchen Ungeheuers von einer Leſerin des Morgenblatts.

Paradiesvogel.

1. Paradies. 2. Eva. 3. Aña. 4. Paris. 5. Prag. 6. Piſa. 7. Arla. 8. Oder. 9. Sieg. 10. Aar. 11. Saale. 12. Delia, 13. Sara. 14. Agar. 15. Elias. 16. Eliſa. 17. Eil. 18. Eſra. 19. Leda. 20. Lea. 21. Doris. 22. Gold. 23. Seide. 24. Perle. 25. Viole. 26. Erde. 27. Reſeda. 28. Roſe. 29. Eile. 30. Rieſe. 31. Selig. 32. Leer. 33. Grad. 34. Leider. 35. Velreg? 36. Säge. 37. Iga. 38. Saal. 39. Pol. 40. Ja. 41. Salvegarde. 42. Seil. 43. Seiler. 44. Parole. 45. Leiſe. 46. Ode. 47. Leib. 48. Leid. 49. Sold. 50. Speer.

Nro. 112.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 11. Mai, 1807.

Der Wahrheit Morgenroth zeigt erſt die wahre Welt.

Haller.

Neueſte Reiſe durch England, Schottland und Ireland, hauptſächlich in Bezug auf Produkte, Fabriken und Handlung, von P. A. Nemnich. Tübingen. 1807. 8.

Dieſes Werk, welches eines der unentbehrlichſten Hand-Bücher für jeden Kaufmann iſt, enthält einen ſo reichen Schatz von Nachrichten und Bemerkungen, als wir noch in wenigen ſtatiſtiſchen Schriften gefunden haben. Es erſpart, ſo zu ſagen, jedem, der ſich für Englands Handel und Fabriken intereſſirt, die Reiſe dahin, weil es unmöglich iſt, mehr zu erfahren, als man hier geſammelt findet. Wenn eine Geſellſchaft gebildeter Kaufleute ihre, während eines jährigen Aufenthalts in England gemachten Bemerkungen und Erfahrungen zu Einem Ganzen vereinigte, ſo würde ein ähnliches Werk entſtehen, welchem aber doch noch die Vollſtändigkeit des unſrigen fehlen könnte, worin alles benutzt iſt, was die engliſche Literatur ſelbſt für dieſen Zweck darbot.

Es zerfällt, wie man aus dem Titel ſieht, in drey Theile, deren jeder eines der vereinigten Königreiche umfaßt, und wiederum in das genauſte Detail, in Rückſicht auf Nationalreichthum, Produktion und Handel eingeht, und ſogar die vorzüglichſten Fabriken und Handlungshäuſer mit ihrem Wirkungskreiſe beſtimmt.

Was das Buch für den eigentlichen Kaufmann iſt, anzugeben, liegt auſſer dem Zwecke dieſer Blätter. Dieſer wird es ſich wohl ohne dieß anſchaffen. Aber auch für jeden Leſer iſt der Anblick dieſer vielſeitigen Thätigkeit eines handelnden Volks und ihrer Wirkungen vom höchſten Intereſſe. Wem wird es nicht, ſelbſt in den trockenſten Angaben über Bevölkerung und Conſumtion, höchſt merkwürdig ſeyn, zu wiſſen, daß England und Wales im Jahr 1700 kaum 5 1/2 Million Menſchen, 1750 ungefähr 6 1/2, 1780 gegen 8 enthielten, und jetzt 10 Millionen Menſchen nähren; daß gegenwärtig in England und Schottland jedes Jahr 20 Millionen Pfund Thee verbraucht, und für 4 Millionen Pf. St. Bier getrunken wird? Daß die jährliche Einfuhr gegenwärtig 32 Millionen Pf. St., die Ausfuhr 48 Millionen beträgt, da ſie vor zehn Jahren nur den dritten oder vierten Theil dieſer Summe betrug, und während des Kriegs alſo unaufhörlich und ſchnell gewachſen iſt? Eben ſo intereſſant ſind z. B. die Nachrichten über die engliſche Nationalſchuld, welche gegen 700 Millionen Pf. St. iſt, jährlich 24 Millionen Pf. St. Intereſſen bezahlt, und dennoch in einer ſehr gerühmten Schrift von Sir Robert Pael die Mutter des Nationalwohlſtands genannt wird. „Jene Schuld, ſagt er, macht die Nation zu einer Familie, von deren allgemeinem Wohl das Wohl aller einzelnen Mitglieder abhängt, welche, um den Kredit und die Wohlfahrt ihrer Nationalverwandten aufrecht zu erhalten, Wunder des Fleiſſes und der Induſtrie hervorbringen.“ Als eine der künſtlichſten Erfindungen politiſcher Arithmetik iſt der Tilgungsfond anzuſehen, welcher ſeit 1786 bereits über 123 Millionen Pf. St. an der Staatsſchuld abbezahlt hat, und mit ſeiner gegenwärtigen, für den Staat gar nicht

drückenden Einnahme im Jahr 1840, 680,500,000 Pf. und 1880, 5757,000,000 produzirt haben wird. Dieſe Einrichtung iſt von der Art, daß ſie in den meiſten Staaten nachgeahmt werden konnte; und bekanntlich iſt das Bedürfniß nach einer ſolchen Hülfe überall groß genug.

Auffallend iſt es, wie in dem ganzen weitläufigen Kreis der brittiſchen Induſtrie ſo viele Deutſchen beſchäftigt ſind. Manche darunter haben ein glänzendes Glück gemacht, wie z. B. der Kunſthändler Ackermann aus Schneeberg. Dieſer kam vor ungefähr zwanzig Jahren nach London, und diente als Wagnergeſelle bey dem berühmten Wagenfabrikanten Godſal. Später entwarf er einen Kunſthandel, der durch ſeinen Fleiß und ſeine glückliche Spekulation zum erſten von ganz England wurde. Er beſchäftigt gegen 100 Künſtler und Arbeiter. Während der franzöſiſchen Revolution erſuchten ihn einige brittiſche Damen, daß er die armen Emigranten doch mit einiger Arbeit unterſtützen möchte. Dazu fand er gleich Auskunft. Sie machten ihm aus Pappe kleine Käſtchen, Blumenkörbe, Arbeitskörbe und tauſend andre Kleinigkeiten. Die Zahl der Arbeiter wuchs auf 60, worunter Biſchöfe, Generale, Herzoge, Marquis, Comteſſen und Baroneſſen ſich befanden. Im Anfang kaufte man dieſe Sachen aus Menſchenliebe; aber bald wurden ſie ein bedeutender Handelsartikel, durch den Ackermann nun hinlänglich belohnt iſt. Wie groß ſein Geſchäft iſt, ſieht man aus dem einzigen Umſtande, daß er nur in Gold-Papier jährlich 2000 Pf. St. umſetzt.

Von Zeitungen erſcheinen in London über 40, in ganz Großbritannien aber 100, wovon 15 für Schottland kommen. Von den beßten gehen ungefähr 4000 Exemplare ab; von den übrigen wenig über 1000. Dieß iſt auch beynahe der Maaßſtab für den Abſatz andrer periodiſchen Werke, indem er bey dem Monthly Magazine, als dem ſtärkſten, 4500, bey Monthly Review 4000, und bey dem Critical Review und dem Monthly Mirror nur 1000 ausmacht.

Eine Bibliothek gehört in England zu den Bedürfniſſen des anſtändigen Lebens, und es begreift ſich nur daraus, wie die größten Auflagen ſo ſchnell vergriffen werden. Dazu kommt ſodann noch der Einband, welcher nirgends zu ſo hoher Vollkommenheit gebracht worden iſt, als in dieſem Lande. Die vorzüglichſten Buchbinder in London ſind gegenwärtig Deutſche; wie undeutſch ſie aber bezahlt werden, ſieht man aus den Preiſen von 5 bis 15 Guineen für den Folio-Band. Boydells Ausgabe von Shakſpeare, in 9 Bänden, koſtet 132 Pf. St. prachtvoll zu binden. Ein Quart-Band in Saffian kommt auf 2, 3 bis 6 Guineen.

Schließlich wollen wir noch auf die Wichtigkeit von Irland für Großbritannien aufmerkſam machen. Für Handel und Schiffahrt iſt kein Land beſſer gelegen, als dieſes, und es ſcheint eigentlich von der Natur zum großen Emporium für die Waaren beyder Welten beſtimmt. Die Inſel beſitzt 65 Häfen, und 26 Plätze, wo Schiffe bey ſchlimmem Wetter Zuflucht nehmen können. Der Ozean iſt das ganze Jahr hindurch ſchiffbar, und die Schiffe dürfen ſich, auch bey den ſtärkſten Stürmen, ohne Gefahr den Küſten nähern. Die weſtliche Lage iſt unmittelbar dem Ozean offen, und kann faſt mit jedem Winde beſegelt werden. Man ſieht hieraus, wie viele Urſache die Regierung hat, das Land mit aller möglichen Politik zu behandeln; aber traurig iſt es, daß ihm gerade die Union von 1801 den letzten Stoß gegeben zu haben ſcheint.

Es iſt ſchwer, aus einem ſo inhaltreichen Buche alles Intereſſante auszuheben. Der Zweck dieſer Blätter, welche dem Publikum die Bekanntſchaft mit Allem erleichtern ſollen, was Kunſt und Literatur hervorbringen, iſt erreicht, wenn ſich Jeder, ſo ſchnell wie möglich, mit dem Buche ſelbſt vertraut macht, um in demſelben entweder den ganzen Umfang brittiſchen Geiſtes und brittiſcher Thätigkeit anzuſtaunen, oder daraus diejenigen Kenntniſſe zu ſchöpfen, welche ihm für ſein Gewerbe nöthig ſind. Der anſcheinend hohe Preis von 9 Gl. wird niemand abſchrecken, welcher weiß, wie koſtſpielig eine ſolche Reiſe in England iſt, und gewiß niemand reuen, wenn er das Buch geleſen hat.

Vier Briefe von Juſtus Möſer.

3.

An ſeinen Neffen Ernſt.

Liebſter Herr Vetter.

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihr letztes ſo ſpät beantworte, und auch noch jetzt Ihren Wünſchen kein Genüge leiſte. Denn eine Empfehlung auf Berlin, wenn ſie Ihnen jemals nützlich werden ſoll, muß und darf nicht ſo raſch weg ertheilt werden. Sonſt gilt ſie nicht mehr als andre, und der Empfänger legt ſie bey ſich nieder, ohne vielleicht je wieder daran zu denken.

Um eine Empfehlung zu nutzen, muß derjenige, der ſie gebrauchen will, ſich erſt ſelbſt an Ort und Stelle begeben: dort den Fleck ausſpähen, wo er hin will; die Wahrſcheinlichkeit für ſich haben, daß er dahin gelangen könne, und dann erſt von ſeiner Empfehlung Gebrauch machen; ſonſt verfliegt ihre Kraft, und es iſt einem nichts damit geholfen.

Alſo iſt die Frage: ob Ihr Herr Vater damit einſtimmig iſt, daß Sie eine Reiſe nach Berlin antreten, und ſich dort etwa ein Jahr aufhalten, um den Fleck zu finden, wohin Sie wollen, und welchen zu erreichen Sie mit einiger Wahrſcheinlichkeit hoffen können?

Iſt dieſe Frage entſchieden: ſo kommt es weiter darauf an, ob Sie ſich einen anhaltenden und dauerhaften Fleiß zutrauen, ſich wie ein Soldat in der vollkommenſten Subordination halten, und dasjenige erdulden können, was ein jeder, der etwas ſucht, erdulden muß? Denn mit Witz

und Genie iſt in dieſem Fache *) nichts zu gewinnen, vielmehr hat man jetzt ein allgemeines Vorurtheil gegen beydes, und verlangt eine gemeine, geſunde Fähigkeit, mit Fleiß und Dauer. Der Supplicant muß, wie der Soldat, weder raiſonniren, noch ſich klüger dünken, wie ſein Fähndrich, und ſeine ganze Exiſtenz ſo zuſammenziehen können, daß man nichts weiter von ihm ſieht als Folgſamkeit, Fleiß, Dauer und Ordnung; alles übrige ſchadet ihm in einem Staate, wie der Preußiſche iſt, wo ſogar der Präſident von den ihm zugeordneten Räthen eben dieſes verlangt.

Sind beyde Fragen mit gehöriger Prüfung bejahet: ſo brauchen Sie vorerſt nur eine Recommandation an einen Subalternen, der Ihr Freund wird und Ihre Schritte leitet; und wenn dieſer dann nach einem Jahre mit Ihnen den Fleck ausgefunden hat, welchen Sie erreichen und erfüllen können, ſo kann ich Ihnen mit einer höhern Recommandation zu Statten kommen. Früher aber iſt alle andere Empfehlung unnütz.

Prüfen Sie ſich alſo erſt wohl, ehe Sie die Koſten eines jährigen Aufenthalts in Berlin daran wagen: ob Sie ſich nach jenen Regeln verhalten können. Denn ſo wie ich Sie kenne, fahren Sie viel zu hoch einher, und ſetzen immer die Eigenliebe andrer mit der Ihrigen in Contraſt, wovon die natürliche Folge dieſe iſt, daß man Ihnen aus dem Wege geht, und einen andern Freund ſucht, mit welchem man ſich bequemer fühlt. Ein rechtſchaffener Mann muß nie kriechen, aber er muß auch wiſſen Standhaftigkeit mit Beſcheidenheit zu vereinigen, und muß auch den Thoren ertragen können; wer es mit letzteren verdirbt, verdirbt es mit dem größten, wichtigſten und mächtigſten Theile der Welt.

Verzeihen Sie mir die Aufrichtigkeit, womit ich meine Gedanken eröffne. Ich habe Sie immer geliebt und kenne auch Ihre guten Eigenſchaften; aber eben darum darf ich Ihnen nicht ſchmeicheln; auch iſt es beßer, daß ich es thue, da Sie von mir allemal die Wahrheit wohl aufgenommen haben, als ein Andrer, von dem Sie es nicht ſo gut ertragen möchten.

Uebrigens kennen Sie meine guten Geſinnungen für Sie; darum ſetze ich weiter nichts hinzu, als: Vale et me ama.

Osnabrück, 2 Nov. 1783.

4.

An ſeine Nichte, Jenni.

Liebſte Cuſine.

Ihr Brief hat mir ſo wohl gefallen, daß ich ihn demjenigen, den er am meiſten anging, gerades weges zugeſchickt habe. Sie werden zwar ſagen, daß der liebe Onkel etwas rüde mit ſeiner liebſten Cuſine umgehe; aber es iſt nun geſchehen, und ich halte es für den kürzeſten Weg.

*) Nämlich dem Cameral-Fache.

Jetzt will ich Ihnen nun auch einige Regeln geben, um den Onkel in aller Maaße zu ſpielen. Alſo: Primo. Wenn der Hr. B... kömmt: ſo erinnern Sie ſich, daß Sie wißen, warum er kommt, und daß er weiß, warum er ſich ſehen läßt. Ihre Augen können ſich beyderſeits hierüber gegen einander ſo erklären, und ſo offenherzig zu Werke gehen, daß ein jeder ſich in ſeiner Lage völlig bequem fühlt. Man kann immer einem Manne, der uns zu gefallen eine ſo weite Reiſe thut, und von dem wir es ſchlechterdings wiſſen, daß er ſolche bloß um unſeretwillen thut, eine gewiße Verbindlichkeit bezeugen, ohne eben darum etwas mehr als eine höfliche Dankbarkeit zu empfinden. Ich wünſche, daß dieſe Art der Höflichkeit zu ſeinem Empfange bereit ſeyn möge, weil eine Stellung, worin Sie ſich beyderſeits die Urſachen Ihrer Zuſammenkunft verheelen wollten, leicht etwas kauderwelſches hervorbringen, und Ihnen auch, bey der in Ihrem mitgetheilten Briefe bezeugten Offenherzigkeit, nicht anſtehen würde.

Pro Secundo können Sie, bey der erſten Gelegenheit, da Sie mit ihm allein ſind, gleich mit dem Streiche anfangen, den Ihnen der böſe Onkel durch Mittheilung des Briefes geſpielt hat. Das wird Ihnen Gelegenheit geben, ihm für ſeine Bemühung zu danken, und ihn zu verſichern, daß, wenn auch Ihr Entſchluß mit ſeinen Wünſchen nicht übereinſtimmen ſollte, Ihre Erkenntlichkeit doch allemal unverändert bleiben würde. Auf dieſen Ton können Sie, ſo lange Sie wollen, fortfahren, und Sie werden beyderſeits dabey unverlegen ſeyn, denn dieſer offenherzige und ſcherzhafte Ton ſetzt jeden à son aise, verbietet alle grimace, und führet zuletzt entweder zur Liebe, oder doch zur Freundſchaft. Denn wenn auch Ihre Beſtimmung nicht für einander ſeyn ſollte: ſo müſſen Sie ſich doch beyde mit aller Freymüthigkeit trennen.

Pro Tertio, müſſen Sie ihn in Ihre Protektion nehmen; das iſt: Sie müſſen ihm Erinnerungen geben, wo es nöthig iſt; ihm die nöthige Behutſamkeit empfehlen, und wenn er auch einmal etwas aus gutem jugendlichem Herzen verſehen ſollte, freundſchaftlich zurechtweiſen. Es iſt nichts verbindlicher als ein ſolches Betragen, und das Andenken deſſelben behält allezeit ſeinen Wehrt. Zugleich lernen Sie aus der Folgſamkeit, womit er Ihre Erinnerungen annimmt, ſeinen Charakter am beſten kennen.

Pro quarto. Wenn Sie glauben, daß Sie beyderſeits für einander ſeyn werden: ſo laſſen Sie ihn nicht mit leerer Hoffnung ziehen. Der Weg iſt weit, und Sie würden ſich ſelbſt eines großen Vergnügens berauben, wenn Sie ihn jetzt ungewiß fortſchickten, und ihn hernach zur letzten Verbindung wiederkommen ließen. — Wollen Sie aber mit herüber kommen, und den Winter hier zubringen, hier bey uns, wo Sie mit offnen Herzen und Armen empfangen werden ſollen: ſo kann er ſchon ein Bischen länger zappeln.

Dieſes ſind nun aber auch meine politiſchen Regeln alle; die übrigen wiſſen Sie beßer als ich.

Leben Sie wohl, meine liebſte Cuſine, und vergeſſen den böſen Onkel nicht, der es gut meynt, obgleich er ein wenig gerade zu geht, und die Quackeleyen in der Liebe, wie in dem ernſthafteſten Geſchäfte, haßt. A Dio, Carissima.

Möſer.

Nachricht für Theater-Direktionen.

In Paris hat ſich eine Geſellſchaft deutſcher Gelehrten und Theaterliebhaber gebildet, in der Abſicht: alle diejenigen Luſtſpiele, Trauerſpiele, Melodramen, Opern und Poſſen für die deutſche Bühne zu überſetzen, welche in Paris mit Beyfall aufgenommen worden ſind. Mit nächſtem ſoll in Deutſchland in einem viel geleſenen Journale ein Proſpektus von dieſer Unternehmung erſcheinen. Die Geſellſchaft hat ſchon mit der Ueberſetzung des Romulus angefangen. Die Theaterverwaltungen in Deutſchland, welche wünſchen, neue Stücke zu beſitzen, können ſich an den Buchhändler Herrn Amand König in Paris wenden. Der Preis für jeden Akt eines Luſtſpiels und einer Poſſe iſt 24 Franken, eines Melodrams und Trauerſpiels 36, einer Oper 48, und endlich einer großen Oper mit Recitativen 60 Franken. Die Partitur wird beſonders bezahlt, nämlich: mit untergelegtem deutſchen Texte, deutlich geſchrieben, und ziemlich kompreß, nicht mehr als 16 Sous für den Bogen.

Der Mangel an guten neuen Theaterſtücken, beſonders Luſtſpielen und Operetten, iſt in Deutſchland ſo fühlbar, daß jene Unternehmung allen Theater-Direktionen angenehm ſeyn wird, um ſo mehr, als ſie nun wohlfeiler zum Beſitze der Verdeutſchungen gelangen. Dem Publikum aber, welches ſchon ſo oft mit gehaltloſen Produkten des Auslandes heimgeſucht wurde, iſt der gerechte Wunſch nicht zu verargen, daß aus der Unzahl der franzöſiſchen Stücke immer nur das Beſte glücklich ausgewählt werden möge.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom. v. März.

Während in Rom mit dem Karneval die theatraliſchen Ergötzungen aufhörten, und ſich das Publikum der Experimental-Phyſik des Mr. Bienvenu erfreute, der die Natur in Kontribution zu ſetzen verſprach, Blitz und Donner aus ihrem Schooße hervorrufen, die Elemente zerſetzen, alle Wunder der Syntheſis und Analiſis in Bewegung ſetzen, und durch neue und unerhörte Geiſter-Erſcheinungen, griechiſche Feuer ꝛc. die Zuſchauer in Erſtaunen ſetzen wollte, waren die Theaterbeluſtigungen in Neapel ununterbrochen fortgegangen. Im vorigen Monate gaben die Theaterdirektoren aus eigenem Antriebe in allen Theatern dem Volke gratis eine Vorſtellung, und der König verlangte, daß den folgenden Tag ein Gleiches für das franz. Militär Statt fände, und befahl der franz. Truppe, auf dem großen Hoftheater von San Carlo eine Vorſtellung zu dieſem Zwecke zu veranſtalten. In dieſer Abſicht wurden 4000 Mann von allen Regimentern in dem ſchönen Saale vertheilt, und nur die königl. Balkons blieben unbeſetzt. Die vorgeſtellten Stücke waren: Les fourberies de Scarin, la coupe enchantée und Poltponet. Die beyden erſtern wurden mit großer Aufmerkſamkeit und mit einer Stille angehört, deren die Schauſpieler in dieſem Theater ſonſt nicht gewohnt ſind. Der König erſchien in dem Augenblick in ſeiner Loge, als die zweyte Farze angefangen hatte, in Begleitung des Marſchall Jourdans und vieler Generale und Hofbedienten, und wurde dreimal mit großer Lebhaftigkeit beklatſcht. Ein glücklicher Umſtand trug ſehr viel dazu bey, die Vorſtellung des letzten Stücks zu beleben. Das 63. Bulletin der großen Armee war während der Vorſtellung der erſten Szene angekommen, und der Inhalt wurde als Epiſode in der Farze ſelbſt angekündigt. Bey den Worten: General Dupont nahm dem Feinde 16 Kanonen ab and machte 2000 Gefangene. ertönte der Saal von Beyfallklatſchen, und e viva für den Kaiſer und für den König.

Seit acht Tagen gibt Valle Oper und Komödie; die Oper iſt, was das weibliche Perſonale anbetrifft, vortrefflich beſetzt; die Vorſtellung enthält die bekannte Geſchichte der ſchönen Ginevra und Ariodantes aus Arioſts wüthendem Roland. Die ſchöne Marcolini, welche vorigen Karneval mit ſo viel Beyfall in Argentina ſang, findet hier Gelegenheit, als Ariodante ihr ganzes ſeelenvolles Spiel und ihre ausdrucksvolle Mimik zu entwickeln; die Feſta entzückt als Ginevra das Publikum. Unter den Männern iſt der einzige Tachinardi, der ſeine Sache ganz vortrefflich als Polineß Herzog von Albanien macht; die übrigen ſind höchſt mittelmäßig.

In der Rotunde iſt eine Kreuzabnehmung von Eels, einem Flammänder, ausgeſtellt. Die Kompoſition beſteht aus ſieben wohlverbundenen Figuren, etwan zweymal Lebensgröße. Das vorzüglichſte Verdienſt dieſes Gemähldes iſt ein beſonderes ſehr kräftiges Kolorit, eine kluge Auswahl von Farben, und ein ſchöner Stil in den Gewändern.

Neben einer Affiche, welche eine neue Ausgabe des Dante ankündigte, las man eine von einem neuen Kochbuche, in ſehr ſchwülſtigen Ausdrücken. Was aber die Sache originell macht, iſt, daß jedesmal bey der Austheilung eines Bandes zwey Namen unter den Subſcribenten durch das Loos herausgezogen werden, und jeder von ihnen ein halbes Kalb erhält.

Die ſo eben erſchienene Fortſetzung der Blätter des Guattani enthält unter anderm folgende Ankündigungen.

Hiſtorienmahlerei. Die Kreuzabnehmung von einem florentiniſchen Mahler Joſeph Collignon, ein Altarblatt, 24 Palmen hoch und 20 breit. Ein beygefügtes, von dem Mahler ſelbſt gezeichnetes und radirtes Blatt, gibt keine beſondere Idee von dem Originale, deſſen Hauptverdienſt, nach Guattanis Ausſpruch, in einer geſchickten Vertheilung und Harmonie der Farben beſteht.

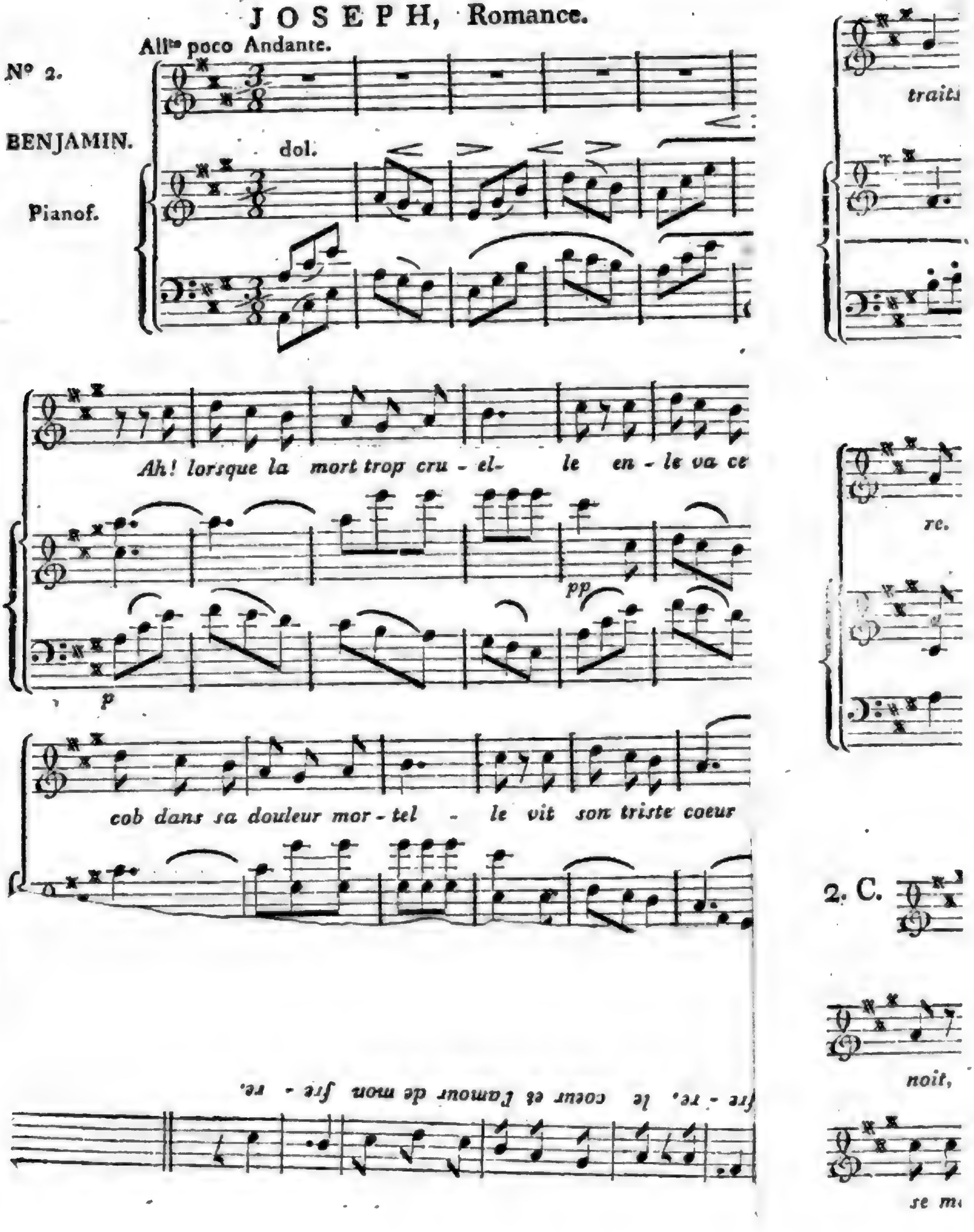
Portraite. Canovas Bild von Landi. Die Baroneſſe von Humboldt von Schick; die Copie einer Madonna von eben demſelben, nach einem Muttergottesbilde mit dem Kinde von Raphael, welches man für eine Wiederholung deſſen hält, das man in dem erſten Zimmer der Gallerie Colonna ſieht.

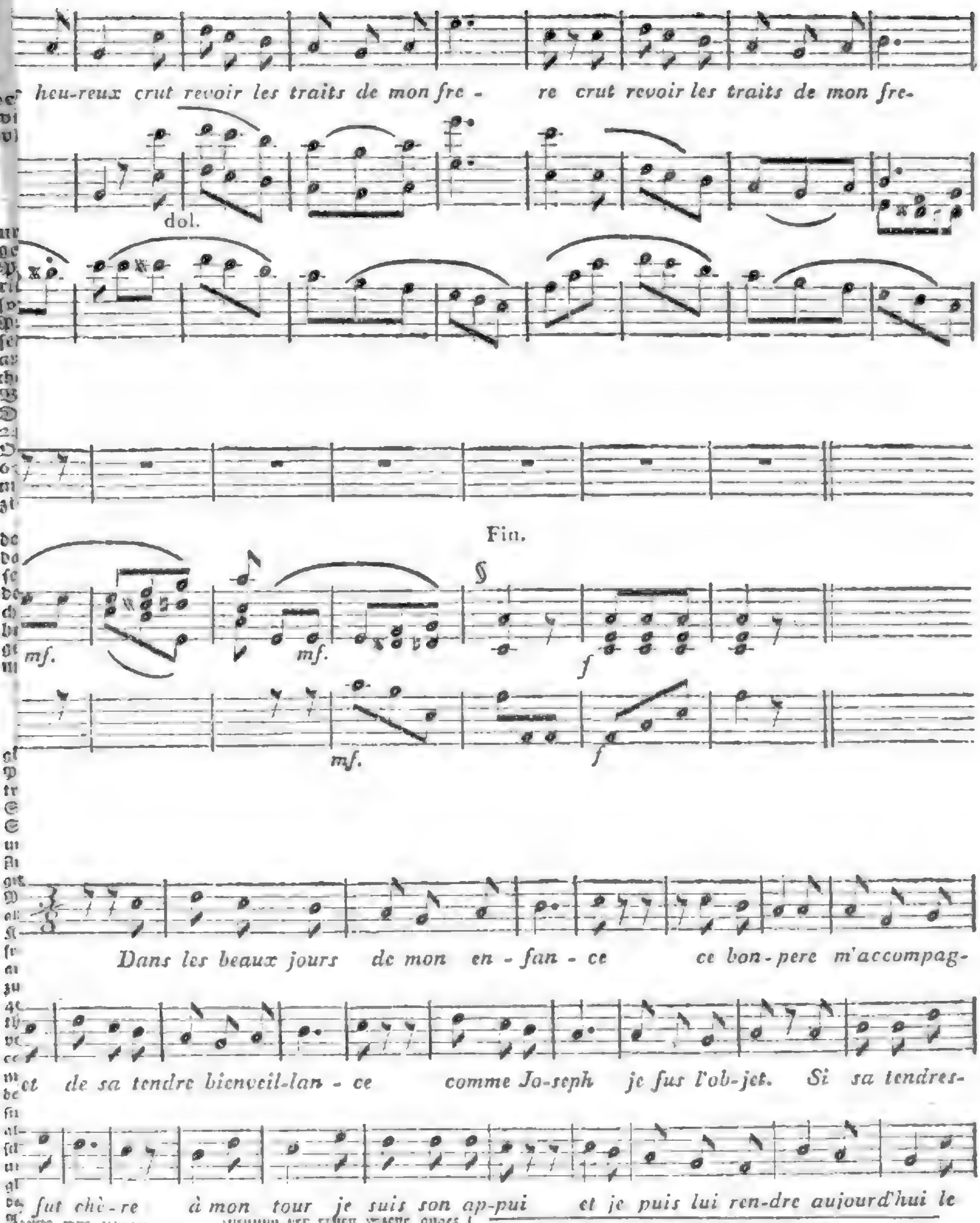
Perſpektive. Das Kloſter der Mönche, von Jeſus Maria im Corſo, von Granet. Dieſer Mahler beſitzt eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit in dieſem Fache der Mahlerey, eine wohlverſtandene Perſpektive, große Kenntniß und Anwendung der Optik, Lebhaftigkeit der Farbe, großer und mit Verſtand angebrachter Effekt geben ſeinen Gemählden einen ganz einzigen Reiz, und ſetzen ihn den Beſten, die je in dieſem Fache gearbeitet haben, an die Seite.

Bildhauerei. Ein Blatt mit dem Umriß von Acquiſtis Gruppe, und ein Brief von eben demſelben, in welchem er ſeine beſondere Art zu modelliren als die beſte anrühmt. Sie beſteht nämlich darin, daß er, wie unſre Stukaturarbeiter, anſtatt des weichen Thons, eine Zuſammenſetzung von Gips und Sand gebraucht. Dieſes ſieht man auch ſeinen Modellen an, ſeine Verfahrungsart iſt nicht zu empfehlen, denn jene Zuſammenſetzung iſt dem weichen, zarten und leichtzubehandelnden Thone auf keine Weiſe gleichzuſtellen, und leidet keine zarte Ausführung; der einzige Vortheil, der aber nicht in Anſchlag kommen kann, weil er gerade von Unfähigkeit einer feinern Ausführung herkommt, iſt die Schnelligkeit, mit welcher auf dieſe Art ein Werk zu Stande gebracht werden kann.

Beylage: Zweyte Arie aus der Operette Joſeph.

JOSEPH, Romance.

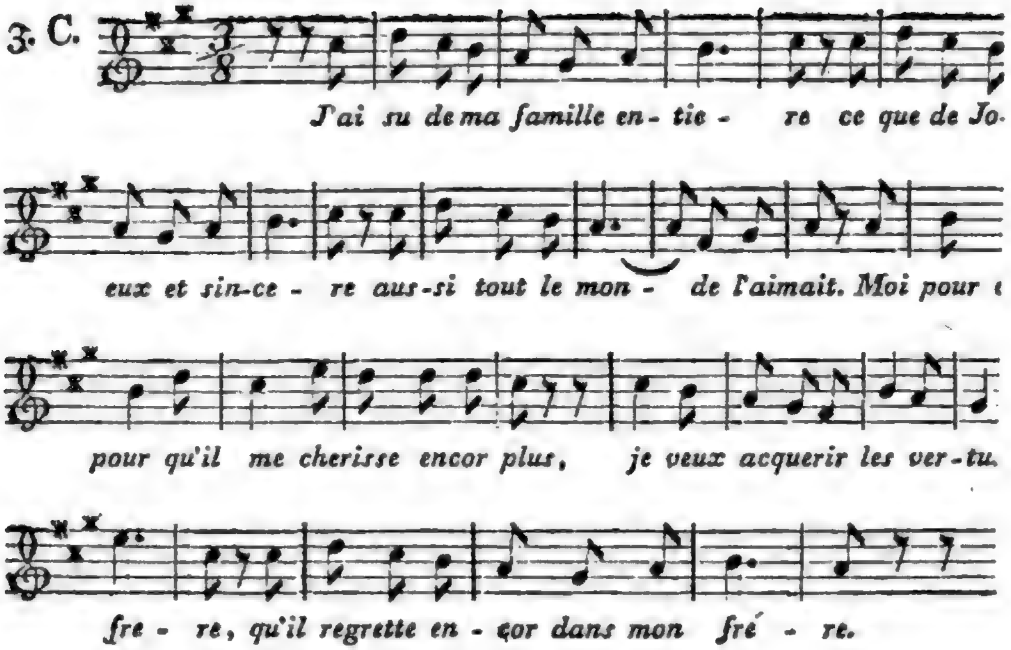




... mmung der erſten Szene ange-
kommen, und der Inhalt wurde als Epiſode in der Farze ſelbſt

Beylage: Zweyte Arie aus der Operette Joſeph.

3. C.


J'ai su de ma famille en- tie - re ce que de Jo-
eux et sin-ce - re aus-si tout le mon - de l'aimait. Moi pour e
pour qu'il me cherisse encor plus, je veux acquerir les ver-tu.
fre - re, qu'il regrette en - çor dans mon fré - re.

Digitized by Google

Nro. 113.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 12. Mai, 1807.

Leben muß man und lieben. Es endet Leben und Liebe.
Schnitteſt du, Parze, doch nur beyden die Fäden zugleich!

v. Goethe.

Der Knabe von Nantes.
Frey, nach Jeauffret.

Hier iſt's ſo wild, ſo traurigöde!
Warum verhauchſt du hier, o Knabe, deinen Schmerz?
Komm! Schenke mir Vertrauen! Rede!
Was engt und quält dein zartes Herz?
„O Vater! Ich liebte dich mehr, als mich!
„Barbaren, Teufel erſchlugen dich!
„Ach Gott! Mein Schickſal iſt fürchterlich.
„Ich will nur ſterben, nur ſterben!“

Vernimmſt du deines Vaters Schweben?
Sein Schatten ruft dir zu: Mein Sohn, verzweifle nicht!
Zum Troſte deiner Mutter leben —
Das iſt des guten Sohnes Pflicht.
„O Mutter, wie's keine Mutter gab!
„Sie ſtürzten ja dich von der Brücke hinab;
„Du fandeſt in Wogen ein ſchauriges Grab!
„Mir blieb nur die Hoffnung, zu ſterben.“

Du wohnſt fortan in meiner Hütte.
Ja, Kind der Leiden! Sohn! Du biſt in meiner Huth.
O komm! Beflügle deine Schritte!
Entfleuch des Mordgeſindels Wuth!
„Dank, guter Greis, der mich liebend umfaßt.
„Ich trage nicht länger der Leiden Laſt.
„Mir iſt das Leben, das Licht verhaßt!
„Sey menſchlich, und laß mich ſterben!“

So trag' ich dich auf meinem Rücken. —
O widerſtrebe nicht! Ich laſſe dich nicht mehr.
Schon eilt mit grauſen Späherblicken
Ein Mörder vom Geſtade her.
„Er komm'! Ich küſſe freudig ſein Schwert.
„Lebt wohl! — Mein Wunſch iſt endlich gewährt.
„Ach, wenn man ſein Liebſtes, ſein Alles entbehrt,
„Dann iſt es ein Glück, zu ſterben.“

Ha! Niſtet hier die kleine Schlange
Des Freyheitfeindes? ruft voll Luſt der Kannibal,
Und zu des Knaben Untergange
Zielt hoch der blutbefleckte Stahl.
„O ſieh nur die Unſchuld! Sey mitleidvoll!
„Entſage dem unheilſchwangeren Groll!
„Ach, Schonung! — und wenn er ſterben ſoll,
„Laß mit dem Knaben mich ſterben!“

Froh, ſeinen Blutdurſt mehr zu laben,
Stößt mit Gebrüll der Unhold, der Tirann
Sein Eiſen in das Herz des Knaben,
Und in das Herz des Alten dann.
„Wohl! ſtammelt der Greis.“ Mein Auge bricht;
„Doch ich vergebe dir, Böſewicht!
„Mir graut vor der Todesſtunde nicht:
„Der Knabe lehrte mich ſterben.“

Hg.

Stiller Sieg.
Eine Fabel.

„Nein!“ rief der Eulen Heer;
„Du, Sonne, kannſt nicht mehr
„Die Unzahl ſchwarzer Flecken
„Mit deinem Fünkchen Licht,
„Das minder wärmt, als ſticht,
„Feingleißneriſch bedecken!
„Nein! Länger ſollſt du nicht,
„Betrüg'rin, dich erkecken....
Doch als zu höhern Zwecken
Des Lichtes Königin
In ſtillem Glanz erſchien,
Geruhten ſich voll Schrecken
Die Eulen zu verſtecken.

A.

Bekenntniſſe einer ſchönen Seele. Von ihr ſelbſt geſchrieben. Berlin, bey Unger. 1806.

Bekenntniſſe lieſt man immer ſehr gern, beſonders die einer ſchönen Seele. Und wahrlich, es iſt eine ſchöne Seele, welche dieſe Bekenntniſſe geſchrieben hat. Es fehlt ihnen weiter nichts, als daß ſie nicht wahr ſind; oder vielmehr, als Roman betrachtet, daß ſie ſich nicht ganz in dem Reiche der Dichtung gehalten haben, oder da, wo ſie die Wirklichkeit berührten, derſelben nicht getreuer geblieben ſind.

Dieſer Vorwurf gilt hauptſächlich demjenigen, was von dem Verhältniß der Heldin zu dem Grafen Alfieri und der Gräfin von Albania geſagt iſt. Nach dem Buche ſtarb dieſe vor dem Grafen. Allein das Glück war Alfieri'n günſtiger, als der Verfaſſer. Er ſtarb in den Armen ſeiner Freundin, und dieſe lebt gegenwärtig noch in Florenz.

Wir haben das Glück gehabt, beyde perſönlich zu kennen, und dürften uns alſo befugt halten, manchem zu widerſprechen, was auch nur Gegenſtand individueller Anſicht iſt. Wir wollen aber, da wir ſelbſt geſonnen ſind, etwas über Alfieri in dieſen Blättern zu ſagen, hier nur den ſtreng-hiſtoriſchen Fehler rügen, und können dem Verfaſſer unſre Mißbilligung nicht verbergen, noch lebende Perſonen in den Roman zu bringen. Vor allen Dingen hätten wir gewünſcht, daß man ſich alles Urtheils über Alfieri enthalten hätte, und dies wenigſtens ſo lange, bis alle ſeine Werke und die Nachrichten über ihn und ſein Leben erſchienen ſind, welche wir von ſeinen vertrauteſten Freunden zu erwarten haben. Wir ſind einmal der Meinung, daß keine Begebenheit und kein Karakter Gegenſtand für den hiſtoriſchen Roman werden dürfen, bevor die Geſchichte entſchieden hat, auf daß die Dichtung nicht die Wahrheit entſtelle, welche immer, aber in Bezug auf Menſchen vorzüglich, heilig ſeyn muß.

Etrennes d'Apollon.
(à Paris, 1807.)

Eine der niedlichſten Sammlungen. Größere und kleinere Gedichte wechſeln mit proſaiſchen Aufſätzen. Den galliſchen Sängern Delille, Lebrün, Chenier, Segür, Esmenard, Colin d'Harleville ꝛc. eifern die Dichterinnen Pipelet, Dûfresnoy, Jolivean und Hautpoul mit Glücke nach. Mitunter ſpucken die Geiſter alter Epigrammatiſten in modiſchem Gewand. Auch verſucht ſich der franzöſiſche Genius in Ueberſetzungen aus Epictet, Virgil, Horaz, Oſſian, Guarini, Metaſtaſio, Camòns.

Wenn Gobet die Schöpfung des Weibes etwa ſo beſtimmt:

„Das Weib, das Höchſte“ rief die ſtolze Juliane,
„Schuf Gott zuletzt.“ — O ja, nach einem weiſen Plane:
Erſt Fundament und Haus, zuletzt die Wetterfahne!

So verſöhnt La Harpe die Schönen wieder mit ſeiner Anrede:

Vous, par qui des mortels s'embellit l'existence,
Vous, chef-d'oeuvre d'un Dieu, présent de sa clemence,
— O femmes!... ce nom seul si touchant et si tendre,
Que sans émotion le coeur ne peut entendre,
Comprend tous les appas, réunit tous les droits etc.

und ein Anonymus mit ſeinem Impromtù auf die Mode des ſchönen Geſchlechts, ihre Uhr im Buſen zu tragen:

— Mettre tant de trésors ensemble
C'est nous provoquer au larcin.

Merkwürdig ſind zwey Antworten von Maſſieu, einem taubſtummen Schüler Sicard's. Auf die Frage: Was heißt glauben? erwiederte er: C'est voir de l'esprit par les yeux d'autrui. Die Erkenntlichkeit nannte er — la mémoire du coeur.

Intereſſant iſt die Notiz über den Poeten Venance-Dongados, welcher, ein Jüngling von 30 Jahren, gleich den Opfern des 31 May, im Julius 1793 ſchuldlos unter der Guillotine ſtarb.

Auch die Aufſätze über die Anglomanie, Mark Aurel, Voltaire's beſcheid'ne Aeuſſerungen von ſich im Vergleiche mit Racine, ſo wie mehrere Anekdoten und Büchernotizen ſind leſenswerth. Voltaire ſagt z. B. „Racine — est mon désespoir. C'est le comble de l'insolence de faire une tragédie après ce grand homme là.“

Zum Schluße noch zwey freye Nachbildungen:

1.

Ihr ſpottet, Julchen ſey die wahre Circe mir.
Wenn ich Ulyſſes bin, Gefährten, was ſeyd ihr?

2.

Voll Unbeſcheidenheit, ihr Kenner!
Schrieb Faribol, als Kind, für Männer.
Doch, voll Beſcheidenheit nicht minder,
Schreibt Faribol, als Mann, für Kinder.

A.

Ueber Heilmanns Inſtitut der Blinden in Paris.

Dieſes Inſtitut, das unſere Leſer ſchon aus mehreren periodiſchen Blättern, beſonders aus der Monats-Schrift London und Paris, unter dem Titel: Musée des Aveugles, kennen werden, und deſſen Stifter der jetzt in Petersburg befindliche Hr. Valentin Haüy iſt, macht mit jedem Tage größere Fortſchritte, denn die Anzahl der Penſionnairs vermehrt ſich nicht nur immer mehr und mehr, ſondern die Regierung läßt daſſelbe verſchiedene Vortheile genieſſen, die nicht wenig zu ſeinem jetzigen Flor beytragen. Vor ungefehr einem Monate erhielt Heilmann von dem Marſchall Serrurier, Kommandanten der Invaliden, die Erlaubniß, zwölf in Egypten blind gewordene Invaliden in ſein Inſtitut aufzunehmen, und ſie im Weben unterrichten zu laſſen. Dies wird unſern Leſern in der That ſonderbar, und vielleicht unmöglich vorkommen, allein wir können verſichern, daß mehr als einer ſchon ein ganzes Stück Calico von vierzehn Pariſer Stab gewebt hat. Um dieſes indeß glaubwürdig zu finden, müſſen wir bemerken,

daß ein in Paris wohnender Engländer, Namens White, einen Weberſtuhl erfunden hat, wo das ſogenannte Schiffchen (Navette) vermöge eines Stäbchens, an welches zwey Bindfäden befeſtigt ſind, in Bewegung geſetzt, und von der linken zur rechten Hand und umgekehrt getrieben wird, ſo daß man nicht nöthig hat, ſich der beyden Hände dabey zu bedienen, um das Schiffchen hin und her zu werfen, wie bey den uns bekannten Weberſtuhlen. Der Blinde hat alſo faſt weiter nichts zu lernen, als die verſchiedenen Bewegungen ſeiner Füſſe auf dem Tritte, welchen die Franzoſen la marche nennen. Dieſe mit der Hand, welche das Stäbchen dirigirt, übereinſtimmend zu bewegen, iſt die einzige Wiſſenſchaft, die man von einem Blinden fordert; denn ein in dem Arbeitsſaale angeſtellter Knabe geht von einem Weberſtuhle zum andern, und bindet die abgeriſſenen Fäden wieder an. Zwey bis drey von dieſen Invaliden haben ein ſo feines Gefühl, daß ſie ſogar die zerriſſenen Fäden ſelbſt anbinden können. Der Haupt-Aufſeher über dieſe ſonderbare und in ihrer Art einzige Fabrik iſt ebenfalls ein Engländer, Namens Mansbell, ein geſchickter Weber, dem die Regierung wegen ſeiner Nützlichkeit erlaubt hat, in Paris bleiben zu dürfen. Ein Sehender kann mit einem ſolchen Weberſtuhle eine Elle in funfzehn Minuten weben; ein Blinder braucht etwas mehr Zeit, allein er arbeitet doch geſchwinder, als der geſchickteſte deutſche Weber auf einem gewöhnlichen Weberſtuhle zu weben im Stande iſt.

Dieſe Invaliden haben in Hellmanns Inſtitut ihren beſondern Saal angewieſen, wo ſie ſchlafen. Jeder hat ſein gutes Bett, einen Strohſack, eine Matratze von Pferdhaaren, eine andere von Schaafwolle, ein Kopfkiſſen, zwey Leintücher, zwey Bettdecken, ein Schränkchen, einen kleinen Tiſch, und ein zinnernes Nachtgeſchirr. Der Marſchall Serrurier hat die Sorgfalt gehabt, unter der großen Anzahl Blinden, die ſich im Invalidenhauſe befinden, die beſten Subjekte ausſuchen zu laſſen, daher kann man auch ihr Wohlverhalten nicht genug loben; denn man wird ſie kaum gewahr. Sie ſpeiſen alle zwelf an einer Tafel, und erhalten die nämliche Nahrung wie im Invalidenhauſe. Jeder hat täglich ein Maas Wein, den einige verkaufen, um ſich an Sonntagen mit ihren Kameraden in einem Weinhauſe vor der Barriere regaliren zu können. Sonderbar iſt es, daß diejenigen, die während ihrer militäriſchen Dienſtzeit blind geworden ſind, den Grad als Kapitain erhalten, diejenigen aber nicht, welche dieſes Unglück erſt im Invalidenhauſe betrift; daher ſind in Heilmanns Inſtitut eilf Kapitaine und ein Gemeiner. Der Vortheil iſt indeß nicht ſo groß, als man glauben ſollte, weil die Invaliden-Kapitäns nicht beſſer verköſtigt werden, als die Gemeinen, nur mit dem Unterſchied, daß die graduirten Militair-Perſonen an einer beſondern Tafel, und zwar eine Stunde ſpäter ſpeiſen. Ein Invaliden-Kapitain hat monatlich nicht mehr als fünf Livres Gehalt, und ein Gemeiner drey. Dies iſt der ganze Vorzug. Das Fleiſch, das Brod und der Wein, werden Hrn. Heilmann vom Invalidenhauſe zugeſandt; Holz, Salz, Zugemüſe u. ſ. w. liefert das Inſtitut, wofür Hr. Heilmann alle drey Monate eine vom Hr. Marſchall feſtgeſetzte Summe Gelds erhält, die pünktlich ausbezahlt wird. Da dieſe Leute als Lehrlinge angeſehen werden, für welche die Regierung Lehrgeld bezahlt, ſo genießt Hr. Heilmann auch allen Vortheil, der in der Folge aus ihren Arbeiten entſpringen kann; denn da ſie faſt alle ſehr gelehrig ſind, ſo läßt ſich auch von ihnen hoffen, bald brauchbare und geſchickte Weber aus ihnen zu ziehen: eine Unternehmung, die bisher noch nie ihres Gleichen gehabt hat.

Waring über Perſien.

(Fortſetzung.)

Schiras dürfte leicht die Erwartung eines Reiſenden täuſchen, der ſie ſich als eine ſchöne und volkreiche Stadt vorſtellte. Sie iſt auch bey weitem nicht ſo groß, als man vorgibt. Waring ritt im Schritte um die Stadt, und brauchte dazu nur Eine Stunde. Viele Straßen ſind äußerſt enge, und die Häuſer größtentheils elend und ſchmutzig. Hingegen hat die Stadt einen ſchönen, aus Backſteinen gebauten, gewölbten und überdeckten Marktplatz, welcher vielleicht eine halbe engl. Meile lang, und 50 Fuß breit iſt. Abends erleuchtet, gewährt er einen erhabenen Anblick. Jedes Gewerbe hat dort ſeinen beſondern Ort, ſo daß man gleich weiß, wo ein jedes Bedürfniß zu finden iſt.

Die Häuſer der vornehmen Perſer ſind mit einigem Geſchmacke gebaut; aber der Eingang iſt ſehr ſchlecht. Sie haben eine kleine Thüre, die nicht über 5 Fuß hoch iſt. Rings um das Haus läuft eine hohe Mauer. Die Thür führt auf einen engen Gang, welcher ſich in einem weiten Hofraume endigt. An deſſen oberm Ende und dem Diwan Khanu gegenüber iſt ein Springbrunnen. In der Mitte und zuweilen an beyden Seiten läuft Waſſer aus Röhren. Der Diwan Khanu iſt ein ſehr großer Saal, deſſen Fußboden mit einem köſtlichen Teppich und mit ſchönen Filzdecken (Numuds) überlegt iſt. Die Schiebefenſter nehmen eine ganze Seite des Saals ein, und beſtehen aus ganz kleinen Stücken gemahlten Glaſes, worauf die Sonne und die Sterne vorgeſtellt werden. Iſt der Diwan Khanu ſehr groß, ſo hat er mehrentheils zwey Kamine, die mit Gemählden oder Spiegelglas geſchmückt ſind. Die Ausdehnung ihrer Gebäude kann man nicht beurtheilen, da ihre Wohn- und Schlaf-Zimmer Niemand zu ſehen bekommt. Die perſiſchen Treppen ſind breit und ſchön. Oben haben die Häuſer Söller, auf denen man in Perſien während der Sommer-Monate ſchläft.

Die perſiſchen Bäder ſind prachtvoll, werden allgemein gebraucht, und koſten wenig. (Man bezahlt für Einmal etwa 18 Pfennige Sächſiſch). Fünf Tage ſind ſie den Männern offen, aber nur zwey den Weibern. Im erſten Zimmer entkleidet man ſich, raucht, ſchwatzt, und hört die Neuigkeiten. Das nächſte Zimmer iſt das Bad, deſſen Fußboden aus Marmor beſteht, und durch Röhren erwärmt wird, welche mit dem Feuer in Verbindung ſtehen, das zum Kochen des Waſſers dient. Man badet ſich faſt eine Stunde, und das Färben des Bartes, der Hände und der Füße dauert eben ſo lange. Alle Perſer färben ihre Bärte ſchwarz, ob ſie ſchon natürlich ſchwarz ſind, worüber die Türken großen Unwillen und große Verachtung äußern. Der Reinlichkeit halber raſiren oder brennen ſich die Perſer alle Haare vom Leibe. Sie miſchen zu dieſem Ende Operment und ungelöſchten Kalk zuſammen. Dieſe Miſchung iſt ſehr gefährlich, wenn man ſie nicht abwäſcht, ſobald das Haar auszufallen anfängt. Es iſt in den perſiſchen Bädern gewöhnlich, ſich der wohlriechenden Roſenerde (Dſcheil gul) zu bedienen. Da eine Menge Perſonen zu gleicher Zeit im Bade iſt, ſo unterhält man ſich dort, raucht, und ſchläft auch zuweilen. Die Perſer ſind große Liebhaber vom Bade, und pflegen zu ſagen: „Niemand ſollte in ein fremdes Land reiſen, wo keine Obrigkeit, kein Arzt, und kein Bad iſt.“

Das Grabmal des Dichters Hafiz iſt von weiſſem Marmor, und ſteht in einem kleinen Garten: zwey ſeiner Oden ſind als Grabſchrift darauf eingehauen. Etliche Derwiſche haben ihre Wohnungen dort aufgeſchlagen; ſie ſingen ſeine Oden ab, und beſuchen täglich ſein Grab. Des Dich-

ters Sadi Werke werden zwar geſchätzt, aber man hält ſein Gedächtniß nicht ſo ſehr in Ehren, als des Hafiz.

Es gibt in Schiras eine Glasfabrik und eine Gießerey. In beyden ſind geſchickte Arbeitsleute, aber ihre Geſchicklichkeit iſt ein Unglück für ſie, weil ſie genöthigt ſind, für die vornehmſten Einwohner zu arbeiten, ohne je das mindeſte dafür zu bekommen, oder nur einmal ihre eigene Auslage wieder zu erhalten.

Man emaillirt in Schiras vortrefflich, doch nur auf Gold; der Glanz und die Verſchmelzung der Farben, ſo wie die Genauigkeit der kleinſten Figuren, ſind in der That erſtaunlich. Die Kulihans (eine Art Pfeifenköpfe) ſind oft ſo köſtlich emaillirt, daß einer an 50 Guineen koſtet. Man arbeitet auch ſehr ſchön in Gold und Silber, und macht gute Zierrathen für Zäume, Sättel ꝛc.

Die Schreibekunſt iſt in Perſien ſehr mühſam, und die Handſchriften ſehr ſchön. Die perſiſchen Mahler haben einige Kenntniß von Licht und Schatten, aber keine von der Perſpektive. Auf einem perſiſchen Gemählde iſt es nichts ſeltenes, einen Mann zu ſehen, der ſo groß wie ein Berg iſt. Der Verf. hörte von einem Gemählde, wo auf einem Orte der Anfang einer Schlacht, und auf dem andern die Niederlage des Feindes gemahlt war.

Weit erbärmlicher, als die Mahler, ſind die Aerzte. Alle Krankheiten leiten ſie entweder von Hitze oder Kälte her. Chinawurzel iſt bey ihnen ein Hauptmittel wider alle Krankheiten. Die mahometaniſche Religion verſtattet keine Zergliederung der Körper; mithin wiſſen ſie nichts von der Anatomie.

Die meiſten vornehmen Perſer halten ſich georgiſche Knaben, welche im Singen, in der Inſtrumentalmuſik und im Poſiturmachen unterrichtet werden. Die perſiſchen Geſänge ſind ſehr angenehm und pathetiſch, und die Muſik, womit ſie ihre Stimmen begleiten, gefiel dem Erzähler. Die ſchönſten Mädchen in Perſien ſind Tänzerinnen. Die Durchſichtigkeit ihres Hemdes, welches ihre einzige Bedeckung iſt, das große Ebenmaß ihrer Umriſſe, ihre Bewegung und die Unſittlichkeit ihrer Verſe ſind eben ſo viele Reize zu einer Leidenſchaft, deren Unterdrückung mehr Philoſophie erfordert, als die Perſer beſitzen. Die Luhti's, eine Art von Poſſenreiſſern, machen es noch ärger; ſie haben freyen Zutritt zum Fürſten oder Gouverneur; dieſen ergötzen ſie durch allerley unzüchtige Anekdoten und Geſchichten, welche ſie von den Einwohnern von Schiras erzählen oder erdichten. Dieſe Leute nehmen ſich unglaubliche Freyheiten mit den achtungswürdigſten Perſonen. Ein andres Vergnügen beſteht darin, daß man ſich von einem Schach-Namu-Khun verſchiedene Stellen aus Ferduſi's Gedichte: Schach Namu herſagen und agiren läßt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 24 April.

Auf dem hieſigen National-Theater iſt das Singſpiel an den Fenſtern, nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von Treitſchke, mit vielem Beyfall gegeben worden. Die Idee, die dieſem kleinen Stücke zum Grunde liegt, iſt ſo artig, als neu, und die Muſik, ſollte ſie auch die höhern Anforderungen des Kunſtrichters nicht immer befriedigen, iſt doch leicht und gefällig. Die Aufführung verdient alles Lob. — Auch hat die Direktion das kleine Luſtſpiel: das Strandrecht, von Kotzebue, auf die Bühne gebracht, und auch hier hat es, wie wohl überall, viel Glück gemacht.

In den hieſigen Blättern hat man ſich über eine Nachricht, die in mehrern ſüddeutſchen Zeitungen geſtanden, und die Wegſchaffung des großen Churfürſten von der langen Brücke betroffen hat, ſehr luſtig gemacht. Die Wahrheit zu ſagen, habe ich dieſe ſchöne Statue noch heute geſehen, und die franzöſiſche Regierung hat nie daran gedacht, Berlin dieſer Zierde zu berauben.

Bey Gelegenheit des Oſterfeſtes haben wir mehrere intereſſante muſikaliſche Genüſſe gehabt. Auſſer Zelters mit Beyfall aufgenommener Kompoſition der Auferſtehungs-Kantate von Ramler, die ein um ſo ſchwierigeres Unternehmen war, da der treffliche Tonkünſtler hier mit einem Graun wetteifern mußte, haben wir die Schöpfung von Haydn nebſt manchen andern muſikaliſchen Kunſtwerken gehört, und uns ihrer gefreut.

Am 22 d. M., welcher als ein Bußtag hier gefeyert wurde, gab der allgemein verehrte Kapellmeiſter Weber im Schauſpielhauſe ein Concert spirituel, in welchem er, auſſer dem Requiem von Mozart, ſeine Ouvertüre zum Regulus, und noch manche andere treffliche Stücke vortrug.

Die hieſige jüdiſche Kolonie kündigte in den Zeitungen kürzlich ein Konzert für ihre Armen an, das, wie man von dem edeln Charakter der Berliner überzeugt ſeyn kann, gewiß hinreichende Unterſtützung gefunden haben würde. Es unterblieb aber, und die Gründe, welche die Vorſteher der jüdiſchen Kolonie zu dieſer Unterlaſſung bewogen haben mögen, ſind nicht bekannt geworden.

Von unſern Emigranten fangen ſehr viele an, ſich nach und nach wieder einzuſtellen. Das Motiv, das die meiſten zu dieſer übereilten Flucht antrieb, mag wohl der Umſtand geweſen ſeyn, daß ſie ſich ſelbſt und ihren gelegentlichen politiſchen Aeuſſerungen eine zu große Wichtigkeit zutrauten. —

Wien.

Unter den hieſigen Buchhändlern zeichnet ſich jetzt Anton Doll durch die Größe des eigenen Verlags vortheilhaft aus. Bey ihm iſt der öſterr. Plutarch, das Archiv für das ſüdliche Deutſchland, Kuffners Plautus, in kurzer Zeit nacheinander erſchienen; neue Ueberſetzungen der römiſchen Hiſtoriker, Reiſebeſchreibungen und ſtatiſtiſche Notizen über verſchiedene Provinzen des öſterr. Kaiſerthums ſind gleichfalls erſt kürzlich in dieſer Buchhandlung an das Licht getreten. Auch ſpricht man von einer durchaus neuen Ueberſetzung Plutarchs, die dort herauskommen ſoll; und welche, wenn gleich ſchon zwey bekannte Ueberſetzungen dieſes klaſſiſchen Schriftſtellers vorhanden ſind, dennoch keineswegs eine überflüßige Arbeit iſt. Die Annalen der öſterreichiſchen Literatur, ein kritiſches Blatt, welches alle Monate in dieſer Buchhandlung ausgegeben wird, enthält oft ſehr gründliche Beurtheilungen: nur iſt zu bedauern, daß das Intelligenzblatt dieſer Zeitſchrift nicht mit genauerer Sorgfalt zuſammengetragen iſt; denn man findet darinn faſt keine bedeutenden Nachrichten als jene, die aus der Wiener Hofzeitung kopirt ſind. Die vorzüglichſten Mitarbeiter dieſer Zeitſchrift ſcheinen Hr. Sartori, ein verdienſtvoller junger Gelehrter, und der Freyherr von Lichtenſtern zu ſeyn. Nur allein die Kritiken über äſthetiſche Werke, welche größtentheils von einem Herrn Köberl herrühren, ſind oft unter aller Kritik; und man wünſcht mit Recht, daß dieſes Fach an Herrn Kuffner oder Herrn Stoll, oder ſelbſt an Herrn Schwaldoppler einen würdigeren Arbeiter erhalte.

Vor einiger Zeit hieß es, Beethoven würde eine Oper des ältern Collin komponiren, doch ſoll es wieder davon abgekommen ſeyn. Auch ſagt man, dieſer Künſtler wolle nun eine Reiſe nach Frankreich unternehmen, wo ſeine Muſik immer mehrere Verehrer findet; wahrſcheinlich wird ihn aber die Direktion zurückzuhalten ſuchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Mai, 1807.

Ja, ſoll der Ehrbegier mein Herz noch Raum vergönnen,
So wünſch ich ihm die Glut, wovon die Weiſen brennen.

Sucro.

Johann Arnold Günther,

Senator in Hamburg.

Unſre Zeiten fordern Männer. Der Verluſt eines deutſchen Mannes, eines Beförderers des Bürgerwohls, wird jetzt tiefer als je empfunden. Den Freunden des deutſchen Vaterlandes — nur auf ſolche Leſer rechnen wir — kann daher der einfache treue Umriß des Lebens eines verſtorbnen Edeln, deſſen Urne die Bürgerkrone des um den vaterländiſchen Staat erworbenen Verdienſtes bedeckt, nicht anders als werth ſeyn.

Günther hatte nicht das Glück, von der Hand eines gebildeten Vaters die erſte Richtung ſeines über die gemeine Sphäre hinaufſtrebenden Geiſtes zu erhalten; er hatte das Verdienſt, Selbſtzögling zu ſeyn. Zum Handelsſtande beſtimmt, wählte er ſelbſtſtändig die literariſche Bahn. Ein warmer Freund der ſchönen Natur und des Landlebens, entwickelte ſich früh in ihm eine Neigung zur Dichtkunſt; er machte darin vielverſprechende Verſuche, wovon mehrere als Früchte eines herzigen Jugendzirkels in vaterländiſchen Zeit-Schriften erſchienen. Von dem Hamburgiſchen Gymnaſium ging er nach der Univerſität Göttingen, und dann nach Wetzlar, Regensburg und Wien. Von den dürren Arbeiten des Juriſten wandte ſich ſein Sinn immer ab, um eine gemeinnützigere Laufbahn zu wählen. Er entſagte bey ſeiner Rückkehr nach Hamburg im Jahr 1780 dem oft genug von Selbſtverläugnung und Unterdrückung des Zartgefühls unzertrennlichen Advokaturgeſchäft, und verfolgte das ſchon auf der Akademie vorgezogene Studium der eleganten Jurisprudenz, der vaterländiſchen Verfaſſung und einzelner Theile der Staatswiſſenſchaften, beſonders der Staatswirthſchaft und Polizey. Mit dem ihn beſeelenden größten Entſchluß, ſeiner Vaterſtadt Viel zu ſeyn, öffnete er ſich ſogleich die Schranken zur Bahn der Beförderung des bürgerlichen Wohls, in der er bis an ſeinen Tod mit immer gleich beharrlichem Eifer und praktiſcher Wirkſamkeit blieb. Er trat der fünfzehn Jahre früher entſtandenen Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe bey. „Ihr — ſagt er in ſeinem für dieſen Verein patriotiſcher Männer durch das Vermächtniß ſeiner vortrefflichen Bücherſammlung ſo wohlthätig gewordenen letzten Willen — „Ihr danke ich meine erſte bürgerliche Bildung, mannigfaltige Veranlaßung zu gemeinnütziger Thätigkeit, und in dieſer den edelſten Theil meines Lebensgenuſſes.“ — Aus einem Schlummer, in welchen manches Inſtitut dieſer Art ſo leicht verſinkt, wenn dem Gewohnheitsgange der Zuſammenkünfte und Ueberlegungen die Federkraft der Geſchäftsleitung, die Energie eines jugendlichen Unternehmungsgeiſtes fehlt, weckte Günther den engern Zirkel dieſer Geſellſchaft bald durch die Vereinigung mit einem Büſch und Reimarus. Mit dem erſtern, ſeinem Lehrer und großen Vorbilde, verband er ſich zur Stiftung einer ſehr nützlich gewordenen Staatsanſtalt, der Hamburgiſchen Kredit-Kaſſe für Erben und Grundſtücke. Der damalige Verfall der Miethen und das dadurch bewirkte tiefe Herabſinken der Kaufpreiſe der Häuſer bedrohete den hypothekariſchen Kredit; eine durch Preisaufgaben und andere

Vorarbeiten von der Geſellſchaft bewirkte Kredit-Aſſociation half nun dieſem Uebel für Disponenten von Kapitalien ſowohl, als für die Eigenthümer ab, und das Inſtitut, deſſen Fundamental-Artikel, Organiſations- und Direktions-Arbeiten in den erſten fünf Jahren Günthers Werk ſind, ward von der Hamburgiſchen Obrigkeit ſanctionirt. — Die ältere äußerſt nützlich gewordene allgemeine Verſorgungs-Anſtalt dankte dieſer Geſellſchaft ihre Entſtehung. Dem großen Nachtheil ſo mancher, durch falſche Berechnungen und glänzende, aber leere, Verheißungen den Ruin des Privat- und Familienwohls herbeyführenden Wittwen- und Waiſenkaſſe — ward dadurch vorgebeugt, ein mehrumfaſſender Zweck, die Gewinnung ſolider Leibrenten, die Verſorgung verwaiſeter Kinder und anderer geliebten Perſonen, die Erſparung des kleinen Erwerbes der niedern Klaſſen damit verbunden, und vermittelſt genau und feſt berechneter Plane erreicht. Günther wirkte, wenn gleich nicht bey der erſten frühern Stiftung dieſes Inſtituts, doch bey der bedeutenden Vervollkommung der Direktions- und Adminiſtrationsgeſchäfte, mit dem feurigen Eifer der großen Ueberſicht des Ganzen und der Sach- und Ortkenntniß, womit er jedes Unternehmen dieſer Art auffaßte und ausdauernd betrieb. — Die Stiftung der Hamburgiſchen allgemeinen Armenanſtalt war in der Mitte eben dieſer patriotiſchen Geſellſchaft, beſonders durch Büſchs und Günthers Vorarbeiten, ſeit mehrern Jahren eingeleitet. Jetzt ſchlug die Stunde der Ausführung des großen, von der höhern Staats-Behörde entworfenen Plans. Unter den erſten Stiftern und Begründern der Armenanſtalt ſteht auch Günthers Name. Sein lebendiger Geiſt griff mit der gewohnten kräftigwirkenden Thätigkeit in die erſte, ſo unendlich mühevolle und vielſeitige Anordnung dieſer Anſtalt ein, und blieb dem Vollendungsgeſchäft in den erweiternden und verbeſſernden Verhandlungen ihres Medizinal- Schul- und Polizeyweſens eine lange Reihe von Jahren getreu. In dem Innern aller dieſer Anſtalten, und auch durch viele öffentlich erſchienene Schriften iſt ſein Verdienſt um ſie beurkundet.

Durch die Reorganiſation der Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte u. n. G. ward Günther im J. 1790 ihr zweiter Stifter. Vereint mit einigen andern Mitgliedern, die, wie er, die zu engumſchriebenen, nur aus einigen Vorſtehern zuſammengeſetzten und dem Geiſt ihrer Stiftung wenig entſprechenden Verſammlungen und die einſeitige Organiſation und Adminiſtration derſelben misbilligten, beförderte er durch eine neuentworfne und von der Geſellſchaft ſanctionirte Konſtitution Allgemeinheit des Beytritts kontribuirender Mitglieder, Vereinigung mehrerer thätigen Männer zu den Adminiſtrationsgeſchäften und zu andern Verhandlungen, Publicität dieſer Verhandlungen, Abwechslung der nützlichen mit angenehmen Unterhaltungen in den freundſchaftlichen Zirkeln der Mitglieder: und ob er gleich noch in eben dieſem Jahr die ganze Leitung der Geſchäfte als vortragender Sekretär der Geſellſchaft den Händen ſeines Freundes Meyer übertrug, blieb er doch dem Verhandlungskreiſe unmittelbar noch viele Jahre und der mittelbaren Einwirkung in die Geſchäfte dieſes ſeinem Kopf und Herzen theuren Vereins patriotiſcher Bürger bis in den Tod getreu. So z. B. gehörte er zu den Stiftern der trefflichen öffentlichen Lehranſtalt der Geſellſchaft für junge Profeſſioniſten, Künſtler und Fabrikanten; ſo veranlaßte er, als in eben dieſem Jahr erwähltes Mitglied des Senats, die erweiternde und vervollkommende Anordnung ihrer Rettungsanſtalt für Ertrunkene und Erſtickte durch eingeführte kräftigere Mitwirkung der Polizeybehörden und autoriſirte Hülfsleiſtungen einer mehr als verdoppelten Zahl zu dem Rettungsgeſchäft konkurrirenden Perſonen.

Die von einer ſo raſtloſen Thätigkeit und einem nie ermüdenden Vollendungseifer in allen ſeinen Arbeiten unzertrennbare Kunſt der weiſen Eintheilung der Zeit, der Benutzung jedes Augenblicks, und der ſtrengſten Ordnung in Geſchäften, verſchafften ihm die Mittel, ſich für dieſe und für viele andre Angelegenheiten der Geſellſchaft auch dann noch zu verwenden, als ſeine Erwählung zum Senator ſeine Thätigkeit für dieſe höhere Sphäre ſeiner Beſtimmung faſt ganz koncentrirte. — — Vielleicht erſchwerte Günther, bey aller Leichtigkeit, womit er arbeitete, bey aller Gegenwart und Schärfe des Geiſtes, womit er ſeinen Gegenſtand ins Auge faßte, bey einem großen, ſchnellen und klaren Ueberblick des Ganzen deſſelben, ſich ſeine Arbeiten durch den Eifer, jeden Gegenſtand, zu deſſen Entwicklung er ſich entſchloß, ganz zu erſchöpfen, keine Seite unbemerkt, keinen Geſichtspunkt unbeachtet zu laſſen, und ſeinen Plan allumſichtig ſo lange zu bearbeiten, bis er den Stempel der Vollſtändigkeit darauf ſetzen konnte: vielleicht wirkte dieſer hohe Vollendungsgeiſt, der Günthern bey ſeinen Arbeiten leitete, ſelbſt der Ausführung oder dem vollen Gelingen manches von ihm entworfnen Plans entgegen. Zu einer Zeit aber, wo Oberflächlichkeit im Wiſſen und Handeln, Leichtſinn in der Geſchäftsbetreibung, übereilte Ausführung halbreifer Plane, Stillſtehen auf halbem Wege der Vollziehung großer Entwürfe, nur zu oft die Stelle der Gründlichkeit, der Beſonnenheit, der Ausdauer bis zum Ziele, vertritt — darf zu einer ſolchen Zeit einem Günther jener hervorſtechende weſentliche Zug ſeines Charakters als Geſchäfts- und Staatsmann zum Vorwurf gemacht werden?

(Der Beſchluß folgt.)

Liebe.

Ich glaube eben nicht, daß die Liebe den Charakter des Mannes weicher mache, ſondern vielmehr nur, daß Liebe auf eine ſchon vorhandne, angeborne Milde des Charakters hindeutet. Es gibt unzählige Männer, welche nie ein Weib geliebt haben, höchſtens nur den momentanen Impuls

des Geſchlechtstriebes fühlten. Solche Charaktere, hart und trocken, werden ſelbſt von Männern gehaßt; das Zutrauen flieht ſchüchtern vor ihnen zurück. Bemächtigt ſich derſelben eine Leidenſchaft: ſo iſt ſie immer zerſtörend, und ihr Gegenſtand entweder Herrſchaft, Geld, oder Religion. Titus würde, hätte er nicht geliebt, vielleicht ein thatenreicherer, aber kein tugendhafterer Fürſt geworden ſeyn. Hätte Carl XII. lieben können: er wäre minder eroberungsſüchtig, rauh und hart geweſen.

Wo die Denkungsart einer Geſellſchaft durch Mode, durch Nachahmung eines Tongebers, durch Convenienzen eine unnatürliche Richtung empfing, wird Liebe für eine unanſtändige Schwäche gehalten, ungeachtet ſie der ſchönſte, beſeligendſte Naturtrieb des Menſchen iſt, veredelt durch ſeinen höhern Geiſt. So iſt Liebe in den Städten der Krämer und Kaufleute eine Thorheit, wenn ſie, ſtatt vor dem Geldkaſten, vor der Perſon huldigend niederfällt; ſie iſt ein Verbrechen, und der öffentlichen Schande gleich, wo unter Menſchen nur vom Ruhm die Rede iſt. Phocions Sohn, ſagt Plutarch, verlor alle Achtung, weil er eine ſchöne Sklavin frey gemacht hatte; der Sohn Cato's von Utika tilgte nur durch ſeinen ruhmvollen Tod in der Schlacht von Philippi die Schande aus, mit dem ihn ein Liebeshandel mit einer reitzenden Dame in Aſien bedeckt hatte.

Man kann gewiß ſeyn, daß in ſolchen Ständen, wo die Liebe verachtet iſt, die entnervenden, wollüſtigen Ausſchweifungen am gemeinſten herrſchen, und das Sittenverderbniß am größten iſt. Männer und Weiber, durch ganz andre Intereſſen mit einander vermählt, als das natürlichſte — des Herzens, ſuchen auf verbotnen Wegen Entſchädigung, und nur auf dieſen Wegen werden noch manche Familien fortgepflanzt, die ohnedem ſchon längſt erloſchen wären. Man behauptet, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß die Cicisbeen in Italien urſprünglich eingeführt wurden, um das durch Convenienz-Ehen angedrohte Ausſterben anſehnlicher Geſchlechter zu verhüten. Das Durchkreutzen der Raçen gibt immer einen geſunden Menſchenſchlag.

Gewöhnlich iſt Eigenliebe der erſte Keim der Liebe ſelbſt: man liebt mehr, um geliebt zu werden, als um ſelbſt zu lieben. Um Zuneigung in einer andern Perſon für ſich zu entwickeln, iſts meiſtens genug, Zuneigung ahnen zu laſſen.

Ich habe oft gefunden, daß in der großen Welt nichts den Mann bey den Weibern ſo gut ſtellt, als wenn er ſie ſo behandelt, wie wenn er von ihnen immer etwas erwartete, und doch nichts begehrt. Indem er ſich gegen alle auf die gleiche Art beträgt, gewinnt er die Freundſchaft aller; einer den Vorzug gegeben, ſtößt die andern zurück.

Die Geſchichte gibt mehrere hundert, die tägliche Erfahrung mehrere tauſend Beyſpiele von Männern, denen wenig, oder nichts darauf ankam, ob ſie eben den Augen der Weiber gefielen, oder nicht. Aber unter Millionen weiblicher Geſchöpfe, ſelbſt an den Ufern des Ohio und Senegal, wird man ſelten eines finden, dem nicht durch einen anſehnlichen Zeitraum des Lebens ſehr daran gelegen wäre, den Augen der Männer zu gefallen. Selbſt wenn Ehrgeiz und Liebe des Ruhms alle ihre Handlungen dictirte, konnte dieſe Leidenſchaft nie ganz das weibliche Streben unterdrücken, für ſchön zu gelten. Eliſabeth von England und andere gaben davon die merkwürdigſten Beyſpiele. Die Anekdote von dem jungen Holländer, der ſich über Eliſabeths Schönheit ziemlich platt ausdrückte, iſt bekannt, ſo wie ihre Eiferſucht und Rivalität gegen die unglückliche Maria. Man hat eins ihrer Edikte vom Jahr 1563 gefunden, worin verboten iſt, ein Portrait von der Königin zu machen, anders, als nach einem von ihr ſelbſt gegebnen Modell.

Alle fanatiſchen Sektenſtifter hatten auch immer mit den Weibern zu ſchaffen; gewöhnlich trieben ſie's mit ihren Grundſätzen darin immer zu Extremen. Entweder fanden ſie's ſehr heilig, was nur weiblich war, zu haſſen und zu fliehn, oder ſehr göttlich, ihrer ſo viele als möglich zu lieben. Als die Anabaptiſten in Münſter ihr tauſendjähriges Reich ſtiften wollten, führten ſie ohne weiteres die Polygamie ein. Ihr König hatte funfzehn Gemahlinnen; jeder Bürger deren drey bis ſieben. Als dies ſchöne Geſetz publizirt ward, vergingen keine drey Tage, und in der ganzen Stadt waren keine Jungfrauen mehr zu finden, als etwa Töchter von dreyzehn bis vierzehn Jahren.

Ein franzöſiſcher Hageſtolz behauptete in einer Druckſchrift, die nun freylich vergeſſen iſt, daß der Coelibat allein große Männer gegeben habe; daß die Ehe den Menſchen ins kleinliche Alltagsleben zurückziehe aus den höhern Regionen ſeiner Ideenwelt; daß nur der Gedanke, ein großer Mann ſey vermählt, ſchon für ſich abgeſchmackt wäre, und in der bloßen Vorſtellung einer Madame de Voltaire, einer Madame Newton, einer Madame de Fontenelle etwas Komiſches liege. Die Alten, ſagt er, haben ſchon dieſelbe Idee gehabt. Virgil, Horaz, Plato u. ſ. w. waren unverheirathet (garçons). In neuern Zeiten waren es auch Taſſo, Arioſt, Pope, Voltaire, Leibnitz, Descartes, Racine, Corneille, Boyle, Loke, Bayle, St. Evremond, Bruyere, Newton, Fontenelle, Reaumur, Bilfinger, Holberg, Pascal, Addiſon, Buffon, Boileau, Melon u. a. m. Feldherrn und große Staatsmänner, frey vom Joch der Ehe, haben nie daran gedacht, es auf ſich laden zu wollen, z. B. Eugen, Turenne, der Marſchall von Sachſen, Tilly, Spinola u. ſ. w. Er bewies ferner, daß entweder die Weiber oder die Kinder ihren Gatten oder Vätern endlich zur Schande gereichten; daß die Ehe des Mannes Freyheit bricht, kühn zu handeln, und ihm den Weg zu den glänzendſten Stellen verſchließt. Dieſer Vertheidiger des eheloſen Standes war ein — Abbé, (ſo iſts verzeihlich) ein ausſchweifender Wollüſtling in Paris (ſo iſts begreiflich), Namens le Blanc.

Die Liebe, die feurige, behält nur ſo lange ihre ganze Gewalt, als die Einbildungskraft gereitzt iſt, und Hinderniße zu bekämpfen ſind. Wo nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu fürchten iſt, läßt Amor ſeine Flügel ſinken. Wenige Weiber verſtehn ſich auf die Magie einer immer angeregten Phantaſie, und eben dadurch, daß ſie alles geben, verlieren ſie zuletzt alles. Darum werden der glühenden Liebhaber ſo viele zu eiskalten Ehemännern, und die am mindeſten widerſtehenden Schönen die verachtetſten. Don Juan von Auſtria konnte eine Perſon, mit der er eine Nacht gelebt, den folgenden Tag nicht mehr vor Augen leiden.

Noch eine Anekdote aus Fox Leben. *)

Fox hatte längſt einem Baronet, welchem die Spieler den Spitznamen Sir John Jehea gaben, eine alte Spielſchuld zu entrichten, und veranſtaltete endlich, als ihm wieder Geld zufloß, eine Zuſammenkunft mit ſeinem Gläubiger, um ſeiner Anmahnungen los zu werden. Während Fox die Summe hinzählte, rief Sir John nach Feder und Dinte. Fox wollte wiſſen warum? — „Um die Zinſe zu berechnen.“— „Aha!“ ſagte Fox, und ſchob das Aufgezählte plötzlich ein; „ich glaubt', es wäre von einer Ehrenſchuld die Frage. Ich muß Ihnen eröffnen, daß es mein Grundſatz iſt, die Juden zuletzt zu bezahlen. Sie müſſen alſo gefälligſt noch ein wenig zuwarten. Sie werden befriedigt, ſo bald die Reihe an meine Freunde vom Volk Iſrael kommt.“

Korreſpondenz = Nachrichten.

Augsburg.

Wer ſollte glauben, daß eine Stadt, wie Augsburg, von reichen Patriziern, Bankiers, Kaufleuten, Fabrikanten, Manufakturiſten, Künſtlern und Kunſtliebhabern wimmelnd, bey einer Bevölkerung von 24 bis 30,000 Seelen, ein verſchlingender Abgrund für das eigene Vermögen jedes Theater-Unternehmers ſey? Und dennoch iſt dies buchſtäblich wahr. Wo liegt die Schuld? wir wollen ſehen.

Das Lokale faßt ungefähr 5—600 Perſonen; gerade diejenigen, welche das Theater höchſt ſelten beſuchen, klagen über Mangel an Raum. Es iſt wahr, daß bey außerordentlichen Gelegenheiten, wo alles herbeyſtrömt, wirklich nicht Platz genug iſt; allein dies iſt der Fall bey den größten Theatern, und auf höchſt ſeltene Zugvögel baut kein Jäger ſein Glück. Der beſchränktere Raum würde ſelbſt dann, wenn das Theater häufiger beſucht würde, als es jetzt noch nicht geſchieht, gar keine Urſache ſeyn. Gegründeter iſt die Klage über die Abgelegenheit des Schauſpielhauſes. Es ſcheint, ein böſer Genius habe es nun einmal über Augsburg verhängt, daß ſeine Muſen, anſtatt des Pindus, die Stadtmauern bewachen müſſen: denn auch die aufzuſtellende Bildergalerie ſoll ein Quartier bekommen, wo die Liebhaber, wenn ſie ſich auch einmal glücklich durch alle Gäßchen und Gerberbäche werden durchgewunden haben, gewiß nichts zur mindeſten Zerſtreuung verleiten wird.

Nehmen wir an oder nehmen wir nicht an, daß dieſe Abgelegenheit des Theaters vom Mittelpunkte der Stadt ein wirklicher Grund des Nichtbeſuches für manche ſey; für wirkliche Liebhaber iſt dies kein Hinderniß, und in größern Städten muß man wohl weiter gehen. Allein wenn man am Ende ſeiner Laufbahn, anſtatt des Vergnügens, nichts denn Aerger über elenden Geſang, verfehlte Aktion, Mangel an Konvenienz, erbärmliches Orcheſter, Beleuchtung wie in den Abgründen des Orkus, empfängt, ſo lohnt es ſich doch der Mühe zu fragen, ob die Schuld am wenigen Kunſtſinne des Publikums oder am ſchlechten Kunſtſinne der Figuranten liegt? Leider! iſt es das erſtere, wenigſtens in ſo weit es das Theaterweſen betrifft. Der Graf Fugger, in ſeiner beſſern Meinung, hat mehrere Jahre hindurch weder Mühe noch Koſten und Opfer geſpart, um alle Wünſche des Publikums zu befriedigen, und Geſchmack und Liebhaberey zu fixiren. Umſonſt! man ließ ihn im eigentlichen Sinne des Wortes im Stiche.

Man ſollte vielleicht jedem Subjekte mit Anlage rathen, Augsburg zu fliehen; die Poſſe, zu welcher ſie ſich alle, des geſchmackloſern Parterres und Paradieſes wegen, herablaſſen müſſen, beraubt ſie alles höhern Gefühls, welches man an ihnen anfänglich entdeckt. Ein wirkliches Aktenſtück gegen das hieſige Publikum iſt die vernachläßigte Vorſtellung der Entführung aus dem Serail. Mde. Schmidt, erſte Sängerin bey dem Magdeburger Theater, hatte durch ihren Geſang in den Sonntags gegebenen Waldmännern die ganze Stadt mit dem Rufe ihrer Vorzüge erfüllt. Wer ſich betrog, waren diejenigen, welche glaubten, nicht frühe genug ihre Plätze einnehmen zu können; am Ende des Stückes war die Hälfte des Lokals noch unbeſetzt. Laßt uns daher den Vorhang vor dem hieſigen Theaterpublikum, dem Theaterperſonale, und dem Orcheſter herabziehen; ſie mögen ihr gegenſeitiges Unrecht einander vorwerfen; wir wollen angenehmer mit der Hoffnung ſchließen, daß irgend ein würdiges Theater im Süden Deutſchlands ſich der Mde. Schmidt, einer für Grazie und Größe ausgebildeten, natürlichen, mit einem edlen und ſchönen Aeuſſerlichen, ſo wie mit einer äußerſt reichen Stimme begabten, und in allen Künſten ihres Faches ausgelernten Aktrice und Sängerin, welche die nordiſchen Kriege in den friedlichern Süden gewieſen haben, bemächtigen werde.

München, im May.

Hr. Dr. Gall hat ſeine Vorleſungen in dem hieſigen Saale der Akademie vor einem Auditorium von ungefähr 80 Perſonen begonnen. Der Preis des Eintritts war auf 2 Louisd'or feſtgeſetzt. Es wäre, nachdem ſeine Lehre öffentlich ſo viel beſprochen worden iſt, unnütz, über ſie oder ihre ambulatoriſche Verbreitung noch Einiges zu erinnern. Gall war auch in Begleitung mehrerer aus ſeinen Zuhörern in dem hieſigen Zuchthauſe, um dort ſeine Beobachtungen anzuſtellen, die, wie natürlich, bey Einzelnen zu unbeſtrittenen Reſultaten führten.

Für die Verſchönerung unſrer Stadt wird fortwährend geſorgt. Jüngſt wurden Verſuche gemacht, die Beleuchtung mit Reverberes einzuführen, und jetzt werden für die Fußgänger Trottoirs angelegt, was bey dem ungeheuren Drange von Menſchen und Wagen, der an zahlreichen Schrannentagen Statt findet, ſehr erwünſchte Wirkungen haben muß.

Es iſt beruhigend, daß man im Beſondern wie im Ganzen noch immer ein fortſchreitendes Princip gewahrt. Wie vieles kam nicht, ſelbſt in Tagen allgemeiner Bekümmerniß, doch zur Vollendung, und wie viele neue Ausſichten und Hoffnungen liegen vor uns! Unter den letztern iſt unſtreitig eine der froheſten, daß Feuerbach unermüdet arbeitet, dem ihm gegebnen Auftrage, das neue peinliche Geſetzbuch zu entwerfen, ein Genüge zu leiſten. Sein Werk wird vor das Publikum in der größten Vollſtändigkeit treten, und das Gepräge eines tief forſchenden Geiſtes und einer durch die intereſſanteſten Amtsumgebungen erleichterten, aber dem ungeachtet ſeltenen Umſicht im Leben an ſich tragen. Dadurch, durch die höheren Geſichtspunkte, von denen aus das Ganze aufgefaßt wird, durch die Beſtimmtheit, Klarheit und Vollzähligkeit der Begriffe und die ernſte, ununterbrochene Rückſicht auf das Zeitalter, in welchem das Strafgeſetz zu dem Menſchen ſprechen ſoll, wird es ſich vor früheren ähnlichen Unternehmungen gänzlich auszeichnen. Er wird in zwey Theile getrennt werden, in das Geſetzbuch ſelbſt, und in die Darſtellung der Motive, durch welche jede einzelne legislative Beſtimmung begründet iſt. Das letztre Werk wird dem erſtern in der öffentlichen Bekanntmachung vorausgehen, und den Leſer in den Mittelpunkt verſetzen, aus dem er Sicherheit des Urtheils über die Strafgeſetzgebungen gewinnt, welche bis jetzt der Hiſtorie angehören, und ſich zugleich jedes Problem, deſſen Beantwortung noch Bedürfniß iſt, befriedigend löſen kann.

---

*) Aus den Recollections of the Life of the late honor. C. J. Fox. London, 1806.

Nro. 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Mai, 1807.

Lob verweht, und Weihrauch ſtäubt;
Nur das Gute, nur die Summe
Deiner beßten Thaten bleibt.

Tiedge.

Johann Arnold Günther,

Senator in Hamburg.

(Beſchluß.)

In dem Innern dieſes edeln Patrioten hallte der Ruf zur Theilnahme an den Regierungsgeſchäften ſeiner Vater-Stadt mächtig wieder; neuen Schwung gab er ſeiner glühenden Vaterlandsliebe, der Kraftfülle ſeines vermögenden Geiſtes verdoppelten Anlaß zur Wirkſamkeit für Bürgerwohl und Bürgerglück. In den mit dieſer Würde verbundenen mannigfachen Verwaltungen, im Vorſitz bürgerlicher Departementer, in der Fürſorge bey verſchiedenen Korporationen, als Berather, Vermittler, Richter — überall in ſeinem Verfahren ſprach ſich der verſtändige Staats-Mann, der warme Vaterlandsfreund, der edle Menſch rein und leuchtend aus. — Wir können hier nur Hauptzüge andeuten, um die Fülle des Geſchäftsfleißes auch in dieſem Theile ſeines Lebens zu bezeichnen. Die Reviſion der Medizinalverfaſſung, die beſſere Anordnung der Feuerkaſſen, die mit der Einführung der Thorſperre in Verbindung ſtehende Erweiterung der Stadt, die Aufhebung der Brod-Taxe, die Verbeſſerung der Gaſſenpolizey, der Brand-Löſchungsanſtalten, der Strom- und Kanalfürſorge, der Gefängniſſe, und andre vaterländiſche Gegenſtände des Polizeywesens und der Staatswirthſchaft waren es vornehmlich, worin Günther Vorſchläge that, Vorarbeiten unternahm, Plane entwarf, welche theils ausgeführt, theils von ihm als ein Schatz praktiſcherprobter Erfahrungen und reichhaltiger Materialien ſeiner Vaterſtadt hinterlaſſen wurden.

Von dem Leiden eines zarten, oft und lange kränkelnden Körpers unabhängig, wirkte die ſtarke Seele dieſes ſeltnen Mannes unaufgehalten fort in dieſem vaterländiſchen Geſchäftskreiſe. Die Stunden der Erholung widmete er verſchiedenen literariſchen Arbeiten, doch hatten ſie immer dieſelbe gemeinnützige Tendenz. — Vielfach ſind die Früchte dieſer Muſſe. Günther war mehrere Jahre hindurch ein fleißiger Mitarbeiter an der Allg. Lit. Z., in ſeinen Lieblingsfächern, den Staatswiſſenſchaften*); ſein Werk über Wucher und Wuchergeſetz iſt klaſſiſch. Die Lobrede auf Volkmann, ſeinen Vorgänger im Hamburg. Senat**); die Bildergallerie Hamburgiſcher Männer des 18ten Jahrhunderts***); das Tagebuch einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz****); die in Zeitſchriften philoſophiſchen, ſtaatswiſſenſchaftlichen und gemeinnützigen Inhalts gelieferten vielen Beyträge — alle dieſe und andre Privatarbeiten Günthers zeichnen ſich durch den ihnen eigenthümlichen Charakter des Gemeinſinns aus; alle ſind bis zu einem ſeltnen Grade reichhaltig und vollendet; alle zeugen von

*) Günther war unter andern der Verfaſſer der ſehr merkwürdigen und wichtigen Sammlung von 89 trefflich ausgearbeiteten Recenſionen über das däniſche Münzweſen, ſ. A. L. Z. v. J. 1791 Nro. 275—281, u. Nro. 315—323.

**) In Schlichtegrolls Nekrolog v. J. 1792.

***) Im 5. Bande des Hanſeatiſchen Magazins.

****) Von Meyer nach ſeines Freundes Tode herausgegeben unter dem Titel: „Erinnerungen aus den deutſchen Kriegsgegenden und der Schweiz, in vorzüglicher Hinſicht auf Naturſchönheit und Völkerglück. Hamburg 1806.“

ſeinem vielumfaſſenden, für Menſchenwohl und Bürgerglück eifrig und unabläßig wirkenden Geiſt.

Mit dieſer lebendigen Kraft eingreifend in die Anordnung oder Vervollkommung faſt aller Hamburgiſchen Staats-Anſtalten zur Beförderung des Wohls, zur Erhaltung des Lebens, zur Sicherung des Eigenthums ſeiner Bürger wirkte Günther; ſo benutzte er das flüchtige, für ihn mit zahlloſen Stunden der Krankheit gemiſchte Leben zum Beßten ſeiner Vaterſtadt und des deutſchen Vaterlandes — bis dieſe Kraft im Kampf erlag, und er in den drey letzten leidenvollen Jahren ſich nur unter ſteter Anſtrengung gegen das umgreiſende, zerrüttende Nervenübel der treuen und leidenſchaftlichen Befolgung ſeines Grundſatzes — gemeinnüzig zu ſeyn in möglichſt weitem Umfange — in wenigen, oft unterbrochenen Stunden widmen konnte. — —

Schöne Natur und Landleben, dieſes Höchſte der Freuden des Jünglings und der Erholungen des Mannes, blieben, mit dem Genuſſe von ſchöner Literatur und Kunſt, dem mitten im Lauf kraftvoller Jahre aufgehaltenen und ſich zum Grabe wendenden eine wohlthätige Erquickung. „Meine Körperkräfte“ — ſo ſchrieb er wenige Wochen vor ſeinem Hinſcheiden an einen ſeiner vertrauten Freunde — „ſind äußerſt ſchwach; mein Geiſt iſt frey und heiter, und im ungehemmten Genuß von Literatur, Kunſt und botaniſcher Blumenpflege, in den Schöpfungen meines lieben Gartens und meines neuen Lokals in der Stadt. Ich ſchwelge in dieſem ſchönen Genuß, als ob ich noch eine lange Reihe von Jahren zu leben hätte — und erwarte den wohl ſehr nahen Ausgang mit der ſchlichteſten Reſignation.“ — Mag einige Erwähnung dieſer einfachen und ſchönen, von bedeutenden Glücksgütern unterſtützten Beſchäftigungen, beſonders in den letzten Lebensjahren des edeln Mannes, ſeinen biographiſchen Umriß vollenden! — Ein angeerbtes, düſteres, wildverwachſenes Sumpfland nahe vor dem Thor ſchuf Günther zu einer der reitzendſten Landſchaften um. Unterſtützt von einer üppigen Vegetation ließ er unter ſeiner Aufſicht und unmittelbaren Leitung hier einen anmuthigen kleinen Park, voll maleriſcher Anſichten, der Natur getreuer lieblicher Anlagen, mit zartem Kunſtgeſchmack ausgebildeter Partien entſtehen. Mannigfaltig und überraſchend iſt in dem ſehr mäßigen Umfang dieſes Bodens der Wechſel ſtolzer Baumgruppen, freundlicher Wieſen und Viehtriſten, ſtiller Waſſerſpiegel und Buſchlabyrinthe, einſamer Blumengründe und Hügel mit der Freundſchaft und der Ruhe gewidmeten Hallen und Mooshütten, zwiſchen welchen hin ſchlängelnde Pfade leiten, und immer neue, auch den forſchenden Landſchaftmahler befriedigende, Standpunkte bereiten. Ein bequem eingerichtetes, geſchmackvoll dekorirtes Landhaus erhebt ſich, durch eine treffliche Sammlung deutſcher Dichter und artiſtiſcher Werke verſchönert, mitten in dieſen arkadiſchen Pflanzungen, welche jetzt durch Ankauf in die Hände ſehr unäſthetiſcher Nachfolger übergegangen ſind. — — Sein Wohnhaus, eins der ſchönſten in der Stadt, baute Günther erſt in den beyden letzten Jahren ſeines Lebens, und bezog es wenige Monate vor ſeinem Tode. Auch in dieſem Gebäude iſt Kunſt mit Geſchmack, Bequemlichkeit mit Eleganz und Solidität vereint. — — Eine gewiße bange Vorempfindung, die er in Worten der Wehmuth ſeinen Vertrauten einigemal äußerte, unterbrach oft dieſe erheiternden Lieblingsbeſchäftigungen, indem er durch den Schleyer der Zukunft das ſich ſeiner geliebten Vaterſtadt nahende allgemeine Schickſal, und in dieſem das auch ſeines Eigenthums erblickte: Waffengeräuſch werde den ſtillen Frieden auch ſeiner ländlichen Schöpfungen ſtören — und dieſer Sitz philoſophiſcher Ruhe von bewaffneten Fremdlingen einſt bewohnt werden. — Sie ward vielfach erfüllt dieſe Ahnung! Der durch ſeine Expeditionen im nördlichen Deutſchland bekannte Huſaren-Obriſt Amell nahm im Anfang Novembers des voriges Jahrs auf ſeinem Streifzuge durch Hamburgs Gebiet das Abſteige-Quartier auf Günthers vormaligem Garten; wenige Tage darauf ward Günthers Stadthaus bey der Beſetzung Hamburgs von dem Marſchall Mortier, und nach ihm von den Generalen Laval und Michaud bezogen; und dieſe ſchöne Wohnung eines der edelſten Hamburgiſchen Patrioten iſt jezt das hanſeatiſche Gouvernementshaus des Marſchalls Brune. — —

* * *

Ihrem hochverehrten Freunde und Wohlthäter hat die Hamburgiſche Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe eine in ihrem Verſammlungsſaal aufgeſtellte Gedächtnißtafel gewidmet. Das Profilbildniß des Verewigten iſt mit den Dekorationen der Tafel aus Silber getrieben; ein Eichenzweig neigt ſich darüber her, unten ſteht:

Dem Beförderer des Bürgerwohls
Johann Arnold Günther
geboren 1755, gestorben 1805.

Ich Thor, der ich dieſem zu Liebe meine Harfe verbrannte.

Thomas Garnett erzählt in ſeinen Observations on a Tour trough the High lands and part of the Western Isles of Scotland, London 1802. II. Vol. (Deutſch von Koſegarten, Lübeck und Leipzig 1802.), daß es auf Mull und den benachbarten Inſeln gäng und gäbe ſey, dann, wenn man von Jemanden, um den man eine Beſſeres verdiente, mit Undank gelohnt worden, auszurufen: Ich Thor, der ich dieſem zu Liebe meine Harfe verbrannte.

Ueber den Urſprung dieſes Sprichworts erzählt man folgende Geſchichte:

Es lebte in der grauen Vorzeit auf Mull ein berühmter Harfenſpieler. Er war Gatte eines jungen Weibes von ſeltener Schönheit, und liebte ſie auf das zärtlichſte. Der Tonkünſtler übertraf alle ſeine Zeitgenoſſen in Geſchmack ſowohl, als in der Ausführung; doch ſagte man, daß er einen Theil ſeines Rufes ſeiner Harfe verdanke, einem ſo vortrefflich gelungenen Inſtrumente, daß kein anderer Künſt-

ſer habe hoffen dürfen, ihn zu erreichen, viel weniger ihn zu übertreffen. Nächſt ſeiner Gattin war daher auch dieſe das Kleinod ſeines Herzens, welches er eben deßhalb auf jedem Tritt und Schritt mit ſich trug.

Es begab ſich, daß ein Verwandter des Paars auf der gegenüberliegenden Küſte erkrankte, und ſogleich brachen beyde auf, ihn zu beſuchen. Es war Wintertag, und wer die Straßen dieſer Inſel kennt, den wird es nicht wundern, daß die Kälte und die Beſchwerden der Wanderung das junge Weib zuletzt überwältigten. Der Wind blies kalt und ſchneidend. Eine Weile noch kämpften ſie mit ihm, und gewannen endlich den Gipfel eines Berges, welchen zu umgehen keine Möglichkeit geweſen war. Gänzlich erſchöpft ſank die Frau des Harfners ohnmächtig nieder. Auf das zärtlichſte war der Gatte um ſie her bemüht, und es gelang ihm endlich, ſie in das Leben zurückzubringen. Jetzt eilte er, ein Feuer anzuzünden, an dem ſie ſich erwärmen möchte. Mit Mühe raffte er einige dürre Haideſtengel zuſammen, womit er die Funken ſeines Stahles auffing. Aber, ach! der Vorrath reichte nicht; der Platz lag zu frey und zu hoch, als daß die Haide, die heimiſche Pflanze dieſe Wüſteneyen, auf ihm hätte gedeihen können. Der bedrängte Gatte beſann ſich keinen Augenblick. Er zerbrach die geliebte Harfe, und ſchürte mit den Stücken das Feuer, an dem ſich ſeine Gattin wärmte.

Mittlerweile fand ſich ein junger Mann bey ihnen ein, der gerade in der Gegend gejagt hatte, und durch den Rauch war herbeygezogen worden. Er ſchien höchlich erſtaunt, ein Frauenzimmer von ſo bewunderungswürdiger Schönheit in dieſer Lage und unter ſolchen Umſtänden zu finden. Sie ſelbſt war durch des Fremden Erſcheinung ſo erſchüttert, daß der beſorgte Gatte einen neuen Rückfall befürchtete. Der Fremde äußerte die innigſte Theilnahme an ihrem Unfall. Er lud ſie ein, einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln und gebrannten Waſſern, die er glücklicher Weiſe bey ſich trug, mit ihm zu theilen. Mit Dank nahm der Harfner eine ſo gelegene Hülfe an. Da ſie äußerſt eilfertig aufgebrochen waren, ſo war es ihnen nicht eingefallen, ſich für den Weg zu verſorgen, und ohne einige Stärkung, ſchien es, würde das erſchöpfte Weib ſchwerlich im Stande ſeyn, die nächſte Wohnung zu erreichen.

Sie erholte ſich indeſſen allmählich, und ließ ſich bereden, etwas zu ſich zu nehmen. Ihre Niedergeſchlagenheit verſchwand, und ſie fing an, über das Vorgefallne zu ſcherzen. Der Harfner war voller Freuden. Auch nicht ein einzigesmal bedauerte er den Verluſt ſeiner Harfe. Es freuete ihn innigſt, daß ſeine Gattin den Fremden, dem ſie ſo höchlich verpflichtet waren, mit ſo vieler Munterkeit unterhielt. In der That nahm das Geſpräch nach und nach einen ſo lebhaften und ſelbſt einen ſo vertrauten Schwung, daß ein minder argwohnfreyer Ehemann nothwendig auf den Gedanken hätte gerathen müſſen, daß dieß nicht das Erſtemal ſeyn könne, wo der Jüngling und die Frau ſich ſähen. Die Wahrheit iſt: ſie waren alte Bekannte, wiewohl ſie ſtillſchweigend ſchienen eins geworden zu ſeyn, die Fremden gegen einander zu ſpielen.

Sie war von einer Großmutter erzogen worden, deren Namen ſie trug, und von der die Familie einſtens zu erben hoffen durfte. Die Großmutter wohnte auf einer andern Inſel und nicht fern von dem väterlichen Hauſe des Jünglings. Beyde waren von Kindheit auf Gefährten und Geſpielen geweſen. Die Gewöhnung ging in Neigung über; dieſe reifte allmählich zur Liebe. Das Hirtenleben, was die hochländiſche Jugend in jenen Zeiten führte, kam ihrem Verſtändniſſe nicht wenig zu ſtatten. Statt in die Schule zu gehen, beſchäftigte ſich der junge Hochländer bloß mit Fiſchen, mit Jagen, und mit dem Anhören und Auswendiglernen der alten Lieder und Sagen, die damals das Entzücken aller Volksklaſſen machten. So fehlte es dann dem Jünglinge nicht an Gelegenheit, die Schöne, deren Reitze täglich zunahmen, zu ſehen und zu ſprechen. Schon waren ſie einander unentbehrlich geworden, als die Großmutter ſtarb, und das Mädchen in ihre Geburtsinſel und in das väterliche Haus zurückgeholt wurde. Seit der Zeit bis auf den jetzigen Augenblick hatten ſie einander weder geſehen, noch von einander gehört; denn die Kunſt des Schreibens war unbekannt, und der Verkehr gering zwiſchen den verſchiedenen Inſeln.

Die Trennung ging den beyden Liebenden ſchmerzlich nahe. Zwar dachten ſie nicht daran, ſich zu ehlichen; denn abgeſehen auch von ſeiner Jugend, gab es ein unüberſteigliches Hinderniß gegen ihre Verbindung. Er war ein Duinwaſſal (Duin-wassal) oder Edler, ſie eine aus dem gemeinen Volke. Dieſe beyden Stände vermiſchten ſich in jenen Zeiten nie mit einander. Der dürftigſte Edelmann ward von dem Volke mit ſclaviſcher Unterwürfigkeit verehrt, und in der mehreren Zahl angeredet, während der wohlhabendſte Gemeine geduzt wurde, und ſich nicht einfallen laſſen durfte, mit allen ſeinen Reichthümern um die Hand der ärmſten Edeldirne zu werben.

Den Liebenden freylich wäre das kein Einwurf geweſen. Was kümmern die Jugend und die Liebe die Meynungen der Menſchen? Ihnen genügt, daß ſie einander gefallen.

Die Verheirathung des Mädchens ereignete ſich erſt zwey Jahre nach ihrer Trennung. Es war von ihrer Seite eine ſogenannte Convenienzheirath. Sie hatte nichts einzuwenden gegen den Tonkünſtler, der ein Mann von Anſehen und Eigenthum war. Sie gab ihm ihre Hand, während in ihrem Herzen noch die frühere Liebe glimmte. Des Gatten Zärtlichkeit und Verdienſte ſchwächten jedoch mit jedem Tage dieſe Eindrücke. Sie möchten binnen kurzem ganz und gar verloſchen ſeyn, wenn nicht dies unerwartete romantiſche Wiederſehen ihnen mit einmal alle vorige Kraft wiedergegeben hätte. Tauſend holde Erinnerungen aus der Kindheit und Jugend harmloſen Tagen überdrängten das zu ſchwache Weib. Der Geliebte ihrer Jugend ſtand vor ihr im erhöhten Reitze. Er allein ſchien ihrer Liebe würdig.

Der Jüngling ſeiner Seits fühlte ſich nicht weniger gerührt und gefeſſelt. Jene Reitze, die ſein keimendes Herz gefeſſelt hatten, ſtanden jetzt in ihrer volleſten Blüthe. Die Blicke, das Erröthen der Geliebten verriethen ihm, was in ihrem Innern vorging. Ihr Geſpräch entflammte ſeine Leidenſchaft. Taumelnd von dem ſüßen Gifte, unterdrückte er jede Rückſicht, und beſchloß, ſie zu entführen in irgend eine entlegene Inſel, wo kein Menſch ſie kennen würde.

Der betrogene Gatte ſchlug endlich ſeiner Frau vor, die Reiſe fortzuſetzen, da denn der Fremde ſich höflicher Weiſe erbot, ſie eine Strecke Weges zu begleiten. Er fand Mittel, ihr während des Wanderns ſeinen Entſchluß zuzuflüſtern, und die Treuloſe zeigte ſich nur allzu geneigt, ſeinen ſtrafbaren Wünſchen zu willfahren. Sie gelangten an den Eingang einer waldigten und tiefen Schlucht. Ein Bach rauſchte in der Ferne. Die Treubrüchige klagte über Durſt, und während der argloſe Gatte eilte, für ſie Waſſer zu ſchöpfen, verſchwand ſie mit dem Geliebten. Wer mahlt den Gemüthszuſtand des rückkehrenden Gatten! Beraubt mit einem Male ſeines Weibes und ſeiner Harfe, rief er voll Verzweiflung aus: Ich Thor, der ich dir zu Liebe meine Harfe verbrannte!

G. T.

Notizen.

In Schweden ſind zwey für Mineralogiſten und Minen-Eigenthümer ſehr merkwürdige Schriften von Hrn. Swedenſtierna und Baron von Hermelin, und in Dänemark eine Reiſe ins Innere der däniſchen Provinzen von Wedel, ein Journal Cimbria von D. Fauſt, und eine Beſchreibung der zwölf Inſeln Nicobar herausgekommen.

Dante's Hölle iſt von Franzis Cary ins Engliſche überſetzt worden.

Richard Cumberlands Memoires enthalten ſeine Biographie, Aufklärungen über die Irländer, Nachrichten von Spanien, und intereſſante Anekdoten von merkwürdigen Perſonen.

Eine Nachtwandlerin zu Lyon ſoll, nach der Gazette de Santé, mit verſchloſſenen Augen durch dichte Körper, Thüren, und ſogar durch Mauern ſehen können. Credat Judaeus Apella!

Zu Percys ſchätzbaren „Reliques of ancient Poetry" wird nächſtens ein vierter Band geliefert.

Künſtler und Kunſtdilettanten in London gedenken eine Wochenſchrift: „The Artist" herauszugeben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien.

(Fortſetzung.)

Das Schauſpiel des Grafen van der Nath, Gonſalvo von Cordova, würde von der Bühne herab, wo Unvollkommenheiten des Versbaus, die man dieſem Stücke mit Recht vorwirft, ſo leicht den Ohren entſchlüpfen, gewiß ſeine Wirkung auf das Publikum nicht verfehlt haben, wenn eine vorſichtige Hand hin und wieder Einiges weggeſtrichen hätte, was für die Aufführung zu gedehnt ſeyn dürfte; der raſche Gang, welchen die Handlung größtentheils bis ans Ende behält, ſcheint allein ſchon über das Glück des Stückes auf den Theatern keinen Zweifel übrig zu laſſen. Es lieſt ſich übrigens ſehr angenehm, und man kann es der Rehm'ſchen Buchhandlung nicht anders als Dank wiſſen, daß ſie eine ſo gefällige Ausgabe dieſes Werkes veranſtaltete. Auch ein Kupfer iſt beygefügt: Gonſalvo im Kerker, den ſeine Geliebte beſucht, und ihm ein Giftfläſchchen reicht, das er ſich zu nehmen weigert. Die Zeichnung iſt durchaus edel, einfach und zart; der Stich iſt gleichfalls ſehr ſchön gerathen, doch hat ſich weder Zeichner noch Kupferſtecher genannt.

Gewiß muß in dem Herzen jedes Oeſterreichers das immer ſichtbarer werdende Aufblühen vaterländiſcher Literatur und Kunſt ein ſehr freudiges Gefühl erwecken; durch ſie wird auch endlich ein edlerer Geiſt die Schaubühne beleben, und das Alltägliche und Gemeine aus dem Tempel dramatiſcher Kunſt entfernt werden.

Von der Wochenſchrift: Das Sonntagsblatt, oder Unterhaltungen von Thomas Weſt, ſind nun bereits mehrere Bogen erſchienen, doch glaubt Referent, daß ſie den Ruhm des Verfaſſers eben nicht vermehren dürften. Gewöhnlich gefällt ſich der Verfaſſer oder Herausgeber dieſer Zeitſchrift darin beſonders, dem Publikum die Schwierigkeit, etwas zu ſchreiben, recht anſchaulich zu machen; er läßt ſich von einem Freunde in weitläuftigen Geſprächen zureden, doch um Gotteswillen den Muth nicht zu verlieren, und zu ſchreiben; hierauf entſchließt er ſich dann, und läßt das Geſpräch, welches er und ſein Freund gehalten, drucken, und zieht ſich ſo glücklich aus der Verlegenheit. Die Sprache iſt noch in den Dialogen am reinſten und gefälligſten, ſonſt iſt ſie ſehr veraltet, und gleicht vollkommen den Ueberſetzungen engliſcher Romane, wie ſie in den Jahren 1760 bis 1770 gewöhnlicher waren. Manchmal yorikiſirt der Verfaſſer, manchmal ſucht er Wielanden im Style etwas abzuborgen, aber nicht mit vielem Glücke.

Die hier herauskommenden Theater-Journale haben ſeit mehreren Jahren das Unglück, faſt in der Entſtehung ſchon wieder zu Grunde zu gehen, um andern Platz zu machen, die ein eben ſo kurzes Daſeyn genießen. Das neueſte dieſer Journale, welches Anfangs bey Geiſtinger herauskam, nun aber auf Koſten der Verfaſſer ſelbſt herausgegeben wird, iſt, wenn hier ein Grad zu beſtimmen möglich iſt, das ſchlechteſte von allen, und ergießt ſich in unſeligen Albernheiten wahrhaft unerſchöpflich. Einer der Mitarbeiter, welcher vormals ein Schiffmeiſter war, iſt ſehr freygebig mit Gedichten und Beurtheilungen, und ſcheint die Höhe der Bildung, welche er errungen zu haben glaubt, durch Hinweiſung auf ſein vormaliges Geſchäft dem Publikum recht fühlbar machen zu wollen; denn er unterſchreibt ſich immer: geweſener Schiffer. Geiſtinger wollte, nachdem ihn dieſe Herrn verlaſſen hatten, ein neues Journal herausgeben, es ſcheint aber, daß er den Gedanken wieder aufgab. Bey eben dieſem Buchhändler kommen bereits ſeit längerer Zeit, nach Art der Berliner Coſtümenſammlung, die Coſtüme der beliebteſten Stücke heraus; meiſtens ſind dieſe Coſtüme zugleich Porträte der Schauſpieler, und faſt immer ſprechend getroffen. Obgleich meiſtens nur flüchtig hingezeichnet, zeugen ſie dennoch von dem ſchönen Talente des Herrn von Stubenrauch, der auch in dieſen Coſtümen, wie immer, ſich als ein Mann von Geſchmack und künſtleriſcher Fertigkeit erprobt.

Nach Wiedereröffnung der Theater wurden im Theater an der Wien zwey neue Stücke von nicht großer Bedeutung gegeben. Das eine: das Liebhabertheater, ein Luſtſpiel in zwey Akten, iſt von der Schauſpielerin Demoiſelle Luiſe Müller aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und ward vorzüglich aus Gefälligkeit gegen die artige Schriftſtellerin gütig aufgenommen. Das andere: die Mitternacht, eine Operette nach dem Franzöſiſchen, hätte einige gelungene Scenen; doch wird dieſe Operette durch die von Herrn Seyfried neu komponirte fade Muſik faſt unausſtehlich.

Madame Renner gefällt fortwährend in ihren Gaſtrollen; ſogar als Kathinka im Mädchen von Marienburg erhielt ſie Beyfall, obgleich die Wiener die verewigte Adamberger, eine Künſtlerin im höchſten Sinne des Worts, welche dieſe Rolle mit unnachahmlicher Naivetät gab, nie vergeſſen werden.

Demoiſelle Jagemann aus Weimar, welche vor mehreren Jahren einige Gaſtrollen mit vielem Beyfalle auf den hieſigen Theatern gab, iſt hier angekommen, und wird nächſtens im unterbrochenen Opferfeſte auftreten. Man iſt neugierig, ob ſie ſeit jener Zeit ihren Geſang noch vervollkommnet habe. Vielleicht wird auch bey dieſer Gelegenheit Mozarts Figaro, wo ſie ſo ſehr gefiel, wieder auf die Bühne kommen. Auch in Glucks Iphigenie erwartet man ſie zu ſehen, und iſt begierig, Vergleichungen zwiſchen ihr und Demoiſelle Milder aufzuſtellen; auf alle Fälle wird ſie eine gute Aufnahme finden.

Man erwartet bald Herrn Weigels Hadrian auf der Bühne zu ſehen. Die Poeſie iſt von Hrn. Sonnleithner nach dem Italiäniſchen des Metaſtaſio.

Herr Winter hatte ſchon ſeit mehreren Jahren einen Operntext von der verewigten Kaiſerin erhalten, der nun wahrſcheinlich, wenn die Compoſition vollendet iſt, auf die hieſige Bühne kommen wird.

Der Compoſiteur Pär, aus Dresden, iſt nun in Wien; doch, wie es ſcheint, nicht in der Abſicht, etwas für das Theater zu componiren.

Nro. 116.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 15. Mai, 1807.

Wie thöricht iſts, ſich Vieles nöthig machen,
Da die Natur nur Weniges verlangt.

Uz.

Sollten wir nicht Cytiſus bauen?

Die Philologie iſt, wie bekannt, die unnützeſte Geiſtestochter der Vorzeit, die in unſerm aufgeklärten Zeitalter ohnehin, wenn ſie irgendwo noch lebt, ſich ſelbſt überlebt hat. Die vielen Selbſtdenker, auch alle unſere dichteriſchen Selbſterfinder und erfinderiſchen Dichter, wozu bedürften ſie des Alterthums? Verwünſcht ſey, wer vor uns gedacht und die Ehre der Erfindungen ſo ſchwer gemacht hat! Und vollends in praktiſchen Fächern; was ſoll das Antike in unſrer alles ergreifenden Modernität? Freylich hätte man durch die Philologie z. E. längſt wiſſen können, daß jene moderne Taktik, welche die Feldzüge zu Hauſe, wie mit des berühmten Pater Joſephs Finger, mathematiſch zu konſtruiren nicht aufhörte, bis ſie ſich ſelbſt praktiſch deſtruirt hatte, bey den Siegen Alexanders und der Römer die Rathgeberin nicht geweſen iſt, daß die alten Welteroberer vielmehr — die Verſchiedenheit *) der Waffen abgerechnet — gerade die Kunſt zu kriegen hatten, welche ſich allerneuſtens als die Kunſt zu ſiegen faktiſch demonſtrirt. Wozu aber, da man dieß nunmehr auf eigene Koſten gelernt hat, ein Rückblick auf die veraltete Lehrmeiſterin, Erfahrung? Was kann, wenn wir mit Beyſpielen aus allen Fächern aufwarten ſollen, den Legislaturen an einem philologiſchen Reſponſum liegen, warum der Urſtaat, weder des Romulus noch des Moſe, Bettler hatte? Wer Bonſens hat, erfindet von ſelbſt die Löſung einer ſolchen Aufgabe! Oder ſollen wir etwa mit Hrn. v. Bonſtetten (ſ. deſſen geiſtvolle Reiſe in die klaſſiſchen Gegenden Roms. 1805.) die Philologie befragen, warum die Landſchaft um Rom zur Zeit der vorcäſariſchen, heydniſchen Regierung wohlangebaut, nahrhaft und geſund war, da die Campagna di Roma längſt unter den Nepoten der infalliblen Oberhäupter der Santa Chiesa, vermuthlich um deſto gewiſſer die Herzen der Menſchen vom Irdiſchen abzuziehen, eine Einöde geworden iſt, in welcher die Seuchen umherziehen, der Hunger aber ſich für permanent erklärt. Genug, daß es iſt, wie es iſt..

.. Und daß wir — ſo fällt uns jetzt eben ein ökonomiſcher Patriot in die Rede — daß wir, mein Herr! wie dieſes alles beſſer zu machen wäre, ohne Sylbenſtechereyen, ſelbſt wiſſen können, wenn wir wollten. Oder ſollte der Menſch nicht jetzt, ſo gut wie vor zweytauſend Jahren, ein animal rationale, zu deutſch, ein Vernunftthier ſeyn? — Dagegen wiſſen wir, wenn Sie mir's nicht übel deuten wollen, eben ſo gewiß, daß wir Ihre ganze Philologie, welche unſern Geiſt immer an dem Gängelbande der vielfachen, alten Erfahrungen leiten, und nicht, kraft ſeiner Selbſtthätigkeit, überall mit neuen Experimenten anfangen laſſen möchte, an ſich und ſo wie ſie iſt, weder in Küche noch Keller, weder auf Landgütern noch Domänen brauchen können. Die langweilige Geduld aber, daß wir die Menge von Erfahrungen, welche uns Ihre Philologie aus der grauen Vorzeit vorführen will, erſt nach unſern Zeit- und Orts-Umſtänden anwenden und anſchmiegen ſollten, werden Sie

*) Doch iſt auch die wichtigſte Waffe der Alten in den verlängerten Bajonetten wieder, und verbeſſert, wieder erſchienen.

doch dem endlich einmal raſch genug fortſchreitenden menſchlichen Geiſte zuzumuthen nicht wagen? Am liebſten möchte wohl Ihre Freundin noch eine Gärtnerin ſeyn, Blumenleſen anſtellen, frühreife Früchte in zweydeutigen Körbchen einem zum Morgengruß ſchicken. Aber Ihre Blumen riechen nicht; Ihre Pflanzen geben keine Nahrung. — Heil dem Manne, welcher uns die Erdäpfel und Erdbirnen brachte. In dieſer Frucht reichte ſeine unäſthetiſche, aber deſto nützlichere Weltklugheit dem fleißigen Landmann, welcher Korn und Moſt für Intereſſen und öffentliche Bedürfniſſe hinzugeben ſchuldig iſt, in der einfachſten Geſtalt der Natur ſeinen nothdürftigen Unterhalt, damit er immerfort wieder pflügen und hacken, ernten und herbſten, und der Erzeugniſſe ſeines Ackers und Weinbergs zur Befriedigung ſeiner Schuldigkeiten, ohne Furcht vor der bey Plinius's Landhauſe perennirenden Hungersnoth, entbehren kann. Ich, mein Freund! — in jeder Kartoffel erblicke ich eine Handvoll Mehl, von der wohlthätigen Mutter Erde ſelbſt in das wohlfeilſte Säckchen eingehüllt, und zwar ein Mehl, welches, beynahe wie das Manna in der arabiſchen Wüſte, jeden Geſchmack, den man ſich dabey einbilden mag, annimmt oder von ſich gibt. Was? was ſind dagegen alle die müſſigen Produkte eurer ſinnreichſten anthologiſchen Spatziergänge, ihr Herrn Philologen!

Wie aber, erwiederte ich ſchnell, wenn ich hoffen dürfte, auch Ihnen, mein theurer Patriot! durch des ſo eben gerühmten Hrn. v. Bonſtetten philologiſche Wiederentdeckung des Cytiſus einen gleich wichtigen Stoff der Gemeinnützigkeit zur Bearbeitung zu geben?

„Des Cytiſus? — Cytiſus?? Meinen Sie den Cytiſusbaum, — Cytisus laburnum? — Was die Italiäner Citiso nennen?“

Gerade dieſen meint der ideenreiche Alterthumskenner, aus deſſen inhaltreicher Reiſe (2. Th. S. 153. ff.) ich dieſen dort für die Praxis allzuverſteckten Rath gern zu einer allgemeinen Entdeckung machen möchte, welche vielleicht der wohlthätigen Verbreitung der Kartoffel an die Seite treten könnte.

„Wohlan! Laſſen Sie uns hören.“

Sie erlauben mir alſo, daß ich mich, mit dem Apparat des denkend gelehrten Schweizers bepanzert, in die Bruſt werfe, und alle alten Freunde der philologiſchen Gärtnerin zum Spruch kommen laſſe? —

Columella ſagt: „Pflanzt Cytiſus, ſo viel ihr könnt! Er iſt gleich gut für Bienen zur Beſetzung des Hofraums, wie für Pferde, Ochſen, und alles Hausvieh, das er ſchnell mäſtet. Er vermehrt vornehmlich die Milch.“ Und ſchon Ariſtoteles (von den Thieren) da, wo er von der Schönheit des Hornviehs und der Schafe in Epirus und von der verſchwenderiſchen Menge der erzeugten Milch ſpricht, ſetzt hinzu: „Der Grund iſt, daß es hier Pflanzen gibt, welche die Milch vermehren, wie der Cytiſus! dieſer macht die Milch fetter.“ Nur müße man ſich hüten, den Cytiſus zu füttern, wann der Strauch blüht, weil alsdann ſein Laub zu ſehr erhitze.

„Aber wie gedeyht Ihr Cytiſusbaum? wie benutzt man ihn?“

Auch davon gibt uns die Philologie den Rath der Alten. Man ſäet ihn (es verſteht ſich, in Italien) im October in ein gutzubereitetes Land und verpflanzt ihn im Frühjahre vier oder, nach Varro, anderthalb Fuß weit auseinander. Fehlt es dann an Regen, ſo muß er in den erſten 14 Tagen begoſſen werden. Man blattet ihn ab, wenn das Laub ausgeſchlagen hat. Ein Pferd hat an 15, ein Ochſe an 20 Pfund dieſer Blätter des Tags Futter genug. Will man es auch gedörrt nützen, ſo darf man die Blätter nur einige Stunden an der Sonne liegen laſſen; alsdann trocknet man ſie vollends im Schatten. (Man hat mithin den häufig unbequemen Einfluß der Witterung auf das Dörren unſers Wieſenfutters nicht zu fürchten.) Das getrocknete wird vor der Fütterung in Waſſer angefriſcht, mit Stroh vermiſcht, und dann, aber in kleinerer Quantität als das friſche, dem Vieh gereicht. — Plinius gibt dieſem höchſt nutzbaren Gewächs gleich große Lobſprüche.

(Der Beſchluß folgt.)

Stumpfſinn.

Es iſt erfreulich, wenn man etwas gutes erzählen kann; und es iſt traurig, wenn man etwas ſchlimmes erzählen muß. Aber Pflicht iſt das letzte mehr, als das erſte; denn das Gute iſt und bleibt gut durch ſich, unerkannt und unbelohnt; aber das Schlimme ſoll beſſer werden. Jeder wirke ſo viel er kann, ſo lange ſein Tag währt.

Vor einigen Tagen hatte ich einen unglücklichen Anblick nicht weit von meinem Fenſter, der zugleich empörend und niederſchlagend war. Eine junge Perſon, die, wie ich nachher hörte, ihr Schickſal leichtſinnig an einen Iſenburger Soldaten geknüpft hatte, war wahrſcheinlich mit ihm davon gezogen und von ihm verlaſſen worden. Bey ihrer Rückkehr ohne Zuflucht, mit Schande bedeckt und voll Verzweiflung, ſtürzte ſie ſich hier in Leipzig nahe an der Thomasmühle in den Fluß. Es ſammelten ſich Leute, ohne daß ich die Urſache wußte; die Menge wuchs, ohne daß ich etwas beſtimmtes erfuhr: und mehrere Hunderte ſtanden am Ufer auf und ab, ohne ſich zu rühren, als ich nun hörte, es liege eine Ertrunkene im Waſſer. Aber, mein Gott, warum zieht ſie denn niemand heraus? Der Fluß iſt ja ganz ſchmal. Es wird gemeldet, hieß es, und man hohlt die Fiſcher, denen es zukommt, den Leichnam heraus zu nehmen. Ich hatte die Fußgicht und konnte mich kaum rühren; der Zorn zuckte mir durch alle Sehnen, und ich fluchte der Unmenſchlichkeit. Der Müller mit ſeinem ganzen Hausvolk, ein Haufe von mehrern Hunderten ſtanden

ruhig und mäßig, und ſahen den Körper ſchwimmen. Man hat mich ſogar faktiſch verſichern wollen, man habe die Perſon an den Kleidern uber die Oberfläche des Waſſers gehoben, ob man ſie vielleicht kenne, und ſie wieder hineinfallen laſſen, bis die Fiſcher kämen, die ſie herausnehmen müßten. Vielleicht eine Stunde dauerte es, ehe der obrigkeitliche Befehl oder die Fiſcher kamen.

Der Anatom D. Roſenmüller verſicherte nach der Behandlung vor und bey der Sektion, ſie hätte wahrſcheinlich gerettet werden können, wenn ſie nur etwas früher herausgezogen worden wäre: denn das Blut wäre bey Oeffnung der Ader noch leicht gefloſſen. Man ſchob die Schuld auf die Juſtiz, weil es zweifelhaft geweſen ſey, wer ſie hier aufheben ſolle. Ich bin mit den Landesverordnungen hierüber nicht bekannt; aber ſchwerlich hätten Irokeſen erſt eine Verordnung nöthig gehabt, um beſſer zu handeln, als hier geſchah. Daß übrigens in unſeren leidigen Patrimonialgerichten, beſonders beym Verunglücken im Waſſer, Kolliſionen dieſer Art nicht ſelten eintreten, weiß ich aus der Provinz. Aber das Empörende war hier, daß Nachbarn und mehrere hundert Zuſchauer ſeelenlos da ſtanden, und erſt auf die Fiſcher warteten, bey einem Fluſſe, in dem man nur mit aller angewandten Mühe ertrinken kann. Und das geſchah in Leipzig, wo man ſonſt wirklich human, wohlthätig und edeltheilnehmend iſt, und wo für Rettungs-Anſtalten eben in dieſem Punkte gewiſſenhaft geſorgt iſt. Die Erſcheinung eines ſolchen Grades moraliſchen Stumpfſinns ſetzte mich einige Tage in eine mehr als gewöhnlich traurige Seelenſtimmung.

Seume.

Anekdote.

Burmann, bekannt durch ſeine Quaterne, Gedichte ohne R. u. ſ. w., war ein ſehr gutmuthiger, und mit eigenem Verluſte höchſt gefälliger Menſch. Reichthum, Stand, und alle Ehrenbezeugungen der Dame Fortuna ſchienen ihm keiner Aufmerkſamkeit werth; in die Launen ſeines Schickſals wußte er ſich zu finden, und ſein ganzes Leben hindurch hohe Kindlichkeit zu bewahren. Was er beſaß, war aller Menſchen Eigenthum. Groß und Klein ward von ihm gleich behandelt, und mit Du angeſprochen.

Er hatte einmal von dem verſtorbenen Prinzen Heinrich von Preußen für ein Gedicht eine ſehr ſchöne Doſe geſchenkt bekommen, deren Werth wenigſtens 20 Frdd'or war. Er wohnte in dem Hauſe eines Handſchuhmachers, deſſen bejahrte Schweſter ihm häusliche Handreichungen that. Dieſe ſah die ſo eben mitgebrachte Doſe ſtehn, und da ſie ihr ſehr gefiel, brach ſie in Lobeserhebungen derſelben aus.

Nimm ſie dir, ſprach Burmann trocken; Gott bewahre, entgegnete ſie, darum habe ich ſie nicht gelobt, daß ſie mir geſchenkt werden ſoll!

Burmann aber hatte es ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, und da ſie immer mehr Umſtände machte, die Doſe auch durchaus nicht nehmen wollte, ſo fiel er auf die Idee, durch billigen Verkauf ſein Geſchenk anſtändiger zu machen.

Hör mal, ſagte er, ärgere mich nicht, ich will die Doſe los ſeyn, gib mir 2 Thaler, und nimm ſie.

Aber auch dazu war die Perſon nicht zu bewegen, ſie verſicherte, daß ſie weder durch Schenkung noch Kauf Beſitzerin derſelben ſeyn wollte, und Burmann war bitterböſe.

Die Schweſter kam zu dem Bruder, erzählte dieſem die Geſchichte, und lachte herzlich darüber, daß Burmann eine Doſe, 20 Frdd'or werth, für 2 Thaler verkaufen wollte.

Der Lehrburſche des Handſchuhmachers, der den Zweck Burmanns nicht begriffen hatte, dachte bey ſich: Halt, hier iſt ein Handel zu machen, ſprang haſtig zu Burmann hinüber, und — bot ihm, ſtatt zwey — drey Thaler. —

Nie konnte ſich Burmann dieſes Vorfalls ohne Vergnügen erinnern, und die Naivetät des Lehrburſchen fand er noch in ſeinen letzten Lebensjahren höchſt drollig.

Sie und Er.

Fragespiel.

Sie.

Was ſchimmert ſo lieblich am wallenden See,
Was ſtrahlet ſo freundlich aus duftigem Klee?
Es lächelt vergebend, wenn man es bricht —
O ſage! ſage!

Er.

Vergiß mein nicht!

Er.

Was rankt ſich ſo innig an's Haidekraut,
Wie an den Geliebten die zagende Braut?
Es birgt ſich furchtſam in Demuths-Schein —
O ſage! ſage!

Sie.

Gedenke mein! *)

Sie.

Kennſt du die Worte, ihr leiſeſter Schall
Durchdringet mit Leben das glänzende All?
Sie bringen Hoffnung, wenn Freude wich —
O ſage! ſage!

Er.

Ich liebe dich!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin.

Der Beytrag, welchen die hieſigen Buchhändler zur diesjährigen Bücher-Meſſe liefern, fällt eben nicht ſehr bedeutend aus. Ohne Zweifel iſt unter den hier neu erſcheinenden Werken F. H. Bothe's, des glücklichen Ueberſetzers des Euripides, Verdeutſchung des Pindar, nebſt Murhards „Gemälde des Griechiſchen Archipelagus" das Nennenswertheſte.

Von einem hieſigen ſehr hochachtungswerthen Gelehrten (dem Verfaſſer des neuen Leviathan) iſt ſo eben ein neues Werk bey Perthes in Hamburg erſchienen, das den Titel führt: Theorie der politiſchen Welt.

Ein hieſiger junger Dichter hat ein Drama: Niobe geſchrieben, das in der Realſchulbuchhandlung erſcheint, und erſt nach der Oſtermeſſe ausgegeben wird. Was man ſich von dieſem Werke zu verſprechen habe? Dieſes Problem zu löſen, dürfte ſchon die Perſönlichkeit des Verfaſſers hinreichen; es iſt derſelbe Schriftſteller, aus deſſen Feder der vergeſſene — Lacrimas gefloſſen iſt.

*) Ein bekanntes violettes Haideblümchen.

Auguſt Kuhn iſt jezt ſehr mit ſeinem Muſen-Almanach beſchäftigt, den er mit ſeinem Freunde Treitſchke in Wien zur Michaelis-Meſſe herausgeben wird. Die geſchäztesten der jeztlebenden Dichter Deutſchlands, ein Collin, Gramberg, Haug, Fried. Kind, Weiſſer, Mahlmann, K. H. L. Reinhardt, eine Louiſe Brachmann u. a. m. unterſtüzen dies Unternehmen, und ſchon dieſe Namen ſind hinreichend, um für den Almanach ein günſtiges Vorurtheil zu wecken.

Werner, der Verfaſſer der Söhne des Thales, wird nach Wien gehen. Hofft er vielleicht, daß ihm die Bewohner der Kaiſerſtadt den Lorber bieten ſollen, den ihm die Berliner — verſagten?? — — —

Kopenhagen, 19 April.

Das hieſige königl. Muſeum der Naturwiſſenſchaften hat die (ſchon erwähnten) eben ſo wichtigen als merkwürdigen Geſchenke auf folgende Weiſe erhalten: 1) Von der königlich däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften eine Sammlung Mineralien von der Altaiſchen Bergkette; 2) von der königl. Rentkammer eine Menge Mineralien aus dem ſüdlichen Theile der Inſel Island; 3) von Hrn. Oberſten Mühldorff ein herrliches Prachtexemplar von Madrepora muricata; 4) von Hrn. Etatsrath Tönder Lund eilf vortrefflich konſervirte Vögel von St. Domingo; 5) vom Hrn. Groſſirer von Pahlen zwey höchſtſeltene grüne Varietäten von Cypraea Arabica; 6) von Hrn. Profeſſor Schumacher 23 oſtindiſche und chineſiſche Vögel. Bey Eröffnung des königl. Muſeums wird man an dieſen Stücken zur dankbaren Erinnerung die Namen der Geber bemerkt finden.

In der Verſammlung der ſkandinaviſchen Literaturgeſellſchaft vom 14 März verlas Hr. Dr. Münter eine Abhandlung über ein uraltes Denkmal bey Helmſtädt im Braunſchweigiſchen; und Hr. Kapitän Abrahamſon theilte Berichtigungen und Zuſäze zu der Abhandlung über die neulich in Norwegen aufgefundene Runenſchrift mit.

Vergangenes Jahr wurde unſere Stadt mit neunundreyßig kleineren und größeren Feuersgefahren heimgeſucht.

Bis jezt ſind faſt 700 Rthlr. zu Tode's Monument eingekommen.

Bern, 22 April.

Unſere traurige Sektirer-Mordgeſchichte (S. Morgenblatt Nro. 66), deren Prozeß noch unbeendigt iſt, beſchäftigt fortdaurend die Aufmerkſamkeit von Stadt und Land; man predigt und ſchreibt darüber, und man ſieht dem Urtheil des Richters und den Beſchlüſſen der Regierung mit um ſo geſpannterer Erwartung entgegen, als man aus einem kürzlich mit der hieſigen Zeitung ausgetheilten „authentiſchen Berichte“ nur geringe Erbauung ſchöpfen konnte. Die Zeitſchrift des berniſchen Beobachters liefert „Meditationen über die religiöſen Schwärmer im K. Bern,“ die eine gewandte und geiſtreiche Feder verrathen, deren Verfaſſer aber doch nicht recht zu wiſſen ſcheint, was er eigentlich will. Das Uebel mahlt er mit ſchwarzen Farben aus: beynahe in allen Gemeinden des Kantons ſoll der leidige Dämon ſein Weſen treiben, und die Zahl der frommen Schwärmer aller Art ſoll in ſtillem Gedeihen ſtets fortwachſen. „Ein großer Theil unſerer Sektirer brütet dahin in eiſerner, verſchloſſener Schwärmerei und ſtiller Wuth; Unzufriedenheit über alle weltliche und geiſtliche Macht, Mistrauen und Geringſchäzung gegen beyde, bange Erwartung großer und naher Veränderungen und daraus entſtehende gänzliche Gleichgültigkeit für das Intereſſe des Vaterlandes iſt Haupt-Charakter, und äußert ſich im Umgang unzweydeutig genug: von den Extremen und verſchiedenen Nüanzen iſt hier nicht die Rede. Dieſe Menſchen halten ſich und ihre Meinungsgenoſſen für den Mittelpunkt des Ganzen, und ſind daher keiner andern Rückſicht mehr fähig; die meiſten haben, zum Glück! keine Vernunft verlohren, weil ſie keine mitgebracht hatten: die armen Tröpfe können nichts als glauben und wieder glauben, wie ſie als Kinder ſchon in der Schule alles gedankenlos glaubten; und ſeitdem das innere Licht in ihnen brennt, haben ſie Augen, die nicht mehr ſehen, und Ohren, die nicht mehr hören. Sehr gefährliche Schwärmer, bey denen die Myſtik bereits in Verſteinerung übergegangen iſt, und der blinde Trieb zu verfolgen und zu verdammen nur auf den elektriſchen Funken wartet, um in frommer Einfalt alle Greuel zu verüben, und Mord und Brand, ad majorem Dei gloriam, betend und ſingend um ſich her zu verbreiten. Auf dieſer wohlgefüllten Pulverkammer, neben dem Krater dieſes kochenden Vulkans, leben wir nun gemüthlich und ſorglos, gleich jenen leichtſinnigen Bewohnern der ſchon ſo oft verheerten Lavagefilde des ſüdlichen Italiens; und wenn ſchon einzelne Exploſionen als Vorläufer des zerſtörenden Brandes uns warnen, ſo beſchwazen wir das Geſchichtchen zur Verkürzung langweiliger Tage u. ſ. f.“ Die etwas grelle Schilderung mag im Grunde ſehr treffend ſeyn, und nicht minder, was man weiter unten über den Grund der Empfänglichkeit für dieſen myſtiſchen Unſinn liest. „Es iſt wohl nirgends der roheſte Aberglaube ſo tief eingewurzelt, wie bey uns auf dem Lande; keine Art vom gröbſten Betruge, die nicht mit Wahrſagen, Schazgraben, Sympathiemitteln, Wunderſprüchen, Hexerei und Exorciſiren allenthalben mit beſtem Erfolg betrieben werde; kein dummer Glaube von Geſpenſtern, Teufeln, böſen Geiſtern und Luſtarten, Traumdeutereien, und Kraft geweihter Wörter, die nicht allgemein eingeführt, und mit unerſchütterlicher Ueberzeugung in den Köpfen liege: zu allem dieſem kommt noch der elendeſte Kalender- und Traditionenglaube, von welchem unſer Landmann ganz umſtrickt iſt, und bey allen Haus- und Feldgeſchäften knechtiſch abhängt. Die Zahl der Ausnahmen iſt ſehr klein!“ Hier iſt die Wurzel des Uebels zuverläßig bezeichnet, und damit denn doch wohl auch das allein wirkſame Heilverfahren ſchon angedeutet. Minder befriedigend dürfte man hingegen die Ausführung deſſelben finden: da wird auf allgemeine durchgreifende Ausrettungsmaßnahmen, auf Vertilgung des Giftbaums gedrungen, die Schwärmer alle, ohne Ausnahme, werden für inkurabel, und jeder Belehrung ganz unfähig erklärt. „Es wäre eben ſo leicht, unſern Frommen im Land die Lehren des Confuzius oder Mahomet beyzubringen, als wiederum ſchlichte Proteſtanten aus ihnen zu machen.“ Man wird ordentlich bange, welche Dragonaden unter ſolchen Umſtänden empfohlen werden möchten; aber der gute Geiſt des Verfaſſers lenkt bald wieder ein; er will die Gemüthskranken weder bekehren, noch verfolgen. „Wenn nur einmal die Prediger und Erleuchter entfernt, alle Verſammlungen unmöglich gemacht, alle Verbreitung myſtiſcher Bücher (wozu er namentlich Jungs Schriften zählt) verhindert, und die Jugend auf dem Lande in verbeſſerten Schulanſtalten vernünftig gebildet wird, ſo können mittlerweile die alten Bethörten ruhig ausſterben.“ Aber nun ſchlägt er ein Geſez vor, das alle frommen Zuſammenkünfte, die den Familienkreis überſchreiten, auſſer der Kirche, verbieten, und jede Verbreitung myſtiſcher Schriften bey fühlbarer Strafe unterſagen ſoll; er will zu gleicher Zeit eine Geſellſchaft ganz vorurtheilsfreyer Freunde des Vaterlands, der Wahrheit und Ruhe ſtiften, die, mit Unterſtüzung der Regierung, alle Myſtik und Sektirerei bekämpfen, und von der Hauptſtadt aus ſich durch Aſſociation und Korreſpondenz in alle Gemeinden des Kantons erſtrecken ſoll! — Der Mißgriff iſt allzuarg, um näherer Rüge zu bedürfen.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nr. 6.

Nro. 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Mai, 1807.

Wahrlich, des Holden, das noch durch Lieder kein Sterblicher ehrte,
Iſt wie des Nützlichen viel, das noch kein Sterblicher that.

Matthiſſon.

Sollten wir nicht Cytiſus bauen?

(Beſchluß.)

„Wohl. Aber gerade aus des Plinius franzöſiſchen Erklärern (nach der Ausgabe von Poincenet de Syvri) erinnere ich mich noch, daß dieſe nicht wußten, was ſie aus dem ſo gerühmten Cytiſus machen ſollten, daß ſie an Empfehlung ſeines Anbaus nicht dachten. —“

Davon fällt die Schuld höchſtens auf die Philologen, nicht auf Philologie. Und, will man billig ſeyn, ſo möchte ſie nicht einmal ſehr auf jene fallen. Oder gibt es denn der Orte ſo viele, wo man es dem philoſogiſchen Erforſcher des Alterthums möglich macht, den Fund, welchen er aus der Vorzeit hervorholt, mit dem neuern Zuſtande der Dinge practiſch in Vergleichung zu bringen? Kann dies der vereinzelte Privatfleiß, wenn nicht, nach der alten Beſtimmung, welche die Akademien der Wiſſenſchaften hatten, die Philologie in ein nächſtes Verhältniß mit Naturgeſchichte, Phyſik u. dgl. geſetzt iſt, wenn nicht die wechſelſeitige Unterſtützung bey ineinanderfließenden Problemen einer ſolchen glücklichen Miſchung ausgewählter, durch kein andres Amt beſchäftigter, aber für das eigenthümliche Studium ihres Fachs leidenſchaftlich intereſſirter Sachkenner zur Pflicht gemacht werden kann. Eine ſolche Corporation allein vermag den menſchlichen Mangel zu erſetzen, daß wir nicht alle (einzeln) alles können. Allein, weil unſere Akademien nicht alle Jahre etwas ſo nützliches, wie der Kartoffelbau allerdings iſt, oder etwas ſo erhabenes, wie die Principien der Kalenderberechnung, in Prüfung zu ziehen haben, weil ſie dann aus natürlichem Mangel an gleichwichtigen Gegenſtänden oft ihre Acta mit minder handgreiflichen, folglich kleinlichten Unterſuchungen füllen, (von denen doch oft durch allerley Combinationen etwas ſo wichtiges, als z. B. die Wiederentdeckung des griechiſchen Feuers aus den Alten ꝛc. ſeyn möchte, abhangen kann!) Und weil man ſie ſchon lange nicht mehr in Wachſamkeit und Anſtrengung erhalten hat, ſo reißt dem Finanzmann die Geduld, nicht mit jedem Rechnungsabſchluß baaren Nutzen zu ſehen, und die Aloe mag, weil ſie nur alle 100 Jahre Frucht trägt, als unfruchtbar, in die Caducität fallen. O, wie oft dachte ich, während die franzöſiſche Nationalthätigkeit vor einigen Jahren auch Chemie, Mechanik, Phyſik ꝛc. zum öffentlichen Nutzen weckte und belebte, dafür aber auch mit brennendem Patriotismus einige wichtige Erfindungen mit hundert kleineren, wie die Funken aus dem Kieſel, plötzlich ans Licht hervorſpringen ſah, wie oft dachte ich damals, mit Anwendung auf die Wiſſenſchaften, an eine Fabel der Araber, worin die Löwin, von einem vielgebährenden Hausthiere darüber, daß ſie ſo ſelten ihr Geſchlecht fortpflanze, geneckt, zur Antwort gibt: dafür gebähre ich dann einen Löwen! Und auch unſer Cytiſus, wenn er gedeyht, könnte —

„Weislich ſetzen Sie Ihr Wenn! Hat man aber irgend Hoffnung, daß etwas, das einſt nützlich war, und doch in Abgang kam, ohne mancherley Riſico wieder gedeyhen werde? Muß nicht der Grund, warum man ihn vernachläßigte, in irgend einem Fehler der Sache liegen?“

Verzeihung! Liegt etwa der Fehler in der *Sake*, wenn einſt, ſo lange jeder Römer ſeinen Acker wie Gartenland baute, und daher die ihm von *Romulus* her zugetheilten zwey Morgen Familienguts noch ſeinen *Hortus* nannte, die ganze Gegend voll Cultur war, und wenn dagegen nachher, als der Luxus alles durch Sclaven bauen ließ, als die Cäſarn dem Volke ſeine Freyheit um Brod und Fechterſpiele abkauften, und dadurch alles in Magnaten und Bettler umſchuffen u. ſ. w. das Gartenland zur Wüſte werden mußte. Damals mag auch der Cytiſus wieder in den Zuſtand der Wildheit zurückgefallen ſeyn. Der Name iſt griechiſch. Aus Griechenland mag er alſo nach Italien gekommen ſeyn. Seine Anpflanzung ſcheint ſpäter als *Cato's* Zeitalter. Aber *Plinius* ſagt: er komme überall fort! Und mein Gewährmann (S. 155) verſichert, mit Grund zu glauben, daß der Cytiſus der Alpen mit dem des *Varro* und *Plinius* einerley Strauch ſey. Er fand ihn bey Präneſte, und unter Anticoli und Auſta in den Sabiniſchen Gebürgen, wo er dem Weine zur Stütze dient. Auch der gelehrte *Forcellini* hält den *Citiſo* der Italiäner für den Cytiſus der Alten. Jener wächst zu tauſenden in der Schweiz, auf dem Jura, nicht weit von der franzöſiſchen Gränze auf der Seite von Rouſſes. In Schweden und Dänemark ſah ihn Hr. von B. gleichfalls *wild* wachſen. Er möchte noch vielfacher zu brauchen ſeyn, als das kleine, ſo wichtig gewordene Kleekräutchen, welches doch in der Fütterung Epoche gemacht hat. Auch das Holz des Cytiſusbaums iſt erwünſcht. Es wird, als ſehr hart, gern von den Wagnern gebraucht. Seine Blüthe ſagt den Bienen zu. Die Alten brauchten auch die Erbſen in ſeinen Hülſen für den Viehhof. Nach *Columella* (8, 4.) gab man jungen Hühnern Cytiſusblätter und Cytiſusbohnen, als etwas ihnen ſehr angenehmes. Kennen Sie den „Goldregen," eine der herrlichſten Zierden unſerer engliſchen Gärten? Er iſt der geprieſene Cytiſus! Er wächst auf Bergen und in Thälern — —

„Man müßte alſo nur verſuchen, ob er auch ökonomiſch ein Goldregen werden könnte. Aber dazu werden erſt mancherley Proben, Anbequemungen an unſer Klima, an unſern Boden ꝛc. nothwendig ſeyn."

So iſts! Und ſo iſts überhaupt mit allen Schätzen des Alterthums, welche die Philologie zu Tage fördert — mit den geiſtigen, mein theurer Freund! wie mit den ökonomiſchen. Sie ſind die Hinterlaſſenſchaft einer uns fremdgewordenen Welt. *Man muß ſie zu lokaliſiren wiſſen!* Oder ſind wir ſo reiche Leute, daß wir das uralte Bergwerk zuwerfen und verlaſſen dürfen, weil man die tief heraufgeholten Metalle erſt waſchen, pochen, körnen, ſchmelzen ꝛc. muß, ehe ſie den Goldregen der Finanz-Kammern vermehren können?

„Wäre es nur nicht ſchon oft mit manchen philologiſchen Nachſpürungen am Ende eben ſo gegangen, wie ich in einer andern Wallfahrt nach Italien (ſ. *Seume's* Spatziergang nach Syrakus S. 231) kürzlich las. Der edle Ritter *Landolina* in Sicilien machte mit einer Geſellſchaft von Fremden, ich denke, gerade von Deutſchen, eine antiquariſche Spatziergangsjagd. Sie finden in einem antikſcheinenden Felſen eine gewiſſe Vertiefung. Was konnte es anders ſeyn, als eine neuentdeckte Antiquität? Nur über die Interpretation, ob ſie Lebenden oder Todten, Sehenden oder Blinden gedient habe, entſtund ein lebhafter Zwiſt. Ein alter Bauer näherte ſich beſcheiden. Er hörte, wovon die Frage war. Das kann ich Ihnen am beßten erklären, ſprach er. Vor ungefähr 20 Jahren habe ich das Loch hier ſelbſt ausgehauen, um meine Schweine daraus zu füttern. Da ich ſeit mehrern Jahren keine Schweine mehr habe, füttere ich keine mehr daraus." — —

Ein erwünſchtes Seitenſtück zu dem bekanntern *c'est le chemin des ânes!* Ein anderes aber iſt ein archäologiſcher Schweinetrog, aus welchem modern-antike Kunſt-Kenner machen, was ſie können; ein andres unſer Cytiſus-Baum, den die ewige Natur gemacht hat, und über welchem wir den Aeltern ja wohl ihre Erfahrungen ablernen ſollten, wozu ihn die allernährende Mutter gemacht habe. Mögen Sie, mein ökonomiſcher Patriot, am Ende die Philologie dafür lieben oder belächeln. Ich bleibe bey der Frage ſtehen: *Sollten wir nicht Cytiſus bauen?*

Ps.

Hervas Gedichte. Wien, bey Geiſtinger, 1807.

Der Papa von dieſen „Kindern *ſeltner Muſſe*" harrt einer *weitläufigen* Recenſion entgegen; denn er räth ihnen:

Lauſcht der unbeſtochnen Rüge,
Die euch *alle ſchiefen Züge*,
Jede kleine Schwäche zeigt.

Auch überläßt er ſich den *ſonderbarſten* Vermuthungen, z. B.

Sollte, liebend, man bemerken,
Daß zu ernſten, *größern* Werken
Man den Dichter *fähig glaubt*.

Wir ſind unbeſtochen, lieben die Kürze, erklären ihn für *Proſe* am fähigſten, heben nur den neuen Reim: *Verdienſt* und *glänzt*, aus, und wenden ſein Urtheil über *Fs. Gedichte* (jedoch mit einer wichtigen Note) auf die ſeinigen an:

Schön am Anfang,*) wäßrig in der Mitte
Und am Schluſſe eiſig kalt,
Gleichen Liederchen nach deiner Sitte
Den Sirenen an Geſtalt.

U.

---

*) In ſo fern er in der erſten Strophe kund thut, daß er — „*nicht nach Lorbern haſche.*"

Récherches physiques et chimiques sur la fabrication de la Poudre à Canon. par J. F. Charpentier — Cossigny. Paris.

Obgleich dieſe Blätter nur den freundlichen Künſten des Friedens geweiht ſind, ſo führen wir obiges Werk doch in denſelben auf, weil es ein einmal vorhandenes, nothwendig gewordenes Uebel von einer Seite behandelt, wo es den Wünſchen des Menſchenfreundes begegnet. Auſſer dem vielen Guten, was es über die Fabrikazion des Schieſpulvers enthält, iſt beſonders dasjenige, was vom Zerſpringen der Pulvermühlen handelt, leſens- und nachdenkenswürdig. Der Verf. hat die mancherlei Urſachen dieſes ſo häufigen Unglücks entdeckt, und Mittel ausgefunden, ihm zuvorzukommen, als wofür er groſen Dank von allen, und genauere Aufmerkſamkeit von denjenigen verdient, welche ſich mit den traurigen Künſten des Kriegs abgeben müſſen.

Privatſpeiſungs-Anſtalt in Berlin.

(Aus einem Schreiben.)

In Berlin exiſtirt (auſſer der allgemeinen Armen-Suppen-Anſtalt) ſeit dem Beginnen dieſes Jahres ein Privat-Speiſungs-Inſtitut, das einzig in ſeiner Art iſt, und deſſen bis dahin noch keine öffentliche Erwähnung geſchah. Die Sache verhält ſich folgender Geſtalt.

Die hieſige königl. Porzellan-Manufaktur beſchäftigt eine Menge Arbeiter, mehrere hundert Menſchen, deren Erwerb, unter dem Drucke der jetzigen Theurung, nicht immer zur Erkaufung der unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe zureichend iſt. In Erwägung dieſes Umſtandes hat ein hieſiger ſehr wackrer Mann jene Anſtalt geſtiftet, und mehrere Menſchenfreunde dafür intereſſirt.

Die Arbeiter in der Manufaktur erhalten daher gegenwärtig um den äuſerſt geringen Preis einer monatlichen Bezahlung von 1 Thaler 3 Groſchen täglich eine reichliche Portion Fleiſchbrühe mit allerley Zugehör von Reis, Graupen, Erbſen, Kartoffeln u. dgl. nebſt Brod, und wöchentlich zweimal 1/4 Pfund Fleiſch; wer Familie hat, darf ſich ſo viele Portionen, als er bedarf, für eine verhältniſmäſig unbedeutende Bezahlung abfordern. Zehn bis zwölf der angeſehnſten Frauen theilen ſich abwechſelnd (jeden Tag eine derſelben) in die Geſchäfte der Küche, und nur die gemeinſten Verrichtungen werden (jedoch unter ihrer Aufſicht) von bezahlten Aufwärterinnen geleiſtet. Die Oberaufſicht über das Ganze führt die Gemahlin eines ſehr bedeutenden Staatsbeamten; jeden Vormittag beſucht ſie perſönlich die Küche ein- oder zweimal. Durch die Fürſorge und ausgebreitete Bekanntſchaft des Errichters erhält das Inſtitut die Ingredienzien, Requiſiten, Geräthe und Brennmaterialien zu einem äuſerſt mäſigen Preiſe, und manches zum Geſchenk. So ſind die Speiſen ſchmackhaft und reinlich zubereitet, und werden nicht karg ausgetheilt. In unſern ſchmutzigen öffentlichen Küchen erhält man jezt für jenen Preis nicht die Sättigung eines neugebohrnen Kindes. Das Geſchirr zum Abfordern wird aus der Manufaktur ſelbſt geliefert, und die Reinlichkeit iſt hier ſo groß, daß nicht ſelten der Zuſchauer wünſcht, Antheil nehmen zu dürfen. Der genußreichſte Anblick iſt es, jene braven Frauen am Heerde beſchäftigt zu ſehen, um das Daſeyn ihrer ärmern Menſchenbrüder erträglicher zu machen, und ihr Elend (mindeſtens in einer Hinſicht) zu mildern. Was kann ſie dazu auffordern, als die innere Stimme reiner Menſchenliebe? Welchen Lohn dürfen ſie erwarten, als den, welchen das Bewußtſeyn zollt, göttlich im Verborgenen zu wirken; denn, Sie ſollen wiſſen, mein Herr, daß nur äuſerſt wenig Berliner von der Exiſtenz dieſer Anſtalt Kenntniß haben. Still, wie die freundliche Mutter Natur in ihrem ſchönen Walten, ſo handelt der Zirkel der Braven, und vermeidet ſorgſam Alles, was die Sache zur Publizität fördern möchte. Sie wollen nur den leiſen Dank der Erquickten, nicht den Feyergeſang der Menge, und eben darum nenne ich hier keinen Namen der wohlthätigen Theilnehmer, obgleich ich es mir nicht verſagen kann, das Faktum zur Nachahmung aufzuſtellen. Vielleicht fällt dieſer Funken in ein zündbares Gefäß, und wärmt, im Stillen aufglimmend, hie und da die Menſchheit. Sollten die Edeln — deren Namen ich verſchwieg — dieſem guten Willen zürnen?

Es leben in Deutſchland viele wohlhabende Menſchen, welche, bey dem Drucke der Zeit, auf ähnliche Weiſe ganzen Korporationen von Nichtbeguterten wohlthun könnten. Hundert und mehrere Menſchen mit Freudenthränen in den funkelnden Augen oder ein gegebener brillanter Ball: welches iſt für den guten Menſchen das Beſſere? K. St.

Miszellen.

Auf dem erſt kürzlich herausgekommenen 2ten Theil von Schlez Naturgeſchichte ſteht: zweite und lezte Hälfte. Welch weiſe Beſorgtheit in dieſem Zuſatze! Wie leicht hätten die Käufer auf eine dritte Hälfte warten können!

Wer hat nicht über Münchhauſens Poſthorn gelacht, in welches die Töne einfroren, und nachher in der Stube wieder aufthauten. Aber hier iſt nichts zu lachen. Mandeville erzählt, daß er in einem nördlichen Lande bey ſehr kalter Witterung mit ſeiner Reiſegeſellſchaft geſungen, und ſich erſprachet habe, daß aber die Töne in der Luft gefroren, und keiner das Geringſte gehört habe, bis die Kälte abnahm, da man denn in der Luft ein Geräuſch hörte, welches dem in der Atmosphäre eingefrornen und nun aufthauenden Geſang zugeſchrieben wurde. (S. Bibliothek der neueſten theol. philoſophiſchen und ſchönen Literatur, 2ten Bandes 1ſtes Stück, S. 65.) (Zürich 1785. gr. 8.)

Mit Vergnügen hat gewiß jeder Freund des Schönen im Morgenblatte geleſen, daß der liebenswürdige Dichter Jakobi eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke beſorgen werde. Möchten wir doch auch zu einer vollſtändigen Ausgabe von Gleims Werken Hoffnung haben! Wer könnte ſie uns beſſer geben, als der liebenswürdige Jakobi!

In der Klaſſe der franz. Sprache und Literatur am Institut de France hat Kardinal Maury in einer öffentlichen Sitzung von der durch Target's Tod erledigten Stelle Beſitz genommen. Maury's und Sicard's Reden füllten die ganze Sitzung aus. Der Zulauf war auſſerordentlich. Sicard nannte ihn Monſeigneur und Eminenz, wie Fontenelle vormals den Kardinal Dubois bey ſeiner Aufnahme in die franz. Akademie.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris.

Hier hat ſich ein Fall ereignet, der bekannt gemacht zu werden verdient, eben weil er in Paris ziemlich unbekannt geblieben iſt, und um unſere Landsleute, die geſonnen ſind,

dieſe kleine Welt zu beſuchen, vor den Jaunern, welche ſich in nicht geringer Anzahl hier befinden, zu warnen. Ein armer junger Menſch, der ſich mit dem Privat-Unterricht einiger Kinder abgegeben hatte, deren Aeltern ebenfalls nicht begütert waren, erhielt ſeinen Monats-Lohn, welcher ſich nur auf ſechs Livres belief; und da er den ganzen Tag noch keinen Biſſen zu ſich genommen, ſo ging er zu einem auf der Straße ſitzenden Weibe, das Eyer verkaufte, und feilſchte ein halbes Dutzend. Da er keinen Centime in der Taſche hatte, nur ſeinen Sechs-Livres-Thaler, ſo reichte er denſelben hin, und erwartete, daß man ihm den Reſt des ihm zukommenden Geldes herausgeben möchte. Das Weib gab das Geld einem neben ihr ſtehenden handfeſten Kerl, und erſuchte ihn, ſolches in einem Laden wechſeln zu laſſen; worauf dieſer Menſch ſogleich damit in einen Spezerey-Laden ging. Einige Zeit darauf ſah ihn unſer ambulirender Schulmeiſter, von zwey Menſchen begleitet, aus erwähntem Laden heraustreten, und ſich heftig ſtreiten. Kaum waren ſie bey dem alten Eyerweibe angekommen, ſo ſagte der Kerl zu ſeinen Begleitern: „dies iſt der Menſch, der mir den falſchen Fünf-Livres-Thaler gegeben hat.“ Und ſogleich wurde der Schulmeiſter von einem derſelben, vermuthlich ein ſogenannter Mouchard oder Polizey-Spion, (die hier den Titel agent de police führen), mit einem rauhen Tone angefahren: „wo er den Fünf-Livres-Thaler her hätte?“ Der arme Teufel, der, ob er gleich in einem kleinen Dorfe in der Picardie das Licht der Welt erblickt hatte, dennoch die Schurkenſtreiche kannte, deren gutdenkende Menſchen in Paris täglich ausgeſetzt ſind, erſchrack ſo heftig über dieſe Frage, daß er nur ſtotternd antworten konnte: „Er habe der Frau keinen Fünf-Livres-Thaler, ſondern einen Sechs-Livres-Thaler zum Wechſeln eingehändigt.“ Dies brachte das alte Weib in Wuth; es ſchwor und betheuerte bey allen Heiligen, daß es dieſes Ge[illegible]ſtück von ihm erhalten hätte, und daß er nothwendig ein Falſchmünzer ſeyn müßte, weil er ſolches läugnete. Da auf das Falſchmünzen in Frankreich die Todesſtrafe geſetzt iſt, ſo kann man ſich leicht die Todesangſt vorſtellen, die unſer Schulmeiſter bey dieſem ganzen Auftritte fühlte. Er betheuerte ebenfalls, nicht mit der Frechheit des alten Weibes, ſondern mit Zittern am ganzen Leibe, „daß er unſchuldig ſey, und der Verkäuferin einen Sechs-Livres-Thaler eingehändigt hätte, der ihrem Freunde, Sohne, Verwandten, oder wer der Menſch auch ſey, der bey ihr geſtanden, von ihr ſelbſt eingehändigt worden wäre u. ſ. w.“ Während dieſem Geſpräche verſammelte ſich eine Menge Volks um die ſtreitenden Partheyen herum, und da das Aeuſſerliche, worauf man in Paris leider! ſo ſtark ſieht, eben nicht allzu vortheilhaft für unſern unglücklichen Schulmeiſter ſprach, ſo ſtanden die beyden Leute, die den Kerl, welcher das Geld wechſeln ſollte, aus dem Laden begleiteten, keinen Augenblick an, ihn nach ſeiner Sicherheits-Karte zu befragen. Unſere Leſer wiſſen, wie wichtig eine ſolche Karte ſelbſt für einen in Paris anſäßigen Bürger iſt. Unglücklicher Weiſe hatte er dieſelbe nicht bey ſich. Die Polizey-Beamten und der erwähnte Kerl, der, wie es ſich am Ende auswies, der Neffe des alten Eyer-Weibes war, packten alſo unſern armen Schulmeiſter ohne weitere Umſtände an, und führten ihn unter Begleitung des Janhagels zu einem Polizey-Commiſſär, der, da er den Angeklagten am ganzen Leibe zittern ſah, und auch keine allzubefriedigende Antworten von ihm erhalten konnte, endlich genöthigt wurde, ihn dem Gefängniße zu überliefern, bis die Sache mehr aufgeklärt ſeyn würde. Das erſte, was in dieſem Falle unternommen ward, war eine Hausſuchung, wo man nicht die geringſten Spuren des Verdachtes fand; ausgenommen, daß ſich ſein Hauswirth, der gerade bey übler Laune ſeyn mochte, über ihn beſchwerte, und ausſagte: „er ſey ihm ſchon drey Monate Miethzins ſchuldig, und hätte ihn längſt bezahlen können, wenn er gewollt hätte; denn er habe öfters Geld, welches er in Weinhäuſern oder ſonſt wo verthue, und komme zuweilen betrunken ins Haus.“ Nach eingezogenen Nachrichten über ſeine Aeltern erfuhr man, daß ſie eben nicht im beſten Rufe ſtänden, und daß ſein Vater vor einigen Jahren eines Diebſtahls überführt worden wäre. Alle dieſe Umſtände vermehrten den Verdacht, ſo daß der Schulmeiſter, der keine Seele fand, die für ihn gutgeſprochen, oder ein Zeugniß ſeiner guten Sitten gegeben hätte, über drey Monate im Gefängniß ſitzen bleiben mußte, und täglich in Gefahr ſtand, vor Gericht geführt zu werden. Während dieſer Zeit wurde das alte Weib, das von allem unterrichtet und über verſchiedene Punkte verhört worden war, ſo gefährlich krank, daß man ihr die letzte Oelung gab, und in dieſem Augenblicke war es, daß ihr Gewiſſen erwachte. Sie ſagte: „daß ſie nicht ruhig ſterben könnte, wenn ſie nicht zuvor geſtünde, den Sechs-Livres-Thaler unterſchlagen, und ihrem Neffen einen falſchen Fünf-Livres-Thaler, den ſie für ſechs Sols gekauft hatte, eingehändigt zu haben.“ Kurz darauf ſtarb ſie. Man ſetzte den armen unglücklichen Schulmeiſter wieder in Freyheit, ohne ihn weiter entſchädigen zu können, da die Geſtorbene faſt nichts hinterließ als Lumpen und ein elendes Bett, und verhaftete den Neffen; allein da dieſer nach einigen Verhören betheuerte, daß ihm die Liſt ſeiner alten Tante ganz unbekannt geweſen ſey, und er wirklich geglaubt hätte, der Schulmeiſter ſey ein Falſchmünzer, ſo konnte man nichts auf ihn bringen, und mußte ihn ebenfalls frey laſſen. Nachdem dieſe Geſchichte dem oben erwähnten Spezerey-Händler ſo erzählt wurde, wie wir ſie hier unſern Leſern bekannt machen, ſo wurde ſein Mitleid erregt, daß er jetzt ſeine drey Kinder dem Unterrichte des Schulmeiſters anvertraut, und ihm wöchentlich einen Tag beſtimmt hat, wo er an ſeiner Tafel eſſen kann.

Logogriphiſches Ungeheuer.

Zweytes Hundert.

(Von einer Leſerin des Morgenblatts.)

Wollt ihr ein neues Hundert rathen,
So hört mein erſtes Viertel an:
Hier iſt 1) der Schutzgott der Soldaten;
2) Der Liebesgott; 3) ein Wandersmann;
4) Ein Wackelding; 5) was wir bewohnen;
6) Ein Götzenbild; 7) ein Regenbach;
8) Ein großer Arzt; 9) womit wir lohnen;
10) Ein Schild, woran die Stärke brach;
11) Ein Mond; 12) 13) zwey Zahlen, und 14) Geſänge;
15) Ein welſcher Fluß; 16) ein Truggeſicht;
17) Ein Bad. 18) Was Karten knikt in Menge.
19) Ein Speer; 20) ein Thier, das tödlich ſticht;
21) Ein Judenſtamm; 22) ein blinder König.
23) Ein Gruß und 24) Abſchied auf Latein.
Dieß Quodlibet enthält 25) nicht wenig;
Drum mags vorerſt geſchloſſen ſeyn.

Auflöſung der zweiten Hälfte des logogriphiſchen Ungeheuers von einer Leſerin des Morgenblatts.

51. Verſe. 52. Poeſie. 53. Proſa. 54. Avis. 55. Rad. 56. Ida. 57. Segel. 58. See. 59. Aas. 60. Geld. 61. Eid. 62. Jael. 63. Leonard. 64. Eſel. 65. Grab. 66. Olive. 67. Kalb. 68. Aria. 69. Podagra. 70. Leder ? 71. Sieg. 72. Lager. 73. Legio. 74. Parade. 75. Page. 76. Sorge. 77. Greis. 78. Radis. 79. Orgel. 80. Siegel. 81. Adler. 82. Glas. 83. Sarg. 84. Seil. 85. Gras. 86. Gitter. 87. Adel. 88. Eid. 89. Reiſe. 90. Reis. 91. Doſe. 92. Priſe. 93. Riegel. 94. Spiel. 95. Regel. 96. Rede. 97. Eſpe. 98. Erle. 99. Spiegel. 100. Ade!

Nro. 118.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Mai, 1807.

Laßt uns mit Ruh und unverbundnen Augen
Nicht Gift, nur Honig aus den Blumen ſaugen,
Die Gottes großer Garten zeugt.

v. Münchhauſen.

Umriſſe von Tirol und den Tirolern.

Von Georg Heinrich Keyſer.

Die Statiſtik hat ſeit wenigen Jahren ein Publikum gefunden, aus deſſen Anzahl den Schriftſtellern des Zeit-Alters der Muth entſtanden iſt, in Grundzügen, Lehr- und Handbüchern, in Tabellen und Taſchenbüchern von der Gegenwart der Nationen zu reden. Allein, leider! geſchah auch hier von vielen Schreibenden, was ſchon früher häufig unter uns zu beklagen war. Die Achtung für den Leſenden verſchwand, weil man nicht den Begriff des Unternehmens ſich klar gemacht, nicht dem Höhern angeſtrebt, ſondern nur einer Stimmung der Zeitgenoſſen nachgegeben hatte. Dieſe feige Nachgiebigkeit iſt das Reſultat einer Periode, in welcher der ſinnliche Genuß die Mittel für ſeine Befriedigung ſogar in dem ſucht, was nur als geiſtige Beſchäftigung von reinen Gemüthern ergriffen werden ſoll; einer Periode, in der die Edeln und Beſſern etwa nicht einen freyen und ſichern Bund unter ſich haben, ſondern die Mehrzahl derer, welche, ihrem Vorgeben nach, einen Theil der allgemeinen Bildung leiten, mit derſelben Emſigkeit ihr Handwerk treiben, als ob ſie in einer Marktbude nur Waare auszulegen hätten. Diejenigen aber, die ſich wenigſtens von dem Vorwurfe eines ſolchen ſchriftſtelleriſchen Cynismus frey erhalten haben, ſind in der Maſſe ihrer Lektüre untergegangen, und wenn der Reichthum des Stoffes, die Zuſammenſtellung aller irgend zerſtreuter Notizen, die Seele einer Nation kenntlich machen könnte, hätten freylich ſie ſich jener bemächtigt. Aber, wie groß auch Fleiß und Gründlichkeit ſeyn mögen, ſo verdecken ſie doch den Anblick eines todten Gerippes nicht. Der Statiſtiker, der ein Volk ſeiner Tage darſtellen will, bedarf mehr als die Gabe des Sammelns, und mehr als das Talent der ſyſtematiſchen Verbindung. Er muß den reinen Charakter ſeiner Gattung erkannt, er muß in tiefer Beobachtung gefunden haben, wie geſellſchaftliche Formen jenen modifiziren, er muß mit der allgemeinen Anſicht der Menſchheit Scharfſinn, die Individualität einer Nation aufzufaſſen, vereinen. Gleichgültig gegen Nichts, was die letztre beſtimmt oder von ihr beſtimmt wird, muß er in die dunkle Werkſtätte der ſchaffenden Natur eindringen, und die tiefe Verflechtung der Freyheit und des Beſitzes, der Produktion und der Kunſt, des Handels und der geiſtigen Kultur nach allen Seiten erforſchen. Was ihm klar geworden iſt in dieſem Streben, das muß er bilden in lebendiger Rede, daß nicht das Auge bloß den Buchſtaben findet, ſondern der Menſch, der durch ihn Weſen ſeines Geſchlechtes und die Welt in einer beſtimmten Zeitform begreifen will, eine lichte Anſchauung gewinnt. Es iſt daher durchaus ein Wahn, als könne man mit einigen untergeordneten Eigenſchaften ein vorzüglicher Statiſtiker ſeyn. Man kann mit geſunden Augen über die Erde wandeln, und ihre Erſcheinungen treten matt und ohne Zauber vor jene; man kann einen friſchen Körper mit ſich herumtragen, und die Natur als erſtarrt und reitzlos erblicken. Was dem Mahler inwohnt als göttliches Vermögen, zu ſchaffen, was er ſelbſt nie geſehen hat, was aber jeden,

der es erblickt, zwingt, ewige Wahrheit darin zu erkennen, das muß auch den Statiſtiker beſeelen. Die Kunſt zu ſchaffen muß vorhanden ſeyn, und dann iſt ihre Uebung und Ausbildung ſicher.

Jene Kunſt offenbart ſich im Statiſtiker einerſeits in der Freyheit der Darſtellung, dann in der Sicherheit der hiſtoriſchen Fakten. Dieſe wird nur auf einem gedoppelten Wege errungen, durch Autopſie, eigne Anſchauung oder durch das unverdroſſenſte Studium derer, welche jene gehabt haben. Auſſer dieſen Quellen gibt es keine, aus welchen geſchöpft werden darf; denn jedes Werk, das ſelbſt ſchon überarbeitetes iſt, muß als jene unbedingt verworfen werden. Was aber aus unmittelbarem Unterrichte hervorgegangen iſt, mit raſtloſem Fleiße aufzuſpüren, mit ſtrenger Beſonnenheit zu prüfen, mit Geiſt zu benutzen, macht das Studium des Statiſtikers aus.

Ich glaube, es iſt mir gelungen, meine Idee einigermaßen zu erreichen, mit einiger Anmuth der Form Beſtimmtheit des Gehaltes verbunden zu haben. Ich gedenke, mit Gemählden von Vorarlberg fortzufahren. Man kann dieſe als Vorläufer, als Proben meiner Statiſtik des geſammten Königreichs Baiern, anſehen. Dieſe wird in dem Verlage des Hrn. Kommercienraths Seidel *) erſcheinen, und meine Anſicht der Statiſtik praktiſch vollſtändig darſtellen.

1. Körperliche Beſchaffenheit der Tiroler.

Wie ſehr wir auch die Freiheit des Menſchen anerkennen: ſo fragen wir doch, wenn wir ein Volk als ſolches zum Gegenſtand unſrer Betrachtung machen, vorerſt: was iſt es durch die Natur? Welches ſind die urſprünglichen Formen, worin ſich die Individualität äuſſerlich kund thut, jene unvermeidliche Uebel, denen das phyſiſche Leben zuletzt zerſtörend unterliegt? Dieſe Frage iſt uns beſonders bey einem Volke wichtig, das, durch die Benennung ſeines Bodens zur politiſchen Einheit verbunden, die mannigfachſten und abweichendſten Bildungen der Natur umgeben.

In Tirol iſt die körperliche Anlage, jener Mannigfaltigkeit gleich, höchſt verſchieden. Ein großer Schlag Menſchen iſt häufig in den Seitenthälern und höhern Gebirgsdörfern; im Nons- und Sulzberg ſind die Bewohner ſtark, aber mittlerer Statur; knorriger Wuchs iſt im Patznauerthale. Gewöhnlich iſt der Anblick eines jugendlichen Tirolers reitzend, aber der harte Kampf mit der Natur, und beſonders das Beſteigen der Berge mit Laſten raubt in den meiſten Gegenden die Feinheit des Körpers und die Anmuth der Geſtalt in ſpäteren Jahren. Seine früheren jedoch ſind berechnet, innre Geſundheit zu ſichern. Er lebt in den freyen Umgebungen der Natur, nicht die Gefahren der Jagd, nicht der Witterung ſcheuend, ſo daß er ſchon zeitig gelernt hat, kühn zu ſeyn. Beſondre phyſiſche Stärke zeigt ſich in den Gladiatoren der Nation, den Roblern, kenntlich durch Hahnenkammfedern am runden Hute, die, je nach Zahl der herausgefoderten Kampfluſtigen, parallel laufen, durch lärmendes Jauchzen und einen Schlagring am kleinen Finger der rechten Hand.

Das weibliche Geſchlecht hat hie und da kräftig ſchönen Bau. Ein ſolcher zeigt ſich, wenn man aus Kärnthen in das Salzburgiſche und Tiroliſche übergeht. Die Cillerthalerinnen gefallen durch hübſche Arme, vollen Buſen, niedliche Füße mit geſunden Waden, Schalkhaftigkeit im Geſichte, Leichtigkeit in der Arbeit. Die bejahrten Frauen werden häufig ſehr häßlich.

Auf dem Mittelgebürge lebt der Tiroler länger als der Flächenbewohner, und in den tiefern Thälern entwickeln ſich Uebel, die ihn, wie wir unten weiter hören, einer dumpfen Exiſtenz Preis geben, oder ſein Leben ſchnell untergraben. In den höchſten, bewohnten, unmittelbar an die Eis-Berge gränzenden Thälern hemmt die verzehrende Luft den Lauf der Jahre, und gleiche Wirkung bringt die Art hervor, auf welche die Sonnenhitze durch die Zurückprallung von der weißen Schneefläche vermehrt wird. Der Zuſtand, den dieſe Reflexion erzeugt, iſt peinlich. So verlohr unſtreitig einſt der große Hannibal bey ſeinem Marſche über die Penniniſchen Alpen ein Auge. Im Stanzer-, im Patznauner-, und im Oetzthal iſt ein Alter von 54 Jahren ſelten.

Als endemiſches Uebel zeigt ſich der Cretinismus, den man von dem bloßen Kropfe wohl unterſcheiden muß. Zwar behauptete Hr. Ackermann in ſeiner vortrefflichen Schrift: Ueber die Cretinen, eine Menſchenabart in den Alpen, (Gött. 1790. gr. 8.) er habe, ungeachtet der vielen Kröpfe in Tirol, doch keine Cretinen geſehen; allein Herr Rohrer bemerkte ſchon in ſeiner Schrift: Ueber die Tiroler, (Wien, 1796. 8.) daß das Land ſelbſt an den der Hauptſtraße zunächſt gelegenen Bergen ſolche Unglückliche zeige, und nannte noch Völs, Mils und Robben, als Aufenthalts-Orte derſelben. In ſeinem ſpäteren Verſuche über die deutſchen Bewohner der öſterreichiſchen Monarchie entwarf Herr Rohrer eine Schilderung, nach welcher er jene arme Geſchöpfe (in Tirol Lappeln, Toteln genannt) in die Niederungen an der Sill und dem Inn und den höchſten Gebirgs-Dörfern des Oberinnthaler Kreiſes verſetzt. Dieß letztere widerſpricht Hrn. Ackermann, der ſie nur in tiefen Thälern finden will. Die Merkmahle der phyſiſchen Ausartung hat Rohrer nicht beſtimmt bezeichnet. Sie beſtehen nach dem erſtern, der als Arzt mit eigenem Blicke geprüft hat, in einer bleichen, bleyernen Geſichtsfarbe und einer ſehr beträchtlichen Geſchwulſt der Schilddrüſe, in großer Schlaff-

*) Dieſer thätige, durch viele patriotiſche Unternehmungen verdiente Mann hat jetzt alle ſeine Etabliſſements in Sulzbach vereinigt, wo bereits ſeit 25 Jahren ſeine Buchdruckerey beſteht, und wo ihm von ſeinem Könige das Schloßgebäude überlaſſen worden iſt.

heit des Fleiſches, Mangel an Reitzbarkeit, in Trägheit und Schwerfälligkeit, verbunden mit einem ſinnloſen Anſehen, und einem auffallenden Unvermögen, artikulirte Töne hervorzubringen. Die Krankheit nimmt erſt nach der Geburt ihren Anfang, und wächst immer bis zum 10. oder 12. Jahre. Von dieſem an ſchleppt der Cretin ſein jammervolles Daſeyn oft durch eine lange Zeit fort. Oefter heirathen dieſe Geſchöpfe und zeugen Kinder, welche in der frühеſten Jugend das Uebel der Eltern nicht an ſich zu tragen ſcheinen; aber noch vor dem Ende des erſten Jahres zeigen ſich ſeine Spuren, bis ſie ihm endlich ganz unterliegen. — Der Krankheit, deren Grund allerdings climatiſch iſt, ſind in Tirol vorzüglich die Weiber unterworfen.

Zu viel und zu wenig.

Die goldene Mittelſtraße! rief meine Großmutter, als ich mit rothen Wangen in die Welt hineintritt. Was habe ich dir geſagt? ſeufzte ſie aber, wie ich ohne Wangenröthe und ohne Pferd wieder in ihrem Hauſe eingetroffen war. Verdrüßlich, daß von nun an ihre goldene Mittelſtraße unfehlbar ſo lange durch meine Ohren ginge, bis meine Füße ſich ihrer bemächtigt haben würden, dachte ich: Vier Füße finden ſie vielleicht eher denn zwey, und ſah mich in der ganzen Stadt nach dem zweyten Paar Füße um. Gefunden! rief ich, als ich Julien anſichtig wurde. Ihr Geſicht und ihre ganze Figur waren in der Mittelſtraße aufgewachſen, und das Ungleiche zwiſchen mir und ihr ſollte die heilige Ehe zu einem Ganzen amalgamiren.

Da der Großvater die Großmutter nahm, hätte er mit keiner vortrefflichern „Lebensphiloſophie" zu Werke gehen können, als ich. Jedes Ehepaar war, meiner Meinung nach, ein ſchönes Ganzes; das zu viel und zu wenig aber ſchienen mir die beiden Abwege von der Mittelſtraße, daher durch eine glückliche Verſchmelzung der beiderſeitigen zu viel und zu wenig nothwendig die oft erwähnte Straße zum Vorſchein kommen müſſe. Ich, meines Orts, hatte zu viel verſucht, Julie hoffentlich zu wenig. Ich beſaß dagegen zu wenig Vermögen, und Julie beſaß zu viel. Mit Einem Worte, zu dem lebensphiloſophiſch eingerichteten Gebäude fehlte nichts als Juliens und ihres Vaters Einwilligung, und beide Einwilligungen wurden gewonnen.

Endlich habe ich ſie gefunden, die ſo hochberühmte goldene Straße! rief ich am Morgen nach der Brautnacht. Das zu viel und zu wenig iſt verſchmolzen, und ich bin glücklich. Es war der ſchönſte Zeitpunkt, mir den Text zu leſen, und ich ſetzte hinzu: Wie blind ich doch ſo lange Zeit geweſen bin! Der ordinärſte Tiſch braucht vier Beine zum Feſtſtehen, und ich wollte es meinem Glücke zumuthen, ſich auf zweien zu erhalten! —

Zwey Wochen aber, und die Sachen klangen anders. Es traten bey meiner Frau eine Menge zu viel und zu wenig ein, die ſich durchaus zu keinem Ganzen fügen wollten. Sie arbeitete z. B. zu wenig, und küßte mich zu viel. Ich machte darüber meine Bemerkungen, und nun küßte ſie mich wieder zu wenig, ohne darum mehr zu arbeiten. Wir brauchten Geſellſchaft, als die unſrige nicht mehr zulangen wollte. Ich holte einige alte Herren in unſer Haus, aber ſie blieben wieder weg, weil die Hausfrau zu wenig mit ihnen ſprach. Einige junge Herren dagegen überliefen uns, weil Julie ſich zu viel mit ihnen unterhielt. Kurz, nach Jahresfriſt war eine ſolche Unordnung eingeriſſen, daß kein Sandkorn von der goldenen Mittelſtraße mehr vor unſre Augen kam.

Ein Paar Handſchuh zu wenig trieben mich einſt unvermuthet in meine Wohnung, wo ich ſie vergeſſen hatte; an ihrer Statt aber ſah ich, eben ſo unvermuthet, dort einen Hut zu viel liegen. Der Mann, dem der Hut gehörte, lag zwar nicht dabey, aber doch im Nebenzimmer, wo ihm meine Frau Geſellſchaft leiſtete.

Ich machte das Konſiſtorium zum Vertrauten dieſes Vorfalls. Julie ſey unſchuldig, verſicherte mich einer der Konſiſtorialräthe, als ein volles Rieß Papier auf meine Koſten verſchrieben war. Er konnte das freylich beſſer wiſſen, als ich; er hatte nämlich in der letzten Zeit in Nebenſtunden ihren Gewiſſensrath gemacht, und durch ſie erfahren, daß der fremde Mann ſo gut als der fremde Hut, nicht auf ihre, ſondern auf die Rechnung meiner ſchlechten Augen käme. Und glauben mußte ich wohl, weil ich im Scheidungsfalle das ganze Vermögen meiner Frau herausgeben ſollte, wovon ich die Hälfte bereits unter die Leute gebracht hatte.

Von nun an mistraute ich meinen Augen, glaubte an keinen Hut und keinen Mann mehr, die ich in meinem Hauſe zu viel antraf, und noch häufig geſchieht es, daß der Konſiſtorialrath mich, wenn ich ihm die Treppe hinunterleuchte, recht zärtlich in die Backen kneipt, und ſagt: Denken Sie noch bisweilen an die Zeit, wie Sie Ihr Glück von ſich ſtoßen wollten, wie Sie Ihren ſchlechten Augen zu viel trauten, und Ihrer guten Frau zu wenig?

Die Großmutter beſucht alle Wochen unſer Haus, um zu ſehen, wie weder die Liebe mich gewaltſam zu meiner Frau hinzieht, noch der Haß von ihr zurückhält. Sie ergötzt ſich an dieſem mäßigen Glücke, und verſichert oft mit Freudenthränen, ſie hätte niemals geglaubt, daß ich das zu viel und zu wenig ſo ſehr würde vermeiden, und mich auf der goldenen Mittelſtraße ſo einrichten lernen.

Mit Vergnügen ziehe ich übrigens aus meinem Beyſpiele für Andere die Lehre, daß die Verſchmelzung der zu viel und zu wenig der heiligen Ehe weit weniger gelingt, als das Ueberſehen derſelben, und daß man die goldene Mittelſtraße oft beſſer mit zugemachten, als mit offenen Augen findet.

D.

Die Romanlektüre der Oſtermeſſe 1807.

Leſer herbey, Leſer herbey!
Wenn im wilden Kriegsgeſchrey
Alle Gewerbe ſeufzen und ſtocken,
Hebt die edle Schriftſtellerey
Doch ihr Haupt recht unerſchrocken
Aus den dampfenden Ruinen,
Ihre Freunde zu bedienen.

Leſer.

Ach, wer hätte das gedacht,
Nach der Jen'er und Eylauer Schlacht
So ein dickes Meßverzeichniß?
O welch glückliches Ereigniß!

Oſtermeßlektüre.

Liebe Leſer, beſchreyen Sie auch
Nicht zu ſehr ſeinen dicken Bauch;
Unter uns, wenn Sie ihn näher beſchauen,
Finden Sie manches drin nicht zum Erbauen,
Viel Autoren von wenig Mitteln,
Alte Bücher mit neuen Titeln,
Neue Bücher vom alten Gelichter,
Und zu Haufen die faden Geſichter,
Wovon Sie, ohne ſich zu ſchämen,
Im Leben nie Notiz dürfen nehmen.

Leſer.

Ei, ei, erhebt die Meßlektüre
Gegen ſich ſelber Zähne und Krallen?

Lektüre.

Verzeihen Sie mir armen Thiere.
Ich war aus meiner Rolle gefallen.
Man iſt zuweilen ſo unvernünftig,
Will aber gewiß mich beſſern künftig,
Und fange eben von vorne an:
Leſer herbey, Leſer heran!
Bücher brühwarm aus dem Ofen,
Hier für Damen, dort für Zofen,
Hier für Herren, dort für Knechte!
Such' ein jedes ſich das rechte!
Soll Herr Rochlitz ſeine Moral
Ihnen in hübſchen Erzählungen geben?
Da, drey Bände gleich auf Einmal,
Und die Selena noch daneben.

Leſer.

Und meines Lafontain's Zärtlichkeit?

Lektüre.

Sehn Sie, dort ſitzt ſie groß und breit.
Auch Herr Laun ruft ſein Wörtchen drein
Aus dem Schloſſe Rieſenſtein.
Langbein verſieht Ihre Zeit mit Schwingen,
Madame Pichler will auch was bringen,
Ernſt Wagner das Leben von neuem anſehn;
Buchholz ihm auf dem Fuße nachgehn.
Mit einem Strauße, der lebt und lacht,
Hat ſich Herr Kind recht gütig erwieſen,
Und weil er ſorgte, Sie möchten ſonſt nieſen,
Statt der Roſen nur Tulpen gebracht.
Von Heliodorens Verfaſſer ſind da
Neue Szenen auf Iſchia.
Des goldenen Kalbes Genius
Beut gleichfalls zur Meſſe ſeinen Gruß,
Er iſt, ich muß es nur offenbaren,
In eine Märchenanſtalt gefahren.
Das Uebrige werden Sie ſelber ſuchen,
Denn ſonſt würd' ich ja heut nicht fertig.
Wackre Menſchen, die gerne fluchen,
Sind Ihrer Aufmerkſamkeit gewärtig,
Vornehme Herrn und gemeine Kanaillen,
Szenen vom Frieden und von Bataillen,
Komiſche Romane von tragiſchem Effekt,
Und wenn Ihnen das alles nicht ſchmeckt,
Finden Sie treffliche Räuberhorden,
Die nur aus Edelmuth ſtehlen und morden,
Ritter und Geiſter und Rieſen und Affen,
Und vorzüglich großherzige Laffen,
Neben einzelnen, guten Talenten.
Aber zum Schluſſe mit Ihren Klienten! —
Fragen Sie, Leſer, mit ſchöner Geduld,
Das was Ihnen die Meſſe beſchieden,
Laſſen Sie die Autoren in Frieden
Ihnen huld'gen am Schreibepult.
Werden Sie keine Generalſturmbläſer
Gegen die edle Bücherfabrik,
Denn die große Maſſe der Leſer
Iſt weit tiefer unter der Kritik,
Als der romantiſche Spitzbubenſchöpfer
Und ſein Kollege, der zweite Schröpfer.
Leſen Sie, Leſer, nur friſch und munter!
Faſt jeder Autor muß etwas herunter
Von der Höhe, worauf ſein Talent ihn ſtellt,
Daß er gefalle in dieſer Welt.
Zuſammen muß Autor und Leſer paſſen;
Drum dächt' ich: Leben und leben laſſen!
Leſer herbey, Leſer heran!
Bücher brühwarm aus dem Ofen,
Hier für Damen, dort für Zofen,
Hier für Herren, dort für Knechte!
Such' ein jedes ſich das rechte!

Hans Helldunkel.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 28 April.

Der bekannte d'Allairac wird hier ſeit vier Wochen aus dem Kaiſerl. Franzöſiſchen Hauptquartier in Preußen erwartet.

Johannes von Müller, arbeitet — dem Vernehmen nach — gegenwärtig an einer Allgemeinen Weltgeſchichte in zwey Bänden. Wahrſcheinlich gewinnt das Werk unter den Händen eines ſolchen Hiſtorikers ein hohes Intereſſe, da es alle Nebendinge ignorirt, und nur rein welthiſtoriſche Facta aufſtellt — –

Wie durchdringend der polizeyliche Blick unſrer jetzigen franzöſiſchen Autoritäten in das Dunkel des bürgerlichen Lebens hinabſchaut, mag folgende Erzählung einer Thatſache beurkunden:

Vor wenig Tagen wurde vom hieſigen Kriminalgericht ein Polizeycommiſſär, der als ein ſchlauer Aufſpürer der Miſſethaten im Verborgenen, übrigens aber als ein ehrlicher Mann bekannt war, wegen Theilnahme an Diebereyen gefänglich eingezogen. Als man dem Kommandanten, General Hulin, den Vorfall anzeigte, entgegnete derſelbe: Ich wollte der hieſigen Polizey nicht vorgreifen; lange aber wußte ich, was an dem Menſchen war! Bey dieſen Worten ſchlug er ein Buch auf und zeigte dem Deputirten bey dem Namen des nunmehrigen Inquiſiten die Anmerkung: „Ein heller Kopf, aber ein Spießgeſelle der Diebe.“ Lange ſtand dieſe Notiz in jenem Polizey-Journal, deren Wahrheit nun jedermann einſieht.

Nro. 119.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 19. Mai, 1807.

Durch die ſtarrende Wildniß, begränzt von der Wieg' und dem Sarge,
Ebnen mit göttlicher Huld Freundſchaft und Liebe den Pfad.

Matthiſſon.

Marwod.

Eine Skizze aus der älteſten Geſchichte der Deutſchen.

Marwod iſt einer der älteſten deutſchen Fürſten, der über ein freygebornes, der erſten Rohheit kaum entwundenes Volk eine durch Geburt und Talente erworbene Macht zu begründen verſuchte. Aber indem er zu einer Zeit, wo Jagd und Führung der Waffen noch ſtarke Körper und geſunde Seelen unter den Germanen erhalten hatte, ſeine Herrſchaft zu einer Despotie erheben wollte, unterlag er dem Kampf mit dem Schickſal, und beſtätigte die Lehre, daß plötzliche Unterjochung eines freyen, noch unverdorbenen Volkes ein Druck auf eine Feder iſt, welche mit verdoppelter Kraft zurückſpringt.

Marwod, mehr ſeiner Nation als ſeinen Talenten nach ein Barbar, war ein edler Markomanne, der ſeine Jugend in Rom verlebt hatte, wo Auguſt germaniſche Geiſel freygebig, aber argliſtig zu unterhalten pflegte. In Rom hatte Marwod bald römiſche Kultur angenommen, ohne durch römiſche Wollüſte entnervt zu werden, und hier war es, wo ſein zu großen Planen ſchon frühzeitig reifer Geiſt den Entſchluß faßte, dem Auguſt einſt ähnlich zu werden, und in ſeinem Vaterland ein zweytes Rom zu bilden. Auf den ehrenvollen Ruf ſeiner Landsleute verließ er die Haupt-Stadt der damaligen Welt, und kam in das Land der Markomannen, um da ein fürſtliches Anſehn geltend zu zu machen, welches ſich eben ſo ſehr auf Talente, als auf übertragene Macht gründete.

In kurzer Zeit waren Reſidenz, Hofſtaat, Leibwache und ein ſtehendes Heer erſchaffen; benachbarte Nationen, wie die Luzier, Lemobier, Burgunder, Quaden und Gothonen, unterworfen; und zur Beförderung der Induſtrie und des Handels römiſche Kaufleute aufgenommen, welche ſich in der neugeſchaffenen Reſidenz Bojoheim zahlreich niederließen. Das Glück begünſtigte ihn jetzt ſelbſt gegen der Römer furchtbare Macht. Denn als Auguſt, welcher Marwods ſteigende Größe mit Unwillen bemerkte und zu demüthigen beſchloß, ſeinen Stiefſohn Tiber nach Illyrien ſchickte, um von da aus einen Feldzug gegen das neugeſchaffene Markomannen-Reich zu unternehmen, ſtand plötzlich ein Theil von Dalmatien und ganz Pannonien gegen die Römer auf. Marwod war gerettet, und ein ehrenvoller Friede mit dem römiſchen Imperator hub ſein Anſehn zu einer in Germanien ungewöhnlichen Höhe.

Um Marwods Größe und ſeiner Deſpotie den erſten Stoß zu geben, war eben der deutſche Held vom Schickſal beſtimmt, welcher Germaniens Freyheit gegen den Uebermuth der Römer auf ewige Zeiten gerettet hatte.

Schon zur Zeit der Teutoburger Schlacht, in welcher Varus und deſſen Legionen Germaniens Kriegsgöttern geopfert wurden, hatte ſich Marwod Herrmanns Haß zugezogen, weil er, aller deutſchen Denkart entfremdet, das ihm von den Cheruskern zugeſandte Haupt des Varus nicht angenommen, ſondern dem Auguſt zugeſchickt hatte.

Als aber nach Auguſts Tode Herrmanns und des Germanicus Kriege ganz Deutſchland in Bewegung ſetzten, und

Marwod bey dieſem Vaterlandskriege nichts unternahm, viele tapfere Germanen fielen, Germanicus über die Nationen zwiſchen dem Rhein und der Elbe triumphirte, und Marwod immer ruhig blieb; da ergrimmte Herrmann gegen den Unterdrücker deutſcher Freyheit, und wandte die mit Römerblut benetzten Waffen gegen Marwod.

Vereinigt mit den Sweiſiſchen Stämmen der Langbarden und Semnonen, welche von den Markomannen zu den Cheruskern jezt übergingen, rückte er heran, ſtolz auf ſeinen Ruhm, Germaniens Freyheit gerettet zu haben, und mit Recht erbittert, daß ein Deutſcher Roms Beyſpiel nachahmen und germaniſche Völker unterjochen wollte.

Es kam zu einer Schlacht. Beyde Heere fochten gleich tapfer, auf beyden Seiten wurde der rechte Flügel geſchlagen, aber der Eifer für die Sache der germaniſchen Freyheit trieb immer mehr Truppen des Markomanniſchen Heeres zu Herrmanns Fahnen, und Marwod war bald genöthigt, ſich in die Gebürge und Wälder zurückzuziehn.

So entkam er zwar für jezt dem Heer der Cherusker, aber nur, um einem deſto gewiſſern Untergang entgegenzugehn.

Schon längſt hatte Tiber auf eine Gelegenheit gewartet, Marwoden zu Grunde zu richten. Jezt ſchlug er ihm nicht nur die gebetenen Hülfstruppen ab, ſondern ſchickte auch unter dem Vorwande, die Gränzen des römiſchen Reichs zu ſichern, den in römiſche Künſte wohl eingeweihten Druſus nach Illyrien. Und dieſer reizte höchſt wahrſcheinlich den Gothonenfürſten Gottwald (Catualda) zum Abfall, der, einſt vom Marwod beſiegt, jezt die Gelegenheit ergriff, um ſich an dem Deſpoten zu rächen.

Gottwald drang in das Gebiet der Markomannen, eroberte, unterſtützt durch die Großen der Hauptſtadt, Bojoheim (Boheim, Böhmen) die Reſidenz und das dabey gelegene Schloß, nahm die den Sweifen einſt durch Marwod abgenommene alte Beute weg, plünderte die Kaufleute und Krämer, welche ſich aus den römiſchen Provinzen nach Bojoheim gezogen hatten, und nöthigte den von allen Seiten verlaßenen, von ſeinem eigenem Volcke verſtoßenen Marwod, über die Donau zu fliehen.

Jezt erkannte Marwod die rächende Hand der Nemeſis. Für ihn war Krone und Scepter verlohren, und das einzige Rettungsmittel, das ihm übrig blieb, war — die Grosmuth des römiſchen Kaiſers. Er ſchrieb an den Tiber, und erbat ſich Wohnung und Aufenthalt im römiſchen Reich. Tiber ertheilte ihm die Erlaubniß nach Italien zu kommen, und voll heimlicher Freude über die Cataſtrophe des mächtigen Germanen, der, wenn er nicht durch übertriebene Herrſchſucht die Gemüther der Deutſchen erbittert hätte, auf Deutſchlands mächtigſte Völker geſtützt, leicht einen gefährlichen und großen Kampf gegen das römiſche Reich hätte unternehmen können, ſagte er laut im Senat, daß nicht Philipp den Athenern, nicht Pyrrhus und Antiochus den Römern ſo furchtbar geweſen ſey, als dieſer Marwod.

Achtzehn Jahre noch lebte Marwod zu Ravenna in einer Art von Gefangenſchaft, geſtraft für den Hochverrath an germaniſcher Freyheit, aber auch nicht ungerochen an ſeinem Feinde Gottwald. Denn dieſer hatte kaum Marwoden aus dem Reiche der Markomannen vertrieben, als er, von dem benachbarten Volke der Hermunduren angegriffen und verjagt, ebenfalls ſeine Zuflucht zu den Römern nehmen mußte, welche ihn mit ſeinem Gefolge nach Gallien verwieſen.

Rommel.

Jacobi's Namenstag

gefeiert in Freyburg am 23ſten April 1807.

Die Beſchreibung kleiner prunkloſen Feſte iſt ſo manchem Leſer willkommen, weil ſie in ſeinem Gemüthe ſüße Erinnerungen weckt. Deswegen glaub' ich durch die Mittheilung der folgenden Scenen keinen unintereſſanten Beytrag zum Morgenblatt zu liefern. Der Namenstag unſers theuern Jacobi wird von ſeinen Freunden und Freundinnen alljährlich gefeyert. Dießmahl trafen aber mehrere Umſtände zuſammen, welche dieſe Feyer noch rührender machten. So war gerade am Abend vorher das von Anton Zoll in München trefflich gemahlte, ſprechend ähnliche Portrait angekommen, welches den erſten Band der neuen Ausgabe von Jacobi's Werken ziert, und womit der Verleger Füßli der Gattin ſeines Freundes ein Geſchenk machte. Gattin und Sohn bekränzten das Bildniß mit Epheu, und ſtellten auf den Arbeitstiſch, über welchem es hing, zwey Roſenſtöcke mit einigen aus dem Dichter Martin genommenen Zeilen, um dem Gatten und Vater für ſeine Arbeiten zum Beſten der Seinigen zu danken.

Am Vorabend verſammelte ſich eine kleine Geſellſchaft; von allen Seiten kamen Blumenſtöcke und Blumenſträuße, am Namenstage ſelbſt dauerte dieß fort. Das Zimmer wurde zum duftenden Garten, und Ovids manibus date Lilia plenis fand eine um ſo ſchönere Anwendung, da die Blumen meiſtens von Damen gebracht wurden, worunter einige den Dichter mit Zeichnungen, andre mit Stickereyen beſchenkten. Die ganze Geſellſchaft wetteiferte, ihm Beweiſe ihrer Verehrung und Liebe zu geben, und wie reichlich wurde ſie durch die Thränen im glänzenden Auge, durch die ſtille Freude, die über ſein ganzes Weſen ausgegoſſen war, und durch den, dem vollen Herzen entſtrömenden Ausruf belohnt: ſo wird kein Namenstag in Freyburg gefeyert!

Die erſte freudige Ueberraſchung wurde ihm durch ſeinen 14jährigen Sohn bereitet, der ein von ſeinem Vater ſelbſt vor mehr als 20 Jahren für Schloſſers Geburtstag gedichtetes Lied auf dem Clavier begleitete, während es ein andrer Jüngling nach einer von Hrn. Haiß dazu componirten einfachen, gefälligen Melodie ſang.

Da das nur in einem Almanach eingerückte Lied weniger bekannt geworden iſt, und doch unter ſeine gelungenſten gehört, ſo verdient es hier eine Stelle.

Singet frölich um die Wette,
Singt die große Liebeskette,
Die auf Erden alles eint;
Laut zum Becherklang die Namen,
Die herab vom Himmel kamen,
Vater, Gatte, Bruder, Freund!

Chor.

Laut zum u. ſ. w.

Holde Namen, ſüße Töne,
Mutter, Gatte, Schweſtern, Söhne;
Gottes Engel nennen ſie;
Engel hören uns, und ſchlingen
Neue Kränze, jubeln, ſingen
Mit in unſre Melodie.

Chor.

Engel hören u. ſ. w.

Wie ſo friedlich aus den Höhen
Ihre Palmen niederwehen!
Alles, durch der Liebe Hand,
Alles ſteht im ſchönſten Bunde;
Mit der Erd' in dieſer Stunde
Fühlt der Himmel ſich verwandt.

Chor.

Alles ſteht u. ſ. w.

Ueber uns der milde Segen
Treuer Liebe, dem entgegen
Flehend unſer Auge weint;
Ihre Wonn' und ihre Schmerzen;
Aber nur an deinem Herzen,
Vater, Gatte, Bruder, Freund!

Chor.

Ihre Wonne u. ſ. w.

Eine der ſchönſten Gaben hat unſtreitig der Herr Hof-Commiſſär Freyherr von Drais, der mit ſeiner liebenswürdigen Familie dem kleinen Feſte beywohnte, durch die nachfolgenden Verſe gebracht, in denen er das Bild unſers Dichters mit ſo treffenden Zügen zeichnete, und zugleich die Stimme des ganzen Publikums ausſprach. Seine jüngſte Tochter, ein liebes munteres Kind von 9 Jahren, ſaß in ihrem häuslichen Ueberkleide unſcheinbar unter der Geſellſchaft; auf einmal war ſie verſchwunden, und trat, einen Augenblick darauf, in einen Genius verwandelt, eine Rolle in der Rechten, als ein freundlicher Himmelsbothe vor den verklärten Dichter, und ſprach:

Freund! warum altert die Seele Dir nicht?
Weil Dich umleuchtet der Heiterkeit Licht;
Weil vom Schönen und Guten die Einheit,
Weil im Thun und im Herzen die Reinheit
Immer Dich treiben zu freudiger Pflicht.
Darum nimm heute den Gruß von uns an:
Heil Jacobi, dem reinen Mann!

Herr Prorektor Ecker erfreute ſeinen Freund mit auserleſenen Früchten des ſüdlichen Frankreichs, und begleitete ſie mit folgender Epiſtel:

Allen Deinen Sinnen, Freund! wird heute geopfert. Flora ſpendet durch Deine Freundinnen Blumen für Blick und Geruch; Muſen erfreuen das Ohr ihres Lieblings mit Zauber-Tönen; Grazien lohnen das Gefühl ihres Sängers mit Küßen; Deine ſorgſame Gattin labt den Geſchmack des Geliebten mit Nektar. Der Arzt ſchließt ſich an letztere, und bietet Früchte, im ſüdlichen Frankreich gepflückt, um zu kühlen das Blut, das heute durch Sinnenreitz ſchneller in den Adern wallt.

Um einen von Herrn Rath Schnetzler überreichten Blumenſtrauß, welcher Blumen aus verſchiedenen Jahrszeiten enthielt, waren die zwey Verſe gewunden:

Wir blühen, wie die Kinder Deiner Phantaſie;
Doch wir verblühen, jene nie.

Herr Mahler Küßwieder, welcher im Basrelief, vorzüglich im Nachahmen des Metalls, ſeines gleichen ſucht, brachte ein ſchönes Basrelief zum Geſchenk. Herr Baron Neven und Baron Falkenſtein überreichten Roſen, denen der erſtere folgende Zeilen beygelegt hatte:

Wen die Muſe geweiht, wen ſie durch ſtürmiſch bewegtes
Leben, mit treuer Hand, ſicheren Schrittes geführt,
Dem hat gnädig ein Gott der Looſe ſchönſtes gezogen,
Nicht vom Glücke beherrſcht, trägt er im Buſen das Glück.
Nicht für ihn, Unſterbliche! den ihr ſo reichlich beſchenktet,
Flehen wir, kindlich den Blick hebend zu eurem Olymp;
Nein, wir flehen für uns, daß nicht ein feindliches Schickſal
Raube den hohen Genuß, Hörer des Sängers zu ſeyn,
Daß er Weisheit uns lehre, daß er ein Plätzchen vergönne,
Neben dem Lorber Apolls, Roſen, vom Freunde gepflückt.

Endlich ſteckte der Curator der hieſigen Univerſität, Hr. Geheimer Rath von Ittner, ein Epigramm in den um Jacobi's Bild geflochtenen Kranz, in welches wir alle mit fröhlichem Herzen einſtimmten:

Necte tuo sacram Vati, Brisgovia, laurum;
Conveniunt sacris laurea serta comis.

Dieſe vereinten Beſtrebungen ſeiner Freunde, der Anblick der mannigfaltigen Blumen, und die Zuſammenwirkung der Dichtkunſt, der Mahlerey, der Muſik und der weiblichen Künſte, mußten einen tiefen Eindruck auf das kindliche Gemüth unſers Jacobi machen, der die Blumen über alles liebt, und von Jugend auf mit den Muſen und Grazien im ſchönſten Bunde gelebt hat. Auch war er innig gerührt, und der Abend einer der glücklichſten, heiterſten für ihn und uns. Erneuert wurde das Band der Eintracht und Liebe, und die dampfende Punſch-Schale ging oft im traulichen Kreiſe herum.

Sch.

Der galante Richter.

Was der Klienten Schaar dem Richter Klepar ſchenkt,
Verwendet heimlich er zu nichts, als Liebesgaben:
Ein blindes Weib verſchafft ihm, denkt!
Die Gunſt von einem blinden Knaben.

W.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, 24 April.

(Theaternachrichten.) Die neuen Stücke, welche auf den groſsen hieſigen Theatern in dieſem Winter erſchienen, haben wenig Glück gemacht. Faſt kein einziges iſt ohne ſehr weſentliche Fehler und Unwahrſcheinlichkeiten.

Am 28 Januar gab man in Drurylane ein neues Stück unter dem Namen: Assignation (die Beſtellung). Die Verfaſſerin iſt Miſs Lee, eine ſowohl wegen anderer gut aufgenommenen Schriften, als auch beſonders wegen des Stücks: The Chapter of Accidents, das zu denen ſtehenden Lieblingsſchauſpielen des engliſchen Theaters gehört, hier geachtete Schriftſtellerin. Deswegen war das Theater ſchon ſehr zeitig äuſserſt voll; vornämlich hatten ſich die Damen vom erſten Range und alle Kenner der Literatur verſammelt. Aber wie ſehr wurde man getäuſcht! Kaum war der zweyte Aufzug vorüber, als die Zuſchauer der Sache völlig überdrüſsig waren. Es kam ein Admiral vor, welcher auf den Pabſt, auf das Pabſtthum und die hölzernen Bilder loszog, ganz wider alle Wahrſcheinlichkeit. Es war gegen alle Regeln des geſunden Verſtandes, daſs die Verfaſſerin auf der Bühne ihrem Religionshaſſe Luſt machen wollte. Uebrigens erſchien der Admiral auch betrunken: dies war den Zuſchauern vollends unerträglich; denn wie konnte man es ſich gefallen laſſen, einen vornehmen Offizier der Marine lächerlich gemacht zu ſehen, welcher das Land, beſonders jetzt, ſeine Exiſtenz verdankt! Auſser dieſer groſsen Sünde gab es noch viele andre. Könnten die Schauſpieler das Schlechte gut machen, ſo würde dieſes Stück gut aufgenommen werden ſeyn; denn ſie thaten das Aeuſserſte.

Am 19 Febr. wurde in Drurylane zum erſtenmal The curfew (die Abendglocke) geſpielt. Dies iſt noch das beſte unter den heurigen neuen Schauſpielen, und hat viele Vorzüge, obgleich die Kenner auch bey weitem nicht damit zufrieden ſind. Der verſtorbene Verfaſſer, Tobin, war dem Publikum durch ſein Luſtſpiel: The Honeymoon, vortheilhaft bekannt; denn dieſes Stück ahmt in ungereimten Verſen die Manier der älteren engliſchen Theaterdichter nach, hat manches originelle und viel Humor, ſo, daſs man es ſeit der erſten Vorſtellung immer wieder mit Vergnügen ſieht. Nach demſelben Muſter iſt gegenwärtiges Stück gearbeitet; aber es iſt ernſthaftes Schauſpiel, und ſteht dem erſteren in Abſicht auf Anlage weit nach, ungeachtet der Verf. auf Verſifikation und Diktion mehr Mühe verwendet hat, als bey jenem; weswegen auch etliche Richter, die ſich leicht durch Wortſchwall und geſuchte Ausdrücke beſtechen laſſen, kein Bedenken tragen, dies Produkt auf einen ſehr hohen Rang zu erheben. Der Titel „Abendglocke“ wird jedem verſtändlich ſeyn, der ſich an die Geſchichte Wilhelms des Eroberers erinnert: aber dieſer Titel hat weiter keine Beziehung auf das Schauſpiel, als daſs er die Zeit und Ort bezeichnet, wo das Stück ſpielt. Die erſte Unwahrſcheinlichkeit beſteht darin, daſs die Gemahlin eines Barons, troz einer ſehr ernſthaften Wunde, welche ihr viel Blut gekoſtet haben muſs, unbeſchädigt, das Schiff erreicht. Aber mit dieſer Frau tragen ſich noch mehr Wunder zu. Das Schiff ſcheitert, und alle am Bord befindliche Perſonen kommen um, bis auf die Dame und ihren Sohn, welche der Schöpfer des Schauſpiels von den Meereswellen glücklich ans Ufer geleitet werden läſst. Selbſt das iſt noch nicht genug. Sie birgt ſogar etwas Geld vom Wracke, und kauft ſich dafür eine Hütte. Die Wahrſcheinlichkeit wird noch auf manche andre Art aufgeopfert; aber es wäre nöthig, die ganze Geſchichte zu erzählen, um dies zu beweiſen — und dazu hat das Morgenblatt eben ſo wenig Raum, als unſre Leſer Geduld. Wir berufen uns aber auf einige der beſten engliſchen Zeitſchriften, daſs wir hier dem Schauſpiele nicht zu nahe treten. Es läugnet jedoch Niemand, daſs Tobin mit den ältern engliſchen Dichtern, mit ihrer Verſifikation und ihren Eigenheiten innig vertraut war, daſs er ächten Dichtergeiſt beſaſs, daſs ihm die Sprache ſeiner Lieblingsdichter für jeden Gedanken, den er ausdrücken wollte, völlig zu Gebote ſtand, und daſs man ihm niemals die Arbeit anſah. Alſo kann ihm Niemand Studium abſprechen, während man nur wenig Originalität an ihm wahrnimmt. Er hat alles andern abgeborgt, obſchon mit einer Gewandtheit und Feinheit, welche auch wohl dem Geübteren Sand in die Augen ſtreuen können. Der nicht geringe Beyfall, welchen dieſes Schauſpiel mit allen ſeinen Fehlern erhält, hängt groſsentheils von der Verehrung ab, womit die Engländer ihre älteren Theaterdichter leſen und ſtudiren. Indeſs misbilligen es doch die Unbefangeneren, daſs Tobin den dramatiſchen Dialog aus Eliſabeths Zeiten wieder auf die Bühne gebracht hat. Beaumont und Fletcher, Maſſinger und Shakespeare redeten die Sprache ihrer Zeiten, und in ihren Werken iſt ſie ohne Zweifel hinreiſsend; aber wenn man ſie zur Einkleidung neuerer Gedanken wählt, ſcheint ſie von ihrer Kraft zu verlieren.

In Coventgarden führte man am 10 März das neue Stück: Town and Country; or which is best? (Stadt oder Land; was iſt beſſer?) auf. Der Verfaſſer iſt Morton, ebenfalls ein bekannter Theaterſchriftſteller, der unter den neueren eine ſehr gute Figur macht. Aber diesmal hat er es in der Anlage verſehen. Die Begebenheiten hängen nicht recht zuſammen, und ſind gröſstentheils von andern auf der hieſigen Bühne gangbaren Stücken entlehnt. Aber Morton iſt ganz Meiſter des Dialogs, welcher ſich durch groſse Lebhaftigkeit auszeichnet. Dann weiſs er die Aufmerkſamkeit durch eine ſchnell aufeinander folgende Reihe von abgebrochenen Auftritten in Spannung zu erhalten. Wortſpiele und ächter Humor, die Würze der engliſchen Umgangsſprache, ſind reichlich angebracht. Auch fehlt es nicht an empfindſamen Aeuſserungen und ſententiöſen Stellen; aber dafür hat der arme Morton den gewöhnlichen Tadel des Londner Recenſentengeſchmeiſses erdulden müſſen, daſs er den deutſchen Theaterdichtern nachahme. In einer Beurtheilung ſeines Stücks hieſs es: some of the sentiments savoured much too strongly of the German school. Die Engländer beſchuldigen uns nämlich, daſs wir auf der deutſchen Bühne neuerdings den Menſchen zu regelmäſsig vorſtellen, und ihnen ſüſsliches, gefühlvolles Geſchwäz, das dem Umgange fremd iſt, in den Mund legen. Wie dem auch ſey, Morton iſt gewiſs ein wenig in dieſen Fehler verfallen; denn er ſtellt z. B. einen Stockbroker auf, einen Mann, von deſſen Charakter der Geldgeiz und die Knickerey, hundertmal für Eins, eben ſo unzertrennlich ſind, als das Mehl von einer Müllerjacke, der aber hier ſein Taſchenbuch bey jeder Gelegenheit herauszieht, und die Banknoten zu Hunderten und Tauſenden austheilt, als ob er ſie unerwartet geerbt hätte, und damit nicht umzugehen wüſste. So ſcheint auch ein Baumwollenmanufakturiſt, der durch ſeine Spinnmaſchinen reich geworden iſt, ſich ſehr wenig daraus zu machen, daſs ihm ſein erſter Verwalter mit 50,000 Pf. St. durchgeht: eine Gleichgültigkeit, die wir allerdings am Ariſtippus im Horaz bewundern, aber jezt nicht leicht unter Privatleuten wiederfinden. Auch ſehen wir hier den Glenroy, der weiter nichts iſt, als eines Predigers Sohn aus Wallis, und nicht im Ueberfluſſe auferzogen wurde, ſeine Börſe ganz auſſerordentlich philanthropiſch leeren. Mit einem Worte, die Pfunde Sterling fliegen hier umher, wie die Erbſen zur Säezeit. Weil das Stück eigentlich ein Cento, ein Miſchmaſch von heterogenen (wiewohl ſehr unterhaltenden) Beſtandtheilen iſt, ſo wurde es dem Verfaſſer nicht ſchwer, hie und da einen Auftritt abzuſchneiden, als die Aufzüge zu lang ſchienen.

(Der Beſchluſs folgt.)

Nro. 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Mai, 1807.

Das Menſchenherz verſtäubt, aber nie ſein Ziel.

Jean Paul.

Umriſſe von Tirol.*)

2. Clima.

Wenn auch die Lüfte, die den Menſchen umſpielen, auf das Innere ſeines Weſens nicht unmittelbar einfließen: ſo iſt doch von dem Clima die körperliche Geſundheit und Stärke, durch welche das Geiſtige ſichern Ausdruck gewinnt, und die Fülle oder Erſtarrung der ſchaffenden Naturkräfte abhängig.

In Tirol, wo ſich die, allen Alpenländern gemeinſamen, climatiſchen Erſcheinungen zeigen, bildet ſich noch ein beſonders ſcharfer Gegenſatz des nördlichen und ſüdlichen Theiles. Ueber dem Puſterthale lagert ein ſchwerer und langer Winter; in den dunkeln ſchauerlichen Plätzen des Oetzthales athmet man kalte und feuchte Luft; in mehrern nördlichen Bezirken iſt alle Gemeinſchaft auf Monate durch Schnee unterbrochen. Im Nons- und Sulzberg herrſcht im Allgemeinen geſunde Luft; mehr oder weniger aber iſt ſie, je nach der hohen Lage der Orte, zu dünn. Der Winter iſt in jenen Gegenden gewöhnlich lange, und am Ende des Decembers und im Monat Januar der Froſt ſo groß, daß das Reaumürſche Thermometer auch in den Gegenden, welche die mildeſte Lage haben, den Gefrierpunkt erreicht. Häufig fällt auf den großen Gebirgen Schnee, der bis zum Sommerſolſtitium liegen bleibt, und in manchen Gegenden nie ſchmilzt, daher dieſe Vetrelle heißen, als ob ſich dort das Eis in Glas verwandle. Der Sommer im Val di Non e Sole iſt friſch, da die höchſte Wärme nicht 25 Grade überſteigt, aber oft unregelmäßig, fürchterlichen Ungewittern oder großer Trockne unterworfen. Der Herbſt pflegt lieblich zu ſeyn, wenn ihn nicht frühe Reiſe verdrängen. Am Ende Oktobers tritt der Froſt ein, und man beginnt einzufeuern.— In vielen ſüdlichen Bezirken athmet man Italiens leichte und freundliche Lüfte, ſie umwehen den Wanderer an mehrern Ufertheilen der Adige, an dem ſchönen Lago di Garda. Doch iſt in einigen Gegenden des Etſchlandes der Druck der Hitze zu groß; ihrer Heftigkeit zu entfliehen, verlaſſen die Einwohner ihre gewöhnliche Wohnung, und ziehen nach ihren Gartenhäuſern oder den auf den Weinbergen erbauten ſogenannten Sommertriſchen, um dort Kühlung zu finden. In den Monaten Julius und Auguſt gewinnt dadurch die Gegend um Botzen große Reize.

Auſſer den Gletſcherbläſern, der unerträglichen Hitze, die ſelbſt in hochgebognen, die Schneegränze berührenden Thälern durch das Zurückprallen der Sonnenſtralen von den ſteilen Felswänden entſteht u. ſ. w. findet ſich auch im Tirol der gleichfalls in der Schweiz unter dem Namen Foen bekannte Wind, der ſich in ſeiner Einwirkung auf Körper und Boden ſehr wichtig zeigt. Gewöhnlich ſchwächt er den erſtern, aber im Innthal befördert er die Reiſe des türkiſchen Korns. Am Ende des Sommers und im Herbſte

*) Man wird in meinen Umriſſen, wie ich nochmals erinnern muß, nicht meine Statiſtik erblicken wollen. Bey der leztern iſt mir für die Darſtellung ein andres Geſetz gegeben, und höchſte Vollſtändigkeit Pflicht. Die Skizzen, glaube ich, gehören dieſem Blatte in ſo ferne mit vollem Rechte an, als gerade über Tirol, das ein ſo vielſeitiges Intereſſe der Forſchung hat, ſo wenig Belehrendes in neuern Zeitſchriften zu finden iſt. G. H. K.

ſchmilzt er den Schnee der Gebirge, und führt häufig ſchnelle Ueberſchwemmungen oder im niedrigen Etſchthale lange und heftige Regen herbey.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beſtändig und getreu.

Frey, nach dem Franzöſiſchen.

Beſtändig iſt, wer in ſeiner Liebe wandellos beharrt; getreu, wer nur Einer Perſon zu gefallen ſtrebt. Alſo zeigt ſich die Beſtändigkeit im Gefühle, die Treue in Handlungen.

Von zwey Frauen, deren Liebe nicht gleich moraliſch iſt, legt Eine den größten Werth auf die Beſtändigkeit ihres Liebhabers; die Andre will vor Allem, daß der Ihrige ſich treu bewähre.

Wer zu lieben aufhört, iſt unbeſtändig; wer anderwärts ſeinen Hof macht, ungetreu. Alſo kann der Fall der Unbeſtändigkeit nur zwiſchen zwey Perſonen Statt finden; aber Untreue ſetzt drey Perſonen voraus.

Erwartet keine Liebe mehr von einem Unbeſtändigen; aber einen Ungetreuen könnt ihr wieder zurückzubringen hoffen.

Es geſchieht immer aus Stimmung des Herzens, daß man beſtändig iſt; aber man kann nur aus Grundſatz und Pflicht getreu ſeyn. — Man ſagt von Liebhabern, daß ſie beſtändig, von Ehemännern, daß ſie getreu ſeyen.

Beweiſe von Beſtändigkeit befriedigen die Liebe mehr, weil ſie mehr Bezug auf ſie haben; aber Proben der Treue ſchmeicheln der Eitelkeit mehr, weil ſie auffallender ſind.

Beynah' immer wird die Geliebte durch Untreue zur Unbeſtändigkeit verleitet; aber es iſt nicht ſelten, daß Männer, ohne Conſequenz, und ohne ſich vom Gegenſtand ihrer Liebe zu trennen, untreu ſind.

In der Liebe iſt nicht beſtändig, wer will. Es iſt ein Gefühl, deſſen Entſtehung und Dauer nicht von uns abhängt; aber man iſt immer Herr ſeiner Handlungen.

Alſo hat man das Recht, ſich über Untreue der geliebten Perſon zu beklagen; aber man darf ſich über ihre Unbeſtändigkeit nur betrüben.

Man kann ſagen: Wer Beſtändigkeit verſpricht, verſpricht mehr, als er halten kann, und wer den Schwur der Treue ſchwört, verſpricht zuweilen mehr, als er halten will.

Beſtändigkeit kann ſich auf ein Gefühl gründen, das von der Perſon, der wir uns weihen, weder getheilt, noch gekannt iſt; Treue hingegen ſetzt ein gegebenes Wort, ein gleiches, oder doch ein genehmigtes Gefühl voraus.

Deine beſtändige Liebe gegen eine Grauſame beweiſt keinesweges, daß du getreu geweſen wärſt, wenn ſie dich erhört hätte.

Getreu iſt von Beſtändig auch darin noch verſchieden, daß jenes mehr die Idee eines geliebten Gegenſtandes mit ſich führt.

Das Wort Beſtändigkeit kündigt eine verfloſſene Zeitperiode an, in welcher die Liebe nicht vertilgt werden konnte, und Treue deutet hin, daß man der Gelegenheit, untreu zu ſeyn, nicht unterlag. — Alſo wird Beſtändigkeit durch die Zeit, und die Treue durch Gelegenheiten erprobt. Man ſagt: eine unveränderliche Beſtändigkeit, eine über jede Verſuchung erhabene Treue.

Lotteriewuth in Paris.

Je allgemeiner die Klagen über die Stockung im Handel werden, je mehr nimmt die Lotteriewuth in der Hauptſtadt zu. Am Abend vor der Pariſer Ziehung, nämlich: am 4ten, 14ten, und 24ten jedes Monats, ſind die Lotterie-Bureaus gedrückt voll Gewinnluſtiger, die jedesmal mit der großen Hoffnung, und in der Abſicht, ihr Heil noch einmal zu verſuchen, dahin ſtrömen, und Geld auf dieſem Altare opfern, das ſie zuweilen ihren nach Brod ſchreyenden Kindern entzogen haben. Unter denen, die faſt keine Ziehung vorbeygehen laſſen, zeichnen ſich beſonders die ſogenannten Kalkulatoren und die Träumer aus. Erſtere beſchäftigen ſich tagtäglich mit Ausrechnung der Nummern, die diesmal herauskommen müſſen, und wenn ſie ſich am andern Tage vom Gegentheile überzeugen, ſo ſind ſie hartnäckig genug, dreiſt zu behaupten, daß ſie ſich blos in ihrem Kalkul betrogen hätten, und gewiß ihren Zweck erreicht haben würden, wenn ſie nicht unachtſam genug geweſen wären, eine Zahl mit einer andern zu verwechſeln. Die Anzahl dieſer Bedauernswürdigen iſt in der Hauptſtadt äußerſt beträchtlich, und man verſichert uns, daß es auch in den Departementern nicht wenige gibt, die von dieſer Seuche angeſteckt worden ſind. Dieſen Rechenmeiſtern kommen noch einige Dekadenblätter zu Hülfe, deren Inhalt nichts als ein Lotterie-Calkul iſt, und die, wenn es ihnen unter tauſendmalen ein einziges Mal gelungen iſt, eine Terne zu errathen, ſolches durch Anſchlagzettel mit großem Bombaſt der ganzen Stadt anzeigen. Ein ſolcher Anſchlag-Zettel kündigt ſich gewöhnlich mit großgedruckten Lettern alſo an: Triumph des Journals N. welches durch unermüdetes Studium der Lotterie und ihres Ganges, durch ſcharfſinniges Nachdenken über ihre ſympathetiſchen Nummern, die vermöge ihrer faſt unerklärbaren Anziehungskraft ſich immer folgen müſſen, ſeinen verehrungswürdigen Abonnenten durch die Anzeige der Nummern N. N. N., die in der Brüßler (oder einer von den franzöſiſchen Lotterien) herausgekommen ſind, den ſicherſten Weg zum Reichthum zeigt u. ſ. w. Durch dergleichen Anzeigen wird gemeiniglich die Abonnentenzahl beträchtlich vermehrt, und es gibt leichtgläubige Menſchen genug, die einem ſolchen Journal ihr gränzenloſes Zutrauen ſchenken. Wir kennen einen ſonſt vernünftigen Mann, der troz ſeines Kalkuls ſeit mehr als drey Jahren noch keinen Heller gewann, und doch jeden Tag, mit der Liſte ſeiner neugewählten Nummern in der Hand, in ein Lotterie-Bureau mit den Worten tritt: cette fois j'attraperai la baleine (dieſes Mal erwiſche ich den Wallfiſch — nemlich eine Quaterne). Da er nun niemals mit der Angel fiſcht, oder mit andern Worten, keinen Extrait simple beſezt, ſondern blos mit Harpunen fiſchen will, (denn er ſezt nur auf Terne und Quaterne), ſo kann er wohl bis an ſein ſeliges Ende fiſchen, ohne je einen elen-

den Weißfiſch zu erhaſchen. Seit der Wiederherſtellung der Lotterie in Frankreich iſt für jede Art zu ſpielen eine große Menge beſonderer Ausdrücke erfunden werden, die nur den Eingeweihten bekannt ſind, für uns Profane hingegen ein beſonderes Lexikon erheiſchen würden, wenn ſie uns verſtändlich werden ſollten; als da ſind: Unitäten, jeu des rois, jeu des Apôtres, les finales, les initiales u. ſ. w. Daß Caglioſtros Werk über die Lotterie ſchon mehr als zehn Auflagen erlebt hat, und immer noch reiſſend abgeht, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe verſchiedenen Lotteriebücher ſind im Verlage der in den Büreaus angeſtellten Demoiſelles, und ein nicht geringer Beytrag zu den Auslagen, welchen ſie auf ihren Putz verwenden müſſen; denn ſie gewinnen wenigſtens hundert vom hundert mit dieſen Geiſtesprodukten. Auch die Traumbücher haben ſeit einigen Jahren einen beträchtlichen Abgang, weil die niedere Volksklaſſe nur vermittelſt dieſer ihre zu ſetzenden Nummern beſtimmt.

Dieſe Träumer verſammeln ſich täglich auf dem Greve-Platz vor einem Lotterie-Büreau, theilen einander ihre Träume mit, und erhohlen ſich Raths von denen, welche ſie für die beſten Ausleger halten. Wir übertreiben nichts, wenn wir ihre Anzahl auf hundert, bis hundert und fünfzig ſetzen; allein dies ſind nur ganz gemeine Leute, die ſich über das Urtheil der Welt hinausſetzen; denn die Anzahl derer, welche ihr Zutrauen in Träume ſetzen, und den Vorſchriften der erwähnten Traumbücher pünktlich nachkommen, beläuft ſich ſicherlich auf mehr als zehntauſend. In allen Straßen der Hauptſtadt ſtößt man auf Colporteurs, die von einem Zirkel abergläubiſcher Menſchen umgeben, ihre Waare auf folgende Art ausſchreyen: Habt ihr von einem Hunde geträumt? habt ihr von einem eingefallenen Hauſe geträumt? habt ihr von einem Garten geträumt? u. ſ. w.; hier iſt der Aufſchluß und die Angaben der Nummern, die ihr beſetzen müßt, wenn ihr euer Glück machen wollt. Dieß avez-vous rêvé wird öfters hundertmal wiederholt, ehe der Nachſatz erfolgt, weil die Hernennung der reichhaltigen Gegenſtände, die in einem ſo merkwürdigen Buche enthalten ſind, den Janhagel nur deſto mehr reitzt, indem ſich immer ein Gegenſtand darunter findet, von welchem der Kaufluſtige einige Tage vorher geträumt haben mag. Wir kennen einen ſolchen Colporteur, der an einem einzigen Tage über achtzig Exemplare verkauft hat, und da ihn ſolches nur auf drey Sols zu ſtehen kommt, er aber jedes für ſechs verkauft, ſo hatte er einen netten Profit von 12 Livres. Alles, was dieſen Träumern in die Augen fällt, verwandelt ſich ſogleich bey ihnen in Nummern. Ein ſchöner Baum, eine Roſe und ein Kind werden bey ihnen zu einer Terne; begegnet ihnen zufällig noch ein Windhund, ſo halten ſie die Quaterne für unfehlbar, und würden ſich lieber das Mittagseſſen entziehen, als dieſe Nummern nicht beſetzen. Hundertmal fehlgeſchlagene Verſuche dieſer Art bewirken nicht das geringſte, ſie von ihrem Aberglauben zu heilen; denn ſie wiſſen immer eine Urſache anzugeben, warum die erwarteten Nummern diesmal nicht herausgekommen ſind. Ein hieſiger Buchdrucker folgte dieſer prophetiſchen Anleitung blindlings, und hatte das Unglück, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, daß zwey ſeiner erwarteten Nummern wirklich heraus kamen. Dieſes Glück (er gewann eine Ambe von 8 Sols, welches 108 Livres ausmachte) richtete ihn in Zeit von zwey Jahren gänzlich zu Grunde. Mit Wehmuth müſſen wir bey dieſer Gelegenheit bekannt machen, daß wir eine gutherzige Familie kennen, die vor Schlafenlegen ſich auf die Knie wirft, und Gott anruft, er möchte ihnen doch durch Träume die Nummern anzeigen, die ſie auf den Weg des Glücks führen könnten. Seit neun Monaten, die dieſen Unglücklichen theuer zu ſtehen gekommen ſind, iſt ihr Gebet noch nicht erhört worden. — Doch warum dieſe traurigen Gegenſtände noch länger verfolgen?

Hiob und die heilige Familie.

Von Eberhard Wächter.

Mit zwey Kupfern.

Der kunſtliebende Theil unſerer Leſer wird es dem Morgenblatte zu gut halten, daß es in der kurzen Zeit, von ſeiner Entſtehung an bis jetzt, noch nicht mit einer größern Anzahl von bedeutenden Kupfern verſehen werden konnte. Die Zögerung lag in der Natur der Sache ſelbſt, da eine ſolche Einrichtung und beſonders die Bearbeitung der Kupfer einen unvermeidlichen Aufenthalt verurſachen mußten. Von nun an werden wir aber im Stande ſeyn, dieſe ſchöne Zugabe reichlicher zu ſpenden, und ſowohl durch Anzahl als Abwechslung derſelben unterhaltenden Genuß zu gewähren.

Hier theilen wir die Nachbildungen von zwey genialiſchen Erfindungen des Hrn. Eberhard Wächter, eines gebornen Stuttgarter's, (der ſich ſeit einigen Jahren in Wien aufhält) mit: ſeinen der Kunſtwelt nicht unbekannten, aber noch lange nicht zu oft genannten Hiob, — und eine eben ſo ſinnig und tief gedachte Vorſtellung der heiligen Familie. Der beſcheidene Künſtler hat es ſich ausgebeten, daß man dabey nichts über ihn ſage, weil er es für ausgemacht annimmt, daß Lobreden auf lebende Künſtler eben ſo ſehr, als herabwürdigende Beurtheilungen derſelben ein verdächtiges Anſehen haben; man vermuthe gleich dabey einen Freund oder einen Feind, und beyde ſeyen nicht partheylos. So wenig Wächter von Feinden zu beſorgen hätte, ſo will er ausdrücklich auch kein freundſchaftliches Vorwort, weil die Welt ganz unbefangen und ſelbſt richten ſoll. Er nimmt es damit ſo ernſtlich und ſtreng, daß er aufrichtig wünſcht, die Produkte der Künſtler ſollten immer ohne den Namen der Urheber in die Welt gehen, und die letzten erſt dann genannt werden, wann über den Werth oder Unwerth ihrer Werke entſchieden wäre. Dieß würde einem großem Unfug im Bilderhandel ſteuern, und auf den Kunſtgeſchmack wohlthätig einwirken.

Dieſe große, reine Idee, die aus dem feinſten und richtigſten Kunſtgefühl entſproßen iſt, müſſen wir in gedoppelter Rückſicht berühren: einmal, damit ſie nicht unbemerkt und unerwogen verhalle (ſie könnte unter andern Umſtänden noch zu einer höheren Reife gedeihen und bey allen Kunſtausſtellungen beherzigt werden) — für's andere aber, als die bindende Urſache, warum wir uns bey Anzeigen Wächteriſcher Erfindungen einer beſondern Kürze befleißigen werden. Unſer Vorſatz iſt es ohnehin, nie den Namen zu huldigen, noch bey Mittheilung von Kunſtwerken in den romanhaften Umſchreibungston einzugehen, der ſo oft mehr zeigen will, als in der Sache ſelbſt iſt, und nicht ſelten gerade das Wahre verfehlt. Aus dieſem nur zu häufigen Verfahren entſtehen mehrere Uebel, worunter die Selbſttäuſchung für den Künſtler, und die Täuſchung des Kunſtliebhabers nicht die geringſten ſind. Der Geiſt eines Werks ſpricht ſich immer von ſelbſt aus.

Der trauernde Hiob, von ſeinen Freunden beſucht, die ſieben Tage und ſieben Nächte lang ſtumm bey ihm ausharrten (Hiob, am Ende des 2ten Capitels) war eine ſo ſchwerwägende Aufgabe, daß, wer den Werth dieſer Löſung gehörig ſchätzen will, nothwendig den Text zur Hand nehmen muß, ehe er ganz darüber urtheilen kann. Dieſer Text iſt ja in allen Händen. Wer ſich aber aus demſelben die Geſchichte wieder vergegen-

wärtigt hat, wird den Charakter und die Seele dieſes Kunſtwerkes mit Vergnügen ſtudiren und finden.

Noch müſſen wir bemerken, daß dieſe ſo einfach ſcheinende Kompoſition zu den durchgedachteſten des Meiſters gehört. Er hat ſie ſchon vor Jahren in Rom zum Gegenſtand eines anhaltenden Studiums gemacht, ſie mehreremale gezeichnet, und ſelbſt in einem ſehr großen Gemählde angefangen. Leider iſt es aber nicht vollendet, und harrt noch auf ſeine letzte Stunde. Der feyerliche Genius, der darüber ſchwebt, wird auch dieſe herbeyführen; denn dieſes Kindes hat ſein gutgeſinnter Vater gar nicht vergeſſen. Nur ungünſtige Umſtände trennten ihn eine Zeitlang davon.

Hr. Rahl (gegenwärtig auch in Wien), dem wir dieſe verkleinerten Umriſſe verdanken, hat den nämlichen Gegenſtand, nach Wächters Zeichnung, auch in einem ſehr großen Blatt verſtändig radirt, und ſich Ehre damit erworben. Dieſes große Blatt iſt in dem Verlag des Schreivogel'ſchen Kunſt- und Induſtrie-Komptoirs in Wien herausgekommen, und verdient von jedem Kenner und Liebhaber gekauft zu werden. Eine nähere Beſchreibung deſſelben iſt bereits in dem **Freimüthigen** (1806. Nro. 199 und 201) vorgekommen.

(Der Beſchluß und das zweite Kupfer folgen.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, 24 April.

(Beſchluß.)

Der bekannte (**Monk**) **Lewis**, welcher ſich ſo ſehr in die deutſchen Wunder- Geiſter- und Räubergeſchichten verliebt hat, brachte auch heuer wieder eine von ſeinen Geſpenſtergeſchichten auf die Bühne. Am 2 April wurde in Druryplane gegeben: „**Der Waldteufel**, oder die Glocke hat geſchlagen" (The Wood Demon; or, The Clock has struck). **Hardicanut**, ein däniſcher Graf, kann ſein bezaubertes Leben nicht anders friſten, als dadurch, daß er einem Waldteufel eine Anzahl unſchuldiger Kinder opfert. Auf die Erhaltung des neunten Kindes iſt das ganze Schauſpiel gebaut. Zwey Frauenzimmer, **Unna** und **Clotilde**, retten es durch ihre Wachſamkeit und Thätigkeit. Die erſtere war einmal mit dem Grafen verlobt, und die letztere war des Kindes Wärterin. Eine Menge guter Geiſter hilft dieſe gute That befördern, indeß auch etliche böſe Geiſter ſie zu hindern ſuchen. Der Graf wird zuletzt ein Opfer ſeiner eigenen hölliſchen Anſchläge. Die vielen Geiſter haben ſo viele Aufmerkſamkeit erfordert, daß Herr **Lewis** die übrigen Theile des Stücks vernachläßigt hat. Die Geſchichte iſt ſchlecht erzählt, und der Dialog, bis auf einige Stellen des Verfaſſers, der ein geſchickter Mann iſt, unwürdig. Wo er witzig ſeyn will, iſt er in elende Späße verfallen. Aber das Verdienſt dieſes Stücks beſteht in dem Pomp der Anzüge, Scenen und Maſchinerie; alles das iſt ſo prachtvoll, als man es nur immer in London machen konnte; auch ſind die eingemiſchten Ballets des berühmten **D'Egville** unvergleichlich. Mit der Muſik, die von **Kelly** iſt, will man nicht recht zufrieden ſeyn. Es iſt gar keine Frage, ob eine ſolche Vorſtellung gern geſehen wird? Da läuft alles zu, um die Teufel zu ſehen, vornämlich das Frauenzimmer; und wenn dieſes ins Intereſſe gezogen iſt, ſo kann der Direktor gewiß auf volle Häuſer rechnen, was auch einzelne Kunſtrichter dawider ſagen mögen.

Von Madame **Catalani** wenigſtens ein Paar Worte. Wer die Pariſer Zeitungen lieſt, wird ſich erinnern, daß dieſe große Sängerin bey vielen Bewunderern eine Menge Neider hatte. Wirklich iſt es etwas befremdlich, daß die Pariſer, welche ſonſt hundertmal mehr Liberalität gegen ihr Theater beweiſen, als die Londner, die Catalani mit ſo wenig Schonung behandelten, und ihren glänzenden Vorzügen nicht ein Paar Schwächen verzeihen konnten. Dießmal haben die Londner ſich ſehr galant bewieſen. Da Madame Catalani einen Mann hat, der entweder ein franzöſiſcher Offizier war oder noch iſt, ſo glaubten die hieſigen Neider, ſie von keiner empfindlichern Seite angreifen zu können, als wenn ſie ausſtreuten, daß dieſer brave Mann von ſeinem Kaiſer zum Spion gedungen wäre. Man machte einen gewaltigen Lärm darüber, doch der blieb fruchtlos, und kein Vernünftiger ließ ſich durch den elenden Kunſtgriff täuſchen.

Wer die Catalani ohne Vorurtheil hört, wird ſie gewiß bewundern müſſen, was auch die Partheygänger der **Billington**, **Graſſini**, **Banti**, **Lady Hamilton** u. ſ. w. ſagen. In manchen Tönen übertrifft ſie alle die erwähnten Sängerinnen, ſelbſt die Mara. Man braucht ihr deswegen nicht auf Koſten aller andern den erſten Preis zuzuerkennen; denn obgleich ihre Stimme einen auſſerordentlichen Umfang hat, ſo iſt ſie doch nicht durchaus ohne Tadel. Die höchſten Töne ſind nicht natürlich, ſondern ein Werk der Kunſt und unabläßigen Uebung. Sie kann ſich niemals darauf gewiß verlaſſen; denn da ſie leicht ſchwanken, ſo können ſie unmöglich immer rein ſeyn. Die Billington hatte weit mehr Gewalt über die höchſten Oktaven, welche bey ihr äußerſt biegſam, rein und genau waren. Aber Catalani hat eine angenehme Geſtalt; ihre Aktion iſt ſchön und ausdrucksvoll, und ihr Recitativ hat wenig ſeines gleichen. In ihren Kadenzen und Verzierungen iſt ſie äußerſt glücklich, und ihre Art, die chromatiſche Tonleiter auf halben Tönen hinaufzuſteigen, iſt in der That erſtaunlich; ihre Sprünge auf die doppelte Oktave zeugen von großer Uebung; aber im Soſtenuto, worauf ſo viel beym guten Singen ankommt, erhebt ſie ſich ſelten über das Mittelmäßige. In dieſem wichtigen Punkte konnte ſich vielleicht Niemand mit unſrer Landsmännin, der Madame Mara, vergleichen; ihre Intonation war allezeit richtig und vollkommen, ſo daß ſie immer die Herzen rührte. Ihren Vortrag der ernſthaften Muſik wird man in London niemals vergeſſen. Indeſſen wenn man alles zuſammen nimmt, ſo bringt Madame Catalani eine auſſerordentliche Wirkung hervor. So oft ſie ſingt, iſt auch das allerkleinſte Plätzchen beſetzt. Aber dafür bezahlen ihr auch die Eigenthümer der Oper eine Summe, welche gegen alle vorige Engagemens in London mächtig abſticht.

Herr **Seboni** und Madame **Perini** ſind auch neu in London. Seboni hat einen ſehr angenehmen Tenor, aber ſeine Stimme iſt für ein ſo großes Schauſpielhaus, als die Londner Oper, nicht ſtark genug; ſeine Figur iſt einnehmend, ſeine Haltung ungezwungen, ſeine Aktion gut. Madame Perini hat eine angenehme Stimme; ſie ſingt alle ihre Arien mit Geſchmack und Aufmerkſamkeit, und ſowohl ihre Perſon, als ihre Manieren, erregen ungewöhnliche Theilnahme.

München, 9 May.

Geſtern Abends gab uns Hr. Abt **Vogler** in dem evangeliſchen Hofbethauſe ein Orgelkonzert, in welchem er einen Marſch, ein Cantabile mehrerer Singſtimmen, mit der Begleitung der Harmonie, eine Pièce de Carillon, ein Flötenkonzert, Allegro, Andante, Rondo, dann den Choral: O Haupt voll Blut und Wunden, vortrug, Variationen auf der Violine, die ſich durch Kompoſition und Vortrag auszeichneten, begleitete, und mit der Hirtenwonne, vom Donnerwetter unterbrochen, und einer rythmologiſchen Phantaſie im 5/4 Takt, getheilt in 2/4 und 3/4 Takt, nebſt einer Fuge ſchloß. Der Künſtler erntete den Beyfall, der ſeinen glänzenden Talenten, der ihm, dem erſten Orgelſpieler, gebührt. — Die Orgel in dem Bethauſe iſt durch den Orgelbauer **Froſch** nach dem Vogler'ſchen Simplifikations-Syſtem umgeſchaffen. Hr. Vogler hat einen gedruckten Vergleichungsplan am Eingange vertheilen laſſen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nro. 121.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Mai, 1807.

Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Schiller.

Brief über das geſungene Drama.

Ich ſehe, mein Freund, Sie wollen die Freude nicht ganz mit mir theilen, die ich über die günſtige Aufnahme der Gluckiſchen Iphigenia auf unſerer Bühne empfinde. Was die Oper an Liebhabern gewönne, fürchten Sie, dürfte das deutſche Schauſpiel verlieren, und die Aufmerkſamkeit des Publikums von dieſem ganz auf jene gezogen werden. Es könnte wohl noch dahin kommen, daß die dramatiſchen Dichter ſich zuletzt gezwungen ſähen, Opern zu ſchreiben, wenn das geſprochene Drama kein Publikum mehr fände.

Ich halte Ihre Furcht für vorzeitig. So lange unſere Sänger die Schauſpielkunſt für Nebenſache, den Geſang für Hauptſache halten; ſo lange unſere Tonſetzer den Text nur als die Veranlaßung zur Muſik betrachten, nicht als den herrlichen Körper, welchen ſchön und durchſichtig zu bekleiden ihre einzige Sorge ſeyn ſollte; ſo lange unſere Dichter, bey Verfaſſung der Dramen für den Geſang, ſklaviſch den Launen der Tonſetzer folgen, ihre Verſe handwerksmäßig über die herkömmlichen Leiſten ſchlagen, und nur entweder verſificirte ſchlechte Proſa, oder, wenn es hoch kommt, Fieberträume vorſingen laſſen; ſo lange — und das dürfte noch gute Zeit dauern — kann Ihre Prophezeyung nicht eintreffen. Aber aufrichtig, wenn das geſungene Schauſpiel uns alles gewährte, was das geſprochene, und einen neuen höhern Genuß darüber: hätten wir ſodann über eine Veränderung auf der Bühne zu trauern, die uns reicher machen würde?

Es iſt — ſey es Ihnen geſtanden — meine innigſte Ueberzeugung, daß die dramatiſche Kunſt, falls ſie in ihren Fortſchritten nicht durch das unglückliche Vorurtheil eines goldenen Zeitalters, oder andere Umſtände aufgehalten wird, auf dieſen Punkt, als zu dem höchſten Ziele ihrer Vollkommenheit nothwendig, gelangen muß. Poeſie und Muſik, die in ihrem Urſprunge vereinigt waren, haben ſich bloß aus Stolz getrennt, weil jede auf eigenen Schwingen zur höchſten Höhe emporfliegen wollte. Nach unzähligen vergebenen Flügen gelangen ſie nun zur Erkenntniß, daß ſie nur vereinigt das Ziel erreichen können. Poeſie wird in ihrer höchſten Vollkommenheit von ſelbſt muſikaliſch. Und Muſik, die ſich an Harmonie und Melodie endlich erſchöpfen muß, ſtrebt, und wäre es auch nur, um neu zu ſeyn, wieder nach Ausdruck, und vereinigt ſich mit ihrer Zwillingsſchweſter, der Poeſie.

Kommt es einſt dahin, daß die Muſik nur in dem wahren und ſchönen Ausdrucke der Empfindung, als ihrem Elemente, lebt; fällt alles, was nicht aus dieſem innern Drange hervortreibt, als überflüſſiger Nebenſchößling hinweg: dann werden die Sänger, die, von dieſer Zeit an, nur durch wahre und ſchöne Darſtellung der Empfindungen und Leidenſchaften gefallen können, ſich unvermerkt zu Schauſpielern erheben. Vielleicht erſt nach einem Jahrhunderte, aber ſie kommt einſt gewiß, die ſchöne Zeit, wo Schauſpiel und Oper ſich in Eines verſchmelzen, und das griechiſche Theater in ſeinem vollen olympiſchen Glanze unter uns erſcheinen wird. Dieſe Ausſicht ſollte die Dichter begeiſtern.

Wir ſchon ſollten den Enkeln ihren höhern Genuß verbereiten, unſere Opernbücher ſich dieſer höchſten Kunſtſtufen nähern.

Was ich fordre? Die komiſche Oper ſey ein Luſtſpiel, die tragiſche ein Trauerſpiel für Muſik.

Man hat nicht ohne Scharſſinn gegen die Möglichkeit ſolcher Opernbücher Bedenken aufgeworſen. Empfindungen, Gemüthsſtimmungen (das Vorubergehende, aber doch allgemein Menſchliche), meynte man, ließen ſich durch die Lyrik, nicht aber Charaktere (das Bleibende, Individuelle in dem einzelnen Menſchen) ausdrücken. Dieſe zeigten ſich bloß durch Handlung. Und hier bleibe Geſang und Muſik gegen das Drama nothgedrungen zurück.

Woran erkennt man aber, frage ich hierauf, im Drama einen Charakter, der nicht beſchrieben werden darf, ſondern in Handlung geſetzt werden ſoll? Durch den ganzen Lauf des Stückes muß ſich der Hörer mit ihm freudig oder traurig bewegt fühlen, — alſo gerade aus dem reichen Wechſel der Empfindungen und Gemüthsſtimmungen, die er nach Verſchiedenheit der Lagen, in die er geſetzt wird, durchläuft, und die alle in einer herrſchenden Grundſtimmung des Gemüthes zuſammenlaufen. Der Geizige iſt traurig, furchtſam, bedächtlich; der Wollüſtling feurig oder leichtſinnig; der Kabalenmacher ſchleicht; die Empfindungen des Eiferſüchtigen, Neidiſchen zucken, ſein Gemüth iſt zerriſſen; wahrlich die bloße Bewegung des Sylbenmaßes, um wie viel mehr die Muſik, kann den Ausdruck der Sprache für die Darſtellung dieſer Charaktere verſtärken. Wie ganz anders wird eine und dieſelbe Melodie aus dem Munde des Choleriſchen und des Melancholiſchen tönen, nur durch das heftigere oder gelindere Ausſtoßen der Töne, nur durch das ſchnellere oder langſamere Tempo. Wie dann erſt, wenn die Melodie ſelbſt für den Charakter gewählt iſt? Zugegeben, daß nicht alle Charaktere Arien zu ſingen vermögen, weil ihre Empfindungen entweder zu flüchtig oder zu wechſelnd ſind, um in einer Arie feſtgehalten oder abgerollt zu werden. — Dieſe mögen ihre Empfindungen in ſeelenvollen Gluckiſchen Recitativen verfliegen oder verſtürmen laſſen. — Es iſt gewiß, Poeſie ohne Muſik deutet den Grad der Empfindung durch das Maß mehr an, als ſie ihn wirklich ausdrückt; Muſik ohne Poeſie hingegen zerfließt bey dem Ausdrucke der Leidenſchaften in Unbeſtimmtheit. Beyde ſind für einander geſchaffen. Keine bringt einzeln die höchſte Wirkung hervor.

Ich berufe mich auf unſere Iphigenia. Das tiefaufgeregte gequälte Gemüth des Oreſt, die Sanftmuth des Pylades, die barbariſche Härte des rauhen Thoas, mit allem ihrem reichen innern Wechſel, hören wir in dieſen Tönen auferſtehen — lebendige Geſtalten.

Manierirte Charaktere freylich, d. h. ſolche, bey deren Darſtellung das Gewicht auf ganz individuelle Sitten, Gewohnheiten, Unarten gelegt wird, die ſich nicht aus dem Weſen der Menſchheit nach ihren verſchiedenen Umgebungen natürlich erklären laſſen, ſondern blos zufällig mit derſelben verbunden ſind, können durch Geſang nicht ausgedrückt werden: aber ſie ſind auch gar kein Gegenſtand einer poetiſchen oder anderen künſtleriſchen Darſtellung, die in ihren Schöpfungen den Menſchen aller Zonen und aller Zeiten gefallen ſoll. Hier würde alſo die Muſik, ſollte man glauben, den Dichter vielmehr vor einem Abwege bewahren. Doch iſt es nicht ſo. Dem Sänger bleibt ja, wie dem Schauſpieler, zu dem Ausdrucke ſolcher Individualität, Sprache und Mimik.

Ob dann die früheren Produkte der dramatiſchen Kunſt untergehen oder nicht, iſt ganz gleichgültig. Waren ſie Stufen, auf welchen die Kunſt ſich allmählig zum höchſten Schönen hob, ſo haben ſie ihre Beſtimmung erreicht, und ſind es werth, daß die Menſchheit vom Ziele dankbar auf ſie zurückblicke.

H. J. v. Collin.

Merkwürdiges Urtheil eines deutſchen Reichsfürſten geiſtlichen Standes über deutſche Dichter, aus dem 6ten Zehnt des 18ten Jahrhunderts.

Der Thurm an der hohen Domkirche zu Würzburg wurde im J. 1763 neu erbaut; da er der Vollendung nahe war: ſo ließen die Direktoren des Bauweſens einige Denkverſe verfertigen, die nebſt mehrern neuern Denkmünzen in den Knopf des Thurms zu den alten gelegt werden ſollten, und ſchickten ſie an den Fürſten Adam Friedrich, einen gebohrnen Grafen von Seinsheim, der ſich damals zu Zeil aufhielt. Zum richtigern Verſtändniß des fürſtbiſchöfflichen Urtheils ſetze ich nur eine Stanze hieher, die auch in jedem andern Betrachte merkwürdig iſt. Sie iſt diplomatiſch genau abgeſchrieben:

Die Schlag-Glock und Viertel Uhr
  Im Thurm hoch gebencket wur
So ſie bevor weit unten hing
  Die Viertel Uhr erſt neu Anfing
In dieſem Jahr war vorhin nit
  Noch eins, das merk, thu ich dich bitt.
Wie Getrayd und Wein zu dieſer friſt
  In hohes Geld geſtiegen iſt.
Das Malter Waiz deß gleich auch Korn
  Um 8. Guld Bezahlet worn
Das Mltr. Haber großes Maas
  Um ſechs Gulden der Kauf war
Deſſelben gleich das Fuder Wein
  Allhie und uf dem Land gemein
Funfzig, ſechzig und auch ſiebenzig
  Gulden bis uf ſechs und Neunzig
Gegolten hat an dieſem ort
  Kein Menſch ſo alt, der vor mehr hort.

Dieſer greuelvollen Reimerei konnte der Fürſtbiſchoff keinen Geſchmack abgewinnen, und ließ deshalb durch ſeinen geheimen Referendär von Prümmer unterm 24 Nov.

antworten. Ich ſchreibe auch hier alles, wie es das vorliegende Original beſagt:

„Die neun Denkverſe betreffend, ſo haben ſeine Hochfrſtl. „Gnaden an deren Inhalt und eigentlichen Stoff nichts „ſonderliches zu erinnern oder beyzuſetzen; Höchſt„dieſelbe vermeinen aber, daß, wie alles nach denen heu„tigen Zeit und umbſtänden ganz billig eingerichtet wird, alſo „auch die erhabene ſchöne Dichtkunſt oder vortrefliche teutſche „Poesie unſers gegenwärtigen Gelehrt — und ohngleich mehr „politten Saeculi hätte ſollen imitirt und alſo die fertigung „ſothaner Denkverſen einem hierinnen recht ausbundig geüb„ten Manne, Aufgetragen werden, welches ein ſächſiſcher „Rabener, Weiſſ, oder andere dergleichen „berühmte Deutſche Verſifikanten gegen eine „geringe Douceur unvergleichlich würden Vollzogen haben; „dieſes iſt Jedoch nur eine erinnerung, welche denen H. „Bau-Directeurs lediglich anheim geſtellt bleibt. Ich Aber rc.

Antwort von jemand auf eine Frage, die nicht an ihn gemacht worden iſt.

Wenn Schreiber des ⵁ unterzeichneten Artikels (Morgenblatt Nro. 64) der Meinung iſt, daß Alfieri deswegen nicht auf die italiäniſche Schauſpielkunſt wirken könne, weil ſeine Stücke ſo äuſſerſt ſelten gegeben werden, ſo müſſen wir ihm ſagen, daß dieſes nur vom Kirchenſtaat und dem Königreich Neapel ſeit 10 Jahren gegolten hat, und bey erſterem allein jetzt noch gilt. In Toſkana, Genua und der ganzen Lombardie werden die Alfieriſchen Stücke ſo häufig, als die irgend eines andern italiäniſchen Schauſpiel-Dichters, aufgeführt, und um ſo vortreflicher geſpielt, da noch mehrere Truppen übrig ſind, für welche ſich Alfieri durch Bildung einiger ihrer Glieder für einzelne Rollen intereſſirt hat.

Uebrigens wird es immer der Mühe werth ſeyn, Hrn. A. W. Schlegels Anſichten zu vernehmen. Wir glauben ihn zu verſtehen, und denken, daß die hohe Einfachheit Alfieriſcher Stücke und Karaktere, ſeiner Meinung nach, die vielſeitige Entwicklung der ſchauſpieleriſchen Bildung verhindern dürfte. Aber, könnte man fragen: iſt die vollkommene Darſtellung einer Reihe von Rollen überhaupt möglich ohne die höchſte Ausbildung des Schauſpieler-Talents? Und gewinnt dieſes nicht am allermeiſten durch das komiſche Theater, welches bey den Italiänern immer den Vorrang vor dem tragiſchen behaupten wird?

Der Genius mit der umgekehrten Fackel.

Wähnt nicht, er habe die Fackel, ſie zu verlöſchen, gewendet.
Am unſterblichen Licht zündet er ſenkend ſie an!

Hb.

Gleichniß.

Der Wittwen Ach und Wehe
Verlieren ſich im Plan
Zu einer zweiten Ehe,
Wie Flüſſ' im Ozean.

Hg.

Uebermuth und Taubheit.

Wer kann euch Leuten ferner glauben?
Ihr nennt, o Frechheit ohne Maß!
Den Thraso nennt ihr einen Tauben,
Und wachſen hört er doch das Gras.

M.

Der erſte Schritt.
Geſpräch.

Er.

Madame, Sie ſtaunen nicht? Wie? Kann man mehr verlangen?
Zeh'n Schritt' iſt ohne Kopf der Heil'ge noch gegangen!

Sie.

Mein Herr, ich bin ſchon alt, und wundre mich nicht mehr:
In allen Dingen iſt der erſte Schritt nur ſchwer.

E.

Miszellen aus Dänemark.
(Aus einem Schreiben vom 1. Mai.)

Vorigen Winter hatten wir einen ſonderbaren Heiligen von einem Gelehrten hier, den wunderlichſten und inhumanſten, den ich kenne; eigenſinnig ohne Ziel und Gränze, und im Umgang in der That ein bischen bauernhaft. Aber kein Wunder — er hat wirklich mehrere Jahre als Bauer unter den Bauern in Norwegen gelebt — warum? um Inſcriptionen auf Runenſteinen, Leichenſteinen, Glocken und Gebäuden zu leſen und zu ſammeln. Auf dieſes Studium hat er unſäglichen Fleiß und Mühe verwandt. Er lieſ't die Runen und das Isländiſche ſo gut beynahe als unſer Kapitän Abrahamſon, der ehrwürdige Veteran, wie Sie wiſſen, unſrer antiquariſchen ſowohl als unſrer ſchönen Literatur. Deſſenungeachtet gibt er nichts aus ſeiner Hand, und vertraut ſeine Runenzeichnungen durchaus keinem Kupferſtecher an. Er ſchwört, ſie nicht herauszugeben, ehe und bevor er ſelbſt in Kupfer ſtechen gelernt habe. Dieſe Eigenheiten jedoch, womit er auffällt, abgerechnet, verdient er in der That Aufmerkſamkeit, und wird ſie ohne Zweifel ſich einſt durch ſeine Schriften ſelbſt verſchaffen. Er heißt Arent, und iſt aus Altona. Einer ſeiner größten Gönner und Unterſtützer iſt ein reicher Güterbeſitzer in Schweden, Namens Tham, den ich Ihnen nicht beſſer karakteriſiren kann, als wenn ich Ihnen ſage, daß er der Suhm der Schweden iſt. Auf Thams Koſten geht Arent wahrſcheinlich künftigen Sommer nach Paris, von da vielleicht nach Italien, dann nach Griechenland, nach Aſien, und endlich bis an den Ganges, um — wie Tham neulich an den Profeſſor M** ſchrieb — „Gothiſche Monumente“ zu ſammeln!! Genug hievon.

Die ſkandinaviſche Literaturgeſellſchaft hat gegenwärtig zu ihrem Präſidenten den königl. Staatsrath Niels Tönder Lund, einen bey uns nicht unbekannten Naturforſcher. Der Sekretär dieſer Geſellſchaft war bisher der gelehrte Engelstoft, Profeſſor der Geſchichte, und jetzt bekleidet dieſe Stelle der Prof. der Theologie, P. E. Müller, der ſich durch ſeine Preisſchriften über die vor einigen Jahren aus der Kunſtkammer geſtohlenen und eingeſchmelzten goldnen Hörner bekannt gemacht hat. Er ſucht darin darzuthun, daß ſie celtiberiſch ſind. Die Schriften der ſkandinaviſchen Literaturgeſellſchaft werden quartalweiſe herausgegeben, und enthalten gegenwärtig ſehr intereſſante Aufſätze. Im vorigen Jahre befindet ſich darin eine Episode von Torquato Taſſo, von Baggeſen überſetzt, unter dem Titel: Danſkes Pris, der Dänen Preis. Am Neujahr ließ

Baggeſen: Skjemtsomme Rimbreve, d. i. Scherzhafte, gereimte Epiſteln drucken, worunter ſich „ein ſehr pikanter und doch galanter“ an Oehlenſläger befindet. Dieſer hat ihm von Paris aus in gleichem Tone und Versmaaß geantwortet, und dieſe Antwort iſt ebenfalls im Druck herausgekommen. Unterdeſſen iſt auch der erſte Theil von Baggeſens Eventyrer og comiske Fortaellinger (Mährchen und comiſche Erzählungen) erſchienen: Eine Sammlung ſeiner frühern komiſchen Schriften, die nun auf vier Bände anwachſen können, geordnet und verbeßert. Von ſeiner Reiſe nach Paris, wo ſeine Gattin ſich befindet, ſpricht er täglich; allein er iſt noch dieſe Stunde da. Sie, liebſter Freund, grüßt er recht herzlich, und ſendet Ihnen zum Beweiſe ſeiner Hochachtung drey noch ungedruckte Gedichte von ihm. 1) den erſten Geſang ſeines Nordiſchen Göttergedichtes: Odin betitelt 2) die Erſchaffung des Rieſen Ymer, 3) ſeine Agnete. Nach meinem Urtheil ſind Nro 1 und 3 wahre Meiſterſtücke. Agnete iſt eine Moderniſirung eines wahrhaft alten Volksliedes mit einer äußerſt melancholiſchen Melodie. Wenn ich dieſe Agnete von unſerm Baggeſen ſingen höre, ſo macht ſie auf mich denſelben Eindruck, wie wenn mir vor 30 Jahren unſer Abrahamſen Bürgers Leonore ſang. Auch von ſeiner Parthenais iſt eine neue Ausgabe erſchienen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz=Nachrichten.

Berlin, 2 Mai.

Der ſchöne Frühling ruft die große Welt wieder aus den engen Winterklauſen ins heitre Freie, in Florens lieblichen Tempel.

Unſre Lindenpromenade, der Thiergarten, Charlottenburg. Mollardts Weinberg, die neue Welt, die Haſenheide, der Friedrichs=Geſundbrunnen, Moabit u. ſ. w. — alle dieſe Parthien in der Stadt und ihren Umgebungen ſind an jedem nur erträglichen Tage ſchon wieder, wie immer, überfüllt. Da bemerkt man den Kummer der Zeit, den Druck der Umſtände nicht. Da iſt keine Spur vom Geldmangel, worüber in Geſchäften und bey ſonſtigen Gelegenheiten Jedermann klagt. Da iſt kein Unterſchied unter der Frau des Handwerkers und der Gräfin. Da flattern Gewänder aller Gattung von Seide. Petinetſchleier und glänzende Uniformen bunt unter einander: ein raſtlwogendes, vielfarbigtes Meer. Alles lebt, webt und freut ſich der Genüße dieſer Saiſon. Aber welches ſind dieſe Genüße? Man glaube ja nicht, daß der Großſtädter nur hinauseilt, um der wiedererwachenden Natur den Morgengruß zu bringen. Nein, nein, das iſt nur Nebenſache: Sehen will man und geſehen werden, hören und gehört werden! Sehen den Putz der Nachbarin, die neue Coeffüre, bewundern laſſen das Deſſein im Kleide von der friſcheſten Mode; durch ſeine Lorgnette will der Elegant die Schönen und das Umkreiſen der Faſchionablen beſchauen, hören will man das Compliment des ſogenannten Freundes, die Bonmots von der Winterſammlung ſollen gemeinnützig werden. Darum verläßt, in der Regel, der Reſidenzier den Spieltiſch und den Thee, zu dem ihn das erſte rauhe Lüftchen, oder ein einzelner Regentropfen auf der Stelle zurücktreibt. Der wiederbeginnenden Vegetation wegen allein geht nur der Ackerbürger hinaus vor das Thor. Das iſt, in dieſer Hinſicht, ſummariſch die Charakteriſtik der Großſtädter und ſpeciell der Berliner. —

Mondijon, das faſt in der Mitte der Reſidenz gelegene und mit einem großen angenehmen Garten verſehene Palais der verſtorbenen Königin, wird zur Sommerwohnung für den franzöſiſchen Platzkommandanten, General Hulin, eingerichtet. —

Dem kommenden Montage, wo zum erſtenmale ein neues Luſtſpiel mit Geſang und Tanz, von Julius von Voß: Die Griechheit, gegeben wird, ſieht der Schauſpielfreund um ſo mehr mit Hoffnung entgegen, als die neuen Luſtſpiele immer ſeltner werden, und man von dieſem, das ſchon im Manuſcript bekannt iſt, viel Gutes erwartet.

Hamburg, 5 Mai.

Still wie die Seele des Mannes, und edel wie ſeine Wiſſenſchaft, ward am 28 April das Jubiläum unſers Profeſſors Dr. Reimarus begangen. Er vollendete an dieſem Tage ſeine funfzigjährige medizíniſche Laufbahn. Was Er während dieſer Zeit den Wiſſenſchaften und der Welt war, der er ſie vortrug, davon zeugen ſeine vielen gehaltreichen Schriften, medizíniſchen, philoſophiſchen, naturgeſchichtlichen, phyſikaliſchen und ſtaatswiſſenſchaftlichen Inhalts: was er Hamburg war, und dem weiten und vielſeitigen Wirkungskreiſe, worin er lebte und handelte, das beurkundet die allgemeine Liebe und Verehrung, womit ſeine Mitbürger das edle Haupt umfangen. — In einer an dieſem Tage von Dr. Veit, einem hieſigen Arzte, herausgegebnen geiſtvollen Darſtellung ſind Reimarus „unzählbare“ Verdienſte als Gelehrter und ſeine hohen Tugenden als Bürger gewürdigt. — Das Feſt ward im Kreiſe der hieſigen Aerzte, die der Greis, ihr Lehrer und väterlicher Freund, um ſich und ſeine Familie verſammelt hatte, gefeiert. Unter den ihm ihre freudigen Glückwünſche bringenden Mitbürgern fanden ſich zwey Deputirte der Hamburgiſchen Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe ein, deren Stifter und Senior Reimarus iſt. Zum Zeichen der lebhaften Theilnahme ſandte ihm die Geſellſchaft ihre vier goldnen und ſilbernen Ehrenmedaillen, mit den Umſchriften: „Kunſt und Fleiß zu ehren“ und, „der Bürgertugend.“ —

Heidelberg.

Der vor nicht langer Zeit zu Heidelberg verſtorbne Präſident von Kochin, Freyherr von Wrede, ein Bruder des bekannten Bayeriſchen Generals von Wrede, hat eine auserleſene Sammlung der ſeltenſten indianiſchen Münzen, ind. Holzarten, und einen Schatz von Manuſcripten hinterlaſſen, die hauptſächlich zur Aufklärung der Geſchichte des Orients dienen. Es würde ſehr zu bedauern ſeyn, wenn dieſe Seltenheiten, die ſo glücklich und unbeſchädigt nach Europa gekommen ſind, mit der zurückgelaßenen Wittwe des Verſtorbenen, einer gebornen Indianerin, die ſich jetzt noch in Heidelberg befindet, wieder nach Indien zurück — und für unſer Kontinent verloren gehen ſollten. Das vollſtändige Verzeichniß der goldnen, ſilbernen und kupfernen Münzen, welche für 1500 Rupien (eine Rupie iſt etwas mehr als ein rheiniſcher Gulden) verkauft werden ſollen, ſo wie das ausführliche Verzeichniß der Manuſcripte, kann jedem Liebhaber zur Einſicht mitgetheilt werden.

Die vom Profeſſor der Landesgeſchichte, dem Inſp. Wundt zu Wiblingen herausgegebene topographiſche Beſchreibung der Stadt Heidelberg, wofür der Verfaſſer von Sr. Maj. dem Könige zu Würtemberg mit einer goldnen Doſe beſchenkt worden iſt, wird nächſtens in einem 2ten Theile, worauf der dem 1ſten Theile gleiche Pränumerationspreis an den Herausgeber eingeſendet werden kann, ihre Vollendung erhalten.

Unter dem Vorſitze des ſchon im Morgenblatte rühmlich erwähnten Hrn. Profeſſor Kaſtner iſt eine neue phyſikaliſche Geſellſchaft zu Heidelberg errichtet worden.

Druckfehler.

In Nro. 106. S. 423. Sp. 2. Z. 11 u. 20. ſt. Buchar l. Bucher, eben daſelbſt Z. 20. ſt. Diett l. Dietl.

— — — 117. S. 466. Sp. 2. Z. 22. von unten ſt. Regenbach l. Sonnenbach, und Z. 7. v. unt. ſt. Kalb l. Alp.

Nro. 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. Mai, 1807.

Glückſelig, weſſen Herz, des Guten ſich bewußt,
Die nahe Gottheit fühlt in ſeiner heitern Bruſt!
Verwickl' ihn das Geſchick in tauſend dunkle Fälle,
Noch dunkler durch den Tod — die Hoffnung macht ſie helle.

Kretſch.

Friedrich Ferdinand Drück,

Profeſſor und Bibliothekar zu Stuttgart.

Die allgemeine Trauer, welche der Tod des Profeſſors Drück *) nicht nur zu Stuttgart, wo er lebte, ſondern, man kann es ſagen, im ganzen Lande umher verbreitete, — dieſes Gefühl bey dem Verluſt eines Mannes, auf den das Wort eines unſerer Dichter vollkommen paßt:

Warſt du ſein Freund, ſo weine,
Und warſt du's nicht, ſo weine!

macht es wohl der Mühe werth, den Grundzügen eines Geiſtes und Gemüthes nachzuforſchen, welche dem Verſtorbenen die Liebe und Achtung anderer in einem ſo hohen Grade erwarben. Wenn im Staate der Tod eines auf ſeinem erhabenen Poſten als Wohlthäter einer ganzen Nation verehrten Mannes Gegenſtand einer allgemeinen Trauer wird, ſo bietet der Allen oder ſehr vielen entzogene Vortheil einen Erklärungsgrund für dieſe Theilnahme dar. Wenn aber eine gleiche Empfindung bey dem Dahinſcheiden eines Mannes rege wird, der nur in einer weit umſchloßnern Sphäre den Menſchen nützlich werden konnte; ſo iſt ein ſolches Leidtragen unverkennbares Ausſprühen jenes göttlichen Funken im Menſchen, wodurch die Menſchheit in ihren ſo ungleichartigen, einander widerſtrebenden Beſtandtheilen zuſammengehalten wird.

Bey Drück war es theils die vorzüglich glückliche Harmonie aller ſeiner Seelenkräfte, wodurch eine jeder Einſeitigkeit und Ueberſpannung zuvorkommende Miſchung zu Stande gebracht wurde, theils der hervorſtechendſte Zug in ſeinem Charakter, Humanität im edelſten und weiteſten Sinn, welche ihn zum Gegenſtand der allgemeinen Liebe und Achtung machten.

Unter ſeinen intellektuellen Fähigkeiten zeichneten ſich eine in jüngern Jahren blühende Phantaſie, wodurch er zum Dichter ward; ein ſehr glücklicher Witz, bey dem er die ſeltene Kunſt übte, nicht zu beleidigen, und doch die treffendſten Dinge zu ſagen; ein feiner und bis zu einem hohen

*) Friedrich Ferdinand Drück ward geboren zu Marbach, wo ſein Vater Apotheker war, den 9 Dec. 1754; verlor ſeinen Vater im J. 1764; durchlief die niedern würtembergiſchen Seminarien für künftige Theologen zu Blaubeuren und Bebenhauſen von 1769 — 1773; ſtudirte im höhern Seminarium zu Tübingen Philoſophie, deren Magiſter er wurde, und Theologie von 1773 — 1778; ward Profeſſor an der hohen Karls-Schule zu Stuttgart 1779, und herzogl. Bibliothekar 1788. Nach Aufhebung der hohen Karls-Schule 1794 ward er Profeſſor der alten und mittlern Geſchichte, der Religion und der römiſchen und griechiſchen Sprache an dem obern Gymnaſium zu Stuttgart, mit Beybehaltung des Bibliothekariats. Ein ſtets ſchwächlicher Körper verſagte ihm die Kraft, ſeine letzte Krankheit, ein Schleimfieber, zu überſtehen; er ſtarb, 12 Tage nach dem Anfange derſelben, den 27 April 1807, und hinterließ eine Wittwe, geb. Rau, mit 5 Kindern. Die äußerſt tiefe allgemeine Empfindung, welche die Grabrede des Dekans Rieger in einer ſehr zahlreichen Verſammlung, und die Trauerreden der Profeſſoren Franz und Cammerer im königl. Gymnaſium in ſeinen ehemaligen Collegen und Schülern erweckten, beweiſt, neben andern häufigen Proben, die Größe der oben geſchilderten Senſation.

Grade ausgebildeter äſthetiſcher Geſchmack, und eine zwar nicht durch abſtrakte Philoſopheme, aber durch Uebung im Praktiſchen ſehr ausgebildete Urtheilskraft aus.

Dieſe Vorzüge des Geiſtes wurden in allen Fächern, die er aus Neigung oder von Amtswegen zu bearbeiten hatte, ſichtbar, wovon die große Achtung, die er als Gelehrter genoß, untrüglich zeugt. Sein Vortrag in öffentlichen und Privat-Lehrſtunden ward von Vorgeſetzten und Kennern ſehr geſchätzt, von ſeinen Schülern verehrt und geſucht. In dieſen Vorleſungen behandelte er die Religion immer als Sache des Herzens, und in ſteter und alleiniger Beziehung auf die Sittlichkeit, die Geſchichte aber als Urkundenbuch über die wichtigſten Angelegenheiten der geſammten Menſchheit; er entwickelte nur aus dieſem Geſichtspunkte die perſönlichen berühmt gewordenen Charaktere und ihre Auszeichnungen; aber die klaſſiſche Literatur war das eigentliche Element, worin er lebte. Hier ward er durch ſeine vertrauteſte Bekanntſchaft mit Griechen und Römern ſeinen Zuhörern vorzüglich nützlich; denn den Geiſt von jenen hatte er im wahrſten Sinn in ſein Eigenthum verwandelt. Ohne ſklaviſcher Nachahmer von einzelnen Schriftſtellern zu ſeyn, hatte er ſeinem gehaltvollen römiſchen Styl eine Reinheit, Präziſion und Eleganz gegeben, deren ſich gewiß nur wenige Humaniſten rühmen können. Unter den Römern waren Tacitus und Horaz ſeine Lieblingsſchriftſteller. Seine Ueberſetzungen der Klaſſiker zeugen von ſeiner innigſten Bekanntſchaft mit dem Geiſte der Sprachen und der Schriftſteller, und von der äußerſten Genauigkeit, womit er jedes Wort und jeden Ausdruck vor ihrem Gebrauch abwog. Sein Amts-Beruf (im Grunde nur ſein Amts-Eifer) ließ ihm wenige Stunden zu bleibenden Werken für das Publikum übrig. Daher iſt von größeren Schriften nichts gedruckt, als ſeine noch unvollendete Geographie von Aſien. Von ſeinen Programmen, Reden, lateiniſchen Gedichten, Ueberſetzungen ꝛc. findet ſich einiges in den Sammlungen für Philologie, ſchöne Literatur und Geſchichte von Hauff, Conz und Breyer. Von einem guten Theile der Klaſſiker, die er öffentlich erklärte, z. B. von Tacitus, hinterließ er beynahe vollſtändige Ueberſetzungen, die er mit der größten Treue bloß zum Behufe ſeiner Vorleſungen entwarf. Wie erlaubt und wie innig iſt daher nicht der Wunſch der Freunde und Verehrer des Verſtorbenen, daß, ſo weit es nur ohne Verletzung ſeines vermutheten Willens geſchehen kann, ſein Nachlaß in deutſcher, lateiniſcher und griechiſcher Sprache noch jetzt geſammelt und dem Publikum im Druck mitgetheilt werden möchte!

(Die Fortſetzung folgt.)

An H.

Schön mahlteſt du Bettinen, aber, Freund!
Nicht, wie ſie uns, nur, wie ſie ſich erſcheint.

Hg.

Briefe über Wien.

8.

Du fragſt, was es für öffentliche beſtehende Muſikanſtalten in Wien gebe? Ich weiß außer der Oper keine. Im Augarten gibt gewöhnlich eine Geſellſchaft Dilettanten den Sommer hindurch jeden Donnerſtag des Morgens mehrere, oft auch große Muſikſtücke; doch iſt dies eine Privatanſtalt. Oft geſchieht es, daß durchreiſende Künſtler entweder im Theater ſelbſt, oder auch im Redouten- oder im Janiſchen Saale Akademien geben, und ſich öffentlich hören laſſen; doch ſind dies keine beſtehenden Anſtalten, der Zufall führt ſie aber häufig genug herbey; ſie werden meiſtens ſtark beſucht, und lohnen die Künſtler durch eine reichliche Einnahme für ihre Bemühung.

Auch an den Abenden großer Feyertage, wo die Theater für Schauſpiel ſowohl als Oper geſchloſſen bleiben, werden oft Muſiken gegeben, beſonders in den Weihnachtsferien, wo jährlich zwey große Oratorien zum Beſten der Wittwen hieſiger Tonkünſtler durch 200 Tonkünſtler aufgeführt werden. So hörte ich bereits öfter Haidn's Schöpfung und ſeine Jahrszeiten. In den Weihnachtsferien wurde Händels Judas Maccabäus zweymal im Theater, und ſein Meſſias im Redoutenſaale einmal gegeben. Es herrſcht dann während der ganzen Dauer eines ſolchen Oratoriums die heiligſte Stille, nur von leiſen Zeichen des Beyfalls manchmal auf Sekunden unterbrochen, wie Du es wünſchen könnteſt, wenn nur einzig Kenner verſammelt wären; und doch befindeſt Du Dich unter einer Menge von 2000, und oft mehreren Menſchen aus den verſchiedenſten Ständen.

Da die Muſikliebhaber hier ſehr zahlreich ſind, ſo kannſt Du Dir wohl vorſtellen, daß Akademien in Privathäuſern keine ſeltene Sache ſind; die Freunde des Hauſes finden dort, ſo wie Fremde, welche Empfehlungen haben, jederzeit Zutritt. In ſelben Zirkeln lernſt Du dann den liebenswürdigen Charakter eines gebildeten Wieners, ſeine zuvorkommende Gefälligkeit, ſeinen oft ſehr heitern Witz, ſeine gaſtfreundliche Sorge, Dir ſein Haus ſo angenehm wie möglich zu machen, gewiß nicht ohne Vergnügen kennen.

Weil es bis jetzt immer ſehr leicht war, in den verſchiedenſten Häuſern Zutritt zu finden, und man bey der großen Anzahl wohlhabender Familien ſo viele Gelegenheit zu geſellſchaftlicher Unterhaltung hatte, ſo war es auch natürlich, daß die ſogenannten Reſſourcen des nördlichen Deutſchlands hier keinen Eingang fanden. Erſt jetzt, wo der erhöhte Preis aller Bedürfniſſe des Lebens vielen Familien eine zweckmäßige Einſchränkung zur Pflicht macht, wo der Geiſt der Zeit ſelbſt ein zurückgezogneres Leben anbefiehlt, fängt man im Mittelſtande an, Mangel an Umgang zu fühlen, welchen man vorher nie gekannt hatte. Ich ſage, man fängt an; denn jenes Iſoliren der Familien hat noch nicht ſo um ſich gegriffen, wie es vielleicht nach Verlauf weniger Jahre geſchehen ſeyn wird. Dieſem Anfange ſelbſt aber verdankt man die erſte Reſſource in Wien. Der hieſige Handelsſtand hat ſie errichtet, ſich in eine geſchloſſene Geſellſchaft vereint, wo Jeder das Seinige zur Beſtreitung der Koſten des Inſtituts beyträgt; dagegen aber die Bequemlichkeit genießt, wann er immer will, in die zu dieſem Zwecke gemiethete Wohnung einzutreten, wo er durch Zeitungen, Journale, Spiel oder Geſpräch die Stunden ſeiner Muſſe verkürzt.

9.

Die Prachtliebe wird hier, wie in Paris und London, täglich größer. An Gold, Silber und Erz, ſo wie an Ala-

baſter und Kryſtall wird in den Häuſern der Großen eine ungeheure Menge zu Vaſen, Leuchtern, Hänge-Lampen und zu Geſchirren verſchiedener Art verſchwendet. Die feinſten Holzarten werden zu den theuerſten Preiſen bezahlt, im Glaſe ſelbſt iſt das Raffinement der Arbeit ſo hoch getrieben, daß ein kleines Trinkgeſchirr oft eine beträchtliche Summe koſten kann. Die ſchönen Arbeiten der hieſigen Porzellanfabrik werden zu hohen Preiſen bezahlt; in Wagen, Pferden, Livreen herrſcht großer Aufwand; bey Tafeln iſt das Seltenſte faſt immer allein geſucht; der nahen ungariſchen Weine ungeachtet, wird faſt nur franzöſiſcher Wein getrunken, der öſterreichiſche Wein kommt kaum in Betrachtung.

Doch herrſcht bey großem Aufwande auch durchgängiger Geſchmack; die Schönheit vieler hier verfertigten Silbergeſchirre hält jede Vergleichung mit fremden Arbeiten aus; auch in Bronze habe ich herrliche Arbeiten geſehen, und was die hieſige Porzellanfabrik liefert, iſt an Form und Mahlerey vielleicht das Schönſte, was man in dieſer Art ſehen kann. Nicht nur in Tafelſervicen, Dejeunes u. dgl. liefert ſie herrliche Arbeiten, ſondern ſelbſt in Figuren von beträchtlicher Höhe, welche ſich von den gewöhnlichen elenden Porzelanarbeiten dieſer Gattung durch die antike Form ihrer Bildung und durchaus künſtleriſche Behandlung, gänzlich entfernen. Sie ſind aus der feinſten und weiſſeſten Porzelanerde, und ohne Glaſur, welche die Feinheit der Formen vernichten würde.

Dieſer in den Wiener Arbeiten herrſchende Geſchmack iſt die Frucht der hier errichteten Akademie der bildenden Künſte; einem Geſetze Kaiſer Joſephs zu Folge erhält nämlich keiner in einem bürgerlichen Gewerbe, welches der Zeichnung bedarf, das Meiſterrecht, wenn er nicht vorher eine beſtimmte Zeit in der Akademie unter der Leitung der Profeſſoren gearbeitet, und es zu einem gewiſſen Grade der Geſchicklichkeit gebracht hat. Gewiß eine ſehr lobenswerthe Einrichtung, und die viel Geld im Lande zurückhält, was ſonſt um beſſere Waare ins Ausland gehen würde. Auch in Galanterie-Arbeiten wird der Geſchmack täglich reiner und vollkommener; Ohrengehänge, Halsketten, Medaillons von mannigfaltiger Art, Arm- und Bruſtverzierungen, Goldkämme ꝛc. werden auf das zierlichſte gearbeitet; und es iſt ein reitzender Anblick, eine artige Frau, geſchmückt mit den Zierden dieſer Kunſt, in ihren Zimmern zu ſehen, wo alles mit Geſchmack angeordnet, durchaus heiter und freundlich iſt.

Auch hier iſt die Drapirung der Zimmer, wie in Paris, Mode geworden: an den Wänden werden nämlich Seidenſtoffe, Zephire u. dgl. aufgezogen, in reiche, ſich leicht verlierende Falten gelegt; oben, wo die Wand das Geſimſe berührt, verhüllt eine etwas in der Farbe abweichende Draperie das Ende jener Falten, und gibt dem Ganzen ein ſehr geſchmücktes Anſehen. Große in der Wand befeſtigte Spiegel, welche von dem Geſimſe bis zum Boden reichen, und wohl auch die ganze Breite eines Zimmers ausfüllen, ſind dann gewöhnlich gegenüber der Thür in jenem Gemache angebracht, welches eine lange Enfilade prächtig verzierter Zimmer beſchließt, und auf eine ſo täuſchende Weiſe ihre Zahl durch den Spiegel vervielfältigt, daß man gewöhnlich vor denſelben ein kleines Geländer von Bronze befeſtigt, um allem Schaden, der durch dieſe Täuſchung entſtehen könnte, vorzubeugen. Die Beleuchtung des Abends iſt ſo ſchön, daß man wie am hellen Tage alles beſtimmt und deutlich ſieht, und bey ſo vielen Lichtern, welche auf den Kronleuchtern, Lüſtern und den Wandleuchtern brennen, weder zum Spiel noch zum Leſen an den Tiſchen beſonderer Lichter bedarf. Wohlgerüche verſchiedener Art erfüllen die Wohnung; und wer die durch künſtliche Uhrwerke hervorgebrachte Muſik liebt, die Herr Melzel hier ſehr vervollkommnet hat, hält irgendwo einen dergleichen muſikaliſchen Kaſten verborgen, und läßt ſeine Gäſte die beliebteſten Symphonien, Arien, Balletſtücke hören, während ſich dieſe mit Spiel beſchäftigen, oder Erfriſchungen zu ſich nehmen.

Lenzgeſpräch.

Bach.

Du holdes Blümchen zart und klein,
Das jüngſt noch in der Knoſpe ſchlief,
War's auch der helle Frühlingsſchein,
Der Dich in's frohe Daſeyn rief?
Der, aus den Höhen ſchwebend,
Nun Deinen keuſchen Schoos
Erwärmend und belebend
Dem Licht entſchloß?

Schneeglöckchen.

Verſenkt in ſüſſen Träumerei'n
Schlief ich, noch meiner unbewußt;
Da kam der goldne Frühlingsſchein
Und rief mich wach zu Freud' und Luſt;
Ich drängte mich zum Lichte,
Zu eng ward mir mein Haus;
Mit fröhlichem Geſichte
Schlüpft' ich heraus.

Bach.

Mich faßte ſtreng des Winters Hand,
Der mich in ſeinen Kerker ſchloß;
Doch ſprengte jetzt der Sonne Brand
Mir die kryſtall'nen Feſſeln los;
Nun will ich rüſtig weiter,
Mit emſigem Bemühn,
Durch Blumen und durch Kräuter
Zur Mühle ziehn.

Schneeglöckchen.

Und hier in Waldes Einſamkeit
Will ich mich ſtill des Lenzes freun,
Und meine Düfte weit und breit
Rings in die klaren Lüfte ſtreun;
Dann nahen Frühlingswinde
Glückwünſchend, freundlich ſich
Dem jüngſtgebohrnen Kinde,
Und küſſen mich.

Bach.

Doch, trautes Liebchen, hör' mein Wort
Der väterlichen Warnung an,
Und ſcheuche dieſe Buhler fort,
Die Dir nur zum Verderben nahn;
Mit wildem frechem Wüten,
Raubſüchtig kommen ſie,
Und ach! der Unſchuld Blüten
Verwelken früh!

Schneeglöckchen.

Ich danke Deine Warnung Dir,
Du guter alter Wandersmann!
Wohl will ich klüglich, nach Gebühr,
Die Lotterbuben ſchon empfahn;
Nahn ſie mit frecher Rede
Und Uebermuthe ſich:
So bleib' ich kalt und ſpröde,
Und ſträube mich.

Bach.

Auch ſie, die treue, reine Glut
Um Deine Liebe werben hieß,
Entfern' auch ſie mit freiem Muth,
Und ſchmeichelten ſie noch ſo ſüß;
Denn mit der reinſten Liebe
Macht auch das treuſte Herz
Dein heitres Leben trübe,
Und ſchafft Dir Schmerz.

Schneeglöckchen.

Ein Leben ohne Liebesluſt
Iſt aller Freuden baar und bloß,
Und an des Liebſten treuer Bruſt
Zu ſterben iſt ein ſchön'res Loos;
Sterb' ich nur ſo — dann finde
Das nächſte Morgenroth,
Beweint vom Frühlingswinde —
Schneeglöckchen todt!

Bach.

Nun ſchirm Dich Gott, Du Frühlingsbraut!
Ade! Ich muß ins Land hinaus;
Denn ſieh! der alte Müller ſchaut
Sich um nach mir, und ſchilt mich aus,
Und fragt mich, wo ich bleibe —
Drum muß ich eilends fort,
Daß ich die Mühle treibe
Am Wäldchen dort!

August Kuhn.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, 9 Mai.

Kotzebue iſt hier an der Tagesordnung. Die edle Lüge von ihm, und Kaiſer Claudius desgleichen, wurden zum Benefiz des Hrn. Müller und der Mad. Willer gegeben. Hrn. Müllers Organ iſt nicht unangenehm, und Lebhaſtigkeit beſitzt er in einem Grade, die freilich, ſo wie ſie jetzt erſcheint, aller Kunſt widerſtrebt, doch aber einer guten Ausbildung fähig iſt. Er ſoll engagirt ſeyn; Mad. Willer iſt, dem Gerüchte nach, in Strasburg angeſtellt. In dieſer Benefizvorſtellung trat ſie aber nicht in dem ihr vortheilhafteſten Lichte auf; einige frühern Rollen ſpielte ſie beſſer. Was ſagen Sie aber zu der Wahl dieſer Stücke für eine Benefiz-Vorſtellung? — Die Indianer in England, von Kotzebue, erfreueten ferner das ſchauluſtige Publikum; die ſüße Gewohnheit hat den allgeliebten Kotzebue hier mit einer ſichern Wehr umgeben, die ihm die Präponderanz auf dem hieſigen Theater auf lange Zeit ſichern mag. Glücklich iſt in dieſer Hinſicht dieſer Autor zu nennen; er erfährt noch bey ſeinen Lebzeiten ſeinen Ruhm, und genießt einen großen Theil der Unſterblichkeit im Voraus. Hr. Zuccarini als Kaufmann Smith, Mad. Stentſch als Gurli, Demoiſelle Lang als Liddy, und Hr. Caro als Samuel Smith, ſpielten ihre Rollen mit Talent und Eifer. Vorzüglich war das Spiel der Mad. Stentſch angenehm und von der Art, daß die Naivetät nicht zu derb und ungeſchickt zum Vorſchein kam, welches wirklich kein kleines Verdienſt für den Schauſpieler iſt, und Tact und Empfindung erfordert. Hr. Zuccarini traf, wie man es von ihm gewohnt iſt, ganz den Ton ſeiner Rolle, und entſchädigte durch die Wahrheit der Darſtellung für ſo manche Unvollkommenheit des ſonſt nicht unter die ſchlechteren Produkte des Verfaſſers gehörenden Luſtſpiels. — Von Opern hörten wir vor 8 Tagen den Waſſerträger von Cherubini. Bey der ganz vorzüglichen Executirung dieſer angenehmen Muſik durch das hieſige Orcheſter iſt man beſonders im Stande, ſie ganz zu würdigen. Schade, daß der Geſang auf dem hieſigen Theater mit demſelben in einem, ſo manchen Wünſchen raumgebenden, Verhältniß ſteht. Hr. Muck als Micheli gab ſich viel Mühe, um auch als Schauſpieler ſeiner Rolle genug zu thun; es gelang ihm zum Theil recht brav. — In der falſchen Schaam, von Kotzebue, zeichnete ſich Hr. Reinhard als Hauptmann Erlach aus. Dieſe Gattung von Rollen gelingt ihm am beſten. Ueberhaupt iſt dieſe Rolle eine brave Charakter-Schilderung, die aber, ihrer Umgebungen wegen, nur eine halbe Wirkung hervorbringt. Eine durchaus verfehlte Rolle dieſes Stückes iſt die der Mad. Moreau, die auf eine ächt weinerlich-langweilige Art zur Entwicklung des Ganzen beyträgt, ſo daß man, am Ende, der gutangelegten Szenen und Charaktere kaum ſich erfreuen kann. — Die neue Oper von Winter, Calypſo, findet keinen großen Beyfall. Demoiſelle Marchetti ſingt die Rolle der Calypſo ohne beſondere Auszeichnung; Hr. Weichſelbaumer als Telemach ſcheint dieſer Muſik noch nicht hinlänglich gewachſen zu ſeyn; das Duett im zweyten Akt am Ende gelingt ihm am beſten; er trägt es mit Geſchmack und Empfindung vor. — Von den Dekorazionen und den Tänzen in dieſer Oper iſt nicht viel zu rühmen. Ein pas de quatre aber wird von den erſten Tänzern des hieſigen Ballets ſehr gut, und wie man es nach billigen Forderungen erwarten darf, exekutirt. Vorzüglich zeichnet ſich Hr. Schlothauer in demſelben aus, und es iſt ungerecht, daß man dieſes ſo wenig anzuerkennen ſchien. —

München, 12 Mai.

Der Generalſekretär unſrer Akademie der Wiſſenſchaften, Herr Schlichtegroll, der nicht mit dem beſondern Charakter eines geheimen Raths, wie neulich gemeldet wurde, ſondern mit jenem, welcher den Direktoren adminiſtrativer Behörden zukommt, berufen worden iſt, wird noch bis zum Ende dieſes Monats hier erwartet. — Der königliche Referendär in proteſtantiſchen Schulſachen, Hr. D. Niethammer, iſt hier ſchon eingetroffen. München iſt jetzt ein Vereinigungs-Punkt der ausgezeichnetſten Männer, deren Namen in der deutſchen Literatur immer herrlich bleiben wird.

Die Vorträge des Hrn. D. Gall haben hier ſehr uneingenommene Zuhörer gefunden. Hr. G. wollte eine zweyte Vorleſung eröffnen; ob die Subſcription für dieſe zu Stande kommt, iſt noch zu erwarten.

Auf der königlichen Bibliothek werden jetzt diejenigen Bücher, welche von Augsburg hieher transportirt worden ſind, ausgepackt. Es iſt höchſt nothwendig, daß das Lokale der Bibliothek anſehnlich erweitert wird, indem es bey der faſt unglaublichen Anzahl von Büchern ſonſt unmöglich iſt, eine zweckmäſſige Anordnung des Ganzen zu treffen. Einige neuerdings eingeräumte Zimmer können das angezeigte Bedürfniß noch lange nicht ſtillen. Ueber die Beſtimmung eines Platzes für die treffliche Kupferſtichſammlung iſt es auch noch ſtille, und eben ſo ſtehen die Abgüſſe der Antiken, von denen ſchon einmal in dieſem Blatte die Rede war, noch unausgepackt. Es wäre aber ungerecht, dies als einen Vorwurf zu äuſern, da die Wünſche, jede Anſtalt möge ihrem Zwecke nahe gebracht werden, bey uns immer ihre ſichre Erreichung ſich verſprechen dürfen, und der Grund von Zögerungen nur im Drange der Umſtände zu ſuchen iſt.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nr. 7.

Nro. 123.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Mai, 1807.

Die Seligkeit nicht ſelbſt, nur, ihrer werth zu ſeyn,
Das iſt die Blüthe dieſes Thales.

Tiedge.

Friedrich Ferdinand Drück.

(Fortſetzung.)

Wir gehen zu Drück, dem vortreſſlichen Menſchen, über. So wie die Sittlichkeit nur alsdann ſich Achtung erwirbt, wenn ſie aus einem richtigen und hellſehenden Verſtande hervorgeht; ſo ward auch Drücks Charakter durch die genaue Harmonie der intellektuellen und moraliſchen Kräfte vorzüglich ſchätzbar. So verband er mit ſeiner reifen Urtheilskraft eine tiefe Menſchenkenntniß, die ihm dann ein ſo gelaſſenes, richtiges Anſchauen aller Lagen und Verwicklungen menſchlicher Dinge erwarb, daß er nicht nur ſeinen vertrauten Freunden, ſondern auch andern vom weitern Kreiſe als beynahe unentbehrlicher Rathgeber in manchen Angelegenheiten des Lebens erſchien.

Gerade aber in dieſem Fache leiſtete ſeine Humanität die wichtigſten Dienſte. In allen Dingen war es die goldene Mittelſtraße, die er ſuchte; daher auch, wie er öfters ſagte, unter allen Moral-Prinzipien das Ariſtoteliſche:

Virtus est medium Vitiorum utrinque reductum,

ihm vorzüglich gefiel. Nach dieſen Anſichten hatte er auch ſeine Idee von der Menſchheit ausgebildet. — Für den Menſchen an ſich, nach ſeinen geiſtigen Vorzügen und Rechten, hatte er die höchſte Achtung, aber er ſtellte für ſich die Menſchheit auf einen mittlern Standpunkt, der es ihm von der einen Seite möglich machte, ſie mit der wärmſten Liebe zu umfaſſen, ohne auf der andern in die Fehler zu verfallen, welche das Emporheben des Menſchen auf einen Platz, der allein reingeiſtigen Weſen gebührt, nur zu oft erzeugt; daher ſeine Kunſt, auch das Gute ſelbſt in dem Laſterhaften aufzufinden, daher ſeine große Nachſicht gegen alle menſchlichen Schwächen, die ihm nie geſtattete, unſer Geſchlecht, wie eine verworfene Raçe, mit Verachtung zu behandeln, und die ihn ſelbſt alsdann zur Entſchuldigung antrieb, wenn er unter jenen Schwächen zu leiden hatte. Dieſe Geſinnungen waren es, die er ſeinen Schülern einzuprägen ſuchte, wodurch er die Schmerzen ſeiner Freunde über manches Faktum der alten und neuen Geſchichte mäſigte. Ungeachtet ſeiner eigenen Verſtandesvorzüge hielt er immer Ausbildung der Sittlichkeit für das Wichtigſte; ihm war auch das ewige Fortſchreiten jedes Individuums zu höherer geiſtiger Vollkommenheit eine ausgemachte Sache. Aber an ein ſtetes Vorrücken der ganzen Menſchheit, als Gattung betrachtet, zu glauben, erlaubte ihm das Studium der Geſchichte nicht. Ihm ſchien die ſinnliche Hülle der Geiſtigkeit an die Menſchennatur ſo dicht angelegt, daß der Geiſt ſie im Erdenleben nie mit vollkommener Freyheit durchbrechen würde. Er hielt für unſere Gattung, ſo wie ſie hienieden lebt, nur eine gewiſſe Portion von Licht ausgeſpendet; der intenſive Grad deſſelben, meint' er, ſey ſich in allen Zeitaltern ſo ziemlich gleich geblieben, und ſeine Mannichfaltigkeit ſey eigentlich nur theils durch den Grad ſeiner Ausdehnung über die verſchiedenen Theile unſers Erdbodens, theils durch die Erleuchtung, welche bald dieſen, bald jenen Zweig der Künſte und Wiſſenſchaften getroffen, bemerklich geworden. Nach dieſem Geſichtspunkte fiel bey

ihm die Paralelle zwiſchen den alten und neuen Zierden der Literatur ſehr zum Vortheil der erſtern aus, was freylich dem von Jugend auf mit dem Geiſte der Griechen und Römer vertrauten Manne verzeihlich war. Nach eben dieſer Anſicht aber glaubte er auch an einen Uebergang des Lichtes von einer Nation zur andern; daher er ſich ſelbſt bisweilen durch den Gedanken der Möglichkeit ſchreckte, daß die aufgeklärteſten Nationen unſers Zeitalters bis auf einen gewiſſen Grad zur Barbarey zurückkehren könnten; doch ſelbſt unter dieſen Befürchtungen blieb ſein Glaube an die ſtufenweiſe moraliſche Ausbildung der Individuen, mithin an dieſe Art der Beſtimmung der Menſchheit, unerſchüttert; er, der nur in der Pflicht und für ſie lebte, der ſowohl in dem Amte des Lehrers und Erziehers, als in den Verhältniſſen des Gatten, Vaters, Sohnes, Freundes ſich andern ſo ganz und mit ungetheillter Seele hingab; er konnte nichts anders, als Sittlichkeit für das höchſte Gut des Menſchen halten.

Dabey aber hatte dennoch ſeine Meinung von der menſchlichen Mittelmäßigkeit, ſo wie ſie ſich in dieſer Epoche des Daſeyns äußert, auf ſeine Selbſtſchätzung Einfluß. Er übte zwar jede Pflicht, welche ihm Amt oder Privat-Verhältniſſe aufgelegt hatten, mit einer Strenge gegen ſich ſelbſt, die nicht viele gleiche Beyſpiele aufzuweiſen hat. Die Gewiſſenhaftigkeit des Lehrers ging bey ihm beynahe bis zur Aengſtlichkeit. Auf jede Lehrſtunde, ſelbſt wenn er Klaſſiker zu erklären hatte, die er beynahe auswendig wußte, bereitete er ſich ſorgfältig; ſogar bey der ungünſtigſten Witterung vergaß er ſeine körperliche Schwäche, nur um ſeinen Aemtern abzuwarten. Selbſt den Einfluß ſeines kränkelnden Körpers auf ſeinen Geiſt rechnete er ſich gleichſam als eine Schuld zu; manchmal brach er in Klagen über ſeinen gewiß meiſterhaften, aber dennoch zu gewiſſen Zeiten ihm ſchleppend ſcheinenden Vortrag, und über die zuweilen eintretende Unmöglichkeit, den paſſendſten Ausdruck zu finden, aus. Gegen ſeine Collegen und Bekannte, ſelbſt gegen die, denen er an Geiſteskraft überlegen war, betrug er ſich mit einer Beſcheidenheit, gleich als wenn er der geringſte unter ihnen wäre. Die genauſten Kenner ſeines ganzen Lebensgangs wiſſen ſich nicht einer einzigen Blöße zu erinnern, die er, ungeachtet kümmerlicher Vermögens-Umſtände, gegenüber von der Pflicht gegeben hätte. Selbſt ſeine Freymüthigkeit, womit er die feinſte Lebensart verband, war von der edelſten Art. Das Bekenntniß der Wahrheit hielt er auch alsdann nicht zurück, wenn er davon Nachtheil für ſich, oder, was ihm noch unangenehmer war, das Mißfallen des Freundes, den zu rügen ihm Pflicht gebot, zu fürchten hatte. Aber trotz dieſer ſtrengen Pflicht-Uebung achtete der gute Mann in vertrauten Geſprächen ſeine eigene Tugend gar nicht hoch, ja er konnte klagen, daß er ſich keiner erhabenen Tugenden und keiner großen Aufopferungen für fähig halte: ſo natürlich und ungezwungen floß bey ihm gerade aus dem Herzen die Tugendübung, welche andere nur nach ſchweren Kämpfen von ſich erhalten können.

Freylich war es dieſe übergroße, möchten wir faſt ſagen, Beſcheidenheit und Demuth, die bey vielen eine um ſo höhere Meinung von ſeinem Werthe, und einen großen Theil ſeiner Popularität ihm zuwege brachte. Die letztere war es, die ſeine Humanität, und ſeine Fähigkeit, allen alles zu werden, im ſchönſten Lichte darſtellte.

(Der Beſchluß folgt.)

Charakterzüge und Naivetäten.

Zu *Rom* ließ ſich in den letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts ein junger Prälat von einem Advokaten ein umſtändliches Votum aufſetzen, welches auf die Kaſſation eines Teſtamentes abzweckte, bey dem er ſehr intereſſirt war. Er las es nachher in der Seſſion vor, und las während dem zugleich in den Geſichtern der andern. Gegen das Ende des Aufſatzes ward er immer furchtſamer, und da er beſorgte, daß er mit ſeiner Meinung der einzige ſeyn und bleiben dürfte, änderte er den Schluß dahin, daß man das Teſtament *beſtätigen* ſolle. — Und das Teſtament wurde kaſſirt.

Die Direktion des Hoſpitals zu *Genf* hatte einem armen Teufel, wegen eines groben Verſehens, zwey Dutzend Stockſchläge judikirt. Der Kerl gebehrdete ſich aber ſchon beym erſten Dutzend ſo übel, daß die Direktion ihm das andre ſchenkte. „*Nun, Gott wolle es Ihnen wieder*," ſagte der Begnadigte, „*im vollen Maße zukommen laſſen!*" (Dieu vous le rende mille fois.)

Als man ſich beklagte, ſo viele Prieſter und Mönche am Hofe *Jacobs* II. zu ſehen, fragte dieſer Monarch den ſpaniſchen Geſandten *Don Ronquillo*: „Befragt Ihr Herr, der König von Spanien, nicht auch ſeinen Beichtvater?" — „Allerdings, Sire," entgegnete der Geſandte: „*und eben darum ſtehn unſre Sachen ſchlecht.*"

Ein türkiſcher Proſelyt wurde im Anfang des vorigen Jahrhunderts vor die Inquiſition zu *Civita Vechia* zur Verantwortung gezogen, weil er zur Faſtenzeit Hühnerfleiſch gegeſſen habe. Der Beklagte behauptete, es ſey kein Huhn, ſondern Fiſch geweſen; „denn," ſagte er, „Ihr habt mir Waſſer aufgegoſſen, da bin ich ein Chriſt geworden. Ich habe dem Huhn Waſſer aufgegoſſen, und ihm geſagt: ſey Fiſch, und es ward Fiſch." — Statt aller Strafe legten ihm die Inquiſitoren ein ſtrenges Faſten auf.

Ein Hamburger Kaufmann ſchrieb einſt an den Doge von Genua (einem Cambiaſi, glaub' ich) unter folgender Addreſſe: *Al Signor Nicolo Cambiasi, Mercante di ferrarezza e Doge di Genova.*

Vor mehreren Jahren lebte im Pays de Vaud ein ſehr gebildeter Mann. Er ward kränklich und ſchwermüthig.

Während ſeiner Melancholie fürchtete er ſich immer, Gott werde ihn ſtrafen, weil er ein Atheiſt ſey.

Eine der ſeltſamſten Wetten war folgende: Ein Engländer verſicherte in Paris, er wolle auf einem öffentlichen Platz in Paris gute harte Thaler um einen geringen Preis zum Verkaufe feil bieten, und kein Menſch würde ſie ihm abkaufen wollen. Er ging demnach mit einem Sacke, worin 200 neue Thaler waren, volle zwey Stunden auf dem Pont-neuf hin und her ſpatzieren, bot ſeine Thaler, das Stück zu 24 Sous, aus, und ward am Ende nicht mehr als drey Thaler los, die ihm eine einfältige, alte Frau abkaufte.

Man fabrizirte ſonſt in Bengalen Muſſeline, Abroan genannt, die ſo fein waren, daß man ſie auf den Wieſen, wenn ſie zur Bleiche ausgelegt waren, nicht bemerkte. Ein Stuck wog nicht mehr, als 5 Rupien, und wurde um 700 Rupien oder 50 Pf. Sterling verkauft. Aureng Zeb ſchalt ſeine Tochter, daß ſie faſt nackt einherginge. Sie aber bewies ihm, daß ſie fünf Röcke, einen über dem andern trage, alle von Abroan.

Briefe über Wien.

10.

Um Dir einen Begriff von der Pracht zu geben, welche hier in dem Ameublement der Wohnungen herrſcht, will ich Dir ein Schlafgemach beſchreiben, welches ich geſehen habe. Die Wände waren mit veilchenfarbem Taft drapirt; an der Decke des Zimmers ſah man im Mittelpunkte eine den Wagen der Nacht leitende Luna gemahlt, von welcher aus ſich ſanfte, durch leichtes Gewölk unterbrochene Strahlen über die ganze Decke verbreiteten. Ein reich verzierter Teppich bedeckte den Boden, über welchem das Bette in ſchöner Pracht auf einer Erhöhung von drey Stufen ſtand, die mit Sammt überzogen waren. An den Wänden, ſo wie auf den Stufen, welche zum Bette führten, ſtanden hin und wieder Vaſen von Alabaſter, Bronze, und feinem Glaſe; das Bette ſelbſt war aus Ebenholz ſehr ſchön gearbeitet; und hinter dem Brett am Haupte ſtand eine weibliche Statue (bronzirt), welche mit vorgeſtreckter Hand ſich, als ob ſie Schweigen gebieten wollte, über das Lager neigte; am Fuße des Bettes aber ſtand die Statue eines zuſammengekrümmten jungen Sklaven, der verſtohlen über das Fußbrett auf das Lager blickte. Ein Himmel von Zephir ließ ſich von der Decke über das Lager herab, wo er nach allen Seiten aufgezogen werden konnte. Die Nachtlampe ſtand in einer alabaſternen Vaſe auf einem Tiſchchen im Hintergrunde, und verbreitete ein ſanft gebrochenes Licht durch das Zimmer.

Ein ähnliches, doch nicht ganz ſo prächtiges Schlafgemach ſah ich anderswo; die vier Seiten des Lagers waren mit metallenen Löwenköpfen verziert, der Himmel ward in der Höhe von einem Adler aus Bronze feſtgehalten; über die Stufen bis zum Bette hinauf lag koſtbares Pelzwerk ausgebreitet, damit der Fuß beym Herausſteigen ſanft und warm auftrete.

Nicht blos der Adel kennt dieſe Pracht; viele der angeſehenen Kaufleute, Wechsler ꝛc. wetteifern nicht ſelten mit demſelben in allen Zweigen eines ſo ausgebreiteten Luxus. Wir, die, von Armuth und Reichthum gleichweit entfernt, dasjenige beſitzen, was ein zufriedenes Leben gewährt, wir ſchauen dieß alles an, wie im Theater ein pompöſes Schauſpiel, welches gefällt, ohne den Wunſch zu gleicher Pracht in der ruhigen Bruſt zu erwecken.

11.

Die vielen hier befindlichen Kunſthandlungen ſind allerdings ein ſprechender Beweis für die Unterſtützung, welche hier die Künſte genießen. Nicht als wollte ich behaupten, daß das Kunſtgefühl der Wiener durchaus geläutert und richtig ſey, welches man heut zu Tage weder hier noch irgendwo bey einer größern Volksmenge finden wird, ſondern nur die Anlage zur Kunſt, und der gute Wille ſcheint ſich mir hieraus zu beweiſen. Von den verſchiedenen hier befindlichen Galerien erſpare ich es mir bis auf den Sommer, Dir eine ausführliche Beſchreibung zu geben, wo die Jahrszeit es leichter geſtattet, ſie häufiger zu beſuchen; jetzt magſt Du mit mir indeß dieſe Kunſthandlungen ein wenig durchlaufen, welche meiſtens die Beſtrebungen der Zeit deutlich offenbaren, und wie Barometer des herrſchenden Geſchmacks zu betrachten ſind.

Zuerſt will ich Dir einige derſelben aufzählen; die Kunſt- und Induſtriehandlung, dann die Kunſthandlungen des Atzria, Tranquillo Mollo, Mecheti, Taddäus Weigl Eder, Cappi, ſind diejenigen, die mir jetzt unmittelbar beyfallen, es gibt ihrer aber noch mehrere; derjenigen, (welche, wie Löſchenkohl, nur mit unbedeutenden Produkten, die in keine Kunſthandlung gehören, Handel treiben), gar nicht zu erwähnen. Die meiſten dieſer Kunſthandlungen haben in den zeichnenden Künſten wenig eigenen Verlag, ſondern bieten Kupferſtiche der Engländer, Franzoſen, und des auswärtigen Deutſchlands (von woher aber wenig ſollides zum Vorſchein kömmt) ihren Käufern aus; Muſikalien findeſt Du aber faſt bey jedem, und zwar eigenen Verlag. Einige handeln auch mit Gemählden, Handzeichnungen, Bildhauerarbeiten; doch trifft man in dieſer Gattung in den Kunſthandlungen ſeltner etwas Gutes, weil es hier eine Menge Gemähldehändler gibt, die das Gute, wo ſie es nur erhaſchen können, aufkaufen, da ſie des Verkaufs und eines reichlichen Gewinnes mehr als verſichert ſind.

Von allen dieſen Kunſthandlungen aber behauptet, wie mir ſcheint, die Kunſt und Induſtriehandlung, wegen ihres immer mehr anwachſenden eigenen Verlags, und wegen der Solidität ihrer Unternehmungen, einen ausgezeichneten Rang. Sie hat viele der vorzüglichſten Werke Fügers durch gute Meiſter in Kupfer ſtechen laſſen; ſie hat die Herausgabe eines eigenen Atlas untermommen, deſſen Karten ſich durch Genauigkeit und vorzügliche Nettigkeit des Stichs ſehr vortheilhaft auszeichnen; ſie hat auch keinen unbedeutenden Muſikalienverlag, und ſcheint überhaupt mehr auf dem Wege der Vervollkommnung als der Verſchlimmerung zu wandeln.

Alle dieſe Kunſthandlungen beklagen ſich zwar über Verfall der Liebe zur Kunſt; da ſie aber alle recht gut beſtehen, einige ſogar Fortune machen, ſo ſcheint mir, es widerlege die That ihre Behauptung.

Miszellen aus Dänemark.

(Beſchluß.)

Kopenhagen, 1 Mai.

Von Oehlenſläger, dem zweyten Vormann unſrer claſſiſchen Dichter, ſind jetzt zwey Dramen unter der Preſſe:

1) Hakon Jarl, ein Trauerſpiel, deſſen Stoff aus der alten norwegiſchen Geſchichte gezogen iſt, beſtimmt für

das königliche Theater, wo es jedoch kaum vor dem nächſten Winter erſcheinen wird.

2) Balder der Gute, ganz aus der Edda genommen. Die Darſtellung iſt unbeſchreiblich ſchön.

Leider nur kann es diejenigen, welche die Edda nicht hinlänglich kennen, durchaus nicht intereſſiren, und ſein Publicum wird daher klein ſeyn. Uebrigens iſt dieſes Stück in keine Akte und Szenen eingetheilt, und mithin für den eigentlichen Schauplatz nicht beſtimmt.

Sander, der Deutſche und Däne (faſt wie Baggeſen, nur umgekehrt: denn Baggeſen, ein geborner Däne, und einer der erſten däniſchen Dichter, wo nicht der erſte, ſchreibt eben ſo vortreffliche deutſche Gedichte, und Sander, ein geborner Deutſcher, iſt längſt als einer unſrer claſſiſchen Schriftſteller in Däniſcher Sprache bekannt); Sander arbeitet ebenfalls an einem neuen dramatiſchen Kunſtwerke, das wir ohne Zweifel nächſten Winter auf unſerm Theater ſehen. Es iſt ein Trauerſpiel, aus der däniſchen Vaterlands-Geſchichte des Mittelalters gezogen, betitelt: Kund Laward, der Obotriten-König. Bekanntlich ward dieſer heimtückiſch und meuchlings von ſeinem eignen Vetter, Prinz Magnus, König Niels's Sohn, in Seeland ermordet.

Die Herausgabe der ſämmtlichen Schriften unſers unſterblichen Holbergs, welche Prof. Rahbek beſorgt, iſt nun bis zu dem eilften Bande fortgerückt, und gleichwohl ſind noch 8 bis 9 Bände zu erwarten. Die Ausgabe iſt in Oktav, und es enthalten die bisherigen eilf Bände ſeiner ſämmtlichen Schauſpiele, ſeinen Peter Paars, Nicolaus Klimm, nebſt ſeinen Helden- und Heldinnen-Geſchichten. Die nächſten Bände werden ſeine däniſche Geſchichte enthalten.

Sie kennen unſers Hrn. Prof. Nyerups längſtgehegten Wunſch, daß ein Nationalmuſeum möchte errichtet werden. Er hat ihn nun in einem eigenen Werke dem Publikum bekannt gemacht, und die Ausſichten ſind gut; es ſcheint, ſein Vorſchlag macht wirklich Senſation, und wenn es gleich noch lange ein bloßer Traum zu bleiben ſchien, ſo iſt doch der Anfang der Ausführung bereits gemacht.

Unſer großer Numismatiker und Archäolog, Prof. Theol. Münter, machte vorigen Sommer eine Reiſe in das nördliche Deutſchland. Er beſah dort in Henke's Geſellſchaft den Cornelinsberg bey Helmſtädt. Ueber die dortige Steinreihe hat er eine eigene Abhandlung geſchrieben, um ſie in der Skandinaviſchen Literaturgeſellſchaft vorzuleſen. Er findet in derſelben große Aehnlichkeit mit dem Stonehengs-Monument in England, und ſtatuirt, ſo wie bey dem Kiwicke-Monument in Schonen, Spuren Druidiſchen Cultus. Suhm iſt todt, und nun kann ihm Niemand mehr widerſprechen!!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Münſter.

Wir haben jetzt einen wackern Geiſtlichen in unſrer Mitte mehr, der vielleicht zu einem Seitengemählde des würdigen Minoriten-Guardians Sammelmann manche Züge darbieten möchte. Herr Kaplan Schmitz hat auf ſeine Stelle in Stromberg Verzicht geleiſtet, und ſich hier förmlich niedergelaſſen, um nächſtens einer Kirche adſkribirt zu werden. Aber weder Hang zum zerſtreuenden, gewühlvollen Stadtleben, noch Sucht, in einer bedeutendern Sphäre zu glänzen, war die Triebfeder dieſer Reſignation; ſie geſchah aus keinem andern Motive, als weil Hr. S. an ſeinem vorigen Wohnorte von allem literariſchen Umgang und Bildungsmitteln zu ſehr abgeſchnitten war, und das Bedürfniß der Geiſtesnahrung und Mittheilung ſo gut als gar nicht befriedigen konnte. Schon dieſer Beweggrund wirft ein ungemein günſtiges Licht auf dieſen Geiſtlichen, der mit jener mäſtenden Gemächlichkeit nicht befreundet iſt, die auf der breiten Heerſtraße des Schlendrians den Schneckengang kriecht, ſondern der ſeinen höchſten Genuß und die Quinteſſenz ſeiner Glückſeligkeit darein ſetzt, in der wahren Aufklärung und Humanität immer weiter fortzuſchreiten, die Maſſe ſolider Kenntniſſe von Tage zu Tage zu vervielfältigen, und die edle Maxime:

„Meid' Untiefen des Irrthums, vertrauend dem prüfenden Senkblei!“

bey allen vorkommenden Fällen in Ausübung zu bringen. Aber in einem noch höheren Grade intereſſirt Hr. S., wenn man ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu gewinnen Gelegenheit hat. Er beſitzt die ſeltne Gabe, gleich in der erſten Stunde des Geſprächs ſo magiſch zu feſſeln, daß die Hand ſich unwiderſtehlich zum ächten Freundſchaftsbunde ausſtreckt, woran denn auch ſeine rein ſich abſpiegelnde, hohe Herzensgüte und Biederkeit keinen geringen Antheil hat. Ach! wenn es lauter ſolche katholiſche Geiſtliche gäbe, ſo würden Sektengeiſt und Intoleranz, dieſe Eiterbeulen am Staatskörper, kaum noch dem Namen nach exiſtiren, keine von Animoſität eingegebene Kontrovers-Predigt würde die Kanzel mehr entweihen, und manche noch zur Unehre des erleuchteten Zeitalters beſtehende tückiſche Scheinbewand gänzlich in Schutt ſinken. Indeß kann ſchon durch Ein dergleichen Individuum beträchtlicher Nutzen geſtiftet, und eine Menge üppig wuchernden Unkrauts entwurzelt werden.

Logogriphiſches Ungeheuer.

Zweytes Hundert.

2.

Heran, ihr Leſer, und vollendet
Des Ungeheuers Sektion.
Ihr zweifelt, ob ihr Neues fändet?
Ein zweytes Viertel ahn' ich ſchon.
1) Euch; 2) eine veſte Stadt in Böhmen;
3) Was mit der Abendglocke naht;
4) Was Krieger oft zum Pfande nehmen;
5) Was jeder Meßbuchführer hat;
6) Wen, voll Begeiſterung, den Nächſten
Am Unerſchaff'nen Klopſtock nennt;
7) Venedig, deinen weiland Höchſten,
Und 8) wen ihr aus Fiesko kennt.
Hier iſt 9) ein Quell von Neuigkeiten;
10) Ein Nymphchen, ewigfern vom Thal;
11) Ein Volk, das harrt auf beſſ're Zeiten,
Und nirgends iſt, und überall;
12) Ein allbekannter Fabeldichter;
13) Ein halbverſchmähtes Lenzgemüß;
14) Ein Königsſohn, und Hirt, und Richter;
15) Wie keiner noch vom Klerus hieß;
Ein Fluß in 16) Gallien, 17) Weſtphalen,
18) Savoyen, 19) Preuſſen, 20) Baiern, 21) Krain;
22) Was wir für Geld noch extra zahlen;
23) Des Züchtlings Taggeſchäft und Pein;
24) Was ihr in der Geſchichte findet,
In Leben, Rede, Brief und Buch;
25) Was Spiel und Sang und Klang verbindet;
Doch — „Satis!“ lehrt ein weiſer Spruch.

Auflöſung des erſten Viertels des logogriphiſchen Ungeheuers.

1. Ares. 2. Eres. 3. Pilger. 4. Pagode. 5. Logis. 6. Idol. 7. Paraſol. 8. Leder. 9. Preis. 10. Aegide. 11. April. 12. Drey. 13. Bier. 14. Lieder. 15. Po. 16. Larve. 17. Spaa. 18. Pareil. 19. Spies. 20. Viper. 21. Levi. 22. Oedip. 23. Salve. 24. Vale. 25. Vieles.

Nro. 124.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 25. Mai, 1807.

Ein Weiſer und Poet muß vor dem Menſchen weichen.
Bodmer.

Friedrich Ferdinand Drück.

(Beſchluß.)

In der Religioſität, deren Steigen oder Sinken er immer als ein wichtiges Zeitzeichen anſah, fand er jedoch nach ſeiner eigenen Verſicherung die ſtärkſten Antriebe zum Guten. Er ſchämte ſich nicht, zu bekennen, daß er für ſeinen religiöſen Glauben die Beſtätigung in ſeiner eigenen Geſchichte finde. Sein Lebensgang, der Verluſt ſeines Vaters in einem Alter, wo er ſeiner am meiſten bedurft hätte, der große Gewinn, den er daraus für ſeine Bildung zog, verbunden mit allen den oft unerwarteten Hülfen, die während ſeines Lebens ihn zum innigſten Dankgefühl, das in ſeiner Seele ſtets ſo rege war, auffoderten — dieß alles hatte, nebſt den theoretiſchen Ueberzeugungen, ſeinen Glauben an das Daſeyn und die Wirkſamkeit einer oberſten, über das Wohl des Univerſums, ſo wie des Individuums, wachenden Intelligenz ſo feſt begründet, daß dieſer als Stütze ſeiner Moralität ihn bis ans Ende ſeines Lebens, ſelbſt in den trübſten Stunden, nicht mehr verließ. Der Katechismus ſeines Glaubens war klein, aber um ſo mehr in Geiſt und Leben übergegangen. Die erhabenen Lehren der griechiſchen und römiſchen Weiſen machten einen großen Theil ſeiner Geiſtesnahrung aus. Aber er ſchätzte darum das Chriſtenthum nicht gering. Die Parallele zwiſchen jenen und dieſem fiel zum Vortheil des letztern aus. Die Gottheit zeigte ſich ihm hier in einem ſo liebenswürdigen Lichte, wie kein Weiſer des Alterthums ſie auf gleiche Weiſe erblickt hatte. Einer der fühlbarſten Beweiſe für die Göttlichkeit der chriſtlichen Religion und ihre Beſtimmung, Weltreligion zu werden, lag für ihn, wie er öfters ſagte, darin, daß der Inhalt ihrer Urkunden, entfernt ſelbſt ein Syſtem zu ſeyn, ſich an die verſchiedenartigſten Syſteme, z. B. an ein Eudämoniſtiſches und ein Kantiſches anſchmiegen könnte, ohne den Grundwahrheiten der Sittlichkeit zu nahe zu treten. Aus dieſer Anſicht entſprang bey ihm der hohe Grad von Toleranz, den er allen religiöſen Partheyen ſchenkte, und ſeine innige Abneigung gegen alles Verketzern. Es war ihm recht wohl, wenn jeder Menſch ſeines Glaubens leben durfte; dennoch ſchätzte er bey einer Geſinnung, die ſeiner allesumfaſſenden Liebe immer nur den Charakter, nie die Meynung als Beſtimmungsgrund für den Grad derſelben darbot, die poſitive Religions-Anſtalt als eine göttliche Wohlthat. Der Standpunkt, von dem aus er die Menſchheit betrachtete, brachte in ihm die durch Geſchichte vorzüglich klar gewordene Anſchauung ihrer Nothwendigkeit hervor. Beſcheiden lächelte er über die, welche die Menſchen zu reinen Vernunftweſen zu erheben verſprachen; eben darum, ſo ſehr er die kritiſchen Arbeiten der Gelehrten zu würdigen und zu ſchätzen wußte, mißbilligte er ſehr die Bemühungen, beſonders der Männer von ſeinem Stande, den Menſchen die Stützen ihres Glaubens an's Poſitive hinwegzunehmen; er ſah ſie als eine Art von zweckloſer Grauſamkeit an. Von dem Zuſtande der Seele nach dem Tode hatte er ſeine eigene Meinung. So ſehr Unſterblichkeit und Fortdauer der Individualität zu den

Fundamenten ſeines religiöſen Glaubens gehörte: ſo meinte er doch, daß die Erinnerung an die Perſonalität und an dieſes Leben nicht gleich nach dem Tode, ſondern erſt alsdann eintreten würde, wenn der Geiſt nach dem Durchlaufen mehrerer neuer Entwicklungs-Perioden einen Standpunkt erreicht haben werde, von welchem aus er den Zuſammenhang der Dinge und ſeiner eigenen Schickſale hell zu durchſchauen vermöge. Aber das glaubte er feſt, und prägte es ſeinen Schülern ein, daß keine Bemühung, die auf die intellektuelle und ſittliche Ausbildung und Veredlung des Geiſtes hienieden verwendet worden, in alle Ewigkeit für verloren zu achten ſey.

Auch in ſeinen ſtaatsrechtlichen Meinungen zeigte ſich Drücks Geiſt in eben dem Lichte, das ſein ganzes Leben erleuchtete. Ein inniger Verehrer der Freyheit, ohne die er den Menſchen zum Thiere herunterſinken ſah, haßte er alles, was ſich dieſen Namen gab, ohne die Alleinherrſchaft des Geſetzes anzuerkennen. Sein Rechtsgefühl war auf eine ſeltene Weiſe ausgebildet; das Unrecht, das irgend einer ſeiner Mitmenſchen litt, war allein im Stande, ihn aus ſeiner ſtets ruhigen Faſſung zu bringen; kein phyſiſches Uebel wog ihm auf ſeiner Wage ſo viel, als dieſes geiſtige. Darum war er auch den Revolutionen ſo gram, ſie mochten kommen von welcher Seite ſie wollten. Nie hatte er etwas auf den Republikanismus gehalten *), ſelbſt in einer Periode nicht, wo viele aufgeklärte Männer ihm zugethan waren. Zu einer Zeit, wo ſehr viele nicht daran dachten, ließ ihn ſein politiſches Ahnungsvermögen die Rückkehr der großen Republik zur Monarchie mit einer Art von Gewißheit vorherſagen. Hier vorzüglich leitete ihn ſeine Menſchenkenntniß und die ihm eigene Schätzung unſers Geſchlechts; er hielt es eines zu geringen Grads von uneigennütziger Tugend fähig, um ſich ſelbſt in einer Republik leiten zu können, ohne herrſchſüchtigen Demagogen preisgegeben zu werden.

Von dem moraliſchen Werth der griechiſchen und römiſchen Republiken hatte er, der Griechenland und Rom ſo genau kannte, gar nicht die hohe Idee, wie z. B. Rouſſeau und andere ihrer Verehrer; er hielt die Geiſtesbildung in ihnen für zu einſeitig, und fand das nicht dort, was er Tugend nannte. Selbſt bey ſeiner tiefen Achtung für den Bürgerſinn der wegen ihrer Conſtitution am meiſten geſchätzten europäiſchen Nation vermißte er doch bey derſelben den kosmopolitiſchen Geiſt, durch den der Menſch noch ein Weſen höherer Art wird, als der Bürger; jedoch ſeine Idee von der menſchlichen Mittelmäßigkeit erregte bey ihm überhaupt den Zweifel, ob die Nationen je zu dieſer Höhe gelangen würden. Für die Vervollkommnung des Individuums ſah er in den Staaten, ſo wie ſie jetzt ſind, eine hinlänglich geöfnete Bahn. Allen politiſchen Helden alter und neuer Zeit weihte er ſeine Bewunderung; doch war ihm vor den Genien bange, deren Strahlen, gleich Blitzen, nur zünden, nicht wohlthätig erleuchten.

Die Unterſcheidungen in der europäiſchen bürgerlichen Geſellſchaft, die Geburt oder Amt feſtſetzen, würde er ganz nicht aufgehoben haben, wenn es auch bey ihm geſtanden wäre. Es koſtete ihn nichts, ſich vor dem Höhern zu bücken; nie entfiel ihm auch nur ein unzufriedenes Wort über Ungleichheit der Stände und über die äußere Ehre, von deren politiſcher Nothwendigkeit er vollkommen überzeugt war.

In ſeinem Wirkungskreiſe, vorzüglich aber ſeinen Schülern, von denen er die Guten herzlich liebte, und mit unwiderſtehlicher Kraft an ſich zog, die minder guten aber mit nie verletzter Autorität in Ordnung hielt, nützlich zu werden — in jeder Lage des Lebens die Ehre zu erringen, die ein entweder durch Geiſtesſuperiorität abgenöthigter oder freywilliger Tribut gegen innere Vollkommenheiten iſt — dies allein ſchien ihm würdiger Gegenſtand eines vernünftigen Beſtrebens; das Aeußere betrachtete er mit Gleichgültigkeit.

So lebte Drück, zu kurz für ſeine Familie, ſeine Schüler, Collegen, Freunde, für ſein Vaterland, ja es läßt ſich ohne Uebertreibung ſagen, für ſein Zeitalter. Eine große äußere Celebrität iſt nicht immer ein richtiger Maasſtab, um den Werth und die Wirkſamkeit des Gelehrten, noch weniger des Menſchen, darnach zu ermeſſen. — Aber eine laute, allgemeine, unbeſtochene Stimme, die bey dem Grabe den Mann beweint, gleich als wäre er Vater, Lehrer, Freund eines jeden geweſen, iſt der ſchönſte Tribut, der dem Talent und der Tugend geweiht wird. Gerade dies war der Fall bey Drücks Tode, der bey ſeinem ſchwächlichen Körper lange gefürchtet wurde, aber den 27 April dieſes Jahrs immer noch unerwartet eintrat. Er ſtarb mit der Ruhe eines Weiſen, die praktiſche Beſtätigung ſeiner Lehren und ſeines Glaubens war. Zum Nachruf an ihn paßt wohl nichts beſſer, als die Stelle, womit Tacitus, ſein Lieblingsſchriftſteller, das Leben des Agrikola beſchließt. *) Wir geben ſie nach Drücks eigener, unter ſeinen Heften vorgefundenen, Ueberſetzung zugleich als Probe ſeiner Manier.

„Wenn die Geiſter der Rechtſchaffenen irgendwo ſind; wenn, wie die Weltweiſen annehmen, nicht zugleich mit dem Körper große Seelen zernichtet werden; ſo ruhe ſanft, und leit' uns, deine Familie, von niederſchlagendem Gram und weibiſchem Wehklagen hin zur Betrachtung deiner Tugenden. Dieſe zu betrauern, zu bejammern iſt unerlaubt. Mehr durch Bewunderung, als durch vergängliches Lob, und, wenn unſere Kraft es erlaubt, durch Nacheiferung wollen wir dich ehren. Das iſt wahre Ehre, das ächte Verwandten-Pflicht. Eben dieſes will ich auch deiner Toch-

*) Vergl. ſeiner Ode ad Franciam, vom Jahr 1794, in Hauff's Zeitſchrift: Philologie. Th. I.

*) Julii Agricolae Vita von Tacitus. Cap. 46.

ter und Gattin empfehlen, ſo des Vaters, ſo des Gemahls Andenken zu ehren, daß ſie alle Handlungen und Reden deſſelben immer im Stillen vor Augen haben, und mehr an das Bild und die Geſtalt ſeiner Seele, als ſeines Körpers ſich feſt anſchlieſſen. Nicht als wenn ich Bilder aus Marmor oder Erz für verwerflich hielte. Allein die Abbildungen der körperlichen Geſtalt ſind, wie dieſe Geſtalt ſelbſt, hinfällig und vergänglich. Nur die Geſtalt der Seele iſt ewig. Und dieſe kann man nicht durch fremden Stoff und Kunſt, ſondern im eigenen Charakter daurend machen und darſtellen.

Was wir an ihm geliebt, was wir an ihm bewundert haben, bleibt, und wird in dem Angedenken der Menſchen durch den Nachruhm in Ewigkeit bleiben. Viele der Alten mag als ruhmlos und unbedeutend Vergeſſenheit begraben. Er, durch die Geſchichte der Nachwelt überliefert, wird unſterblich ſeyn.“

Ueber Wünſchelruthen.

Von Hrn. Prof. Ritter, Mitgliede der königl. bair. Akademie in München, hat das Publikum in kurzem eine ausführliche Schrift über Siderismus und Campetti in einer Reihe von Briefen an Abt Carlo Amorette in Mailand zu erwarten. Dieſer Gelehrte beſitzt ſelbſt alle Eigenſchaften Campetti’s, und in faſt gleichem Grad, und iſt auch des Theils der neuen Phyſik, den Ritter dabey in Anwendung brachte, vollkommen mächtig.

Die Zeit iſt gegenwärtig da, — und ſchon den Ungeduldigen zu lange ausgeblieben, die weder die Größe noch Tiefe des Gegenſtandes ahndeten, — gute Vorurtheile zu berichtigen und zu erhöhen, ſchlimme hingegen nicht zu beſchwichtigen, ſondern herauszufordern zu dem die Kraft der Wiſſenſchaft noch immer ſtählenden Kampfe.

Aphorismen.

(Von Ernſt Wagner.)

Verzage nicht, wenn das Leben ſtürmt. Aus dem Verworrenen geht Ordnung und Schönheit hervor. — Erſt muſt du ja die Schreckensſtimme des finſtern Winters vernehmen, ehe dein Ohr ſich in jenem milden Tone berauſcht, den die Zunge des Mai’s in den Blütengewölben liſpelt.

Oft muß man glauben, daß die Frauen nur mit dem Herzen denken, oder gar mit den Sinnen. Der Mann denkt in ernſter Tiefe, aber doch im wärmſten Lichte fühlt er.

Warum hören wir oft gerade von dem verworfenſten Menſchen das Feinſte und Trefflichſtgedachte? Es ſcheint, auch die Hölle hat ihre ſchönen Geiſter.

Jeder Poet hüte ſich vor Lob- und Spottgedichten auf unintereſſante, ephemere Menſchheit. Denn wenn ein groſſer Baumeiſter in den Stall des vergänglichen Eſels einen Fußboden von Moſaik legte, ſo würde die Nachwelt nicht über den Eſel lachen, den ſie nicht kennt, ſondern über den Baumeiſter.

Wer einmal mit der Albernheit im Bunde ſteht, der läßt ſein Leben für ſie. Er jagt lieber den treuen Hund Verſtand gar aus dem Hauſe, ehe er ihn das Leibkätzchen Dummheit auswittern und ſich vom Schooße wegbeiſſen läßt.

Das eigentliche Genie lebte von jeher gern in Wüſten. Sein Aufenthaltsort imponirt, wie der Buſch eines Löwen.

Wider Alles, was in deinem Kunſtwerke gemein, abgeſchmackt, von fremdem Gut und unrecht iſt, wird dein Gewiſſen die Stimme erheben. Ueberhöre ſie nie; denn unter allen Geſchmacks- und Kunſtrichtern iſt das eigne Gewiſſen der kompetenteſte, gelehrteſte, untrüglichſte und unbeſtechlichſte.

Schäme Dich nie der wahrhaft empfindſamen Thräne. Jeder dieſer köſtlichen Tropfen bringt der groſſen Natur einen heiligen Tribut, und iſt ihr Stolz.

Rettung aus den Klauen der ſpaniſchen Inquiſition.

Eine wahre Anekdote.

Der edle und brave Bataillons-Chef C..., der endlich Ruhe von einem faſt ununterbrochenen 15jährigen Kriegsleben in der Schlacht bey Eylau gefunden hat, erzählte mir oft von dem Zuge, den er vor 6—8 Jahren unter Augereau’s Führung nach Spanien mitgemacht hatte, um Portugall mit einem Angriffe zu bedrohen. Unter mehreren intereſſanten Anekdoten, welche er einmiſchte, ſcheint mir beſonders die folgende des Aufbehaltens werth:

In Salamanca war er mit einem Theile ſeines Bataillons in ein Kloſter einquartirt. Zufällig erfuhr er, daß in den Kerkern deſſelben ein Unglücklicher ſchmachte, welchen die Inquiſition zu einer 20jährigen Gefängnißſtrafe verurtheilt habe, weil er einen Verſuch gemacht hatte, aus dem Kloſter zu entſpringen. Alles, was man nach und nach durch geheime Nachforſchungen erfuhr, intereſſirte für den Armen. Er war der Sohn einer reichen Familie; ſein Bruder war Oberſt eines Huſaren-Regiments, und ſollte allein das Vermögen erben — da er hingegen ganz wider ſeine Neigung gezwungen wurde, Mönch zu werden. Voll Verzweiflung entſprang er endlich, wurde aber gleich wieder erwiſcht. Dafür das ſtrenge Urtheil. — Schon ſaß er etwa 10 Monate, oder vielmehr, er lag in einem elenden Loche, die Füße in einem Block, und mit Ketten belaſtet. Der Plan ſeiner Verfolger ſchien zu ſeyn, ihm die 20jährige Gefängnißſtrafe um ein anſehnliches zu verkürzen; denn täglich wurde ihm zwar Brod und Wein gebracht, aber immer weniger, ſo daß er nach einigen Monaten unfehlbar hätte verſchmachten müſſen. Er war ſchon ganz ſchwach und abgemergelt. —

C... und ſeine Freunde fühlten das innigſte Mitleiden, und als die Armee Befehl zum Rückmarſche nach Frankreich erhielt, beſchloſſen ſie, ihn, wo möglich, zu befreyen. Sie wußten ſich einen Schlüſſel zu dem Loche zu verſchaffen, wo er lag; in der Nacht vor ihrem Abmarſche holten ſie ihn heraus, und ſchleppten ihn mit ſammt ſeinen Ketten fort. Gehen konnte er nicht mehr. Erſt trugen ihn einige Grenadiere, dann ſetzte ihn C... in ſeinen Packwagen, den er ſorgfältig verſchloß. — Kaum war die Flucht des Unglücklichen bekannt geworden, als er von allen Seiten aufgeſucht wurde. Zahlreiche Kavallerie-Detaſchements durchſtreiften die Gegend, um ihn aufzuſpüren. Sie fanden ſich auch mehrmals bey dem Gepäcke des Bataillons ein, auf welches man natürlich ſtarken Verdacht hatte; aber den Packwagen des Kommandanten durften ſie doch nicht wagen zu viſitiren. —

So kamen denn die edelmüthigen Krieger, trotz allen Nachſtellungen, nach 2—3 Wochen mit dem Unglücklichen auf der franzöſiſchen Gränze an. Sie lieſſen ihn in Bayonne, wo er Freunde und Unterſtützung fand. — C.

Miszellen aus Hamburg.

Das neue Leben in der Natur ſchien hier auch den Menſchen wieder zu beleben. Als mit dem herannahenden Mai — lieblicher ſenkte ſich ſein erſter Tag lange nicht von einem reinen Aether herab — der zögernde Frühling endlich kam, ſtrömte der Wall, beſonders am Sonntage, dicht voll Menſchen, und Wagenzüge mit Mobilien und Gartengeräthen ſah man nach den im Herbſte davon geleerten Landhäuſern ziehen. Die Stadt war damals leer von fremden Truppen. Aber plötzlich brach unſer trüglicher Frühling — Klopſtock nannte ihn den Nachwinter — mit ſeinen alten Rechten auf unſer Klima, im Gefolge von nordöſtlichen Stürmen, Nachtreifen u. dgl. wieder herein; zugleich kamen die fremden Truppen von der Expedition ins Meklenburgiſche zur Einquartierung zurück. Das trieb die Gartenbewohner zur Stadt, und wahrſcheinlich werden ſie ihre ſonſt ſo behaglichen Sommerfreuden ungenoſſen laſſen, oder auf die Wall-Promenaden beſchränken müſſen. Doppelt willkommen ſind daher dem Publikum jetzt die ſeit zwey Jahren unter der Direktion des ſehr thätigen und patriotiſchen Senators Abendroth und des geſchickten Ingenieur-Kapitäns Richard Leitung mit unſrem Wall getroffenen glücklichen, und auch in andrer ernſter Hinſicht heilſamen Veränderungen. Seine Befeſtigungsformen und Wehrapparate ſind ihm genommen: er iſt jetzt ein großer Luſt- und Volksgarten. Damit auch dem mit geiſtigem Genuß nicht allein Zufriedenen nichts abgehe, hat ein Franzoſe auf einer der Elbhöhen des Walls (vormaligen Baſtion) einen eleganten, mit Arkaden und Boskets umgebenen und mit einem italiäniſchen Plattdach verſehenen großen Pavillon erbaut, und darin einen mit Geſchmack dekorirten Salon und Reſtaurationswerke angelegt, aus deren ergiebigen Quellen die Wallgänger Erfriſchungen, oder, wenns die Jahrszeit fordert, Erwärmungen aller Art ſchöpfen, und nebenher mit Muſik gut und ſchlecht regalirt werden. — Dieſer bey ſeiner Anlage ſich wohl befindende Unternehmer gehört noch zu dem zurückgebliebenen Reſt der vormaligen franz. Emigranten, die in dem verfloſſenen Jahrzehnd Hamburg zu ihrem Aſyl wählten, hier ſich von ihrer Induſtrie hundertfacher Art zu erhalten, zum Theil bedeutenden Gewinn zu machen wußten, und damit nachher in das ihnen wiedergeöffnete Vaterland zurückgingen. Das Andenken an dieſe traurig-denkwürdige Periode gewährt noch jetzt manches Intereſſe, und es iſt wirklich zu bedauern, daß damals ein Mann von Kopf und Herz nicht darauf verfiel, Materialien aus Erfahrungen und Ereigniſſen vielfacher Art zu einem gewiß ſehr anziehenden Gemählde von dieſer zahlreichen Kolonie zu ſammeln. Es würde ein intereſſanter Beitrag zur Geſchichte der leidenden Menſchheit geweſen ſeyn. Dieſe Beyſpiele philoſophiſcher Ergebung vieler Vertriebenen in ihr herbes Schickſal, ſtiller Duldung edler Weiber und ihrer treuen Unterſtützung der Gatten und Freunde, herzlicher Anhänglichkeit der Bedienten an ihre unglücklichen Herrſchaft; dann dieſer Erfindungsgeiſt in ungewohnten Erwerbsmitteln, in mühſamen Beſchäftigungen und zum Theil körperlich-ſchweren Arbeiten! — Aber der verſchlingende Zeitſtrom hat auch dieſe Erinnerungen beynahe wieder verlöſcht, und Vorgänge anderer Art füllen die ſtürmiſche Weltbühne.

Noch einer von jenen Unglücksgefährten hat eine weniger gelungene Unternehmung, als die vorbenannte iſt, gemacht, und daran den damals aus dem Schiffbruche ſeines Vermögens geretteten Reſt von 20,000 Mark verwandt. Es iſt das Panorama von Hamburg, welches ſeit 6 Jahren von einem italiäniſchen Mahler Taragnola bearbeitet, und ſeit einigen Monaten von dem Unternehmer Gr. de D. hier aufgeſtellt ward. Aber es iſt ohne Wirkung, und hat dieſem vielleicht nicht den zehnten Theil ſeiner Auslagen eingebracht. Daran iſt der Gegenſtand eben ſo ſehr, als die Ausführung Schuld. Der Aeronaut Robertſon ſagte, Hamburg gliche, vom Ballon herab abgeſehen, einer großen Heerde rother Kühe. Als das Panorama ſtückweiſe auf dem hohen Thor der vormaligen Domkirche gemahlt ward, machte es faſt eben dieſe Wirkung. Das Ganze dieſer eng und krummlinigt gebauten Stadt mit ihren hochgeſpitzten Ziegeldächern, ziegelrothen Gemäuern der Häuſer, ohne alle ſchöne hervorragende Gebäude (die gothiſchen Kirchen mit ihren Thürmen ſind es doch wohl nicht?) ohne alle von einem hohen Standpunkte ſonderlich bemerkbaren freyen Plätze, ohne eigentlich mahleriſche Umgebungen, und dieſer leere ſich flach am Horizont verlierende Hintergrund; das alles iſt an ſich ſelbſt ſchon kein Gegenſtand zu einem ſchönen und gefallenden Panoramagemählde. Nur theilweiſe würden ſich allenfalls einige Standpunkte, z. B. von Büſchs Höhe die beyden Alſterbaſſins, mit der Vorſtadt angeſehen, aber doch immer mangelhaft dazu eignen. Dann iſt die Ausführung in den vornehmſten Erforderniſſen eines guten Panorama, die Beleuchtung, und beſonders das Perſpektiv, äußerſt mittelmäßig gerathen, und die fernen Feldparthien ſind ganz vernachläßigt. Nun liegt den Hamburgern, und wohl mit Recht, wenig daran, Hamburg in Hamburg ſelbſt für 2 Mark (das war der anfängliche, nachher herabgeſetzte Entreepreis) zu ſehen, da ſie das auf ihren Kirchthürmen umſonſt haben können. Der Beſuch war daher geringe. Indeß kann das Bild, mit Nachhülfe der Mahlerei, beſonders in den beſſer auszuführenden Feldparthien und andern Umgebungen, im Auslande den Unternehmer noch etwas entſchädigen.

In Wien, London, Paris, wird man die berühmte Handelsſtadt des Nordens vielleicht begierig ſeyn zu ſehen; man wird die bizarre Bauart dieſer gothiſch-geſchnörkelten Giebel von tauſend verſchiedenen Formen, dieſe Thürme, ziegelrothen Gemäuer, Spitzdächer u. ſ. w. ihrer Häßlichkeit wegen — anſtaunen, und in Paris wohl noch gar eine laide beauté darin finden u. dgl. Damit alſo muß ſich der gute Mann bey ſeinem hier wenigſtens geſcheiterten Unternehmen tröſten, um ſo mehr, da ſeit einigen Wochen ein Nebenbuhler mit dem Panorama von Wien aufgetreten iſt, das ihn vollends zu Grunde richtet. Dieſe Stadt liefert zu einem ſchönen Panorama alle Hülfsmittel, und man muß geſtehen, daß dieſe von dem Zeichner und Unternehmer, Hrn. Barton, der damit reiſet, und von den beyden Wiener Profeſſoren Janſche und Poſte, als Mahlern, glücklich benutzt ſind.

Die Maſſe der Stadt entwickelt ſich ringsum in ein heiteres freyes Glacis mit den ſchönen dem Anſchauer ihre Façaden zukehrenden Palläſten und Staatsgebäuden, den weitausgebreiteten Vorſtädten, mit den Kirchen, Klöſtern, fürſtl. Hotels, dem Prater ꝛc. Weiterhin die kaiſerl. Luſtſchlöſſer, von der Donau durchſchnittene Ebnen, mit den unzähligen Dörfern und dem mahleriſchen Hintergrunde der böhmiſchen, mähriſchen und ungariſchen Gebirge. Dieſe Ferne, und das Luftperſpektiv iſt in dem Bilde vortreflich ausgeführt, und die Beleuchtung des Ganzen, obwohl etwas einförmig, doch für die verſchiedene Gegenſtände vortheilhaft gewählt.

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 26. Mai, 1807.

— In der That liegt ihr Gehalt;
Aber beſſer oder ſchlechter
Macht ſie Menſchenurtheil nicht.

Tiedge.

Reiſe in Schleſien.

Von Bernardin de St. Pierre.*)

Auf meiner Rückkehr von Rußland nach Frankreich befand ich mich mit einer nicht geringen Anzahl Reiſender von verſchiedenen Nationen auf dem Poſtwagen, der von Riga nach Breslau geht. Zwey und zwey nebeneinander, auf hölzernen Stühlen ſitzend, unſre Koffer unter den Füßen, und über uns den freyen Himmel, fuhren wir Tag und Nacht durch, allen Eindrücken der Luft ausgeſetzt, und ohne in den Wirthshäuſern eine andere Erfriſchung zu finden, als Schwarzbrod, Kornbranntewein, oder höchſtens ſchlechten Kaffee. Dieſes iſt die Art, wie man faſt allgemein in Rußland, Preuſſen, Polen und dem größten Theile des Nordens reiſet. Nachdem wir manche große Fichten- und Birkenwälder, manche ausgedehnte Sandebene hinter uns zurückgelaſſen hatten, erreichten wir endlich die mit Buchen und Eichen bedeckten Gebirge, welche Polen von Schleſien trennen.

Obgleich meine Reiſegefährten alle mehr oder weniger franzöſiſch ſprachen, ſo konnte ich doch ſelten an ihrer Unterhaltung Theil nehmen; nur zuweilen wurde ſie allgemein. Eines Tages befanden wir uns beym Anbruche der Morgenröthe auf einem Hügel, in deſſen Nähe die mahleriſche Lage eines Edelhofes den reitzendſten Anblick darbot. Mehrere Bäche ſchlinzelten ſich durch ſeine langen Lindengänge, und bildeten weiter unten, in lieblichen Wieſen, kleine mit Obſtbäumen bepflanzte Inſeln. In der Entfernung ſahe man, ſo weit das Auge reichte, eine der fruchtbarſten Ebenen Schleſiens, auf welcher Saatfelder, Dörfer und einzelne ſchöne Landhäuſer, von der bläulichen Silberfläche der Oder durchwunden, in buntem Gemiſche abwechſelten. „Welche göttliche Ausſicht! rief ein italiäniſcher Mahler aus, der nach Dresden gehen wollte, man ſollte glauben, hier mitten in Mailand zu ſeyn.“ Ein Aſtronom von der Berliner Akademie bemerkte, daß dieſe Ebene ſich ganz vortreflich zu Vermeſſungen ſchicke, und daß die vielen Kirch-Thürme ein großes Netz von Triangeln abgeben würden. „Wiſſen Sie, mein Herr, fiel ein öſterreichiſcher Baron verächtlich lächelnd dem Geometer ein, daß dieſes eines der erſten adlichen Güter Deutſchlands iſt; alle die Kirchen, die Sie dort ſehen, hingen davon ab.“ — „Wenn das der Fall iſt, erwiederte ein Kaufmann aus der Schweiz, ſo ſind wohl die Einwohner hier Leibeigene, und dann iſt es wahrlich ein armſeliges Land.“ — Niemand iſt hier Lehn-Herr als mein König,“ fiel ein preuſſiſcher Huſaren-Offizier ein, der bisher ruhig ſeine Pfeife geraucht hatte, „mit dem Drucke des öſterreichiſchen Adels iſt es aus für die Einwohner Schleſiens. Friedrich hat ſie davon befreyet. Ich erinnere mich noch vor 4 Jahren hier im Lager geſtanden zu haben. Beym Himmel, ich kenne kein beſſeres Terrain, eine Schlacht zu liefern. Der Edelhof hier liegt ganz vortreflich, um Magazine darin anzulegen; meine Artillerie würde ich auf dieſe Hügel aufführen, meine In-

*) Der Verfaſſer las dieſen noch in keiner Sammlung ſeiner Werke abgedruckten Aufſatz vor einiger Zeit im Lyceum vor.

fanterie ſollte ſich längſt dem Fluſſe ausdehnen, dort rechts und links auf den Flügeln würde meine Kavallerie gar vortreflich gedeckt ſeyn. — Ha! nur 30,000 Mann in dieſer Stellung, und ich nehme es mit der ganzen Oeſterreichiſchen Macht auf!" — Kaum hatte der Preuſſe wieder zu rauchen angefangen, als ein Ruſſiſcher Officier das Wort nahm: „Ich möchte in einem Lande, ſagte er, wie Schleſien, welches allen Armeen offen ſtehet, nicht leben. Unſere Koſaken haben es in dem lezten Kriege garſtig mitgenommen, und ohne unſere Linien-Truppen, die ſie abhielten, würden ſie keine Hütte haben ſtehen laſſen. Aber heute zu Tage iſt es noch ärger mit dem Lande, da der Bauer gegen ſeinen Gutsherrn Prozeſſe führen kann, und man dem Bürger ſo viele Vorrechte eingeräumet hat; nein! mir ſind die Gegenden von Moskau lieber!" — „Aber in aller Welt, meine Herren, hub jezt ein Leipziger Student an, wie können Sie in dieſen himmliſchen Gefilden das Wort Krieg ausſprechen? himmliſch in der That, denn erlauben Sie mir Ihnen zu ſagen, daß Schleſien ſogar ſeinen Namen von Campi elizei herleitet. Eher möchte man hier mit Virgil ausrufen:

— Lycori,
— hic ipso tecum consumerer aevo!

Bey dieſen Worten, die mit vieler Wärme ausgeſprochen wurden, öffnete eine hübſche Pariſer Putzhändlerin, die bisher geſchlafen hatte, ihre Augen, und erblickte nunmehr auch die vor uns ausgebreitete ſchöne Landſchaft. Sie fand ſie allerliebſt, reitzend, entzückend, und verſicherte, daß ihr nichts fehle, als nur von Franzoſen bewohnt zu ſeyn. „Aber was ſeufzen Sie denn, ſagte ſie zu einem jungen Rabbiner, der neben ihr ſaß?" „Sehen Sie dort drüben den Gipfel des Berges, antwortete der Jude, gleicht er doch dem Berge Sinai!"

Unterdeſſen kamen wir zu Breslau an. Bis das Mittageſſen fertig war, wurde das Geſpräch über den Beſitzer des Gutes, deſſen Lage wir ſo ſehr bewundert hatten, fortgeſezt. Ein ſächſiſcher Geiſtlicher nannte ihn einen Böſewicht. „Er kommandirte, ſagte er, bey der Belagerung von Dresden die preuſſiſche Artillerie, und zertrümmerte mit ſeinen vergifteten Bomben dieſe unglückliche Stadt, wovon die Hälfte der Häuſer noch danieder liegt. Sein Landgut hat er mit den in Sachſen gehobenen Kontributionen erkauft." — „Mit nichten, erwiederte der Baron, er verdankt dieſes Gut ſeiner Verheirathung mit einer öſterreichiſchen Gräfin, die ſich meſallirte, und jetzt ſehr zu beklagen iſt; leider können ihre Kinder nie in den deutſchen Ritterorden aufgenommen werden, weil ihr Vater nur ein Offizier bürgerlicher Abkunft iſt." — „Nun wahrhaftig, fiel der preuſſiſche Huſar ein, das macht ihm Ehre, und er würde mit Ehre überhäuft worden ſeyn, wenn er in Dienſten geblieben wäre; aber er hat ſie verlohren, als er beym Frieden ſeinen Abſchied nahm. Jezt darf er ſich nicht mehr zeigen." — „Man ſieht wohl, meine Herren," unterbrach der Wirth, der hereingekommen war, um den Tiſch decken zu laſſen, „daß Sie den Edelmann, von dem Sie ſprechen, nicht kennen. Jedermann liebt und ſchätzt ihn. In ſeinem ganzen Gebiete iſt kein Bettler anzutreffen. Zwar iſt er Katholik, dennoch aber unterſtützt er alle vorbeyreiſende Arme, zu welcher Religion ſie gehören, oder aus welchem Lande ſie kommen mögen. Sind es Sachſen, ſo bewirthet er ſie drey Tage lang, des Schadens wegen, den er ihnen im letzten Kriege zuzufügen gezwungen war. Von ſeiner Frau und Kindern wird er angebetet." — „Das kann möglich ſeyn, verſetzte der lutheriſche Geiſtliche, aber ſeine Handlungen ſind nicht das Werk der chriſtlichen Liebe und der wahren Tugend; ſie ſind Heucheley, wie die Tugenden der Heiden und der Papiſten."

Mehrere Katholiken, die ſich in unſerer Geſellſchaft befanden, ſtanden eben im Begriff, ſich gegen dieſen Ausbruch in Harniſch zu ſetzen, als das Eſſen aufgetragen wurde, und der Wirth, nach deutſchem Gebrauche, oben am Tiſche ſeinen Platz einnahm. Jetzt entſtand eine allgemeine Stille; jeder aß und trank als Reiſender. Das Eſſen war gut. Man trug zum Nachtiſche Pfirſchen, Trauben und Melonen auf. Der Wirth kam auf den Einfall, die Geſellſchaft, bis zur Ankunft des Kaffees, mit etlichen Flaſchen Champagner zu bewirthen, die ſeine Frau zu holen ging, und die er, wie er ſagte, zu Ehren des Edelmanns, von dem die Rede geweſen war, und dem er beſondere Verbindlichkeiten ſchuldig ſey, mit uns ausleeren wollte. Der Wein wurde gebracht, und der freygebige Wirth ſetzte ihn neben der franzöſiſchen Dame nieder, mit der Bitte, ihn auszuſpenden. Die Freude drückte ſich jetzt auf allen Geſichtern aus; die Unterhaltung belebte ſich. Meine Landsmännin reichte dem Wirth das erſte Glas von ſeinem Weine dar, mit der Verſicherung, daß man ſo gut bey ihm aufgenommen wäre, als in den beſten Gaſthöfen von Paris, und daß ſie keinen Franzoſen kenne, der ihn an Artigkeit überträfe. Der ruſſiſche Offizier geſtand, daß man in Breslau beſſere Früchte als in Moskau hätte; er verglich Schleſien, in Anſehung ſeiner Fruchtbarkeit, mit Liefland; er räumte ein, daß die Freyheit der Bauern eine beſſere Kultur des Landes zur Folge habe, und den Gutsherrn glücklicher mache. Der Aſtronom bemerkte, daß Moskau beynahe unter dem nämlichen Himmelsſtrich, als Breslau, läge, und folglich die nämlichen Früchte hervorzubringen fähig ſey. „Bey meiner Ehre, ſagte der Huſarenoffizier, ich finde, daß der Edelmann, durch deſſen Gebiet wir gekommen ſind, ſehr wohl daran gethan hat, die Kriegsdienſte zu verlaſſen. Bringt doch unſer großer Friedrich, nach ruhmvoll beendigtem Kriege, einen Theil ſeiner Zeit damit zu, ſelbſt ſeinen Garten zu beſtellen, und auf Sans-Souci Melonen zu pflanzen." Jedermann war der Meinung des Huſarenoffiziers. Selbſt der lutheriſche Geiſtliche verſicherte, daß Schleſien eine ſchöne

Provinz ſey, nur bedauerte er, daß die Einwohner auf dem Irwege wären, doch hoffte er, daß die Gewiſſensfreyheit, die in allen Staaten des Königs von Preuſſen herrſche, die Unterthanen, beſonders den Edelmann des benachbarten Gutes, bald die Wahrheit erkennen laſſen, und zur Annahme der Augsburgiſchen Konfeſſion geneigt machen werde. Der Wirth ſchlug hierauf vor, ein Glas Champagner auf die Geſundheit des braven Edelmanns zu leeren. Die ganze Geſellſchaft nahm dieſen Vorſchlag mit Beyfall an, und ließ freudig die Gläſer klingen.

Selbſt der junge Rabbiner, der nach Art der Juden, wenn ſie auf Reiſen ſind, einſam in einem Winkel des Zimmers ſeinen mitgebrachten Mundvorrath verzehrte, wollte mit anſtoßen, und reichte ſeine große lederne Taſſe der franzöſiſchen Dame dar, die ſie bis zum Rande anfüllte. In einem Zuge war die Taſſe ausgeleert. „Nun, was halten Sie von dieſem Wein, ſagte die Dame, das Land, welches ihn hervorbringt, iſt es nicht ſo gut, als das Ihnen verheiſſene Land?“ — „Ohne Zweifel, Madame, verſetzte der Jude lächelnd, beſonders wenn ein ſo vortrefflicher Wein von ſo ſchönen Händen eingeſchenkt wird.“ „So wünſchen Sie doch, erwiederte die Dame, daß Ihr Meſſias in Frankreich erſcheine, und dort Ihre Stämme aus allen Weltgegenden um ſich her verſammle?“ „Das wolle Gott, verſetzte der Iſraelit, aber erſt müßte er die Eroberung von ganz Europa machen, wo wir allenthalben ſo elend ſind, er müßte als ein neuer Cyrus erſcheinen, und die verſchiedenen Völker zwingen, in Frieden unter einander und mit dem ganzen Menſchengeſchlechte zu leben.“ Möchte dieſer Wunſch erhört werden! rief der größte Theil der Geſellſchaft.

Auffallend war mir die Verſchiedenheit der Meinungen ſo vieler Perſonen, die ſich ſtritten, ehe ſie ſich zu Tiſche ſetzten, und die völlig einverſtanden waren, als ſie davon aufſtanden. Ich zog daraus den Schluß, daß der Menſch im Unglücke — denn für manchen iſt es ein Unglück, den Magen leer zu fühlen — ſich boshaft zeigt, dagegen im Glücke gutmüthig iſt, und, wie Jean Jacque's Wilder, mit der ganzen Welt in Frieden lebt, wenn er gut gegeſſen hat.

Ich leitete noch eine andere wichtigere Folgerung daraus ab, die nämlich, daß alle dieſe Meinungen ſich blos auf die Verſchiedenheit der Erziehung meiner Reiſegefährten gründen, und obwohl jetzt einverſtanden, ſo zweifelte ich doch nicht, daß jeder, bey kälterem Blute, zu ſeiner vorigen Meinung zurückkehren würde.

Da ich mein Urtheil hierüber zu beſtätigen wünſchte, wandte ich mich an einen Nachbar, der ein beſtändiges Stillſchweigen beobachtet, und mir ſtets in der nämlichen Laune geblieben zu ſeyn geſchienen hatte. „Was denken Sie, fragte ich ihn, von Schleſien und von dem Edelmanne, deſſen Geſundheit wir getrunken haben?“ — „Schleſien, antwortete er, iſt ein ſehr gutes Land, weil es im Ueberfluße Früchte hervorbringt, und der Gutsherr iſt ein vortrefflicher Mann, weil er den Unglücklichen Gutes erweiſet. Was die Art darüber zu urtheilen betrifft, ſo iſt dieſe nach eines jeden Religion nach der Nation, zu welcher er gehört, nach ſeinem Stande, ſeinem Temperamente, ſeinem Geſchlechte, ſeinem Alter, nach der Jahrszeit, ja ſogar nach der Tagesſtunde, vorzüglich aber nach der Erziehung, die unſerm Urtheile das eigentliche Gepräge ausdrückt, verſchieden. Haben wir bey unſerm Urtheile in allen Stücken das Glück des Menſchengeſchlechts vor Augen, ſo urtheilen wir, wie Gott handelt. Wir ſollten alſo unſrer Vernunft ſtets die ewige Weisheit zur Richtſchnur dienen laſſen, ſo wie wir unſre Uhren nach der Sonne richten.“

Blüthenblätter, von dem Verfaſſer der Heliodora. Leipzig 1807. 8.

Der Name Heliodora iſt gewiß eine ſehr gute Empfehlung in der Leſewelt. Dieſe Blüthenblätter, in welchen wir die ſüdliche Wärme jenes reitzenden Mädchens nicht ganz wieder erkennen, ſind aber immer ein ſehr angenehmes Geſchenk dieſes Jahres. Die ſieben Erzählungen dieſes Bändchens wechſeln bey guter einfacher Darſtellung auch ſehr unterhaltend in der Gattung, und geben Gemählde aus der bürgerlichen, der Hirten- und der Feenwelt, welche uns ein Vergnügen gewährten, das wir allen unſern Leſern wünſchen.

Corinne ou l'Italie,

von Frau von Stael.

Wir eilen, unſern Leſern vorläufig Nachricht von einer neuen glänzenden Erſcheinung der franzöſiſchen Literatur zu geben, wenn anders ein Werk, das in dem umfaſſendſten Geiſte, frey von aller einſeitigen Beſchränkung geſchrieben iſt, als irgend einer einzelnen Sprache und Nation angehörig betrachtet werden kann. Die Schriften der Frau von Stael werden in England, Deutſchland und Italien, ja überall wo ſich nur geiſtige Bildung verbreitet hat, mit eben ſo lebhaftem Beyfall als in ihrem Vaterlande geleſen, und vielleicht zuweilen noch unbefangner gewürdigt und tiefer gefühlt. Bey dem Enthuſiasmus für die ſchönen Künſte und für Italien, der unter uns herrſcht, wird die neueſte Schrift dieſer einzig ausgezeichneten Frau: Corinne ou l'Italie, ganz beſonders anziehend für ihre zahlreichen deutſchen Bewunderer ſeyn. Es iſt ein Roman, aber ein Roman in der höchſten, ſo oft verkannten, Bedeutung dieſes Wortes: eine Darſtellung natürlicher Charaktere, wahrſcheinlicher Begebenheiten aus der wirklichen und umgebenden Welt, den heutigen Lebens-Verhältniſſen angemeſſen, und dabey nicht nur belehrend für das Nachdenken, ergreifend für die Theilnahme, ſondern (eine ſo ſchwer zu löſende Aufgabe!) mit den blühendſten Farben der Einbildungskraft umkleidet, ja durch den Reiz des Wunderbaren und Großen erhöht. Dieſer Dichtung iſt eine Schilderung Italiens eingewebt, worin Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüths, die ſich faſt auszuſchlieſſen ſcheinen, in der ſeltenſten Vereinigung glänzen: hohe Begeiſterung und feine Beobachtungsgabe, zarte Regſamkeit eines weiblichen Gefühls

und männliche gediegene Beredſamkeit, aus dem tiefen Ernſt der Wahrheit hervorgehend, und alle Ziererey, allen Flitterputz verſchmähend. Gelehrte Nachrichten und Unterſuchungen über alles, was Italien der Aufmerkſamkeit der Reiſenden darbietet, gibt es genug; auch an weitläufigen Beſchreibungen fehlt es nicht, die dem, welcher nicht geſehen, dennoch kein anſchauliches Bild geben, und den, welcher den Eindruck ſelbſt erfahren hat, ermüden. Von dergleichen Schriften erwarte man hier keine Ergänzung: von allem iſt nur mit leichter Hand die Blüthe gepflückt, vieles kaum im Vorübergehen berührt. Aber immer iſt die Seite getroffen, welche Geiſt und Gemüth in Anſpruch nimmt, und oft wird durch einen einzigen Zug gleichſam die innere Seele der Gegenſtände wie durch Beſchwörung hervorgerufen. Nichts iſt mit ausſchlieſſender Vorliebe behandelt: die milde ſüdliche Natur in jenem Garten Europa's, die ſchönen Künſte und die Poeſie, die Erinnerungen der fabelhaften Vorzeit, der alten und neueren Geſchichte, endlich die Sitten des Volkes und das geſellige Leben treten abwechſelnd in die Darſtellung ein, und beleben ihre reiche Mannigfaltigkeit durch die gefälligſten Gegenſätze. Dieſe Schilderungen Italiens ſind mit ſo ſinnreicher und gelungener Kunſt in die übrige Erzählung verflochten, daß man dieſe nie aus den Augen verliert, noch einen Stillſtand darin bemerkt, daß vielmehr der Fortgang in den Verhältniſſen und Lagen der handelnden Perſonen unzertrennlich mit der Umgebung verbunden ſcheint, die ſich im Widerſcheine ihres Innern ſpiegelt. Es iſt die muſikaliſche Begleitung der geſchilderten Leidenſchaften, oder, wenn man lieber will, der mahleriſche Hintergrund, vor welchem ſich die edel gezeichneten Hauptfiguren bewegen.

Die einfache Erfindung iſt eben ſo glücklich gedacht, als ſorgfältig und mit feſter Haltung und Abſtufung durchgeführt. **Corinna** iſt eine Dichterin und Künſtlerin, ein von der Natur herrlich begabtes und durch auserleſene Bildung vollendetes Weſen. Von jugendlicher Zuverſicht und der allgemeinen Bewunderung emporgetragen, entfaltet ſie zuerſt alle Anmuth ihres gewandten und ſtrebenden Geiſtes, allen Zauber ihrer heitern Einbildungskraft; dann, von einer unglücklichen Liebe getroffen, offenbart ſie in eben ſo hohem Maaße jene unergründliche Tiefe des Gemüths, welche die Quelle aller ächten Begeiſterung, aller Erhebung zum Schönen und Großen, aber leider zugleich der ſchmerzlichſten Gefühle iſt. So wie die Theilnahme ſteigt, die zuletzt ganz erſchütternd und überwältigend wird, bleiben die Schilderungen mehr und mehr weg, und die Erzählung geht ununterbrochen fort. Jedoch wird gegen das Ende die Szene wieder aus England nach Italien verlegt, das nun zwar wie mit einem Trauerflore umhangen erſcheint. Die meiſten Romane beſchränken ſich auf einheimiſche Sitten, oder, wenn die Darſtellung des Ausländiſchen verſucht wird, ſo fällt es meiſtens aus Mangel eigner Anſicht ins Leere oder Verfehlte. Hier ſind mit gleicher Wahrheit Italiäniſche, Engliſche und Franzöſiſche Charaktere geſchildert, ja, der Hauptknoten der Geſchichte beruht auf der Entgegenſetzung nationaler Lebensweiſe und Sinnesart. Jede Eigenthümlichkeit iſt mit durchdringendem Verſtande aufgefaßt, aber ohne Uebertreibung oder Partheylichkeit, vielmehr iſt durch ſchonende Güte in der Beurtheilung des menſchlichen Werthes alles in einem milden Lichte gehalten. Corinna ſelbſt bleibt freylich unter allen mithandelnden Perſonen (auch den Gegenſtand ihrer Liebe nicht ausgenommen) einzig und unvergleichlich, und iſt der Gipfel des Ganzen. Es iſt leicht, die Geſchöpfe ſeiner Erfindung mit allen negativen Tugenden, mit einer gewiſſen oberflächlichen Fehlerloſigkeit auszuſtatten; aber nur dem Genie iſt es verliehen, ein wahrhaft genialiſches Daſeyn in ſeiner ganzen Fülle auſſer ſich hinzuſtellen. Die Huldigung, die man einem ſo entzückend ſchönen Bilde, der Eingebung eines liebevollen Herzens und einer begeiſterten Fantaſie, nicht verſagen kann, wendet ſich unwillkührlich auf den dichtenden Geiſt ſelbſt, welchem dieſer göttliche Funken entſprühte, um in verwandten Gemüthern zu zünden. *)

Notizen.

Die galvaniſche Geſellſchaft in Paris hat Herrn Carl **Ritter** in Frankfurt am Main, einen jungen Gelehrten, der ſich eben ſo ſehr durch Mannigfaltigkeit der Kenntniße als durch Beſcheidenheit und einen liebenswürdigen Charakter auszeichnet, zu ihrem Mitgliede ernannt.

Herr Hofmuſikus **Ritter** aus Mannheim macht durch einen Theil des weſtlichen Deutſchlands eine Reiſe mit zwey hoffnungsvollen Kindern, einem neunjährigen Violoncelliſten und einer Clavierſpielerin von eilf Jahren. Beſonders verſpricht erſterer ſehr viel. —

Der Schweizer **Büdermann**, bekanntlich ein geſchickter Landſchaft- und Porträtmahler, iſt jetzt in Frankfurt, wo ſeine herrlichen Schweizerlandſchaften von Kennern und Liebhabern bewundert werden. — Er hat ein großes Gemählde, die Gegend von Frankfurt vorſtellend, dem Fürſten Primas für 1000 Gulden verkauft.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt, am Main.

Seit Anfang des Mai iſt der Fürſt Primas wieder hier. Er läßt es eines ſeiner erſten Geſchäfte ſeyn, das Collegium der 28er (gleichſam die Volkstribunen Frankfurts) wieder herzuſtellen, welches, der Conſtitution der Stadt nach, immer hätte beſtehen ſollen, aber aus leicht zu begreifenden Urſachen längſt eingegangen iſt. Jedes der vierzehn Quartiere wählt zwey ſolcher Volksrepräſentanten, durch Stimmenmehrheit; die Wahlen währen 14 Tage, und der Fürſt iſt ſtets gegenwärtig. — Welche ſeltene Popularität liegt in den Maßregeln und in der Verfahrungsart dieſes Fürſten! —

Am 6 Mai verlohr Frankfurt einen ſeiner würdigſten Aerzte und geſchätzteſten Mitbürger, den Hrn. Dr. **Löhr**, Arzt des Senkenbergiſchen Stiftes und des damit verbundenen Bürgerhoſpitals; wo er, von einem bösartigen Fieber angeſteckt, als ein Opfer ſeines Berufs unterlag. — Sobald er ſich krank fühlte, machte er ein Teſtament, deſſen Form und Inhalt gleich ſehr den guten und edeln Menſchen zeigen. — Seine ſehr zahlreichen Freunde bewahren ihm ein reines und dankbares Andenken. — Auf ähnliche Art wurden zwey andere ſehr wackere Aerzte Opfer der herrſchenden Lazarethfieber — der Dr. **Köhler** in Mainz, auch ausgezeichnet als botaniſcher Schriftſteller (ach! er hinterläßt eine Wittwe mit 8 unerzogenen Kindern, ohne Vermögen —) und Dr. **Schloſſer**, der würdige Sohn des edeln deutſchen Schriftſtellers, deſſen Andenken allen guten Deutſchen ehrwürdig ſeyn ſoll! — Er befand ſich zufällig in Königsberg, bey ſeinem Schwager **Nicolovius**, half, ſeiner Pflicht eingedenk, in den Lazarethen, bis auch er unterlag. — Die Mutter trägt den großen Verluſt, wie eine edle deutſche Gattin und Mutter eines ſolchen Gatten und eines ſolchen Sohnes ſoll! — Möchte man nicht denken, das bösartige Fieber ſuche ſich die Beſten zu Opfern aus! —

*) Eine Ueberſetzung dieſes Werks von Friedrich **Schlegel** erſcheint beynahe gleichzeitig mit dem Original in der **Ungerſchen** Buchhandlung in Berlin.

Nro. 126.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Mai, 1807.

Der Weisheit Letztes iſt, ſich ſelbſt verſtehn,
Nicht, in berühmte Weisheitsſchulen gehn.

Bouterweck.

Ueber die jüngſten Früchte unſerer dramatiſchen Dichter.

Unter die bemerkenswerthen Erſcheinungen der eigentlich ſelbſt nur im Schein vorhandenen jetzigen Leipziger Bücher-Meſſe gehören auch zwey helleniſirende Trauerſpiele. Eins eine Ueberſetzung des Euripideiſchen Trauerſpiels, die Iphigenie von Aulis, ein köſtlicher Nachlaß unſers verewigten Schillers, über welche bald ausführlicher die Rede ſeyn wird, da man dieß Stück durchaus nur als einen vorübenden Verſuch anſehn und beurtheilen muß. Das zweyte iſt Niobe, eine Tragödie vom Verfaſſer des Lacrimas. (Berlin, Realſchulbuchhandlung 1807. 53 S. in gr. 8. mit einer Titelvignette aus dem berühmten Sarcophag im Pioclementiniſchen Muſeum, die Niobe ſelbſt in dem Momente vorſtellend, wo ſie die erſchoſſene Tochter auf ſinkendem Knie hält, und mit der andern Hand das Gewand über den noch lebenden Knaben ſchirmt). Apels Polyidos, Aetolier, Kalirrhoe haben nun in dieſer Niobe eine jüngere Schweſter erhalten, und die Sippſchaft der ganz im griechiſchen Zuſchnitt, ſelbſt bis auf die Sylbenmaaße in Trimetern und Anapäſten und Chor-Syſtemen, ausgezirkelten und ausgeglätteten Dramen nimmt zu. Keine Gattung iſt ſchlecht, als die langweilende! Nach dieſer freylich nur auf ein franzöſiſches Publikum, dem unſere neuerleuchtete Kritik längſt den Stab brach, berechneten Maxime wird unſere Niobe ſchwerlich dem Verdammungsurtheil der Menge, die ganz anders unterhalten ſeyn will, entgehn. Aber die Kenner werden doch nicht ſo raſch mit ihrem ſchwarzen Θ, mit ihrem Todesurtheile ſeyn. Sie werden nach der Kunſtregel fragen, die ſich der Verfaſſer ſelbſt vorſchrieb, und ihn nach ſeinem eigenen Maßſtab beurtheilen, aber dann freylich auch die noch höherſtehende Frage nicht unerörtert laſſen, ob dieſer Maßſtab unſerer Zeit, unſerer Kultur ziemt und frommt? Möge wenigſtens kein plumper Parteygeiſt, kein zutäppiſcher Pöbelſinn dieſe, wie ſich niemand verbergen kann, mit vieler Umſicht aus einem fremden Klima entlehnte, und mit Luſt und Sorgfalt gepflegte erotiſche Pflanze zerknicken und ihre Blätter zwiſchen den Fäuſten zerquetſchen wollen. Der Plan iſt geiſtreich. Manches Widrigbefremdende wird bey genauerer Prüfung ganz in der Regel erſcheinen. Die Pythia macht die Vorrednerin. Sie iſt (das iſt freylich ein arger Solöcismus wider die griechiſche Tempelſitte zu Delphi) bis an den Ismenos vor den Mauern Thebens gekommen, wo das göttliche Geſchwiſterpaar, Apollo und Artemis, ihren Tempel haben. Zwey Halb-Chöre von Thebaniſchen Ehefrauen und Jungfrauen ſtellen ſich vor die Tempelhalle, und empfangen Unterricht von der Pythia, und preiſen die Latoiden. Da tritt, mit 7 Söhnen und 7 Töchtern umrankt, die ſtolzblühende Niobe hervor. In vielverſchlungener Wechſelrede und Wechſelgeſang entlockt ſie den Frauen ihre Bekenntniſſe. Ueber die Segnungen, die Bacchus, ihren Leib befruchtend, in ſeinen Orgien ihnen zuſchickte, erregt ſie in den Jungfrauen ſehnſüchtige Gefühle nach ähnlichen Befruchtungen. „Aber die können euch die

Götter nicht gewähren, die ihr hier anbetet. Betet mich, den Rebenſproß mit 14 Traubenranken, ſelbſt an. Nur die alte Muttererde, die Gäa, iſt der anbetungswürdige Urborn der Fortpflanzung.“ Da tritt Pythia warnend dazwiſchen. Niobe frevelt läſternd. Eine Nymphe aus dem Halb-Chor der Jungfrauen erzählt ihr verliebtes Abenteuer mit Apollo, und beurkundet dadurch die Kraft des Gottes von Delphi. Die Jungfrauen werden andres Sinnes. Niobe dringt ſtolz und das Orakel der Pythia verachtend in den innern Tempel, in deſſen Vorhalle ſich ihre Kinder, als ein Götter-Geſchlecht, hinſtellen. Nun ſchnellen auf Wolken herbeieilend Apollo und Artemis ihre verderbenden Geſchoße. Auf jeden Bogenſchlag fällt ein Geſchwiſterpaar der dem Verderben geweihten Opfer. Zwiſchen jedem Schlag jammern die Uebergebliebenen, ächzt zur Verſtockung verhärtet die Schmerzensmutter, harren beklommen des Ausgangs die Umſtehenden. Auch die jüngſte, engumklammernde Nedra ſinkt, die erſtarrende Mutter wird vor allen Augen ein Fels mit träufelnden Thränenquellen. Zuletzt erſcheinen noch Latona, ihre alte Geſpielin (ſo erſcheint Niobe in einem Fragment der Sappho), um ſie zu tröſten, und Pallas Athene, um das ganze Räthſel myſtiſch zu löſen. Denn religiös und fromm im Sinn unſerer neuſten, naturphiloſophiſchen, poetiſchen Poeſie iſt das ganze Gedicht, und was dem Uneingeweihten leicht eine Schaamröthe über die Wange gieſſen könnte, liegt in der cista mystica zwiſchen Feigen und Rebenblättern eingewickelt, und ſtößt erſt, als Schlange ſich empörend, den Korbdeckel ab. Wenn alſo hier der Zuſtand der befruchteten Frau ſo geſchildert wird:

— es umquillt, gleich Bienenkoſt,
Allſtets das Herz, ſüß fühlt ſich der Frucht-
Keim, hold ſchon iſts, ihn ernähren im Schooß:
Aber höchſt hold, ſehn ihn ſchwellen;

oder wenn von dem namenloſen Gefühl, wenn ſich die Brüſte mit Milch füllen, Niobe den Jungfrauen vorſingt, die ſich dem Dienſt der keuſchen Artemis weihen könnten:

Laßt den ſeligen Garten nicht ausdürren,
Süß er den Buſen durchrieſelt, womit
Hoffender Jungfrauen erröthendes Aufblühn,
Hoch anſteigender Waldſtämme Schönheit
(Zu deutſch: Mädchen und Bübchen)
Wäſſert und nährt die ſich-opfernde Mutter:

ſo könnten manche freylich dieſe Sprache höchſt indecent finden, und ſich über dieſe Entweihung der heiligſten Muttergefühle lebhaft ereifern; allein dieſen wird als Unmündigen billig keine eigene Rede geſtattet. Es werden uns hier noch ganz andere Dinge entſchleiert. Ernſtlich nur eine Frage: welche Stufe der Theo-Pornie, wie ſie Georg Forſter im erſten Theil ſeiner Anſichten ſchon ſo treffend charakteriſirte, hat unſer neueſtes Heidenthum nun ſchon erſtiegen? Iſts Verdienſt um Mitwelt und Nachwelt, oder iſts auch nur eine Capucinade, wenn wir ausrufen, wie jener: deutſche Welt, thu einmal wegen dieſer Philoſophie und Poeſie die Augen auf!

Noch ſind einige andere dramatiſche Erſcheinungen der letzten Meſſe einer beſondern Anzeige und Aufmerkſamkeit werth. Die Verfaſſerin der ſchon bekannten und nicht zu ſtreng gerichteten Charlotte Corday hat uns mit einem Petrarka, dramatiſchem Gedicht in 5 Akten (Hamburg, Hoffmann) beſchenkt, wo freylich noch andre Weihen und Aufſchlüſſe uns gegeben werden, als in Sades Memoiren. Selbſt das zierliche und wohlgeſtochene Titelkupfer entrückt uns ſogleich nach Vauclüſe. Es ſind ſehr zarte, ſehr tiefempfundene Reden und Situationen in dieſem Gedicht, wodurch die Kritik zwar nicht entwaffnet, aber doch gemildert werden muß. — Faſt alle Bedingungen eines wahren Luſtſpiels mit der ächteſten vis comica, worin wir Deutſche kaum unſre Blöße zu decken vermögen, erfüllt der ſo eben erſchienene Amphitruo vom geiſtreichen Verfaſſer der Familie von Schroffenſtein (Dresden, Arnold). Unſere Dramaturgen finden hier einen dankbaren Stoff zur Parallele (mit Plautus, Moliere, Falk) und Nutzanwendung. Aber auch die Farce: Der König in der Einbildung, Knittelversposſe in 3 Aufzügen (Hamb. Schmidt) und Schützens ſchon aus einigen frühern Anzeigen bekannte Poſſe: Der Dichter und ſein Vaterland (Leipzig, Steinacker) verdienen nicht überſehen, und mit Wohlgefallen empfangen zu werden. R...

Das Geſchlecht der Frommen,

eine ſizilianiſche Idylle. *)

Wanderer.

Sey gegrüßt, junges Weib mit dem holden Knaben auf deinem Arm! Freundlich und einladend iſt die ſtille Hütte hier im einſamen Thal; geſtatte, daß zu deiner Seite ich mich ſetze, und von der ſchwülen Tageshitze raſte.

Frau.

Willkommen, Fremdling, pflege der erquickenden Ruhe! Ein kühlender Trank dieſer Quelle, Milch von meiner Ziege, Feigen und Trauben, die ich aus meinem Gärtchen pflücken will, ſollen deine Kräfte erquicken; aber wohin eileſt du, welche Geſchäfte treiben dich her?

Wanderer.

Kein Geſchäft, Neugierde trieb mich an, die hohen Gipfel des uralten Aetna zu erſteigen, um jenen Flammenſtrom, der ſo oft unſ're fruchtbaren Felder zerſtört, in der Nähe zu ſchauen, und die Natur ſelbſt in den Greueln ihrer Verwüſtung zu bewundern. — Wie viele Zeit bedarf's wohl, den Gipfel zu erſteigen? —

*) Der Stoff dieſer Erzählung iſt aus Pauſanias. Die Geſchichte ſoll ſich (wie er Buch X. Cap. 28 ſagt) vor den Zeiten Alexanders ereignet haben. — Stollberg erwähnt ihrer als einer noch lebenden Sage in den Gegenden des Aetnas. S. deſſen Reiſe nach Sizilien.

Frau.

Die lange Nacht wirſt du wandern müſſen, und kaum bey Sonnen-Aufgang des Berges Höhe erreicht haben. Siehſt du jene Felsgegend von dunkeln Kaſtanien umſchattet, man nennt ſie die **Ziegenhöle**, dort iſt die Hälfte des Weges; da weidet den Sommer und Herbſt über, bis der Schnee die höheren Bergregionen bedeckt, mein Mann und unſer älteſter Knabe die Heerden, indes ich hier des Säuglings pflege, und in der Hütte Vorrath und Kleidung für den Winter bereite. Dorthin will ich dich geleiten, aber labe dich erſt mit erfriſchender Nahrung, und ſchlummre einige Stunden. Sieh! an dieſem Gemäuer, das ſich über den Fels erhebt, und mit immer grünem Epheu umrankt iſt, ruht ſich's ſanft auf dem Moosbeete, das die dunkle Grotte beſchattet, und die Kriſtallquelle kühlt.

Wanderer.

Lieblich iſt's hier ruhen, am ehrwürdigen Denkmal, das über den Felſen ſich erhebt; ein Grabmal ſcheint's nach der halberloſchenen Innſchrift zu ſeyn; aber weſſen Gebeine, holdes Weib — ſchlummern den langen Todesſchlaf hier, wo überall junges ſchönes Leben emporſproßt, und reiche Fülle aus dem Schooſe der Verweſung hervorquillt? —

Frau.

Das Begräbniß unſerer Vorfahrer iſt's. — Viele Monden, mehrere Geſchlechter ſind vergangen, ſeit wir dies ſtille Thal bewohnen; in **Catanea** lebten wir einſt, bis zu jener Zeit (noch iſt ſie das ſchreckenvolle Andenken der Gegend), wo ein verheerender Lavaſtrom dieſe Stadt vernichtete, und Häuſer und Einwohner der Flammen Raub wurden.

Wanderer.

Wie retteten ſich deine Voreltern?

Frau.

Vernimm die Güte der Götter, und die Wirkung kindlicher Liebe! — Brauſend wie ein Orkan, ſchnell wie die Fluthen eines Regenguſſes eilten, in dichte Schwefelwolken gehüllt, die Feuerſtröme der Lava, glühende Felsſtücke in ihrer Mitte rollend, mit Ungeſtüm die Berge herab, der ſchreckenerfüllten Stadt zu; ſichtbar war ihr Untergang; alles ſuchte zu entfliehen, auch meine Voreltern, ein ſiebenzigjähriger Greis und ſeine bejahrte Gattin; aber von Alter geſchwächt, würden die Kräfte ihnen verſagt haben, dem Feuerſtrom zu entkommen, hätten ihre Söhne, zwey Jünglinge, zart an Alter, aber muthvoll, entſchloſſen, und von treuer Elternliebe glühend, ſie nicht auf ihren Rücken mit beflügelter Eile aus den Flammen getragen; ſchon waren ſie entfernt, als ein neuer Ausbruch des Aetna den Feuerſtrom verdoppelte, und die Unglücklichen ſich von der Feuermaſſe faſt umringt ſahen. Allein, o Wunder einer ſchützenden Gottheit! Der Feuerſtrom (ſo erzählt die Sage dieſer Gegend, und ſo zeugen noch die übrig gebliebenen Spuren der Lava) hatte ſie kaum erreicht, ſo theilte er ſich in zwey Arme, die ihnen zur Seite vorbeyſtrömten, und ließ dies fruchtbare Thal als Zufluchtsort für ſie verſchont. Hier erbauten ſie dieſe Hütte, in der ſie noch ein halbes Menſchenalter lebten, und von ihren Kindern und Enkeln beerdigt wurden; fromm den Göttern, allen Pflichten treu, waren auch dieſe, und hinterlieſſen ihren Nachkommen den Wunſch: dieſen von den Göttern ihnen zugewieſenen Rettungs-Ort nie zu verlaſſen. Die Einwohner umher, eingedenk dieſes ſchönen Hergangs, gaben unſerem Geſchlecht den Namen des **Frommen**, und beſuchen oft dieſe Fluren, wenn neue Gefahren des immer glühenden Aetna's ſie bedrohen.

Wanderer.

Edles Geſchlecht, und du holde Bewohnerin dieſes den Göttern geweihten Thales! wie wohlthuend meinem Herzen iſt deine Erzählung! — Ich bedarf keines Schlummers mehr; geleite mich zu deinem Gatten, ihn zu ſehen ſehne ich mich mehr, als die furchtbaren Szenen jenes Feuerſchlundes! Lange wird das Andenken eures ſtillen häuslichen Glücks in meiner Seele weilen, und die Geſchichte vom **Geſchlechte der Frommen** ſollen Söhne und Enkel oft aus meinem Munde vernehmen.

F. v. Dalberg.

Hiob und die heilige Familie.

Von Eberhard Wächter.

(Beſchluß, nebſt dem zweyten Kupfer.)

Zur Vorſtellung der heiligen Familie hat Hr. **Wächter** eine Epiſode aus der Jugendgeſchichte des h. Chriſts genommen. Weder dieſer Gedanke, noch der gewählte Moment, wodurch das hier ſo viel bedeutende Lamm mit dem Kinde in Verbindung gebracht wird, ſind neu, da ſie ſchon früher von andern benutzt wurden. Es iſt und bleibt aber die beſte Art, den heiligen Familien wieder Eingang in die Sammlungen und Portefeuilles zu verſchaffen, welche die profane Kunſtliebe, angeeckelt von den tauſend und aber tauſend Ausgeburten des misverſtandenen Kirchenſtyl's, ihnen ſchon längſt verſchloſſen, oder doch nur ungern geöffnet hatte. Der Gegenſtand an ſich konnte freylich das nicht verſchuldet haben, ſondern nur der Misbrauch: denn was iſt an ſich größer, erhabener, bedeutender und rührender, als perſonificirte höchſte Unſchuld, reinſte Heiligkeit und innigſte Liebe? Die ſtärkſte Sinnen- und Körperkraft, die aus den Mythen der Alten in Bilder übergingen und in dieſen noch immer von uns angeſtaunt werden, können ſich in Anſehung der Bedeutung hier nicht meſſen; nur in der Ausführung haben ſie es gewonnen, und das ſchon durch die leichtere Ausführbarkeit. Was vom Sinn zum Sinn geht, wird immer leichter gefunden und verſtanden, als was der Geiſt dem Geiſt ſinnlich anzeigen will. Ein Bild der körperlichen Kraft kann aus dem Gefühle der eigenen Kraft und aus Vergleichung der kräftigſten Körperformen abgezogen und geſchaffen werden. Aber das Ideal der Heiligkeit in ſeinem ſichtbaren Ausdruck? wer ſucht, wer findet das? der Unheilige nicht, wenn er auch alle mögliche Kunſtfertigkeiten beſäße.

Aus dieſer Bemerkung geht hervor, daß wir etwas beſcheidener mit unſern Anforderungen an ſolche eigentliche Seelen-Bilder ſeyn müſſen; und daß es zu erklären iſt, warum ihrer ſo viele verunglückten.

Was **Wächter** geleiſtet hat; legen wir hier dem Publikum vor Augen. Dieſes wird entſcheiden, wie tief der Künſtler ſeinen Gegenſtand genommen, gefühlt und durchgedacht hat. Wir müßten uns ſehr irren, oder das Urtheil wird günſtig ausfallen. Mehr dürfen wir von ſeinem geiſtigen Gehalt hier nicht ſagen.

Die bildliche Vorſtellung erklärt ſich deutlich. Mutter und Großmutter theilen ſich in die Sorgfalt für das theure ihnen vertraute Kleinod. Dem Kind iſt die Freude gemacht worden, es in der heitern Morgenluft vor dem Hauſe auf den Rücken ſeines Lammes zu ſetzen; — der kleine Johannes eilt freudig an der Hand ſeiner Mutter herbey. Bey

dieſem kindlich ſchönen Auftritte ließ es aber der Künſtler nicht bewenden. Der h. Chriſt ſpricht mit einer ernſthaften Miene zu ſeiner Großmutter, deren Aufmerkſamkeit ſehr hoch geſpannt iſt. Der gleiche Ausdruck mit einer anderen Miſchung iſt über das Angeſicht der Maria verbreitet. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß er von der figürlichen Vergleichung zwiſchen ihm und dem Lamme ſpricht, die ſo oft in den heiligen Büchern vorkommt. Und ſo hat Wächter den Gegenſtand, der von andern leicht nur ins Liebliche gemahlt worden wäre, in das Ernſthafte gezogen, und auch ihm den ſtrengen Strich gegeben, der ſeinen Werken nie fehlen wird.

Dieſes Bild iſt gleichfalls von Rahl in Kupfer geäzt worden, doch nicht ſo groß als der Hiob. Es wird keiner weitern Empfehlung bedürfen, um Liebhaber zum Ankaufe deſſelben zu reitzen.

— a —

Miszellen aus Hamburg.

(Beſchluß.)

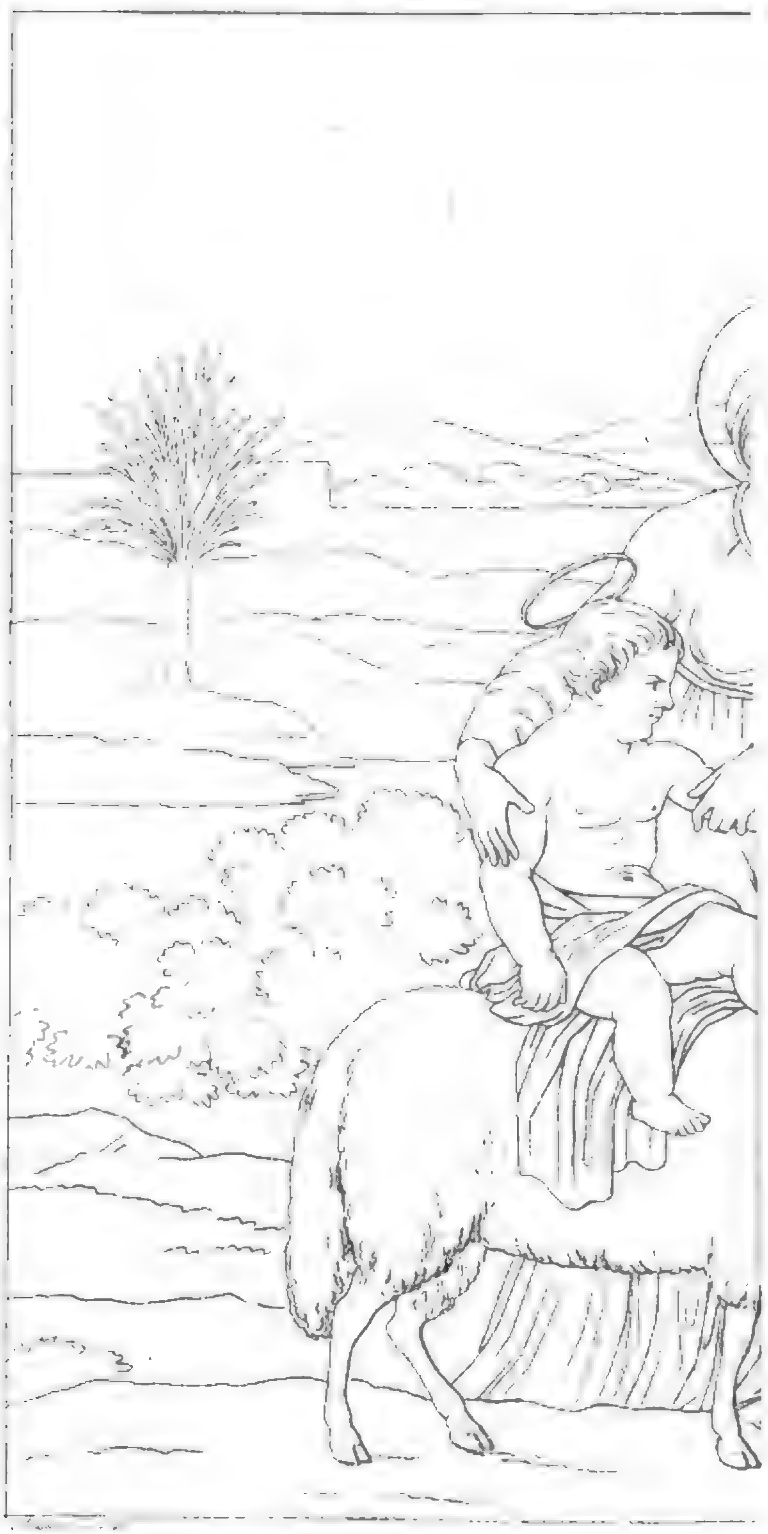
Das hieſige Konzertweſen hat ſich wegen der ihm unvortheilhaften Jahrszeit bis auf einige leerbleibende Konzerte aufgelößt. Das lezte ſtark beſuchte gaben die Meklenburgiſchen Hof-Harmoniſten, ſechs Virtuoſen — ſo darf man ſie nennen — auf dem Klarinet, Waldhorn und Fagot, die ſeit mehreren Monaten hier leben, und mit dem allgemeinſten Beyfall oft auch in Privatkonzerten ſpielten. Man muß von ihnen das mit ungemeiner Zartheit und Lieblichkeit vorgetragene treſſliche Anfangsduett aus Arur hören, worin das Fagot die männliche, und das Klarinet die weibliche Singſtimme ſehr täuſchend imitirt.

Nach der Auflöſung der alten Direktion des franzöſiſchen Schauſpiels gab dieſe noch einmal zu ihrem Benefiz die treſſliche Oper: Les prentendues, hatte aber die Unklugheit, die Rolle des Kammermädchens, dieſe Hauptparthie des abgegangenen Lieblings des Publikums, Mme. Desmarthe, mit Mlle. Demercon, einer ſonſt ganz hübſchen, jetzt ſchnell verblühten Figur, die nicht zwey Töne richtig ſingen kann, zu beſetzen. Nachher trat die neue Direktion mit ein Paar für den nächſten Winter angeſchafften Subjekten von der unſeligen Mittelſorte auf, und ſchloß, da ſie für den Sommer nach Kopenhagen wandert, mit einer langweiligen Poſſe: La famille des innocents.

Auf der deutſchen Bühne hat ſich Mlle. Maas vom Berliner Theater in mehreren Rollen erſter Größe als Johanna, Beatrice u. ſ. w. gezeigt, iſt wie alles ſich aufthuende Neue viel geſehen, viel beklatſcht, ja ſogar der Gewohnheit nach mehrmals herausgerufen worden. Andre erkannten in ihr nicht die Schülerin der Göthe und Schiller, und wunderten ſich vielmehr, ſie in den benannten überlegenen Rollen erſcheinen zu ſehen. Beſſer gefiel ſie dieſen als Margarethe (wenn man ſich der Boudet nicht mehr erinnert) und als Katinka. Nun ſagen unſre öffentlichen Blätter wohl, daß ſie mit allgemeinem Beyfall geſpielt habe; das aber gehört einmal in die Kategorie — der Sagen ſolcher Blätter. — Das von Holbein, nach Schillers „Gang nach dem Eiſenhammer“ bearbeitete Schauſpiel: Fridolin, erhält, der aufgeregten Erwartung des Gräßlichen wegen, Beyfall, und könnte noch mehr Wirkung in der Expoſition machen, wenn der Graf von Savern mit einem Adel und einer Kraft dargeſtellt würde, die Herrn Schmidt in ſeiner Figur und ſeinem Organ verſagt ſind. Dieſe Rolle gehört eigentlich Hrn. Herzfeld, von welchem das Publikum, das ihn ſchätzt, zeither ungern bemerkt, daß er ſeltner als ſonſt erſcheint, neue Rollen ſeines Faches von andern ſpielen läßt, und ältere abgibt. Dahin gehört vor allen der Don Cäſar in der Braut von Meſſina, der freylich für ihn zu jugendlich iſt, aber in der letzten Vorſtellung von dem in der Kunſt allzujungen Hrn. Gärber im Spiel und Deklamation unerträglich gemißhandelt ward. Daß doch unſre guten deutſchen Künſtler dem beſſern Beyſpiel ihrer engliſchen und franzöſiſchen der Bühne länger treu bleibenden Kollegen folgten, ſtatt ſich, wie wir mehrere dieſer Fälle kennen, ſo früh auf errungne Lorbern und zugleich auf die durch anſehnlichen Erwerb zubereitete Kiſſen ſchlafen zu legen!

Das Lärmſtük, die Uniform, gehört, vielleicht noch mehr des Lärms als der ſchönen Muſik von Weigel wegen, zu den Lieblingsopern unſers Publikums: denn mit Singſtimmen iſt die Bühne höchſt kärglich verſorgt, wenn wir Mad. Gley mit ihrer aus kräftig geſunder Bruſt hervorgeſungnen Stimme ausnehmen, die indeß hierin, wie in Figur und Spiel, immer nur eine Grazie in Rubens, nicht in Albano's Geſchmack repräſentirt. Sonſt berechtigt Mlle. Stegmann noch zu größeren Erwartungen, als Mad. Fiſcher in ihrer eingebildeten Höhe. — In dieſen Tagen ſahen wir die einem großen Theil des Publikums ſehr willkommene Rückkehr der Medea von Gotter und Benda, an die ſich ſo manche herrliche Reminiscenz goldener Zeiten unſerer Bühne knüpft. Auch leiſtet Mad. Schröder viel in dieſer Rolle, die einſt für die immer noch unerreichte Seyler geſchrieben ward. Die erſte Vorſtellung dieſes ſchönen Melodrams konnte indeß nur als — Probe gelten. Es fehlte, die Schwäche des Orcheſters ſelbſt abgerechnet, noch allenthalben an weſentlichen Nebendingen der Darſtellung, wodurch Täuſchung entweder vermehrt, oder, wie hier der Fall war, geſtört wird. Am tragiſchen Schluß erweckte gar der unnütze einem franzöſiſchen Lärmſtück: Le chateau du Diable, abgeborgte Feuerregen, einen der ermordeten Knaben vom Tode; er ſprang auf, und lief davon. — Die Direktion ſoll jezt Gelegenheit haben, mehrere gute Subjekte, die ſich ihr anbieten, zu engagiren. Wir wollen ſehen, ob und wie ſie dieſe dem Publikum erwünſchte Gelegenheit benutzen wird. —

Zwey Poſſenreiſſer eigner Art beluſtigen und necken jetzt das höhere und niedere Publikum: der eine, Herr Roger, der Unverbrennliche, wie er ſelbſt ſich nennt, trieb Anfangs ſein Weſen im Saal Apolls — hier aber war es nicht der Muſaget — für einen Speciesthaler Entree; jezt ſpielt er für das Viertel in einem Volkswirthshauſe vor dem Thor; der andre ein — Wilder von der Inſel Tanna (in Utopien!) wie er ſich unter dem rieſenhaften Porträt vor ſeiner Bude qualificirt, erſcheint für 4 Schillinge im Huronenanzug mit grimmigem Bart und ſtruppigem Haar, frißt Steine u. dgl. Der Feuermann proklamirt ſeine Taſchenſpielereyen im Ton des gemeinſten Marktſchreiers an den Straſſenecken. Auf glühendem Eiſen einen Solo tanzen, fließſendes Bley trinken, mit ſiedendem Oel die Augen, und mit Scheidewaſſer den ganzen Leib waſchen, ſind ihm Kleinigkeiten. Herr Dr. Müller in Bremen hat indeß die Mühe übernommen, das, wovon ſich jeder aufmerkſame Zuſchauer ſelbſt überzeugen kann, vorläufig drucken zu laſſen, daß nämlich ſeine ganze Kunſt, hauptſächlich in Schnelligkeit der Hände und Füße, in ihren dicken Hautſchwielen, und nebenher in einiger Keckheit in der Ausübung ſeines Spiels und in der gewöhnlichen Impertinenz ſolcher landsdurchſtreifenden Beutelſchneider beſtehe. Dieſe Kundmachung hat Rogern hier den Weg zu weitern Täuſchungen verrennt, und er zieht damit auf andre Märkte.



Digitized by Google

d by Google

Nro. 127.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Mai, 1807.

Glaubt mir, es iſt kein Mährchen, die Quelle der Jugend; ſie rinnet
Wirklich, und immer. Ihr fragt: wo? — In der dichtenden Kunſt.

Klopſtock.

Beherzigung.

Wir leben in einem Zeitalter, in welchem die vormals unter uns einheimiſchen Formen des öffentlichen und häuslichen Lebens beynahe ſämmtlich eine allmählige Umwandlung entweder ſchon erfahren mußten, oder ihrem längſt vorbereiteten Untergang wirklich entgegeneilen. Die weiſen Einrichtungen und ehrwürdigen Sitten der Vorfahren konnten auf die verwöhnten Enkel nicht forterben; aber die Denkmäler ihrer Thaten, ihrer Kunſt und Bildung gingen, dem größern Theil nach, bey allen äußern und innern Stürmen nicht unter, und in Vieler Herzen lebt noch die alte deutſche Sitte: Achtung und Liebe für die vergangenen Zeiten, deren guter Sinn und unverdorbene Einfalt den ſtets wechſelnden, immer unbefriedigten Künſteleyen der neuern Kultur weichen mußten.

Die hiſtoriſche Erforſchung der politiſchen und religiöſen Verhältniſſe des deutſchen Alterthums hat, ſeit mehrern Jahrhunderten ſchon, viele achtungswürdige Männer beſchäftigt; aus den verborgenſten Winkeln wurden die ſchriftlichen Denkmäler dieſer Art zu Tauſenden hervorgeſucht, und der öffentlichen Mittheilung werth befunden. — In deſto geringerm, oder vielmehr in einem ganz unſcheinbaren Maße gönnte man dieſe thätige Aufmerkſamkeit zwey andern Gegenſtänden, die von dem Geiſt und der Bildung eines Volkes zeugen: Auf die Denkmäler der Kunſt und Poeſie unſrer Vorfahren wurde entweder gar nicht Rückſicht genommen, oder man behandelte ſie auf eine wenig fruchtende, zwecklose Weiſe; geſchah auch mitunter hie und da etwas, ſo blieb es doch allemal nur Stückwerk; nach einem umfaſſenden Geſichtspunkt ein Ganzes aufzuführen, gelang Keinem, ja, es ſcheint von ſo etwas bisher nicht einmal die Rede geweſen zu ſeyn. Vergebens ſuchen wir in den Jahrbüchern der Literatur, um irgend ein vollſtändiges, nur halb befriedigendes Werk über die äſthetiſche Kultur der Deutſchen, von Karl dem Großen bis auf Dürer's und Luthers Zeiten, anzutreffen. Manche werden uns hier vielleicht mit der Erklärung entgegenkommen, „über dieſen Gegenſtand, was die genannten Perioden des Mittelalters betrifft, laſſe ſich überhaupt nicht viel reden" — ein Wahn, der früherhin ſehr allgemein war, da man ohne Gefühl an den erhabenen Denkmälern der ſogenannten Gothiſchen Tempelbaukunſt vorüberging, und kaum eine leiſe Kunde von jenem ſo ewig feſt, wie dieſe, in ſich ruhenden National-Heldenliede, welches Chriemhildens furchtbare Rache erzählt, vernommen worden war. (Ich führe nur dieſes eine Gedicht an, ſo wie es hinlänglich iſt, demjenigen, der den Werth des griechiſchen Alterthums verkennen wollte, eine Ilias genannt zu haben.)

Indeſſen regt ſich ſeit einigen Jahren um uns her ein neues Intereſſe für die früherhin ſo gar vernachläßigten Kunſt-Denkmäler der deutſchen Vorzeit; man fängt an, ſie mit mehrerer Einſicht zu würdigen, das Verborgene hervorzuziehen, und das Vorzüglichſte, was einem ſolchen Verſuche nicht entgegen iſt, in einer erneuerten Form der leſenden Welt zurückzugeben. — Möchten wir nun auch, nach ſo vielen mißlungenen Verſuchen des vorigen Jahrhunderts,

hier endlich einen glücklichen Fortgang gewinnen, und auf dem angefangenen Wege beharrlich dem Ziel entgegenſtreben. Vorzüglich wäre es zu wünſchen, daß unſre Alterthums-Freunde ſich vereinigen möchten, um die ſämmtlichen poetiſchen Erzeugniſſe des Mittelalters, die auf öffentliche Mittheilung Anſpruch machen durfen, in ihrer originären Form durch einen zuverläßigen Abdruck dem Untergange zu entziehen. Wie manches Gedicht von den ritterlichen Abenteuern aus Artuſe's Ehrenhofe, wie manche an den Bezirk des urſprünglich deutſchen Heldenbuches ſich anſchlieſſende Romanze von Dietrich von Bern u. ſ. w. mußte nicht bisher, zugleich mit einer Menge alter Lieder, Volks-Mährchen u. dgl. unbekannt und verborgen in einem ſtaubigen Winkel ſeiner endlichen Erlöſung entgegenharren! Sollte jemals die Erſcheinung einer vollſtändigen Bibliothek der altdeutſchen Poeſie zu erwarten ſeyn, ſo würde man ohne Zweifel mit Verwunderung und Freude auf den bedeutenden Umfang der ſchätzbaren Reichthümer unſerer ältern Dichtkunſt hinblicken. — Wir würden ſagen, daß der Anfang zu einer ſolchen Bibliothek ſchon durch die von C. H. Müller, dem Bruder des berühmten Geſchichtſchreibers, beſorgte Sammlung (1784, 85. 2 Bde. in gr. 4.) gemacht worden ſey, wenn dieſes Werk nicht ſo ohne alle Rückſicht auf die Erforderniſſe der Kritik, auch ohne dieſem Worte hier einen ſtrengern Sinn beyzulegen, wäre unternommen worden.

(Der Beſchluß folgt.)

M. A. von Thümmel's Geburtstag, gefeyert in Berlin.

Am 12ten Mai feyerte der Dichter der Wilhelmine und der Inoculation der Liebe, der Verfaſſer der Reiſen in das mittägliche Frankreich ſeinen neunundſechzigſten Geburtstag zu Berlin, wo er ſeit einiger Zeit bey ſeinem Bruder, dem Sachſen-Gothaiſchen Miniſter, ſich aufhält. Dieſelbe Lebendigkeit des Schönen und Guten, jene anmuthige ſokratiſche Weisheit in ihrer göttlichen Simplicität, dieſelbe fröhliche Laune, die ihn von Jugend auf zu einem Lieblingsſchriftſteller der Nation gemacht, wohnt in ihrer ganzen ſchönen Fülle noch jetzt ihm bey — athmet noch jugendlich in einem ungedruckten Aufſatze, der erſt einige Wochen alt iſt. Früh am Morgen (er ahnte nichts von dem Tage) erſchien als Schweſter der guten Margot, die uns aus dem erſten Theile der Reiſen lieb iſt, eine (wirkliche) Provençalin mit ſchönen Blumen, welche ſie mit einem provençaliſch-recitirten Quatrain überreichte.

Toi, qui d'un nouveau charme as paré nos contrées,
De myrthe et de lauriers laiſse parer ton front.
Produits de nos forêts, par tes chants conſacrées,
Ils valent aujourdhui les plantes d'Hélicon.

Cavérac, 12 Mai, 1807.

Bald überraſchte ihn ein ſehr ſchöner Roſenſtock von der hier anweſenden Kurprinzeſſin von Heſſen; welches Geſchenk er in Verſen pries, die faſt ſo ſchnell floßen, als die Feder ſchreiben mochte.

Der Roſen reitzendſte im heimiſchen Gefilde
Bog heut ihr blühend Haupt mit königlicher Milde
Auf einen Dornenſtrauch entfernter Flur herab;
Dies, Fürſtin, iſt dein Bild, das meinem Schattenbilde
Den vollen Glanz der Jugend wiedergab.

O möchten ſie, die jetzt dein abgezognes Leben,
Als Blüthen der Natur, mit Lieb und Troſt umſchweben
Zu einem Siegeskranz der überwundnen Zeit
Bald an einander angereiht,
Einſt deinem grauen Haar die Freude wiedergeben,
Mit der mich dein Emblem erfreut,
Das wundervoll in mir ein ernſtliches Beſtreben
Nach Tugend und Verdienſt erneut.

Berlin 12 Mai 1807.

M. A. v. Thümmel.

Hierauf kam ein Gedicht von einem jungen Manne, der diplomatiſche Geſchicklichkeit mit richtigen Blicken und vieler ſchönen Literatur in trefflichem Bunde vereinigt, und welcher viele der glücklichſten Momente der Reiſen zu Verherrlichung dieſes Tages aufgefaßt hatte.

Du, der mit heit'ren Scherzen
Durchs trübe Leben zog,
Mit ewig jungem Herzen
Den Duft der Freude ſog;
Des Lebens Traum verſchönte
Durch Lieb' und Mitgefühl,
Und holde Lieder tönte
Zu ſüßem Saitenſpiel.

Der, Weisheit einzutauſchen
Selbſt auf der Thorheit Spur,
Sich früh gewöhnt zu lauſchen
Der Stimme der Natur;
Mit kindlichem Gemüthe
Durch Zauber-Fluren ging,
Und froh an jeder Blüthe
Mit Bienen-Lippen hing.

Du, der den frommen Blicken
Manch heilig Bild enthüllt,
Das täuſchend zu berücken
Sich magiſch eingehüllt;
Mit ſchalkhaft heit'rer Weiſe
Des Spleens Phantom beſchwörſt,
Am Ziel der langen Reiſe
Als Jüngling wiederkehrſt!

Was führt von heim'ſchen Fluren
Dich, edlen Sänger! hin
Auf früher Vorzeit Spuren
Zum gaſtlichen Berlin?
Die Mauern zu begrüßen,
Aus denen Fantaſie
Zu Languedocs Genüßen
Dir einſt die Flügel lieh?

Willſt Du zu Eduards Hallen
In treuer Freundſchaft Hain
Ein frommer Pilger wallen,
Des Dankes Kranz zu weih'n?
Die Grüße auszurichten,
Die einſt mit holdem Laut
Des Viſitators Nichten
Dem Landsmann anvertraut? *)

Dich führt auf Blumen-Wegen
Dein Genius hierher,
Und ſeinen ſchönſten Segen
Dem Sänger ſpendet er;
Er ruft die Zauber-Kreiſe
Der Vorzeit Dir zurück,
Und weckt zu neuer Reiſe
Den neu geſtärkten Blick.

Die Luſt-Gebilde ſchweben
Um Dich im heitern Tanz,
Die Deine Fahrt durchs Leben
Umſtrahl't mit Wunder-Glanz;
Die, liebliche Naturen,
Vom Unſchulds-Reitz geſchmückt,
Dir auf Provencens Fluren
Dein glücklich Aug' entzückt!

In dieſe Mauern ziehen
Aus Cav'racs ſtillem Hain,
Wo die Oliven glühen,
Zwey Liebende herein;
Was in der Abſchiedsſtunde
Gelobt einſt Margot Dir,
Das kommt, getreu dem Bunde,
Sie zu erfüllen hier.

Zum Feſt des zwölften Maien
Naht ſie ſich kindlich Dir;
Sie weiß, Dich zu erfreuen,
Gelang am leichtſten ihr,
Und bringt zum Angebinde
Aus ihrer Siedeley
Des loſen Strauchdiebs Binde,
Den ſie ertappt, herbey.

In jene Blüthen-Zonen
Lädt ſie Dich bittend ein,
Dort ſollſt Du bey ihr wohnen,
Noch einmal Jüngling ſeyn,
Und Saint Sauveur und Clairen
Im holdeſten Verein
Der Sehnſucht Wunſch gewähren,
Dir wieder nah zu ſeyn!

Du Glücklicher! umwunden
Von Myrth' und Immergrün,
Dem längſt genoßne Stunden
So friſch noch wiederblüh'n;
O! folge ihrer Bitte
Mit Deinem Jugend-Sinn,
Doch nimm aus dieſer Mitte
Uns alle mit Dir hin!

F. M.

*) Th. 6. pag. 144 der Reiſen ins mittägliche Frankreich.

Drey liebenswürdige junge Frauenzimmer krönten den glücklichen Dichter, und ſeiner Freunde einer weihte dieſe Grazien zu ihrem lieben Werke.

L'enfant ailé, qu'on nous peint si malin,
Quitte pour toi les champs de la Provençe;
Des jeux, des ris, la troupe le devance;
D'un vol rapide il arrive à Berlin.
Il tient en main la guirlande immortelle,
Dont il ceignit le front d'Anacréon,
Dont il orna l'amante de Phaon,
Tibulle, Ovide, Hamilton, la Chapelle.
Phébus d'abord la forma du laurier
Qui de Daphné rappelle l'avanture;
Venus, du myrthe y joignit le verdure;
Puis Erato voulut y marier
La rose, honneur, amour, de la nature:
Enfin, Bacchus, de l'aveu des neuf soeurs
Unit le lierre à la reine des fleurs.
Le Dieu des coeurs, ce Dieu qui sur ses traces
Avec Margot se plaisoit à marcher,
Pour te l'offrir a choisi les trois Graces.
En rougissant je les vois s'approcher.
Viens; sur ton front place cette couronne
Qui ne craint rien de l'injure du tems:
Ainsi paré par les mains du printems
Tu ne saurois te croire à ton automne.

B.

Eine helvetiſche Muſe begeiſterte letztern; aber auch eine galliſche mengte in das Freudenchor um den deutſchen Dichter ihre harmoniſchen Töne.

Solche Stimmen im Waffengetümmel erinnern tröſtlich an die Wonnen reiner Humanität, worin der belorberte Krieger ſeinen Kranz fröhlich mit dem Prieſter der neun Schweſtern theilt, und aus dem Munde vieler Völker zum Lob des Guten und Schönen eine einmüthige Freude erſchallt. So heimliche Augenblicke, wo treuer Frohſinn ſein Weſen treibt, ſind jetzt nicht ſo gemein, daß ein Morgenblatt ſie unerwähnt laſſen dürfte.

Notizen.

Vom bekannten Traité sur la Police de Londres iſt die ſechste Ausgabe erſchienen. In dieſem intereſſanten Werke wird manches gerügt und berichtigt, was Reiſende über die Geſetze, Gebräuche und Sitten der Londner fälſchlich ausgeſprengt haben.

Das neue Journal des Gourmands et des Belles, von welchem jeden Monat eine Nummer im Druck erſcheint, hat ſich das Prädicat: Oeuvre aimable et folle erworben. Uebrigens enthält es nicht nur Recepte zu apiciſchen Gaſtmählern, ſondern auch gefällige Liedchen, zeitkürzende Erzählungen, witzige Anekdoten, u. ſ. w.

Le Chat et la Rose (aus den dramatiſchen Spielen von Kotzebue) ſetzten im Théatre des Variétés étrangères viele Hände zum Klatſchen und Pfeifen in Bewegung. Das Ganze, ſagt ein franzöſiſcher Kritiker, beruht sur un foible equivoque. Nach einigen Coups de polissoire könnt' es wohl mehr Beyfall gewinnen; aber zu einer ſolchen Operation gehören des mains bien françoises.

In der Iphigénie en Aulide wurde, wie das Journal de Paris beurkundet, cruellement geſungen, und ſelbſt die ſonſt verdiente Sängerin Granier getadelt, weil ſie des Agrémens in die einfache Phraſe verwebte, und trillerte:

„Achille à mes yeux inquiets
„Ne parait point enco — o — ore.“

Wie manche unſerer Virtuoſinnen in muſikaliſchen Schnörkeleyen würde in Paris verlacht werden, und — von Rechts wegen.

Eine Henriette Rouvriere ſchrieb einen Roman: L'Abbaye de Lussington. Die beyden erſten Bände ſind intereſſant, und huldigen der beliebten Unwahrſcheinlichkeit nicht ſehr; aber im dritten wimmelt's von Wundern à la Radcliffe.

Ein lateiniſches Gedicht von Cauchy über die vierte Coalition wider Napoleon, welches die Sprache Virgils glücklich nachſpricht, enthält die Weiſſagung:

„Napoleon contra, solito de more, triumphos
„Instaurat, documenta Scythae potiora daturus,
„Quem satis Austrelici non erudiere labores.“

Zwey neue franzöſiſche Werke, Maygrier's Manuel de l'Anatomiste und Richerand's Nosographie chirurgicale werden, als trefflich in ihrem Fache, ſehr gerühmt.

Merkwürdige Aufſchlüße über die Boushouanas, ein Volk im Innern von Afrika, wahrſcheinlich arabiſchen Urſprungs, von patriarchaliſchen Sitten, gibt uns Barrow in ſeiner Reiſe nach Cochinchina. Malte-Brün hat ſie mit Glück in's Franzöſiſche überſetzt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 11 Mai.

Die Recherches et Observations générales sur les prisonniers de guerre russes dans la 21 division militaire ſind faſt in den Händen aller Pariſer, die nothwendig alles intereſſiren muß, was Bezug auf den gegenwärtigen Krieg mit Rußland hat. Dieſe Memoires haben den Hrn. Rouzet, garde du génie zu Limoges, zum Verfaſſer, und er kann ſich ſchmeicheln, ſein intereſſantes Werk auch auf den Toiletten einiger unſerer galanten Pariſerinnen zu finden. Wir haben ſie geleſen, und ob wir gleich verſchiedene Artikel als zu einſeitig und partheyiſch betrachtet gefunden haben, ſo können wir doch nicht umhin, ſie unſern Leſern zu empfehlen, beſonders weil der Verfaſſer behauptet, Augenzeuge der Thatſachen geweſen zu ſeyn, die er in ſolchen bekannt macht.

Kaum hatten wir einige heiße Sonnentage, als ſich auch ſchon viele Menſchen badeten, und zwar, wie gewöhnlich, an den gefährlichſten Plätzen der Seine; daher es denn auch kam, daß man ſchon zwey Ertrunkene aufgefiſcht, und in die bekannte Morgue getragen hat. Gleich darauf erſchien das Polizey-Reglement, welches alle Jahre neu publizirt, in allen Straßen angeſchlagen, und in verſchiedene Zeitungen eingerückt wird. Dieſes verbietet das Baden in der Seine ausdrücklich, und beſtimmt die öffentlichen Bade-Plätze, die alle bedeckt ſeyn müſſen; allein dem allem ohngeachtet ſieht man in Paris bey warmen Sommertagen täglich Hunderte, welche dieſe ſtrenge Vorſchrift überſchreiten. Alle Warnungen ſind fruchtlos, denn der Anblick eines Ertrunkenen, den man ſo eben aus dem Waſſer heraus zieht, und auf die Morgue trägt, macht auf die andern Badeluſtigen faſt nicht den geringſten Eindruck, weil jeder glaubt, vorſichtiger oder geſchickter im Schwimmen zu ſeyn.

Die Morgue war ehemals faſt am Eingange der Straße St. Martin auf dem Quai des ferailles, und ein bloßes Loch, wo kein Tageslicht hinein ſcheinen konnte. Jetzt iſt dieſer für eine ſo große Stadt wie Paris wirklich wichtige Platz auf den ſogenannten neuen Markt verlegt worden, wo ſechzehen Leichname auf ſchwarze Bretter gelegt, und die Kleider neben ihnen aufgehängt werden können. Da vor dieſen Unglücklichen große Glasſcheiben angebracht worden ſind, das Licht auch von verſchiedenen Seiten in dieſen grauſenerregenden Saal fällt, ſo kann man leicht jeden Gegenſtand erkennen, den man ſuchen will. Hieher ſtrömen am Morgen alle Perſonen, die einen ihrer Bekannten in der vorhergegangenen Nacht vermißt haben. Wen ein Zufall oder die Hand eines Meuchelmörders tödtet, der wird, hat er ſeine Sicherheitskarte nicht bey ſich gehabt, in dieſe Morgue gebracht. Dieß hätte ſelbſt unſerm verehrungswürdigen ewig theuren Winkler, der im Medaillen-Kabinet der hieſigen kayſerl. königl. Bibliothek angeſtellt war, und deſſen frühzeitiger und höchſt ſchneller Tod in allen franzöſiſchen Zeitungen angekündigt wurde, begegnen können. Er kam eben aus der Bibliothek, in der es ſehr kalt war, weil in ſolcher nicht eingeheitzt wird, und ging ins Palais Royal zu Bertrand, wo er zu Mittag ſpeiſen wollte. Zufälliger Weiſe traf er daſelbſt Jemand an, deſſen Bekanntſchaft er erſt Tags vorher bey Hrn. Millin, Conservateur des Medailles, Mitglied des National-Inſtituts und der Ehrenlegion u. ſ. w. gemacht hatte, und mit dem er ſich einige Minuten unterhielt, ehe er ſich an die Tafel ſetzte. Da Winkler nie ein beſonderes Speiſe-Haus hatte, ſondern bald hier bald da zu Mittag aß, ſo war er bey Bertrand blos dem Geſichte nach bekannt, ohne daß man genau wußte, wer er eigentlich war, und wo er wohnte. Durch einen beſondern Zufall hatte er auch vergeſſen, ſeine Sicherheitskarte zu ſich zu ſtecken, welches er jedoch ſehr ſelten unterließ. Als er ſeinen Hut an den Nagel hängen wollte, der etwas hoch angebracht war, und ihn daher nöthigte, ſeinen Arm mehr als gewöhnlich auszuſtrecken, ſo traf ihn der Schlag und ſtreckte ihn leblos zu Boden. Ein ungeſchickter Wundarzt, den man in aller Eile herbeyrief, öffnete ihm am Halſe eine Ader, und da dieſe nicht lief, eine andere am Arm, welches, nach der Verſicherung einiger Aerzte, ſeinen Tod beſchleunigt haben ſoll. Hätte nun dieſer Mann, den Winkler vor ſeinem Abſterben noch ſprach, nicht gewußt, daß er bey Hrn. Millin angeſtellt ſey, ſo hätte kein einziger Anweſender Auskunft von ſeinem Wohnorte geben können, und der Polizey-Kommiſſair würde in die Nothwendigkeit verſetzt worden ſeyn, ihn auf die erwähnte Morgue zu ſenden, wo ihn gewiß keiner ſeiner beſten Freunde geſucht haben würde, weil faſt Jedermann wußte, daß er nie ausging, ohne ſeine Papiere bey ſich zu tragen.

So ſind ſchon mehrere Perſonen von den beſten Familien in dieſes ſchreckliche Behältniß gebracht worden, beſonders Jünglinge, die im Boulogner Wald in einem Zweykampfe, oder durch Meuchelmörder, den Tod fanden. Man ſieht dort mit einem Ueberblicke Erſchlagene, Ertrunkene, Erſtochene, Leute, die ſich durch einen Piſtolenſchuß die Hirnſchale zerſchmettert haben, alle ganz entblößt, auf einer ſchwarzangeſtrichenen Bahre liegen, ſo daß nur ihre Schaamtheile bedeckt ſind. Welch ein Anblick für empfindſame Seelen! und doch wird dieſer Ort von neugierigen Menſchen, die an Grauſen erregende Szenen ſchon gewöhnt ſeyn müſſen, und, wer ſollte es glauben? vorzüglich von weiblichen Zuſchauern, niemals leer.

Nro. 128.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 29. Mai, 1807.

Unter den Menſchen wird man nicht beſſer, wenn man nicht ſchon gut unter ſie kommt.

Jean Paul.

Beherzigung.

(Beſchluß.)

Wenden wir uns nun zu den Denkmälern der bildenden Künſt, die beynahe noch mehr von der Unart der Deutſchen zeugen, ihres Eigenen nicht zu achten, während man jedem Einfalle des Auslandes die willkommene Aufnahme nicht verſagt. Alljährig überhäuft uns England mit koſtbaren Kupferwerken, worin die dort einheimiſchen architektoniſchen Monumente, Kirchen, Ruinen, Grabmäler, alte Mahlereyen u. ſ. w. zur Schau geſtellt werden. In Frankreich iſt der vielgeſchäftige Millin nicht der erſte, der durch die Herausgabe einer kommentirten Gallerie der dort noch vorhandenen Denkmäler ähnlicher Art*) ſich um die Nation ein Verdienſt erwirbt, das freylich aus einem beſſern Zwecke, als dem des Amüſirens müßiger Beſchauer, hervorgeht. Nur in Deutſchland frägt man vergebens nach einem Unternehmen dieſer Art, wiewohl das Vaterland ſo manche wichtige Werke der Architektur, Sculptur und Mahlerey aus den Zeiten des Mittelalters darbietet. Würde unter dieſen Denkmälern auch nur das Bedeutendſte und Intereſſanteſte, ehe an dieſem Ziel der alten Zeit noch alles untergeht, für eine zweckmäßige figurirte Darſtellung und Beſchreibung ausgewählt, ſo müßte ſo ein Unternehmen in der That mehr, als manches andere, auf die Unterſtützung und Theilnahme des Publikums Anſpruch machen können. Kommt doch ſo vieles zu Stande, was mehr ein Produkt der Laune oder des frivolen Zeitgeiſtes iſt, und bey weitem nicht das Intereſſe gewähren kann, welches aus dem Beyſammenſeyn jener Denkmäler entſpringen würde! Es käme nur darauf an, daß eine anſehnliche Buchhandlung (oder etwa eine Akademie der Wiſſenſchaften), in Verbindung mit einigen Gelehrten und Künſtlern, die Ausführung des von uns angedeuteten Projekts ſich möchte angelegen ſeyn laſſen. Zugleich aber muß ich hiebey bemerken, daß es uns vor Allem Noth thäte, für jene Gegenſtände und Zeiten einen archäologiſchen Forſcher zu gewinnen, dem, in ſeinem Fache, die Kenntniſſe und die Beleſenheit eines Böttigers zu Gebot ſtünden.

Die alte Mahlerey wird vielleicht an bedeutenden Denkmälern eben keine zahlreichen Acquiſitionen liefern; dieſer Mangel ſcheint aber mehr den Zerſtörungen der Zeit, als der abſoluten Nichtexiſtenz ſolcher Werke beygemeſſen werden zu müßen. In den altdeutſchen Gedichten des dreyzehnten Jahrhunderts trifft man häufig ſo hervorſtechende Beziehungen auf die Kunſt der Mahlerey an, daß wir keinen Anſtand nehmen, die unförmlichen Schildereyen, die man noch hie und da in alten Handſchriften jener Zeiten entdeckt, kaum als den Schatten jener Produkte anzuſehen, die damals von wirklichen Meiſtern in größern Maſſen ausgeführt wurden. — Der fränkiſche Dichter Wolfram von Eſchenbach, der um das Jahr 1216 lebte, ſagt irgendwo in ſeinem vielfältig ineinander verſchlungenen Heldenroman:

*) Hieher gehört auch eine vor kurzem in Paris angefangene Sammlung: Monumens inédits pour servir à l'histoire des arts, par Willemin, von der uns bis jetzt die drey erſten Lieferungen zu Geſichte gekommen ſind.

„Kein Schilderer von **Köln** oder von **Maſtricht** möchte den jungen Parcifal, ſo wie er zuerſt in ritterlicher Rüſtung auf ſeinem Roſſe geſehen wurde, daß entworfen haben.“ Hier muß man ſich doch in der That wohl etwas beſſeres vorſtellen, als jene geharniſchten Kämpfer, die man zuweilen in alten Handſchriften ihre Speere verſtechen ſieht, zu erkennen geben. — Wer übrigens ſich überzeugen will, wie ſo gar wenig dasjenige ſey, was man bisher als eine Ueberſicht der altdeutſchen Kunſtgeſchichte aufſtellen konnte, der leſe Rößig's **Verſuch einer Archäologie oder Kunſt-Denkmalslehre der Deutſchen**, in der Monatsſchrift für Deutſche, 1801. Aug. S. 259—288.

D—n.

Schwärmerei.

(Fortſetzung.)

Liddy iſt die Tochter meiner jüngſten Schweſter, fing jetzt der Doktor zu erzählen an, welche nach meinem Wunſche mit einem meiner Jugendfreunde, einem Prediger in W., vor nun 20 Jahren verheirathet wurde. Ihre Mutter war meine Lieblingsſchweſter; ich vertrat bey ihr Vaterſtelle, da wir unſre Eltern ſehr früh verloren hatten, und ſie ſchenkte mir auch die Liebe einer Schweſter und Tochter. Mein Freund war damals ein blühender hoffnungsvoller Mann von ſtarkem Geiſte und Charakter. Eines ſolchen Mannes bedurfte meine Schweſter, denn ſie ſelbſt war weich, zu weich, und ihre Phantaſie hatte ein zu großes Uebergewicht erhalten; die ſchwache Pflanze bedurfte einer feſten Stütze, und da ſich Schwäche der Stärke ſo gern anſchließt, ſo erleichterte die Neigung, welche ſie zu meinem Freunde faßte, die Erfüllung des Wunſches, den ich beynahe ſeit ihrer Kindheit genährt hatte, daß ſie die Gattin dieſes Mannes werden ſollte, der ſie zärtlich liebte.

Nie war eine Ehe glücklicher als dieſe, welche nach dem erſten Jahre durch Liddy's Geburt in noch engere vertrauliche Bande vereinigt wurde. Bey einem zwar nicht überflüßigen, aber für eingeſchränkte Wünſche hinreichenden Auskommen, in ſich ſelbſt glücklich und zufrieden, hinterließ ich die drey Kleinode meines Herzens, und führte den jungen Lord C. unter den vortheilhafteſten Bedingungen nach dem feſten Lande. — — — — — — — — — —

Liddy's Erziehung war nun das Hauptaugenmerk der beyden guten Seelen; ſie lebten nur in dem Mädchen, in welchem des Vaters Geiſt mit dem zarten weichen Herzen der Mutter aufs Innigſte verſchmolzen war. Unter der zärtlichen Sorgfalt liebender Eltern wuchs Liddy heran, und täglich ſtieg die Zärtlichkeit für ſie, da die armen Leute das Schickſal hatten, zwey Kinder, welche nach ihr geboren wurden, früh wieder zu verlieren.

Auch auf den ſtärkſten Geiſt haben Umſtände und Lagen noch immer einen mächtigen Einfluß, und verläugneten ihn auch bey meinem Schwager nicht. Bey der natürlichen Weichheit meiner Schweſter war es nicht zu verwundern, daß die Liebe zur einzigen Tochter die Schranken der Vernunft übertrat, und mein guter braver Schwager war ſelbſt troz ſeiner feſten und geſunden Grundſätze zu nachſichtsvoll gegen die mütterliche Schwäche. Nicht etwa, daß meine Schweſter ihre Tochter, was man gewöhnlich ſo nennt, verzogen hätte; o nein, es gab kein folgſameres, beſcheidneres, liebenswürdigeres Kind, als Liddy war: allein ſie theilte ihr die ganze Weichheit ihres Herzens mit, und ſtrömte die ganze Fülle ihrer Phantaſie, die ſich ſo gern über das Irrdiſche erhob, und in den Regionen des Unendlichen ſchwärmte, auf Liddy aus, und der Vater legte kein gehöriges Gegengewicht in die Schaale der Vernunft, wenigſtens kein Gegengewicht, das an innerer Kraft jenem gleichkam, das ihre Mutter in die Schaale der Phantaſie legte. — — —

Hätte Liddy vor jedem giftigen Hauche bis zu ihrer vollen Entwicklung bewahrt bleiben können, lieber Freund, dann wäre dabey nicht ſo viel zu befürchten geweſen; allein ihr Schickſal wollte, daß ſie in ihrem funfzehnten Jahre ihre Mutter an einem bösartigen Fieber verlor, und dies war ein unerſetzlicher Verluſt für ſie. Der liebevolle reine Sinn dieſer edeln weiblichen Seele war bis jetzt Liddy's Schutzengel geweſen, und des Vaters Geiſt hatte doch dann und wann den umherſchwärmenden Flug der Phantaſie gehemmt, und ihn zur Stetigkeit geleitet. Die Erziehung eines funfzehnjährigen Mädchens getraute ſich nun nach dem Verluſte ſeiner Gehülfin der Vater nicht zu; auch war er unfähig in den erſten Jahren zu der Ruhe und Ueberlegung, welche die Bildung einer ſo fein geſtimmten Seele, als die Seele Liddy's war, erforderte: kurz, er ließ ſich überreden, ſie auf einige Jahre nach Irland zu einer ſeiner Schweſtern zu ſenden, die ihn dringend um das Mädchen bat. — Ich war nicht ganz damit einverſtanden; allein da ich ihr bey mir keinen Zufluchtsort anbieten konnte, und es für gefährlich hielt, ſie in eine der gewöhnlichen Mädchen-Penſionen zu geben, die bey uns nicht recht gedeihen wollen, und wider welche ich überhaupt viel einzuwenden habe, ſo wußte ich den Gründen des Vaters nichts entgegen zu ſetzen, beſonders, da der allgemeine Ruf mir dieſe Schweſter meines Freundes als eine ſehr fromme, rechtſchaffene Frau ſchilderte. Ich reiſte ſelbſt nach W., um das Kind meiner Schweſter, das ich wie mein eigenes liebte, noch einmal vor ſeiner Abreiſe an mein Herz zu drücken, und den gebeugten Vater durch die Hand der Freundſchaft aufzurichten. Sie können ſich leicht vorſtellen, wie bitterſüß unſer Wiederſehn war. — — — — — — — — —

Liddy reiſte unter der Obhut des Schweſtermannes, meines Schwagers, der ſelbſt herübergekommen war, ſie zu begleiten, zu ihrer Tante ab; ein Irländer in jeder Bedeutung des Wortes, viel natürlicher Verſtand mit einer ungeregelten Einbildungskraft und jener Verkehrtheit der Anſichten vereinigt, die an dieſer Nation beynahe zum Sprichwort geworden iſt. Er verehrte ſeinen Schwager innigſt, hatte der Verſtorbenen unzählige Beweiſe von Anhänglichkeit gegeben, Liddy war ſein Augapfel . . . konnten wir ſie in beßre Hände wünſchen? —

Liddy ſelbſt ertrug die Trennung von ihrem Vater mit einer Faſſung, die auch den weniger geblendeten Blick hätte täuſchen können. Man ſah es ihr deutlich an, daß der Wunſch, ihres Vaters zu ſchonen, ihr dieſe Faſſung verlieh, und dies trug noch mehr dazu bey, mich in Hinſicht ihrer irre zu leiten. Allein dieſer Kraft war ſie nur fähig für Andere, nicht für ſich ſelbſt. Sie überließ ſich, wann unbeobachtet, ganz dem Schmerz, der ſich ihrer bemeiſterte, wie ich nachmals leider zu ſpät, und mit Umſtänden erfuhr, welche es rathſam machten, ſie ſchnell nach England zurück zu rufen. Schleichende Prieſterkünſte hatten ſich nämlich des Geiſtes ihres Irländiſchen Oheims ganz bemeiſtert, und auch bey ſeiner ſonſt vernünftigen Gattin Eingang gefunden. Beyde waren heimlich dem Catholicismus ergeben, und nur die Unmöglichkeit, als erklärte Bekenner deſſelben den Poſten bey dem Gouvernement zu bekleiden, dem er vorſtand, und der ſehr einträglich war, hielt ſie auf Zureden der Prie-

ſter ſelbſt ab, öffentlich überzutreten. Dieſe mochten auch wohl von einem ſo auffallenden Schritte eines Mannes in einem bedeutenden Poſten für ſich Gefahr fürchten; kurz, es konnte Niemand das Geringſte davon ahnen.

Irland iſt voll ſolcher heimlicher Anhänger des Pabſtthums, und für dieſe ſind Mittel gefunden zur geheimen Feyer des Cultus, der für Gemüther, in welchen die Phantaſie das Uebergewicht hat, ſo ganz geeignet iſt. Liddy war zu empfänglich dafür, als daß ſie nicht bald den Wunſch bey ihren Verwandten erweckt hätte, auch ſie in den Schoß der Kirche, in der ſie allein Heil und Seligkeit wähnten, aufgenommen zu ſehen. — — — — — — — — —

Von allem dieſem ahnte uns nun freylich nichts; nur fand ich in den Briefen, die ich von meiner Nichte erhielt, einen zu ſchwärmeriſchen Ton, und machte meinen Schwager aufmerkſam darauf. Auch ihm war dieſer Ton nicht entgangen; er fühlte, wie gefährlich ein ſolches Uebermaß der Phantaſie werden könne; ſein Herz ſehnte ſich nach dem Mädchen: alſo machte er ſich ſelbſt auf den Weg nach Irland, ſie wieder zurück, und unter die väterliche Obhut zu nehmen. — — — — — — — — — — —

Ach! nur zu bald wurde er gewahr, daß irgend etwas das reine jungfräuliche Herz beſchwere. Liddy verlor ihre Munterkeit. Dies machte den guten Vater beſorgt, ſeine prieſterliche Wohnung ſey dem jugendlichen Sinne zu öde und bewog ihn, öfter kleine Reiſen in der Gegend umher mit Liddy vorzunehmen. So beſuchte er auch Canterbury, wo meine älteſte Schweſter an Hrn. Kennedy, einen reichen Gutsbeſitzer, verheirathet iſt, und deren einzigen Sohn Sie Ihren Freund nennen. — — — — — —

Der Beſuch ſo theurer Verwandten gab zu mancher Feyerlichkeit in dem Hauſe Anlaß, und die Zerſtreuung wirkte in der That wohlthätig auf Liddy. Sie wurde munter, und bald der Abgott Aller, die ſie kennen lernten. William war eben im Begriff ſeine Reiſe nach Deutſchland anzutreten. In dem Alter, wo in ungeſchwächter Jugend das Gefühl ſich ſchnell und kraftvoll entwickelt, mit dem Sinne für Schönheit und Güte, den Sie an ihm kennen werden, in der Nähe eines ſo reitzenden, intereſſanten, allgeliebten Weſens, dem die Bildung des Geiſtes, die Sanftheit und Reinheit des Gemüths etwas Aetheriſches lieh, was konnte natürlicher ſeyn, als daß des Jünglings Herz entbrannte! Die Eltern, deren einzige Hoffnung er war, und die ſelbſt Liddy aufs zärtlichſte liebten, legten dieſer Neigung nicht nur kein Hinderniß in den Weg, ſondern eröffneten ihr im Gegentheil allen möglichen Spielraum. William iſt wohlgebaut, gut und brav; auch er verfehlte des Eindrucks auf das empfängliche Herz des Mädchens nicht; der Vater ſah in dieſer Verbindung ſeine kühnſten Wünſche gekrönt, und ſo fand ihre feyerliche Verlobung keine Schwierigkeit. Die nähere Verbindung wurde aber bis zur Rückkehr des Jünglings aus Deutſchland verſchoben, und dies Verſtändniß ſollte bis dahin ein Familien-Geheimniß bleiben. — — — — — — — — — — —

So ſchienen alle unſere Wünſche in die glücklichſte Wirklichkeit zu gehen, als Liddy von ihrem Vater die Erlaubniß erhielt, einige Wochen bey einer ihrer Geſpielen auf dem Lande zuzubringen. Das Haus des Baronets Fearſon war allgemein geehrt, und daß die Dame eine Franzöſin von Geburt und katholiſcher Religion war, konnte keinen weitern Einfluß darauf haben. Uebrigens ſtand das Haus mit dem ganzen Adel in Verbindung, und war der Geſelligkeit und Freude geöffnet. Liddy's Vater hielt einen kurzen Aufenthalt darin für ſeine Tochter ſehr vortheilhaft, um ihr das zu erwerben, was man guten Ton nennt, und woran es unſern Engländerinnen ſo häufig fehlt; auf Liddy's reinen Sinn für Tugend konnte er ſich verlaſſen, und dann baute er auch auf ihre innige Liebe für William. Ach! ihm ahnte nicht, daß die Unglückliche in ihrem Buſen ein Gift trug, gegen welches alle jene Sicherungsmittel nur ein ſchwaches Gegengift ſind.

Liddy ſchloß ſich auf das engſte an Miß Fearſon an, deren Mutter bald keinen Unterſchied zwiſchen ihr und ihrer eigenen Tochter, einem blühenden Mädchen von Liddy's Alter, kannte. Liddy's Ernſt, verbunden mit der Weichheit ihres Charakters, ihre fromme Schwärmerei mit der Miſchung jugendlichen Frohſinns, hatte für die weltgebildete Frau viel Anziehendes. Dieſes Haus diente aber einem vornehmen franzöſiſchen emigrirten Geiſtlichen zum gaſtfreundlichen Zufluchtsorte, der zugleich der Gewiſſensrath der Dame war. Liddy, die in ihm einen Prieſter des Glaubens ehrte, dem ſie mit ganzer Seele anhing, feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit. Er beſchäftigte ſich oft mit ihr, öffentlich in dem Tone der großen Welt, unbemerkt aber wandte er alle Künſte an, ihre Phantaſie zu exaltiren, und die Bande, welche bereits um ihr kindliches Herz geworfen waren, feſter zu ziehen. Da er von ihr erfuhr, in welchen Verhältniſſen ſie in Irland geſtanden hatte, zog er die Dame des Hauſes in das Geheimniß, und machte es ihr zur Gewiſſensſache, dieſe reine Seele, welche nach der Vereinigung mit der Kirche der Gläubigen ſchmachte, ganz für dieſelbe zu gewinnen.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Teufelsrolle.

Wenn Prava, deren Zorn gleich Aetnas Feuer brennt,
Mich Armen einen Teufel nennt,
So lach' ich nur, ſtatt mich zu grämen.
Gern will ich, fehlt mir gleich der Pferdefuß,
Zur Teufelsrolle mich bequemen,
Wenn ich nur ſie nicht holen muß. W.

Das Gartenhaus mit Muſcheln.

Mit Schnecken ziert, nach neuſter Sitte,
Trux ſeine kleine Gartenhütte,
Und freut ſich ſehr. Allein mich däucht,
Daß er jetzt ſelbſt der Schnecke gleicht:
Er ſtreckt aus einem engen Haus
Ein langes Hörnerpaar heraus. W.

Auflöſung.

Iſt Nettos Ehezwiſt ein Räthſel euch? Mir kein's.
Beym Rechenmeiſter ſind Zwey nun und nimmer Eins.
Hg.

Bubos Renten.

Den ganzen Vormittag lieſt Bubo Seelenmeſſen,
Und ſchreibt des Nachmittags Romane ſonder Zahl,
Und Madrigaux für junger Herrn Maitreſſen,
Und ſo beſchert ihm Gott ein kleines Mittagsmahl,
Und Satanas ein reiches Abendeſſen.

Hg.

Notizen über Kunſt und Theater in Stuttgart.

Unſere Künſtler, auf deren Zahl, Beſcheidenheit und Verdienſte wir ſtolz ſeyn dürfen, ſammeln im glücklichen ſtillen Fortſchreiten neue Lorbern. Dannecker arbeitet an der Vollendung ſeines koloſſalen Schiller, und an einem Basrelief für das Keppleriſche Monument; Scheffauer,

deſſen Ganymed nun vollendet iſt, auſſer mehreren Medaillons und Basreliefs für das königliche Schloß, an einer Hebe; Prof. Müller, der Vater, an der heiligen Cäcilia, nach Domenichino, für das Pariſer Muſeum, und an einer Mutter Gottes mit dem Kinde, nach L. Caracci; Müller, der Sohn, an einem heiligen Johannes, nach Domenichino; Seele an einem Porträt unſeres Königs, und zwey neuen Schlachtſtücken (in welchem Fache ſein kräftiger Genius am ſichtbarſten waltet); und Landſchaftmahler Müller an einem Pendant zum Proſpekte des Stamm-Schloſſes Würtemberg, der Ausſicht von Belle-Vue *).

Von dem Odin des Hrn. Galeriedirektors Herſch, einem großen Gemählde, (welches, wie ſein Regulus u. ſ. w. im königl. Schloſſe hängt), iſt in einer koſtbaren hieſigen Privatſammlung eine vortreffliche Skizze von eben dieſem Meiſter anzutreffen.

Tourets Arbeiten zur Verſchönerung der Königsſtraße, der Schloßzimmer, der neuen Anlagen ꝛc. ſind eben ſo viele neue Proben ſeines gründlichen Kunſtgeſchmacks. —

Unſer Theaterperſonal, welchem die Erweckung großer und ſchauerlicher Gefühle in einer Braut von Meſſina und Maria Stuart nicht minder gelingt, als die Erſchütterung des Zwerchfells im Sonntagskind, oder in den Kleinſtädtern, gibt alljährlich gegen dreißig neue Schauſpiele, und zehen kleinere und größere Opern. Wenn Machiniſt, Dekorateur, Muſiker und Schauſpieler mit Liebe für das Wahre der Kunſt zuſammenwirken, wenn Ein Geiſt, dem Ziele der Vollkommenheit ſtets näher zu rücken, ſie beſeelt, gewähren ſie dem Publikum hohen Genuß. Dieſen ſchönaufſtrebenden Geiſt durch glückliche Wahl der Sing- und Schauſtücke zu nähren, und allezeit rege zu erhalten, wird dem neuen Direkteur der Muſik und des Theaters, Herrn Baron von Wächter, gewiß und vorzüglich gelingen, da er mit allen zu dieſem ehrenvollen Poſten nöthigen Vorkenntniſſen ausgerüſtet, mit den beſten dramatiſchen Produkten vertraut iſt, und die Göttin der Harmonie längſt in ihm einen warmen Verehrer und Jünger anerkennt.

Schon werden mehrere neue Opern und Schauſpiele einſtudirt. Uebrigens darf, bey aller Thätigkeit der neuen Direktion, nie vergeſſen werden, daß es gegenwärtig an neuen trefflichen Luſtſpielen und Dramen — ſehr mangelt. —

Die berühmte Sängerin Schmalz erhöhte, wo möglich, noch in Darſtellung und Ausführung der hier binnen eines Vierteljahrs von ihr übernommenen Rollen den verdienten Ruf, der ihr zweites Erſcheinen uns ſo wünſchenswerth machte. Sie trat das leztemal in den Ruinen von Portici, einer von Hrn. Fiſcher komponirten Oper, mit allgemeinem Beyfall auf, und fand an Hrn. Krebs einen glücklichen Wetteiferer im Geſange.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, 15 Mai.

Hr. Dr. Gall hat ſeine Vorträge zum zweyten Mal vor einem Auditorium von ungefähr 60 Perſonen begonnen. — Geſtern gab uns Hr. Solbrig ein großes Deklamatorium.

Man iſt hier auf das von der Stettiniſchen Buchhandlung angekündigte Magazin des königlich baieriſchen Staats- und Privatrechts (von H. v. S.) ſehr begierig. Die Anzeige verſpricht, daß es dem Geſchäftsmann und dem Forſcher eine dankenswerthe Ausbeute gewährt.

Von G. v. Aretins Genius von Baiern, fortgeſezt von G. H. Keyſer, wird das nächſtens erſcheinende 5te Heft (Sulzbach, bey R. E. Seidel) enthalten: 1) Ueber den gegenwärtigen Zuſtand des Kriminaljuſtizweſens in Baiern. Aus ungedruckten offiziellen Quellen. 2) Ueber die neue Eintheilung des Königreichs in Landgerichte. Nebſt einer Einleitung, in welcher der Organismus der baieriſchen Staatsverfaſſung dargeſtellt wird. 3) Welches iſt in dem königl. baieriſchen Staate das Verhältniß des Beamten zu jenem, und des Staats zu dieſem? beantwortet nach den in der Penſions- und Beſoldungs-Pragmatik aufgeſtellten Grundſäzen.

Es iſt erfreulich, daß der Sammler für Geſchichte und Statiſtik von Tirol raſchen Fortgang gewinnt. Schon iſt des 2ten Bandes 1. Stück erſchienen. Man findet darin ſehr intereſſante Aufſäze über die Grödner, die Strohhüte- und Strohbänderfabrik in den Sette Comunni, ein Zillerthaler Volkslied, Burgall- und Unterinnthaliſche Volksliedchen, Schnodahaggen mit Anmerkungen von Strolz. Die Melodien der Geſänge ſind beygefügt. Sie werden in dieſem Blatte bey einer andern Gelegenheit zur Sprache gebracht werden. Da über ſo viele Bezirke Tirols noch gar keine ſichre Nachrichten geliefert ſind: ſo kann ſich der Herausgeber, durch ſeine Anſtrengung, für eine künftige Statiſtik dieſer Provinz den reichhaltigſten Stoff zu ſammeln, ein glänzendes Verdienſt erwerben.

Die hieſige Feyertagsſchule, welche, ſelbſt unter ungünſtigen Zeitumſtänden, 1374 Schüler in einem Jahre beſuchten, bringt noch immer nüzliche Früchte. Es werden in ihr Sittenlehre, Religion, Botanik, praktiſche Mechanik, Zeichenkunſt, Rechnen ꝛc. vorgetragen. Für den Unterricht in der Chemie hat jüngſt Hr. Prof. Juch ein brauchbares Handbuch (München, Lindauer 1807. 8.) geliefert.

So wie an der Begründung einer neuen Strafgeſezgebung, ſo wird jezt auch an der Schöpfung einer neuen Gerichtsordnung gearbeitet.

Paris, 20 Mai.

(Pariſer Moden.) Hier iſt das neueſte Coſtüme einer Pariſer Dame, die Kammerherrin der Königin Mode iſt: Die Coeffüre beſteht aus einem Häubchen von Roſentafft, mit Golde brodirt. Hinterwärts drängen ſich die Haare in einen Chignon, die auf beyden Seiten zwey Flechten bilden, deren Eine über den Chignon läuft, den Rand des Häubchens deckt, und von drey goldnen Stecknadeln feſt gehalten wird, die andre hingegen über dem rechten Ohre hinzieht, vorn das Haupt gleichſam umgürtet, und auf der linken Seite angeheftet iſt. Die Haare ſind auf der Stirne in zwey Theile getheilt. Rechts fallen ſie in leichten Ringellocken hinab, links ſind ſie bandartig breit gelegt. Ueber der ganzen Coeffüre zittert ein Kornblumenbüſchel.

Zum Halsband trägt ſie zwey enge Rundſchnüre, eine von Silber, eine von Golde.

Das Kleid iſt vom feinſten indiſchen Mouſſelin, unten und um den Buſen nur leicht brodirt. Die Ermel ſind kurz, mit breiten bauſchigen Kanten garnirt, und durch violette Armbänder mit goldnen Schnallen befeſtigt.

Ein reicher Spizenzug an violettem Band erhöht den Reiz der ganzen Tracht, iſt hinten am Kleide feſtgemacht, ſteigt über die rechte Achſel, fällt, wie ein Ordensband, über die Bruſt, ſchlingt ſich um die Taille, und ſchweift von der Rechten zur Linken bis auf den Saum des Gewandes.

Die Handſchuhe ſind weiß, violett die Schuhe, grün und klein das Sonnenſchirmchen.

Ein Shawl von Cachemir iſt unentbehrlich, und ſollte man ihn auch blos vierfach zuſammengeſchlagen um Einen Arm hängen.

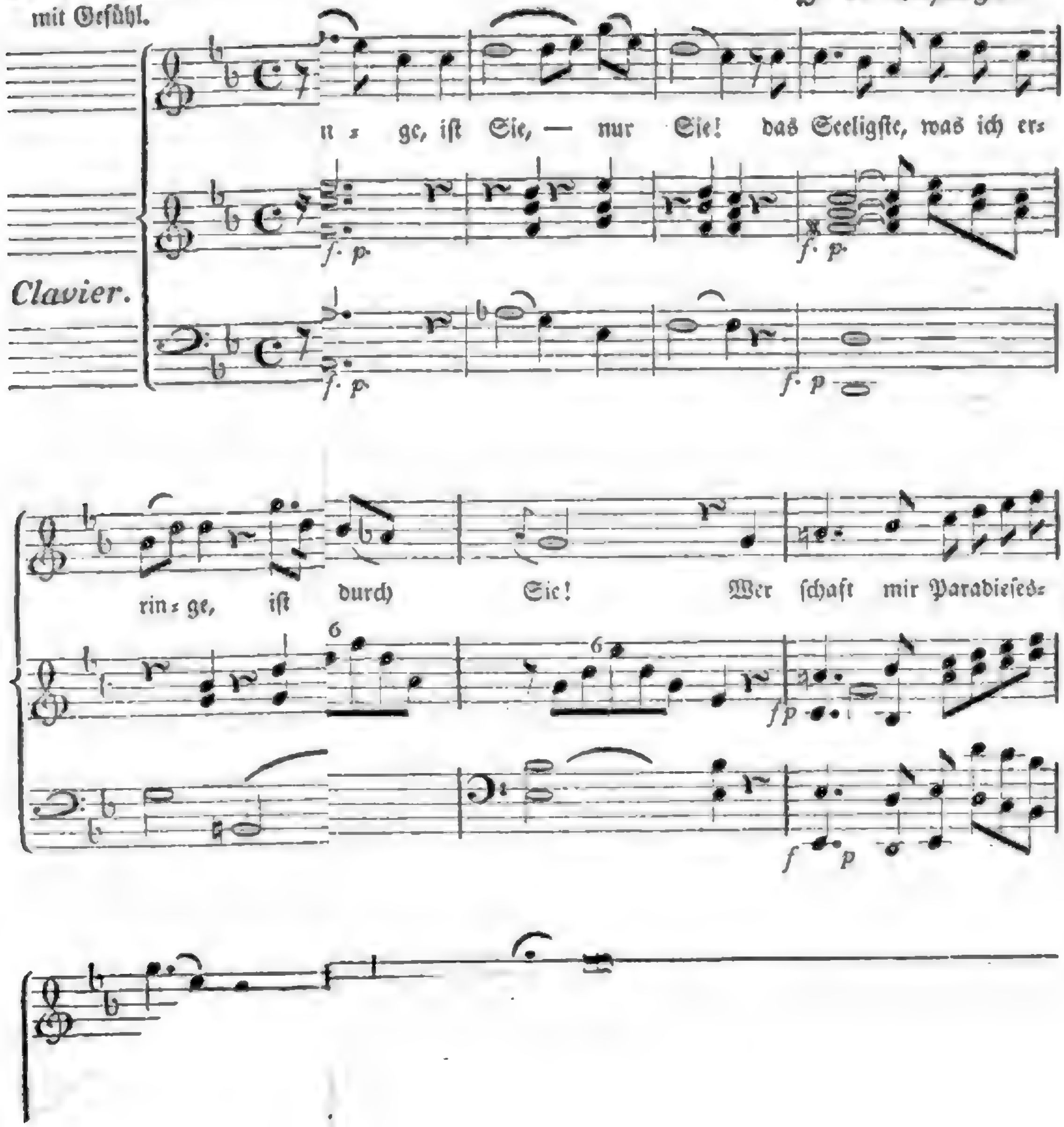
Von neuen Modeblumen ſind Ananas und Palma Chriſti an der Tagesordnung.

Beylage: Lied nach Segür, komponirt von Schwegler.

---

*) Von jenem hoffen wir nächſtens ein von Müller ſelbſt radirtes Blatt beylegen zu können.

Etwas langſam, mit Gefühl. J. D. Schwegler.



Digitized by Google

Nro. 129.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Mai, 1807.

Der Menſch hat dritthalb Minuten; Eine, zu lächeln, Eine zu ſeufzen, und eine halbe, zu lieben; denn mitten in dieſer Minute ſtirbt er.

Jean Paul.

Der Frühling.

Bruchſtück aus einem größern Gedichte von Schreiber: Die Jahres-Zeiten.

III.

Wie dampft die Erd' in ihrer Jugend Fülle,
Wie ſteigt der Rauch der Opfer rings empor!
Andächtig feyert dort die ernſte Stille,
Hier tönt der holden Sänger Jubelchor;
Friſch ragt der Wald aus ſeiner Nebelhülle,
Des Berges Haupt aus dem Gewölk hervor;
So ſteht der Weiſe, wenn aus Dunkelheiten
Sich leuchtend hebt das Morgenroth der Zeiten!

Aus tauſend Adern quillet jetzt der Segen,
Das Füllhorn ihrer Saaten ſtreut Natur;
Der Landmann ſteht erfreut; auf allen Wegen
Begegnet ihm der Hoffnung frohe Spur.
Der Saame ſproßt, getränkt von mildem Regen;
Des Obſtes Ueberfluß verheißt die Flur;
Doch nimmer raſtend übt er neue Pflichten,
Was ihm gedeih'n ſoll, muß der Fleiß verrichten.

Glückſelig, wer, der Städte läſt'ger Sitte
Entflohen, der Natur im Schooße lebt!
Da tritt kein Zwang in ſeiner Freuden Mitte,
Kein Ehrgeiz, der nach falſchem Schimmer ſtrebt;
Die holde Ruhe ſteht vor ſeiner Hütte,
Die Einfalt, die das Spiel mit Ernſt durchwebt,
Und ſtill, zu freundlichem Genuß verbunden,
Entflieh'n ihm der Gewohnheit ſüße Stunden.

Ihm lacht der Morgen herrlicher und freyer,
Und hold begrüßt ihn das vertraute Feld;
Und rings empfängt der Liebe Wonnefeyer
Sein trunk'nes Herz, das gleiche Regung ſchwellt.
Ihm täglich neu enthüllet ſich der Schleyer
Der reinen Freude, die kein Schmerz vergällt,
Und fern des Lebens wechſelndem Geſchicke
Bricht er die Blüthen froher Augenblicke.

Zwar herrſcht kein Glanz der Sinnenpracht und Größe,
Nur die Genügſamkeit um ſeinen Heerd,
Nicht rauſcht des Lebens prunkendes Getöſe
Vor ſeinem Blick, das gern das Herz entbehrt;
Doch die Natur füllt ſeiner Armuth Blöße
Mit ſchlichten Gaben aus, ſelbſt Göttern werth;
Und gern beſucht das ſtille Glück die Hütte,
Und gern erhört es die beſcheid'ne Bitte.

Und wenn der Frühling nun die Erd' erfreuet,
Sein Schöpferhauch ſich überall bewegt,
Da wird auch in der alten Bruſt, erneuet,
Ein zauberiſches Leben aufgeregt.
Zu ew'ger Jugend ward das Herz geweihet,
Das für die reine Luſt des Lebens ſchlägt,
Das für das Heil'ge keuſchen Trieb empfindet,
Und an der Glut des Schönen ſich entzündet.

Wie liegt entſchleyert jetzt die Pracht der Erde,
Wie wogt's und wallt's befruchtend rings umher!
Stets ruft Natur ihr ſchöpferiſches Werde,
In ew'ger Bildung geht das Lebensmeer;
Der Menſch vernimmt's mit wechſelnder Geberde,
Von Schmerz und Freude wird das Herz ihm ſchwer;
Doch wie die Stunden wechſelnd auch entfliehen,
Es löst ſich alles auf in Harmonieen.

Jetzt herrſcht die Freude! Tauſend Stimmen preiſen
Die holde Luſt, die mächtig ſie durchglüht!
Im Donner ſpricht's der Sturm! es hallt's in leiſen
Akkorden nach der Nachtigallen Lied;
Der Duft verkündigt's, der aus Blumenkreiſen,
Und aus dem Schatten grüner Wälder zieht,
Die Friſche, die das Meer der Luft durchſäuſelt,
Der Thau, der ſich im Wellenſpiegel kräuſelt.

Goutez la vie!

„Freut euch des Lebens“ mit ſeiner einfachen Sangweiſe iſt zum Volksliede geworden. Neue, oft minder gute Lieder haben es beynahe verdrängt. Sollte es auch durch folgende franzöſiſche Ueberſetzung nicht wieder in Umlauf kommen, ſo macht es vielleicht doch im neumodiſchen Gewand als Chanson, sur le même Air, ſein Glück.

Choeur.

Goutez la vie,
Tant que le teint fleurit.
Cueillez la rose,
Qui tôt flétrit!

Une voix.

Au milieu des jeux et des ris
L'homme court après les soucis.
La violette sous ses pas
Est pour lui sans appas.

Choeur.

Goutez la vie etc.

Une voix.

Que l'orage ébranle les cieux!
Que le jour se cache à nos yeux!
Le soleil reparoit le soir,
Et ramène l'espoir.

De l'envie évitez l'aigreur,
Ouvrez à la gaité le coeur;
Elle est la source des plaisirs,
L'objet de nos désirs.

Qui revère l'humanité,
Et voit le pauvre avec bonté,
Et le soulage promptement,
Aura le coeur content.

Quand, persécutés des destins,
Nous sommes en butte aux chagrins,
L'amitié, nous tendant le bras,
Guide nos foibles pas.

Sa main sait tarir tous nos pleurs,
Et sème sur nos pas des fleurs;
Elle change la nuit en jour
Par son divin amour.

Cest le plus beau de nos liens.
Qu'il unisse à jamais nos mains!
Qu'il nous guide à l'éternité!
Jurons fidelité!

Schwärmerei.

(Beſchluß.)

Während dies im Gange war, beſuchte der Herzog von Ch. das Haus des Baronets, und wurde mit aller der Auszeichnung aufgenommen, welche der Ehre eines ſolchen Beſuches gebührte. Liddy entging ſeinen Blicken nicht; er machte ſich viel mit ihr zu ſchaffen, ſie ſchien die Königin der Feſte. Dies ſchmeichelte ihrer Eitelkeit, und ſie nahm unbefangen die Huldigung an, die ihr gezollt wurde. — Der franzöſiſche Geiſtliche machte dem Herzog gefliſſentlich ſeine Aufwartung. Der Herzog reiste ab, und bat ſich ihn zum Begleiter aus. Die Zeit rückte heran, daß Liddy ins väterliche Haus zurückkehren ſollte. An einem Morgen vermißte man ſie, ohne daß die geringſte Spur aufzufinden war. —

Denken Sie Sich die Beſtürzung im Hauſe des Baronets. Man ſchickte Kundſchafter auf allen Wegen aus, aber man konnte nichts erfahren, als daß man an dieſem Morgen einen fremden Wagen mit ſechs Pferden unweit des Parks bemerkt hatte; das war Alles. Der Baronet eilte ſelbſt zu meinem Schwager, ihm die ſchreckliche Botſchaft zu überbringen. Welch ein betäubender Schlag für den Unglücklichen! Um irgend eine Meynung faſſen zu können, wurden ihm von der Lady ſelbſt, die über den Vorfall äußerſt gekränkt war, die Umſtände, welche ich Ihnen mitgetheilt habe, angegeben, und aller Verdacht fiel — auf den franzöſiſchen Geiſtlichen.

„Schrecklich! Und wurde der Verdacht gegründet befunden?“

Das vermag Niemand zu entſcheiden, als Liddy ſelbſt.

„Wie? Sie wiſſen es nicht?“

Nichts weiter, als was Sie von mir gehört haben. Vor wenigen Wochen kehrte William aus Deutſchland zurück. Denken Sie Sich das Gefühl des Unglücklichen, als dieſer zerſchmetternde Stral ſein liebendes Herz traf. Er ſetzte Himmel und Erde in Bewegung, irgend etwas von dem Schickſal der Unglücklichen zu erfahren, und da in der Gegend dort ſich gar nichts auffinden ließ, ſo faßte er den Entſchluß, in London den unwahrſcheinlichen Verſuch zu wagen, dort vielleicht eine Spur zu entdecken.

„Und wo war der Herzog von Ch.?“

Er begab ſich kurz darauf an Bord einer Fregatte, und ging nach Weſtindien.

„Und der franzöſiſche Geiſtliche?“

Iſt zurückgekehrt in das Haus ſeiner Wohlthäterin mit allem Anſcheine der Beſtürzung und Unſchuld, und hat ſich von jedem Verdachte in ihren Augen zu reinigen gewußt. Ja, man hat gegen den heiligen Mann den Verdacht nicht einmal laut werden zu laſſen gewagt.

„Schändlich! Abſcheulich!“ rief ich aus. „Arme Liddy! Mein armer Freund!“

— — — — — — — — — — — — —

Den Abend ließ mich der Doktor zu ſich bitten. „Mr. Bernhard,“ ſagte er, „ich denke morgen mit Liddy nach Schottland abzureiſen, und übergebe Ihrer Freundſchaft meinen Neffen.“

Alſo wollen Sie wirklich dieſe zwey Herzen trennen, Doktor? erwiederte ich.

„Ihnen, der Sie ſo edeln Antheil an unſerm Schickſale nehmen,“ verſetzte er, „Ihnen darf ich den Schleier wegziehen, der über dieſer unglücklichen Begebenheit ruht. Ich weiß jetzt den ganzen teufliſchen Zuſammenhang von Liddy's Verſchwinden aus dem Hauſe des Baronets.“

Wie, hat Ihnen Liddy. . . .

„Nein, ſie hat ihren Eid gehalten, aber Sie wiſſen, ich war bey dem Dr. Harris, und von ihm habe ich Alles erfahren. — Liddy's Verhältniß im Hauſe des Baronets iſt Ihnen bekannt. Sie reitzte die Begierde des Herzogs von Ch., die er Liebe nannte.“ — — — — — —

„Der Herzog, von ältern Zeiten her mit den Talenten des unheiligen Prieſters im Hauſe des Baronets bekannt, wandte ſich an ihn, als an ein geſchicktes Werkzeug zur Erreichung ſeiner Wünſche. Dieſer misbrauchte Liddy's Zutrauen. Ohne ihr die Begierden des Herzogs zu entdecken, welches er bey der Reinheit ihrer Seele nicht wagte, ſpricht er mit ihr von dem beſeligenden Berufe, zur Seligkeit der Menſchen mitzuwirken; einem Berufe, wie Maria, die Gebenedeite ihn hatte, die Gott zu ſeinem Werkzeuge erkor, die Verſöhnung eines ſündigen Geſchlechts zu bewirken. — Als er ſieht, daß Liddy's Phantaſie ſich erhitzt, und ihr Herz darnach ſchmachtet, auch ein ſo erkornes Werkzeug der Vorſehung zu ſeyn, kündigt er ihr an, ſie ſey von Gott dazu erwählt; ſie habe im Herzen des Herzogs durch ihr reines kindliches Gemüth das Feuer einer heiligen Liebe entzündet, und ſey berufen, ihn für den wahren allein ſeligmachenden Glauben zu gewinnen. Weibliche Eitelkeit, eine exaltirte Phantaſie, Hang zur Schwärmerey erleichterten ihm ſein Spiel; er machte es ihr zur Gewiſſensſache, das Bekehrungsgeſchäft bey dem Herzoge zu übernehmen, und überredete ſie zu einer geheimen Zuſammenkunſt in einer Capelle, wo ſie in Gegenwart gläubiger Zeugen das heilige Werk vollenden ſollte, um ſelbſt als Heilige verehrt zu werden. Liddy's Wunſch, mit Lady Fearſon darüber zu ſprechen, wies er zurück, indem er vorgab, ſie würde ſelbſt mit bey der Verſammlung zugegen ſeyn, aber es müßte ihres Gemahls wegen das tiefſte Geheimniß bleiben.

Es wurde verabredet, daß einige Morgen nach der Abreiſe des Herzogs ein Wagen bereit ſtehen ſollte, der ſie zur Verſammlung, und in wenigen Stunden auch wieder zurückbringen würde. Liddy fühlte zwar einen geheimen Widerwillen dagegen: allein ihr Vertrauen in die Redlichkeit des Mannes, den ſie für einen heiligen Prieſter des wahrhaftigen Gottes erkannte, und welches in der Ehrfurcht der Lady Fearſon für ihn ſeine Rechtfertigung fand, die Verſicherung, daß dieſe darum wiſſe, welche durch einige flüchtige Worte derſelben ihr beſtätigt ſchien, und die Hoffnung, in wenig Stunden wieder zurückzukehren: alles dies bey ihrer Unerfahrenheit verleitete ſie, dem Vorſchlage Gehör zu geben, um ſo mehr, da eine der Kammerfrauen der Lady, welche dazu gewonnen war, ſie, unter dem Vorwande, als geſchehe es auf ausdrücklichen Befehl ihrer Dame, begleiten ſollte. Sie fand den Wagen zur beſtimmten Stunde, ſetzte ſich mit ihrer Gefährtin hinein; ſie waren aber noch keine halbe Stunde gefahren, als der Wagen ſcheinbar angefallen wurde; es fielen einige Schüſſe, vermummte Perſonen bemächtigten ſich der ohnmächtigen Liddy, und brachten ſie in die Arme des Herzogs. So fiel ſie, ein Opfer des ſchändlichſten Verraths, während ihre treuloſe Begleiterin nach dem Schloße zurückkehrte, und die Erſte war, die auf Liddy's Verſchwinden aufmerkſam machte, um jeden Verdacht von ſich abzuwenden.

Der Herzog mußte bald nach Vollendung des Bubenſtücks an Bord, und Liddy wurde von einem Unbekannten nach London geführt. Nach einigen Tagen kam der ſchändliche Prieſter zu ihr. Er ſtellte ſich aufs äußerſte beſtürzt und entrüſtet über den unglücklichen Vorfall an, ſprach vom Rathe der Gottloſen, und beſtrickte Liddy's Vertrauen mehr als jemals. Sie wünſchte zu ihren Verwandten nach Irland zu gehen. Er verhieß in einigen Tagen wiederzukommen, und ihren Wunſch zu erfüllen, nahm ihr aber einen fürchterlichen Eid ab, daß ſie von dieſem Vorfalle niemals ſprechen wolle. Die Unglückliche blieb ihrer Verzweiflung überlaſſen, und mit wenigen Guineen, welche der Elende ihr eingehändigt hatte. Gänzlich unbekannt mit London, niedergebeugt von ihrem Schickſale, wagte ſie nicht, ſich irgend jemand zu entdecken, als mehrere Tage vergingen, und kein Prieſter ſich ſehen ließ. Daran war der Schändliche nun freylich gewiſſermaßen unſchuldig; denn die Nachricht, welche er durch ſeine Vertraute von dem auf ihn geworfenen Verdachte in des Baronets Hauſe erhielt, zwang ihn, ſeiner eigenen Sicherheit wegen aufs ſchleunigſte dahin zurückzueilen. Er ſchrieb aber an den Prieſter nach Irland, deſſen heimlichen Zuſammenkünſten Liddy mit ihren Verwandten beygewohnt hatte, und übertrug ihm, das arme Mädchen nach — Weſtindien zu dem Herzog von Ch. zu bringen. — Zugleich entdeckte er ihm die ganze Lage der Sachen, ſtellte ihm vor, wie gefährlich es für das Wohl der Kirche ſey, wenn Liddy in Britannien bliebe, und man alſo immer in Gefahr ſchweben müßte, durch ſie verrathen zu werden. Die Wichtigkeit der Sache, wobey noch dazu ſeine eigene Sicherheit in Gefahr gerieth, bewog den Dr. Harris ſelbſt nach London zu reiſen. Er kommt einige Stunden nachher an, als Liddy durch Ihre Sorgfalt ihre Wohnung verändert hatte. Seine Beſtürzung war nicht gering, da er ſie nicht fand, und Niemand ihm nachzuweiſen wußte, wo ſie geblieben ſey; doch forſchte er endlich den Fuhrmann aus, der ſie gefahren hatte, und erfuhr durch dieſen Liddy's Aufenthalt im Fullerſchen Hauſe. Er ging dahin, und ſeine Erſcheinung war in den Augen der Unglücklichen die Erſcheinung eines Engels; ſie ſank zu ſeinen Füßen, und gab ſeinem Antrage, mit ihm nach Irland zu gehen, mit Freuden Gehör, weil jetzt ihr einziger Wunſch war, in klöſterlichen Mauern ſich ganz dem Anſchauen der Gottheit und den Büßungen zu widmen. — Den Erfolg wiſſen Sie, fuhr der Dr. Longwood fort. Von den ſchändlichen Abſichten auf ſie überführt, iſt Liddy von ihrem Wahne zurückgekommen. Sie ſieht, wohin Schwärmerey bringen kann, ſieht, wie gefährlich es iſt, der Phantaſie zu viel Uebergewicht einzuräumen über die Vernunft, ſieht die Heuchler entlarvt, die unter dem Scheine der Sorgfalt für ihr ewiges Heil das ganze Glück ihres Lebens dem ſchändlichen Eigennutze aufgeopfert haben. Die Decke iſt von ihren Augen gefallen, der Zauber auf immer gelöſt.

Soll denn aber die Unglückliche allein das Opfer werden, fragte ich erſchüttert von ſo vielen Gräueln, und jene ſchändlichen Buben. . . .

Sie ſehen wohl ein, Mr. Bernhard, verſetzte der Doktor, daß Liddy's Ehre ſelbſt uns Schonung gebietet. Ich habe von Dr. Harris ſein Bekenntniß ſchriftlich genommen, und das Verſprechen, Großbritannien ſogleich zu verlaſſen, und es nie wieder zu betreten, für deſſen Ausführung ich Sorge tragen werde; ſo werde ich es auch mit dem franzöſiſchen Prieſter bey dem Baronet halten, und dem Herzoge von Ch. eine Abſchrift der in meinen Händen befindlichen Papiere zuſenden. Unſern verblendeten Anverwandten in Irland werde ich die Augen öffnen, ſo wie dem Baronet und ſeiner Gemahlin, und das übrige wollen wir der Vorſehung überlaſſen.

(Liddy ging mit ihrem Oheim nach Schottland zu einer Verwandten; dort erhielt ſie die Nachricht von dem Tode ihres Vaters, dem der Gram um die Einzige das Herz gebrochen hatte, und ſank ins Grab.)

Der Ausruf in Hamburg.

Von Profeſſor Suhr.

Unter dem Ausruf in Hamburg muß man das öffentliche Feilbieten alles deſſen verſtehen, was nur irgend zur Leibes-Nahrung und Nothdurft und den Bedürfniſſen des Luxus gehört. Mit dem Anbruch des Tages hört man daſelbſt in allen Straßen einen verworrenen aus den ſeltſamſten Tönen beſtehenden Geſang von Männern und Weibern, Knaben und Mädchen, die mit einander wetteifern in der edlen Kunſt der Exclamation, um ihre Waaren an den Mann zu bringen. Da geht eine rüſtige Dirne aus Bardowieck dahin, und trägt auf ihrem Kopf' einen gewichtigen Korb voll gelber Rüben und Zwiebeln, mit gellender Stimme rufend: Wörteln, gele Wörteln! Hier fährt mit ſeinem zſpännigen Wagen der Sandführer, deſſen Ausruf: Koop Sand, idel, kriedelwit Sand, koop Sand! ſehr deutlich in der Vorſtadt vernommen werden kann. Fiſchweiber ſchreien unter einander: Schullen, Schaarn, Schullen, (Schollen); Aal, grön (friſch) Aal; friſchen Hering ꝛc.; ein anderer ruft ſeine Rieſenkrebſe aus, Hummers von de Kaar; jene Vierländerin ihre Erdberen, Bickberen (Heidelberen), Zwetſchgen, (Pluw, blaue Pluw); dieſer Haueſen, tweern Haueſen, (Strümpfe) Lepol un Schleef, (hölzerne Löffel); jener Kransvagels, Berliner Sellern, Torf, harrn Torf (harten Torf) u. ſ. w. Nicht blos das Auffallende in der Sprache, in der ſonderbaren Accentuation und Modulation dieſes Ausrufs, das jedem, der mit dieſer Sitte nicht bekannt iſt, unwillkührliches Lachen erregt, ſondern vorzüglich das Charakteriſtiſche in der Kleidung dieſer aus der ganzen umliegenden Gegend in der reichen Hanſeſtadt zuſammenſtrömenden Verkäufer, ſo wie in ihrem ganzen Benehmen machen dieſen Ausruf zum intereſſanten Studium für den Kenner und Liebhaber der Länder- und Menſchenkunde. Es war daher ein glücklicher Gedanke des wackern Hrn. Profeſſors Suhr zu Hamburg, die intereſſanteſten Gegenſtände dieſer Handelsſitte durch getreue, das Charakteriſtiſche vortreflich wieder gebende, Abbildungen darzuſtellen. Dennoch erſcheinen ſeit dem Juli 1806 einzelne Hefte dieſes Ausrufs, deren jedes zwölf Vorſtellungen enthält, wovon bereits ſechs Hefte in den Händen des Publikums ſind, vier folgende aber das Ganze beſchließen werden. Die Zeichnungen ſind, wie ſich von dem Hrn. Prof. erwarten ließ, meiſterhaft, und nicht minder ſchön kolorirt; nicht ſelten ſind allgemein bekannte Individuen, die etwas beſonders Charakteriſtiſches an ſich tragen, ſprechend nach dem Leben dargeſtellt. Wenn ja etwas zu erinnern wäre, ſo iſt es der Wunſch, daß es dem trefflichen Künſtler gefallen haben möchte, eine ſtrengere Auswahl zu beobachten, die das Intereſſe des Ganzen noch mehr gehoben haben würde. — Die Zeichnung des Bauern mit dem Spanferkel (II, 15) würde eines Chodowiecki würdig ſeyn; nicht minder ſprechend ſind die Brand- und Nachtwache (II, 17. 18), ob dieſe gleich nicht mit vollem Rechte hieher gezogen werden konnten. Die Bardowickerin (III. 25) iſt jedermann kenntlich, und der darauf folgende Jude mit Lotterieloоſen ein Meiſterſtück. Schon das Geſicht der Lumpenſammlerin (III. 33) verräth ihr Geſchäft, und dem armen Torfbauer (36) möchte man gern ſeine Waare abnehmen. Der Gärtnerburſche mit Blumentöpfen (IV. 38), der Ausruier der Auktionen (45), der Jude mit ſchönen engliſchen Piſchpitt (46), der Feuerfreſſer (VI. 63) u. a. haben ſchon längſt den lauten Beyfall des Publikums ſich erworben, das mit froher Erwartung den folgenden Heften entgegen ſieht.

Eine angenehme Zugabe zu jedem Hefte ſind einige Blätter Text, welche die nöthige Beſchreibung der abgebildeten Gegenſtände geben, und neben mancher witzigen Deutung über Volks-Charakter und Sitten dieſer Ausrufer allerley ſchöne Bemerkungen, in einer ſchönen, reinen Sprache abgefaßt, enthalten. Der Verfaſſer derſelben iſt ein geſchickter Prediger, der in der Nachbarſchaft der Stadt wohnt, und ſeinen Namen mit Ehren nennen kann. Zn.

Die Ueberraſchung.

Nach Aeſop.

Ein ſehr ehrgeiziger Dichter nahm ſich vor, die Stimmung des Publikums über ſeine Verſe zu erforſchen, und ging daher auf Reiſen. Er trat in einen Buchladen, und fragte nach den Preiſen. Schillers Gedichte — ſehr theuer — Goethe's Werke — ſehr theuer — Wielands Oberon — theuer. — Nun, indem er ſich gegen einen Pack, mit ſeinem Namen überſchrieben, wandte, und dieſe? — Herr, die geb' ich ihnen in den Kauf, wenn ſie die drey andern nehmen.

Logogriphiſches Ungeheuer.

Zweytes Hundert.

3.

Seyd Ihr, dem Räthſel-Ungeheuer
Raub abzujagen, noch erfreut,
So löſet nach dem Takt der Leyer,
Was Euch mein drittes Viertel beut.
1) Die letzte Zuflucht für Latonen,
Eh ſie den Liedergott gebahr;
2) Was weder Menſch noch Thier bewohnen;
3) Das Schiff, worauf einſt Jaſon war;
4) Recht' und Tribute nicht von Sklaven;
5) Ein Königreich in Aſia,
6) Nebſt eine Stadt mit gutem Hafen;
7) Zunft; 8) Eine Stadt, der Elſter nah';
9) Ein kleinerer Prophet; 9) Ein Sänger;
10) Was ihr expreſſet, brennt und ſpeist;
11) Wie nur ein Kaiſer, Vogelfänger,
Und kunſtbegabter Orgler heißt;
12) Was man zuweilen ſpielt vor'm Spiele;
13) Das Leſen, eh' ein Andrer liest;
14) Ein Saft voll Honigſeims und Kühle;
15) Was langſam blüht, und bitter iſt;
16) Die liebenswürdigſte Hetäre;
17) Ein Weiſer, tief, beredt und klar;
18) Ein Meiſterſtück zu Shakſpears Ehre,
19) Wo Gloſters Sohn ringt mit Gefahr;
20) Was eures Lebens Quell umrändet,
21) Was zum Veſuv den Pfad erſchwert;
22) Ein glatter Fiſch, der leicht entſchwindet;
23) Was ungeſeh'n die Zwietracht nährt;
24) Die Inſel (im Aegeer Meere)
Wo man den ſchönſten Marmor brach;
25) Kein rundes Rund — Noch manches Schwere
Hol' ich im letzten Viertel nach.

Auflöſung des zweiten Viertels des logogriphiſchen Ungeheuers.

1. Leſer. 2. Eger. 3. Weſper. 4. Geiſel. 5. Verlag. 6. Eloa. 7. Doge. 8. Doria. 9. Sage. 10. Oreade. 11. Iſrael. 12. Aeſop. 13. Spargel. 14. Paris. 15. Lale. 16. Loire. 17. Roer. 18. Arbe. 19. Pregel. 20. Iſer. 21. Save. 22. Agio. 23. Naſpel. 24. Periode. 25. Opera.

Nro. 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. Junius, 1807.

So lang ich bin, ſoll nichts von dir mich ſcheiden,
Natur! Natur!

Matthiſſon.

Apologie der Naſe.

Nicht ſeit geſtern iſt es, daß man ſich gegen den Sinn des Geruchs, wie gegen die Ausrottung der, andern Uebeln Plaz machenden, Pockenſeuche, einmüthiglich verſchworen zu haben ſcheint. Nicht genug, daß es, zu gänzlicher Extirpation deſſelben und nebenher bezweckter Erzeugung eines wollüſtig-angenehmen — Kopfwehs *), der raſtloſen Induſtrie menſchlicher Un-Kultur gelungen iſt, allerley künſtliche Mittel, nicht ſelten mit den eckelhafteſten Ingredienzen gemiſcht, ausfindig zu machen; ſelbſt Philoſophen vom Range haben es nicht unter ihrer Würde geachtet, in offener Fehde mit den Waffen der Dialektik gegen die Naſe, das Centrum des ſymmetriſchen Antlizes, anzuſtürmen. Statt Vieler darf ich mich nur auf das Beyſpiel des Königsberger Weiſen berufen, welcher in ſeiner, an geiſtreichen, tiefgedachten Bemerkungen vollen, Anthropologie die Frage: „welcher Organſinn iſt der undankbarſte, und ſcheint auch der unentbehrlichſte zu ſeyn?“ mit dem Paradoxen beantwortet: „Der des Geruchs! Es belohnt nicht, ihn zu kultiviren, oder wohl gar zu verfeinern, um zu genieſſen; denn es gibt mehr Gegenſtände des Eckels, (vornehmlich in volkreichen Oertern), als der Annehmlichkeit, die er verſchaffen kann, und der Genuß durch dieſen Sinn kann immer auch nur flüchtig und vorübergehend ſeyn, wenn er vergnügen ſoll. — Aber als negative Bedingung des Wohlſeyns, um nicht ſchädliche Luft (den Ofendunſt, den Geſtank der Moräſte und Aeſer) einzuathmen, oder auch faulende Sachen zur Nahrung zu brauchen, iſt dieſer Sinn nicht unwichtig.“ *) — In Folge deſſen iſt es denn geſchehen, daß man den Sinn des Geruchs gänzlich vernachläßigt, und ſogar auch den negativen Werth deſſelben überſehen hat; ein abermaliger Beweis, wie weit die Beförderung der Humanität in unſerm ſo geprieſenen humanen Zeitalter gediehen ſey.

Es leuchtet aber ein, wie ſchnell das ganze Gebäude der kritiſchen Philoſophie über den Haufen ſtürzen würde, wenn alle Stützen deſſelben auf ſo lockerm Sande errichtet wären, wie die angeführte Argumentation. Interdum et magnus dormitat Homerus! Der Menſch iſt Menſch; was zur Vervollkommnung ſeiner Menſchheit der Entwicklung, der Kultur nur irgend fähig iſt, das muß dieſelbe erhalten, abgeſehen von allem Mißbrauche, von aller einſeitigen Benuzung, der dieſe oder jene Kraft ausgeſetzt werden könnte. Die Erziehung des Menſchen iſt ein vollendetes Ganze;

*) Beckmann's Anl. z. Technologie ꝛc. S. 274. v. d. 5. Ausg. „Unter den vielen Seltenheiten, welche Hr. Baron von Aſch der Göttinger Univerſität geſchenkt hat, iſt auch die Frucht der ſogenannten Tonca-Bohnen, mit der Nachricht, ſie käme aus Oſtindien nach Perſien, werde im ganzen Ober-Aſien dem Kaffee und Rauchtobak zugeſetzt, weil ſie wollüſtig begeiſtere und den Reiz bewirke, welchen die Alten durch das Satyrion zu erregen wußten; ſie werde ſerwai ſchir genannt, welches ſo viel, als angenehmes Kopfweh heißen ſoll.“ B. ſetzt hinzu: Dieſes Beywort bey dieſem Hauptworte (contradictio in adjecto!) iſt wohl allen ſo unerwartet, als mir die Nachricht, daß die Frucht aus Oſtindien komme.

*) Immanuel Kant's Anthropologie, 2te Aufl. S. 54.

Fluch dem Erzieher, der zu dieſem Ideal ſich nicht erheben kann! — Freylich: „es belohnt ſich nicht, den Geruchs-Sinn zu kultiviren“ — behagt dem Geiſte der Zeit; Lohn und Nutzen, das ſind ja die großen Idole, denen alle Kräfte fröhnen und alle Talente huldigen ſollen!

Doch ob es wohl ſo ausgemacht iſt, was hier vom Nichtbelohnen geſagt wird? Wenn das abermals Sand in die Augen geſtreut wäre? „Es gibt mehr Gegenſtände des Eckels, ſagt unſer Ankläger, als der Annehmlichkeit, die der Geruchsſinn verſchaffen kann!“ — Die Thoren, welche die Reize der Natur, die ſegenreiche Fülle, in welcher Mutter Erde ihre Gaben ſpendet, mit poetiſchen Farben ſchilderten! Wären ſie fein proſaiſch nüchtern geblieben, ſie würden nicht bloß von lieblichen Bächen, die durch blumenreiche Wieſen ſich dahin ſchlängelten, geſungen, ſondern auch der von Fröſchen bevölkerten, übel duftenden Sümpfe gedacht; ſie würden beym Anblicke lachender Fluren, die üppig blühende Fruchtbäume zieren, in froher Begeiſterung nicht vergeſſen haben, daß dumpfe, modernde Keller dereinſt die Behälter der reifenden Früchte ſeyn würden. Der Botaniker allenfalls mag an dem mannichfaltigen Geruche der Pflanze und balſamiſcher Kräuter ſich ergötzen; wer möchte aber den Apotheker tadeln, wenn er dem peſtilenzialiſchen Geruche der Assa foetida mit einer Priſe Cuzco den Eingang in die Naſe zu verſtopfen ſucht? Die Mutter allein mag an dem ſüßen Hauche der Kinder ſich laben*); jenem Schul-Monarchen, der mitten im ſechzigfältigen Dufte ſeiner Jungen dem Erſticken nahe iſt, kann ein konſequenter Kantianer die Schnupftobacksdoſe nicht verwehren.

Die Alten, — wenn es anders erlaubt iſt, ſich auf dieſe zu berufen, die Alten, ſag' ich, die nicht leicht, was zur Erhöhung und Verfeinerung der Lebensfreuden beytragen konnte, unbemerkt ließen, und in den Künſten des Luxus, ſo weit auch unſere Zeitgenoſſen darinnen fortgeſchritten ſeyn mögen, ewig Meiſter und Lehrer bleiben werden, achteten die Ergötzlichkeiten des Geruchſinns nicht minder, als die Freuden der Tafel. Schon in der Odyſſee finden wir davon bedeutende Spuren. Dort unter andern auf Pieria, der Inſel der herrlichen Göttin Kalypſo,

> Lodernd brannt' auf dem Heerde die Flamm', und fern in das Eiland
> Wallte der Ceder Gebüſt, der geſpaltenen, wallte des Thyons
> Würzige Glut.**) — — — — —

Die vorzüglichſte Nahrung, die den Unſterblichen von den Menſchen zu Theil ward, beſtand nach griechiſcher Theologie in dem Duft, der von dem angezündeten Opfer, mit Wohlgerüchen vermiſcht, zum Olympos emporſtieg (κνισση).

*) Euripid. Medea. V. 1074: — „Wie ſo ſanft
Die Haut, wie ſüß der Kinder Athem iſt!“

**) Odyſſee, V, 59. ff. nach Voß.

Die Salben, deren ſich die griechiſchen Kämpfer bedienten, wurden, beſonders ſeitdem die Sitte des Salbens in die luxuriöſen Bäder übergegangen war, mit allerley koſtlichen Spezereien und Wohlgerüchen vermiſcht. Wir finden die Nachricht, daß bey einem glänzenden Feſte, welches Antiochus Epiphanes zu Antiochien veranſtaltete, und an welchem dreyßig Tage lang glänzende Spiele und Prozeſſionen gefeyert wurden, alle Kämpfer in den Gymnaſien aus goldenen Salbfläſchchen mit Safranſalben geſalbt wurden.*) Sonſt ſtreute man wol, um den Wohlgeruch zu vermehren, getrocknete Spezereien (diapasma) auf den ſchon geſalbten Körper; daher heißt es in einem beißenden Epigramm des Martial:

> Ja, die Peſt, mit Spezereien vermiſcht, ſtinkt ärger;
> Solchen Doppelgeruch hauchſt du viel weiter umher**).

So wie man erſchaudert über die Leckerhaftigkeit und Gefräßigkeit, wodurch beſonders die römiſchen Schlemmer ſich auszeichneten, ſo erſtaunt man über den Luxus, welcher mit den mannigfaltigſten Wohlgeruchen getrieben wurde. Der wackere Plinius klagt, daß die hohen Preiſe, um welche Perlen, edle Steine und fremde Gewürze und Spezereien gekauft würden, das römiſche Reich erſchöpften, und daß die Reichthümer deſſelben in Arabien und Indien begraben würden. Zur Toilette eines römiſchen Elegants gehörten täglich mehrmal wiederholte Salbungen des ganzen Körpers mit wohlriechenden Waſſern und mit ölichten Salben, die um ſo mehr geſchätzt wurden, je dicker ſie waren. Otho machte ſich um den Nero durch die große Entdeckung verdient, daß man auch — die Schuhſohlen ſalben könne. An einem Gaſtmahle des Nero koſteten allein die Kränze, die aus den ſchönſten Blumen geflochten, und mit den köſtlichſten Balſamen beträufelt waren, eine Tonne Goldes, und an einem andern die Roſenkränze, die man im Winter aus Aegypten kommen ließ, noch mehr. Heliogabalus, der ſyriſche Wollüſtling, ließ durch Maſchinen in der Decke ſeines Speiſezimmers mit Roſen, Veilchen und andern Blumen ſeine Gäſte in ſolcher Menge überſchütten, daß einige derſelben erſtickten, weil ſie ſich aus den Blumenbergen nicht herausarbeiten konnten: es war nämlich bey dem Heliogabalus Sitte, mit den Ausbrüchen ſeiner Laſter faſt immer kindiſchen, pöbelhaften Muthwillen zu verbinden. — Die Decken der Speiſezimmer waren bey den römiſchen Großen gewöhnlich beweglich; in den Wänden waren unſichtbare Röhren angebracht, wodurch man bey kalter Witterung eine ſanfte Wärme gleichförmig unterhalten, und in dem Fußboden kaum bemerkbare Röhrchen, wodurch man wohl-

*) Athenäus V. 5. p. 195. Cas. Daß man noch jetzt in Griechenland und Klein-Aſien ſtarke Gerüche ſehr gut vertrage, bemerkt Bartholdy in ſeinen Bruchſtücken zur nähern Kenntniß des heutigen Griechenlands ꝛc. Erſter Th. S. 392.

**) Martial, I, ep. 88. Ramler's Ausg. Th. II. S. 58.

riechende Waſſer bis zu einer unermeßlichen Höhe treiben, und über die Tiſchgenoſſen in lieblich duftenden Staubregen verbreiten konnte. *) —

An dieſe Thatſachen, deren leicht viele noch aufgezählt werden könnten, dachten vermuthlich die Feinde des Geruchſinns nicht, wenn ſie behaupteten, daß es an Gegenſtänden der Annehmlichkeit fehle, die derſelbe verſchaffen, oder daß der Genuß durch denſelben nie anders als flüchtig und vorübergehend ſeyn könne. Wo ſolche Extreme ſich finden, da kann auch der Mittelweg nicht ſehr verborgen ſeyn; die Uebertreibung zum Ungeheuren, Umwandlung in Karikatur, ſetzt einen gradus positivus voraus, welchen nicht zu überſchreiten Sache des weiſen Künſtlers iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Waldteufeley.

Die gewöhnliche Verdeutſchung des Worts Satyre ſcheint nicht ganz paſſend zu ſeyn. Eine Stachelſchrift, ein Stachelſchriftſteller, ſind unangenehme Verbindungen: und wie will der Puriſt ſich damit helfen, wenn etwa von einem ſatyriſchen Blick die Rede iſt?

Wenn der Satyr ein Waldteufel iſt, warum ſoll die Satyre nicht eine Waldteufeley ſeyn? Man ſieht die Ziegenhörner und die Bocksſchwänzchen deutlicher. Wer weiß, ob nicht Rabeners Waldteufeleyen noch heut zu Tage mehr Leſer finden würden als ſeine „Stachelſchriften."

Der Verfaſſer des Artikels „Satyre" im Zedleriſchen Univerſallexicon gibt eine ſehr elegante Etymologie dieſes Worts. „Den Namen, ſagt er, ſollen dieſe Gedichte von den Satyris bekommen haben: weil nemlich die Dichter bey Verfertigung derſelben die Frechheit und Unverſchämtheit dieſer Waldgötter in Verſpottung der Menſchen annehmen müſſen." Da haben wirs: Offenbar paßt zur Frechheit und Unverſchämtheit der Waldteufel beſſer als der Stachel. Ich will wenigſtens den Vorſchlag wagen. Es können leicht Fälle eintreten, wo einer oder der andre meine Ueberſetzung der gewöhnlichen vorzuziehen ſich bewogen findet.

P. L. B.

Der getreue Hund.

Auf meines Freundes Villa hatt' ich den ſchönſten Mai-Tag verlebt. Langſam wandelt' ich nach Hauſe. Mit einbrechender Nacht ging ich dem Gottesacker des Dörfchens O . . . . näher. Der Mond beſchien die Gräberkreuze. Das Feyerliche, Romantiſche dieſer kleinen Oede ward noch erhöht durch die Todesſtille ringsumher. Frommes Trauern bemächtigte ſich meines Geiſtes, als ich an die Generationen dachte, welche den langen Schlaf ſo friedlich ſchlafen im engen Raume. Des Vergangs und der Zukunft Bilder umſchwebten mich, als plötzlich ein klägliches langanhaltendes Gewimmer mich aus meinen Träumereyen aufſchreckte. Ich horchte. Der Ton ſcholl herüber vom Kirchhofe. Bald erkannt' ich das Winſeln eines . . . Hundes. Er mag wohl dem Monde zürnen, ſagt' ich zu mir. Allein der Jammerton ward immer herzerſchütternder. Ich ſtand ganz nah', als zwey junge Mädchen (ſie mochten im Fluße gebadet haben) an mir vorübereilten. Hörſt du, ſprach Eine, hörſt du den armen Sultan? Sein Gewinſel iſt mir ſchauerlich. „Inniges Mitleiden erregts! ſagte die Begleiterin. Man thäte beſſer, ihn zu tödten. Die Wuth kann ausbrechen." — Was iſt's mit dieſem Hunde? rief ich. Warum heult er ſo kläglich? — „Mein Herr, begann die erſte, es iſt der Hund eines armen blinden Bettlers. Vorgeſtern fand man ihn neben ſeinem todten Herrn. Das arme Thier wollte ſich nicht abtreiben laſſen." „Ja, ſetzte die zweyte hinzu, der treue Sultan! Einſperren mußte man ihn, um den blinden Guſtav (unter dem Namen war er überall bekannt) nur begraben zu können. Denn auf jeden, der ſich der Leiche näherte, ſtürzte der Hund los, und wollte beißen. Seit aber ſein Herr beerdigt iſt, liegt Sultan, das gute Weſen, auf ſeinem Grabe. Vergebens hat man ihm Waſſer angeboten, und Brod, und Fleiſch. Man hat ihn öfters mit Gewalt hinausgeſchafft. Immer kommt er zurück, und heult ſo herzdurchſchneidend. Gute Nacht, Herr!" — Wir trennten uns. Ein unausſprechliches Gefühl von Trauer und Bitterkeit lag ſchwer auf meinem Herzen. Armer Hund, rief ich aus. Wenn du zuerſt geſtorben wärſt, man hätte dich nicht lange vermißt! O wie bald vergißt man der ſonſt geliebten Freunde und Anverwandten! Und du! — Sehen muß ich dich, Sultan, o du treuer fühlender Freund! Ich ſtieg über die Mauer. Ein weiſſer Pudel mit geſenktem Kopfe lief heulend über Gräberhügel. Er hatte mich wahrſcheinlich gehört, glaubte, ich woll' ihn verjagen, und entfernte ſich von mir. Ich lockt' ihn, nannte ſeinen Namen. Er hielt funfzig Schritte weit, und blickte mich an, wehmüthig, den Schwanz zwiſchen den Füſſen. Seine Augen blitzten im Mondlichte. Zuweilen streckte er die Zunge weit heraus, und keuchte. Langſam ſchritt ich an Guſtavs Ruhſtätte, die ich bald an dem — durch das Aufkratzen der Erde umgeſunkenen Kreuz erkannte. Ich zog Biscuit aus der Taſche, und warf ihm Stückchen zu. Er lag auf der Erde, und bewegte ſich nicht von der Stelle. Ich legte den Reſt neben das liegende Kreuz. Als er ſah, daß ich ſeines Herrn Grab berührte, ſprang er herbey. Ich ſchmeichelt' ihm lange. Nun ſchien er unterſuchen zu wollen, was ich hingelegt hätte, beroch's aber nur, legte ſich einen Schritt von mir nieder, ſtarrte mich an, und erhub dann ein ſo banges Gewinſel, daß es mein Innerſtes durchbebte. Ich bückte mich, ihn zu ſtreicheln. Er litt meine Hand. Ich hob ihn an den Vorderfüſſen empor, und drückte dem Treuausharrenden, Sichhinopfernden einen Kuß auf. Meinen Augen entquoll ein Thränenſtrom, und quoll auf das gute Thier. Es ſah trübſelig auf, entwand ſich mir, aber nicht ungeſtüm, kehrte zum Grabe zurück, kratzte dort einige Momente, legte ſich dann neben das Kreuz, und ſtarrte den Mond an. Ich liebkost' ihn wieder. Ich wollt' ihm Speiſe aufnöthigen. Umſonſt! Ich wollt' ihn mitnehmen, ſetzte mich eine Viertelſtunde neben ihn, ſtand auf, und lockt' ihn, freundliches Tons. Er folgte mir bis an die Mauer. Schon hofft' ich ihn ſeinem beſchloſſnen Hungertode zu entreiſſen. Er wedelte mit dem Schwanz, und heftete ſeinen Blick, voll unglaublichen Ausdrucks, auf mich,

*) Man ſehe Meiner's Schriften über den Verfall der Sitten und Staatsverfaſſung ꝛc. der Römer.

als begriff' er mein Vorhaben, und gäbe ſeinen Dank zu erkennen. Dann kehrte Sultan wiederum, winſelte, ſchrie, legte ſich auf ſeines Herrn Grab, ſcharrte und heulte. Weinend entfernt' ich mich, und vernahm die Klagetöne des armen Thiers, welche das Echo wiederholte, noch lang'. Am andern Tage fand ihn der Todtengräber auf Guſtavs Grabe, röchelnd, mit dem Tode ringend, und endigte ſein Leiden. Treuer Sultan! Man verſagte dir ein Ruhplätzchen zu den Füſſen deines Herrn! Du fandeſt im Fluße dein Grab.

A.

Berichtigung.

Im Extrablatte zum zwölften Hefte des Journals: „Konſtantinopel und Petersburg“ recenſirt ein S. F. (nicht G.) Merkel Haug's Epigramme und vermiſchte Gedichte, und iſt von einem lateiniſchen mit Hilarius Episcopus unterzeichneten Lied' entzückt, nicht aber von Haug's Ueberſetzung. — Ich weiß beſtimmt, daß Haugs „Sangluſt“ vor dem lateiniſchen „Dulce cum sodalibus sapit vinum bonum“ exiſtirte, und daß jener Biſchof Hilarius, von welchem die lateiniſche Ueberſetzung herrührt, kein andrer iſt, als Haug ſelbſt. Er glaubte wahrſcheinlich, aus dem Namen Hilarius ſchon (welchen er ſtatt des Bernhardus im 1799er Göttinger Muſenalmanach wählte) und noch mehr aus dem Inhalte laſſe ſich die Vermummung ahnen.

J.

Anekdote.

Herr Pfarrer, ſagte der Konſiſtorial-Präſident zu einem jungen Geiſtlichen, der in eine größere Gemeinde verſetzt werden ſollte, wir haben Ihre Predigt mit wahrem Vergnügen und mit herzlicher Erbauung angehört: nur ein einziger Fehler iſt uns dabey aufgefallen — ſie war zu kurz. — Seit einigen Wochen, erwiederte der Pfarrer, bin ich mit ſo vielen Arbeiten überhäuft geweſen, daß ich in der That nur wenige Stunden auf dieſe Predigt verwenden konnte. Hätte ich mehr Zeit gehabt, ſo darf ich Ew. Excellenz verſichern, ſie würde noch weit kürzer geworden ſeyn.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, 12 Mai.

Einen genußreichen Abend verſchaffte uns geſtern das Konzert einer Madame Coſtantini, vorzüglich durch die Talente der Madame Bertinotti, des Hrn. Muſikdirektors Fränzl und eines Hrn. Stengel vom Wiener Hoftheater, welche zugleich in dieſem Konzert ſich hören ließen. Mad. Coſtantini ſpielte ein Klavierkonzert von Mozart mit Fertigkeit und Präziſion. Ohne ſich in einem vorzüglich hohen Grade auszuzeichnen, beſitzt dieſe Künſtlerin doch einen angenehmen Vortrag, der aber über die Ueberwindung von Schwierigkeiten hinaus wohl ſchwerlich ſich ausbilden wird. — Den größten Glanz gaben dem Konzerte Mad. Bertinotti und Hr. Fränzl. Jene ſang eine Szene von Nicolini. Schon im vorigen Jahre hatten wir das Vergnügen, ſie in der italiäniſchen Oper „die Horazier und Curiazier“ ſingen zu hören. Damals erregte ihre reine Silberſtimme große Aufmerkſamkeit, und mehrere Muſikfreunde gaben ihr den Vorzug vor Mad. Schmalz. Geſtern übertraf ſie die nicht geringen Erwartungen des Publikums in einem hohen Grade. Ohne Uebertreibung kann man ſagen, daß ſie einen der erſten Plätze unter den jetzt berühmten Sängerinnen einnimmt. Ihre Stimme hat einen wahren Metallklang, und eine Stärke, die dem ungewohnten Ohre im Anfang, bevor ſie durch alle Abſtufungen und Nüancen hindurch ſich entwickelt hat, beynahe zu grell tönt. Auch heute konnte man wieder die Bemerkung machen, daß nur eine Italiänerin gewiſſen Stellen des Geſanges durch einen ganz eigenen und nicht zu entziffernden Ausdruck die zauberiſche Bedeutſamkeit zu geben vermag, die einer Deutſchen zum Beyſpiel bey allen übrigen Vorzügen nur theilweiſe gelingt, und welche man im beſten Fall etwa nur eine gute italiäniſche Ausſprache zu nennen geneigt iſt. Worin dies ſeinen Grund hat, mag hier unentſchieden bleiben — es wird wenigſtens die alte Bemerkung von neuem beſtätigt, daß die italiäniſchen Kehlen, oder überhaupt die ſüdlichen, die vom Himmel par excellence begünſtigten ſind. Der lang angehaltene Ton, der wie eine Harmonikaglocke ſchwebt und ſchwingt, der, wenn er zu einer höhern Stärke geſchwellt wird, doch durch die zarteſten und präciſeſten Uebergänge in einen neuen ſich verwandelt, und im Momente, wo er zu ſinken ſcheint, mit neuer Kraft ſich hebt — war in dem Geſang der Mad. Bertinotti in bewunderungswürdiger Fülle und Schönheit hörbar. Wohl mag man bey einem ſolchen Geſang der Worte entbehren können — ſie würden dem Tone ſeine Gewalt gleichſam rauben, und ihn aus dem Reiche des Klanges in die bedürftige Welt der Rede herabziehen. So ſehr die Vokalmuſik der Inſtrumentalmuſik überlegen iſt, ſo verdankt ſie gewiß nicht den Worten, die geſungen werden, ihre Wirkung — und es läßt ſich denken, und iſt zum Theil auch ſchon ausgeführt worden, daß ganze Handlungen ſo zu ſagen blos durch Stimmen, die keine beſtimmten Worte abſingen, darſtellbar ſind, und daß etwa nur die Pantomime und andre äußere Zeichen den Gegenſtand im Allgemeinen noch deutlicher bezeichnen könnten. Doch laſſen Sie ſich von einem andern die Vorzüge dieſes Geſanges in allen ſeinen Kunſttheilen auseinanderſetzen, und hören Sie am Ende nur noch die trockene Nachricht, daß der lauteſte und enthuſiaſtiſchſte Beyfall des Publikums ihr zu Theil ward, ja, daß hie und da ſich das Wunder von Orpheus in nuce zeigte, indem ein Paar ganz ſteinerne Geſichter, und zwar keine von dem ſchönſten und feinſten Korne, wirklich muſikaliſch verklärt wurden. Madame Bertinotti ſoll auf einige Monate hier engagirt ſeyn. Möchte das Publikum wenigſtens nicht ganz den Genuß entbehren, dieſen himmliſchen Geſang zu hören, von welchem es einmal ſo ganz entzückt ward — denn in der Oper wird Madame B. wohl ſchwerlich auftreten. — Herr Muſikdirektor Fränzl verherrlichte dieſen Abend durch ein Konzert von ſeiner eigenen Kompoſition. Ueberraſchende Vereinigung der Blasinſtrumente mit den Saiteninſtrumenten trug vorzüglich dazu bey, dieſer Muſik den gefälligen und anmuthigen Charakter zu verleihen, bey welchem man gleichſam nach dem hinreiſſenden Vortrag der Solopartien von Hrn. Fränzl ausruhen, und ſich wieder orientiren konnte. Die größten Schwierigkeiten trug Hr. Fränzl mit der ſeltenſten Sicherheit und Leichtigkeit vor. — Herr Stengel vom Wiener Hoftheater ſang eine italiäniſche Szene mit Empfindung und einer einfachen Methode. Das Allegro ſcheint ſeiner Stimme weniger angemeſſen zu ſeyn, als das Adagio. Seine Stimme iſt voll und angenehm, wenn ſie auch nicht mehr die ganze Friſchheit der Jugend hat. — Seit längerer Zeit ward dem Publikum kein ähnlicher Abend zu Theil, und nicht ſehr oft ward den Künſtlern ein lauterer und ungetheilterer Beyfall gezollt. — Glückliche Kunſt! die du weniger, wie andre, von den Einflüſſen der Zeit abhängig biſt! Wie kann man bey dir noch an das denken, noch das lieben, noch das haſſen — was, wenn du zu uns redeſt, ſo klein, ſo nichtig erſcheint. Iſt es denn wahr, daß deine Prieſter dieſes ſo ſelten fühlen und wiſſen? . . .

Nro. 131.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 2. Junius, 1807.

Die ſchlimmſte Knechtſchaft iſt, ein Sklav der Sinne ſeyn.
Nur Weisheit adelt Luſt. —

Uz.

Apologie der Naſe.

(Beſchluß.)

Die Natur ſelbſt, ſo bald der Menſch im Zuſtande der Kultur ſich nicht von ihr entfernen, ſich nicht verkrüppeln will, hat die deutlichſten Fingerzeige gegeben, daß und wie weit der Sinn des Geruchs kultivirt werden könne. Die Naſe iſt ihrer Natur und ihrem Loos nach der Wächter des Mundes. Daher unterſcheiden die Wilden durch den bloßen Geruch, ob eine Wurzel oder Frucht geſund oder giftig ſey. Der wilde Knabe, der einſt in Irland gefangen wurde, ſuchte ſich mit Hülfe ſeines Geruchs aus dem Heu die Kräuter hervor, die ihm zur Speiſe dienten. Ein anderer Knabe aus Lüttich, der im fünften Jahre ſeines Alters verloren gegangen, und ſechzehn Jahre hernach erſt wieder gefunden worden war, hatte unterdeſſen vorzüglich ſeinen Geruch ſo ſehr geſchärft, daß er gleichfalls dadurch eßbare Wurzeln, die ſeine Nahrungsmittel waren, in der Erde aufzuſuchen, und von andern zu unterſcheiden im Stande war. — Die Neu-Holländer zeigten einen ganz beſondern Widerwillen gegen das Schweinefleiſch, und ſchon der Geruch davon ſchien ihnen unausſtehlich. Einer derſelben hatte ein Stück Schweine-Fleiſch von den Engländern bekommen, und daſſelbe mit dem Finger berührt. Dieſen Finger hielt er einem ſeiner Landsleute vor die Naſe, der durch die ſeltſamſten Geberden ſeinen Eckel zu erkennen gab. So empfindlich war der Geruch ſelbſt bey Menſchen, welche ſonſt in höchſter Unreinigkeit lebten, und vom Schmutze und Fette ſelbſt den übelſten Geruch um ſich verbreiteten.

Das Erkennen der Spur vermittelſt des Geruchs, von welchem mannichfaltigen Nutzen könnte es nicht ſeyn? Mit ihrer Naſe wiſſen die Kalmücken, die Kamtſchadalen und mehrere andern Völkerſchaften recht gut auszuwittern, ob der Fuchs oder Bär daheim in ſeiner Höhle oder auswärts ſey; und der Araber weiß auch ein nie geſehenes Kameel mit Gewißheit aus einer ganzen Heerde herauszufinden, wenn er nur Einmal die Stelle hat genau beriechen können, an welcher es eine Nacht ſein Lager gehabt hat. „Die Wilden, mit welchen Vaillant Bekanntſchaft gemacht hatte, witterten in einer Entfernung von mehrern hundert Schritten einen Waſſerquell eben ſo gut, als der Affe und die Hunde, die ihn begleiteten, oder als die Ochſen, die ſein Gepäcke führten.

Merkwürdig iſt beſonders, was von der Feinheit des Geruchs, mit welcher die Kundſchafter der nordamerikaniſchen Wilden ihre Feinde aufſuchen, erzählt wird. Bey jedem Lager, das dieſe Wilden aufſchlagen, ſchicken ſie ihre Kundſchafter in einzelnen Parteyen aus, die Gegend zu erforſchen; und dieſe haben eine ſolche Stärke im Beobachten, und ſolche Merkmale, wornach ſie ſich richten, daß ſie nicht leicht irre geführt werden. Das erſte dieſer Merkmale beſtehet im Geruche des Rauchs. Wenn einige Wilden in den Wäldern Hütten errichten und ganz ſicher zu ſeyn glauben; ſo können diejenigen, von denen ſie geſucht werden, ſehr bald, und noch ganz von weitem, an dem Geruche des Feuers ihren Aufenthalt entdecken; denn ihr Geruch iſt ſo fein, wie der eines abgerichteten Jagdhundes.

Ein zweytes Merkmal finden ſie in den Fußſtapfen der Perſonen, die von einem Orte zum andern gegangen ſind. Sie werden dergleichen nicht ſelten vermittelſt des bloßen Geruchs an allen den Orten richtig und untrüglich gewahr, wo für uns Europäer nicht der geringſte Schein davon zu ſpüren iſt. Sie können es dieſen Fußſtapfen, wenn ſie anders nicht zu alt geworden ſind, an- oder, beſſer, abriechen, welcher Völkerſchaft ſie angehören, ob ſie freundſchaftliche oder feindliche ſind; ja, rühren ſie von Leuten ihrer Bekanntſchaft her, ſo ſind ſie nicht ſelten im Stande, ſogleich zu ſagen, welche Perſon dieſen Weg gegangen ſey. Wie vortheilhaft, wenn dieſe Fertigkeit noch unter uns erworben würde!

Herr Dr. Wendeborn in ſeiner leſenswerthen Geſchichte des Menſchen erzählt von einem Affen, daß er, vermöge des Geruchs, unter einer Geſellſchaft von Frauenzimmern ſich ſogleich derjenigen genähert habe, welche — verſteht ſich im Stillen, — dermalen das heißeſte Verlangen trug, — um mit dem deutſchen Luther zu reden — erkannt zu werden. Ob es auch Menſchen je bis zu dieſer Feinheit des Geruchs gebracht haben, iſt mir nicht bekannt; dieſer Umſtand könnte ſonſt für gewiſſe Herrn noch ein neuer Bewegungsgrund werden, den Geruchsſinn zu kultiviren.

Am wichtigſten möchte für viele die Nachricht ſeyn, daß man lediglich mit Hülfe der Naſe im Stande ſey, unächtes Metall von ächtem zu unterſcheiden. Mehrere ganz unzweideutige Stellen alter Schriftſteller beweiſen, daß zu den Zeiten der Griechen und Römer dieſe Kunſt vorhanden geweſen ſey. Unter den Koſtbarkeiten des perſiſchen Königs Darius fanden ſich, nach einem Bericht, mehrere Becher, welche man nur vermittelſt des Geruchs unterſcheiden konnte, ob ſie goldene oder eherne wären. Von einem alten Geldwechsler wird verſichert, daß er die Aechtheit der Münzen nicht blos nach dem Anſehen, der Betaſtung und dem Klange derſelben, ſondern auch nach dem Geruche beurtheilt habe. Ein römiſcher Nabob beſchnüffelte ſein — Nachtgeſchirr, um ſich zu verſichern, ob das Erz, woraus es beſtand, wirklich Korinthiſches ſey oder nicht *). Daß noch jetzt indiſche Kaufleute durch eine ſolche Feinheit des Geruchs ſich auszeichnen, iſt ſchon früher in dieſen Blättern erzählt worden **); und es erhält neue Beſtätigung durch die Behauptung des franzöſiſchen Reiſenden Crozet, welcher die Bewohner auf einer der Kamtſchadaliſchen Inſeln mit ſolchen Spürnaſen begabt, daß ſie gleichfalls das Kupfer, wenn es dem Golde zugeſetzt war, ſogleich auswitterten *).

Endlich aber dürfen wir noch eine Bemerkung nicht verſchweigen, die hoffentlich unſere Leſer mit der Naſe vollends ausſöhnen wird. Die Sinne des Geſchmacks und des Geruchs ſind beyde einander nahe verwandt, und — ſelbſt nach Kantiſcher Behauptung — „wem der Geruch mangelt, der hat jederzeit nur einen ſtumpfen Geſchmack.“ Wer aber unter uns wollte ſich wohl der übeln Nachrede ausſetzen, daß er einen ſtumpfen Geſchmack habe? — Auch iſt es blos Eigenheit der neuern Sprachen, die, Gott weiß, welche Grille eingeführt hat, das äſthetiſche Beurtheilungsvermögen mit dieſem Ausdruck, der blos auf das Innere des Mundes und die Unterſcheidung ſowohl, als die Wahl genießbarer Dinge durch daſſelbe hindeutet, zu bezeichnen. Kant hat darüber eine eigene Theorie aufgeſtellt, die die Geſchmäckler bey ihm ſelbſt nachleſen mögen. Wir können aber nicht unbemerkt laſſen, daß die Alten, die ja insgemein für die Lehrer und Vorbilder des — Geſchmacks gehalten werden, wo nicht mit mehrerem, doch mit gleichem Rechte, als wir, einem jeden, den wir geſchmackvoll nennen würden, eine reine, geſchneutzte Naſe beylegten, ſo wie das Gegentheil, obesae nares, von allen denen geſagt wurde, welche wir als — Geſchmackloſe zu brandmarken pflegen. Ich appellire ſofort an die Unpartheilichkeit und Gerechtigkeitsliebe aller derer, die hierein ein Wort zu reden haben, und trage darauf an, zur Bereicherung unſerer Sprache neben dem Geſchmack auch dem Geruch, als Auswahl des Schönen, ſynonymiſch ſeine Stelle einzuräumen. Iſt dies geſchehen, ſo hoff' ich, wird auch das Uebrige, was zu Gunſten der Naſe geſagt worden iſt, nicht in den Wind geredet ſeyn.

Zimmermann.

Aufklärungen über Aſien, für Bibelforſcher, Freunde der Kulturgeſchichte, und Verehrer der morgenländiſchen Literatur von Dr. Ant. Theod. Hartmann. 2ter Band. Oldenburg, 1807.

Wanderungen in den Orient haben einen ganz eigenen Reiz, wenn ſie ſchon das Anziehende der Religion verlohren haben. Dort iſt die Wiege des Menſchengeſchlechts; von dort kamen die jetzt herrſchenden religiöſen Ideen, verbreitete ſich aller Saame von Kultur. Dieſe Betrachtungen erhalten durch den Gedanken, daß jenen Boden ſo viele Hirtenvölker bewohnen, bey welchen noch ſo viel uralter Sinn und Geiſt herrſcht, ein eigenes Intereſſe. Willkommen ſey uns daher jede Bemühung, das Beſte, was über jene Länder zu wiſſen iſt, in Ueberſichten zuſammenzufaſſen, wie in vorliegendem Buche mit vielem Fleiße und Verſtande geſchah.

*) Hieher gehört das Bonmot des Kaiſers Veſpaſian, das hier lateiniſch eine Stelle finden mag: Reprehendenti filio Tito, quod etiam urinae vectigal commentus esset, pecuniam ex prima pensione admouit ad nares, sciscitans, num odore offenderetur? et illo negante, atqui, inquit, e lotio est. Sueton. Vespas. 23.

**) Morgenblatt, Nro. 68. S. 270.

*) Crozet nouveau voyage à la mer du Sud. Paris, 1783. p. 258.

Unſern ſchönen Leſerinnen müſſen wir hauptſächlich den Aufſatz über die Sprache der Liebe und Galanterie in den Schriften der Aſiaten empfehlen. Da werden ſie finden, daß ihre ſchönen ſchwarzen Augen auch im Orient Glück machen, und zu ihrem gröſten Ruhme mit den Augen der Gaſellen verglichen, ja ſie ſelbſt ſogar Gaſellen genannt werden würden. „Denn, ſagt ein Dichter, Madſchnun liebkoſte den Gaſellen, die er gefangen hatte, und weidete ſich an dem Anblick ihrer anmuthigen Geſtalt und ihrer bezaubernden ſchwarzen Augen, weil ſie ihm das Bild ſeiner gleichfühlenden Leila ſo täuſchend zurückſpiegelten.“ — Auch hören wir von den „lebhaften Gaſellenaugen ſich ſelbſt bewundernder ſchalkhafter Mädchen.“ Selbſt wenn ſie in der Unterhaltung des Dichters einſchlafen, ſagt ihnen dieſer noch: „ihre ſchwarzen Augen waren voll Schlaf, und mit babyloniſchem Zauber getränkt.“ Und dies iſt natürlich; denn, wenn ſeine Schöne wacht, rühmt er von ihr: „ihre Augen blickten gen Himmel, und die Sonne fühlte ſich verdunkelt; ſie heftete ſie auf die Erde, und überall ſproßten Blumen auf; ſie lächelte, und die ganze Natur lachte um ſie her.“ Selbſt als ſie die Blumen begoß, „ſchien das Feuer ihrer Blicke das Waſſer der Gießkanne in Regenbogen zu verwandeln.“

Wie kalt ſind dagegen die Komplimente unſrer abendländiſchen Dichter! Schönes Land! werden manche unter unſern liebenswürdigen Freundinnen denken, wo man ſo beſungen wird! — Nur müſſen wir ihnen ſagen, daß es dieſem Buche zu Folge, weder Bälle, noch Konzerte, noch Theater im Orient gibt, und daß die ganze Freude der Schönen daſelbſt darin beſteht, den ganzen Tag im verborgenſten Theile des Hauſes zu ſitzen, eine Pfeife zu rauchen, und mit den Gaſellen verglichen zu werden.

Die Mirnitzer-Höhle
am Drachentaurn in Steyermark.

Auſſer den allbekannten Grotten Krains iſt vielleicht keine Höhle in den deutſchen Staaten Oeſterreichs ſo merkwürdig und ſo ſehenswerth, als die Mirnitzer-Höhle am Drachentaurn in Steyermark, welche von den Landleuten jener Gegend die Kegellucken genannt wird.

Sie liegt eine halbe Tagreiſe weit von Grätz, der Hauptſtadt Steyermarks, unweit des Poſtortes Röthelſtein, jenſeits des Flußes Mur auf einem ſteilen Berge.

Ein gewiſſer Heröus war der erſte, welcher dieſe Naturmerkwürdigkeit beſuchte, und von dem wir auch einige Nachrichten darüber erhielten. Der Geiſt der Zeit ſowohl, als auch der Mangel an geläuterter Kenntniß der Natur mag die Mährchen entſchuldigen, welche uns der ehrliche Heröus auftiſchte, und die uns in ihrer myſteriöſen Geſtalt an die Tendenz einer gewiſſen philoſophiſchen Schule erinnern. Heröus fand übrigens unerhörte Wunder der Natur, Steine, die mit unkennbaren Buchſtaben und Figuren bezeichnet waren; er fand eine ſonderbare Gattung der Luft, die den Schall der Stimme ganz veränderte u. ſ. w. Das Wunderbarſte in dieſen Berghöhlen ſollen aber, nach ſeiner Ausſage, eine Menge Gebeine ſeyn, die theils menſchliche Rieſen, theils ungeheure Drachen (risum teneatis amici!) geweſen zu ſeyn ſcheinen, und in großen Haufen zuſammen liegen, von denen ſehr viele in die Verſteinerung übergegangen wären, weshalb dieſer Ort ſeit vielen Jahren her das Rieſengrab genannt wurde.

Mag auch Heröus im Jahre 1719 unerhörte Wunder geſehen, und zwey Jeſuiten als Naturkundige, welche dieſe Höhle im Jahr 1752 beſuchten, dieſe Mährchen nicht widerlegt haben, ſo wird dennoch Niemand darüber erſtaunen, der ſich an die Finſterniß unſerer Gegenden im zweyten Decennium des verfloſſenen Jahrhunderts erinnert, der weiß, daß einem Layen im 19. Jahrhunderte das nicht zu ſehen vergönnt iſt, was zwey fromme Söhne Lojola's ein halbes Säculum früher geſehen haben.

Ungeachtet der Nichtigkeit dieſer Wunder hat aber dieſe Höhle noch des Merkwürdigen genug, um Naturfreunde und wißbegierige Reiſende zu einem Beſuche derſelben einzuladen. Der Eingang in dieſelbe hat die Geſtalt eines ungleichen Halbzirkels, deſſen Radius nicht gar 100 Fuß meſſen dürfte. Sie iſt beyläufig 1500 Fuß über den Murſtrom erhaben, und vor derſelben dehnt ſich ein geräumiger Platz aus. Von hier geht der Weg nach nordweſtlicher Richtung, in gleicher Höhe und Breite weiter in den Berg hinein. Den Boden deckt die ſchönſte ſchwarze Erde, ſtark mit Ocker vermengt; die Wände ſind Kalkſtein, mit Drüſen überzogen, und in den groteskeſten Formen ſo gruppirt, daß viele derſelben äußerſt auffallende Geſtalten täuſchend verſinnlichen. Endlich hört man das Plätſchern einer aus der Decke herabtropfenden Quelle. Wenn man näher hinzukommt, ſieht man beym Fackelſcheine in der Höhe einen ausgeſchwemmten Kalkſtein von ſeltener Weiſſe, worüber das Waſſer in ein Baſſin herabtropft, das von Menſchenhänden ſeine Form, Rundung und Reinheit erhalten zu haben ſchien, aber dennoch nur ein Spiel der Natur iſt. Nun zertheilt ſich der Weg in ſo viele Krümmungen und Irrgänge, daß man Mühe hat, den Rückweg zu finden, bis man zu einer hohen Leiter kommt, welche durch ein enges Loch in eine andere Höhle hineinführt. Bis hieher iſt der Weg zwar ſchauerlich, das Dunkel der finſterſten Nacht können die Fackeln kaum erhellen, aber dennoch iſt er hier nicht gefahrvoll. Dagegen findet man den Boden vom Anfange der Höhle bis hieher überall, man mag nachgraben, wo man will, einen oder zwey Fuß tief, mit vielen Beinen beſäet, wovon einige ſchon halbverweſen, einige halb in die Verſteinerung übergegangen ſind. Wahrſcheinlich ſind dieſe Petrefacten nichts anders, als die Ueberbleibſel des ſogenannten Höhlenbären, der, wie vielfältige Erfahrung lehrt, in Höhlen lebt, dorthin ſeinen Raub trägt, und denſelben auch da verzehrt. Alle Jahre, im Frühlinge und im Sommer, kommen aus Oeſterreich und Ungarn und Kärnthen Beingräber zu dieſer Höhle, um Knochen zu ſammeln, und dieſelben in ihren Ländern an Apotheker, Bauernärzte und Charlatane zu verkaufen, welche ſie ſehr gut bezahlen. Sowohl in Steyermark, als in den vorher genannten Ländern, ſind dieſe Wunderknochen ehemahls als Drachenbeine bekannt geweſen; jetzt aber ſchätzt man ſie als Univerſalarcanum unter dem Namen Einhorn unendlich hoch. Charlatane machen daraus rothe und weiſſe Pulver, und laſſen ſich dafür gut bezahlen; man hat beſonders in Ungarn und Kärnthen ſehr vieles Zutrauen auf dieſes Einhorn, und es ſoll ſchon manchen vom Tode errettet haben. Mundus vult decipi, ergo decipiatur iſt der Wahlſpruch dieſer After-Aesculape, die im Ladenkittel ſo gut, wie im Abbé-Mäntelchen, nur gar zu gern Pluto's ſeyn möchten, wenn

noch die Epoche da wäre, wo Trinitarier mit Hoſtien Fieber heilten, wo Oſſiacher Kugeln, Gicht und Lähmungen vertrieben, und wo jeder Kapuziner, der nur einige Wochen in der Kloſterapotheke Weinſtein präparirte, ſagen konnte: anch'io son Dottore! —

Wenn man nun mit Gefahr die morſche Leiter, deren vorhin gedacht wurde, hinaufgeklettert iſt, und ſich durch die enge Oeffnung hindurchgewunden hat, ſo thun ſich ganz neue Szenen auf, die bey einem nur etwas Furchtſamen gewiß einen erſchütternden Eindruck verurſachen werden. Bald ſenken ſich die Felſen ſo zur Erde, daß man Mühe hat, ſich auf allen Vieren durchzuwinden, bald erheben ſie ſich wieder, und bilden Hallen von anſehnlicher Höhe und Weite. Der Weg iſt hier ſowohl des felſigten Bodens, welchen viele von der Decke herabgeſtürzte Steinmaſſen für ungeübte Kletterer ſehr beſchwerlich machen, als auch der ſchlüpferigen und naſſen Ochererde wegen, womit jene Felſenmaſſen überzogen ſind, in der That gefährlich. Aber man erblickt da auch ſeltſame Naturſpiele und auffallende Erſcheinungen. Die Wände ſind mit Tropfſtein in länglichten Schichten überzogen. Die Felſen ſcheinen himmelblau mit röthlichten Adern durchſchnitten. Die ſonderbarſten Geſtalten der hervorragenden Steine beſchäftigen im grauenvollen Dunkel mit jedem Schritte die Phantaſie, und die an der Decke hängenden, jeden Augenblick den Einſturz drohenden, ungeheuren Felſenmaſſen ziehen immer den ungewiſſen und ſorgſamen Blick in die Höhe. Je weiter man in die Höhle kommt, je gefährlicher wird die Wanderung und je mannigfaltiger die Umriſſe der Gegenſtände. Die Länge der ganzen Höhle, wenn man die Wanderung auch nicht langſam macht, beträgt gegen anderthalb Stunden. Noch ſind hier die auf einem ungeheuern Felſenſtücke eingemeiſelten Wappenſchilde bemerkenswerth, welche wohl, wie die ebenfalls dort eingegrabenen Jahrszahlen 1439 und 1632 anzeigen, aus frühern Jahrhunderten herrühren mögen.

So ſehenswerth dieſe Höhle auch iſt, und ſo oft ſie nun von fremden Reiſenden beſucht wird, ſo hat ſie doch im Innlande nicht jene Celebrität, die ſie verdiente; ein Schickſal, das bisher ſo viele Naturmerkwürdigkeiten Süddeutſchlands mit dieſer Höhle theilten, dem aber nun durch ein Werk abgeholfen wird, auf das wir alle Reiſende und Naturfreunde aufmerkſam machen müſſen. Es erſchienen nemlich jüngſthin Wien bey Anton Doll zwey Bändchen: Naturwunder des öſterreichiſchen Kaiſerthums, von Dr. Franz Sartori, die ſich eben ſo ſehr durch gute Wahl intereſſanter Gegenſtände, als durch geſchmackvolle und gebildete Schreibart auszeichnen. Das Publikum findet daran ungemein vieles Behagen, da es erſt durch dieſe Schrift erfährt, wie vieles Merkwürdige und Sehenswerthe es in ſeiner Nähe habe. Alles Myſtiſche und Unwahrſcheinliche vermeidend empfiehlt ſich dieſes Werk durch die im angenehmen Gewande vorgetragene Belehrung über phyſikaliſche und naturhiſtoriſche Gegenſtände. Dieß mag wohl auch die Urſache der warmen Theilnahme ſeyn, die das Publikum dieſem Werke bezeugt, da es eine Fortſetzung deſſelben wünſcht. Vielleicht geht dieſer Wunſch in Erfüllung, wenn der Verfaſſer, Hr. Sartori, der alle Jahre ökonomiſche und naturhiſtoriſche Reiſen durch öſterreichiſche Provinzen macht, von ſeiner dießjährigen Wanderung durch Oeſterreich, Salzburg, Kärnthen, Steyermark und durch einen Theil von Ungarn zurückkommt, denn dieſe Länder ſind in naturhiſtoriſcher Hinſicht ergiebige Fundgruben für den forſchenden Gelehrten.

Mein Alter.

Sub Roſa zähl' ich nun beynahe ſechzig Jahre;
Euch ſchein' ich Funfziger, trotz meiner grauen Haare;
Mich wähn' ich Vierziger bey ſüßer Freundſchaft Glück;
Ich bin kaum zwanzig alt, winkt mir Sophiens Blick.

JAW.

Korreſpondenz=Nachrichten.

St. Petersburg, 18 April a. St.

Mit den Fortſchritten der Kultur und Wiſſenſchaften ſieht es bey uns noch immer nicht ſo glänzend aus, als man durch einzelne Berichte und abſichtlich vergrößerte Erzählungen das Ausland gern glauben machen möchte. Niemand ſoll unſers wackern Etatsraths Storch's Rußland unter Alexander ungeleſen laſſen *). Alles, was darin aufgenommen wird, fließt aus ächten Quellen, und Storch iſt kein Freund vom Poſaunenton. Allein alles tröſtliche, was da berichtet wird, ſind kleine Inſelgruppen auf unermeßlicher Meeresfläche — natant in gurgite vasto. Seit Peter dem Groſſen hat Alexander zuerſt wahre Wünſche zur Verbeſſerung und Veredlung ſeiner Völker empfunden. Ach, und wie wenig bringt zu ſeinen Ohren. Erziehung iſt der Lieblingsgedanke unſers guten Kaiſers. Daher der beſondere Miniſter der Aufklärung und die mit dem größten Koſtenaufwand und Aufopferung durchgeſetzte Stiftung mehrerer Univerſitäten. Aber wer ſoll denn nun auf dieſen Univerſitäten gebildet werden? Man ſtellt Lehrer dabey an, ohne ſie prüfen zu können. Auſſer dem ganz deutſchen Dorpat iſt gar an keine wahre Univerſitätszucht irgendwo zu denken. In Moskwa, für welches der raſtlos bemühte Kurator Murawief alles aufbot, und da er das volle Zutrauen des Kaiſers beſitzt, auch alles aufbieten konnte, martern ſich die aus Deutſchland hinverſetzten Profeſſoren bis zum Angſtſchweiß, um ihre Kollegien franzöſiſch zu leſen; ſie und die ruſſiſchen Profeſſoren liegen einander unaufhörlich in den Haaren, und es iſt eine wahre allgemeine Sprachen=Verwirrung, da die ruſſiſchen Profeſſoren in der Regel nie deutſch können. Die hier erſcheinende Literaturzeitung überſetzt altbackene deutſche Recenſionen ins Ruſſiſche, und verſteigen ſich die Herrn einmal höher, ſo iſt ihr Phaetontiſches Schickſal ſogleich vorauszuſehn. Die Ruſſen ſchicken ihre Söhne immer noch nicht auf Univerſitäten, da ſie, auch ohne dort geſtempelt worden zu ſeyn, gewiß angeſtellt werden; einen Mittelſtand oder eigentlichen Bürgerſtand gibt es dort noch gar nicht, und doch kommen aus ihm ſo viele fleißige und unterrichtete Menſchen in andere Staaten. Könnte die Sklaverei einmal aufgehoben werden, ſo würde ſich nach und nach dieſer Stand von ſelbſt bilden. Darauf legt auch Alexander alles an. — Der Adel iſt in der höchſten Ueberverfeinerung, halb franzöſiſch, halb engliſch verbildet. Die ſogenannte ruſſiſche National=Literatur ſoll, wie uns ihre Lobredner verſichern, jetzt gewaltige Fortſchritte machen. Allein bey Lichte betrachtet, ſchränkt ſich alles auf Ueberſetzung ſchlechter deutſcher und franzöſiſcher Romane, und höchſtens einiger Reiſebeſchreibungen ein. Im auſſerordentlichen Fall erſcheint etwa einmal in der Naturgeſchichte oder Mathematik ein ruſſiſches Nationalwerk. Und wo auch hie und da eine hoffnungsvolle Blüthenknospe ſich angeſetzt hatte, der jetzige Krieg tödtet alles, wie ein mörderiſcher Spatfroſt. Die Auflage auf die gebundenen Bücher, welche aus dem Auslande eingeführt werden, iſt jetzt verdreifacht, und eine eigene Reviſion dazu verordnet. —

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Das eben erſchienene 22. und 23. Stück dieſes trefflichen Journals enthält unter andern ganz neue Berichte über die letzte Weltumſeglungsreiſe unter Kruſenſtern. Der Einſ.

Nro. 132.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Junius, 1807.

Das Werk des Meiſters, welches von hohem Geiſt
Geflügelt hinſchwebt, iſt, wie des Helden That,
Unſterblich.

Klopſtock.

Denkmal.
(Aus Herders poetiſchem Nachlaße.)

Welchen Helden und Mann des Vaterlandes
Willſt du ſingen, o Saitenſpiel, das Orpheus
Einſt in Hainen empfing — ihm lauſchten horchend
Felſen und Haine.

Ströme ſtanden im Lauf; die Stürme ſenkten
Ihre Schwingen, die Eichen und der Eichen
Harte Kinder erſtaunten ſeinem ſüſſen
Hohen Geſange —

Sing ich jenen zuerſt, der Roms gewalt'ge
Strenge Bande zerriß? — O traure, Deutſchland!
Siegen konnte dein Hermann, aber deine
Siege nicht ſichern.

Neid durchbohrte den Retter ſeines Volkes;
Den kein Römer bezwang, bezwangen Deutſchlands
Fürſten. Trauriges Spiel! Sie drängten Heere
Ueber die Welt aus —

Bis von deutſchem Gebein die Welt bedeckt lag,
Longobarden, Alanen, Gothen, Sueven;
Großer Dietrich, du auch liegſt begraben
Jenſeit der Alpen! —

Soll ich ſingen den Mann, der Deutſchland würgte,
Oder taufete? den der Römer Biſchof,
Der den Biſchof in Rom zum Herrn der Welt log —
Leyer, o nenne

Nicht den Franken, und ſeines Stammes keinen!
Laß die Inſul ihn preiſen, der ſie ſchmückte!
Heinrich ſinge mein Lied! Vom Vogelheerde
Zog er zum Sieg aus,

Deutſchlands Mauer und Deutſchlands Städte-Stifter;
Er verachtete Roma's Zauberkrone —
Der ſein ganzes Geſchlecht erlag. Erliegen
Seh' ich der Kaiſer

Mächtige Reihen. Der Arno, Po und Tiber
Strömt germaniſches Blut; der Jordan wälzet
Deutſche Leichen, und Deutſchlands Fürſten rauben
Unter einander.

Keinen nenne mein Lied! die Edlen nenne,
Die vom Baume der Weisheit uns ein Zweiglein
Brachten; Friederich, dich, den Erſt' und Zweyten —
Glänzende Sterne,

Warum ſanket ihr? ach! warum erblaßte
Konradin? Das vergoßne Blut der Edeln
Ruft gen Himmel und netzt den Römerpurpur,
Nimmer vertrocknend!

Gute Fürſten, (o wäre Fürſtengüte
Gnug, zu retten die Welt!) ihr Maximili-
ane, hinter den Geyern, zwo geliebte
Friedliche Tauben —

Leyer, ſinge ſie nicht! den Adler preiſe,
Der mit mächtigen Klaun die Hyder faßte,
Luther ſinge der Welt; und vor und mit ihm
Viele verfolgte

Weiſen; ſüßer Melanchthon du, vor allen
Dich, der glühenden Sonne ſanfter Folger
In ſtill wachſendem Glanz! ſo ſtralet Luna
Unter den Sternen!

Eure Namen, die ihr die Welt umfaßtet,
Eure Namen, Kopernikus und Kepler,
Stehn am Himmel; und mit den zwey'n ein dritter
Goldener Name,

Leibnitz. Manche der Edlen möcht' ich nennen,
Lambert, Haller und Kleiſt, und Nathan-Leſſing,
Auch den Lebenden, der am Belt den Rand maß
Aller Gedanken.

Aber ſchweige, mein Lied — bis einſt die Sonne
Neu aufglänzet, (ſie ging mit König Friedrich
Unter;) ſinge du dann den Mann und Helden
Neuer Geſchlechter.

Der, wenn Jupiter hoch am Himmel donnert,
Und mit Blitzen die Lüfte reinigt, unten
Nur ein Hirte regiert, der Menſchenbrüder
Vater und Wächter!

Heinrich von Kleist's Amphitryon, ein Lustspiel nach Moliere. Herausgegeben von Adam Müller. Dresden. Arnold, 1807. VII. et 184 S. 8.

Mit innigem Vergnügen erwähnen wir dieſes Luſtſpiels, das würdig iſt, aller Augen auf ſich zu ziehen, und unter den Kunſtſchöpfungen der neueſten Zeit nächſt Oehlenſchlägers Aladdin den leſerlichen Schriftzug ächter Genialität an der Stirn trägt.

Willkommen ſey, wer einen ſolchen Freyheitsbrief, eine ſolche magna charta aus den Händen ſeiner geliebten Mutter Natur empfangen, willkommen, wer ſo den göttlichen Beruf des Dichters beurkunden kann. Denn dies iſt wohl die wahre Genialität oder Schöpferkraft, die Leben aus dem Steine rufen, die dem abgeſtorbenen Leibe der Fabel eine gottähnliche Seele einblaſen kann: die zwiſchen dem Zuviel und Zuwenig hindurch mit kühner und ſicherer Hand die zarte, leichtverletzliche Linie der Schönheit richtig zu ziehen weis: und dies iſt geſchehen. Die bekannte Fabel, die in des Plautus Behandlung ſchon eine leiſe Spur von Geringſchätzung gegen die Götter verräth, die in ungeweihtem Munde ſo leicht obſzön werden kann, die unter Moliere's Händen, des komiſchen Reichthums ungeachtet, zu einer ächt nationellen Hahnreyſchaft geworden, iſt von Kleiſt mit ſolcher Keuſchheit und Heiligkeit wieder gebohren, daß uns bis auf den heutigen Tag kein Werk bekannt iſt, in welchem eine vielſinnige Mythe der Griechen auf ſo überraſchende, übermenſchliche und edle Weiſe gedeutet worden: ja, der Sinn iſt bey ſeiner herrlichen Tiefe ſo rein, daß man ſelbſt die ſchönſte und geheimnißreichſte Mythe der chriſtlichen Religion ohne allen Zwang darinnen finden mag. Es iſt eine Anſicht, deren außer dem Griechen nur der Deutſche fähig iſt, die dem Römer fremd bleiben mußte, und zu deren Ahndung der Franzos ſich nie erheben wird. Hieraus wird ſich ergeben, wiefern es nach Moliere ſey, und es iſt in der That wohl gethan, dieſes nach lediglich von der Zeit zu verſtehen. Denn ſind auch die Perſonen beybehalten, der Gang des Ganzen im Aeußern ſo ziemlich gleich entwickelt, und komiſche Züge aufgenommen worden, ſo hat doch der Dichter nichts verwandelt oder hinzugeſetzt, was nicht verſchönte und veredelte, und in der Umbildung iſt der Witz ſo ächt kerndeutſch, der Scherz ſo zart und vielſinnig, iſt im Ernſten, wie im Komiſchen, alles Franzöſiſche ſo ins Deutſche verklärt worden, daß eine vergleichende Lectüre Kleiſt's und Moliere's zugleich den richtigſten Maßſtab für den poetiſchen Gehalt beyder Nationen abgibt.

Hier iſt freylich kein ioniſcher, noch äoliſcher Dialekt, keine ſeltſam zuſammengeleimten Worte, kein antikiſches Sylbenmaß, ja der verwünſchte Dichter hat ſogar höchſt moderne Gedanken hineingewebt: aber demungeachtet iſt es antik im edelſten Sinne; denn eine ungezwungene Sprache (der wir im Einzelnen noch eine ſchärfere Feile wünſchten), ein geſunder, natürlicher Wohllaut, freyer Wechſel des Dialogs, und ein weiſes Maß in allen Dingen, vor allem aber Genie, ſind zwar nicht der Form, aber dem Weſen nach, höchſt antik, und beſonders iſt es der tiefſte Grundton des Ganzen in ſo eigenthümlichem Grade, daß man unmöglich noch nach Winkelmaß und Hammer der Schule greifen kann, um einige ſeiner geſunden Glieder einzuzwängen und zu behämmern.

Ein früheres Drama von Kleiſt, die Familie Schroffenſtein, iſt uns nicht mehr gegenwärtig genug, um die höhere Vollendung des Dichters durch die Vergleichung beyder zu zeigen: zudem ſoll es von unberufenen Herausgebern, wo nicht ſeiner beſten Reitze beraubt, doch ſo ausſtaffirt worden ſeyn, daß von der urſprünglichen Geſtalt wenig oder nichts zu erkennen iſt: deſto herzlicher freuen wir uns, daß bey ſo ungünſtigen Umſtänden, in welchen der Dichter lebt, dies ſein ſchönes Werk einen würdigern und gewiſſenhaftern Herausgeber gefunden hat, der gewiß nichts verabſäumen wird, was auf die Erſcheinung der übrigen Dramen von Kleiſt Einfluß haben kann. —

H. K. D.

Friedrich Heinrich Jakobi.

Auf Veranlaſſung eines in franzöſiſchen Blättern befindlichen Artikels theilte neulich eine Zeitſchrift über den Mann, deſſen ehrwürdigen Namen wir oben genannt haben, einige biographiſche Notizen mit, welche hier zweckmäßig dem gröſſeren Publikum vorgelegt werden, da ſie dieſem zeigen, was Jakobi Baiern in früherer Zeit war, und mit welchem Verdienſte er der Nation, in deren Mitte er nun wieder lebt und wirkt, ganz angehört.

Jakobi, ſeit 1773 Hofkammerrath und Zollcommiſſär in Düſſeldorf, ward 1778 zu der Deputation berufen, welche in München über die allgemeine Verwaltung der unter Karl Theodors Scepter vereinigten Staaten zu berathſchlagen hatte. Bald darauf ward er auch zu den Geſchäften eines geheimen Referendärs bey dem Finanzminiſterium gebraucht, dem damahls der Freyherr von Hompeſch, der Vater des gegenwärtigen Finanzminiſters, vorſtand. In dieſer Eigenſchaft bewirkte er verſchiedene dem Lande

wohlthätige Einrichtungen. Unter andern verfaßte er das vortreffliche Laudemial-Mandat vom 3 Mai 1779 — in Maiers Generaliensammlung I. B. S. 382. Es ward wegen der vielen dagegen erregten grundloſen Zweifel, durch ein Erläuterungsmandat erneuert (ſ. ebend. V. B. S. 63), und dient noch jezt dem Bayeriſchen Landmann zum wohlthätigſten Schuze gegen die Angriffe der Grundherrn. Jakobi arbeitete auch im Kommerzſache für die Geltendmachung billigerer Grundſäze und die Herſtellung der Handels-Freyheit. Zwey Abhandlungen von ihm über Ein- und Ausfuhr ſind unter dem Titel: „Politiſche Rhapſodien,“ in den im Jahr 1779 erſchienenen Strobliſchen Baieriſchen Beyträgen zur ſchönen und nüzlichen Literatur abgedruckt, und dann auch einzeln, nebſt einer Gegenſchrift, herausgegeben worden. Welche Verhältniſſe ſich in einer gewißen Periode der Regierung Karl Theodors bildeten, iſt bekannt; Jakobi gebot die Ueberzeugung, vom Schauplaze abzutreten. Ihm folgte in wenigen Wochen, von gleichen Gründen bewogen, ſein Miniſter.

Gedanken aus Duclos Werken.

Man opfert ſein Leben der Ehre auf, oft die Ehre dem äuſſerlichen Vortheil, und dieſen ſelbſt zuweilen der Furcht vor dem Lächerlichen.

Je nachdem es gewiſſe Weiber ankommt, geben ſie dem Mann entgegen, als ob das nichts wäre; und iſt ihre Laune vorüber, ſo vertheidigen ſie ſich, als ob es etwas wäre.

Heutzutage will es eben nicht viel heiſſen, wenn man einen achtet, und man ſagt z. B. ohne Bedenken: ich achte dieſen Mann; aber ich liebe ihn nicht. Mit dieſer Aeuſſerung begeht man einen Akt der Gerechtigkeit, des perſönlichen Intereſſe und der Freymüthigkeit, denn es bedeutet gerade das nemliche, als ob man ſagte: der Mann iſt ein guter Bürger, aber er hat ſo gewiſſe Mängel, die ihn mir gar nicht liebenswürdig machen. Damit zeigt man freylich heutzutag' einen gewiſſen philoſophiſchen Muth; aber ehmals hätte man ſich deſſen ſchämen müſſen; denn damals liebte man ſein Vaterland, und ſomit ſeine guten Bürger.

Es iſt doch ſonderbar, daß man den Kindern die Schande ihrer Väter mehr anrechnet, als den Vätern die Schande ihrer Kinder. Offenbar wäre das Gegentheil gerechter, weil es billig iſt, daß die Väter dafür beſtraft werden, ihre Kinder ſchlecht erzogen zu haben. Sollte es vielleicht Mitleid gegen das Alter, oder das grauſame Vergnügen ſeyn, das Leben derer, welche erſt ihre Laufbahn beginnen, zu vergiften?

Man ſchämt ſich weit weniger, ſeinen Anſprüchen, als ſeinen Pflichten nicht zu widerſprechen.

Die meiſten Menſchen ſind furchtſameren Geiſtes, als Herzens.

Wäre man immer der Falſchheit von Achtungsverſicherungen gewiß, man zöge ſie dennoch der Aufrichtigkeit vor. Denn die Falſchheit hat doch ein Anſehn von Ehrfurcht, wo die Wahrheit eine Beleidigung iſt.

Es iſt weit gewöhnlicher, nach dem Handeln zu denken, als nach Principien zu handeln.

So wenig man auch für die Ehre gibt, welche verkauft wird, ſo iſt ſie doch immer über ihren Werth bezahlt.

Man mißfällt nie ohne Grund, auſſer wenn man ohne Grund gefallen hat.

Notizen.

In einem beſondern Saale des Muſeums Napoleon ſind die Porträts des türkiſchen und perſiſchen Kaiſers aufgeſtellt, welche von dieſen beyden Souverains dem franzöſiſchen Kaiſer ins Hauptquartier der groſſen Armee geſendet wurden. — Selim III., Kaiſer der Ottomannen, ſizt auf ſeinem Throne. Die Aehnlichkeit ſoll auſſerordentlich ſeyn. Er wurde von einem Konſtantinopolitaniſchen Künſtler gemahlt. Die pittoreske Ausführung kommt der europäiſchen Manier nahe. Als Merkwürdigkeit aber verdient angeführt zu werden, daß die Ueberſendung dieſes Bildes in der Geſchichte der Ottomannen das erſte Beyſpiel einer ſolchen Gefälligkeit iſt, und ein — ihren Gebräuchen ganz zuwiderlaufender Akt. — Fethaly Schah, der perſiſche Kaiſer, ſizt ebenfalls auf einem maſſivgoldenen mit Edelſteinen ausgeſchmückten Throne, auf welchem er gewöhnlich über ſeine Truppen Revüe hält. Seine Krone und Armbänder ſind in antiker Form. In der Mitte der Bracelets ſieht man die zwey berühmten Diamanten, Kouh nour (Lichtberg) und Derial nour (Lichtmeer). Dies zu Iſpahan verfertigte Bild zeichnet ſich, wie ein Reiſender verſichert, der den Sophi von Antliz zu Antlize ſah, ſowohl durch die treffende Aehnlichkeit, als durch die Wahrheit des Koſtüme's vortheilhaft aus.

In die Sammlung von Biographieen berühmter Dänen iſt kürzlich eine ſehr intereſſante Lebensbeſchreibung des Hrn. Pfingſten, Direktors des Taubſtummeninſtituts zu Kiel, eingerückt worden. Er weiß durch die Trommel, die Bewegung der Arme, ſogar in der Finſterniß durch bloſſe Berührung, und die Art, ſeine Finger zu bewegen, oder durch Fackeln mit den Taubſtummen zu ſprechen.

Der durch ſeine gründlichen Unterſuchungen über das gelbe Fieber bekannte Dr. Mitchill behauptet in einer neuen Schrift, jene unſelige Krankheit ſey nicht anſteckend.

M. Sibbons, ein Schauſpieler, der Sohn der berühmten Actrice dieſes Namens, hat Engels Mimik in's Engliſche überſezt, und mit Beyſpielen aus engliſchen Theaterſtücken erläutert.

M. Vander Aa hat den erſten Theil ſeiner Biographie Wilhelms V., lezten Statthalters der vereinigten Niederlande, herausgegeben.

In Spanien iſt in fünf Theilen erſchienen: Historia de los trages da todo el mundo descubiato, oder: Geſchichte der Trachten (Koſtümes) aller Völker der bekannten Welt. Auch hat der Bibliothekär des Königs, Dr. Orliz, ſeinen Abriß der Geſchichte von Spanien in 7 Bänden vollendet. Sie geht bis zum Jahre 1748.

Ein neues Vaudeville in Einem Akte, l'Arlequin à Alger, hat in Paris ſehr gefallen. Es iſt eine neue Parodie des Horaziſchen „donec gratus eram.“

Schweizeriſche Miszellen.

Ueber die Schulbildung zur Beſtialität — iſt die wahrhaft arge Aufſchrift, welche ein Humaniſt, der Rektor an der Arauer Kantonsſchule, Hr. Evers aus Bremen, ſeinem neueſten Programme (40 S. in 4.) gegeben hat. Die Verkehrtheiten neuerer Pädagogik und Staatserziehungskunſt, mit beſonderer Hinſicht und Anwendung auf die Schweiz, ſind es, über welche die Geiſel der Satyre geſchwungen wird. Wie leicht man in der Ausübung dieſes

Strafamtes eigene Blößen gibt, iſt allbekannt, und man dürfte vermuthlich nicht finden, daß Hr. Evers dieſe Unbequemlichkeit zu vermeiden gewußt habe. Schwerlich iſt der Ton, deſſen er ſich hier bedient, den beabſichtigten Zweck zu erreichen geeignet, und die ſchönſten und kräftigſten Stellen der geiſtvollen Schrift ſind zuverläßig die, in denen jener nicht herrſchend iſt, wie die nachfolgende, deren Eingang allein der Form des Ganzen angehört, abnehmen läßt:

„Um aller Vortheile der Beſtialität willen, nur den Jüngling nicht in das klaſſiſche Alterthum geführt! Das hieße, das ganze herrliche Gebäude muthwillig wieder einreiſſen! Denn Humanität iſt der Geiſt der Alten. Dieſer Geiſt lebt in der Geſetzgebung, wie in den Sitten, in den Künſten und Wiſſenſchaften der Griechen. Dieſer Geiſt machte ſelbſt den ſtarren römiſchen Gladiatorſinn empfänglich für Schönheit und Anmuth; dieſer Geiſt ſtörte die Völker aus der Ruhe, welche der höchſte wie der niedrigſte in den Armen der Hierarchie glaubig genoß; und ſo lange über ihn nicht der Bannfluch ausgeſprochen iſt, werden ſie nimmer wieder zur Ruhe gelangen. Wenn dieſer Geiſt den Jüngling in ſeiner alten, eigenthümlichen Kraft- und Charakterſprache, nicht aus verdollmetſchten Nachklängen anſpricht, dann iſt auch ſeine Ruhe dahin, die Gegenwart befriedigt ihn nicht mehr, auf den Flügeln edler Ruhmbegierde hebt er ſich über die Erde. Entrückt aus der beſchränkenden Umgebung in die alte biedere Heldenzeit des Homer, auf den Kampfplaz des Leonidas, in das Theater des Sophocles, auf die Rednerbühne des Cicero, in die Akademie des Plato und nach Olympia zu den Siegern in jeglicher Kunſt, fühlt er ſich befeuert, nach dem Edelſten, Beſten, Höchſten in einem beſchränkten Kreiſe zu ſtreben; durchdrungen von der Ahndung deſſen, was der Menſch ſey, was er ſeyn ſoll, was er wirken könne; begeiſtert zu ächt republikaniſchen Tugenden, zum Gefühl perſönlicher Würde, die nicht als Gnade annehmen will, was ſie als Recht fordern kann, zur Klugheit im Rath, Entſchloſſenheit in That, Edelmuth und Todesverachtung. Von den Philoſophen lernt er reden, von den Dichtern und Rednern philoſophiren. Mit unwiderſtehlich magnetiſcher Kraft dringet die Sprache dieſer Männer an ſein Gemüth, er wird bewegt, gerührt, erſchüttert, gefeſſelt. „Höre ich ſie‘ — ſo kann er, wie von der ſokratiſchen Rede Alkibiades, ſagen — „höre ich ſie, dann weit heftiger als den korybantiſch Begeiſterten hüpft mir das Herz, und die Thränen ſtürzen mir aus den Augen. Meine Seele geräth auſſer ſich und zürnt auf ihre Knechtſchaft, und es ſcheint mir nicht mehr erträglich fortan zu leben, wie ich lebte.“ Je weiter er ins Leben kommt, je mehr er ſich durch die Alten an tiefgewurzelter Gewandtheit gewachſen fühlt, deſto ſtärker wird ſeine Unruhe, ſein Wunſch: Maß und Umriß und Einklang in ſeine Gedanken, Empfindungen, Phantaſien und Sitten zu bringen, und auch die Maſſe um ſich her zu einem höheren Leben aufzuregen.“

Der Pfarrer und Kammerer Stalder zu Eſcholzmatt im Entlebuch, Kanton Luzerns, hat ſo eben den erſten Band ſeines lange verheiſſenen „Verſuchs eines ſchweizeriſchen Idiotikon mit etymologiſchen Bemerkungen untermiſcht, ſamt einer Skizze einer ſchweizeriſchen Dialektologie (Baſel bey Flick)“ herausgegeben. Es muß dieſes Werk eines mühſamen und ausharrenden Fleißes allen Freunden der Sprachkunde und der ſchweizeriſchen Literatur und Geſchichte ein erwünſchtes Geſchenk ſeyn; die Trockenheit des Stoffes iſt durch mancherlei unterhaltende Bemerkungen, die in das Innere des häuslichen Lebens der verſchiedenen ſchweizeriſchen Völkerſchaften eindringen, und durch Berichtigung der Idiome, ſo wie durch Mittheilungen von verſchiedenen eigenthümlichen Gebräuchen und Sitten gemildert. Der Dialektologie iſt eine kleine und ausgewählte Sammlung von Volksgedichten in der Mundart der verſchiedenen Schweizergegenden von Häfliger, Kuhn, Appenzeller und einigen Ungenannten beygefügt. Von dem Idiotikon ſelbſt umfaßt dieſer erſte Band die Buchſtaben A bis G.

Korreſpondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, 18 April a. St.

(Beſchluß.)

Die Univerſität Dorpat hat es durch die Stimmenmehrheit ihrer Profeſſoren — einige, wie der wackre Parrot, waren ſehr dagegen — endlich durchgeſezt, daß der Kaiſer ſtatt den liegenden Gründen oder Haken, die ſie verpachten und nach und nach durch kluge Oekonomie vortrefflich benutzen konnten, lieber das Aequivalent in Geld zahlt. Es ſind neuerlich, beſonders durch des thätigen Morgenſtern's Betrieb, mehrere kleine akademiſche Probe-Schriften, zum Theil ſelbſt in lateiniſcher Sprache, als Erſtlingsfrüchte der Akademie erſchienen. Allein es fehlt durchaus an einer wohleingerichteten und von Deutſchland aus aſſortirten Univerſitäts-Buchhandlung. Kummer in Leipzig muß alles machen. Wie kann aber bey dieſen Poſt-Einſchränkungen, auch ohne die eiſernen Feſſeln des Kriegs, der Buchhandel, dieſe Säugamme aller Literatur, in den ruſſiſchen Provinzen gedeihen? Die ungeheure Weitläuftigkeit und die Entfernung eines Platzes von dem andern reibt alle Kräfte auf. Das iſt im Kleinen ſchon in Petersburg der Fall, wie viel mehr durchs ganze Reich! — Der geh. Rath Loder aus Halle befindet ſich ſeit vorigem Spatſommer in Petersburg. Er wurde dem Kaiſer ſelbſt durch Novoſilzoff vorgeſtellt, und mußte der Kaiſerin Mutter ein Gutachten über die von ihr eingerichteten und kaiſerlich unterſtützten Armeninſtitute ausſtellen. Er hat mit Genehmigung des Königs von Preuſſen, ſo lange er in Petersburg bleibt, die Direktion des kaiſerlichen Militärhoſpitals daſelbſt übernommen, ein ſehr ehrenvoller Poſten, den er wahrſcheinlich auf immer bekleiden wird. Auſſer dem Kapellmeiſter Reichard befindet ſich auch Prof. Tiſchbein aus Leipzig hier, der viele Achtung genießt, und eben mit einem Porträt der holden Großfürſtin Katharina beſchäftigt iſt. — Unter den in Petersburg angeſtellten Deutſchen zeichnet ſich der Kollegienrath v. Köhler beſonders durch ſeine artiſtiſchen und archäologiſchen Kenntniſſe aus. Er arbeitet jezt vorzüglich im Fache der Numismatik, und reinigt alle alte Münzen, deren er faſt täglich neue aus Taurien zugeſchickt bekommt, wohin er im J. 1805 eine antiquariſche Reiſe machte. Zunächſt dürfte wohl von ihm eine Sammlung von mehr als 600 Städte- und Königsmünzen aus den griechiſchen Kolonien und Königreichen an den nördlichen und weſtlichen Küſten des ſchwarzen Meeres und am Bosphorus erſcheinen. Er arbeitet ſehr fleißig an dem Kommentar dazu. — Unter den vorzüglichſten Kennern und Beförderern der Literatur verdient der Graf Bouturlin, der ſich jezt ganz nach Moskwa zurückgezogen hat, vorzüglich genannt zu werden. Er ließ ſchon in Paris einen räſonnirenden Katalog ſeiner unglaublich zahlreichen und koſtbaren Bibliothek drucken. Jezt ſoll ein neuer Katalog von bloßen Incunabeln und alten Drucken erſcheinen. Er kann von allen wichtigen Büchern Jahrzahl, Druckort, Verleger auswendig herſagen, ſpricht faſt alle lebende Sprachen, und beſizt in ſeinem Lieblingsfache, Naturgeſchichte und Botanik, wahre Profeſſorkenntniſſe. —

Paris.

Neueſte Mode. Weiſſer Strohhut mit kleinem Umſchlag' und vorn' ein Blumenbüſchel. Korallenhalsband von vier Reihen. Kurzes Kleid von weiſſem Mouſſelin. Halbweite Ermel. Ein vorne ſchärpenartig geknüpfter Gürtel. Shawl von rother Seide. Lederne Handſchuhe. Gelbe Schuhe.

Nro. 133.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Junius, 1807.

— Der wird niemals groß, der noch, was klein iſt, ehrt.

Haller.

Umriſſe von Tirol und den Tirolern.

3. Gebirge und Naturerſcheinungen, die mit ihnen zuſammenhängen.

Die Gebirge Tirols haben die Aufmerkſamkeit geiſtvoller Reiſenden noch lange nicht in demſelben Grade gefunden, als jene der Schweiz. Erſt in der neueſten Zeit ward der Ortles auf Veranſtaltung des Dr. Gebhard beſtiegen. Dieſer Reiſende gab ſeine Höhe auf 14,466 Schuhe über dem Spiegel des mittelländiſchen Meeres an, hielt ſich aber überzeugt, daß jene, nach einer Formel ſtreng und genau berechnet, noch weit beträchtlicher als die Angabe in dem erſten Bericht ausfallen, und der Ortles dem Montblanc ſehr nahe kommen müße. Es war ein muthiger Gemſenjäger, Joſeph Pichler aus Paſſayr, der das große Wageſtück, die Spitze zu erreichen, beſtand; Gebhard hatte ihm ſeine zwey Männer zur Begleitung mitgegeben, unter denen der ältere Gefährte im Beobachten des Barometers auf Gebirgen geübt war. Die muthigen Kletterer konnten nur 4 Minuten auf der Spitze bleiben; Kälte und Schnee hatten auf ihren Körper ſchmerzlich eingewirkt. Während der Meſſung auf der Spitze hatten ſie ſich, um nicht vom Winde überſtürzt zu werden, wechſelſeitig halten müßen. Der Ortles iſt nur ſchwarzgrüner, in Marmor übergehender Kalkſtein, liefert zwar einige Kriſtalliſation, aber weder in Menge, noch von beſondrer Schönheit; der Botaniker findet kein Blümchen auf den ungeheuern Feldern von Eis und Schnee.

Die Granitkette, die aus dem Engadin nach Tirol tritt, und in deren Reihe der Ortles ſteht, geht vom Gotthard und Kriſpall aus, durchſchneidet das Land in Geſtalt eines Bogens, deſſen Sehne das Innthal ausmacht, und endigt mit dem durch den liebenswürdigen Schultes gefeyerten großen Glockner. Zu beyden Seiten geleiten die Granitkette Kalkgebirge; ſie trennen auch Baiern und Tirol.

Wie jedes Gebirgsland, ſo iſt auch Tirol ein tiefes Räthſel der Natur. Wie dieſe große Schöpfungen geworden ſind? fragt ſich der Forſcher, rings umgeben vom neuen, ſich drängenden Wechſel der Formen. Dieſe Thäler, dieſe Bergketten verrathen das einſtige Daſeyn eines Meeres, unter welchem ſich das ganze Land befunden hat. Auf den Gipfeln der Alpen finden ſich jetzt verſteinerte Abdrücke von Fiſchen, die man mehr im Mittelmeere findet, Seeigel, Entrochiten, Protiniten, Turbiniten von außerordentlicher Größe, Ammonshörner, Meermuſcheln, verſteinerte Sägen und Schwerter der Schwert- und Sägfiſche.

In den Formen der Gebirge erſcheint die Natur freundlich und gebährend, aber auch erhaben und furchtbar zerſtörend. Wenn bis auf eine gewiſſe Höhe die Vegetation kraftvoll iſt, und dem Vieh die geſundeſte Nahrung gewährt, ſo ſtarren dagegen mit ewigem Schnee bedeckte Spitzen empor; wenn ſich im Schooße der Berge wohlthätige Gewäſſer bilden, ſo entſtrömt ihm auch der vernichtende Wildbach; in dunkler Werkſtätte bildet ſich der überſtrömende See, und mit Schauder erregender Macht wälzt ſich die Lauwine in das Thal, und verſchüttet das Eigenthum der Unglücklichen. Dieſe Erſcheinungen verdienen es, bey ihnen etwas zu verweilen.

Unaufhörliche Naturveränderungen werden in Tirol durch die Eisberge herbeygeführt, dort Ferner oder Firn, bey den Schweizern Gletſcher genannt. Selten bleibt der Schnee auf den ſteilen Bergſpitzen liegen; der Wechſel des Wetters ſtürzt ihn tiefer abwärts. Unten fließt häufig durch den ausgewölbten Ferner ein Bach, der ſich, ehe er noch ſichtbar wird, durch ſein Geräuſch ankündigt. Ungeachtet im Sommer eine Menge Eis und Schnee ſchmilzt; ſo vermehrt ſich, nach Walcher, die Zahl der Eisberge dennoch. Ihren Namen bekommen ſie von den Bergen oder Thälern, auf denen oder in welchen ſie ſich befinden, als: der Guslarferner, der Hochvernagtferner, der Gebatſchferner, der Gurglerferner ꝛc. Die größten und merkwürdigſten ſind in der Gegend des Oetzthales, deſſen innrer Theil mit ſolchen und ſo vielen Eisbergen umgeben iſt, daß das ganze Gebirg wegen der vielfältigen, ſich an einander ſchlieſſenden Ferner insgemein der große Ferner genannt wird.

Nach Beſchaffenheit der Berge und Thäler, in denen ſich die Ferner befinden, nehmen ſie die ſeltſamſten Geſtalten an, die mit der Witterung oft ſchnell wechſeln. Einige erſtrecken ſich in ununterbrochener Ebne fort, und verbreiten ſich durch weitſchichtige Thäler, ſo, daß ſie, wäre ihre Fläche wagerecht, die Oberfläche eines gefrornen Sees darſtellen könnten. Zur Erſparung von Umwegen gehen Menſchen und Vieh darüber, und gegen die Gefahren der oft mit lockrem Schnee bedeckten Klüfte pflegen einſame Wanderer eine lange Stange, entweder zur Verhinderung des Falles oder zur Rettung, mit ſich zu tragen, mehrere Gefährten eine ſtarke Schnur mit ſich zu nehmen, oder ſie zu ihrer Sicherheit um den Arm zu binden. Eisgewölbe, durch welche reißende Bäche ihren Durchzug nehmen, und über welche Menſchen mit dem Vieh als über Brücken ziehen, werden auf dem Wege durch mehrere Thäler gefunden, durch die Witterung aber oft verändert.

Der Anblick der Eisberge iſt überraſchend. Bis in den Auguſt ſind ſie theils mit altem, theils mit neu gefallenem Schnee bedeckt; der letztere iſt glänzend weiß, und wenn er ſchmilzt, weißlichgrau, der alte dunkelgrün. Die Quellen des Landes bilden ſich in den Eisbergen, und reinigen und läutern ſich gewöhnlich in den Seen, welche in den Hochgebirgen gefunden werden. Jene Seen ſind oft dadurch wohlthätig, daß ſie die Gefahr anſchwellender Waſſer brechen, und manches Thal vor Ueberſchwemmungen retten; oft bedrohen ſie aber große Bezirke. So der Roſnerſee, der ſich durch Eisſtücke geſammelt hatte, die von den nahen hohen Fernern herabgeſtürzt waren, das Oetzthal. Schon zweymal hatte ſich in früherer Zeit an dem nämlichen Orte und auf dieſelbe Art ein Eisſee geſammelt und wieder verlohren, als er ſich 1771 zum drittenmale bildete. Noch im Auguſt dieſes Jahres floß ein mittelmäßiger Bach aus dem Hochjochferner durch das Roſenthal; zu ſeinen beyden Seiten und durch das ganze Vernagthal befanden ſich die ſchönſten Viehweiden. Durch die ungeheuren Eisſtücke, die in das Thal geſtürzt waren, war der Bach zum See angeſchwellt worden. Neben der Eismenge, die den wirklichen Damm des Sees bildete, war noch das ganze Vernagthal, durch das die Eisſtücke in das Roſnerthal geſtürzt waren, bis auf das Joch hinab mit eben ſo großen und noch immer nachkommenden Eisſtücken angefüllt. Vom Plateykogel aus zeigte ſich dem Auge in jenen weitſchichtigen Thälern, die der Erzeugungsort aller dieſer Eisſtücke ſind, ſo weit der Blick reichte, noch ein unbeſchreiblicher Vorrath von Eis, der nur Gelegenheit erwartete, in das Thal herabſtürzen zu können. Ganz neue und ſichere Nachrichten über den Roſnerſee fehlen uns.

Eine Veranlaſſung vielfacher Sorge war den Einwohnern des Thales auch der Gurglerſee über den Gurgleralmen am Fuß des Schwarzebergs. Er wird von einer ganzen ununterbrochnen Eismaſſe als Damm umgeben, und ſeiner Lage wegen ein fortdauernder Eisberg werden, der Paſſeyrer, Pſeyrer oder Paſſerſee, der ſich ober Meran, eine Stunde hinter Moos, in Paſſeyr befindet, wird in dieſer Gegend mehr als im Oetzthal der Roſnereisſee gefürchtet. Von ſolchen Seen kann jammervolles Verderben ausgehen. Das Schrecken des letztern iſt überhaupt in einem Lande immer gegenwärtig, welches ſo reiche Behälter für Gewäſſer hat. Tobend wälzen ſich häufig die Wildbäche fort, deren einer faſt jedem Ferner entſtrömt. Oft verwüſten ſie vor der Vereinigung mit dem Hauptbach einzelne Ortſchaften, und laſſen dauernde Spuren ihrer Macht zurück. Wenn daher in Tirol nach einer großen Sommerhitze die heftigen Südwinde anhalten, und ſich wohl gar zu gleicher Zeit ein allgemeiner warmer Regen über das Gebirg verbreitet, Eis und Schnee daher raſcher ſchmelzen: ſo iſt die Furcht eines ungewöhnlichen Unglücks durchgängig. Solches hat das Land öfter erfahren. Der Oetzthalerbach, mit dem ſich viele Seitenbäche vereinigen, und der ein ſehr großes Gefäll hat, hat, wenn er angewachſen iſt, durch ſeinen Ungeſtüm das ganze Oetz-, und ſelbſt das Innthal beſchädigt; ſiebenmal hat Meran die Wuth des ausgetretenen Paſſerſtromes erfahren; Botzen kann einſt von dem Eiſack und der Talfer verſchüttet werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die ſchöne Hand.

Mädchen, die Gott Hymen noch nicht in ſeine Jüngergilde aufnahm, und Mutter Natur mit irgend einem beſondern Reitz' ausſchmückte, lernt aus Franziskas Beyſpiele, welchen Nachtheil der lächerliche Stolz auf natürliche Vorzüge bringt.

Franziska, eine wohlgebaute Blondine, kurz, ein angenehmes Geſtältchen, von kaum achtzehn Sommern, war mit der ſchönſten Hand im Umkreiſe der Reſidenz O. begabt, und auf dieſe Vollkommenheit übertrieben eitel. Auch wußte ſie das Fortepiano, die Harfe, die Mandoline ſehr gut zu ſpielen, und Ridiküls zu ſticken. Die Begier,

oft ihre Hand zu zeigen, hatt' ihr den Geſchmack zu jenen Kunſtfertigkeiten eingeflößt, welche der Franzos unter den arts d'agrément begreift. So konnte ſie das Wunder von Hand in jeder Attitude zwanglos brilliren laſſen. Nur ſelten und nothgedrungen ſchrieb ſie, um die Finger ja nicht zu ſchwärzen. Nadelſtiche wurden ihr ſo furchtbar, daß ſie, dem gefährlichen Nährahmen grollend, lieber eine Nätherin beſoldete. Sie hatte ſich den Ruf einer Virtuoſin erworben, und nicht ſowohl gerechtes Lob, als vielmehr die unverdienteſten Schmeicheleyen eingeerntet. Denn alles ſchien ſo niedlich unter dieſer niedlichen Hand, daß man ihre Talente hyperboliſch anpries. Mehrere ſeufzten nach dem Glücke, Franziskas, der Allbewunderten, Ehgemahl zu werden; aber ſie bemerkten leider! daß die Göttin, welcher ſie proſaiſch und poetiſch huldigten, nur in ihre ſchöne Hand verliebt war, und gegen alles, wobey die Weiſſe und das Ebenmaß ihrer holden Fingerchen nicht in's Spiel kam, die unfaßlichſte Gleichgültigkeit äuſſerte. Bald überzeugte ſich jeder, daß Fränzchen, aus heller thöriger Eitelkeit auf ihre kleinen Patſchchen, eiskalten Herzens und ihre eig'ne Anbeterin ſey. Man bewunderte noch ihre Hand, aber ohne ihre Perſon zu lieben, und die Schmachtenden blieben allmählig aus.

Noch ſchlägt Franziska die Harfe, noch ſpielt ſie die Mandoline; aber ſie zählt ſiebenunddreyßig Jahre, und niemand bewirbt ſich um ihre Hand.

A.

Blick auf die deutſche Literatur.

Die große politiſche Revolution in Frankreich iſt nur ein prophetiſches Vorſpiel und hiſtoriſches Gegenbild der gänzlichen Umwälzung in der literariſchen Welt der Deutſchen geweſen. Wie dort die ganze Maſſe, gleich dem unter dem Aetna ſeufzenden Rieſen, durch den gewaltſamſten Ruf und durch die größtmöglichſte Anſtrengung aller denkbaren Geſammtkraft die unerträgliche, undiegſame, eiſerne Laſt der auf ihr liegenden Staatsform abzuwälzen verſuchte, ſo auch die Freiheitshelden unter den deutſchen Gelehrten, welche die ängſtliche Feſſel enger Weisheit, Kunſt und Wiſſenſchaft rüſtig und trozig zerſprengten, und dem kräftigen Strome des Geiſtes alle Wehr benahmen, auf daß er mit aller Macht über die ganze Flur hinbrauſen möchte. — Wie dort das herrſchende Prinzip Freiheit und Gleichheit war, ſo unter den deutſchen Schriftſtellern. Alles ſchreibt, was und wie es will, die ehemaligen Autoritäten interponiren ihr Anſehen vergebens, jeder Knabe ſtellt ſich ſeinen Freiheitsbaum oder ſein Ideal hin, und iſt gewiß, noch Geſpielen zu finden, die mit ihm darum tanzen, mag auch das Reis ſo kahl und dürre ſeyn, als es will.

Eine gewiße Denk- und Schreibart, und gemüthliche Duldung, wie ſie unter den gutmüthigen, literariſchen Ludwigs von 1760 — 1780 gegolten, darf ſich gar nicht mehr blicken laſſen, und gleichwohl gilt ſelbſt das unſeligſte Machwerk jedes literariſchen Sansculott's etwas, wenn es nur neu iſt. — Es iſt die furchtbarſte Anarchie hier, wie dort, eingetreten. — Ein ewiger Krieg, aber nicht ein edler Kampf der Helden gegen Helden, ſondern ein Bürger- und Bauernkrieg. Fürſten, Helden, Straſſenräuber, Bettler — alles ſchlägt auf und durch einander hinein, und die gemeinſten ſind auch die niederträchtigſten Streiter. — Dies der Parallelismus der Vergangenheit: wie leicht läßt er ſich für die Gegenwart und Zukunft fortſetzen? —

Yſthamarus.

Die Binde des Todes.

Menſch, du ſchaueſt das Licht, du betrittſt das Leben ein Lehrling;
Wunder gehen dir auf, höheres ahndet dein Herz.
Freudig liebe das Leben, und, hoffend, ſcheue den Tod nicht,
Der mit der Binde der Nacht weihet zum höheren Licht.

G. A. H. Gramberg.

Victoria.

Welchen Vogel doch trägt auf den Händen der rüſtige Jüngling?
Eine Victoria iſts, göttlichen Flugs und Geſchlechts.
— Leichtgeflügelte, ſprich! und du ließeſt die himmliſchen Höhen,
Und auf der Sterblichen Hand wiegſt du dich ſchmeichelnd und treu?
„Ja, ich bins, die du nennſt. Mein Leben iſt wandelbar flüchtig,
Und ich lieb' und zugleich haß' ich das Menſchengeſchlecht.
Dem nur bin ich getreu der Sterblichen, welcher ſich ſelber
Treu, und mächtig in ſich, würdig der Göttlichkeit iſt.
Klein erſchein' ich ihm erſt, auf daß er vertrauend mich liebe,
Und wie im ſcherzenden Spiel lehr' ich Unſterblichkeit ihn.
Harre! mir wachſen die Flügel; und ſchau! ich umfaſſe den Liebling,
Und wie der Adler des Zeus trag' ich ihn auf zum Olymp."

G. A. H. Gramberg.

Philoxen.

Komm, alter Mann! ich will dich wieder ſehen lehren.
So ſprach ein Augenarzt zum blinden Philoxen.
Ich kann, verſetzt der Greis, des kurzen Glücks entbehren,
Schon läßt ein größrer Arzt mich ſeinen Fußtritt hören;
Der lehrt mich ſelbſt die Todten wiederſehn.

Pfeffel.

Univerſitäts-Miszellen.

Die Profeſſoren in Halle haben wirklich auf ihren rückſtändigen Gehalt 7000 Thaler auf Abſchlag gezahlt erhalten. Ihre muſterhafte Treue und Beharrlichkeit wird des Kranzes nicht verluſtig gehen, der die Ueberſchrift hat: Laeso, sed invicto. Reil hat eine Reiſe nach Lübek, Wolf nach Berlin gemacht. Niemeyers Pädagogium gedeiht in ungeſtörter Ruhe. Die Halliſche alte und ungetheilte Literatur-Zeitung denkt an keine Verpflanzung, und iſt wenigſtens für dies Jahr vollkommen gedeckt.

Die Univerſität Wittenberg zählt wieder 250 Studirende, und doch ſind viele noch ausgeblieben, die vom vorigen Michaelis an ſich entfernt hatten, und nach ihren Verhältniſſen kaum ausbleiben können. — Der 5te Theil von des ehrwürdigen Veterans Schröckh neuer Kirchengeſchichte wird eben ausgegeben. In der kurzen Vorrede erwähnt er die Schreckniſſe, unter welchen dieſer Theil vollendet wurde. — Seit dem verhängnißvollen Oktober entbehrt der wackre Gros ſeiner beſten Erholung. Er fuhr ſonſt pünktlich alle Tage eine Stunde ſpatzieren. Pferde und Wagen hat der Krieg mitgenommen.

Leipzig zählt höchſtens 650 Studirende; denn freilich darf man die Univerſitätsverwandten da nicht mitzählen, deren Ueberzahl neuerlich allerlei Anſtoß und Zwiſt veranlaßte. Vorzüglich durch die Bemühungen und Vorſchläge des Ober-Hofgerichts-Aſſeſſors und Profeſſors Erhard, der ſich in dieſen bedrängnißvollen Zeiten ſo manches Verdienſt um die Akademie erwarb, wird bald ein neues Inſtitut unter

der Benennung des politiſchen hervortreten, das auf Zeitgeiſt und Zeitbedürfniß berechnet viele Kräfte vereinigen, und vereinigt auf das, was jezt noth thut, hinleiten wird.

Jena wird aufs neue erblühen. Schon zählt es nahe an 300 Studirende. Täglich kommen mehrere. Lehrer und Lernende ſind voll guten Muths.

Auch Erlangens Profeſſoren haben endlich eine Zahlung ihres Gehalts bekommen. Man rechnet dort mehr als je auf die Vereinigung mit Altdorf, worauf auch die Altdorfer Profeſſoren gröſtentheils ſchon gefaßt ſind. Prof. Martini, aus Würzburg nach Altdorf verpflanzt, iſt jezt dort wohnhaft. Auch Paulus ſollte indeß dort vorlieb nehmen. Allein er zog mit Recht Bamberg vor, wo er jezt Konſiſtorialrath und Referent in proteſtantiſchen Angelegenheiten iſt. Die theologiſchen Profeſſoren folgen jezt, laut dem lezten Lektionskatalog, vom Rektor der Univerſität Siebenkeeß publicirt, ſo aufeinander: Sixtus, Martini, Vogel, Meyer. Siebenkeeß, Göz und Emmrich ſind die Juriſten; Vogel, von Fabrice und Feiler die Aerzte; König und Späth die einzigen zwey Stützen der philoſophiſchen Fakultät.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 25 Mai.

Seit einiger Zeit iſt es hier zur Mode geworden, die alten Schriftſteller wieder auszugraben, ſie der Vergeſſenheit zu entreiſſen, und von ihren Werken den dicken Staub wegzublaſen, womit ſie ſeit mehr als einem Jahrhundert bedeckt waren. So eben iſt ein Buch wieder gefunden worden, das ſchon lange vergeſſen war, und da es noch einige Zeit anſtehen kann, ehe ſich ein Buchhändler entſchließt, ſolches aufs Neue wieder aufzulegen, ſo wollen wir unſere Leſer zuvor erſt ein wenig mit deſſen Inhalte bekannt machen, indem wir überzeugt ſind, daß ihm Leute von Geſchmacke alle die Gerechtigkeit widerfahren laſſen werden, welche es wirklich verdient. Wir ſprechen nemlich vom Festin joyeux oder von der Cuisine en musique et en vers libres.

Dieſes Buch gehört zu denen, welche dem lezten Jahrhundert die meiſte Ehre machen, und auf welches das unſrige eiferſüchtig ſeyn ſollte. Sein Verfaſſer iſt Hr. Lebas, ein Mann, der ſich auf eine gute Tafel verſtand, und unter der Regierung Ludwigs XV. lebte. Ein Beweis von der Undankbarkeit und Ungerechtigkeit der Menſchen iſt der, daß man ſeinen Namen nicht in la France littéraire der damaligen Zeit findet. Das Festin joyeux iſt in ſogenannten Chansons vorgetragen, welches beweiſen ſollte, daß ſich der Verfaſſer eben keinen hohen Begriff von ſeinem Gegenſtande, den er behandelte, gemacht habe; allein zu ſeiner Entſchuldigung müſſen wir ſagen, daß er ſich nach dem Geſchmacke ſeiner Nation, für die er ſchrieb, habe richten müſſen; eine Nation, die nur dann der Vernunft am liebſten Gehör gibt, wenn ſie ihr auf eine ſcherzende Weiſe mitgetheilt wird. Uebrigens hat Hr. Lebas ſchon ſeine Nachahmer gefunden, die ſeiner Schule Ehre machen; denn lange nach ihm gab Hr. Dumouſtier die Mythologie in Madrigalen heraus, und Mademoiſelle G.... die franzöſiſche Grammatik in Vaudevilles; ein anderer franzöſiſcher Dichter hat es ſogar gewagt, den Code Civil in alexandriniſche Verſe umzuſchaffen.

In dem Buche des Hrn. Lebas findet man die Recepte in freyen Verſen und von allen Sylbenmaßen, von ſechs bis auf funfzehn Sylben, welches beweißt, daß ihm die Maximen ſeiner Kunſt mehr am Herzen lagen, als die frivolen Regeln der Verſifikation. Jedes Recept iſt ein belehrendes Liedchen, und die Melodien dazu ſind ſehr gut gewählt, welches nicht immer der Fall bey unſern neuern Vaudevilles und komiſchen Opern iſt. Um dies zu beweiſen, dürfen wir nur einige Beyſpiele anführen, vorausgeſezt, daß die Melodien unſern Leſern eben ſo bekannt ſeyn müſſen, als uns. Dem Recept: eine Eclanche (Hammelskeule) à la paysanne zuzubereiten, iſt die Melodie du Cap de bonne esperance untergelegt; das Recept: eine junge Gans wohlſchmeckend auf die Tafel zu bringen, wird nach der Melodie der Arie de Joconde geſungen u. ſ. w. Alle dieſe verſchiedenen Melodien ſind dem ſchäzbaren Werke am Ende in Kupfer geſtochen beygefügt, ſo daß man mit Recht ſagen kann, es haben ſich drey Künſte in Herrn Lebas Buche einander die Hände gegeben, nemlich die Dichtkunſt, die Tonkunſt und die Kochkunſt.

Wir ſehen voraus, daß der Ruhm des Hrn. Grimod de la Reyniere (Verfaſſers des Almanach des Gourmands) ein wenig bey dieſer Bekanntmachung leiden wird. Allein ob er gleich heut zu Tage der erſte in ſeinem Fache iſt, ſo halten wir ihn doch für viel zu gerecht und ganz durchdrungen von der Wichtigkeit ſeiner Kunſt, als daß er nicht Hrn. Lebas den erſten Plaz einräumen, und ſich mit dem zweyten begnügen ſollte. Voltaire ſagt vom Virgil, daß er von Homer gebildet, und ſein ſchönſtes Werk wäre; unſere Nachkommen werden von dem Verfaſſer des Almanach des Gourmands ſagen: Herr Lebas habe Hrn. Grimod de la Reyniere gebildet, und Jedermann wird mit uns übereinſtimmen, daß dies ſein auſſerordentlichſtes Werk war.

Paris.

Ein neues Vaudeville, l'Ile de la Megalanthropogénesie, die Frucht von vier Schauſpieldichtern, gefiel ganz auſſerordentlich. Der Inhalt iſt kurz dieſer: Auf einer Inſel hat die leidige Sucht, ein groſer Mann ſeyn zu wollen, den höchſten Gipfel erreicht. Kein Handwerker, kein Ackersmann mehr! Alle Welt hat und iſt Genie. Die Geſammtheit von groſen Männern arbeitet nur im Groſſen, erfindet, ſchafft. Tauſend neue Planeten ſind ſchon entdeckt, aber auf dem ganzen Eiland läßt ſich keine Kornähre mehr entdecken. Hätten Orkane nicht einige Schiffe mit Proviant an die Küſte geſchleudert, die Bewohner wären längſt den Hungertod geſtorben. Der Gouverneur und ſein erſter Rath, beyde keine Genies, fühlen das Unglück ihrer Lage zuerſt, und fordern die gelehrten Herrn zu kräftigen und ſchleunigen Vorſchlägen auf, wie dem drohenden Elende zu ſteuern ſeyn möchte. Die Generalverſammlung des Volks von Weiſen beginnt. Jeder will nur ſeine Geiſtesüberlegenheit darthun. Sonderbare Syſteme, Plane, Träume! Leere Worte! Keine Einheit! Kein Handeln! — Zur glücklichen Stunde kommt der Sohn des erſten Raths, ein Jüngling von ſchlichtem Verſtand' und menſchenfreundlichem Herzen, von einer benachbarten Inſel mit einer Kolonie von Künſtlern, Handwerkern und Ackersleuten zurück. Alle ſchreiten flugs zur Arbeit. Der Landmann pflügt, (vor'm Auge der Zuſchauer), der Müller ſezt das Mühlrad in Bewegung, der Schmid hämmert, der Maurer beßert den Pallaſt des Gouverneurs aus, u. ſ. w. Dieß Gemählde des allesbelebenden Fleißes, dieſer plözliche Kontraſt eines thätigen nüzlichen Lebens mit der unfruchtbaren Geſchwäzigkeit, dem ſchwülſtigen Farniente jener ſich berathſchlagenden Weiſen machte den lebendigſten dramatiſchen Effekt. Der Beyfall wuchs mit dem Fortſchreiten des Stücks, und glühte bey der Entwicklung zum Enthuſiasmus empor. Das „Fabula docet" iſt in einem Couplet eingeſchaltet:

J'aime le savant qui m'éclaire,
J'aime le docteur qui m'instruit;
Mais l'artisan, je le préfère:
Il me vétit, il me nourrit.
Faut des savans, pas trop n'en faut;
L'excès en tout est un défaut.

Nro. 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. Junius, 1807.

— Dem Begeiſterten löſen der Sehnſucht
Räthſel ein bildender Geiſt und ein melodiſches Herz.

v. Brinkmann.

Die Vögel.

Eine Romanze.

Dich, Volk der ſchmucken Vögel,
Das froh auf Zweigen hüpft,
Dort kühn gen Himmel ſteiget,
Hier fromm zu Neſte ſchlüpft;
Euch, Liedler, eure Schwingen,
Und Freyheit will ich ſingen:
So wie euch, Segler in der Luft,
Der Zeiſig im Gebauer ruft!

Wer aber ſoll der Heros
Für meinen Päan ſeyn?
Du nicht, du König Adler,
Mit deinen Räubereyn!
Ihr nicht, ihr Papagayen,
Mit euern Plaudereyen!
Nicht Philomele, die bey Tag
Und in der Nacht nicht ruhen mag!

Darf ich den Auer preiſen,
Den ein Serail umgibt?
Soll ich den Tauber loben,
Der nur die Eine liebt?
Ach, langer Weile Sehnen
Quält dieſen, Mißmuth jenen!
Drum, wohlbedacht, entſchließ' ich mich,
Und, froher Spatz, erwähle dich.

Du biſt ſo wenig Sultan,
Als kalter Ehgeſpann;
Dir gab Cythere Freyheit,
Nicht Hymen dir den Bann;
Und, gleich dem holden Diebe
Kupid, ſuchſt du nur Liebe,
Die wie Champagnerrauſch verfliegt,
Nicht taumelnd macht, und doch vergnügt.

Dich ſchmückt kein Bart der Eule,
Kein Gold nach Pfauenart.
Der Rock macht ja nicht glücklich,
Den Weiſen nicht der Bart!
Ein ächter Titus-Igel,
Dein Köpfchen; deine Flügel,
Ein ſchlichter grauer Frack: und doch,
Du Glücklicher, gefällſt du noch.

Stets munter, niemals traurig,
Haſt und verdienſt du Glück;
Bewußt des innern Werthes,
Genügt dir dein Geſchick;
Nicht Hitze, Froſt, noch Regen
Verkümmern dir den Segen
Der unerſchöpften Fröhlichkeit,
Die nachhält, geſtern ſo wie heut.

So kennſt du weder Mangel,
Noch Ueberſättigung;
Dein Sinn bleibt frey und flüchtig,
So wie dein Flügelſchwung.
Mich aber hält gefangen,
Dort Strenge, hier Verlangen!
In Doris Geſicht ſitz' ich ſtill,
Und darf nur, was mein Mädchen will!

O Doris, die mich magiſch
Durch ihren Zauberring,
Um deine Roſen flatternd,
In dieſen Keſicht ſing;
O laß mich ihm entſchlupfen!
Nicht um davon zu hüpfen;
Vielmehr, um frey und dennoch dein,
Ein Vogel, der dich freut, zu ſeyn!

O Doris, Doris, lebe
Nun eines beſſern Raths!
Willſt du (weg mit dem Auer!)
Den Tauber? oder Spatz?
Ich dächte: ſo von beyden,
Die Treue, wie die Freuden,
Die machten doch wohl ſicherlich
Ein Lieblingsvögelchen für dich?!

Kretſchmann.

Sehnſucht.

Oft hab' ich dich rauh geſcholten,
Mutterſprache, ſo vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach, wie ſo gerne!
Nur ein einzig deutſches Wort.

Manches regt ſich mir im Innern,
Doch, wie ſchaff' ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir ſeine Gruft.

Einſam ſchweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauſchen fremd auf dieſer Flur.

Unverſtanden, unbeachtet,
Wie mein deutſches Lied verhallt,
Bleibt es, wenn mein Buſen ſchmachtet
Und vor bangem Sehnen wallt.

A. W. Schlegel.

Umriſſe von Tirol und den Tirolern.

3. Gebirge und Naturerſcheinungen.

(Fortſetzung.)

Schrecken verbreiten in Tirol auch die Lavinen, deren Name die Erinnerung an den gräßlichen Abſturz des Ruffibergs im Kanton Schwytz in uns hervorruft. Man bezeichnet mit jener Benennung im Allgemeinen, was vom Gebirge in ſolcher Menge herabfällt, daß es im Thale Schaden ſtiftet; unter den Lavinen ſelbſt werden mehrere Unterſchiede gemacht.

Trockne Mueren, auch Grund- und Berglehnen (die aber öfter mit den unten zu erwähnenden Schneelehnen vermengt ſind) entſtehen, wenn Wildbäche die Grundfeſte der Berge angreifen, ſo daß endlich die Erde mit den darauf befindlichen größten Bäumen herunterſtürzt, und in den Thälern ſo lange liegen bleibt, bis ſie das anwachſende Waſſer zur Laſt der unten gelegnen Gegenden fortträgt, oder auch, wenn das auf der Oberfläche befindliche Erdreich durch ein verborgenes Gewäſſer oder ſonſt eine Urſache von dem Grunde abgelößt wird, und nun durch ſeine eigene Schwere uber die ſchiefe Fläche des Berges mit allen Bäumen und Gewächſen herabſtürzt, und die unten gelegnen Grundſtücke bedeckt. Man kann bey Walcher Beyſpiele ungeheurer Verwüſtungen leſen. Nicht immer bricht die Gefahr plötzlich an; es gehen ihr ſichere Anzeigen vorher. Die Bäche verändern ihre Farbe, ſie werden trüber und führen mehr Erde mit ſich. Endlich drängt ſich die furchtbare Maſſe heran, überwältigt die ſteilen Anhöhen, und bewegt ſich dann langſam, beynahe Schritt vor Schritt. Der Einwohner ſieht ſie von weitem als einen kleinen Berg ankommen; er kann ſeine Perſon vor ihr ſicher ſtellen, aber ſich öfter nur retten, um Zeuge zu ſeyn, wie ſeine Habe verſchüttet, ſein Beſitzthum ihm weggeriſſen wird, doch vermag Andenken an frühere Uebel menſchlichen Muth nicht auszulöſchen. An Orten, wo ehemalige Mueren Konſiſtenz gewonnen haben, ſind auf ſie Häuſer und ganze Ortſchaften ohne Bedenken wieder gebaut worden.

Die Schneelavine entſteht durch Trennung einer Schneeſcholle vom Rande der Ferner. Ueber Schneeberge rollend, wächst ſie immer mehr an, und gewinnt an Umfang und Schwere. Ihre Stoßkraft entwurzelt oft große Bäume, und reißt Scheunen um; was ihr begegnet, ſchlägt ſie nieder, und überfüllt es mit Schutt.

Gefährlicher ſind die Schlaglavinen, bey denen ſich überhangende Eismaſſen raſch lostrennen, die Ränder einer Schneebank ſchnell ablöſen, gleichſam in einem Bogen mit einem Male hinunterſtürzen, und oft kleine Hügel und ſelbſt hervorragende Felſen zerſtören.

Schneefälle, die am erſten Felſen, wo ſie auffallen, ſich brechen, erregen eine Wolke, die gleich einem weißen Fluſſe von einer Bergſtufe zur andern abwärts die erhärtete Maſſe begleitet, deren beflügelter Luftſtrom nicht ſelten die Thiere niederwirft, die ruhig auf tieferen Gründen im Graſe ſtehen, ohne von dem Wiederhall der geberſtenen Maſſe aufgeſchreckt in das Thal zu fliehen. Dieſe Lavinen heißen Staublehnen, und ſind verſchieden von den Fluglavinen, die den Schnee plötzlich aufraffen und in wunderlichen Getrieben vorwärts jagen.

Schüchtern zieht der Wanderer an den Gegenden vorüber, in denen ihm die drohende Möglichkeit einer Lavine entſteht. Um ſich von der Feſtigkeit der Abhänge zu überzeugen, pflegt man eine Piſtole loszubrennen. Den Einwohnern ſind öfter die Wälder Schutzwehren gegen den erſten Ueberfall.

Noch iſt viele Vorſorge zu treffen, den möglichen Uebeln vorzubeugen. Das von den Bergen herabgeführte grobe Geſtein bleibt meiſtens in den Thälern liegen, erhöht noth-

wendig die Flußbette, und vergrößert täglich die Gefahren der Ueberſchwemmung, gegen die man ſich durch Waſſergebäude, Archen genannt, zu verwahren ſucht.

Mitten unter den furchtbaren Bildungen der Natur zeigen ſich anziehende Schauſpiele. Im Oetzthale findet der Wanderer häufige Waſſerfälle, die durch die örtlichen Umgebungen ſein ganzes Gemüth feſſeln, während dieſes freyer und heitrer bey dem Anblicke jener prächtigen Kaskade iſt, die bey Salurn von der Höhe herunterſtürzt. Die Grotte al maso Battaglio, nahe bey Ponte alto, der ſehenswürdige Ponte alto, der über den Ferſinabach führt, die großen Höhlen der Kriſtalle, von weiſſem im Waldenthale und am Alpeninefermer, von ſchwarzem, grünem und gelbem in der Riß und Lavatſch, am Schalk, bey Imſt und Oberintel, und ſo viele andre Erſcheinungen rufen einen mannigfachen Wechſel ſchöner Gefühle hervor.

Fragment aus einem ungedruckten Reiſejournal.

Ich hätte gleich von Dover wieder abreiſen, und ſchon am folgenden Morgen in London ſeyn können, wenn der Anblick der Geſellſchaft, die ſich vor meinem Gaſthofe zum Einſteigen in die öffentliche Poſtkutſche verſammelt hatte, mich nicht abgeſchreckt hätte, die Zahl derſelben zu vermehren. Wenn Sie nicht zu eilen haben, ſagte der Wirth, ſo können Sie ſich einer Privatkutſche bedienen, die in einer halben Stunde abfährt, und in Richmond übernachtet; der Geiſtliche dort mit ſeiner Tochter, und noch ein Herr, haben ſchon die drey andern Plätze genommen. Es war eine Engelsgeſtalt, die ſich an den Arm eines ehrwürdigen Greiſes ſchmiegte. Ohne Bedenken nahm ich den Vorſchlag des Wirths an, und näherte mich meinen Reiſegefährten, um noch vor der Abfahrt mit ihnen Bekanntſchaft zu machen.

Die Engländer ſind nicht mittheilend, ich fand aber bey dieſem Geiſtlichen das Gegentheil. Er bekleidete eine kleine Landpfarre in der Nachbarſchaft von Dover, und wollte ſeine Nancy nach der Stadt führen, um ſie bey einer Putzhändlerin in Arbeit zu bringen. Er war aber auch eben ſo neugierig, als mittheilend, und beſtürmte mit ſeinen Fragen, nicht ſelten zur Unzeit, die vierte Perſon unſerer Geſellſchaft, einen jungen Irländer, der im Wagen der ſchönen Nancy gegenüber ſaß, und ganz im Anſtaunen ihrer Reitze verloren zu ſeyn ſchien. Dieſer hatte einen reichen Oheim zu Dover beſucht, und kehrte wohl beſchenkt von ihm zurück. Seine Jugend und Unerfahrenheit gaben dem Geiſtlichen Gelegenheit, ihn vor den Klippen zu warnen, die in London ſeiner Tugend, oder vielmehr ſeinem Geldbeutel drohten, und er erzählte eine Menge luſtiger Anekdoten, wie junge Leute ihre erſte Ankunft hier mit einem theuren Lehrgelde hätten bezahlen müſſen. O'donald, ſo hieß der Irländer, meinte, er würde die Gefahr ſchon zu vermeiden wiſſen. Ich habe mein Geld zu lieb, ſagte er, als mich dem Verluſte deſſelben auszuſetzen. Du haſt die Wahrheit geſagt, und gleichſt allen deinen Landesleuten, dachte ich, als er beym Wechſeln der Pferde ein'ge Mädchen ungeſtüm zurückwies, die herbeyeilten, Früchte aller Art, in niedlichen Körbchen aufgethürmt, der ſchönen Nancy zur Erfriſchung anzubieten.

Ungeachtet dieſes ungalanten Zuges ſchien unſer Irländer dem holden Kinde nicht zu misfallen. Sie hörte nicht auf, ein freundliches Betragen gegen ihn zu äußern, und er, ſeine verliebten Blicke auf ſie zu heften, die, wie es mir ſchien, huldvoll aufgenommen und zuweilen erwiedert wurden. Aber er war ein ſchöner Mann, und Nancy erſt achtzehn Jahre alt.

Ueberlaſſen Sie mir jetzt, ſagte der alte Geiſtliche bey unſerer Ankunft zu Richmond, die Sorge für unſere häusliche Einrichtung hier, und du, Nancy, komm dich deiner Reiſekleider zu entladen. Wem das Herz voll iſt, geht der Mund über: O'donald war nicht ſobald mit mir allein, als er in Lobeserhebungen über die Schönheit des Mädchens ausbrach. Er ſchwur, daß nie ein Frauenzimmer einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht hätte, er verſicherte, ihrer Gegenliebe gewiß zu ſeyn, er geſtand beym Heraussteigen aus dem Wagen einen Händedruck von ihr erhalten zu haben, und er verrieth eine ſchändliche Abſicht auf Nancys Unſchuld.

Sie kam zurück, die Reitzende, in einem geſchmackvollen Negligee, welches ſie einer Stadtdame ähnlicher als einem Landmädchen machte. Ihr Strohhütchen hatte vorhin einen Theil der ſchönen Züge verborgen, die jetzt, nur von einigen braunen Locken umſchattet, in vollem Glanze ſich zeigten. Ihre Geſichtsfarbe ſchien erhöht, und zarter, ſchmachtender blickten die großen blauen Augen aus ihren langen, ſeidenen Wimpern hervor, umwölbt von ein Paar Augenbraunen, deren Schwärze bey einem Frauenzimmer, welches die Kunſtgriffe der Toilette zu kennen Gelegenheit gehabt hatte, Verdacht erreget haben würde. Der jetzt entblößte volle Arm ließ auf den ſchönſten harmoniſchen Gliederbau ſchließen, eine zarte Hand wetteiferte mit einem niedlichen Fuß, und ein Buſen — — aber er ließ nur die Schönheit vermuthen, die durch eine ſittſame Bedeckung dem lüſternen Blick entzogen wurde.

Gleich nach dem Abendeſſen begab ſich Nancy zur Ruhe. Der Vater that den Vorſchlag, eine Flaſche Champagner zu trinken, aber O'donald wollte keinen Theil daran nehmen, und ſäumte nicht lange, auch ſein Kämmerchen zu ſuchen. Wir müſſen dieſen Wein wohl beſonders bezahlen, ſagte der Geiſtliche, denn ich bin gewiß, daß der Menſch da nicht hat mittrinken wollen, weil er weiß, daß hier zu Lande der Champagner theuer iſt. Der Knicker! Aber ich wette, daß ein Schlaukopf ihn geprellt haben wird, noch ehe zweymal vier und zwanzig Stunden vergehen. Ich glaubte die Abneigung des Irländers gegen dieſen Wein einem andern Grund zuſchreiben zu dürfen, äußerte aber meine Gedanken nicht, ſondern fragte, im Vorbeygehen blos, welche Einrichtung der Geiſtliche mit unſern Schlafzimmern getroffen hätte? Das Ihrige, antwortete er, iſt am Ende der Gallerie im erſten Stocke. Gleich neben Ihnen ſchläft meine Tochter. O'donald wohnt eine Treppe höher. Vielleicht errieth er den Beweggrund meiner Frage, und ſtimmte, dadurch aufgefordert, ein Lob über die ſtrenge Tugend ſeiner Tochter an, welches gegen alle Beſorgniß ſicherte; doch aber ſchien er nicht ganz unbeſorgt zu ſeyn, denn er machte ſchnell unſerm Geſpräch ein Ende, wünſchte mir vor einer Thür, mit Nro. 3 bezeichnet, eine gute Nacht, und ich kehrte in Nro. 5 ein.

Kaum lag ich zu Bett', als ich gleich neben mir ſeufzen hörte. Meine Aufmerkſamkeit war geweckt; um mich her herrſchte eine tiefe Stille, ich näherte mein Ohr der Wand, an welcher mein Bett ſtand, und glaubte den Athemzug einer ſchlafenden Perſon zu vernehmen. Es war die reitzende Nancy. Vielleicht fühlte ihr zarter Körper das Bett nicht weich genug, und eine Bewegung, die ſie machte, um

eine bequemere Lage zu finden, wobey ihr Arm die Wand berühren mochte, überzeugte mich, daß keine Kloſtermauer, ſondern nur ein leichter Bretterverſchlag mich abhielt, meine Hände nach dem ſchlafenden Engel auszuſtrecken, und ihn an mein beunruhigtes Herz zu ziehen. Ich war glücklich, wie ein Tantalus. (Der Beſchluß folgt.)

Notiz.

Zu Nürnberg erſchien kürzlich eine dem Andenken des verſtorbenen Prof. Drück gewidmete kleine Schrift in lateiniſcher Sprache: „Frid. Ferd. Drückii Professoris Stuttgartensis nuper desuncti laudatio. Id. Maji. MDCCCVII. 16 S. 8. Schon als Denkmal der Pietät eines dankbaren Schülers gegen die Aſche eines verehrten Lehrers (ihr Verfaſſer iſt Herr Syndikus Dr. Roth in Nürnberg, ein Sohn des würdigen Prof. Roth am königl. Gymnaſium zu Stuttgart) iſt die Schrift der Aufmerkſamkeit werth; ſie liefert zugleich aber auch einen intereſſanten Beytrag zur Charakteriſtik des um Jugendbildung ſo ſehr verdienten Drücks, und ſteht im ſchönſten Einklange mit der vortrefflichen Charakter-Schilderung, welche das Morgenblatt aus der Feder eines vertrauten, aber unpartheyiſchen Freundes von Drück geliefert hat. In einer ungeſchmückten, einfachen, aber dabey kräftigen und ächtrömiſchen Schreibart, an der man den Schüler Drücks ſogleich erkennt, entwirft Hr. Dr. Roth ein kurzes und doch vollſtändiges und bis auf die kleinſten Züge ausgemahltes Bild von den Verdienſten des Verſtorbenen als öffentlicher Lehrer, nach den Hauptfächern, worin er lehrte; der klaſſiſchen Literatur, der Geſchichte, und Religion. Aus der Individualität der einzelnen Züge erkennt man mit Vergnügen die Lebhaftigkeit, mit welcher der edle junge Mann das Bild ſeines verewigten Lehrers in ſeiner Phantaſie ſich zu erneuern und zu vergegenwärtigen wußte; aber eben dieſe Individualität und Eigenthümlichkeit der einzelnen Züge ſpricht aufs deutlichſte für die Treue und Wahrheit des aufgeſtellten ſchönen Bildes. — Hier ein Paar ausgehobene Stellen aus dieſer intereſſanten Denkſchrift. Sie ſind zugleich Proben der ſchönen lateiniſchen Schreibart, die durchs Ganze herrſcht. „Ore, vultu, habitu, omnique sermone eam moderationem prae se ferebat, quam, cum in cunctis rebus esset acerrimus, justamque sui fiduciam non celaret, nequaquam a tarditate ingenii vel abjectione animi proficisci apparebat. Selbſt das, was über eine gewiſſe natürliche Temperaments-Heftigkeit in dem Charakter Drücks hinzugeſetzt wird, ſcheint aus einer innigern Kenntniß gefloſſen zu ſeyn, und erhöht nur deſto mehr das Verdienſtliche, das in ſeiner durch Selbſtbeherrſchung errungenen Mäßigung lag. Ad iram, heißt es hier, aut natura pronior videbatur, aut valetudine proclivior; sed eminebat sui potens animus, ac victor illius perturbationis.“ —— Mit eben ſo feinen, richtig aufgefaßten und kräftig hingeſtellten Zügen mahlt der Lobredner auch ſein Lehrtalent und ſeine Lehrkunſt in allen Fächern, worin er lehrte, und die eigenthümliche Methode, die er dabey befolgte, welche vorzüglich darauf abzweckte, das Genie und die ſchlummernden Talente ſeiner Schüler zu wecken und zu entwickeln, und ſie zu Selbſtdenkern zu bilden. Von der Art, wie Drück die klaſſiſchen Autoren zu behandeln pflegte, wird ſehr treffend und richtig bemerkt, daß es ihm dabey vorzüglich darum zu thun geweſen ſey, ſeine Zuhörer mit dem Geiſte der Alten vertraut zu machen, daß er aber dabey von dem einzig wahren Standpunkte, nämlich von einer richtigen Worterklärung, ausgegangen ſey. Wie gut es Drück verſtand, ſeine Schüler durch ſeine Interpretations-Manier in den Geiſt der Alten einzuweihen, und durch ſeine Behandlung der Autoren ihr Gefühl für alles Wahre, Große und Schöne zu ſchärfen, davon iſt die gegenwärtige Schrift ſeines Schülers der lebendigſte Beweis.

Gern möchten wir auch noch etwas von dem ausheben, was über Drücks Vortrag und Behandlung der Geſchichte und Religion geſagt wird, — aber die ausgezogenen Stellen ſind hinreichend, Freunde einer ächten reinen Latinität und einer eben ſo angenehmen als belehrenden Unterhaltung zur eigenen Lektüre einer Schrift anzureitzen, die ſich durch Inhalt, Form und Styl vorzüglich auszeichnet, und ihren Verfaſſer nicht weniger ehrt, als den Mann, zu deſſen Ehre ſie geſchrieben iſt. ——— N...

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, 23 Mai.

Je weniger merkwürdiges ſeit längerer Zeit auf den hieſigen Bühnen erſchien, um ſo lebhafteres Intereſſe erregen nunmehr die Menge der Debüts und Gaſtrollen verſchiedener Schauſpieler und Sänger. Demoiſelle Jagemann gefiel nicht ſo ſehr, als man erwartet hatte, obgleich ſie immer noch einen nicht unbeträchtlichen Theil des Publikums für ſich hat. Sie trat bis jezt erſt in zwey Rollen auf; zweymal als Myrrha im unterbrochenen Opferfeſte, und einmal im Tankred als Amenaide: beſonders in lezterer Rolle fand man ihr Spiel ſehr kalt und ſteif, indem ſie faſt in regelmäßiger Abwechslung die Arme hob und ſenkte. Edler Anſtand, und jene fein gefühlte Beſtimmtheit der Bewegungen, Zeugen eines ſchönen und über ſich ſelbſt klaren Gemüthes, ſind zwar allerdings unerläßliche Erforderniße des höheren Spiels, nur müſſen ſie nicht erlernt ſcheinen, und ſollen ſich nach Verſchiedenheit des Charakters verſchieden geſtalten. Tankred wurde durch Hrn. Lange vortrefflich dargeſtellt, das Spiel der übrigen Schauſpieler war gröſtentheils unbedeutend.

Herr Ochſenheimer aus Dresden, der nun bereits in mehreren Rollen auftrat, macht in den Annalen des hieſigen Theaters durch die ſeltene Schönheit ſeines Spieles Epoche. Es iſt nur eine Meynung über ihn; ſein durchaus überdachtes, in allen Theilen harmoniſches, und immer neues Spiel hat aller Herzen gewonnen, und erinnert angenehm an jene heitern Abende, die wir einſt Ifflanden bey ſeinem Hierſeyn dankten. Als Kammerrath Seger in der Rückerinnerung; als Marinelli; als Oberamtmann Zeck in den Jägern; als Paolo Manfrone im Ritter Bajard; in den Advokaten als Kammerrath Gleiſer; als Sperling in den Unglücklichen; als Baron von Sturz in der beſchämten Eiferſucht; in welchen Rollen er bis jezt auftrat, erhielt er durchaus einen rauſchenden Beyfall. Beſonders bewunderte man die Höhe ſeiner Kunſt in der Art, wie er den Charakter Marinellis gab: bey ſo tiefer Verderbtheit des Gemüths iſt eine ſo feine Geſchmeidigkeit, und eine ſo täuſchende Auſſenſeite eines edlen Anſtandes und höherer Bildung, welche Ochſenheimer ſehr kunſtvoll in dieſem Charakter zu vereinigen wußte, unentbehrlich, um den zwar etwas ſchwachen, aber dennoch edlen Fürſten ſo lange täuſchen zu können. Hr. Brockmann als Oboardo, Hr. Lange als Appiani, ſpielten mit ſeltener Kunſt; auch Demoiſelle Hartmann gab als Klaudia einen neuen Beweis ihres ſchönen Talents; Demoiſelle Hruſchka aber als Emilie ſpielte gänzlich unter aller Kritik. Orſina wurde durch Demoiſelle Lefebre und der Mahler Conti durch Hrn. Rooſe ſehr gut gegeben; Hrn. Klingmanns Spiel aber als Prinz ließ mehreres zu wünſchen übrig.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 8.

Nro. 135.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Junius, 1807.

Nur, wer zu ſterben weiß, kann ſtets zufrieden leben;
Die wahre Freude nur, nach der die Weiſen ſtreben,
Verſüßt dem Sterblichen die Reiſe durch die Zeit,
Und folgt, unſterblich ſelbſt, ihm zur Unſterblichkeit.

Uz.

Grabſchriften denkwürdiger Menſchen, von ihnen ſelbſt.

Avto - Epitaphia.

Haben viele denkwürdige Menſchen ſich ſelbſt Grabſchriften geſetzt? Und hat die Welt in dieſen Vermächtniſſen einen Schatz von überraſchenden Anſichten der menſchlichen Dinge, von ewig wahren Bemerkungen, von ſinnreichen, inhaltſchweren Gedanken, rührenden Bekenntniſſen, treffenden Abſpiegelungen, glücklichen Selbſtſchilderungen erhalten?

Dieſe Fragen haben ſich vielleicht ſchon Hunderte gemacht, und ſollte ſich auch jeder machen, den höhere Wiß- und Forſchbegierde drängt. Ihre Beantwortung muß für alle Zeiten und Völker von Bildung etwas Anziehendes und Erhebliches haben.

Aber wo iſt dieſe Beantwortung zu finden? Unſtreitig am beßten in der ganzen Reihe ſolcher Denkmäler ſelbſt, von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten. Bis jetzt hat, meines Wiſſens, niemand eine ſolche beſondere Sammlung *) der Leſewelt vorgelegt, obgleich der Gegenſtand den Sammlerfleiß eines Gelehrten vor vielen andern zu beſchäftigen gewiß verdiente. Es werde alſo in dieſen Blättern ein Verſuch gewagt.

Auf eine gewiſſe Vollſtändigkeit mußte Rückſicht genommen werden, allein zugleich auch auf Auswahl. Zwar iſt die Nichtmerkwürdigkeit einer eigenen Grabſchrift an vorzüglichen Köpfen auch etwas Merkwürdiges, aber aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet könnte die Sache leicht zu weit getrieben, und die Abſicht dieſes Blattes, Unterhaltung und Belehrung zugleich, ſehr verfehlt werden. Aus dieſen Gründen ſind die Grabſchriften, welche Boccacio *), Toland, J. B. Rouſſeau u. a. ſich ſelbſt verfertigt haben, weggelaſſen worden; ſie ſind gar zu kahl und unbedeutend.

Daß die Inſchriften in ihrer Urſprache gegeben werden müßen, verſteht ſich von ſelbſt; aber es bedarf vielleicht einer kleinen Rechtfertigung, warum man, der Gemein-

*) In den Observat. miscell. (Leipzig 1713 f.) ſtehen im 1. 2. und 3ten Bande Nachrichten von Gelehrten, ſo ſich ſelbſt Grabſchriften geſetzt. — Ein unbrauchbarer Wuſt.

Recueil d'Epitaphes. à Paris, 1783. T. 1—3. 12. von P. A. de la Place. 1793. unkritiſch, mit geſchmackloſen und höchſtdürftigen Inſchriften überladen. Die beſſern alle ſind in Chaudon, nouveau Dict. histor. (8me Ed. à Lyon 1804. T. 1—13.) wieder abgedruckt.

The epitaph writer; consisting of upwards of 600 original epitaphs, moral, admonitory, humourous and satirical, with an essay on epitaph writing. 1791. P. 1. u. 2. 8. Der Herausgeber iſt John Bowden, Steinhauer in Cheſter. Ich kenne das Buch nur dem Titel nach.

Auf die neue allgemeine Sammlung merkwürdiger Grabſchriften, die Hr. Prof. Hauslentner in Stuttgart herauszugeben gedenkt, darf das Publikum mit Recht begierig ſeyn.

*) Boccacio's eigne Grabſchrift ſteht im Museo Mazzucchelliano, T. 1. p. 52; iſt aber ſo elend, daß man an ihrer Aechtheit zweifeln muß.

Verſtändlichkeit wegen, nicht eine deutſche Ueberſetzung beygefügt hat. Von dem größten Theile der Leſer des Morgenblattes kann man vorausſetzen, daß er der lateiniſchen, italiäniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Sprache kundig iſt. Und was die Leſerinnen betrifft, ſo mögen, wenn anders eine ſo ernſte Begierde ſie anwandeln ſollte, ihre Freunde oder Geliebten den Dollmetſchersdienſt vertreten. Auſſerdem würde auch, da eine gewiſſe Vollſtändigkeit nicht aus der Acht gelaſſen werden konnte, eine deutſche Ueberſetzung allzuvielen Raum weggenommen haben.

Archimedes.

Vielleicht das größte mathematiſche Genie, das je auf Erden war. Auf ſeinen Leichenſtein wollte er, der Erzählung nach, nichts geſetzt wiſſen, als:

einen Cylinder mit einer darin enthaltenen Sphäre;

eine beſcheidene Andeutung einer ſeiner zahlreichen, wichtigen Erfindungen. Aber ach! wie täuſchte ſich der große Mann! 140 Jahre nach ſeiner Ermordung wußten die Syrakuſaner ganz nichts mehr von ſeiner Grabesſtätte. Geſträuch und wilder Ueberwuchs hatten ſie ſo verſteckt, daß Cicero, damals römiſcher Quäſtor in Sicilien, ſie nur mit Mühe wieder ausfinden, und an das offene Licht hervorſcharren laſſen konnte.*)

Virgilius Maro.

Der vortrefflichſte aller lateiniſchen Dichter, geſt. im J. 19 nach Chr. Geburt. Kurz vor ſeinem Tode ſoll er noch folgende Verſe gemacht haben, die man dann als Inſchrift auf ſein Grabmal ſetzte:

Mantua me genuit: Calabri rapuere: tenet nunc
Partenope: cecini pascua, rura, duces.

Ovidius Naſo.

Als Verwieſener geſtorben im J. 57 nach Chr. Geburt.

Hic ego qui jaceo, tenerorum lusor amorum,
Ingenio perii Naso poeta meo.
At tibi, qui transis, ne sit grave, quisquis amasti
Dicere: Nasonis molliter ossa cubent.

Dante Allighieri.

Dichter, Redner, Staatsmann, und unerſchrockener Beſtreiter der Vorurtheile ſeiner Zeit. In allem kühn, eigenthümlich, oft in das Rieſenhafte hinüber ſchweifend. Endete ſein ſtürmevolles Leben im J. 1321 zu Ravenna. Auf ſeinem Grabmale daſelbſt lieſt man folgende, von ihm ſelbſt verfaßte Verſe:**)

Jura Monarchiae Superos Phlegetonta Lacusque
Lustrando cecini voluerunt fata quousque,
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris
Auctoremque suum petiit felicior astris;
Hic claudor Danthes, patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

Petrarca.

Der unſterbliche Sänger der Liebe, entſchlummert auf einem Landgute bey Padua nach einer langen, unruhvollen Laufbahn im J. 1374.

Inveni Requiem: Spes et Fortuna valete!
Nil mihi vobiscum est; ludite nunc alios *).

(Die Fortſetzung folgt.)

Fragment aus einem ungedruckten Reiſejournal.

(Beſchluß.)

Auf einmal wurde die Stille, die um Nancy's Lager herrſchte, durch das Knarren der Thüre ihres Zimmers unterbrochen. Ich wollte meinen Ohren nicht trauen, denn wie ließ es ſich vermuthen, daß ein junges ſchüchternes Mädchen, in einem Gaſthofe, bey unverſchloßnen Thüren ſchlafen würde. Wer iſt da? fragte ſie ängſtlich. Ich hörte gehen, fuhr halb zum Bette hinaus, und ergriff eine Piſtole. — Um Gottes Willen, himmliſches Mädchen, ſtotterte eine Stimme, die ich bald für O'donalds erkannte, ſey'n Sie ruhig! Ich konnte nicht ſchlafen. Sie beſchäftigen meine ganze Seele, ein unwiderſtehlicher Reitz zog mich hin an Ihre Thür, ich fand, daß der Schlüſſel nicht abgezogen war, und alle Mächte des Himmels hätten mich nicht abgehalten, herein zu kommen, um Ihnen zu ſagen, daß ich Sie liebe, Sie anbete u. ſ. w. Ich erwartete während dieſer herzbrechenden Liebeserklärung das Signal zum Aufbruche zu erhalten, aber Nancy fand nicht für gut, um Hülfe zu rufen. Sie ließ ihren Anbeter ausreden, ließ ſo wenig Zorn als Furcht blicken, drohte nicht mit ihrem Vater, ſank auch nicht in Ohnmacht, ſondern machte ſich in einem leiſen Tone Vorwürfe über ihre Unvorſichtigkeit, den Schlüſſel ihres Zimmers ſtecken gelaſſen zu haben. "Wenn Sie jemand hätte herein gehen ſehen, fügte ſie hinzu, oder wenn uns der fremde Officier hörte, der hier gleich nebenan ſchläft?" — Unwillkührlich entſank die aufgehobene Piſtole meiner Hand, und O'donald ſprach ein herzliches: Gott verdamme ihn! über mich aus. „Entfernen Sie ſich, Verwegner! rief ſie jetzt etwas laut; Wofür halten Sie mich? Wäre ich ein Mädchen gemeinen Schlages, ſo würde ich nicht nach London gehen, um mich von meiner Hände Arbeit zu nähren, ſo würde ich noch jüngſt auf das Anerbieten eines Lords gehört haben, der die Hälfte ſeines Vermögens darum gegeben hätte, mich zu beſitzen. Nein, nicht für alle Schätze der Erde iſt mir meine Tugend feil." — Ein anderer, als O'donald, würde eine Summe an den Verſuch gewagt haben, legte das Mädchen ihm doch die

*) S. Plutarch im Marcellus und Ciceronis Quaest. acad.

**) Die Grabſchrift führt Dante's älteſter Erläuterer Benvenuto da Imola an. Saſſi, Ghiſelli und Pelli (Vita di Dante p. XXXI. vor ſ. Werken: Venedig 1757. 4.) halten ſie für ächt.

*) Dieſe iſt aus Chaudon ang. nouv. Dict. histor. v. Petr. Eine andre, angeblich auch von ihm herrührende, ſteht in Argelati Bibl. Script. Mediolan. T. 2. Col. 1743: ſie ſcheint aber aus der Feder eines völlig geſchmackloſen Mönchs zu ſeyn.

Worte zu einem Gebote gewiſſermaßen in den Mund, aber er kannte den Werth des Geldes zu gut, als es ſich etwas koſten zu laſſen, um die widerſpenſtige Unſchuld zur Capitulation zu bewegen, er zog den Sturm vor, als plötzlich auf das Signalwort Rappel! ein Entſetzungs-Corps erſchien. Es war Nancy's Vater. „Wiſſen Sie mein Herr, ſagte er mit vieler Gravität, daß ein Verbrechen, wie das Ihrige, nach unſern Landesgeſetzen mit dem Strange beſtraft wird? Aber was hilft es, daß ich Sie zum Friedensrichter ſchleppe, dadurch wird die Ehre meiner Tochter nicht gerettet. Dieſe haben Sie befleckt, obwohl Ihre ſchändliche Abſicht vereitelt worden iſt. Ich verlange Erſatz, ich verlange, daß Sie das Mädchen heirathen. Weigern Sie ſich, ſo wecke ich das ganze Haus, und mache Ihnen einen Prozeß. Es iſt zu Ihrer Verdammung hinreichend, daß Sie, angezogen, wie Sie ſind, in dem Schlafzimmer eines jungen unſchuldigen Frauenzimmers gefunden werden.“ — Hier entſtand ein langer Wortwechſel, den wir mit Stillſchweigen übergehen. Das Reſultat deſſelben war, daß der ins Bockshorn gejagte O'donald ſich lieber zu einer Geldbuße als zu einer Heirath mit einem armen Mädchen verſtand, und nach vielem Sträuben, Dingen, Seufzen und Jammern eine Zwanzig-Pfund-Note ausrückte.

Damit dem Leſer das Betragen des Vaters und ſeiner Tochter nicht länger ein Räthſel bleibe, ſo wiſſe er, daß der Geiſtliche nichts weiter als ein verkleideter Gehülfe eines ſogenannten öffentlichen Mädchens aus London, jedoch der beſſeren Claſſe, war, die auf die Landſtraße ſich hinausbegeben hatte, um Bekanntſchaften zu ſtiften, oder unerfahrne Reiſende, auf eine oder die andere Art, in Contribution zu ſetzen. O'donald verdiente es, angeführt zu werden; denn ſeine Abſicht war ſchändlich. Hätte er ſich gleich anfangs freygebiger gegen die Schöne gezeigt, ſo würde er ſich auf eine wohlfeilere und zugleich minder verdrießliche Art aus dem Handel gezogen haben.

Um fünf Uhr, Morgens, als ich eben mich angekleidet hatte, ließ mich meine Nachbarin erſuchen, vor meiner Abreiſe zu ihr zu kommen. Sie war noch nicht aufgeſtanden; der Nachtanzug, in welchem ich ſie jetzt ſah, war koſtbar, aber ſittſam, und ſchien erſt friſch angelegt zu ſeyn. Ich geſtehe es, daß die Szene der verfloßnen Nacht ſie in meinen Augen nicht häßlicher gemacht hatte. „Ich bin Urſache, daß Sie im Schlafe geſtört worden ſind, ſagte ſie mitleidig, verzeihen Sie mir, und zum Beweiſe, daß Sie keinen Groll auf mich geworfen haben, verſprechen Sie mir, daß Sie mich in Londen beſuchen wollen. Ich kann heute nicht weiter mit Ihnen fahren, komme aber innerhalb acht Tagen nach. Sie ſollen nachſichtsvoller behandelt werden, als der filzige Irländer:“ fügte ſie lächelnd hinzu. Dieſer war ſchon eine Stunde vorher mit einer andern Kutſche abgefahren, ich ſetzte alſo die Reiſe nach London ganz allein fort. Unterwegs verglich ich die Karte, die mir Nancy gegeben, mit einer andern, die ich Abends vorher zur Anweiſung einer angenehmen Privatwohnung bey ihrer Muhme in Londen erhalten hatte, und fand auf beyden die nämliche Addreſſe, nur mit dem Unterſchiede, daß erſtre ſauber in Kupfer geſtochen und letzterer die empfehlenden Worte hinzugefügt waren: Um als Freund von Dr. Willis aufgenommen zu werden.

Noch war ich keine acht Tage in London geweſen, als eines Morgens, im Hyde-Park, eine glänzende Equipage an mir vorbey fuhr, und plötzlich anhielt. Eine Dame lehnte ſich zum Schlage heraus, rief einem Bedienten, und gab mir mit der einen Hand einen Wink, während die andere beſchäftiget war, einen Schleyer zurückzuſchlagen. Der Bediente näherte ſich mir, und ich erkannte in ſeinen Zügen, ungeachtet der Livree und des verjüngten Anſehens, meinen Landgeiſtlichen aus Dover. Die Dame war, wie der Leſer ſchon vermuthen mag, niemand anders als Nancy, die, mit aller Pracht einer Lady umgeben, eine Spazierfahrt nach Kenſington gemacht hatte. Mein Erſtaunen ließ mich nicht zu Worte kommen, und ich mochte wollen, oder nicht, ich mußte mich zu ihr in den Wagen ſetzen, wenigſtens um zu ſehen, wo ſie wohnte. Ihre Wohnung glich der Equipage; allenthalben blickte Geſchmack und Wohlhabenheit hervor, nichts war anſtößig, nichts gemein, ſelbſt das Betragen des Mädchens war in einem ſo hohen Grade anſtändig, und einer Dame von verfeinerter Erziehung ſo ſehr angemeſſen, daß nicht nur das Andenken an Richmond ganz aus meinem Gedächtniſſe verſchwand, ſondern eine wahrhafte Ehrerbietung die Stelle der Geringſchätzung einnahm. Eine ältliche Dame trat kurz nach unſerer Ankunft in den Saal, der ich als der zuvorkommende Reiſegefährte vorgeſtellet wurde, wovon Nancy, oder vielmehr Miß Taylor, ſchon ihrer lieben Mutter erzählt hatte, und der die Güte haben wollte, dieſen Abend bey ihr zu eſſen. Hievon war noch nicht die Rede geweſen. Mit eben ſo vieler Wahrheit verſprach ich alſo, nachdem Mad. Taylor die Einladung erneuert hatte, mich um 10 Uhr ganz gewiß einzuſtellen, und ging mit der Ueberzeugung davon, daß bey den Engländern alle möglichen Gewerbe die höchſte Vollkommenheit erreicht haben, daß ihr richtiger Speculationsgeiſt ſich über alle Stände verbreitet, daß ſie bey ihren Unternehmungen ſich bereichern, weil ſie alles im Großen behandeln, und daß für den wahren Genuß des Lebens mehr in London als in Paris gethan wird.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, 23 Mai.

(Beſchluß.)

Die italiäniſche Opera Seria wurde nunmehr durch Ines de Caſtro, und zwar mit erhöhten Eintrittspreiſen eröffnet. Die Muſik iſt von Nicolo Zingarelli, und hat viele angenehme Stellen. Madame Imperatrice Seſſi, welche auf 3 Monate ein Engagement angenommen hat, trat als Ines auf, und entzückte Alles durch die Stärke und tiefe Kunſt ihres Geſangs; auch Mad. Bolla als Don Pietro (Gemahl der Ines) und Hr. Brida, ein Tenoriſt, welcher auf 3 Monate engagirt iſt, als König Alfonſo der Strenge von Portugal, erhielten vielen Beyfall.

Ein franzöſiſcher Tänzer iſt für eine ungewöhnlich große Summe auf 2 Monate engagirt worden; man erwartet von ihm auſſerordentliche Dinge; die Eintrittspreiſe werden, ſo oft er auftritt, erhöht werden.

Demoiſelle Schmalz aus Berlin, welche vor einigen Jahren hier engagirt war, und ihres gründlichen Geſangs wegen vielen Beyfall erhielt, iſt hier angekommen, und wird nächſtens in Cherubini's Oper: Medea, den Part der Medea, in welchem ſie ſonſt ſehr beliebt war, wieder übernehmen.

Glucks Iphigenie in Aulis kann wegen Mangel eines guten Tenoriſten nicht gegeben werden, weil die Direktion die Rollen durchgängig vollkommen beſetzt wiſſen will; denn Herr Neumann und Ehlers, die gegenwärtigen beyden Tenoriſten der deutſchen Oper, obgleich ſie in verſchiedenen Opern mit Beyfall ſingen, beſitzen doch nicht jene Reinheit und Gründlichkeit des Geſangs, um den großen Part in jenem Werke übernehmen zu können.

Hrn. Joſeph Weigels Hadrian, eine heroiſche Oper in 3 Akten, iſt nunmehr endlich auf die Bühne gekommen, nachdem man lange davon geſprochen hatte, und ihn kaum mehr

erwarten konnte. Auch in dieſer Oper iſt Weigels Muſik, wie immer, ſehr einſchmeichelnd und angenehm, und hat viele ſehr glücklich gerathene Parthien. Der Text, oder die Poeſie, iſt von einem gewißen J. C. Meyer, und von Sonnleithner für die Bühne bearbeitet. Von den Gebrechen, welches jedes Gedicht, das von einem Nichtdichter erzeugt wird, zu haben pflegt, hier nicht zu ſprechen, hat dieſe Oper leider den Fehler der meiſten heroiſchen Opern, ſehr langweilig zu ſeyn, welches der Muſik mehr ſchadet, als billig iſt. Die Sänger leiſteten, jeder nach ſeinen Fähigkeiten, das Beſte; vorzüglich hat ſich Hr. Vogel als Hadrian ausgezeichnet.

Die Theaterdirektion will auch, wie es heißt, die italiäniſche Opera buffa wieder auf die hieſige Bühne bringen, und trifft hiezu bereits ernſtliche Anſtalten. Der bekannte Buffo Paſſi, der ehemals bey der nun aufgelößten Guardaſaniſchen Geſellſchaft in Prag ſtand, iſt bereits engagirt; mehrere andere ſollen es werden. Paſſi ſoll noch jezt im Spiele eine vorzügliche Kunſt zeigen, aber im Geſange bereits viel verlohren haben. Schwerlich wird man jemals in Wien den vortrefflichen Komiker, Angriſani den ältern, vergeſſen, der die Zierde der hieſigen Opera buffa war; ein wahrhaft unerſchöpfliches Genie; ſein Notar Biſtoſolo in der Mollinara, ſein Maestro di Musica Cisolſante in Amor marinaro, werden jederzeit unerreichte Meiſterſtücke der Darſtellung bleiben. Er befindet ſich gegenwärtig in Bologna. Nach ihm fand Brocchi als Vormund im Barbiere di Sevilla, und in der Musicomania ſehr großen und verdienten Beyfall, aber man wünſchte doch Angriſani nicht verloren zu haben, und noch heute kann man in Wien die Italiäner ſagen hören: Qui si vuol' Angrisani. Madame Tomeoni, vormals die Heldin aller komiſchen italiäniſchen Opern, und die ſich auch manchmal im Tragiſchen mit Glücke verſuchte, hat ſich gegenwärtig nach einem erworbenen anſehnlichen Vermögen in häusliche Stille zurückgezogen, die ſie ſchwerlich wieder verlaſſen wird, um auf die Bühne zu treten. Auch ſie wird nicht erſezt werden: ihr heiteres, oft muthwilliges Spiel, ihr reizender Geſang, und ihre liebliche jugendliche Geſtalt, welche ſie ſo lange nicht verließ, iſt noch immer der Gegenſtand angenehmer Erinnerungen in freundſchaftlichen Zirkeln.

Gegenwärtig kommen, als Verzierungen der Zimmer, die Uhren aus Bronze, in Geſtalt eines griechiſchen Wagens, worauf eine Gottheit ſteht, welche die Pferde lenkt (das Zifferblatt iſt auf einem der Räder angebracht), immer mehr in die Mode. Die Nacht-Uhren, mit einem großen viereckigen Zifferblatte aus Alabaſter, hinter welches man des Nachts eine Lampe ſtellt, ſind bereits wieder ſo zu ſagen aus der Mode gekommen. Sie haben die große Annehmlichkeit, daß man bey dem ſchwachen Lichte, welches der Alabaſter durchſchimmern läßt, eben genug ſieht, um die Ziffer auszunehmen, ohne von dem Scheine geblendet zu werden. Noch gibt es andere alabaſterne Nacht-Uhren, in Form eines runden Thurms, in welchen die Lampe geſtellt wird: oben befindet ſich ein breiter Ring von Metall, worin die Stunden eingegraben ſind, und der ſich regelmäßig herumdreht. Eine von unten aufgewundene Schlange, welche das Haupt gerade emporſtreckt, dient als Zeiger bey dieſem Uhrwerke.

Paris, 25 Mai.

Geſtern gab man auf dem Théatre des variétés étrangères das Luſtſpiel: Le petit Cousin, von Herrn v. Bittelsberg, welches zwar keine Ueberſetzung iſt, allein doch einige Szenen aus dem Wildfang und Sonntagskind enthält. Das Stück gefiel ſehr. Hr. v. Wittelberg arbeitet für dieſes Theater nur zu ſeinem Vergnügen, und zieht nicht den geringſten Gewinn davon. — Auch erhalten der Familien-Vater und Kotzebues glücklich umgearbeitete Verwandſchaften den ungetheilſten Beyfall.

Logogriphiſches Ungeheuer.

Zweytes Hundert.

4.

Noch einmal ſattelt mir den Hippogriphen, ihr Muſen,
Zum Ritt in's Logogriphenland!
Schweigt vom Gelehrten, vom Abſtruſen!
Worträthſel ſind mein Gegenſtand:
1) Ein langer Saal, von Meiſterpinſeln
Berühmter Künſtler ausſtaffirt;
2) Ein Mark, von den Molucken-Inſeln
Als Kraftgemüß euch zugeführt;
3) Ein Hafen, eine Citadelle
Des ſchiffereichen Albion;
4) Gepflückter Blumen Ehrenſtelle,
Zuweilen nur von Gips und Thon;
5) Was aromatiſche Gerüche
Verraucht, und ſeltſam-bitter ſchmeckt;
6) Was nöthig ward in jeder Küche;
7) Was leicht iſt, ſchlimm, und aufgeweckt;
8) Die weiland Reichstagsſtadt am Rheine;
9) Ein Vogel, räubriſch, wie der Aar;
10) Kein Zuwachs ächter Edelſteine,
Doch ſtellt er Iris Farben dar;
11) In Liefland zwey bekannte Städte;
12) Ein Königreich im Alterthum;
13) Was mahnt, daß man die Zeit nicht tödte;
14) Ein Meiſterbild zu Schillers Ruhm;
15) Ein ſchöner weiblicher Verräther,
Den Feldherrn würgend, als er ſchlief;
16) Die Herkules, den Wunderthäter,
Zu Sklavendienſten lächelnd rief;
17) Was weder Trott, noch Carriere —
18) Was Kraftberaubten ſtärkend iſt;
19) Ein Philoſoph, zu Schiras Ehre;
20) Zuſammenſtopplung, die verdrießt;
21) Ein holder, deutſcher Mädchen-Name,
Den hier der Zufall einverleibt
Mit dem von einer Römerdame;
22) Worin man iſt, und war, und bleibt,
Wenn ihr es umgekehrt nicht ſchreibt;
23) Die Brück' und Stadt, wo Feindesſchaaren
Der größte Heros überwand;
24) Was ich, wo Wagenlenker fahren,
Allein auf keinem Fußweg fand;
25) Ein frommer Ausruf, deſſen Worte,
Latein, ihr einzeln ſuchen müßt,
Der über mancher Kloſterpforte,
In manchem Buch zu leſen iſt,
Und hier die ſtattliche Coherte
Des zweyten Hunderts chriſtlich ſchließt.

P. S.

Doch anzudeuten, welche Maſſe
Von Wörtern noch aus Fern' und Nah
Wildungens Ungeheuer faſſe,
Steht Parodie zum Beyſpiel da,
Gips, Pera, Joas, eigen, Jo.
Griev, Java, Gardaſee, Par Dio,
Gad, Loge, Agis, Orgia,
Reps, Gilead — et caetera!

Auflöſung des dritten Viertels des logogriphiſchen Ungeheuers.

1. Delos. 2. Oede. 3. Argo. 4. Gea. 5. Perſia. 6. Regale. 7. Gilde. 8. Gera. 9. Jeck 10. Orid. 11. Vogler. 12. Vorſpiel. 13. Verleſe. 14. Sirep. 15. Aloe. 16. Lais. 17. Garre. 18. Lear. 19 Cegar. 20, Ader. 21. Lava. 22. Aal. 23. Eris. 24. Pareo. 25. Oval.

Nro. 136.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. Junius, 1807.

Schnell knüpfen ſich der Liebe zarte Bande;
Wo man beglückt, iſt man im Vaterlande.

Schiller.

Stephanie Napoleone,

kaiſerliche Prinzeſſin von Frankreich, Erbgroßherzogin zu Baden.

(Mit ihrem Portrait.)

Die erſte Verbindung, welche zwiſchen einer Prinzeſſin aus dem neufranzöſiſchen Kaiſerſtamme und einem deutſchen Prinzen geſchloſſen ward, iſt die Vermählung der Adoptiv-Tochter Kaiſer Napoleons mit dem Kurprinzen, jezt Erb-Großherzog, Karl von Baden. Durch ſie und durch die kurz vorhin (14. Jan. 1806) zu München erfolgte Vermählung des Vicekönigs von Italien mit der ſchönen Prinzeſſin Auguſte von Baiern trat jener kraftvolle Herrſcher-Stamm in das natürliche Familienband, welches faſt alle alten Fürſtenhäuſer Deutſchlands, und die meiſten ſouverainen Regentenhäuſer umſchlingt.

Neben den perſönlichen Eigenſchaften des edeln Prinzen von Baden mag jene Rückſicht nicht der geringſte Beweggrund zu Stiftung dieſer Allianz geweſen ſeyn. Enkel des tugendhaften, durch ganz Europa allgemein verehrten Neſtors deutſcher Fürſten, ſtammt der Prinz aus dem Hauſe Zähringen, das ſchon vor mehr denn acht Jahrhunderten blühte, das einſt in Deutſchland und Helvetien mächtig herrſchte, und in welchem vor ſechs Jahrhunderten Herzog Berthold V. die ihm angetragene deutſche Kaiſerkrone ausſchlug. Auch iſt nicht leicht ein deutſcher Fürſt ſo eng und vielfach durch Familienverhältniſſe in die Häuſer der lebenden europäiſchen Souveraine eingeflochten, als der Erbgroßherzog von Baden. Er iſt Schwager des Kaiſers von Rußland, der Könige von Schweden und von Baiern, des Erbgroßherzogs von Darmſtadt und des jetzigen Herzogs Wilhelm von Braunſchweig, Couſin germain des Königs von Preuſſen, und Neffe der leztverſtorbenen Königin von Preuſſen, ſo auch der verſtorbenen Großfürſtin von Rußland, Natalie Alexiewna, erſter Gemalin Pauls I., und der regierenden Herzogin von Weimar, ꝛc.

Dieſen ſo glänzend ausgezeichneten Prinzen wählte Napoleon zu ſeinem Schwiegerſohne. Da der Kaiſer des Glücks entbehrt, leibliche Kinder zu haben, und ſeine einzige Stief-Tochter ſchon mit ſeinem Bruder Ludwig, dem jetzigen König von Holland, vermählt war, ſo nahm er eine Verwandtin der Kaiſerin an Kindesſtatt an, erhob dieſe, unter dem Namen Stephanie Adrienne Louiſe Napoleone, zur kaiſerlichen Prinzeſſin von Frankreich (März 1806), und vermählte ſie zu Paris am 8. April 1806 mit dem Kurprinzen von Baden.

Verdiente je, durch Vorzüge des Geiſtes und Herzens und durch ſchöne Bildung des Körpers, eine weibliche Schönheit den glänzenden Vorzug, zur Tochter des Helden unſers Jahrhunderts erkohren zu werden, ſo war es Stephanie Louiſe Adrienne Beauharnois, geboren am 28. Auguſt 1789. Tochter eines Mannes, der durch Geiſtes-Bildung und liebenswürdige Beſcheidenheit ſich allgemeine Schätzung erworben hat, des Senators Beauharnois *),

*) Der Senator Beauharnois, welcher jezt, nach dem Tode ſeiner erſten Gemalin, der Mutter der Erbgroßherzogin, in zweiter Ehe lebt, iſt nicht Schwager der Kaiſerin, wofür man ihn hie und da gehalten hat, ſondern Couſin

der ſeit 1806 Inhaber der Senatorerie Amiens, und Groß-Kreuz des Badiſchen Ordens der Treue iſt, erhielt ſie ſchon frühzeitig eine Erziehung, welche zu den ſchönſten Erwartungen berechtigte. Durch die zärtliche Fürſorge der Kaiſerin empfing ſie, ſo wie die jetzige Königin von Holland, ſpäterhin ihre reifere Bildung in einem der blühendſten weiblichen Erziehungsinſtitute Frankreichs, zu Saint-Germain-en-Laye, einer maleriſch ſchön gelegenen Stadt auf einer Anhöhe, an welcher die Seine hinſtrömt, vier Lieues von Paris.

In dieſer, durch ihre Lage, durch zwey Schlöſſer, geſunde Luft und gutes Waſſer, durch ungemein ſchöne Terraſſen und einen nahgelegenen Wald, ausgezeichneten Stadt unterhält eine geiſtreiche, von der Kaiſerin perſönlich geſchätzte Dame, Madame Campan, eine ſtark beſuchte Anſtalt für die Erziehung junger Frauenzimmer, deren Geiſt und Herz gebildet werden ſoll, um einſt durch den Reiz nützlicher Kenntniſſe, durch Anmuth und feinen Weltton zu glänzen, und das Glück ihrer Gatten und Kinder zu machen. Dieſes Unternehmen iſt um ſo verdienſtlicher, da Madame Campan ſich in der Lage befindet, die Annehmlichkeiten des Lebens genieſſen, und den gefälligen Wetteifer eines ſelbſtgewählten frohen Zirkels ſchon gebildeter Menſchen annehmen zu können, ohne ſich in klöſterlicher Zucht und Einförmigkeit der mühſamen Pflege zarter Blumen hinzugeben.

Eine der vorzüglichſten und berühmteſten Zöglinge dieſes Inſtituts iſt die Erbgroßherzogin von Baden. Oft hat man die Bemerkung gemacht, daß es vorzugsweiſe den Franzöſinnen leicht werde, die Herzen der Deutſchen zu erobern. Die Prinzeßin Stephanie bedarf dieſes National-Vortheils nicht. Welcher Nation ſie auch angehören möchte, das harmoniſche Ganze ihres intellektuellen und ſittlichen Charakters, und die Reitze ihres ſchönen und trefflich gebildeten Körpers, von einer eben ſo ſchön gebildeten Seele bewohnt, ſichern ihr allenthalben die Huldigung der Herzen. Dieſe ſanfte Weiblichkeit, dieſe ungezwungene Anmuth, dieſe geiſtreiche Affabilität und Popularität, welche ſich mit keinem Standesvorurtheile verträgt, dieſer jugendliche nie verſiegende Frohſinn, mit ſeltener Unbefangenheit, Naivetät und Ingenuität gepaart, iſt, wenn gleich ſich ſelbſt deſſen unbewußt, eines allgemeinen Sieges gewiß.

Wäre die Prinzeßin Napoleons leibliche Tochter, ſo würde Jedermann ihre unermüdliche körperliche und Geiſtesthätigkeit für ein väterliches Erbtheil erklären. Ein ſteter Wechſel von Leſen und Schreiben, von Muſik, beſonders Clavier und Geſang, von Zeichnen, von weiblichen Kunſtarbeiten, von Spazierengehn, Reiten und Fahren, von Unterhaltung mit den Perſonen, die ſie zunächſt umgeben, von kleinen Luſtreiſen und Landpartieen, von Geſellſchaft und Tanz, in welchem letzten ſie ſelbſt in Paris allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, und den größten Beyfall erntete, ſind für dieſe junge Fürſtin ein mächtiger Schutz wider die lange Weile, dieſe oft ſo peinigende Gefährtin der Perſonen ihres Standes. Auch verbreitet ſie, in ihrem Cirkel, durch dieſen glücklichen Wechſel geiſtvoller Thätigkeit, durch ihren heitern und humanen Sinn ohne Unterlaß Freude und munteres Leben.

Ihre ſchnelle Faſſungskraft, ihre Leichtigkeit, ſich ſchriftlich und mündlich, gut und ſchön auszudrücken, iſt eine Wirkung ihres kräftigen, gebildeten Geiſtes, und ihrer natürlichen Lebhaftigkeit, ſo wie ihre ſchöne Ausſprache das Werk ihrer zarten Sprachorgane und ihres Sinnes für die toniſchen Künſte. Bey ſolcher Naturanlage und Fertigkeit kann es ihr nicht ſchwer werden, auch das Schreiben und Sprechen in deutſcher Sprache ſich eigen zu machen, und hiedurch ihre neuen Landsleute ſich aufs neue zu verbinden. Auch erwarten ſie dann, in dem weiten Felde unſerer ſchönen Literatur, neue Genüße, die ſie, bey ihrer geiſtvollen Empfänglichkeit für alles Schöne, ſehr bald mit Achtung für ihr zweytes Vaterland auch von dieſer Seite erfüllen werden.

Den Trieben eines edlen Herzens folgend, verſagt dieſe junge Fürſtin fremden Leiden und Freuden, wem ſie auch zu Theil werden, nie eine innige Theilnahme. Aus derſelben reinen Quelle natürlicher Gutmüthigkeit und ächter Empfindſamkeit fließt ihre große Vorliebe für die ſchöne Natur. Mit Entzücken ſieht und wiederſieht, mit warmen Fluß der Rede ſchildert ſie die tauſendfältig wechſelnden, bald heitern und lachenden, bald wildſchönen, Grauſen erregenden Naturſzenen des Murgthals, des heilbringenden Thals von Baden, der mannichfaltigen Umgebungen des Luſtſchloßes Favorite bey Raſtadt, der Stadt Heidelberg und der Bergſtraße. Für eine ſolche weitſtrebende Seele ſind die herrlichen Kunſtanlagen von Schwetzingen als Hausbedarf zwar ſehr ſchätzenswerth, aber viel zu eng. Ihr iſt das Anſchauen oſſianiſcher Szenen Bedürfniß. Das Erklimmen ſteiler Gebirge und grauer Felsmaſſen, der Steingang am reiſſenden Waldſtrome, das Durcharbeiten in Engpäſſen, in dornichtem Gebüſch und unwegſamen Wäldern, koſtet ihr kaum mehr Mühe als das Luſtwandeln in dem erquickenden, ſtundenlangen Park von Carlsruhe, in den kunſtvollen Schattengängen von Schwetzingen, unter dem Geſang eines muntern Vögelheeres, und den geebneten Wällen von Mannheim, und längs der Silberflut des Rheinſtroms.

germain ihres erſten Gemahls. Dieſer letzte, Alexander Beauharnois, vormals Vicomte, hatte in der konſtituirenden Verſammlung präſidirt, war nachher General en Chef der Rheinarmee, und ward ein Opfer der Revolution. Sein Bruder, N. N. Beauharnois, lebte mehrere Jahre in Baireuth, vermählte ſich in zweyter Ehe mit einer deutſchen Dame, v. Cohauſen aus Koblenz, war kaiſerl. franzöſiſcher Geſandter in Florenz, und befindet ſich ſeit 1806 als franzöſiſcher Botſchafter zu Madrit. Auch lebt noch zu Paris, in hohem Alter, eine würdige Dame, welche die wiſſenſchaftliche Kultur der Deutſchen zu ſchätzen weiß, Madame Fanny Beauharnois, Urgroßmutter der Erbgroßherzogin.

Gewiß machen wir unſern Leſern und Leſerinnen mit dem wohlgetroffenen Bilde dieſer geiſtreichen und liebenswürdigen Prinzeßin ein willkommnes Geſchenk.

Ariſt und ein Brownianer.

Ariſt.

Die Grazien und Muſen klagen:
Laide ſtarb in ihren Frühlingstagen.
Sie ward in's Grab magnetiſirt.

Der Arzt.

Sie ſtarb, doch ſtarb ſie ganz kurirt *).

JAW.

Bav, der Zehentauſendſte.

Der, gleich der Fledermaus, auf matten Schwingen,
Ins dunkle Reich des Unſinns eilt:
Der Hunger nöthigt ihn, zu ſingen,
Und die Kritik macht, daß er heult.

W.

Kirchenfeſte in Rom.

(Aus einem Schreiben.)

Die Kirchenfeſte der Römer unterſcheiden ſich von denen der nördlichen Nationen durch einen beſondern Geiſt der Fröhlichkeit und Heiterkeit, die freylich zum Theil eine Gabe ihres Himmels iſt; dieſe Feſte ſcheinen eher die Beluſtigung des Volks als ſeine Andacht zum Ziele zu haben. Man mahlt ſich überhaupt, und keine Nation mehr, als die ökonomiſirenden, arbeitſamen Deutſchen, dieſen Hang zu Ergötzlichkeiten, dieſe Unthätigkeit und Sorgenloſigkeit mit allzuſchwarzen Farben ab. Hier iſt das Klima ſo mild, die Bedürfniſſe ſind ſo eingeſchränkt, und der kleinen Erwerbs-Zweige ſo viele, daß Müßiggang nicht ſo nachtheilige Folgen haben kann, wie an Orten, wo ein härterer Himmel die Noth und die Bedürfniſſe vermehrt; auch läßt ſich nicht daraus folgern, der Menſch ſey hier ſchlechter als in andern Ländern. Eine Laſt, die er von einem Orte zum andern trägt, ein kleiner Handel von wenigen Pfenningen reicht hin, ihm ſeinen Unterhalt für den Tag zu verſchaffen, und er kann ſich nach Herzensgelüſten auf öffentlichen Plätzen im Spiel mit andern ſeinesgleichen und bey Feſtlichkeiten herumtreiben. Einbrüche und Straßenräubereien ſind etwas ſehr ſeltenes.

Ganz anders verhält es ſich im Norden; wenn der Südländer kaum ein Haus bedarf (und Tauſende in Italien leben im eigentlichſten Sinne auf den Straßen), ſo hat der Nordländer mit einem finſtern Gemüth und tauſend Nothwendigkeiten, denen er das Leben abkämpfen muß, zu thun; arbeitet er nicht, lebt er im Müßiggange, ſo iſt er unſtreitig ein ſchlechter Menſch; denn er kann gar nicht leben, ohne ſich ſeinen Unterhalt auf eine ſchändliche, hinterliſtige Weiſe zu erwerben.

Ehe die unſelige Revolution die Geiſtlichkeit in Armuth geſtürzt hatte, gab es beynahe alle Monate irgend ein vielfarbigtes, fröhliches Kirchenfeſt. Die Kirche wurde mit Sammt und Seide, Tapeten und goldnen Stickereien, wie ein Redoutenſaal, ausgeſchmückt. Der Boden derſelben, der Platz und die Straßen waren mit duftenden Lorberblättern, und beſonders der Weg vom Pallaſt des Pabſtes bis zur Kirche mit Sande beſtreut; zwey zahlreiche Orcheſter ſpielten abwechſelnd; ein Tambour und ein Pfeifer liefen unabläßig durch die Straßen, trommelten und pfiffen einen luſtigen Marſch; der ganze Platz vor der Kirche war in einen großen Markt verwandelt, wo Eßwaaren, Näſchereien, Spielzeug, nebſt dem Bilde des Heiligen zu verkaufen waren; Laternen von Papier mit ſeinem Bilde wurden zur Illumination ausgeboten. Die Kinder fanden Trommeln, Trompeten und Tambourins, jubelten und lärmten auf ihre Weiſe; alles athmete Luſt und Freude. In den Häuſern, welche den Platz einſchloſſen, und in den dahin führenden Straßen waren alle Fenſter mit ſeidnen Tapeten behängt; überall Lorbern und Blumen. Dies gab ein beſonders feſtliches Anſehen. Die Faſſade der Kirche und alle Fenſter der Häuſer wurden bey einbrechender Dunkelheit erleuchtet, und das Feſt verlängerte ſich bis tief in die Nacht. Die Orcheſter ſpielten fröhliche Weiſen; Sang und Klang und Freudengelächter wogte in der Luft, ein großes Feuerwerk machte den Beſchluß.

Das letzte Feſt dieſer Art war das des ſeligen Criſpins, eines Laienbruders, der nun auf ſeine Heiligſprechung wartet, und dauerte 3 Tage, vom 12 — 14 April. Es war ſeit langer Zeit eines der glänzendſten in dieſer Art. Die Kirche war mit einer Pracht und Eleganz ausgeſchmückt, welche ſehr ſeltſam mit den kahlen Köpfen, braunen Kutten und hölzernen Schuhen der Brüder abſtach, am wenigſten aber mit ihrem Gelübde der Armuth übereinzuſtimmen ſchien. Das Einzige, was den Sinn dafür etwas verrieth, war der Altar des Beato ſelbſt, welcher mit äußerſter Zierlichkeit und ſehr geſchmackvoll ausgeſchmückt war, deſſen Verzierungen aber, nebſt allen Geräthen, von Bohnen und Stroh verfertigt waren, deren verſchiedene Farben ſehr künſtlich zu Moſaiken und Tapeten angewendet wurden.

Zahlreiche Gutthäter ſetzten das Kloſter durch reiche Almoſen in den Stand, einen ſolchen Pomp zu zeigen; 100 bis 500 Piaſter hatten die Kapuziner von einzelnen Perſonen erhalten, und häufig langten Ochſen, Kälber, Weinfäſſer und dergleichen im Kloſter an, um ihre Küche zu verſehen. Die vier langen, nach dem Platz Barberini, auf welchem das Kloſter liegt, hinführenden Straßen del Tritone, Felice, delle 4 Fontane, und die St. Nicola, waren mit ſeidenen Tapeten bekleidet, und gewährten einen prächtigen Anblick, beſonders des Nachts, da alle Häuſer erleuchtet waren. Das Schieſſen, Trommeln und Pfeifen dauerte ununterbrochen den ganzen Tag, der Zulauf der Andächtigen und Neugierigen war auſſerordentlich. Das Feuerwerk, welches jeden dieſer drey feſtlichen Tage beſchloß, dauerte ungefähr eine Stunde lang, und auf dem Glockenthurme des Kloſters ſogar drehten ſich Feuerräder in farbigten Flammen. Die gewaltige Fontaine des Platzes, die einen Triton vorſtellt, der auf einer Muſchel bläßt, eine koloſſale Figur, ſpie Flammen aus, ſtatt Waſſer, und das große Becken war ganz mit Feuer angefüllt.

Ein Schloſſer in der Straße del Tritone, der ſeine Kunſt an dieſem Tage verherrlichen wollte, ſtellte der gaffenden Menge zwey Kunſtſtücke aus, über welches ſich die alten Mütterchen den Kopf zerbrachen, und vielleicht im Stillen bey ſich ſelbſt der Wunderkraft des Beato zuſchrieben: das eine beſtand aus einer Maſchine, welche ſich mit allerley Figuren von ſelbſt herumbewegte: das zweite aus ein Paar doppelſchneidigen, durch eine Zitrone geſtochenen Meſſern, von denen das obere an Griff und Spitze an einer Kette befeſtigt an der Decke hing, indeſſen auf gleiche Weiſe ein ſchwerer Ambos an dem untern befeſtigt war. Mancher

*) Der magnetiſirende Delon ſagte von einem ſeiner verunglückten Patienten: Il est mort guéri. S. Berl. Monatſchrift 1799. H. 5. S. 386.

konnte nicht begreiſen, warum das Gewicht die Zitrone nicht nach oben oder nach unten zerſchnitte, und da die Maſchine nicht an dem Sarge des B. Criſpino hing, ſo wußte man ſichs gar nicht zu erklären, und dachte nicht daran, daß man das Innere der Zitrone ſehen müßte, ehe man ſich verwundert. Im Monat Mai erwarten uns große Feſte, ein ähnliches wird in St. Lorenzo in Lucina veranſtaltet, und ſoll acht Tage lang dauern; den 24. iſt eine Heiligſprechung in St. Peter, zu welcher ungeheure Vorkehrungen getroffen werden.

Miszellen.

Ein gewiſſer Martinengo in Mailand gab vor Kurzem ein Buch über die Reitkunſt heraus, und ein italiäniſches Journal ſagt davon: man dürfe alles von dieſem Werk erwarten, da der Verfaſſer unter dem großen Friedrich gedient, und ſeine Schule unter einem ſo großen Meiſter gemacht habe.

Ein Bürger aus St. Idevil in Frankreich kehrte bey Nacht zu Pferd nach Hauſe zurück, und ſtieß ſich in der Finſterniß einen Baumzweig ins Auge. Von dieſem Augenblick ſieht er mit dem getroffenen Auge bey Nacht alles ſo genau, als mit dem andern geſunden bey Tage. Camnius in ſeinen Miscellanea curiosa. Lips. 1648 erzählt eine ähnliche Geſchichte.

Karl VI. ſchrieb unter einen Vorſchlag, welcher ihm in Handlungsſachen gemacht worden war, den 10 März 1723 folgendes: „Ich billige dieſen Vorſchlag, und will, daß er ohne allen Verzug in Ausübung gebracht werde.“ Es vergingen 6 Monate, ehe dieſer Vorſchlag mit kaiſerlicher Billigung zum Senat überging. Hier blieb er 4 Monate, bis ihn der Stadtmagiſtrat erhalten hatte, um ihn der Handels-Kammer vorzulegen, und eben ſo viele Zeit verging, bis der Magiſtrat dem Senat referirte, daß der Vorſchlag in den Händen der genannten Kammer ſey. Dies dauerte aber wieder 5 Monate, und die Regierung mahnte den Senat. Der Senat antwortete, daß er das Gutachten des Magiſtrats erwarte. Solches erfolgte auch nach einem Monate, und eben ſo viele Zeit brauchte der Fiskus. Den 24 Februar 1725 — alſo beynah' zwey Jahre nach dem kaiſerlichen: „ich will, daß ohne allen Verzug“ — nahm der Senat die Sache vor. Wie es weiter ging, weiß man nicht, nur iſt bekannt, daß die Regierung den 10 Juli 1731 den Senat wegen dieſer Sache wieder mahnte, und ſie dennoch zum zweitenmal in Vergeſſenheit kam.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 26 Mai.

Gegen die Mitte dieſes Monats ward das ſchon längſt beſchloſſene und angekündigte Konzert für die Armen der Jüdiſchen Kolonie gegeben, und erfreute ſich eines zahlreichen Zuſpruchs. Die Wahl der Muſikſtücke machte dem Geſchmack der Unternehmer Ehre. Ein Hornſolo des Hrn. Brun, von ſeinem achtjährigen Sohne begleitet, eine von Herrn Simon Meyer komponirte, und von Hrn. Tombolini geſungene Szene, und Variazionen für das Pianoforte, von Hrn. Meyer Beer geſetzt und geſpielt, erhielten den meiſten Beyfall.

Am 25 dieſes Monats wurde auch eine, in Berlin wenigſtens neue, Oper von Pär gegeben: Der luſtige Schuſter, oder die verwandelten Weiber, in zwey Aufzügen. Der nach dem Italiäniſchen bearbeitete Text dieſer Oper iſt eben der, den auch ſchon Weiſſe (dieſer ehrwürdige Altvater der Deutſchen Operndichter) in ſeinen komiſchen Operetten behandelt hat, in denen man ſie unter dem Titel: Der Teufel iſt los, findet. Freylich iſt ſeine Bearbeitung weit vorzüglicher, als die ſehr mißlungene Ueberſetzung, nach der dies Singſpiel in Berlin gegeben wird, und die das Ohr eines ſachkundigen Hörers durch den gräßlichſten Opern-Jargon zerreißt. Die Muſik von Pär iſt vortrefflich, und gefiel allgemein. Die Hauptrollen wurden von Mad. Eunicke, Mad. Bethmann, und Hrn. Unzelmann, zu deſſen Benefiz dieſe Darſtellung beſtimmt war, trefflich gegeben. Dieſe Oper dürfte ſich, ihres muſikaliſchen Werthes wegen, lange auf unſerer Bühne halten.

Im Reiche der Kunſt iſt ſeit langer Zeit nichts erhebliches erſchienen, ein Bild des tapfern Generals Blücher abgerechnet, das nach einer Zeichnung des Mahlers Dähling von Arnold geſtochen worden iſt, und überall um den billigen Preis eines Thalers verkauft wird. Man findet das Geſicht und die Haltung dieſes wahrhaſt Preußiſchen Mannes ſehr getroffen.

Durchzüge der Truppen von der Diviſion Boudet haben es ſeit einigen Tagen in Berlin wieder ſehr lebhaft gemacht; ſonſt ſteht noch Alles auf dem alten Fuße.

Berlin.

Ein neues Luſtſpiel, deſſen Verfaſſer, wie man ſagt, der hieſige bekannte Schriftſteller Julius von Voß iſt, und das den Titel führt: Die Griechheit, macht auf der hieſigen Bühne jezt viel Glück, was es wohl hauptſächlich der ſehr pikanten Porträt-Zeichnung von Perſonen, die in Berlin allgemein bekannt ſind, zu verdanken hat. Als Kunſtwerk betrachtet dürfte das Stück manchem harten Tadel unterworfen ſeyn, und die erſte Rüge würde es deshalb treffen, weil es kein dramatiſches Ganze iſt, ſondern nur aus einzelnen, nach der Laune des Verfaſſers gedichteten und zuſammengeſ**ten Szenen beſteht. Auch hat das Stück keinen befriedigenden Schluß, und wenn auch einzelne Charaktere, wie der Natur-Philoſoph, der Kapellmeiſter und die jüdiſche Heldin des Stücks, trefflich gezeichnet ſind: ſo iſt doch der Baron Heinau, welcher eben an der Gräkomanie krankt, ganz unnatürlich und verfehlt. In der Poſſe iſt es aber das Haupterforderniß, daß alle Charaktere eben durch ihre plumpe Natürlichkeit beluſtigen. Manche Szenen (auch die oben angeführten Porträt-Zeichnungen, wiewol leztere nicht eigentlich zu billigen ſind) können wahrhaſt Ariſtofaniſch genannt werden; vorzüglich amuſirt der Auftritt, wo der Kapellmeiſter eine Menge Bauernmädchen, die als Muſen, Grazien, als das Schickſal und als die Göttin der Liebe coſtümirt ſind, einexerziert; und es erregte immer ein lautes Lachen, wenn das Mädchen, das das Schickſal vorſtellte, ſobald es um ſeinen Namen gefragt wurde, antwortete, daß es das Scheuſal ſey. Auch der Junge, welcher den Genius ſpielen ſoll, beluſtigt, wenn er ſich für einen Gänſe-Jungen ausgibt. Die Darſtellung war, wie immer, ſehr vorzüglich. Ausgezeichnet ſpielte Demoiſelle Möbus, Herr Mattauſch und Herr Unzelmann. Die Erſtgenannte copirte die Preziosität der überbildeten Berliniſchen Judenmädchen ſehr glücklich, und beurkundete von neuem ihr wahres, vielſeitiges Talent. Iffland hatte die Rolle eines alten, edelmüthigen Vaters, deſſen Tochter den griechzenden Baron Heinau liebt, und der ihn auf andere Wege zu bringen ſucht. Dieſe Rolle iſt die erſte, in der ich Iffland langweilig gefunden habe, was aber keineswegs dem großen Künſtler zuzurechnen iſt, ſondern lediglich dem Verfaſſer. Die Poſſe verträgt durchaus nicht die Einmiſchung ernſter Szenen und Charaktere. Auch hat man hier noch, und zwar ſehr mit Recht, den Titel Griechheit getadelt, der mit Griechsſucht keineswegs ſynonym ſeyn kann. So hätte der Verfaſſer ſein Stück überſchreiben ſollen, oder auch Gräkomanie, da ſchon Schiller dieſes Wort durch ſeinen Gebrauch geadelt hat.

Nro. 137.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 9. Junius, 1807.

Wem Selbſtgefühl den Buſen ſchwellt,
Der trägt im Innern eine Welt,
Wo nimmer Stürme dräu'n.

Matthiſſon.

Die zwey Worte.

1.

Es iſt ein kräftig gewichtiges Wort,
Und deutet das ſchaffende Leben;
Es ruhet und raſtet nimmerfort,
Will Alles erkämpfen, erſtreben;
Es denket und forſchet bis an das Grab,
Nie legt es nieder den Wanderſtab.

Des Geiſtes Schwingen — es waget ſie,
Dringt hoch zu der Wiſſenſchaft Sphären,
Und ſcheuet nicht Arbeit, und ſchenet nicht Müh';
Das Weltall will es erklären;
Es ſchafft und zerſtöret, zerſtört und ſchafft,
Und nimmer ruhet die mächtige Kraft.

Und was es gedacht, und was es erſchafft,
Das will es auch führen ins Leben;
Nicht eitel verzehren ſoll ſich die Kraft,
Sie ſoll ſich zu Thaten erheben,
Zu Thaten reifen ſoll ſie, zur Frucht —
Das iſt, was kämpfend der Geiſt verſucht.

Sein Sinn — er will nur nach Auſſen hin;
Die Welt, die iſt ihm das Leben.
Im All zu leben iſt ſein Bemühn,
Mit dem Ganzen will ſich's verweben.
So ruhet es nimmer, und raſtet nicht,
Bis an dem Tode die Kraft ſich bricht.

So nenne mir nun das gewichtige Wort,
Dies Wort vom ſchaffenden Leben!
Es ruhet nimmer, es eilet fort,
Will Alles erkämpfen, erſtreben;
Es denket und handelt bis an das Grab,
Nie legt es nieder den Wanderſtab.

(Der Mann.)

2.

Es iſt ein mildes, doch herrliches Wort,
Und deutet das bildende Leben;
Es liebt ſich gern an gewöhnetem Ort,
Und will nicht Alles erſtreben;
Es ſinnet und dichtet bis an das Grab,
Nie legt es nieder den Zauberſtab.

Das ſtille Gemüth — es weilet gern
In der Kunſt geheiligten Sphären,
Und ſcheuet die Weite, und ſcheuet die Fern';
Das Nahe nur will es verklären;
Es liebt und lebet, und lebt und liebt —
Das iſt die einzige Kunſt, die's übt.

Sein Sinn — er will nur nach Innen hin;
Der Menſch, der iſt ihm das Leben,
Im Einen nur leben iſt ſein Bemühn,
Mit dem Einen ſich innig verweben;
So ſehnet und ſinnet das ſtille Gemüth,
Bis welk die Blume des Lebens verblüht.

Und iſt was an äußerer Kraft ihm verwehrt,
Das kann in dem Innern es finden;
Nicht Thaten will es des Ruhmes werth,
Es will nur fühlen, empfinden;
Und wenn belohnend die Knoſpe blüht,
Genügt ſich beſcheiden das ſtille Gemüth.

So nenne mir nun dies liebliche Wort,
Dies Wort vom bildenden Leben;
Es liebt ſich gern an gewöhnetem Ort,
Und will nicht Fernes erſtreben,
Es ſinnt und liebet bis an das Grab,
Nie legt es nieder den Zauberſtab.

F. Lehr.

(Das Weib.)

Grabſchriften denkwürdiger Menſchen, von ihnen ſelbſt.

(Fortſetzung.)

Arlotto, Mainardi.

Wegen ſeiner Scherzreden, Schwänke und luſtigen Erzählungen ehmals in ganz Italien berühmt, und noch jetzt nicht vergeſſen; ſtarb als Dorfpfarrer bey Florenz im J. 1483.

Questo sepoltura ha fatto fare il Piovano Arlotto
per se, e per tutte quelle persone, le quali dentro
vi volessero entrare *).

Pontano, Jovinian.

Als Sprachkenner, Dichter, Sittenlehrer und Naturkundiger betrachtet, ein ſehr vorzüglicher Mann; ſtarb in Neapel 1503.

Vivens domum hanc mihi paravi,
In qua quiescerem mortuus.
Noli, obsecro, injuriam mortuo facere,
Vivens quam fecerim nemini.
Sum etenim Jovianus Pontanus,
Quem amaverunt bonae Musae,
Suspexerunt viri probi,
Honestaverunt Reges Domini.
Scis jam qui sim, vel qui potius fuerim.
Ego vero te, hospes, in tenebris noscere nequeo.
Sed te ipsum ut noscas, rogo. Vale.

Sabellico, Marc. Ant.

Kein unverdienter Dichter, Geſchichtſammler und Völkerſittenbeſchreiber; ſtarb in Venedig im J. 1506.

Quem non res hominum, non omnis ceperat aetas
Scribentem, capit haec Coccion**) urna brevis.

Pomponazi, Peter.

Unter den früheren neueren Philoſophen einer der beſſeren Selbſtdenker, inſonderheit in der Lehre von der Unſterblichkeit; ſtarb 1524.

Hic sepultus jaceo. Quare? nescio;
Nec, si scis aut nescis, curo.
Si vales, bene est: vivens valui.
Fortasse nunc valeo.
Si, aut non, dicere nequeo.

Sanazzaro, Jakob.

Geſtorben in ſeiner Vaterſtadt Neapel im J. 1530; ein ſinnreicher, lieblicher Dichter ſowohl in lateiniſcher als italiſcher Sprache.

Actius***) hic situs est: cineres gaudete sepulti:
Jam vaga post obitus umbra dolore vacat.

---

*) Aus Quadrio, della Storia d'ogni Poesia. (Milano 1741. 4.) Vol. 2. p. 206.

**) Sabellico's Vater nannte ſich Coccio.

***) Azzio Sincero war Sannazars akademiſcher Name.

Bunterlei.

Jedes neue Syſtem gleicht dem Schmetterlinge; ſobald ſich dieſer begattet, und jenes den Grund zum neuen gelegt, iſt Blüthe ihm und Leben vorüber.

Zur (papiernen) Unſterblichkeit gehören unmittelbar zwey gute Gänſeſchwingen, ein Federmeſſer, etwas Schwärze und Sand, das Uebrige — liefert der Lumpenſammler.

Spießbürger haben an jedem Orte das Bürgerrecht, Weltbürger an keinem.

Die kleinſten und dabey gleiche Gaben erhalten apoſtoliſirende Bettelleute und — Gott; dieſer vom Volke baar einen Pfennig in den Klingeſack, und jene ebenfalls einen in die Müze; nur Honoratioren zahlen nach Belieben was mehr.

Große Männer zum Theil ſind Ferngemählde, und keinesweges für die Nähe. Eben darum iſt mancher gedruckt à Bogen 6 Louisd'or und mehr unter Brüdern werth, deſſen ungedruckte Privathandlungen, wofür ihn keine Seele honorirt, den Henker nicht taugen, oder gern eben ſo theuer bezahlt würden, nur damit man ihrer verſchont bliebe.

Freylich war Deutſchland eine Wiege der Wiſſenſchaften; Nachbarn gaben ihr die nöthigen Fußtritte.

Die Menge ſchätzt den Mann mehr nach der Würde, als dem Werthe; außer etwa, wenn dieſer gerade taxirbar iſt.

Nur in tiefer Ferne, die immer noch ferner dem Nahenden ſchwindet, ruht der Himmel mütterlich liebend auf ſeiner Erde; auch die glücklichen Länder und Welten, Paradieſe, goldene Zeitalter, Schäfer- und Unſchuldswelten und Himmel lagen noch in keiner Gegenwart, immer in fernſter Vergangenheit und Zukunft.

Frühlingsreiſen unternehmen wir häufig, auch Alpenreiſen, die bisweilen Frühling und Sommer und Winter in Einem Tage uns darführen. Aber die ſchönſte Reiſe, wohl noch niemal gereiſet, ginge von Griechenland oder Italien aus mit den Zugvögeln durch lauter Frühling hindurch, bis in den fernſten Norden. Nur Schulleute thaten ein Aehnliches, ſie lebten ewig unter der Jugend, und blieben dann immer jung; auch Stutzer und Gecken ſuchten in der Schönenwelt, obwohl öfters vergebens, den gleichen Zweck.

Zum Meiſter ward ſelten, wer den Meiſterer nie vertrug.

Unter der heutigen Menge von Mode-, Zeitungs-, Friedens- und Kriegs-Artikeln ſind die Glaubens-Artikel wie verſchwunden; auch der Glaubigen — alt oder neu — iſt heute ſo wenig unter den Germanen-Kindern, und ihrer Glaubiger ſo viel.

Was bey weitem mehr Liebhaber und Abgang finden muß, als meine grammatiſchen Werke, ſind die Wangen-Roſen meiner Geliebten; denn an jedem Morgen, den Gott ihr gibt, erleben ſie neue Auflagen.

Vorwärts trägt der Menſch die Augen; dennoch ſieht und weiß er weniger voraus, als rückwärts.

Dilettanten der Wiſſenſchaften bleiben Schmetterlinge; ſelten entſtehen Liebhaber, und noch ſeltner Ehemänner daraus.

Radlof.

Würde der Geſchichte.

Wenn vordem die Päpſte ſich mahlen ließen, mußten die Mahler knieend ihre Kunſt üben. Mengs, der den Papſt Rezzonico zu mahlen berufen ward, weigerte ſich zu knieen. Er könne, ſagte er, nur ſitzend treffen. Man erlaubte ihm, ſich zu ſetzen. — So durften lange die Biographen der Fürſten und ihrer Vorfahren ſie nur knieend ſchildern; und es entſtanden untreue Schilderungen, die keiner ohne Lächeln las. Wenige Fürſten erlaubten dem Geſchichtſchreiber, aufzuſtehen. Denn die mehreſten waren ſich's bewußt, daß ſie nur groß blieben, ſo lange der Biograph kniee. Wohl dem Fürſten, den ein wackrer Geſchichtſchreiber zu mahlen würdig achtet!

v. H.

Patrü.

Als eine Stelle in der franzöſiſchen Akademie offen war, meldete ſich ein reicher Höfling mit armem Geiſte zu der Stelle. Aus Beſorgniß, eine Verſagung möchte bey Hofe übel vermerkt werden, war man auf dem Punkt, ihn zuzulaſſen, als Patrü, der Wahrheit liebende Patrü, auftrat: „Ich will Ihnen einen Apolog erzählen, meine Herrn! Ein alter Grieche beſaß eine bewundernswürdige Leyer. Es ſprang eine Saite. Statt eine andere von Darm darüber zu ſpannen, wählte er eine von Silber, und die Leyer mit der ſilbernen Saite verlor ihre Harmonie.“ Der reiche Höfling fiel durch.

v. H.

Monumente
für
Klopſtock, Schiller, Herder und Kant.

Die kürzlich entſtandene Rittnerſche Kunſthandlung in Dresden kündigt einen Verlags-Artikel an, der dem Muth und dem Geſchmack des Unternehmers gleich viel Ehre macht. Herr Rittner will den obengenannten vier großen Männern — „unbeſchadet der Würdigkeit ſo manches andern, ihnen an Werth und Verdienſt gleichen deutſchen Mannes“ — „und nur beſonders angeregt von dem Umſtande, daß dieſe vier ſeltenen Menſchen zu gleicher Zeit unter uns gelebt, und leider auch zu ohngefähr gleicher Zeit uns verlaſſen haben“ — Denkmale ſtiften, die jedem Freunde der deutſchen Muſe und Gelehrſamkeit vor Augen geſtellt werden können. Er wird vier Kupferſtiche, in Aquatinta-Manier mit Doppel-Platten gedruckt, in ſehr großem Format (31 auf 25 Zoll ſächſiſchen, oder 27 auf 19 1/4 Zoll franzöſiſchen Maßes) herausgeben. Jedes dieſer Kupfer iſt Einem jener vier Männer geweiht, und enthält ein architectoniſches Monument von Hrn. Klinsky erfunden, in einer Charakter-Landſchaft, die Hr. Mechau nach dem hervorſtechenden Geiſt eines Jeden in anpaſſendem Style zeichnete. Schon die Namen dieſer Künſtler bürgen dafür, daß Etwas Nicht-gemeines erwartet werden darf; und ſo wird dieſe neue Art von National-Huldigung, — wir wollen es in den gegenwärtigen Zeiten mit verdoppeltem Recht hoffen — ihren Zweck nicht verfehlen. Gehörten ſie nicht Einem und ebendemſelben Volk an, dieſe großen Geiſter? die, obgleich an ſehr verſchiedenen Enden des Mutterlandes geboren, durch das Ganze gleich liebend würkten, für das Ganze lebten, und das Ganze verherrlichen. Der Reichthum, den ſie hinterlieſſen, iſt National-Erbſchaft geworden, und ſo lange, was Deutſch heißt, ſich brüderlich darein theilt, wird Deutſchland nicht untergehen. Gern wird wohl, wer es vermag, dieſe ſchönen Denkmäler in ſeinem Muſeum (heiße es Studierzimmer, Bibliothek, Kunſtwerkſtätte oder Arbeits-Stube) um ſich herſammeln, ſie mit Vergnügen bewundern, und das Auge nie ohne dankbare Rührung davon wenden.

Wir würden dieſe patriotiſchen Ergießungen noch zurückgehalten, und mit Vorſicht von der Rittnerſchen Unternehmung geſprochen haben, wenn nur von der Ankündigung allein die Rede wäre. Da wir aber bereits die Probedrücke von den erſten zwey Blättern — auf Klopſtock und Schiller (von Herzinger und Haldenwang geſtochen) — vor uns liegen haben, von denſelben tief angerührt und zu einem verdienten Lob berechtigt worden ſind, ſo nehmen wir gar keinen Anſtand zu bekennen, daß ſie zu dem Schönſten gehören, was in dieſer Art von Kupferbearbeitung geliefert worden iſt. Die Erfindung und Zeichnung verdienten es aber auch, daß die vervielfältigende Kunſt ihre äußerſten Kräfte anwandte, um getreu das wiederzugeben, was ſie von ihrer Genoßin empfing.

Dieſe Monumente ſtehen bey beyden Blättern ohngefähr auf dem zweyten Plan, und haben einen hinlänglichen Raum, um ſich durch Geſtalt, Größe und Genauigkeit hervorzuthun, und als Hauptſache zu zeigen. Die günſtige Beleuchtung hebt ſie auf beyden noch mehr heraus.

Klopſtocks Monument iſt, gegen die linke Hand des Beſchauers geſtellt, ein feſtes mächtiges Prachtgebäude nur für Einen Zweck denkbar, den: ein Verwahrungs- und Verehrungs-Ort irgend eines Heiligthums zu ſeyn. Seine Architektur iſt die imponirende Maſſen-Gewalt des egyptiſchen Styls, mit dem einfachen Charakter der Unzerſtörbarkeit in wenig verzierten, richtigberechneten Linien. Auf einem breiten und großen Unterſatze (der vorne zwiſchen vier Säulen-Stämmen der kräftigſten Ordnung den Eintritt in eine Vorhalle, und von dieſer in eine Cella anbietet) ruht ein hoher Würfel, von allen Seiten geſchloſſen. Der letztere verwahrt wohl die heilige Aſche. An ſeiner vordern Seite liegt das Bild des Dichters, nicht in todter, ſondern nach dem Vorgange der alten Kunſt nur in rührender Stellung, zwiſchen zwey Garben-Bündeln, als dem von Klopſtock geliebten und öfters benutzten Simbole der Unſterblichkeit. Ueber ihm iſt die Leyer aufgehängt. Auf den Nebenſeiten ſind Chöre ſchwebender Seraphinen, unter dieſen zwey Sicheln, und oben, ringsum, eine Einfaſſung von Sternen. Unter dem Bilde des Dichters und zwiſchen den bereits angeführten Säulen des Unterbaues ſieht man noch vier ſitzende Statuen in ernſthaft ſtrengem Charakter, durch die Attribute als die vier Evangeliſten kenntlich, die ihm zu ſeinem göttlichen Geſange Stoff und Leben darreichten.

Die Landſchaft iſt ein enges, ſtilles und verwachſenes Thal, von einem Strom durchrauſcht, und zwiſchen baſaltartigen Felſen eingeſchloſſen. Der breitblättrige Platanus, Felſen-Trümmer, hohes Gras und Geſträuch füllen den Vorgrund, in welchem man einen ſehr aufmerkſamen Leſer erblickt, der die Werke des Dichters in der Nähe des Heiligthums durchdenkt. Etwas weiter hin ſieht man den Palmbaum, andere fremdartige Gewächſe, noch ein Monument und eine Brücke über den Strom, ſo wie im Hintergrund ein aufſteigendes Gebirg, das den Libanon vorſtellen ſoll. So wollte der Erfinder die Heimat der Sionitin bezeichnen, worinn Klopſtocks Geiſt ſo gern und ſo feyerlich ſchwebte. (Ein anderer würde vielleicht Klopſtocks Monument unter den Ruinen des klaſſiſch-deutſchen Bodens in einem dichten Eichenhain aufrichten, — und beyde könnten Recht haben.)

Von dieſer ſtreng-ernſthaften und feyerlich erhabenen Vorſtellung wendet man ſich überraſcht nach **Schillers** Monumente, nicht als ob man, durch einen bloſſen Contraſt beſtochen, ſich nothwendig anders fühlen müßte. Nein! Denn auch hier hat der Zeichner die Ausſicht gebunden, und nur in charakteriſtiſche Plane — aber von ganz anderer Art — gelegt. Der Luſtkreis iſt hier um vieles erweitert, und zwiſchen dem glänzendſten Licht und dichtem Gewölke getheilt. Den Vorgrund zieren zwey ſchlanke Pinien, an deren Fuße Mädchen und Frauen Blumen leſen und Kränze winden. Von hier aus zieht ſich ein Hain nach der rechten Seite, und umfaßt dann wieder von hinten das große Monument, welches ſich uns links zeigt. Ein abhängender Weg und ein ſtiller Fluß ſchlängeln ſich mitten durch, und in dem ruhigen Gewäſſer ſpiegelt ſich die Trauerweide und das Monument. Den Horizont ſchlieſſen vier oder fünf hintereinander aufſteigende Hügel und Berge, wovon die vorderſten mit Ruinen alter Burgen und anderer Bauwerke beſetzt und umgeben ſind. Die ganze Landſchaft hat ein hohes, romantiſch-melancholiſches Gepräge. Dieſer Anlage entſpricht auch das **Monument**, und hebt ſie noch mehr empor. Aus einem ſanften Raſengrund erhebt es ſich feſt und ſtark, aber doch weit reicher in ſeiner Eintheilung und Verzierung, als das, welches wir ſo eben verlieſſen. Von vornen öffnet auch hier ſich ein Eingang, der aber durch einen weitvorſpringenden Fronton, von toskaniſchen Säulen in zwey Reihen getragen, ſich ankündet. Auf beyden Seiten dieſes Frontons führen breite Treppen nach der Platteforme, die auf den Ecken mit acht Altären geziert iſt. In der Mitte erhebt ſich eine ſtarke kegelförmige Säule, die ſich oben in eine gebogne Ausladung endigt, und unter dieſer Ausladung mit verſchiedenen Masken umhängt iſt. Dieſe Säule gibt dem Ganzen ein auſſerordentliches Anſehen. Vor derſelben iſt ein großes Bild, das eine ſitzende und verſchleierte weibliche Figur (die Phantaſie?) auf einem antiken, von Adlern getragenen Seſſel vorſtellt; wodurch das Myſterioſe des Ganzen erhöht wird. An den verſchiedenen Abtheilungen des Monuments ſind auch noch Embleme angebracht, die auf die mannichfaltigen Gattungen des **Schillerſchen** Geſanges anſpielen.

Auf den Probedrücken haben dieſe beyden Vorſtellungen die etwas unſchicklich ſcheinenden Aufſchriften: En Memoire de Klopstok und En Memoire de Schiller. Vermuthlich ſind ſie aber nur für den fremden Liebhaber da, der die ſogenannten avant la Lettre reichlicher bezahlt. Für den Patrioten werden kräftige deutſche Inſchriften hergeſetzt, und zwar für **Klopſtock**, neben der Dedikation an den **Kronprinzen von Dänemark**, die Stelle dieſes Dichters: **Ehre ſey und Dank und Preis, dem Hocherhabenen, dem Erſten, der nicht begann, und nicht aufhören wird!** Und für **Schiller**, mit der Zueignung an die **Erbprinzeſſin von Weimar**, die Worte aus ſeiner **Nänie**: **Siehe, dann weinen die Götter! Es weinen die Göttinnen alle, daß das Schöne vergeht, und das Vollkommene ſtirbt.**

Wir hoffen bald — mit einem gleich guten Zeugniß — die noch rückſtändigen Denkmale für **Herder** und **Kant** anzeigen zu können.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, 29 Mai.

Der geſtrige Tag gab den hieſigen Einwohnern das geräuſchvolle Schauſpiel der jährlichen großen Fronleichnamsprozeſſion. Der Hof, die Geiſtlichkeit, die ſtudirende Jugend und ſämmtliche hieſige Brüderſchaften nahmen unmittelbaren Antheil an dieſem pomphaften, eine ganze Stunde dauernden Umgang. Die Straßen, wodurch die Prozeſſion zog, waren in der Mitte mit Brettern belegt, und zur Seite mit ſchattigen Bäumen geziert; auf dem Marktplatze paradirte die hier befindliche Kavallerie, das Bürgermilitär war an andern Orten aufgeſtellt. Durch ein beſtändiges Hin- und Herdrängen von vielen tauſend Zuſchauern bewegte ſich der lange Zug einer zahlloſen Menge Fahnen und Altarbilder, unter deren Laſt die ermüdeten Träger wankten. Zunächſt hinter dem Venerabile unter einem Thronhimmel ging der König, im Gefolge des Hofes, der an dieſem Tage in neuen geſchmackvollen Uniformen erſchien; zu beiden Seiten machte die ſogenannte Schweizergarde Spalier. — Gegen die vormaligen Zeiten ſoll übrigens dieſer Aufzug wenig zu bedeuten haben, da ihm die ſonſt ſo beträchtliche Anzahl der Ordensgeiſtlichen, und beſonders die eigentlich theatraliſchen Parthien mangeln, z. B. der Aufzug der Königin von Saba, eine Rolle, wozu jedesmal das ſchönſte Mädchen in München gewählt wurde.

Einige Tage vorher wurde die italiäniſche Oper: Ginevra di Scozia, unter vielen Zurüſtungen äußerer Pracht aufgeführt, erhielt aber im Ganzen keinen ſonderlichen Beyfall. Herr **Brizzi**, der in der Rolle des Polineſſo auftrat, ſcheint in der ſonſt mit Recht ſo bewunderten Kunſt ſeines Geſanges, womit er bey ſeiner früheren Erſcheinung auf dem hieſigen Theater Alles feſſelte, einige Rückſchritte gethan zu haben. Mad. **Bertinotti**, als Ariodante, erfreute durch die ungemeine Lieblichkeit und große Ausbildung ihres Geſanges, deſſen Vorzüge ſie noch vor einiger Zeit im Konzerte zur allgemeinen Bewunderung entfaltet hatte. — Es liegt in der Natur der Sache, daß der Enthuſiasmus der Menge aufgeregt wird, wenn prachtvolle Aufzüge, ein mit Pferden beſpannter Triumphwagen, eine Anzahl Reiter mit Uhlanenfähnlein u. ſ. w. auf dem Theater zum Vorſchein kommen, daß die Frucht eines ſolchen Enthuſiasmus am Ende des Spektakels der ſpielenden Hauptperſon zu Theil wird — die klug genug auf dieſen Zweck ſehr angelegentlich Rückſicht zu nehmen pflegt — allein, wiewohl alle die genannten Vortheile bey der Aufführung der Ginevra ſtatt fanden, ſo hatte man ſich doch in jener Vorausſetzung betrogen: mehr, als alles andere, blieb das Gefühl der Einförmigkeit der Muſik zurück, und das Publikum litt es nicht ungern, als am Schluß nach einem unbeſtimmten, ſchwachen Herausrufen — Niemand erſchien.

Die beiden Deklamatorien, welche neulich Hr. **Solbrig** aus Leipzig hier gab, gewährten eine nicht unintereſſante Unterhaltung. In beiden trug der Deklamator am Schluß ein kleines Kotzebue'ſches Drama vor; — hieraus läßt ſich ſchon abnehmen, daß die Tendenz ſeiner Vorträge weniger auf Deklamation erhabener Gegenſtände der Poeſie und Rhetorik, als auf theatraliſche Produktionen gerichtet iſt, worin Hr. S. auch wirklich eine ſeltene Fertigkeit zeigte. In dem **Gimpel auf der Meſſe** z. B. war die Stimme der verſchiedenen Perſonen ſo treffend dem Charakter jedes einzelnen angemeſſen, daß jemand, der nicht darum gewußt hätte, daß nur **eine** Perſon ſpielte, hätte glauben müſſen, deren **fünfe** zu hören. Seine natürliche Stimme trug Hr. S. auf diejenige Figur über, die grade am wenigſten zu reden hatte. Leichtere, darſtellende Erzählungen, ſo wie einige Gedichte von dem launigten **Grübel** gelangen ihm ebenfalls vorzüglich; ſobald er ſich aber in die Sphäre der Ode und höheren Dichtkunſt wagte, leiſtete er ungleich weniger.

Die Geſchichte der Wünſchelruthe, von den früheſten Zeiten ihrer Erwähnung bis zu den neueſten Verſuchen Ritters, iſt von dem k. Oberhofbibliothekar Hrn. v. **Aretin** mit einem eben ſo ſeltenen Fleiß als Beleſenheit bearbeitet worden. Der Anfang iſt ſchon in dem **neuen literar. Anzeiger** erſchienen; das Ganze iſt um ſo intereſſanter, da wohl ſchwerlich in Deutſchland früherhin ein ähnlicher Verſuch gemacht worden.

Nro. 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Junius, 1807.

O ſelig, theilt ein Menſchenherz,
Verſtändig, gut und treu,
Voll Mitgefühls in Freud' und Schmerz,
Des Lebens Mancherley!

Voß.

Epiſoden aus Reiſen durch das ſüdliche Deutſchland, die weſtliche Schweiz, Genf und Italien in den Jahren 1801, 1802, 1803, nebſt Anhängen vom Jahr 1805. Von Friederika Brun. Erſter Band. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. 8. S. 401.

Der geiſtreichen Verfaſſerin den herzlichſten Dank, daß ſie die Blüthenblätter ſchöner Stunden in einen Kranz der Erinnerung band! — Glücklicher Beobachtungsgeiſt, tiefes Gefühl beym Anblicke der ewig wechſelnden Naturſcenen, kunſtloſes Anreihen der lieblichſten Bilder, und ein gefälliger Redefluß zeichnen dieſe Epiſoden vor mancher neuern Reiſe-Beſchreibung vortheilhaft aus. Die neun Abſchnitte, in welche der erſte Band zerfällt, enthalten Blicke ins Main- und Rheinthal, und den Aufenthalt im Schlangenbade, die Reiſe von da über Darmſtadt, Heidelberg und Stuttgart nach Schafhauſen und Zürich, die Reiſe von Darmſtadt über Heidelberg und Freyburg nach Baſel, den Aufenthalt in und bey Ouchi, dem Hafen von Lauſanne, Bemerkungen über einige Gegenden am Jura, beſonders über Orbes und Valeires, dann über Genf, die Reiſe von Genf auf dem See nach Villeneuve und Martigni in Wallis, den Aufenthalt in Cour unter Lauſanne, und ein Schreiben über einige theatral'ſche Darſtellungen der Frau von Stael-Holſtein, geb. Necker.

Schon die Aufzählung der Rubriken mag die Neugier des Leſepublikums reizen; noch mehr aber wird ſie wachſen, wenn wir zum Beleg' unſers Urtheils Einiges ausheben.

S. 67. Freye Bewegung innerhalb der Gränzen der Kunſt — ſo heißt das Geheimniß des Genies. Auch hat Dannecker ſelbſt in ſeinem ganzen Weſen das Gepräge dieſes Genies, welches ſich mehr ahnet als erkennt, und wohl die Gränzen der Kunſt, aber nie die ſeines Vermögens erkennt. Voll kindlicher Einfalt und Demuth, voll herzgewinnender Beſcheidenheit ſtand Dannecker vor ſeinem unſterblichen Meiſterwerke (der Ariadne) und ſo fand ich immer das große Genie in den Hüllen eines zarten Selbſtunbewußtſeyns. So iſt Thorwaldſon, der Däne, in Rom, u. ſ. w.

S. 153. Heſperia iſt mit dem unwiderſtehlichen Zaubergürtel der Liebesgöttin geſchmückt. Alpina erſcheint mit dem fernglänzenden Eishelm und der Aegis des Vaters gewaffnet.

S. 277. Das alte Yvorne ward durch einen Bergfall verſchüttet. Die tannenbewachsnen Bergtrümmer, die es decken, ſtehen ſchauerlich da; ein erhabenes Mauſoleum! Oben an der nackten ſchroffen Bergwand ſieht man, wo ſich die Maſſe losriß. Das neue Yvorne — blüht über Gräbern. Ich wundere mich nie, daß man, um der Gefahr willen, einen ſchönen, von einem milden Himmel begünſtigten Wohnort nicht verläßt; denn man ſtirbt nur einmal, und lebt (ach, wie glücklich!), wo eine milde Sonne lächelt, ein warmer Erdbuſen uns an ſich zieht. Auch ich hätte mir aus den warmen Lavagüſſen von Torre del Greco meine Hütte wieder auferbaut, unbekümmert, ob ein nahes Erdbeben oder ein künftiger Feuerſtrom meinen ſeidnen Lebensfaden abriſſe. Aber was die Menſchen von Süden nach Norden und an die Pole hinauftrieb, in den Kampf mit allen Feinden des Lebens, ſeiner Blüthe und ſeiner Entwicklung, ſeiner Freuden und Verſchönerung, dieß bleibt mir ewig ein Räthſel ꝛc.

Wie gern hätten wir noch ihr Hinabſteigen in die Gewölbe des Vehmgerichts, ihre (mit der Schlegelischen wetteifernde) Schilderung der Phädra-Stael, u. ſ. w., wie noch viel lieber ihre ſo wahren Herz- und Geiſterſchütternden Betrachtungen S. 19. 40, 161, 282 ꝛc. aus, wenn der Raum es geſtattete. Möge der Genius der Geſundheit die zartfühlende Dichterin mit neuer Lebenskraft ſegnen, und die Erſcheinung eines zweyten Bandes bald die Erfüllung unſers innigen Wunſches ſtille kundthun!

Ueber den in Nro. 26 des Morgenblatts erwähnten phyſikaliſchen Verſuch.

Die im 26ſten Stücke dieſer Zeitſchrift in Anregung gebrachten Unterſuchungen über gewiſſe neue oder doch zuvor nicht gehörig beachtete Beziehungen zwiſchen dem menſchlichen Organismus und ſeinen Umgebungen haben eine allgemeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme gefunden. Ganz wie es zu erwarten ſteht, wenn ein intereſſanter, zuvor nie gehörig geprüfter Gegenſtand, an welchem jeder noch ſich verſuchen zu können glaubt, zur Sprache kommt! In der That hat vielleicht kein Zweig der Phyſik in ſo kurzer Zeit ſo viele Dilettanten beſchäftigt, als der hier berührte; die Verſuche mit den ſchwingenden Ringen u. ſ. w. ſind nur zu bald zu geſellſchaftlichen Spielen herabgeſunken, und ungefähr an die Stelle des weiland berühmten joujou de Normandie getreten, das eigentlich auch ein von der ſchönen Welt aus den phyſikaliſchen Rüſtkammern entlehntes Inſtrument iſt. Natürlich mit demſelben Erfolge, wie bey dem letzteren! Die geſellſchaftliche Langeweile iſt noch nie die Mutter gründlicher Forſchungen geweſen, und die Geſchichte der Phyſik belehrt uns, daß es immer ſchwer war, Ernſt und Spaß von einander zu ſcheiden, ſo lange eine Entdeckung als Neuigkeit behandelt wurde. Hiedurch und durch die Betrachtung, daß gerade die Männer, welche die ganze Sache zuerſt in Bewegung ſetzten, ſich noch nicht ausführlicher über ſie erklärt haben, wird es wol hinreichend entſchuldigt, wenn in dieſen Blättern bis jetzt die weitern Fortſchritte, die in dieſem Felde gemacht wurden, nicht, wie es erwartet werden konnte, verfolgt worden ſind. Indeſſen iſt eine beträchtliche Menge hieher gehöriger Materialien eingegangen, die zwar aus den obigen Gründen noch immer keine entſcheidenden Urtheile, aber doch eine ſolche Zuſammenſtellung erlauben, durch welche der Forſchungs-Geiſt des verſtändigen Leſers geleitet und beſſer fixirt werden kann.

Wir übergehen billig alle diejenigen Erzählungen, an denen offenbar nichts merkwürdig iſt, als das, daß ſie gewiſſen Menſchen merkwürdig vorkommen; doch mag ein neueres Beyſpiel, zu welchem ſich übrigens in den Schriften älterer Beobachter viele Gegenſtücke finden, zur Warnung hier ſtehen. „Ein als ſogenannter Waſſerſchmecker in ſeinem Dorfe bekannter Mann — wird berichtet — gab vermittelſt der Wünſchelruthe die Stelle eines Ackers an, an welcher ſich Waſſer finden laſſen ſollte. Ich muß ſehen, wie tief das Waſſer liegt, ſprach er, und ſtellte ſich unbeweglich wie ein Pfeiler über die Hauptſtelle hin, über welcher die Gabel Waſſer angezeigt hatte; zeige mir an, wie tief du biſt? Ein Schuh, zwey Schuh, drey Schuh u. ſ. w. vierzehn, funfzehn? Hier ſchlug die Ruthe gewaltſam zu Boden, ohne daß irgendwo an ſeinen Händen oder an ſeinem übrigen Körper eine Bewegung ſichtbar ward. Funfzehn Schuh tief liegt das Waſſer!“ NB. Es ward nicht nachgegraben. Wahrlich, wenn die Wünſchelruthe, als ſolche, auf Fragen antwortet, die ihr durch kein anderes Organ, als durch die Kraft deutſcher Worte, beygebracht werden, ſo ſind ihre Erſcheinungen kein Gegenſtand des Wiſſens mehr; ſondern wir müſſen uns mit dem Glauben jener Indianer begnügen, von welchen Shaw erzählt, daß ſie die Gewohnheit haben, in zweifelhaften Rechtsfällen einen Stein an einen aufgehangenen Strick zu befeſtigen, in der Ueberzeugung, er müſſe beym Ausſprechen des Namens des Verbrechers hin und her ſchwanken. Thatſachen dieſer Art können freylich nicht für eine Sache ſprechen, die einer ſehr ernſthaften Unterſuchung werth iſt, aber gegen dieſelbe können ſie doch auch nur von Menſchen benutzt werden, deren Wahrheits-Sinn in dem frivolen Kutzel, alles lächerlich zu machen, bereits untergegangen iſt, und die eben deßwegen keine Widerlegung verdienen. Achtungswerth und verdienſtlich iſt dagegen das Benehmen derer, die — wenn ſchon vielleicht oft zu ängſtlich — doch mit Unbefangenheit, beobachten, und ſich hauptſächlich bemühen, die aufgefundenen Erſcheinungen — freylich oft zu iſolirt und nicht mit gehöriger Feſthaltung ihrer Totalität — an die Aeuſſerungen bereits bekannter Kräfte und an ihre Geſetze anzureihen. Alle Phyſik ſtützt ſich im Grunde auf eingeſtandene Wunder; dennoch muß es ihr ewiges Beſtreben ſeyn, das Gebiet des Wunderbaren einzuengen ſo viel als möglich, und daher darf ſie nur nothgedrungen zur Annahme neuer Kräfte ihre Zuflucht nehmen; nur darf ſie nicht, um einer bequemen Täuſchung zu genieſſen, geradezu das aus dem Alten Unerklärliche als unwahr abläugnen. Die letztere Methode, die gewöhnliche Folge conſequenter, aber nicht umfaſſender, von einem zu niedrigen Standpunkt aus aufgefaßter Hypotheſen, hat ihren Fortſchritten häufig mehr geſchadet, als das auf Beobachtungen geſtützte, übrigens nichts erklärende Glauben.

Einen Verſuch, die bekannten Beobachtungen über die Schwingungen von Körpern, welche an Fäden aufgehangen in der Hand gehalten werden, ohne eine neue Hypotheſe zu erklären, haben wir von Kiel aus in folgender vorläufiger Nachricht mitgetheilt erhalten. „Eine ſtrenge Prüfung der Experimente über das Schwingen eines Würfels von Schwefelkieß, oder eines Stücks Metall über Metallen, verſchiedenen Theilen des menſchlichen Körpers und andern Dingen, denen man Polarität beylegte, gab Gelegenheit, hinter die wahre Urſache ihres belebenden Princips zu kommen, die nichts anders iſt, als ein feiner Einfluß des Auges auf die Hand, vermöge deſſen dieſe zu einer unmerklichen Bewegung diſponirt wird. Um die Sache recht auffallend zu machen, zeichne man ſtatt der vorgeſchriebenen Metallplatten u. ſ. w. mit irgend einem färbenden Stoffe Kreiſe oder Linien auf Papier oder Holz, und halte dann einen nicht zu leichten Körper, der an einem dünnen Faden von einiger Länge aufgehangen iſt, darüber. Nun fixire man willkührlich einen Kreiß, ſeiner Peripherie nach, bald von der Linken zur Rechten, bald wieder von der Rechten zur Linken, und das Pendul wird anfangen, in derſelben Richtung zu ſchwingen. Fixirt man eine Linie ihrer Länge nach, ſo wird die Schwingung längs derſelben gradlinig werden; fixirt man zwey neben einander gezeichnete Kreiſe, ſo wird die Bewegung über beyde hin eine gerade Linie beſchreiben; fixirt man einen einzeln beſtimmten Punkt, ſo wird Ruhe erfolgen. Verſchließt man, während das Pendul die lebhafteſten Schwingungen macht, die Augen, und tilgt man zugleich die gehabte Geſichts-Vorſtellung gänzlich aus der Erinnerung, ſo wird das Pendul bald in Ruhe kommen; hält man daſ-

ſelbe frey in der Luft ſchwebend, und erſetzt die wirklichen Kreiſe und Linien durch eingebildete, ſo werden Bewegungen entſtehen, die der eingebildeten Form gemäß ſind u. ſ. w.

Wie man ſich in Hinſicht des Einfluſſes entgegengeſetzter Polaritäten auf die Schwingungen täuſchen konnte, iſt ſehr begreiflich. Man nehme irgend einen Körper, und bilde ſich an zwey Punkten deſſelben die entgegengeſetzten Pole ein, man halte über einen dieſer vermeintlichen Pole das Pendul, und ſtelle ſich recht lebhaft die Bewegung vor, die dieſer Pol veranlaſſen ſoll (z. B. der Südpol eine Bewegung von der Linken zur Rechten), und man wird bald das Vergnügen haben, die erwartete Schwingung wirklich erfolgen zu ſehen. Da indeſſen die ganze Erſcheinung nichts deſtoweniger ſehr artig iſt, und viel geſetzmäßiges hat, das ſich auf den Mechanismus des Sehens gründet, ſo wird das weitere hierüber dem Publiko in einer phyſikaliſchen Zeitſchrift mitgetheilt werden."

Ohne dem Verfaſſer vorgreifen zu wollen, bemerken wir: daß die Bedingungen, unter welchen ihm ſeine Verſuche gelungen ſind, bey den im 26ſten Stücke des Morgenblatts erwähnten nicht als nothwendig vorausgeſetzt wurden; denn das Fixiren eines Kreiſes z. B., auf die Art, daß man ſeine Peripherie in einer gewiſſen Richtung mit den Augen durchläuft, iſt doch etwas ganz willkührliches, das ſogar — lange fortgeſetzt — eine unangenehme Anſtrengung verurſacht, und ſchwerlich von allen denen, welche die hier in Frage ſtehenden Experimente beſtätigt haben, in Anwendung gebracht wurde. Ferner hängt der Erfolg der von dem Verfaſſer beſchriebenen Verſuche noch von einem andern Umſtande, nemlich von dem Verhältniße des Durchmeſſers der Zeichnung zu der Entfernung derſelben vom Auge, oder eigentlich von der Größe des Winkels ab, unter welchem ihr Durchmeſſer geſehen wird; denn wenn der gezeichnete Gegenſtand ſehr klein, oder ſehr weit von dem über ihm befindlichen Auge entfernt iſt, ſo treten die Schwingungen nicht ein, — wiederum eine Bedingung, die bey unſern Verſuchen nicht als weſentlich angegeben iſt. Endlich gibt es auch einzelne Menſchen, welche die Bewegungen ihres Körpers ſo zu beherrſchen im Stande ſind, daß bey ihnen keine Schwingungen entſtehen, wenn ſie ſchon den obigen Forderungen völlig Genüge leiſten.

(Der Beſchluß folgt.)

Einige Züge aus dem Privatleben des bey Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand von Preuſſen.

Prinz Louis, der am 10 Okt. 1806 bey Saalfeld den Tod der Helden ſtarb, erſchien in ſeinem Privatleben ein höchſt liebenswürdiger, jovialer Menſch, ein äußerſt humaner und amüſanter Geſellſchafter; braver Soldat, wenn es galt, außerdem enthuſiaſtiſcher Verehrer der Muſen, gern Freude nehmend und gebend: ſo durchlebte er die Tage der Jugend, und ging — wie es nicht immer der Fall iſt — unverwandelt in das Mannesalter hinüber.

Leidenſchaftlich liebte er den Genuß der Muſik; er war nicht allein ausübender Künſtler, ſondern auch ſelbſtſchaffender Meiſter: man hat mehrere gelungene Kompoſitionen von ihm.

Und ſo ſchien denn Martin Luthers Motto:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebenlang!"

auch das ſeinige zu ſeyn.

Vorzugsweiſe hing er mit ungetheilter Wärme an den Harmonien der Töne; deshalb ſtand er, ein Mäcen der Künſtler dieſes Genres, da; deshalb unterhielt er ſelbſt eine gewählte Anzahl guter Muſiker als Kapelle, deshalb war Kapellmeiſter Duſſeck immer, und Himmel oft um ihn; deshalb verſäumte er keinen muſikaliſchen Zirkel, kein einziges, einigermaßen ausgezeichnetes Konzert, und das Publikum erkannte ihn als kompetenten Richter in dieſem Foro an, und achtete die Stimme des theoretiſch und praktiſch gebildeten Kenners.

Im J. 1793, als die preuſſiſche Armee in Frankfurt am Main ſtand, befand Louis ſich mit ihr dort. Bald war er allen Muſikern bekannt, und eine Anzahl der Würdigſten, von ſeinem anziehenden Benehmen gewonnen und gehalten, ſammelte ſich um ihn.

Zu einem dieſer Männer kam in dieſer Zeit, mit einem Empfehlungsſchreiben von außerhalb, ein fremder, armer, durch langwierige Krankheit heruntergekommener Muſikus. Da der Empfohlne in der Kunſtprüfung einen hohen Grad von artiſtiſchem Werthe dokumentirte, ſo verſprach und beſchloß der Protektor, in Ermanglung der Gelegenheit zu etwas Vollkommenem, etwas für ihn zu thun, das mindeſtens dem Unglücklichen das Daſeyn erhalte und angenehmer mache, und ſprach in dieſer Hinſicht mit dem Prinzen. „Taugt er etwas?" fragte dieſer, und jener pries ihm des Fremdlings Künſtlerverdienſte. „So dächte ich, man gäbe ein Konzert, in dem er ſich hören ließe," meinte Louis. „Wenn Sie ihn und mich unterſtützen wollten, wäre ich auch dafür," ſagte jener.

Der Prinz verſprach, ſich zuerſt (auf der Einladung dazu) mit einem Friedrichsd'or zu unterzeichnen, und dankend entfernte ſich der Fürbitter, um für den beſprochenen Zweck zu handeln. Als er ſich bereits auf der Straße unter den Fenſtern des Prinzen befindet, hört er aus dem Fenſter deſſelben ſich rufen. Er wendet ſich. „Noch eins!" ſpricht Louis. „Kündigen Sie doch in der Affiche an, daß ich eine Klavier-Sonate ſpielen werde; das will ich: vielleicht iſt das dem armen Manne nützlich!" Natürlich vollzog der Entlaſſene dieſen Befehl freudig, und die Mitwirkung, die Unterſchrift des Fürſtenſohnes gab der Einladung ein unwiderſtehliches Gewicht. Wer auf Ton und Bildung Anſpruch machte, wer gelten wollte, ſubſcribirte, und der Konzert-Saal war faſt überfüllt.

Der nun gutgekleidete Künſtler gewann Beyfall; jetzt ging der bisher zufrieden unter den Zuhörern geſtandene Prinz anſpruchlos zu dem Inſtrumente, und executirte mit Genialität die gelobte Sonate.

Jedermann war entzückt.

Am Ende der Ohrenfete trat der bis zu Freudenthränen bewegte Muſiker (welcher das Glück einer ſo ſoliden Unterſtützung kaum zu ahnen gewagt hatte, und ſich jetzt verhältnißmäßig ſehr reich ſah) zu ſeinem fürſtlichen Wohlthäter mit Dank im Blick und Munde.

„Laſſen Sie es gut ſeyn," lächelte dieſer jovial, „ich bin erfreut, Ihnen nützlich geweſen zu ſeyn; übrigens habe ich noch das Vergnügen zu ſehen, daß ich eine richtige Logik beſitze. Das volle Haus befriedigte meine Erwartung, ich weiß, daß die Leute glauben, ein Prinz muß alles beſſer verſtehen, als andre ordinäre Menſchenkinder, und folglich auch ein gewaltiger Muſiker ſeyn. Sie haben mir Gelegenheit gegeben, mich von der Wahrheit der Hypotheſe zu überzeugen, dafür bin ich Ihnen Dank ſchuldig, und ſo laſſen Sie uns abrechnen!"

Ueberdies wurde der Fremdling auf die Empfehlung des Prinzen in der Kapelle eines Reichsfürſten angeſtellt.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Beten.

Dreyerley Beten kenn' ich: es waltet mechaniſch auf Lippen
Nur das gekünſtelte Wort, kälter als Eis iſt das Herz.
Schöner mahlt ſich die Andacht in feſtgefalteten Händen
Und geſprochenem Flehn, klarem und ruhigem Sinn.
Aber wenn Gott und der Menſch und der Mond und das brennende Drangſal,
Und die Lieb' und die Luſt innig die Seele bewegt —
Dann zergehet das Herz, die Sprache verſchwindet, und dann heißt
Thräne, Seufzer und Blick und das Verſtummen Gebet.

M.

Gnomen.

1.

Wenn dein Wille nicht ſelbſt zum Geſetz wird — was des Geſetzes
Wort dir gebietet, du wirſt ſklaviſch das Wort nur vollziehn.

2.

Was die romantiſche Welt bedeute? Die fremde, die unſer
Scheint, und die unſrige, die fremd und verklärt uns erſcheint.

3.

Wie ein freundliches Blümchen oft bricht aus verwitterten Mauren,
So ein ſchönes Gefühl oft aus zerriſſenem Sinn.

C.

Weiſſagung.

Ach, blinde Gottesläugner! ſprach ein Chriſt.
Euch geh'n die Augen auf, wenn ihr ſie ſterbend ſchließt!

Hg.

An Betty.

Willſt du die Grauſame länger noch machen,
Betty, ſo ſterb' ich — ich ſterbe — vor Lachen.

Hg.

Trajan.

Der Kaiſer ſey, ſo ſprach Trajan,
Der Gute, der Gerechte!
Wie er, wär er ein Unterthan,
Den Kaiſer finden möchte.

Pfeffel.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Deſſau.

Während des Winters war alles in unſrer Reſidenz ſtill und ernſt, obgleich das ſchwarze Gewitter, das ſich über unſerm Haupte furchtbar hinwegwälzte, ruhig vorübergezogen war. Die Hofſchauſpieler hatten die Einladung nach Leipzig angenommen, und auch die gewöhnlichen Winterkonzerte verſtummten. Erſt mit dem wiederkehrenden Frühling regt ſich die Freude wieder, die ſonſt in unſerm freundlichen und glücklichen Lande ſo einheimiſch war. Das erſtemal, als uns die vortrefflich geübte Kapelle unſers Fürſten durch ihre ſchönen, genußreichen Darſtellungen wieder erfreute, trat ſie in einer feyerlichen, würdevollen Geſtalt auf. Sie gab uns am Charfreitage in der Georgenkirche das Requiem von Mozart, und zwar mit einer Kraft und Präciſion, mit einem Gefühl und Enthuſiasmus, die alle Erwartungen und Wünſche vollkommen befriedigte. Das Requiem gehört zu den großen Werken der Kunſt, in deren unerſchöpflichen Gehalt ſich die forſchende Bewunderung verliert, deren übermächtige Gewalt alle Herzen hinreißt und beſiegt. Jede erregte Erwartung wird erfüllt, jede Sehnſucht geſtillt, jede Unruhe aufgelöſet. Man fühlt ſich erhaben, geſtärkt, mit einem himmliſchen Geiſte belebt, wenn man ſich dem Einwirken dieſes großen Kunſtwerks ganz und ungehindert hingibt. Auch Menſchen, glaube ich, deren zuſammengetrockneter Geiſt, deren armſeliges Gemüth eines großen kräftigen Gefühls nicht fähig iſt, müßen aus ihrer Starrſucht geweckt werden, und ſich über das Alltägliche und Gemeine des Lebens erhaben fühlen.

Eine Reihe wechſelnder frommer Empfindungen iſt im Requiem mit wunderbarer Kraft ausgedrückt. Das Herz des Menſchen wird mit der reinſten Andacht und Religioſität erfüllt. Gewiß unſer proteſtantiſcher Gottesdienſt würde an Ernſt und Feyerlichkeit bedeutend gewinnen, wenn dergleichen Kirchenmuſiken bey unſern religiöſen Verſammlungen die frommen Gefühle weckten. Die vortreffliche Aufführung dieſes letzten Geſangs des unſterblichen Mozart, unter dem ſich ſeine Seele losriß von den Banden des Körpers, macht dem würdigen Muſikdirektor Jakobi alle Ehre. Die ſchwere, kunſtreiche Fuge: Kyrie eleison! und der gewaltige Chor: Sanctus, sanctus Dominus wurden mit einer meiſterhaften Präciſion und Sicherheit gegeben. Das Sanfte und Weiche in dem Wechſelgeſange: Quid sum miser tunc dicturus, und das Rührende in der Arie: Benedictus qui venit u. ſ. w. wurde mit ſehr viel Gefühl ausgedrückt, daß man deutlich ſahe, die Muſiker und Sänger waren ganz von dem durchdrungen, was ſie vortrugen.

Es verdient zugleich eine ehrenvolle Erwähnung, daß ſich die Liebhaber der Tonkunſt, deren Zahl in unſerer Stadt nicht gering iſt, ohne Unterſchied des Standes und des Geſchlechts beeiferten, dies Meiſterſtück der Tonkunſt durch ihre perſönliche Theilnahme noch vollkommener und würdiger darzuſtellen. Beſonders erwirbt ſich der wegen ſeiner Virtuoſität auf dem Klaviere rühmlichſt bekannte Hr. Legationsrath von Lehmann fortdauernd unſre Dankbarkeit durch den Eifer und die Liebe, mit der er unter den gebildeten Ständen den Sinn für die Tonkunſt zu erwecken und zu beleben weiß. Es iſt ein ſchöner Genuß, entweder ſeine eigene Phantaſien oder andere Sachen, beſonders die von Beethoven, ihn vortragen zu hören. Auch die größten Schwierigkeiten überwindet er mit unglaublicher Leichtigkeit; er trägt die kühnſten Säze rein und ſicher vor. Beethovens große, reichhaltige Compoſitionen, die ſich durch geiſtvolle Energie, durch hohen äſthetiſchen Gehalt, durch eine tiefgedachte Technik auszeichnen, verlangen ein ſehr geübtes und vollſtändiges Orcheſter, wenn das ächt Originelle dem Geiſte des Zuhörers ganz und befriedigend wieder gegeben werden ſoll. Dieſe Schwierigkeiten vergrößern ſich bey den Klavierauszügen und bey den Klavierſtücken mit oder ohne eine obligate Violine; aber es iſt eine belohnende Arbeit, ſie durch Anſtrengung zu beſiegen. Die Zahl der Virtuoſen, welche die Beethovenſchen Stücke rein und kräftig auf dem Klaviere vortragen, mag wohl nur ſehr klein ſeyn! —

Nro. 139.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Junius, 1807.

Ach, kennte doch die Welt das Herz, ſo wie den Mund,
Wie wenig glichen oft die Thaten ihrem Grund?

Haller.

Epigrammatiſche Anthologie. Herausgegeben von Karl Julius Schütz. Zweyter Theil. Halle 1806. Im Verlage der neuen Societäts-Buch- und Kunſthandlung.

Es ſcheint, die Böcke auf der Titel-Vignette des Hrn. Schütz werden ihre Köpfe noch oft gegen einander ſtoßen; denn dieſer zweyte Band, von welchem man hoffte, er werde das ganze Werk mit einem erwünſchten Ende krönen, enthält bloß die Namen: Käſtner, Gleim, Karſchin und Götz. Bey Käſtner iſt Hr. Schütz nicht Antholog, ſondern erſter vollſtändiger Herausgeber, ob ihm gleich die im Jahr 1800 erſchienene, mit Bewilligung des Verfaſſers durch den Profeſſor Juſti beſorgte Sammlung unbekannt blieb. Um allen alles zu ſeyn, hat er auch die Priapeja des Mannes berückſichtigt. In dieſem Punkt übertrifft er alſo ſein Vorbild; denn bekanntlich hat Hr. Matthiſſon keine Gedichte im Geſchmacke des Grecourt in ſeine lyriſche Anthologie aufgenommen. Da übrigens Käſtner, wie man weiß, nicht lauter vortreffliche Epigramme gemacht hat; ſo kann man nicht umhin, ein wenig über die von Hrn. Schütz beliebte Vollſtändigkeit zu ſeufzen. Auch iſt es in der That kaum zu verantworten, daß ein Mann, deſſen Geſchmack bekanntlich immer das Beßte wählt, dieſem Geſchmack gerade bey einem der berühmteſten Epigrammatiſten das Handwerk gelegt hat. Folgendes Ding, das Gleim gemacht haben ſoll, wird wohl jeder Leſer auf den erſten Anblick für erbärmlich erklären. Da es aber in einer klaſſiſchen Epigrammen-Sammlung ſteht, ſo muß es ja wohl vortrefflich ſeyn.

Beym Leſen eines vielgeleſnen Buchs:

Der Herr Magiſter ſchwätzt und ſchwätzt,
Wie eine Dohl' in Käng g'ſetzt,
Von menſchlichen und göttlichen Geſetzen,
Von dem Erhabnen, welcher Felſen ſchlug,
Von dem Erhabnern, welcher Sünden trug,
Von Zinzendorfs und Mahomeds Betrug,
Und alle die Herrn Doktores ſind klug,
Und laſſen ihn ſchwätzen.

Ueberhaupt wird, wie wir fürchten, das Publikum dem Hrn. Schütz für die wenigſten der von dieſem Dichter mitgetheilten Epigramme Dank wiſſen. Noch weniger Werth haben die meiſten Stücke, die man von der Karſchin hier lieſt. Es ſind zwar kurze Reime, aber keine Epigramme. Der vortreffliche Dichter Johann Nikolaus Götz hat allerdings auch viele vortreffliche Epigramme gemacht, welche die Käufer dieſer Anthologie — in den bey Schwan und Götz erſchienenen vermiſchten Gedichten des Mannes finden können. Hr. Schütz wünſcht übrigens, wie er ſich ſehr witzig ausdrückt, eine entramlerte Ausgabe der Götziſchen Gedichte. Wem fällt hier nicht unwillkürlich das Bäuerlein beym Huß ein? Und wie ſeltſam klingt eine Invective gegen das Feilen fremder Werke in dem Munde eines Mannes, der ſelbſt einen Käſtner zu verbeſſern ſich berufen fühlte! Freylich ſind die Schütziſchen Aenderungen keine Ramlerſchen; denn zuverläßig hätte Ramler z. B. den tadelloſen Vers:

— „Geſundheit, Heil, die Töchter, mit ſich nahm,

nicht mit folgender ſchleppenden Zeile vertauſcht:

„Heil und Geſundheit, ſeine Tochter, mit ſich nahm;“

und zuverläßig hätte er nicht ſtatt:

„Las Hölty, und ſein Lied war vom Geleſnen voll“

geſagt:

„Las Hölty, und war des Geleſnen voll.“

Denn, nicht nur iſt es überhaupt nicht einerley, ob Hölty, oder ob ſein Lied vom Geleſnen voll war, ſondern es fehlt jetzt auch dem Schluſſe:

„Ein Bischen Witz liest Versmann, und nicht mehr,
Darum iſt auch ſein Lied ſo leer.“

an dem nöthigen Gegenſatze.

Daß es in dem Sinngedichte: Klug und noch klüger, ſtatt: „Auch ihre Güte mehr zu fliehn“

„Auch ihre Güte nicht zu fliehn“

heißt, iſt wohl nur ein Druckfehler.

Wir ſchlieſſen dieſe Anzeige mit einem für das Morgenblatt eingeſandten Epigramm:

Dieß heißt, ſo ſeufzten wir, als wir die Sammlung laſen,
Nicht Blumen leſen, ſondern graſen.

Der Geiſt und das Herz.

Der Geiſt.

O du, wechſelsweiſe liebenswürdig und grauſam, du, mein Glück und meine Qual! Urſprung meiner Freuden und Leiden! Herz! Wann endet deine Tiranney, die mich lähmt und niederbeugt? Ein Sklave deiner Neigungen werde ich unabläßig in Irrthümer hineingezogen. Laß mich! Ich entſage deinen Wohlthaten. Gib mir die Freyheit! Meine Herrſchaft, die du gewaltſam mir entriſſen haſt, gib mir zurück!

Das Herz.

Seit wann verdien' ich dieſe Vorwürfe?

Der Geiſt.

Zu ſpät, es iſt wahr, erhebe ich meine Klage. Längſt, vorlängſt hätte ich meine Rechte wieder anſprechen und geltend machen ſollen.

Das Herz.

Deine Rechte? Nie wagte ich es, dieſe nur anzutaſten, geſchweige, ſie mir anzueignen.

Der Geiſt.

Füge nur beleidigenden Spott zum Betruge, ſchlaues tiranniſches Weſen! Nicht mit offenbarer Gewalt übeſt du deinen unſeligen Deſpotismus, nein! Das Verbergen deiner Uebermacht verleiht ihr nur deſto mehr Furchtbarkeit. O wie oft unterlag ich deinen gefährlichen Verführungen!

Das Herz.

Ja nicht mir, deinen falſchen Begriffen allein mußt du die Unfälle zuſchreiben, die uns beide trafen.

Der Geiſt.

Deine Gelüſte ſind's, die alles mit den angenehmſten und täuſchendſten Farben zu übertünchen wiſſen. Im Nu leidenſchaftlich, geſchickt, mich zu gewinnen, überſtreuſt du der Abgründe Rand mit Blumen, und hüllſt die Wahrheit in einen dichten Schleyer. Geſchmeichelt, gelockt, hineingezogen durch die glänzendſten Zuſagen, durch den zu ſehr bezaubernden Vorſchmack einer Scheinluſt, folgt man dir. Im Anfang iſt es nur ein wollüſtiges Unterwerfen, und die Roſenkette ſo leicht und ſchön; aber bald legſt du dem Betrognen eiſerne Feſſeln an, und verdammſt ihn zur härteſten Sklaverei. Durch die traurigſten Erfahrungen nun belehrt, nehme ich die mir gebührende Autorität zurück. Ich bin taub für deine Plane. Meine Kenntniſſe, meine Aufklärung ſollen mich leiten, ohne dich um Rath zu fragen. Gehorch und verſtumme!

Das Herz.

Freue dich deiner Herrſchaft! Ich raube ſie dir nicht; aber du wirſt aus freien Stücken ſie mit mir zu theilen gezwungen ſeyn. Undankbarer! Was vermagſt du ohne mich? Du, der mich ungerecht mit Vorwürfen überhäuft, verdankſt du nicht deine ſeligſten Genüſſe mir? Und wenn du Leidensmomente hatteſt, wer verdient wohl Tadel? Meine Gefühle ſchmiegen ſich nach deinen Ideen. Wend' ich ſie falſch an, ſo geſchahs nur, weil du im Urtheilen irrteſt. Wer von uns beiden ſieht und vergleicht? Du! Berichtige vorerſt deine Irthümer, und ich verbeſſere meine Neigungen.

Der Geiſt.

O der gränzenloſen Kühnheit! — Dein Murren iſt vergebens, dein Schreien fruchtlos! Erwiedre nichts mehr! Ich höre dich niemals wieder.

Das Herz.

Wie? Der Urſprung deiner Freuden (ſo nannteſt du mich vorhin) ſoll dir kein Entzücken mehr ſchaffen? Nicht mehr durch Empfindungen der Wonne die Langeweile, die Trockenheit dir verſüſſen, deren Beute du biſt? Ewig vereint zu ſeyn, iſt unſre Beſtimmung. Jeder Misklang, der unſre Harmonie ſtört, ſchadet uns beiden. Ohne dich verirre, verliere ich mich; ohne mich iſt dein Genuß dir entwendet, und deine Macht nur Schein. Herrſche immer, meinetwegen! aber führe mich zum Glücke, nicht in die Knechtſchaft. O täuſche dich nicht durch Vorurtheil und falſche Schlüſſe! Zu deinem eignen Beſten frage mich um Rath, und regiere mich zu meinem Beſten! Ich biete dir meine Dienſte mit Vergnügen an. Sey mein Lenker, meine Stütze! Ich erkenne dich als meinen Herrn; erkenne mich nur als deinen Freund!

Der Geiſt.

Ach! Immer gelingt es dir, mich zu überreden.

U.

Ueber den in Nro. 26 des Morgenblatts erwähnten phyſikaliſchen Verſuch.

(Beſchluß.)

Eine Erklärung der von dem Verfaſſer beſchriebenen Verſuche lieſſe ſich etwa auf folgende Art geben: Da das Auge nur denjenigen Theil eines Gegenſtands deutlich ſieht, der in der Nähe ſeiner verlängert gedachten, durch die Mitte des Sterns von vorne nach hinten gehenden Axe liegt, ſo muß er, um allmählig alle Stellen einer größern Zeichnung in dieſe Lage des deutlichen Geſichts zu bringen, ſich von einer Seite zur andern oder von oben nach unten drehen. Dieſes Wälzen der Augen findet aber in der Lage der Augenhöhlen und der Augenmuskeln ſeine beſtimmten Grenzen, und wenn daher die Größe des zu überſehenden Gegenſtandes noch ein weiteres Fortrücken der Augen-Axen erfordert, ſo kann nicht anders, als durch eine gleichzeitige Drehung des Kopfes oder gar des ganzen Oberleibs nachge-

holfen werden; daher wenden wir, wenn wir etwas genau allmählig überblicken wollen, allezeit Augen und Kopf auf dieſelbe Seite. Dieſe Bewegungen ſind durch Gewohnheit ſo aneinander gekettet, daß uns ein Menſch, bey welchem ſie wegen eines Fehlers ſeiner Augen-Muskeln nicht mit einander harmoniren, d. h. ein ſchielender, ſonderbar auffällt, und daß es uns ſchwer fällt, die eine ohne die andere zu machen, wie jeder finden wird, der es verſucht, ſich unbemerkt und alſo unverwandt umzuſehen. Solche einander aſſociirte Bewegungen erfolgen endlich, wie bekannt iſt, ohne deutlichen, zum Bewußtſeyn gelangenden Einfluß des Willens. Ein aus irgend einer Urſache bewegtes Syſtem von Muskeln ſetzt andere ehmals abſichtlich mit ihm zugleich gebrauchte Muskeln endlich gleichſam ganz mechaniſch mit in Bewegung; ſo lernen wir uns z. B. als Kinder allmählig beym Fallen mit den Händen helfen, und als Erwachſene ſtrecken wir, ſo oft uns eine ſolche Gefahr droht, unwillkürlich und ohne alles Bewußtſeyn, die Arme von uns. Auf dieſe Art geräth nun, wenn wir alle Theile eines Gegenſtandes nach einer gewiſſen Ordnung überſehen wollen, unſer Kopf in eine der Richtung dieſer Ordnung entſprechende drehende Bewegung, deren wir uns in den meiſten Fällen nicht mehr bewußt ſind, und die wegen des erwähnten Aſſociations-Geſetzes ſelbſt da erfolgen kann, wo ſie des deutlichen Sehens wegen nicht nöthig wäre, das iſt, wo die Veränderungen, die das Auge, indem es ſich bey feſtſtehendem Kopfe wälzt, in ſeiner Stellung hervorbringen kann, zur Ueberſicht des Gegenſtandes hinreichend wären. Nun ſind wir einmal ſo weit, daß der Kopf des Experimentators regelmäßig wankt, und dieß iſt bey Verſuchen dieſer Art hinreichend, um alles übrige leicht zu erklären. Die Muskeln, die den Kopf bewegen, ſind nemlich am Halſe und am obern Theile der Bruſt und der Schultern befeſtigt, und zudem müſſen, um das Feſtſtehen des ganzen Körpers und das Gleichgewicht zwiſchen ſeinen beyden Seiten zu erhalten, bey jeder Neigung des Kopfs auf die eine Seite wieder eine Menge Muskeln auf der andern Seite des ganzen Stammes in Thätigkeit geſetzt werden. Somit iſt es denn wohl nothwendig, daß mit dem ſchwingenden Kopfe zugleich der ganze übrige Leib des Menſchen und beſonders der obere Theil des Bruſtkaſtens, und der als ein langer Hebel ſteif an ihm hinausragende Arm harmoniſch mitſchwinge. Dieſe Schwingungen ſind zwar klein, aber dennoch allerdings bemerklich; dem ungeübten Beobachter entſchlüpfen ſie freylich ſchon deßwegen, weil dieſer immer in der Erwartung ſteht, eine Bewegung der Finger, oder der Hand, oder des Arms, woran der Faden hängt, zu entdecken, welche Theile ihren relativen Stand gegen den übrigen Körper durchaus nicht ändern, und eben deßwegen in völliger Ruhe zu ſeyn ſcheinen, weil ſie ſich nur mit jenem als einem Ganzen bewegen. Daß aber eine ſehr kleine Kreisbewegung der Hand große Schwingungen eines von ihr herabhängenden nicht zu leichten Körpers hervorbringen könne, davon kann ſich jeder leicht überzeugen; auch begreift man wohl, daß die Centrifugal-Kraft jenes Körpers durch das untere Ende des biegſamen Fadens nicht eben ſo beſchränkt wird, wie die der gefliſſentlich ſteifgehaltenen Hand. Hat man doch ſonſt in manchen Kirchen am Pfingſtfeſte den heiligen Geiſt in Geſtalt einer Taube an einem langen Seile von dem Schiffe der Kirche herabhängend durch ein kleines in dieſem angebrachtes Loch ſo in Bewegung geſetzt, daß er weit und breit in dem Tempel umherkreißte, ohne auf die — Vermuthung einer polariſchen Anziehung zwiſchen ihm und der Gemeine zu gerathen! Somit ſind die in obigem Schreiben erwähnten Verſuche allerdings vollſtändig erklärt, allein wir wiederhohlen es noch einmal, **dieſe** Verſuche ſind weſentlich verſchieden von denen, für welche eigentlich eine Erklärung verlangt wird. Indeſſen verdient der Verfaſſer dafür, daß er mit Scharfſinn einen Abweg aufgedeckt hat, der leicht auf irrige Reſultate führen könnte, allen Dank, auch von denjenigen, welche ſich für überzeugt halten, daß durch den Einfluß des menſchlichen Organismus Bewegungen in den ſchwingenden Körpern hervorgerufen werden, die auf den hier auseinandergeſetzten, halbwillkürlichen mechaniſchen Stoß nicht zurückgeführt werden können. Die Erörterung einiger anderer wirklichen oder vermeintlichen Quellen von Irthümern, die ſich in die hier zur Sprache gebrachten Verſuche einſchleichen könnten, verſchieben wir auf eine andere Gelegenheit.

Einige Züge aus dem Privatleben des bey Saalfeld gefallenen Prinzen **Louis Ferdinand** von Preuſſen.

(Beſchluß.)

Als der jetzige König noch Kronprinz war, ſtand er immer mit **Louis** in freundſchaftlichen Verhältniſſen; der Kronprinz, ſtets feyerlicher als dieſer geſtimmt, fand ſich oft durch ihn erheitert, und ſelbſt gegen ſeinen Willen zum Scherz hingezogen.

Einmal befanden ſich beyde im Schauſpielhauſe in der ſogenannten Prinzen-Loge, nahe am Theater; der Weg der Schauſpieler vom Theater zum Ausgange des Hauſes führte hinter dieſer Loge vorbey. Der noch lebende komiſche Schauſpieler **Kaſelitz** ging vorüber, als eben der Kronprinz, ein Glas Punſch trinkend, in der offenen Logenthür ſtand, und **Louis** neben ihm lehnte. „Wie geht es?“ fragte der Letztere den Komiker, „erhalten Sie bald ein Benefiz, Herr **Kaſelitz**?“ Verlegen verbeugte ſich der Schauſpieler, ohne eine Antwort zu wagen. „Hier ſteht der Kronprinz,“ fuhr **Louis** fort, „bitten Sie ihn um ſeine Verwendung, und Ihr Wunſch wird ſicher erfüllt.“ Lächelnd ſagte der Kronprinz: Man laſſe mich in Ruhe, und bezahle lieber mein Glas Punſch, ſtatt mir Protektionen aufzubürden.

„Va, mon Cousin!“ fiel der Prinz ein, „ich bezahle den Punſch, und Sie helfen dem Manne dafür zu einer Benefiz-Einnahme. Abgemacht!“ —

Aber er ſorgte nicht nur für Künſtler, welche ihm Vergnügen geſchafft hatten, ſein Wohlwollen umfing die ganze Welt; er half nicht blos durch andre, er ſelbſt handelte und gab. Oft waren ſeine Finanzen zerrüttet, doch die Quelle dieſes Derangements war ſehr edel; ſie hieß Menſchenliebe, Theilnahme am Unglück ſeiner Brüder. Er gab, wo es ihm nöthig ſchien, ſchnell, nicht karg, ohne Rückſicht auf ſich ſelbſt, mit dem reinen Willen, das Elend möglichſt zu mildern. Zum Beweiſe diene folgende Erzählung.

Einmal hielt er ſich zu **Minden** auf. Ein dort anweſender Emigrant, der daheim Alles zurückgelaſſen, und nur das nakte Leben gerettet hatte, wandte ſich mit der Bitte um Unterſtützung an ihn. „Wer waren Sie in Frankreich?“ fragte **Louis** den Armen. Kaufmann, wohlhabend zu nennen, Beſitzer eines Hauſes und eines Materialladens, erwiederte dieſer. „Ungefähr von jenem Kaliber?“ fuhr der Prinz fort, und zeigte aus dem Fenſter nach dem Hauſe gegenüber, in dem ein Materialiſt wohnte, und einen kleinen Laden hielt. Der Emigrant bejahte. „Warten Sie?“ ſagte der Prinz, ſich entfernend. Bald kam er zurück, und ſprach: „das Haus da drüben nebſt dem Laden iſt Ihr Eigenthum; nach acht Tagen können Sie einziehen!“ Er war hinübergegangen, und hatte den Kauf-

mann bewegt, ihm das Ganze, wie es war, für den Emigranten um den Preis von 10,000 Thalern ſogleich käuflich zu überlaſſen. Und doch war er ſelbſt verhältnißmäßig in dieſem Augenblicke nicht reich. —

„Ich wünſchte wohl, jährlich eine Million zu meiner Diſpoſition zu haben," ſagte er einmal zu einem ſeiner Freunde, „aber nur, um Alles um mich her ſorgenlos zu wiſſen!" Wer tadelt dieſen ſchönen Egoismus! —

Ein herrliches Beyſpiel von eigener Aufopferung für die Menſchheit — mindeſtens dem reinen Willen dafür — gab er in Berlin im Sommer 1806. Zu dieſer Zeit bezeichnete man, um das Publikum zu warnen, in dortigen öffentlichen Blättern einen wüthenden Hund, der ſeit zwey Tagen in der Hauptſtadt und deren Nähe umherlaufe, und bereits einige Perſonen gebiſſen habe.

Louis ſtand an dem Tage, da die Zeitungen ausgegeben waren, Nachmittags vor der Thür der Auberge, die Sonne genannt, da kam ein Hund, dem bezeichneten ähnlich, vom Brandenburger Thore her die Straße herauf gerennt; kaum ſah ihn der Prinz, als er hinüber auf die Mitte der Straße eilte, das Thier im Nacken ergriff, und es ſo lange emporhielt, bis ein Polizeibeamter vorüberging. Dieſen fragte er, ob dies der angezeigte tolle Hund ſey. Jener beſah ihn genau, und antwortete mit Nein! „Recht dumm!" ſchalt mißmuthig der Prinz, „ich freute mich ſchon, etwas Gutes gethan zu haben."

Wollte Bürgers braver Mann mehr?

Friede mit ſeinen Gebeinen: Er war einer der beſſern Menſchen! K. St...

Notiz.

Für Freunde der Tonkunſt ſind erſchienen:

1) Acht Lieder mit Begleitung des Pianoforte, in Muſik geſetzt von L. Abeille. Leipzig bey Breitkopf und Härtel. (Preis 16 ggr.)
2) Elegie bey dem Tode eines Kindes, von Starke; in Muſik geſetzt mit Begleitung des Forte-Piano von Ebendemſ. Stuttgart bey Fried. Uebel.

Die Verfaſſer der erſten acht Lieder ſind gröſtentheils genannt, und Dichter von bewährter Güte, wie Schmidt, Göthe, Matthiſſon ... Die Geſänge ſelbſt empfehlen ſich durch einfach-edle Kompoſition, bey welcher alle zuſammengeſetzte Verzierung vermieden iſt. Der erſten Pflicht des Tonkünſtlers, den Sinn des Ganzen einer Ode, oder einer Elegie, die durch Geſang vorgetragen werden ſoll, wohl zu treffen, iſt hier überall ein Genüge geſchehen, ſo daß man niemals zu unangenehmen Bemerkungen über Verfehlung der dichteriſchen Stimmung in den einzelnen Liedern Anlaß bekommt.

Das durch mehrere Kompoſitionen wohlbekannte Lied aus Meiſters Lehrjahren: „Kennſt du das Land? .. findet man hier unter Nro. 2. Es iſt voll Rührung, und dem individuellen Charakter, welchen man dabey anzunehmen hat, beſonders angemeſſen.

Die Romanze: Erhörung überſchrieben, ein Dialog, und zuletzt ein Duett, iſt das ausgeführteſte Stück dieſer Sammlung. Der Ton einer gewiſſen ſchlauen Schmeichelei iſt ſehr zart getroffen, und die furchtſame Empfehlung nöthiger Behutſamkeit an den Geliebten mit einem eigenen ſüßen Reiz dargeſtellt.

Die Compoſition der Elegie von Starke iſt ganz dazu geeignet, in die tiefe Wehmuth zu verſenken, welche bey ſchmerzlicher Familien-Trauer die Seelen der Hinterbliebenen zu erfüllen pflegt, denen aber ein ſolcher Geſang allein in ihrer Lage einige Linderung verſchaffen kann.

Korreſpondenz-Nachrichtn.

Paris, 1 Juni.

Es iſt ſchon lange von den kenntnißvollſten Naturforſchern bemerkt worden, daß das Klima im Seine-Departemente ſeit ungefähr zwanzig Jahren kälter geworden iſt. Dieſe Erfahrung hat ſich neuerdings beſtätigt. Die Witterung iſt hier ungemein veränderlich. Wir hatten im Januar und Februar Tage, die ſehr warm waren, und befürchten ließen, die Sonne würde allzufrühzeitig alle Knospen aus den Bäumen herauslocken. Auf dieſe folgte ein kalter Regen, Schnee und Hagel. Nach einigen heißen Tagen im April ſtanden alle Aprikoſen- und Pfirſich-Bäume ſchon in der Blüte, welche bald darauf ein anhaltender Froſt gänzlich vernichtete. Zu Anfang des Monats Mai wurden alle Oefen aus den Zimmern geräumt, und man ſah auch nicht einen Funken mehr in den Kaminen. Jetzt iſt alles wieder umgekehrt. Seit drey bis vier Tagen iſt die Kälte derjenigen ganz gleich, die wir im März empfanden, und am 27 Mai hat es wirklich gefroren, jedoch nicht ſtark genug, um den Früchten Schaden zu thun; welches die franzöſiſchen Winzer gar nicht gerne ſehen, die lieber gewünſcht hätten, daß dieſer Froſt drey Viertheile der Reben vernichtet hätte; denn das Maas Wein, das in einigen Monaten wegen des vorhandenen großen Ueberfluſſes nicht mehr als höchſtens zwey Solds koſten wird, kömmt den arbeitſamen Winzer an Auflagen und Unkoſten ſelbſt über vier Solds zu ſtehen. Dies läßt viele Sachkundige hier befürchten, daß manche Landleute auf den Einfall gerathen möchten, einen Theil ihrer Reben auszurotten, und ihre Aecker mit andern Früchten zu beſäen. Der Ueberfluß an Weinen iſt den reichen Weinleſen, deren man ſich ſeit einigen Jahren in Frankreich zu erfreuen hatte, und der Abweſenheit von mehr als fünfmal hundert tauſend Kriegern zuzuſchreiben, auf welche man, einen in den andern gerechnet, täglich zwey Maße rechnen kann; welches ſchon eine Summe von 365000000 Maß, oder 1520833 Tonnen, jede zu 240 Maß gerechnet, ausmacht. Ueberhaupt trinkt die ärmſte Menſchenklaſſe Wein, und zwar viel Wein; allein die enorme Conſumtion iſt doch nichts gegen den Handel, den man ehemals ins Ausland machte. England allein kaufte vor dem Kriege über ein Drittheil der Weinleſe, die in ganz Frankreich gemacht wurde. Man ſah in Burgund, Champagne ꝛc., eine Menge Engländer, die ganze Gegenden aufkauften, und baar bezahlten, ehe die Trauben noch reif waren. Deutſchland, Preußen, Oeſterreich und Schweden zogen ebenfalls eine beträchtliche Quantität an ſich, welches jetzt nicht mehr ſtatt haben kann, da das Weggeld, überhaupt der Fuhrlohn und die andern Unkoſten weit höher zu ſtehen kommen, als die Waare ſelbſt.

Die franzöſiſchen Winzer würden ſich daher etwas wieder erholt haben, wenn der eben erwähnte ſpäte und höchſt unerwartete Froſt einen Theil der Reben vernichtet hätte; allein dies iſt zum Leidweſen der Aufkäuſer nicht geſchehen, und wenn auch der Wein in der Hauptſtadt ſelbſt nicht viel wohlfeiler werden wird, ſo wird ihn die ärmere Klaße auſſer den Barrieren dieſes Jahr für drey Solds höchſtens trinken können, da jetzt ſchon eine ziemlich gute Qualität nicht mehr als ſechs Solds koſtet.

Dieſe Stockung im Handel iſt in allen ſeinen Zweigen fühlbar, und erſtreckt ſich ſogar bis auf die öffentlichen Blätter. Vor ohngefähr einem Jahre hatte das einzige Journal de l' Empire etwas mehr als ſechs und dreyſig Tauſend Abonnenten, deren Anzahl ſich bis auf zwanzig Tauſend vermindert hat. Eine ungeheure Summe für einen Unternehmer, die aber auch ungeheure Auslagen verlangt.

Beylage: Monats-Regiſter vom Mai.

Nro. 140.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 12. Junius, 1807.

Alles, alles kann man kaufen,
Freunde nur und Freude nicht.
v. Gökingk.

Impromptû-Magazin.
Eine Aufforderung an Schriftſteller.

Die erhabene Pflicht, mit dem Zeitalter fortzuſchreiten, das heißt: ſich durch ſeine zahlloſen Bücher, Monatsſchriften und Tagesblätter leſend hindurchzuwinden, würde wahrhaftig durchaus keinen Rückblick auf die Vergangenheit geſtatten, wenn wir nicht ſo glücklich wären, von unſern ſo partheyloſen als einſichtsvollen kritiſchen Inſtituten Fingerzeige zu erhalten, welche Schriften wir vorbeyzugehen und welche wir zu unſerer Vervollkommnung zu gebrauchen haben. So aber bleibt uns, Gott Lob! noch einige Muſſe, um nach den merkwürdigen Männern vergangener Jahrhunderte zurückzuſchauen, und, wo möglich, von ihrem lehrreichen Thun oder Schreiben gleichſam eine freye, für unſere Zeit paſſende, Ueberſetzung zu veranſtalten.

Der längſt verewigte Eubach war, aus den vielen, für beſondere Zeiten und Fälle ausgedachten Gebeten zu ſchlieſſen, zuverläßig ein Mann, der auch in unſern Tagen einige Figur gemacht haben würde. Mit Gebeten hätte er uns freylich nicht kommen, allein andre Dinge ja wohl hübſch maulrecht machen dürfen? Was geht z. B., wenn wir den vor Kurzem noch florirenden Aufklärungskommiſſionen zu Berlin, Altona und anderwärts glauben ſollen, über eine vernünftige Lebensweisheit, und würde es nicht viel zum allgemeinen Beßten beytragen, wenn man ſolchen Perſonen, bey denen dieſe Weisheitsſorte nicht bis ins Mark dringen wollte, wenigſtens kleine Portionen davon, für gewiſſe Fälle, in den Mund gelangen ließe? Wer aber, frage ich, möchte dieſe Fälle beſſer ausgeklügelt haben, als der Mann, welcher ſelbſt dem Unglücklichen, der von einem Thurme fällt, ein Impromptû an den Himmel entgegenreichte?

Der Gedanke nun, die Lebensweisheit immer mehr unter die Leute zu bringen, und der, jenen Verſtorbenen aufs neue wirkend in die Welt zurückzuführen, ſind die gemeinſchaftliche Veranlaßung zu gegenwärtiger Aufforderung geweſen. Unter dem Titel:

Cubachius redivivus,
das iſt:
Der wiederlebendige Eubach,
oder:
Impromptû-Magazin
für alle Fälle und Stände.

wäre, meines Erachtens, ein Buch zu ediren, welches des allgemeinen Beyfalls kaum verfehlen könnte. Gratulationen und Kondolenzen auf jedes mögliche Ereigniß müßten nothwendig in dieſem Werke berückſichtigt, hauptſächlich aber auf ſchnelle, treffende Antworten und Ausreden für alle denkbaren Ge- und Verlegenheiten geſonnen werden.

Mit Schwierigkeiten würde freylich der Unternehmer der Sache zu kämpfen haben; denn für gewiſſe kitzliche Fälle iſt nicht ſo leicht etwas Kluges zu Markte gebracht. Allein, er kann doch in ſeiner Studirſtube viel ruhiger darüber nachdenken, was z. B. ein General, der ſein Regiment im

Stich gelaſſen, oder ein Kommandant, der die ihm anvertraute, mit allem wohl verſehene Feſtung vor dem erſten Kanonenſchuſſe übergab, ſeinem um die Urſache fragenden König in der Geſchwindigkeit antworten müße, als dieſer General oder Kommandant ſelbſt. Der Unternehmer brauchte ja auch nicht alles allein auszuarbeiten, ſondern blos ſolche Materien, in denen er zu Hauſe iſt; denn ich bin überzeugt, daß er in dieſen betrübten Zeiten eine Menge vacirender Schriftſteller finden würde, die um ein Billiges die Bearbeitung der übrigen Fächer unternähmen.

Das häusliche Leben, das unſere Ifflande ſo ſchön nachgedruckt haben, müßte mit ſein Hauptaugenmerk ſeyn, und er könnte ein wahrer Wohlthäter des Menſchengeſchlechts werden, wenn er mancher Eheſcheidung, welche durch ein zu frühzeitiges Nachhauſekommen des Gatten oder einen ähnlichen Umſtand verurſacht wird, damit vorbeugte, daß er der Gattin eine rührende Vorſtellung in den Mund legte. Etwas Extrarührendes, und etwas für den allerzweydeutigſten, oder vielmehr allerunzweydeutigſten Fall Berechnetes würde dies freylich ſeyn müßen; denn für Fälle, die noch irgend eine Entſchuldigung zulaſſen, hat ohne Zweifel jede rechtſchaffene Ehefrau immer der rührenden Beredſamkeit genug bey der Hand.

Aus dieſem Grunde könnte er auch die mündlichen Certifikate, welche Mädchen und Frauen ihren Liebhabern und Männern, alle Quartale, oder Monate, oder Wochen, je nachdem es herkömmlich, über ihre Tugend zuſtellen müſſen, weglaſſen, weil kein von der Natur ſo verwahrlostes weibliches Geſchöpf denkbar iſt, das dergleichen nicht aus eigenen Mitteln zu beſtreiten verſtünde. Ueberhaupt würde dem Herausgeber eines Cubachius redivivus ſein Scharfſinn ſagen müſſen, was zu entbehren ſey, damit das Werk keine allzuunbeliebte Korpulenz erhalte. So brauchte er, um nur einige Beyſpiele anzuführen, durchaus keinem kleinſtädtiſchen Poſt-Meiſter oder Knecht mit Gelegenheits-Flüchen unter die Arme zu greifen, noch den Buchhändler Gr — zu L. ſeinen Verlag auspoſaunen zu lehren, eben ſo wenig einer Schauſpielerin den Dank für das Herausgerufenwerden aufzuzeichnen, weil ihre guten Freunde gehalten ſind, ſolche allezeit vor Aufführung des Stückes von dem Plane, ſie herauszurufen, zu benachrichtigen, und ſie in Anſehung des Dankes nöthigenfalls unter vier Augen zu überhören.

Den militäriſchen Durchmärſchen hingegen würde er eine Rubrik in ſeinem Werke vergönnen, und denjenigen Hausbeſitzern, welche mit ihrer eigenen Einfalt ſchon genug zu kämpfen haben, den Kampf mit der Unbeſcheidenheit dieſes oder jenes Soldaten durch eine paſſende Anrede zu erleichtern ſuchen müſſen. Schade nur, daß ich nicht weiß, wie man dem armen durchmarſchirenden Krieger, der ſich auf das Reden minder verſteht, als auf das Fechten, das künftige Werk wird in die Hände ſpielen können? „Bedenkt, Ihr Leute, dürfte man dem gegen reiche, aber harte Wirthe in den Mund legen, bedenkt, daß es recht gottlos iſt, wenn Ihr nicht einen Menſchen freundlich bewirthet, der in den Krieg muß, um Euch den Frieden zu erhalten. Wöllt Ihr den, der Euch Euer Eigenthum verbürgt, nach einem erſchöpfenden Zuge darben laſſen? Steht das Glück, im Familienſchoße zu bleiben, mit den geringen Aufopferungen, die Ihr ihm zu machen habt, in dem geringſten Verhältniß? Oder ſeyd Ihr von einem ſo erhabenen Stoffe, daß Ihr das ſeidene Polſter keinen Augenblick verlaſſen wollt, während alle Mühſeligkeiten ſein Theil ſind, und gewaltſamer Tod oder Verſtümmelung den heimathloſen Menſchen überall drohend umſchweben.“

So, und noch weit härter dürfte man den ermatteten Krieger mit dem Fühlloſen ſprechen laſſen, aber, wie geſagt der Cubachius redivivus wird jenem nicht vor die Augen kommen.

Uebrigens wäre anzurathen, daß der Herausgeber eines ſolchen Werkes zuweilen zehn, auch nach Befinden zwanzig verſchiedne Reden auf Eine und dieſelbe Gelegenheit offerirte, damit nicht die Menſchen, die man mit Hülfe des wiederlebendigen Cubach abfertigte, ſogleich den Urſprung der Abfertigung erriethen. Letzteres noch mehr zu erſchweren, würde überhaupt wohlgethan ſeyn, das Buch, wie andere literariſche Arkana, verſiegelt an die deutſchen Buchhandlungen abgehen zu laſſen, und einen ſo hohen Preis darauf zu ſetzen, daß nicht jeder, der eine Naſe hat, ſie auch hineinſtecken könnte, ſondern blos der, der es ſich etwas Anſehnliches koſten ließe. Nur dürfte man dabey nicht vergeſſen, den Buchhandlungen die gehörigen Procente zu bewilligen, weil ſie ſonſt doch wohl delikat genug dächten, den Vertrieb der verſiegelten Waare unter ihrer Würde zu halten.

Schlüßlich bemerke ich noch, daß der Unternehmer eines ſolchen Werkes nothwendig zum reichen Manne dadurch werden müßte, wenn er es recht anfinge. Denn wäre die erſte Auflage brauchbar geweſen, ſo würde er zuverläßig öffentlich zu einer zweyten völlig umgeänderten aufgefordert, oder könnte ſelbſt, unter allerley erborgten Namen, in öffentlichen Blättern an ſich ganz ergebenſte Aufforderungen deshalb ergehen laſſen. In der Folge müßte die Sache unfehlbar zu einem periodiſchen Werke gedeihen, zumal wenn jeder neuen Auflage immer auch, wie Zeit und Mode es mit ſich brächten, neue Rubriken beygefügt würden. Zwar könnte es kaum fehlen, daß man im vulgären Stile das weitläufig gewordene Inſtitut die allgemeine Eſelsbrücke nennte, allein wenn der Brückezoll nur ihm und ſeinen Kindern und Kindskindern eine geſegnete Einnahme gewährt, kann es ihm, dächte ich, gleichgültig ſeyn, ob er ſolchen den zwey- oder den vierfüßigen Thieren zu verdanken habe.

Kaſpar Unmaasgeblich.

Gleichniß.

Leiſ' und hold wie Kindes Scherz
Rührt die Lieb' an unſer Herz;
Jugendluſt in Flammen ſprüht,
Wie die Roſe Farben glüht;
Bittrer Scheidung hart Geſchoß,
Bild des Grabes und Genoß,
Und des Lebens rauher Sturm
Iſt der Freude Todeswurm.
Muß denn ſterben ſo die Liebe,
Gibt es kein Gefühl, das bliebe?
Ja doch, wie aus Angſt und Beben
Sich entreißt ein neues Leben,
Das im Schoos der Mutter lacht,
So von Leiden angefacht
Glänzt aus Thränen uns ein Licht,
Das von ſüßer Hoffnung ſpricht,
Und von jener ſchönen Welt,
Die des Lebens Nacht erhellt.

Friedrich Schlegel.

Opere postume di Vittorio Alfieri. Londra. (Firenze) 1804. Tomo 1—6. 8.

Alfieri's Trauerſpiele ſind eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der neuern italiäniſchen Literatur. So ſehr er im Anfange ſeine Nation mit denſelben überraſchte, und ſo ausſchweiſend dieſe ſich in Lob und Tadel verging, ſo hat ſich doch am Ende ihre gerechte Würdigung feſtgeſetzt. Schon dieſe ſeine großen Verdienſte um die Bühne ſeines Vaterlands durften daher auf ſeinen literariſchen Nachlaß begierig machen, beſonders da man wußte, daß er ſehr beträchtlich ſey, und daß Alfieri vieles zurückgehalten habe, weil er die Forderungen an ſich ſelbſt mit den größern Schritten ſteigerte, die er vorwärts machte. Am meiſten aber wurde die Erwartung doch durch die in ſeinen letzten Jahren ſo ſehr und oft ſo abenteuerlich geänderte Eigenthümlichkeit ſeines Karakters geſpannt. Die nachgelaſſenen Schriften wurden oft angekündigt, erſchienen immer nicht, und wurden ſogleich von der Polizei in Beſchlag genommen, nachdem dieſe erſte Lieferung erſchienen war.

Unter den vorliegenden Bänden ſind Ueberſetzungen von Euripides, Aeſchylus, Sophocles und Ariſtofanes, von Terenz und von Salluſt. Sie ſind von ungleichem Werth; aber Ueberſetzungen von Männern, wie Alfieri, bleiben immer merkwürdig, wenn ſie auch nicht richtig ſeyn ſollten, und es entſteht häufig dadurch ein intereſſantes Medium zwiſchen zweyen großen Köpfen aus ganz verſchiedenen Zeiten und Nationen. Für unſere Blätter indeß gehören hauptſächlich der 1te und 3te Band, und in dem erſten Abele, oder Abels Tod, eine neue dramatiſche Gattung, der er den Titel Tramelogedia gegeben hat, und in welcher es ihm, wie er ſelbſt ſagt, darum zu thun war, in die Tragödie die epiſche Cantate zu verweben, ohne ihr, beſonders dem fünften Akte, den völligen tragiſchen Effekt zu rauben. Uebrigens erklärt er dieſe Gattung ſelbſt für monſtrös, e da non dover mai trovar luogo in alcuna sana poëtica; ſah ſie aber als ein Mittel an, durch den Reiz der Muſik ſeinen Landsleuten den Geſchmack für wahre Tragödie beyzubringen, indem die fantaſtiſchen Perſonen, welche darin auftreten, Singrollen ſind. Auch ſpielt der erſte Akt ganz in der Hölle, wo Lucifer, Beelzebub, Mammon, Aſtharoth, die Sünde, der Neid und der Tod ſich zum Verderben des menſchlichen Geſchlechts verabreden. Auſſer dieſen wird auch die Stimme Gottes gehört.

Wir glauben nicht, daß dieſe neue Gattung den Zweck des Dichters erreichen werde, und begnügen uns, ſoviel darüber geſagt zu haben. Wir gehen zu dem 3ten Band über, welcher die Satyren enthält.

Die mancherlei und ſeltenen Erfahrungen des Mannes und ſein in der Jugend in höchſtem Lebensgenuß und in Hoffnungen für die gute Sache der Menſchheit berauſchter Geiſt, wie er im Alter in völlige, wo nicht Menſchenverachtung, doch Verachtung ſeines Zeitalters übergegangen iſt, machen dieſe Satyren zu einem pſychologiſchen Phänomen. Dies iſt auch, denken wir, die vorzüglichſte Seite derſelben, indem es ihnen ganz an dem leichten fröhlichen Scherze mangelt, und ſie doch, bey aller Bitterkeit, nicht den tiefen, bleibenden Stachel führen, welcher bey allem Misbehagen mit Schauder vor dem häßlichen Bild erfüllt, das von uns gezeichnet iſt. Zwar trifft er überall die Gebrechen ſeiner Nation, z. B. den veteranen Cavaliere Servente, welcher ſich bitterlich über ſein Handwerk beklagt:

Ogni giorno mi nasce un dover nuovo;
  Andar, venir, portar, cercar, condurre,
  E sempre udirmi dir ch'io non mi muovo.

Die Geſetze, wo er mit Dante beginnt:

Le leggi son; ma chi pon mano ad esse?

Die Erziehung, wo er endigt:

Educandi, educati, educatori
  Armonizzando in si perfetta guisa,
  Tai ne usciam poscia italici Signori,
Frigio-Vandala stirpe, irta derisa.

Die Atheiſterei, wie man etwa ſein ſelbſtgemachtes Wort, Antireligioneria geben müßte; die Pedanten, die Reiſen, wo auſſer den Engländern und Holländern alle übrigen Nationen ſchlimm wegkommen u. ſ. w. Bedeutungsvoll beginnt die Sammlung mit einem Sonett, i Re, und ſchließt mit einem andern, le Donne, welches wir hieher ſetzen wollen:

Donne, a me di me stessò io scemo il pregio,
  Se avvien, che a lungo io versi il negro sale
  Più sul bel sesso, che sul sesso regio;
Poi ch'ambo siete un necessario Male.
  Anz'io voi stimo la men guasta parte
  Fors'anco esser del mondo razionale.
Quindi eco al volgo non ſaran le mie carte:
  Dirò sol, ch'ove gli uomini son buoni,
  Specchio voi siete d'ogni nobil arte;
Ove pessimi son, Dio vel perdoni,
  Se tristarelle alquanto riuscite;
  Colpa ognor di chi affibbiasi i calzoni. —
Dovunque i maschi van, voi pur seguite.

Notizen.

Der durch ſeine gehaltreiche Schrift: Grundlinien zu einer Theorie der Schauſpielkunſt (an Iffland) Leipzig, Göſchen 1797 und neuerlich durch ſeine geſchmackvolle, in ihrer Art meiſterhafte metriſche Ueberſetzung des Terenz: Luſtſpiele des Terenz, Leipzig, Göſchen 1806. 2 Theile, rühmlichgekannte Weimariſche geheime Rath von Einſiedel, der Begleiter der verewigten Herzogin Amalia auf ihrer Reiſe nach Italien, und viele Jahre lang der treueſte Geſchäftsträger und Ordner ihres kleinen Hofſtaats, iſt nun zum Oberhofmeiſter des regierenden Hofs ernannt worden. Es iſt zu wünſchen, daß dieſe Stelle ſeiner Lieblingsbeſchäftigung mit der drama-

tiſchen Muſe nicht zu viel Zeit rauben möge. Seit einigen Jahren beſchäftigt er ſich unausgeſezt mit einer metriſchen Ueberſezung des **Plautus** und einige Proben dieſer Arbeit, die auf dem Weimariſchen Hoftheater (dem einzigen, wo bisher der Verſuch, alte Dramen mit altem Maskenſpiel aufzuführen gewagt, und mit Beyfall aufgenommen wurde) zum Verſuch geſpielt wurde, berechtigen zu großen Erwartungen.

Die ganze Bibliothek (im archäologiſchen, bellettriſtiſchen und hiſtoriſchen Fache mit vielen Pracht- und Hauptwerken in allen neuen Sprachen verſehen, und die Gemälde-Kupferſtich-Gemmen und Münzſammlung der unvergeßlichen, kunſtliebenden und kennenden Herzogin **Amalia** in Weimar iſt vom Herzog in die öffentliche Herzogl. Bibliothek abgegeben, und dort in einem ihrer würdigen Lokal nebſt dem ſchönen Porträt der preiswürdigen Fürſtin aufgeſtellt worden. Der bisherige Privatbibliothekar der Herzogin, Prof. **Fernow**, geht fürs erſte nicht nach Jena zurück, ſondern hat die Erlaubniß erhalten, mit Beybehaltung ſeines ganzen Gehalts in Weimar fortzuleben, und ſich der neuen Ausgabe von **Winkelmanns Werken**, über deren Plan und Erſcheinung nächſtens ein ausführlicher Proſpectus erſcheinen wird, und an deren erſtem Theil ſchon in dieſem Sommer der Druck beginnen ſoll, dort ganz zu widmen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig.

Die Königl. ſächſiſchen Schauſpieler haben diesmal nur für die Meſſe Gebrauch von ihrem Privilegium gemacht und uns wieder verlaſſen. Daß wir dabey nicht ſo viel verlieren, als ſich mancher einbilden möchte, iſt ausgemacht. Vielmehr ſehen wir einem Sommer entgegen, der uns einen weit reichern Garten aufſchließt, und nicht blos Ifflandiſches Moos und Kozebueſche Flechten erzeugt, indem die Weimar'ſche Geſellſchaft uns beſucht. Es iſt wahr, die Kaſſe jener erſten hat ſich diesmal nicht ſo reichlich gefüllt, wie ehedem; ob aber die Entziehung und die Errichtung einer neuen Paläſtra auf dem Dresner Sande ergiebiger und zweckdienlicher ſeyn möchte, ſteht dahin. Der Grund liegt nämlich tiefer, in der Desorganiſation und dem wirklichen Verkommen der Geſellſchaft, welches ſich in der Baufälligkeit ihrer Mitglieder, in der verhärteten Einſeitigkeit ihres Strebens, in den krampfigen Zuckungen, und werin nicht ſonſt noch? verräth. Die Direction, oder Regie, findet eine Reiſe nach Dresden bequemer, und gerathener, als nach Anticyra, indeß das Publikum reichliche Doſen von Nieswurz genommen hat, und dadurch geſünder geworden iſt.

Was hat nun dieſe Geſellſchaft, welche vordem einen **Reinecke**, **Hempel**, **Schouwärt**, eine **Zucker** und **Albrecht** in vielfältigen Geſtalten auftreten laſſen konnte, ſeit mehreren Jahren dem Publikum vorgeſezt? Es liegt vor Augen: die Ifflandiſchen, Kozebueſchen, Vogelſchen, Weisſenthurn'ſchen Stereotypen, wozu neuerdings die Petit Kozebue eines Theodor Hell gekommen iſt, welche ſämtlich einen ſehr engen Kreis beſchreiben, und zur Einſeitigkeit führen; als beſondere Paraden für Einzelne, auf vielfältige Nachfrage, die Schillerſchen Produkte in Verſen. Die leztern mußten theils in dieſer Reihe, theils ſo dargeſtellt — man erinnere ſich nur an den epitomirten Wallenſtein, an die, beſonders in Rückſicht des Chors, zugeſtuzte Braut von Meſſina — dem lang verwöhnten Publikum minder zuzuſagen ſcheinen, und den oberflächlichen, einſeitigen Blick mit der Bemerkung täuſchen, es ſei noch nicht dazu gemacht. Wie aber allerwärts ein Theil des Publikums von den Verweſern der Kunſt hinaufgezogen zu werden bedürftig und berechtigt iſt, ſo hat auch hier die Zeit, welche immer Recht behält, dargethan, daß wirklich die zu oft und faſt einzig genoſſene fade Speiſe, in der Zubereitung ſogar dieſelbe, einen Ueberdruß und Eckel erregt hat, und daß es wohl räthlich geweſen wäre, mit ſtärkern Reizen zu erfahren. Dagegen hat die Regie daran immer dringender, zum Theil mit Scherz und Spott gemahnt, dies für Auswuchs einer gewiſſen Schule gehalten, welche ſie ihrer eignen Gilde, als äſthetiſch, diametral entgegenſezte. Dieſem Gildengeiſte gemäß bleiben die ſogenannten Rollenfächer in der erwählten Sphäre das leidige Inventarium für dieſelben Subjekte; dieſe berufen ſich auf Verjährung, und ſo bietet das Ganze ſtatt eines lebendigen Organismus einen ſehr unkünſtleriſchen Mechanismus dar. Einige jüngere Talente, welche aufwärts ſtrebten, konnten in dieſer eingeengten Sphäre nicht lange ausharren, und ihr Streben darüber hinaus ward ganz natürlich der Scheidebrief von dieſer Geſellſchaft.

Aus dieſer innern Desorganiſation folgten mehrere Fehlſchlüſſe. Man berückſichtigte nicht, daß Leipzig nicht bloß Handelsſtadt, ſondern auch zugleich hohe Schule und Stapelplaz der Literatur iſt, daß hier das geiſtige Regen ſchon darum größer ſeyn muß, und Nahrung dafür zu fordern berechtigt iſt. Schon als Handels-Spekulation die Unternehmung angeſehen, mußte für ein größeres Waarenlager, nicht einzig von verlegenen Artikeln, geſorgt werden, und vorausgeſezt, daß einige, weſentlich künſtlichere, wegen langſameren Umtriebs ſich nicht ſo gut verzinſeten, ſo mußten die weſentlich unbedeutenderen, aber ſchneller ſich umſezenden die erſtern übertragen. Dies hat man wohl etwa dunkel gefühlt, indem von Jahr zu Jahr die Einführung beſſerer, alter und neuer Produkte verſprochen wurde, aber freylich nie geleiſtet. Zur Entſchuldigung diente die Erſcheinung mehrerer fremder, ausgezeichneter Künſtler, welche das Publikum mindeſtens durch den Reiz der Neuheit ſchadlos hielten; aber je mehr dieſe Ausländer die Inländer, ſelbſt in ihrer Sphäre, überflügelten, deſto mehr mußten auch die Zuſchauer, wenn nun wieder in das altgewohnte Geleiſe eingelenkt wurde, widerſtreben. Andrerſeits kam unter dem fremden Anflug allmälich auch viel mittelmäßiges, welches zum Theil dem Ganzen einverleibt wurde, und in dem alten Geleiſe beharrte. Was Wunder, daß endlich das Publikum der Schauſpieler müde wurde, und umgekehrt, daß nun die leztern, ohne Energie des Strebens, in ihrer Sphäre geſtört, eine Unruhe und Ungemächlichkeit fühlen und wandern. Zugleich aber ſind dies alles Zeichen der innern Auflöſung. Man darf geſtehen, daß einem **Böſenberg**, einem **Ochſenheimer** eine größere Sphäre angewieſen, in welcher ſie Fleiß und Gewandtheit bewähren müßten, andern aber eine kleinere und engere vorgezeichnet; neue, junge Subjekte dem Ganzen einverleibt, denen ſich die alten in Demuth, wie es die Natur, alles Sträubens der Individuen ungeachtet, doch fordert, unterordneten, allerdings die Geſellſchaft ſich wieder aufraffen und die Kaſſe mehr bereichern könnte, wie dies ſich im vergangenen Winter an der Ordnung liebenden und fleißigen Deſſauer Geſellſchaft, troz allen Kriegs-Unruhen, erwieſen hat. Auch wollen wir hiemit keineswegs die Brauchbarkeit mancher Subjekte an ihrem Plaze läugnen; aber einige geben das komiſche Schauſpiel von Geſchöpfen zum Beſten, die ſich außer ihrem Element bewegen, und möchten durch allerhand wunderbar konvulſiviſche Geberden das Publikum gern überreden, daß ſie an ihrem Plaze ſeyen; andre, zum Theil von der Natur begünſtigte, traben ſich in der Alltäglichkeit ab, verlieren die Elaſticität für das Höhere, und verſinken in eine handwerksmäßige Gewöhnlichkeit, welche das Grab aller Kunſt iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Junius, 1807.

Keine Jugend iſt verloren, wenn der Jugendgenoſſe noch nicht verloren iſt.

Jean Paul.

Die Silberhochzeit.

Aus ſtiller Kammer kommt gegangen
  Die junge Braut, dem Tag erwacht;
Auf dem verſchämten Roth der Wangen
  Ruht das Geheimniß ſchöner Nacht.
Sie ſteht in ihrer Schweſtern Kreiſe,
  Und ſenkt den Blick zur Erde, ſtumm;
Die, nach der Mädchen-Neugier Weiſe,
  Stehn forſchend ſtill um ſie herum.

Sie möchten gerne manches fragen;
  Doch wieder ſtockt im Mund das Wort,
Und keine will den Anfang wagen;
  Da reißt die junge Frau ſich fort,
Und eilt hinab mit raſchen Füßen,
  Wo bald die Laube ſie umhüllt;
Die Vögel und die Blume grüßen
  Mit Huldigung das ſchöne Bild.

Die Hyacinthen und die Roſen
  Umſchlingen ſie mit ſüßem Duft;
Verliebte Weſte ſchmeichelnd koſen
  Um ſie aus ſonnerhellter Luft.
Sie ſitzt und ſinnt; jetzt leiſe nahend
  Blickt dort der Schlummergott herein,
Und, welches Armes ſie umfahend,
  Wiegt er mit ſeinem Mohn ſie ein.

Da ſieht voll ſeltſamer Geſtalten
  Sie bald vor dem gebannten Blick
In neuen Bildern ſich entfalten
  Ein buntverworrenes Geſchick.
Sie geht auf luſtiggrünen Auen,
  Die dort ein ſchmahler Pfad verengt,
Wo nackte Felſen ihn umgrauen,
  Vom dürren Mittagsſtral verſengt.

Jetzt nimmt ein Erlenhain ſie wieder
  In ſeine kühlen Schatten auf;
Von allen Zweigen tönt es nieder,
  Und Kinderköpfe ſtehn darauf.
Dort ſieht ſie eine Wiege ſchwanken,
  Die bald zum Sarge wird; ein Grab,
Das Maienglocken fromm umwanken,
  Zieht ihren ſchweren Blick hinab.

Doch ſeht! Verwandelt iſt die Scene:
  Aus einem ländlich heitern Haus
Sechs friſche aufgeblühte Söhne,
  Sechs junge Frauen gehn heraus,
Mit Mirtenkränzen in den Locken;
  Sie führt ein ältlich muntrer Mann.
Sie ſelbſt, verwandelt, ſieht erſchrocken
  Den Mann jetzt, dann die Kinder an;

Hört Mutter ſich von dieſen grüßen;
  Sie hangen ihr um Hals und Knie.
In Thränen will der Greis zerfließen,
  Naht ihr, und weinend küßt er ſie.
Ein Trupp von Enkelchen bebende
  Bringt Blumen aus dem Garten dar;
Sie drücken ihr die welken Hände,
  Und ſpielen ihr im Silberhaar. —

... Sie iſt erwacht — In friſchem Leben
  Steht alles heute vor ihr da.
So hat ſich alles klar begeben.
  Wie ſie's vorlängſt im Traume ſah.
Drum bringen wir vereinten Gäſte
  Der Braut dies Lied zum Kranze dar,
Und freu'n uns ob dem ſchönen Feſte,
  Und ſegnen das geliebte Paar.

E.

Die Philoſophen der alten und neuen Welt.

Es iſt eine nicht genug zu wiederholende Bemerkung, daß von der Natur und deren bewußtloſem Ausdruck oft mehr zu lernen iſt, als von der Kunſt und ihren Lehrern, und ein Frauenzimmer von *bon sens* iſt ein Modell richtigen Denkens, das nützlicher ſeyn kann, als ein Collegium über die Logik. Daher die große Scheidewand, welche Philoſophen von Philoſophen unterſcheidet, und die Erſcheinung, daß in einer juriſtiſchen, medicinischen oder theologiſchen Facultät mehr Philoſophen angetroffen werden können, als in einer philoſophiſchen.

Ein Philoſoph, der es als Menſch und im wirklichen Leben iſt, iſt ein wahrer, und ein Philoſoph, der nur einige Stunden des Tages auf dem Catheder, das Buch oder die Feder in der Hand, ein Philoſoph iſt, ein falſcher Philoſoph, und beyde ſind eben ſo ſehr von einander unterſchieden, als ein ungeſchminktes und geſchminktes Geſicht.

Die Philoſophen der alten Welt waren größtentheils Philoſophen im wahren Sinne des Wortes, weil ſie wie Philoſophen lebten und handelten; aber in einem Zeitalter, wo man Philoſophie faſt nur in den Schulen treibt, iſt es kein Wunder, wenn die Schätzung der Dinge eine ſo verkehrte Richtung genommen hat, daß man den für einen Philoſophen hält, welcher über Philoſophen zu ſprechen weiß, oder ſie lehrt, wie er ſie gelehrt worden iſt. Eine Philoſophie einzuſtudiren, um ſie andere zu lehren, iſt eigentlich wahrer Unſinn, weil es in der Welt nicht auf Worte und Formeln, ſondern auf Sachen und Thaten ankommt, und weil der Menſch nicht geboren iſt, um zu ſpielen und zu ſchwelgen, ſondern um zu leben und zu handeln.

Wer Philoſoph iſt, kann der Philoſophien entbehren, und wer eine Philoſophie erlernt, um ein Philoſoph zu werden, wird nie ein Philoſoph werden. Wer ſie aber erlernt, um ſie zu erlernen, iſt ein Thor, welcher vergißt, daß die Pointe des menſchlichen Lebens nicht das Wiſſen, ſondern das Thun iſt, und daß eine Sammlung fremder Meinungen und Anſichten von der Welt wohl des neugierigen, aber nicht des philoſophiſchen Menſchen würdig iſt, der ſeine Beſtimmung durch ſich und den Verſtand erreichen muß, der jedem wohlorganiſirten Menſchen zu Theile geworden iſt. N.

Aphorismen.

(Von Ernſt Wagner.)

Der Menſch iſt und bleibt ein Nachtwandler, trotz all euern Philoſophemen! Alles irdiſche Bewußtſeyn, auch das klarſte, irrt ewig im Zwielichte der Phantaſie und in den Träumen der Zeit umher. Und keines Menſchen Zunge ſpricht jenen geheimnißvollen Taufnamen aus, bey deſſen Nennung der Nachtwandler, wie man ſagt, ſtutzt und plötzlich erwacht. — Er ſoll erwachen — aber dieß Erwachen ſchließt zugleich die Augen des Lebens zu.

Es gibt nichts heiligeres, als die reine Liebe, wenn ſie zur Leidenſchaft wird. Ihre Göttlichkeit flammt, wie ſtrahlende Religion, zum Himmel auf.

Nur dem reinen Herzen thut die Erſcheinung der Wahrheit Gutes — ſo wie Hyperions allwärmende Küſſe hier den Duftkelch der geſleckten Schlüſſelblume ſchmeichelnd aufſchließen, und dort vom ſchmelzenden Schneegebirge toſendes Verderben in die Thäler ſenden.

Durch das Einfache und Kindliche wird uns die neuere Poeſie ſo anmuthig! Warum fallen doch noch immer die meiſten ihrer Schüler gleich ſo täppiſch ins Einfältige und Kindiſche? Dadurch, ihr Herren, werdet ihr höchſtens poſſierlich.

Hüte dich vor dem Kriege mit Frauen. Ihre Augen ſind Spionen, Lächeln iſt ihre Loſung, Thränen ihre Kriegsliſt; ihre Heeresmacht beſteht aus Schwächen — aber an jeder Schwäche flattert das Feldzeichen der Tugend.

Verzweifle nicht, wenn die Geliebte lange zögert, ehe ſie dich an's Herz drückt. Frauengunſt iſt wie ein guter Tag; du mußt warten, bis er kommt.

Willſt du wiſſen, ob die Seele eines Geitzigen noch zu retten iſt, ſo beobachte ſein Geſicht, wann ein eiſiger, ſtechender Regenſchauer auf einen halbnackten Bruder niederſchießt.

Im Menſchen wohnt ein himmliſcher Ton, durch den er der Gottheit ſelbſt ähnlich wird. Es iſt die Stimme der Barmherzigkeit, niedertönend in des Elends giftige Schauerhöhle! — Seht, Menſchen — dort hebt der langgequälte Menſch ſein Haupt nach dem ſüſſen Schall empor — alle Marter ſammelt ſich noch einmal in ſeinem Blick, um in einer einzigen Freudenthräne zu verrinnen!

Reiſe ins Murgthal.

Während manche Länder und Provinzen Deutſchlands die Laſt des Krieges hart fühlen, genießt Baden unter der Regierung des geliebten Furſten, der mit der Heiterkeit eines Jünglings an der glorreichen Stufe ſeines achzigſten Jahres ſteht, das Glück des Friedens und der Sicherheit. In Europa gibt es vielleicht in dieſen Augenblicken nur wenige Städte, worin der Hammer und der Meiſel (mit jedem Tage, möchte man ſagen) ſo viele neue Palläſte aufſteigen läßt, wie in Carlsruhe. Weinbrenners architektoniſcher Genius überflügelt alle Straſſen, und läßt ſich, um nur einige Minuten auszuruhen, auf der Zinne des neuen Tempels mit geſenkten Fittigen in einer koloſſalen Statue nieder, um mit Wohlgefallen auf den ſchönſten Platz zu ſchauen, der auf ſeinen ſchöpferiſchen Wink in Kurzem ſich geſchloſſen haben wird. Hier wird der Enkel noch in künftigen Jahrhunderten mit Bewunderung die ſteinernen Gedankenabdrücke des ruhmvollen Künſtlers betrachten. Hier wird er die aus Rom und Griechenland mitten in das ſüdliche Deutſchland übergetragenen Ideen von Schönheit und Gröſe in der Baukunſt verkörpert antreffen, die ihm ehedem nur in den Abbildungen berühmter Kupferſtecher begegneten. Schon liegt das Ganze vollendet in der Seele des Architekten. Die perſpektiviſchen Zeichnungen von dem Marktplatze geben dem Kenner einen vollſtändigen Begriff von der Wirkung, die man von der Anordnung des Ganzen zu erwarten hat. Da, wo die alte lutheriſche Kirche abgebrochen werden ſoll, wird in der Mittellinie der Stadt, auf der Begräbnißſtelle des Stifters von Carlsruhe, nur ein einfaches Denk-

mal ſtehen bleiben *). Eine runde Fontaine wird das Centrum des neuen Marktes ſchmücken. Zur Rechten wird man das Rathhaus mit ſeiner in einem mahleriſchen Geiſte gruppirten Vorderſeite, zur Linken die prachtvolle Säulen-Laube, die das Frontiſpiz der neuen Kirche trägt, weiterhin einen Obelisk, und drüber hinaus das ſchöne Thor erblicken, welches die unvergleichliche Ausſicht auf die fernen Gebirge eröffnet. Rechnet man zu dieſer neuen Anlage das ſchon halb vollendete Palais der Frau Reichsgräfin v. Hochberg, und die Weinbrenneriſche im Geſchmack einer anmuthigen Villa erbaute Wohnung dicht am Thore, ſo findet man dereinſt im Raume von wenig hundert Schritten alles beyſammen, was das Auge in dieſer Hinſicht nur zu ſehen verlangt. Ein anderes Prachtgebäude wird man in der Nähe des Schloſſes erblicken, wenn das neue Theater, welches ungefähr auf 4000 Zuſchauer berechnet ſeyn ſoll, nach dem kunſtreichen Entwurfe ausgeführt ſeyn wird. Unter den Gärten in der Stadt zeichnet ſich der Faſanengarten, ſo wie der Garten der Frau Marggräfin vor allen andern aus; jener durch ſeine tiefen Schatten, dieſer durch ſeine anmuthige Parthien, die Schweikart, troz der mitten durchlaufenden Chauſſee, mit vieler Geſchicklichkeit anzulegen wußte. (Nur um eine Stunde Entfernung hat der geſchickte Garten-Künſtler, und er wollte an den ſchönen Bergen einen Garten anlegen, wie man ihn hundert Stunden in der Runde nicht wiederfinden ſollte). Der ſogenannte gothiſche Thurm in dem leztern, der zugleich die Auſſenſeite der Stadt auf der Morgenſeite verſchönert, enthält das Denkmal der Trauer über den in Schweden verlornen Gemahl, eine edle weibliche Figur, die mit gefalteten Händen und mit dem Ausdrucke des innigſten Schmerzes in dem gen Himmel gewandten Geſichte, am Fuße eines einfachen Grabſteins, in einer kleinen gothiſchen Kapelle ruht.

Noch haben wir das ſchönſte Werk des künftigen Jahrhunderts in Carlsruhe nicht geſehen — die katholiſche Kirche, die von Weinbrenner nach dem einſtimmigen Urtheile aller Kenner in einem Geiſte entworfen ſeyn ſoll, der das Höchſte zu erreichen ſucht. Einen Tanzſaal ſahen wir dagegen in einer Zeichnung, die der Künſtler von Rom mitgebracht hatte, wie er vielleicht nirgends gebaut werden dürfte. Den Verſtändigen müſſen dieſe Zeugniſſe von dem Wachsthume der Kunſt dieſſeits der Alpen mehr erfreuen, als die Galerie des hohen Schloßthurms, von der man die berühmten zwey und dreißig Alleen, die aus einem Mittelpunkte durch die Straßen der Stadt auf der einen, und durch die meilenlangen Waldungen auf der andern Seite laufen, mit einem Blicke überſchaut. Dem Mahler des Panorama würden dieſe Direktionslinien zur großen Bequemlichkeit für den richtigen Entwurf dienen. Uns dienen ſie zur Erinnerung an das prachtvolle Schauſpiel der Erleuchtung, welches an keinem andern Orte mit ſo vieler Wirkung gegeben werden kann.

Möge immer Carlsruhe ſich ſeiner ſchönen Waldungen erfreuen, und der Nachtigallen, die darin wohnen, und der kühlen Schatten, die den Müden erquicken, und der milden Regentenfamilie, die in der freundlichen Landſchaft ihren Wohnſiz aufgeſchlagen hat!

Jeder Reiſende iſt gewohnt, den Weg von Darmſtadt nach Heidelberg die Bergſtraße nennen zu hören. Mit nicht wenigerm Rechte aber verdient die Fortſetzung dieſer Straße von Heidelberg bis nach Baſel dieſen Namen; denn auch ſie führt ununterbrochen an den Bergen durch das blühende Rheinthal unter Obſtbäumen und Weinreben hinauf einen langen Pfad durch lauter Paradieſe bis in die Schweiz. Welcher Reichthum, welche Abwechslung bey dieſer einfachen Haltung des Grundtons! Welch eine Menge von Einſchnitten in die lange Bergkette, von Strömen und Bächen ausgehöhlt, die ſich ohne Ausnahme in den Rhein ergießen, und mit den Gewäſſern, die ſie von den Bergen ſammeln, ſo viele Haupt- und Nebenthäler bilden, daß man ſie kaum unter eine beſtimmte Zahl vereinigen kann! Nur die ſchönſten dieſer Thäler zu beſchauen, würde dem, der in die Schweiz reiſen wollte, einen Aufenthalt verurſachen, worüber er leicht das Ziel ſeiner Reiſe aus dem Geſichte verlieren könnte. Daß unter allen dieſen das Neckarthal den Vorzug vor den übrigen behaupte, wird von niemanden beſtritten werden. Aber auch das Murgthal wird in unſern Tagen mehr die Aufmerkſamkeit der Naturfreunde auf ſich ziehen, wenn Haldewang, Kunz und Primaveſi durch ihre Blätter uns die ſchönſten Anſichten davon zur Vorkoſt geliefert haben werden. Einige Tage wollen wir in dieſem leztern verweilen, und dem Freunde großer Natur-Schönheiten nur die auffallendſten Punkte bezeichnen, von welchen er zum Anſchauen der intereſſanteſten Szenen gelangen kann. (Wird fortgeſezt.)

Literariſche Notizen aus England.

Herr Thomas Johnes (auf Hafod in Wales, ein reiches Parlamentsglied), deſſen neue Ueberſetzung von Froiſart's Chronik ſo gut aufgenommen worden iſt, hat auch Joinville's Memoiren überſezt: ſie erſchienen in der Mitte des Aprils. Sie enthalten einen Theil der Geſchichte Ludwigs IX., oder des Heiligen, den Joinville als Freund auf ſeinen Kriegszügen begleitete; eine Beſchreibung der Expedition dieſes Königs nach Egypten im Jahre 1248 und viele Umſtände, deren kein andrer Geſchichtsſchreiber gedenkt. Jeder Freund der Literatur wird den unerſezlichen Verluſt bedauern, welchen Hr. Johnes im März erlitt, wo ſein Schloß zu Hafod niederbrannte. Es enthielt die ſeltenſten literariſchen Schäze; unter andern eine Sammlung hiſtoriſcher Urkunden von Wallis und eine vollſtändige Sammlung aller Romanzen, deren Don Quixote in ſeiner Bibliothek erwähnt.

Herr Malkin, deſſen Schriften in England bekannt ſind, iſt im Begriffe, zwey Prachtausgaben des Gil Blas, eine Franzöſiſche und eine Engliſche, zu veranſtalten. Die Ueberſetzung iſt von ihm ſelbſt. Der berühmte Mahler Smirke liefert eine Reihe von Zeichnungen dazu, welche von den beſten Kupferſtechern gravirt werden.

Im Jahr 1803 erſchien eine Ausgabe der ſogenannten Brittiſchen Eſſayiſten, des Zuſchauers, Schwäzers ꝛc. Sie hat ſich ſchon ganz vergriffen. Es wird nun an einer neueren und viel vollſtändigeren in 45 Bänden gedruckt; die hiſtoriſchen und biographiſchen Vorreden erhalten große Zuſäze und Verbeſſerungen.

Eine neue Ausgabe des Biographical Dictionary iſt ſchon ſehr weit gediehen. Sie wird vermuthlich 18 Bände ſtark, und erhält ſo viele Aenderungen und Zuſäze, daß man ſie beynahe für ein ganz neues Werk anſehen kann. Auſſer den hinzugekommenen Lebensbeſchreibungen vieler tauſend Gelehrten aller Völker ſind in dieſer Ausgabe regelmäßig die Quellen angezeigt.

Der reiche Thomas Hope läßt jezt folgendes Werk drucken: Hausgeräthe und Hausverzierungen, nach ſeinen eigenen Riſſen.

Von Malcolm, einem bekannten Schriftſteller, erſcheint eheſtens eine Beſchreibung von London während des verfloſſenen Jahrhunderts unter folgendem Titel:

*) Caroli haec quies, monimentum urbs iſt die vom Hofrath Jung vorgeſchlagene Inſchrift deſſelben.

„Hiſtoriſche Anekdoten von den milden Stiftungen, Sitten, Gebräuchen, Sonderbarkeiten, religiöſen und politiſchen Mißhelligkeiten, Tumulten, Vergnügungen und Kleidertrachten der Einwohner von London, während des achtzehnten Jahrhunderts; nebſt einer allgemeinen Ueberſicht der Architektur, Sculptur ꝛc. ſowohl der Kirchen als andrer Gebäude, wie man ſie jetzt in der Hauptſtadt von Großbritannien ſieht.“ Der Verfaſſer fängt von dem Einfalle der Römer an, und verbreitet ſich über alles, was auf die Verbeſſerung oder Verſchlimmerung von London Einfluß haben konnte, bis er auf die milden Anſtalten, und zugleich auf die Ausſchweifungen des vorigen Jahrhunderts kommt: von den letzteren gibt er eine Menge Anekdoten. Das führt ihn überhaupt auf die Sitten — ein intereſſantes Capitel; er ſtellt auch viele Beyſpiele von dem auf, was die Engländer Eccentricität nennen. Dann ſpricht er von Lotterien und Hülfsgeſellſchaften, und erzählt ausführlich die Geſchichte der Volkstumulte, wobey er den unruhigen Geiſt ſchildert, welcher den Pöbel in London beſeelt. Das Capitel über die Kleidertrachten iſt ungemein unterhaltend. Die Sammlung aller dieſer Materialien hat den Verfaſſer große Mühe gekoſtet.

Bey der Einnahme von Seringapatam war man ſo glücklich, Tippoh Sultans Bücherſammlung zu retten; ſie beſteht aus zweytauſend Handſchriften in Arabiſcher, Perſiſcher und Hindoſtaniſcher Sprache. Zunächſt ſchickte man ſie nach Calcutta, wo ſie in dem Collegio Fort William niedergelegt wurde, und den Lehrern und Lernern dieſer Sprachen ſehr nützlich war. Im Jahr 1805 machte der Capitän **Stewart**, damals aſſiſtirender Profeſſor der Perſiſchen Sprache, ein genaues Verzeichniß davon, beſchrieb den Inhalt eines jeden Buches, und fügte Nachrichten von dem Leben der Verfaſſer hinzu. Seitdem er in England angekommen, und an dem Collegio der Oſtindiſchen Compagnie zu Hertford als Lehrer angeſtellt worden iſt, hat er das Werk durchgeſehen, und einen Anhang dazu gemacht, welcher Stellen aus den vornehmſten Perſiſchen Schriftſtellern mit Ueberſetzungen enthält. Man druckt jetzt an dem Werke, welches 250 bis 300 Seiten in Quarto ausmachen wird. Es ſollen nur wenig Exemplare abgezogen werden: wer eins zu erhalten wünſcht, muß ſich deshalb bey den Buchhändlern **Longman und Comp.** bald melden.

Herr **Bohnen** in Greenwich gibt ein gemeinnützliches Polyglotten-Handbuch der gangbarſten Sprachen heraus, nemlich der Engliſchen, Deutſchen, Lateiniſchen, Spaniſchen, Franzöſiſchen und Italiäniſchen. Der erſte Theil enthält in alphabetiſcher Ordnung die gewöhnlichſten Idiotiſmen und Redensarten der ſechs gedachten Sprachen, in nebeneinander gedruckten Spalten. Der zweyte Theil begreift vollſtändige (?) Wörterbücher aller ſechs Sprachen. Ein ſtarker Oktavband ſoll dieſen Sprachſchatz in ſich faſſen.

Dr. **Young**, einer der gelehrteſten Engliſchen Phyſiker, der ſich lange in Berlin aufhielt, und nachher einige Zeit an der Königl. Inſtitution angeſtellt war, gibt ſeine Vorleſungen über die Experimentalphyſik in zwey Quartbänden heraus.

Man hat in England die Biographie des verdienten Dr. Joſeph **Warton** von Weel mit ſo vielem Vergnügen geleſen, daß der Herausgeber einen zweyten Band will folgen laſſen, welcher auch eine ausgewählte Sammlung ſeiner Gedichte und ſeinen literariſchen Briefwechſel mit den gelehrteſten und berühmteſten Britten ſeiner Zeit enthalten wird.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig.

(Beſchluß.)

Gewiß iſt, daß auch dieſe auf das bündigſte erweisbare Rüge ihrer Mängel, falls ſie einem oder dem andern zu Geſichte käme, nur mit der Bitterkeit aufgenommen werden müßte, welche jede Einſeitigkeit mit ſich führt, und daß, deſſen ungeachtet, die Perſönlichkeit auch hier, nach wie vor, die Sache trüben wird. Eben darum aber iſt auch nichts, als das endliche Verſcheiden dieſes Korpus an direkter Aſthenie zu erwarten. Damit aber nicht jemand glaube, dieſe hier ausgeſprochene Misbilligung ſey blos ein verlauter Frevel, ſo wollen wir zu Obigem noch hinzuſetzen: daß wir die Strebungen dieſer Geſellſchaft, im Konverſationstone etwas zu leiſten, allerdings anerkennen, und ſie hierin, das abgerechnet, was etwa die Zeit auch an dieſer Idee getrübt haben mag, als eine beſtimmte und anſchaulich gewordene Offenbarung der Kunſt anſehen, verwahren uns aber zugleich gegen die Folgerung, welche dieſe Einſeitigkeit über Verdienſt anſchlagen möchte. Unſerm Bedünken nach mag es immerhin eine Stufe der Kunſt ſeyn; aber wir werden nie zugeben, daß man eine Stufe mit dem Belvedere, ein gemächliches Wohnhaus mit einer Kirche verwechsle. Vielmehr ſind wir des Glaubens, daß der ewige Kunſtgeiſt, unerſchöpflich in ſeinen Produktionen, nachdem er irgend eine Geſtalt vollendet und ausgebildet, mit erhabener Gleichgültigkeit, gleichſam ſcherzend, über ſie dahin eile, und ihre Elemente höchſtens als Ausgangspunkt neuer herrlicherer Bildungen gebrauche. Dieſer Glaube mag freylich dem Egoismus ſehr unannehmbar, vornehm, myſtiſch, oder wie er ihn etwa nennen möchte, dünken, er gründet ſich aber auf einen höhern und offneren Sinn für Natur und Geſchichte, als jenen Befangenen zu Theil wurde. Er iſt ſtolz, inwieferne er abwärts blickt; aufſchauend aber iſt er wahre beſcheidene Demuth. Dazu wird das hier Geſagte den konſequenten Gang jenes Vereins weder fördern, noch hemmen, ſondern man begnügt ſich, ihn als Veranlaſſung zu einiger Ideen Erweckung behandelt zu haben, welche, gleichviel wo und wann, fruchtbar werden könnten.

Charaden.

1.

Heil ſey dem Manne, der die Kunſt gelehrt,
Auf hartem Stein mein **Erſtes** zu bereiten!
Wenn milden Regen lang die Sommerſaat entbehrt,
Dann labt ſie doppelt ſich am **Zweyten**.
Verführern ähnlich, ſchmückt den jungen Zweig das **Ganze**,
Eh' es den Tod ihm gibt, zuerſt mit falſchem Glanze.

2.

Ich, das **Erſte**, weiland tapfer, ſchlug
Meinen Feind mit Ruhme.
Durch das **Zweyte**, das ich doppelt trug,
Werd' ich eine Blume.

Auflöſung des letzten Viertels des logogriphiſchen Ungeheuers.

1. Galerie. 2. Sago. 3. Dorer. 4. Baſe. 5. Iſop. 6. Eier. 7. Loſe. 8. Speier. 9. Geier. 10. Opal. 11. Riga, Reval. 12. Argos. 13. Seiger. 14. Roſa. 15. Jacl. 16. Jole. 17. Galep. 18. Galer. 19. Sadi. 20. Rapſodie. 21. Roſalia, Baleria. 22. Lage, egal. 23. Lodi. 24. Gleis. 25. Soli Deo gloria.

Nro. 142.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. Junius, 1807.

— Wer hochentzückt
An der Natur geweihtem Altar
Himmliſcher Weisheit und Schönheit opfert,
Er ſey mein Bruder!

Heydenreich.

Umriſſe von Tirol.

Von Georg Heinrich Keyſer.

(Fortſetzung.)

4.

Ueber die Eisberge oder Ferner Tirols, von denen wir ſo eben geredet haben, verdanken wir Walcher Nachrichten, die wir billig vor andern der Auszeichnung werth halten. Manche Erſcheinungen, deren er nicht gedacht hat, und die Tirol, als Gebirgsland überhaupt, eigenthümlich ſind, kann man aus Storrs vortrefflicher Alpenreiſe kennen lernen, einem Werke, das von ſpätern Schriftſtellern ſo reichlich benutzt worden iſt. Hätten wir doch auch über die Gebirge, welche in Tirol vorzugsweiſe Alpen heißen, ſolche Notizen, als jener beobachtende Gelehrte über Helvetien gab! Die herrlichen Futterkräuter auf dieſen Gebirgen, beſonders in der Gegend um Lienz, der Wechſel der Vegetation, der bey jedem Schritte aufwärts Statt findet, die Friſche der Pflanzen, welche von der Kühle der Luft und der Wälder, von der Feuchtigkeit der Quellen und dem öftern Regen immer erhalten wird, wie viele Reize bieten ſie dem Auge des Wanderers dar! Aber nicht bloß die Betrachtung findet hier ihren reichen Stoff; der Tiroler iſt durch die Natur aufgerufen, ihre Schätze zweckgemäß für die Viehzucht zu gebrauchen, und wenn wir über den Zuſtand der letztern keine ganz zuverläßigen Aufſchlüſſe haben, wenn wir kein ſolches Bild entwerfen können, als wir von den Appenzellern Inner-Rhoden haben; ſo finden wir uns getrieben, den Grund zu erforſchen, warum unter denſelben Bedingungen nicht derſelbe Erfolg ſichtbar iſt. Doch einige Züge laſſen ſich immerhin zeichnen — Schon bey dem Eintritte in Tirol wird man in das Alpenleben eingeweiht, und die Alpen-Wirthſchaft läßt ſich ſchon im tiefern Unter-Innthal ſtudiren. Bis zum Fuße des Kaiſerberges hat man vom Dorfe Schwaich etwa drey Viertelſtunden. In ein Paar Stunden erreicht man die erſten ſogenannten Kaſen (Sennhütten). Noch eine Stunde weiter iſt man auf der Steinberger Alpe, die 21 Alphütten enthält. Rund um das romantiſche Thal, in welchem Lienz liegt, und das die Drau und Iſſel durchſtrömt, liegen Alpen.

Die Erzeugung der Butter und der Milch iſt hie und da vorzüglich. Selbſt auf dem Neusberg, Roſnerberg bis auf die Ferner hinauf, und ungeachtet der Angränzung an das Eis, findet man fette Weiden, die zahlreichen Heerden ſo gedeihliche Nahrung geben, daß in Fender und Roſen die köſtlichſte Milch und die wohlſchmeckendſte Butter zu haben ſind.

Die Reinlichkeit der Melker (Senner) auf den Alpen iſt in Tirol eben nicht häufig zu finden. Jene tragen gewöhnlich den ganzen Sommer hindurch nur ein Hemd, und es gilt ihnen ſogar als Vorzug vor ihres Gleichen, bey der Heimfahrt das ſchwärzeſte und unflätigſte Hemd zu haben. Durch den beſtändigen Rauch und eine gewiſſe Salbe ſuchen ſie zwar dem Ungeziefer zu entfliehen, ohne ihm jedoch ganz zu entgehen.

Im Unter-Innthale bedient man ſich ſeit einiger Zeit ſtatt der ehedem üblichen Viehdirnen (Sendinnen) größtentheils der Mannsperſonen. Jene brachten oft den Zeugen ihres innigen Umganges mit benachbarten Hirten, Jägern und Wilddieben mit nach Hauſe.

Die Lebensart der Hirten iſt nothwendig mühſam und einfach. Monate hindurch ſind ſie der geſellſchaftlichen Berührungen, die der Bewohner flacher Gegenden täglich hat, beraubt. Dieſe Stille lockt verſchiedene Mittel hervor, durch welche die Nebenſtunden ſo viel möglich verkürzt werden. Unter den Beſchäftigungen, die der Tiroler Alpler ſo ergreift, kehrt ſich ſeine Erinnerung auch zu den Mädchen, die er zu Hauſe gelaſſen, und ſie oder ihre Rivalen werden der Gegenſtand manches Liebes- oder Spottgedichtes. Da in jeder Hütte noch ein Paar Maultrommeln, eine Schwegel *), eine Waldflaute, ein Hackbrett ꝛc. ſind; ſo wird immer eine dem Inhalte der Liedchen anpaſſende Arie componirt, und man hört das mannichfachſte Accompagnement.

Merkwürdig iſt der Zug, den die Alpenleute mit ihrer Heerde nach Hauſe machen. Stolz in dem Maaße, als Zahl und Schönheit der Heerde zu verſtatten ſcheinen, tritt der Melker oder Senner langſamen Schritts mit wunderlichen Gebehrden voran. Ihm folgt die Mairkuh, bezeichnet durch ihren Kopfputz und eine ungeheure Schelle, um ihres Tones wegen der Haſen genannt; ſie hat ihren Rang um der Siege willen, die ſie in den Kuhgefechten auf der Alpe am meiſten davon getragen hat. Nach ihr treten die übrigen Kühe in Ordnung; ihre Zahl beträgt im Unter-Innthal bey einem einzigen Bauer an 100 Stücke. Sie ſind gleichfalls großentheils mit Schellen, Glocken, Sträußen und geſtickten Schellriemen verſehen, und ihr Getöſe verkündet ſchon lange voraus ihre Ankunft. Hierauf folgt der Galterer (der Wärter des jungen, noch unträchtigen Viehs) mit ſeinem Galtviehe, Kälbern und Stieren, welche ſtatt eines Halsgeſchmeides alle Ketten des Alpenviehes zu tragen haben. Dann kömmt der Gaiſſer mit den Ziegen, der Schaffer (Schäfer) mit dem Wollenvieh, endlich die Saudiern (Schweinmagd), die mit ihrer Zucht den feyerlichen Zug beſchließt. Bey der Nachhauſekunft pflegen ſie an einigen Orten unter ihre Bekannten kleine eckigte, mit verſchiedenen Figuren gemodelte, und von innen ein Kügelchen ſüßer Butter enthaltende Käſe (Alm oder Butterkasl), auch eine Art Gebackenes (Almnüßl) auszutheilen. **)

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Eine kleine Querpfeife, die höchſtens nur einige Töne der zwey oder drey geſtrichenen Oktave ſchmettert.

**) Man kann dieſe Schilderung, in der ich die Hauptzüge Strolz im Sammler für Geſchichte ꝛc. von Tirol verdanke, mit Ebel über die Appenzeller vergleichen.

Der Winter.

Eine Idylle.

Nach dem Franzöſiſchen der Mme. Petigny, geb. Levesque *).

Der Schnee ſtürzt unaufhörlich auf unſere Alpen hernieder; ein einförmiger und düſterer Schleier umhüllt den Himmel. Umſonſt ſuchen meine traurigen Blicke dieſe Hügel und dieſes lachende Thal, das ich bewunderte, als die Morgenzeit des Jahres noch da war; dieſes geliebte Thal, wo ich Myrtha zuerſt ſah und liebte, ... und die Laube, ... die niedliche Laube, wo Myrtha das Geſtändniß meiner Liebe empfing, wo ſie mir mit Anmuth zulächelte. Wie theuer iſt mir dieſe Flur! Die Wieſen, die Haine, die Bäume ſelbſt, Alles ruft mir Augenblicke des Vergnügens zurück. Ach, der Mond hat zweimal ſeinen Lauf vollendet, ſeit ich ſie zum leztenmale ſah. In meine Hütte eingeſchloſſen, habe ich weder die Haine, noch die Wieſen, noch meine geliebte Myrtha wieder geſehen; und der Schnee, ... der Schnee fällt noch immer!

Die wilden Nordwinde kreiſen und heulen um meine ſchwache Hütte; ſie erſchüttert, und ſcheint dem Einſturze nahe. Ein fürchterliches Schweigen folgt. — O, welche Traurigkeit, welche Traurigkeit verbreitet ſich um mich her! Wie unglücklich iſt der Einſame! Allein unter dieſem Strohdache mit meinem Hunde und meinen Gedanken, wie lang erſcheint ſie mir, dieſe Zeit des Winters! Aber mit den erſten Tagen des Frühlings fliege ich... O, welche Freude! Welche Freude, die ſchöne Flur wieder zu ſehen, Myrtha wieder zu ſehen, meine Heerde zu der ihrigen zu führen, ſie auf's neue jeden Tag zu ſehen! Sie wird ſingen, und meine Flöte wird ihre ſüße Stimme begleiten. Ja, ich will meine Flöte wieder nehmen; ſie iſt mir werth, ſie vergnügte meine Myrtha.

Bald will ich zu ihrer Mutter gehen, und ihr ſagen: Ich bin eben nicht reich; aber ich arbeite mit Muth, und meine Arme ſind für mich ein unerſchöpflicher Reichthum. Ich habe immer die Tugend geliebt; ich liebe Myrtha, weil ſie das lebende Abbild derſelben iſt. Nimm mich zum Gatten deiner Tochter an; du wirſt zwey Glückliche machen, und du wirſt ſelbſt glücklich ſeyn! — Sie wird ſie mir geben, und ich werde nur noch Gebete des Danks zum Himmel richten. Dann wird mir der Winter, der mir ſo traurig ſcheint, die Jahrszeit des Vergnügens ſeyn. Welche Freude, durch Haufen von Schnee in dieſer Hütte eingeſchloſſen zu ſeyn, wenn es die Hütte Myrtha's iſt, wenn der Schnee mit ihr mich einſchließt! Dort wird ſie ſeyn, dort am Heerde; ein zartes Kind, ſchön, wie ſie, wird auf ihrem Schooße ſchlummern, und ich, ich werde neben Beiden ſitzen. Wir werden plaudern, wir werden uns lieben, wir werden glücklich ſeyn!

Indem er ſo ſprach, ging der unruhige Lyſis beſtändig von dem Heerde nach ſeinem engen Gefängniſſe. Wann er dann ſah, daß der Schnee mit derſelben Gewalt fiel, ſo kam er zurück, ſetzte traurig ſich nieder, nahm ſeine Flöte, und legte ſie bald mit Unwillen wieder weg. Inzwiſchen nahm gegen Abend die Kälte zu, der Schnee ließ nach, die Wolken öffneten ſich ein wenig, und die Hoffnung belebte Lyſis wieder. Er ſah Myrtha's Dörfchen, das in der Ferne

*) Eine vollſtändige Ueberſetzung der Idylles ou Contes champêtres, par Mme. Petigny, née Levesque, wovon auch ſchon Proben in der Polyanthea für das Jahr 1807 ſtehen, wird in der Bohnſchen Buchhandlung zu Lübeck in 2 Duodez-Bänden erſcheinen.

mit den bläulichen Wolken zuſammenfloß. Dort wohnt ſie, ſagte er. O, meine Geliebte, was beginnſt du in dieſem Augenblicke? Vielleicht denkſt du, neben deiner Mutter ſitzend, an Lyſis, du beklagſt ihn, du bedauerſt ſeine lange Abweſenheit; vielleicht erſehnſt du, wie ich, den Frühl ng. O, wenn morgen endlich die Sonne die düſtern Wolken durchbricht, wenn ich wieder den ſchönen Himmel ſehe, den wir ſo oft bewunderten, ſo will ich gehen, ich will dem Schnee trotzen, dem Eiſe, dem rauhen Froſte; gleich der Meiſe, die um unſere Wohnungen flattert, will ich mich Myrtha's Hütte nahen. Ach, wenn ich ſie an ihrem Fenſter ſehe, und ſie mir mit Zärtlichkeit zulächelt, wenn ich einige Augenblicke in Myrtha's Hütte ſeyn kann ... Aber ihre Mutter ... Nun! Warum ſie fürchten? Sie iſt gut; ich bin tugendhaft ... Dieſe zärtliche Mutter! Sie iſt mir theuer; ſie liebt Myrtha ſo ſehr ... Liebe! Vollende dein Werk, und laß morgen die erſten Strahlen der Sonne mein Glück herbey führen!

Es war noch ganz dunkel am folgenden Tage, als Lyſis erwachte. Die glänzendſten Sterne funkelten auf dem ſchönſten Blau. Bey dieſem Anblicke hüpfte Lyſis vor Freude. Die Sonne, zu langſam für ſeine Ungeduld, erſchien endlich in all ihrer Majeſtät. Sogleich hüllte der Schäfer ſich in ein dichtes Fell, und hing eine Flaſche voll Wein an ſeinen Gürtel. Bacchus und die Liebe, ſagte er freudig, werden mich begleiten. Was kann ich mit dieſen beiden Führern fürchten?

Er ging; ſein treuer Hund folgte ihm, die Hütte und den Heerd vermiſſend. Lyſis, voll Freude, eilte ſchnell fort; ſeine Füße verſanken im Schnee. Ein rauher und ſchneidender Wind ſchien ſich ſeinem Gange zu widerſetzen, und das überall gleich weiſſe Feld ließ nicht mehr die Wege und die Abgründe unterſcheiden. Aber Lyſis denkt an Myrtha; er ſinnt auf Mittel, ſich in ihre Hütte einzuführen, ohne der Mutter zu mißfallen. Schon nähert er ſich, und ſein Herz pocht vor Wonne. Plötzlich unterbrechen Klaggeſchrei und trauriges Aechzen ſeine Träumereien. Er horcht. Hügel von Schnee verbergen ihm den Un lücklichen, deſſen Geſchrei ſeine Noth ankündigt. Aber Lyſis, gerührt, ſucht ihn zu entdecken. Er vergißt ſeine Ungeduld, Myrtha wieder zu ſehen, und wie kurze Zeit der Tag dauern werde. Es iſt ein Unglücklicher, ſagt er; er hat der Hülfe nöthig! O du, deſſen Angſtgeſchrei mein Herz zerriſſen hat, laß deine ächzende Stimme wieder hören, ich fliege zu dir ... Er hört einen zweiten Schrei. Götter, ruft Lyſis, es iſt ein Weib! Er geht vor. Er unterſucht mit ſeinem Stabe die treuloſe Tiefe der Schluchten, die man nicht mehr ſieht, und wird die Unglückliche gewahr, die faſt im Schnee begraben iſt, ſtarr, bleich, und kaum im Stande, den Kopf aus ihrem Grabe von Eis empor zu heben. Lyſis macht ſie frey, hebt ſie auf, und hält ſie. Aber, welche Freude! er erkennt Myrtha's Mutter. Du biſt es, meine Mutter! Du biſt es, es iſt Eudamia, die ich vom Tode rette! Alsbald macht er ſeine Flaſche los, und läßt Eudamie'n einige Tropfen von dem ſtärkenden Weine trinken; dann unterſtützt er ſie, und nöthigt ſie, ſelbſt zu gehen, um ihren erſtarrten Gliedern das Leben wieder zu geben. Anfangs kann ſie ſich kaum aufrecht erhalten, und Lyſis führt ſie langſam; nach und nach verdoppelt er die Schritte, er beſchleunigt ihren Gang, und bald fühlt Eudamia Bewegung und Wärme zurückkehren.

Indeſſen erkennt Lyſis Hund von weitem die Hütte, er läuft, er bellt, er heult, aber es iſt das Geheul der Freude. Myrtha, zitternd und in Thränen ſchwimmend, Myrtha, bleich, wie die Lilie, ſtürzt an die Thür, und ſieht nur erſt den Hund, der herein kommt und ſie mit Schmeicheleien überhäuft. Der alte Lamon, Eudamie'ns Vater, den die Jahre des Geſichts beraubt hatten, horchte, was an der Thür vorging. Er ſaß neben dem Heerde, in lebhafter Unruhe, voll Unmuth, daß er nicht ſah, was ſich ereignete. Meine Tochter, rief er mit ſchmerzhafter Stimme, was iſt da an der Thür? — Nichts, mein Vater, ach! gar nichts ... Myrtha kam traurig wieder herein. Es iſt, ſagte ſie, es iſt der Hund eines Schäfers ... Bey dieſen Worten erröthete ſie mitten unter Thränen; aber der Greis konnte ihr Erröthen nicht gewahr werden. Von Unruhe gequält, verbarg er ſein Haupt in ſeine Hände. Eudamia, meine Tochter, ſagte er weinend, habe ich dich denn ohne Wiederkehr verloren? Soll ich nie mehr den ſüßen Ton deiner Stimme hören? O Götter, habt ihr nur mein Leben gefriſtet, um mich vor Sehnſucht ſterben zu laſſen? — Myrtha warf ſich beſtürzt in ſeine Arme: Mein Vater, willſt du denn auch ſterben? Mein Vater, erhalte dich für die arme Myrtha ... Schluchzen erſtickte ihre Stimme, ſie lehnte ihren Kopf auf die Schulter des Greiſes, und netzte ſeine weiſſen Haare mit Thränen.

Aber Lyſis Hund, ungeduldig, ſeinen Herrn wieder zu finden, pocht an die Thür, rüttelt ſie, und es gelingt ihm, ſie zu öffnen. In dem Augenblicke treten Lyſis und ſeine Begleiterin herein. Myrtha blickt bey dem Geräuſche auf, ſtößt einen Schrei aus, wirft ſich ihnen entgegen, und ruft wiederholt: Meine Mutter! Meine Mutter! — Was höre ich! ſagt Lamon. Meine Tochter! Ach, meine Augen, meine Augen! Myrtha, antworte mir! Eudamia, meine Tochter, ſprich doch zu deinem Vater! — Ich bin es, antwortete Eudamia mit noch ſchwacher Stimme; ja, mein Vater, es iſt deine Tochter! Und Myrtha, der die Freude Kräfte gab, nimmt ihre Mutter in ihre Arme, drückt ſie, hebt ſie auf, und trägt ſie an Lamon's Herz. Sie ſelbſt ſetzt ſich zu ihren Knieen. Da iſt ſie, mein Vater, ſagt ſie, da iſt ſie, dieſe geliebte Tochter! Du haſt ihre Stimme gehört; du wirſt nun nicht ſterben. — Mein Vater, mein Kind, ſagte Eudamia, und ſchloß ſie in ihre ſchwachen Arme, wie ſüß iſt es, zu leben, wenn man ſo zärtlich geliebt wird! Aber Lyſis, Lyſis, der mir das Leben erhalten hat ... Ach, der arme Lyſis, unterbrach ſie Myrtha, ihn friert, er iſt gewiß ermüdet. — O, nein, nein, erwiederte Lyſis mit Heiterkeit, ich bin glücklich; ah, Myrtha, ich bin glücklich! — Wo iſt er, der Schäfer, fragte Lamon, wo iſt er, der meine Tochter gerettet hat? Ich will ihn umarmen, ich will ihn ſegnen! Komm, mein Freund. Möge der Himmel alle ſeine Segnungen auf dich ausſchütten, und dir einſt eine Tochter geben, wie die, die du mir wiedergeſchenkt haſt!

Indeſſen überließ ſich Eudamia, nachdem ſie einige Nahrung genommen hatte, der Ruhe, und bald vollendete der ſüßeſte Schlummer ihre Herſtellung. Der Greis und der Jüngling und das Mädchen ſetzten ſich um den Heerd. Lyſis Hund, den Kopf auf Myrtha's Schooß geſtützt, betrachtete bald ſeinen Herrn und bald die Schäferin. Lyſis erzählte, wie er Eudamie'n im Schnee vergraben gefunden hatte. — O Gott, rief Myrtha, hat ſie denn ſo die ganze Nacht zugebracht! Sie ging geſtern weg, um der alten, kranken Amine beyzuſtehen, welche ihre Hülfe verlangte. — Nun, fuhr Lyſis fort, nachdem ſie lange bey dieſer Unglücklichen geblieben war, verirrte ſie ſich auf dem Rückwege, und war genöthigt, in eine Hütte einzukehren, die in der Nähe war. Aber da ſie an eure Unruhe dachte, verließ ſie die Hütte wieder, als die Abenddämmerung begann, und fiel in eine Schlucht, die der Schnee verdeckt hatte. —

Und was führte dich ſo früh in unſer Dorf? fragte der Greis. — Die Liebe, antwortete Lyſis, und ſah Myrtha zärtlich an. — Die Liebe, mein Kind? O, der gütige Führer! Eine junge, ſchöne, tugendhafte Schäferin ohne Zweifel? — Ach, ſo ſchön, ſo ſanft, ſo tugendhaft! — Nun, mein Sohn, der Himmel ſegne eure Verbindung! Glücklich die, die gewählt haſt, Lyſis, du, deſſen Herz redlich und gefühlvoll iſt. Und die Schäferin, liebt ſie recht zärtlich? — Ach, Myrtha! rief Lyſis. — Myrtha lächelte ſanft, indem ſie den Hund ſtreichelte. Dann hob ſie ihre ſchönen Augen auf. Ja mein Vater, ſagte ſie, ja, Lyſis wird geliebt! Und Lyſis küſste mit Entzücken die Hand, die ſie ihm reichte. — Meine Tochter, erwiederte der Greis, wie weißt du das? — Ach, Lamon, rief Lyſis, ſie iſt es . . . — Wie? — Mein Vater, es iſt Myrtha, die mein Herz gewählt hat; ſie iſt es, die allein mein Glück machen kann! — O glückliche Tag! rief der Greis aus. Meine Kinder, umarmt mich Beyde. Ja, ich verſpreche es euch, ihr ſollt vereinigt werden. Ach, ich erinnere mich noch, wie ſüß der Tag iſt, der Liebende verbindet. Meine Tochter, meine Myrtha wird dieſes Glück genießen.

Während er ſprach, umfaßten Beyde ſeine Kniee; dann eilten ſie zu Eudamie'n, und erwarteten ſchweigend ihr Erwachen. Ihr erſtes Lächeln war für ſie. Schäfer, ſagte ſie zu Lyſis, wie ſoll ich dir alle meine Dankbarkeit bezeugen? — Meine Tochter, rief munter der Greis, du biſt ihrer entledigt! Lyſis iſt zufrieden, wenn du in das einwilligſt, was ich gethan habe. — Eudamia, immer mit dem Glücke ihrer Tochter beſchäftigt, willigte leicht ein; und Lyſis kam in ſeine Hütte zurück, glücklich in der Hoffnung, ſie nicht mehr lange allein zu bewohnen.

Karl Reinhard.

Gaskogner Liebeserklärung.

Aus alten Liebesdichtern und aus neuen,
Blandine, ſammelt' ich ein buntes Heer
Der überſchwänglichſten und kühnſten Schmeicheleyen,
Um alle dir zu weihen —
Nun ſind es keine mehr!

Hg.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 19 Mai.

Das neue Luſtſpiel: Die Griechheit (angeblich von Julius von Voß) wurde vorgeſtern bereits zum ſechstenmale gegeben, und erhält fortwährend großen Beyfall. Ohne dem Werke ſeinen Werth abſprechen zu wollen, darf man kühn behaupten, daß es dem unchriſtlichen Haß der Berliner Chriſten gegen die jüdiſche Nation — die darin myſtificirt wird — den hohen Grad des Beyfalls verdankt. Man weiß allgemein (ſeit Grattenauer wider die Juden ſchrieb), wie die gröſste Hälfte der Reſidenzier über dieſen Gegenſtand denkt. Darum würde ſich auch dies Luſtſpiel jezt auf der Stelle noch zu einer Reihe von Wiederholungen qualificiren, träte nicht ein anderweitiges Hinderniß ein.

Ein Tänzerpaar, welches darinnen activ iſt, verläßt auf einige Zeit die Hauptſtadt. So muß das Stück die Urlaubszeit jenes Paares hindurch faſten, oder die Direktion für andre Tänzer ſorgen; überhaupt aber iſt es mit dem hieſigen Corps de Ballet ein übler Zuſtand, der den Freund theatraliſcher Tanzkunſt für die Vergnügenleere Zukunft erbangen läßt. Dieſe Tänzer reiſen nemlich nach und nach von hier ab, weil ſie jezt ſeit dem Okt. vorigen Jahrs nicht bezahlt wurden, und ſich außerhalb Brod ſuchen wollen. —

Der Impuls des Kriegsſtandes iſt auch in unſerer Literatur nur zu ſichtbar. Viele unſrer belletriſtiſchen Schriftſteller verlaſſen die ſanfteren neun Schweſtern, und ſtellen ſich unter des wilden Zeitgottes flatternde Fahnen. Da ſieht man nichts als „Politiſche Fragmente, Beſchreibung der Schlacht bey N. N. Was war damals in kriegskünſtleriſcher Hinſicht zu thun? Geſchichte der Blokade von Magdeburg u. ſ. w.“

Auch die Kupferſtecher, deren Kunſt unter dieſen Umſtänden begreiflich nach Brod (verſteht ſich im edlern Sinne des Wortes) geht, beſchäftigen ſich gegenwärtig mit Dingen, die für den Augenblick allgemein intereſſiren, mit lauter militäriſchen oder militäriſchgeographiſchen Gegenſtänden, mit dem Kriegstheater und Perſonen, deren Erſcheinung auf dem großen Schauplaz Senſation macht.

So ſieht man jezt an den Fenſtern und in Läden der Kunſthändler nichts als Charten von Preußen, von Eilau, Danzig, von Stralſund in Schwediſch Pommern, Konſtantinopel, den Dardanellen, der Moldau und Wallachey, Schlachtgefilden u. ſ. w.

Hier ſteht der Kaiſer Napoleon zwiſchen Koſacken und Schweden, dort der Kaiſer Alexander und der Großfürſt Konſtantin neben franzöſiſchen Generalen; General Bennigſen und General Blücher zwiſchen den königl. franzöſiſchen Garden, die der Servier Czerni Georg recht grimmig anſchaut. Der König von Preußen und der König von Schweden befinden ſich unterhalb, während Friedrich der Große und Louis Ferdinand von oben ruhig in das Gewimmel herabzublicken ſcheinen.

Und dichte Reihen von Schauenden ſtehen vor den anziehen Gruppen und ſeufzen: Verleih uns Frieden gnädiglich!

Wien, 27 Mai.

Hier ein paar Anekdoten, die ſich erſt geſtern und vorgeſtern zugetragen haben, und die einer öffentlichen Bekanntmachung nicht unwerth ſind.

Vorigen Donnerstag am 21. — wurde die Oper Hadrian, von J. Weigl componirt, zu deſſen Benefiz im Hoftheater gegeben. Bey dieſer erſten ſowohl, als zweyten Vorſtellung, hieß es auf den Affiſchen — „eine große Oper von Sonnleithner.“ Geſtern ward ſie wieder gegeben, und nun hieß es: Eine große Oper von Joh. Sol. Mayer, für dieſe Bühne bearbeitet von Sonnleithner. Daraus ſchließen nun viele, daß der ächte Autor ſein Eigenthum von Hrn. Sonnleithner reklamirt habe.

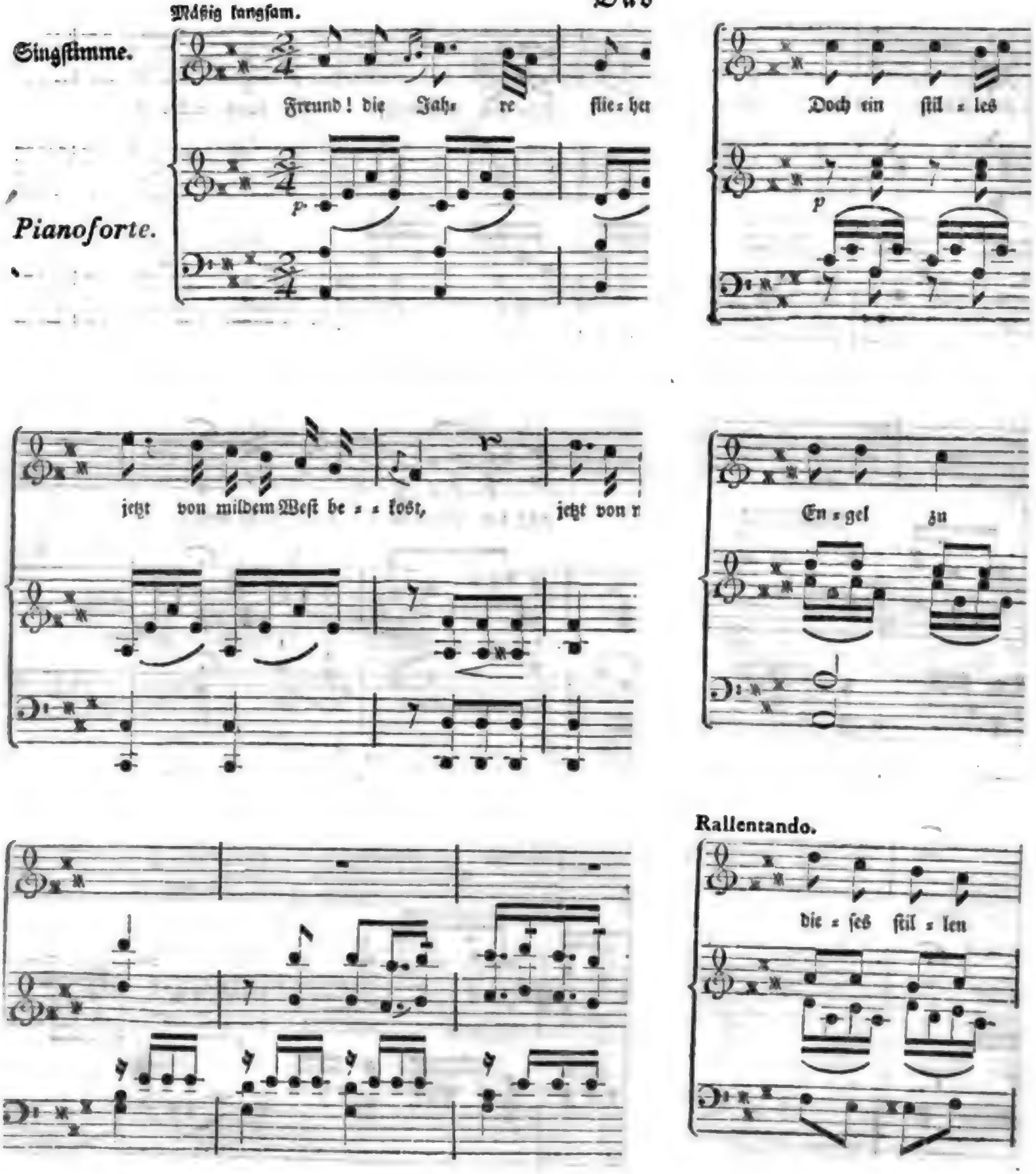
Das ſeit beynah dreyſig Jahren im ganzen übrigen Deutſchland gegebene Plümik'ſche Schauſpiel Lanaſſa ward im Anfang Aprils zum erſtenmal im Theater an der Wien ohne den geringſten Erfolg gegeben. Geſtern ward es wieder angekündigt, und zwar mit der beſondern Notiz auf dem Anſchlagzettel:

„Der Herr Baron von Schacht, Intendant der Kapelle Sr. Durchl. des Fürſten von Thurn und Taxis, welcher ſchon im Jahr 1783 die Muſik mit Einverſtändniß des Autors verfertigt, und nun mit neuen Märſchen verſehen hat, wird die heutige Vorſtellung ſelbſt zu dirigiren ſich das Vergnügen machen.“

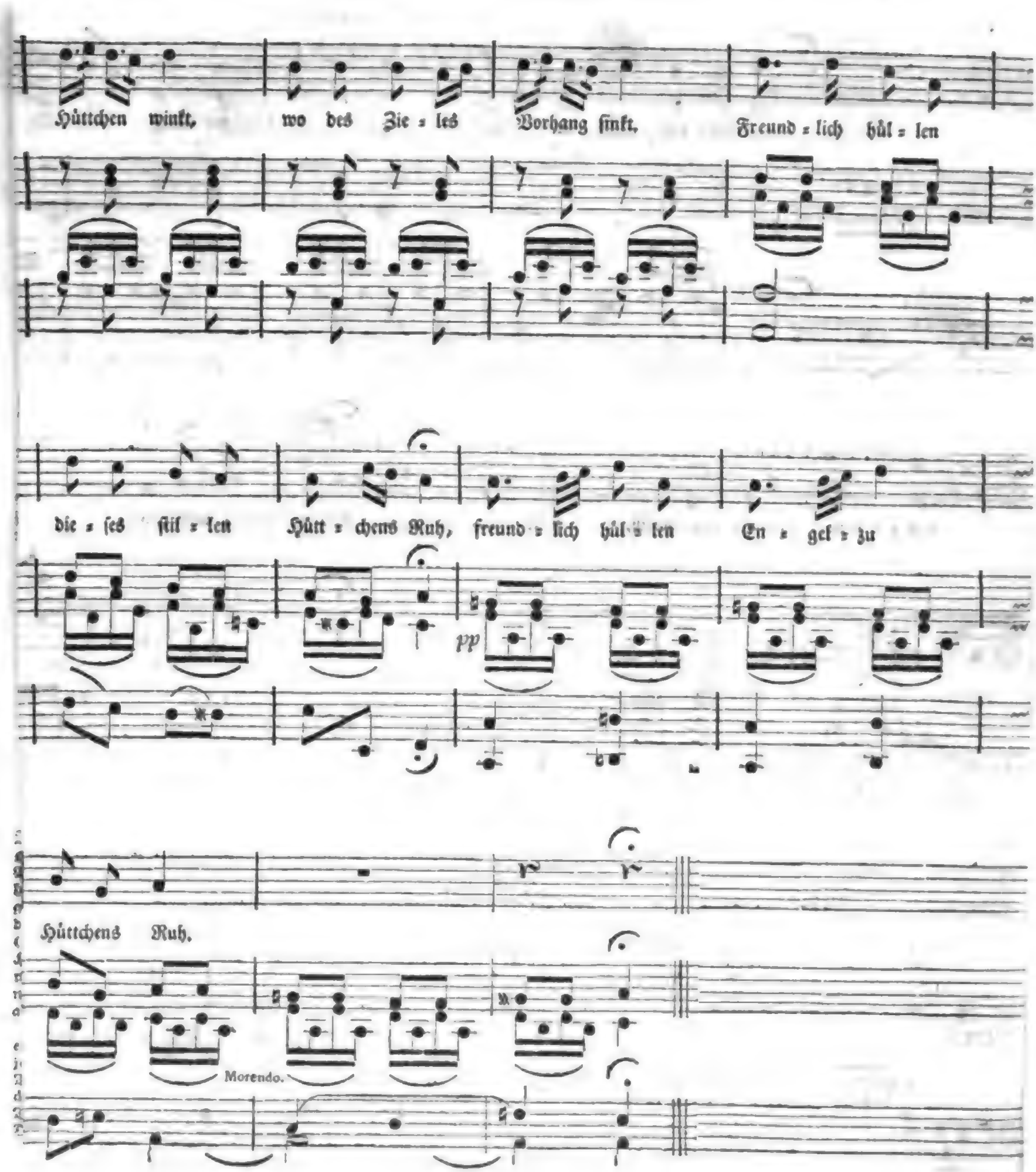
Wiewohl nun dieſe Entreakts und Chöre ſchon bey der erſten Vorſtellung ganz erſtaunlichen Lärm gemacht haben, ſo war doch das Theater geſtern ſo leer, daß ſchwerlich 200 fl. in einem Hauſe einkamen, welches zwiſchen 13 und 1400 fl. einzubringen pflegt.

Beylage: Das Leben, komponirt von L. Abeille.

Das



Digitized by Google


Hüttchen winkt, wo des Zie = les Vorhang ſinkt. Freund = lich hül = len
die = ſes ſtil = len Hütt = chens Ruh, freund = lich hül = len En = gel = zu
pp
Hüttchens Ruh.
Morendo.

Google

Nro. 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 16. Junius, 1807.

Nie fordert die Natur, was uns die Tugend wehrt;
Die Tugend weigert nie, was die Natur begehrt.

Haller.

Die edle Tochter.

Eine ruſſiſche Romanze.

In Sibiriens öden Steppen,
An des Irtiſch fernem Strande,
Lebt verbannt ſeit langen Jahren
Lupolow, der edle Greis.

Nur ſein Weib und eine Tochter
(In der Blüthe zarter Jugend)
Hatten ihn dahin begleitet,
Theilend der Verbannung Loos.

Einſam lag des Armen Hütte
An dem Abhang eines Hügels,
Kaum vor Wind und Froſt geſchützet,
Nur von dürrem Reiß erbaut.

Nichts blieb ihm von früherm Reichthum,
Als das Kleid, das ihn bedeckte,
Seine Damaszener-Flinte,
Und der ſcharf geſpitzte Pfeil.

Sich zu nähren ſamt den Seinen
Mit dem Wilde des Gebirges,
Klimmt er auf die höchſten Felſen,
Streift im Dickicht rings umher.

Nacht und Tag in Wäldern irrend,
Wo kein Obdach ihn beſchützet,
Kehret oft nach langem Suchen
Er mit ſchmaler Beute heim.

Was er dort nach ſchweren Kämpfen
Sich errungen, wird von beyden,
Weib und Kind, ihm ſchnell bereitet
Zum bedürftig kleinen Mahl.

Und es dienen dann die Pelze
Schöner Zobeln, Marder, Luchſe,
Die in Wäldern er erleget,
Ihm zum nützenden Verkauf.

Aber von der Jahre Bürde,
Und von Elend tief gebeuget,
Ward der ſcharf geſpannte Bogen
Bald dem Greiſen-Arm zu ſchwach.

Und mit jedem Tage mehrte
Sich die Angſt der guten Mutter,
Die ſie der beſorgten Tochter
Länger jetzt nicht bergen kann.

„Kind, was wird noch aus uns werden,
(Sprach ſie) „hier in dieſer Wüſte,
„Wenn uns Gott nicht Hülfe ſendet,
„Wer wird unſer Retter ſeyn?

„Kurze Zeit nur reicht die Baarſchaft,
„Die des Vaters Fleiß erworben;
„Iſt dieß einzige verzehret,
„Harret Noth und Hunger ſein.“

Ach, wie manche lange Nächte
Seufzt die Tochter um die Eltern,
Und in Thränen, händeringend,
Fand ſie jedes Morgenroth.

Einſt, als vor Sankt Katharinens
Bilde ſie um Hülfe betet,
War's, als ob ein Stral des Himmels
Muth und Troſt in's Herz ihr flößt.

Eile! ſprach die höh're Stimme,
Säume nicht, folg' meinem Winke,
Vater, Mutter zu erlöſen,
Biſt du von mir auserſehn.

Schnell faßt ſie den kühnen Entſchluß,
Selbſt zur Hauptſtadt hinzueilen,
Und bey Rußlands mildem Herrſcher
Gnad' und Freyheit zu erflehn.

Eines Morgens, als am Himmel
Noch die goldnen Sterne ſtralen,
Und die Eltern ruhen, ſchleichet
Leis ſie aus dem Schlafgemach.

Blickt noch einmal nach der Hütte,
Segnend die geliebten Alten,
Fleht um Beyſtand die verehrte
Schutzpatronin, und — entflieht.

Aber, als ſie nun erwachten,
Und die Tochter nirgend fanden,
Wer vermag den Schmerz zu ſchildern,
Den ihr liebend Herz empfand?

Rings um ihre ſchmale Hütte,
In des Waldes dunkeln Schatten,
Auf dem Felſen, an dem Strome
Suchten ſie, doch, ach! umſonſt.

Traurend jetzt zur Heimath kehrend,
Fanden ſie, was in dem erſten
Schrecken ihrem Blick entgangen,
Einen Zettel auf dem Tiſch';

Und es ſchrieb darin die Tochter:
Sorget nicht, ihr theuren Eltern!
Euer Kind, das Engel leiten,
Wird vom Elend euch befrey'n.

Und ein Stral von Hoffnung blickte
Dämmernd auf in ihrem Herzen;
Weinend flehten nun die beyden
Himmels Segen für ihr Kind.

Wie von höh'rer Hand geleitet,
Folgt indeß die fromme Tochter,
Sich der Vorſehung vertrauend,
Muthig die betret'ne Bahn.

Kaum für Näß' und Froſt gedecket,
Kümmerlich ihr Brod erbettelnd,
Irrt ſie viele tauſend Werſten
Durch ein unbekanntes Land.

In unwegſam dunkeln Wäldern,
Durch den dürren Sand der Wüſten,
Ueber Berg und ſchroffe Felſen
Eilet ſchnell ihr zarter Fuß.

Nicht das Brauſen rauher Winde,
Nicht der Wölfe wildes Heulen,
Regen nicht, noch Schneegeſtöber
Hemmen ihren raſchen Lauf.

Fand ſich irgend eine Hütte,
Bat um Obdach ſie und Nahrung,
Und der Jugend ſanfte Züge
Regten Aller Mitleid auf.

Immer ließ ſie dann zum Danke
Rührend ſchöne Lieder hören,
Sang das Schickſal ihrer Eltern
Und den Wunſch ſie zu befrey'n.

Als ſie nun am letzten Morgen
Froher Ahndung voll, doch ſchüchtern
Sich dem Herrſcherſitze nähert,
Spricht ſie leiſe zu ſich ſelbſt:

„Wer wird mich Verlaß'ne leiten?
„Wer mich unerfahrnes Mädchen
„Lehren frey und ſonder Zagen
„Meinem Kaiſer mich zu nah'n?"

„Dich! du Hoch-Gebenedeyte,
„Die du meine Pfade leiteſt,
„Stets zur Seite mir geſtanden,
„Dich ruf' ich um Beyſtand an."

Und es ſprach die Himmels-Stimme:
Faße Muth, geliebte Tochter!
Deine Liebe wird gelohnet;
Folge treu nur meinem Wink!

Siehſt du dort die goldnen Zinnen
Jenes herrlichen Pallaſtes?
Dahin eile ſchnellen Laufes!
Säume keinen Augenblick!

Denn es wohnet dort die Mutter
Deines allgeliebten Herrſchers,
Sie, die Freundin aller Armen,
Groß durch Wohlthun wie durch Geiſt.

Ungeſäumt eilt ſie von dannen,
Hoffnung flügelt ihre Schritte,
Und der ſüße Wunſch: die Eltern
Zu erretten, gibt ihr Muth.

Als allmählich ſie ſo wandelt,
Fügt ſichs, daß nächſt am Pallaſte
Eine Dame hohen Standes
Freundlich ihr zu nahen winkt.

Ihr erzählt das gute Mädchen,
Wer ſie ſey, und was ſie ſuche.
Mitleidvoll führt ſie die Dame
Unverweilt zur Kaiſerin.

Nur von ihrem Zweck belebet
Spricht ſie jetzt ohn' alles Zagen;
Und es rühren ihre Worte
Innig tief der Fürſtin Herz.

Ja, die edle Federov'na *)
Eilet ſelbſten zum Monarchen,
Fleht um Lupolo'ws Befreyung,
Die der Sohn ihr nicht verſagt.

Gutes Kind, ſprach jetzt die Fürſtin,
Deine fromme Treu und Liebe
Werde zwar mit Gold gelohnet,
Doch dich lohnt die Tugend mehr.

So viel Werſten du gewandelt,
Deiner Eltern Glück zu gründen,
So viel tauſend Rubeln ſeyen
Für den Vater dir gewährt.

Auch ein Gütchen ſchenkt der Kaiſer
Ihm in Caſan's ſchönſten Fluren,
Wo beglückt und ſonder Mangel
Ihr nun ferner leben ſollt.

*) Marie Federovna, die Kaiſerin Mutter.

Thränen ſüßen Dankgefühles
Rinnen von des Mädchens Wangen.
Schweigend kniet ſie vor der Fürſtin,
Die ſie ſegnend nun entläßt.

Und es eilt die treue Tochter
Als ein Engel der Befreyung
Zu den guten Eltern wieder
Jetzt ihr Stolz, ihr ganzes Glück.

F. v. Dalberg.

Histoire de la guerre des Esclaves, en Sicile, sous les Romains, par S. Scrofani, traduite par J. Naudet. Paris. 1807. 8.

Dieſe kleine Schrift enthält eine der merkwürdigſten Begebenheiten der Geſchichte, die ſehr belehrend für Staaten iſt, welche Kolonien beſitzen, und in den Szenen auf den weſtindiſchen Inſeln in unſern Tagen ein ſchauderhaftes Gegenſtück erhalten hat. Schon deswegen und wegen der lebendigen Darſtellung verdient das Buch die Ueberſetzung ins Franzöſiſche, und die deutſche, welche in Kurzem erſcheinen wird. Wir heben hier zur Probe nur ein Stück aus der Schilderung der Belagerung von Taurominium aus. „Nachdem die Sklaven in Taurominium alle, ſelbſt die ekelhafteſten Thiere getödtet, um ſich einige Zeit damit zu nähren; nachdem ſie faule Häute und dürre Knochen, welche ſie zu Staub zermalmten und zu Brod buken, verzehrt; nachdem ſie die Bäume, bis auf das Mark hinein, mit Erde und Würmern vermiſcht, gegeſſen hatten, war doch der Haß und Abſcheu gegen ihre Herrn ſo mächtig in ihnen, daß ſie, eh' ſie ſich aus Hunger übergaben, lieber vorher ihre Weiber und Kinder abſchlachteten, um ſich mit ihrem Fleiſche zu ſättigen, und daß ſie, als auch dieſe aufgezehrt waren, durchs Loos diejenigen unter ſich wählten, welche den andern zur Speiſe dienen ſollten, und einander ſelbſt auffraſſen. Aber fürchterlicher noch, als dieſes Alles, iſt, was die Geſchichte erzählt, daß man in dieſer Noth, weder von Männern noch Weibern, noch Kindern einen Senfzer hörte, eine Thräne flieſſen ſah, daß ſie ſich in der Sterbe-Stunde gegenſeitig Muth einſprachen, die Hand, welche ſie abſchlachtete, ſelbſt leiteten, und ihre Schlächter ſich noch bey ihrem Blute ſchwören ließen, nie abzulaſſen von der Vertheidigung dieſes Aſyls, an welchem die Freiheit und der Untergang aller ihrer Kameraden hing. Solcher verzweiflungsvolle Muth zwang ihren Feinden ſelbſt Bewunderung ab, und hätte vielleicht die Uebergabe des Forts hinausgeſchoben, wenn ſich die Verrätherei, welche auch die gröſten Römer ſelten zu nutzen verſchmähten, nicht mit der Tapferkeit ihrer Legionen gegen die Sklaven verſchworen hätte u. ſ. w.“

An Toſſanus.

Wer dich wählt zum Arzte, leidet ſchwer:
Wer zum Arzt dich hatte, ſtirbt nicht mehr.

Hg.

Die neue Helena.

Der ſchönen Helena, geſteht es nur, ihr Damen!
Raubt Fräulein Knix mit Recht den Namen.
Denn iſt es nicht, (fern ſey der Spott!)
Als ob zu dieſes Lenchens Ehre
Das arme Troja, helf' ihm Gott!
Dreymal zehn Jahre ſchon belagert wäre?

W.

Hohe Induſtrie im Norden Deutſchlands.

Oft werfen im Süden die Rigoriſten dem Norddeutſchen Mangel an induitridſer Regſamkeit vor; mögen einzelne Fälle (Ausnahmen von der Regel) aufgeſtellt werden können, nicht immer und nicht überall beſtätigt ſich jene Behauptung; Referent iſt ſogar im Stande, ein merkwürdiges Beyſpiel vom entſchiedenen Gegentheil aus unſern Tagen und in ſeiner Nähe zu erzählen, das, auſſer der Memorabilität, auch eine eben ſo ſtrenge Wahrheit für ſich hat, als der alte arithmetiſche Satz, daß zweimal zwei viere ſind.

Zur Sache:

In einer Provinzialſtadt der Mark Brandenburg, unweit Berlin, wohnt ein Mann, der als der perſonifizirte Kunſt- und Gewerbfleiß daſteht.

Als Pächter einer Papiermühle liefert er der Welt jene edlen Blätter, worauf — beſonders ſeit einem Jahrhundert — Hermanns Urenkel tapfer genug ihre Fähigkeiten, hinterher am beſten zu wiſſen, was man vorher hätte thun ſollen, dokumentiren: denn es iſt wohl nicht zu läugnen, daß wir weit eher mit dem Schreiben, als mit dem Handeln aufs Reine gekommen ſind, beſonders ſeit der benannten Zeit.

Doch weiter.

Iſt nun durch jenen regen Mann das Papier zur Vollendung gediehen, ſo ſorgt ſein Sohn für die Conſumtion deſſelben, das heißt: er iſt Schriftſteller, und liefert dem leſeluſtigen Publikum ſchauerliche Räuberromane und unbegreifliche Wundergeſchichten.

Sobald das Wort: Ende! ſeinen Stempel auf das kühne Produkt ſchaffender Geiſteskraft gedrukt hat, empfängt der Vater das Werk zur typographiſchen Bearbeitung.

Ein Anderer als dieſer Mann des Fleißes und der artiſtiſchen Spekulation würde nun mit: Wohin? in Verlegenheit gerathen; hier aber iſt alles vorbereitet: er ſendet das Buch, qua Verleger, in die weite Welt.

Von dieſen ſeinen Verlagsartikeln bleiben nun begreiflich mehrere Plecen in der Wohnſtadt und deren Nähe. Da iſt denn wieder durch eine neue F bigkeit dafür geſorgt, daß ſie noch einmal durch ſeine vollendenden Hände und durch ſeine Werkſtatt gehen, denn: er bindet auch Bücher, ſo zierlich und dauerhaft, als ein Anderer.

Endlich, auf daß nichts umkomme, ſammelt er die übrigen Brocken des literariſchen Waarenlagers und legt ſie, die Opfer der Gemeinnützigkeit, in ſeine Leihbibliothek.

So übergibt er den Le'ern, wie die Rekapitulation ergibt, ſelbſtgebundene, ſelbſtverlegte, ſelbſtgedruckte, c'est à dire ſelbſtgeſchriebene, und faſt im Grundſtoff ſelbſtbereitete Bücher.

Es würde nicht ſchwer ſeyn, den Beweis zu führen, daß er (indem ſeine Gattin Flachs baut, ſpinnt, weben läßt, und die ſelbſtbearbeitete, aber nun veraltete Leinwand in die Papiermühle liefert) auch ſogar für den Urſtoff des Papiers ſorgt; aber ich beſchränke mich, der Kürze und der klaren,

ausgemachten, und endlich zu erhärtenden Wahrheit wegen, auf obige Angaben, wo der Mann als das erſcheint, was er wirklich, theils conceſſionirt, theils zunftmäßig, theils durch Zufall iſt, als:

Papierfabrikant, Schriftſtellervater, Buchdrucker, Buchhändler, Buchbinder, und Leihbibliothekar.

Bleibt hier der ungenügſamſten Forderung — (an Kunſt- und Gewerbfleiß gedacht) — wohl noch ein Wunſch?

Die trefflichſte Fabrik, wo immer ein Individuum dem andern in die Hand arbeitet!

Steige herab vom Olymp, Apollon, den Kranz zu reichen deinem Lieblinge; umtanzt den thätigſten eurer Prieſter, ihr holden Muſen; lächle ihm, ernſte Athene! Du, des Handels freundlicher Schirmer, jugendlicher Hermes! neige deinen Flügelſtab zu ihm, und — die Verläumdung ſinke hinab in das ſtarre Schweigen des Orkus! Norddeutſchland beſitzt ſogar — warum der Süden ihn beneidet — eine eigene, ganz von einem Meiſter dirigirte Bücher-Manufaktur. St.

Konkurs mit Skizzen, welche Scenen aus der Schlacht von Eylau vorſtellen ſollen.

(Aus einem Schreiben aus Paris.)

Auf derſelben Stelle, auf welcher die Plane für die Magdalenenkirche ausgeſtellt waren, ſtehen jetzt 22 Skizze in Oel- und 4 in Waſſerfarbe, um der Aufforderung Denon's Genuge zu leiſten; ſey es, daß die gegebene Zeit zu kurz war, um etwas Gedachtes zu liefern, ſey es, daß das Programm den Künſtlern die Hände zu ſehr band; man kann ſich nichts eckelhafteres, und grelleres denken, als dieſe Skizzen. Alle ſtellen ganz denſelben Moment mit einer unbeſchreiblichen Einförmigkeit dar; dieſer iſt, wie der Kaiſer mit dem verwundeten Huſaren-Officier ſich unterhält. Schlachtfeld, Gruppen verwundeter Rußen und franzöſiſcher Chirurgen, die brennende Stadt, die übrigen vom Programm geforderten Umſtände ſind von allen mehr oder minder grell dargeſtellt, der Kaiſer aber immer in derſelben Kleidung, auf ſeinem Schimmel, und beynahe von allen in derſelben Stellung aufgefaßt. Von einzelen Unthaten, namentlich von einem, der den ganzen Hintergrund roſenfarb (wegen des Bluts) färbte; einem andern, der ihn gelb machte; von einem Adler über des Kaiſers Haupt, einer ſchwachen Nachahmung eines le Brunſchen Stückes; von allegoriſchen Figuren, von Sonnenſtrahlen, welche einige durch den düſtern Himmel auf den Imperator fallen laſſen, ſchweige ich, und verſichere nur, daß ein deutſcher Weißbinder ſich ſchämen würde, etwas ſo ſchlechtes in einen Konkurs zu geben, wie man hier ſchauen kann. Ich bemerke inzwiſchen, daß Gros, derſelbe, der die ungeheure egyptiſche Schlacht in die Ausſtellung lieferte, der bekannteſte unter den Künſtlern iſt, welche diesmahl konkurrirt haben, und daß mehrere Künſtler, unter andern ein gerade für Stücke dieſer Art bekannter deutſcher Künſtler, mit ihren Skizzen zu ſpät kamen. Es fehlt indeß dieſen Blutſtücken nicht an Zuſchauern, die nicht müde werden, die Reihen weggeworfener ruſſiſcher Torniſter, die (oft entſetzlich entſtellten) Uniformen, den Kaiſer in ſeinem Pelz, die Verwundeten, von denen einer ſo gelegt iſt, daß man ſchlechterdings nichts als die Beine ſieht, die verzerrten Geſichter, und die Mäntel zu beſchauen, die im Winde flattern. Gewiß, Pankoucke hat mit vollem Recht gegen die Fleiſcherladen, und das öffentliche Schlachten geeifert. Man ſieht, wie weit es ein Volk in der Anſchauung ſolcher Gegenſtände bringen kann.

Ich darf nicht verſchweigen, daß gerade über den Konkurrenz-Stucken le Bruns Porus, eines der größten Gemahlde der Galerie, hängt. Der Gegenſtand iſt beynahe derſelbe, aber die Behandlung! — Ich hätte dieſes Konkurſes gar nicht erwähnt, wenn nicht der Gegenſtand, der Lärm, den einige Journale davon machen, und die auſſerordentliche Gleichförmigkeit der Behandlung dieſen Afterprodukten einige Wichtigkeit liehen. K.

Literariſche Notizen aus England.

(Beſchluß.)

Herr Joſeph Nightingale arbeitet an einer „Unpartheyiſchen Ueberſicht des Urſprungs, des Fortgangs, der Lehren, der Diſciplin und ſonderbaren Gebräuche der Wesleyſchen Methodiſten in einer Reihe von Briefen.“ Seit Wesley's Tode haben ſich die Methodiſten in viele Secten zerſpaltet, von denen man hier verſchiedene intereſſante Umſtände erfährt.

Der Emigrant Grant, Vicomte de Vaux, kündigt an, daß er die Länge zur See entdeckt habe, worauf in England bekanntlich ſo große Preiſe geſetzt ſind. Seine Erfindung gründet ſich auf die Geſetze der Gravitation, auf Mathematik und Aſtronomie. Er bedient ſich eines neuen mathematiſchen Inſtrumentes, wodurch man genau und beſtändig beſtimmen kann, wie ſchnell ein Schiff ſegelt, da man es nach dem jetzt allgemein üblichen Log nur auf eine halbe Minute beſtimmen kann. Hiermit ſind andre Inſtrumente verbunden, welche den Seefahrer immerfort in den Stand ſetzen, zu berechnen: 1. die Geſchwindigkeit des Schiffslaufes. 2. deſſen Breite. 3. den Grad die Minute und die Secunde der Meereslänge, im geraden und ſchiefen Segeln.

Herr Kidd, Mitglied vom Trinity College in Cambridge, beſchäftigt ſich mit einer neuen Ausgabe des Homer. Bey der Iliade liegen der Townleyſche Codex, die Manuſcripte in der Marcusbibliothek und eine genaue Abſchrift der Harleyſchen Abſchriften zu Grunde. Auf die Autorität des großen Bentley, deſſen ungedruckte Papiere über die Iliade und Odyſſee (welche ſich im Trinity College zu Cambridge befinden) den Werth dieſer Ausgabe vermehren werden, iſt er Willens, das Digamma in den Text aufzunehmen. Die Varianten der Wiener, Breslauer und Moskauer Handſchriften, welche Alter und Heyne bekannt gemacht haben, ferner eine Nachleſe von Varianten aus den von Barnes gebrauchten Handſchriften, werden nach ihrem Range unter dem Texte mit einer genauen Vergleichung der erſten und zweyten Aldiniſchen, der erſten Straßburger und der Römiſchen Ausgaben mitgetheilt werden: H. Stephani Thesaurus L. Gr. wird auch benutzt. Der Text der Iliade, nebſt den Varianten, erſcheint in zwey Oktavbänden. Ein Supplement der Villoiſonſchen Scholien aus den Townleyſchen und Harleyſchen Abſchriften wird nebſt kurzen Noten den dritten Band ausmachen. Im vierten folgt der Text der Odyſſee mit Varianten. Vorausgeſchickt werden Schriftproben der Manuſcripte, die zur Berichtigung des Textes gedient haben. Den Beſchluß macht ein kleiner Band Scholien, vornemlich aus Handſchriften, mit kurzen Noten; eine Abhandlung über die Aechtheit des letzten Geſangs der Odyſſee; eine Vergleichung der Blattſeiten der Römiſchen und Baſeler Ausgaben des Euſtathius, nebſt den Auslaſſungen der letzteren; und eine Anwendung des Digamma auf die Ueberreſte des Heſiodus.

Nro. 144.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Junius, 1807.

Von ihrer Zeit verſtoßen flüchte
Die ernſte Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.

Schiller.

Springbrief eines Nachtwandlers.

Der Verfaſſer hat ſchon im diesjährigen Taſchenbuche für Liebe und Freundſchaft einen ähnlichen Brief ſamt einer Geſchichte, wie ſolche Briefe entſtehen, geliefert. Sie iſt kurz dieſe, daß er Nachts, wie andere Nachtwandler, aus dem Bette ſteigt, aber nicht, wie jene, auf das Dach, ſondern ſtill an den Schreibtiſch geht, und da — weil man das Schreibgeräthe Abends vorher bereit gelegt — mit geſchloßnen Augen ſo emſig für die Welt arbeitet, als hätt' er nicht daſſelbe den ganzen Tag mit offnen gethan. Meiſtens werden Briefe daraus, ſelten philoſophiſche Abhandlungen, vielleicht, weil jene weite Ehren- und Ritter-Sprünge zulaſſen, dieſe nur Schritte und den einzigen Salto mortale. Man laſſe ſich daher im Folgenden durch keinen Adverbial-Zuſammenhang beſtechen, darhinter einen ſubſtantiven zu ſuchen. Wahrlich, der Menſch hat im Wachen genug zu thun — will er einigermaßen zuſammenhängend denken, und Schlußketten von beſtimmter Länge ſchmieden; im Traume iſts wahre Unmöglichkeit. Uebrigens ſcheint der Springbrief ſich an mehr als eine Perſon zu richten, vielleicht an ſieben oder acht Korreſpondenten.

* * *

Beſter Mann, ich will Ihnen auch melden, ſo wie dem Reichs-Anzeiger, nur aber weitläufiger, daß ich Legations-Rath mit Rang und Titel geworden, und von der Theilnahme meiner unzähligen Freunde verſichert, verbitt' ich mir alle Glückwünſche. So bald mein Sohn ſchreiben kann, bin ich der Vater eines Legationsſekretair in meinem eignen Hauſe.

Aber, liebe Freundin und Kabinetsräthin unſers guten Kabinetsraths, was werden Sie ſagen (aus Höflichkeit), wenn ich Ihnen hiemit offiziell anzeige, daß mein ſchlauer hage- und geldſtolzer Stiefbruder eine Wittwe, die alte Pulvermüllerin, zur Frau genommen, welche nun den dritten Mann genommen zum ehrlichen Ombre-Spiel, nämlich eben ihn. Sonſt geht kein Marder in eine Falle, die ſchon einen gefangen. Freylich führt er gute Gründe, nämlich ihre moraliſchen Reize an, ihre Milde, Nachgiebigkeit, Liebe, Stille und andere Vorzüge — der Jungfräulichkeit nicht einmal zu erwähnen, — von welchen allen er belegen will, daß ſie ſolche vor ihren Ehen beſeſſen, und ſie gegen nichts ſchlechteres, als gegen treffliche Männer ausgewechſelt habe. In der That war jeder weibliche Holzapfel früher als leichte jungfräuliche Blüthe mit dem Honigkelche da geweſen; und mein Bruder kann, wenn er in ſeinen Apfel beißt, noch oben die Blüthenſpur beſchauen. Am Sylveſtertag will er mich mit einem Beſuche überraſchen bey meinem großen Hanſé dansant.*)

Ein Jahrhundert iſt oft der Anachronismus eines andern, und ich weiß nicht, warum unſeres nicht ſchon zur Zeit der Völkerwanderung angekommen. Auf die Galgenleiter kann man wohl die Himmelsleiter ſtellen (man nehme z. B. an, der Spitzbube ſterbe ſelig und ſchlage in ſich); aber es fällt verdrüßlich, von der Himmelsleiter aus in die Galgenleiter zu treten. Und ich möchte ſagen, es iſt derſelbe Fall wie

*) Hanſé wird das durch den R. A. bekannte helmiſche Kaffee-Erſatzmittel aus Hanfkörnern genannt.

mit dem Falle; ein fallender Adam gibt nur Menſchen; ein fallender Engel Teufel; und nur der könnte eine ganze Welt unglücklich machen, der eine ganze glücklich machen kann, z. B. Gott.

Doch zu etwas Angenehmerem; denn es iſt ſehr gut, Freund, daß die Vorgänge in der Welt nicht wie die Wirths-Hausſchilder daſſelbe Gemählde und Wappen auf der Haupt-Seite und auf der Kehrſeite haben. Ich bin gegenwärtig einer der ſtillſten Menſchen geworden, ich leſe bloß vergnügt meine Lieblings-Autoren (von fremden an bis zu mir herunter), und ſchaue der Zeit zu. Ohne Bibliothek wäre doch das Erdenleben faſt zu matt und dumm; und die geiſtreichſte Geſellſchaft bleibt nicht die, die der Schneider kleidet, ſondern die der Buchbinder.

... Und wenn die eine esprit de Corps hat, ſo hat die andere als Zeiten- Länder- und Eſſenzen-Chreſtomathie esprit d'esprits, möcht' ich ſagen, dürft' ich ins Sentenziöſe verfallen; aber ich entſinne mich noch, daß ich einmal vor anderthalb Jahren, aber als Nachtwandler, einen Brief geſchrieben und herausgegeben, worin ich mich ähnlicher Wendungen bedient, die man nachher in Sachſen hat anfechten wollen. Mich dünkt inzwiſchen, mit Unrecht; ein Nachtwandler kennt ſo wenig Zuſammenhang, als ein Regiſter. Ein anderes wär' es, ſetzte ein wacher Briefſteller, z. B. ich hier, ſo haſenhaft umher, und dächte dabey, er laſſe ſich ſehen.

Das gute Orhoft Franzwein, Freund im Kaufmanns-Sinne, habe ich zwar richtig erhalten, aber nachher nicht erhalten oder konſervirt, ſondern ausgetrunken — und zwar mit einigen guten Freunden, die es vorher für mich kredenzten; denn ich fuhr ſo lange fort, bis ſie wiederkamen. Welche Ergieſſungen der Herzen und ins Herz dann! Herr! wir ſprachen vor dem offnen Diogenes-Faſſe oft frey von manchen Sachen — nichts band unſere Zunge, höchſtens das Sürplüs-Glas. Die Zunge, ſagt' ich, hat keinen Hausarreſt. Die Sprechfreyheit wird ordentlich größer, je kleiner die Zahl der Sprecher und Hörer iſt — ſo, daß einer die allergrößte, aber faſt zügelloſe Denk- und Sprech-Freyheit genießt, der gar nur mit Einem ſpricht, nämlich mit ſich ſelber. Habeas-corpus-Akte! ſagt ſeine freye Seele, und ſieht ihren Körper an.

Nur in der Ehe, Veſte, die aus zwey kopulierten Frey-Staaten beſteht, aus dem männlichen und dem weiblichen, ſind noch größere Freyheiten gallikaniſcher Kirchen gedenkbar; der Mann hat ſein liberum-veto; die Frau hat ihres. Sprechen dann dieſe beyden Unmittelbarkeiten zugleich miteinander, ſo klingts von weitem wie halber Zank. Doch ſtehen künftig friedlichere Ehen bevor, weil die Männer am Zeitgeiſt mehr zum Nachgeben reifen; ein Ehe-Weib iſt, hoff' ich, (wenn die Anſpielung nicht zu pedantiſch iſt) ein verbum deponens, das, obgleich paſſiv mit ſeinen Endigungen klingend und gebogen, doch ein handelndes Zeitwort iſt, und ein Subſtantivum nach dem andern regiert; ein Ehemann mag eher das aktive Zeitwort vapulo bedeuten. Mein Stiefbruder hat ſich indeß (ich bin Ihnen dieſe Nachricht ſchuldig) vermählt mit einer zarten Witwe, für welche ein lebendiger Nach-Gatte das ſchönſte Bruſtbild und Denkmal ihres dahin geflohenen Strohwitwers im Himmel, und die ſchon zur Nahrung ihrer erſten Witwentrauer nichts forderte, als die hochzeitlichen Luſtbarkeiten der zweyten Vermählung. Uebrigens hat mein Bruder — ſtatt daß jetzt die meiſten adelichen Vierziger ihren Gottheiten, wie die Alten (nach Voß) von den Thieren den ihrigen, nur Knochen und Gerippe zum Opfer darbringen — dergleichen weniger zugebracht als vorgefunden.

Sie haben mir zwar neulich, guter Mann, für 6 Thaler ſächſiſch Zeitungen geſchickt, doch zum Glücke um 6 Monate zu ſpät; mithin wußte ich die Lügen und Wahrheiten richtig voraus, und konnte leicht ſcheiden, ſo daß ich einen ganzen köſtlichen Bündel voll eng gedruckter Wahrheiten Ausbeute in den Händen behielt, nemlich die beygefügten Steckbriefe. In der That hatten die Zeitungen treffliche Wahrheiten in Lügen, wie etwa Goldſtücke in Papiergeld, eingewickelt.

Ich wollte nur, es thätens ihnen jetzige Philoſophen halb nach; aber dieſe kehren es um, und machen das All zur Emballage des Nichts; ſtatt des Dunſtkreiſes geben ſie einen Dunſtkern des Univerſums. Da zu viele (tranſzendente) Aequilibriſten kamen, und ſich auf einander ſtellten, und zu einer lebendigen Spitzſäule gruppirten: ſo ſchnappte der letzte in ſeiner Höhe nach Luſt und Wind — Gott war erſchöpft — desgleichen das All — ſogar das Nichts, worüber keine Seele mehr hinaus kann. Wenn die früheren Philoſophen, wie Spinoza, das Glas blos ſchliffen, um dadurch Gegenſtände zu ſehen, das heißt, nur zu nähern: ſo haben wir jetzt das Seh-Glas ſelber zu guten Realiſmen und Realitäten geblaſen, und geſponnen, zu gläſernen Perücken, Bürſten, Bärten und dergleichen, und ſo vielleicht Idealiſmus und Realiſmus, Durchſichtigkeit und Undurchſichtigkeit erträglich verſchmolzen.

Und warlich das Weltgebäude iſt ein Spinnhaus der Parzen; denn erſt geſtern hab' ich für eine Kaufmanns-Witwe folgende Todesanzeige aufgeſetzt: „Tiefniedergebeugt und mit ſprachloſen Schmerzen meld' ich unſeren Freunden, daß mein Gatte, der Handelsmann Oelenſchläger, den 16. dieſes um 1 1/4 Uhr ewig ſeelig geworden nach ſo vielen Leiden. Von ihrem Mitſchmerze über ſeinen zu frühen Hintritt aus dem Jammerthal in die ſchönere Welt verſichert, verbitte ich alle andere Theilnahme; hoffe aber, daß ſeine Handelsfreunde ihre alte Theilnahme an unſerer Handlung, unter der Firma Oelenſchlägers ſeel. Erben, fernerhin fortſetzen.“

Aber freylich ſtört im Kriege das savoir vivre zuweilen das savoir mourir; indeß wie Ariſtoteles Schule die

peripathetiſche hieß, weil er im Gehen lehrte; ſo gibts auch peripathetiſche Kriegsſchulen.

Dabey reiben zwey Narren ſich wol nie an einander ſanfter und wärmer, als an ihrer entgegengeſetzten Narrheits-Polarität, z. B. der Geitzhals ſich am Gurgeljäger; oder der Schmeichler, der ſich verkleinert, am Großen, der ſich aufbläßt. So hat auf Schaugerüſten und Bildern gern ein Rieſe einen Zwerg auf dem Arm; ein Zwerg beneidet nur ein Zwerglein, aber keinen Rieſen.

Sonſt war (denn die Rieſen waren vor dem Petersthore zu ſehen) die Büchermeſſe ſo ſchlecht, daß ſie durchaus noch ſchlechter werden muß, bis es zuletzt keine anderen Meſſen mehr gibt, als die man leſen läßt. Hieran können Autoren ſo gut ſchuld ſeyn, als kaufſcheue Leſer; die meiſten von uns wißen, wie Windharfen, mit ihrem Wolgeläute gar nicht aufzuhören, ganz unähnlich dem Gukguk, der vier Wochen vorher zu ſingen aufhört, eh' er abzieht. — Andere vergaſſen, wie die kumäiſche Sybille, über die erhörte Bitte um Unſterblichkeit, die zweyte um ewige Jugend zu thun; ſie verfielen etwas ins Matte und Leiſe, und ſangen, wie Geiſtliche vor dem Altare, lauter Proſa ab. Aber das Publikum, der lachende Erbe des Witzes, fragt nach keinen Verdienſten, als den letzten. — Das Publikum, dieſer Viel- und Allesfraß, verzeiht lieber eine neue Sünde, als ein fortgeſetztes Verdienſt, und ſeinen Dank für das Vollkommenſte (perfectum), das ihm einer geliefert, drückt es durch die Forderung aus, er ſoll nun mit dem Uebervollkommnen (plusquamperfectam) nachkommen, und nach andern endlich auch ſich ſelber übertreffen nnd überholen. Ich habe neulich, um zu philoſophiren, als eigenhändige Akademie die Preis-Frage mir als einem Acceſſitwerber aufgegeben: warum ein Genie im Herunterſinken nicht dieſelben ſchönen Grade des Beyfalls rückwärts durchgehe, die es im Steigen aufwärts durchgemacht. Aber die eingelaufene Antwort mit der Deviſe: „Die Leiter deſſelben Molltons geht in ganz anderen und kräftigeren Tönen hinauf, als herab" befriedigte wenig, nnd der Preis blieb ausgeſetzt; bey der Eröffnung fand ſichs, daß die Antwort von mir war.

Sie wünſchen freylich, lieber Cotta, von mir für Ihr Morgenblatt Beyträge, entweder Oktavbände, oder doch abgerißene oder abfallende Einfälle, Mahagoniholzſpähne; — aber eben dieſe fallen jedem in lange folgerechte Philoſophieen und motivirte Biographieen eingeſchloſſenen Manne zu geben ſchwer, ſo wie dem ähnlichen Leſer zu genießen ſauer. Je kleiner etwas, deſto köſtlicher ſoll es ſeyn; ein Flötzgebirge mag bloß aus Steinſalz- und -Kohle und Kreide beſtehen; aber ein Ring muß etwas beßeres faßen als Gips, ſo wie man jedem einzelnen Menſchen weit mehr Tugend, Weisheit und Genie zumuthet, als einem ganzen Volke. Was indeß zur Hand von ſolchen Ringſteinen liegt, die ich für Ihr Blatt blos noch zu ſchleifen und zu faßen brauche — daher ich ſie mir vorher zurück erbitte — möchte folgendes ſeyn:

Es iſt verdammt, daß, wenn die Schiffe auf dem Meere vom Erdbeben Stöße bekommen, die Erde umgekehrt noch ſtärker bekommt, wenn die Schiffe und Meere erbeben, ſo daß alles abgeſchmackte Seewaſſer das Kriegsfeuer mehr nährt als löſcht. —

Die Menſchen und die hebräiſche Grammatik kennen keine Präſens. —

Wir haben einen ewigen Juden, wo iſt aber der ewige Chriſt? —

Man ſtellt ſich fremdes Gegen-Haſſen viel heller, eingreifender, viel gegliederter vor, als fremdes Gegen-Lieben — und darum wird eben ſo viel gehaßt. — Weßen Herz, weßen Kopf nicht auf das halbe Wort verſteht: den verſtändigt kein ganzes. —

Um den Freund und jeden Menſchen zart und recht zu behandeln, muß man ihm nicht blos nach der Achtung begegnen, die wir für ihn empfinden; ſondern auch nach der Achtung, die er für uns trägt, und die wir zu errathen ſuchen müſſen, weil gerade die letztere dem andern den oft phantaſtiſchen Grad der Schmerzen oder Freuden zumißt, die wir ihm geben. —

Alles, was die liebende Seele opfernd, ſtreitend, leidend für die Geliebte thut, iſt doch nichts weiter als ein Herzens-Ausdruck, der ſich von einem Kuße nur durch das Gliedmaß unterſcheidet, und in der rechten Liebe und Freundſchaft iſt handeln küßen, und küßen handeln.

Wie das Unglück einzelne Menſchen kennen nnd prüfen lehrt, ſo auch ganze Länder; gerade durch die Sonnenfinſterniße lernte man die Land- oder Erd-Karten der verdunkelten Erde ſchärfer machen.

N. S. Guten Morgen, alter Freund!

Aber hier erwachte der Nachtwandler, weil ein ruhiger Freund, dem das wahrhaft abgerißne und verworrene Schreiben zu lange gedauert, dem Springbriefſteller etwas zu laut ins Ohr gerufen: gute Nacht, wachen Sie wohl!

Jean Paul.

Ueber
moraliſches und äſthetiſches Gefühl der Blinden.

Diderot, in ſeinem Briefe über die Blinden zum Nutzen der Sehenden, beſchuldigt die Blinden einer moraliſchen Unempfindlichkeit bey Leiden Andrer. Er ſagt: „Da von allen äuſſern Eindrücken, welche in uns das „Mitleiden und die Idee des Schmerzens erwecken, die „Blinden nur durch die Klage gerührt werden können, ſo „halte ich ſie im Allgemeinen für unempfindlich. (Je les „soupçonne en général d'inhumanité.) Welchen Unterſchied „gibt es für einen Blinden zwiſchen einem Menſchen, wel„cher ſein Waſſer läßt, und einem andern, welcher ohne zu „klagen, ſein Blut verſtrömt? Wir ſelbſt, hören wir nicht „auf, Mitleiden zu fühlen, ſobald die Entfernung oder die

„Kleinheit des Gegenſtandes dieſelbe Wirkung auf uns her„vorbringt, als die Beraubung des Geſichts auf die Blinden? „So ſehr hängen unſere Tugenden von unſerer Art zu em„pfinden ab. Auch zweifle ich keinesweges, daß ohne die „Furcht der Strafe viele Leute nicht eben ſo bereit ſeyn „möchten, einen Menſchen zu tödten in einer Entfernung, „wo ſie ihn nicht größer als eine Schwalbe ſehen, als einen „Ochſen zu ſchlachten. Wenn wir Mitleiden fühlen für ein „Pferd, welches leidet, und eine Ameiſe zertreten, ohne „unſer Gewiſſen zu belaſten, iſt es nicht derſelbe Grundſatz, „welcher uns beſtimmt?“ Die ganze philoſophiſche Betrachtung iſt mehr witzig als ſcharfſinnig. Iſt denn nicht die Klage gerade das häufigſte Erregungsmittel des Mitleidens? Stumpft dagegen der Anblick des Leidens nicht gerade das Mitleiden ab? Unſere empfindſame Damen haben ſie wohl jemals das Aechzen der Sterbenden gehört? Dagegen der Krieger, welcher über zuckende Leichen wandelt, kann er ſich wohl mit jenen an Empfindſamkeit meſſen? Aus meiner Erfahrung weiß ich, daß die Blinden, weit entfernt, keine Theilnahme zu fühlen, ſehr mitleidig ſind. Einer von meinen blinden Zöglingen brachte auf die Nachricht, daß verwundete Gefangene angekommen wären, von ſelbſt aus einem kleinen Schatze einen Thaler zu ihrem Beſten. Einen andern konnte der geringſte traurige Zufall, welcher ſeinen Bekannten begegnete, zu Thränen rühren. Ein dritter Blindgebohrner, übrigens ungebildet und ohne alle Erziehung, ſchluchzte laut, als ich ihm Bürgers Lied vom braven Manne vorlas. Das Mitleiden iſt eine poetiſche Empfindung des Gemüths, eben ſo wie die Frömmigkeit, welches man daraus ſehen kann, daß, wenn während dieſer Stimmung ein kalter Vernünftler dazwiſchen tritt, die Rührung wie eine Frühlings-Roſe bleicht. Nun wirkt aber auf jene Stimmung nichts lebhafter als die Phantaſie, ein beſſerer Mahler als Apelles und Raphael. Die Phantaſie endlich wird kräftiger durch das Gehör als durch das Geſicht genährt. Das Geſicht, der eigentliche Repräſentant der kalten Wirklichkeit, iſt in ewigem Streite mit der Phantaſie, der lieblichen Göttin aus dem Reiche der Träume. Das Gehör allein läßt der Phantaſie ihren freien Spielraum, und verſetzt ſie zu der wunderbaren Muſik der Sphären. So verhält ſich's mit dem Mitleiden! Das Geſicht zeigt uns einen bleichen Kranken auf ſeinem Lager, einen Sterbenden mit verzerrten Zügen auf dem Felde; mit äſthetiſchem Mißbehagen eilen wir fort, und fliehen vor dem Anblick, allein mit Theilnahme laſſen wir uns nachher die Geſchichte jener Leidenden erzählen, jeden Zug faſſen wir auf, und die verſchönernde Phantaſie kommt jetzt mit ihrem Balſam, die Wunden im Gemüthe zu heilen, die uns das Geſicht ſchlug. Sehr weiſe verhüllte jener Mahler dem Agamemnon das Antliz beym Schmerze über das Opfern ſeiner Iphigenie.

Jene Behauptung von Diderot möchte alſo wohl eben ſo unſtatthaft ſeyn, als eine andere, daß die Blinden keinen Begriff von Schönheit hätten, und ſchön und gut verwechſelten. Die Schönheit kommt eben ſo gut durch das Gehör und Getaſt in uns, als durch das Geſicht. Als ich einen meiner blinden Schüler nach ſchön und gut fragte, ſagte er: „ſchön iſt etwas äuſſerliches, gut etwas innerliches.“ Sonderbar iſt es, daß die Blinden auf die Schönheit des Geſichts von einer harmoniſchen Stimme ſchließen; die Schönheit des Körpers beurtheilen ſie durch das Getaſt aus dem Ebenmaße der Glieder.

August Zeune,
Direktor des königl. Blindeninſtituts
in Berlin.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 26 Mai.

Die Kunſt-Schönheiten der Nonne, eines Gemähldes der vorletzten Ausſtellung von P. Bardou (aus der brandenburgiſchen Geſchichte) ſind von dem verdienſtvollen Kupferſtecher Holt trefflich übergetragen worden. Bezaubert wird jeder von dem lieblichen Kupfer der Nonne, doch die kleinen Fehler der Kompoſition werden hier, wo das Kolorit nicht mehr beſticht, ſichtbarer.

Unſer Gubitz beſchäftigt ſich raſtlos mit der Vervollkommnung der Holzſchneidekunſt, und er wird dereinſt noch bedeutendere Reſultate für dieſe Kunſt erzielen, da er ſelbſt freymüthig erklärt, er ſey noch in der Lehre. O hätten wir doch lauter ſolche Schüler!

Einer der angehenden Künſtler, welcher ſich durch heftiges Abſprechen Verdienſt erworben zu haben glaubte, kündigte im vergangenen Winter Vorleſungen über die Perſpektive an, für den Preis von einem Friedrichsd'or. Aber ſie kamen nicht zu Stande, denn die Berliner haben jetzt die traurige Perſpektive, ſelten Friedrichsd'ore zu bekommen.

Der treffliche Zeichner, Franz Catel, hat den impoſanten Einzug des Kaiſers Napoleon in einem ſehr großen Blatte dargeſtellt. Dieſe Zeichnung ſoll in Paris geſtochen werden.

Röſel, von dem wir ſchon ſo manche ſchöne Landſchaft in Sepia erhielten, hat jetzt, wie man ſagt, auf Denons Begehren, die ſchönſten Parthien von Sans-Souci in ſeiner bekannten kräftigen Manier gezeichnet, und man kann dieſe Arbeit zu ſeinen beſten zählen.

Entſchuldigung.

Wir erhielten unlängſt ein hexametriſches Gedicht: „Gott,“ welches ſo beginnt:

„Rauſche, Geſangſchwung, ſchnell auf Fittige reißend durch Glutmeers
„Blitzende Norden zum Herrn, Gott, Preis, hinſchmetternde Rühmung
„Urſtoff dir, geſubelt dem Strahl in Nächten! Du Sonnkreis
„Lauſch Gotts liſpelndem Lauttanz, nun mit Sturmes-Durchwühlung
„Brande dein wirbelndes Spiel, dumpf kracht, ſchwankt, ſtürzet der Weltreif ꝛc.“

In einem Schreiben an — des nämlichen Verfaſſers iſt folgende Stelle enthalten:

„Theodor! Göttlicher! — ha, knirſchendes Sandkorn!
„Eccentriſcher Komet! Nackter Tobter! Oceansſalzatom! Teufelsſauerkreiſel! Baſtard! Oelles Licht!
„Blumenloſe Wurzel! Wilder!
„Glockenſchlag! Todtengruſt! Gottſchooskind! Höllenſpeichel! Atomgelächter!
„Weinmücke! Lichtinſekt! Siriusmaikäfer! u. ſ. w.

Beyde Produkte, unter welchen der Name des Urhebers ſteht, haben uns ergötzt; wir unterfangen uns aber nicht, ſie ganz abdrucken zu laſſen; denn zu verwegen klänge die Zumuthung, dieſem Icarus, deſſen Flügel nie ſchmelzen wollen, in die Regionen ſeiner überpoetiſchen terra incognita geduldig nachzufliegen.

Red.

Nro. 145.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Junius, 1807.

Wer, ſeine Freyheit zu erretten,
Der Tugend ſanfte Bande löst,
Den ſchließt mit zehnfach ſtärkern Ketten
An ſeinem Joch das Laſter feſt.

Galliſch.

Scenen aus dem ungedruckten Schauſpiele: Die Brüder.

Von F. H. Bothe.

Dritter Auftritt.

Jokaſta, Polyneikes, Eteokles, ein goldnes Diadem um die Stirn. Zwey Trabanten, die ihm gefolgt ſind, bleiben am Eingange.

Eteokles.
— — — — — Hier bin ich, Mutter,
Wie du gewünſcht. Wer nun zu reden hat,
Beginne bald; denn meine Zeit iſt theuer.

Jokaſta.
Welch ſchön'res Werk ruft dich? — O Sohn, hinweg
Die zorn'gen Blicke und den ſtolzen Sinn!
Kein gräßlich Ungeheuer ſiehſt du ja,
Den Bruder ſiehſt du, welcher zu dir kam.
Und du auch, Polyneikes, ſchlage nicht
Den Blick zur Erde! Kehre das Geſicht
Dem Bruder zu; denn die Geſinnung ſtralt
Im offnen Auge. Glaube mir, mein Sohn,
Wenn eure Blicke ſich begegnen, wirſt
Du beſſer reden, beſſer ihn verſtehn.
Hört doch ein gutes Wort, geliebte Kinder!
Hat auch der Freund dem Freunde ſchwer gezürnt,
Wenn er ihn wieder ſieht, dann muß er nur
Erwägen, was ihn jetzo hergeführt,
Erlittnen Uebels nicht mehr eingedenk.

Polyneikes.
O Mutter, unverſöhnlich iſt ja nicht
Mein Sinn. Mit Freuden biet' ich Herz und Hand
Dem Bruder.
(Die Hand ausſtreckend.)

Eteokles.
Laß uns reden, Polyneik,
Wie's Männern ziemt, nicht tändeln, Knaben gleich,
Und nichts beginnen, das uns bald gereut!

Polyneikes.
Was ſoll ich Neues reden? Weißt du doch,
Was die Gerechtigkeit gebeut, und was
Ich ſtets gefordert nach Gerechtigkeit.

Eteokles.
Ha! iſt es das, warum du hergeeilt?
Wohlan! ſo hab' auch ich ſchon ausgeredet.
(Er will fort.)

Jokaſta (ihn zurückhaltend.)
Sohn! Uebereilung handelt nie gerecht.
Gelaßne Rede führt die Dinge ſchön
Zum Ziel.

Eteokles.
Ich bleibe Mutter, mahnt mich gleich
Der Weg, die ſieben Thore rings zu muſtern,
Und Thebens Kriegsheer, das die Mauren ſchützt.

Jokaſta.
Läßſt du die Früchte meines Werks gedeih'n,
Bedarf es ſolcher Sorg' hinfort nicht mehr.
Die Theberthore kannſt du dann eröffnen,
Und zu dem Rechen greift man ſtatt des Speers.

Eteokles.
Der Hoffnung neigt das weibliche Gemüth
Sich leicht, und leicht der Furcht, an nichtigen
Scheinbildern ſich vergnügend. In ſich ſelbſt
Geſammelt, hofft der Mann nicht, fürchtet nicht,
Nein, eitler Redekunſt feind, handelt er.

Jokaſta.
Zu deinem Werke, Sohn, iſt jede Zeit
Zu früh.

Eteokles.
Beginne, Polyneik. Ich höre.

Polyneikes.
Antworte denn auf wenig Fragen mir!

Eteokles.
Ich wills.

Polyneikes.
Wohlan! Da unſern Vater einſt,
Oedip, die Leiden überwältigten,
Das grauſenvollſte Rachgeſchick ergriff,
Daß er in ſelbſt vergeßnem Raſen wider
Sein Augenpaar die blutige Hand erhob,
Ergriffen wir damals das ſchwankende
Staatsruder nicht gemeinſam?

Eteokles.
So geſchahs.

Polyneikes.
Doch drauf, die väterliche Flüche ſcheuend
Und unſers Stamms annahenden Untergang,
Gelobten wir uns nicht, in wechſelnder
Herrſchaft und Flucht, uns neidlos zu gehorchen,
Und zu gebieten?

Eteokles.
Wohl gedenk' ich deß.

Polyneikes.
Schwurſt du den Eidſchwur nicht mir Hand in Hand?

Eteokles.
Ich ſchwur.

Polyneikes.
Und da das Blut der Opfer floß,
Erneuteſt du, an heiligen Altären,
Mit ſchröcklicher Verwünſchung nicht den Schwur?

Eteokles.
Mein Geiſt, kein Schickſal, riß mich mächtig fort.

Polyneikes.
Wohl! Wenn du dieß bekenneſt, ſoll ich noch
Dich fragen, wie du deinen Schwur erfüllt?
Du weißt, was du gethan. Doch Alles ſey
Vergeſſen, Bruder, wenn es dich gereut.

Eteokles.
Es reut mich nicht.

Polyneikes.
Wie? daß du, ſchwurvergeſſen,
Des Throns gemeinſam Recht mir weigerteſt,
Bereut dich nicht? daß du unbrüderlich
Ins Elend treibſt den Bruder, reut dich nicht?

Eteokles.
Ich ſag' es noch einmal.

Polyneikes.
Ha, grauſer Sinn!
Von Tigern, Drachen ſtammſt du, nicht von Menſchen,
Du, der du frech erwählſt des Frevels Bahn,
Und reuelos das Unrecht anerkennſt!

Eteokles.
Ich frevelte, doch um das ſchönſte Gut
Der Götter und der Menſchen frevelt' ich,
Um Herrſchaft. Zeus, des Himmels höchſter Gott,
Stieß einſt um Herrſchaft ſeinen Vater ſelbſt
Vom Sternenthrone. Was verſchont' ich denn
Des Bruders, der mein Liebſtes rauben will?

Polyneikes.
Beſchönige mit Dichterfabeln nicht
Dein Thun, und decke nicht mit fremder Schuld
Des eignen Herzens frevelnde Begier!

Eteokles.
In allem andern ſey Gerechtigkeit
Des Lebens Richtſchnur; Herrſchaft aber ſucht
Durch Recht und durch Gewalt der kühne Mann.
Zu Wolkenhöh'n klimmt ich um Herrſchaft auf,
Und in der Erde tiefſten Schoß hinab;
Denn ſchimpflicher iſt nichts, als zu gehorchen.

Polyneikes.
Das wilde Thier gehorcht nicht, ſondern raſ't
Hin, eigenmächtig, auf der blutigen
Zielloſen Bahn; der Menſch gehorcht, und ſchränkt
Weiſ' in des Rechtes engen Pfad das Leben.

Eteokles.
Der Schwache nur gehorcht, der Starke herrſcht.

Polyneikes.
So ſtürzt in Trümmer der Jahrhunderte
Ruhmvollſtes Werk. Ordnung und friedlichen
Verein der Menſchen löſt' chaotiſche
Verwirrung, und Ein Krieg reißt alle fort.

Eteokles.
Nicht Alle, denn der Schwächling ſcheut Gewalt,
Und nieder hält ihn ſtets die ſtärkere Hand.
Doch was bedarfs hier langen Redens? Ich
Bin Thebens König. Willſt du mir gehorchen?

Polyneikes.
Ich dir, des gleichen Rechts uneingedenk?

Eteokles.
Gib Antwort!

Polyneikes.
Scheueſt du die Götter nicht,
Die Frevel haſſen?

Eteokles.
Eine Göttin iſt
Mit mir, das Glück; die mächtigſte von allen.

Polyneikes.
Verſtandlos iſt die Gottheit, der du dienſt,
Und tritt oft ihre Schützling' in den Staub.

Eteokles.
Auch trau' ich nicht auf ſie allein; mein Schwerdt
Wird weiter helfen, wo ſie mich verläßt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Hortenſe oder der Japaniſche Schneeball. *)

Dich ſandte Flora uns, aus China und Japan,
Den kalten Norden zu entzücken!
Der Roſe Pracht, ſie muß ſich bücken
Bey deinem Anblick! Ja! du ſcheinſt ein ſchöner Wahn, —
Ein ſüßer Traum den trunk'nen Sinnen;
Gleich Luftgebilden, die zerrinnen!
Der zweifelhafte Blick hängt an dem Zauberreitz,
Wie an des Erzes Glanz der nimmerſatte Geitz.

*) Die bekannte Modeblume, welche ſo viel Aufſehen gemacht hat, und noch bis jezt ſehr geſucht und bewundert wird.

Man ſtaunt das Wunder an, — vergißt die Blumen all,
Sieht Florens Hände Lilien ſtreun,
Und Roſenſlimmer niederſchneyn.
Die Flocken-Blüthen drängen ſich in einem Ball!
Er ruht — und ſchwebt auf grünen Flugeln!
Es heben ſchön in ſanften Hugeln.
Die Zweige blattreich ſich! Die Roſe ſieht's und klagt,
Dem Jupiter den Schmerz, der ihr am Herzen nagt.

„Sonſt herrſcht' ich ungeſtört im weiten Blumenreich
„Wie in der Mädchen weichen Herzen!
„Wie ſoll ich meinen Gram verſchmerzen?
„Verehrt ward ich, der holden Frühlings-Göttin gleich!
„Dies kränkte ſie! Schwer — voll Gedanken
„Sah' ich ſie auf den Fluren wanken;
„Ach! unerwartet traf der Rache Todesſtreich.
„Hortenſe! Du erblühſt, du raubteſt mir mein Reich!

Briefe eines Reiſenden in Norddeutſchland.

1.

Hamburg, April 1807.

Ich finde die große norddeutſche Handelsſtadt, die ich vor einigen Jahren voll Leben und blühend ſah, in dieſem Vergleich freylich in einer Art von Erſchlaffung hinwelkend. Wenn doch aber die Hamburger an das viel ſchlimmere Schickſal ihrer Schweſterſtadt dächten; ſie würden ſich beruhigen über das ihrige. Sie ſollten ſich erinnern, daß ihr intenſives Glück nicht durch den ſeit ein Paar Decennien ſo üppig aufgeſchoßnen Flor ihres Handels vermehrt ward, und ſie ſich vordem auf der in allen Verhältniſſen glücklichern Mittelſtraße beſſer befanden. Laßt die armen Lübecker über die erlebten Novemberſzenen trauern, und ſeht nicht ſo trübe, ihr, die ihr blos das Schickſal ſo manches andern Landes theilt! Die gutmüthigen Lübecker! mir wird ihr Bild lange vorſchweben.

In allen öffentlichen Luſtbarkeiten, auſſer in Konzerten, womit man überſchwemmt wird, herrſcht hier Stille; getanzt ward dieſen Winter nur in den Cloacis maximis der Straßen-Venus, wo ſich der gemeine Soldat als Gaſt, jedoch unter Aufſicht ſeiner Gensd'armen-Polizei, was rechts zu Gute gethan, und auch wohl manchen Katharr geholt hat. — Der hieſige Maitre des plaisirs, Rainville, einſt Dumourier's Adjutant, welcher das koſtbare Hotel Schimmelmann bewohnt, und die Abonnements-Bälle beſorgt, wird in Ermanglung derſelben von ſeinen gutherzigen Subſcribenten durch Bezahlung der Unterzeichnungsſumme entſchädigt. Ein Simultaneum ganz eigner Art hat in dieſem Rainville'ſchen Hotel Statt. Es iſt nämlich von den hieſigen allgerechten und höchſtvollkommnen Berliner Freimaurer-Logen gekauft; und in eben den Sälen, wo geſchmauſet wird — nun das thun die Hochwürdigen auch! — aber wo auch gelacht, geängelt und getanzt wird, bauen ſie am andern Abend an ihrem unſichtbaren Tempel, oder zünden bey den Katafalken ihrer todten Brüder die Leichenfackel an. Der Kontraſt gefällt mir bey aller Paradoxie. Iſt es nicht ein Bild des Lebens und der irdiſchen Vergänglichkeit?

Mein erſter Gang war nach dem Hamburgiſchen Lloyd's — der berühmten Börſenhalle; ſoll ichs aber ehrlich geſtehen? mir gefällt es da nicht, und ich habe es deswegen, und nebenher aus Oekonomie, beym erſten unbezahlten Beſuch gelaſſen, denn dem zweiten und folgenden muß man monatlich einen Dukaten opfern. Es iſt ein zwar großes und hervortretendes, aber in einer engen und dunkeln Gaſſe errichtetes Gebäude; dumpf, finſter, und in den beſuchteſten Mittagsſtunden von einem dicken Zigarrendampf — denn Toback aus Pfeifen wird hier wenig geraucht — umwölkt und durchräuchert. Der Qualm dieſer Zigarren hat etwas ſo betäubendes, und für den Nichtraucher übelmachendes, daß mir in dieſer dichtgedrängten und ſich reibenden Menſchenmaſſe — die ſchwarze Höhle in Oſtindien einfiel, und ich mich in das Leſezimmer rettete, wo vernünftigerweiſe nicht geraucht wird. Mit neuen und bedeutenden Schriften iſt dieſes Kabinet nur ſehr ſparſam verſorgt: aber in großen ungeordneten Haufen liegen hier die meiſten deutſchen Zeitſchriften, und — wohl mehr aus Oſtentation als des Gebrauchs wegen — unzählige politiſche Zeitungen aus allen Weltgegenden, und ärtliche Blätter aus faſt allen namhaften deutſchen Städten. — Alles ohne Ausnahme trägt ſonſt in die Börſenhalle die Phyſiognomie der Handels- Wechſel- und Aſſekuranz-Geſchäfte und den heimiſchen kaufmänniſchen Karakter, wenn anders ein ſolches Auf- und Abtreiben der Fluth und Ebbe von Handelskonjunktur- und Spekulations-Weſen Karakter heiſſen kann, der mit dem täglichen Geldkurs ſteigt und fällt, und mit dem Winde ſich drehet. — Eine Sehenswürdigkeit iſt mir denn doch in dieſer Halle aufgeſtoſſen. Durch dicke Tobackwolken erblickte ich beym Eintritt über die Hunderte von Köpfen hin einen mächtighohen weiſſen Federbuſch auf einem ungeheuren Sturmhut von Wachstuch. Näherkommend ſah ich Schnurbart, Ordens-Stern ꝛc. Es war — der General Blücher, welcher, ausgewechſelt gegen General Victor, zum erſtenmal in ſeiner Uniform erſchien, und eine Maſſe Neugieriger um ſich her verſammelte, um von der Börſenhalle, ſeinem täglichen Aufenthalt, Abſchied zu nehmen. Mir traten bey ſeinem Anblick die traurigen Ereigniſſe Lübecks vor die Augen — und doch, ich weiß nicht, welcher ſonderbare Ausdruck von gutmüthiger Treuherzigkeit, von biederm Wohlwollen in dieſem Geſicht, ich möchte faſt ſagen, anzieht, und jeden Vorwurf über jenen Vorgang von ihm abwendet. Ich möchte fürwahr jenes Ereigniß ein Fatum nennen, und den Mann mit dieſem Geſichte da, wenn auch nicht mit kolorirten militäriſchen Gründen, rechtfertigen, doch mit einem von den Ereigniſſen entſchuldigen, die man nur aus dem Erfolge beurtheilt.

2.

Hamburg.

Zwey Dinge haben mich hier hoch erfreut; der fortdauernde Beſtand der erſten aller deutſchen Armen-Anſtalten, und der patriotiſchen Geſellſchaft für Künſte und Gewerbe. Ich hatte auswärts gehört, beyde wären dem Druck der Umſtände gewichen, und hätten ſich aus Mangel an Unterſtützung aufgelößt; dem aber iſt nicht ſo. Seyd, wie ihr wollt, Hamburger! In Akten der Wohlthätigkeit und des Bürgerſinns weicht ihr keinem Volke der Erde. Die Armen-Anſtalt beſteht, iſt wie ſonſt das Aſyl der vielen in dieſer Zeit Nothleidenden, der Schild gegen Verarmung und Betteley. Seit dieſen 10 Tagen wurde ich nur dreimal auf der Gaſſe von Bettlern angeredet. Auch die patriotiſche Geſellſchaft wirkt fort in ihren gemeinnützigen Unternehmungen, gedeckt durch die Unterſtützung ihrer Mitbürger gegen die Stürme der Zeit, und unabhängig von dem Wechſel der Politik.

Das vordem berühmte Hamburgiſche Longchamp der vorigen Charwoche, die Spazierfahrten auf dem Wall, waren dieſesmal unbedeutend. Man ward auf den Fußpfaden von Spaziergängern der untern Klaſſe gedrängt, ſah aber faſt nur Miethkutſchen und einige vierſpännige Equipagen ausgewanderter Prinzen und Gutsbeſitzer, die in Altona wohnen.

Sehr weiſe haben die friedlichen Hamburger in den jetzigen Zeiten des Univerſalkriegs gehandelt, ihre Wälle abzutragen, ihre Thorgewölbe umzuſtürzen, und engliſche Parthien und Kartoffelland auf dieſen Höhen anzulegen. Die alten Baſtionen und Unterwälle ſind auf dieſe Weiſe bepflanzt, die Kavaliere zu Gartenhügeln abgerundet, die Schanzen und Hornwerke zu herrlichen Belvederen gegen die Alſter und Elbe hin umgewandelt. Auf einer derſelben iſt eine Sternwarte gebaut, auf einer andern ſteht das von der patriotiſchen Geſellſchaft ihrem Büſch errichtete Denkmal. Man vergißt die etwas unbehülfliche Pyramidalform bey der in dieſer Zeit der Kälte herzerwärmenden Inſchrift: „Dem Freunde des Vaterlandes, von ſeinen dankbaren Mitbürgern.“ — Auch das von dieſen Worten umſchriebene allegoriſche Bronzerelief iſt brav gerathen, und verräth italiäniſche Art und Kunſt. — Warum ſchafft man aus den Steppen Weſtphalens oder von den Inſeln der Oſtſee nicht einige von den vielen altgermaniſchen Rieſenſteinen auf dieſen Elbhügel, und legt ſie unter eine Eichengruppe übereinander, mit der Aufſchrift: „Hermanns Barden — Klopſtock?“ — Dafür macht man ihm lieber in Dresden ein Denkmal von Papier, und verpflanzt die hohen deutſchen Manen, unter myſtiſchen Umgebungen und Attributen, nach dem — türkiſchen Libanon! O papierne Zeiten und Sitten!!

3.

Altona.

Durch Zufall bin ich hieher gerathen, und aus Wahl einige Tage hier geblieben. —

Den Friedensworten eines der Hamburgiſchen Thore: Da pacem Domine in diebus nostris! zum Trotz, war am vorigen Sonntag vor demſelben ein Schauſpiel von faſt kriegeriſchem Anſehen. Der Marſchall Brune hatte den diesſeits mehrmals abgelehnten Wunſch geäuſſert, die hieſige Garniſon zu beſichtigen. Was konnte man denn beſorgen? Zum Kriegsdienſt ſind dieſe blos die Polizei-Ordnung und Ruhe bewachenden Leute eben ſo wenig geeignet, als er ihnen jemals zugemuthet werden kann und wird, und ſie ihn leiſten können. Es war eine ſtädtiſche Wachtparade. Etwa 1000 Mann, mit einem kleinen Artillerie- und Kavallerie-Korps voran, zogen zum Millernthor hinaus, und rangirten ſich auf dem Feld: der Marſchall kam im groſen Koſtüm mit ſeinem Gefolge, galoppirte die Fronte auf und ab, beſah die Leute, ſammelte die Offiziere und Unteroffiziere des Korps in einen Kreis, und dankte ihnen mit verbindlichſten Worten für ihre bisher bewieſene Verträglichkeit mit der fremden Beſatzung, die er, ſo lange ſie noch bliebe, auch weiterhin empfahl, und das gute Benehmen ſeinem Kaiſer zu rühmen verſprach. Damit ritt er wieder weg, und bewirthete einige ausgezeichnete Offiziere an ſeiner Mittagstafel mit eben ſo ausgeſuchten Speiſen als Höflichkeiten. Zu vielen Tauſenden ſtrömten die Sonntagsmüßiggänger nach dem Lärmplatz hinaus, wo ſie ſich ungeziemend dicht zu ihren gut und ſchlecht armirten und exercirten Landsleuten hindrängten, ſo nachdrücklich die Gensd'armen ſie auch zurückwieſen. So viel Köpfe, ſo viel waren Urtheile, Gerüchte, Sagen über dieſe Anſtalten.

Von der Neugier der fluthenden Menge zum Thor hinausgezogen, hier hin und her gedrängt, geſtoſſen, getreten, rettete ich mich endlich nach Rainville's herrlichem Garten in Ottenſen, einzig durch ſeine Lage und Anordnung, und fand ihn, wider Erwarten an dieſem rauhen Tage, ziemlich voll Menſchen. Ein ſchöner alter Mann von edler hoher Phyſiognomie fiel mir auf. Lange fragte ich vergebens, und erfuhr dann, es ſey der hannöveriſche Feldmarſchall Graf Wallmoden Gimborn, welcher ſeit einigen Monaten mit ſeiner Familie ſehr eingezogen in Hamburg lebt, und das beßre Schickſal ſeiner vielen Güter in Mecklenburg und der ihm genommnen Reichsgrafſchaft Gimborn im Bergiſchen erwartet. Der ehrwürdige Greis gehört zu den manchen, vom großen Haufen verkannten, Edlen unſrer Zeit. Hart iſt freilich die Erfahrung mit den vielen Unglücksfällen, die ihn jetzt treffen, in dieſem Alter; dann aber auch um ſo erhebender über das Schickſal das innre Selbſtgefühl und das ſtille Bewußtſeyn eigner Würde. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 5 Juni.

Die Eremitage hat auch dieſes Jahr, ohngeachtet der rauhen Witterung, vielen Zuſpruch. Der Tanzſaal iſt geſchmackvoll möblirt, und die Muſik ziemlich gut. Auch der Garten, der des Abends zweckmäßig beleuchtet wird, bietet denen, die keine Luſt zum Tanzen bezeugen, verſchiedene andere Ergötzlichkeiten dar. Was dieſen Ort in wahrem Sinn verehrungswürdig macht, iſt die Anzahl ſehr gut und reinlich gekleideter, aber unbegüterter Mütter, die, da ſie nicht Vermögen genug beſitzen, ihren Kindern einen Tanzmeiſter zu halten, mit ihrer Familie dahin gehen, um ſie unter ihrer Aufſicht im Tanzen zu üben. Für den Eintritt bezahlt man nicht das Geringſte, und da im Winter der große Saal immer geheitzt wird, ſo wird er auch der Zufluchtsort armer, aber wohl erzogener Leute, welche, wenn ſie ſelbſt unvermögend ſind, ihr eigenes Zimmer zu heitzen — das leider! der Fall bey vielen unglücklichen Perſonen iſt, die einſt beßere Tage geſehen hatten — dort ſich wärmen, und den Abend auf eine angenehme Art hinbringen können, wenn ſie nur im Stande ſind, ſich reinlich zu kleiden. Hier ſieht man äußerſt ſchöne Kinder in Mouſſelin, ſo weiß wie der Schnee (vielleicht ihre ganze Garderobe), welche ſich auf eine anſtändige Art ergötzen; Väter und Mütter, welche die unſchuldige Freude mit ihren Kindern theilen; ehemalige jetzt ganz heruntergekommne Rentenbezieher, welche ihr einziges Labſal in einer Flaſche Bier finden; reiche Tanzluſtige und Wohllüſtlinge. Unter den erſten trift man wirklich mehrere, die dieſen Ort aus Großmuth beſuchen; denn da nur die Tänzer die Muſik und andere Unkoſten bezahlen, ſo laſſen ſie ſichs angelegen ſeyn, mit allen den Mädchen zu tanzen, die in dieſer Abſicht mit ihren Müttern dahin gekommen ſind. Die reichen Wohllüſtlinge, welche nicht begreifen wollen, oder nach ihren verderbten Sitten nicht begreifen können, daß Tugend und Armuth ſehr wohl mit einander gepaart werden können, ſtrömen dahin, um ihre goldene Angeln auszuwerfen; allein ob ſich der kleine liſtige Amor gleich überall hineinſchleicht, wo ſich nur Perſonen beyderley Geſchlechts ergötzen, ob auch gleich dieſer Ort nicht ganz frey von Liebes-Intriguen iſt, ſo iſt er doch den ausgezeichneten Lüſtlingen nicht im geringſten günſtig, weil man hier weder öffentliche Freudenmädchen noch ſogenannte Soubretten zu ſehen bekommt, denen kein Zutritt in dieſem Tempel des reinen unſchuldigen Vergnügens geſtattet wird.

Auch für unſere deutſchen Landesleute iſt hier geſorgt. Im Garten ſtehen Tiſche in Lauben, wo ſie nach Herzensluſt ihr Pfeifchen ſchmauchen, und ihren Durſt mit recht guten und ächten Weinen laben können. Der Franzos se promene pour se promener. Dies können aber wenige Deutſche, Engländer und Flamänder; denn dieſe müſſen, nach einem kleinen Spaziergange von einer halben Stunde, irgendwo einkehren, und etwas verzehren, und wir glauben, ſie haben eben ſo ganz unrecht nicht.

Nro. 146.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 19. Junius, 1807.

Iſt denn das Leben ſo lang, daß die Menſchen zürnen dürfen? Sind denn der guten Seelen ſo viele, daß ſie einander fliehen können?

Jean Paul.

Scenen aus dem ungedruckten Schauſpiele: Die Brüder.

Von F. H. Bothe.

Schluß des dritten Auftritts.

Jokaſta.

O Sohn! bethörter Sohn! O ſchickſalvolle
Vermeſſenheit! (In ſeine Arme eilend.)

Eteokles (ſie zurückhaltend.)

Nun, Mutter, laß uns enden!

Jokaſta.

Ach, welchem End' eilſt du, Unſel'ger, zu?
— O Polyneikes, zürn' ihm nicht! — laß ab
Zu wüten, Eteokles! — Kinder, die
Ich beid' einſt unter meinem Herzen trug,
Entflieht dem Rachgeſchick, das drohend ſchon
Ob euern Häuptern ſchwebt! — Verehre, Sohn,
(Zu Eteokles, der weggewandt ſteht.)
Der Gleichheit Heiligthum, die Maaß und Zahl,
Und der Gerechtigkeit trugloſe Schaale
Den Völkern gab, und Freund und Freund und Stadt
Und Stadt, und Bundsgenoß mit Bundsgenoß
Verbindet. Neidlos wandelt Licht und Nacht
Mit gleichem Schritt durch Eines Himmels Raum.
So gönn' auch du an Einem Vaterreiche
Dem Bruder gleiches Recht, und wünſche du
Nicht mehr denn er! O Sohn, was heißt denn mehr?
Es iſt ein Name nur, denn (glaube) mit
Der Nothdurft lebt der Mäßige vergnügt.
Nicht eigne Güter haben Sterbliche;
Was Götter geben, das verwalten wir,
Und wenn ſie wollen, nehmen ſie es wieder.
Trau nicht dem flüchtigen Glück! — Ach, Eteokles,
Hörſt du die Mutter nicht? — Verſchlieſſeſt du
Dein Ohr auch, Polyneik?

Polyneikes.

Sey ruhig, Mutter!

Jokaſta.

Neigt ſich dein Herz mir Unglückſeliger?

Polyneikes.

Verrucht iſt der Mann, der gerechtes Flehn
Der Liebenden verlacht, die ihn gebar.

Jokaſta.

Verzeiheſt du dem Bruder?

Polyneikes.

Ich verzeih' ihm;
Denn ſinnlos reißt ihn fort ſein böſer Geiſt.
Eh' möchten Felſen, Sturm und Meeresfluthen
Mein Wort vernehmen, als der Raſende.
Wohlan, Herrſchſüchtiger, ich weiche dir;
Behalt das Scepter, das du mir geraubt.
Eintracht, beſcheid'nes Glück und Elternſegen
Soll mir ein Reich ſeyn; ich gehorche dir.

Eteokles.

Wohl! ſo gebeut dein König dir: Entweich
Von Thebens Grenzen!

Polyneikes.

Götter! hört' ich recht?
Nicht Vaterhaus und Thron nur raubeſt du,
Nein! auch des Vaterlandes Erd' und Himmel
Dem Bruder, der ſein königliches Recht
Dem Frieden opfert.

Eteokles.

Wichſt du doch vordem
Freywillig in ein fremdes Land.

Polyneikes.

Ich wich
Voll Hoffnung ehrenvoller Wiederkehr.

Eteokles.
Bald auch gewohnteſt du der fremden Luft,
Der fremden Sitte .....

Polyneikes.
Dankbar lieb' ich Freunde,
Die brüderlicher als mein Bruder ſind.

Eteokles.
Und keine Theberjungfrau wähltest du;
Des fremden Königs Tochter ward dein Weib.

Polyneikes.
So ehrte mich der neue Freund getreuer,
Denn Blutsverwandte.

Eteokles.
Nun wohlan! ſo zeuch
Zu deinem neuen Freund, und wohne froh
In deines neuen Freundes Haus und Reich.
Hier bleibſt du nicht.

Polyneikes.
Wehrſt du das Vaterland
Mir?

Eteokles.
Vaterland iſt Theben dir nicht mehr,
Das du mit Krieg erfüllt.

Polyneikes.
Du zwangeſt mir
Die Waffen auf, da du vom Throne mich
Schmachvoll verſtießeſt.

Eteokles.
Ich verwehrte dir,
Zu ſchwere Laſt den Schultern aufzubürden.

Polyneikes.
Und nun in ewigen Bann treibſt du mich fort?

Eteokles.
Des Vaters Fluch und grauſes Nachgeſchick,
Das uns Vereinten drohet, wend ich ab.

Polyneikes.
O väterliche Götter! .....

Eteokles.
Dieſe nicht,
Die Götter der Argiver magſt du rufen.

Polyneikes.
Ihr ſehet, was ich leid'.

Eteokles.
Auch was du thuſt.

Polyneikes.
Man treibt mich ſchimpflich aus dem Vaterreich —

Eteokles.
Das du verrathen.

Polyneikes.
Schützt mich, Himmliſche!

Eteokles.
Sie dich, der ihre Tempel und Altäre
Zu ſtürzen kam?

Polyneikes.
Ich ehrte ſtets die Götter,
Sie lieben mich.

Eteokles.
So wie man Feinde liebt.

Polyneikes.
Steht feſt dein Schluß? Vertreibſt du mich auf ewig
Aus dieſem Reich?

Jokaſta, (Eteokles Arm faſſend.)
O Sohn, verzeuch!

Eteokles, (ohne auf ſie zu achten.)
Auf ewig.

Jokaſta.
O Götter! Götter! — Eteokles! Sohn! —
Er raſet, Polyneik! Vergiß das Wort,
Das er geſprochen! — Ach, mein Erſtgeborner!
Welch Leiden bringſt du auf der Mutter Haupt!
O höre mich, noch iſt es Zeit.

Eteokles.
Ha, Mutter,
Tritt nicht dem Schickſal in den Weg! Zu ſchwach
Iſt Menſchenkraft, den Dämon aufzuhalten.

Jokaſta.
O zähme nur dein eignes wildes Herz,
Dann lächeln hold uns die Geſchicke wieder.

Eteokles.
Sein eigner Geiſt führt jeden eigne Bahn;
Laß mir die meine. (Sich von ihr wendend.)

Jokaſta (vor ihn hinſinkend.)
Sohn, bey dieſem Schoos,
Der dich gebahr, bey dieſen Brüſten, die
Dich mütterlich geſäuget, dieſen Armen,
Die dich getragen, da du hülflos einſt
Dich weinend wandeſt .... Weh! er hört mich nicht.
(Ein Nebenzimmer öffnend.)
O helft der Mutter, meine Töchter! Eil
Antigone, fleug her, Jsmene! Schling'
Die Händ' um ſeine Knie! verſuchet alle
Klagtöne! Glücklicher ſeyd ihr vielleicht
Als ich Unſelige! —

Les Basreliefs de Rome et de ses environs, gravés par Thomas Piroli, avec les explications de George Zoega en langue italienne, publiés par Pierre Piranesi à Rome G. R. in 4to.

Der Name des Erklärers, des Kupferſtechers und des Herausgebers ſind an ſich ſchon hinreichend, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ein ſo intereſſantes Werk zu richten, als das angekündigte iſt. Pirancſi, deſſen Vater durch die meiſterhaft und kräftig ausgeführten großen Folioblätter von römiſchen Alterthümern und Proſpekten in der ganzen kultivirten Welt bekannt iſt, und der auſſer einer koſtbaren Kupferſammlung auch dieſe nun ſeltener gewordenen Werke ſeines Vaters verlegt, hat dieſe Unternehmung auf ſeine Koſten veranſtaltet. Der Freund des edlen Borgia, der gründliche, gelehrte Alterthumskenner Zoega, hat den literariſchen Theil des Werks, die nothwendigen Erklärungen und Vergleichungen, übernommen, und man hat das Recht, aus ſeiner Feder ein Werk zu erwarten, das an Scharfſinn, Gründlichkeit und Vollkommenheit keinem von allen bis jetzt erſchienenen nachſtehen, und ſie vielleicht

alle übertreffen wird. Piroli iſt durch ſeine Contouren nach den Flarmanniſchen Umriſſen, ſein Herkulanum und andre Werke auch in Deutſchland rühmlichſt bekannt, und gibt uns die angenehme Hoffnung, daß ſein geſchmackvoller richtiger Grabſtichel, die Treue ſeiner Nachahmung, die gewohnte Zierlichkeit ſeiner Zeichnung uns auch in dieſer Rückſicht nichts zu wünſchen übrig laſſen wird. Die Blätter geben noch mehr als bloſſen Contour, und erhalten eine leichte Schattirung.

Von dieſem intereſſanten Werke erſcheint mit Anfang Julius 1807 monatlich eine Lieferung von ſechs Kupferſtichen mit ihrer Erklärung.

Der Preiß jeder Lieferung auf gewöhnlichem Papier iſt 8 Paul, auf Velin 12 Paul, der Louisd'or zu 44 Paul gerechnet.

Die Vernunft und die Mode.

Ein Geſpräch. *)

V. Ein Wort, Mademoiſelle!

M. Ein Wort, Madame? Das iſt viel!

V. Wie? Die kürzeſte aller Audienzen wollten Sie mir verſagen?

M. Ich verlangte Sie niemals zu ſprechen.

V. Es wäre gar nicht übel, wenn wir uns verſtändigten.

M. Dann wären Sie verloren, und ich.

V. Ich begreiſe Sie nicht.

M. Das iſt Ihre Methode; aber kurz: Es wär' um meinen Credit gethan, wenn man die Mode in einer Conferenz mit der Vernunft überraſchte.

V. Sie geben mir eine ſehr ſchlimme Idee von Ihren Anhängern.

M. Ich hörte nur wenig von den Ihrigen. Sind ſie zahlreich? Man erzählte mir, Ihr Reich wäre ſehr entvölkert.

V. So iſt's auch; allein woher mag es rühren? Blos von Ihrer Kokettterie. Sie rauben mir jeden Tag Einen meiner Unterthanen.

M. Ich raube nichts, Madame! Ich zeige mich — man folgt mir.

V. Es gränzt an das Wunderbare, wie man mich verlaſſen, und zu Ihnen übertreten kann!

M. Nichts natürlicher! Sie, Madame, ſind ewig dieſelbe.

V. Die Vernunft ändert ſich nie.

M. Eben darum macht ſie Langeweile.

V. Sie wähnen alſo, ich ſey ganz und gar verlaſſen?

M. Streng genommen, haben Sie vielleicht noch einige geheime Jünger, die ſich aber der Rolle, welche ſie ſpielen, beynahe ſchämen. Die meinen treten öffentlich auf, die ihren verbergen ſich.

V. Es kommt eine Zeit, die jeden für ſein Incognito rächt und lohnt. Iſt ein Weiſer todt, dann erwacht ein edler Wetteifer, ihm mit einer Art heiliger Verehrung zu huldigen.

M. Das iſt all ſein Gewinn, und ſelbſt dieſer beruht ſo ganz auf ſeinem Tode, daß jene Huldigung aufhörte, ſo bald es ihm einfiele, wieder aufzuſtehen.

V. Ich gründe ſolide Reputationen.

M. Und ich — brillante!

V. Ich ſpende wahren Ruhm.

M. Und ich ſchaffe Renommee.

V. Ach, wie oft betrügen Sie das menſchliche Geſchlecht in dieſem Artikel, wie in ſo vielen ander'n. Ich kenn' Ihre Coterien, ihre Büreaux. Sie theilen dort ohne Maß, und (verzeihen Sie meiner Wahrheitsliebe) blindlings Glück, Ehrenſtellen, Celebrität, Thorheiten aus. Sie ſchaffen Helden, wie Armidens Zauberſtab Phantome ſchuf. Sie bilden einen Mann von Geiſte leider! oft zum Narren, und einen Gimpel zum Genie um.

M. Meine Favoriten befinden ſich wohl dabey, und die große Welt nicht übel. Sie will und muß getäuſcht werden. Womit all die Kinder amüſiren, wenn man ſich nur an das hielte, was vernünftig iſt?

V. Ja, wenn die Armen blos in Kleinigkeiten getäuſcht würden — aber —

M. Bagatellen thun weder mir, noch ihnen Genüge. Ihre Trunkenheit muß fortdauern. Ihr natürlicher, oder wenigſtens ihr glücklichſter Zuſtand iſt eine Gattung Wahnſinn, der alles Nachſinnen verbeut, und ſie von einem Irrthume dem andern zuwirbelt. Das menſchliche Leben wäre trau'n! langweilig, wenn man immer auf eine und ebendieſelbe Art ſähe, handelte, dächte. Das hieße ja, ſich zum Eckel, ſeyn und bleiben, der man war. „Il faut glisser sur ce monde, et non l'enfoncer" ſagt ein Schriftſteller, den ich wieder aufleben laſſe.

V. Sie? ..... Ihnen hätte man's zu verdanken, daß Montagne neu geſchätzt wird?

M. Mir, und mir allein.

V. Befremdend parador!

M. Oh! Wenn es mir gemüthlich iſt, muß auch das befremdendſte Paradoxon triumphiren.

V. O ja! Wir haben der lächerlichen Beweiſe genug erlebt.

M. Ich behalt' Ihnen noch demüthigendere bevor, hochweiſe Madame.

V. Ich könnte böſe werden, wenn ich einen Augenblick vergäße, daß ich die Vernunft bin.

M. Halten Sie's, wie Sie wollen! — Doch, zum Ende, noch ein Wörtchen im engſten Vertrauen: Sie verlieren wahrlich alle ihre Rechte, wenn Sie die meinen nicht reſpektiren.

V. Meine Rechte waren allezeit Männern heilig, die mitleidig auf Sie herablächelten. Milton z. B., Taſſo, Lafontaine, von Ihnen, Mademoiſelle, und von Ihrem Jahrhundert verkannt, genieſſen nichtsdeſtoweniger der Unſterblichkeit. —

M. Welcher ſie, mit meiner Hülfe, ſchon zu ihren Lebzeiten genoſſen hätten.

V. Geſtehen Sie nur: Man reſpektirt Sie doch niemals mehr, als wenn man Sie für mich hält. — Ueberdies — muß ich die Klügere ſeyn; denn ich bin weit weit älter.

M. Ich zweiſle ſehr.

V. Als die Menſchen noch, in Wäldern zerſtreut, ſich von Eichenkoſt nährten, ohne Hülle wandelten, und das Bedürfniß der Kleidung nicht einmal ahnten, o damals wurden Sie, Mademoiſelle, nicht zu Rathe gezogen.

M. Wie? Mit jenen unſeligen Wilden ſtanden Sie im Verkehr? O weh! deſto ſchlimmer für Sie.

V. So bald ſie mich kannten, wurden ſie — Menſchen.

M. Und ſo bald ſie Menſchen wurden, kannten ſie mich.

V. Ich reformirte mehr als Ein Volk.

M. Und mir überlieſſen Sie das ſchwerſte Geſchäft, die Völker zu formiren.

V. Ich regierte die alte Sparta, die alte Rom.

---

*) S. Almanach des Prosateurs. Vol. VI. Paris, 1807.

M. Ich verjagte Sie aus beyden. Ich herrſche nun zu Paris, und Ihnen ſolls nie gelingen, mich von dort zu verjagen.

V. Paris hätte meiner Gegenwart ſehr nöthig.

M. Ohne mich wär's verloren.

V. Lieſſe ſich denn nicht eine Vereinigung denken?..

M. Ich verſtehe — doch nein! Wir beyde vertragen uns nimmermehr zuſammen, nimmermehr!

V. Wir wollen discret ſeyn.

M. Unmöglich! — Aber zum Schluße! Meine heutige Rolle iſt geſpielt; morgen muß ich wieder in neuer Geſtalt erſcheinen. Behalten Sie nur immer die Ihre! — Seiner Zeit vielleicht ... ich verſpreche nichts .... aber vor allem keine Ungeduld, keine Viſite, kein Geſpräch mehr! Ich werde Sie rufen laſſen. U.

Briefe eines Reiſenden in Norddeutſchland.

4.

Altona.

Mit Ehrfurcht nahte ich mich dem Grabe des deutſchen heiligen Dichters und Bardenſängers auf dem Kirchhofe des Fleckens Ottenſen unter der berühmten Linde — dieſes großen und zugleich kindlich guten und liebenswürdigen Mannes. Unendlich theuer iſt mir das Andenken der Stunde, da ich einſt zu ihm kam, und, ein Unbekannter, mit welchem Wohlwollen aufgenommen ward! Mein Fuß wich zurück von dieſer geweihten Erde, die ſeine Hülle deckt. Ein von ſeinen Hinterlaßnen geſetzter Grabſtein erhebt ſich neben dem ſeiner Meta. Ich ſah nichts Schöneres, Einfacheres, Herzerhebenderes in dieſer Art. Eine weibliche Figur, die Religion, in ihrer himmelreinen Hoheit, den Blick, die Hand hinaufgekehrt, an der Urne des Entſchlummerten. Das Basrelief iſt von Scheffauer in Stuttgart mit großer Zartheit und in einem herrlichen Geiſt ausgeführt. Aber ich mag dir das nicht beſchreiben. Komm, ſieh und empfinde. — Hätte doch ſeine Hinterlaßne Ihm die Inſchrift des Steins geſetzt, ſo wie Er ſeiner Vorangegangnen ſie ſetzte! Da hätte das Herz geſprochen! Was iſt es jetzt? Ein endlos langer, aus vielen zerſtreuten Stellen ſeiner Oden zuſammengezwungner Sermon von Stollberg, als Grabſchrift, weder in Klopſtocks Geiſte gedacht noch ausgeführt; ausgenommen allenfalls die Zeilen, wo ſeine hinterlaßne Gattin ihre Gefühle und Hoffnungen an dieſem Grabe ausſpricht.

Altena iſt das Aſyl mehrerer verwieſenen Notablen und Fürſten. Der H. v. M. lebt — und ſchwärmt in einem Gartenhauſe vor Ottenſen. Seine verehrungswürdige Gemahlin iſt mit ihren Kindern auch hier; dem Erbprinzen preßt noch der Verluſt ſeiner ſchönen und edlen Gattin Helena das Herz; ſeine Züge und ſein ganzes Benehmen verrathen es. Eine junge Fürſtin von Solms iſt die Bewunderung Aller wegen ihrer Liebenswürdigkeit und hohen muſikaliſchen Talente. Die eben ſo ſchöne und intereſſante Frau eines Fürſten Baratinsky, eine Brittin von Geburt, ſtarb in voriger Woche im erſten Wochenbette unter Umſtände, welche erſchütternd ſind. Wahrſcheinlich hat Furcht vor der Entbindung und die nicht wegzulöſchende Vorſtellung, ſie werde den fünften Tag darauf ſterben ihren Tod befördert, der am fünften Tag auch wirklich erfolgte.

Ein ſehr freundliches Städtchen iſt Altona, wo man gern verweilt, mit ſeinen herrlichen Ausſichten auf den Elbſtrom und lieblichen Gartenumgebungen in Ottenſen. In der Straße mit den Baumgängen, Pallmaille genannt, ſtehen wahre Palläſte und Wohnhäuſer in ſehr geſchmackvollem Styl von dem Profeſſor Hanſen erbaut. Einer der erſten, mit einer unvergleichlichen Durchſicht über die Hausflur durch die gewölbten Thürſchläge auf die Elbe und ihre Inſeln, wird von einem Hamburgiſchen Auktionsmackler bewohnt, der mit ſeinem Ausrufen in der erſten Revolutionszeit ſchweres Geld zuſammengeſtrichen hat. Es gibt hier ein ganz artig eingerichtetes, doch nur wenig beſuchtes Muſeum, mit einem Leſezimmer und hübſchen Konzertſaal. Der Zirkel der Liebhaber von beiden iſt zu klein, und der esprit de corps gering, wie bey ſo manchen ähnlichen Anſtalten auch in gröſſern Städten, deren gerühmter geſelliger Genuß ſich nur auf dem Papier des Organiſationsplans findet. —

Ich benutzte ein Paar heitre Frühlingsmorgen, um in die Gegend bis einige Stunden weit umher zu ſtreifen. Köſtliche Landhäuſer, von großentheils Hamburgiſchen Familien, ſind längs dem hüglichten Elbufer hingebaut, und mit lachenden Gartenplätzen umgeben. Abſtechend ſind darunter ein Paar Gebäude im kleinlich groſpralenden Styl, von Altonaern bewohnt. Die größte und unerſchöpflich genußvolle Anlage iſt des Hamburgiſchen (Baron von) Voght's Park in Flottbeck. Du findeſt hier alles, was liebliche Natur und üppige Vegetation, was artiſtiſch gebildeter Geiſt und zarte Empfindung für Naturſchönheit nur irgend vereinen und darſtellen kann. Darſtellen, ſage ich; denn wirklich ſind hier reitzende und große Naturgemählde aus unſcheinbaren Stoffen gebildet, und mit großem Geſchmacke zuſammengeſetzt. Darunter iſt beſonders ein reitzendes Quellenthal mit einigen ſehr mahleriſch konſtruirten Waſſerfällen zwiſchen kleinen bewachſenen Höhen. Wie muß das erſt ſeyn im Frühlingslaube, oder in den Schattirungen des Spätherbſtes! Anſchaulich vermochte meine arbeitende Phantaſie das nicht herzuzaubern, auf den fahlgrünen Boden und die Buſch- und Baumreiſer in dieſem lange zögernden Frühlinge. — Ja, zögernd, wie die Erfüllung aller unſrer Hoffnungen und Wünſche nach dem Frieden! — Vielleicht ſpart die Natur ihr Feſtgewand für dieſen Heiland des Menſchengeſchlechts. —

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom.

Eine der ſchönſten Galerien von Rom, welche der Beſitzer, und zwar nicht ohne Grund auf 100,000 Piaſter ſchätzt, befindet ſich nicht in einem Prinzlichen Pallaſte, ſondern bey einem römiſchen Landſchaftmahler Fidanza. Die Blüthe der römiſchen Galerien iſt in den Händen dieſes Mannes, der zur Zeit der Republik Juwelen, Silbergeſchirr, alles, was er von Werthe beſaß, verkaufte, um Gemählde einzuhandeln.

Der ſchöne ecce Homo von Dominichino aus Colonna, ein Porträt von Holbein, verſchiedene von Titian, eine auſſerordentlich ſchöne lebensgroße Venus von Guido, eine Magdalena von Correggio, kurz eine ungeheure Menge von Gemählden aus allen Schulen und von den berühmteſten Meiſtern, bilden eine Sammlung, mit welcher ein Fürſt auf einmal ſich in den Beſitz einer der ſchönſten und intereſſanteſten Galerien ſetzen könnte. Auch würde Fidanza, der ſich ein Capital zu bilden wünſcht, ſeine Gemählde um einen Drittheil des Werthes laſſen, wenn jemand alle, oder wenigſtens mehr als die Hälfte derſelben erſtünde. Schade, daß der Pabſt dieß nicht thun kann. Man verargt es den römiſchen Prinzen ſehr mit Unrecht, daß ſie ihre Gemählde verkauft hätten. Fidanza erzählte mir bey Gelegenheit, den ſchönen Dominichino habe der Prinz C. auch in der größten Noth nicht geben wollen; als aber einmal in jenen unglücklichen Zeiten ſeine Verlegenheit ſo hoch geſtiegen war, daß er nicht wußte, was er an demſelben Tage eſſen ſollte, (es ſcheint unglaublich und doch iſt es wahr), ſo ließ er den Mahler kommen, und gab ihm mit thränenden Augen das herrliche Gemählde.

Nro. 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Junius, 1807.

Ach, bis zu Charons Kahne
Schweift unſrer Wünſche Noth.

Matthiſſon.

Zoraide. Dramatiſches Gedicht, in fünf Aufzügen, von Freyherrn von Putlitz, königl. preußiſchem Regierungsrath. Berlin 1807, bey Friedrich Maurer.

Zoraide, die Tochter Altamors, des Maurenköniges von Murcia, war von Pedro, einem ſpaniſchen Ritter, aus Räuberhänden gerettet worden. Dadurch entſpann ſich eine Leidenſchaft der Liebe zwiſchen beyden. Wenige Monate hernach ſtand Pedro als Feldherr vor den Mauren ihrer Vaterſtadt. Alle Ausſicht zu einer Befriedigung ihrer Neigung ſchien nun um ſo mehr abgeſchnitten, als ſchon die Verſchiedenheit des Glaubens und Standes wenig Hoffnung dazu gab. Dennoch nähren beyde geheim die ſchnell entſtandene Liebe. Alma, die Vertraute der Zoraide, wird auch Vertraute dieſer Leidenſchaft. Alma ſelbſt unterhält ein zärtliches Verhältniß mit Almanſor, einem mauriſchen Feldherrn. Sein Nebenbuhler, und, als der Unbegünſtigte, ſein erbittertſter Feind iſt Abraktor, Rathgeber des Königs der Mauren. Die Vorſchritte der Spanier werden immer bedeutender, die Noth und Gefahr des eingeſchloſſenen Altamors mit jedem Tage größer. Abraktor aus tückiſcher Rache, um ſeinen verhaßten Nebenbuhler ſich vom Halſe zu ſchaffen, weiß den König zu bewegen, dem Pedro einen Zweykampf mit Almanſor antragen zu laſſen. Almanſor wird beſiegt; aber der edle Pedro, da der Zufall mehr an dieſem Siege Antheil hatte, verſchmäht es aus Edelmuth, denſelben, wie er konnte, zu verfolgen, und ſchenkt ſeinem Gegner das Leben. Alma, auf die falſche Nachricht von Almanſors Tod, eilt in das Lager, findet unerwartet ihren Geliebten am Leben, und kehrt mit ihm wieder an den Hof des Königs zurück. Pedro ſchickt ſeinen Freund Gonzalvo mit Friedensvorſchlägen nach Murcia. Ihre Haupt-Bedingung iſt, die Hand der Tochter des Königs und Zins an den König von Spanien. Mit der höchſten Erbitterung werden ſie angehört und abgewieſen. Ja, gegen alles Völkerrecht läßt der König den Botſchafter ergreifen und in Feſſeln werfen. Pedro, entrüſtet über dieſe Unthat, ſtürmt die Stadt. Die Thore werden geſprengt. Das ſiegende Heer iſt bis auf den Bazar (den Markt) vorgedrungen. Gonzalvo hatte, ehe noch die Hülfe ſeines Freundes ihm zuvorkommen konnte, mit wunderbarer Kraft — die Scene mahnt an eine ähnliche in der Jungfrau von Orleans — ſeine Bande zerriſſen, und erſcheint zu freudiger Ueberraſchung ſeines Rächers plötzlich unter den ſtreitenden Haufen. — Von beyden Seiten die höchſten Anſtrengungen! Das lange ſchwankende Glück entſcheidet ſich doch endlich für die Mauren. Einem ihrer Anführer war es gelungen, die Thore wieder zu ſperren, und den Andrang friſcher Truppen aus dem Lager abzuſchneiden. Gonzalvo fällt. Pedro, in zu hitzigem Eifer, den Tod ſeines Freundes zu rächen, iſt auf dem Punkte, ebenfalls zu fallen. Almanſor, deſſen, was er Pedro ſchuldig war, eingedenk, rettet ſein Leben, und nimmt ihn gefangen. Er wird ins Gefängniß gelegt. Abraktor verfolgt ſeine tückiſchen Plane gegen ſeinen Feind Almanſor. Dem Könige verdächtig gemacht, wird er in

die Verbannung gewieſen. Ein nächtlicher Meuchelmord ſoll das Leben des wackern Helden enden. Zoraide, als ſie dies hört, iſt in voller Verzweiflung. Alma und Almanſor nähern ſich ihr, und verſprechen, den unglücklichen Pedro zu retten. Sie weiſt den Antrag ab, ſie ſelbſt will die Retterin ſeyn. Sie gibt bey ihrem Vater vor, ſie hätte eine Erſcheinung vom großen Propheten gehabt, durch die Ermordung des Feindes der Mauren ihren Namen unſterblich zu machen. Sie zeigt einen Dolch zur Beſtätigung vor, den ſie vom Himmel empfangen. Der Vater glaubt es, iſt aber doch nicht davon abzuhalten, ihr zur Begleitung und Mithülfe bey dem Unternehmen den Abraktor aufzudringen. Sie weiß ſich nun nicht anders zu rathen, als ihren ungelegenen Begleiter, wie ſie dem Thurme ſich nahen, in der Stunde der Mitternacht in einen Abgrund zu werfen. Allein tritt ſie jetzt ins Gefängniß, und bringt ihrem Geliebten, ſtatt des erwarteten Todes, die Freyheit.

Pedro iſt ungeduldig, ſeinen Retter kennen zu lernen. Die verkleidete Königstochter, von der Unmöglichkeit überzeugt, je die Seine zu werden, als religiöſe Schwärmerin, die ſie iſt, ihre Hoffnungen nach einer Vereinigung mit ihm nur über das Grab hinwendend, (und ſollte gerade ihre religiöſe Schwärmerey auch in dieſen Hoffnungen ſie einſt gehindert haben?) weigert es hartnäckig. Ein Zufall jedoch — der Zufall iſt ein mächtiger Agent in dieſem Drama — der ihr den Helm vom Haupte weht, (?) muß ſie verrathen. Dieſelbe Erklärung, wie zuvor! Der Antrag ihres Geliebten, ihn in das Lager zu begleiten, wird ſtandhaft abgewieſen. Unter Thränen ſcheiden ſie. An den Hof ihres Vaters zurückgekommen, wird ſie bald verrathen als die Befreierin Pedros. Ihre Strafe iſt, in das nemliche Gefängniß geworfen zu werden. Ein Künſtler Morino hatte dem Könige von Murcia den Antrag gemacht, den Reſt des Spaniſchen Heeres durch Unterminirungen in die Luft zu ſprengen. Um Mitternacht ſoll die ſchwarze That ausgeführt werden. Zoraide wird durch den Aufſeher des Thurms, den ſie als Kind ehmals von der Todesſtrafe, womit ihr entrüſteter Vater wegen eines leichten Verſehens den Unglücklichen belegen wollte, gerettet hatte, aus dem Kerker geführt. Beyde nehmen ihre Zuflucht ins Spaniſche Lager. Pedro, unterrichtet von dem Schickſale ſeiner geliebten Zoraide, hatte beſchloſſen, in der nemlichen Nacht ſie aus ihrem Kerker zu befreyen. In demſelben Momente, als er ausbrechen will, naht ſie ſich ihm mit ihrem Führer. Sie war unterrichtet von dem Plane des Morino, und überwand jetzt um ſo eher, einem gewiſſen Tode in den Armen ihres Geliebten entgegeneilend, jungfräuliche Schaam ſowohl als die vorige religiöſe Bedenklichkeit. Als ſie in ſeinen Armen hängt, kündigt ſchon ferner unterirdiſcher Donner das ſchreckliche Schickſal dem Heere und den Liebenden an: Ha, ruft ſie aus,

Ha, jetzt darf ich Dein ſeyn,
Jetzt vereint uns auf ewig der Tod.
Schon hallt der Donner uns den Brautgeſang,
Und Flammen brauſen unter unſern Füſſen,
Und nur Sekunden und Augenblicke ſind uns gegeben:
Doch, Bruſt an Bruſt, ſo ſinken wir hinab,
Und die Umarmenden umſchließt ein Grab.

Sie drückt ihn feſter an ſich. In dieſem Augenblicke fahren Flammen aus dem Boden. Sie verſinken, und alles ſtürzt zuſammen. — Der Vorhang fällt. — Dieß der Inhalt dieſes dramatiſchen Stückes, das im ſüdlichen Spanien gegen das Ende des XV. Jahrhunderts ſpielt. Man ſieht: es iſt ein reicher Stoff von Zufällen und Begebenheiten in dieſer dialogiſirten Novelle; allein gerade dieß, daß mehr Zufall und Begebenheit (die beyde eher noch dem Roman als dem Drama zugeſtanden werden können) als feſte Willkühr und Handlung hier ſpielen, ſchadet dem Stücke, das ſich doch als Drama angekündiget. Es ſcheint, der Verfaſſer habe dieß ſelbſt gefühlt, und dem Vorwurfe etwa durch die Benennung *dramatiſches Gedicht* begegnen wollen: allein, wenn dies der Fall war, ſo fürchten wir ſehr, ob er ſeiner Sache dadurch gerathen. Was ſoll ein *dramatiſches Gedicht* heiſſen, oder wie ſoll es dieſes Prädikat verdienen, wenn es nicht den gerechten Foderungen an jedes eigentliche Drama Genüge thut? Worin ſoll es verſchieden ſeyn von dem letzten, da jedes Drama ja doch ein Gedicht, eine Dichtung ſeyn muß? Das Hauptintereſſe, das auf Zoraidens Liebe gegen Pedro offenbar berechnet iſt, wird geſchwächt durch die Menge ſo vieler Vorfälle, die entweder gar nicht oder nur ſchwach damit in Beziehung ſtehen, ja, es wird getheilt dieſes Intereſſe durch die Aufmerkſamkeit, die Almas Liebe gegen Almanſor, anfänglich eben ſo verwickelt, als die ihrer Freundin, nur glücklicher ſich entwickelnd — denn jene beyde retten ſich noch vor der ſchrecklichen Kataſtrophe ins Innere von Spanien — von uns fodert. Offenbar entſteht durch dieſe Epiſode eine doppelte Handlung, ſo weit man auch ſie Handlung im eigentlichen Sinne des Wortes nennen kann, in dem Stücke. Die erwähnte ſchauerliche Kataſtrophe ſelbſt, davon abgeſehen, daß ſie mit ſeltſamen Foderungen an Theatervorſtellungen nothwendig verknüpft iſt, iſt ſo abenteurlich, als gewaltſam herbeygeführt. Ein ganzes Lager in die Luft zu ſprengen, nach Vorbereitungen von ſo kurzer Zeit — man muß geſtehen, die Sache iſt etwas ſtark. Oder ſoll es kein Theaterſtreich, ſoll das *Unwahrſcheinliche*, weil man doch gegen die *gemeine* Wahrſcheinlichkeit im Drama jetzt ſo oft eifern hört, gerade hier das *Poetiſche* ſeyn? Ich bekenne, da der König von Murcia nicht einmal dieſes Mittel, den Fall angenommen, daß es ausführbar geweſen wäre, gegen die ſo geſchwächten Spaniſchen Truppen nöthig zu haben ſchien, ſo ſehe ich nichts darinn, als einen aufs *Neue*, *Ungewöhnliche* berechneten Behelf des Dichters, ſeiner Heldin, die nach der ganzen Anlage

des Gedichts und ihres beſondern Charakters dem Pedro für die ſichtbare Welt nicht werden konnte, ein eigenes Brautfeſt an den Thoren der Unſichtbaren zu bereiten. Ob die Leſer dadurch vorzüglich gerührt oder erbaut werden dürften, zweifle ich. Was übrigens die Charaktere in dieſem Stücke betrift, ſo ſind ſie meiſt nicht unglücklich gezeichnet. Nur der Maurenkönig zeigt eine oft widerliche Roheit, nicht Rauheit, was in der Ordnung wäre. Am wenigſten gelungen ſind dem Verfaſſer die gemeinen Soldaten-Scenen. Sprache und Ton ſind im Allzutrivialen nicht einmal lebendig und wahr. Sonſt hat die Sprache einen Grad von Bildung, der Studium, aber nicht vollendetes Studium verräth. Der Dialog iſt leicht, aber nicht überall eingreifend, und energiſch genug. Die Jamben ſind regellos, ohne dadurch gerade der auszudrückenden Empfindung und Leidenſchaft überall angepaßt zu ſeyn. Auch wechſeln ſie häufig mit Reimen ab. Des Verfaſſers, wie es ſcheint, noch nicht hinlänglich geläutertes Talent läßt mit der Zeit, wenn er ſorgfältigeren Fleiß anwendet, und mehr der Wahrheit und Natur huldigt, genügendere Produkte erwarten.

— n —

Briefe eines Reiſenden in Norddeutſchland.

5.

Hamburg.

Im helldunkeln Hintergrunde der Bühne ſteht in einer republikaniſch-organiſirten Stadt, wo Handelsgeiſt prädominirt und das Gravitationsſyſtem allein vom Börſenkredit modificirt wird, der Gelehrte. Nicht alſo bürgerliches Anſehen, öffentliche Achtung und Würdigung literariſchen Verdienſtes kann es ſeyn, was dieſe anzieht und hier fixirt. Bey den beſchauenden iſt es Liebe zur Vaterſtadt und zu ihrer Verfaſſung, und bey den ausübenden die ſich vielen darbietende ergiebige Erwerbsquelle eines ſo volkreichen und mehrſeitig geſchäftsvollen Orts. Dazu kommt das theure Pflaſter, das an Koſtbarkeit des täglichen Lebens ſogar das Londner hinter ſich läßt. Wer hier hauſen will, muß bedeutendes eignes Vermögen oder Gelegenheit haben, die Hülfsmittel des Erwerbs zu benutzen. Ein fleißiger, gewandter, in den Geiſt der Zeit und der Menſchen ſich fügender Mann findet indeß die leztere gewiß, ſey er einheimiſch oder fremd, nur wiſſe er die erſten magern Jahre zu überſtehen. Bey der Leichtigkeit, das den bürgerlichen Erwerb ſchützende Bürgerrecht und jene Hülfsmittel zu erhalten, geſchieht es denn auch, daß ein großer Theil der hier arbeitenden und ſich ein ganz behagliches Leben erwerbenden Gelehrten, im juriſtiſchen, ärztlichen und pädagogiſchen Fach, unvermögende angeſiedelte Ausländer ſind; da die Zahl der ſich den Wiſſenſchaften widmenden Hamburger, ſeitdem der Handel ſo ſehr erweitert ward, unverhältnißmäßig gegen ſonſt geringer geworden, und Kopf und Beutel der Söhne des Merkurs es erſprießlicher gefunden haben, ſich zu dieſer am Wege ſprudelnden Quelle zu wenden. — —

Den Spion bekannter Gelehrten und Schriftſteller zu machen, um ſie im Schlafrocke zu belauſchen, und ihre Haus-Anekdoten und Individualitäten zu präkoniſiren, war mein Caſus nie, und iſt es auch hier nicht. Du fragſt nach einigen der hieſigen? Ich will von mehrern das, was aus treuer Hand ich über ſie empfing, dir wiedergeben. — A... trennt ſich etwa nur, um ins Schauſpiel zu gehen, von ſeinem Schreibtiſche, wo er nach der Stimmung des Augenblicks am Grabe der beſiegten Staaten trauert, und ſich auch gelegentlich wohl der auferweckten freuen wird. B... (du ſiehſt, ich rangire alphabetiſch) hat ſich längſt von Großgriechenlands Kunſt und Alterthum trennen, und Amtswegen in juriſtiſchen Aktenwuſt werfen müſſen. E... iſt, des öffentlichen Bücherſtaubes, worin der raſtlos Arbeitſame wühlt, und des Gehörverluſtes ungeachtet, noch immer der geiſtvolle, genialiſch-witzige Kopf. G... widmet, an der Spitze des Schulweſens, ſich dieſem ſauern Geſchäft mit Liebe, mit Muth und Erfolg, und ſchreibt treffliche kritiſche, aber dem Vorſengänger zu gelehrte Programme. v. H... läßt, ſeit ſeiner Reiſe nach England mit einer jungen ſchönen Frau verheirathet, auf ſeine brittiſchen „Verſuche zu ſehen" vergeblich warten. M... athmet bey literariſchen und vaterländiſchen Arbeiten in der Reminiscenz noch immer Roms und Latiums Luft unter nordiſchem Himmel. N... extrahirt, koncipirt u. ſ. w. das Tagebuch ſeiner lezten merkantiliſch-polizeilich-technologiſchen Reiſe nach Großbritannien. R... genießt der beobachtenden Muſſe eines hochverehrten Alters. W.. beſtäubt in der Schulſtube die Flügel ſeines Genius.

Nächſtens vielleicht von der bevorſtehenden intereſſanten Erſcheinung eines Schauſpiels: Petrarca, nach Sade und Baldelli bearbeitet, von derſelben hieſigen Dichterin, deren ſchöne Elegie: „Klopſtocks Feier", du kennſt.

Wegen ſeiner Mittellage und Schiffskommunikationen iſt Hamburg in guten Zeiten — aber wo ſind ſie hin? — die zweite deutſche Stadt im Buchhandel. Daher die faſt jährliche Anſiedlung von Buchhändlern von allen Farben. Eine wahre Fluth und Ebbe; oft ſitzt einer auf dem Trocknen. Der Buchhändler ſind hier jetzt achtzehn; vielleicht im nächſten Jahr ein Halbdutzend mehr oder — weniger. Doch unterſcheiden ſich die ſoliden darunter — ſie ſind es für ganz Deutſchland — auf den erſten Blick, und man beſucht als Sehenswürdigkeiten die ſchönen und wohlgeordneten Buchladen des redlichen Bohn, Lehrherrn vieler deutſchen und der beſten hieſigen Buchhändler, des unternehmenden Hoffmann und des thätigen Perthes. Beſonders anziehend iſt der des leztern, in der lichten und freundlichen Lage am Alſterbaſſin, und Abends in der glänzenden Beleuchtung mit Argandſchen Lampen. Von ſeinen chriſtlich-mythiſch-korpulenten Stollbergianis iſt, der fromm poſaunenden Ankündigung im unpartheiiſchen Korreſpondenten ungeachtet, die Ladenhuth wohl zu beſorgen. —

Korreſpondenz-Nachrichten.

Amſterdam, 25 Mai.

Der allgemein bedauerte Tod unſers hoffnungsvollen Kronprinzen hatte eine dreiwöchentliche Schließung aller unſerer Theater und öffentlichen Spektakel zur Folge. Vor einigen Tagen ſind ſie wieder eröffnet worden. Da beym franzöſiſchen Theater zugleich die neue Theater-Kampagne (wie der techniſche Ausdruck iſt) eingetreten, ſo werden wir eine Menge neuer Debüts haben. — Von den Abgegangenen bedauert man vorzüglich den premier haute contre im Singſpiel: Campenhaut, der in der Reſidenz ein Engagement gefunden. — Wer ihn erſetzen wird, iſt noch nicht bekannt. Die Erwartungen, die das Publikum von der neuen Organiſation des franz. Theaters hegte, ſind bis jezt noch nicht in Erfüllung gegangen, und es ſcheinen ſelbſt Umſtände eingetreten zu ſeyn, die eine abermalige Veränderung nöthig machen werden, wenn das Ganze nicht zuſammenfallen ſoll. — Herr Myſſen, der an der Spitze

der neuen Adminiſtration ſtand, hat Se. Maj. den König ſelbſt bereits um ſeine Entlaſſung gebeten, die ihm indeſſen bis jezt noch nicht gegeben worden. —

Das holländ. National- oder wie es gegenwärtig heißt: königl. Theater hat jezt ſeine dreimonatlichen Sommerferien angetreten, und das italiäniſche iſt nun ebenfalls geſchloſſen. — Jenes wird, wie gewöhnlich, im Auguſt wieder eröffnet werden. Ob dieſes aber im nächſten Winter fortdauert, läßt ſich noch nicht beſtimmen. — Man verſichert wenigſtens, daß es nicht als Collège fortdauern ſoll, ſondern nur öffentlich, wenn die Unternehmer nicht überhaupt die Luſt dazu verlohren haben.

Mad. Graſſini iſt noch hier, wird uns aber bald verlaſſen, und nach Paris gehen. — Im Haag, wo ſie noch eine Vorſtellung der Cleopatra gegeben, iſt ſie mit dem lauteſten Beyfall aufgenommen, und von der Königin fürſtlich beſchenkt geworden. —

Im Fache der Literatur iſt durchaus nichts von Bedeutung erſchienen.

Die beyden General-Direktoren der Wiſſenſchaften und der ſchönen Künſte haben gemeinſchaftlich angekündigt, daß in franz. und in holländ. Sprache ein Journal, oder vielmehr eine Quartalſchrift unter dem Titel: Annalen der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte im Königreiche Holland, unter ihrer Aufſicht redigirt erſcheinen werde. — Es ſollen ſolche von dem Regierungs-Antritte unſers Königs beginnen. —

Nach dem Muſter des Leſe-Muſeums in Amſterdam ſind jezt in mehreren Städten dergleichen Muſeen errichtet worden. Unter dieſen zeichnet ſich das in Utrecht beſonders aus, und ob es gleich bey weitem nicht über die Fonds zu diſponiren hat, die dem unſrigen zu Gebote ſtehen, ſo findet man in ihm doch vieles, das man hier ſehr ungerne vermißt. Man macht der jezigen Adminiſtration des Amſterdamer Muſeums unter andern Vorwürfen auch den der Einſeitigkeit, und daß ſie ſich bey der Wahl der Journale und Bücher durchaus nicht nach den Bedürfniſſen der zu neunzehn Zwanzigſteln aus Kaufleuten und Literatoren beſtehenden Mitglieder richte, ſondern vorzüglich nur ſolche Wahlen treffe, die ihrem eigenen Studium und Geſchmacke angemeſſen ſind; daß ſie den urſprünglichen Zweck dieſes Inſtituts: in demſelben alles zu finden, was die ganze neueſte Literatur — mit Ausſchließung aller ſtrengwiſſenſchaftlichen Fächer — des Inn- und Auslandes anziehendes und vorzügliches liefert, und was den Geiſt des gebildeten Menſchen unterhält, nährt und beſchäftigt, — gänzlich misgreife, und jezt eher eine Schule daraus machen wolle, wo die Mitglieder zu ihrem eigenen Studium ſollen hinaufgeſchraubt werden. — Metaphiſik, Naturphiloſophie, Phiſiologie, ſogar Anatomie und dergleichen ſind deshalb in dieſem Jahre die Haupt-Fächer, worauf geſehen wird, ohnerachtet, wie ſich denken läßt, vielleicht keine zehn Mitglieder von den drey oder vierhundert, woraus die Geſellſchaft beſteht, Intereſſe für dieſe Wiſſenſchaften haben können, auch dergleichen Schriften zuverläßig nicht an Verſammlungsorten, wie das Muſeum iſt, mit Nuzen können geleſen werden. — Mit den Journalen ſieht es eben ſo ſchlecht aus. — Engliſche, deren ſonſt eine ganze Menge gehalten wurden, die man hier in allen andern Geſellſchaften dieſer Art findet, und die bey der allgemeinen Kenntniß der engliſchen Sprache und dem vermiſchten intereſſanten Inhalt dieſer Journale immer mit der größten Begierde geleſen werden, iſt jezt kein einziges da! — Ihre Anſchaffung iſt gewiß nicht ſchwierig, da man in unſern hieſigen Blättern ſtets eine Menge Nachrichten findet, die nur aus dieſen Quellen können geſchöpft ſeyn, und da man ſie häufig in andern Leſegeſellſchaften findet.

Von deutſchen Journalen fehlen auch eine Menge der intereſſanteſten und vorzüglichſten, und bey Zeitungen iſt man in dieſem Augenblicke, wo das Intereſſe an die erſtaunlichen Begebenheiten der neueſten Zeitgeſchichte beynahe alle andern verſchlungen hat, nur auf ein paar eingeſchränkt. —

Der Geiſt, der dieſes herrliche Inſtitut unter ſeinen erſten Stiftern: den Herrn Falk, Vollenhoven, Helmers und andern beſeelte, und der auf manchen ihrer Nachfolger, unter denen ſich die Herrn Clifford und Berg auszeichneten, übergieng, dieſer Geiſt iſt nicht mehr da, und nur das große Bedürfniß des hieſigen Publikums für einen ſolchen Vereinigungspunkt, die einmalige Gewohnheit daran, und der Mangel an etwas Beßerem, — das auch nur in demſelben, nicht auſſer demſelben kann geſchaffen werden — kann die Anſtalt, wie ſie jezt iſt, erhalten. —

Es wäre zu wünſchen, daß in den organiſchen Geſezen des Muſeums, die wohl auf den kleinen freundſchaftlichen Zirkel, woraus ehemals die Mitglieder beſtanden, nicht aber auf ſeine jezige Größe mehr paßen, zweckmäßige Aenderungen gemacht würden. — Jezt iſt alles der Willkühr und dem Gutdünken der Commiſſäre anheimgeſtellt, die, ohne irgend eine Communikation darüber an die Mitglieder zu machen, thun, was ihnen beliebt. — Da dieſe nun alle Jahr wechſeln, ſo haben wir mit immer veränderten Perſonen, die blos nach Willkühr, nicht nach Vorſchriften handeln, alle Jahre neue Einrichtungen, alle Jahre Veränderungen, alle Jahre neue Tendenzen, und es iſt unmöglich, daß ein Zweck mit feſtem Schritte verfolgt und im Auge gehalten werden könne. — An eine ſteigende Perfektibilität iſt alſo gar nicht zu denken. —

Sehr zu wünſchen wäre es ferner, daß auch die Wahlen der Kommiſſäre zweckmäßiger eingerichtet würden. — Jezt ſind ſie nur das Reſultat einer kleinen Coterie, und längſt zum voraus bekannt und beſtimmt. — Nur 20 oder 30 Mitglieder erſcheinen deshalb auch bey dieſen Wahlen. Es geht damit, wie mit unſern Grond Vergaderingen (Primär-Verſammlungen) in einer gewißen Periode.

Von den Organiſationen der Kunſt-Akademien und von dem allgemeinen Plane, den Herr von Meermann unſerm Könige über die Univerſitäten und gelehrten Inſtitute vorlegen ſoll, iſt es noch ganz ſtille. —

Charaden.

1.

Des Feldes lezte Frucht, die ſaftig, ſüß und mild,
Den Durſt des müden Jägers ſtillt,
Wenn er um Mittag ruht, im Schuze dichter Heiden,
Sie nennen meine erſten beyden.
Die dritte brauchſt du oft; doch müſſen deine Freuden,
Stets ohne ſie, wie ohne Wechſel ſeyn!
Das Ganze wohnt auf den Sudeten;
Dich ſchüzt kein Singen und kein Beten
Vor ſeinem Zorn und ſeinen Neckereyn;
Doch laß' ihn ſelbſt nur ungeſtöret,
So ſchadet er dir nicht, wie uns ein Dichter lehret.

2.

Wenige nur beſizen mein Erſtes hienieden. Mein Zweites,
Reizend für Aug' und Herz, könnt ihr nur ſeh'n, nicht erwerben,
Oder nicht ſeh'n, doch erwerben. Der Künſtler ſchmückte mein Ganzes,
Das ob Weniger Haupt, und ſelt'ner, feſtlich hervorragt.

Auflöſung der Charaden in Nro. 141: 1. Mehlthau.
2. Ritterſporn.

Nro. 148.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 22. Junius, 1807.

— — Von ungefähr
Iſt niemals, ſelbſt im Kopf der Narren, was geſchehen,
Und eben dann, wann wir am irrſten gehen,
Führt eine Wolkenhand uns, ungeſehn, einher.

Wieland.

Die beſtohlne Kaſſe.

(Aus Meißners hinterlaſſenen Papieren.)

In den letzten zehn oder zwölf Jahren von Marien Thereſiens Regierung bekleidete die Kaſſier-Stelle am **er Verſatz-Amte Johann L., einer derjenigen Menſchen, von denen die Freundſchaft ſelbſt nichts Hochlöbliches, doch gegentheils auch der Neid noch minder etwas hart Tadelnswerthes ſagen konnte; denn ſein ganzes Weſen, Thun und Laſſen erhielt ſich auf der — Mittelſtraße. Er ſtand in Jahren zwiſchen vierzig und funfzig; hatte in ſeinem Aeuſſern das Anſehn eines gutmüthigen, ziemlich wohlgenährten Mannes; konnte durch ſeine Geiſteskräfte ſeinen Mitbürgern keine neue Fackel des Verſtandes aufſtecken; war aber ſeinem Amte, noch mit etwas Ueberſchuß, gewachſen. In ſeinen Geſchäften pünktlich, in ſeinem Umgange gefällig, in ſeinen Verſprechungen haarſcharf worthaltend, galt er bey allen ſeinen Bekannten lange Zeit hindurch für einen Biedermann von ächtem Schrot und Korne.

Eines einzigen Fehlers gab er ſich ſelbſt ſchuldig — that es zuweilen ſogar an Orten, wo man der Kundſchaft davon gern überhoben geweſen wäre; und dieſer Fehler war: er kam mit ſeinen Einkünften ſehr knapp, und dann und wann auch gar nicht aus. Kein Wunder freylich! denn er hatte in jüngern Jahren ein ſehr mäßiges, elterliches Erbtheil — man konnte nicht ſagen verprakt, doch in einem kleinen, überzähligen Aemtchen bey karger Beſoldung und beym Hange zum ſogenannten Anſtändig-Leben nach und nach zugebüßt; hatte dann allerdings einen Poſten erhalten, der ſeinen Mann nährte, aber auch nun ſofort ſeinen Nacken ins Joch der heiligen Ehe gebeugt; hatte hierbey dem Mädchen, das er zu ſeiner Gattin machte, ſo tief ins Auge geguckt, daß er ſich nach ihrer Mitgift zu erkundigen ganz vergaß, und den Mangel derſelben erſt vier Wochen nach der Hochzeit bemerkte; hatte dann, in traulicher Gemeinſchaft mit ihr, ein ſtattliches Häuflein Knaben und Mädchen zu Tage gefördert, welche aufwuchſen, ohne daß deßhalb ſeine Beſoldung mitwachſen wollte; hatte ſich nebenbey auch wohl zuweilen auf ſeinen Bruder verlaſſen, der in anſehnlichen geiſtlichen Würden ſtand, und bis zum Prälaten empor geſtiegen war; hatte jedoch von eben demſelben der guten Ermahnungen mehr, als der ausgiebigen Beyhülfe erhalten; und war eben daher auch zweymal ſchon bey Marien Thereſien ſelbſt um Erhöhung ſeines Gehalts eingekommen.

Dieſe gütige Monarchin, welche Bitten von der Art — zumalen wenn ſie von Hausvätern einer zahlreichen Familie angebracht wurden — ſelten unerhört ließ, hatte ihn wirklich beydemale mit einer anſehnlichen Remuneration (wie man dort in undeutſcher Amtsſprache ſich ausdrückt) begnadigt; da aber dieſes doch nicht ganz, was er ſuchte, war — eine feſte, ſtehende Vermehrung ſeiner Einkünfte — ſo war er jetzt Willens, ſein Heil zum drittenmale zu verſuchen, als ihn ein unerwarteter Zufall in harte Bedrängniß verſetzte, ja mit Schmach und Leiden der bitterſten Art bedrohte.

Gewöhnlich pflegte L., wenn der Schlag der Mittags-Stunde einen Stillſtand in ſeinen Kaſſen-Geſchäften machte,

mit zwey Bekannten aus derſelben Amts-Abtheilung geſellſchaftlich aufzubrechen, zumal, da einer hievon dicht in ſeiner Nachbarſchaft wohnte, und ſie mithin einen Weg zu ergreifen hatten. Einſt, als ſie wieder zuſammen fortgehn wollten, und ſchon zehn oder zwanzig Schritte weit auf der Straße ſich befanden, fing es zu regnen an; die andern meinten, es ſey nicht von Bedeutung, und wollten weitergehn; nur unſerm Kaſſier war es um einen Hut leid, den er vorgeſtern erſt gekauft habe. Er beſann ſich, daß in ſeinem Amtsgemach ein Regenſchirm ſtehe, und hielt es doch für klüglicher, zurückzugehn und ihn zu holen. Auch dagegen hatten ſeine Begleiter nichts; ſie verſprachen vielmehr, unaufgefordert, an einer nachbarlichen Hausthür einige Minuten lang ſeiner zu warten, und er eilte zurück.

Aber ſiehe da, es vergingen fünf — zehn — endlich wohl ge[illegible] funfzehn Minuten, und kein Kaſſier kam wieder. Die W[illegible]tanden — man weiß ja wohl, wie geizig Groß-Städter mit ihrer Zeit umzugehn pflegen! — wurden ungeduldig, und gingen endlich ohne ihn heim. Derjenige, der ihm zunächſt wohnte, ſah ihn zwar, als er wohl noch eine Viertelſtunde zum Fenſter hinausgeſchaut hatte, vorbey wandeln; aber er kam, was den Beobachter Wunder nahm, ohne Regenſchirm. — Auch Nachmittags waren die andern beyden früher wieder auf ihren Amtspoſten, bevor der Kaſſier ſich einfand. Man machte ihm beym Vorübergehn einige ſcherzhafte Vorwürfe ſeines Nichtworthaltens wegen. Er entſchuldigte ſich damit, daß er eine geraume Weile ſeinen Schirm in allen Ecken und Winkeln geſucht, jedoch nirgends gefunden habe. In der feſten Vorausſetzung, ſie würden längſt fortgegangen ſeyn, hätt' er ſich dann ſo lange hier verweilt, bis der Regen unbedeutend geworden ſey. Man ſchmält' ihn ſcherzend aus, und er ging dann ganz gelaſſen in ſein Gemach, welches in der äußerſten Vertiefung der Expedition ſich befand, und wo die Kaſſe aufbewahrt wurde.

Aber kaum hatt' er daſſelbe aufgeſchloſſen, kaum eine Minute lang darinn verweilt, als er wieder heraus kam, todtenbleich, mit verſtörten Geſichtszügen, und mit dem lauten Ausrufe: „Gott! Gott, was iſt da vorgegangen! Die Kaſſe iſt erbrochen und beraubt worden!" — Alle Anweſenden ſprangen ſehr begreiflicher Weiſe bey dieſer Schreckens-Poſt von ihren Sitzen auf, alle drängten ſich um den Rufenden, fragten, ſtaunten, ſtürzten ſelbſt in das Gemach hinein, und fanden allerdings eine große — Unordnung in demſelben. Die große, eiſerne Kaſſe ſtand offen; zwey tüchtige Vorlegeſchlöſſer lagen neben ihr; auf dem Boden des Zimmers ſah man einige Ziegelſteine und eine beträchtliche Menge Kalk umher geſtreut. Ein kleines Fenſterchen, das hoch an der Wand oben vergittert ſich befand, und auf einen bedeckten Gang hinaus ging, war aufgeriſſen; einige Gitterſtäbe daran waren ausgedreht. Die Oefnung ſelbſt war beträchtlich vergrößert worden. Dies ſchien die Pforte geweſen zu ſeyn, von welcher der Räuber Gebrauch gemacht hatte. Die Kaſſe ſelbſt war, als nun der Kaſſier genauer ſie unterſuchte, zwar allerdings ſehr beſtolen, doch nicht, wie man zu ſagen pflegt, ausgeräumt worden. Nur ein Säckchen mit zweytauſend Dukaten, und zwey andre mit ohngefähr ſechszehnhundert Gulden in Spezies mangelten. Sechs bis ſieben andre mit Siebzehnern und andern mittlern Münz-Sorten angefüllt, lagen unberührt da.

Schon dieſe Auswahl erzeugte Verwunderung. Doch es kamen bald noch einige ſehr ſeltſame, oder wenigſtens ſeltſamſcheinende Umſtände in Bemerkung. Dem Loch' in der Mauer zu Folge mußt' es durchaus nicht ſowohl ein Einbruch, als ein Ausbruch geweſen ſeyn; denn dieſes Loch war offenbar von innen gemacht. Dies ergab ſich aus ſeiner inwendig größern Breite, aus den vielen blos innerhalb des Gemachs liegenden Ziegeln und Kalkſtücken. An der Thüre des Zimmers ſowohl als der Vorgemächer war auch nicht die geringſte Spur einer Gewaltthat zu ſehen; ſie waren entweder gar nicht berührt, oder mit gehörigen Schlüſſeln aufgemacht worden. Noch mehr! Sogar die Kaſſe ſelbſt hatte man keineswegs geſprengt, ſondern ganz der Regel nach eröfnet. Es ſteckten ja noch die Schlüſſel im Hauptſchloß und den zwey Vorlegeſchlöſſern. Freylich erklärte dies L. ſehr deutlich; aber ſelbſt dieſe Erklärung war das Geſtändniß einer unläugbaren Unvorſichtigkeit. — „Er pflege (ſagt' er) dieſe Schlüſſel des Mittags über im Schubfache ſeines Schreibtiſches liegen zu laſſen; dieſes, nur leicht verſchloſſen, müße der Räuber zuerſt erbrochen haben." — Wer dies von ihm anhörte, zuckte die Achſeln, und — ſchwieg.

Man verbinde einmal alle vorhergegangnen und jetzt ſich zeigenden Zufälligkeiten mit einander! L—s bekannte häusliche Lage, — ſein ſeltſames Zurückkehren in der Mittags-Stunde, — ſein langes nutzloſes Ausbleiben, — ſeine äußerſt nichtige Entſchuldigung, — die Widerſprüche in der Beraubungsart ſelbſt, — und man wird es ſehr begreiflich, ja wohl gar nothwendig finden, daß ſich bald in mancher Bruſt ein ſehr bittrer Verdacht gegen ihn regte, durch Flüſtern und Mittheilen, durch Ueberdenken und Auslegung mehrte, wie eine Feuerflamme im dürren Haidekraute fortlief, und endlich ſelbſt bis zur Wiſſenſchaft ſeiner Vorgeſetzten gelangte. Wenige Stunden nachher, als der arme Kaſſier ſeine mit zitternder Hand niedergeſchriebne Anzeige eingereicht hatte, erſchien die Wache zu ſeiner Verhaftung, und eine ſtrenge Unterſuchung ward gegen ihn angeordnet.

Gleich das erſte Verhör nahm keine günſtige Wendung. Er konnte nicht läugnen, wohl eine halbe Stunde lang allein oben verweilt zu haben, und konnte doch zur Beſchäftigung für dieſe ganze Zeit nichts als die Nachſuchung eines Regen-Schirmes, die Beobachtung des Wetters, und endlich (worüber man mitleidig beym Verhöre lächelte) die Befriedigung eines Naturbedürfniſſes anführen. Er ſollte erklä-

ren, wie es nur möglich ſey, daß ſich ein Dieb durch die verſchloßne Thüre ſeines Gemachs geſchlichen, und dann von innen heraus gebrochen habe, ohne vorher gewaltſam hinein gekommen zu ſeyn? und er geſtand: daß er es ſelbſt nicht begreiffe. Er ſollte anzeigen: ob er Verdacht gegen irgend Jemand hege? oder: ob in ſeinem Gemach ein Fremder ſich verſtecken könne? und er verneinte beydes: Man fragt' ihn: ob er würklich ein paar dringende Gläubiger mit baldiger Bezahlung getröſtet habe? und er geſtand es. Man forſchte weiter: Woher er das Geld zu bekommen gehofft hätte? und er antwortete: entweder von ſeinem Bruder, oder durch eine abermalige Begünſtigung der Monarchin. Man fand alles dies höchſt unbefriedigend, und macht' ihm bemerklich: daß der ſtärkſte Theil des Verdachts auf ihn ſelbſt falle. Sein Erſchrecken, ſein Erbleichen, ſein ſtockendes Verneinen, und der Strom ſeiner Thränen — alles dies ward nicht als die Folge einer ſehr natürlichen Erſchütterung, ſondern als Merkmale eines betroffnen Gewißens aufgenommen. Der erſte Urtheilsſpruch erging daher auch ganz damaliger Gerichtsform gemäß: „Daß nem„lich gegen Inquiſiten, in Ermanglungsfall eines freywil„ligen Geſtändniſſes, bey ſo ſtarken Anzüchten und zuſam„mentreffenden Umſtänden, mit peinlicher Frage zu „verfahren ſey.“ — Blos aus Schonung ward ihm noch zur Beſinnung und zum Geſtändniß eine Friſt von acht Tagen anberaumt. Von allen ſeinen Betheurungen verſicherte man ihn im Voraus, daß ſie — fruchtlos ſeyn würden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beſtimmung ſinnverwandter Wörter.

Der Fleißige nimmt die Arbeit ohne Ueberwindung vor, verliert keine Zeit, und iſt unverdroſſen; der Emſige verſchiebt kein Geſchäft bis Morgen, und gibt es vor der Vollendung nicht auf; der Hurtige fördert mit Thätigkeit das Werk; es geht ihm ſchnell und gut von ſtatten.

* * *

Wer ſeine Wünſche erreicht hat, iſt befriedigt; wer nichts mehr wünſcht, iſt zufrieden. Der Beſitz gewährt ſtets Befriedigung; Zufriedenheit nur ſo lange, als wir an ihm Geſchmack finden.

Die Zufriedenheit iſt mehr im Herzen, die Befriedigung mehr in den Leidenſchaften: dieſe iſt ein glücklicher Erfolg, der nicht ſelten die Seele verwirrt; jene eine ſanfte Empfindung, die das Gemüth beruhigt.

Beſorgte und Furchtſame ſind nicht zufrieden, weil ſie der Sicherheit für ihren Beſitz nie genug haben. Ruhmgier und Ehrgeitz ſind nicht befriedigt; die Freude an den Stufen, worauf ſie ſtehen, verliert ſich bey dem Anblick derer, die noch zu erſteigen wären.

Der Mann von Einſicht und Beſcheidenheit iſt ſelten mit ſeiner Arbeit zufrieden, wiewohl er durch eingeerntetes Lob befriedigt ſeyn mag.

* * *

Der Aufrichtige ſpricht nie, was er nicht denkt; er übt eine Tugend, will niemand täuſchen, iſt aller Achtung würdig, und verdient mit Zutrauen auch Vertrauen.

Der Offenherzige ſpricht immer, wie er denkt; er folgt ſeinem Charakter, kann nicht heucheln, und gefällt in jedem Kreiſe, weil er den Geſchäfts-Verkehr erleichtert.

Der Natürliche ſpricht ohne Scheu, was er denkt, zuweilen aus Mangel an Ueberlegung; er ſtößt oft an gegen wahre Höflichkeit, und beleidigt, wenn nicht ohne Wiſſen, doch ohne Vorſatz.

* * *

Wem es an Muthe gebricht, der fürchtet. Wer am Gelingen ſeiner Unternehmungen zweifelt, beſorgt. Wen die Einbildungskraft beherrſcht, der erſchrickt. Wer ſeinen Kräften mißtraut, ſcheut ſich.

Wer bey allem Gefahr ahnet, erſchrickt über alles, wie Frauenzimmer. Die Scheue quillt aus dem Gefühl der Achtung für überlegene Gegner. Je brennender die Begierde, das Ringen nach irgend einem Gute, deſto ängſtlicher die Beſorgniß ſeines Entſchlüpfens. Die Furcht vor dem Tod' iſt des Schwächlings Folter; er weiß, daß er ihm nicht entweichen kann, und erblickt ihn ſtets zur Seite.

(Wird fortgeſetzt.)

Briefe eines Reiſenden in Norddeutſchland.

6.

Hamburg.

Das dir letzthin vorläufig angekündigte dramatiſche Gedicht: „Petrarca“, iſt erſchienen. Die Verfaſſerin iſt Madame Weſtphalen. Selbſt hat die beſcheidene Frau ſich nicht genannt; warum aber ſollte ich dir ihren Namen zurückhalten? hat ſie doch den ſchönen und bey einer Schriftſtellerin ſo ſeltnen Ruhm, eine treffliche Gattin, Mutter und Hausfrau zu ſeyn, mit eben der Willigkeit ihren Penaten, als mit Liebe den Muſen zu opfern. Wer darf es ihr dann verargen, daß ſie die Stunden ihrer ländlichen oder häuslichen Muſſe der Pflege edler Früchte der Phantaſie widmet? von welcher ſie in ihrem Gedicht ſo wahr und ſchön ſagt:

Die Phantaſie iſt der erhöhte Reiz
Des Lebens — jeder Kunſt und Wiſſenſchaft,
Die Mutter mancher edlen hohen Tugend.
Sie wählt die Weisheit zur Erzieherin,
Und gibt zur Buſenfreundin ihr die Wahrheit.
Zu huld'gen dieſer in der Freundſchaft Arm,
Am Herzen hohgeweihter edler Liebe,
Am treuen Mutterbuſen der Natur,
Iſt alles, was die Erde Schönes bietet.

Die Dichtung iſt frey gearbeitet, und im Hiſtoriſchen hie und da Sade und Bayle nachgebildet; das lichte zarte Gewebe eines ſtillen reinen weiblichen Sinns; ein mit ſanftgehaltnen Farben durchgeführtes Gemählde, aus welchem ſich, als der einer ſolchen Hand würdige und allein erreichbare Hauptgegenſtand, die innigſte Herzenfreundſchaft eines großen und guten Weibes für eine hohe männliche Seele und deren Wirkung auf dieſe hervorhebt.

So ſchildert Laura ſie und ſich ſelbſt S. 32.

Es gibt auch Bande, die die Freiheit fördern. —
Soll ſich der Geiſt erheben, ſoll der Muth,
Soll jede Kraft der Seele höher ſteigen:
So braucht der Menſch ein Feuer, das ihn treibe.
Das göttlichſte von allen iſt die Liebe,
Die edle Liebe, die die Kraft beflügelt.
Sieh, Roſa! unter ihrer Leitung ſtieg
Sein ſchöner Geiſt zur lichtumkränzten Sphäre;
Sie lehrt' ihn jenen zaubriſchen Geſang,
Dem mit Entzücken jeder Buſen horcht;
Sie zeigt' ihm im begeiſterten Gefühl
Das Bild der holden Tugend um ſo ſchöner,
Und jedes Große nennt er ſchon ſein eigen!
Ein edler Kämpfer iſt er noch am Ziel,
Den ſchweren Sieg ſich tapfer zu erringen,
Der Liebe Göttlichkeit allein zu huld'gen. — —

Soll ſie ihr Werk auf halbem Wege enden?
Zum Sternenhimmel kann ſie ihn erheben —
— Die Kraft gewinnt durch Uebung nur allein —
Begeiſtern ſein Gefühl zur höchſten Höhe,
Das Sittlich=Schöne zur Vollkommenheit.
Und wenn die Nachwelt ihn bewundernd ehrt;
Wenn ſpät die Dankbarkeit aus Marmor ſpricht:
So nenne ſie den Namen ſeiner Laura
Als Genius, dem Glücklichen geboren!

und dann S. 58.

Das Edle dürfen wir verehrend lieben. —
In einer andern ſchönen Seele ſich
Zu fühlen, ſich vergeiſtigt zu genießen,
Iſt ja die heilig reine Herzensliebe,
Vor der wir nicht erröthen dürfen — die wir
Gern überlaut bekennen möchten, wenn
Es viele gäbe, die es faſſen könnten,
Wie dieſe Liebe große Seelen adelt. —
So heilig mein Gemüth ſie fühlt, iſt Etwas
Mir unbekanntes, was die Lippe feſſelt,
Die oft das Mitgefühl beynah bewegt,
Dem Armen ohne Rückhalt mich zu zeigen.
— — — Petrark kämpft edel! Seine Seele ſiege!
Entſteige ſo den Erdenflammen ſchöner!
Erreiche das Gebiet der höchſt Verklärten!

Petrarcas edle Reſignation und ſein Entſchluß, ſich zu entfernen S. 143; ſein rührender und ſchöner Abſchied von Laura S. 204:

Du zitterſt? — lächelſt? — weinſt? — erbleichſt? erröthest? — — —
— — — In dieſes Anblicks Wonne will ich ſcheiden!

die Wirkung dieſes Lebewohls auf die Zurückgelaßne, im ganzen 3ten Akte, die das Geſtändniß ewiger Liebe beſiegelt; ſeine feurige Sehnſucht nach der entfernten Geliebten, bey deren Abweſenheit die Flügel ſeines Genius ſinken, S. 262 u. f. — ſeine düſtre Ahnung ihres Todes in männlicher Bruſt gehalten; das herrlich gezeichnete Traumbild S. 204 von W. Tiſchbein, nachempfunden, mit einem ſeelenvollen Umriß begleitet, gehoben: dann Laura=Pſyche's Erſcheinung; Petrarks erhabne Klage über ihren Tod — — das Alles und manches andre iſt ſo ganz in einer weiblichen Seele geboren, und auf kurzem Wege vom Herzen bis zur Hand hingezeichnet! In mehr glücklicher Nachbildung als Ueberſetzung ſind die berühmteſten Kanzonen Petrarks in das Sujet ſelbſt eingewebt. — — Eins noch kann ich mich nicht erwehren dir abzuſchreiben, da es in dieſen Tagen der Klage mit den Hoffnungen zuſammenſtimmt, die jede Bruſt erfüllen. Es iſt — die Viſion vom Himmel — Petrarks begeiſterter Päan auf die Rückkehr des Friedens S. 231.

Ich ſehe ſtralender herniederſteigen
Den Genius des Friedens! Morgenröthen
Umfließen ihn — den leichten freyen Schritten
Entſprießen Blumen — ſchön — und dicht — und duftend!
Er winkt, er winkt! — die Fluren blühen — reifen!
Die Heerden weiden ruhig! Tauſend Hände
Seh' ich ſchon ernten unter lautem Jubel! — — —
Die Hoffnung wandelt auf beblümter Au,
Den Blick nicht auf die weite Ferne heftend;
Denn die Erfüllung naht ſich ihren Schritten!
Die Weisheit — an der Hand die ſanfte Ruhe —
Streut ihre Saaten auf gedüngten Boden,
Und dicht entſprießen hinter ihr die Halme!
Die Kunſt, mit vollentblühter friſcher Wange
Sieht nicht mehr bleich — auch ihr wird reicher Segen!
Die Liebe, das Vertrauen, Eintracht, Tugend,
Umſchließen dort im Kreis die ſchönen Bilder,
Umtanzen ſie mit neu verjüngter Freude!

Das Mutterherz der Verfaſſerin verräth ſich durch die Einführung des kleinen Hugo, Laura's Sohn, und ſeines unſchuldigen Spiels in verſchiednen Szenen des 4ten Akts. Wer ihr das nicht nachempfinden kann, und wer in dieſem dramatiſchen Gedichte die in Flitterkoſtüm des frivolen verzerrten Geſchmacks der Zeit gekleideten Gebilde vermißt, der leſe die Einleitungszeilen auf der Rückſeite des Titels:

Suchſt du verwachſne Wälder? Höhlen? reißende Ströme?
Ungeheuer, wie heut der Geſchmack ſie begehrt?
Wanderer, folge mir nicht! Ich wandle durch Blumengefilde,
Durch der Sonne Geſchoß, zu dem erquickenden Quell,
Zu dem ſchattenden Hain, und weil' am moſigen Hügel,
Wo ein Engel des Lichts ſanfter die Fackel geſenkt.

So viel, mein Freund, zum Vorboten, bis dein Exemplar dieſes lieblichen Gedichts im Schneckengange der Poſt bis zu dir gelangt. — Beym Aufſchlagen wird dich eine von F. Barthel in Leipzig trefflich geſtochene romantiſche Landſchaft: „das Thal von Vaukluſe,“ erfreuen — aber hadern wirſt du mit dem Künſtler, wie ich es thun will, daß er ſelbſtgefällig darunter ſetzte: „aus der Idee“ (gezeichnet). Was hat der Mann davon, den Anſchauer unfreundlich aus dem ſchönen Traum, ſo ſey es wirklich da, wo Petrark mit ſeiner Laura wandelte, zu wecken!? Die Verfaſſerin hat ihm in der Ueberſchrift des 2ten Akts dieſen herrlichen Ort ſo vorgezeichnet. Iſt denn auch das nur Dichtung? Ich denke mir das Thal ſo.

Notizen.

Der vortreffliche und berühmte Landſchaftmahler Jakob Philipp Hackert, welcher im vergangenen April zu Florenz im 70. Jahre ſeines Alters geſtorben, hat eine Biographie hinterlaſſen, aus welcher ein Auszug nächſtens im Morgenblatt erſcheinen wird.

W. Friedr. Schlegel hat Paris verlaſſen, und iſt jetzt wieder in Kölln. Daß auch Mad. Schlegel in Paris geweſen ſey, war ein Mißverſtändniß.

Die kaiſerliche Bildergalerie im Belvedere zu Wien iſt durch Hrn. Direkter Füger in eine zweckmäßigere Ordnung gebracht, und hat durch Schönbergers vortreffliche Landſchaft, worin ein in ſeiner Art einziger Sonnenaufgang alle Gemüther zur Bewunderung hinreißt, eine edle Bereicherung erhalten.

Korreſpondenz=Nachrichten.

Leipzig.

Die Weimariſche Hofſchauſpielergeſellſchaft eröffnete hier ihre Vorſtellungen mit einem von Goethe gedichteten Prolog, der in der Zeitung für die elegante Welt abgedruckt worden iſt. Mad. Wolf, die Zierde dieſer Geſellſchaft, ſprach ihn mit einem Anſtande, den man hier lange bey ſolchen Veranlaſſungen nicht geſehen hatte. Im gedrängten Hauſe war eine ſeltene Stille. Man geſtand ſich nach der Vorſtellung, ſo habe man hier Maria Stuart noch nicht aufführen ſehen; ein ſolches gemeinſchaftliches Streben, Zuſammenſpielen, Eingreifen, bringen ein Enſemble hervor, das man bis jetzt wohl zu wünſchen, aber nicht zu hoffen gewagt habe.

Nro. 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 23. Junius, 1807.

Die Wahrheit harrt mit ſichrer Wage
Im Wolkenzelt der Folgezeit,
Verweht die Spreu gedungner Sage,
Und huldigt der Gerechtigkeit.

v. Salis.

Die beſtohlne Kaſſe.

(Aus Meißners hinterlaſſenen Papieren.)

(Beſchluß.)

Es iſt leicht zu errathen, daß von dieſer Sache und von dem Gange, den ſie einſchlug, in **n viel geſprochen ward. Auch das iſt ſehr natürlich, daß die Meinungen hiebey ſich theilten. Die Mehrheit der Stimmen war freylich offenbar gegen den Kaſſier. Es gab Klüglinge, zumal unter ſeinen Amtsgenoſſen, die laut verſicherten, ſie hätten längſt etwas, dem ähnliches, gemuthmaßt; längſt es unſchicklich gefunden, daß man einen ſolchen Mann bey einer Kaſſe dulde. Es gab Mitleidige, welche äußerten, der häuslichen Bedrängniß müße man viel nachſehen; es gab endlich auch Schwergläubige, welche meinten, ſeine Unſchuld ſey doch noch möglich! Und wer dieſes am entſchiedenſten behauptete, — wer überhaupt bey dieſem böſen Handel, zunächſt dem Verhafteten, am ſchmerzlichſten mitlitt, war — der Bruder deſſelben, jener ſchon erwähnte Prälat.

Seinen nächſten und liebſten Blutsverwandten, trotz Bitten und Klagen, in Geldnoth ſtecken zu laſſen, deſſen war der hochwürdige Herr ein paarmal fähig geweſen; aber ihn jetzt in der Gefahr einer ſo qualvollen, ſo ſchmählichen Behandlung zu wiſſen, das that ſeiner Menſchlichkeit und ſeinem — Ehrgeize zugleich weh. Er kannte zwar den Leichtſinn ſeines Bruders in Geldausgaben, aber auch ſeine ſtrenge Redlichkeit in jedem andern Betracht. Er hatte es überdies durch die Vorrechte ſeines Standes dahin zu bringen gewußt, daß er im Verhaft zu ihm gelaſſen worden; hatte ihm ſcharf ins Gewiſſen geſprochen, und eidliche Zuſicherung der vollkommenſten Unſträflichkeit von ihm erhalten. Auf dieſen Schwur traut' er felſenfeſt, konnte jedoch freylich nicht ſein Gefühl auf die Richter übertragen. Selbſt eine Audienz bey der Kaiſerin Königin mißlang; denn die Monarchin gab ihm, auf ſeine Vorbitte, die an ſich höchſt edle und richtige Antwort: „Ich kann dem reumüthigen Bekenner die Strafe lindern, ja wohl gar erlaſſen; aber ich werde nie den Läugnenden und Verſtockten in ſeiner Hartnäckigkeit beſtärken.“

Es gab damals in **n einen Rottmeiſter, der für den furchtbarſten Ausſpäher aller Räuber und Miſſethäter galt. Wenn irgendwo in der Stadt ein nächtlicher Einbruch verübt, ein Fußgänger ausgeplündert, oder ein Unglücklicher getödtet ward; wenn irgendwo ein Frevel verübt, verſucht oder auch nur vermuthet ward, dann erhielt Hr. Knierſch (ſo hieß derſelbe) gewöhnlich den Auftrag der Nachforſchung; und wahrlich, der Frevler mußte äußerſt ſchlau ſich zu verbergen, oder äußerſt ſchnell ſich zu entfernen wiſſen, wenn unſer Rottmeiſter ihm nicht auf die Spur kommen ſollte.— An dieſen Ehrenmann wandte ſich jetzt auch der Prälat, betheuerte ihm hoch und heilig die Unſchuld ſeines armen gefangnen Bruders, machte es ihm zur Gewiſſenspflicht, dem wahren Thäter ſorgfältigſt nachzuforſchen, und verſprach ihm eine Belohnung von hundert Dukaten, wenn er denſelben ans Licht bringe. Dieſe leztre Zuſage gab natürlich noch mehr aus, als jene erſte Ermahnung. Knierſch ſpähte in eigner Perſon und durch ein Paar Nebenhelfer

überall herum, wo er nur wußt' und konnte. Aber alle Thätigkeit und alle Klugheit blieb ſieben Tage durch fruchtlos. Der Vorabend des furchtbaren Morgens, zum peinlichen Verhör des armen Kaſſiers anberaumt, trat ſchon ein. Der Rottmeiſter hatte alle Hoffnung zur Auffindung bereits fahren laſſen. Vielleicht mocht' er ſelbſt im Herzen glauben: der Verhaftete iſt ſchuldig!

An erſtgedachtem Vorabend durchwandelte er mit einer großen engliſchen Docke — dem getreuen Begleiter ſeiner nächtlichen Streifzüge — eine der abgelegenſten **er Vorſtädte. Ein bloßes Ohngefähr führt' ihn in ein ziemlich enges Gäßchen; und aus einem Bierhauſe, was ihm ſeiner Mittelmäßigkeit halber ſonſt kaum bemerkungswerth geſchienen hatte, ſcholl heute eine fröhliche Tanzmuſik ihm entgegen. Je näher er kam, je mehr befremdete ihn dieſer ungewöhnliche Jubel, und als er durchs Fenſter hineinblickte, ſah er wenigſtens funfzig bis ſechzig Menſchen, welche ſangen, ſprangen, zechten, tanzten, als ob ſie dazu gedingt worden wären.

Was geht denn da heute vor? fragt' er endlich zwey Burſchen, die an die Thüre kamen, und fortzugehn Miene machten. — „Je nun, antworteten dieſe, da iſt ein Kutſcher des Grafen ** drinnen; der Kerl treibt es, als ob er verrückt wäre! Er ſpricht: es ſey Morgen ſein Namenstag, und hat, dem zu Ehren, nicht nur alle Gäſte an ſeinem Tiſche freygehalten, ſondern auch nach Muſikanten geſchickt. So oft er ihnen oder dem Wirthe etwas bezahlt, geſchieht es mit blanken nagelneuen Dukaten. Wahrlich, der Kerl muß eine Quaterne gewonnen haben, oder es geht nicht mit rechten Dingen zu.“

Der Rottmeiſter horchte hoch auf! — Wo iſt er denn, dieſer freygebige Mann? fragt' er dringend. Man zeigt' ihm denſelben durch's Fenſter. Mit zwey Schritten war er zur Thüre hinein. Seiner großen, rüſtigen, überdies auch wohlbekannten Figur machten gleich beym erſten Anblick die Schwärmenden ſchüchtern Platz. Ohne ſonſt jemand im Zimmer anzureden, drang er bis zu dem Kutſcher hin, der ſich ſo eben recht flink mit einer Dirne im deutſchen Tanz herumdrehte, ſchlug ihn derb genug mit der rechten Fauſt auf die Achſel, und rief: Kerl, ich verhafte dich! du biſt der Dieb von der Leihhaus-Kaſſe! — Erſchrocken ſchaute der Geſchlagne ſich um, ſah und erkannte dieſen furchtbaren Mann; vernahm noch einmal jenen feſtbeſtimmten Zuruf; ſank auf beyde Knie, zitternd wie ein Eſpenlaub, nieder; und mit gefalteten Händen, mit bebender Stimme rief er aus: Gnade! Gnade! ich will ja alles geſtehen.

Daß dieſe Gnade keineswegs gegen ihn ausgeübt ward; daß man vielmehr ſofort ihn würklich verhaftete, und zu einem vorläufigen Verhör abführte; daß man klüglich den Eindruck der erſten Erſchütterung benützte, und ſeine Selbſt-Anklage, ſein wiederhohltes Geſtändniß ſorgfältig zu Protokoll brachte, — dies läßt ſich leicht erachten. Um jedoch dieſes leztere ganz zu verſtehen, iſt es durchaus nöthig, auf die örtliche Beſchaffenheit des Hauſes, wo der Diebſtahl geſchehen war, vorher noch einen aufmerkſamen Blick zu richten. — Vor den Gemächern, in welchen das Verſatz-Amt ſich befand, lief ein ziemlich langer gewölbter Gang hin, an deſſen äuſſerſtem Ende ein heimliches Gemach ſich befand. An eben dieſer Wand ſtand ein großer, breiter, ziemlich hoher, doch noch nicht völlig bis an die Decke hinaufreichender Schrank, in welchem gewöhnlich ältre Schriften, Akten, auch wohl andre Geräthſchaften aufbewahrt wurden. Da er dicht bis an jenes heimliche Gemach hin ſich erſtreckte, und da des leztern Verſchlag gleichfalls die Decke nicht erreichte, ſo gab es hier eine Stufe und einen Zwiſchenraum, zu welchem ein im Klettern nicht ungeübter Mann ſehr leicht gelangen konnte. Sechzig bis ſiebenzig Jahre ſtand dieſer Schrank ſchon hier, und niemand hatte noch auf dieſen Umſtand Acht gegeben; jenem Nichtswürdigen war die Entdeckung und der Misbrauch davon vorbehalten. Er war am Morgen vor der That im Gemach des Kaſſiers, dem er eine Nachricht überbringen ſollte, geweſen; hatte geſehen, daß derſelbe bey ſeinem Eintritt einen Beutel mit Gold in den Tiſchkaſten aufbewahre, hatte von dem Augenblick' an den Gedanken des Raubes gefaßt und feſtgehalten; hatte ſich drauſſen nach einem Ort zum Verſtecken umgeſehn, und die obenerwähnte Gelegenheit dazu bald ausgeſpäht. Eilfertig ging er heim, verſah ſich mit mancherley zum Schloß-Aufſprengen tauglichen Werkzeugen, kehrte dann ins Verſatz-Amt zurück, ſchlüpfte unbemerkt und glücklich aufs Obertheil jenes Schrankes. Dort der Länge nach ausgeſtreckt war er vor jeder Wahrnehmung geſichert; und ſeine ganze Beſchwerde beſtand darinnen, ſich ſo lange mäuschenſtill zu verhalten, bis alle Beamte weggegangen ſeyn würden. Jezt war dies geſchehen, jezt war er ſchon im Begriffe, herabzuklimmen, da hört' er zu ſeinem größten Schrecken abermals den Schlüſſel am Vorhauſe drehen. Es war der Kaſſier, der ſorgfältig die Saalthüre von innen verriegelte, und eine Weile in ſeinem Kaſſen-Gemach, man weiß, warum, verweilte. Während ſeines fruchtloſen Suchens wandelte ein menſchliches Bedürfniß ihn an. Er ließ, als er es befriedigen wollte, die Thür des erſten Zimmers ſowohl als des hinterſten offenſtehn. Denn woher konnt' ihm nur der kleinſte Gedanke einer Gefahr einfallen, da er ſelbſt den Vorſaal von innen aufs beſte verwahrt hatte? dieſen günſtigen Augenblick benützte der Böſewicht auf dem Schranke. Raſch und doch auch leiſe genug wußt' er auf der andern Seite hinabzuſchlüpfen, und bis ins innerſte Gemach zu ſchleichen. Hinter dem eiſernen Kaſten ſelbſt, der am Winkel eines Fenſters ſtand, verſteckt' er ſich in der Eile. Sehr geraum und genüglich ihn verdeckend war dieſer Zufluchtsort nicht; aber er geſtand auch, daß er entſchloſſen geweſen ſey, beym kleinſten Anlaße dort hervorzuſpringen,

über den einzelnen in Vergleich ſeiner ſchwächlichen Mann ſich herzuwerfen, ihn zu erſchlagen, zu erdroßeln, — kurz, ſich ſeiner zu entledigen, es geh' auch wie es gehe. Doch dieſer Blutſchuld bedurft' es nicht. L. kam nicht wieder in ſein Gemach. Er begnügte ſich blos die Thüre deſſelben zuzuſchließen, und dann ſich zu entfernen. Welchen gefährlichen Feind ſeiner Kaſſe, ſeiner Ehre, ſeines Lebens ſogar, er hinter ſich laſſe — davon ahndete ihm nicht das Geringſte.

Mit größter Gemächlichkeit konnte jener Eingeſperrte ſich nun an ſeine Arbeit machen. Das Tiſchkäſtchen war gar leicht aufgeſprengt. Der Beutel mit Golde lag allerdings noch drinnen; da aber auch die Schlüſſel der Kaſſe ſich hier befanden, ſo wäre es ja unverzeihliche Thorheit geweſen, wenn er nicht dieſe gleichfalls unterſucht, und um ein paar Säcke erleichtert hätte. Gleichwohl hütete er ſich klüglich, ſeine Laſt nicht allzugroß zu machen. Er wählte nur, was ihm des Forttragens am würdigſten ſchien. Etwas mühſamer ward ihm zwar das Durchbrechen des Gitters auf den Gang hinaus; doch er hatte zwey volle Stunden Zeit dazu, und in dieſen ließ es ja wohl ſich zwingen. Als die Oeffnung fertig war, räumt' er blos die auswärts gefallnen Steine bey Seite, um nicht bey dem zuerſt Hinkommenden Verdacht zu erwecken, und harrte in ſeinem vorigen Schlupf-Winkel auf den Stundenſchlag der Eröffnung; der Aufſchließer kam, und dachte freylich mit keiner Silbe an eine Beſichtigung eines Schrankes. Das Herausſchlüpfen des Räubers ging leicht und ſicher von ſtatten. Alles noch übrige erräth ſich auch ungeſagt. Viel war von dem geſtohlnen Gelde noch nicht verthan; denn ſorgſam hatte der Dieb bisher damit zurückgehalten. Daß er ſich dieſen Abend auf eine ſo plumpe Art verdächtig machte, daran waren ein paar über den Durſt getrunkne Gläſer Wein Schuld. In acht Tagen war er Willens geweſen, **n ganz zu verlaſſen, und in ſeine Heimath zurückzukehren. Wie er ſich dort ankaufen, nach und nach mit ſeiner Baarſchaft hervorrücken, und allem Argwohn ausweichen wolle, hatt' er ſchon klüglich genug überdacht. Der arme Kaſſier hätte wahrſcheinlich unterdeſſen mit Leib und Leben für eine unbegangne That gebüßt; denn er ſelbſt erklärte ſeinen Freunden: ſein feſter Vorſatz ſey geweſen, ſich lieber alles Möglichen ſchuldig zu geben, und einem leichten Tod gelaſſen entgegen zu gehen, als ſich ſchmerzhaft ſeine Glieder verrenken zu laſſen. — Jetzt ward er nicht nur ſofort wieder auf freyen Fuß geſtellt; ſondern die gütige Monarchin wieß ihm auch zur Tilgung ſeiner häuslichen Kümmerniſſe ein beträchtliches Jahr-Gehalt aus dem Kammer-Beutel an. — Daß Knierſch ſeine hundert Dukaten richtig erhielt, verſteht ſich von ſelbſt; denn wann hätte wohl ein hochwürdiger Prälat ſein gegebnes Wort unerfüllt gelaſſen?

Geborgte Weisheit.

Dein Prediger iſt dumm, doch gibt er weiſe Lehren;
So hör' — und frage nicht, von wem die Weisheit ſey?
Was thut es, ob dem Mond die Strahlen ſelbſt gehören,
Ob ſie geliehen ſind? — Ich ſehe gut dabey.

Fr.

Beredſamkeit.

Der bündigſte Sermon, lallt ihn ein Träumer her,
Wird minder, als ein Wort, mit Kraft geſagt, beweiſen.
Ein kleines Hämmerchen kann mehr,
Als, machtlos aufgelegt, ein ganzer Centner Eiſen.

Fr.

Die Jahreszeiten.

Frühling, Sommer und Herbſt und Winter: ſo wechſelt die Jahrszeit;
Doch im Leben geſellt oft ſchon ſich Winter zum Lenz.

Friedrich Raßmann.

Grenzlinie.

Fühle nicht, wenn du denkeſt, und denke nicht, wenn du empfindeſt,
Sonſt wird Empfindung Gedank', oder Gedanke Gefühl.

Friedrich Raßmann.

Der Kunſtſchwätzer.

Als der Rhapſode verſtummt, das Geklatſch der Hörer verhallt war,
Trat vielpuſtend ein Mann aus dem Gedränge hervor,
Schwang ſich behend auf die Bühn', und begann mit erhöhetem Pathos
Nun, kirſchbraun im Geſicht, und mit erhobener Fauſt:
„Schweiget, o ſchweigt! Dies laute Geklatſch — dem Verdienſte gebührts nur,
„Wahrlich! dem Stümper nicht, der durch empfindſames Wort
„Schmeichelnd das Herz Euch rührt. Mit Beyfall lohnt nur den Künſtler,
„Der durch vollendete Form Euere Ohren ergötzt,
„Und mit beharrlichem Muth, durch der Metrik Irregewinde
„Strebend, am köſtlichſten Ziel kräftig das Höchſte errang.
„Weg mit Vernunft und Verſtand, und — Gefühl! auf ewig verbannt ſei's;
„Denn zu niedrig, zu fremd iſt es der Hoheit der Kunſt.
„Was die Natur ſtillwirkend erſchafft, iſt ärmlich, gemein nur;
„Aber die Phantaſie! — Schöpferin iſt ſie allein.
„Was ſie erzeugt — es hat Leben und Kraft, und durch glänzende Farben
„Freut es den prüfenden Blick, der es zu würd'gen verſteht.
„Darum erhebt Euch kräftig und kühn, das Höhere ſuchend,
„Und, untreu der Natur, ſinkt in die Arme der Kunſt.“
Sprachs, und entſtieg ſchweißtriefend der Bühne; doch höchlich zufrieden —
Und mit Gelächter ſchied rings das verſammelte Volk.

Auguſt Kuhn.

Briefe eines Reiſenden in Norddeutſchland.

7.

Hamburg.

Wilhelm Tiſchbein nannte ich dir neulich nur im Vorbeigehen, und will jetzt nicht länger ſäumen, dir zu ſagen, daß ich bey ihm eingekehrt bin, und die Bekanntſchaft dieſes kindlich guten Menſchen und genialiſchen Künſtlers gemacht habe. Seit ſeiner Auswanderung aus der blutigen ephemeriſchen Parthenopes-Republik lebte er hier, in Hannover, in Kaſſel, und wird, ſobald Ruhe und Ordnung in Deutſchland zurückgekehrt ſind, ſeinen Sitz in der letztern Stadt fixiren, wohin er an Böttners Stelle den Ruf als Profeſſor und Hofmahler erhalten hat. Ich ſah viele ſchöne und ſinnreiche Gebilde ſeines Herzens und ſeiner Phantaſie — alle mit einem ganz eignen Gepräge von Genialität — größtentheils Zeichnungen, welche auch die ausführ-

lichſte Paraphraſe, wenn ich ſie machen wollte, dir unverſtändlich laſſen würde: man muß ſie ſehen, und ihn ſelbſt darüber hören. — Nur von einigen Werken, anderer und ſehr kontraſtirender Art, will ich dir etwas ſagen. Das größte iſt das erſt halb untermahlte Altargemählde für eine Kirche in Bremen: Jeſus mit den Kindern. Vorherrſchend in ſeinen Zügen, voll ſanften Ernſtes, voll Hoheit iſt das: Wehrt ihnen nicht! Und dieſes Hingeben, dieſes Schmachten nach dem himmliſchen Segen in der Kindergruppe, in der Mutter, die, unter dem ausgeſtreckten Arm des Heilandes vorgebeugt, ihm ihren Neugebornen aufs Knie ſetzt — das alles iſt ſo ſtill und innig gedacht, ſo warm empfunden, ſo anſprechend jedes Herz. — Ein andres Gemählde ſtand am Fuß der Staffelei dieſer großen Kompoſition. Ich ſagte erſt von — Kontraſten. Hier iſt einer. Es war das Portrait — des Generals **Blücher**. Habe ich dir nicht in einem meiner vorigen Briefe ſchon geſagt, daß der gutmüthige Ausdruck in ſeinem Geſichte mich beynahe beſtochen hat? Die Illuſion iſt vorbey, ſeitdem ich dieſes Portrait ſah. Dieſer ſeitwärts aus den Augenwinkeln unter buſchigten Braunen blitzausſchleudernde Blick! Es iſt der eines Alba. Ich bin überzeugt, daß der gute **Tiſchbein** ſich **das** nicht dabey gedacht, und den Eindruck auf jeden Anſchauer auch nur entfernt geahnt hat. Noch waren Kunſtwerke in ſeiner Werkſtatt, die alles überwiegen, was man in dieſer Art ſehen kann: eine Reihe wilder Thierköpfe, Löwe, Tiger, Leopard, Schakal, vor ein Paar Jahren in natürlicher Größe hier nach dem Leben — gemahlt? — nein! im Spiegel geſtellt! ſo wahr, ſo kräftig, ſo phyſiognomiſch, groß und ſchrecklich, ſelbſt in der mechaniſchen Ausführung ſo täuſchend nachgebildet! — — Unter mehrern Köpfen, Studien, Phantaſien, hing an der Wand unſers **Heyne's** unendlich ähnliches Portrait, ganz mit dem ſcharfſinnigen Kritiker- und Forſcherblick, und **Klopſtocks** Kopf. — — Nein! ſo ſah er nicht aus, der Barde, der Odendichter, der heilige Sänger. So flach und nichtsſagend! wie kam **der** Ausdruck in **dieſem** Bilde aus eines Tiſchbein's Pinſel? Du ſchliefſt, Homer!

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, 14 Juni.

Unſer Hof hat wieder ſeinen gewöhnlichen Sommeraufenthalt zu Nymphenburg genommen. Dieſes prächtige Luſtſchloß kann demungeachtet von Fremden zu gewißen Stunden des Tages ganz in Augenſchein genommen werden. Beſonders gerne verweilt man in den geſchmackvollen Zimmern, welche unſre Königin zu bewohnen pflegt, und in dem zu ebener Erde befindlichen Arbeitszimmer des Königs. Alles iſt hier ſchmucklos und einfach; über dem Schreibtiſche des geliebten Monarchen hängt eine Kindergruppe, welche ſeine Familie in treffenden Zügen darſtellt. Die Enfilade im erſten Schloß und die prächtige Wölbung des Saals gewähren einen großen Anblick.

Der General-Sekretär der königlichen Akademie, Herr **Schlichtegroll**, iſt hier angekommen, und die Eröffnung der Akademie wird daher in Kurzem erfolgen.

Herr **Salat**, bisher Profeſſor an dem hieſigen Lycäum, geht nach der Univerſität Landshut ab.

Von Herrn **Höck** haben wir in dieſer Meſſe eine Statiſtik des Königreichs erhalten. Man kennt die Manier dieſes Schriftſtellers. Das Werkchen iſt in tabellariſcher Form abgefaßt, brauchbar, aber nichts weniger als der richtigen Idee der Statiſtik entſprechend. Auch ſind die Quellen, aus denen Herr **Höck** geſchöpft haben will, ziemlich dürftig angegeben.

Wien, 7 Juni.

Herr **Ochſenheimer** iſt nun wieder nach Dresden zurückgekehrt. Der immer gleiche rauſchende Beyfall, den er in jeder Rolle fand, bewog die Direktion, ihn für die hieſige Bühne förmlich zu engagiren, und er wird, wie man ſagt, ſich bald auf immer in Wien etabliren. Als **Poſert**, in Ifflands **Spieler**, leiſtete er unſtreitig das Höchſte, was dem vollendeten Künſtler möglich iſt, und ungeachtet man ſich hier noch ſehr gut an Ifflands Spiel in dieſer Rolle erinnert, ward Ochſenheimer dennoch mit dem Entzücken der höchſten Bewunderung aufgenommen. Alles war eines Meiſters würdig. Nie ſinkt er in ſeiner Darſtellung zur gemeinen Wirklichkeit herab; immer erhielt er ſich in dem Gebiete edler Kunſt, und bemeiſterte ſich der Herzen. Poſerts kleinliche Verlegenheit und Demuth im Hauſe des Kriegsminiſters, welche ſo ſehr mit ſeinem Betragen bey dem jungen Baron **Wallenfels** contraſtirt, gab Herr Ochſenheimer auf eine wahrhaft unübertreffliche Weiſe: Alles ſchien ihm unheimlich und gefahrvoll, ſein Tritt, ſeine Bewegungen waren ganz anders geworden, in ſeiner Stimme ſelbſt lag etwas unbeſchreiblich zaghaftes; und dennoch blieb es dem Zuſeher ganz klar, daß dieſer hier ſo ſehr genierte, und von ungünſtigen Verhältniſſen beklemmte Mann **derſelbe** ſey, welcher ſich in den früheren Akten ſo ſehr ungenirt, ſo kalt und beſonnen gezeigt hatte; denn jede Schwürigkeit überwindet die Kunſt, und ſelbſt das Unmöglichſcheinende weiß ſie wirklich zu machen. Herr **Lange**, als Baron Wallenfels, Madame **Rooſe**, als Gattin des Baron, Herr **Koch**, als Kriegsminiſter, erwarben ſich durch ihr meiſterhaftes Spiel den ungetheilten Beyfall der Zuſchauer.

Das leztemal trat Herr Ochſenheimer in einem Stücke der Madame **Weiſſenthurn**, **die Erben**, in der Rolle eines treuloſen Vormunds auf, und je mehr man erſtaunt war, daß Herr Ochſenheimer einen ſo unbedeutenden Charakter zu ſeiner Abſchiedsrolle gewählt hatte, deſto angenehmer wurde man durch die Ausführung ſelbſt überraſcht, und an jenen Vers des großen Dichters erinnert:

Macht die Liebe, die Kunſt, jegliches Kleine doch groß!

Denn in der That, obgleich Herr Ochſenheimer in dieſem Stücke kaum zur Sprache kam, ſo wußte er doch ſelbſt dem Geringſten, was er ſagte, Bedeutenheit zu geben, und bildete aus dem Ganzen ſeiner Rolle einen tief verſchloſſenen Charakter voll böſen Willens, voll ängſtlicher Vorſicht, voll tiefen Kummers über das Ungewiße ſeiner Plane: einen ſorgebeladenen Mann. Er wurde auch nach dieſem Stücke tumultuariſch herausgerufen, und als er in ſeiner Abſchiedsrede ſagte: er ſcheide aus dieſen Mauern, nicht ohne Hoffnung wiederzukehren, erſcholl das Haus von Beifallszurufungen. Mögen wir ihn bald zu den Unſrigen zählen können!

Als ein ſchöner Beweis, daß das hieſige Theaterpublikum über neue Verdienſte nicht das altbewährte Verdienſt vergißt, mag die Aufnahme dienen, welche Herr **Brockmann** fand, als er im erſten Theile **des Rings** als Klingsberg auftrat. Er ward bey ſeinem erſten Erſcheinen mit jenem ausgezeichneten lebhaften Beyfalle empfangen, womit das Publikum hier nur verdiente Schauſpieler bey ihrem erſten Auftritte nach einer langen Krankheit oder Abweſenheit zu empfangen pflegt. Gewiß bleibt Herr Brockmann in dieſer Rolle unübertroffen: kein Schauſpieler hat es ihm jemals darinn zuvorgethan.

Herr **Werner**, der Verfaſſer der **Söhne des Thales**, iſt hier angekommen, und hat bey dem hohen Adel ſowohl, als bey den ſtillern Freunden der Kunſt eine ſeinen ſchönen Talenten angemeſſene Aufnahme gefunden. Man ſagt, er ſey mit den Schauſpielern und dem Theaterpublikum ſehr zufrieden, und wolle ein Trauerſpiel für die hieſige Bühne ſchreiben.

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 150.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Junius, 1807.

Geſang und Liebe in ſchönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendſchein.

Schiller.

Stimmen der Völker in Liedern. Geſammelt, geordnet, zum Theil überſetzt durch J. G. von Herder. Neu herausgegeben durch Joh. von Müller. Tübingen, Cotta 1807. 8. (Unter Herders ſämmtlichen Werken zur ſchönen Literatur und Kunſt der 8. Theil.)

Dieſe neue Ausgabe der Volkslieder verdient unter den übrigen Herder'ſchen Werken eine beſondere Anzeige für unſre gebildeten Leſer. Auch in ihrer frühern Geſtalt iſt dieſe Sammlung eins der ſchönſten Denkmäler deſſen, was ihr Urheber rückſichtlich der neuern ſchönen Literatur erſtrebt hat; ſo blieb ihm auch dieſes Verdienſt bisher noch immer ungetheilt, da kein andrer nach einem ſo umfaſſenden Plane, mit ſo viel Umſicht und Liebe ein ähnliches Werk unternommen hat. Freylich ſcheint Herder nachmals auf längere Zeit von dieſem Gegenſtande zurückgekommen zu ſeyn; aber in ſeinen ſpätern Lebensjahren erfaßte er von neuem die Idee, woraus die Einrichtung der gegenwärtigen Sammlung hervorging.

Ihre Vorzüge vor der ältern Ausgabe ſind nicht unbedeutend. Nicht zu erwähnen, daß mehrere neue Lieder hinzugekommen, ſo findet ſich hier alles nach den verſchiedenen Nationen aneinander gereiht; das Werk erſcheint als ein Pantheon, worin die mannigfaltigſten Laute entfernter Völker und Zeiten harmoniſch geſellt ſind. — Lieder aus dem hohen Norden machen den Anfang; das zweyte Buch, auſſer einigen griechiſchen und italiäniſchen Liedern, enthält eine anſehnliche Reihe ſpaniſcher Romanzen; zunächſt öfnet ſich der reiche Vorrath altengliſcher und ſchottiſcher Balladen; ſcaldiſche und däniſche Stücke folgen; das fünfte Buch enthält den deutſchen Geſang; den Beſchluß machen einige Stimmen aus Madagaſcar und Peru. Müller hat an mehrern Orten willkommene Anmerkungen hinzugethan, überdies verdankt man ſeiner für Herders Werke ſo thätigen Vorſorge die Beyfügung von zwey hieher gehörigen frühern Schriften „über Oſſian und die Lieder der alten Völker, und über die Aehnlichkeit der mittlern engliſchen und deutſchen Dichtkunſt.“ Der erſtere Aufſatz von 1773 macht uns von dieſer Seite Herders Andenken um ſo werther, da er hier ſchon ſo klar und triftig ſeinen Gegenſtand beſtimmt, zu einer Zeit, wo man kaum über die verengten Gränzen eines Ramler'ſchen Batteux hinauszuſehen wagte.

Wir können hiebey nicht unbemerkt laſſen, daß an den Geiſt und die Tendenz dieſer Sammlung noch zwey andere (in den bisherigen Theilen der vollſtändigen Ausgabe ſchon enthaltene) Herder'ſche Werkchen ſehr nahe ſich anſchlieſſen: die Ueberſetzung der alten Romanzen vom Cid, und die „Lieder der Liebe“ (eine treffliche Schrift über das hohe Lied, nebſt einer beygefügten alten Ueberſetzung von Heinrich Frauenlob, die einen beſſern Text haben könnte).

Wir geben es gern zu, daß manche Ueberſetzung in dieſer Sammlung den gegenwärtigen Kunſtforderungen nicht ſo ganz entſpreche. So z. B. hat das ſchöne Lied des Seraphino d'Aquila S. 181: „La speranza è sempre verde“ in der Uebertragung merklich verloren. Die ſpaniſchen Romanzen hat Herder ohne die ihnen eigenthümlichen Aſſonanzen

gegeben; aber welche Aufgabe, dieſe Gedichte mit ſtrenger Beybehaltung ihrer originalen Form getreu zu überſetzen! Herder ſagt irgendwo, es ſey ihm um den Ton der Romanze zu thun geweſen; und wirklich tönt in den meiſten ſeiner Ueberſetzungen ein eigenthümlicher, ſelbſtgeſchaffener Ton, der in unſern altdeutſchen Volksliedern nicht geſucht werden darf. — Für denjenigen, der der Gelegenheit ermangelt, ſich mit den Originalen ſelbſt bekannt zu machen, bleibt dieſe Sammlung auf jeden Fall höchſt ſchätzbar, und ich weiß nicht, ob wir in dieſem Fache ſo bald beſſere Verſuche erhalten werden, da nun ſo lange ſchon, während man bald alles übrige nachprobirte, ſich beynahe keiner an die Bearbeitung ſolcher Lieder gewagt hat.

Bey den deutſchen Liedern glauben wir noch einen Augenblick verweilen zu müßen. Herder hatte ſie vielfältig in Anregung gebracht; in Rückſicht ihrer aber, als es zur That kam, wurde von ihm gerade am wenigſten geleiſtet. Dieſe Lieder aus S. Dach und Opitz können uns ſchwerlich den eigentlichen deutſchen Volksgeſang erſetzen. Wie wenig wir über Armuth an ſchönen alten nationalen Liedern zu klagen haben, bewieſen unter allen Vorgängern bisher am nachdrücklichſten die Herausgeber des Wunderhorns. Aber auch dieſe Sammlung realiſirt noch keineswegs die Idee eines ächten deutſchen Percy. Man läßt uns glauben, einen ſchweizeriſchen Siegsgeſang von dem alten Vit Weber zu leſen, und doch iſt faſt keine Zeile, die ihm angehörte; das Ganze iſt ein Gleimiſches Kriegslied geworden, obwohl von der beßten Sorte. Wir hoffen, daß die Herausgeber, von denen wir in kurzem einen zweyten Band zu erwarten haben, von dieſer Seite ſorgfältiger ſeyn werden.

Demungeachtet wollen wir ihre Bemühungen mit Dank und Zuneigung anerkennen. Nach einem freieren Plane haben ſie für die deutſchen Lieder das zu leiſten geſucht, was Herder für die große Geſammtheit dieſer Gattung unternahm; ihre Sammlung verdient um ſo mehr unſern Beyfall, je weniger unſer deutſches Volkslied in verſchiedenen Rückſichten den Reichthümern anderer Nationen gleichkommt. Romanzen und Balladen, deren Spanien und England ſo viele beſitzt, trifft man bey uns in früheren Zeiten nur in geringer Anzahl an; beſonders iſt die Opitziſche Periode auffallend arm in dieſem Fache. Die Lieder der Liebe aus den frühern Zeiten zeigen dem größern Theile nach etwas ſehr Einförmiges; manchmal auch nimmt ſich ſolch ein Lied zu Anfang allerliebſt aus, weiterhin aber geht alles wieder in den alten Ton über. Zum Beyſpiele ſtehe hier ein Morgenlied von ungefähr 1450; entfernt von ſeiner Geliebten ſtimmt der Dichter an:

Als ſich des Himmels Firmament
In Laſurfarb gefärbet hat,
So ſich der Tag von Orient
Gar ſüßiglich her ſehen lat (läßt),
Und ſich die Sonn mit rotem Schein
So eben miſchet mit dem Blau,
Ein Wölkchen weiß muß dabey ſeyn,
Deß freuet ſich das junge Herze mein u. ſ. w.

Sein erſter Gedanke iſt nun an die Liebſte, er ſendet ihr ſein Herz dar, ſie ſoll es gütig empfahen u. ſ. w., damit aber iſt's auch vorbey; alles übrige iſt nichts, als das hundertmal eben ſo gut geſungene Einerlei über die Façon ſeiner Herzensdame. Aber gleichwol gibt es des Trefflichen überall noch ſo viel, daß wir, bey ſorgſamer Aufſuchung, eine Auswahl originaler deutſcher Lieder vom 15—17. Jahrhundert zuſammen ſtellen könnten, die, ohne in einzelne Vergleichungen zu gehen, mit den Sammlungen unſrer Nachbarn vollkommen wetteiſern könnte.

B. D—n.

Lied eines Mädchens
aus dem zwanzigſten Jahrhundert
an
Thümmels Geburtstage.

Von dem geheimen Finanzrath von Göcking.*)

O Mann, der meine Seele füllt!
Warum mußt' ich mit dir zugleich nicht leben?
Warum muß nur ein todtes Schattenbild
Empor mein Herz mit eitlen Wünſchen heben?

Wie glücklich war, wer ihn gekannt,
Wie neid' ich den, der ſeine Suade hörte,
Sein Lächeln ſah, und ſeinen Kuß empfand —
O daß er doch noch einmal wiederkehrte!

Ich ſucht' ihn auf, wär' er entflohn;
Ich folgt' ihm nach in Frankreichs tiefſten Süden;
Er fände mich auf jeder Station. —
Ach! einmal lebt und liebt man nur hienieden.

Der Einzige, den ich geliebt,
Dem ich mein Herz ſo gern hätt' hingegeben,
Der lebt nicht mehr! iſt längſt im Staub zerſtiebt! —
Und ſo viele ſchaale Sänger leben! —

Doch ach! vielleicht zu meinem Glück
Ward ein Jahrhundert ſpäter ich gebohren.
Wer weiß, hätt' er, trotz ſeinem Kennerblick,
Aus Tauſenden mein ſchmachtend Herz erkohren?

O ſo verſchmähet doch der Stein
Hier über des geliebten Sängers Aſche
Die Veilchen nicht, die meine Hände ſtreun,
Die Thränen nicht, womit ich heut' ihn waſche.

---

*) Wir geben dieſes Lied, welches einer unſerer erſten deutſchen Dichter, ein Greis, dem liebenswürdigen Greiſe Thümmel ſang, als Nachtrag zu dem Aufſatze in Nro. 127 des Morgenblatts.

Digitized by Google

Brief eines Künſtlers aus Sicilien.

Syrakus, Mai 1805.

Niemals war mir ein Brief willkommener und erfreulicher, als Ihr letzter. So viele Dinge hatten mich an Sie erinnert, ſo viele Menſchen Ihnen nachgefragt, und ſeit ſo langer Zeit vernahm ich keine Sylbe von Ihnen. Nun eilt mein froher Gruß Ihnen nach, und hofft Sie ſo glücklich zu finden, als Sie es in Syrakus waren.

Auch ich habe keine Ruhe mehr auf der Inſel, wo ich bisher doch ſo gern war. Alle Dinge haben ihren Kreislauf, und man muß ſelbſt ſeinen Freuden abzubrechen wiſſen, um ſie ſchöner ſich in der Erinnerung zu erhalten. In wenigen Tagen verlaß' ich Catanea. Ungeachtet ich hier am längſten war, ſo bin ich doch ſchon wieder ein Fremdling geworden. Leicht werden Sie Sich das erklären, wenn ich Ihnen ſage, daß meine zweyte Reiſe nach Syrakus, auf die ich mich längſt gefreut hatte, nun auch unter die vorübergegangenen Dinge gehört.

Hat doch ſchon der Name Syrakuſa's einen magiſchen Klang für unſer Ohr! — Wiſſen Sie noch, wie uns war, als wir im vorigen Frühling uns jenem Boden näherten? Da wir die vielen Einſchnitte auf dem ſteinigten Boden ſahen, dünkte uns, als wären die Tauſende und Tauſende, welche einſt dieſen Weg eintraten, ſo eben erſt vorübergewallt, und die Abendſtrahlen, die ſich am Belvedere und Epipolis brachen, ſchufen aus den Steintrümmern jener Anhöhe eine ſtolze Reihe goldener Palläſte, bewohnt von freyen Männern.

Dießmal kam ich von einer andern Seite herab, nemlich vom alten Pantalica, wo die ehmaligen Menſchenwohnungen, wenn es ſolche waren, den unzugänglichen Neſtern der Mauerſchwalbe gleichen, und aus ſieben Bronnen, zwiſchen Felſen und Baumwurzeln, der Anapus hervorſtrömt. Eine holdſelige Geſtalt wohnt in der Nähe jener Felſen. C. B. Manſeſina S. iſt ihr Name. Hätten Sie wohl geglaubt, daß es eben das freundliche Weſen iſt, von dem ich Sie, als Sie einſt aus der Abendgeſellſchaft des Baron B. zurückkamen, ſo entzückt ſprechen hörte. Sie haben in der That nicht zu viel geſagt. Man kann kein milderes Auge ſehen, als das ihrige iſt, und in ihrer weichen Stimme liegt ſo viel Ton des Herzens, daß man, im eigentlichen Sinne, ſie nur ſprechen hören darf, um ihr gut zu ſeyn. Ob wir auch von Ihnen ſprachen, und was? — Darnach forſchen Sie vergebens. Ich will Ihnen dafür meine Reiſe nach Syrakus erzählen.

Alſo dießmal von den Quellen des Anapus zog ich zur Arethuſa, aber nicht dem rauſchenden Bache nach. Hatte ich doch in Sortino des ſüſſen Honigs der Rede ſo viel eingeſogen, daß ich nun die Reiſe dem ganzen Hybla entlang machen mußte, und hatte mir doch Donna C. ſelbſt einen Brief an den Pächter der Gegend, wo die berühmten Felſenecken von Clymite und Caſtelluccio liegen, mitgegeben. Soll ich Ihnen dieſe Gegenden ſchildern? Ich fürchte, Sie haben jetzt gleich kein Ohr dafür. Das Einzige will ich Ihnen ſagen, daß ich dort den erſten Mai feyerte.

Schöne, inhaltsreiche Tage, ihr werdet mir unvergeßlich bleiben! Die Salbei und der Thymian dufteten, die Nachtigallen ſangen, ſummende Bienen trugen ihre Honig-Beute nach Melilli herab, und das fröhliche Getön der wandelnden Heerden rief dem Wanderer der Ferne die theokritiſchen Zeiten herbey.

Es iſt ſchwer, daß nach ſo romantiſchem Vorgenuß Syrakus gefalle. Mehr, als jemals, dünkte mir das heutige Syrakus ein Kerker. Und dennoch, mein Freund, wie ſchwer iſt es mir geworden, mich von dieſem Kerker zu trennen! Vieles fand ich ſeit dem vorigen Jahre verändert. Beym Gouverneur war keine Aſſemblee mehr, wie damals. Die Abendgeſellſchaften bey B. hatten aufgehört, und unſer Freund, Mario Landolina, der uns mit Nektar zu bewirthen pflegte, war durch Untreue ſeines Kellermeiſters um ſeinen beſten Vorrath gebracht. Aber er ſelbſt, der redliche, ſo unbeſchreiblich dienſtfertige Mann war es, ganz ſo, wie wir ihn kannten, und mir theurer jetzt, nachdem ich ihn immer beſſer kennen gelernt habe, und auch ohne Abendgeſellſchaft lernte ich T... kennen, das Mädchen, das Ihnen ſo andächtig zuhörte, als Sie neben Donna C..., wie ich vermuthe, über das Glück der Liebe ſprachen.

Sie hat ſich Ihrer erinnert. Aber es iſt Zeit, daß wir zur Venus eilen, welche Landolina, damit ich ſie beſſer ſehen und zeichnen konnte, nach meinem Rath anders ſtellen ließ. Wie ſchön iſt doch dieſe Figur, wenn ihre Höhe gleich etwas unverhältnißmäſſig ſcheint! In den Umriſſen der Bruſt und der Hüften liegt doch eine unbeſchreibliche Zartheit und Weichheit. Daß der Künſtler, ſey das Werk Original oder Kopie, mit Liebe vollendete, iſt unverkennbar. Man glaubt einen nakten Körper zu betaſten, ſo rund und rein iſt der Marmor bearbeitet. So oft ich dieſe Statue wieder ſah, bin ich von neuem Intereſſe für ſie erfüllt worden; ja ich glaubte in den erſten Tagen, alle weiblichen Geſtalten in der Wirklichkeit könnten, bald nach dieſem Anblicke, nur verlieren. Aber was werden Sie ſagen, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich Syrakuſerinnen geſehen habe, die mich die Venus beynahe vergeſſen gemacht hätten? Wenigſtens war es mir ziemlich gleichgültig geworden, daß bisher der Kopf der ſchönen Kallipygia noch nicht gefunden wurde.

Im Scherz hatte ich zu meinen Freunden geſagt, daß es doch wohl merkwürdig wäre, zu ſehen, ob unter den heutigen Bildungen ſich noch Ueberreſte von Zügen griechiſcher Geſichter fänden? Ich ſelbſt war völlig vom Gegentheil überzeugt. Wenn man die Geſchichte Siciliens vor Augen hat, ſo iſt es ſchwer zu glauben, daß nur noch ein Schatten reinen, griechiſchen Stamms vorhanden ſey. Dennoch ließ ich mirs gefallen, daß meine Freunde: vediamo! — ſagten. Es traf ſich, daß der Kommodore einer amerikaniſchen Fregatte, nach dem Beyſpiele ſeiner Vorgänger, um die von der Stadt empfangenen Höflichkeiten zu erwiedern, einen glänzenden Ball gab, und zwar an Bord ſeines Schiffs. Zum Glück war die Nacht ſtill, und der freundliche Mond dieſes Himmels verſchönerte den Hafen. Wie elyſiſche Schatten ſchifften die Zierden des Feſtes zu der Fregatte hinüber, wo ſchallende Muſik ſie empfing. Es war eine Freude, die Reinlichkeit und Ordnung zu ſeh'n, welche in allen Einrichtungen auf dem Schiff herrſchte. Als ich, durch einen Spaziergang verſpätet, anlangte, fand ich die Reihen der Tanzenden in den reitzvollſten Bewegungen ſich verſtricken und entwickeln. Eine junge Dame tanzte gar nicht. Eh' ich ſie noch bemerkt hatte, wurde ich ſchon durch die Ungeduld meiner Freunde ihr vorgeſtellt, und erfuhr, daß ſie C.... heiße, und eine Tochter C... ſey.

Dieß war die ſchöne Frau, deren vollendetes Bild ich ſehen möchte, gemahlt vom erſten der Meiſter. Welch ein ſinniger und reiner Uebergang von der Stirn zur Naſe! Wie unbegreiflich fein und edel die Form der Naſe ſelbſt! Und der ruhige Mund, das Oval des Geſichts, das etwas vorgeſchoſſene Kinn! Vom Auge, ſeinen Linien, ſeiner dunklen Klarheit laſſen Sie mich ſchweigen. So auch vom Buſen und Körper. Donna C... iſt, wie das in den adelichen Familien gewöhnlich iſt, im Kloſter erzogen. Ihr

Geiſt hat dort nicht die Bildung erhalten können, deren er fähig geweſen wäre; aber entfernt von der ſo nachtheiligen Verfeinerung der Modekultur blieb ihrer Seele eine Wahrheit und Einfachheit, die den Ausdruck ihrer Phyſionomie unbeſchreiblich erhöht.

Geſtalten dieſer Art bedürfen nicht des Reitzes, den der Ausdruck des Lebens gibt. Die Farbe ſcheint an denſelben etwas ſo Unweſentliches, daß man ſie ſogar hinwegwünſchen möchte, um dem Auge den reinern, ungeſtörten Genuß der edlen Form zu geſtatten. Die Ruhe und Klarheit, die Würde und Zartheit, welche in dieſem Geſichte herrſchten, glichen dem Ausdrucke, der die ſchönſten Götter- und Göttinnen-Bilder des Alterthums umſchwebt.

Das Lob der ſchönen C... verbreitete ſich ſchnell, und ſetzte gewiſſermaſſen den Vater des edlen Weibes in Verlegenheit, eine ſo unſizilianiſche Tochter erzeugt zu haben. Ich muß wenigſtens glauben, daß er wenig Sinn für die griechiſche Schönheit hatte, wenn er gleich die griechiſche Geſchichte geleſen haben wollte, quando stava facendo la figlia. Denn mir wurden, als ich ſie zu zeichnen wünſchte, gerade von ihm, unter dem Vorwand: non conviene — es geht nicht an — die gröſten Schwürigkeiten in den Weg gelegt.

Dieſes non conviene, das ich mir allenfalls bey einem Mädchen oder einer unverheiratheten Perſon überhaupt wegen der herrſchenden Vorurtheile hätte gefallen laſſen, verdroß mich nicht wenig. Ich ſuchte mit doppelter Aufmerkſamkeit, ich reiste nach Noto, um wo möglich einen noch ſchönern Kopf zu finden, und die Eiferſucht des Alten zu reizen, wenn er einen Umriß davon ſähe. Amatola! (Ganz umſonſt!) ſagen die Sicilianer. Das Schöne und Schönſte muß ſelten ſeyn, um göttlicher zu erſcheinen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, 7 Juni.

(Beſchluß.)

Madame Rooſe iſt nach Gräz abgereist, wo ſie in verſchiedenen Rollen, unter andern als Maria Stuart, auftreten wird. Man erwartet ſie in 3 Wochen wieder zurück. Demoiſelle Schmalz hat zu ihrem Vortheile eine Akademie im Redoutenſaale gegeben, und iſt mit Beyfall aufgenommen worden. Demoiſelle Jagemann iſt, nachdem ſie zweymal im unterbrochenen Opferfeſte, einmal im Tankred, und einmal im Titus aufgetreten war, wieder abgereist.

Schon lange ſprach man hier von neuen Theatergeſetzen für die Mitglieder der hieſigen Schaubühnen, und endlich ſind ſie nun erſchienen. Für das rezitirende Schauſpiel iſt ein eigenes Geſetzbuch erſchienen, ein ähnliches für die deutſche Oper; das Geſetzbuch für die Mitglieder des Ballets wird noch erwartet. Gewiß iſt es, daß ohne Geſetze keine Geſellſchaft beſtehen kann, und daß alle Unordnungen, die unter der vorigen Direktion beym Theater vorfielen, dem Mangel an einer klaren Theaterordnung zuzuſchreiben ſind. Die jetzt erſchienenen Geſetze verbreiten ſich ſelbſt über die geringſten Pflichten des Schauſpielers, und ſchließen daher alles Willkührliche ſorgfältig aus: von den Leſeproben anzufangen, bis zur wirklichen Aufführung eines Schauſpiels iſt alles aufs genauſte beſtimmt, und dadurch läſtigen Verwirrungen vorgebeugt. Dieſe Geſetze werden, als Bedingung des fernern Engagement der Schauſpieler, jedem zur Unterſchrift vorgelegt, und dadurch die Ausflüchte, welche manche Mitglieder in Zukunft gegen dieſelben vorbringen könnten, im Voraus vernichtet. Es bleibt nun nichts zu wünſchen übrig, als daß die Direktion auch mit Ernſt über die Beobachtung dieſer Geſetze wache.

Ein kleines Luſtſpiel in einem Akte: Auf und ab, nach dem Franzöſiſchen des Hrn. Picard, hat hier, jedoch bey Kennern noch mehr, als bey dem größern Publikum, verdienten Beyfall gefunden. Es iſt voll intereſſanter Situationen, die Charaktere ſind ſehr naiv gehalten, die Sprache iſt rein und gediegen, das Ganze hat eine gefällige, heitere Geſtalt: auch in Paris ſoll dieſes Luſtſpiel vielen Beyfall gefunden haben.

Man iſt jetzt ernſtlich Willens, die Schillerſchen Trauerſpiele auf die Bühne zu bringen. Die Braut von Meſſina wurde bereits für dieſen Zweck bearbeitet, ſo wie Maria Stuart. Auch Fiesko wurde mit derjenigen Ehrfurcht, welche man jedem Werke eines großen Mannes ſchuldig iſt, für die Bühne adoptirt.

Man ſpricht davon, daß Goethes Clavigo ſchon einſtudirt wird, und nächſtens gegeben werden ſoll. Hr. Haide aus Weimar wird darin eine der erſtern Rollen übernehmen, und auch im Othello auftreten. Man fängt nach gerade an, neugierig zu werden, von welcher Art das Spiel des Hrn. Haide, welcher bereits ſo lange hier in Wien iſt, ohne aufzutreten, ſeyn werde: viele auguriren aus der ſteifen Methode der Dlle. Jagemann übles für dieſen Künſtler, der in derſelben Schule gebildet wurde; andere aber machen ſich, und zwar mit mehrerem Rechte, große Erwartungen. Hr. Lange, in deſſen Rollenfach Hr. Haide einzutreten ſcheint, iſt allerdings für ihn ein furchtbarer Rival: während der langen theatraliſchen Laufbahn dieſes Künſtlers hat es noch keiner vermocht, neben ihm mit Glücke zu beſtehen; Grazie, mit Würde und Kraft verbunden, die man ſo ſehr an Hrn. Lange bewundert, trifft nicht leicht wieder in einem Manne zuſammen. Sein Fiesko iſt vorzüglich in dieſer Hinſicht ein Meiſterſtück der Darſtellung; es iſt wohl möglich, daß Einer nach ihm in dieſer Rolle gefalle, aber kaum möglich, daß er den Preis über ihn erhalte. Vielen wird es ſehr erfreulich ſeyn, wenn Hr. Haide manche nichtsbedeutende Subjekte, die durch jämmerliche Zartheit oder übertriebene Grandezza ihren Rollen verderblich werden, nach und nach von der Bühne verdrängen ſollte.

Man will mit Gewißheit behaupten, daß wir nächſtens das Glück haben werden, Goethe in unſern Mauern zu ſehen. Gewiß bietet Wien in vieler Hinſicht jedem Fremden einen angenehmen Anblick; und Goethe, der ſo ſchön jedes Leben, jede Eigenthümlichkeit würdigt, würde hier kein unfruchtbares Feld ſeiner Beobachtungen finden.

Berichtigungen.

1. Ein im Morgenblatte Nro. 127. S. 506. befindlicher Aufſatz, der nun ſchon ſeit fünf Monaten aus den Händen des Verfaſſers iſt, erwähnt des unlängſt verſtorbenen ſchweizeriſchen Gelehrten, Chriſt. Heinr. Müller, als eines Bruders des berühmten Geſchichtſchreibers. Dieſes iſt falſch, da letzterer an der von ſeinem Namensverwandten, dem vormaligen Profeſſor zu Berlin, C. H. M., beſorgten Sammlung alter Gedichte keinen Antheil hat.

B. D.

2. Durch ein Misverſtändniß des Kupferſtechers ſteht unter dem mit Nro. 136 ausgegebenen Portrait der kaiſ. Prinzeſſin Stephanie „Barth del.;“ allein wir verdanken die ſchöne Zeichnung der Gefälligkeit des talentvollen Lieutenants Holz in Carlsruhe, der die Kopie nach einem vortrefflichen Gemählde Iſabey's ſehr getreu verfertigt hat.

Nro. 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Junius, 1807.

Ein großes Muſter weckt Nacheiferung,
Und gibt dem Urtheil höhere Geſetze.

Schiller.

Herzog Leupold

vor Solothurn, 1307.

An Solothurns Mauern ein Herold naht,
Trommetet; dann ruft er die Worte:
„Nahmt Ludwig ihr ein in die Pforte,
„So büßet, Verräther, dem Kaiſer die That!
„Von Mittag und von Mitternacht
„Rückt Leupold an mit Heeresmacht,
„Entſchloſſen, die Wälle zu ſtürmen,
„Und ſollt ihr zum Himmel ſie thürmen!“

Noch ſcholl es, das ſtolze, dräuende Wort:
Schon fluthen der Reiſigen Glieder,
Ein Lanzenwald, von den Bergen nieder,
Und Fähnlein drängen die Fähnlein fort.
Wie Herzog Leupold, ſiegsgewohnt,
Stolz auf dem bäumenden Rappen thront!
Jetzt vorn, jetzt mitten, und jetzt im Rücken
Blitzt er umher mit wildem Entzücken.

An den Ufern der Aar mit lärmender Haſt
Entſcharen ſich vielgeſchäftig die Heere,
Und zimmern die Flöße, und bauen die Wehre.
Nicht eher gönnen die Mannen ſich Raſt,
Bis wohlgefügt die Brücke ſteht,
Und jauchzend Heer zum Heere geht. —
Bald ruft die Trommete mit weckendem Halle
Auf zu den Waffen, hin zu dem Walle.

Ob ſich die Luft von Pfeilen ſchwärzt,
Steinlaſten die Kämpfer bedecken: —
Der Tod kann Helden nicht ſchrecken!
Wie Schlangen klug, wie Löwen beherzt,
Stehn ſie im Graben auf Leichengrund,
Stoßen mit Widdern das Bollwerk wund;
Und krachend, raſtlos, nimmermüde
Schleudert den Fels die wüthende Blyde. (Wurfmaſchine.)
Wo ſchützend hoch die Zinne dräut,
Trotzt höher ein Thurm ihr entgegen;
Wer's wagt, auf dem Wall ſich zu regen,
Der hat ſich dem Tode geweiht.
Weh, rings Verwüſtung, Mord und Graus!
Doch ſteht der Bürger, hält noch aus. —
Aber vom Gipfel der Thürme behende
Schwingt der Belagerer flammende Brände;

Auflodern die Dächer, und ſtürzen in Gluth! —
Da faßt Verzweiflung den Bürger.
Soll er die Wälle laſſen dem Würger,
Und dämpfen des Feuers empörte Wuth?
Schwarz qualmt der Rauch in Wolken auf;
Ha, weithin mäht der Tod im Lauf!
Geſchrey, Geheul, an dem Wall, in den Straßen —
Daß auch die Tapferſten ſelbſt erblaßen!

Ernſt blickt Graf Hugo zum Himmel empor,
Vertrauend den ewigen Mächten.
Ihn preiſet die Stadt den Gerechten,
Und weiſe ſtehet der Greis ihr vor.
„Du Gott, ſo ruft er, beugſt uns ſehr;
„Uns kleine Schaar umbrauſ't ein Meer.
„Hier würden ſich Helden nicht Sieg erwerben;
„Eins bleibt uns nur: — als Männer zu ſterben.

„Ein Freyer, hab' ich in Ehren gelebt;
„Vor Schmach und Kerker und Ketten
„Wird dieſer Stahl mich retten:
„Nie hab' ich dem Tode gebebt!
„Der Kinder, Greiſe, Weiber Loos,
„Das leg ich, Herr, in deinen Schooß!
„Willſt unſerem Fleh'n dich gnädig erzeigen,
„Muß endlich der Stolze ſich dennoch beugen!“

Als gläubig der Greis empor noch ſchaut,
Kommt, Wolk' an Wolke geflogen,
Daher ein Gewitter gezogen —
Daß jeder ſich kreuzt, daß jedem graut.
Hoch flattert die Saat, der Windsbraut Raub;
Und Dunkel wirbelt vom Grund auf Staub!
Als wär' in Empörung Erd' und Himmel,
Blitzt es und kracht es in's Sturmgetümmel.

Und ehe der Krieger es ſich verſieht:
Da wanken die Thürme; — ſie ſinken, ſie fallen
Zertrümmert, zerſplittert, mit Donnerknallen.
Vergebens iſt Leupold zu retten bemüht.
Er ruft und ruft: — des Herrſchers Willen
Verhallet vor des Nordwinds Brüllen;
Als hätten die Mannen nicht Augen, nicht Ohren,
So ſteh'n ſie geblendet, betäubt und verloren.

Die Wolken brechen, und Fluth auf Fluth
Platzt nieder mit ſauſendem Falle,
Brauſ't ab mit reiſſendem Schwalle: —
Hoch hebt's der Belagerten Muth!
Die Brunſt erliſcht dem Waſſerfall,
Das Lager reißt mit der Wogen Schwall;
Und Ritter ſelbſt auf hohen Roſſen
Fallen wie Rohr den gewichtigen Schloßen.

„Schickſal, zürnt Leupold, du triffſt mich hart!
„Trotz bieth' ich dir doch, die Stadt zu befreyen;
„Laut will ich einſt der Ohnmacht dich zeihen.
„Nicht laß' ich mir kürzen Haar und Bart,
„Bis die Verfluchten ich hingeſtreckt,
„In Trümmer und Schutt ihr Neſt gelegt!
„Tod und Verderben ſoll ſie ereilen,
„Und müßt' ich hier mein Leben verweilen!

Nun erbrüllt die Aar in der engenden Kluft!
Wie ſie ringt, die Dämme zu ſprengen,
Wie die Wogen auf Wogen ſich drängen,
Und der Schaum zerſtäubt in die Luft! —
Die neue, dringende, höchſte Gefahr
Nimmt Leupold mit Entſetzen wahr:
Denn Bäume, Laſten, Felſenſtücke
Schleudert die Fluth an die wankende Brücke.

Er aber mit klugem Feldherrnſinn
Läßt ſchnell ſie mit Steinen beſchweren;
Dem Andrang mit Stangen zu wehren,
Reiht an's Geländer die Mannen er hin.
Doch immer höher ſchwillt der Fluß,
Und pfeilſchnell fährt des Waſſers Guß:
Jetzt, jetzt zerberſtet die Brück' in Trümmer —
Aufſchallt der Armen Geheul und Gewimmer.

Abſtürzt ſich Leupold vom hohen Roß;
In die Fluth hinab ſtracks will er ſpringen,
Mit dem Schwall um die Seinigen ringen:
Ihn läßt der Treuen Gefolge nicht los.
Da ſtarrt er hinaus mit grauſem Schmerz,
Und ſchlägt verzweifelnd an Stirn und Herz;
Fleht: „Gott, mein Gott! o laß dich's erbarmen;
„Mich ſtrafe, mich! Nur rette die Armen!"

Und ſieh aus der Stadt ſchon Kahn auf Kahn
Beherzt in den Strudel ſich wagen,
Mit Wogen und Scheitern ſich ſchlagen;
Graf Hugo rudert wacker voran.
Er ſchwanket her, er ſchwanket hin;
Ihm glückts, den Erſten emporzuziehn.
Durch Feindeskraft, durch Feindesſorgen
Sind alle gerettet, ſind alle geborgen.

An den Ufern tönt auf ein Freudengeſchrey! —
Doch Leupold blickt dankend nach oben;
Stimmt an: „Herr Gott, dich wollen wir loben!"
Gleich fällt ihm das Heer mit Rührung bey.
Kaum war der Jubelchor vollbracht,
Iſt ſchon der Löſung er bedacht:
Knechtſchaft von den Seinen zu wenden,
Will er zum Feinde Rüdigern ſenden.

Befiehlt: „Wenn ſich röthend der Tag erneut,
„Magſt du am Thor als Herold erſcheinen,
„Und fordern ſogleich vom Feinde die Meinen,
„Die ſpäter doch ſonſt mein Arm befreyt.
„Er ſelbſt beſtimme das Löſegeld;
„Wie hoch es kommt, wie ſchwer mir's fällt:
„Sie früher zu retten vor Schmach und Qualen
„Will ich es gern' und redlich bezahlen."

„Nur, daß ſich die Stadt nicht etwan vermißt,
„Will Freyheit für Freyheit bedingen;
„Ha, dazu ließe ſich Leupold nicht zwingen,
„Der nie geſchworener Rache vergißt!
„Wenn ſie mit Unſrer Tode dräu'n,
„Sag dann, ich könnt' auch grauſam ſeyn.
„Für der Gefangenen Leben und Leiber
„Bürgen mir Greiſe, Kinder und Weiber!"

Als kaum noch der Morgen dämmernd graut,
Da horch von der Stadt die Trommel' erklinget,
Und Leupold im Flug' auf's Pferd ſich ſchwinget;
Und alles erwacht, und eilet, und ſchaut:
Graf Hugo naht, der edle Greis,
Der Retter in der Geretteten Kreis;
Die ſtürzen hervor, umarmen die Brüder,
Und jubeln: „O Glück! wir ſehen uns wieder!"

Feſt ſpricht der Graf den Herzog an:
„Ich ſegne die heilige Stunde!
„Wir ſteh'n nicht mit Wogen im Bunde;
„Wehrloſe feſſelt kein Ehrenmann.
„Sie alle zu retten genoß ich das Glück;
„Drum nehmt auch frey ſie alle zurück.
„Was zwiſchen uns bleibet zu rechten,
„Laßt fürder uns Mann an Mann verfechten."

Und mit den Worten wandt' er ſich um,
Und ohne Zögern und Weilen
Sieht man ihn raſch zu den Mauern eilen.
Lang bleibt Leupold wie ein Marmorbild — ſtumm.
Jetzt wird er endlich wieder wach,
Und ſpornt ſein Roß, und jagt ihm nach:
„Halt, ruft er, ein Wörtchen laß mich noch ſprechen;
„Ich muß mich an dir, du Stolzer, rächen."

„Du wagſt mir zu trotzen in Uebermuth,
„Willſt mich durch Großmuth bezwingen?
„Das ſoll dir, bey Gott, nicht gelingen:
„In mir wallt Rudolphs erlauchtes Blut!
„Der eignen Rache künd' ich Krieg;
„Und ſchon gewonnen iſt der Sieg!
„Ich ziehe nach Hauſe mit all den Meinen;
„Du bringe Frieden und Freyheit den Deinen.

H. J. v. Collin.

Brief eines Künſtlers aus Sicilien.

Syrakus, Mai 1805.

(Fortſetzung.)

Schon war meine Abreiſe feſtgeſetzt, als mich die Sehnſucht, der ſchönen Griechenform noch einmal zu huldigen, von neuem ergriff. Ich ging geradezu in das Haus des Barons, ihres Gemahls, um eine Abſchiedsviſite zu machen, unerachtet ich nie da geweſen war. Dieß wurde ſo gut aufgenommen, daß Donna C... aufſtehen mußte — es war aber auch nach eilf Uhr Morgens — und ich erhielt ſogar die Erlaubniß, amuccione, d. h. halbverſtohlen, und auf mein Ehrenwort, niemand etwas davon zu ſagen, einen flüchtigen Umriß von ihr zu zeichnen. Das nach dem Leben verfertigte Bild war wirklich kaum ein Schatten von ihr. Ich ließ es dem Hauſe, und nahm blos eine Kopie. „Laſſet dieſe ſchöne Geſtalt nicht verlohren gehen,“ ſagte ich ihnen. Schönheit entfaltet ſich ſchnell, wie die Roſe in ſtiller Nacht; aber eben ſo ſchnell welken die Blätter der Blumenkönigin.

Vielleicht verweilte ich zu lange bey dieſer Schilderung. Aber die Latomien, das alte Ohr des Dionyſius kennen Sie ja, und wer möchte zum zweytenmal in die Katakomben kriechen, oder zu den widerlichen Kapuzinern hinabſteigen? Glauben Sie aber darum nicht, daß ich über den ſchönen Frauen die Natur und meine Hauptzwecke vergeſſen habe. Ich durchirrte die ganze Gegend um Syrakus, vom Kaſtell bis Plemyrium, wo einſt die Kette, die den Hafen ſperrte, befeſtiget war; und von da bis Fontane Blanche, und von da bis Cava Sicca u. ſ. w. Eine meiner Lieblingsſtellen waren die beyden Säulen, welche vom Jupiter Olympius Tempel, zur Seite des Anapus, übrig geblieben ſind. Man ſieht von da Syrakus, den Hafen, einen Theil des Anapus, die Anhöhe, auf der einſt Neapolis und Tyche lagen, und weiter gegen Abend die Felſenecke vom hohen Caſtelluccio und die Lage von Sortino.

Mehreremal ſah' ich dort, mit dem Theokrit in der Hand, die Sonne untergehn. Unbeſchreiblich iſt der Zauber der Farbentöne an einem ſchönen Abend. Was ſind alle Claude's gegen die Mahlereyen des Lichts, der Schatten und Halbſchatten in dem magiſchen Dufte, der dieſe Fernen umſchwebt? Imponirte dieſe Gegend durch ihre Formen, wie ſie durch ihren ſanften Reitz entzückt, unmöglich wär' es, ein erhabeneres, größeres und hinreiſſenderes Gemählde zu ſehn. Aber die Gegend um Syrakus behält etwas Flaches und Niedriges, das für mahleriſche Darſtellung nicht vortheilhaft geeignet iſt. Auch war meine Abſicht weniger, dort theokritiſche Bilder zu ſuchen, als mir die Erinnerung reich und anſchaulich zu machen, daß ich da war, und mit hohem Bewußtſeyn in den Gefilden irrte, wo einſt Syrakuſion ſtand, und die denkwürdigſten Scenen der Menſchengeſchichte ſich ereigneten.

Was den Theokrit betrift, ſo thut man beynahe beſſer, ihn nicht in Syrakus zu leſen. Entweder hat ſich alles in der Gegend verändert; oder dem Dichter ſchwebten andre Naturſcenen vor. Vergebens ſuchen Sie Thäler, wo ſich Hirten an ſprudelnden Quellen begegnen, oder wo die majeſtätiſche Eiche, die rauſchende Pinie in ihre Schatten laden, oder die umlaubte Grotte die holde Nymphe verbirgt. Am meiſten heimelte mich — verzeihen Sie dieſen Helvetismus — der Hybla wie theokritiſches Land an, weil es dort von Heerden aller Art wimmelt, und ſchattende Baumgründe mit Gefilden, von blühenden Stauden bedeckt, wechſeln. Nirgends war mir ſo wohl, als dort, und nirgends auf dieſer Reiſe ſprach Himmel und Erde, Höhe und Tiefe, Nähe und Ferne ſtärker an mein Herz und Auge. Ich freue mich, daß ich von dem Monte Ben Giovanni, und von Climite herab einige, große Fernanſichten gezeichnet habe. In dem einen Blatt verliert ſich der Blick nach Catanea, im andern nach Auguſta herab. In allen ſieht man den Aetna, das Meer, die Küſten von Taormina und Kalabrien.

Eine der umfaſſendſten Anſichten, die ich auf meiner dießmaligen Wanderung gefunden habe, iſt über Cava Sicca in einem großen Pachtgut, das der Engländer Luckin ſo gut als käuflich an ſich gebracht hat, in einem Feudo, Spinagalli genannt, etwa ſechszehn Miglien von Syrakus. Dort ſehen Sie zwiſchen zwey Felſenmauren, und über den Rücken derſelben herab, in die Ebene von Syrakus. Sie ſehen die ganze Lage der alten Stadt, und an dem weiten Horizonte des Meeres irrt Ihr Auge von Caſtelluccio und Florida bis beynahe an das Capo Paſſero.

Ich kehre mit Ihnen nach Syrakus zurück. Es iſt mir, als käm' ich von Noto. Wir werden unſern Freund, den braven, biedern Gibſon ſehn, der von Maltha gekommen iſt, die erſte Sängerin des Theaters, Donna Cäcilia von Rom hören, und ich werde das Vergnügen haben, Sie der Prinzeßin di Val Savoja vorzuſtellen, welche eine eben ſo ſchöne Madonna, als die C... eine ſchöne Griechin iſt.

Die Zeit meines Aufenthalts in Syrakus verfloß, wie ein Traum. Ich hätte wenigſtens noch einmal 16 Tage da bleiben müſſen, um es zu glauben, daß es ſo lange war. Oft, wenn nicht täglich, brachte ich eine Stunde bey unſrem Freund, dem Canonicus Logotheta zu, der gewiß einer der bravſten, feinſten und kenntnißreichſten Männer Siciliens iſt. Niemand wäre fähiger dazu, als er und Landolina, etwas über Theocrit zu ſchreiben, und diejenigen Erläuterungen zu ſammeln, welche das Land des Dichters, troz den mancherley Veränderungen, anbietet. Noch findet ſich eine gewiſſe Aehnlichkeit in Sitten, Vorurtheilen, und beſonders in Anſehung der Sentenzen und Sprüchwörter zwiſchen der Zeit, die der Dichter ſchildert, und der unſrigen. Auch iſt es kaum anders möglich, als daß in demſelben Clima, und auf demſelben Boden ſich hie und da eine Stimme des Alterthums erhalten hat. Ich habe Logotheta'n zu dieſem Verſuch aufgefodert, und ihm auch den Wunſch geäuſſert, wenigſtens ſein Urtheil zu hören, welche Idyllen er für ächt theokritiſch halten möchte, und welche nicht. Ich habe mich kaum überreden können, daß ſie alle von dem nemlichen Dichter ſind, und auch Logotheta iſt dieſer Meynung. Leichter müßte es einem mit den gehörigen Sprachkenntniſſen verſehenen Sicilianer, als jedem andern werden, die feinen Unterſchiede und Kennzeichen aufzufaſſen, und merkwürdig wär' es, ſoviel möglich zu beſtimmen, welche egyptiſch, und welche ſyrakuſaniſch ſeyn möchten. Ventimiglia's Buch über die bukoliſchen Dichter Siciliens iſt ohne alle Kritik geſchrieben, und voll leeren Geſchwätzes.

Auch Ihren Freund, Apolio, habe ich zuweilen geſehen. Er hat mir eine Schilderung des Hafens von Syrakus vorgeleſen, und einen Aufſatz sopra le leggi siciliane intorno alla pesca della Sicilia *), den man gerne anhören mag, ohne Juriſt zu ſeyn. Vielleicht hätten ſie indeß weniger Eindruck auf mich gemacht, wenn ich nicht kurz vorher vom Balkon und aus den Orangengärten des Hauſes Caſſale den reitzendſten Ueberblick über den Hafen, und

*) Er iſt bekannt durch ſeine ähnliche Abhandlung: Riflessioni sopra le leggi siciliane intorno alla Caccia. (Palermo. 1800.) und andre Werke.

ſeine umliegenden Gefilde gehabt hätte. Der Anblick iſt entzückend. Sie ſehen einen Landſee mit gelben Thonſtein-Ufern oder Wieſengrün eingefaßt, mit ſanften Anhöhen, auf denen die Farben der Olivenhaine, der Saaten und Rebenfelder wechſeln, umgeben, und im Hintergrund einen Kranz von Bergen. Majeſtätiſch ſchwimmen die Fregatten und kleinern Schiffe auf dem ruhigen Spiegel dieſer Meeresbucht, und wie wächst das Intereſſe dieſes Anblicks, wenn man hinzudenkt: hier kämpften Syrakuſions, Athens, Roms und Karthagos Flotten!

(Der Beſchluß folgt.)

Avars Freude.

Ihr freuet euch im trauten Kreiſe
Bey fremdem Wein und leckrer Speiſe.
Wohlfeiler ſchwelgt Avar; denn wißt:
Ihn freut, was er nicht trinkt und ißt.

Hg.

Nekrolog.

Am 10 Junius ſtarb zu München, nach einem langen und äuſſerſt ſchmerzhaften Krankenlager, Herr D. Johann Friedrich Cordes, aus dem Osnabrükiſchen, in einem Alter von 34 Jahren. Seine nähern Freunde kannten in ihm die Eigenſchaften, welche ſein Andenken immer in ihnen mit gleicher Wärme erhalten werden. Treue des Sinnes, rege Empfänglichkeit für alles Große, und Gefühl für Freundſchaft waren in ihm in einem Grade lebendig, der in ſeinen jüngern Jahren, in denen eine ſichere und richtige Anſicht äußerer Verhältniſſe und des bürgerlichen Lebens ſelten mag gewonnen werden, vorzüglich dazu beytrug, ihn in eine Kette von widrigen Umſtänden und Unglück zu verflechten, aus der er nur durch den Tod errettet ward. Dies hatte dann das Urtheil von Ueberſpanntheit oder von einer gewiſſen Untauglichkeit zu beſtimmten Geſchäften, das er in den letzten Jahren ſeines Lebens häufig über ſich zu vernehmen Gelegenheit hatte, zur Folge. Er vermochte hierüber nicht zu der Klarheit zu gelangen, die ihm ſolche Urtheile weniger ſtörend gemacht hätten. In ſeinem Innern verſchüchtert, des innern Grams nicht Herr werdend, und ſeine äußere Lage zu ſehr von einer einzigen Seite anſehend — konnte er nicht mehr den Faden entwirren, der ſein Leben innerlich und äußerlich verwickelte. Die elegiſche Natur ſeines Charakters hätte ihn unter günſtigern äußern Verhältniſſen auf eine nicht gewöhnliche Stufe der Poeſie gehoben, zu welcher er in früher Jugend Neigung und Liebe gewann — ſo aber mußte dieſe Blüthe bald verwelken. Unter den Ereigniſſen, die einen bedeutenden unglücklichen Einfluß auf ſein Leben hatten, war der Tod ſeines Freundes Broxtermann. (Er ſtarb auch in München im J. 1804 in der Blüthe ſeiner Jahre. Mehrere Schriften dieſes äußerſt talentvollen Mannes, unter andern auch eine Sammlung unter ſeinem Namen herausgekommener Gedichte, verſprachen der deutſchen Literatur nicht geringe Früchte ſeines Talents). Seit dieſer Zeit hatte das Leben für ihn Haltung und Ton verlohren. Die Seele war ihm geſchieden, und nur ein Schatten war ihm jetzt noch alles was er vorher inniger und lebendiger erfahren hatte. Neben dieſer Neigung für die Poeſie, von der aus jeder zu einem gewiſſen Grade der geiſtigen Bildung gelangen muß, beſaß er ſchätzbare juriſtiſche, hiſtoriſche, ſtatiſtiſche und landwirthſchaftliche Kenntniſſe, welche letzteren ihm in den letzten Zeiten ſeines Lebens oft den Wunſch eingaben, auf dem Lande als Landwirth zu leben. Seit mehreren Jahren von ſeinem Vaterlande entfernt, hatte er den größten Theil von Deutſchland und einen Theil von Ungarn durchreist. In Berlin verweilte er einige Monate, und früher einige längere Zeit in Würzburg. In München war er ſeit zwey Jahren. Seine literariſchen Beſchäftigungen waren aus Mangel an einer äußern beſtimmten Beſchäftigung und aus andern innern Urſachen zerſtückelt, wenn auch in manchen Zeiten häufig. Er war Mitarbeiter von mehreren beliebten Journalen; anonym waren die meiſten ſeiner Beyträge; an der in München ehemals herauskommenden Aurora hatte er einen beträchtlichen Antheil. Einige ſeiner Gedichte befinden ſich in einigen Almanachen, z. B. einige derſelben im Schillerſchen Muſenalmanach von 1798. Seine hinterlaſſenen Papiere enthalten vielleicht manches der Aufbewahrung nicht Unwerthe. In dem letzten Jahre ſeines Lebens war er bey der Redaktion des vom Freyherrn von Aretin herausgegebenen Neuen literariſchen Anzeigers beſchäftigt, ſo wie er auch Redakteur des ſeit 9 Monaten wieder erſcheinenden Münchner Sonntags- und Mittwochs-Blattes war.

Alle, die den Verſtorbenen näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten, gewannen Zuneigung für ihn; ſeine Freunde blicken ihm wehmüthig nach. Es gibt eine Ordnung der Dinge, wo auch er nach ſeinem wahren Seyn wird beurtheilt werden — dies beruhigt ſeine hinterlaſſenen Freunde bey dem Gedanken an ſo manches ungerechte und verläumderiſche Urtheil, welches ſelbſt nach ſeinem Tode über ihn könnte gefällt werden. — Friede ſey mit ſeiner Aſche! — x.

Notizen aus dem nördlichen Deutſchland.

Von Halle wurden vor einiger Zeit comme ôtage par mesure de sureté der Ober-Konſiſtorialrath Niemeier, der geh. Rath und Ober-Poſtdirektor Madeweiß, der Rathsſyndikus Käferſtein, der Major Heyden und der Landrath v. Wedel nach Mainz gebracht, wo ſie, ihren Briefen zufolge, gut behandelt wurden, und einem weitern Transporte nach Pont à Mousson, der ihnen als Aufenthaltsort angewieſen iſt, entgegen ſehen.

Prof. Voß in Halle ſetzt ſein Journal: Die Zeiten, auf eigene Koſten fort. Die erſten zwey Stücke ſind erſchienen, und enthalten ſehr freymüthige Aeuſſerungen über die Urſachen des ſchnellen Sturzes der Monarchie. Aber mit Muth und Kraft erklärt er ſich gegen die unberufenen Anekdotenjäger und Grabredner.

Der fleißige Prof. Vater hat die Redaktion der Papiere des verſtorbenen Adelungs zur Fortſetzung ſeines Mithridates übernommen, deſſen zweiter Theil nun gewiß bald erſcheint.

Durch Göttingen gehen zwar unaufhörlich Truppenmärſche; aber ſeitdem die Franzoſen zum zweitenmale im Hannöveriſchen ſind, iſt noch kein Mann in der Stadt einquartirt worden, auſſer ein Kommandant einigemal einige Wochen. Die Univerſität leidet durchaus nicht, ſondern wird mit größter Achtung behandelt. Man hatte dem ganzen Lande wieder eine Kontribution von 900,000 Liv. auferlegt; allein auf geziemende Vorſtellung ſind ſogleich 2 Drittel erlaſſen worden.

In einer Memoria, die der ehrwürdige Neſtor der Georgia Auguſta, Heyne, kürzlich auf den frühen, allgemein beklagten Tod des Prof. Päze an Heeren geſchrieben hat, kommen auch einige merkwürdige Aeuſſerungen über die Ausſichten auf die Zukunft vor, die allerdings noch ſehr trübe ſind.

Nro. 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. Junius, 1807.

Was nicht rein iſt, wird in Nacht verſchwinden —
Und die Wahrheit wird den Menſchen finden,
Ob ihn Dunkel oder Glanz verſteckt.

Tiedge.

Doktor Feßler.

Iſt irgend ein Mann dazu geeignet, in dem Sinne, in welchem der freymüthige Britte von ſeinen ausgezeichneten, öffentlich wirkenden Staatsmännern und Schriftſtellern, als public characters, ſpricht, auch unter uns Deutſchen genannt und bemerkt zu werden, ſo iſt es der durch die vielſeitigſte Wirkſamkeit in Wort und That in den zwey Polen unſers Deutſchlands, als es noch durch eine Kugel oder einen Reichs-Apfel verſinnbildet wurde, gleich ausgezeichnete Doktor Ignaz Aurelius Feßler. Sein Schickſal und ſeine Schriften, ſein Wirken in Wien und Berlin, ſeine Freuden und Leiden als Myſtagog und philoſophirender Freymaurer mag er uns ſelbſt einmal, wenn auch er ſein Elugny gefunden hat, wie ſein Abälard, in Confeſſionen erzählen, die ſo ſtreng, wie die des heiligen Auguſtins, ſo glühend beredt, wie die des Bürgers von Genf ſind!

Da ſich in allen Ländern deutſcher Zunge gewiß viele ausgezeichnete Menſchen für dieſen Mann intereſſiren, ſo ſey es uns erlaubt, nur mit einigen Worten ſeine neuſten bürgerlichen und ſchriftſtelleriſchen Schickſale zu berühren. Er hatte ſich ſeit einigen Jahren einen kleinen Landſitz zu Kleinwall, ohnweit Fürſtenwalde, 2 Meilen von Berlin, angekauft, und faſt ganz von Berlin zurückgezogen, um dort in innigſter Verbindung mit ſeinem von Schleſien aus ihm treuverbundenen Freunde Fiſcher und in einer Art von Villeggiatur, worin die großen Römer einſt ihre köſtlichſten Geiſtesfrüchte zeitigten, ſeine Ideen über Chriſtenthum, Kirchenthum, Religion, Myſticismus, Theurgie und geheime Verbrüderungen mit Muſſe und Selbſtgenuſſe zu verarbeiten und der Welt mitzutheilen. Er behielt indeß ſeine, mit einem angemeſſenen Gehalt verknüpfte, Conſulentenſtelle bey dem Miniſter Schrötter für die katholiſchen Angelegenheiten in den neu organiſirten polniſchen Provinzen bey, und kam zu dieſer Abſicht auch zuweilen in die Reſidenz. Wo hätte man auch einen einſichtsvollern Beurtheiler und Sachwalter in der oft ſehr verwickelten Streitfrage klerikaliſcher und kanoniſcher Anſprüche im katholiſchen Polen finden wollen, als Feßler, einſt als Kapuziner und Beichtvater in Wien ein mächtiges Werkzeug in Kaiſer Joſephs Händen, und mit allen Wegen und Stegen der Hierarchie bekannt, nothwendig ſeyn muß? Seine Schriften in Kleinwall ſind nur zum Theil zur Kenntniß des größern Publikums gelangt. Mehrere Bände ſind als gedrucktes Manuſcript für Brüder Freymaurer nur dieſen zugänglich. Zu dieſen hat er erſt in der letzten Oſter-Meſſe unter der Aufſchrift: Dr. Feßlers freymaureriſche Briefe aus Kleinwall, einen dritten Theil, der auch als Anhang des erſten betrachtet werden kann, herausgegeben. Ein merkwürdiger Kupferſtich in mehrern concentriſchen Kreisbahnen, das Ein und All des Universums umſchrieben, mag, als Räthſel oder Auflöſung betrachtet, die Forſchungsluſt reizen oder belohnen. Davon zu ſprechen iſt hier der Ort nicht. Wer ſich als Eingeweihter zu beglaubigen vermag, wird dieß und alles Vorhergehende bey Buchhändler Gerlach in Freyberg erhalten können. Aber

auf ein weit größeres Publikum iſt eine ganze Reihe von philoſophiſch-theologiſchen und romantiſch-myſtiſchen Darſtellungen berechnet, wovon das erſte Werk mit der Ueberſchrift: Feßlers Anſichten von Religion und Kirchenthum (Berlin, Sander, 1805. 3 Bände) gleichſam nur als Einleitung zu dem großen Cyclus anzuſehen iſt, und, indem es die Sätze kräftig aufſtellt und beweist: das Kirchenthum macht in dem Menſchen den Proteſtantismus rege, und dieſer leitet ihn zur Religion; alle Kirchen ſind jetzt noch Sekten, alle ſind ausgeartet; nur der Katholicismus war bisher wahrhaft conſequent, aber auch hier iſt Reform unerläßlich — indem es die vier chriſtlichen Hauptpartheyen durchgeht und würdigt, über die neuſten Ereigniſſe von Stolbergs Uebertritte bis zu Napoleons Concordat das Für und Wider kunſtreich auseinander ſetzt, und am Schluße die Ideen angibt, die jeder kirchlichen Reform zum Grunde liegen müßen, allerdings auf eine höchſt merkwürdige Weiſe in die großen Welt- und Geiſtesgährungen eingreift, die dem Sehenden durch alles Ungeheure, was bisher geſchah, doch nur vorbereitet und eingeleitet, aber kaum noch angefangen zu ſeyn ſcheinen. Dies Buch mußte großes Aergerniß geben. Es hat auch ſchon ſehr gründliche Zurechtweiſungen und Kritiken erhalten. Aber es iſt ein Zeichen der Zeit, eine Fahne auf der Burgwacht aufgeſtellt. Nur darüber ſind die Stimmen uneins, ob zum Kampf oder — zur Kapitulation.

(Der Beſchluß folgt.)

Rückerinnerungen von Seume und Münchhauſen. Frankfurt am Main, bey Varrentrapp und Wenner. 8. S. 96. (mit drey artigen Vignetten.)

Wer weiß, „was ächte wahre Freundſchaft iſt, und wie wohl ſie dem Herzen thut“ (dem Himmel ſey Dank, Rec. weiß und fühlt das) dem müſſen die Lieder des neuen Oreſt und Pylades ein herrlicher Genuß, ein heiliges Wort in ſeine Seele, eine wahre Stärkung ſeyn in der Zeiten Trübſal; aber auch wer dem Erguß' einer edeln über großen Erdentand erhabenen Seele gern lauſcht, wird, angezogen von der nicht genug anerkannten Wahrheit der weiſ' eingeſtreuten Lebensregeln, fortleſen bis zum Ende, und die längſtbekannten Dichter noch höher ſchätzen.

Hier zwey Strophen von Münchhauſen, bey deren Wahl Rec. nur den Zufall herrſchen ließ:

Beklagenswürdig, Freund, ſind die Timone
Bey jedem Volk und unter jeder Zone;
Bey ihnen wohnt die Freude nie.
Sie ſind vor jedem Menſchenantlitz bange,
Sind nur ein Mislaut in dem Sphärenklange
Von unſer's Schöpfers Harmonie.

Wahr iſt's, durchſpähn der Laſter tiefe Gründe,
Erprüfen jeden Grad von Menſchenſünde,
Iſt — nur ein Weiberzeitvertreib;
Doch tragen Weiber unter allen Zonen
Auch jetzo noch der Tugend ſchönſte Kronen.
Vortrefflichkeit! Dein Nam' iſt Weib.

S. 17. Wie ſchön und einfach von Seume:

Verzeihet mir, mein Freund muß gut und bieder,
Muß hell von Kopf, von Herzen rein,
Wie eine Probe ſchweren Goldes ſeyn,
Ein Freund für alle ſeine Erdenbrüder;
Sie mögen ſich in Ganges Fluten baden,
Sie mögen an des Jura Fuß
Die Ziegen hüten, an dem Plataflus
Den Köcher zu der Jagd mit Pfeilen laden.
Sein Wort ſteht feſt, wie tauſend Eiſenſchrauben;
Sein Mund iſt karg, ſein Leben ſpricht
Dem Edeln Muth und Furcht dem Böſewicht,
Und iſt der Kommentar zu ſeinem Glauben.
Herab vom Fürſtenſaal zur Bettlerhütte
Bricht er die Schaale von dem Mann,
Und ſieht, ob er den Kern genießen kann.
Wo Gute ſind, iſt er in ſeiner Mitte.

Daß im erſten Gedichte den meiſten Hexametern der Voßiſche Rhythmus abgeht, und im Ganzen manche mattere Stelle noch der Feile bedarf, iſt unläugbar, sed ubi plura nitent etc.

In den angehängten Noten eifert Münchhauſen wider das Drucken deutſcher Bücher mit lateiniſchen Lettern. „Man wird das leicht begreifen,“ ſagt er, „wenn man den Fall umkehrt, und ſich Franzöſiſch mit deutſchen Lettern gedruckt vorſtellt. Es würde ein alberner Dienſt ſeyn, den uns ein Franzos etwa damit erzeigen wollte — und ſein Volk würde dabey einbüßen.“

Brief eines Künſtlers aus Sicilien.

Syrakus, Mai 1805.

(Beſchluß.)

Noch habe ich nichts von Tremiſa geſagt, dem ehmaligen Sitz des in der Geſchichte von Syrakus einzigen Mannes, Timoleon. Eingeſtürzt iſt die Grotte, und der Felſen, aber die Quelle rinnt aus der gehauenen Waſſerleitung hervor, wie vor Jahrhunderten. Ueber Lackins, des jetzigen Beſitzers, engliſch-ſicilianiſche Landwirthſchaft ließe ſich manches Merkwürdige ſagen; aber die Sache iſt noch zu neu, und mein Brief wird zu lang. Ich habe Tremiſa gezeichnet, und unter blühenden Orangenbäumen Erdbeere gepflückt. Wie gern hätt' ich Blüthe und Frucht mit Ihnen getheilt! Ihr Andenken war mir überall nahe. Mittheilung ſucht des Frohen Seele; denn die getheilte Luſt iſt ſüß, und ſeliger genießt ſie ſich.

Ehe ich Syrakus verlaſſe, muß ich Ihnen noch von zwey Dingen reden, welche einigen Eindruck auf mich gemacht haben. Das eine waren antike Köpfe, in weichen Stein gehauen, aus Alexandrien; das andre die Mohrinnen, welche wir voriges Jahr mit einander geſehen haben. Jene Köpfe wurden ſeit einiger Zeit in der Nähe der genannten Stadt aus-

gegraben, und von dem amerikaniſchen Konſul, Dyſon, käuflich an ſich gebracht. Sie haben etwas mehr als natürliche Größe, und viel gelitten; aber ſie ſcheinen mir ein triftiger Beweiß, daß in der Zeit, wo ſie verfertigt wurden, hohe Cultur der Kunſt und tiefes Studium der Natur Statt gefunden hat. Alle dieſe Köpfe, es waren ihrer etwa ein Dutzend, hatten die abwechſelndſte Mannigfaltigkeit in ihrer Form. Dieß galt beſonders von dem Bau der Stirn und des ganzen Hirnſchaalentheils. Man hätte glauben können, daß es ſo viele Abdrücke nach Menſchenköpfen wären. Alle Züge darin waren groß und karakteriſtiſch. Einer hatte etwas homeriſches, den Ausdruck eines Helden, der hohen epiſchen Größe. Ein andrer glich mehr einem Tenier'ſchen Kopf, und ſtellte einen lachenden Mann vor. Alle aber hatten etwas Fremdes, woraus ein entferntes, Ehrfurcht einflößendes Jahrhundert ſprach.

Die armen Mohrinnen *), denken Sie, ſind noch im nemlichen Zimmer des Kaſtells eingeſperrt, wie vor einem Jahre. Ich fand die meiſten auf dem Boden ſitzend, mit einer wollenen Decke umhüllt. Einige flochten Körbchen, andre ſtreckten die Hand nach Almoſen aus. Nur eine blieb mit einem Ausdrucke von verachtender Gleichgültigkeit ſitzen, beſchäftigt mit ihrer Arbeit. Dieſe gilt für die ſchönſte; auch hat ſie den meiſten Ausdruck von Ruhe, und eine gewiſſe Würde. Die andern huldigen ihr gleichſam inſtinktmäßig, und ſie theilt die täglichen Portionen unter ihnen aus. Mir war es ſehr intereſſant, dieſe unſerem Auge fremden Erſcheinungen wieder zu ſehn. Ich ſchäme mich, es zu geſtehen; aber es iſt wahr, mir kommen dieſe Afrikanerinnen kaum wie halbe Menſchen vor, und es möchte doch ſchwer ſeyn, aus einer ſolchen Schwarzen eine Jglu zu machen. Ich lobe mir Europa und die griechiſchen Inſeln, und beneide keinen Muſelmann um ſeinen Harem.

Ich muß, bey Anlaß der Mohrinnen, meines Begleiters, eines jungen Syrakuſaners, erwähnen, der mir die Gelegenheit verſchafft hatte, die Mohrinnen zu ſehn. Weder er, noch ich hätten geglaubt, daß er ſelbſt in wenigen Tagen die Zahl der Gefangenen vermehren würde. Und was that Don Pietro? — Was in der ganzen Welt geſchieht. Er liebte ein Mädchen, und zwar ein wohlerzogenes, gutes Kind, das ihn wieder liebte. Aber was nicht überall geſchehen möchte, war, daß der Vater, welcher ſich gegen dieſe, einſt mögliche, Verbindung erklärt hatte, den Sohn ohne Umſchweif ins Kaſtell ſetzen ließ. Sie würden ſich noch mehr wundern, wenn Sie wüßten, wie beſcheiden und liebenswürdig der junge Mann iſt. Der Vater hat indeß auch und zwar triftige, ökonomiſche Gründe für ſich, und es bleibt doch wohl die Frage, ob die größere Ausdehnung der väterlichen Gewalt, wo es auf Erhaltung des äuſſerlichen Familienglücks ankommt, ſo ſehr zu tadeln ſey. Im Ganzen athmet aber hierin, wie in vielen andern ſicilianiſchen Sitten und Gebräuchen, morgenländiſches Herkommen, und morgenländiſcher Geiſt. Man ſcheint hier an Vorfälle der Art gewöhnt zu ſeyn; denn die Begebenheit machte wenigen Eindruck auf das Publikum. Ueberhaupt kennen die Südländer, ſo viel ich urtheilen kann, unſre nordiſche Empfindſamkeit nicht. Am Feſte der heil. Lucia, der Schutzheiligen von Syrakus, ſah ich aus einem Kloſter, wohin die Statue der Heiligen gebracht wird, eine Menge Wachteln, Tauben, Feldhühner und dgl., denen die Flügel beſchnitten waren, herabwerfen. Das ſich drängende Volk erwartete mit freudiger Begierde dieſe Opfer des Feſtes, die nicht ſelten zerriſſen wurden, ehe ſie eines Beute waren. Dennoch fällt es Niemand ein, das grauſam zu finden. Es iſt ein großes Vergnügen, und ſelbſt auf dem Balkon ſtrecken die Damen und Herren die Arme nach den herabſinkenden Vögeln aus.

Ich könnte noch manches über Syrakus ſagen, da ich dießmal ſo ziemlich alles geſehen habe. Aber ich will froh ſeyn, wenn Sie bis jetzt noch des Leſens nicht müde ſind. Laſſen Sie uns im Geiſte zu dem wackern Landolina gehn. Seine kleine Tochter, Ciccia, wird uns ein paar Sonette deklamiren, und bey einem Glaſe Syrakuſer, das für Freunde aus der Fremde aufgeſpart wird, wollen wir uns in ſüſſen Erinnerungen ergieſſen. Wie viel Schönes und Gutes fanden Sie und ich in Syrakus! Mit Ehrfurcht werd' ich an das Land und an das Klima denken, wo noch jetzt Blumen entblühen, die ein griechiſches Auge entzückt hätten. Leben Sie wohl.

— 6.

*) Eine amerikaniſche Fregatte hatte an der Küſte der Barbarey einige Algier'ſche Schiffe genommen, und darin unter anderm etliche und dreißig Mohrinnen erbeutet, welche in Syrakus aufbewahrt wurden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin.

Mehrere der angeſehenſten Halliſchen Profeſſoren haben ſich, für jetzt, hierher nach Berlin gewendet. Der berühmte Philolog Wolff hält ſich ſeit einiger Zeit hier auf. Schmalz wird hier juriſtiſche Vorleſungen halten; und Schleyermacher eröffnet in kurzem ſeine Vorträge über die Geſchichte der Philoſophie, die er um den Preis eines Friedrichsd'or angekündigt hat. Merkwürdig war die Gährung, die die Nachricht, daß Schleyermacher die Damen aus ſeinem Auditorium ausſchlieſſen werde (ſie war durch ſeine Apoſtel, einige Halliſche Studenten, noch vor ſeiner Ankunft verbreitet worden) unter dem hieſigen ſchönen Geſchlecht bewirkte. Die Berliniſchen Damen waren nämlich durch Fichte, Gall, und andere Docenten, die nicht minder als dieſe eines bedeutenden Honorars bedurften, ſo große Freundinnen von philoſophiſchen Vorträgen, die ſie als Beluſtigungen betrachteten, geworden, daß ſie den Mangel derſelben dieſen Winter empfindlich ſpürten, und daß deßhalb die Nachricht von Schleyermachers Vorſatze, hier zu leſen, ſie anfangs, ehe die ſie ausſchlieſſende Klauſel bekannt wurde, ſehr entzückte. Der berühmte Ueberſetzer Platons verdient aber viel Lob, daß er es verſchmäht, aus eigennützigen Abſichten die Gelehrſamkeit mancher Berliniſchen Damen, die von Jahr zu Jahr wirklich unausſtehlicher wurde, auf Unkoſten ihrer liebenswürdigeren häuslichen Tugenden zu befördern. Man flüſtert ſich auch eine ſehr witzige Antwort ins Ohr, die er einer Dame, die ſich bey ihm über ſein ungalantes Benehmen beſchwert hat, gegeben haben ſoll, und die dem geiſtvollen Manne ähnlich ſieht.

Die hieſige Königl. Akademie der mechaniſchen Künſte hat den Königl. Holländiſchen Staatsrath, Herrn Hultmann, Direktor der ſchönen Künſte und der neuerrichteten Kunſt-Akademie in Holland, wie auch den hieſigen ſehr geſchickten Bildhauer, Herrn Simon, zu Mitgliedern aufgenommen.

Der Name des Franzoſen, von dem ich kürzlich den Leſern des Morgenblattes einen edelmüthigen Zug mitgetheilt habe, heißt nicht Devoier, wie Setzer und Korrektor ihnen erzählt haben, ſondern Devrier. Der Name eines ſo edeldenkenden, biedern Mannes iſt dieſer Berichtigung gewiß nicht unwerth.

Dreſsden.

Die nachſichtige Ruhe, bey der allein ſich das Glückſchiffchen der F. Secondaſchen Operngeſellſchaft noch flott erhalten konnte, drohte in völligen Sturm und Unwetter überzugehen, wenn nicht die wohlthätige Fee, die ſo oft ihre loſen Spiele mit ihr getrieben, ſie von unſrer Küſte verſchlagen, und, wer weiß wohin, geſchleudert hätte. In der Mitte des Mais kam die königl. Hofſchauſpielergeſellſchaft an, und begann am 15ten ihre Vorſtellungen, die uns den Sommer hindurch ergötzen ſollen.

Sie wiſſen es ſchon, daß Madame Hartwig, als ſie in Geſtalt der Melpomene das Leipziger Publikum zu Anfang der Meſſe begrüßte, unter andern auch in ihrem und der Geſellſchaft Namen das Verſprechen that, ſich über die Gewöhnlichkeit zu erheben, und das Leben in ſeiner idealen Verklärung vorüber zu führen. Das waren goldne Worte! Allein die mannigfaltigen Klagen, die diesmal von Leipzig aus erſchollen ſind, haben nur zu deutlich gezeigt, daß man es mit dem Verſprechen idealiſcher nimmt, als mit dem Spiele, und konnten nur durch die Ankunft der verdienſtvollen Weimariſchen Geſellſchaft geſtillt werden. Der Himmel gebe, daß es uns nicht auch ſo ergehe, denn eine böſe Vorbedeutung bleibt es immer, daß uns Mad. Hartwig ebenfalls als Melpomene ohne Zweifel mit demſelben Prolog angeredet hat. Wir haben viele Stücke zum Erſtenmal geſehn. Ich nenne Ihnen Graf von Santa Vecchia, den Marſchall von Sachſen, Gleiches mit Gleichem, Hanno, Fürſt im Norden, Lanaſſa, Mariane von Gotter, das Morgenſtündchen, Menzikof und Natalie, die Verſchwörung wider Peter den Großen, und wundre mich nicht über Ihre Verwunderung, daß man uns faſt mit lauter Trauer- *) oder traurigen Spielen unterhält. Es iſt nun einmal ſo, und der Zuſpruch bey ſolchen herzzerfleiſchenden, oft ganz widerlichen und einem Gaſtmale des Thyeſtes gleichenden Gerichten, noch nicht groß geweſen. Ich erwähne Ihnen weiter nichts davon, da ſie Ihnen doch wenigſtens dem Namen der Verfaſſer nach bekannt ſind; nur das Morgenſtündchen will ich nicht übergehen, weil es noch neu iſt, und einen Dresdner Gelehrten, den durch ſeine Tulpen, Malven und andern Werke bekannten F. Kind zum Verfaſſer hat. Das Sujet iſt die bekannte Geſchichte von einem Schornſteinfegerjungen, der ſich in einem Gaſthofe in das Zimmer eines durchreiſenden Fürſten verſtiegen hat, dort die nie geſehenen Herrlichkeiten bewundert, und, obgleich ſehr gelockt durch die Reize der verführeriſchen Umgebungen, dennoch dem Habſuchtsteufel widerſteht, und eben, durch die reine Anſchauung beglückt, ſeinen halsbrechenden Weg zur Unendlichkeit wieder beginnen will, als ihm der Fürſt, der ihn heimlich behorcht, und ſich ihm ſo genähert hat, auf die Achſeln klopft, den Erſchreckten tröſtet, und, nachdem er ihn über ſeine Geſchichte ausgefragt, mit ſeinem Bruder, der Kellner im Gaſthofe iſt, glücklich macht, d. h. dem erſtern ſeinen Lieblingswunſch, Querpfeifer zu werden, fürſtlich erfüllt, und letzterm ſein Mädchen in die Arme führt. Der Plan iſt einfach, die Wohlthätigkeit und der gemüthliche Frohſinn nahmen bis zum Schluß kein Ende, und das Stück ward, wie in Leipzig, beyfällig aufgenommen. Wir ſind überhaupt nicht ſo ſtreng, und iſt uns ein Luſtſpiel angekündigt, ſo lachen wir, und ſagen Sie ſelbſt, ob Sie ſich würden bey ehrſamem Ernſte erhalten und zu Gute geben können, wenn der ſchwarze Schornſteinfegerjunge die weiſſe Montur des Fürſten anzieht? Uebrigens war auch das Perſonale ſo paſſend für die verſchiedenen Talente unſrer Bühne berechnet, daß die Darſtellung ſehr vorzüglich ausfiel. Herr Opitz ſpielte den Fürſten, Hr. Böſenberg den Marqueur Henri, Hr. Schirmer den Kellnerburſchen, Hr. Künzel einen Jäger, Demoiſelle Chriſt, die ältere, ein Nähtermädchen, und Mad. Hartwig — den Schornſteinfegerjungen. Alle waren an ihrem Platze, und es war eine Herzensluſt, das gutmüthige Völkchen ſo leben und weben zu ſehen, daß nur der einzige Henri, ein Franzos, durch ſeine unmoraliſchen Anmuthungen gegen das liebe, tugendhafte Nähtermädchen einen augenblicklichen Kontraſt bildete. In Rückſicht auf fleißige, ſorgfältige Darſtellung muß ich Ihnen auch Minna v. Barnhelm nennen, die am 22 Mai gegeben wurde. Die Rollen waren paſſend vertheilt, und wurden, wie geſagt, lobenswürdig ausgeführt.

Was die Hauptſumma des Werths unſrer Bühne betrifft, ſo iſt ſie in neuſter Zeit durch den Abgang zweier Mitglieder wiederum empfindlich verringert worden. Wir haben Herrn Blumauer und Mad. Bürger verloren. Erſterer zeichnete ſich im Rollenfache edler gutmüthiger Alten ſehr vortheilhaft aus. Er ſpielte mit Studium und Ueberlegung, und ſtach oft ſehr grell gegen die konvulſiviſchen Geſtikulationen und accentloſen Deklamationen ſeiner Kollegen ab. Hoffentlich würde man ihn nicht haben gehen laſſen, wenn er ſich bequemt hätte, das, was er als das Beſſere erkennen mußte, die verpönten äſthetiſchen Darſtellungen den natürlichen aufzuopfern. Das oft ſehr prätentiöſe Spiel und die gezierte Sprache der Mad. Bürger würden wir leichter verſchmerzen, wenn man bey Beſetzung ihrer Stelle nicht gar zu unglücklich gewählt hätte. Mad. Karſchin beſitzt nur ein ſehr beſchränktes Talent zur Schauſpielerin. Den Platz der Mad. Schirmer hat Mad. Golmick eingenommen. Es wäre Vermeſſenheit, ſo die gebührende Achtung für das Darſtellungstalent der Verſtorbenen aus den Augen zu ſetzen, wenn man zwiſchen Mad. Golmick und ihr die entfernteſte Vergleichung anſtellen wollte.

Hrn. Lembert ſehen wir durch Hrn. Karſchin erſetzt. Er iſt ein Mann von herrlichen Anlagen, auf den wir gerechte Hoffnungen bauen dürfen, wenn er den verführeriſchen Schlendrian, der auf unſrer Bühne nationell iſt, verachten, und dem wahren Geiſte ſeiner Kunſt gemäß ſich bilden will. Wir fürchteten auch ſchon, Hrn. Ochſenheimer, der in Wien mit vielem Beyfalle aufgetreten iſt, verloren zu haben, als er zu allgemeiner Freude zurückkehrte.

Sie ſehen hieraus, daß die Direktion mehr darauf denkt, die leeren Plätze wieder zu erfüllen, als die Vorzüge der Geſellſchaft durch neue gute Mitglieder zu erhöhen. Man ſcheint nach dem Grundſatze jenes Kaufmanns zu handeln, der den Werth der neuern Waaren herabſetzte, und ſie von ſich entfernt hielt, um immer noch ſeine alten Ladenhüter für modiſch unterzubringen. Aber man bedenkt nicht, daß ſo der Bankerot unausbleiblich iſt.

*) Man wird nicht ſo ungerecht ſeyn, die Maria Stuart, die am 12 Jun. gegeben wurden, gegen uns anzuführen. Was thut dieſer einzige Joſeph gegen ſo viele gottloſen Brüder!

Druckfehler.

In Nro. 118. S. 472. Sp. 2. Z. 15. ſt. Fragen l. Tragen.

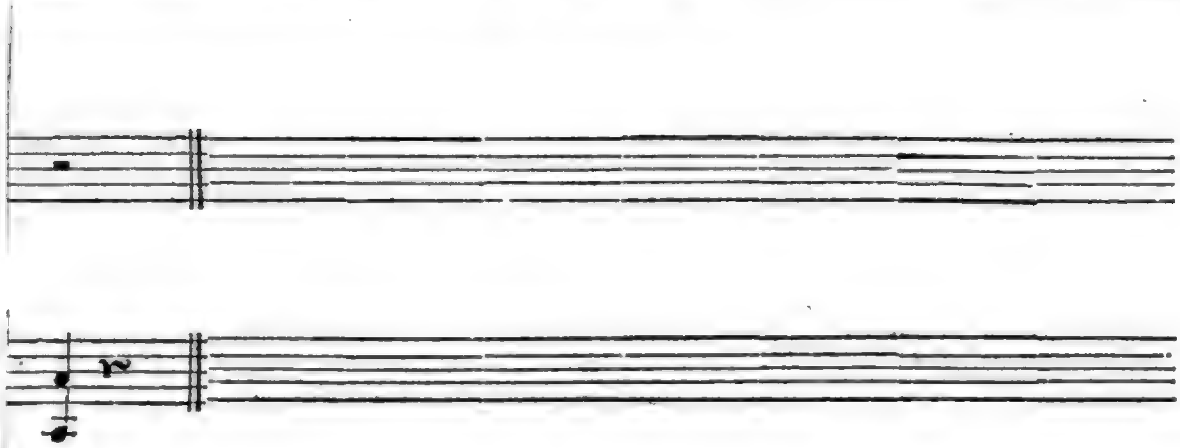
Beylage:

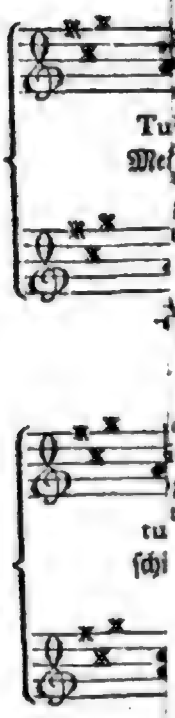
Seufzer eines Gefangenen, mit Accompagnement der Guitarre von Gaetano Trignuolo. Dieſes Lied hat die ſpezielle Merkwürdigkeit, daß es ein vornehmer Neapolitaner, welcher in der Gegenrevolution von 1799 mit dem Tode beſtraft wurde, den Tag vor ſeiner Hinrichtung dichtete.

N°I.

Canto.

Chitarra.





3.
gione oscure,
ristoro,
tesoro,
Tu rtà.
ro, e gemo
Me nie, e cento;
gno, un vento
tà.

5.
Amante
mi adora,
ancora
pietà.
oglio estremo
r mi sento.
gno, un vento
tà.
tu
ſchi

2.
Wie ſelig mir genügte,
Als Liebe mich beſiegte,
Und meine Sklavenfeſſeln
Mit Roſen hold umwand!
Nun kann aus Eiſenketten
Mich nur die Gottheit retten.
O daß, wie Träum' und Lüſte,
Mein ganzes Glück verſchwand!

3.
Am Block der Schauerhöle
Gedenk' ich dein, Adele!
Und klag' aus treuem Herzen
Der Freuden Unbeſtand.
Die Unzahl meiner Thränen
Verdoppelt nur mein Sehnen.
O daß, wie Träum' und Lüſte,
Mein ganzes Glück verſchwand!

4.
Im Nu den Wonneküſſen
Der Zärtlichkeit entriſſen! —
Mir gönnten die Barbaren
Kein theures Liebespfand.
Aus meinen Paradieſen,
In Kerkernacht verwieſen!
O daß wie Träum' und Lüſte,
Mein ganzes Glück verſchwand!

5.
Mein ewigneues Flehen:
Nur ſie noch einmal ſehen!
Verhallt in Felsgewölbe;
Das Mitleid iſt verbannt.
Im Buſen Weh' auf Wehe,
Fühl' ich des Todes Nähe,
O daß, wie Träum' und Lüſte,
Mein ganzes Glück verſchwand!

6.
Fern leuchten unter Qualen
Mir oft der Hoffnung Stralen;
Doch unverſöhnlich laſtet
Des Schickſals ſchwere Hand.
Der Hoffnung ferne Stralen
Erhöh'n nur meine Qualen.
O daß, wie Träum' und Lüſte,
Mein ganzes Glück verſchwand!

Digitized by Google

Nro. 153.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Junius, 1807.

Nichts trennt die Geiſter; eine hehre Halle,
Die Welt des Herrn, faßt und umfängt uns alle.
v. Salis.

Doktor Feßler.

(Beſchluß.)

Im Winter zwiſchen 1805 bis 1806 vollendete Feßler ſeinen Abälard und Heloiſa (Berlin, Maurer, 1806. 2 Theile), eine mit herzergreifender Darſtellungskunſt und einem Aufgebot ſeltener Beleſenheit geſchriebene Geſchichte der Heiligen von St. Gildas und Paraklet. Abälard ſpricht überall ſelbſt, und weiht dieſe Confeſſionen ſeiner Heloiſa. Der Verfaſſer verwahrt ſich feyerlich, daß niemand dieſe romantiſche Dichtung mit dem Eckelnamen eines hiſtoriſchen Romans, dergleichen er nie einen geſchrieben, verunehren möge. Der beſte Hiſtoriker ſey nur ein Cavaceppi einzelner Rümpfe und Bruchſtücke aus der Sinnenwelt. Wer ſie organiſch zuſammenfügen und in die höhere Ideen-Welt übertragen könne, ſey der Meiſter, und ſo ſey jede wahre Hiſtorie romantiſch. Dieſe Anſicht muß dem kältern Geſchichtsfreunde eine arge Läſterung ſeyn, und es muß nachdrücklich dagegen proteſtirt werden. Allein die Compoſition des Werks ſelbſt und der das Ganze durchglühende myſtiſche Feuerhauch machen es zu einer der anziehendſten und — verweilt man dabey — auch der belehrendſten Lektüren. Man kann viel daraus lernen, wenn man auf ſeiner Huth iſt. Vielleicht haben wir kein lebendigeres Gemählde des gewaltigen Geiſterſturms in der letzten Hälfte des 11ten Jahrhunderts, als dieſer — Roman iſt. Die Scenen in Argenteuil, die Folge der Magdalenennacht, die Zuſammenkunft in Soiſſons mit Idalinen und Heloiſen, der auch der Mahler Catel eine geiſtreiche Zeichnung widmete, wie ergreifend und menſchlich-wahr ſind dieſe Schilderungen! Man kann ſehr verſchieden, mißbilligend über Zweck und Tendenz ſolcher Verſchmelzungen platoniſirender und körperlicher Sinnlichkeit denken. Aber man verdamme das Werk nur ja nicht nach Hörenſagen. Man leſe, prüfe, urtheile ſelbſt! Nicht Phantaſie ſoll entzündet, frivole Neugierde gefüttert werden. Es iſt dem Mann voller Ernſt, der dieſes ſchrieb. Das ſieht man deutlich. Aber der Kreis, der hier begonnen wurde, zieht ſich nun weiter in Feßlers Thereſia, oder die Myſterien der Liebe (Breslau, Korn, 1806. 2 Theile). Dieß nennt der Verfaſſer ſelbſt die Tochter ſeines letzten Sommers. In Gluth getaucht iſt der Pinſel, der hier mahlt. Aber man fürchte nicht, daß Jean Paul's neuliche Warnungstafel gegen gewiſſe erotiſche Ergieſſungen auch hier nur die fernſte Anwendung leide. Freylich um ſo gefährlicher und verführeriſcher für alle Licht- und Liebedurſtigen Seelen, wo der Saame des Myſticismus in der Sinnlichkeit wurzelt! Hier wird das leidende Prinzip, die weibliche Natur beatifizirt. Nun ſchließt ſich der Kreis. Das thätige, männliche Prinzip wird erzogen und durch 7 myſtiſche Nächte für Religion und Patriotismus geläutert. Dieß geſchieht in dem ſo eben erſchienenen dritten Werk aus Feßlers Feder: Bonaventura's myſtiſche Nächte (Berlin, Maurer, 1807). Der Held dieſer, beſonders auch durch Kunſtanſichten und geiſtreiche Schilderungen ſolcher Gemählde, die vor kurzem Italien noch beſaß, anziehenden romantiſch-myſtiſchen Erzählung iſt ein Korſi-

kaner, der, in den wunderbarſten Verbindungen geboren und erzogen, durch lauter labyrinthiſche Kloſter- und Abteyengänge die geheimſten Weihen und Aufſchlüſſe erhält, und nachdem er es in der korſikaniſchen Conſulta bis zum Staatsrath und Sindikator gebracht, und alle ſeine Kräfte der Befreyung ſeines Vaterlandes geweiht hat, gerade zu der Zeit abtritt, wo der Jeſuiten-Orden untergeht, und Paoli ſein nicht zu rettendes Vaterland verläßt. Wir leben und weben hier ganz in der römiſch-katholiſchen Wunder- und Heiligenwelt. Will uns der ächt proteſtantiſche Verfaſſer zu ihr zurückführen? Unmöglich. Aber wird er nicht mißverſtanden und für einen Prediger der allein konſequenten Kirche gehalten werden müßen? Sehr möglich. Wäre es alſo nicht beſſer, dieß alles gar nicht zu ſchreiben? Das iſt die Frage. Doch ein genommenes Aergerniß iſt darum noch kein gegebenes. In allen drey Werken, welche dieſen religiös-romantiſchen Cyclus umſchreiben, kommen geheime Verbrüderungen, Fratrien, Frati Pratici zu Neapel u. ſ. w. in mancherley Verknüpfungen und ſich ſeltſam genug mit der äußern Kirchenform durchkreuzenden Einweihungen vor. Doch der würde ſich täuſchen, der wegen ſolcher Anſpielungen in dem Verfaſſer bloß den gewöhnlichen Hierophanten erblicken wollte. —

Schade wäre es, wenn ein Mann von ſo ſeltnen Gaben und Erfahrungen, in dem das sapere et fari ſo unvergleichlich ſich zuſammenfindet, jetzt, wo er noch in der Fülle ſeiner Mannskraft ſteht (er wurde 1756 in Preßburg geboren), nicht auch noch politiſche Wirkſamkeit und einen Platz erhalten ſollte, wo er als öffentlicher Lehrer einer hohen Schule allen Konfeſſionen gleich nutzbar würde! Die neueſten Kriegsſzenen und gewaltigen Stürme, welche auch Feßlers ländlichen Aufenthalt durchbrauſten, und ſeines Freundes nachbarliches Gut zum Theil einäſcherten, überzeugten ihn, daß der ſchöne Lebensplan, in ländlicher Ruhe nur ſich und der Beſchauung des Weiſen zu leben, in dieſen Tagen nur ein Traumbild aus der elfenbeinernen Pforte ſey. Er war ſo glücklich, im Anfang Aprils d. J. ſein Gut Kleinwall ohne Verluſt verkaufen, und dadurch für friſche Lebensanſichten und Ausſichten, wo ſie ſich ihm und ſeiner Familie darböten (er iſt Gatte und Vater von 3 unmündigen Kindern), neue Empfänglichkeit gewinnen zu können. Unterdeſſen hat er ſich in Niederſchönhauſen, 1 Stunde von Berlin, ein ſchönes ſolides Haus und einen Garten angekauft. Der Verfaſſer dieſer Anzeige, der ſeit vielen Jahren in keiner Verbindung mehr mit Feßlern ſteht, und fern von ihm und ſeinen nähern Berührungen, die Kraft, die ſich in Buchſtaben ergießt, noch lieber in That übergeben ſähe, verwahrt ſich feyerlich gegen jeden Verdacht lobredneriſcher Anpreiſung und eines geheimen Zuſammenhangs. Er dürfte nur einen Namen nennen, um bey allen, die etwas genauer unterrichtet ſind, den Verdacht beſtochener Vorgunſt wegzuräumen. Aber die Ernte iſt groß, und wenig ſind der Arbeiter! Darum wünſchte er wohl, daß gerade jetzt dieſer nicht müſſig am Markte ſtehen bleiben möchte.

R...

Prolog

bey Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes in Stuttgart *).

Wenn in die Bebungen der jungen Freude
Der Schüchternheit Gefühle heut ſich miſchen,
Verzeiht! — Der fremde neue Glanz verwirrt
Uns alle noch, betäubt die Sprecherin,
Die, ungewohnt der neuen Bühne, alles
Mit wunderbarer Regung rings beſtaunt.
Vergangnes, Gegenwärtiges bedrängt
Und wechſelndes Gefühl bewegt das Herz;
Denn ſchreckend ſchwebt uns oft noch vor dem Sinn
Die Nacht, da unſer Haus, von wilder Glut
Ergriffen und verſchlungen, allzumal
Zur grauſen Trümmer ward. Doch — laſſen wir
Erinn'rungen der düſtern Trauer fliehn
Vor dieſer holden Gegenwart! Laßt uns
Zu ihm uns wenden, welcher huldérfüllt
Uns dieſen neuen ſchönen Sitz gegründet,
Zu Friderich, dem großen Kunſtbeſchützer,
Thaliens ſeltnem Freund! Auf! laſſet uns
Mit Seinem Namen und Charlottens
(Den ſegnenden und ſchützenden
Erhabnen Namen) dieſen Tempel weihn!
Wo dieſe hohen freundlichen Geſtalten
Umgeben von den Muſenkünſten walten,
Kann da das Glück wohl ferne ſeyn?

Und ihr, Bewohner der geliebten Stadt!
Dankt, ſo wie wir, dem guten Fürſten, der
Euch gern Vergnügen nach erfüllter Pflicht
Des Tages gönnt, daß in den neuen Hallen
Thaliens wir mit neuer Freud' Euch grüſſen;
Daß ihr durch uns aus der Geſchäfte Kreis
Hinüber in der Muſe Zaubergärten
Euch heben könnt und ſtärken, wie den Muth,
So auch die Kräfte für den nächſten Tag.
O aus der Dichtung Roſenwolken weben
Sich frohe Strahlen in das ernſte Leben.

Sey eure Liebe unſerm Eifer gleich,
Dem Eifer ſtets Euch zu gefallen, und
Verſteckt mit Wahl Euch unter Blumen
Auch Früchte zuzuſpielen, Früchte
Der heitern Weisheit, die das Leben ſchmückt.
Des Lebens flüchtige Minuten eilen;
Nur heitre Weisheit macht die flüchtigen verweilen.

Wir werden trachten nach dem ſtolzen Kranz,
Den uns die Kunſt aus ferner Höhe zeigt.
Hilf uns empor, erhabnes Fürſtenpaar!
Hilf uns, den Strebenden! Befeure uns
Durch holden Beyfall, wo wir ihn verdienen,
Durch gütevollen Tadel, wo wir gleiten.

---

*) Da ſich dieſes bisher ungedruckte Gedicht vor manchen bekannt gewordenen Prologen ſehr auszeichnet, ſo haben wir die Erlaubniß des Verfaſſers, daſſelbe zum Drucke zu befördern, mit Vergnügen ergriffen.

Doch! ſey'n wir alle eingedenk des Worts:
Lang iſt der Weg, der zu dem Ziele führt,
Und der Vollendungsleiter letzte Sproſſen
Erreicht der Künſtler, auch der beſte, nicht.

Zum Angebinde dieſes Wonnetags
Nehmt hin das Denkmal eines edlen Geiſts,
Das ſchönſte ſeines Herzens, ſeiner Kunſt!
Ihr kennt es — und Thalia rühmt ſich ſelbſt,
Wenn ſie den Namen Leſſing nennt und Nathan.

Artikel aus einem ungedruckten philoſophiſchen Wörterbuche. *)

Galanterie. Eine lebhafte kurzweilige Ergötzlichkeit; ein vorübergehender flatterhafter, vom Faden des Gefühls und Thörichten einer lächerlichen Standhaftigkeit gereinigter Geſchmack; ein ſchwaches eben ſo bald zerriſſenes, als geſchlungenes Band. Sie beweist öfters die Liebe weit beſſer, als Schwüre, gilt aber darum nicht für letztere.

Dachſtubchen. Höchſter und lezter Stock eines Hauſes, der gewöhnliche Zufluchtsort armer Teufel, die Kopf und Arm in Contribution ſetzen, um den unter ihnen Wohnenden Bequemlichkeit und Vergnügen zu ſchaffen.

Galimathias. Ein Wortſchwall ohne Idee. Es gibt zweyerley Gattungen, den einfachen und doppelten Galimathias. Jenen verſteht der Autor, aber das Publikum nicht; dieſen der Autor nicht, aber das Publikum auch nicht.

Grammatik. Die Logik der Wörter, eine Wiſſenſchaft, die vollkommen geeignet iſt, den Geiſt einzuengen, und die Phantaſie zu lähmen.

Grammatiker. Eine Art Pedant, deſſen Kopf zugleich ein ungeheures Wortarſenal, und eine Ideenwüſte darſtellt.

Schwätzer. Eine langweilige Perſonnage, die alles ſagt, was ſie glaubt, will, und weiß, und ſogar, was ſie nicht weiß.

Harangue. Eine kleine lobpreiſende einſchläfernde Rede, die eben ſo ſchwer abzulegen, als langweilig anzuhören iſt.

Helikon. Ein Berg, von deſſen Höhe ſich immer Wortſtröme herabſtürzen, welche den Geiſt irreführen, und das Herz verderben.

Glücklich. Reich, verſtändig, geſund ſeyn, (nicht auch tugendhaft?) und ſich um niemand kümmern.

Geſchichte. Erdichtungen, die künſtlich geordnet ſind, und in Bücher- und Kapitelform bekannt gemacht werden. Ein unermeßliches Gemählde, worinn beynah' alles von außerordentlicher Größe iſt, die Tugend ausgenommen, die immer noch größer iſt, als ſie geſchildert wird.

Point d'honneur. Ein Tirann, deſſen oft heilſame deſpotiſche Uebermacht die gebildeten Völker beherrſcht; das große Triebrad der Handlungen aller Menſchen, ſelbſt der Religion- und Tugendlo'en; ein oft haſſenswürdiges Vorurtheil, das wegen eines Worts, wegen der kleinſten Kleinigkeit zwey verſtändige Weſen gebieteriſch nöthigt, ſich den Hals zu brechen.

Erniedrigung. Eine Wunde, die im Gedächtniße, ſelbſt nach der Verzeihung, fortdauert. Der Stolz vergißt ſie nun und nimmer.

Humoriſt. Ein Grillenfänger, der ſich mühſam böſes Blut macht, um das Vergnügen zu erjagen, ſich über alle Welt zu ärgern. U.

*) Gewiß aus einem franzöſiſchen Manuſcripte. Wahrheitsliebe und Menſchenkenntniß ſind dem Verfaſſer nicht abzuſprechen; aber wer möcht' ihm durchgängig beypflichten? — Red.

Ein Wort über die Inſchrift: Salve.

In dem Tagebuch' einer reiſenden Dame über Pompeji heißt es, ſie habe dort mit eigenem Vergnügen das freundliche Wörtchen Salve in einem Hauſe an der Thür gefunden. Einer Dame ſoll man aus Artigkeit nicht widerſprechen, zumal, wenn ſie doch wohl auch Recht haben kann. Ich bin aber einigemahl einige Stunden in dem halb unterirdiſchen Städtchen herumgelaufen, und erinnere mich dieſer Inſchrift in einem Hauſe nicht: doch iſt es wohl möglich; denn wer kann alle Häuſer mit aller Aufmerkſamkeit in ſo kurzer Zeit betrachten? Aber dieſes nemliche wirklich ſehr freundliche Bewillkommungswörtchen ſteht auf dem Marmorboden des Proſceniums des kleinen herrlichen Theaters mit großen Metallunzialen eingelegt, und iſt mir überdies noch durch die reinen ſchönen Züge der Lettern merkwürdig. Die nicht nach Pompeji gehen wollen, können es eben ſo freundlich vor der Thür von Goethens Zimmer in Weimar finden. Der Boden iſt für uns eben ſo klaſſiſch; nur ſind die Umgebungen am Veſuv und das Oertliche dort romantiſcher und magiſcher: und Goethe hat zu ſeinem Zwecke Marmor in Marmor gelegt. Die nemliche Inſchrift in einem Hauſe zu Pompeji angenommen, iſt ſie doch gewiß nicht ſo ſchön und ſo bekannt, als das Salve im Theater, ob ſie gleich in Rückſicht alter Hoſpitalität lieblicher ſeyn mag.

Seume.

Ueber die neue Inſel bey Berlin.

(Aus einem Schreiben.)

Die Berliner wallfahrten noch immer, bey ſchönem Wetter über Charlottenburg, in die Gegend von Spandau, um die kleine neue Inſel anzuſtaunen, welche ſich am 17 Mai, zwiſchen Pichelsdorf und dem Pichelsdorfer-Werder, aus dem Grunde der Havel erhoben hat. Ihre Länge beträgt ungefähr 40 bis 50, und die Breite 12 bis 15 Schuh. Bey ihrer Geburt, welche, nach Ausſage einiger Augenzeugen, mit einem Getöſe begleitet war, fand man die Oberfläche derſelben mit Fiſchen, Krebſen und Schnecken bedeckt. Die Gewalt, mit welcher ſie emporgehoben worden, muß allerdings ſehr bedeutend geweſen ſeyn, da auch ſogar eine Menge Floßhölzer, welche verſenkt waren, mit heraufgebracht wurden. Ueber die Entſtehung dieſer Inſel ſind in den berliniſchen Nachrichten von Staats und gelehrten Sachen bereits zwey ganz verſchiedene Erklärungen erſchienen. Nach der Meynung des hieſigen Profeſſors Dittmar würde ſie das Produkt eines unter der Oberfläche des Flußbettes vorgegangenen chemiſchen Prozeſſes ſeyn. Dazu glaubt derſelbe in der daſigen Gegend, welche Alaunerde, Kalk, Eiſen und Schwefelkieſe enthalte, den hinreichenden Grund gefunden zu haben. Da dieſe Inſel an dem Orte einer ſehr beträchtlichen Untiefe, oder, wie die Fiſcher ſagen, eines Sackes entſtanden iſt, ſo nimmt der gedachte Profeſſor Dittmar an, daß ſich bey dem fortwährend hohen Stande des Waſſers in dem vergangenen Winter, wahrſcheinlich in eine, mit obengenannten Foſſilien angefüllte Höhle, von welchen ſich ſeitwärts, hinter den Sack- oder Trichterwänden, manche befinden mögen, Waſſer hinein-

gedrängt, und dadurch die Erhitzung dieſer mineraliſchen Körper veranlaſst haben kann. Dadurch wurden nun Waſſerdämpfe gebildet, deren ungeheure Kraft die unglaublichſten Wirkungen hervorzubringen im Stand iſt. — Nach einer andern Hypotheſe des Herrn Louis von Voß ſoll dieſe Inſel aber blos nach einem hydrauliſchen Geſetze durch den Druk des Waſſers, welches ſich in den benachbarten Hügeln aufgeſammelt habe, entſtanden ſeyn, indem das Waſſer durch einen Kanal an der Stelle ausgefloſſen wäre, wo ſich der Sack oder Trichter befunden hätte. Da aber dieſe Untiefe durch das Zuſammenſtürzen der Seitenwände wäre verſtopft worden, ſo habe ſich das auf dieſen Erdpfropf drückende Waſſer Luft machen wollen, und dadurch ſey dieſe Erdmaſſe emporgehoben, und eine Inſel gebildet worden.

Nach der letztern Erklärung müßten aber die Wände des Trichters abermals zuſammengeſtürzt, um der neuen Inſel eine Baſis zu geben, die großen Tiefen aber weiter fortgerückt ſeyn. —

Man hat bey den häufigen Beſuchen, welche man jetzt der neuen Inſel macht, gefunden, daß ſie aus einer Menge groben Sands beſtehe, und hat auch durch einen Brunnen-Bohrer aus einer beträchtlichen Tiefe keine andere Erdart aus der Mitte dieſes Eilandes hervorgebracht. Wenn man mit dem Körper eine erſchütternde Bewegung macht, ſo ſchwankt auch die ganze Inſel. Vielleicht iſt dieſe neue Schöpfung wohl nur ein ſogenanntes Marſchland, oder ein leichter Torf, der ſich durch das Grundwaſſer mit dem auf ihm liegenden Sande emporgehoben hat? —

S. g. d.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag.

Die Flamme des Kriegs wüthete in dem Norden von Deutſchland, und zwang mich, mein Vaterland zu verlaſſen; ich zog mit einem Theile meiner Familie nach Böhmen, und kam nach Prag, ohne große Erwartungen, vorzüglich in Bezug auf die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Relationen mehrerer Freunde, und ſelbſt einige literariſche Produktionen, die aus Böhmen zu uns gekommen waren, hatten mir ein Vorurtheil beygebracht, das jedoch in den 6 Monaten meines Hierſeyns ganz geſchwunden iſt. Ich kann ſagen, daß ich hier ſehr frohe Stunden genoß, und im Ganzen einen weit höhern Grad von Bildung vorfand, als ich je erwartet hätte. Ich habe eine große Anzahl kenntnißreicher Leute, und ſelbſt viele kennen gelernt, die vollen Anſpruch auf Gelehrſamkeit machen könnten, wenn ihnen nicht leider! die Gabe mangelte, ihr Wiſſen vorzutragen.

Die Verſchloſſenheit, die überhaupt ein ſehr ſcharf markirter Zug des böhmiſchen Nationalcharakters iſt, findet ſich bey dem größten Theile der Gelehrten im hohen Grade. Ich habe die erſten Zirkel und auch die Kreiſe des gebildeten Mittelſtandes beſucht, aber kaum 2 bis 3 von den hieſigen Literatoren, die ihre Sendung durch Früchte ihres Wiſſens belegt haben, perſönlich kennen gelernt; ein Beweis, wie wenig ſie für die geſelligen Kreiſe, und dieſe für ſie taugen. Die meiſten kenne ich nur aus ihren Schriften, und ich kann mich vielleicht um ſo mehr auf mein unbeſtochenes Gefühl bey deren Leſung verlaſſen, da hier weder ein günſtiges noch ein ungünſtiges Vorurtheil Statt fand; Leutchen, die Bücher ſcribeln, lernte ich manche kennen, aber ich habe Prag zu liebgewonnen, um die Partie honteuse auszuſtellen. Ich will nur verſuchen, einige Notizen von den nennenswerthen Literatoren der Hauptſtadt Böhmens mitzutheilen.

Keiner der Gelehrten wird es mir verargen, wenn ich dem würdigen Bibliothekar und k. k. Rath, Karl Ungar, den erſten Platz einräume, deſſen Name gewiß von jedem ächten Verehrer der Wiſſenſchaften mit Achtung genannt wird, und der jetzt auf ſeinen geſammelten Lorbern — leider! nicht ruht. Heftige Anfälle von Podagra warfen ihn auf ein langwieriges Krankenlager, und von Monat zu Monat befürchten ſeine Freunde ſeinen Verluſt. Möge die Parze ſeinen Lebensfaden noch lange, lange ausſpinnen, und er ſich zur Freude Prags gänzlich wieder erholen!

Eine der erſten Rollen in der hieſigen Republik der Gelehrten ſpielt Hr. Prof. Anton Gottfried Meinert, der an die Stelle des würdigen Meißners trat. Seine früheren Arbeiten, die Biographie Petrarkas, mehrere kleine poetiſche und wiſſenſchaftliche Verſuche, und ſogar ein Paar Gelegenheitsgedichte zeugten von nicht gemeiner Bildung, und ich halte ſeine Rede bey Antritt des Lehrſtuhls der Aeſthetik für ein Meiſterſtück klaſſiſcher Kraft und Würde. Welche ſchöne Früchte hat Prag von einem ſolchen Lehrer zu erwarten, und theils ſchon empfangen! — Mit einer höhern Anſicht der Poeſie und Philoſophie, als Meißnern ſein Blüthenalter gab, wird er auf dem feſten Grunde fortbauen, den jener zur Bildung Böhmens legte, und die Zukunft ſich vieles Guten erfreuen, das er bildete.

Herr Abt Cornova hat einen großen Theil der Verehrer, die ihm ſein Puniſcher Krieg, die Bearbeitung der Respublica Bojema und mehrere ſehr ſchätzbare hiſtoriſche Werke erworben hatten, ſich durch ein Werkchen über den Jeſuiterorden wieder verſcherzt, und es ſcheint, als wolle er, hiedurch unmuthig gemacht, dem Publikum ſeine gelehrten Arbeiten künftig ganz vorenthalten.

Gleich einer emſigen Biene ſetzt Abt Dobrowsky (ein längſt verehrter Mann) ſeine philologiſchen Forſchungen raſtlos fort, und erfreut das Publikum von Zeit zu Zeit mit den Früchten ſeines unermüdeten Fleißes.

Dr. Pubitſchka arbeitet, troz ſeines hohen Alters, an der Fortſetzung ſeiner Geſchichte Böhmens, die ſich einer großen Richtigkeit und Vollſtändigkeit rühmen kann, und nur einer etwas gefälligern Form bedürfte, um den beſten Werken dieſer Art an die Seite geſezt zu werden.

Prof. Mabers Verdienſte um die Statiſtik und Münzkunde ſind dem größten Theil des Publikums zu bekannt, als daß ich ſie zu erwähnen nöthig hätte.

(Wird fortgeſezt.)

Charaden.

1.

Von Angſt und Schmerzen wird die Bruſt gequälet,
Die tugendhafte ſelbſt, wenn ihr mein Erſtes fehlet.
Der Perlenfiſcher, in der Fluthen Grab
Sich ſenkend, nimmt es mit hinab.
Hier ſchützt mein Zweytes Gold und Speiſen und Gewänder,
Dort vor des Feindes Heer die nachbarlichen Länder,
Nur vor dem Pfeile, der von Amors Sehne blizt,
Wird nicht dadurch ein zartes Herz geſchützt.
Das Ganze magſt du dir zum Zeitvertreibe bauen!
Doch hüte dich, ihm zu vertrauen!

2.

Wenn ihr mit mir Halbedelſteine
Zwey Lettern noch vereint,
Wie ganz veredelt ich erſcheine
Als wahrer treuer Freund!

Auflöſung der Charaden in Nro. 147: 1. Rübezahl.
2. Thronhimmel.

Nro. 154.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 29. Junius, 1807.

Denke, daß die Gunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Buſen,
Und die Form in deinem Geiſt.
v. Goethe.

Jakob Philipp Hackert.

Dieſer treffliche Künſtler, der ein zum großen Theile ſehr glückliches, durchaus aber raſtloſes Leben geſuhrt, und im April des laufenden Jahres zu Florenz verſchieden iſt, hat eine Lebensbeſchreibung, meiſt von ſeiner eigenen Hand, hinterlaſſen, welche ſich bereits in den Händen eines deutſchen Kunſtfreundes befindet.

Wir geben von derſelben um ſo mehr einen kurzen Auszug, als das Andenken dieſes würdigen Mannes bey ſeinen Landsleuten auf alle Weiſe zu erneuern und zu erhalten iſt, indem die Tugenden, welche man den Deutſchen überhaupt zugeſteht, ihm, dem Einzelnen, beſonders eigen waren.

Ein angebornes entſchiedenes Talent, durch anhaltenden Fleiß ausgebildet und geſteigert, ein reines ruhiges Gemüth, eine klare Denkweiſe, eine bey vieler Weltkenntniß und Gewandtheit unbefleckt erhaltene Redlichkeit bezeichneten ſeine Natur. Sein raſtloſes Wirken, ſeine Ausdauer war muſterhaft, ſeine Heiterkeit, ſein Gleichmuth beneidenswerth. Er zeigte durchaus die bereitwilligſte Anhänglichkeit an ſeinen Herrn, den König, eine mehr als väterliche Sorgfalt für ſeine Brüder, und eine unverrückte treue Neigung gegen die, welche ihm ſeine Freundſchaft abzugewinnen wußten. Von ſeiner Denk- und Handelsweiſe gibt auch ſeine hinterlaſſene Lebensbeſchreibung, die wir dem deutſchen Publikum bald mitzutheilen wünſchen, das ſchönſte Zeugniß.

* * *

Jakob Philipp Hackert, zu Prenzlau in der Uckermark geboren am 15. September 1737.

Soll ſich dem geiſtlichen Stande widmen; zeigt aber früh viel Anlage zur Mahlerey.

Erſte Epoche.

1753 wird er nach Berlin zu einem Oheim geſchickt, der ein Tapetenmahler war. Hier ſieht er ſich in Rückſicht auf Kunſt und Geſchmack nicht gefördert, doch kommt er in Uebung.

Bildhauer Glume zieht ihn von dieſem Handwerksmäßigen hinweg; er wohnt für ſich, kopirt und mahlt Portraite.

Er wird mit dem Direktor der Akademie, Le Sueur, bekannt, und findet Verdienſt; kopirt endlich zwey kleine Queerfurte; die Kopien gelingen, und er beſtimmt ſich für die Landſchaftmahlerey. Er findet Gelegenheit, nach den beßten ältern Meiſtern zu arbeiten, und ſtudirt nach der Natur.

Nach der Schlacht bey Rosbach kommen viele franzöſiſche Kriegsgefangene nach Berlin. Sie lernen durch Le Sueur Hackerts Arbeiten kennen; kaufen ihm alles, was er bisher gemacht, im Ganzen ab, und theilen ſich darein. Dadurch wird Hackert in den Stand geſetzt, die Hülfs-Studien regelmäßig zu betreiben. Er ſtudirt Geometrie, Architektur, Perſpektive.

Wird mit Gleim, Ramler und beſenders Sulzer bekannt, welcher letztere großen Einfluß auf ſeine Bildung hat, auch ſpäterhin durch ſein Wörterbuch auf den ſchon

gebildeten Künſtler lebhaft wirkt. Hackert wird in die höhere Geſellſchaft eingeführt.

Er ſtellt auf Anrathen des Direktors ein paar Bilder öffentlich aus, und verkauft ſie, für damalige Zeiten, vortheilhaft.

Zweyte Epoche.

Er wünſcht zu reiſen. Sulzer empfiehlt ihn an den Baron Olthoff zu Stralſund. Hackert geht 1762 dahin; richtet die Zimmer ſeines eben bauenden Gönners ein, und decorirt ſelbſt einen großen Saal mit Leimfarben auf Leinwand.

Auf der Inſel Rügen ſtudirt er nach der Natur, und radirt ſechs kleine Landſchaften.

Bey Olthoff lernt er die größere Welt kennen, und findet Anleitung zu einem gehörigen Betragen in guter Geſellſchaft.

Baron Olthoff nimmt ihn 1764 nach Stockholm. Er ſammelt in Schweden eine Menge Studien, mahlt eine Ausſicht vom Paulsberg für den König, verfertigt verſchiedene Zeichnungen für die Königin, und geht mit Baron Olthoff im September wieder nach Deutſchland zurück.

Hackert, der ſeine Zeit gewiſſenhaft nutzte, und zugleich gern der Geſellſchaft gefällig war, zeichnete Abends viele Portraite in ſchwarzer und weiſſer Kreide. Im Hauſe des Baron Olthoff mahlte er einen großen Saal, und ein Kabinet in Leimfarbe.

Ein Neffe des Barons, Namens Dunker, wendet ſich zur Kunſt; Hackert unterrichtet ihn, und beyde entſchlieſſen ſich zu einer Reiſe nach Paris.

Im May 1765 gehen ſie nach Hamburg ab; von da wollen ſie zu Waſſer nach Frankreich. Nach ſechswöchentlicher widriger Seefahrt landen ſie in England, gehen nach Dower, um mit dem Paketbot nach Calais überzuſetzen.

Hier faßt er Neigung zu den Seeſtücken, die er ſpäter mit ſo großem Beyfall verfertigte.

Dritte Epoche.

Im Auguſt 1765 kommt er mit dem jungen Dunker in Paris an. Ihm behagt die damalige landſchaftliche Manier der Franzoſen nicht; er arbeitet auf ſeinem Wege fort, macht eine Fußreiſe in die Normandie, und läßt ſeinen Bruder, Johann Gottlieb, gleichfalls Landſchaftmahler, von Berlin zu ſich kommen.

Baron Olthoff leidet großen Verluſt an ſeinem Vermögen, weil man ihm die Erſtattung der von ihm im ſiebenjährigen Kriege für die ſchwediſche Armee gemachten Geldvorſchüſſe verſagt. Hackert muß für den jungen Dunker ſorgen.

Er arbeitet für den Biſchoff von Man zu York; ſein Bruder iſt für dieſen reichen Liebhaber gleichfalls fleißig, und beyde Brüder ſichern ſich eine bequeme Exiſtenz.

Indeſſen kommen kleine landſchaftliche Gouache-Gemählde, in Dresden von Wagner gemahlt, nach Paris, und werden Mode.

Die beyden Hackert legen ſich auf dieſe Art zu mahlen, vermehren ihren Ruf, und verſchaffen ſich eine gute Einnahme.

Sie kopiren ein Paar Bilder nach Vernet, und ſetzen ſich auch dadurch immer mehr in Gunſt.

Baron Olthoff kommt nach Paris, gleichfalls alte Kriegsrückſtände zu negoziiren; aber auch hier vergebens. Hackert unterſtützt ihn, und gibt ihm aus ſeinen Erſparniſſen Geld, ſich loszumachen und zurückzureiſen.

Vierte Epoche.

Beyde Brüder ſind nun reif zu einer Reiſe nach Italien, welche ſie zu Ende Auguſts 1768 antraten. In dieſer Zeit ſtirbt ihr Vater, und die Sorge für ihre jüngeren Geſchwiſter fällt auf ſie.

Sie treffen 1768 im December nach einer wohlgenutzten Reiſe durch Frankreich, über Genua, Livorno, Piſa und Florenz in Rom ein; machen ſich mit den Gegenſtänden der Kunſt bekannt, und unternehmen eine Wanderung in die gebirgigen Umgebungen mit Reiffenſtein, der ſich überhaupt freundſchaftlich an ſie anſchließt, wodurch eine Verbindung entſteht, welche beyden Theilen in der Folge die größten Vortheile brachte, und nur durch Reiffenſteins Tod aufgelöſt werden konnte.

Gouache-Gemählde, die ſie nach ihrer Rückkunft verfertigen, gefallen dem Lord Exeter ſo ſehr, daß er Beſtellungen für beynahe ein ganzes Jahr bey ihnen macht.

Sie ſetzen die Zeit ihres Aufenthalts auf 3 Jahre, ſtudiren und arbeiten zum Verdienſt.

Sie ſind die erſten, welche genaue Zeichnungen nach der Natur machen.

Im Frühlinge 1770 kommen ſie nach Neapel; werden vom Ritter Hamilton wohl empfangen. Ph. Hackert wird krank; doch gehen Studien und Arbeiten unaufhaltſam fort.

Sie kehren nach Rom zurück. Ph. Hackert erhält den Auftrag, für den Petersburger Hof Seeſchlachten und andre auf den Krieg mit den Türken ſich beziehende Gemählde zu verfertigen, deren Anzahl auf zwölfe ſteigt, welche dem Künſtler Ruhm und gute Einnahme bringen. Fürſt Orloff läßt bey dieſer Gelegenheit auf der Rhede von Livorno eine alte Fregatte in die Luft ſprengen, um dem Künſtler den Effekt eines ſolchen Vorfalls zu zeigen.

Fünfte Epoche.

Johann Hackert geht 1772 nach London, und ſtirbt. Sehr empfindlicher Verluſt für den Bruder. Philipp geht nach Neapel, verfertigt im Jänner 1774 verſchiedene Zeichnungen und Studien nach einer Eruption des Veſuv.

Zwey jüngere Brüder kommen nach Italien, Wilhelm und Karl; ſpäter auch der jüngſte, Georg.

Rath Reiffenſteins Freundſchaft für Hackert bleibt immer wirkſam. Beyde reiſen 1774 in der Gegend von Rom umher.

Hackert ſetzt ſeine Reiſen 1775 in der guten Jahrszeit fort, und zeichnet überall.

Er macht Bekanntſchaft mit Hrn. Charles Gore, welcher beſonders Schiff- und Fahrzeuge vortrefflich zeichnete. Dieſer und ein andrer Engländer Knight vereinigen ſich mit Hackert zu einer gemeinſchaftlichen Reiſe nach Sicilien, die ſie im Frühjahre 1777 antreten.

Im J. 1778 reiſt Hackert mit der Familie Gore nach Oberitalien und in die Schweiz; eilt aber nach Rom zurück.

Er benutzt ſeine Studien nach der Natur auf mancherley Weiſe, mahlt in der Villa Pinciana eine ganze Galerie, zugleich viele Staffeleygemählde, erhöht den Preis ſeiner Bilder um ein Drittel, und die Beſtellungen häufen ſich.

(Der Beſchluß folgt.)

Dichtergarten von Roſtorf. Erſter Gang. Violen. Würzb. Stahel. 1807.

Wenn der Herausgeber (ein Bruder von Novalis, ſo viel uns bekannt) auf dem Titelblatte nur eine und zwar eine recht beſcheidene Gattung von Blumen angekündigt, ſo hat er ganz Recht gethan: denn die ganze Flur von Liedern, Romanzen, Sonetten und Sprüchen iſt von ſo einförmiger Einheit, daß ſie nur von einem Manne an einem Tage gepflanzt zu ſeyn ſcheint; blos die Fabeln und Mährchen machen natürlich eine Ausnahme, wiewohl auſſer der von Kaiſer Karls Ringe, vom h. Wendelin und der Romanze vom Schäfer keine recht anziehend iſt. Beſcheiden nannten wir dieſe Blumen, weil wir vom kindlich reinen und edlen Sinne dieſer Dichter für Poeſie überzeugt zu ſeyn glauben; allein, wir ſagen es offen, auch der Eigenſinn iſt nicht zu verkennen, mit welchem ſie hartnäckig auf der allein ſeligmachenden Religion und Poeſie beharren, ſo daß wir in dieſem Garten nur den Muſenalmanach von Schlegel und Tiek matt wieder aufblühen ſehen, ohne Erweiterung und Verſchönerung, wie es die mit Rieſenſchritten fortwandelnde Zeit wohl hätte erwarten laſſen. „Und wie des Menſchen Lieder ſchallen, ſchwinden, kommen wieder“ (S. 83) ſo müſſen wir auch hier die wohlbekannte Wehmuth über die Gegenwart, die kraftloſe Sehnſucht nach verfloſſenen herrlichen Zeiten in Strahlen, Blumen, Tönen und Küſſen wieder anſchieſſen und aufblühen ſehen, und „keiner will frey die Armen machen.“ (S. 139) Das einzig neu Erworbene ſind Nachklänge aus der Natur-Philoſophie, welcher Raub vielleicht durch ein unwürdiges Sinngedicht auf die Naturforſcher (S. 182) maskirt werden ſoll, wiewohl dieſe Klänge auf den Saiten ihrer Leyern nur unverſtändlicher geworden ſind. Sonſt werden wir hier, wie vordem, mit allen ſüdlichen Formen der Poeſie, Aſſonanzen, abſichtlichen Härten, veralteten Worten heimgeſucht, ſo daß die Dichter mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen, wenn ſie (S. 83) ſagen: „Jede künſtliche Geſtalt blühet ſterblich, welket bald,“ da ſie doch ja vor allem beherzigen möchten, was wir S. 145 finden:

„Worte, ſchnellfüßig und leicht, ihr wandelt in flücht'ger Geſtaltung,
Meiſtert der Forſcher euch nicht, ſpinnt ihr den Armen ins Netz;
Schnell iſt der Faden geknüpft, es löſen die Schlingen ſich niemals,
Worte, Buchſtaben ſinds, bringen ihm kläglichen Tod.“

Am meiſten gelungen in dieſer künſtlichen Gattung iſt das Trauerſpiel, Egidio und Iſabelle von Sophie Bernhardi, in welchem der Reim weniger, als bey den Uebrigen, den Gedanken gefeſſelt hat, und das, beſonders im Calandrino, dem ſpaniſchen Geiſte glücklich nachgebildet iſt. Sollen aber wirklich (S. 125) „wundervolle Dinge, wie vom Zauberringe, jetzt geſchehn,“ ſo möchte man vor allem die feigen Klagen über die Gegenwart einſtellen, einer religiöſen Form und Denkungsweiſe entſagen, die für ihre Zeit ein Meiſterſtück war, für die unſre ſchlechterdings nicht mehr geeignet iſt, und die ſo peinigende Frage: „wann doch die neue beßere Zeit kommen werde?“ durch inneres Mark und lebensluſtige Kraft, durch angeſtammten deutſchen Freyheitsſinn, und geſunden, herrlichen Muth, vor allem aber durch ſolche Thaten löſen, die da zeigen, daß jeder aus ſeines Lebens, Denkens und Gemüthes Fülle dieſe neue beßere Zeit mit allen Kräften ſelber darzuſtellen ſtrebe! —

H. K. D.

Wort eines Tribuns.

In der Gallier Rath zürnt' einſt ein Redner dem Andern:
„Wenn die Mehrheit ſich beugt, widerſtehſt du allein!“
Wiſſe, ſprach der Tribun: Es ſtürzet alles zuſammen,
Da, wo Alles ſich beugt. Aber Widerſtand ſtützt. *)

Hs.

Neue Erfindungen.

Bald werden wir nicht mehr des Landbauers, der ſich mit Säen und Ackern beſchäftigt, bedürfen; denn durch die weltumſegelnden Engländer wird in kurzer Zeit das Surrogat aller Getreidearten, der Brodfruchtbaum, nach Europa verpflanzt werden.

Die Milch werden wir theils aus den Cocosbäumen, theils aus andern Pflanzen ziehen lernen. Wozu wird dann noch die Kuhmilchwirthſchaft nöthig ſeyn?

O! es bedarf nur eines ſublimen poetiſchen Schwunges, um uns zu der idealiſchen Griechheit, zu der Poeſie des Lebens, — zu dem orientaliſch-paradieſiſchen Himmel — zum goldnen Zeitalter zu erheben!! —

*) Lorsque tout cède, tout s'écroule. Ce qui resiste, appuie.

Wird nicht der gemeine Spinnfleiß des weiblichen Geſchlechts durch die künſtlichen Woll- und Flachsſpinn-Maſchinen entbehrlich werden? —

Wie viele mediceiſche Geſtalten gehen durch den mühſamen — unpoetiſchen — Broderwerb des Spinnens verloren? —

Dieſe großen Erfindungen der Spinnmaſchinen verdanken wir dem Genie — der Britten.

Sie ſind die erſten und edelſten Freunde der mercantiliſchen Menſchheit! Schon ſind ſie darauf bedacht, noch andere große Maſchinen zu erfinden, welche, als bewundernswürdige Automaten, aufs Commando feuern — ſich wenden — und zurückziehen ſollen — damit Menſchenblut geſchont, und dennoch heilbringende Kriege für iſolirte Länder geführet werden können. Noch mehr! Man iſt auf dieſer großen und mächtigen Inſel damit beſchäftigt, aus den bunten Lappen und Reſten veralteter Pergamente vortreffliches Velin-Papier zu Patenten für eine geiſtreichere Descendenz des größten Theils der lebendigen Ahnen zu verfertigen.

Für die Dorfgemeinden ſollen, um die Koſten zu ſparen, unverwüſtliche Prediger von Eiſen gegoſſen werden, welche, vermöge 52 vom Küſter in den Rücken eingeſchobener Walzen, die Sonntagspredigten über die vorgeſchriebenen Pericopen, mit Rührung halten dürften. —

Anſtatt der geiſtlähmenden Kartoffeln wird man nun die neuen und unendlich beſſern ſüdamerikaniſchen Pflanzen, Arracalſa und Ubillo *) einführen, um aus der europäiſchen Menſchheit theils die Lethargie — theils den Böotismus zu vertreiben.

Notizen.

Die Memoria Augustae Principis ac Dominae Annae Amaliae, ein lateiniſches Elogium auf die verehrte Herzogin Amalia von Sachſen-Weimar aus des Hofraths Eichſtädt Feder (XIX S. in fol.) iſt ein merkwürdiger Beytrag zur Kultur- und Literaturgeſchichte unſers Vaterlandes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und verdient allgemein gekannt zu werden.

Helmſtädts Frequenz hat in der neueſten Zeit ungemein zugenommen. Es ſind zu Oſtern über 150 neue Studenten inſcribirt worden. Der dortige Prof. der Geſchichte Bredow iſt auf einer gelehrten Reiſe in Paris, wo er die kaiſerl. Bibliothek zum Behuf ſeiner Ausgabe der kleinen griechiſchen Geographen benutzt. Der franzöſiſche Intendant in Braunſchweig hat ſich viele Mühe gegeben, um die Vaucanſonſchen Automate, die der berühmte Beireiß in Helmſtädt beſitzt, für Frankreich zu gewinnen. Bis jetzt konnte ſich aber der Greis von dieſen Lieblingen noch nicht trennen.

Hofrath v. Strombeck (als Dichter und Ueberſetzer des Tibull u. ſ. w. bekannt), Beſitzer des adel. Gutes Groß-Wülpſtädt, unweit Helmſtädt, läßt dem dort begrabenen großen Conring ein prächtiges Denkmal errichten. Der Konſiſterial-Präſident und Abt Henke hat eine ſchöne lateiniſche Inſchrift dazu entworfen, die vorläufig gedruckt und unter Freunden vertheilt worden iſt.

Von Roscoe's Leo X., wozu Henke viele und reiche Anmerkungen macht, iſt in der Glaſerſchen Ueberſetzung der zweite Theil erſchienen.

*) Siehe die Annales of Botany. n. 2. p. 200.

Hr. v. Villers in Lübeck arbeitet an einer Geſchichte Luthers, und die dritte Ausgabe ſeiner Preisſchrift iſt unter der Preſſe. Beyde erſcheinen bey Treuttel und Würz in Strasburg.

Der berühmte Jeſuit, D. Vincenzo Requeno, hat in Rom herausgegeben: 1) Il Tamburo, stromento di prima necessità per regolamento delle truppe perfezionato. Roma, 1807. Er ſagt in der Vorrede: „um dieſes Inſtrument zu vervollkommnen, iſt hauptſächlich nöthig, ſein Geräuſch in harmoniſche Töne zu verwandeln, und die Gradazion der Singſtimme auf ſeinen Tönen zu finden,“ als welches ihm, wie man ſchreibt, gelungen ſeyn ſoll. 2) Appendice ai saggi sul ristabilimento de' Greci e de' Romani Pittori. ib. eod. welcher wahrſcheinlich auf ſeine ſchon früher gemachten Verſuche, die enkauſtiſche Mahlerei der Alten wieder herzuſtellen, Bezug hat.

A. L. Delaroche hat Suetons Lebensbeſchreibungen der zwölf erſten römiſchen Kaiſer überſetzt, den Text gegenüber abdrucken laſſen, und philoſophiſche Reflexionen ꝛc. beygefügt. Seine Arbeit verliert keineswegs neben den frühern Ueberſetzungen von La Harpe und Ophellot de la Pauſe.

Die Souvenirs de Felicie L.... ſind eine Art Confeſſion der Mad. de Genlis, aber keine Rouſſeauiſche; denn ſie zeigt ſich, ein Gewäſche von anzüglichen Anekdoten und Rapſodien abgerechnet, immer ſanft, geiſtreich, gefühlvoll, klug, u. ſ. w. — mulierem fortem.

Von den Memoires des Marquis d'Argent, die ſich weniger durch den Styl, als durch Freymüthigkeit und Charakterſchilderungen empfehlen, iſt eine neue Auflage erſchienen.

In das neue Vaudeville: La Colonne de Rosback, welches großen Beyfall erntete, ward in Paris bey der Nachricht von Danzigs Einnahme ſogleich ein Couplet eingeſchaltet, deſſen Schluß alſo lautet:

Combien ce nouveau trait de gloire
Doit plaire à tous les bons Français,
En songeant, que chaque victoire
Est un pas de plus vers la paix!

Mystéres sur mystéres, ou les onze Chevaliers, histoire merveilleuse in vier Theilen, erinnern an J. B. Rouſſeau's Wort:

„Mais Dieu, préserve mon oüie
„D'un homme d'esprit qui m'ennuye!“

Begebenheiten ohne Zuſammenhang, Feere'en ohne Intereſſe, und lauter herzgute Menſchen, bis auf ein Ungeheuer Nomogorode, das aber trotz ſeinem Teufelsorgan das beſte Ungeheuer von der Welt iſt. Hier läßt ſich anwenden, was eine geiſtreiche Frau zu Florian ſagte: „J'aimerois mieux vos bergeries, s'il y avait un peu de loups.“ Dieß zur Warnung für unſre ſtrhungrigen Verdeutſcher, die etwa Luſt haben möchten, uns mit dieſem langweiligen Werke, voll gefahrloſer Abentheuer, heimzuſuchen.

Joseph en 8. Chants, par L. D. Lan... hat zwey ſchöne Kupfer. Der Gedanke, dieſen ernſten Gegenſtand komiſch zu behandeln, wie Scarron die Aeneide, war unglücklich. Versibus exponi tragicis res comica non vult, und ſo auch umgekehrt.

Berichtigung.

In Nro. 133. Sp. 6. Z. 10. v. unten ſt. Gros l. Schröth.

Nro. 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 30. Junius, 1807.

— Er muß nur kräftig wollen,
Dann wahrlich kann der Menſch ſehr viel.
Tiedge.

Jakob Philipp Hackert.

(Beſchluß.)

Sechste Epoche.

Der Großfürſt und die Großfürſtin von Rußland kommen nach Rom. Hackerten wird viel Gnade erzeigt, ja man verlangt ihn nach Petersburg; doch die Unterhandlungen zerſchlagen ſich.

1782 geht Hackert nach Neapel und nimmt ſein Quartier zu Caſerta, um die Studien zu einem großen Gemählde für die Großfürſtin zu machen.

Der ruſſiſche Miniſter beſucht ihn täglich. Der König von Neapel erfährt es, läßt ſich Hackert vorſtellen, und findet großen Gefallen an ſeiner Arbeit.

Der König beſchäftigt ihn auf mancherley Weiſe, und gewinnt nach und nach immer mehr Neigung zu der Kunſt und zu dem Künſtler.

Doch findet Hackert dabey nicht ſeine Rechnung, indem ſeine Arbeiten nur nach dem gewöhnlichen Preiſe bezahlt werden, ohne daß er wegen der vielen Verſäumniß einige Vergütung erhält.

1785 kehren Georg und Philipp Hackert im Jannar nach Rom zurück, und treffen im Oktober wieder in Caſerta ein, worauf ſie 1786 unter vortheilhaften Bedingungen angeſtellt werden.

Als 1787 das erſte Kriegsſchiff von vier und ſiebzig Kanonen, die Parthenope, zu Caſtel a Mare, in Gegenwart des Hofes und einer großen Menge Volks, vom Stapel ablief, mahlte Hackert dieſe Feyerlichkeit, wozu ſich noch fünf andere große Bilder geſellten, alles Vorſtellnngen von Seehäfen.

Sodann geht Ph. Hackert mit dem Cav. Venuti nach Rom, um die Antiken der Farneſiſchen Erbſchaft abzuhohlen. Ein großes Gebäude für die Kunſtwerke und Studien ſoll in Neapel erbaut werden. Hackert wird anfänglich zu Rathe gezogen, ſcheidet aber endlich aus der Sache.

1788 geht er nach Apulien, um alle Seehäfen zu zeichnen. Bey ſeiner Rückkunft findet er den König, der zu S. Leocio eine Kur braucht, und leiſtet ihm Geſellſchaft. Der Gedanke des Königs, dieſen ſeinen Lieblingsaufenthalt auszubauen und zu verſchönern, wird ausgeführt. Ein gleiches geſchieht mit dem Pallaſt von Cardiſello und der Kirche.

Siebente Epoche.

Die Unruhen in Frankreich fangen an. Der König fährt immer fort, ſich an den Künſten zu ergötzen, und ſchickt Ph. Hackert nach Sizilien, um, wie vormals, Gegenden aufzunehmen; allein die Umſtände werden dringender. Der König macht eine Reiſe nach Wien, endlich verbreitet ſich der Krieg über Italien, die Tanten des Königs von Frankreich verlaſſen Rom, Ph. Hackert muß ſein Quartier im alten Pallaſte in Caſerta räumen, der für ſie eingerichtet wird. Alles, was ſich auf Kunſt bezieht, geräth in Stocken.

Hackert kommt in unangenehme Lage zwiſchen den beyden Partheyen, der des Hofes und der Republikaniſchen. Die Brüder ſehnen ſich weg, können aber und trauen nicht, ihr Vermögen abzuführen.

Als in Neapel jedermann ſein Silber hergeben muß, liefert Hackert für 2400 Scudi Silber, ohne Löffel, Meſſer und Gabeln, die man behalten konnte.

Der Hof flüchtet nach Palermo; die fürchterlichſte Anarchie tritt ein. Der königliche Pallaſt wird geplündert. Die Menge dringt auf den Francavilliſchen Pallaſt los, worin die beyden Brüder ihre Wohnung hatten; doch geht der Sturm vorüber, und die Franzoſen rücken ein.

Die Generale Championnet und Rey nehmen die Gebrüder in Schutz, doch müſſen ſie ihre Wohnung verlaſſen, und durch manche Gemählde, auch durch einige Exemplare ihres ganzen Kunſtverlages, ſich Gunſt erwerben. Die franzöſiſchen Generale dringen in die beyden Brüder, Neapel zu verlaſſen. Sie packen ein, gehen mit einem däniſchen Schiff ab, und kommen nach einer beſchwerlichen Reiſe von dreyzehn Tagen in Livorno an.

Eigentlich ſind ſie auf Paris inſtradirt, wiſſen es aber einzurichten, daß ſie ſich in Piſa aufhalten dürfen.

Achte Epoche.

Sie gehen nach Florenz 1800, und richten ſich daſelbſt ein. 1803 kauft Ph. Hackert eine Villa zu San Pietro di Careggio nahe bey der ehemaligen Villa des Lorenz von Medicis.

Er verbeſſert das Gütchen, das in Kurzem ſehr einträglich wird. Georg Hackert ſtirbt im November 1805, noch nicht 50 Jahre alt. Philipp ſetzt ſein thätiges Leben fort, bis er gegen Ende des Jahres 1806, vom Schlagfluſſe befallen, noch einige Zeit mit Beſinnung und Hoffnung lebt, endlich aber im April 1807 Florenz und die Welt verläßt.

Die Lebensbeſchreibung, woraus wir den gegenwärtigen Auszug liefern, iſt in einem ſehr einfachen, treuherzigen Styl verfaßt, beſonders der größere Theil von Hackerts Hand, ſo daß ſie jeden gar bald an Celliniſche und Winkelmanniſche Naivetät erinnert. In den einzelnen eingeſtreuten Anekdoten und Erzählungen erſcheinen der Pabſt, der König und die Königin von Neapel, mehrere Fürſten und Herrn, Miniſter, Weltleute und Geiſtliche, dazwiſchen auch manche Reiſende, in ihrem individuellen Weſen und zwar nicht etwa mit böſem Willen geſchildert, der das Beſondere tückiſch anhäkelt, und gern die Eigenheiten, welche die Natur des einzelnen bezeichnen, zum Fehler oder gar zum Verbrechen herunterzerren möchte; ſondern auch hier ſieht man die Hand des rein darſtellenden Künſtlers, der die Gegenwart mit Neigung auffaßt, das Natürliche natürlich zu nehmen, und das Bedeutende an ſich ſchon zu ſchätzen weiß, ohne es mit allgemeinen willkührlichen Maaßſtäben meſſen zu wollen. Die Figuren treten oft in ihrem Charakter auf, und nöthigen uns ein wohlwollendes Lächeln ab. Nirgends jedoch findet ſich Karikatur, welche bey Unverſtändigen Haß und Verachtung, Verdruß und Widerwillen aber bey Verſtändigen zu erregen pflegt. Wir wünſchen, daß jede Bedenklichkeit, welche allenfalls der Herausgabe dieſer ſchätzbaren Hefte ſich entgegenſtellen könnte, bald möge gehoben ſeyn.

Grabſchriften denkwürdiger Menſchen, von ihnen ſelbſt.

Margaretha von Oeſterreich.

Kaiſers Maximilian I. einzige Tochter, Statthalterin in den ehmaligen Niederlanden; ſtarb 1530. In der Gefahr, auf ihrer Reiſe nach Spanien Schiffbruch zu leiden, dichtete ſie ſich in ſcherzender Laune folgende Grabſchrift:

Cy gist Margot, la gente Damoiselle,
Qu'eut deux Maris et si mourut pucelle.

Trifone Gabriele.

Ein venetianiſcher Edelmann; ſtarb im J. 1549: von vielen ſeiner Zeitgenoſſen als ein anderer Socrates verehrt.

Contento vissi di poco una piccola vita,
Senza mai pace rompere, senza grave
Alcuno errore: ma se cosa empia volli,
Non chiedo, che tu terra benigna sii *).

Paſſerat.

Ein bekannter Dichter und Lehrer der Redekunſt in Paris, wo er im J. 1602 ſtarb.

Hic situs in parva Janus Passertius urna,
Ausonii Doctor regius eloquii.
Discipuli memores, tumulo date serta magistri,
Ut vario florum munere vernet humus.
Hoc culta officio mea molliter ossa quiescent,
Sint modo carminibus non onerata malis.
Veni, abii, sic vos venistis, abibitis omnes.

Ferner:

Jean Passerat ici sommeille,
Attendant que l'ange l'eveille,
Et croit qu'il le reveillera,
Quand la Trompette sonnera.

An die Muſe der Dichtkunſt.

Mit treuem Sinn und Herzen
Empfand ich deine Huth,
Und hab' mit ſüßen Schmerzen
In deinem Arm geruht.

In deinem Aug' glänzt Segen
Und Liebe ſtill und hold;
Das Herz lief zu bewegen,
Tönt deiner Stimme Gold.

Ein himmliſches Gebilde —
Erleuchteſt du die Nacht
Der irdiſchen Gefilde
Mit deiner Wunder Pracht!

*) Aus Fontanini Bibl. dell' Eloq. Ital. (Venetia 1753.) T. 2. p. 126.

Des heil'gen Meeres Fluten,
  Des Waldes Dämmerlicht,
Des Aethers Sonnen-Gluten
  Dein Zauber ſchön umſlicht.

Du haſt dem Sinne Leben,
  Dem Herzen Muth und Glück,
Dem Geiſte Kraft gegeben,
  Mit einem einz'gen Blick!

Das höchſte, was ich lebte,
  Wird ewig bey dir ſeyn;
Was innig ich erſtrebte,
  Gehört nur dir allein!

Sanſovino.

Brief
eines Buchhändlers von der Leipziger Oſtermeſſe 1807 an ſeine Frau.

Du wirſt Dich wundern, Fieckchen, daß ich noch kein einziges Mal geſchrieben habe. Kann man denn dazu kommen? In den erſten Tagen alle Augenblicke ein ungeheures Paket mit den Worten: von Herrn — oder Herrn — oder Herrn — — — zurück, und jetzt — lauter Menſchen, die Geld haben wollen. Da, da, da! ſage ich voll Aergerniß, auf die Makulaturwälle zeigend, nehmt, da liegt mein Reichthum. Aber das rührt ſie nicht. Sie ſprechen: wer heißt Sie ſolch Zeug verlegen? und ſchieben mir ganz ruhig ihre großen Rechnungsbücher unter die Naſe, und werden obendrein grob, wenn ich mir's nicht in Gutem gefallen laſſe. Iſt das eine Meſſe, lieber Gott! Sieh, Fieckchen, um nur dieſen Brief in Ruhe ſchreiben zu können, habe ich müſſen das Schild hereinnehmen, und zuſchlieſſen! In Ruhe, ſage ich, und doch ſchlägt alle Augenblicke einer an meine Thür, daß ich ſo taub ſeyn möchte, wie Werners Luther, wenn die zärtlichen Eltern ihm mit der Thüre in's Haus fallen.

Ach, Fieckchen, was iſt aus unſern ſchönen Planen geworden? Der tugendhafte Spitzbube, von dem ich tauſend Exemplare drucken ließ, der nothwendig gehen, und, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, uns ein hübſches Kapitälchen für's Alter zuſammen ſtehlen ſollte, auch der hat das Heimweh bekommen, und liegt mir nun zum Gräuel auf der faulen Bärenhaut da. Und die zarte Häuslichkeit erſt, die Dein guter Freund, der langnaſige Blondin, in drey dicken Bänden an's Licht ſtellte, drey Exemplare ſind mehr remittirt worden, als ich davon ausgegeben habe! Den Verlagsartikel haſt Du auf Deinem Gewiſſen; denn ohne Dein dummes Zureden hätte ich mich nimmermehr mit dem Quark eingelaſſen. Verzeihe mir's, Engel, die Worte fahren mir in der Hitze ſo plump heraus; der Teufelslärm vor der Thüre will aber auch gar kein Ende nehmen. Klopft ihr nur, klopft! Bin ich denn der einzige Buchhändler aus dem ſüdlichen Deutſchland, der keine Rechnung abſchlieſſen will, weil im nördlichen der Krieg wütet. Wer wäre denn in ſo tumultuariſchen Zeitläuften zum Rechnen aufgelegt? So könnte ich freylich die Lärmer fragen. Aber hören ſie unſereinen denn an? Mäuler haben ſie, die ihre Schuldigkeit weit über die Gebühr thun, recht loſe Mäuler, doch ihre Ohren kommen mir gerade wie die gemahlten blinden Fenſter vor, ſie ſtehen nur der Symmetrie wegen da. Wahr iſt es, wenn man zahlen wollte, ſo gäbe es manche Vortheilchen. Denn Buchhändler, die das ganze Jahr hindurch keinen preußiſchen Sechſer zu ſehen bekommen, ſcheinen es ſich diesmal zur Pflicht zu machen, ihre Schulden in preußiſcher Münze abzutragen. Ihre Schulden, ſchreibe ich? Einen kleinen Theil davon! Haben doch kaum 2 bis 3 der erſten Buchhandlungen 2/5 ihrer Ausſtände erhalten, und ſolche wie ich, das Gott erbarm, kaum 2/500. Aber es iſt doch noch vortheilhafter, gar nicht zu zahlen.

Beym Lichte beſehen kann ich es auch durchaus nicht, wenn ich mich als ein rechtſchaffener Mann benehmen will. Du, und meine Kinder, ihr ſeyd mir doch die nächſten, und warum ſollte ich in ſo ſchlechten Zeiten mein gutes Geld fremden Leuten nachwerfen? Es wird freylich, da mehrere ſo denken, wie ich, mancher andre Buchhändler, dem wir ſchuldig ſind, darüber zum Schelm werden müſſen. Aber was kümmert das unſereinen, wenn man nur ſelber bey Ehre und Reputation bleibt? Auch iſt's ja eine weltbekannte Sache, daß der Buchhändler zu viel geworden ſind, und ſo hat man um die deutſche Literatur noch ein Verdienſt, wenn man einem oder dem andern aus dem Buchhandel hinaus hilft. Bey der Armee werden ſie immer eine Verſorgung finden. So denke ich, Fieckchen, und Du wirſt mir Recht geben. Wollte Gott, ich könnte beſonders einen aus dem Buchhandel treiben, der mir andre Meſſen erſtaunliche Summen Geldes gekoſtet hat, und der, wie ich diesmal nicht zahlen wollte, gleich auf der Stelle die Rechnung mit mir aufhob. So macht's der Böſewicht mit allen, die nicht Ordnung halten, wie er's nennt, und gedeiht bey ſolcher Bosheit noch auſſerordentlich. Denn, weil er Verlag hat, in den die Menſchen wie vernarrt ſind, und den unſereins gar nicht entbehren kann, ſo muß man immer ſehen, wie man ihn am Ende wieder gut macht. G**, S**, H** heiſſen die Leute, deren Schriften er mitbringt, und es iſt ein Gefrage darnach, als ob in den Namen ein Zauberklang läge. Ganz unpartheyiſch, Fieckchen, haben meine Schriftſteller nicht auch ſchöne Namen? und wenn es nicht wäre, ſo kommt doch auf den Namen wenig an. Und, Fieckchen, meine Schriftſteller gewinnen auſſerordentlich, wenn ich ſie mit jenen vergleiche. Geſtern Abend machte ich mir den Spaß. Ich nahm den S** vor, und las viele ſeiner Gedichte. Erſt las ich ſie gemeiniglich von vorne hinter, und dann von hinten wieder vor, doch fand ich kein einziges, das ich für die ſinnreichen Lieder hätte hingeben mögen, die der kleine Dichter, deſſen Werke ich verlegt habe, auf Deine ſchwarzen Augen, und auf die Butterſchnitte machte, welche er aus Deiner Hand empfing. Der Menſch, der S**, Gott habe ihn ſelig, ſchwebt immer in den Lüften, ſo daß man alle Augenblicke, mit ihm Hals und Beine brechen möchte, und ſich niemals in den Gegenden recht orientiren kann, wohin er einen führt. Bey der Butterſchnitte meines Dichters hingegen weiß ich mir doch etwas recht beſtimmtes zu denken, und ſtehe mitten darin im häuslichen Leben, überlege mir, welche tauſend Wege die Butterſchnitte von dem erſten Saamenkorn an einſchlagen mußte, ehe ſie als Butterſchnitte mich erquickte, und jeder kann ein Exempel an ihr nehmen, durch wie mannigfache Schickſale der Menſch geläutert werden muß, ehe nur, ich will wenig ſagen, ein ſo nützliches Glied der Welt, wie ich, aus ihm entſteht. Aber — dieſe Gedichte eben auch, wie Bley liegen ſie da, und keine Seele fragt nach ihnen. Um Gotteswillen, Fieckchen, verleite mich nicht wieder zum Verlag eines Buches, weil etwa Deine ſchwarzen Augen oder meine rothe Naſe darinn vorkommen, und laufe mir auch dem Dichtervolke nicht gleich mit Butterſchnitten entgegen. Wenn wir ſie ihm ſchon, wie billig, als Honorar anrechnen, ſo iſt der Drucker doch ein zu durchtriebner Kerl, als daß ich ihn um Lohn und Papier prellen könnte. Was geht denn aber

etwa von meinem ganzen Verlage? Mit den neuen Titeln habe ich auch meinem Scharfſinne und meinem Beutel unnütze Depenſen gemacht, kein Menſch will von den umgetauften Ladenhütern hören.

Ja, Fieschen, wenn Du an mir nicht einen ſo gar honetten Mann hätteſt, der ſich zehnmal lieber aushungern läßt, als einen einzigen ſchuldigen Groſchen bezahlt, ſo bekämſt Du nimmermehr die neuen Kleider und ſchönen Shawls, die ich Dir beym Abſchiede verſprechen mußte. Auch die Kleinen müßten dann leer ausgehen. So aber nicht. Ich habe weder die Aſanaſia vergeſſen, noch den Benjowski, noch den kleinen Wolf. Wenn ich an die lieben Kinder denke, wie ſie in den vierzehn Tagen in der Naivetät vorgerückt ſeyn werden. Naivetät heißt das ausgelöſchte Wort, eine Freudenthräne hat es gethan. — Tapeten zu unſrer neuen Einrichtung habe ich auch gekauft, und große Spiegel, Mahagoni-Büreaus, Stühle, und alles, was uns nöthig iſt, ein ordentliches Haus zu etabliren. Von der Seite betrachtet, iſt mir die ſchlechte Meſſe erſtaunlich günſtig geweſen, weil ich bey den geldgierigen Menſchen recht wohlfeilen Einkauf gefunden habe. Auch in Anſehung der Fracht glückt mirs auſſerordentlich. Die Fuhrleute, die ſonſt immer von uns Buchhändlern ſo ſchöne Rückfracht bekamen, ſtehn voll Verzweiflung vor ihren müſſiggehenden, gefräßigen Pferden, wiſſen vor Jammer nicht wohin, und fahren mir die Menge Geräth um einen Pappenſtiel nach Hauſe. So, Fieschen, ſiehſt Du, ſorgt der Himmel in böſen Zeiten für deinen treuen Mann

X. Y. Z.

Daß vorſtehender Brief mit der Urſchrift vollkommen gleichlautend ſey, bezeugt N. N.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 8 Juni.

Das Frohnleichnamsfeſt wurde dieſes Jahr ſo ſtill gefeyert, daß man es — wenigſtens in der Hauptſtadt — gar nicht gewahr worden ſeyn würde, wenn man nicht hie und da auf einige Kirchen geſtoßen wäre, die man von auſſen mit geſtikten Tapeten geziert hatte; oder wenn die Straßen nicht mit ſogenannten kleinen Kapellen angefüllt geweſen wären. Mit dieſen Kapellen hat es folgende Bewandniß. Nicht nur am Frohnleichnamsfeſte, ſondern auch den darauf folgenden Sonntag (geſtern am 7 Juni) ſtellen die Kinder einen kleinen Tiſch vor die Hausthüre ihrer Wohnung, bedecken ihn mit einer weiſſen Serviette, und zieren ihn mit religiöſen Gegenſtänden aus, z. B. mit Kruzifixen, Marien-Bildern oder andern Heiligen, die das ganze Jahr über, in Rahmen gefaßt, in ihrer Aeltern Zimmer hängen, mit Gipsfiguren, die Prieſter vorſtellen ſollen, und von denen das Stück einen halben Sold koſtet; mit Spiegeln und kleinen heiligen Gefäſſen. Dieſer kleine Altar iſt übrigens noch mit Roſenblättern und andern Blumen beſtreut, und auf verſchiedenen derſelben brennen ſogar Wachskerzen. Dergleichen kleine Kapellen trifft man an dieſen Tagen in den Straßen zu Tauſenden an. Die Kinder ſtehen in ihren beſten Feſtkleidern mit kleinen Körbchen und Sparbüchſen vor dieſen Kapellen, und ſprechen die Vorübergehenden um eine Beyſteuer zu ihrer Kapelle an. Dies ſind nicht etwa Kinder von der ärmſten Klaſſe, ſondern von wohlhabenden Bürgern, die ſelbſt Kinder genug ſind, an dieſen Kapellen bauen zu helfen, welche nach ihren Vermögensumſtänden ausgeziert ſind. Manche darunter ſind wirklich geſchmackvoll aufgeſtellt, und verrathen die Wohlhabenheit der Aeltern, wenn man ſie nicht ſchon an der eleganten Kleidung der Kinder erkennen ſollte. Daß die Pariſer Kinder bis ins vierzehnte, funfzehnte Jahr ſehr ſchön ſind, iſt ſchon mehrmals richtig bemerkt worden; wer könnte daher ſo gefühllos ſeyn, und einem kleinen liebenswürdigen Engel von 6 oder 7 Jahren, der ſich uns mit Anſtand naht, ſein Körbchen vorhält, und ſein n'oubliez pas la petite chapelle ganz naiv herdeklamirt, wohl eine geringe Beyſteuer abſchlagen? Mit der Gabe eines Sols ſind ſie überdies vollkommen zufrieden, und man erhält dafür einen ſo ſchönen Knix, welchen die deutſchen Tanzmeiſter ſtudiren ſollten; denn ſie würden viel damit gewinnen, wenn ſie ihn ihre Zöglinge lehrten. Da man nun an dieſen Tagen auf eine Menge Kapellen ſtößt, vor denen reizende Kinder ſtehen, ſo muß auch ein Philanthrop, ehe er aus ſeinem Hauſe tritt, erſt einen Sechslivresthaler in Kupfermünze verwandeln laſſen.

Dieſes Kapellenbauen iſt für manche Kinder wirklich einträglich. Zwey Töchter eines Ebraiſten von unſrer Bekanntſchaft haben an dieſen zwey Tagen 13 Livres 11 Sols eingeerntet. Dies bewog einige ſpekulative Judenkinder, ſich mit armen Chriſtenkindern zu verbinden, in Campagnie Kapellen zu errichten, und den daraus gezogenen Profit ehrlich chriſtlich und jüdiſch miteinander zu theilen. Vive l'industrie!

Ulm.

Die Lage dieſer Stadt, welche ſieben von allen Richtungen her zuſammenlaufende Heerſtraßen und einen der erſten Flüſſe Deutſchlands beherrſcht, auf deſſen einem Ufer ſie von einer Reihe von Bergen, die den Fuß der ſchwäbiſchen Alpen ausmachen, umgeben iſt, ſo wie ſich von dem andern eine weite durchaus angebaute und mit Dörfern überſäete Ebene ausdehnt, hat als militäriſche Poſition in den leztern Feldzügen der Oeſterreicher gegen die Franzoſen eine Celebrität erhalten, die leider den Einwohnern theuer genug zu ſtehen kam. Doch verdienen ihre Umgebungen auch ohne jene Rückſicht Aufmerkſamkeit, da ſie wirklich alles darbieten, was eine Gegend verſchönern kann, und von jedem Standpunkt aus dem Auge eine neue, ſchönere Anſicht gewähren. So wenig daher die Stadt ſelbſt durch ihre alten reichsſtädtiſchen Formen, die ſich wenigſtens in ihren finſtern und unregelmäßigen Häuſern ſo ſchnell nicht verwiſchen läßt, bey dem erſten Eintritte gefällt, um ſo leichter ſöhnt man ſich mit ihr durch die angenehme Gegend aus. Doch gewinnt ſie auch ſelbſt nun durch die hoffentlich zum leztenmal und auf immer demolirten Feſtungswerke ein freyeres und freundlicheres Anſehen. Verdiente ſie es aber vorher ſchon, von verſchiedenen Seiten aufgenommen und gezeichnet zu werden, was früher von mehrern, am beſten von Fehr, in einigen radirten und illuminirten Blättern geſchehen iſt, ſo dürfte es jezt, da ſie von allen Seiten freyere Anſichten darbietet, doch um ſo mehr der Mühe werth ſeyn. Dies zeigt ſich auch auf die angenehmſte Weiſe beſtätigt durch die Reihe von Darſtellungen, welche ein Hr. Haus aus Straßburg, der ſchon die Desarmirung der Oeſterreicher unter Mack auf einem großen Blatte lieferte, das doch nicht alles faſſen konnte, und gerade den Hauptpunkt, wo Napoleon ſtand, und von ſeinen Generalen umgeben auf einem Vorſprunge des Berges die Ausziehenden vor ſich vorbey defiliren ſah, nicht deutlich machte; dieſe Sammlung von ohngefähr 13 ſehr fleißig gearbeiteten Blättern, die der Künſtler auch ſelbſt mit Genauigkeit illuminirt und durch richtig gezeichneten Figuren, die er in wirklichen Gruppen, theils während die franzöſiſchen Truppen noch da waren, und die Demolition der Feſtungswerke leiteten, theils ſpäter bey ländlichen oder andern Beſchäftigungen aufnahm, zu beleben ſuchte, verdient es daher in mancherley Rückſicht, daß auch auswärtige Kunſtfreunde aufmerkſam darauf werden. Zwar hat Hr. Haus wirklich ſchon beträchtliche Beſtellungen für Leipzig und die Schweiz, doch wird es ihm zur verdienten Aufmunterung gereichen, ſeine Arbeit auch in einem weitern Kreiſe mit Beyfall aufgenommen zu ſehen.

Intelligenz-Blatt zum Morgenblatt für gebildete Stände

1807.

Nro. 1.

Um unſre Leſer von allen Erſcheinungen im Reiche der Kultur zu belehren, müßten wir ihnen ein ſo viel möglich vollſtändiges Verzeichniß aller neuen Drukwerke, Kupferſtiche, Muſikalien, Landkarten, ꝛc. ꝛc. geben, — allein da das Detail hierin zu weit führen würde, ſo werden wir uns bei einigen Fächern blos mit einer Schilderung des Vorzüglichen begnügen müſſen. Nur bei der Literatur glauben wir keine Ausnahme machen zu dürfen, ſondern es ſollen wenigſtens die Titel von allen neuen Werken, mit dem Ladenpreiße in London bei der engliſchen Literatur, mit dem in Paris bei der franzöſiſchen, und mit dem in Leipzig bei der deutſchen angeführt, und von den lezten Monaten an begonnen werden.

Neue Englische Bücher im October.

Circumstantial Details of the laſt Moments and long Illness of the Right Hon. Charles James Fox. 2s. 6d.

Recollections of the Life of the late Right Hon. Charles James Fox. By B. C. Walpole, esq. 6s. boards.

American Arguments for British Rights, being a Republication of the celebrated Letters of Phocion, on the Subject of Neutral Trade. 2s. 6d.

A Complete and Authentic Account of the Vice Royalty of Buenos Ayres.

The Bankrupt and Creditors friendly Assiſtant, or the Spirit of the Bankrupt Laws. Royal 8vo, 8s. boards.

An Introduction to the Study of Moral Evidences, or of that Species of Reasoning which relates to Matters of Fact and Practice. By the Rev. James Edward Cumbier, M. A. 3s. 6d.

The Independent Man, or an Essay on the Formation and Developement of those Principles and Faculties which constitute Moral and Intellectual, 8vo. 18s.

Observations on the Nature, Kinds, Causes, and Prevention of Insanity. By Thomas Arnold. 8vo. 16s. boards.

Malvern Waters, being a Republication of Cases formerly collected by John Wall, M. D and ſince illuſtrated with Notes &c. by his Son Martin Wall, M. D.

Practical Observations on the Principal Diseases of the Eyes, illuſtrated with Cases translated from the Italian of Antonio Scarpa, Professor of Anatomy and Practical Surgery in the Univerſity of Pavia. By James Briggs. 10s. 6d. boards.

Observations on the Establishment of a Free Market in London &c. 1s. 6d.

Three Letters to the Right Hon. George Tierney, one of the Representatives for the Borough of Southwark.

The Bibliographical Miscellany, or Supplement to the Bibliographical Dictionary; containing an Alphabetical Account of all the English Translations of the Greek and Roman Classics, and of the Greek and Latin Fathers and others, from the firſt attempt by William Caxton down to the present Year. By Adam Clarke. 2 vols. 18s. boards.

Peter Necked, or the Devil's Darling; Mock heroic Poem, in Three Cantos. By Caſtigator. 2s. 6d. 4to.

The Caricature Magazine, or Hudibraſtic Mirror, being a Collection of Original Caricatures from Drawings. By W. M. Woodward, esq. No. 1 Price 2s. To be continued every fortnight.

The Naval Heroes of Great Britain, or Accounts of the diſtinguished Admirals and Commanders who have contributed to confer on Great Britain the Empire of the Ocean, from Sir Francis Drake to Lord Nelson. By William Burney, A. M. Maſter of the Naval Academy at Gosport, &c. &c. with Portraits and Maps, 7s. 6d. bound, or 9s. on fine paper.

The British Neptune, or a Naval Hiſtory of Great Britain, from the time of Alfred to the Victory of Trafalgar; containing a full and particular Narrative, in regular Chronological Series, of the Rise, Progress, and Triumphs, of the British Navy, in one closely printed volume, illuſtrated with Views of great Victories, and a Chart of the World. 7s. 6d. bound and lettered, and 9s. on fine paper, elegantly bound.

The Bravo of Bohemia, or the Black Foreſt, a Romance. 4 vols. 18s. sewed.

Feudal Tyrants, a Romance, in 4 vols., taken from the German, by M. G. Lewis, esq. 28s.

The Anglo Saxons, or the Court of Ethelwulph, a Romance. By Lestlie Armſtrong, esq., 4 vols., 18s. sewed.

Moreland Manor, or Who is the Heir? By Mrs. Kendall, 3 vols., 12s. boards.

The Inferno of Dante. By the Rev. Francis Cary, A. M. 2 vols. Foolscap 8vo. 16s. boards.

The Seasons in England. By the Rev. William Cooper Taylor, A. M. 8vo. 4s.

Hours of Leisure, or Essays and Characteriſtics. By G. Brewer, 7s. boards.

Monody to the Right Hon. Charles James Fox. By Mr. Thelwall, 1s.

An Address to the Independent Electors of the City of Weſtminſter. By Charles Maclean, M. D. 1s.

The Political Picture of Europe. 3s. 6d.

A Letter to the Independent Electors of Weſtminſter, from H. Maddock jun. esq. 2s.

A Letter to a present Member of Parliament. By W. H. T., esq. 1s. 6d.

Strictures on Mr. Cobbett's unmanly Observations on the late Delicate Inquiry. 2s.

Female Compassion. A Sermon preached at Rocheſter, on Sunday the 17th of Auguſt, 1806. By the Rev. Charles Moore, M. A. 1s. 6d.

The Fall of Eminent Men in Critical Periods, a National Calamity. A Sermon preached at the Gravel-pit Meeting-house, Hackney, on Sunday, Sept. 21, 1806, on the recent death of the Right Hon. Charles James Fox. By Robert Aspland. 1s.

The Unitarian Doctrine completely refuted, being a Friendly and Candid Address to Unitarians in general, as also a particular Reply to some late Publications. By the Rev. J. Proud. 2s.

A Sermon preached at Holy-Rhood Church, Southampton, on Sunday, Auguſt 10, 1806, on the Duty of Humanity towards the Irrational Part of the Creation. By the Rev. Charles Slack Hawtrey, A. M. 1s.

Französische Literatur vom 1. bis 25. Januar.

Periclès. De l'influence des beaux arts sur la felicité publique, par Charles Dalberg. Nouv. édit. revue et corrigée par l'auteur. 1V. 12. Pr. 1 Fr. 50 C. b. A. G. Debray.

Manuel du bon jardinier, ou guide des travaux à faire dans les jardins pendant le cours de l'année; contenant la culture tant sur couche, qu'en pleine terre de tous les légumes connus; celle des arbres fruitiers, la manière de les tailler, conduire et greffer; celle des arbrisseaux et des fleurs, qui peuvent orner un parterre et composer l'orangerie d'un curieux. Par un amateur. 1V. 18. 400 S. Pr. 2 Fr. b. Anceſſe.

Traité pratique des maladies des yeux, ou expériences et observations sur les maladies, qui affectent ces organes; trad. de l'italien d'Ant. Scarpa. 2e édit. Augmenté d'un extrait de l'ouvrage du D. Ware: Chirurgical observations relative to the eye &c. Par J. B. J. Léveillé. 2V. 8. Pr. 8 Fr. b. A. Bertrand.

Le Louvre, Louis XV. et sa Cour, par M. Costar. 12. Pr. 75 C. b. Frechet.

Mémoires hiſtoriques et inédits sur les révolutions arrivées en Danemark et en Suéde pendant les années 1770, 71 et 72, suivis d'anecdotes sur le pape Gauganelli et le Conclave, qui a suivi sa mort, et sur l'abdication de Victor Amédée, roi de Savoie, p. ſeu l'abbé Roman. 1V. 8. Mit e. Bilde. Pr. 5 Fr. b. L. Collin.

Essai d'une nouvelle traduction des odes d'Horace. 1V. 18. Pr. 1 Fr. b. Debeauſſeaux.

Edwige de Milsar, p. Madme G. Van. . . . auteur d'Adolphe &c. 3 V. 12. Pr. 5 Fr. b. Frechet.

Calendrier de la Cour impériale pour l'année 1807. b. Debray.

A quelque chose malheur est bon, ou le bien à côté du mal; hiſtoire vraisemblable, potpourri bourgeois, philosophique, anecdotique, allégorique et burlesque, qui a peut-être du sens-commun, p. Bernard de Montmartre, dit Hilaire le Drôle de Corps. 1 V. 12. Pr. 1 Fr. 80 C. b. Barba.

Gradus ad Parnaſsum &c. Accurante J. F. J. S. Poinvilliers. XVII. edit. 1V. 8. 1036 S. Pr. 7 Fr. b. Delalin.

Méthode de Violoncelle et de Baſse d'accompagnement, par Baillot, Lévaiseur, Catel et Bauiot Pr. 30 Fr.

Porteſeuille français pour l'année 1807. Pr. 1 Fr. b. Bradel.

L'Arithmetique des Dames et des Demoiselles, par Galmard b. Lenormant; Dufay; Pillot. Pr. 1 Fr.

Gallérie de M. Caſsas; on collecsion des chef-d'oeuvres de l'arcitecture des differens peuples, éxécutés en modéles sous la direction et d'aprés les deſsins de L. F. Caſsas. 180 S. Pr. 2 Fr. 50 C.

Almanach des Prosateurs, ou recueil de pièces fugitives en prose, VIe. année. 12. 300 S. Pr. 2 Fr. b. Dentu.

Les promenades de Vancluse p. Benard de L. 5 V. 12. Pr. 10 Fr. b. Guyon.

La perce Neige, ou le galant d'Hiver, étrennes des Dames; contenant chansons &c. inédits. Pr. 1 Fr. b. Mad. Cavanagh.

Buste de Jean Bart, deposé à la bibliothèque impériale le 12. Oct. Pr. 1 Fr. 50 C. b. Jeauffret.

Tableau de l'Espagne moderne p. Bourgoing. 4e. édit. 3 V. 8 und einem Atlas; bei Turneiſen.

Almanach général des constructions civiles pour l'an 1807. Pr. 2 Fr. b. Demorain.

Le double Almanach p. 1807, ou Concordance du calendrier grégorien aves le calendrier républicain &c. Pr. 60 C. b. Hoquet und Komp.; Lenormant.

Véritable Almanach de Liege p. 1807. Pr. 60 C. b. Michel.

Campagne des Armées françaises en Pruſse, en Saxe et en Pologne &c. Pr. 5 Fr. b. F. Buiſſon.

Hiſtoire de la Ruſsie, dréſsée p. J. B. Poiſson, et revue p. Mantelle. Pr. 6 Fr. b. Tardieu und Picquet.

Collection des 38 eſtampes pour les oeuvres de J. J. Rouſseau. 6e. et dernière livraison. Pr. 36 Fr. b. C. Bolland.

Reſtauration et aménagement des forêts et des bois particuliers. p. Chevalier. 1V. 12. 300 S. b. Mad. Huzard.

Etrennes impériales (maritimes &c., p. 1807; par Gérard. Pr. 1 F. Paris b. Cavanagh.

Inſtructions ſur les moyens à employer pour rappeler à la vie les perſonnes aſphyxiées par les vapeurs meurtrières du charbon en combuſtion p. Favre. Brüſſel b. A. Ledu.

Hiſtoire de la guerre de la Vendée p. Beauchamp; 2e. édit. Pr. 18 Fr. b. Giquet und Michaud.

Epitre à une belle et grande Reine; b. Debray.

Almanach des fabricans travaillant en matiére d'or &c. p. 1807. Pr. 2 Fr.

Gallerie antique &c. 8e Livr. Pr. 8 Fr. b. Treuttel und Würz.

Nouvel Atlas élémentaire des quatre parties du monde &c. p. C. F. Delamarche. Pr. 12 Fr.

Cours hiſtorique et élémentaire de peinture, ou gallerie complette du Muſée Napoléon, 46e Livr. Pr. 8 Fr. b. Filhol; Gillet; l'Ami; Buiſſon.

L'Arithmétique ſimple démontrée en ſix leçons p. Saint-Lucien. 4e édit. Pr. 50 C.

Hiſtoire philoſophique de la revolution de France p. Deſodoards; 5e édit. 10 V. 8. Pr. 40 Fr. b. Belin; C. Volland; Boſſange; Maſſon; Bertrand.

Mes loiſirs, ou poéſies d'un inconnu. Pr. 1 Fr. 50 C. b. Lenormant; Mongies.

Suite des Vues des plus beaux, édifices publics de la ville de Paris; deſsinées par Durand &c. Pr. 1 Fr. 20 C. b. Esnault.

Hiſtoire de la Moldavie et de la Valachie, p. M. C... 1 V. 12. Pr. 2 Fr. 50 C. b. Royer.

Nouveau mentor de la jeuneſse pour les deux ſexes &c. 12. 1 V. 358 S. Paris b. Frechet; Pr. 2 Fr.

Damit wir bei der deutſchen Literatur in Hinſicht auf die Preiße und die Erſcheinungs-Zeit einen feſten Punkt haben, ſo halten wir es fürs Beſte, jeden Monat die Liſte aller Werke bekannt zu machen, wie ſie bei einer der ſolideſten und in der Spedition genaueſten Buchhandlung, H. Buchhändler Kummer in Leipzig, einliefen und dort verkauft werden — den Thaler ſächſiſch zu 1 fl. 48 kr. Reichsgeld gerechnet.

Neue Deutſche Bücher.

Schloſſers bibl. Geſchichte f. Kinder. 2 Thle. mit 1 Kpf. geb. Perthes in Gotha, 1 Thlr. 12 Gr. und 6 Gr. netto. 2 Bände.

Herder, der Eid. broſch. Tübingen. Cotta. 1 Thlr. 6 Gr.

Die ſonderbare Burg des Ritters Renno zw. Himmel und Erde, von Berger. Bremen. Müller. 8. 18 Gr.

Prinz Aldrovan oder das Ungeheuer, ein Märchen in 4 Aufz., 2. Aufl. Bremen. Müller. broſch. 16 Gr.

Oekonom. medicin. Noth- und Hülfsbüchlein für Stadt- und Landleute od. Vortheile ꝛc. Bremen. Müller. 10 Gr. broſch.

Ueber die Fallſucht ꝛc. v. Stoll und Theden 2. Aufl. broſch. Bremen. Müller. 20 Gr.

Sophia oder die Folgen des Leichtſinns, eine wahre Geſchichte v. Berger. Bremen. Müller. 16 Gr.

Kruſe Anweiſung zur Ortographie. 3. Aufl. 8. Schulze in Oldenburg. 1 Thlr.

Neue Paradoxa des Predigers zu Bergefeld. Schulze in Oldenburg. 10 Gr.

Düno, iſt eine Land- Kirchen-Matrikul nüzlich, ꝛc. Schöne in Berlin. 6 Gr.

Sartorius Abhandlungen, die Elemente des National-Reichthums betr. 1. Th. Göttingen. Röwes. 1 Thlr. 16 Gr.

Wegſchnider Verſuch einer Einleitung in das Evangelium Johannis. Göttingen. Röwes. gr. 8. 1. Thlr.

Treitſchke, Zobeis, ein Taſchenbuch für 1807. Wien. Degen. 1 Thlr. 4 Gr.

Baggeſen, Parthenaïs, oder die Alpenreiſe, Taſchenbuch für 1807. Amſterdam. Ind. Kompt. 2 Thlr.

Lehren und Erfahrungen für junge Frauenzimmer. 1. Thl. mit 1 Kpfr. 2. Aufl. Hanover. Hahn. 1 Thlr. 12 Gr.

Widemanns deutſche Aufſäze zum überſezen ins franzöſiſche. 2. Aufl. Halle. Hemmerde. 18 Gr.

Dabelows Lehrbuch des deutſchen gemeinen peinlichen Rechts. Halle. Hemmerde. 1 Thlr. 8 Gr.

Altdorfer, Predigten. Winterthur. Steiner. 1 Thlr.

— — hinterlaſſene poetiſche und proſaiſche Schriften. 2 Bde. Winterthur. Steiner. 2 Thlr.

Beiträge zur Vervollkommung der Bauart mit geſtampfter Erde. 1r. Th. Riga. Hartmann. 12 Gr.

Criminalrecht, allgemeines, für die preuſſiſchen Staaten. 1r. Th. Berlin. Nauck. 1 Thlr. 21 Gr.

Engelmann, neuer Kinderfreund. 6r Th. Frankfurt. Mohr. 1 Thrl. 8 Gr.

Geometer, der durch Fragen und Antworten wohlunterrichtete. Frankfurt und Leipzig. 16 Gr.

Lafontaine die Familienpapiere, 2r Bd. Berlin. Sander. 1 Thlr. 20 Gr.

— — Gemälde-Sammlung zur Veredlung des Familien-Lebens. Berlin. Sander. 2 Thlr.

Fiametta, a. d. Italien. des Boccacio überſezt v. Brentano. Berlin. Realſchulbuchhandl. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Irrthümer der Liebe und die Launen des Schikſals. Frankfurt. Akademie. 1 Thlr. 12 Gr.

Notiz.

In Beziehung auf Nro. 6 und 26 des Morgenblatts erklärt der Unterzeichnete, daß er nirgends angezeigt habe: daß H. Dr. Gall bei ihm ſeine Vorleſungen von Blöde verbeſſert und vermehrt druken laſſe, ſondern daß dieſe Einrükung aus einem Misverſtand geſchehen ſeyn müße, woran er gar keinen Antheil habe. Daß bei mir Dr. C. F. Galls neue Entdekungen in der Gehirn-, Schedel- und Organen-Lehre, mit vorzüglicher Benuzung der Blödeſchen Schrift über dieſe Gegenſtände dargeſtellt, und mit Anmerkungen begleitet, nach den Gallſchen Vorleſungen zu Karlsruhe im December 1806 unter der Preß iſt, und in den erſten Tagen des Februars fertig wird, dieß hat ſeine vollkommene Richtigkeit; das richtende Publikum mag in Kurzem die Erſcheinung dieſer Schrift rechtfertigen oder tadeln.

C. F. Müller.

Anzeige neueſter Pariſer Moden-Artikels.

Fertige Kleider aufs Maas, von Spizen, Mouſſelin, 6 Louisdor, ditto Krep en jais brodirt 5 Louisdor.

Tablier Robes in Seide 2, in Perkal 1 1/2 Carolin.

Beſtes Hautwaſchwaſſer Eau Antique de Sabina. Feines flüſſiges Pariſer Rouge, jedes die Phiole 3 fl. 24 kr.

Stirnband à Ninon, gegen Fleken und Falten. Präparirte Nacht-Handſchuh, jedes 1 Dukaten.

Toilettes Egyptiennes, die in einem antiken verſchloſſenen Käſtchen auf ein Jahr den Bedarf dieſer 4 Artikels, nebſt Zahn-Poudre Circassienne, und pâte für die Hände vereinigen. 4 Dukaten. — 8 gr. Emb.

Durch Portofreie Einſendung der Preiſe, an H. Georg Chriſtian Soldan Sohn, zu Frankfurt a./M. zu erhalten.

Was fangen wir heute an? eine Sammlung geſellſchaftlicher Spiele und Lieder für gebildete Cirkel. 8. Halle bei Hemmerde ꝛc. gebunden 14 Gr.

Zur Beantwortung dieſer Frage beſonders in den langen Winter-Abenden durch guten Rath etwas beyzutragen, iſt die Abſicht dieſer Sammlung. Sie enthält eine beträchtliche Anzahl älterer und neuerer Spiele, die ſorgfältig gewählt, und durch Beſpiele erläutert ſind, und ausgewählte Lieder, nach bekannten Melodien. Mit dem Wunſche, nicht ganz unbemerkt zu bleiben, reihet ſich dies Büchlein an die Zahl ſeiner Vorgänger, und hoft allen denen willkommen zu ſeyn, die ſich gern zuweilen im trauten Kreiſe von Freunden und Freundinnen durch Scherz und Spiel erheitern.

Hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Archiv für Süd-Deutſchland. Mit Kupfern und Karten. Gr. 8. Frankfurt und Leipzig. 1807. 3 fl.

"Dieſes für den denkenden Beobachter der Vorzeit und der Geſchichte des Tages höchſt intereſſante Werk iſt eine Sammlung vorzüglich gelungener geographiſcher, hiſtoriſcher und ſtaatsrechtlicher Aufſäze, die ſowohl für die öſterreichiſchen, als die bairiſchen, würtembergiſchen und badenſchen Staaten nach ihrer neueſten Begränzung von dem gröſten Belang ſind. Für die Geſchichte des Mittelalters, des Bauernkriegs, der Reformation, des dreyſigjährigen Kriegs, der Stände und Steuern in Deutſchland, vor Allem aber die Geſchichte des deutſchen Handels finden ſich die wichtigſten Entdekungen darinn. Bisher ganz unbekannte ſtatiſtiſche Reſultate werden zu Tage gefördert; der Natur-Hiſtoriker und Kaufmann wird durch die Aufſäze über das Salzweſen und den Seidenhandel in Tirol nicht weniger befriediget. Für die Geſchichte des Tags enthält dies Werk eine geographiſch-hiſtoriſche Beleuchtung der Rheiniſchen Bundes-Akte. Vorzüglich intereſſant ſind noch die ſtatiſtiſchen und publiciſtiſchen Skizzen von Salzburg, Berchtolsgaden, Eichſtädt, Paſſau und dem deutſchen Ritter-Orden. — Das Ganze iſt ein unentbehrliches Handbuch für jeden gebildeten Zeitungs-Leſer, wie für den gelehrten Alterthums-Forſcher."

Dieſes Werk iſt bey Anton Doll, dem Jüngern, Buchhändler in Wien, in Kommiſſion zu haben.

Bei Anton Doll dem Jüngern, Buchhändler in Wien, iſt neu zu haben:

Hiſtoriſches Taſchenbuch. Mit beſonderer Hinſicht auf die öſterreichiſchen Staaten. 3. Jahrgang. Geſchichte des Jahrs 1803. Auf Schreib-Papier. Mit 4 Portraiten, 1 Kupfer und 1 Vignette. Auch mit dem Titel: Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts, 8. 1807. In ſchönem Umſchlag broſch. 3 fl. 30 kr. Alle 3 Jahrgänge 10 fl. 30 kr.

"Schon die erſten zwey Jahrgänge wurden in allen gelehrten Zeitungen ſehr günſtig beurtheilt. Der von Kotzebue herausgegebene Freymüthige ſagt unter andern vom zweyten Jahrgange: ""Gedrängt, aber umfaſſend, und in einem korrekten, angenehmen Vortrage liefert dies Bändchen die Geſchichte des Jahres 1802. Der ruhige Geſchichtsforſcher wird es mit Dank gegen den fleiſſigen Verfaſſer aufnehmen: es iſt in der That ein verdienſtliches Werk, das mit jedem Jahrgange an Wichtigkeit gewinnen muß. Der Inhalt iſt eine Ueberſicht des Ganges der auswärtigen Angelegenheiten; eine ausführliche Nachricht von den neuen Einrichtungen in der innern Staatsverwaltung, und endlich vom Fortſchritte der Wiſſenſchaften und Künſte in Oeſterreich."" — Die Portraite dieſes 3. Jahrgangs ſtellen den Erzherzog Johann, den Miniſter Pitt, dann Füger und van Swieten dar, ſo wie das Kupfer: die neuerbaute Franzens-Brüke. Auch iſt das Aeuſſere, der Druk, ſo wie alles Uebrige ſo ſchön, wie in den erſten zwey Jahrgängen."

Taſchenbuch für Freunde ſchöner vaterländiſcher Gegenden. 3. Jahrgang. Mit 6 Kupfern und 2 Vignetten. Auf Schreibpapier. Auch mit dem Titel: Maleriſche Streifzüge durch die intereſſanteſten Gegenden um Wien. 8. 1807. In ſchönem Umſchlag broſch. 3 fl. 30 kr. Alle 3 Jahrgänge 10 fl. 30 kr.

"Alle gelehrten Zeitungen ſchenkten den erſten zwey Jahrgängen ihren Beyfall. Ich ſeze nur ein Paar Worte aus dem Freymüthigen über den zweiten Jahrgang her: ""Der Druk dieſes Werkes iſt ſehr elegant; auch iſt es mit ſauber gearbeiteten Kupfern, die intereſſante Gegenden darſtellen, geſchmükt, und was noch mehr iſt, es verdient dieſen Schmuk. In einem blühenden Vortrage beſchreibt der Verfaſſer Gegenden, Sitten, Scenen und mancherley Begebenheiten, die überall mit Vergnügen werden geleſen werden."" Die ſechs Kupfer dieſes dritten Jahrgangs ſtellen das Schloß zu Rodann, den ſchönen Brunnen, die Ruine in Schönbronn, das Sommerhaus der Fürſtin Paar in Hütteldorf, den Dianen-Tempel und den ſterbenden Fechter in Dornbach, ſo wie die zwey Vignetten die Kirche zu Berchtoldsdorf und Loudons Denkmal dar, und ſind, wie das Aeuſſere und alles Uebrige, ſo prächtig wie in den vorigen Jahren."

Intelligenz-Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1807.

Nro. 2.

Neue Französische Literatur.

Le ſabuliſte des enſans et des adolescens &c. per Reyre. 3e édit. 18; XXII und 428 S. Paris b. Onſray. Pr. 2 Fr. 50 C.

Le caveau moderne, ou le rocher de Cancalle, chansonnier de table, composé des meilleurs chansons de l'ancien caveau, des diners du Vaudeville &c. 1V. 12. IX und 318 S. Paris b. Capelle und Renand. Pr. 1 F. 80 C.

Juſtini hiſtoriarum Libri 44. Nova edit. 1V. 12. VI und 302 S. Paris b. Samſon. Pr. 1 Fr. 80 C.

Petit Caréme de Maſſillon. 18. 337 S. Paris b. A. Bertrand. Pr. 1 Fr.

La guirlande de Fleurs; ou choix de chansons nouvelles. 4e année. 1V. 18. II und 116 S. Mit Kupf. Paris b. Frechet; Pr. 1. Fr. 20 C.

Défense de Charles Martel contre l'imputation d'avoir usurpé les biens eccléſiaſtiques et nommement les dimes, avec un précis de l'origine des dîmes ecclésiastiques et laïcales, propre à resoudre la queſtion suivante: Comment peut on diſtingner les dimes laïcales abolies en France de celles que ne le sont pas? par J. J. Raepsaet. 8. 64 S. Paris b. Dujardin Pr. 1 Fr. 25. C.

Manuel d'Arithmetique ancienne et decimale &c. 1V. 18. 262 S. Paris b. Ancelle. Pr. 1 Fr. 25 C.

Etrennes de la vertu, IIe année. 1V. 18. 170. S. Paris b. Demoraine. Pr. 1 Fr.

Lettre sur un orgue conſtruit d'après les nouvelles combinaisons de mecanique et de ſacture. 4. 21 S. Paris b. Porthmann. Pr. 1 Fr. 25 C.

Brunetiana. 15e edit. par Anagramme Doneur 18. 180 S. Paris b. Mad. Cavanach. Pr. 1 Fr.

Eſſai d'un discours religieux pour l'anniversaire du Couronnement de l'emp. Napoléon p. M*** 1V. 12. 91 S. Paris b. Dubroca. Pr. 1 Fr.

Manuel des personnes incommodées de hernies ou descentes, de vices de conformation, ou d'autres infirmités, au moyen duquel il leur sera ſacile de se diriger dans l'usage des bandages, ou des machines indispensables pour leur traitement, par Pipelet. 2e edit. Pr. 1 Fr.

Méthode comparative pour le français et le latin &c. par C. F. J. Fontaine. 12. XII. 226 S. Paris b. Priſſe und Compere; L. Collin. Pr. 2 Fr.

Le chansonnier du vaudeville, ou recueil des chansons de Mr. Piis, Barret, Radet, Desfontaines &c. 3e année. 1V. 18. 242 S. Paris b. L. Collin. Pr. 1 Fr. 80 C.

Apologie de Socrate d'après Platon et Xenophon, avec des Remarques sur le texte grec et la traduction ſrançaise p. F. Thurot. 1V. 8. XXIII; 268 S. Paris b. Firmin Didot. Pr. 4 Fr.

Logique ſrançaise pour préparer les jeunes gens à la rhétorique par Hauchecorne; nouv. édit. 12. 191 S. Paris b. Le Normant. Pr. 1 Fr. 80 C.

Nouveaux principes de lecture à l'usage des enſans, suivis d'un cours de Grammaire pour les commençans &c. par C. Tabareau. 1V. 12. XVI; 188 S. Paris b. F. Guilleminet. Pr. 1 Fr. 20 C.

Vélociſère grammatical, ou la langue ſrançaise et l'orthographe apprises en chantant, ouvrage élémentaire unique dans son genre, mis en Vaudeville, p. Mad. Stéphanie Werschouf agée de 15 ans, elève de Mr. Galimard. 12. 96 F. Paris b. Le Normant; Galimard. Pr. 1. Fr. 50 C.

De l'instruction publique et des rapports de son régime actuel en France, avec l'état général des connoissances humaines, l'amélioration sociale et le dogme moderne de la perfectibilité, par J. J. Calnet. 8. 56 S. Paris b. Le Normant. Pr. 1 Fr. 20 Fr.

Géographie des commençans par demandes et reponses &c. p. Le Tellier. Paris b. Le Prieur. Pr. 1 Fr.

Avantage qu'on peut tirer des plantes les plus suspectes, pourvu qu'on les emploje avec précaution pour guerir les maladies les plus incurables &c. p. Buchoz. 8. 84 S. Paris b. Mad. Buchoz. Pr. 2 Fr.

Cathéchisme à l'usage des jeunes gens de toutes les communions chrétiennes, par J. Werner &c. 8. XII; 230 S. Paris b. Dûfour; Perlet. Pr. 1 Fr. 50 C.

Moyens surs de détruire les hannetons, suivi de la manière de gouverner les abeilles. Ebdſ. 8. Paris b. Coſtes. Pr. 75 C.

Quelques idées sur l'économie ayant pour but d'améliorer le sort des hommes, en mettant constamment à la disposition de la caisse d'amortissement un ſond de 100 millions; p. Ch. Guillet. 8. 8 S. Paris b. Mad. Cavanach. Pr. 60 C.

Bases de l'art d'éxtraire et de fixer les principes des odeurs et des saveurs, et bases de l'art d'éxtraire et de fixer les couleurs ou les parties colorantes, p. J. Bressy. 8. 23 S. Paris. b. Blanchon. Pr. 50 C.

La Chélonomie, ou le parfait luthier, p. l'abbé Sibire 1V. 18. Mit Kupf. Paris b. Lenormant. Pr. 1. Fr. 80 C.

Application de la charpente incombustible de Cointereaut à la couverture de la Halle au blé de Paris. 8. 1 Kupf. 1 Fr. Paris b. Cointereaut und Lenormant.

Le bon jardinier, almanach p. 1807. 1V. 1,000 S. Pr. 6. Fr. Paris b. Onfroy.

L'art des Accouchemens par Bandeloque, 5e édit. mit Kupf. 2V. 8. Pr. 18 Fr. Paris b. Mequignon.

Oeuvres choisies de le Maitre, p. Falconnet. 1V. 4. 500 S. 9 Fr. Paris b. F. Buiſſon.

La fin du XVIIIe siècle, ou anecdotes curieuses et interessantes &c. nouv. édit. 1V. 8. 278 S. Pr. 2 Fr. Paris b. Debraux.

Histoire du général en chef Championet p. A. Chateauneuf. 1V. 12. 140 S. Pr. 1 Fr. 50 C.

Voyage à la Cochinchine &c. P. John Barrow, trad. p. Malte-Brun. 2V. 8. 800 S. Mit 1 Atlas, von 18 Kupf. 18 Fr. Velinp. 36 Fr. Paris b. Fr. Buiſſon.

Voyage dans l'Inde &c. p. le major Taylor, trad. p. L. de Grandpré. 2V. 8. Pr. 10 Fr. Paris b. Serviere; Lenormant.

Voyage en Savoye et dans le midi de la France en 1804 et 1805. 1V. 8. 450. S. Pr. 5 Fr. Paris b. Giguet und Michaud.

Achille à Scyros, poëme p. J. Ch. J. Lune de Lancival; nouv. edit. 1V. 8. 248 S. Pr. 5 Fr. Paris b. Fain und Comp.; Debray; Delaunay.

Correspondence de deux amies &c. pr. Mme du P...., W.... auteur d'Eléonore de Grailly &c. 4V. 12. Pr. 7 Fr. 50 C. Paris b. Renard.

La chaumière de Jeannette. Nouvelle Boulonnaise. 1V. 12. Pr. 1 Fr. 50 C.

L'abbaye de Saint Remy, ou la fille de l'abesse p. M. d. Favrolle. 4V. 12. 4 Kupf. Pr. 6 Fr. Paris b. Lerouge.

Edmond et Eleonora, trad. de l'anglais de Marshall. 3V. 12. Pr. 6 Fr. Ebdſ.

Bulletin de la Société d'encouragement. IVe année.

Tableau élémentaire d'Ornithologie, ou histoire naturelle des Oiseaux, que l'on rencontre communément en France: suivi d'un traité sur la manière de conserver leurs dépouilles pour en former des collections, par Sebastien Gérardin (de Mirecourt) &c. 2V. 8. LXXXVII; 396 und 523 S. Mit einem Atlas 4. von 41 Kupf. rc. rc. Paris b. Turneiſen Sohn. Pr. 36 Fr.

Précis historique de la revolution française; directoire exécutif, par Lacretelle. 2V. 18. CXLIV; 316; 394 4 Kupfr. von Dupleſſis Bertaux. Paris b. Treutel und Würz. Pr. 10 Fr.

Les Anténors modernes, ou voyage de Christine et de Casimir en France sous Louis XVI &c. 3V. 8. 1570 S. Mit ſchönen Kupf. Paris b. Fr. Buiſſon. Pr. 17 Fr.

De la religion du vrai philosophe, ou observateur impartial de la nature, contenant l'examen des systèmes des prétendus Sages du XVIIIe siècle, et la preuve de la liaison des principes du Christianism avec les maximes fondament. de la tranquillité des etats; par F. L. C. Gin. 3V. 8. VIII, 550, 487 und 293 S. Paris b. Henee, Lenormant, Nicole, Garnery. Paris 15. Fr.

Cours d'études pour la jeunesse française, contenant la Chronologie, la Géographie, la Mythologie &c. par J. B. Castille. 2V. 12. VII; 417; 459 S. Paris b. Fournier; Leclerc. Pr. 5 Fr.

Sermons de Hugues Blair, traduction nouvelle par Tressan. 2V. 8. Paris b. J. E. G. Dufour; Barreis. Pr. 10 Fr.

Abrégé de la nouvelle Géographie universelle &c. de W. Guthrie; 5e édit. 1V. 8. 723 S. Paris b. H. Langlois. Pr. 7 Fr. 50 C.

La Gérocomie, ou code physiologique et philosophique pour conduire les individus des deux sexes à une longue vie, en les derobant à la douleur et aux infirmités, par Millot. 1V. 8. 494 S. Paris b. Fr. Buiſſon. Pr. 5 Fr.

Les métamorphoses d'Ovide, traduction de Dubois Fontanelle adaptée au texte latin du P. Jouvenci; nouv. edit. 2V. 12. 352 und 291 S. Paris. b. Duprat-Duverger. Pr. 5 Fr.

Lettres de Clemence et d'Hippolite par l'auteur des Orphelines de Flower Garden, d'Alfred et d'Emma. 3V. 12. 182; 191 und 112 S. Paris b. Turneiſen. Pr. 5 Fr.

Physiologie intellectuelle, ou développement de la doctrine du profeſſeur Gall &c. &c. par M. J. C. Demangeon. 1V. 8. 426 S. mit Kupf. und dem Bildn. Galls. Paris b. König; Firmin Didot; Delance. Pr. 4 Fr. 50 C.

Thomas Brown, ou l'amour de l'humanité, trad. de l'anglais par M. de C... 2V. 12. 279 und 273 S. Paris b. Renard. Pr. 4 Fr.

Eloge philosophique de l'impertinence par de la Bractéole; nouv. edit. 2V. 18. XXIII; 142 und 163 S. Paris b. Bertrand Pottier und Felix Bertrand. Pr. 2 Fr.

Les Solitaires, ou les effets de l'éducation. 2V. 12. 331; 327 S. Paris b. Debray. Pr. 4 Fr.

Instruction sur l'histoire de France, par le Ragois. Nouv. édit. continuée jusqu'à la confédération du Rhin par C. C. Le Tellier; mit 72 Portr. 2V. 12. XII; 300 und 342. S. Paris b. Le Prieur. Pr. 4 Fr.

La tenue des livres rendue facile, &c. VIe edit. 1V. 8. VIII; 280 S. Paris b. Wittwe Hocquart. Pr. 4 Fr. 50 C.

C. Plinii Caecilii Secundi epistolae et Panegyricus Trajano dictus. Nova edit. 1V. 12. 365 S. Paris b. A. Delalain. Pr. 3 Fr.

L'ami des malades de la campagne &c. par Poinsot. 1V. 8. VIII. 250. Paris b. Amable Coſtes, Pr. 3 Fr.

Du fluide universel, de son activité et de l'utilité de ses modifications par les substances animales dans le traitement des maladies. 1V. 8. Paris b. König; Delanoe. Pr. 2. Fr. 60 C.

Neue Deutſche Bücher.

Siebenberger, Ideen zu einer Methodik der Medizin. Münſter. Waldek. 8. Gr.

Bozzini, der Lichtleiter, od. Beſchr. e. Vorrichtung zur Erleuchtung innerer Hölen des animaliſchen Körpers. Fol. Weimar. Ind. C. mit Kpfr. 1 Thlr. 6 Gr.

Geld- und Münz-Wiſſenſchaft f. Geſchäftsleute od. Verzeichniß der vorzügl. Gold- und Silber-Münzen rc. 2. Aufl. geb. 4. Nürnberg. Exp. d. Handl. Z. 8. Gr.

Müllers Sammlung deutſcher Meiſterſtüke d. 18. u. 19. Jahrhunderts. 1. Thl. 1 Bdchn. Bremen. Müller. 16 Gr.

Müllers Verſuch e. pragm. Elementar-Schule im Geiſt

d. Poſtalozz. Methode. I. Bd. Bremen. Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

Leonhardi Taſchenbuch f. die Mineralogie. I. Jg. geb. 8. Frankfurt. Herrmann 1 Thlr. 8 Gr.

Ewalds kurze Anweiſung auf welche Art die Jugend in den niedern Schulen zu unterrichten iſt. 8. Mannheim. Schwan. 6 Gr.

Roman, Verſuch eines Bad. Luther. evangel. Kirchenrechts. 8. Pforzheim. (Schwan u. Göz in Mannheim.) 1 Thlr. 20 Gr.

Schreiben von Fried. Müller üb. Kotzebues Reiſen aus Liefland nach Neapel. 8. Deutſchland. (Schwan u. Göz in Mannheim.) 8 Gr.

Ueber früh und ſpatreife Geburten. 8. Mannheim, Schwan. 4 Gr.

Illing, die Vortheile des Kriegs, ein Bruchſtük aus einem ſatyriſch kom. Rom. 8. 6 Gr.

Münter, der gute Berg-Geiſt. I. Jahrhundert. I. Thl. Zelle. Schulze. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Ankündigung der neuen Annalen der Literatur des öſterreichiſchen Erbkaiſerthums.

Mit dem 1. Januar 1807 erſcheint das erſte Heft der Annalen, deren Fortgang in dem verfloſſenen Jahre nur durch äuſſere Umſtände und widrige Zeitverhältniſſe unterbrochen wurde.

Dieſe Zeitſchrift hat ſich einer Dauer zu erfreuen, deren ſich kein andres literariſches Journal in Oeſterreich rühmen kann; der Gehalt und die unparteiiſche Strenge ihrer Recenſionen haben ihr bereits die Achtung der würdigſten Gelehrten des In- und Auslandes erworben, und das Intereſſe des ihr beygefügten Intelligenz-Blattes machte ſie ſeither ſchon zu einem Bedürfniſſe unſerer Staaten.

Bey einer ſolchen Anzahl von Mitarbeitern, wie die Annalen in allen — ja in den entfernteſten — Theilen unſrer Monarchie beſizen, bei einer lebhaften und ausgebreiteten Korreſpondenz der Redaktion, und bei der Menge der vortreflichſten Beyträge, die während des diesjährigen Stillſtandes der Annalen eingelaufen ſind, läßt ſich von ihrer bevorſtehenden Erſcheinung für die Wiſſenſchaften, für das Vaterland und für die Leſer derſelben eine nicht gemeine Ausbeute erwarten.

Um den Wünſchen ſo vieler neuen Herren Pränumeranten, die ſich die frühern Jahrgänge der Annalen nicht nachſchaffen wollen, zu entſprechen, erſcheinen dieſelben mit einem neuen Titel; die bisherigen Abnehmer derſelben können ſolche darum noch immer als Fortſezung der ältern Annalen mit dieſen in eine Reihe bringen.

Geiſt, Tendenz und Form der Recenſionen werden ſo beſchaffen ſeyn, wie es das Wohl der Wiſſenſchaften und das Intereſſe unſers gemeinſchaftlichen Vaterlandes erfordert; nur wird man weitläufige Analyſen und Citationen zu vermeiden ſuchen, um eine vollſtändigere Ueberſicht der einheimiſchen Literatur zu erzweken. Alles, was nicht Abhandlung oder Recenſion iſt, aber für unſre Monarchie in wiſſenſchaftlichem Bezüge Intereſſe hat, findet in dem Intelligenz-Blatte ſeinen Plaz.

Die Redaktion ladet alle Gelehrte und Wiſſenſchafts-Freunde der öſterreichiſchen Monarchie ein, hierzu beyzutragen, und erinnert noch, daß bey ihr Niemand für die Anzeige einer Beförderung, einer Ehren-Bezeugung, eines Todesfalles, oder für die Inſertion der Biographie eines verdienten Gelehrten etwas zu entrichten habe, ſondern daß vielmehr die Redaktion jedem Einſender einer Nachricht das für dieſelbe gebührende Honorar gern hinausbezahlt, da ſie nie ein andres Intereſſe kannte, als, Beförderung der Wiſſenſchaften und Ehre des Vaterlandes.

Auf Reinheit des Papieres und auf alle Vorzüge der Typographie wird auch jezt jene Sorgfalt gewendet werden, welche den Annalen ſchon früher zur Empfehlung gedient hatte. Auch das Format bleibt daſſelbe.

Mit dem Anfange jeden Monats erſcheint nun unabänderlich ein Heft, und die Herren Pränumeranten haben in der Folge keineswegs unrichtige Erſcheinung oder Verſpätung zu beſorgen, da von der Redaktion durch ſichere Mittel jeder verdrüßlichen Stokung vorgebeugt wurde.

Man pränumerirt auf dieſe **neuen Annalen** zu **Wien bei Anton Doll**, dem jüngern, Buchhändler in der Biſchofs-Gaſſe, mit 8 fl. In den Provinzen nehmen alle ſoliden Herren Buchhändler Pränumeration an. Wer aber daſelbſt dieſe Zeitſchrift durch die Poſt ſchneller zu erhalten wünſcht, wird erſucht, mit 9 fl. bei der K. K. **Oberſt-Hof-Poſtamts-Haupt-Zeitungs-Expedition** in Wien zu pränumeriren.

Pränumerations-Ankündigung.

Oeſterreichiſcher Plutarch, oder Leben und Bildniſſe aller Regenten und der berühmteſten Feldherrn, Staatsmänner, Gelehrten und Künſtler des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates.

Unter dieſem Titel wird mit dem kommenden neuen Jahre in der unterzeichneten Buchhandlung ein Werk erſcheinen, welches durch die Neuheit und den umfaſſenden Ueberblik der hiſtoriſchen Darſtellung, und durch die Vollendung der ihm beygefügten Kupferſtiche, jene Aufmerkſamkeit zuverläſſig bis zu ſeiner Beendigung erhalten wird, die es in jedem gebildeten und fühlenden Leſer gleich bei ſeinem erſten Hervortritte unſtreitig erweken muß. — Damit dieſes Unternehmen gegen jeden Verdacht abgenüzter Gemeinheit geſichert werde, folgen hier einige Bruchſtüke aus der Vorrede deſſelben:

"Auf dem koloſſalen Flächenraume von Kronſtadt bis Salzburg, und von Trieſt bis Krakau, auf einem unerſchöpflichen Boden, wo Geiſt und Fleiß alles in Gold umzaubern können, was ſie berühren, lebet und würket ein Völker-Verein von mehr als 22 Millionen Menſchen, an Anlagen, Beſchäftigungen, Sitten, Verfaſſungen unendlich verſchieden, zuſammen verſammelt in verſchiedenen Epochen, durch die verſchiedenſten Zufälle des Krieges, der Erbfolge und wechſelſeitiger Verbindungen. — Dennoch Alle Eines, Jeder für

Alle, Alle für Jeden. Dieſer Bundesverein, damit es ihm nicht an einem Namen und Symbol, den ungeheuern Radien nicht an einem Brennpunkt gebreche, heißt: das *Erbkaiſerthum Oeſterreich*. In dieſem hohen Bunde das Höchſte ſind die *groſſen Männer*, die er hervorgebracht hat."

"Unmöglich können ſie beſſer gelobt, unſrer Dankbarkeit beſſer überzeugt werden, als durch die einfache Erzählung ihrer Thaten und Forſchungen. Das Andenken, wie und was ſie waren, dachten und thaten, fortzupflanzen von Geſchlecht zu Geſchlecht, iſt allemal deſto heilſamer, je trüber die Zeiten. — Nicht das graue Alterthum, nicht das Mittelalter, (dem zu groſſen Thaten und nüzlichen Entdekungen ſo manches nun gelöste Problem des Verſtandes und politiſcher Einrichtungen fehlte), haben ein ausſchlieſſendes Recht, durch unvergängliche Thaten zum Muſter zu dienen. — Wie im alten Rom das Palladium, Veſtas ewiges Feuer, ſo muß das Feuer des Beiſpiels im innerſten Heiligthum des Staats, im Herzen eines Jeden geehrt, genährt, planmäſig unterhalten werden."

"Dieſe Quelle unſerer Dankbarkeit gegen dieſe Groſſen und Guten iſt zweyfach. Entweder lag in ihrer Hand der Zügel der *Herrſchaft*, und ſomit der gröſste Einfluß auf die Altvordern, auf uns ſelbſt, auf ihr Jahrhundert, Vieler aus ihnen auf Jahrhunderte hinaus; oder ſie haben als *Feldherrn*, *Staatsmänner*, *Gelehrte oder Künſtler* der halbtauſendjährigen Regierung jener Fürſten erſt ihren eigenthümlichen Glanz, den gröſsten Vortheil, den edelſten Theil ihres Ruhmes errungen. Dahin gehören die edelſtolzen Ungarn und Siebenbürger; die klugen, emſigen Böhmen und Mährer; die ausharrenden Polen; die Oeſterreicher, würdig, ſeit einem halben Jahrtauſend unſere Herrſcher und mit ihnen die Hofnungen der Gegenwart und Zukunft in ihrer Mitte zu haben; die frommen, treuen, unverdroſſenen Bewohner der noriſchen, karniſchen und juliſchen Alpen in Krain und Kärnthen, Salzburg und Steyermark. — Mancher wird aus unbekanntem Dunkel zur wohlverdienten Würdigkeit emporſteigen. Panegyriſcher Ton, durch den der, ſo Plutarchs Namen gebraucht, ein Verbrechen beginge, an dieſem Namen, an ſeinem Bewußtſeyn, an denen, welchen er ſein Buch überliefert, iſt aus dieſen Blättern verbannt. Was geſchehen iſt, treu anzuſagen, iſt *hiſtoriſch* — aufzudeken, was hätte geſchehen ſollen, iſt *patriotiſch*."

Der Styl ſoll einfach, rein und faßlich ſeyn, und dieſes Werk alle frühern Handbücher entbehrlich machen. — Am Ende jedes Jahrganges wird eine genealogiſche und eine chronologiſch-ſynchroniſtiſche Tabelle zur leichtern Ueberſicht des Ganzen angehängt. Die erſtere wird die Nachfolge im Erzhaus, und die im Laufe der Geſchichte vorkommenden Anſprüche und Erbfolgsſtreite über fremde Kronen, die zweite die merkwürdigſten Veränderungen in den Erbſtaaten nach ihrer ſucceſſiven Vereinigung und in den angränzenden Neben-Ländern mit einem Blike darſtellen. — Um die noch wichtigere Ueberſicht des Fortſchreitens der Wiſſenſchaften und Künſte zu gewähren, zeigt eine dritte chronologiſch-ſynchroniſtiſche Tabelle die Stufe der Kultur in den Erbſtaaten und in den angrenzenden Reichen, und weiſet jedem Lieblinge der Muſen die Stelle an, auf welche ſein Verdienſt ihn hingeſtellt hat.

Der Jahrgang zählt 48 Bildniſſe, und eben ſo viele Biographien. Die Herausgabe beginnt unausbleiblich mit dem neuen Jahre 1807. *Jeden Monat* erſcheint in einem geſchmakvollen Umſchlage *ein Bändchen* in Groſsoktav, *das acht bis neun gedrukte Bogen*, und *vier* auf Basler Velinpapier abgedrukte und ſchön geſtochene *Portraits* enthält. Zwei Bildniſſe und Biographien werden allemal eben ſo vielen Beherrſchern des Kaiſerthums gewidmet ſeyn, — die zwei andern berühmte Oeſtreicher darſtellen. So ſind z. B. für das Januar-Heft: *Rudolph von Habsburg* und ſein Sohn und Nachfolger *König Albrecht*, dann der durch Schillers Genius verewigte Held des dreiſſigjährigen Krieges, *Wallenſtein*, und der groſse Staats-Mann, Graf Maximilian von *Trautmansdorf*, beſtimmt, der auf den, durch jene dreiſſigjährige Fehde entſtandenen, Trümmern das ewig denkwürdige Gebäude des weſtphäliſchen Friedens aufführte.

Der Pränumerations-Preis für jedes Heft iſt 1 fl. 30 kr. auf reinem Drukpapier, 2 fl. auf Schreibpapier. Abdrüke auf Velinpapier, das Heft zu 3 fl., die eine Prachtausgabe dieſes höchſt intereſſanten Werkes bilden ſollen, müſſen beſonders beſtellt werden. Dieſer Preis dauert aber nur bis Ende dieſes Jahres, nachher wird derſelbe erhöht. — In den Provinzen nehmen alle ſoliden Buchhandlungen Pränumeration an. Wer aber daſelbſt dieſes Werk durch die Poſt ſchneller beziehen will, wird erſucht, mit 20 fl. für alle 12 Hefte auf Drukpapier bei der hieſigen Ober-Hof-Poſtamts-Haupt-Zeitungs-Expedition zu pränumeriren.

Wien, im November 1806.

Anton Dolliſche Buchhandlung.

Bei *Hinrichs* in Leipzig und in mehreren Buchhandlungen iſt zu haben:

Sittlich-religiöſe Betrachtungen am Morgen und Abend auf alle Tage im Jahre für gebildete Stände, von Prof. K. H. L. Pölitz, 1. Band enthält Januar bis April incl. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. auf Schreibpapier 1 Thlr. 16 Gr.

Bei mehrern ähnlichen Werken für die tägliche Erbauung muß man dieſem um deßwillen einen entſchiedenen Vorzug zugeſtehen, weil es theils den ganzen Umfang der ſittlich-religiöſen Wahrheiten im beſtimmten Zuſammenhange und nach rein moraliſchen Grundſäzen umſchließt, theils in einem ſo edlen Style geſchrieben iſt, daß dadurch der Verſtand eben ſo deutlich erhellt, wie das Herz erhoben, und für das Gute und Wahre erwärmt wird. Alſo welch' ein Genuß für gebildete Leſer, beſonders in Rükſicht unſerer drangvollen Zeiten, um den Werth der Religion feſt zu begründen, und die bisher herrſchende Kälte gegen ſie zu verdrängen. Jeder Theil umſchließt 4 Monate des Jahrs. Mit dem 2. und 3. Theile wird das ganze Werk bis zu Ende März 1807 geſchloſſen ſeyn. Noch kan man folgendes ähnliche Werk zu gleichem Zweke der Jugend empfehlen: Morgen- und Abend-Betrachtungen auf alle Tage im Jahre für die Jugend, zur Beförderung früherer Religioſität und Sittlichkeit, vom J. C. F. *Baumgarten*. Mit einer Vorrede von Superintendenten Dr. Roſenmüller, 2 Bände, mit Kupfern, gr. 8. Leipzig bei Hinrichs. 2 Thlr. 12 Gr.

Intelligenz-Blatt

zum

Morgenblatt

für

gebildete Stände

1807.

Nro. 4.

Neue deutſche Bücher.

Pyrotechnie, oder theoretiſch-praktiſche Anleitung zur Bereitung der Kunſtfeuer auf der Erde, in der Luft und auf dem Waſſer, nebſt Anleitung zur Kenntniß und Bereitung der Materien, und zur Verfertigung der Theater-, Tafel-, Aeroſtaten- und Artilleriefeuerwerke. Nach Ruggieri und Morel bearbeitet, und mit der Beſchreibung einiger der vorzüglichſten Feuerwerke, welche in Frankreich ausgeführt worden ſind, begleitet. Mit 22 Kupfertafeln, gr. 8. Leipzig. Kummer.

Orphals (W. C.) Muſterung aller bisher mit Recht oder Unrecht für giftig gehaltenen Thiere Teutſchlands, 8. Ebend. 10 Gr.

Stollberg (Friedr. Leop. Grafen zu) Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti, 1r Theil, gr. 8. Hamburg. Perthes. 2 Thlr.

Breinersdorf, über die falſche Beurtheilung des Arztes vom Nichtarzte, ein Wort zu ſeiner Zeit, 8. Breslau. W. G. Korn. 12 Gr.

Grattenauer, über die ältere und neuere Wechſelgeſetze der Stadt Breslau. gr. 8. Ebend. 10 Gr.

Schiller (J. F.) Rechtsfälle in preußiſchen Gerichtshöfen, gr. 8. Ebend. 1 Thlr. 8 Gr.

Weber, Verſuch einer Geſchichte der Schreibkunſt, gr. 8. Göttingen. Dankwerts. 18 Gr.

Troxler, über das Leben und ſein Problem, gr. 8. Ebend. 4 Gr.

Cruſius, vollſtändige und deutliche anatom. Anweiſung für Aerzte und Wundärzte zu gerichtl. Leichenunterſuchungen, gr. 8. Ebend. 14 Gr.

Groke, erſter Unterricht im Leſen und Nachdenken, gebd. 8. mit 26 illum. Kupf. Breslau. W. G. Korn. 1 Thlr. 12 Gr.

Journal für Geſchichte und Rechtsgelehrſamkeit, herausgeg. von Laſſaulx und Birnbaum, für 1807, 1s Heft, gr. 8. Koblenz. Laſſaulx. 4 Thlr. 18 Gr.

Napoleon I., Kaiſer der Franzoſen und König von Italien in Preuſſen. Andeutungen und Wünſche für Europa, 8. Berlin. Schöne. 9 Gr.

Regiſter zur Criminal-Ordnung in den preuſſ. Staaten. Nebſt einem Anhange, gr. 8. Ebend. 16 Gr.

Der König in der Einbildung. Knittelverspoſſen in 3 Aufz. mit 1 Kupf. 8. Hamburg. Schmidt. 1 Thlr.

Diel Verſuch einer ſyſtemat. Beſchreibung in Deutſchland vorhandner Kernobſtarten, 14s Heft, oder 9s Heft Aepfel. 8. Frankfurt. Andreä. 20 Gr.

Thaer, landwirthſchaftl. Jahrsgeſchichte Niederſachſens, oder: der landwirthſchaftl. Schriften III. Bds. 2te Abth. 8. Hannover. Hahn. 16 Gr.

Meyer, über die Anlage der Schwemm-Wieſen im Lüneburgiſchen und der Wieſenbewäſſerung überhaupt, eine gekrönte Preisſchrift, herausgeg. von Thaer, mit 5 Kupfertafeln. 8. Zelle, in Commiſſ. bei Schulze. 1 Thlr.

Schaffer franzöſ. Leſebuch für Anfänger, mit analog. Hinweiſungen und einem vollſtänd. Wörterbuche, gr. 8. Hannover. Hahn. 10 Gr.

Stolz, Erläuterungen zum N. Teſt. für geübte und gebildete Leſer, 1s Hft. Matthäus, 3te Aufl. gr. 8. Ebend. 16 Gr.

Bornemann, Beweis daß der Unterſchied zwiſchen heilbaren und unheilbaren Nullitäten dem jüngſten Reichsabſchiede ganz fremd iſt, und nur zu großen Irrthümern geführt hat. 8. Ebend. 3 Gr.

Auserleſene Fabeln und Erzählungen für Kinder, mit 8 illum. Kupfern. 8. gebd. Ebend. 16 Gr.

Matthäi Sammlung merkwürdiger Reiſen für die Jugend, 1r Bd. mit 2 Kpf. 8. gebd. Ebend. 20 Gr.

Stieglitz Verſuch einer Prüfung und Verbeſſerung der jezt gewöhnl. Behandlungsart des Scharlachfiebers, gr. 8. Ebend. 1 Thlr.

Reiſe durch Teutſchland, Frankreich und Holland im Jahr 1806, herausgeg. von P. F. Brede, 1r Bd. 8. Göttingen. Dietrich. 2 Thlr.

Romantiſche Gemälde der Vorzeit, mit Kupf. 8. gebund. Breslau. Buchheiſter. 20 Gr.

Entdeckte Geheimniſſe, welche ſonſt für hohe Preiſe verkauft werden, nemlich Mittel zur Verſchönerung, Verjüngung und Lebensverlängerung, desgleichen Mittel gegen Krämpfe, Zahnweh ꝛc., Anweiſung Flecken auszumachen, gute Tinte zu verfertigen u. ſ. w. 8. gebd. Ebend. 8 Gr.

Colorirte Stammbuchsblätter, 4. gebd. Ebend. 1 Thlr. 4 Gr.

Geſchenk für die Jugend, enthaltend prakt. Anweiſung zum Illuminiren aller Gegenſtände, desgleichen zur Selbſtbereitung u. Miſchung der Farben durch ſchwarze u. illum. Kupfer erläutert. Nebſt Farbentabell. 4. gebd. Ebend. 1 Thlr.

Martini prakt. Rechenbuch für Kaufleute und Geſchäftsmänner, zum Selbſtunterricht und Lehrvortrage bearbeitet, 2r Thl. gr. 8. Ebend. 1 Thlr. 14 Gr.

Manuel à l'usage de ceux qui désirent se perfectionner dans la langue françoise, oder Sammlung fehlerhafter franzöſ. Ausdrücke der Deutſchen ꝛc., herausgeg. von Nattaſon. 8. Halle. Hemmerde. 12 Gr.

Epitre à Voltaire, par Mr. de Chenier de l'Institut national. gr. 8. Amsterdam. Rohloff et Comp. 6 Gr.

Cramer, die Leidenſchaften, eine Reihe dramatiſcher Gemählde nach dem Engl., von J. Baillie. 8. 1r Thl. Die Liebe. Amſterdam. Rohloff. Drkpr. 1 Thlr. 16 Gr. Schrbpr. 2 Thlr. 8 Gr. Velinpr. 3 Thlr.

—— 2r Band: Der Haß. Drkp. 1 Thlr. 8 Gr. Schrbp. 2 Thlr. Velinp. 2 Thlr. 12 Gr.

—— 3r Band: Der Ehrgeitz. Drkp. 2 Thlr. Schrbp. 2 Thlr. 18 Gr. Velinp. 3 Thlr. 8 Gr.

Individualitäten aus und über Paris, von C. F. Cramer und ſeinen Freunden, (in freyen Heften). Amſterdam. Rohloff und Comp. 1s Heft 16 Gr. 2s Heft 16 Gr. 3s Heft 18 Gr.

Tagebuch (Leipziger Gelehrter) auf das Jahr 1806. gr. 8. Leipzig. Nummer. 10 Gr.

NB. Baczko (Ludw. v.) über mich ſelbſt ꝛc., welches im Intell. Blatt Nro. 3. angezeigt iſt, koſtet nicht 20 Gr., ſondern 1 Thlr.

Ankündigung.

Reiſe der Herren Humboldt und Bonpland ins Innere von Amerika.

Die große Menge von Materialien, welche Herr Alexander von Humboldt und Herr Amatus Bonpland von ihrer Reiſe in das Innere von Amerika, während der Jahre 1799, 1800, 1801, 1802 und 1803 zurückgebracht haben, und die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, über welche ſich ihre Unterſuchungen erſtreckten, haben dieſelben bewogen, ihre Reiſebeſchreibung in verſchiedene Abtheilungen, oder von einander abgeſonderte Sammlungen zu ordnen, deren jede nur ihre Beobachtungen über einen einzelnen Zweig des Wiſſenswerthen enthalten ſoll, um den Liebhaber in den Stand zu ſetzen, ſich blos dasjenige kaufen zu dürfen, was ihn ganz beſonders intereſſirt. Alle dieſe Schriften zuſammen führen den allgemeinen Titel:

Humboldts und Bonplands Reiſen,

und werden im gleichen Format gedruckt werden, mit Ausnahme der botaniſchen Abtheilung und des Atlas, welche für den Umfang der darzuſtellenden Zeichnungen einen größern Raum erfordern. Unabhängig von dieſem allgemeinen Titel, führt jede Abtheilung einen beſondern, ſo wie auch jede einzeln verkauft wird.

Die von den berühmten Reiſenden angenommenen Abtheilungen ſind folgende:

Erſte Abtheilung.

Allgemeine Naturkunde und hiſtoriſche Beſchreibung der Reiſe, in 5 Bänden in 4.

Der erſte Band dieſer Abtheilung bildet die Einleitung in das ganze Werk. Herr von Humboldt hat in derſelben, ſo zu ſagen, alle Phänomene vereinigt, welche die Atmoſphäre und der Boden in den Aequinoktialgegenden der Erde bewirken. Dieſes Werk, das Reſultat aller Unterſuchungen dieſes Gelehrten während der fünf Jahre ſeiner Reiſen auf beiden Halbkugeln, führt den Titel:

> Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, nebſt einem NaturGemählde der Tropenländer, gegründet auf Beobachtungen und Meſſungen, welche vom 10ten Grad der ſüdlichen Breite bis zum 10ten der nördlichen Breite in den Jahren 1799, 1800, 1801, 1802 und 1803 angeſtellt wurden.

Ein Kupferſtich, im Format von Grandaigle, von Schönberger nach einer Zeichnung des H. von Humboldt geſtochen und colorirt, ſtellt den Durchſchnitt vom Südmeer, über die Spitze des Chimborazo, bis nach dem Meer von Braſilien dar, und zeigt die Progreſſion der Vegetation vom Innern der Erde, das die kryptogamiſchen Pflanzen verbirgt, bis zu dem ewigen Schnee an, wo alle Vegetation aufhört. Man unterſcheidet hier die Vegetation der Palmen und der Scitaminées, des Farnkrautbaums, der Quinquina und der grasartigen Pflanzen. Der Name jeder Pflanze iſt auf der Höhe beigeſchrieben, auf der ſie ſich nach den genauſten Meſſungen des Hrn. v. H. befindet. Vierzehn Maasſtäbe, auf beiden Seiten des Gemähldes, enthalten die chemiſche Zuſammenſetzung der Luft, ihre Temperatur, ihren hygroſcopiſchen und cyanometriſchen Zuſtand, die elektriſchen Phänomene, die horizontale Strahlenbrechung, die Verminderung der Schwerkraft, der Cultur des Bodens, der Höhe, auf welcher die verſchiedenen tropiſchen Thiere leben, u. ſ. w. Dieß iſt, ohne Zweifel, das umfaſſendſte naturwiſſenſchaftliche Gemählde, das je von einem Theil unſrer Erdkugel zu entwerfen verſucht worden iſt. Dieſer Band, den man einzeln kaufen kann, wird während des nächſten Monats erſcheinen.

Die Bände 2, 3, 4 und 5 enthalten die hiſtoriſche Beſchreibung der Reiſe, mit den Beobachtungen über den Einfluß des Clima's auf allgemeine Organiſation; Betrachtungen über die ältere Cultur dieſer Gegenden, und den Urſprung ihrer Bewohner; Beobachtungen über die Sitten der Völker, ihre intellektuelle Cultur, ihren Zuſtand, als Menſchen, welche nach Glückſeligkeit ſtreben; ihre Alterthümer, ihren Handel und ihre politiſche Oekonomie. Beigefügt werden drei Bände Atlas in Folio.

1) Der erſte Band des Atlas enthält den pittoresken und alterthumswiſſenſchaftlichen Theil deſſelben in 42 Platten. Beinah alle dieſe Zeichnungen wurden auf Ort und Stelle von Hrn. v. Humboldt entworfen, und in Europa von den erſten Künſtlern retouchiert und geſtochen, unter denen wir nur die Namen: Gmelin, Koch, Schick, Reinhard, Pinelli, Barboni, Morelli und Roncalli in Rom, Thibaud, Turpin, Maſſard, Vater und Sohn, Bouquet, Cloquet in Paris und Duttenhofer in Stuttgardt anführen wollen. Die meiſten Kupfer ſind mit dem Grabſtichel, einige in Aquatinta-Manier, gearbeitet; andere, welche mexikaniſche Koſtüms und Arabesken enthalten, ſind illuminirt: eine Anſicht des Chimborazo wird mit Farben abgedruckt werden, und ſo eines der prächtigſten Gemählde von dieſer Gattung von Landſchaftsmahlerei darſtellen. Unter den Gegenſtänden, welche die Kupfer enthalten, führen wir, auſſer dem eben genannten, nur noch folgende an: Statue einer Prieſterin; eine mexikaniſche Antiquität; ein koloſſales, mexikaniſches Idol; Anſicht des Kraters vom Pik von Teneriffa; eine Stufe der Pyramide von Papantla; Anſicht des Vulkans von Cayambé; der Garten der Incas; Anſichten der Thäler von Quindiu; die Luftvulkane von Turbaco; Plan des Pallaſts von Mitla; die Pyramide von Cholula; das Bildniß der Sonne in den Felſen der Incas; der Waſſerfall von Tequendama; der von Regla über die Baſaltſäulen; die Anſicht der Schneegebirge von Chimborazo, Popocatepec und Cotopaxi; die des Piks von Orizava, von Corazon und Iliniſſa; das hieroglyphiſche Gemählde von der Reiſe der Toltéquen; Anſicht der Eruption des Vulkans von Jorullo; ein Nachtlager auf dem

Oronoko, mit der Art, einen Affen zu braten; die Katarakte des Oronoko; Architektur und Inneres vom Hauſe des Cannar, u. ſ. w.

Alle dieſe Kupferſtiche, ohne Ausnahme, werden vor Mitte dieſes Jahrs fertig, ſo daß die Freunde der Wiſſenſchaften der Erſcheinung des erſten Bands der hiſtoriſchen Beſchreibung, ſo wie der übrigen Bände in Bälde entgegen ſehen können.

2. Der zweite Atlas enthält die phyſikaliſchen Charten in 12 Blättern, und

3. der dritte 15 geographiſche Charten, welche Hr. v. H. nach eigenen aſtronomiſchen Beobachtungen, und einer Menge intereſſanter, fremder Materialien, verfertigt hat, die ihm zu Gebot ſtanden.

Man hoft, daß auch der Stich dieſer beiden Bände Atlas im Laufe dieſes Jahrs geendet ſeyn werde.

Zwote Abtheilung.

Zoologie und vergleichende Anatomie in einem Band in 4o.

Die Herren von Humboldt und Bonpland haben ſehr glückliche und intereſſante Entdeckungen in der Zoologie und vergleichenden Anatomie gemacht. Sie haben viele Beſchreibungen von bisher unbekannten Thieren, Affen, Vögeln, Fiſchen, und Amphibien mitgebracht. (z. B. vom Axolotl aus den Seen von Mexiko, einem ſehr problematiſchen Thier.) Hr. v. H. hat überdieß viele Gegenſtände aus der vergleichenden Anatomie, über das Krokodil, den Lamentin, das Faulthier, das Lama und den Luftröhrenkopf der Affen und Vögel gezeichnet, und eine Sammlung von Schädeln der Indianer, Mexikaner, Peruaner und Anwohner des Oronoko mitgebracht, deren Abbildung für die Geſchichte der verſchiedenen Menſchenracen eben ſo wichtig iſt, als für die Anatomie. Alle dieſe Materialien, worunter eine Notiz über die Zähne der ausgegrabenen Elephanten, welche er in einer Höhe von 2,600 Metern über der Meeresfläche gefunden hat, beſonders merkwürdig iſt, erſcheinen in einzelnen Heften, unter dem Titel: **Beobachtungen über Zoologie und vergleichende Anatomie, gemacht auf einer Reiſe in die tropiſchen Länder.**

Der erſte Heft, welcher vor einiger Zeit herausgekommen iſt, und in ſieben Platten beſteht, deren einige in Farben abgedruckt ſind, enthält ſehr merkwürdige Beobachtungen über das Zungenbein und den Luftröhrenkopf der Vögel, Affen und Krokodille; ein Memoire über eine Affenart, welche Hr. v. H. Simia leonina genannt; ein andres über den Cremophilus und den Astroblepus, zwo neue Gattungen aus der Claſſe der Apoden; und über eine neue Gattung der Pimelode, eine Fiſchart, die von den Vulkanen des Königreichs Quito ausgeworfen wurde.

Die zwote Lieferung dieſes Werks, welche unter Andern die Naturgeſchichte des Condor enthält, wird in wenigen Monaten erſcheinen, und der ganze Band kann im Laufe dieſes Jahrs geendigt werden.

Dritte Abtheilung.

Politiſcher Verſuch über das Königreich Mexiko, Ein B. in 4o.

Enthält die Statiſtik von Mexiko, nach Archival-Angaben, mit einem geographiſchen Atlas, welcher die große Karte des ganzen Königreichs Mexiko, die der Umgebungen der Hauptſtadt, den geologiſchen Durchſchnitt von Acapulco bis Vera-Cruz, und den der hohen Gebirgsebenen enthält.

Die Karten dieſes Werks ſind bereits in den Händen der Kupferſtecher. Es wird in der lezten Hälfte dieſes Jahrs erſcheinen.

Vierte Abtheilung.

Aſtronomie und Magnetismus.

Dieſe Abtheilung wird in 2 Quartbänden beſtehen. Im erſten wird Hr. v. Humboldt ſeine aſtronomiſchen Beobachtungen, und die Gemählde der barometriſchen und geodeſiſchen Meſſungen unter dem Titel: **Sammlungen von aſtronomiſchen Beobachtungen und Meſſungen, welche auf dem neuen Continent gemacht worden ſind,** bekannt machen. Da er in der hiſtoriſchen Beſchreibung der Reiſe bei Höhen-Angaben nie beigeſezt hat, ob er ſie durch den Barometer oder durch geodeſiſche Meſſungen gefunden, ſo werden diejenigen, welche die Genauigkeit der Mittel wiſſen wollen, die er zu ſeinen Höhenbeſtimmungen angewendet, auf dieſe Sammlung verwieſen. Dabei iſt noch zu bemerken, daß der Verf. einen Theil ſeiner aſtronomiſchen Beobachtungen dem Bureau des longitudes zur Prüfung vorgelegt, und daß Herr Prony, welcher bei jeder Gelegenheit den lobenswürdigſten Eifer für die Beförderung nüzlicher Kenntniſſe an den Tag legte, die Güte gehabt hat, gegen 500 Barometriſche Höhenangaben, nach der Formel des Hrn. Laplace, berechnen zu laſſen.

Die Beobachtungen des Hrn. v. Humboldt über die Inklinazion und Intenſität der magnetiſchen Kräfte werden im zweiten Bande dieſer Abtheilung enthalten ſeyn, welchen er gegenwärtig mit Hr. Biot, Mitglied des Inſtituts, der eine Menge von Beobachtungen anderer Reiſenden darin unterſucht, in Ordnung bringt.

Fünfte Abtheilung.

Verſuch über geologiſche Paſigraphie.

Oder Verſuch über die Art, die Phänomene der **Felſenſchichtungen** durch ſehr vielfache Zeichen darzuſtellen. Ein Band in 4., mit fünf Figuren in bloßen Umriſſen. Kann in dieſem Jahr erſcheinen.

Sechste Abtheilung.

Botanik.

Erſter Theil.

Das Herbarium, welches dieſe Reiſenden von Mexiko, von den Tordittanos, dem Oronoko, dem Rio-Negro und dem Amazonenfluß zurückgebracht haben, iſt eines der reichſten an exotiſchen Pflanzen, welche jemals nach Europa gekommen ſind. Da ſie ſich lange in einem Land aufgehalten, welches kein Botaniker vor ihnen beſucht hatte, ſo iſt leicht zu begreifen, wie viel neue Geſchlechter und Gattungen ſich unter den 6,300 Gattungen befinden müſſen, die ſie unter den Wendezirkeln des neuen Continents geſammelt haben. Wollten ſie auf einmal die ſyſtematiſche Beſchreibung aller dieſer Vegetabilien herausgeben, ſo brauchten ſie mehrere Jahre zur genauen Unterſuchung, was wirklich neu iſt; oder ſie kämen in Gefahr, unter neuen Nahmen ſchon bekannte Pflanzen aufzuführen. Sie haben es daher vorgezogen, die Zeichnungen der neuen Geſchlechter und Gattungen, wenn ſie hinlänglich beſtimmen konnten, ohne ſich an eine völlig zuſammenhängende Ordnung zu halten, herauszugeben, und dieſem Werke, früher oder ſpäter, ein andres nachfolgen zu laſſen, das die Diagnoſen aller Gattungen in ſyſtematiſcher Ordnung enthalten wird. In dieſer Abſicht geben ſie alſo **Aequinoctial-Pflanzen** heraus, welche ſie in Mexiko, auf der Inſel Cuba, in den Provinzen von Caracas, Cumana und Barcellona, auf den Anden von Neu-Grenada,

Quito und Peru, und an den Ufern des Rio-Negro, Oronoko und Amazonenfluſſes geſammelt haben.

Dieſes Werk iſt auf groß Jeſus Velin, und grand colombier velin aus den beſten Fabriken von Frankreich, gedruckt, erſcheint in Folio, und in einzelnen Lieferungen, deren jede, mit Ausnahme der erſten, welche zur Einleitung dient, und nur zwei Kupfer hat, zehen Platten enthält. Alle dieſe Platten ſind nach den Zeichnungen der Herren Turpin und Poiteau, von Hr. Sellier, einem der berühmteſten Künſtler in dieſem Fach, geſtochen, und ſchwarz abgedruckt. Der bis jezt erſchienenen Lieferungen ſind viere; die fünfte und ſechste können in kurzem herauskommen. Zehn Lieferungen machen Einen Band.

Zweiter Theil.

Dieſer iſt den Monographien der Melaſtomen, der Grasarten und der tropiſchen Kryptogamen beſtimmt. Bereits erſchienen iſt der erſte Band dieſes Theils, welcher die Monographien der Melaſtomen, und anderer Gattungen dieſer Claſſe enthält.

Mehr als 150 Gattungen von Melaſtomen, welche die Reiſenden während fünf Jahren in dem ſüdlichen Amerika gefunden, und die Verwirrung, die in den Beſchreibungen einiger Gattungen dieſes Geſchlechts herrſchet, haben ſie von der Nothwendigkeit überzeugt, eine Monographie derſelben zu entwerfen. Aber um alle Gattungen dieſer Claſſe beſchreiben zu können, mußten ſie durch die Herbarien und Einſichten vornehmer berühmten Botaniker und einiger Reiſenden unterſtützt werden, wie von den Herren Labillardière, Palissot de Beauvais, Petits-Thouars und beſonders Herrn Richard. Alle dieſe Gelehrten waren ſo gefällig, die Gattungen, welche ſie beſaſſen, in dieſe Sammlung einrücken zu laſſen.

Die Zeichnungen dieſes Werks wurden den Herren Turpin und Poiteau anvertraut, deren Talente, als Mahler und Botaniker, gleich bekannt ſind. Sie wurden unter der Aufſicht und Theilnahme des Herrn Bouquet geſtochen, und von Hr. Langlois in Farben abgedruckt. Dieſe beiden Künſtler haben bekanntlich mit vereinter Bemühung einige der ſchönſten naturhiſtoriſchen Werke geliefert, welche ſeit zehen Jahren in Frankreich erſchienen ſind, wie die Naturgeſchichte der Vögel, deren Farben in Gold ſpielen, der Afrikaniſchen Vögel und der Papagaien. Man hofft nicht zu viel zu verſprechen, wenn man verſichert, daß dieſe Monographien dem ſchönſten, was Frankreich und England in botaniſchen Werken geliefert haben, gleich kommen werden.

Sie erſcheinen in Lieferungen, jede zu fünf Kupferplatten. Abwechſelnd wird immer eine von den Melaſtomen, und eine von der Rhexia geliefert werden. Jede dieſer Monographien wird einen beſondern Titel haben, wenn gleich alle zuſammen nur Ein Werk bilden. Zwo Lieferungen ſind bereits erſchienen, denen bald mehrere folgen werden.

Dieß iſt die Ordnung, welche die Herren von Humboldt und Bonpland für die Herausgabe ihrer Reiſe angenommen haben, und der Plan, nach welchem ſich die verſchiedenen Abtheilungen folgen werden. Die Anzahl der ſchon fertigen Materialien, und der ſchon geendigten, oder wenigſtens ſchon den Künſtlern übergebenen Kupferplatten, berechtigt zur Hofnung, daß in zwei Jahren das ganze Werk beendigt ſeyn wird, und daß die Liebhaber vor Verfluß dieſes Jahres wenigſtens den intereſſanteſten Theil des Ganzen in Händen haben werden.

Hiezu fügen wir noch einige allgemeine Bemerkungen:

1. Die Herren von Humboldt und Bonpland, welche, durch die innigſte Freundſchaft verbunden, alle Mühen und Gefahren dieſer Reiſe getheilt haben, ſind mit einander übereingekommen, daß alle ihre Bekanntmachungen ihre beiden Nahmen zugleich führen werden. Die Vorrede zu jedem Werk wird aber beſtimmen, welcher Theil deſſelben jedem von ihnen beſonders zukömmt.

2. Alle dieſe Werke, mit Ausnahme der botaniſchen Abtheilung, erſcheinen zugleich in franzöſiſcher und deutſcher Sprache, und die beiden Ausgaben müſſen als Original-Ausgaben betrachtet werden. Was die botaniſche Abtheilung betrift, welche Hr. Bonpland beſorgt, ſo iſt der gröſte Theil des Textes lateiniſch, um ſo für das ganze, gelehrte Europa brauchbar zu ſeyn, und man hat es für überflüßig gehalten, auch eine deutſche Ausgabe davon zu machen. Indeß werden zwey Titel ausgegeben, einer in franzöſiſcher und der andre in lateiniſcher Sprache — der leztere für diejenigen, welche die deutſche Ausgabe beſitzen.

3. Von den fünf erſten Abtheilungen des Werks, der naturwiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen, der zoologiſchen, ſtatiſtiſchen, aſtronomiſchen und magnetiſchen, und der geologiſchen, erſcheinen zwo Quartausgaben; eine Prachtausgabe auf groß Jeſus-Velin, mit den erſten Abdrücken; und eine andre, auf fein groß Jeſus-Papier. Die botaniſche Abtheilung, welche allein in Folio iſt, wird nur auf Velin abgedruckt; und zwar die ſchöne Ausgabe auf groß Jeſus-Velin, und wenige Exemplare auf grand colombier velin. Dieſe leztere dürfen gewiß den vorzüglichſten Werken der Buchdruckerkunſt an die Seite geſtellt werden.

Zwei Exemplare endlich werden auf Pergament abgedruckt.

J. G. Cotta, Buchhändler in Tübingen.

Friedrich Schöll, Buchhändler in Paris, Straſſe des Maçons-Sorbonne Nro. 19.

Jezt erſt bin ich in der Laune, eine frühere Unrichtigkeit des Morgenblatts beſcheiden zu widerſprechen, und die falſche Meynung, die durch ſie hervorgebracht werden mußte, zu berichtigen. Der einſichtsvolle unpartheiiſche Recenſent des Taſchenbuchs für edle Frauen und Mädchen hegt nemlich den Wahn: (und theilte denſelben auch dem Publikum mit) „als gäbe ich genannten Almanach heraus.“ Aber ich verſichere hiemit jenen und alle mögliche Herrn Recenſenten feierlich, daß ich mich ſeit 4 Jahren mit Schriftſtellerei und dem Merkantiliſchen der Literatur nicht mehr befaſſe, daß ich weder ſammle, noch herausgebe — noch mich um das Eine oder das Andre bekümmre. Zuweilen, wenn mein kleines Talent rege wird, und mein Gemüth ruhig iſt — dichte ich wohl! Dieſe Gedichte ſammelte dann mein Gatte, Buchhändler Müller in Karlsruhe, wie andre Beyträge, und übergab ſie in ſeinem Taſchenbuch der Preſſe und den Leſerinnen.

Jenen Männern, denen es ſo viel Verdruß und Galle macht, daß es auch weibliche Muſen gibt, (wann waren denn die Muſen generis masculini?) zum Troſt habe ich mich entſchloſſen, und beurkunde es hiemit: „meinen Namen nie wieder drucken zu laſſen!“

Ich hoffe, dieſer großmüthige heroiſche Entſchluß werde jenen Herrn Almanachs-Recenſenten ſo mächtig rühren, daß Er meine freundliche Bitte um umſtändliche unpartheiiſche Darlegung der lächerlichen und weinerlichen Stellen des Taſchenbuchs für edle Frauen und Mädchen geſchwind und gerne gewähren werde. —

Wilhelmine Müller,
geb. Maiſch.

Intelligenz-Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1807.

Nro. 5.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen iſt zur Oſtermeſſe erſchienen:

Fortſezungen:

Annalen (europäiſche) 1807. 16—36 St. Der Jahrgang 4 Rthlr. 8 Gr. oder 6 fl. 54 kr.

Archiv (juridiſches) herausg. von Gönner, Gmelin u. Tafinger, 6r Bd. 16 Heft. 4 Hefte 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Archives littéraires de l'Europe ou mélanges de littérature, d'histoire et de philosophie pr. Suard, Vanderbourg etc. Suivis d'une gazette littéraire universelle. 1807. 1—3. 12 Cahiers 15 fl. 36 kr.

Hartlebens, allgem. teutſche Juſtiz- und Polizey-Fama 1807. 16—36 St. Der Jahrg. 3 Rthlr. 4 Gr. oder 5 fl. 24 kr.

Herders (J. G.) ſämtl. Werke, 4te Lieferung in 6 Bänden. Velinp. Subſcr. Pr. 19 Rthlr. 8 Gr. oder 34 fl. 48 kr. weiß Drkp. 10 Rthlr. 21 Gr. oder 19 fl. 36 kr. ord. Drkp. 7 Rthlr. 6 Gr. oder 13 fl. 3 kr.

In einzelnen Abtheilungen:

1ſte Abth. zur Religion und Theologie, 7ter u. 8ter Bd. weiß Drkp. 3 Rthlr. 8 Gr. oder 6 fl. ord. Drkp. 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 fl. 3 kr.

2te Abth. zur ſchönen Literatur und Kunſt, 8r u. 9r Bd. weiß Drkp. 4 Rthlr. 6 Gr. oder 7 fl. 40 kr. ord. Drkp. 2 Rthlr. 20 Gr. oder 5 fl. 6 kr.

3te Abth. zur Philoſophie und Geſchichte, 6r u. 7r Bd. weiß Drkp. 3 Rthlr. 6 Gr. oder 5 fl. 51 kr. ord. Drkp. 2 Rthlr. 4 Gr. oder 3 fl. 54 kr.

Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft, herausg. von Marcus u. Schelling, IIr Bd. 2s Heft.

Morgenblatt für gebildete Stände 1807. Jan. bis Merz. Der Jahrg. 8 Rthlr. oder 15 fl.

Schiller (Fr. v.) Theater, 4r Bd. Velinp. 5 Rthlr. oder 9 fl. Schrbp. 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr. weiß Drkp. 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl. ord. Drkp. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Zeitung (allgemeine) 1807. Jan. bis Merz. Der Jahrg. 8 Rthlr. 20 Gr. oder 16 fl.

Neuigkeiten:

Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der während den Monaten Sept. und Oct. 1806 unter dem Kommando des Fürſten zu Hohenlohe-Ingelfingen geſtandenen königl. preuſſ. und churfürſtl. ſächſ. Truppen von R. v. L. nebſt vier Planen u. Beylagen. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 45 kr.

Herr Botte, ein komiſcher Roman nach dem Franz. 4 Theile. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Goethe's Werke, 1ſte Lfg. in 4 Bdn. Subſcr. Pr. Schw. Pap. 4 Laubthlr. weiß Drkp. 2 2/3 Lbthlr. ord. Drkp. 2 Lbthlr. (Die Exempl. auf Velinp. werden in 8 bis 10 Wochen nachgeliefert.)

Humboldt's (Alex. v.) und Bonpland's Reise nach den Tropenländern des neuen Continents:

I. Abth. I. Bd. Ideen zu einer Geographie der Pflanzen und Naturgemählde der Tropenländer. Mit 1 Karte.

VI. —— I. Bd. Plantes équinoxiales, Livr. 1—4.

VI. —— II. Bd. Monographies des melastoma, Livr. 1—3.

Nemnichs (P. A.) neuſte Reiſe durch England, Schottland und Ireland, hauptſächlich in Bezug auf Produkte, Fabriken und Handlung. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Schiller (Fr. v.) Iphigenie in Aulis, überſ. aus dem Euripides. 10 Gr. oder 45 kr.

Ueber den künftigen Plan des Allgemeinen Vereinigungsblattes der kritiſchen Literatur.

Indem wir uns freuen über den Beyfall, welcher dem Plane des Allg. Vereinigungsblattes, ſo wie ſeiner Ausführung, auch durch öffentliche Stimmen ertheilt worden iſt, und danken für die thätige Unterſtützung des Publikums, glauben wir unſere Freude und unſern Dank nicht deutlicher und beſſer beweiſen zu können, als durch unſer ernſtliches Bemühen, auch die höhern Forderungen, die man im künftigen Jahre mit Recht an uns machen kann, zu befriedigen. Ob wir gleich glauben, daß das kritiſche Vereinigungsblatt alles war und leiſtete, was es im erſten Jahre, wo es mit Hinderniſſen mancherley Art zu kämpfen hatte, ſeyn und leiſten konnte, ſo fühlen wir doch, daß es nicht war und ſeyn konnte, was es ſeyn ſoll. Daß es dieß werde, und ſo der Vollkommenheit immer näher komme, haben wir für das nächſte Jahr folgende Einrichtung getroffen:

1) Es ſoll in dem kommenden Jahre in dem A. V. B. keine bedeutende Schrift eher angezeigt werden, bis die Urtheile wo nicht aller, doch der meiſten kritiſchen Blätter über dieſelbe erſchienen ſind, und zuſammengeſtellt werden können. Jedoch werden wir uns nicht unterfangen,

das Geſetz Karls des Großen zu verletzen, das befiehlt, an Gerichtstagen die Armen bald und zuerſt anzuhören, und abzufertigen. Auch bey Schriften, die nur durch die Neuheit ihren Werth erhalten, und bey ausländiſchen, werden wir eine Ausnahme machen.

Nur durch eine ſolche Vereinigung aller kritiſchen Stimmen, die für jede Klaſſe von Leſern vielfachen Nutzen und Intereſſe haben muß, wird es dem Literator, Schriftſteller und Verleger möglich, ein eigenes entſcheidendes Urtheil über ein Werk zu fällen. Eben dadurch wird aber auch das A. V. B. ein vollſtändiges Repertorium der Literatur, wofür wir auch nicht nur durch ein genaues jährliches, ſondern auch durch monatliche Regiſter ſorgen werden. Endlich muß es auch ſchon aus dem erſten Jahrgange offenbar geworden ſeyn, wie das A. V. B. die beſten Beyträge zu einer Geſchichte der Kritik unſers Zeitalters liefert, indem man daraus unſere Recenſenten und kritiſchen Inſtitute aufs Beſte kennen lernen und würdigen kann.

Wenn nun aber die Urtheile unſerer bedeutendſten kritiſchen Journale über eine Schrift erſt abgewartet werden ſollen, ſo entſteht dadurch der Nachtheil, daß manche Schrift erſt ſpät angezeigt werden kann. Dieſem Mangel wollen wir durch ein unentgeltlich ausgegebenes

2) Extrablatt abhelfen, das dazu beſtimmt iſt, alle wöchentlich in allen *) deutſchen Journalen beurtheilten Schriften mit einer kurzen Angabe des Urtheils anzuzeigen. Wir machen beſonders Schriftſteller und Buchhändler auf den Werth einer ſolchen wöchentlichen Ueberſicht der kritiſchen Literatur aufmerkſam.

*) In der Beurtheilung unſers A. V. B. in dem Reviſionsblatte der Georgia Nro. 16. ſagt der Herausgeber in einer Anmerkung: „Unter den Journalen, aus denen „referirt wird, erblickt man zur großen Verwunderung „der beſſer unterrichteten Leſer und mit wahrem Mißvergnügen die Zeit. f. d. e. W. und den Freymüthigen ꝛc. Die Redaction iſt durch dieſe Zeitſchriften „ſehr gefährdet, und es können Auszüge aus Recenſionen dieſer Zeitſchriften dem ſonſt ſehr verdienſtvollen „und achtungswerthen Vereinigungsblatte nur ſchaden, „nichts aber nützen, und lohnen nicht der Mühe des „Abſchreibens.“ — Wollten wir, ſolchem partheyiſchen Rathe folgend, alle Zeitſchriften, denen andere nicht günſtig ſind, ausſchlieſſen, oder wollten wir auch nur alle wertloſen Recenſionen gänzlich weglaſſen, was bliebe uns dann? — Treffend und wahr iſt übrigens das, was über den Geiſt und die Tendenz des A. V. B. geſagt wird: „Das Vereinigungsblatt wird mittelbar „und unwillkührlich, ohne daß die daran arbeitenden „Referenten gerade mit dem Schwerdte drein zu ſchlagen brauchen, eine Geiſſel für manche Recenſenten „und Recenſionsanſtalten, theils ſchon durch die treuen „Relationen, theils aber noch mehr durch die öfters „Statt findenden ſich widerſprechenden Recenſionen eines „und deſſelben Werkes. Es wird ferner ſeiner Natur „und Einrichtung nach ein vortreffliches Repertorium „für die geſammte Literatur, vollſtändiger und brauchbarer, als bis jezt eins vorhanden iſt, welches insbeſondere dem Gelehrten der künftigen Zeit ein ſchätzbares Hülfsmittel zum Nachſchlagen gewähren kann. „Den Schriftſtellern ſelbſt wird es willkommen ſeyn, zu „ſehen, wo und wie ihre Schriften recenſirt worden „ſind. Den Geſchäftsmännern aller Art, beſonders „den von Städten entfernten, die ſich aus Mangel an „Zeit und Gelegenheit nicht durch einen Wuſt von Recenſionen durchwinden können, iſt es gewiß ein dankenswerthes Geſchenk, ſo wie es nicht minder den „Buchhändlern ſehr zu Statten kommen wird.“

Die in dem Extrablatte mit wenigen Worten gegebenen Recenſionen werden, ſobald mehrere über dieſelbe Schrift zuſammengekommen ſind, ausführlicher in dem A. V. B. ſelbſt dargeſtellt, mit der Ausnahme, daß ganz ſchlechte und unwichtige Bücher mit dem in dem Extrablatte erhaltenen Tauf- und Todtenſcheine abgefertigt ſind, weil es lächerlich wäre, todtgeborne Kinder und Bücher ein Jahr nach ihrem ſeligen Tode noch todtſchlagen zu wollen oder Eintagsfliegen am dritten Tage.

3) Durch dieſe Einrichtung wird ſo viel Raum gewonnen, daß es möglich iſt, auch auf den Inhalt der Schriften Rückſicht zu nehmen, und die Mitarbeiter des Vereinigungsblattes werden vorzüglich dahin ſehen, daß das Neue, was ein Werk in irgend einer Wiſſenſchaft giebt, oder wichtige hiſtoriſche Notizen, die es enthält, herausgehoben und namhaft gemacht werden, ſo daß in Zukunft das kritiſche Vereinigungsblatt jährlich die Taſchenbücher der Fortſchritte von Bellermann, Buſch u. ſ. w. entbehrlich macht.

Der Preis dieſer Zeitſchrift iſt 6 Thlr. ſächſ. jährlich, und wird halbjährlich mit 3 Thlr. pränumerirt. Bey allen Poſtämtern, Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen kann man Beſtellung darauf machen.

In das Intelligenz-Blatt werden auch künftig, wie bisher, Antikritiken, literariſche Notizen, Bücheranzeigen u. ſ. f. aufgenommen.

Hildburghauſen, am 31. Dec. 1806.

Das Directorium des Allgemeinen Vereinigungsblattes der kritiſchen Literatur.

Bei den Gebrüdern Hahn in Hannover ſind folgende Erbauungsbücher zu haben:

1) Sturms (Ch. Ch.) Unterhaltungen mit Gott in den Morgenſtunden auf jeden Tag des Jahrs, 2 Thle. 8te rechtmäſſige Aufl. mit grober Schrift, gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.
2) Feddersens (J. F.) Unterhaltungen mit Gott bei beſondern Fällen und Zeiten, obiger Unterhaltungen 3ter Thl. 3te Aufl. gr. 8. 18 Gr.
3) Tiedens (J. F.) Unterhaltungen mit Gott in den Abendſtunden auf jeden Tag des Jahrs, 2 Thle. 8te rechtmäßige Aufl. mit grober Schrift, gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.
4) Der Chriſt am Sonntage, eine moral. Wochenſchrift von C. C. Sturm, 4 Thle. 3te Aufl. gr. 8. 3 Rthlr.

Dieſe Schriften führen Hauptgedanken, bald aus dem Reiche der Natur, bald aus dem Gebiete der chriſtl. Glaubens- und Sittenlehre, kurz und vortrefflich, in reiner und edler Schreibart aus; belehren, erwecken und rühren Verſtand und Herz, und führen ſolches zur Anbetung und Verherrlichung des großen Urhebers der Natur, und beſonders hat die leztere Schrift zur Abſicht, die religiöſe Feyer des Sonntags in Familien zu erwecken, und die häusliche Erbauung an ſolchen Tagen zu rühren und zu befördern. Sie hat ſich viele Leſer aus allen Ständen erworben, daher ihre öftere Auflagen.

Ewald's (J. L.) chriſtl. Hand- u. Hausbuch, oder chriſtl. Betrachtungen auf alle Tage im Jahre, 2 Thle. 2te verbeſſ. u. wohlfeilere Aufl. mit des Verf. Portr. gr. 8. 3 Rthlr.

Dieſes geiſtreiche und ächt chriſtliche Erbauungsbuch zeichnet ſich wegen Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit ſeines Inhalts für jedesmalige Bedürfniſſe, Lagen und Umſtände

des Geiſtes und Lebens, wegen genugſamen Stoffs zu dem fruchtbarſten und practiſch-wohlthätigen Nachdenken, wegen ſeiner einfachen herzlichen, hie und da geſchmückten hinreiſſenden Schreibart, und endlich wegen ſeiner äuſſerſt brauchbaren Regiſter, für diejenigen, die ſich auf eine freiere gewähltere Art erbauen wollen, vorzüglich aus. Die Betrachtungen ſind nach Anleitung bibliſcher Stellen abgefaßt, und des Verfaſſers richtige und vielſeitige Menſchenkenntniß, ſein warmer Eifer für Wahrheit und Tugend und ächte Chriſtus-Religion, leuchten aus jeder Betrachtung ſeelerhebend hervor. Es iſt im eigentlichen Sinn ein wahres chriſtliches, nicht genug zu empfehlendes Hand- und Hausbuch, ſelbſt Lehrern der Religion in vielfacher Hinſicht brauchbar.

Ewald's (J. L.) neues Erbauungsbuch für Frauenzimmer aller Confeſſionen. Zwey Bände, mit 1 Kupfer, von Ramberg, gr. 8. 1 Rthlr. 12 Ggr.

Der ehrwürdige Verfaſſer zeigt ſich hier als ein weiſer Freund ſeiner Leſerinnen, der durch Troſt oder theilnehmendes Mitgefühl, in frohen und trüben Stunden, ihrer Seele Stärkung giebt. Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, eine gewiſſe religiöſe Weihe des Vortrags derſelben, charakteriſiren das Werk. Nicht leicht iſt irgend ein Verhältniß des weiblichen Lebens unberührt geblieben. Das Mädchen, die Gattinn, die Mutter, finden hier Erweckungen und Ermunterungen, jede zu ihren eigenthümlichen Pflichten; und das ganze Buch iſt eine Moral für Frauenzimmer, in den trefflichſten anziehendſten Schildereyen aus den Gebieten der Natur, der Kunſt und des Lebens, und empfiehlt ſich dadurch zu einem zweckmäßigen Weihnachtsgeſchenke.

Zum erſten Unterricht für Kinder in der franzöſiſchen Sprache iſt vorzüglich dienlich und brauchbar:

Abécédaire utile ou petit Tableau des Arts et Métiers. Orné de 24 fig. enlum. 8. geb. 16 Gr.

Annuaire de la Librairie par Guillaume Fleischer. Première Année. 2 Vol. gr. 8.

Restaut, Abrégé des principes de la Grammaire françoise. 8. 1798. 8 Gr.

und durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Leipzig bei Gerh. Fleiſcher d. Jüng.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Neues
franzöſiſches Leſebuch
oder
Anleitung zur Uebung in der franzöſiſchen Sprache.
Mit einem vollſtändigen Wortregiſter
von
F. C. Lauckhard,

2te Auflage, 8. Leipzig bei Gerhard Fleiſcher dem Jüngern. Preis 16 Gr.

Dieſes zum Unterricht ſehr zweckmäßig eingerichtete Leſebuch, welches ſich den Beifall der Kenner erworben, in mehreren Schulen eingeführt iſt, und wovon bereits die 2te Auflage die Preſſe verlaſſen hat, kann allen denjenigen mit Recht empfohlen werden, die als erſte Lectüre in der franzöſiſchen Sprache ein Buch ſuchen, welches leicht und faßlich geſchrieben iſt, und ſie hauptſächlich mit allen im gemeinen Leben vorkommenden Benennungen bekannt macht. Das beigefügte ſehr vollſtändige Wortregiſter erleichtert den Gebrauch ungemein.

Da das Studium der franzöſiſchen Sprache jetzo mehr als jemals Bedürfniß iſt, ſo empfehle ich als eine der angenehmſten Lektüre, ſowohl in Hinſicht der Sprache, der Leichtigkeit, als des ſittlich und ſchönen Inhalts, die in meinem Verlage herausgekommenen Werke des beliebten Florians, welche ſowohl complet, als einzeln, in allen Buchhandlungen in folgenden Preiſen zu bekommen ſind:

Florian, Oeuvres, complettes, 13 Vol. mit Didotiſchen Lettern, nebſt 13 Kupfern. 8. 8 Rthlr.
—— Don Quixotte de la Manche, traduit de l'Espagnol de Michel de Cervantes, 3 Tom. mit Kupf. 8. 2 Rthlr.
—— Numa Pompilius, second Roi de Rome. 8. 16 Gr.
—— Galatée, Roman pastoral. 8. 10 Gr.
—— Théâtre, 2 Vol. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.
—— Guillaume Tell ou la Suisse libre. 8. 10 Gr.
—— Fables. 8. 12 Gr.
—— Gonzalva de Cordoue, 2 Vol. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.
—— six Nouvelles. 8. 10 Gr.
—— nouvelles Nouvelles. 8. 10 Gr.
—— Estelle, Roman pastoral. 8. 12 Gr.
—— Eliezer et Nephtaly; poëme traduit de l'Hebreu. 8. 12 Gr.

Gerh. Fleiſcher der Jüngere,
Buchhändler in Leipzig.

Nachſtehende zwey Schriften haben ſo eben, im Verlag der Dykiſchen Buchhandlung zu Leipzig, die Preſſe verlaſſen:

Erſte Linien zu einer Geſchichte der europäiſchen Staatenummwandelung am Schluß des 18ten und zu Anfang des 19ten Jahrhunderts, gr. 8. mit 4 Kupferblättern. Pr. 1 Thlr. 16 Gr. Ohne die Kupfer aber nur 1 Thlr. 4 Gr.

Das Jahr 1806 und Deutſchlands Souverains zu Anfang des Jahres 1807. Ueberſicht der denkwürdigſten Vorfälle ſeit dem Preßburger Friedenstraktat (bis Ende Februar 1807). Mit dem Bildniſſe der fünf Stifter des preuſſiſchen Kriegsheers und einer Anzeige aller Länder der preuſſiſchen Monarchie in chronologiſcher Folge, gr. 8. Preis 10 Gr.

Noch findet man in der zweyten Schrift eine Schilderung der Belagerung von Breslau, aus der Feder des Herrn Prof. Manſo, und eine Schilderung des jezigen Zuſtandes von Frankreich, aus der Feder eines vertrauten Freundes von dem leider zu früh verſtorbenen brittiſchen Staatsminiſter Fox; wahrſcheinlich in der Abſicht geſchrieben, den Britten die Nothwendigkeit zu zeigen, mit Frankreich, wo irgend möglich, Frieden zu ſchlieſſen.

Jugendlehrern und Schulvorſtehern
dürfen wir wohl das in unſerm Verlag erſchienene
„Lehrbuch der ſtädtiſchen Gewerbkunde
von
Friedrich Erdmann Petri,
Profeſſor zu Fulda ꝛc."

nicht ohne Zuverſicht empfehlen. Denn nach vorläufiger Prüfung unſrer bekannteſten technologiſchen Lehr- und Leſebücher hat ſich der Verfaſſer anhaltend bemüht, ſein Compendium durch möglichſt gedrängte, ja wortkarge Reichhal-

tigkeit, viele geographiſche ſowohl als literariſche Nachweiſungen und manche Sprachbemerkungen, der Einführung in Unter-Claſſen, in Gelehrten- und Ober-Claſſen der Bürger-Schulen würdig zu machen. Inhalts-Ueberſicht, Columnen-Titel und drey Regiſter können nicht nur ſeinen Fleiß bezeigen, ſondern auch den zweckmäßigen Gebrauch dieses Lehrbuchs befördern, deſſen Ankauf wir Schülern dadurch erleichtern wollen, daß wir ihnen das Exemplar für 14 Groſchen, ſobald wenigſtens 12 Exemplare zuſammen genommen und gleich in ſächſ. Gelde bezahlt werden, ablaſſen wollen. Der gewöhnliche Verkaufspreiß iſt für 21 1/2 weiſſe Druckbogen mit kleiner Schrift 20 Gr. ſächſ.

Dykiſche Buchhandlung in Leipzig.

Intereſſante Anekdoten, Charakterzüge und merkwürdige Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menſchen. 2r Band.

Auch unter dem Titel:

Hiſtoriſche Gemählde, in Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menſchen, herausgegeben von einer Geſellſchaft von Freunden der Geſchichte, 14r Band. Mit 1 Kupf. von Jury. 8. Leipz. 1806. 1 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: 1) Der Köthenſche Hofmaler Ringe: Beyſpiel einer ſonderbaren Verſchrobenheit. 2) Don Alfonio de la Kurva, Marquis von Bedemar. 3) Urſprung der Liebesſpiele (Jeux d'amour) im 14ten Jahrhundert. Jennequin, der Fiſchhändler. 4) Kara Iſmael. (Hierzu das Kupfer.) 5) Das Mädchen von Colombe. 6) Tyrant der Weiſſe; Beyſpiel eines Rittergelübdes. 7) Servet's Tod; Denkmal der Intoleranz und des Fanatismus. 8) Der Marquis von Brunoy; ein ausgezeichneter Sonderling. 9) Neue Anekdoten aus dem Leben Ludwigs XV. 10) Sonderbare Aeuſſerungen eines zum Tode verurtheilten Mörders. 11) Verbrechen aus Angſt. 12) Joh. Denzer von Hengſtbach, der Kinderdieb. 13) Scenen aus der Hauszucht eines liefländiſchen Gutsherrn. 14) Hanno und Zelida, Sklavenanekdote aus Braſilien. 15) Anekdoten. 16) Der Mörder aus Bruderliebe. 17) Maximilian, Herzog von Baiern und Churfürſt. 18) Axel, Graf von Oxenſtierna.

Meine neueſte Reiſe zu Waſſer und Land, oder ein Bruchſtück aus der Geſchichte meines Lebens. ꝛc.

Unter dieſem Titel will ich dem Publikum ein Büchlein liefern, das in mehrerer Hinſicht Intereſſe erregen wird. Es ſoll weder eine trockene, diarienmäßige Aufzählung der öfters genug abgedruckten geographiſchen und anderer dergleichen Notizen von den Orten und Gegenden, durch die mich mein Weg führte, enthalten; noch ſollen, nach der Manier mehrerer neuerer ſogenannter Reiſebeſchreibungen, die Bogen mit Schwärmereyen angefüllt ſeyn, die Kopf und Herz leer laſſen, und wo man ſich am Ende fragt, was man denn eigentlich geleſen habe. Ich werde auſſer den geographiſch-ſtatiſtiſchen neuen, mit eigenen Bemerkungen, vorzüglich die ſittliche Kultur der Einwohner und ihre Lebensweiſe ſchildern; vieles Neue und nicht Unwichtige aus der Geſchichte des Feldzugs im verfloſſenen Jahre einweben; und beſonders alle meine vorgekommenen Leiden und Freuden in der Manier erzählen, die für viele edle Menſchen, auf die ich ſtieß, ein öffentliches Denkmal der Dankbarkeit ſeyn ſoll.

Meine Reiſeroute war folgende: Erlangen, Bayreuth, Hof, Weyda, Gera, Zeitz, Leipzig, Düben, Wittenberg, Treuenbrietzen, Belitz, Berlin, Neuſtadt-Eberswalda, Schwedt, Stargardt, Maſſow, Treptow, Colberg, Laſſehne, Zanow, Schlawe, Stolpe, Lupow, Lauenburg (im Caſſubenlande), Neuſtadt, Oliva, Danzig, Elbing, Frauenburg, Braunsberg, Brandenburg, Königsberg, Pillau, (von da im Monat December zur See, nach einem fürchterlichen Sturme eingelaufen in) Chriſtians-Oe (und endlich gelandet in) Roſtock, Bützow, Sternberg, Schwerin, Boitzenburg, Lauenburg, Lüneburg, Celle, Hannover, Einbeck, Nordheim, Göttingen, Heiligenſtadt, Mühlhauſen, Langenſalza, Gotha, Schmalkalden, Meinungen, Hildburghauſen, Coburg und Bamberg.

Aus mehreren Gründen will ich das Büchlein auf Subſcription herausgeben, und weil es zugleich eine Art von Stammbuch für meine vielen Freunde und Bekannte ſeyn ſoll, ſo werde ich die Namen der Subſcribenten vordrucken laſſen. Ich fordere daher alle Liebhaber einer nützlichen und unterhaltenden Lectüre, und beſonders meine Freunde im In- und Auslande, auf, dieſes mein Unternehmen aufs Beſte durch große Subſcribenten-Verzeichniſſe zu unterſtützen. Das Ganze wird ohngefehr ein Alphabet in Octav mit einem ſaubern Kupfer, die Anſicht von der wichtigen däniſchen Felſenklippe und dem Hafen Chriſtians-Oe vorſtellend, ausmachen, und der Preiß nicht über einen Thaler preuſſ. betragen. Bis Ende May müſſen die Subſcribenten-Verzeichniſſe portofrey an mich oder an eine der hieſigen Buchhandlungen eingeſchickt werden, und in kurzer Zeit darauf werden die beſtellten Exemplare abgeliefert. Wer die Mühe des Subſcribenten-Sammelns übernimmt, erhält ein Sechstheil Rabat.

Erlangen, d. 28. Febr. 1807.

D. Joh. Chriſtian Fick.

Julius, oder das Vaterhaus. Nach Ducray-Dumenil, für Deutſche bearbeitet von K. L. M. Müller, 2 Bde. mit Kpf. 8. 1807. Leipzig bei Hinrichs. 2 Rthlr.

Dieſes Buch, welches ein eben ſo wahres als lebhaftes Gemälde der Verirrungen einer an ſich edlen jugendlichen Natur, wie der Rückkehr derſelben zur Tugend, aufſtellt, verdient nicht blos als ein anziehender Roman, ſondern auch als ein wahres Sittenbuch empfohlen zu werden, weil es durch die intereſſanteſten Begebenheiten und nicht durch leeres Wortgepränge belehrt. Die mannigfachſten Charaktere und Situationen und ein über dem Ganzen bis ans Ende ſchwebendes Geheimniß, verbunden mit einer ſeltnen Lebendigkeit und Anmuth der Darſtellung und des Styls, zeichnen es vor den meiſten ſeiner Gattung ſehr vortheilhaft aus, und machen es zum würdigen Seitenſtück der Elmonde von demſelben Verfaſſer.

Folgende Schrift

Das Abſolute

von Stadtgerichts-Aſſeſſor Einſiedel in Erlangen iſt ſo eben in der Gredy- und Breuning'ſchen Univerſitäts-Buchhandlung in Erlangen erſchienen und verſendet worden. (Preis 18 Gr.)

Intelligenz-Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1807.

Nro. 6.

Neue Bücher.

Abentheuer des jungen Herrn von Wackelbart, eine wahre Geſchichte aus unſern Tagen in 3 Büchern für gebildete Leſer und Leſebibliotheken, von Carl Stein. Mit 1 K. 8. Hamburg Kratſch. 12. gr.

Le Conservateur. Journal de Littérature, des sciences et des beaux arts. No. 1—24. gr. 8. Amsterdam au Bureau des arts et d'industrie. 7 Rthlr. 4 gr.

Lehrreiche Erzählungen aus der bibliſchen Geſchichte für die erſte Jugend. gr. 8. Nürnberg. Schneider u. Weigel mit illum. Kupf. 1 Rthlr. 8. gr. mit ſchw. K. 16 ohne K. 12. gr.

Meiſter, Rechtsausführung, daß die freye Minderherrſchaft Oberberg auch preuß. Antheils keineswegs ein Familien-fidei-Commiß, ſondern ein freyes Allodialgut ſey. 8. Frkf. a. O. Acad. Handl. 8 gr.

Filippi nuova scelta di commedie, melodrami, e tragedie etc. 4 Tomi. 8. Vienna, Camesina. 4. Rthlr.

Monge, Anfangsgründe der Statik, aus dem Franz. überſ. von Hahn, mit Kupf. 8. Berlin. Frölich 20. gr.

Meine Erfahrungen über den Kleebau, von F. W. P. Z. A. R. St. K. neue Auflage. 8. Ulm. Stettin. 3 gr.

Lang, Joh. kurze gemeinfaßliche franzöſiſche Sprachlehre für den deutſchen Bürgerſtand, zum Selbſtunterrichte und zum Gebrauch in deutſchen Bürgerſchulen ꝛc. gr. 8. Ulm. Stettin. 18 gr.

Dictionnaire universel des synonimes de la langue françoise, publiés jusqu'à ce jour, par Girard, Beauzée, Roubaud, rédigé à l'usage de deux nations p. Lang. gr. 8. Ulm. Stettin 2 fl. 20. gr.

Schönherr Synonimia Insectorum, oder: Verſuch einer Synonymie aller bisher bekannten Inſecten, nach Fabricii systema Eleutheratorum geordnet. Mit illum. Kupf. 1 Band. Eleutherata oder Käfer. 1r Thl. Lethrus - - - scolytes. gr. 8. Stockholm (Leipz. Kummer in Commiſſ.)

Noth- und Hülfsbüchlein in einigen der wichtigſten Lagen des academiſchen Studiums. Für angehende Studirende: auch nützlich für deren Väter. 8. Oldenburg. Schulze. 8 gr.

Moritz, Handwörterbuch der ſchönen zeichnenden Künſte oder Sammlung allegoriſcher Vorſtellungen für Maler, Zeichner, Kupferſtecher ꝛc. 8. Ronneburg. Schumann 1 Rthlr. 8 gr.

Butte, Verſuch der Begründung eines endlichen und durchaus neuen Syſtems der ſogenannten Polizeywiſſenſchaft. 1r Theil gr. 8. Landshut. Weber 2 Rthlr.

Sonntag, Formulare, Reden und Anſichten bey Amtshandlungen, 3r Theil. 8. Riga. Hartmann. 20. gr.

Sonntag, Geſchichte und Geſichtspunkt der allgemeinen liturgiſchen Verordnung für die Lutheraner im ruſſiſchen Reiche dargeſtellt. 8. Riga. Hartmann. 8.

Beytrag zur Kenntniß der Provinzialverfaſſung und Verwaltung des Herzogthums Livland, ohne die Provinz Oeſel, eine Beilage zum erſten Theil des livländiſchen Magazins ꝛc. gr. 8. Petersburg (Hartmann. Riga) 8 gr.

Roſenmüller Predigt am erſten Tage des Jahrs 1807 in der Peterskirche zu Leipzig gehalten. gr. 8. Leipzig. Hirſchfeld (Hartmann. Riga in Commiſſion) 4 gr.

Vannoti, Handbuch für den angehenden Feldarzt mit beſondrer Rückſicht auf Rußland. gr. 8. Riga. Hartmann 1 Thlr. 6 gr.

Gieſe, Lehrbuch der Pharmacie zum Gebrauche öffentlicher Vorleſungen und zur Selbſtbelehrung nach den neueſten Lehrſätzen entworfen. 1r Bd. 1—3 Abth. gr. 8. Riga. Hartmann. 3 Rthlr.

Abhandlungen der liefländiſchen gemeinnützigen und ökonomiſchen Societät, hauptſächlich die Landwirthſchaft in Liefland betreffend. 4r Bd. mit Kupfern. gr. 8. Riga. Hartmann. 1 Rthlr. 18 gr.

Schlözer Anfangsgründe der Staatswirthſchaft oder der Lehre vom Nationalreichthum. 2r Bd. (als Reſt) gr. 8. Riga. Hartmann.

Berger, kurzgefaßtes methodiſches Elementarbuch für den erſten Unterricht in der franz. Sprache in 4 Bdchen. 1s Bdchen, enthält: der ſelbſtlehrende franzöſiſche Sprachmeiſter, oder Anweiſung, die franz. Sprache zu erlernen. 8. Erfurt. Kayſer. roh 14. gr. brochirt 16. gr.

Sñytitz Lehrbuch der ſummariſchen Prozeſſe. gr. 8. Helmſtädt. Fleckeiſen. 16 gr.

Hüllmanns, Geſchichte des Urſprungs der Stände in Deutſchland. 2r Thl. gr. 8. Frankfurt a. O. Academ. Handlung. 1 Rthlr. 6 gr.

Die im Intelligenz-Blatt No. 4 angezeigte Pyrotechnie koſtet 1 Rthlr. 12 gr.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen iſt erſchienen:

Archives littéraires de l'Europe. 1807. I. ou No. 37.

Table des matières.

Sur un genre de mort qui doit n'être qu'apparent, par M. *Dupont* (*de Nemours*). Description de la galerie de

Dusseldorff. Fragment d'un voyage inédit. Notice sur Jacques Bruce. Sur Thomson; par M. *B.* Lettre à un jeune poëte, traduite de *Wieland.* Le Passage du Mont-Cénis, ou Lettre à Mme. R***. V**., à Turin; par M. *Modeste Paroletti.* Réflexions sur l'ouvrage intitulé: *L'Art de procréer des hommes de génie.* — Les enfans d'Adamastor, conte, par M. *Adrien de S...n.* Petites remarques relatives à la langue et à l'orthographe, par M. *P. P. p. Gazette littéraire.*

Vortheile der Aufhebung des Geſetzes des Cölibats, oder Briefwechſel zweyer katholiſchen Geiſtlichen über dieſen Gegenſtand als Taſchenbuch für das Jahr 1807. Von H. Henry, der Gottesgelehrſamkeit Doctor, und Pfarrer in Jena.

Dieſes, unſerer Zeit ſo gut paſſende Taſchenbuch hat noch einen andern Titel:

Iſt es Zeit das Cölibat abzuſchaffen? Auflöſung dieſer Frage in dem Briefwechſel zweyer katholiſchen Geiſtlichen. Nach der franz. Handſchrift überſetzt. Berlin und Wien.

Was dieſes Werk von ſo manchen andern in den letzten Jahren über dieſe Materie herausgekommenen Schriften unterſcheidet, iſt die darin herrſchende Mäſſigung, Unpartheylichkeit und Unbefangenheit. Es iſt eine hiſtoriſche Abhandlung, welche obige Frage in allen Beziehungen unterſucht. Ein junger Geiſtlicher legt ſie einem ſeiner Freunde vor, der mit ausgebreiteten Kenntniſſen eine vieljährige Erfahrung im geiſtlichen Amte verbindet. Dieſer macht ihn mit dem Gebrauche der verſchiedenen Kirchen, von den Zeiten der Apoſtel an bis auf die unſrigen, bekannt, führt die für und wider das Cölibat ſprechenden Thatſachen an, durchgeht die verſchiedenen dieſen Gegenſtand betreffenden Schriften, würdiget die Vortheile, welche aus der Verheirathung der Prieſter entſpringen würden, und ruft die weltlichen und geiſtlichen Mächte auf, ihre Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand zu richten. Den Plan des Werks giebt der zweyte Brief, Seite 13.

„Die Frage: ob die Prieſterehe für gültig erklärt werden könne, oder nicht, iſt nicht neu. Sie werden im Gegentheile aus der Folge meiner Briefe ſehen, daß ſie vielleicht eben ſo alt iſt, als die eigentliche Gründung der Hierarchie. Indem man ſie zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten zur Sprache brachte, wurde ſie bald günſtig aufgenommen, bald verworfen, geprüft oder beſeitigt, ausgedehnt oder eingeſchränkt, je nachdem die Männer, oder vielmehr die Parteyen, welche ſie auf die Bahn brachten, ſich einander mehr oder weniger näherten, und mehr oder weniger den Verdacht der Partheylichkeit gegen ſich hatten. Der gegenwärtige Zeitpunct iſt vielleicht der günſtigſte, ſie zum Gegenſtande ruhigerer Unterſuchungen zu machen, und ſie nicht nur theoretiſch zu erörtern, ſondern auch in practiſche Anwendung zu bringen, vermittelſt Hinzufügung eines neuen Artikels zu dem Syſteme des geiſtlichen Rechtes, zu welchem wir jetzt die Grundmauern aufführen ſehen."

„Ihr erſter Brief hatte mich ſchon halb zum Entſchluſſe gebracht, ich geſtehe es Ihnen; und nachdem ich Ihnen bezeugt, daß ich nicht ſehr geneigt ſey, Ihren Wünſchen zu entſprechen, theils weil ich nicht die nöthigen Bücher zur Hand habe, um ein Werk dieſer Art zu ſchreiben, und die angeführten Meinungen und Thatſachen, die ich ſonſt nur aus dem Gedächtniſſe beybringen könnte, gehörig zu belegen, theils weil ich von einſichtsvollen Männern abgeſchnitten bin, mit welchen ich mich zur Aufklärung meiner Zweifel beſprechen könnte; — wurde ich doch von dem Verlangen umgetrieben, meine wenigen freyen Augenblicke zur Unterſuchung dieſer Frage anzuwenden, und Ihnen meine Anſicht davon mittheilen; wobey ich jedoch auf Ihre Nachſicht in Anſehung des Styls, und auf Ihre Bemerkungen in Anſehung der Gegenſtände ſelbſt rechnete, welche ich nicht ganz richtig aufgefaßt haben könnte. Bedenken Sie übrigens, mein lieber Freund, daß ich graue Haare habe; daß ich im drey und fünfzigſten Jahre unter der Laſt eines, durch anhaltende Arbeit beſchleunigten, Alters gebückt, um einer achtungswerthen Sache willen aus meinem Vaterlande verbannt, und durch noch heiligere Gründe in meiner Verbannung zurückgehalten, weder Mittel eine Frau zu ernähren, noch Zeit mich ihrem Umgange zu widmen, noch das phyſiſche Bedürfniß habe, welches ſo viele andere Männer fühlen; daß ich mir durch das Leben unter Menſchen eine gelinde Moral gemacht habe, nach welcher ich meines Gleichen alle Genüſſe wünſche, die ich ohne Nachtheil entbehre; und daß ich entweder durch die Revolution, oder durch den Einfluß des Landes, worin ich wohne, eine Freiheit in den Meinungen angenommen habe, die weder durch eine abergläubiſche Ehrfurcht für das was vor uns mit Recht oder Unrecht geſagt und gethan worden iſt, noch durch den Wunſch, einer Parthey zu gefallen, oder durch die Furcht, einer andern zu mißfallen, oder durch die Begierde eingeſchränkt iſt, gewiſſe Leidenſchaften zu begünſtigen, oder gewiſſe ſpeculative Köpfe zu beleidigen. Zählen Sie demnach auf meine Aufrichtigkeit, und erwarten Sie eine Reihe von Briefen, worin ich, um einige Ordnung in den Gang dieſer Unterſuchung zu bringen, folgende Puncte erörtern werde. 1) Den Anfang und Fortgang der Meinungen, welche die Prieſterehe erleichtert oder verhindert haben; 2) welche poſitive oder negative Geſetze über dieſen Punct gegeben worden ſind; 3) welcher Meinung theils einzelne, theils in Concilien verſammelte Kirchenväter hierüber waren; 4) wie der legale und moraliſche Character derjenigen beſchaffen war, welche dafür waren; 5) ob die ehemals beyfallswürdigen Gründe für die Anordnung des Cölibats noch jetzt vorhanden ſind; 6) ob der eheloſe Stand der Prieſter der Kirche und dem Staate nützlich oder ſchädlich iſt; 7) ob er in phyſiſcher, moraliſcher und religiöſer Hinſicht für die Prieſter ſelbſt vortheilhaft oder nachtheilig iſt; 8) ob die Prieſterehe, ſofern ſie an ſich gleichgültig wäre, den Umſtand für ſich hätte, daß ſie ein Mittel abgäbe, die Proteſtanten uns näher zu bringen ꝛc. ꝛc."

Die Antwort auf den eilften Brief, ſchildert die Lage eines catholiſchen Geiſtlichen, der die ſchwere Laſt des Cölibats fühlt, und einer Milderung des Geſetzes entgegen ſieht. Die Antwort auf den zwölften verdient beſonders geleſen zu werden. (Seite 161 des franz. Werks.)

Antwort auf den zwölften Brief.

„Sie haben mir nun, mein Herr, eine Reihe von hiſtoriſchen Thatſachen und Autoritäten aufgezählt, welche mich zu dem natürlichen Schluſſe führen, daß die Prieſterehe ein der Veränderung unterworfener Gegenſtand der poſitiven Geſetzgebung iſt, daß lange keine Uebereinſtimmung in den Gebräuchen war, und daß die Kirche ſelbſt jetzt den entgegengeſetzten Gebrauch der Schismatiker nicht geradezu angreift. Mit welcher Begierde werde ich die verſprochenen Bemerkungen über die Vortheile und Nachtheile leſen, welche

die Prieſterehe unter den gegenwärtigen Zeitumſtänden haben kann! Sie werden wohl, nachdem Sie als Hiſtoriker und Theolog geſprochen haben, nun als Moraliſt und Caſuiſt erſcheinen. Ihre lange Erfahrung läßt mich alles von Ihren weiſen Bemerkungen erwarten. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen auch einige vorlege, die ich aus meinen Unterhaltungen über den vorliegenden Gegenſtand geſchöpft habe.

Man kann die Menſchen in zwey Claſſen theilen. Die eine beſteht aus Weſen, die, mit ihren eigenen Genüſſen zufrieden, ſich wenig darum bekümmern, ob ein Theil ihrer Mitmenſchen, Brüder, Schweſtern, ja ſelbſt Kinder, die übrigen auch haben. Nachdem ſie die Kapitel, Abteyen, Klöſter, worin ganze Generationen begraben waren, aufgehoben, und dem Vaterlande Tauſende von Bürgern wieder geſchenkt haben, genießen ſie ihre Beute, und es iſt ihnen nicht eingefallen, dieſen Gliedern des Staats ihre unveräußerlichen Gatten- und Vaterrechte wieder zu geben. Hinter welchem ſonderbaren Grunde verſteckt ſich hier die Selbſtſucht oder die Gleichgültigkeit? Sollte man glauben, daß er von einem Menſchen aus unſerm Zeitalter herrühre? Oder hat ſich der Geiſt Gregorius des VII. auch über die gallicaniſche Kirche verbreitet? Heißt dieß nicht, in dem Zeitpuncte, worin wir leben, eines aufgeklärten Publikums ſpotten, oder den unglücklichen Prieſtern Hohn ſprechen, welche auf Mitleiden Anſpruch machen können?

„Wie; man verſagt den Prieſtern das heiligſte, allen
„Menſchen theure Recht, unter dem Vorwande, ihr
„*Stand erfordere eine gewiſſe Reinigkeit,*
„*welche ſich nicht mit den geiſtlichen Verrich-*
„*tungen vertrage.* Wie konnte man in einem ſo auf-
„geklärten Zeitalter, als das unſrige, einen ſolchen Grund
„anführen, ohne ſich zu ſchämen? Auch haben alle Vernünf-
„tigen über dieſe Ausflucht gelacht; man hätte ſchicklicher
„politiſche Verhältniſſe vorſchützen können.“ (In der That verdammt man dadurch alle Kirchen, welche eine andere Diſziplin gehabt haben oder noch haben; und alles was Sie in Ihren frühern Briefen zu Gunſten der Ehe geſagt haben, wird mit Einem Striche vernichtet. War denn die Kirche in den ſchönen Tagen ihrer Entſtehung nicht ſo rein, wo ſie, allein mit der Verbreitung der ſanften und menſchenfreundlichen Sittenlehre ihres göttlichen Stifters beſchäftigt, alle jene ſpäter entſtandenen Geſetze noch nicht kannte, welche die Frucht der frommen Schwärmerey oder eines einſamen Lebens, deſſen Gebräuche man hernach in der Kirche einführte, oder endlich des Ehrgeitzes, der Nebenbuhlerey ꝛc., waren, und die man nach und nach zu dem ſanften Joche des Evangeliums hinzuthat? Das Leben ſo vieler heiligen Perſonen, welche die erſten Jahrhunderte der Kirche, durch Vereinigung der Tugenden eines Seelenhirten, Gatten und Vaters, ſo ſehr verherrlichet haben, beweißt hinlänglich, daß die Religion bey der Veränderung unſerer Kirchenzucht nichts verlieren würde. Sollte ein Pfarrer, der an der Hand einer tugendhaften Gattinn und im Kreiſe ſeiner Kinder lebt, minder rein, und zur Darbringung des unbefleckten Lammes nicht ſo tauglich ſeyn? Wenn dieſes wäre, warum hätte Jeſus Chriſtus es nicht zu einem Geſetze gemacht, und warum hätten die Apoſtel, welche menſchlicher und nachſichtiger waren, als wir oder als ihre Nachfolger, uns nichts davon geſagt? Warum wären die Griechen, unſere Vorgänger im chriſtlichen Glauben, über dieſen Punct bis auf den heutigen Tag ohne Geſetz geblieben. Warum hätte ihre Nebenbuhlerinn, die lateiniſche Kirche, erſt nach ſo vielen Jahrhunderten eins aufgeſtellt?) „Wie,
„ein Seelſorger, der ſeine Gebrechen oder ſein Elend mit
„zum Altare bringt, der die Stufen deſſelben mit dem drü-
„ckenden Gefühle ſeiner Schwachheiten beſteigt, die er un-
„aufhörlich bekämpft, und denen ſein ſanftes, liebendes und
„gefühlvolles Temperament zuweilen unterliegt, der beſtän-
„dig von fleiſchlichen Begierden oder Vorſtellungen, ja ſelbſt
„durch Trugbilder im Schlafe gequält wird, ein ſolcher
„Seelſorger ſollte würdiger ſeyn, das heilige Opfer darzu-
„bringen, die Wünſche oder die Noth ſeiner Gemeinde zu
„den Füßen des allerheiligſten Thrones niederzulegen, und
„die Gnade des Himmels für die ſeiner Sorge anvertraute
„Heerde und für das ganze Menſchengeſchlecht zu erflehen,
„würdiger als ein Prieſter, der einer keuſchen und tugend-
„haften Gattinn angetraut iſt? Wird dieſer nicht keuſcher,
„ſein Geiſt geſammelter, ſein Gemüth ruhiger, ſeine Fröm-
„migkeit lebendiger, ſein Herz gerührter ſeyn, wenn er in
„den Armen einer tugendhaften Gattinn eine Zuflucht gegen
„ſeine Schwachheit gefunden hat? Die Gegenparthey beruft
„ſich zwar auf die Erleichterung, welche ſich die Natur im
„Schlafe verſchaft. Iſt man aber mit der Beängſtigung,
„welche darauf folgt, tauglicher zum Meßopfer, als nach-
„dem man ſich den Umarmungen einer Gattinn, welche ſie
„verdient, überlaſſen hat? Und wo iſt denn das körperlich
„Unreine bey einer Sache, welche augenſcheinlich in der
„Ordnung der Natur, ſo wie in der Offenbarung gegründet
„iſt? Wehe denen, welche die Zügel der Staaten in Hän-
„den haben, wenn ſie dieſe Wahrheiten nicht fühlen! Kön-
„nen ſie Väter und Gatten ſeyn, und eine wichtige Claſſe
„ihrer Mitmenſchen ſo der ſchrecklichſten Verzweiflung Preis
„geben? Wie! war ihre Abſicht bey der Aufhebung ſo vie-
„ler Stiftungen bloß Bereicherung? Und wenn ſie einen
„Schritt für das Glück dieſes Theils ihrer Unterthanen oder
„der ganzen Menſchheit gemacht haben; warum ſetzen ſie
„nicht dem Werke die Krone auf, und ſprechen für dieſelben
„das heilige Recht der Natur an? Würde man nicht durch
„die Sorge für ihr Wohl ſie zum Danke auffordern; und
„wäre es nicht eine Art von Entſchädigung, die man ihnen
„für die Hinwegnahme ihres Reichthums ſchuldig iſt? Wa-
„rum unterſtützt man nicht das koſtbarſte Recht der Natur
„mit dem Anſehen der Geſetze? Warum fordern nicht auch
„die Völker, die Hausväter oder Hausmütter, welche lie-
„benswürdige und tugendhafte Töchter haben, die eben
„ſo viele Männer glücklich machen könnten, dieſes Recht zu-
„rück? Berauben ſie nicht, wenn ſie ihre Söhne dem Prie-
„ſterſtande weihen, mit einem Mahle eben ſo viele Mäd-
„chen der würdigſten Gatten, und übergeben ſie nicht jene
„oft einem traurigen Schickſale? das beweiſen die vielen
„Zwangs- und Strafgeſetze aus verſchiedenen Zeiträumen
„hinlänglich.

„Zur zweyten Claſſe gehören diejenigen, die, an's Nicht-
„denken gewöhnt, keine Religion mehr ſehen, ſo bald ſie
„einen der Gebräuche vermiſſen, woran man ſie gewöhnt
„hat. Sie würden ihren Mitbrüdern gerne Genüſſe geſtat-
„ten, deren Bedürfniß ſie ſelbſt gar nicht fühlen; allein ſie
„ſtehen in dem Wahne, das Gebäude der Kirche ruhe auf
„ihnen oder auf hundertjährigen Gebräuchen. Das ſind
„ſchwache Menſchen, unaufgeklärte Chriſten, ungläubige
„Jünger, die glauben, das Schiff gehe unter, und die ver-
„geſſen, daß der, welcher den Wellen gebot, ihrer ſchwa-
„chen Hülfe nicht bedarf, um ſeiner Kirche die ewige Dauer
„zu verſichern, welche er ihr verheißen hat. Gewohnt, die
„Sachen nur aus einem einzigen Geſichtspuncte zu betrach-
„ten, nur das zu glauben, was man ihnen geſagt hat,
„oder was ſie geleſen haben, fühlen ſie keine Begierde, den
„Urſprung zu erforſchen, wo ſie ſehen würden, daß das,
„was ſie für die Grundlage der Religion halten, erſt meh-
„rere Jahrhunderte ſpäter durch einen Eifer, der den Geiſt

„ dieſer verſchiedenen Epochen verräth, hinzugekommen iſt;
„ und ſie entſtellt hat. Die evangeliſche Sittenlehre iſt ſanft
„ und nimmt das Herz ein. Sich ſelbſt überwinden, ſeine
„ Feinde lieben, ihnen verzeihen, ſeinem Nächſten beiſtehn,
„ jedermann Gutes thun, dieß iſt die Grundlage derſelben.
„ Wie glücklich wären die Menſchen, wenn ſie ſich auf die
„ Befolgung dieſer Lehren eingeſchränkt hätten! Alles andere
„ iſt das Werk von Menſchen, die, von ihrem Eifer hinge-
„ riſſen, ſich das Anſehen, worin ſie bey der Kirche ſtanden,
„ zu Nutze machten, um ihre Lebensweiſe bey derſelben ein-
„ zuführen, und ſie ihr endlich als Geſetz aufzulegen. Die
„ Geſetze in Betreff der Enthaltſamkeit, des Faſtens, des
„ Breviers, welche heut zu Tage ſo wenig beobachtet wer-
„ den, können zum Beweiſe dieſer Behauptung dienen. Es
„ wäre wohl beſſer dieſe Uebungen der eigenen Frömmigkeit
„ eines jeden zu überlaſſen, als ſie geſetzlich vorzuſchreiben."
Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, ſo bin ich vollkommen Ihrer Meinung; ich wünſche eine Verbeſſerung eben ſo wohl um anderer als um meiner ſelbſt willen; ſo ſchwer es mir aber auch werden mag, ſo gehorche ich den Geſetzen, ſo lange ſie nicht gemildert oder widerrufen werden.

Ich bin . . . .

Den XIX. ſchließt der Verfaſſer damit, daß er die Häupter der Kirche und des Staats anruft, dieſem Gegenſtande ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken, während er den Geiſtlichen Aufmunterungsgründe zur Geduld und Ergebung darbietet.

Dieſe für alle Claſſen der Geſellſchaft intereſſante Schrift enthält 20 größtentheils von ihren Antworten begleitete Briefe, in ſauberem Taſchenformat, auf 312 Seiten, und iſt in der Cotta'ſchen und in den verſchiedenen deutſchen Buchhandlungen deutſch und franzöſiſch zu finden. Preiß 1 fl.

Erzählungen aus dem alten und neuen Teſtamente, für die Jugend und Schulen bearbeitet von Rath J. G. D. Schmiedtgen. 2 Thle. Neue mit Kupfern vermehrte Ausgabe. 8. 1807. Leipzig bey Hinrichs. 1 Rthlr. ohne Kupfer 12 gr.

Wenn dieſe treflichen Erzählungen nach dem Urtheil der erfahrenſten Männer ſchon an ſich ein körniger Auszug der Bibel ſind, welche für die Jugend, vermöge der leichten und angenehmen Darſtellung, auf's zweckmäßigſte ſich empfehlen: ſo gewinnen ſie jetzt bey dieſer neuen Ausgabe noch mehr an Schönheit und Anſchaulichkeit durch 72 Kupfer, welche alle nach den größten Meiſtern, nach Rubens, Rembrand, Dietrich ꝛc. bearbeitet ſind. Der Freund der Religion und der Kunſt werden ſonach beyde befriedigt. Wegen Wichtigkeit des Gegenſtandes ſetzt jedoch die Verlagshandlung den Preiß nur auf 21 gr., ohne Kupfer auf 12 gr.

Die Aeſthetik für gebildete Leſer, von Prof. K. H. L. Pölitz. 2 Thle. gr. 8. 1807. Leipzig bey Hinrichs. 3 Rthlr.

Was Garve für ſein Zeitalter war, das iſt in philoſophiſcher Hinſicht der Verfaſſer für das unſrige, beſonders in Betreff dieſer Aeſthetik, ſeiner Weltgeſchichte und ſeiner Erziehungswiſſenſchaft. Ein Vergleich, welcher gebildeten Leſern den rechten Geſichtspunct angiebt, aus denen ſie dieſe Schriften zu betrachten haben. Bey ſeiner Neutralität in der Philoſophie befriedigt er im hohen Grade jeden Unbefangenen, der ſie aufs Leben anwenden will. Von deutlich gedachten Grundſätzen geht er aus, vermeidet alle Polemik, und ſtellt das, was die Philoſophie fürs Leben darbietet, in einer ſo vollendeten ſtyliſtiſchen Form und ſo blühend dar, daß der Kreis aller Gebildeten unwiderſtehlich angezogen wird.

In meinem Verlage iſt herausgekommen und in den meiſten Buchhandlungen zu haben:

Bibliſche Geſchichte für Kinder von reiferm Alter aus den gebildeten Ständen aller chriſtlichen Konfeſſionen, von Ludwig Schloſſer. Erſter Theil. Die Geſchichte des alten Teſtaments. 30 Bogen in gr. 8. mit einem Titelkupfer. Preiß 1 Rthlr. ſächſiſch, oder 1 fl. und 48 kr. rheiniſch.

Deſſelben Buchs zweyter Theil, die Geſchichte des neuen Teſtaments enthaltend. 15 Bogen. Preiß 12 gr. ſächſiſch oder 54 kr. rhein.

Dieſe Schrift iſt beſtimmt, einem lange gefühlten und durch mancherlei Verſuche doch noch immer nicht hinlänglich befriedigten Bedürfniſſe im Unterrichte der Jugend abzuhelfen. Wenn nun eine nüchterne, von neologiſcher Leichtfertigkeit und orthodoxer Verblendung gleichweit entfernte Anſicht der Begebenheiten; wenn eine gereinigte Exegeſe, philoſophiſch-richtige Würdigung der Karaktere, verbunden mit Lebhaftigkeit und Faßlichkeit im Vortrage die Eigenſchaften ſind, die man von einem Lehrbuche dieſer Art verlangen muß: ſo darf ich verſichern, daß die angekündigte Schrift dieſelben in ſich vereinigt, daß ſie die Achtung für Bibel und Religion ungemein befördern kann, da ſie die beſten Anſichten und Erklärungen der neuern Exegeten in ihren Kreis herunterzieht und durchgängig das Moraliſche und Religiöſe der Begebenheiten und Perſonen heraushebt und in körnigen Sentenzen darlegt. Vorzüglich wird ſie dem Lehrer in Familien und Erziehungsanſtalten eine große Erleichterung ſeines Geſchäfts gewähren, da er das ganze Buch von ſeinen Zöglingen leſen laſſen kann, ohne beſorgen zu müſſen, auf anſtößige Stellen zu kommen, oder zu ſehen, wie ſie über allen den nothwendigen Erläuterungen, welche hier in den Text verwebt ſind, den Faden der Geſchichte verlieren.

Das Buch iſt korrect und anſtändig gedruckt, und der Preiß ſo billig wie möglich geſetzt. Wenn für Lehranſtalten mehrere Exemplare auf einmal genommen werden und man ſich mit der Beſtellung geradezu an mich ſelbſt wendet, ſo werde ich einen noch billigern Preiß eintreten laſſen.

Von F. Schlichtegroll's Nekrolog ſind vor kurzem folgende Fortſetzungen bey mir herausgekommen, und in allen Buchhandlungen zu haben, als:

Nekrolog, 1800. 2r Bd. (oder eilfter Jahrg. 2r Bd.) Preiß 1 Rthlr. Enthaltend die Biographien von Fiſcher, C. R. und Rektor in Halberſtadt; deſſen Gattin, A. A. Fiſcher; Geißler, Hofr. u. Bibliotheks-Director in Gotha; Selle Geh. Rath u. Arzt in Berlin; Juſti, Prof. u. Superint. zu Marburg; Käſtner, Geh. Juſtizrath u. Prof. der Mathem. zu Göttingen; D. E. Zerrenner, geb. Meſſau; Junker, Prof. der Medicin in Halle; Freyh. v. Senkenberg zu Gießen; Helwing, Rath u. Bürgermeiſter in Lemgo.

Nekrolog der Deutſchen für das 19te Jahrh. 5r Bd. mit Spaldings Bildniß. Preiß 1 Rthlr. Inhalt: Neßler, Paſtor Prim. u. Schulinſpector in Bautzen; Danz, Reg. R. zu Stuttgart; Spalding, Oberconſiſt. Rath u. Probſt in Berlin; Marie Charl. Spalding, geb. Lieberkühn, deſſen Gattin; Helena Pawlowna, Großfürſtin v. Rußland, Erbprinzeſſin v. Mecklenb.; Wunderlich, Superint. zu Wunſiedel; Güte, Prof. der Theol. und Prediger zu Halle; Abel Geiſtl. Rath, Inſpector, Senior und Paſtor zu Möckern im Magdeburgiſchen.

Gotha, im März 1807.

J. Perthes.

Intelligenz-Blatt

zum

Morgenblatt

für

gebildete Stände

1807.

Nro. 7.

Herr **Profeſſor Schütz**, in Halle, hat für gut gefunden, ſich im Intelligenzblatt der dortigen Litteratur-Zeitung gegen die im Morgenblatt erſchienene Anzeige ſeiner epigrammatiſchen Anthologie auf eine Art zu äuſſern, die dem Recenſenten, ſo wenig er auch ſonſt auf die Invectiven beleidigter Autoren zu achten pflegt, eine kurze Beleuchtung zur unvermeidlichen Pflicht macht.

Herr Schütz trägt kein Bedenken, zu behaupten, jene Anzeige habe bloß eine Herabſetzung ſeines erſten Bandes, zu Gunſten des Verlegers einer andern, indeſſen angekündigten, epigrammatiſchen Anthologie zur Abſicht. Beſchuldigungen dieſer Art müſſen bewieſen werden, wenn der Urheber nicht in einem Licht erſcheinen will, in welchem ſich niemand gern zu zeigen pflegt. Wo ſind aber die Beweiſe des Herrn Schütz? Die Verlagshandlung, von welcher die Rede iſt, weiß kein Wort von der Anzeige ſeiner Anthologie, und was die Perſon des Recenſenten betrift: ſo kann er den Herrn Schütz verſichern, daß er, frey von jedem andern Intereſſe, als dem der Sache, ſeine Sammlung mit einem ſehr günſtigen Vorurtheil in die Hände nahm. Herr Schütz mag ſeine Gründe haben, mit ſolchen Waffen zu ſtreiten; der Recenſent wird ſich ihrer nie bedienen, und er enthält ſich alſo, dem Gewiſſen des Herrn Schütz die Frage vorzulegen: Wie es komme, daß die berühmte Jenaiſche Litteratur-Zeitung, die ſonſt mit der Anzeige der wichtigſten Werke eben nicht zu eilen pflegt, von ſeiner nicht wichtigen epigrammatiſchen Anthologie eine Recenſion, und zwar eine **beweiſende** Recenſion, mit einer Eile lieferte, die ſelbſt unter **guten Freunden** ſelten iſt?

Da Herr Schütz mit einem ſehr nachdrücklichen Accent von einer beweiſenden Kritik ſpricht: ſo muß der Recenſent ja wohl auch über dieſen Punct einige Worte verlieren. Herr Schütz iſt hoffentlich mit ihm darüber einig, daß die Wahrheit dennoch eine Königin bleibt, wenn ſie auch nicht immer mit einem Hof von Beweiſen umgeben iſt. Ein Urtheil darf alſo immer ein **nicht beweiſendes** ſeyn, wenn es nur kein **nicht zu beweiſendes** iſt. Ob aber die Anzeige der Schütziſchen Epigrammen-Anthologie in die letzte Klaſſe gehört, dieß mag der unbefangene Leſer entſcheiden, wenn er die Geduld hat, die Beweiſe hier zu prüfen, mit welchen man ihn in einer Schrift, wie das Morgenblatt, billig verſchonte.

Die Anzeige nennt den Herrn Schütz einen Sammler, der wohlriechende Blumen nicht von geruchloſen, oder gar übelriechenden zu unterſcheiden wiſſe. Rechtfertigungen dieſes Vorwurfs liefert ohne Ausnahme jeder Epigrammatiſt in ſeiner Anthologie. Der Recenſent will ſich aber der Kürze wegen bloß auf einige Beyſpiele von Logau einſchränken. Von dieſem Dichter lieſt man unter andern folgende Stücke in der klaſſiſchen Sammlung unſers Anthologen.

Jungfrau und junge Frau.

„Der Unterſchied davon wird leicht erkennt;
Denn jenes Wort iſt ganz, und dieſes iſt getrennt."

Die Welt.

„Die Welt iſt wie ein Meer, in dem ein jeder fiſcht,
Nur daß den Wallfiſch der, den Stockfiſch der erwiſcht."

Zum ewigen Frieden.

„Daß kein ew'ger Fried' kann ſeyn,
Machet bloß das Mein und Dein."

Hofleben.

„Hofleben iſt ein rechtes Hoffeleben,
Da wird verſprochen viel, und nichts gegeben."

Nackte Wahrheit.

„Die Wahrheit iſt ein Weib, das zwar kein Laſter kennt,
Doch weil ſie nackend geht, wird ſie ſo ſehr geſchändet."

Der Kuß.

„Ich weiß nicht was ein Kuß, ihr Mädchen, auf ſich hätte?
Ey, wer aufs Küſſen kommt, der kommt auch gern ins Bette."

Makrobiotik (!!!)

„Wer lange leben will,
Der ſchlafe nicht zu viel."

Dagegen hat es ihm beliebt, die folgenden und noch eine Menge Stücke von gleichem Werthe zu übergehen:

Mütterliche Liebe.

„Die Mutter trug im Leibe das Kind drey Vierteljahr;
Die Mutter trug auf Armen das Kind, weil's ſchwach noch war;
Die Mutter trägt im Herzen die Kinder immerdar."

Die zwey Weiber.

Denkt, mit zwey Weibern hat ſich Kornulus vermählet;
Die eine tröſtet ihn, wenn ihn die andre quälet;
Die ein' erweiſt ihm Haß, die andre Lieb' und Huld;
Die erſte nenn' ich nicht, die andre heißt Geduld."

Grabſchrift einer Gattinn.

„Leſer! ſteh, erbarme dich dieſes bittern Falles:
Auſſer Gott war in der Welt, was hier liegt, mir alles."

Ueberſchrift einer Bücherſtube.

„Dieſes iſt ein Todtengrab, und die Todten reden gar,
Zeigen, was entfernet iſt, ſagen, was geſchehen war."

Die Sünde.

„Menſchlich iſt es Sünde treiben,
Teufliſch, bey der Sünde bleiben;
Chriſtlich iſt es, Sünde haſſen,
Göttlich aber, Sünd' erlaſſen."

Einfalt und Liſt.

„Da Lamm und Fuchs nach Hofe kam,
Geſchah es, daß man beyde nahm;
Den Fuchs, der nachmals oben ſaß,
Das Lamm, davon ein jeder fraß."

Threſo und Trur.

„Threſo rief: Auf Stirn und Wangen,
Hab' ich manchen Hieb empfangen,
Als ich rüſtig, wie ein Held,
Mich vor meinen Feind geſtellt.
Ey, rief Trur, daß Stirn und Wangen
Künftig keinen Hieb empfangen,
Freund, ſo rath' ich, wenn du fliehſt,
Daß du nicht zurücke ſiehſt."

Johannes der Täufer.

„Nicht recht! Nicht recht! würd' immer ſchreyn
Johannes, ſollt' er bey uns ſeyn;
Doch käm' er, rieth ich, daß er dächte,
Wie viel er Köpf' in Vorrath brächte."

Neid.

„Tugend iſt des Neides Mutter. Schöne Mutter, dich zu haben,
Will ich mich hinfort nicht kehren an den ungezognen Knaben."

Sterben.

„Ob Sterben ſchauerhaft, ſo bild' ich mir doch ein,
Daß lieblicher nichts iſt, als das Geſtorbenſeyn."

Das heißt doch wohl geruchloſe und übelriechende Blumen ſtatt der riechenden aufraffen. Was man von den Verbeſſerungen eben dieſes klaſſiſchen Sammlers zu halten habe, mögen von unzähligen Proben nur folgende beweiſen. Logau ſagt:

„Ich fürchte nicht den Tod, der mich zu nehmen kömmt.
Ich fürchte nur den Tod, der mir die Meinen nimmt."

Herr Schütz:

„Ich fürchte nicht den Tod, der mich zu nehmen kommt,
Ich fürchte nur den Tod, der nach den Meinen kommt."

Nun iſt freilich der falſche Reim vertilgt. Aber dafür iſt gar kein Reim mehr, und was noch ſchlimmer iſt, kein Sinn mehr da. Und wenn Herr Schütz ſo ſehr für die Reinigkeit des Reims beſorgt iſt, warum behält er an andern Orten Reime, wie; Beginnen und können, Schatten und rathen bey? Logau ſagt ferner:

„Wenn wo kein Laſter wär', wär' keine Tugend nicht;
Denn tugendhaft iſt der, der Laſtern abebricht."

Die letzte Zeile war ſo leicht zu verbeſſern, daß ſie auch dem Herrn Schütz nicht mißlingen konnte. Deſto elender iſt aber die erſte unter ſeinen Händen geworden:

„Wenns gar keine Laſter gäb', ſo gäb's auch keine Tugend nicht."

Der Recenſent muß den Raum und die Geduld der Leſer ſchonen, und unterdrückt alſo eine Menge Belege ſeines Urtheils aus eben dieſem und andern Dichtern.

Die Unvollſtändigkeit ſeiner Sammlung giebt Herr Schütz ſelbſt dadurch zu, daß er jetzt ſchon ſeinen auf zwey Theile angelegten Plan erweitert, und Nachträge zum erſten Theil ankündigt. Dieſe Nachträge ſollen, wie er ſagt, im letzten Band ans Licht treten. Ob aber dieſer letzte der zehnte, oder zwanzigſte ſeyn wird, davon ſagt er nichts. Sehr natürlich und ſehr klug. Weiß er doch noch nicht, wie vielen Stoff „die andere, indeſſen angekündigte epigrammatiſche Anthologie" ihm darbietet. Aus Gelegenheit dieſer Nachträge ſey ihm übrigens unverhalten, daß er, freylich bona fide, den alten ehrlichen Weckherlin anderthalb Jahrhunderte nach ſeinem Tode zum Plagiarius macht. Unter den zehn von dieſem Dichter gelieferten Epigrammen gehören ihm nur die drey erſten. Warum hielt ſich Herr Schütz nicht an das wirkliche Eigenthum des Mannes, in deſſen Gedicht-Sammlung ſich noch mehrere, ungleich beſſere, als die in der Anthologie abgedruckten, befinden.

Daß endlich Herr Schütz ein Privat-Urtheil einem öffentlichen entgegen ſetzt, daß er, der gar zu ſehr wünſchte, die lyriſche Anthologie möchte die ſeinige mit ſich in die ſchöne große Ewigkeit ſchleppen, mit dem, was Humanität und Urbanität den trefflichen Herausgeber derſelben ihm ſagen ließ, der Kritik und der ſelbſt urtheilenden Welt Trotz bietet, was ſoll man dazu ſagen? Doch wohl nichts anders, als: Risum teneatis amici! Hat er zugleich die Abſicht, das Publikum glauben zu machen, der Beifall, den Mathiſſon ſeiner Anthologie ertheilte, ſey zugleich eine Verwerfung jener zweyten — Nun, auch dann: Risum teneatis amici!

Engliſche Litteratur.

Werke, die nächſtens erſcheinen.

The History of Greece, by W. Mitford, in 4 Vol. 4to. being a new edition of the three Vol. already published and a fourth Vol. entirely new.

The History of the World, from the reign of Alexander to that of Augustus, by John Gillies. 2 Vol. 4to.

The History of the House of Austria from the foundation of the monarchy to the death of the Emperor Leopold IId., by W. Coxe. 2 Vol. 4to.

Magna Britannia, by Lysons. 2d. Vol. in 4to.

Britannia depicta, by W. Byrne. 3 Vol. in 4to.

Caledonia, or an historical and topographical Account of North Britain, by George Chalmers. 1 Vol. in 4to.

The History of the City of Dublin, by J. Warburton. 1 Vol. in 4to.

The Political State of the british Empire, by John Adolphus. 4 Vol. 8vo.

An Essay on the functions of money, and the principles of commerce, by J. Wheatley. 1 Vol. in 4to.

Travels through Russia, the Territories of the Don Cossaks, Kuban Tartary, the Crimea etc., by Clarke. 3 Vol. in 4to.

The Progress of maritime Discovery, by Clarke, 2 Vol. in 4to.

A Journey trough the Countries of Mysore, Cannara, and Malabar, by Franci Buchanan. 3 Vol. in 4to.

A Tour to Sheeraz, by the route of Kazroon and Feero, Zabad, with remarks on the manners, customs, laws, language and litterature of the Persians; by Edward Scots Waring, 1 Vol. in 4to.

The Life of Nelson etc. in a large 4to Vol. Price 8 Guin.

The History of the Administration of the late Mr. Wm.

Pitt, by J. Gifford and H. Redhead Yorke. 4 Volume 4to.
An Account of the public Life and writings of the late Earl of Macartney, by J. Barrow. 2 Vols. 4to.
An Account of the life and writings of David Hume, by Ritchie.
Biographical Memoirs of the late Dr. Joseph Warton, 2 Vol. 4to.
Zoography; or the beauties of Nature displayed, by W. Wood, in 3 Vols. 4to et 8vo. and illustrated with numerous plates.
The Commerce and Navigation of the Ancients in the Indian Ocean, by Vincent. 2 Vol. 4to.
Modern Geography, by John Pinkerton, (a new Edition) 3 Vol. 4to.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen iſt erſchienen:

Allgemeine deutſche Juſtiz- und Polizey-Fama vom wirklichen geheimen Regierungs-Rathe Hartleben für den Monat Merz 1807.

Inhalt

Polizey. Muſterhafte und ſeltne Armen-Anſtalt in dem Hannövriſchen Flecken Herzberg. — Fortſchritte der Räuberbande in den Rhein- und Main-Gegenden. — Kuhpoken-Impfungs-Geſetz in Bern. — Geſetz über die Einquartierungsbeyträge in Goth. — Erfindung einer neuen Spar-Suppe vom Profeſſor Rumi. — Verſchiedenheit der Operationen in Hinſicht der Kriegslaſten in Sachſen. — Neuere Verhältniſſe der Armenanſtalt in Leipzig. — Holzerſparendes Piſé, eine neue empfehlungswerthe franzöſiſche Erfindung. — Wohlthätigkeits-Geſellſchaften in England. — Pflichten der Fremden bey ihrem Eintritte in Paris. — Aufſicht der Pariſer Polizey über die öffentlichen Theater. — Erinnerungen an die erprobten Verſuche des Dr. Oberlechner, aus Hölzern und Wurzeln ohne Mehlzuſatz Brod zu bereiten. — Poſtanſtalten in Schweden. Behandlung der Reiſenden. Oeffentliche Landſtraßen und Poſt-Polizey-Geſetze.

Juſtiz-Weſen. Das wahre Verhältniß der preußiſchen Prozeßordnung, zur Wiederlegung des Aufſatzes: wie ſieht es heut zu Tage mit der preußiſchen Prozeßordnung aus? — Praktiſche Beyſpiele des Mißbrauchs, welchen unredliche Schuldner von der franzöſiſchen Gerechtigkeitspflege machen. Herzogl. Naſſauiſche Verordnung über den Gang der Rechtspflege mit Bemerkungen.

Neueſte Litteratur: Polizey-Vorſchriften für die Haupt- und Reſidenzſtadt Mannheim, nach alphabetiſcher Ordnung. — Wie können die gegenwärtigen Kriegs- Kontributions- Militär- und andere Laſten für ganz Sachſen unmerklich werden? zur bevorſtehenden Ausgleichung. — Neue Original-Abhandlungen im Kammeral-Korreſpondenten: 1) Ueber Erſatz und Repartition der Kriegsſchäden; 2) ob Grundeigenthümer oder Kapitaliſten im Kriege mehr verlieren können; 3) Bemerkungen über das Einquartierungs-Weſen.

Miszellen: Wirkungen des Kriegs auf die Polizey in London. — Seltner Reichthum der milden Stiftungen in London. — Epidemie in Koppenhagen. — Neue Vorzüge für den Kaufmannsſtand in Rußland. — Abſchaffung der Vorzüge der Handwerks-Meiſters-Söhne in Bamberg. — Gute Folgen der Vergleichs-Kommiſſion in Dännemark. — Nunmehrige Vorſicht gegen das Pulver in Holland. — Krankenanſtalt zu New-York in Amerika. — Kirchen-Diebſtähle im Münſterſchen. — Selbſtmörder in Dännemark. — Krankenanſtalt in Dännemark. — Penſionsanſtalt im Bergiſchen. — Methode der Verbreitung der Kuhpoken-Impfung in Frankreich — Wohlthätige Damen-Geſellſchaft zu Evreux. — Ein Schritt zur beſſern Poſt-Polizey. — Beytrag zum ſtaatskünſtleriſchen Praktikum. — Sperranſtalten gegen die Viehſeuche in der Schweiz. — Kön. Neapolitaniſche Verordnung, die Aufhebung der Klöſter betreffend. — Gall's Verwendungen für Zuchthäuſer und Irren-Anſtalten. — Ein Wunder-Rezept von Hrn. Dr. Vogel, jezt zu Weimar. — Belohnung eines ausgezeichneten Polizey-Beamten. — Reiſende nach England. — Juſtizpflege in den neu eroberten Provinzen Polens.

Juſtiz- und Poli[illegible]y-Anzeigen.

Archives littéraires de l'Europe. 1807. 2. ou No. 38.

Table des matières.

Exposé succinct d'une recherche expérimentale, relative à cette question: Tous les hommes ont-ils les mêmes sensations par les mêmes objets? par M. *P. Prévost.* Description de la galerie de Dusseldorf. Second fragment. Sur la loi orale et les traditions des Juifs; par M. *Bernardi.* Des inconvéniens de la réputation. Lettre d'une jeune femme; par M. *E. H.* Sabine, ou Toilette d'une dame romaine, par M. *C. A. Boettiger;* premier extrait, par M. *Ch. Vg.* Les lunettes magiques. Conte oriental; par M. *P. de B.....u.* Quelques traits de la description de Pétersbourg, de *H. Storch.* Le premier Printemps, traduit de l'allemand, de M. *Fr. L. de Stollberg. Gazette Littéraire.*

No. 3. ou No. 39.

Essai sur le goût et la délicatesse; par M. *Adrien de S.....n.* Recherches géographiques ordonnées par le congrès des Etats-Unis d'Amérique. Lettre du capitaine Clark à son frère. Notice sur François Olivier, chancelier de France, sous les regnes de François Ir., Henri II. et François II, par M. *Bernardi.* Sabine, ou toilette d'une dame romaine, par M. *C. A. Boettiger,* second extrait, par M. *Ch. Vg.* Des Histoires de Thucydide et de Machiavel; par M. *Modeste Paroletti.* De la Mecque; par un Musulman. Le physionomistes, conte; par M. *P. de B.....y. Gazette Littéraire.*

In unſerm Verlag erſcheint bis nächſtkünftigen Johannis eine zweyte, ſtark vermehrte und verbeſſerte Auflage von

Bolley's (Amtsſchreibers zu Waiblingen) Rechten und Verbindlichkeiten württembergiſcher Bürger in ihren öffentlichen und Privatverhältniſſen. Ein Auszug aus den württembergiſchen Geſetzen zum Gebrauch jeden Bürgers und beſonders der Ortsvorſteher beſtimmt.

Der Verf. hat dieſe Schrift einer ſehr genauen Reviſion unterworfen. Er hat nicht nur alle neueren Verordnungen aufgenommen, ſondern auch ſeinen Plan überhaupt beträchtlich erweitert. Er glaubt nun alles, was von allgemeinem Intereſſe iſt, und, ohne die Gefahr, juriſtiſche Pfuſchereyen zu veranlaſſen, geſagt werden kann, beſonders Alles, was den Ortsvorſtehern von Rechts- und Polizey-Geſetzen zu wiſſen nöthig iſt, erſchöpft zu haben. Die Einrichtung der Schrift iſt im Ganzen die vorige geblieben.

Auſſer einer Einleitung zerfällt ſie in **vier Hauptſtücke**, in deren **erſtem** von den Pflichten, welche die Unterthanen in ihren **öffentlichen** Verhältniſſen zu erfüllen haben; in dem **zweyten** von den wechſelſeitigen Verbindlichkeiten, welche aus dem Verhältniß der Bürger gegen einander ſelbſt entſpringen; in dem **dritten** von vermiſchten Verbindlichkeiten, welche aus verſchiedenen Polizey- und andern verwandten Geſetzen entſtehen; im **vierten** von den gangbarſten bürgerlichen Rechtsgeſchäften und Rechtsinſtituten gehandelt wird.

Auſſer vielen einzelnen Zuſätzen und Veränderungen ſind vorzüglich folgende Materien ganz **neu**, zum Theil ausführlich bearbeitet: von der neuen Organiſation der Staatsverwaltung, von den Rechten der verſchiedenen Religionsverwandten und der im Königreich geduldeten Gemeinden, beſonders der Separatiſten; vom Zoll, von der Acciſe, vom Stempelgeld und der Handererstare; von der Militärconſcription; von den Pflichten der öffentlichen Rechner, beſonders von Caſſenreſten und den Theilnehmern daran; von Adminiſtration der Commungefälle; von den Regeln, welche die Gerichte in Abſicht auf die Eidesabnahme zu beſorgen haben; von der Wahl von Pflegern u. ſ. w. vom Erkennen über Veräuſſerungen, beſonders von Beſtellung öffentlicher Unterpfänder; von Ausſtellung von Atteſtaten, Päſſen und Kundſchaften; von den Obliegenheiten der Vorſteher in Kriegs-, beſonders Quartier- und Vorſpann-Sachen; von der Weineinfuhr; von Anleben; vom Wechſelvertrag, vom Kauf und Verkauf, von Berechnung des Zwiſchenzinſes bey Zielern, vom Pachtvertrag; von Bezahlungen und Ueberweiſungen; von der Ehe, (hiebey auch von Berechnung der Verwandſchaftsgrade) von den Verhältniſſen der Aeltern und Eheleute in Abſicht auf ihr Vermögen; von den Modificationen dieſer Rechte durch Auswanderungen; von privilegirten Teſtamenten der Aeltern unter ihren Kindern; von Heiraths- und Erbverträgen; von dem wirtembergiſchen Inteſtaterbfolge-Syſtem, von Appellationen, vom Verfahren in Poſtſachen, von der Execution und von der Ordnung der Gläubiger bey einem Gant.

Angehängt iſt 1.) auſſer dem Vorhalt bey Eidesleiſtungen; 2.) Reſolvirung über die von Amtswegen anzuſetzende Lehnstare; 3.) Auszug aus der neuen Maaßordnung; 4.) Formular eines eigenen Wechſels; 5.) Formular eines Privatſchuld- und Bürgſcheins.

Durch dieſe Bereicherungen hat der Verf. dieſe Schrift, deren Gemeinnützlichkeit ſchon in ihrer vorigen Geſtalt durch den baldigen Abſatz der erſten Auflage anerkannt iſt, nicht nur ſeinen alten Landsleuten erſt recht intereſſant gemacht, ſondern beſonders den Einwohnern, vorzüglich den Vorſtehern der neuen mit Wirtemberg vereinigten Länder muß es äuſſerſt willkommen ſeyn, daß ihnen das Wiſſenswürdigſte von den Geſetzen des Staats, dem ſie nun angehören, zu einer leichten Ueberſicht vorgelegt wird.

Der Zuſätze und Veränderungen ſind verhältnißmäßig nach dem Umfange der Schrift zu viele, als daß ſie für die Beſitzer der vorigen Auflage beſonders hätten abgedruckt werden können. Dagegen werden diejenigen, welche bis Johannis ſubſcribiren, das Exemplar für 1 fl. 30 kr. erhalten. Briefe und Gelder erbitten wir uns franco. Nachher wird der Preiß beträchtlich erhöht werden.

Den 5. April 1807.

J. G. **Cottaiſche** Buchhandlung in Tübingen.

In allen Buchhandlungen und durch die löbl. Poſtämter iſt zu haben:

Rußland unter Alexander dem erſten. Eine hiſtoriſche Zeitſchrift. Herausgegeben von H. **Storch**. VIII. Band, oder 22. 23. 24. Lieferung. Preis 2 Rthlr. 16 gr. auf Velinpap. 4 Rthlr.

Inhalt: Erſter ſpecieller Jahrsbericht über die Adminiſtration eines einzelnen Gouvernements (des von Kaluga vom J. 1804.) Geſchichte des öffentlichen Unterrichts. Geſchichte des Forſtweſens. Neue Organiſation des Bergkadetten-Korps. Fortgeſetzte Nachricht von der Dubrowskiſchen jetzt Kaiſerlichen Manuſcripten-Sammlung in St. Petersburg. Einige Verfügungen in Betreff der Kronbauern. Comte Rendu des Miniſters den innern Angelegenheiten für das J. 1804. Mit Tabellen. Nachrichten von den Weltumſeglern. Freye Ackerbauern. Allgemeiner Plan zur Errichtung der Militärſchulen und zur Umformung der Kadetten-Korps. Edle und patriotiſche Handlungen. Miſcellen.

Leipzig den 17. Febr. 1807.

Joh. Fr. Hartknoch.

Von gelehrten Sachen.

Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti, von Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg. Erſter Theil. Hamburg, bey Fr. Perthes., 1806. gr. 8.

„Im Anfang war das Wort und das Wort war bey Gott und Gott war das Wort; im Anfang ſchuf Gott Himmel Himmel und Erde, und Gott ſprach, laſſet uns Menſchen machen (S. 1.); und von dem an die Geſchichte der durch ſeinen Sohn geoffenbarten Erbarmungen Gottes in der Liebe (S. 457.).“ Nicht eine unpartheyiſche (laue) Kirchenhiſtorie, wo man nicht recht erfährt, was es mit Jeſu von Nazareth eigentlich für eine Bewandniß hat, ſondern das Werk eines Mannes, der weiß, was er glaubt und alle zur Annahme deſſelben Glaubens bewegen will. Nicht eine den Meſſias Jeſus aus dem alten, die Gottheit Chriſti aus dem neuen Teſtament herauskritiſirende Kirchengeſchichte, ſondern das Werk eines Mannes, welcher den, der war, iſt und ſeyn wird, und welchem alle Gewalt gegeben iſt im Himmel und auf Erden, durchaus überall aufſpürt und findet. Endlich nicht eine weltkluge Darſtellung der mannigfaltigen Accommodationen (Täuſchungen) durch die das Chriſtenthum ſich in die Welt hinein geſtohlen habe, und als demüthige Dienerin der hohen Politik etwa ſelbſt in unſern aufgeklärten Zeiten ſich wohl noch erhalten könnte, ſondern das Bekenntniß und die Ergießung der Seele eines Mannes, dem alle Welt nichts iſt gegen der Welt Heiland; von dieſem redet er ſo, daß, wer ihn liebt, auch dieſes Buch lieben muß, und wer nichts von ihm weiß, aus dieſem Buche lernen mag, was die Chriſten an ihm haben. Alſo, Leſer, biſt du ein Rohr, umgetrieben von der gelehrten Windmacherey unſerer Zeitſchriften, ſiehe doch einmal dieſen Fels, ob er nicht Grund hat in den Bedürfniſſen der Menſchheit und in der Liebe der Gottheit. Der du das Chriſtenthum (leicht möglich) nicht kennſt (man findet es ſelten in der Chriſtenheit, es fehlt unter den Schriftgelehrten), ſiehe, **das** iſts, wie die Väter es gefühlt, wie es mächtig iſt in den ſtillen kindlichen Seelen (ſollten ſie übrigens auch Grotius, Newton, Haller ꝛc. heißen!). Der du glaubſt, komm, höre, genieße, und dein Herz erfreue ſich der Worte des Lebens. Das Buch enthält den Glauben der Vorwelt bis auf Moſes. Die Uebereinſtimmung der Nationen iſt aus den Reſten der Sagen gelehrt, unterſucht und erwieſen.

Intelligenz = Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1807.

Nro. 8.

Neue Englische Bücher im December.

An Essay on Wool, containing an Examination of the present Growth of Wool, in every District throughout the Kindom, and the Means pointed out for its Improvement; dy John Luccock, Woolstappler. 5s. 6d.

Remarks on the Husbandry and Commerce of Bengal; by H. I. Colebrook, Esp. 8vo. 5s. 6d. bds.

Communications to the Board of Agriculture, vol. 5, part 1. 12s. bds.

Practical Agriculture; or, a Complete, System of Modern Huſbandry, with the best Methods of Planting, and the improved Management of live Stock; illustrated by one hundred Engravings, by W. Dickson, M. D. A new and much-improved edition, in 2 large vols. 4to. 4l. 4s. bds.

Tables for computing the Weight of Hay, Cattle, etc. by Measurement; with a comparative Table of the Weights at Edingburgh, to those in Use at Smithfield and elsewhere; by John Ainſlie. Square 12mo. 1s. bd.

The antiquarian Cabinet, displayed in a Series of elegant Views of the most interesting Objects of Curiosity in Great Britain Number 1. 2s. bd.

The Beauties of Antiquity; or, Remnants of Feudal Splendour and Monastic Times; by J. Hassell. Numbers 1 and 2. 2s. To be complete in thirty numbers.

The Life of General Washington, compiled from his own Papers bequeathed to his Nephew; by John Marshall, Chief-justice of the united States. With numerous Maps, vol 5. which complete the work. 4to. 1l. 11s. 6d. and 8vo. 10s. 6d. bds.

Public Characters for 1806-7, consisting of authentic Memoirs of distinguished Living Perſons in the various Walks of Public Life 10s. 6d. bds.

The Biographical, Historical, and Chronological Dictionary, containing 13,000 Articles, and 4000 more than any other Dictionary; a new edition corrected and revised to the Year 1806, by John Watkins, L. L. D. 16s bds.

The History of the Life, Battles, and Campaigns, of Buonaparte, from his Birth, down to the present Time, with twelve Portraits, by W. L. Van Ess. To be completed in 3 vols. vol. 1. 6s. 6d.

Adian and Orrila, or, a Mother's Vengeance, by W. Dimond. 2s. 6d.

The vindictive Man; a Comedy in five Acts; by Thomas Holcroft, 2s. 6d.

Tekeli; or, the Siege of Montgatz; a Melo-drama, in three Acts; by Theodore Edward Hook, esq. 2s.

Practical Illustrations of Rhetorical Gesture and Action; illustrated by sixty-five beautiful Engravings expressive of the various Passions, and of the modern Costume of the London Theatres; by Henry Siddons, of the Theatre Royal, Drury-lane. 21s. bds.

The Panorama of Youth, by Mary Sterndale, 2 vols. 12mo. 8s. bds.

Hollingshead's Chronicles of Scotland. 5to. with plates, 30s. bds.

Practical Observations on Urinary Gravel and Stone; or, Diseases of the Bladder and Prostrate Gland; and on Strictures of the Urethra; by Henry Johnson. 8vo. 5s. boards.

Observations on Indigestion; traslated from the French Memoir of M. Daubenton. 8vo. 1s. 6d.

A Treatise ov Insanity; by P. Pinel. 8vo. 9s. bds.

A Practical Treatise on the Powers of Cantharides when used Internally; demonstrated by Experiment and Observation; by J. Robertson. 8vo. 7s. bds.

Observations on Morbid Persons; by Joseph Adams, M. D. F. L. S. in two parts. 4to. 25s. bds.

Esculapius; or, the Pocket Physician, a Collection of scace and curions Receipts in Medicine ane Surgery. 2s. 6d.

Frist Impressions; or, Sketches from Art and Nature animate and inanimate; by J. P. Malcolm, F. S. A. 8vo. 18s. on large paper. 27s.

Canine Gratitude; by Jos. Taylor. 3s. bds.

Eccentric Mirror; by G. H. Wilson. Number 1, 6d. To be continued weekly.

The Miscellaneous Productions of Thomas Dawson Lawrence, Esq. etc. etc. a veteran Officer. 6s. bds.

The Oxford Review; or, a new and Independent Critical Journal, writen by Members of the University of Oxford. No. 1. To be continued monthly. 2s. 6d.

Classic Tales, Serious and Lively, carefully selected from English Autors of original Genius, and newly tranſlated from the Classics of other Languages, Part I. 2s. 6d.

More Miseries; addressed to the Morbid, Melancholy, and the Irritable. 5s bds.

The British Indian Monitor, by John Bothwick Gilchrist, Esq. L. L. D. vol. 1. 30s.
The Pastor's Daughter, etc. by Kotzebue. 4 vols. 18s. bds.
Anecdotes, Narratives, etc. by the same Autor, 3 vols. 15s. bds.
The Physics; or, Physical Ausculation of Aristotle, translated from the Greek, with copious Notes, by Thomas Taylor.
Novellettes, by Augustus Von Kotzebue, 3 vols. with plates. 15s.
A Summer by the Sea; by Orlando, 2 vols. 10s. sewed.
A Simple Narrative; or, a Visit to the Newton Family, 2 vols. 7s sewed.
Convent of Nôtre-Dame; or, Jeanette, 2 vols. 9s. sewed.
Convict; or, Mavy Lieutenant; by Mrs. Parsons, 4 vols. 12s.
Human Beings, by F. Lathom, 3 vols. 13s. 6b. bds.
The Discarded Son, by Mrs. Roche.
Original Poems, by a Lady; revised by Cooper: foolscap 8vo. 2s. 6d.
Poetical Trifles, by J. H. Mills, of the Theatre Royal, Manchester. 3s. 6d. bds.
Turf House, a Poem. 8vo. 1s. 6d.
The Hive; or: Songster's Repository for 1807. 1s.
The Sky-Lark; a choise Collection of Songs for 1806. 1s.
The Pocket Volume of Humour, being a choice Collection of Epigrams, by Joseph Taylor. 1s. 6d.
A Genuine and Correct Report of the Speeches of the late Right Hon. Wm. Pitt in the House of Commons, from his Entrance in Parliament in 1781, to the close of the Session in 1803, 4 vols. 8vo. 2l. 2s. bds.
The State of the Negociation; with Details of its Progress, and Causes of its Termination in The Recal of Lord Lauderdale. 2s. 6d.
The Whole of the Corespodence and official Notes relating to the late Negociation with France, as they appeared in the Moniteur of November 26. 3s.
The Poll for Members tho serve in Parliament for the Borough of Colchester, 1806. 3s.
History of the Election for Members sor Parliament for the Borough of Liverpool, 1806. 3s. 6d.
The Poll for Members to serve in Parliament for the University of Oxford, 1806. 1s. 6d.
History of the Westminster Election, 1806. 8vo. 6s. bds.
A Defence of the established Protestant Faith, a Sermon preached in the Parish Church of St. Mary, Newington Butts, October 19, 1806, by Robert Dickinson, Curate and Lecturer. 2s.
A Serious Address to the Parochial Clergy of the Church of England on the increasing Influence of the People called Methodists, by a Layman. 1s.
A Sermon preached before the University of Cambridge, June 1806, being Commencement Sunday; by Edward Maltby, D. D. 2s.
A Discource delivered to the United Congregations of Protestant Dissenters in Exeter, November 2, 1806, by Lant Carpenter. 1s.
The Fathers of the Englisch Church; or, Selections from the Writings of the Reformers and Early-Divines. Number 1. 1s.
Select Sermons, by Alexander Cleeve, A B. for the Benefit of the Widow and Female Children of the Author, 8vo. 10s. bds. boards.
Bibliotheca Sacra; or, General Dictionary of the Bible, explaining every Word, Term, History, etc. etc. occuring in the Sacred Oracles, 2 vols. 8vo. with Maps, etc. 22s. bds.
An Introductory Key the Bible, on a Plan never before attemted. Number I. 6d.
The Picture of London for 1807, being a full and accurate Guide to the British Metropolis, with Maps, Views, etc. bound ind red. 5s.
The Ambulator; or, Guide within Twenti-five Miles of the Metropolis, a new and much improved Edition, illustrated with 16 beautiful Views. 10s. bds.

Anzeige.

Voyage pittoresque de Constantinople
et
des Rives du Bosphore.

D'aprés les dessins de *Mr. Melling*, Desinateur et Architecte de *Hadidgé-Sultane*, sœur du Grand-Seigneur.
Un Vol. grand in Folio, format atlantique.

Dieſes in ſeiner Art einzige Werk, welches die treueſte Nachbildung der Natur, mit der Wichtigkeit des Gegenſtandes, und dem Intereſſe der gegenwärtigen politiſchen Lage von Europa verbindet, iſt bereits ſeit einigen Jahren durch öffentliche Blätter und beſondere Anzeigen angekündigt worden. Die Urſache der verzögerten Erſcheinung lag in dem Wunſche der Herausgeber, ihm den Grad der Vollkommenheit zu geben, der es des Beyfalls des Publikums würdig machen könnte. Dieſer Wunſch iſt nunmehr erreicht; die erſten Probeblätter erhielten den ungetheilten Beifall der einſichtsvollſten Kenner; bey der letzten Ausſtellung der Produkte franzöſiſcher Induſtrie im Jahre 1806 wurden dieſelben rühmlichſt ausgezeichnet und die Herausgeber mit der großen Ehrenmedaille erſter Klaſſe belohnt.

Der Künſtler, dem wir die Zeichnungen deſſelben verdanken, hat ſich achtzehn Jahre in Konſtantinopel damit beſchäftigt, wo ihm ſeine Stelle als Bau- und Zeichenmeiſter der Schweſter des Großherrn, Gelegenheit gab, alles zu ſehen und zu unterſuchen, und ſelbſt in die innern Höfe des Serails zu bringen, die von jeher jedem Europäer unzugänglich waren.

Die Ausführung des Werks, welches mit einem erklärenden Texte begleitet wird, iſt den geſchickteſten Künſtlern der Hauptſtadt Frankreichs, unter Leitung des Herrn Mellings, anvertraut; ein weitläufigerer Proſpektus, der in allen Buch- und Kunſthandlungen Frankreichs und des Auslands unentgeldlich in franzöſiſcher und deutſcher Sprache zu haben iſt, enthält, auſſer den ſchmeichelhaften Zeugniſſen des Herrn von Choiſeul-Gouffier, Vivant Denon und des Jurys der Künſte, eine umſtändliche Erklärung des Plans und der Eintheilung des Werks. Wir können uns alſo hier auf die Anzeige der allgemeinen Bedingungen beſchränken.

Das Werk beſteht aus 48 ſehr großen Kupfertafeln, worunter ein Theil von 34 Zoll Breite und 18 Zoll Höhe iſt. Sie enthalten in dem vollkommenſten Zuſammenhange die ſchönſten Anſichten und merkwürdigſten Gegenſtände von dem Eingang des Helleſponts an bis zur Mündung des ſchwarzen Meeres. Jede Tafel iſt mit einem hiſtoriſchen Texte begleitet, worin die Gegenden, Denkmäler, Ceremonien, Gebräuche und Gewohnheiten der Türken erklärt werden. Auch kömmt noch ein Plan von Konſtantinopel und eine Generalkarte des Bosphorus hinzu.

Der Text wie die Kupfer werden auf ſehr ſchönen ſuper-

feines, doppeltes Velinpapier gedruckt, welches ausſchließlich für dieſes Werk verfertigt worden iſt, und deswegen auch den Titel deſſelben in der Form trägt. Den Druc des Textes beſorgt Herr Didot, der ältere.

Das ganze Werk erſcheint in zwölf Lieferungen, jede zu 4 Kupfern, mit dem dazu gehörigen Texte. Die erſte Lieferung iſt bereits fertig; ſie wird künftigen Monat in Paris und in Straßburg ausgegeben, und in bevorſtehender Oſtermeſſe zu Leipzig in unſerer Niederlage oder bey unſerm Kommiſſionär Herr Ambr. Barth daſelbſt einzuſehn ſeyn. Die folgenden Lieferungen erſcheinen künftig regelmäßig von vier zu vier Monaten.

Der Subſcriptions-Preiß für jede Lieferung, Abdrücke avec la lettre iſt 100 Franken, und Abdrücke avant la lettre 150 Franken. Für Liebhaber, welche nicht ſubſcribiren wollen iſt der Preiß der erſtern 120 Franken; letztere kann man nur durch Subſcription erhalten. Die Expeditions- und Transportkoſten ſind in dieſen Preiß nicht eingerechnet.

Die Subſcription zieht keine andere Verbindlichkeit nach ſich, als das ganze Werk zu nehmen und jede Lieferung, ſo wie ſie erſcheint, zu bezahlen. Entfernten Liebhabern, welche vorziehen, ſtatt der kleinen einzelnen Zahlungen die von mehrern Lieferungen zugleich und im Voraus zu leiſten wird eine Vergütung von ein halb pro Cento monatlich zuerkannt.

Man wendet ſich wegen der Subſcription entweder direkte an uns oder an unſere Handlung in Straßburg. Man kann ſich auch deshalb an die vornehmſten Buch- und Kunſthandlungen Deutſchlands wenden.

Die Namen der Subſcribenten werden dem Werke vorgedruckt; wir bitten um richtige Einſendung derſelben nebſt Charakter und Wohnort.

Paris im April 1807.

Treuttel und Würz.
rue de Lille No/ 17.

Für denkende Oekonomen und Gutsbeſitzer empfehlen ſich folgende Schriften, welche bey den Gebr. Hahn in Hannover verlegt ſind, durch ihren theoretiſchen und praktiſchen Inhalt ganz vorzüglich:

Leopolds, J. L. G., Taſchenbuch für Oekonomie-Verwalter, auch nützlich für diejenigen, welche Glieder dieſes Standes werden, oder ſie bilden und beurtheilen wollen, dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1 Rthlr.

— — Handwörterbuch des Gemeinnützigſten und Neueſten aus der Oekonomie- und Haushaltungskunde in alphabetiſcher Ordnung, 2te verb. Auflage. 2 Rthlr. 6. ggr.

— — Der Futterbau, als erſte Bedingung einer wohlgegründeten Landwirthſchaft, nach vieljährigen Beobachtungen und Erfahrungen pragmatiſch bearbeitet. 1 Rthlr. 8 ggr.

— — die landwirthſchaftliche Viehzucht, in allen ihren Zweigen und mit allen Erforderniſſen; nach 20 jährigen Erfahrungen pragmatiſch bearbeitet. 2 Rthlr.

— — Taſchenbuch für die Haushaltungskunſt und Landwirthſchaft, enthaltend allerley Nachrichten und Verfahrungsarten aus dem Gebiete derſelben. 12 ggr.

Thaers, A. Einleitung zur Kenntniß der engliſchen Landwirthſchaft und ihrer neuen theoretiſchen und praktiſchen Fortſchritte in Rückſicht auf die Vervollkommnung deutſcher Landwirthſchaft. 1r Band 3te vermehrte Auflage. 2 Rthlr. 12 ggr.

Deſſelben Werks 2ter und 3ter Theil mit vielen Kupfern. 6 Rthlr. 12 ggr.

Deſſen Abbildung und Beſchreibung der nutzbarſten Ackergeräthſchaften, 3 Hefte 9 Rthlr., Pränumerations-Preis 7 Rthlr. 12 ggr.

Deſſen landwirthſchaftliche Schriften, theils Auszugsweiſe, theils unveränderter Abdruck der 6 Jahrgänge der Annalen der niederſächſiſchen Landwirthſchaft, in 6 Bänden, welche ſonſt im Ladenpreiſe 24 Rthlr. koſteten, jetzt nur 12 Rthlr.

Als Anhang dazu: Meyer, J. F., über die Anlagen der Schwemmwieſen und der Wieſenverbeſſerung überhaupt, eine Preisſchrift, mit 5 Kupfertafeln. 1 Rthlr.

Abhandlungen, neue, und Nachrichten der Landwirthsſchaft-Geſellſchaft in Celle, 4 Bde. 1 Rthlr. 12 ggr.

Gerke praktiſche Beyträge zur Landwirthſchaft, 1s Heft mit Kupfern. 16 ggr.

Jordans praktiſche Anweiſung zum Weißbierbrauen, mit Kupfern. 16 ggr.

Vollbords Handlexikon für Küchengartenfreunde, oder Anleitung zur Kenntniß und Kultur aller in einem guten Hausweſen unentbehrlichen Küchengartengewächſe, nebſt einem Küchengartenkalender. 20 ggr.

Smiths Handbuch zur Vertilgung ſchädlicher Thiere, mit 8 Kupfertafeln. 1 Rthlr.

Piepenbrings Anleitung zur Kenntniß verſchiedener Ackererdarten. 14 gr.

Strube practiſche Anweiſung zur Bienenzucht, 2te verb. Auflage. 16 ggr.

Weſtrumbs praktiſche Bemerkungen und Vorſchläge für Brantweinbrenner, 3te verbeſſerte Auflage, mit einem Kupfer. 1 Rthlr.

Deſſen Bemerkungen und Vorſchläge für Bleicher, oder Anleitung zur beſten und wohlfeilſten Methode zu bücken und zu bleichen. 22 ggr.

Ackerbau-Catechismus, oder Anleitung für diejenigen, welche ſich der Landwirthſchaft widmen wollen, vom Amtmann Kannengießer, 8 ggr. In Quantitäten für Landſchulen. 6 ggr.

An die Beſitzer des Elpizon.

Am Ende des 2ten Theils der neuen Ausgabe des Elpizons ſagt der Herausgeber deſſelben:

„Wer den zweyten Theil des Elpizon mit Nutzen leſen will, der thut wohl, wenn er vorher den Piſtevon lieſet. Beyde Bücher gehören in der That zuſammen. Im Piſtevon iſt das Daſeyn Gottes ſo bewieſen, wie es nur bewieſen werden kann; mit je geſtärktern Glauben an Gott man alſo an Elpizon kommt, deſto ſtärker wirken dann auch die Beweiſe deſſelben aus der Gottesidee für die menſchliche Fortdauer."

Von dieſem Buche iſt jetzt gleichfalls eine neue Ausgabe erſchienen unter dem Titel:

Anhang zum Epizon.

in allen Buchhandlungen à 1 Rthlr. 4 gr. zu haben.

Bey den jetzigen Verhältniſſen wird es nicht zur unrechten Zeit ſeyn, das Publikum auf einige vor wenigen Jahren erſchienene Werke aufmerkſam zu machen.

Murhard, Gemälde von Conſtantinopel, 2te verbeſſerte und vermehrte Auflage 1805. 2 Bände mit Kupfern. 4 Rthlr.

— — u. B. Heidecke, Konſtantinopel und Petersburg, der Orient und der Norden, eine Zeitſchrift, erſter und zweyter Jahrgang, jedes 6 Rthlr. 12 gr.

H. von Reimers, St. Petersburg am Ende ſeines erſten Jahrhunderts, mit Rückblicken auf Entſtehung und Wachsthum dieſer Reſidenz unter den verſchiedenen Regierungen während dieſes Zeitraums. 2 Bände gr. 8. mit Titelvignetten, Planen und Charten 1805. Druckpapier 7 Rthlr. Schweizerpapier geglättet und geheftet, 10 Rthlr.

— — ruſſiſche Geſandſchaftsreiſe nach Conſtantinopel im Jahr 1793. 3 Bde. in groß Quart ſplendid gedruckt, mit vielen großen Kupf. 1803. 16 Rthlr.

Dieſes letzte Werk iſt jetzt beſonders intereſſant, da es mehrere, in den jetzigen Verhältniſſen zwiſchen Rußland und der Pforte, ſehr wichtige Nachrichten liefert. Der Geſandte, mit welchem Hr. Etatsrath von Reimers dieſe Reiſe machte, war der im Jahr 1805 bey Auſterlitz kommandirende General Kutuſow. Die Kupfer ſind 1) Das Porträt des Sultan Selim III. 2) Anſicht von Conſtantinopel aus Pera. 3) Bujucktere, ein Sommeraufenthalt der Ausländer aus Conſtantinopel. 4) Ruinen von Sultan Muraths Serail auf der aſiatiſchen Küſte, gegenüber Conſtantinopel. 5) Das Innere der Sophienkirche. 6) Das Hippodram. 7) Karte von Conſtantinopel und dem thrazichen Bosphorus. 8) Zug der Geſandſchaft nach Pera. Sämmtliche Kupfer ſind nicht unter 20 Zoll lang und 10 bis 12 hoch, das Porträt ausgenommen.

Penig im April 1807.

F. Dienemann u. Comp.

Die junge Haushälterin; ein Buch für Mütter und Töchter. Von P. Zimmermann. Fünfte verbeſſerte und in zwey Bändchen zuſammengezogene Ausgabe. Luzern, bey Anich. 1807. 38 Bogen in 8.

„Wie die erfahrne Hausfrau, die mit Ruhe und Liebe eine zweckmäßige Ordnung in ihren häuslichen Einrichtungen erhält, und durch verſtändige Thätigkeit ihren Gatten und ihre Kinder beglückt, allgemeine Achtung und Vertrauen genießt, und wie ſie in und auſſer ihrem häuslichen Kreiſe geſucht und gerne geſehn wird, ſo iſt auch die junge Haushälterinn, die ein Bild wirthſchaftlicher Tugend und heranwachſender Töchtern aufſtellt, vielfältig geſucht und geliebt worden. Eine vierte, binnen zwölf Jahren nach der erſten veranſtaltete Auflage war ſeit einiger Zeit vergriffen und die fortdauernde Nachfrage hat eine fünfte veranlaßt.“ Dieſe Stelle aus der Vorrede des neuen Herausgebers macht jede weitere Empfehlung überflüſſig. Die erſte Erſcheinung des Buchs trifft mit der Stiftung der Zürcherſchen Töchterſchule zuſammen die in der Schweitz und in einigen Gegenden Deutſchlands für den beſſeren Unterricht der weiblichen Jugend als kräftiger Antrieb gewirkt hat. Man hat in der neuen Ausgabe die Sprache verbeſſert, die veralteten Preiſe der Waaren in den Rechnungs-Formularen berichtigt, was allzuſchön weggelaſſen und manche zweckmäßige Veränderung vorgenommen. Das Aeuſſere, aus der Orell'ſchen Officin in Zürich hervorgehend, empfiehlt ſich durch einfache Schönheit. U.

Von Loſſius moraliſcher Bilderbibel iſt vor kurzem des zweyten Bandes erſte Lieferung mit fünf vorzüglich ſchönen Kupferblättern erſchienen und an alle Abbonnenten und Buchhandlungen verſendet worden. Die zweyte Lieferung dieſes Bandes wird in bevorſtehender Leipziger Jub. Meſſe ausgegeben, und wird, wie ich mir gewiß ſchmeichle, mit eben dem Beyfall wie die vorherigen aufgenommen werden, da man den Fleiß der Künſtler bey Anfertigung der fünf neuen Kupfer gewiß nicht verkennen wird.

Gotha, 2. April 1807. Juſtus Perthes.

Blüthenblätter. Von dem Verfaſſer der Heliodora. Mit 1 Kupf. von Jury. 8. Leipzig. 1807. 1 Rthlr. 18 gr. Auf holländ. Poſtpapier 2 Rthlr. 12 gr.

Der Verfaſſer dieſer lieblichen, einfachen Erzählungen iſt dem Publikum bereits ſo vortheilhaft bekannt, daß eine lobpreiſende Anzeige derſelben überflüſſig wäre. Wir zeigen daher bloß den Inhalt dieſer Sammlung an.

I. Klara Elmenau. II. Eugenia. III. Lilas u. Viole; ein Mährchen. IV. Die Freyer. V. Lienhard; eine Scene aus den Unglückstagen der Schweiz. VI. Das Bildniß. VII. Bettina.

Im Intelligenzblatt Nro. 7. ſind folgende weſentliche Druckfehler zu verbeſſern:

S. 25. Spalt 1. Lin. 14 und 15. ſtatt: Threſo — Thraſo. Ebendaſelbſt Lin. 37. ſtatt: riechenden — wohlriechenden. Ebendaſelbſt, nach Lin. 5. von unten, iſt folgende Stelle von dem Setzer überſehen worden:

Wenn Logau in dem Sinngedicht, worin er ein ſchönes Mädchen vor den Bienen warnet, ſagt:

„Werden laſſen Roſ' und Klee, werden alle Blumen laſſen,
Werden deinen Honig nur, werden deinen Zucker faſſen.“

ſo vertauſcht der unſeligſte aller Verbeſſerer die letzte Zeile mit der folgenden:

„Und von deinen Lippen ſich ſüßern Honig wollen naſchen.“

Wer traut ſeinen Augen, wenn er ſieht, daß der Herausgeber einer Sammlung, die ſich ihrer Geſtalt und Beſtimmung nach an die lyriſche Anthologie von Matthiſſon anſchließt, ſich nicht ſchämt, laſſen und naſchen zu reimen? Und iſt es deutſch, zu ſagen: ſich naſchen wollen? Wahrlich, der alte Logau wäre geſchickter, den Herrn Schütz zu verbeſſern, als dieſer klaſſiſche Verbeſſerer ihn! Mit dem Sylbenzählen giebt ſich unſer genialiſcher Verbeſſerer ebenfalls gar nicht ab, und auf eine recht unbarmherzige Weiſe verſtümmelt er die Verſe. Z. B.

„Die Keuſchheit iſt ein ſchöner Sieg
Wider der Verführung Krieg.“

Ferner:

„Dieſer Frühling iſt ſehr kalt;
Die Welt wird nun zum Buhlenalt.“

Ferner:

„Wohlthat übel angewandt,
Wird Uebelthat gar wohl genannt.“

Ebendaſelbſt, Spalt 2. Lin. 4. Nach dem Wort: letzte iſt Band zu ſetzen. Ebendaſelbſt, Lin. 15. ſtatt: Gedicht-Sammlung, Gedichte-Sammlung. Ebendaſelbſt, Lin. 16. nach dem Wort: beſſere, iſt Epigrame zu ſetzen. Ebendaſelbſt Lin. 17. nach dem Wort: befinden, ſtatt des Punkts ein Fragzeichen. Ebendaſelbſt, Lin. 21. nach dem Wort: Ewigkeit, fehlen die Worte: oder wenigſtens in das ſchöne große Publikum.

Intelligenz-Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1807.

Nro. 9.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Neue Englische Bücher im Januar.

Anatomical Examinations complete; or Series of Anatomical Questions, with Answers; 2 vols. foolscap 8vo. 10s. 6d. boards.

Authentic Narrative of the Death of Lord Nelson, with the Circumstances preceding, attending, and subsequent to that Event; the Professional Report of his Lordship's Wound, etc. by W. Beatty, M. D. with a Portrait, 7s. fine 10s. 6d.

The Fall of Mortimer, a Tragedy, by the Right Honourable Morris, Lord Rokeby, 2s. 6b.

The Theatrical Review, No. 1. 1s. to be continued monthly.

Musical Dramas; with select Poems and Ballads, by J. Rannie, 7s.

The Child's Monitor, or Parental Instruction; in five Parts; containing a great Variety of Progressive Lessons, adapted to the Comprehension of Children, by John Hornsey, 3s. 6d. bound.

The Youths' Mentor, by an Experienced Shool-Master, 12mo. 2s. 6d. boards.

An Essay on the Elements, Accents, and Prosody of the English Language; intended to have been printed as an Introduction to Mr. Boucher's Supplement to Dr. Johnson's Dictionary, by T. Odell, M. A. 12mo 3s. 6d. boards.

Exercises upon the different Parts of Speech of the Portuguese Language, referring to the Rules of Vieyra's Grammar; to which is added a Course of Commercial Letters, in Portuguese, by J. Em. Mordente, 3s. 6d.

The Manual of Youth, in three Parts, 1st. Containing sixty Fables, with 120 cuts; 2d. Remarks on Rhetoric, with Various examples on the different Styles, Figures, and Tropes. 3d. A large Collection of Extracts in Prose and Verse, selected from the most approved Authors, both English and French, by J. Ouiseau, 8s.

The Complete Instructor in Drawing, by W. Craig, No. 10; royal folio, 6s. 6d.

A Biographical History of England, from the Revolution to the End of George the First's Reign, being a Continuation of the Rev. J. Granger's Work, by the Rev. Monk Noble, F. A. S. 3 vols. 8vo. 1l. 7s. boards, fine 1l. 16s.

History of the Rise and Progress of the Belgian Republic, until the Revolution under Philip II. from the German of Schiller, by T. Horne, 4s. 6d.

The Gardener's Remembrancer throughout the year; to which is prefixed a View of Mr. Forsyth's Treatise on Trees, by James M'Phail, 8vo. 12s. boards.

A Treatise on Contracts within the Jurisdiction of Courts of Equity, 16s. boards.

Viner's Abridgement, vol. 6. part. 1. 14s. boards.

A Treatise upon the Law of Legacies, by R. S. Donnison Roper, esq. Barrister at Law, 2 vols. 18s. boards.

A Meteorological Journal of the Year 1806, 8vo. 1s. 6d.

An Account of the Ophthalmia, which has appeared in England Since the Return of the British Army from Egypt, by John Vetch, M. D. 6s. boards.

Practical Observations on the Uterine Hemorrhage, with Remarks on the Management of the Placenta, by John Burns, 5s. boards.

A Detailed Account of the Battle of Austerlitz, by the Austrian Major General Stutterhum, with Notes, by a French Officer, translated from the French, by Major Pine Coffin, 8vo.

The Proceedings of a General Court Martial on the Trial of Captain J. Garthwaite, of the Sussex Militia, 5s.

Records of Literature, Domestic and Foreign, No. I. 8vo. 1s. 6d. to be continued monthly.

Censura Literaria, containing Titles, Abstracts, and Opinions of old English Books, etc. by Samuel Egerton Brydges, esq. 3 vols. 8vo. boards, 8s bound.

Graphic Illustrations of the Miseries of Human Life, by W. M. Woodward, esq. No. I. 2s. to be continued every fortnight.

An Account of the South Sea Scheme, 6d.

An Analitical Index to the 16 Volumes of the first Series of the Repertory of Arts, to which is added a general Index to the first 8 Volumes of the Second Series, 10s. 6d.

The Monk of Dissentis, a Romance, in 3 vols. by J. Powell, 12s.

Sans Souci Park, or, the Malange, 3 vols. by Maria Tharmott, 13s. 6d.

Wilhelmina, 2 vols. 6s.

A Summer by the Sea, 2 vols. 10s.

Constance De Lindensdorf; or the Force of Bigotry, by S. Frances, 4 vols, 18s.

A Collection of Songs, Moral, Sentimental, and Instructive, by James Plumptree, M. A. 2 vols. 12mo. 14s. boards.

The Progress of a Corrupt Senator exemplified, in six Characteristic Engravings, with Illustrations in Verse, by W. M. Woodward, esq. 4s. and 7s. 6d. coloured.

The Satires of Aulus Persius; translated into English Verse, with the Latin Text and Notes, 8vo. 7s. 6d. fine 10s.

Admonition, a Poem, on the Fashionable Modes of Female Dress, by G. Ogg, foolscap 8vo. 5s.

Beechey Head, and other Poems, by Charlotte Smith, foolscap 8vo. 5s.

An Evening Walk in the Forest, a Poem, Descriptive of Forest Trees, by a Lady, 1s. 6d.

The Slave and Other Poetical Pieces, being an Appendix to Poems, by the Rev. J. Mant, M. A. 2s. 6d.

Legendary Tales, by F. Smith, 4s.

A Short View of the Political State of Great Britain and Ireland, at the Opening of the New Parliament, with Remarks, etc. 2s.

Reply to a Pamphlet, entitled, The State of the Negociation, 2s. 6d.

Official Papers relative to the Negociation with France, presented by his Majesty's Command to both Houses of Parliament, December 22, 1806, 8vo. 4s.

An Address to R. B. Sheridan, on the Proceedings at the late Westminster Election, including the State of Domestic Politics, etc. 2s.

A Letter to Mr. Whitbread, on the Duty of Rescinding the Revolutions which preceded the Impeachment of Lord Melville, 2s.

Strictures on a Visitation Sermon, preached at Dunberry, in Essex, July 6, 1806, 2s.

Tracts on Various Subjects, all of which have been published before; and are now first collected into one Volume by the Right Reverend Beilby Porteus, Lord Bishop of London, 8vo. 7s. boards.

Discursory Considerations on the supposed Evidences of the early Fathers, that St. Matthew's Gospel was the first written, by a Country Clergyman, 8vo. 3s. sewed.

A Catechism for the Use of all the Churches in the French Empire: to which is added the Pope's Bull, and the Archbishop's Mandamus, translated from the Original, by David Bogne, 3s. 6d. extra, boards.

The Essence, Spirituality, and Glorious Issue of the Religion of Christ to all God's chosen, exhibited in Remarks on the „Verily, Verily", as used by our Lord in many parts of Scripture, by Samuel Bernard, jun. 12mo. 4s. boards.

A Sermon, preached at Leicester, June 6, 1806, at the Visitation of the Right Reverend the Lord Bishop of Lincoln, by the Hon. and Rev. H. Ryder, A. M. Rector of Lutterworth, 1s. 6d.

Select Portions of Psalms, extracted from various Versions, and adapted to Public Worship, with an Appendix, containing Hymns for the principle Festivals of the Church of England, sheep 2s. 6d. calf 3s. 6d.

A Sermon, on the Work and the Reward of the faithful Deacons, by William Newman.

A Discourse, occasioned by the Death of the Right Honourable C. J. Fox, by T. Belsham, 1s.

Oriental Customs; or, an Illustration of the Holy Scriptures, by S. Burder, 2 vols. 9s. boards.

Consideration on the Alliance between Christianity and Commerce, 4s.

A Sermon, preached at the opening of the Chapel of the Philantropic Society, Nov. 9, 1806, by Vicesimus Knox, D. D. 2s.

A Charge to the Clergy, at the Primary Visitation in August, 1806, of the late Right Reverend Samuel Lord Bishop of St. Asaph, 2s.

Travels in Scotland, by an unusual Route, with a Trip to the Orkneys and Hebrides. Containing Characters, Anecdotes, etc. by the Rev. James Hall, A. M. 2 vols. royal 8vo. 1l. 6s. boards.

Neue deutſche Bücher.

Hartert, F. T. Gedichte. 2r Bd. 8. Eiſenach Wittekind. 8 gr.

Kindervateri Posthuma, seu orationes inaugurales etc. adj. orat. perl. 8. Eisenach Wittekind. 8 gr.

Orphal Anweiſung verſchiedene Arten von Vögel zum Niſten in der Stube zu gewöhnen, nebſt einigen Berichtigungen und Zuſätzen zu Bechſteins Naturgeſchichte der Stubenthiere ꝛc. 8. Eiſenach Wittekind. 4 gr.

Gedichte von C. Riemſchneider. 8. Jena. Crökers. 14 gr.

Hoffmann, J. J. J. Critik der Parallel-Theorie. 1r Thl. 8. Jena. Mit 10 Kupfertafeln. Crökers. 1 Thlr. 4 gr.

Petzl vorbereitende Oryktognoſie, zum Gebrauch ſeiner mineralogiſchen Vorleſungen. 8. München. Lentner. 14 gr.

Beck Beyträge zur Philoſophie der Geſchichte und des Rechts der Polizey in Deutſchland und vorzüglich in Bayern. 8. München. Lentner. 5 gr.

Weber, über das Beſte und Höchſte. Vorleſungen, gehalten zu Dillingen. 8. München. Lentner. 16 gr.

Badhauſer, praktiſcher Briefſteller zum Gebrauch für die deutſchen Schulen und zur Selbſtbildung in der Briefſprache. 8. München. Lentner. 1 Thlr. 4 gr.

Sailer, Ueber Erziehung für Erzieher. 8. München. Lentner. 1 Thlr.

Verſtand und Vernunft. Unterſucht von K. Weiller. gr. 8. 19 gr.

Auli Flacci Persii satyræ ed. B. Ortmann cum paraphrasi teutonica et notis illustrantibus. 8. Monachii. Lentner. 11 gr.

Thanner, Handbuch der Vorbereitung und Einleitung zum ſelbſtſtändigen wiſſenſchaftlichen Studium der Philoſophie. Erſter formaler Theil, die Denklehre. Auch unter dem Titel: Thanner Lehrbuch der Logik; mit iſagogen Bemerkungen über das akademiſche Studium als formale Einleitung zur Philoſophie. gr. 8. München, Lentner. 1 Thlr. 4 gr.

Rechnungsaufgaben für ſächſiſche Bürger- und Landſchulen nach der in Neuſtadt erſchienenen Anweiſung zum Rechnen geordnet. geb. 8. in Futteral. Neuſtadt a. d. O. Wagner. 1 Thlr.

Zimmermann, Anweiſung zur Filz- Leder- Holz- und Steinlackirung. 8. Neuſtadt. Wagner. 4 gr.

Unterredungen über die 4 letzten Hauptſtücke des lutheriſchen Katechiſmus, Gebet, Taufe, Beichte, Abendmahl. 2r Thl. Auch unter dem Titel: Unterredungen über das Vaterunſer, wie ſie mit der Oberklaſſe einer nicht vernachläßigten Bürgerſchule gehalten werden können. 8. Neuſtadt. Wagner. 16 gr.

Murhard, Gemälde des griechiſchen Archipelagus. 1r Bd. 8. Berlin. Voß. 1 Thlr. 12 gr.

Siedmogrodzki, lateiniſch-deutſches Wörterbuch über die lectiones latinæ, welche Bröder ſeiner größern lateini-

ſchen Grammatik angehängt hat. gr. 8. Berlin. Voß. 12 gr.

Chemiſches Wörterbuch von M. H. Klaproth und Dr. Wolf. 1r Bd. A — D. gr. 8. Berlin. Voß. 2 Thlr. 8 gr.

Schwerz, Anleitung zur Kenntniß der Belgiſchen Landwirthſchaft. 1r Bd. Mit 7 Kupfertafeln. gr. 8. Halle. Hemmerde. 1 Thlr. 16 gr.

Electra oder die Entstehung des Bernsteins. Ein epischer Gesang von N. Eckermann. 4. Halle. Hemmerde. 6 gr.

Was fangen wir heute an? Eine Sammlung geſellſchaftlicher Spiele und Lieder für gebildete Cirkel. Freunden geſelliger Fröhlichkeit geweihet von W. B. geb. 8. Halle. Hemmerde. 14 gr.

Voß, die Zeiten oder Archiv für die neueſte Staatengeſchichte und Politik. 1807. 12 H. Schreibp. broſch. Halle. (Leipzig, Mittler in Commiſſ.) 8 Thlr.

Michl, katholiſche Kirchengeſchichte, zu Vorleſungen beſtimmt. gr. 8. München. Lindauer. 2 Thlr.

Wolf, Geſchichte Maximilians I. und ſeiner Zeit. Pragmatiſch aus den Hauptquellen bearbeitet. 1r Bd. Mit Maximilians Bildniſſe. gr. 8. München. Lindauer. 2 Thlr. 12 gr.

Wolf, kurzgefaßte Geſchichte, Statiſtik und Topographie von Tirol. gr. 8. München. Lindauer.

Juch, kurzgefaßte aber gründliche Anleitung zur Schönfärberey. 8. München. Lindauer.

Juch, Handbuch der Chemie, für Fabrikanten, Künſtler und gewerbfleißige Bürger. Nebſt einem beſondern Anhange über die Färbekunſt. 8. München. Lindauer.

Kieſewetter, praktiſch-oekonomiſche Bemerkungen auf einer Reiſe durch Holſtein, Schleswig, Dithmarſen und einen Theil des Bremer- und Hannöverſchen Landes an der Elbe. Mit 6 Kupfert. gr. 8. Hof. Grau. 1 Thlr. 8 gr.

Der Staat in der Idee und die Gültigkeit des Geſetzes in demſelben mit Hinſicht auf das Strafrecht. 8. Hof. Grau. 6. gr.

Kleine Abentheuer zu Waſſer und zu Lande, herausgegeben von Chr. Weiland. 7r Thl. 8. Hof. Grau. 1 Thlr.

Fickenſcher, Geſchichte des illuſtris Collegii Chriſtian-Erneſtini zu Bayreuth, Beytrag zur Geſchichte der Bildungsanſtalten. gr. 8. Hof. Grau. 1 Thlr. 8 gr.

Mayer, die heiligen Sakramente der Buße und des Altars in ſechs katechetiſchen Faſtenpredigten dargeſtellt. 8. Augsburg. Riegers. 4 gr.

Stengler, gründliche Anleitung zur theoretiſch- und praktiſchen Geometrie und Trigonometrie. Mit 16 Kupfert. gr. 8. Augsburg. Riegers. 1 Thlr. 8 gr.

Pope, Alexander, Verſuch über die kritiſch-metriſche Ueberſetzung von Dambeck. 8. Prag. Barth. 1 Thlr.

Annalen der Menſchheit. Sammlung der intereſſanteſten Aufſätze ꝛc. Ein Handbuch zur Geiſtesnahrung für alle Stände. 3 Thle. 8. Barth in Prag. 1 Thlr. 8 gr.

Code de procédure civile. Geſetzbuch über das rechtliche Verfahren in Civilſachen, von Daniels. Franzöſiſch und deutſch. gr. 8. Cölln. Keil. 2 Thlr. 20 gr.

Daſſelbe, bloß deutſch. ibid. gr. 8. 1 Thlr. 10 gr.

Sind die öffentlichen Gottesdienſte und Begehungen des heiligen Abendmahls ſolche Religionshandlungen, daß ſie ohne Nachtheil vernachläßigt werden können? eine Preißfrage. gr. 8. Stendal. Franzen und Groſſe. 4 gr.

Hinze, Probe einer Ueberſetzung der Aphorismen des Hippokrates. 8. Stendal. Franzen und Groſſe. 10 gr.

Fritz Freyſtein. Lebenslauf eines Advokaten. 8. Heilbronn. Rauſche. 16 gr.

Stein, Geſchichte des peinlichen Rechts und der Staatsverfaſſung Deutſchlands. gr. 8. Heilbronn. Rauſche. 10 gr.

Theodoſie oder Pflicht und Liebe. Ein Roman für Gebildete des weiblichen Geſchlechts. gr. 8. Heilbronn. Rauſche. 10 gr.

Allgemeiner Bericht von neuen Büchern und Kunſtſachen. 1r Jahrgang 1807. 8. Heidelberg. Mohr und Zimmer. 1 Thlr.

Fichtes und Schellings neuſte Lehren von Gott und der Welt, beurtheilt von J. Fries. 8. Heidelberg. Mohr und Zimmer. 9. gr.

Badiſche Wochenſchrift. 1807. 4. Heidelberg. Mohr und Zimmer. 2 Rthlr. 16 gr.

Creuzer, das akademiſche Studium des Alterthums. gr. 8. Heidelberg. Mohr und Zimmer. 12 gr.

Schlez, gemeinfaßlich geordnete und gemeinnützige Naturgeſchichte für unkundige Liebhaber derſelben. 2te u. letzte Hälfte, mit 10 Kupfertafeln. gr. 8. Heilbronn. Claß. 2 Thlr. 4. gr.

Hoven, Grundſätze der Heilkunde. gr. 8. Heilbronn. Claß. 1 Thlr.

Dietzſch Predigt-Entwürfe über die gewöhnlichen Evangelien an Feyertagen. gr. 8. Heilbronn. Claß. 12 gr.

D'Autel, Communionsbuch für denkende Chriſten. 8. Heilbronn. Claß. 16 gr.

Schwarz, Grundriß der Lehre vom Schulweſen, als Nachtrag zum Lehrbuch der Pädagogik. gr. 8. Heidelberg. Mohr und Zimmer. 4 gr.

Phaedri fabularum Aesopicarum libri quinque in usum scholarum adornavit Oertelius. 8. Auspach. Gassert. 4 gr.

Plinii Caecilii secundi Epistolarum libri X. a Schäfer. 8. Anspach. Gassert. 1 Thlr.

Vue de rives de l'Elbe depuis Dresde jusqu'en Bohême ou voyage au vallon inconnu par Erneste Er.. 8. Dresde. Walther. 12 gr.

Le Quadrille des enfans, ou nouveau systéme de lecture avec Figures. 8. Dresde. Walther. 12 gr.

Pensées morales de divers auteurs chinois p. Levesque, nouvelle édition. 8. Dresde. Walther. 12.

Oeuvres mêlées en prose et en vers de S. A. le prince Charles de Ligne. T. XV. auch unter dem Titel: Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires. T. XXIX. 8. à Vienne. Walther (in Dresden.) 1 Thlr.

Valérie ou lettre de Gustave de Linar à Erneste de G... 8. Dresde. Walther. 14 gr.

Verzeichniß der königlich ſächſiſchen Antikengallerie in Dresden. 8. Dresden. Walther. 6 gr.

Biographie de feu son altesse le prince Charles de Ligne p. Soubiran, nouvelle édition. 8. Dresde. Walther. 8 gr.

Catalogue des Marbres Antiques: Statues, Groupes, Vases, Bustes, etc. dans la galerie des Antiquités à Dresde. 8. Dresde. Walther. 6 gr.

Description de la Galerie des Tableaux à Dresde. 8. Dresde. Walter. 18 gr.

Beſchreibung der königlich-ſächſiſchen Gemäldegallerie in Dresden. 8. Dresden. Walther. 22 gr.

Die würdige Feyer des wiederhergeſtellten Friedens. Eine Predigt am Sonntage Eſtomihi 1807. gehalten von M. J. Junge. gr. 8. Dresden. Walther. 3 gr.

Beſchreibung einer auserleſenen Mineralienſammlung nach H. Werners Syſtem geordnet. 8. Dresden. Walther. 6 gr.

La statue de Pierre le grand. Drame en un acte. 8. Dresden. Walther. 8 gr.

Zwey Predigten, gehalten von zwey Brüdern, dem H.

Digitized by Google

Prof. zu Mietau und H. Paſtor zu Sahlen, Bilderling. gr. 8. Dresden. Walther. 6 gr.

Webers lateiniſch-deutiches und deutſch-lateiniſches Univerſalwörterbuch. 3 Bde. 4te Ausgabe. gr. 8. Dresden. Walther. 3 Thlr. 8. gr.

Der franzöſiſche Leibnitz. 8. Frankfurt und Leipzig. (Kummer in Commiſſ.) 10 gr.

Fiſcher, J. E. Grundriß der geſammten höhern Mathematik ꝛc. zum Selbſtunterricht. 1r. Band. Mit 6 Kupfern. gr 8. Leipzig. Kummer. 3 Thlr.

Bey Adolph Schmidt iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nahrung für weibliche Seelen, welche beglückend, auch ſelbſt glücklich ſeyn und bleiben möchten. Hamburg, bey Adolph Schmidt, 1807. Preis 2 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: Freude iſt Lebenswürze und befördert die Lebensdauer. — Familienglückſeligkeit iſt die edelſte aller Erdenfreuden. — Frauenzimmerruf iſt wichtig auch im Beſitz der Unſchuld. — Auguſte, eine Geſchichte zur Beherzigung und Warnung für Mädchen. — Die Muſik, eine Art von Sprache. — Guter Rath einer Dame an Damen. — Mädchenzauber. — Lebenslauf eines jungen ſchönen Mädchens. — Die Launen des Schickſals. — Toilletten-Gebräuche des alten Roms. — Zorn und Widerſpruch der Schönen. — Die Tugend der Sanftmuth. — Charakter und Laune der Weiber. — Zur Beherzigung der überſtrengen Beurtheiler aller Launen. — Unglückliche Folgen eines Fehlers verreiſender Damen. — Der erſte Eindruck. — Die Nachwelt an die Schönen des neunzehnten Jahrhunderts. — Emilie Werner, oder das Erwachen zur Tugend; (für künftige Gattinnen). — Allgemeine Maskerade. — Die Herrſchſucht der Einbildungskraft. — Das Befehlen und Gehorchen im Eheſtande. — Maximen des Morgenlandes. — Eine Hündinn beſchämt manches Weib in Ausübung der Mutterpflichten. — Schönheit und Geſchmacks-Verſchiedenheit. — Langeweile. — Unklugheit und Unmoralität des Ammenhaltens. — Die Seelenwanderung. — Der Liebe Lohn. — Ein Gothe verehrt und belohnt die Tugend eines ſtandhaften Weibes. — Das Wünſchen. — Die Hektik des Narren. — Die Kennzeichen der Liebe. — Die Täuſchungen der Liebe. — Theure Küſſe. — Weibliche Lebensklugheit. — Männergröße des Weibes; oder: der Geiſt hat kein Geſchlecht. — Die Reinlichkeit iſt eine wichtigere weibliche Tugend, als manche glauben mag. — Was ſind Leiden? — Die Thorheit des Klagens. — Frage an eine Schöne. — So kann man ſchlafend irren. — Was iſt Koketterie? — Frauenzimmer-Ehre. — Das dankbare Lottchen. — Minnegeſang der Vorzeit. — Lob und Tadel. — Nadeln, im Munde gehalten, richten Unglück an. — Lüſternheit. — Des Menſchen erhabenſte Freude. — Ein Geſchichtchen von Addiſſa. — Rath einer Mutter für ihre heyrathende Tochter. — Schönheit der Seele. — Die Vernunft der Liebenden. — Wie wählt man einen Gatten vernunftmäßig? — Die Zwiſtigkeit der Liebenden. — Der Widerſpruchsgeiſt — Das gelbe Fieber des ehelichen Glücks. — Allmacht der tugendhaften Liebe. — Die Roſenverwandlung. — Vorenthaltung des Ja-Worts. — Nöthige Wachſamkeit jedes der Liebe empfänglichen Herzens. — Für Eheſtands-Candidaten beyder Geſchlechter. — Was iſt Liebe? — Münchers gefolterte Nonne. — Das Gift der Schmeicheley. — Sympathie iſt Selbſtliebe. — Moralgeſetz. — Warum iſt Weiberfreundſchaft ſo ſelten? — Edle Empfindſamkeit eines ſechsjährigen Mädchens. — Brevier eines leichtſinnigen Ehemanns. — Mädchen-Augen. — Der Liebenden Aufopferung. — Hohe Tugend bey großer Dürftigkeit. — Die Qualen der Liebe. — Mittheilung und Mitgefühl. — Mann und Weib. — Verſorgung ſtiftet die meiſten Ehen. — Eine Landcharte vom Reiche der Liebe gewöhnlichen Schlages. — Großmuth einer Opernſängerinn von ſeltner Art. — Eine Katze verklagt die Magd ihrer Gönnerinn. — Mädchen-Beſtimmung. — Beherzigenswerthe Gedanken. — Eine Pariſerinn zieht ſich durch Haarputz Eiterbeulen zu. — Liebe. — Die Einſamkeit der Liebenden. — Die Wonne der Thränen. — Freundſchaft und Liebe. — Den Koketten iſt einzig um Eroberung zu thun. — Die Beſtändigkeit wahrer Liebe. — Radotage über die Weiber. — Licht und Liebe. — Weibertreue der Indier. — Himmelweiter Unterſchied zwiſchen verliebt ſeyn und lieben. — Recept für ein junges Frauenzimmer, das gern ſchön ſeyn will. — Hoffnungsloſe Liebe. — Jugendliche Schwermuth. — Jacob's I. königlicher Schwur; doch nicht einzig in ſeiner Art? — — — Die Allmacht und Allgegenwart der Liebe. — Aufmerkſamkeit, wie viel vermag ſie! — Beſcheidenheit, der ſchönſte weibliche Schmuck. — China's Weiber-Schuhzeug. — Alſo wäre der Putz eine Untugend? — Die weiß gewordene Negerinn. — Ohne Liebe zur Ordnung gefällt kein Frauenzimmer. — Das Tanzen unter obrigkeitlicher Aufſicht. — Leerheit des Herzens ſetzt Mangel an Liebe voraus. — Liebesbrief. — Theuer erkaufte weibliche Erfahrung. — Keuſchheit. — Familienband und Kinderzucht bey Thieren; zur Beſchämung mancher Mutter. — Der Liebe Herrſchaft. — Ein Löwe ſtirbt vor Gram über den Tod ſeiner Wärterinn. — Eheliche Gleichgültigkeit — eine Folge des Mißgriffs. — Unterſchied zwiſchen Jungfer, Jungfrau, Dirne, Magd und Mädchen. — Unterſchied zwiſchen Eiferſucht, Neid, Mißgunſt und Scheelſucht. — Die Thorheit des Schminkens. — Der Neuheit Reitz. — Die Grundpfeiler der Liebenswürdigkeit. — Unterſchied zwiſchen Lieben und Gutſeyn. — Tapferkeit eines Weibes aus Rache. — Mütter geben den Katzen ihre Kinder preis. — Liebe ohne Hochachtung iſt nicht Liebe. — Liebe und Gegenliebe. — Der Tanz und die Tanzwuth. — Eheliche Freyheit ſetzt nicht Schaamloſigkeit voraus. — Nahrung der Liebe. — Weiber-Nettigkeit. — Unterſchied zwiſchen Liebe und Freundſchaft. — Eiferſucht einer Löwinn. — Liebeskalender. — Das Gefallenwollen iſt ſehr natürlich. — Stutzer-Fadheit. — Unterſchied zwiſchen Liebe und Zärtlichkeit. — Freundſchaft. — Weiblicher Anſtand. — Leſewuth. — Hoffnung Lebensbalſam.

Plan von Conſtantinopel und Danzig.

Nachſtehende Plane von zwey jetzt vorzüglich intereſſanten Städten ſind ſo eben bey uns erſchienen, und in allen ſoliden Buchhandlungen für die beygeſetzten Preiſe zu bekommen.

1) Plan von Conſtantinopel, aufgenommen von F. Kauffer und J. B. Lechevalier. In gewöhnlichem Landcharten-Format, 8 gr. Sächſ. oder 36 kr. rheiniſch, auf Olifantpapier 12 gr. oder 54 kr.
2) Charte der Stadt und des Hafens von Danzig und der umliegenden Gegend. gr. Fol. 3 gr. oder 14 kr. Rheiniſch.

Weimar im April 1807.

Das Geographiſche Inſtitut.

XX IX.XX

GEARBEITET NACH
QUALITÄTSNORM
RAL RG
495

Digitized by Google

Digitized by Google